Globus


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



L. Mau
Neukalen

Globus.

XLV. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Fünfundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1884.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Biographisches, Personalien.

Verfasser

(auch von übersetzten und herübergenommenen Artikeln).

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Italien.

Asien.

Persien (Dieulafoy's Reise).

Niederländisch-Indien.

Himalaja (Ujfalvy's Reise).

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Nordwestküste.

Mexiko.

(Charnay's Reise.)

Südamerika.

(Wiener's Reisen.)

Karten, Profile ꝛc.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLV. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

X.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Da der Ramazan in drei Tagen zu Ende ging, so schien es Herrn und Frau Dieulafoy an der Zeit, die Erlaubniß zum Besuche der Moscheen und sonstiger religiöser Gebäude des mohammedanischen Theiles der Stadt nachzusuchen. Unglücklicherweise wurden die Schwierigkeiten, welche die Priester ohnehin schon der Gewährung solcher Gesuche entgegenstellen, noch dadurch vermehrt, daß im Augenblick der Gouverneur der Provinz nicht anwesend war. Nur dieser allein, er ist der älteste Sohn des Schahs und führt den Namen Zelleh Sultan, d. i. Schatten des Königs, besitzt Autorität und Macht genug, um dem Fanatismus des Klerus mit Erfolg Widerstand zu leisten. Zwar hatte der Prinz vor seiner Abreise aus Ispahan einen Untergouverneur ernannt, indessen war die oberste Leitung der Geschäfte seinem Leibarzt und Vertrauten, dem General Mirza Taghi Chan, übertragen, an welchen die Reisenden durch ihren Landsmann Dr. Tholozan, den Leibarzt des Schahs, empfohlen worden waren. Dieser erklärte ihnen offen, daß Ispahans Bevölkerung zum Theile sehr fromm und bigott, dabei händelsüchtig und reizbar sei, und daß namentlich die sehr zahlreichen Abkömmlinge des Propheten die Abwesenheit des Prinzen leicht benutzen könnten, um für dessen Strenge gegen die schiitische Geistlichkeit und seine Bevorzugung der Christen an den Reisenden ihr Müthchen zu kühlen; er empfahl ihnen deshalb, sehr vorsichtig zu sein und keine Moschee zu betreten, ehe nicht von dem in Burudschird weilenden Prinzen der Firman an die obersten Geistlichen eingetroffen wäre, durch welchen dieselben zur Ertheilung der Erlaubniß angehalten werden sollten. In der Zwischenzeit machten die Reisenden sich an das Studium derjenigen Bauwerke, welche nicht ausschließlich religiösen Zwecken dienten.

Die interessantesten dieser Gebäude befinden sich in der Nähe und Umgebung des Palastes, der einst vom Schah Abbas und seinen Nachfolgern erbaut wurde.

Der Pavillon Tschehil Situn („der vierzig Säulen“) war die erste Sehenswürdigkeit jener Art, zu welcher die Fremden auf Veranlassung Mirza Taghi Chans ihre Schritte lenkten. Derselbe liegt in der Mitte eines weit ausgedehnten Hofes, der von niedrigen Mauern begrenzt und mit alten Bäumen und baumartigen Rosensträuchern bepflanzt ist. Nach Norden zu schweift der Blick über ein mit Wasser gefülltes Bassin bis zu den weißen Marmorstufen einer bedeckten, auf Säulen ruhenden Halle, welche als Eingang zum eigentlichen Palast dient. Derselbe wurde zur Zeit des Schah Hussein erbaut und scheint auf den Fundamenten eines ältern Bauwerks aus der Zeit des Schah Abbas, das seinerseits wiederum auf ein sassanidisches folgte, zu ruhen: einige Skulpturenfragmente, die hier und da in das Mauerwerk eingelassen sind, führen auf diese Vermuthung hin. Das vor dem jetzigen Pavillon vorhanden gewesene Gebäude wurde unter Schah Hussein während eines großen Festes ein Raub der Flammen. Es wäre ein Leichtes gewesen, den Brand zu löschen; indessen befahl der Schah, man solle dem göttlichen Willen sich nicht widersetzen und den Flammen nicht Einhalt thun,



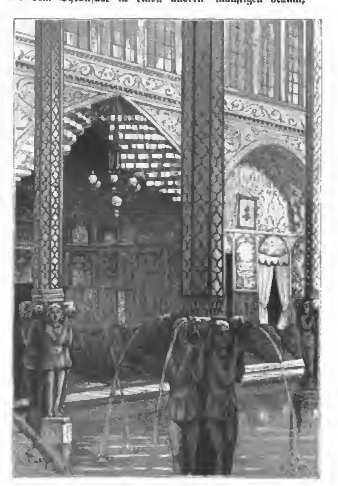
Halle im Tschehil-Situn (Palast der vierzig Säulen).

jedoch gelobte er gleichzeitig, einen neuen herrlichern Bau auf den Trümmern erstehen zu lassen. Achtzehn Säulen aus Cedernholz, welche mit rautenförmig geschnittenen Spiegelgläsern bekleidet sind, tragen das Dach der Halle, welche vor dem eigentlichen Palaste liegt; die mittelsten derselben ruhen auf wasserspeienden Löwen. Ein Kranzgesims von Holzmosaik, untermischt mit funkelnden Sternen, trägt die Decke, welche aus quadratischen Feldern mit eingepaßten Spiegelgläsern, die wiederum von Krystall-Prismen eingeschlossen sind, besteht. Durch eine im Hintergrunde dieser Halle belegene Eingangspforte gelangt man in den ehemaligen sogenannten Thronsaal; der Thron selbst ist freilich im Jahre 1721 von den Afghanen entführt oder zerstört worden, indessen ist an Pracht und Kostbarkeit der Ausschmückung noch immer genug für das Auge vorhanden. Der hauptsächlichste Zierrath wird erzeugt durch die mannigfaltigsten Nebeneinanderstellungen von Spiegeln verschiedenster Größe, die sich meist in vergoldeten Rahmen befinden. Uebrigens ist es so leicht nicht, ein richtiges Urtheil über diesen, den persischen Luxusbauten so eigenthümlichen Schmuck in seinem jetzigen Zustande zu gewinnen: die Spiegel, die so herrlich funkeln könnten, wenn sie gereinigt würden, gewähren jetzt den Anschein alter gebräunter und durch die Länge der Zeit oxydirter Silberplatten.

Drei Thüren, reich mit Holz-Mosaik ausgelegt, führen aus dem Thronsaal in einen andern mächtigen Raum,



Pavillon Hescht-Behischt.



Palast Ser-puschideh.

welcher, dieselbe Breite wie der Thronsaal und die beiden zu dessen Seiten gelegenen Zimmer einnehmend, von drei auf Hängebogen ruhenden Kuppeln überwölbt ist. Die mittlere derselben ist roth, die beiden anderen blau ausgemalt, während die Hängebogen in längliche, mit zierlichen Gold-Arabesken geschmückte rhombenartige Felder eingetheilt sind.

Unterhalb der Kuppeln hat man die Füllungen mit Schlachtenbildern oder sonstigen Darstellungen von Ereignissen aus der persischen Geschichte versehen. Alle besitzen sie die Vorzüge, nicht minder aber auch die Mängel der persischen Malereien: Ueppigkeit des Kolorits und minutiöse Darstellung des Nebensächlichen auf Kosten der Hauptfiguren. Letztere lassen im Allgemeinen an Steifheit nichts zu wünschen übrig und sind ohne jede Rücksicht auf die Gesetze der Perspektive entworfen.

So stellt das eine derselben einen Kampf dar, auf welchem vorzugsweise eine Anzahl von Negern, schwarz wie Ebenholz, auf weißen Elephanten ins Auge fällt, während auf einem andern der Schah Abbas, begleitet von seinem Generalissimus Allah Verdi Chan, indische Gesandten empfängt. Typen und Kostüme, das Schillern der golddurchwirkten Stoffe und das Funkeln der Edelsteine ist vorzüglich wiedergegeben; aber dafür sind die Leiber einiger im Vordergrunde angebrachten Tänzerinnen durchaus unproportionirt.

Zwischen diesen großen Kompositionen und dem Getäfel der Decke breitet sich ein aus kleinen Gemälden gebildeter zierlicher Fries aus, welcher mit Anmuth behandelte Scenen aus dem häuslichen Leben darstellt. Im Ganzen liefern alle diese Bilder interessante Beiträge zur Kenntniß des persischen Kostüms unter den Sofis.

Bei all diesen Betrachtungen machte General Mirza Taghi Chan in zuvorkommender Weise den Cicerone. Dieser Mann ist merkwürdig dadurch, daß er die verschiedensten Aemter bekleidet. General ist er freilich, indessen, wie auch in Rußland, nur dem Namen nach; gleichzeitig aber verwaltet er das Amt eines Rektors der Universität von Ispahan und ist Redakteur einer amtlichen Zeitung, letzteres ein Zeichen besondern Vertrauens seitens des Prinzen; denn der Schah selbst z. B. vertraut niemandem die Leitung der öffentlichen Meinung an, sondern schreibt seine officielle Zeitung selbst und überläßt dem Premierminister nur den rein litterarischen Theil. Mit der eben erwähnten Universität hat es auch seine eigene Bewandtniß, denn die Studenten sind bei ihr ebenso wenig zahlreich wie die Professoren. Die Kollegien in der Physik, der Mathematik, der Geschichte und den fremden Sprachen liest insgesammt ein junges Universalgenie, welches den Tag über hauptsächlich im Opiumrausche hinbringt. Dieser „Mann der Wissenschaft“ hat seine Studien freilich in London und Paris absolvirt, aber, anstatt sich in Wahrheit denselben hinzugeben und seinen Geist und seine Anlagen durch den Verkehr mit Abendländern zu entwickeln, war er, wie viele seiner Landsleute, nur nach Europa gekommen, um außer den ihm bekannten asiatischen Lastern noch die abscheulichsten des Occidents sich anzueignen. Das Gebäude, in dem jener Lehrer seinen Hörern Weisheit spendet, ist der Pavillon Hescht-Behischt und liegt, wie der Tschehil Situn, inmitten herrlicher Gartenanlagen, welche allerdings ihren echt persischen Charakter nicht verleugnen können: vollständige Blumenfelder, bestanden mit schattigen Platanen, decken den Boden. Jene weisen gleichzeitig so verschiedene Farben und Arten auf, daß ein europäisches Auge erst längerer Zeit bedarf, um sich mit diesem Farbenchaos einigermaßen vertraut zu machen. Und doch, wenn die Sonne ihre Strahlen über jenes Blumenmeer ergießt, ist der Anblick aus der Ferne so übel nicht; ja, bei all seiner Seltsamkeit wirkt das Ganze in überraschender Weise. Der Name Hescht-Behischt („acht Paradiese“) deutet auf die ehemalige Bestimmung des Gebäudes hin: dort wohnten acht Favoritinnen des Schahs Fath Ali, indessen ist heute, nach kaum sechzig Jahren, keine Spur des Daseins jener Schönen mehr vorhanden. Einzelne Wandgemälde, darunter eines den genannten Fürsten, umgeben von seinen Söhnen darstellend, sind noch einigermaßen vom Zahne der Zeit verschont geblieben; ebenso ein anderes, auf dem der Schah sich über den Hals seines Pferdes biegend, einem wilden Thiere den Speer in den Rachen stößt; ob letzteres ein Löwe oder ein Panther sein soll, hat der Verfertiger des Bildes dem jeweiligen Beschauer zu entscheiden überlassen.

Im weitern Verlaufe der Anwesenheit der Reisenden in Ispahan wurden sie eines Tages vom Stellvertreter des Prinzen, dem Unter-Gouverneur, empfangen. Schon in der Morgendämmerung wurde nach der Residenz desselben aufgebrochen, da er den Wunsch geäußert hatte, seine Gäste zwei Stunden nach Sonnenaufgang zu begrüßen. Die Aufnahme war eine ceremonielle, da der Gouverneur, der sich des reinen Persisch von Schiras, seiner Heimath, mit großer Einfachheit des Ausdrucks während der Unterhaltung bediente, nach Art hoher persischer Würdenträger ein reiches Gewand angelegt hatte: eine Koledscha von violettem Atlas, Abba von Kameelshaar, durchzogen von Goldfäden, und eine Mütze von feinem Astrachan nach der alten Mode. Der Unter-Gouverneur gilt für einen der besten Plauderer im Lande, was den Fremden nur so willkommener sein mußte, da sie, wißbegierig, von ihm die werthvollsten und interessantesten Aufschlüsse über Land und Volk in Persien erhalten wollten und auch erhielten.

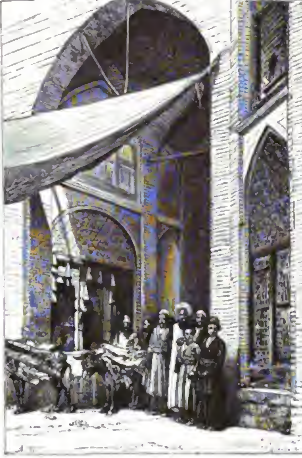


Sultan Makud Mirza, der älteste Sohn Nasr ed-Din's.

Einen reichen Gesprächsstoff bildete unter anderm bei der Unterhaltung die Geschichte der letzten Jahrhunderte; edle und wilde Charakterzüge der Regenten, insbesondere des oft genannten Schah Abbas, theilte er in bunter Aufeinanderfolge den gespannt Lauschenden mit und bemerkte mit Befriedigung die Bewegung seiner Zuhörer; aber trotzdem hielt er plötzlich mit Reden inne und schlug den Fremden vor, den Pavillon Ser-puschideh, die Residenz des Prinzen Zelleh Sultan in Ispahan, zu besuchen. Auch dieser ähnelt im Inneren sehr dem Tschehil Situn: das Dach wird von vier rechteckigen Säulen getragen, deren Fuß von je vier Figuren, junge Mädchen darstellend, gebildet wird; dieselben tragen Löwenköpfe in den Händen, aus deren Rachen sich nach allen Richtungen hin Wasserstrahlen in ein weites Bassin ergießen. Diese Figuren waren die einzigen, welche den Reisenden in ganz Persien aufgestoßen sind; obgleich sie ein vollgültiger Beweis dafür sind, daß die persischen Bildhauer in ihrem Fache noch viel bis zur höchsten Vollendung zu lernen haben, darf doch nicht verschwiegen werden, daß die Mädchenbildsäulen nicht einer gewissen naiven Anmuth entbehrten.

Das größte der in diesem Palaste vorhandenen Zimmer ist vollständig nach europäischem Muster möblirt: unter

anderm befindet sich darin ein großer Stehspiegel, welchen der Prinz häufig vor sich hinstellen läßt, um vermuthlich mit selbstgefälligem Lächeln all seine Bewegungen zu betrachten und zu prüfen, ob sie diejenige Anmuth und Majestät verrathen, welche einem Nachkommen der Kadscharen zukommt. Hat sich Allah einst gegen Zelleh Sultan großmüthig gezeigt, indem er ihm einen klaren, durchdringenden Verstand verlieh, so kann Gleiches von den körperlichen Vorzügen des Prinzen gerade nicht behauptet werden; nach den zahlreichen von ihm vorhandenen Bildern zu urtheilen, ist der Sohn des Königs klein und stark. In Folge eines Schlages, den er in seiner Kindheit auf ein Auge erhielt, hängt das eine Lid ein wenig herab, so daß er wahrlich keine Ursache hat, auf sein Aeußeres stolz zu sein. Indessen würde ein orientalischer Prinz niemals zugeben, häßlich zu sein, und sollte ihm eines Tages wirklich die Anwandlung kommen, die volle Wahrheit zu erfahren, so würden die ihn umlagernden Schmeichler schon dafür sorgen, ihn von diesen „eines Fürsten unwürdigen“ Gedanken so schnell als möglich zu befreien. So auch hier; der Prinz Zelleh Sultan glaubt mindestens ein naher Ver-



Armenisches Karawanserai.

wandter Apollos zu sein und die Pflege seiner Person und die Sorge für seine Bekleidung, besonders für schmucke europäische Uniformen, ist eine seiner Lieblingsbeschäftigungen.

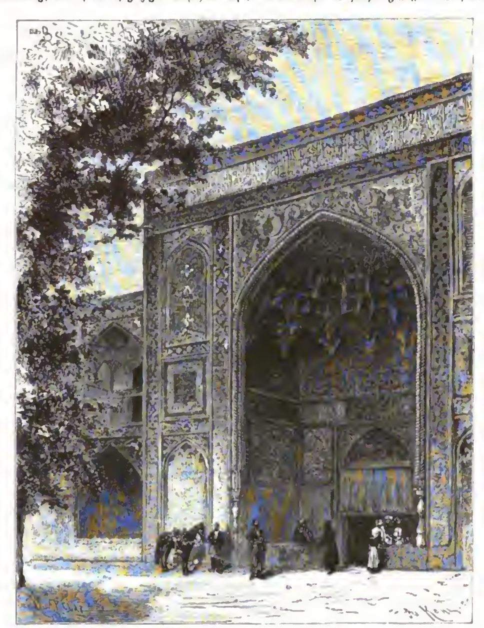
Im hintern Theile des Ser-puschideh befindet sich der Harem des Prinzen und hier ist nach Aussage der Dienerschaft auch der Ort, wo der Prinz den Versuch gemacht hat, eine für ein orientalisches Land erstaunliche Neuerung einzuführen: es befinden sich dort die Ställe für vier wohlgenährte Schweine. Bedenkt man, daß bis dahin kaum jemals dieses Thier oder Theile eines solchen, in welcher Zubereitung auch immer, die Grenzen Persiens überschritten haben, so muß man das Ansehen und die Energie des Prinzen bewundern, mit der er den Widerstand, der ihm von allen Seiten in der mohammedanischen Welt offen und insgeheim bei der Ausführung dieses und anderer Pläne entgegengesetzt wurde, zu besiegen verstand. Obwohl die Priester mit Schrecken auf die Handlungsweise Zelleh Sultans blickten, wagte niemand, ihm offen seine Meinung ins Gesicht zu sagen, da der energische Charakter des Prinzen von seiner Jugendzeit an zur Genüge bekannt ist. Ließ derselbe doch



Fayence-Platte im Bala-chaneh des Tschaar-Bag.

schon als zwölfjähriger Knabe sich einen Säbel mit der Aufschrift „Mit dieser Waffe werde ich meinen Bruder, den Waljat, tödten“ anfertigen. Denn diesem, als dem ältesten von einer Kadscharen-Prinzessin geborenen Sohne kommt nach Nasr ed-Din's Tode der Thron rechtmäßig zu. Damals entging der jetzige Zelleh Sultan mit Noth der Blendung; aber seine ehrgeizigen Absichten auf die Herrschaft hat er nicht aufgegeben, nur sie besser zu verbergen hat er gelernt.

Bei der Rückkehr von dem Besuche des Ser-pnschideh machten die Reisenden noch dem Bala-chaneh des Tschaar-Bag einen kurzen Besuch, den sie in keiner Weise zu bereuen hatten, da sie dort den Anblick von Fayencetafeln von vollkommenster Schönheit genossen. Dieselben, in verschie-



Thor der Medresseh Schah Sultan Hussein.

dene Bilder eingetheilt, stellen Scenen aus dem Harem dar, welche in ihrer Behandlungsweise unzweifelhaftes Lob verdienen. Die Kleider der Frauen bestehen aus Brokatstoffen, die Kopfbedeckungen aus Turbanen oder edelsteinbesetzten Diademen und sind in den lebhaftesten Farben gehalten, während im schroffen Gegensatze dazu die Gesichter denselben Ton zeigen, wie der Hintergrund, nämlich ein milchiges Weiß. Allem Anschein nach hat als Modell für alle diese Figuren nicht der schöne Typus der Iranierinnen gedient, sondern ist in China zu suchen. Auch sonst finden sich in Persien Teller und Vasen, blau auf weißem Grunde gemalt, welche zum Verwechseln chinesischen Porcellanen gleichen.

Schon verschiedene Male waren die Fremden bei ihren Streifzügen an der Medresseh (Schule) des Schah Hussein vorübergekommen, ohne jedoch je dort einzutreten. Am 3. September endlich wurde die Absicht ausgeführt.

Die in einen Spitzbogen auslaufende grandiose Eingangspforte erhebt sich in der Mitte einer Front mit zwei Etagen von fast 100 m Länge; rund um den Bogen läuft eine breite, schraubenartig gewundene Verzierung von türkis-

blauer Fayence, unten auf Fundamenten von Alabaster ruhend. Das eigentliche Thor besteht aus Cypressenholz und ist mit kunstvoll ciselirten Silberplatten reich verziert. Wenn man die Schwelle überschreitet, tritt man in eine achteckige, von einer Kuppel überdeckte Vorhalle. Zur rechten und linken Hand befinden sich Holzstufen, auf denen Verkäufer von Eßwaaren ihre Schätze ausbreiten: prachtvolle Pfirsiche, Weintrauben, saure Milch, Gurken, Spießbraten u. s. w., mit einem Wort alles, was zu einem wohl ausgerüsteten persischen Restaurant gehört, ist hier zu finden. In den Ruhepausen treffen Lehrer und Schüler hier zusammen, um sich zu erfrischen und gemeinsam ihre Mahlzeit einzunehmen.

Das Vestibül ist auf vier Seiten von Thüren durchbrochen; die Ausgänge rechter und linker Hand führen nach Seitenhallen, der dem Haupteingang gegenüberliegende auf den Hof des bewunderungswürdigen Baues, welcher von Gruppen prachtvoller Platanen beschattet wird.



Derwisch und Student in der Medresseh Schah Sultan Hussein.

Zu jener Zeit waren nur wenige Schüler anwesend, so daß es den Reisenden nach Belieben freistand, ihren photographischen Apparat zu benutzen, während sich ihr Begleiter, Pater Pascal, zu den ihm wohlbekannten Mollahs und Lehrern begab und eine kleine theologische Kontroverse mit ihnen erörterte. Der merkwürdigste in der Gruppe der freundschaftlich Streitenden war ein Derwisch mit langen ungepflegten Haaren, der für gewöhnlich auf einem großen, zur Aufbewahrung von Getreide benutzten Thonkruge seinen Platz hatte und, da er ein wenig verdreht war, von den Studenten mit großer Ehrfurcht angesehen wurde. Als er vor Jahren in die Medresseh kam, war er im Besitze einer Filzkappe, die ihm bald darauf gestohlen wurde. Trostlos suchte er nach ihr umher und brachte schließlich mehrere Monate lang die Zeit von der Morgendämmerung bis zu Sonnenuntergang auf dem Begräbnißplatze zu. Als ihn

jemand um den Grund dieses Benehmens fragte, antwortete er: „Ich warte auf den Dieb. Er wird hierher kommen, da jedermann hierherkommt, und dann werde ich meine Mütze zurückerhalten.“

Von großem Interesse war ein darauf folgender Besuch im armenischen Karawanserai, einem der belebtesten Theile des kaufmännischen Viertels, das zu den besuchtesten und reichsten des Orients gehört; selbst nicht in Konstantinopel, Teheran oder Kaschan ist die durch die Straßen des Bazars fluthende Menge auch nur annähernd so groß, wie hier. Altchinesische und altjapanische Porcellane, ciselirte Kupfergefäße aus Schah Abbas' Zeit, mit Türkisen und Perlen besetzte, massiv silberne Hängelampen und ähnliche Kostbarkeiten schmücken die Auslagen und machen manche Straßen zu wahren Museen. Museum ist auch das richtige Wort, denn der Fremde muß sich damit begnügen, jene Kunstwerke zu bewundern; an ein Kaufen derselben ist nicht zu denken. Denn ihre Besitzer kennen den Werth derselben, sind stolz darauf und gäben sie für kein Geld her. Uebrigens ist ihr Zweck kein ausschließlich dekorativer; sie enthalten alle große Sträuße von weißen und gelben Rosen, Hyacinthen und Jasmin, deren durchdringender Geruch oft stärker ist, als die üblen Ausdünstungen des sich drängenden Volkes.

Erwerbungen der Ethnographischen Abtheilung des Berliner kgl. Museums von der Nordwestküste Nordamerikas.

Von Professor A. Bastian.

I.

Die Gründe, welche dazu veranlassen mußten, für die ethnologische Rettung eines der wichtigsten Komplexe unsers Erdballs außergewöhnliche Anstrengungen zu versuchen, habe ich in einem Vortrage in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 22. April 1882 bereits berührt (s. Verh. der Berliner Anthropol. Ges., Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XIV).

Von dem ganzen ausgedehnten Areal der nordamerikanischen Nordwestküste fanden sich im alten Besitz der ethnologischen Sammlung des königlichen Museums, einer der ältesten unter den bestehenden, kaum ein halbes Dutzend zufällig dorthin gelangter Stücke, und die übrigen Museen waren durchschnittlich kaum reichlicher versehen, mit Ausnahme etwa des Smithsonian Institute, das durch die Ergebnisse von Dall's Reisen in Alaska (also auf den nördlichen Grenzstrecken) ausgestattet war, sowie in Folge der mit der russischen Regierung eingeleiteten Beziehungen.



Vorderseite.



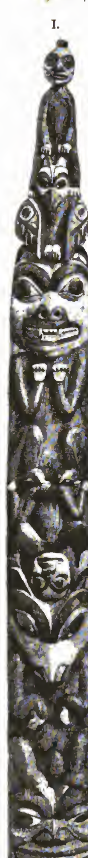
Rückseite.

Eßschale aus Horn (1/2 der natürlichen Größe).

Die ausgebauchten Seiten sind mit Reliefs geschmückt. Vorne sieht man ein rundes Menschengesicht mit seltsamer Bekrönung auf einem Körper sitzend, der den Gefäßboden darstellt, und dessen beide Arme mit dreifingerigen Händen rechts und links neben dem Kopfe in die Höhe, d. h. nach vorwärts greifen. Auf der Rückseite befindet sich ein breites, grinsendes Thiergesicht, das die Zunge zeigt; die Arme reichen hier nach rückwärts.

Außerdem waren für die centralen, besonders beachtens-

I.



Bemaltes Hauspfeilermodell aus Holz.

II.



Hölzernes Modell eines Hauspfeilers von seltsamer und sehr komplicirter Komposition.

III.



Bemaltes hölzernes Modell eines Hauspfeilers.

I. Auf einem breiten, grinsenden Menschenantlitze sitzt ein wolfsköpfiges Wesen mit Klauen statt der Hände; ein kopfüber sich einstemmender Mann bildet den Sitzpunkt für die nächste Hauptfigur, die, die Handflächen gegen vorn haltend, die Arme an die Brust legt, und deren halb thierisches, halb menschliches Gesicht eine breite Hundenase und starkes Gebiß zeigt. Oben sitzen kleine Thierohren an, zwischen denen ein mit ähnlichen Ohren begabter rothbrüstiger Adler sitzt, über dem nun wieder ein Mensch, der auf dem Kopfe eine rothe Kugel trägt, den Adlerkopf zwischen die gespreizten Beine nehmend, sitzt. Die Körper sind durchweg rothbraun, Mund und Nüstern roth, Augenbrauen, Iris, das Gefieder des Adlers schwarz, die Augen und Zähne an dem untersten Kopfe und der zweiten Hauptfigur weiß gefaßt.

II. Im Ganzen sind es drei Hauptfiguren, die aufeinander kauern, doch sind nur von der mittlern die Beine sichtbar; die unterste Hauptfigur ist ein sitzender Adler, vor dessen Brust eine gegen unten liegende Ente und ein Fisch zu sehen sind. Darüber sitzt ein seltsames Gebilde mit menschlichem Gesicht, an dessen Kinn ein vorstehender langer Schnabel sich anschließt, an welchen das Wesen seine Hände anhält. In den Armen selbst erscheinen mit Hutaufsätzen aufgeputzte Menschenköpfe und zwei gegen unten kriechende Frösche; die dritte Hauptgestalt mit Vogelkörper und Schnabelnase hält ein kleines, grinsendes, thierisches Wesen, das die Arme in die Höhe streckt, zwischen den Füßen; auf dem mit Hutaufsatz etc. geschmückten Kopfe aber sitzen wieder zwei Frösche rückwärts in einander verschlungen (auf der Abbildung nicht sichtbar), während mit Hutaufsätzen aufgeputzte Menschenköpfe zur Seite herablugen. Nur die Brauen des mittlern Wesens zeigen schwarze Bemalung.

III. Drei auf einander kauernde Figuren mit halb menschlich, halb thierisch gebildeten Köpfen bilden ihn in der Hauptsache; zwischen den Beinen des untersten, der eine breite Nase, vortretende Vorderzähne und Thierohren hat, sieht man ein blau umrandetes Menschengesicht; an dem Wesen selbst klettert eine blaue Kröte hinauf; auf dem Kopfe hat die Hauptfigur einen jener cylinderartigen Aufsätze von blauer Farbe, wie sie auf den Tanzhüten angesetzt werden, auf welchen sich die nächste Hauptfigur, deren Füße unsichtbar sind, stützt; sie hat eine in den Mund reichende Hakennase und Thierohren; die dritte Hauptfigur, die, die Hände auf die Knie legend, in hockender Stellung gebildet ist, hat einen Wolfskopf. Arme und Beine, Mund, Rachen, Nüstern und Ohrhöhlen sind scharlachroth, die Augenbrauen, die Iris der Augen und die Ohrenränder schwarz bemalt.

Das Berliner Museum besitzt außer diesen Modellen auch ein 30 Fuß hohes Original eines solchen Haus- oder Wappenpfeilers, sowie die Erklärung der verschiedenen Figuren aus der Legende, welche sich daran knüpft.

werthen Bezirke dieser Völkerkreise nur die gelegentlichen Notizen vorhanden, wie sie in den Tagebüchern der ersten Entdecker, bei Cook, Vancouver, Pudget, Marchand u. s. w. zerstreut aufstoßen, ferner die Abbildungen bei Swan, die Mittheilungen Sproat's neben einigen anderen, und neuerdings sind Dawson's dankenswerthe Nachrichten hinzugekommen. Darauf ungefähr (soweit nicht die Schlußfolgerungen maßgebender Sprachgelehrten aushalfen) war das spärliche Material reducirt, auf welches die Untersuchungen als faktische Basis hätten zurückgreifen können, als Anhalt für die in gigantischen Wagnissen taumelnden Hypothesen, die sich gerade hier über die Wanderungen der Völker, und ihre ethnologischen Verwandtschaften aufgethürmt hatten.

Jetzt, mit den glücklich erlangten Resultaten unseres verdienstvollen Reisenden, ist dem Berliner Museum eine methodische Sammlung von tausend zuverlässiger Zeugenaussagen einverleibt worden, um künftiger Forschung bei ihren induktiven Operationen als gesichertes Fundament zu dienen, und wenn man das hier in neuen Ueberraschungen entfaltete Geisteswalten vor sich sieht, so wird man einstimmen in St. John's Ausruf, als er bei Lord Dufferin's Reise dorthin gelangte, in jenen Satz: „Strange that a place of so much interest should have escaped notice so long." Das war im Jahre 1877.

Und fast war es bereits zu spät, das, was hier auf einer abgelegenen Inselgruppe der westlichen Hemisphäre den Eindruck eines Babylon und Niniveh („which one associates with Niniveh and Babylon" sagt St. John) auf den Beschauer machte, rechtzeitig noch zu registriren; denn da es sich hier um die Vergänglichkeit der Naturstämme handelt, wäre die Hoffnung trügerisch gewesen, daß späterhin möglicherweise ein Layard oder Botta durch Ausgrabung des im Zusammenbruch Erhaltenen die Vergangenheit wieder ins Leben erwecken und zum Sprechen bringen möchte. Die Vergangenheit der Naturvölker, wenn einmal dahingegangen, ist unwiederbringlich dahin, verloren für immer, „versunken und vergessen". Soll deshalb der Typus solcher Ephemerinen überhaupt fixirt werden, so kann das nur im Moment ihres kurzen Daseins für unsere Kenntnißnahme, im Moment der Berührung mit der Civilisation geschehen, früher nicht, wie an sich verständlich, und später nicht, weil im Kontakte selbst der Todeskeim gepflanzt ist für die psychische Originalität (nach dem überall waltenden Recht des Stärkern).

Als durch den Hochsinn einiger im „Ethnologischen Komité" zusammengetretenen Gönner in Berlin die finanziellen Mittel beschafft waren und unser Reisender, Herr Jacobsen, seine Ausrüstung erhalten hatte, wandte ich mich in der, wegen genauerer Instruktionen mit konsultirbaren Autoritäten geführten Korrespondenz, besonders an Dall, aus dessen sachkundigem Urtheil ich bereits bei unserm Zusammentreffen in Portland im Jahre 1880 mancherlei werthvolle Winke entnehmen zu können den Vorzug gehabt hatte. Seiner, nach Beendigung der damaligen Reise und auf Grund der Erfahrungen derselben abgefaßten, Antwort war die Schreckensbotschaft zu entnehmen, daß es bereits zu spät sein möchte, denn in der akkumulirenden Steigerung des internationalen Verkehrs begännen auch dort, in kaum erschlossenen Regionen, die Eingeborenen rasch den fremden Einflüssen zu erliegen (wenigstens was die Organisation ihres psychischen Lebens anlangt). Auch Jacobsen's erste Briefe schienen diese Befürchtungen in niederschlagendster Weise zu bestätigen, weil er von „Touristen" sprach, welche die letzten „Kuriositäten" schon aus- und aufkauften, bevor es eben den Museen noch gelungen war, erste Dokumente in den Schatzkammern systematischer Sammlungen niederlegen zu können.

Glücklicherweise indeß hatten wir an unserm Reisenden den rechten Mann gefunden, der sich nun, statt an den Küstenstationen zu bleiben, energisch und kühn zum Vorgehen in das Innere entschloß, auf manchmal von ihm selbst gebrochenen, bis dahin von Europäern unbetretenen Wegen. Und so finden wir uns jetzt glänzend versorgt, eben vor Thorschluß noch, in elfter Stunde.



Kahnartige Eßschale aus Holz (1/4 der natürlichen Größe).

Die vorstehende Vorderseite zeigt einen Thierkopf, die Hinterseite Thierklauen; das ganze Gefäß ist reich ornamentirt, an den Flanken sieht man Flügel.

Welche Warnung also auch hier, nicht zu zögern, da es sich mit jedem Jahre, jedem Monate vielleicht um den Unterschied zwischen Sein und Nichtsein handeln kann, um Gewinn oder Verlust, und im letzten Falle um einen totalen Verlust, einen für die statistischen Reihen der Induktion unersetzlichen, so lange die diesmalige Erdengeschichte dauert! Man hat über die mehrfach ausgestoßenen Wehrufe gespottet, man hat sie als „Uebertreibungen" an den Pranger zu stellen beliebt. Möge denen, welche aufwachende Sympathien wieder gelähmt haben sollten, bei künftigem Rückblick auf unsere Gegenwart in der Geschichte der Ethnologie nicht zu schwer angerechnet werden, was gerade in solch kritischem Wendepunkte derselben gefehlt worden ist. Nochmals sei auch bei dieser Gelegenheit wiederholt, daß von „Uebertreibungen" keine Rede sein kann, wo jede Rede überhaupt zu schwach ist, dasjenige auszudrücken, was mit bedrohlichsten Gefahren die verheißungsvollen Aussichten auf eine induktive Wissenschaft vom Menschen, jetzt wo sie kaum eröffnet ist, auch sogleich wieder zu verdüstern beginnt (im Dahinschwinden des erforderlichen Materials). Wer sich in die augenblickliche Sachlage, als Produkt einer innerlich geschlossenen Kausalitätenkette hineindenkt, wer in den tagtäglichen Erfahrungen ethnologischer Museen die Warnungsrufe vernimmt, wie sie sich in den, selbst von den fernsten Theilen des Globus einlaufenden, Sammlungen immer eindringlicher und unverkennbarer wiederholen, wer die für die Leitung oder Irreleitung des Studienganges unausbleiblichen Folgen bedenkt, den wird es überkommen, als ob rings um ihn her in lichterloher Gluth Bibliotheksbrände

flammten, in denen das durch mündliche Traditionen, durch symbolische Abdrücke in den Kunsterzeugnissen aufgehäufte Kapital ethnischer Gedankenschöpfungen, mit beständig wachsender Rapidität (in einem Ragnarökr geistiger Welten) vor seinen Augen verzehrt werde, während wir thatenlos zuschauen.

Ob es sich um eine Vision handelt, um die Hallucinationen eines überreizten Gehirns? Das mögen nun also nüchterne Köpfe erwägen. Wenn aber ihr Wahrspruch bejahend ausfiele, dann wahrlich wäre kein Nothschrei zu laut, um wenigstens das zu retten, was in unversehrten Winkelchen und Ecken hier und da noch rettbar sein mag.

Doch genug der Worte! Hier, wenn je, gilt es thätigen Eingriffs, und wer mithelfen will am Bau jenes Kosmos, der mit der Psychologie als Naturwissenschaft in dem Völkergedanken seine Krönung sucht, wer mithelfen will, den Epigonen ihre rechtmäßige Erbschaft in einer künftigen Menschheitsgeschichte zu sichern, der schließe sich dem „Ethnologischen Komité" an, behufs Aussendung von neuen Reisenden nach den in Aussicht genommenen Punkten, von „Missions scientifiques", wie sie in Frankreich durch Staatshilfe organisirt werden (freilich unter Zurücktreten der ethnologischen Gesichtspunkte gegen die übrigen Aufgaben).

Im Anschlusse hieran kann ich mir nicht versagen, aus einer Privatmittheilung eine Aeußerung beizufügen, die am schlagendsten bezeichnet, was uns in der heutigen Generation als Pflicht auferlegt ist:

Zu den freundlichen Förderern unseres Reisenden ist es uns vergönnt einen höhern Beamten der Hudsons Bay Company zu rechnen, jener mächtigen Souveränetät, die seit über hundert Jahren eine Europa an Ausdehnung fast gleichkommende Domäne beherrscht, mit Einschluß des durch Jacobsen's Expedition explorirten Terrains. In einem mir kürzlich zugegangenen Briefe heißt es: „Your traveller has made a first rate collection. Had the Hudsons Bay Co. only thought of it, they could have had a magnificent Museum, all the years they have been in the country. However... Daß man früher an diese Sachen nicht dachte, wird bei den damaligen Verhältnissen der Ethnologie von keinem Kenner derselben unseren Vorvätern zum Vorwurf gemacht werden. Wohl aber mag auf uns späterhin ein schwerer Vorwurf geworfen werden, da wir jetzt die Bedeutung der Interessen vollauf kennen, und dennoch mit sehenden Augen unbekümmert in den verschlingenden Hades niedersinken, der Vernichtung anheim fallen lassen, was einstens in künftiger Schätzung als kostbarste Reliquien gehütet werden wird, sofern es sich erhält, — schmerzlichst bedauert werden wird, wenn es verloren gegangen und zwar durch unsere Schuld.



Hölzerner Eßnapf, aus zwei Thierköpfen gebildet (½ der natürlichen Größe).
Die Vorderseite bildet ein großer Seelöwenkopf, die Rückseite ein Sperberkopf, aus dessen Schnabel die Schwanzflosse des Seethieres herausreicht.

In solchen Sachen hat sich nun jeder freilich mit dem eigenen Gewissen abzufinden, also in der Ethnologie mit dem ethnologischen.

Im Nachfolgenden sind im Auszuge aus meiner Einleitung zu der Publikation: „Amerikas Nordwestküste" (Berlin, 1883) einige der von den Assistenten der ethnologischen Abtheilung beschriebenen Abbildungen beigefügt, für deren technisch vorzügliche Herstellung vornehmlich in den farbigen Tafeln (die hier nicht beigefügt werden konnten) der Beihilfe des Herrn Dr. Reiß besondere Verpflichtung geschuldet wird.

Alle die hier veröffentlichten Stücke gehören der ersten Sammlung an, die von Kapitän Jacobsen bald nach seiner Ankunft an der Küste abgeschickt wurden, und die im Ganzen aus 96 Nummern bestand. Seitdem sind noch sechs weitere hinzugekommen, so daß die Zahl der Nummern sich bis jetzt auf 2500 (und darüber) beläuft, und verschiedene andere Kisten sind außerdem noch unterwegs.

Da der Reisende wieder in Europa eingetroffen ist, wird sich jetzt bald Gelegenheit finden, auf die in so hervorragender Weise der Ethnologie geleisteten Dienste des Weitern zurückzukommen.

Dr. G. A. Fischer's Reise in das äquatoriale Ostafrika.

In der am 6. December stattgehabten Sitzung der Hamburger Geographischen Gesellschaft erstattete Herr Dr. G. A. Fischer der Gesellschaft, in deren Auftrag und auf deren Kosten er das bisher von keinem Weißen betretene Gebiet der Massai-Völker bereist, einen vorläufigen Bericht, dem wir Folgendes nach dem „Hamburger Correspondent", 1883, Nr. 342, entnehmen:

Dr. Fischer gab zunächst eine kurze Uebersicht über die

früheren in das Gebiet der ostafrikanischen Schneeberge ausgeführten Reisen, deren Existenz lange Zeit von den größten Gelehrten angezweifelt worden. Während die früheren Reisenden eine nördlichere Route einschlugen, nahm Dr. Fischer seinen Weg von der Ortschaft Pangani aus, das unweit nördlich von Zanzibar gelegen, und folgte wesentlich dem Laufe des gleichnamigen Flusses. Pangani ist der Hauptort, von dem aus Karawanen das Massai-Land besuchen, während das weiter nördlich gelegene Mombasa mehr die östlichen Gebiete von Ukamba und Kikuju kultivirt, besonders seitdem vor einigen Jahren eine von dort ausgegangene Karawane von den Massai am Naiwascha-See vollständig vernichtet wurde. Es war daher natürlich, daß in Pangani auch die erfahrensten und für das Massai-Land geeignetsten Träger zu erhalten waren. Zanzibar-Träger, welche von den Europäern wegen ihrer größeren Zuverlässigkeit und Treue bevorzugt zu werden pflegen, meldeten sich nur wenige und beanspruchten mit Rücksicht darauf, daß das Massai-Gebiet eines der berüchtigtsten Ostafrikas ist, einen so hohen Lohn, daß von deren Anwerbung Abstand genommen werden mußte. Auch aus diesem Grunde waren diese, wenigstens in größerer Anzahl, nicht zu empfehlen, weil sie mit den Sitten der Massai und der Lebensweise, zu der die Träger hier gezwungen sind, nicht vertraut waren. Der Reisende nahm daher seine Träger an der Küste; sie setzten sich aus den verschiedensten Elementen zusammen. Sklaven, Freigelassene, freie Neger aus den Stämmen der Wadigo, Wasegua, Wangú und Waschensi. So wurden 120 Mann zusammengebracht; doch genügte diese Anzahl noch nicht, zumal auch auf die Desertionen Rücksicht genommen werden mußte. Da aber die für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellten Mittel eine größere Anzahl von Leuten — jeder Träger erhielt 30 bis 32 Dollars — zu engagiren nicht erlaubten, so entschloß sich der Reisende dazu, aus seinen Mitteln Elfenbeinhändlern, welche sich verpflichteten, sich den Anordnungen des Europäers zu fügen, Waaren vorzuschießen, für die sie nach der Rückkehr eine bestimmte Menge Elfenbein abzuliefern hatten. Auf diese Weise kam eine Karawane von 230 Mann zusammen, die allen Eventualitäten gewachsen war. Gegen Ende December 1882 brach Dr. Fischer von der Küste auf, mußte aber in dem einige Tagereisen stromauf gelegenen Gebiete von Mauruí noch einen Monat zubringen, ehe die ganze Karawane zusammen und marschfähig war. Die Bewohner dieses Landstriches, die Waruvu heißen und den Wasegua nahe verwandt sind, bewohnen nur noch eine gewisse Strecke weit die Ufer und besonders die Inseln des von nun an Ruvu genannten Pangani-Flusses. Auf den Inseln sind sie vor den Massai sicher, die bis zur Küste ihre Raubzüge ausdehnen und die Waruvu, welche neben Ackerbauern auch Viehzüchter sind, besonders oft heimsuchen. Sodann dem Pangani-Flusse folgend verließ Fischer die in Bezug auf Pflanzenwuchs üppigere Küstenregion und durchzog das mehr oder weniger bewaldete Steppenland mit seinen Akazien, Mimosen, Wolfsmilch- und Aloe-Gewächsen. Das Gebiet zwischen dem Pare-Gebirge und dem Pangani-Flusse ist unbewohnt, auf den Abhängen des erstern wohnen die ackerbautreibenden Wapare, welche die Karawane der Nahrung wegen aufsuchen mußte. Hier wird auch Kochsalz und eisenhaltiger Sand gefunden. Nach Uebergang auf das rechte Pangani-Ufer wurde das von Wakuavi bewohnte Gebiet von Aruscha erreicht, das von einer Menge kleiner Bäche, welche vom Schneeberge Kilimandscharo kommend den Pangani-Fluß speisen, durchflossen wird.

Die Wakuavi, ein Hirten- und Nomadenvolk, wie die Massai, hatten vor Alters den größten Theil des jetzt nur von Massai bewohnten Gebietes inne, wurden aber allmählich von letzteren immer mehr zurückgedrängt, bis sie zuletzt in einem vor sechs Jahren stattgehabten großen Kampfe vollständig unterlagen und nordwärts nach dem Samburu-See hin flüchteten. Nur an einigen Stellen des Massai-Landes finden sie sich noch, wo sie ansäßig geworden sind und Ackerbau treiben, so hier in Klein-Aruscha, in Groß-Aruscha am Maeru-Berge und in einem Ngurumán genannten Landstriche. Die Karawane mußte hier in Aruscha einige Tage verweilen, um noch einige Handelsartikel für die Massai fertig zu stellen. Die Waaren, welche für eine Reise ins Massai-Land nothwendig, sind: vor allem dicker Eisendraht, dann Messing- und Kupferdraht in verschiedener Dicke; Perlen, besonders kleine weiße, daneben aber auch rothe und dunkelblaue; Kaurimuscheln, Baumwollenstoffe, welche letztere jedoch nicht als Kleidung Verwendung finden, sondern nur von den jungen Leuten zur Ausschmückung im Kriege gebraucht werden; endlich noch neben Feilen, kleinen Glöckchen und Beilen besonders gewisse Eisenkettchen, die jedoch nicht aus Europa kommen, sondern im Tschaga-Lande am Fuße des Kilimandscharo gefertigt werden.

Die Reise ging von Aruscha weiter zu dem westlichsten Tschaga-Gebiete Komboko, dem letzten Punkte, wo man sich mit Getreide versehen kann; hier hatte der Reisende, wenn auch nur für kurze Zeit, einen Blick auf die mit dickem Schnee bedeckte Kuppe des Riesenberges Kilimandscharo; das Wort bedeutet nicht Berg oder Größe, sondern Berg Ndscharo, worunter bei den Küstenbewohnern ein böser Geist verstanden wird. Im Massai-Gebiete ist er nur unter dem Namen Oldoinjo Ebor bekannt, d. h. weißer Berg, während der zweite Schneeberg Kenia, den der Reisende jedoch nicht zu Gesicht bekam, Dönyo Ngeri genannt wird: scheckiger Berg. Die Bewohner von Tschaga nannten ihn meist einfach „Mangi", mit welchem Namen sie auch ihren Häuptling belegen.

Nachdem jeder Träger für acht Tage Getreide erhalten (mehr kann derselbe bei seiner ohnehin schweren Last — 80 bis 90 Pfd., Eisendraht oder Perlen, Gewehr, Pulver, Blei, Wasserflasche, Kochtopf — nicht mitführen), wurde in das eigentliche Massai-Gebiet eingerückt. Die Karawane marschirte nur langsam und geschlossen, weil die Massai zurückbleibende Träger abfangen oder niederstoßen. Sobald der Lagerplatz erreicht ist, wird sofort eine Verschanzung aus Akazien und Mimosen, die mit Stacheln bewehrt sind, hergestellt, um vor nächtlichen Ueberfällen einigermaßen gesichert zu sein. In dem Ngare na erobi genannten Gebiete (d. h. Kaltes Wasser) befanden sich zahlreiche Massai-Lager, so daß der Lagerplatz der Karawane mit Menschen so angefüllt war, daß man sich nicht bewegen konnte und das Zelt fast umgerissen worden wäre. Man betrachtete den weißen Mann zunächst mit Scheu und einige Krieger, die sich fürchteten, mit der Hand zuzufühlen, nahmen ihre Keulen und betasteten denselben an Kopf und Haar. Der Trubel und Lärm war ungeheuer, besonders wenn ein diebischer Massai mit irgend einem Gegenstand davonlief; nichts war sicher, sogar die vor dem Zelte aufgehangenen Thermometer versuchte man zu stehlen, um sie als — Ohrringe zu benutzen. Der Tribut war hier, wie überhaupt im Massai-Land, ein ungeheurer. Bei dem folgenden Lager in dem Ngare nyuki genannten Terrain, nordwestlich vom Kilimandscharo, wo ein spärliches gelbrothes fad schmeckendes Wasser floß, das Schwindel und Schläfrigkeit verursachte, kam es zu einem blutigen Streit mit den Eingeborenen, der dadurch hervorgerufen wurde, daß junge Massai-Krieger,

Holz suchend, Träger zu überfallen suchten. Letztere konnten jedoch noch rechtzeitig ihre Gewehre gebrauchen und erschossen zwei der Angreifer; bei der in Folge der Hilferufe jener im Lager hervorgerufenen Aufregung wurde, wie das bei den Mohammedanern üblich, unnützerweise geknallt und ein noch im Lager befindliches Weib verletzt, während ein älterer Massai, der außerhalb der Verschanzung stand, getödtet wurde, unabsichtlich; selbst die Massai waren auch bei den späteren Verhandlungen so vernünftig, das anzuerkennen. Die Karawane befand sich darauf 1½ Tage in Ungewißheit, was die Massai thun würden; endlich kam gegen Abend eine Deputation, welche erklärte, daß sie Frieden wollten und bereit wären, die übliche Sühne in Empfang zu nehmen. Zwei Lasten Eisendraht und einige Perlen gingen auf die Weise verloren; aber man ging in Frieden aus einander.

Weite Ebenen, in denen vereinzelte Berge schroff und unvermittelt auftauchten, zum Theil durch Hügelzüge verbunden, wurden sodann durchschritten, ein Bergland, das bis zu 1500 m anstieg, erklommen, um in vorwiegend nordwestlicher Richtung durch abermalige trockene wenig bewaldete Ebenen einen Ngurumán genannten Landstrich[1]) zu erreichen. Hier wohnen Wakuavi, welche Negerkorn (Sorghum, bei den Massai Nguruma genannt) bauen, weshalb hier einige Tage Rast gehalten wurde. Unter diesen friedfertigen Leuten war einmal wieder eine freiere Bewegung möglich.

Die hier ansässigen Wakuavi sind in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse von den Massai, ebenso wie die von Aruscha. Da das Getreide noch nicht reif war, so wurden einige 30 Träger zu dem jenseitigen Abhange des Gebirgszuges geschickt, an dessen östlicher Seite der Landstrich Ngurumán liegt und der sich von Nordosten nach Südwesten durch einen großen Theil des Massai-Landes hindurch erstreckt. Dort wohnen nämlich ackerbautreibende Leute von dem an der Küste bei Tanga ansässigen Stamme der Waregeso, die vor langen Jahren bei einer Hungersnoth in dieses Massai-Gebiet verschlagen worden sein sollen.

Der Vortragende gab sodann eine kurze Schilderung der Gebräuche des Massai-Volkes, das sich in zwei Klassen theilt, Krieger und Nichtkrieger; nur letztere dürfen heirathen; nachdem die jungen Leute mit Eintritt der Mannbarkeit der Beschneidung unterzogen, gehören sie dem Kriegerstande an, und zwar so lange, bis sie die nöthige Anzahl Rinder erbeutet haben, um einen Hausstand gründen zu können. Der Krieger geht unbekleidet, nur ein kleines Fell von Ziegen hängt an der linken Schulter herab, ältere Leute haben ein ähnliches größeres, während die Weiber in einen langen Mantel von weich gegerbter Ochsenhaut gehüllt sind, der eine Brust frei läßt. Während sich Weiber und verheirathete Leute den Kopf rasiren, bestehen bei den Kriegern die verschiedensten und künstlichsten Haartrachten; bald kleine Löckchen rings um den Kopf, bald vorne abstehende Hörnchen, bald ein langer über den Rücken fallender Zopf. Der Krieger trägt als Hauptwaffe den langen Speer, außerdem ein kurzes Schwert und eine Keule aus dem Horn des Rhinozeros geschnitzt. Ohrringe und Armschmuck verschiedener Art zieren ihn, und zum Kampf schmückt er sich noch in besonderer Weise, vorzüglich durch einen kranzartig um das Gesicht laufenden Straußfederschmuck; sehr beliebt sind noch aus dem Felle des centralafrikanischen schwarzweißen Stummelaffen angefertigte Putzgegenstände, die auf dem Kopf oder an den Beinen getragen werden. In Distrikten, wo dieser Affe nicht vorkommt, erhält man für ein solches Fell oft Elfenbein im Werthe von 60 bis 80 Dollars. Die älteren Leute sind mit einem kleineren Speere und gewöhnlich auch mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Der Hauptschmuck der Weiber besteht in Eisendraht, mit dem sie sich spiralisch Ober-, Unterarm und Unterschenkel umwickeln, so daß sie sich nur schwerfällig bewegen können; nichtsdestoweniger verrichten sie den ganzen Tag Arbeit und müssen oft weite Strecken, um Wasser zu holen, zurücklegen. Außerdem umgiebt den Hals noch Perlschmuck verschiedener Art. Die Nahrung der Massai besteht ausschließlich in Fleisch und Milch, für die Krieger nur vom Rinde, während die Ziegen für die Weiber sind. Es gilt als ein großes Verbrechen, Milch — die nie gekocht werden darf — zusammen mit Fleisch zu genießen, so daß man zehn Tage nur von Milch und dann wieder zehn Tage nur von Fleisch lebt. Soweit geht die Abneigung, diese beiden Dinge in Berührung zu bringen, daß man, ehe von der einen Nahrung zur anderen übergegangen wird, eine Brechkur vornimmt. In Zeiten, wo die Milch knapp ist, kommt es vor, daß die Krieger aus der am Halse eines Rindes eingeschnittenen Ader unmittelbar das Blut aussaugen, die, wenn das Thier schwach zu werden beginnt, wieder verstopft wird. Dem Massai gilt es als eine Entweihung der Erde, seine Todten zu begraben, er legt sie einfach unter einen Baum zum Fraße der Vögel und Hyänen. Unter den ersteren ist es besonders der Marabu-Storch, welcher die Leichen vertilgt.

Die Landschaft Ngurumán wird durch einen vom Sambu-Berge kommenden, das ganze Jahr hindurch Wasser führenden Bach bewässert, von dem aus die Eingeborenen Gräben zur Bewässerung ihrer Felder gezogen haben; auch weiter nördlich rieseln von dem oben erwähnten Gebirgszuge noch einige Bäche, welche alle dem Flüßchen „Waso nyiro" (grauer Fluß) zufließen, der aus den Waldungen östlich vom Victoria-Nianza kommend, sich etwas südlich von Ngurumán in den später zu erwähnenden Natronsee ergießt. Von Ngurumán, das ca. 640 m über dem Meere liegt, stieg sodann das Terrain beträchtlich an; schon in wenigen Tagen gelangte man auf 1550 m in den Distrikt Mosiro und von dort in einigen Märschen zum Naiwascha-See[1]), der circa 2000 m über dem Meere gelegen ist. Dieser See, etwa noch ½ mal so groß wie der Züricher See, ist ohne Ausfluß und wird von zwei Flüßchen gespeist, die von den nördlich von ihm gelegenen Bergen kommen. Er enthält wohlschmeckendes süßes Wasser, in welchem viele Flußpferde leben, aber keine Krokodile. Herrliches wenig bewaldetes Weideland umgiebt ihn; da er zwischen den bewaldeten Bergen Kikujus und den ausgedehnten Hochwäldern am Nianza gelegen ist, regnet es sehr viel hier; das Klima ist in der Regenzeit ein gemäßigtes. Nördlich vom See wurde ein Lager bezogen, von dem aus die Elfenbeinhändler kleinere Abtheilungen zu den eine Tagereise weiter nordwestlich sich aufhaltenden Wandorobo schickten, welche, obwohl gleicher Abstammung mit den Massai, eine mehr oder weniger sklavische Stellung einnehmen und ausschließlich der Jagd, besonders der Elephantenjagd, obliegen.

Sie wohnen zerstreut unter den Massai, besonders in elephantenreichen Gebieten. Außer diesen Wandorobo befanden sich in dieser Gegend und auf dem Wege zum Mbaringo-See hin eine große Anzahl junger Massai-Krieger, welche nicht nur sich einen ungeheuerlichen Tribut

[1]) Nach den nur auf Erkundigungen beruhenden bisherigen Karten circa 160 bis 170 km in der Richtung W 30 N vom Kilimandscharo. Red.

[1]) Circa 1⅙° südl. Br. Bis hierhin war nach den letzten Nachrichten, Anfangs August 1883, Joseph Thomson bei seinem zweiten Vordringen gelangt. Red.

erzwangen, sondern auch die Träger in einer Weise mißhandelten — unter anderm brannten sie ihnen Zeichen mit glühenden Speren auf die Stirn, — daß sich diese weigerten, weiter zu ziehen. Auch waren die Waaren so zusammengeschmolzen — es waren bisher 30 Lasten Eisendraht, größtentheils durch Tributzahlungen verbraucht worden, — daß nichts mehr übrig geblieben wäre, wenn jene Banden noch hätten befriedigt werden müssen.

Nachdem eine Abtheilung von einigen 30 Mann zu der eine Tagereise entfernten Grenze von Kikuju, die hier ein Bambudickicht bildet, entsandt worden, um bei den in diesem hausenden und häufig den Handel mit den Bewohnern von Kikuju vermittelnden Wandorobo Getreide für die nunmehr schon einen Monat der vegetabilischen Nahrung entbehrenden Träger einzukaufen, wurde der Rückmarsch längs des östlichen Seeufers angetreten. Bald führte der Weg durch eine Bergmasse, welche eine tiefe Schlucht, deren Wände theilweise durch Regen stark zerrissen waren, zeigte. Hier befand sich an einem Bergabhange eine heiße Quelle; in dem circa 80 cm im Durchmesser führenden Kessel brodelte ein rothbraunes Wasser, das eine weithin sichtbare Dampfsäule entstehen ließ. Der mehr oder weniger warme Boden in der Umgebung war zum Theil aufgelockert und ließ an verschiedenen Stellen warmes Wasser durchsickern. Auch in dem weitern Verlaufe der Schlucht waren noch an verschiedenen Stellen der Abhänge kleinere Dampfsäulen sichtbar. Bald nach Verlassen dieses interessanten Gebietes nahm der Weg wieder die Richtung nach Ngurumán hin; von letzterm Gebiete aus wurde jedoch eine andere Route eingeschlagen wie die auf der Hinreise genommene, nämlich nach Südwesten hin, zu dem Vulkan „Dönjo Ngai", d. h. Gottesberg. Zunächst gelangte man an den Natronsumpf, der sich, eine Tagereise von Ngurumán beginnend, längs des Gebirgszuges nach dem Vulkan in einer Ausdehnung von circa 50 englischen Meilen hin erstreckt; das seichte Wasser, das von zahlreichen Flamingos und Pelikanen belebt war, zeigte an verschiedenen Stellen eine Temperatur von 55° C.; es entströmte in einer großen Anzahl kleiner mehr oder weniger warmer natronhaltiger Quellen dem Fuße des Gebirgszuges. In der Gegend des Vulkans, wo das Terrain wieder etwa 100 m anstieg, war das Land außerordentlich trocken, fast baumlos, das Gras verdorrt; der Gebirgszug ist hier abgeflacht und vielfach zerrissen, riesige Steinblöcke liegen in der Ebene, die wahrscheinlich durch vulkanische Einflüsse hier hingeschleudert worden. Der Reisende selbst sah dem Vulkan nur einmal etwas Rauch entsteigen, doch hörte er von einem Mohammedaner, daß im December 1880 — in diesem Monat wurde auch in Zanzibar ein kleines Erdbeben beobachtet —, wo jener in einer etwas südwestlich vom Vulkan lagernden Karawane sich befand, ein heftiges Erdbeben mit Ausbruch von feurigen Massen aus dem Krater des Vulkans statt gefunden habe. In südwestlicher Richtung weiter ziehend gelangte die Karawane dann zu der plötzlich abfallenden von Bergen ringsum eingeschlossenen Ebene von Ngaruka, einem sehr heißen Landstriche, in dem besonders in der trockenen Jahreszeit oft gefährliche Wirbelstürme entstehen. An das im Süden gelegene Bergland, das bis zu einer Höhe von 1500 m durchschritten wurde — während die Ebene von Ngaruka nur 730 m über dem Meeresspiegel liegt — schließt sich das kalte Hochland von Nauja an, worauf man in den Massai-Distrikt Kisongo gelangt, wo sich der Oberzauberer der Massai gewöhnlich aufhält. Die sogenannten Zauberer (Leibón) haben einigen Einfluß; ihre Aufgabe ist es, Gefahren vom Lande fern zu halten, Regen zu machen und die für Raubzüge glückliche Zeit zu bestimmen. Bevor die jungen Leute in den Krieg ziehen, holen sie sich bei dem Oberzauberer Glück, dem für seine Bemühungen ein Theil der erbeuteten Stiere zu Theil wird. Der Aufenthalt hier in Kisongo war nur ein kurzer, da der Mbatián — so heißen die Oberzauberer — nicht hier anwesend war und weil die Massai, welche in Folge des Umstandes, daß ein Mann in der Karawane, der sich durch Pulver an der Hand und im Gesichte verletzt hatte, getragen werden mußte, glaubten, er leide an den von ihnen durch die Mohammedaner kennen gelernten Pocken, den Fremdlingen bedeuteten, sie sollten sobald wie möglich das Gebiet verlassen.

Ein längerer Aufenthalt von 10 Tagen wurde sodann an dem unweit gelegenen Maeru-Berge gemacht, an dessen südlichen Abhängen Wakuavi wohnen. Der Berg zeigte an einem Tage dünne Streifen Schnees, der aber bei Sonnenschein sofort wieder verschwand. Die hier ansässigen Wakuavi, früher von den Massai ebenfalls abhängig, haben sich in letzter Zeit so gekräftigt, daß kein Massai mehr ihr Gebiet berühren darf. Es ist ihnen dies besonders dadurch möglich geworden, daß sie sich zum Theil der Feuerwaffen bedienen, welche sie gegen Sklaven bei den Karawanen eintauschen. Diese Sklaven werden hauptsächlich auf Raubzügen erbeutet, die gegen die Bewohner des Pare-Gebirges unternommen werden. Der Verkehr mit den Eingeborenen gestaltete sich während des Aufenthaltes der Karawane am Maeru-Berge zu einem so freundschaftlichen, das die Wakuavi den Wunsch aussprachen, Europäer möchten sich dauernd bei ihnen niederlassen.

Der Vortragende berührte zum Schlusse noch kurz die Frage, wie sich die kennengelernten Länder zu einer etwaigen Kolonisation verhielten. Er glaubt, daß gerade diese südlich vom Kilimandscharo und zwischen diesem und dem Maeru-Berg gelegenen Gebiete, das Tschaga-Land und die beiden Aruscha zu Kolonien verwerthen ließen. Bei nicht zu heißem Klima würden diese Landstriche von einem Netz von immer Wasser führenden Bächen bewässert; mit den Massai könnte sich ein bedeutender Häutehandel entwickeln, Nutzhölzer wüchsen an den Abhängen der Berge in Menge, die zum Theil von den Eingeborenen schon zu Gefäßen verarbeitet würden; zur Viehzucht sei das Gebiet ebenfalls geeignet, da die Tsetse-Fliege hier nicht vorkomme. Auch könne der Transport von Waaren zur Küste, der in zehn Tagen auszuführen sei, fast ganz auf Eseln geschehen, und zwar Massai-Eseln, die kräftiger und ausdauernder als die von Uniamwesi seien und deren die Karawane des Reisenden auch 40 mitgeführt hatte, die sich in jeder Beziehung — bei einer Last von 150 bis 180 Pfund — bewährt hätten.

Schließlich zeigte der Reisende einige Photographien hauptsächlich landschaftlicher Objekte und legte die 20 neuen Vogelarten zur Ansicht vor, die er selbst mitgebracht hat, während der größte Theil der Sammlungen Ende December 1883 mit einem Segelschiffe in Hamburg erwartet wird. Sämmtliche Sammlungen, unter denen die ethnographische besonders reichhaltig sein soll, werden voraussichtlich im Januar 1884 dort öffentlich ausgestellt und hernach den dortigen Museen einverleibt werden können.

Kürzere Mittheilungen.

Die Ausgrabungen in Assos.

W. K. Nach dreijähriger angestrengter Arbeit ist die Expedition, welche das amerikanische Institut für Archäologie nach Assos gesandt hatte, zurückgekehrt, und ihre Mitglieder haben am 31. Oktober in Boston einen Bericht über ihre Resultate abgestattet, dem wir (nach „Science" Nro. 41) folgende Angaben entnehmen:

Assos, dessen Ruinen auf hochragendem Felsen weit ins Meer hinaus sichtbar sind, war niemals eine große Stadt; selbst in seinen besten Zeiten hatten schwerlich mehr als 12000 bis 15000 Einwohner in seinen Mauern Platz, aber seine Lage auf einem Felsen, der innerhalb einer halben englischen Meile gegen 1000 Fuß aufsteigt, sicherte es vor Eroberungen, und seine Ruinen sind besser erhalten, als die der meisten anderen kleinasiatischen Städte. Dazu mag freilich auch der Baustein beigetragen haben, ein granitartiger Andesit, so feinkörnig, daß er sich zu den feinsten Architekturstücken eignet; für ihn bot der Kalkofen, das Grab so manchen edlen Marmorwerkes, keine Gefahr, und um Bruchsteine zu holen war der Fels von Assos zu steil. So sind nicht nur Tempel, sondern auch zahlreiche Profanbauten relativ gut konservirt auf unsere Zeit gekommen; die alten Stadtmauern sind eines der schönsten Beispiele griechischer Befestigungskunst, die überhaupt erhalten sind.

Assos ist uralt; auch wenn wir nicht der Ansicht der Erklärer des Papyrus Sallier beitreten wollen, wonach Pedasos, dessen Bewohner im vierzehnten Jahrhundert vor Christus mit den Dardini von Iluna (Ilion) und den Hittitern am Orontes gegen den großen Rhamses fochten, mit Assos identisch sei, weist seine Geschichte ins graue Alterthum zurück. Die ältesten Ansiedler hatten sich eine Akropolis mit riesigen unbehauenen Blöcken umwallt und einen Theil der Hochfläche geebnet; ihre Nachfolger bauten eine regelmäßige Festungsmauer weiter unten, aber beide wurden wahrscheinlich beim Vordringen der Perser zerstört. Erst als die Stadt sich im vierten Jahrhundert wieder hob, baute Lysimachos die ganz neue Umwallung aus regelmäßigen Quadern, welche an einigen Stellen noch bis zu 60 Fuß Höhe erhalten ist; die Quadern sind so genau gefügt, daß es heute noch unmöglich ist, die Spitze eines Federmessers zwischen sie zu schieben.

Die Agora der alten Griechenstadt ist vollständig freigelegt. Die eine Seite nimmt eine mächtige Stoa ein, eine Halle von 110 m Länge, im Stil so ganz der Halle um den Tempel der Athene Polias in Pergamon gleich, daß man für beide denselben Baumeister annehmen sollte. An die Halle schließt sich ein Buleuterion, in welchem sich zahlreiche griechische Inschriften fanden. Die Südseite nimmt ein Bad ein, das einzige griechische Bad und zugleich das einzige vierstöckige Gebäude aus dem Alterthum, das auf uns gekommen ist. Seine Einrichtung ist sehr merkwürdig. Die Grundlage bildete eine Halle von gewaltigen Dimensionen, welche durch zwei Stockwerke reichte und neben welcher 26 Badekammern waren; die Decke lag in gleicher Höhe mit der Agora und trug einen Säulengang, wie die Stoa. Das Wasser für die Bäder sammelte sich in einem Bassin unter der Agora und nach der Benutzung wieder in einem tiefern Becken, um dann noch einmal zur Abkühlung des Theaters zu dienen. Ein anderes Becken sammelte das Regenwasser vom Dach des Gebäudes und führte es einem Brunnen in der Unterstadt zu. Neben dem Bade stand ein kleines Heroon mit hübschen Mosaiken; auf den Sarkophagen liest man noch die Namen der verdienten Bürger, welche man dort beigesetzt hatte, sie enthielten noch die Gebeine, aber außerdem nur noch ein paar kleine Vasen und Badestriegel. Am Ostende ist das Bema, die Rednerbühne, noch erhalten; diese Stelle allein war mit Platten gepflastert.

In der Unterstadt wurden das Theater, das in mancher Beziehung von anderen griechischen Theatern abweicht, und ein wohlerhaltenes Gymnasium ausgegraben. Außerdem die Trümmer von sieben christlichen Kirchen. Daß Assos bis tief in die Christenzeit hinein sich erhalten, beweist auch die Gräberstraße; unter 124 Denkmälern, welche geöffnet und noch unberührt gefunden wurden, waren neben solchen aus dem siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auch solche, welche schwerlich älter als das elfte Jahrhundert nach Christus sind; eins gleicht ganz dem Grabmal der Könige bei Jerusalem. Der Inhalt gab leider kein sehr rühmliches Zeugniß von der Pietät der Bewohner von Assos, doch fanden sich eine Menge von Urnen, Vasen, Gläsern, darunter einige sehr hübsche, und Figurinen, außerdem auch einige Tausend Münzen, welche unsere Kenntniß der Numismatik von Assos sehr erweitern. Ueberhaupt haben die Ausgrabungen keine Kunstschätze ersten Ranges ergeben, besonders wenig Marmorarbeiten, dagegen ganz unschätzbare Bereicherungen für unsere Kenntniß der Entwickelung der griechischen Baukunst, namentlich der Profanbauten. Assos scheint sich bis in späte Zeit rein griechisch erhalten zu haben, nur spärlich mischt sich hier und da ein gewölbter Bogen ein; unter den Inschriften ist keine einzige lateinische und selbst die über dem Grabmal des Publius Varius und seiner Familie ist griechisch.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die auf Seite 223 des vorigen Bandes erwähnte Aufnahme des Tacht-i-Suleimann in Afghanistan ist der Leitung des Generals Kennedy anvertraut worden. Die Expedition ging durch den sehr schwierigen Zoa-Paß und erreichte am 22. November Zao Tengi; von dort aus gesehen, scheint der Tacht-i-Suleiman auf allen Seiten furchtbare Abstürze darzubieten. Am nächsten Tage kam sie nach Kasch Magari, 14 engl. Meilen weiterhin, wo der Weg etwas besser, die Gegend aber kahl, häßlich und unangebaut war. Die letzte Nachricht meldet, daß die Expedition durch Ghazis angegriffen worden ist und eine Anzahl der Feinde tödtete, ohne selbst Verluste zu erleiden. Nach neueren Nachrichten ist die Expedition bereits wieder auf britisches Territorium zurückgekehrt. Sie hat festgestellt, daß der Tacht-i-Suleiman nicht ein einzelner Berg ist, sondern aus zwei parallelen Ketten besteht, welche circa 4 englische Meilen von einander entfernt sind und durch ein etwa 1 Meile breites Plateau zwischen der Nordspitze der Westkette und der Südspitze der Ostkette zusammenhängen. Die Südspitze, auf welcher „Salomons Thron" liegt, ist sehr

steil und fast unzugänglich, während die nördliche höher, aber gut bewaldet ist. Die oben sich bietende Aussicht soll prachtvoll sein. Die Schirani griffen die Expedition an, weil sie glaubten, daß dieselbe den Berg wegführen und auf britisches Gebiet verpflanzen wollte; sie büßten ihren Angriff mit einem Dutzend Todter, während auf englischer Seite nur zwei oder drei Mann verwundet wurden.

— James Legge, der Oxforder Professor des Chinesischen, theilt den „Times" eine Uebersetzung aus der „Pekinger Zeitung" vom 25. December 1880 mit, welche einen Bericht über eine Tributsendung des Königs von Annam an den Kaiser von China und den Begleitbrief des ersteren enthält. Der Tribut, bestehend aus zwei Elephantenzähnen, zwei Rhinoceroshörnern, 45 Kattis Betelnuß, 45 Kattis Paradieskörner, 600 Unzen Sandel- und eben so viel Garru-Holz, je 100 Stück einheimischer, weißer und roher Seide und einheimischen Tuches, zeigt durch seine Kleinheit, daß die ganze Sache eine reine Formalität ist; in dem Briefe jedoch sagt der König von Annam ausdrücklich: „Ich, Dein Vasall, in der glühenden Hitze des Südens, war schon längst unter die Tributärstaaten aufgenommen und habe mein Leben in aller Ehrfurcht, stets gehorsam meiner Pflicht, innegehabt." Deutlicher kann freilich das Verhältniß zwischen beiden Reichen, über welches Europa letzthin nicht recht im Klaren war, schwerlich bezeichnet werden.

— Die große Nordische Telegraphen-Gesellschaft hat auch Korea in ihr Netz hineingezogen, indem sie Nagasaki in Japan mit Fusan in Korea durch einen Kabel verbunden hat.

— Auf der im Oktober 1883 in Melbourne abgehaltenen Generalversammlung der Australian Borneo Company wurde von der Direktion mitgetheilt, daß nach einer mühevollen und sorgfältigen Exploration zwischen der Darvell Bai und Labuk Bai im Norden von Borneo 58081 Acres (23500 ha) des besten Landes für Zuckerplantagen und andere tropische Erzeugnisse aufgefunden seien. Alles am Kinabatangan-Flusse liegende Land sei auf der Länge von 110 englischen Meilen (177 km) erforscht worden. In dem Sandakan Harbour besitze man einen ebenso ausgezeichneten Hafen, wie der von Sydney (Port Jackson) sei. Saccar Island, wovon Besitz genommen, eigne sich vortrefflich für eine Kabelstation. Die Untersuchung werde fortgesetzt und unterliege es wohl keinem Zweifel, daß auf der Insel auch Gold, Silber, Zinn und Kupfer existiren.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie bekannt, wurden die Fidschi-Inseln am 10. Oktober 1874 von England annektirt und zu einer Kronkolonie, ähnlich wie noch heute West-Australien, eingerichtet. Als solche sind sie der unmittelbaren Leitung der englischen Krone oder Regierung unterstellt, von welcher der jedesmalige Gouverneur seine Instruktionen empfängt. Letzterem steht also nicht ein Kolonialministerium zur Seite, das wieder einem aus direkten Volkswahlen hervorgegangenen Parlamente verantwortlich ist. Die Kolonisten der Fidschi-Inseln glauben nun, daß sie für konstitutionelle Freiheiten reif geworden sind, und haben zu dem Ende am 19. September dieses Jahres eine sehr lange Petition an die Königin von England gerichtet, in welcher sie verlangen, mit einer der beiden australischen Kolonien Victoria oder noch lieber Neu-Süd-Wales konstitutionell zu einem Staate vereinigt zu werden. Sie verbreiten sich darin umständlich über die Fortschritte, welche ihre Kolonie in den neun Jahren ihres Bestehens aufzuweisen hat, und geben den Stand derselben am Schlusse des Jahres 1882, wie folgt, an. Die weiße Bevölkerung zählte in runder Zahl 2500, die Eingeborenen beliefen sich auf 110000. Der Export bewerthete 163335 Pf. St. gegen 130577 Pf. St., und der Import 303329 Pf. St. gegen 276039 Pf. St. im Vorjahre. Der Kommerz in der neuen Hauptstadt Suva (früher war es Levuka) blüht rasch auf. Die Jahresrevenue der Kolonie war bereits auf 98000 Pf. St. gestiegen, gegen 90000 im Jahre 1881, und ließ nach Deckung aller Ausgaben einen Ueberschuß von 11000 Pf. St.

— Kalakaua, König der Sandwich-Inseln, hat durch seine Regierung bei den europäischen Mächten und in Nordamerika einen Protest gegen jede weitere Annexion in Polynesien erheben lassen, der aber wohl ohne Einfluß bleiben wird. Kalakaua wird in nächster Zeit die australischen Kolonien besuchen und soll dort officiell als König empfangen werden.

— Aus einem Privatbriefe des an Bord des Kanonenbootes „Hyäne" befindlichen Herrn Weiffer (vergl. „Globus" Bd. 44, S. 93, 143, 192) theilen die „Annalen der Hydrographie" (XI, Heft 10) unter anderm Folgendes über einheimische Namen von Landschaften und Orten des Archipels von Neu-Britannien mit. Die Bewohner desselben kennen die von den Europäern eingeführten Bezeichnungen für Neu-Britannien und Neu-Irland nicht, oder wenigstens nicht in dem Umfange, wie sie von den Europäern gebraucht werden. Der Name Birara für Neu-Britannien bezieht sich lediglich auf die Landschaft wenige Minuten nordwärts Kap Gazelle bis Lesson Point. Dort beginnt die Landschaft Ginegunan. Frühere Seefahrer haben wahrscheinlich dort zuerst gelandet, diesen Namen der Landschaft erfahren und auf die ganze Insel ausgedehnt. In gleicher Weise bezieht sich der Name Tombara für Neu-Irland nur auf den der Duke of York-Gruppe gegenüber liegenden Theil Neu-Irlands unterhalb der Rossel-Montains. Die Eingeborenen der Blanche Bai gebrauchen nur in den seltensten Fällen Worte, welche sich auf die Gesammtheit des Landes beziehen. So sagen sie für Neu-Britannien „gunagunan", für Neu-Irland „wiri-wiri", für Duke of York „tarainabual". Diese Worte bedeuten so viel wie „großes Land" resp. „alle Plätze im genannten Lande". Im Allgemeinen und im täglichen Gebrauch redet der Eingeborene nur von bestimmten Plätzen resp. Landschaften, welche oft wieder ihren Namen von dem Hauptdorfe haben. (Dasselbe hat schon früher Dr. O. Finsch angegeben, s. „Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin" 1881, S. 296.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLV. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XI.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Für den Abend des 4. September war das Dieulafoy'sche Ehepaar von dem armenischen Bischofe in dessen Garten am Ufer des Zenderud eingeladen worden und fand sich dort zur bestimmten Zeit, drei Stunden vor Sonnen-



Ein Ochse des armenischen Bischofs.

untergang, ein. Gleich darauf langte auch seine Gnaden auf einem prächtigen Rappen an und hinterher galoppirten seine Vikare; nicht anders sind im Abendlande zur Zeit des Mittelalters die kirchlichen Würdenträger gereist.

Unfern der Eingangsthüre zum Garten liegt eine dicht beschattete Esplanade mit einer vom Zenderud aus gespeisten Cisterne, über welcher sich ächzend das Rad eines einfachen Wasserhebewerkes dreht, in hölzernen Eimern das nöthige Wasser heraufzieht und in die Berieselungsgräben vertheilt. Die ebenso primitive, wie lärmende Maschinerie wird von vier herrlichen Ochsen, die an einem Göpelwerk angeschirrt sind, in Bewegung gesetzt; es sind lauter große, schöne Thiere in vortrefflichem Futterzustande, durchaus verschieden von den sonstigen kleinen, mageren, schlecht gebauten Arbeitsthieren, deren zähes Fleisch nur den Appetit der ärmsten Klassen zu reizen im Stande ist. Pflichtschuldigst bewunderten die Fremden das glatte Fell, die Stärke und Gutmüthigkeit der Thiere; ihre Gedanken nahmen aber eine ganz andere Richtung, welche dem Besitzer der Ochsen schwerlich angenehm gewesen wäre: sie, des ewigen Genusses des Hammelfleisches überdrüssig, dachten an Beefsteak und Rinderfilet. Mit Gewalt mußten sie sich von solchen Träumen losmachen, ehe sie den ideelleren Reizen des Gartens gerecht zu werden vermochten. Der erstaunlich fruchtbare Boden erzeugt drei Schichten von Grün über einander: hoch in die Lüfte senden Platanen und Pappeln ihre belaubten Zweige hinauf, höher als die mit Früchten beladenen Feigen-, Pfirsich-, Granat- und Quittenbäume, deren Aeste unter der süßen Last fast bis auf den Erdboden reichen, der mit schattenliebenden Gemüsearten bestellt ist.

Von dort stiegen sie auf die Terrasse eines am Eingange zur Hauptallee befindlichen Pavillons, welche nach allen Seiten hin weite Aussicht bietet; man braucht sich nur langsam um sich selbst zu drehen, um wie in einem riesigen Panorama nach einander im Nordosten die mohammedanische Stadt mit ihren blauen Emailkuppeln, im Osten den Fluß mit den bogenreichen Brücken Allah Werdi Chan und Mamnuu, davor die kegelförmigen Dächer des Derwisch-Klosters



Panorama von Dschulfa.

und das Scheristan-Minaret im ältesten Theile der Stadt, im Süden Dschulfa mit seinen flachen Dächern, Kuppeln und Gärten und dahinter das blaue Gebirge, im Westen und Nordwesten endlich die weite fruchtbare Ebene von Koladun zu überblicken.

Bei Anbruch der Nacht trafen die übrigen Eingeladenen truppweise ein; es waren die ergebensten Anhänger des Bischofs, seine Rathgeber und Stützen, alles gewiß kluge und gescheidte Leute, aber furchtsam und zurückhaltend in Gegenwart ihres Seelenhirten. Die Einkünfte desselben rühren zum größten Theile von den in Indien ansässigen Armeniern her; denn abgesehen von den Erträgnissen seiner Gärten und einiger Grundstücke bei Dschulfa erhält er von den in Persien wohnenden kaum etwas anderes, als einen Theil der geernteten Feldfrüchte. Die Art und Weise, wie jenes Geld zusammenkommt, ist mindestens sonderbar. Der Bischof von Dschulfa vergiebt die Pfarrstellen nach seinem Belieben, die besten natürlich an solche Priester, welche wohlhabend genug sind, um für den richtigen Eingang der jährlichen Gefälle eine Kaution stellen zu können. Ebenso natürlich geht das Bestreben jedes Priesters dahin, eine solche Kaution möglichst bald durch heimlichen Handel und Schacher zusammenzubringen, wodurch natürlich allen möglichen Mißbräuchen Thür und Thor geöffnet ist. Das hindert aber nicht, daß die niederen Geistlichen ihrem Bischofe die tiefste Ehrfurcht beweisen.

Um elf Uhr Abends nahm man Abschied und es wurde Befehl ertheilt, die „Fanns“ zum Heimleuchten anzuzünden. Unter Leitung des Sakristans ergreifen acht bis zehn Diener diese riesigen Laternen und ordnen sich zu einem Zuge, der unter den Wölbungen der mit goldenen Früchten beladenen Quittenäste ein höchst malerisches Bild abgiebt. Auf einen Wink des Bischofs begaben sich die Fremden als die angesehensten Gäste an dessen Seite, während die übrigen voranschrit-

ten und mit ihren Pantoffeln eine Wolke von Staub aufwühlten, den Dieulafoy's wohl oder übel herunterschlucken mußten, nur um ihrem Range nichts zu vergeben.

Den folgenden Tag benutzte M. Dieulafoy, um seine Pläne für die Ausbesserung des Dammes von Saweh nach Teheran zu expediren, während seine Gattin die mohammedanische Stadt, das eigentliche Ispahan, besuchte und dort unter anderm einen schönen, unter der Mongolenherrschaft erbauten Signalthurm photographirte. Derselbe ist mit einem Mosaik aus Ziegeln und großen Inschriften bedeckt. Eine noch vollständig erhaltene Wendeltreppe führt, wie es scheint, bis zur Spitze des Bauwerkes, welche 52 m über dem Fußboden liegt; aber eine vor dem ersten Absatze angebrachte Thür hindert Neugierige am Betreten der Plattform. Der Grund davon ist der, daß niemand von solchem Alles überragenden Standpunkte aus in die inneren Höfe der benachbarten Grundstücke, wo die Frauen sich unverschleiert bewegen, hinabsehen soll.

Als sie von diesem Ausfluge nach dem Kloster zurückkehrte, war dort die Antwort des Zelleh Sultan auf Dieulafoy's Brief eingetroffen; zwei Kuriere hatten sie überbracht, der eine um sie abzuliefern, der andere, um die richtige Ablieferung zu überwachen. Der Prinz lud in höflichen Ausdrücken die Franzosen nach Burudschird zu sich ein und befahl dem Unterstatthalter von Ispahan, dieselben mit der größten Rücksicht zu behandeln und ihnen durch Rücksprache mit der Geistlichkeit Zutritt zu den Moscheen zu verschaffen. Inzwischen lud sie Mirza Taghi Chan für den nächsten Tag, den 6. September, zu einem Ausfluge nach dem reizenden Koladun ein.

Wenn man Dschulfa in der Richtung nach dort verläßt, kommt man zuerst über einen belebten und wohl versehenen Bazar, dessen Läden freilich den Vergleich mit denen der mohammedanischen Stadt nicht aushalten können. Es überwiegen dort die Lebensmittel; Brennholz, Melonen, Wassermelonen, getrocknete Früchte und Lichter bilden die Hauptmasse der zum Verkaufe gestellten Waaren. Am Ende der Ladenreihen befindet sich ein schweres hölzernes, mit Eisen beschlagenes und mit gewaltigen Riegeln versehenes Thor, dasselbe, durch welches im vorigen Jahrhundert die Afghanen in Dschulfa eindrangen. Zwei Inschriften in der Mauer, eine armenische und eine lateinische erinnern an das Ereigniß; letztere ist von christlichen Mönchen verfaßt, welche zum Setzen der Gedenktafel ermächtigt wurden zum Lohne für die Dienste, welche sie der Bevölkerung der belagerten Stadt geleistet hatten.

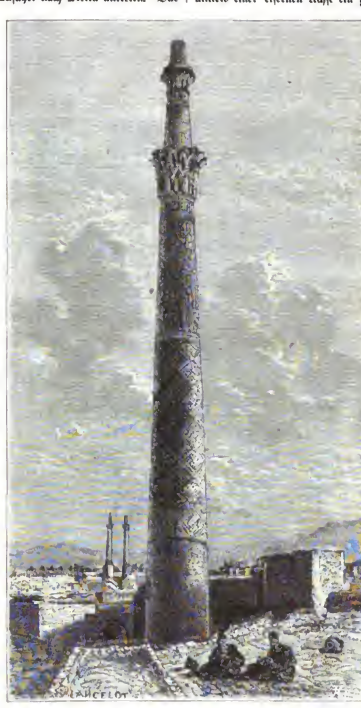
Armenischer Sakristan.
(Nach einer Zeichnung des M. Dieulafoy.)

Jenseit der Stadtmauer liegt eine reizende Landschaft: zwischen dichten Baumgruppen zahlreiche hübsche Dörfer und ummauerte Gehöfte, ganz versteckt von blühendem Geisblatte und wilden Rosen. Hier und da trifft man auch auf Ruinen kleiner Moscheen, die noch mit reizendem Fayence-Mosaik bekleidet sind. Beim Einfalle der Afghanen wurden die Kuppeln zerstört, und die Bauern waren zu arm, um dieselben wieder herzustellen; aber noch immer verrichten sie ihre Gebete darin und sehen es ungern, daß Ungläubigen der Einblick in ihre Heiligthümer freisteht. So erreicht man das Dorf **Koladun** und das dortige Imamzadeh (Moschee mit Heiligengrab) mit seinen beiden Minarets, die trotz ihrer einfachen Bauart in ganz Persien berühmt sind. Wer kennt dort nicht wenigstens vom Hörensagen die minar dschunbun, die zitternden Minarets? Die dortigen Bewohner müssen an fremde Besuche gewöhnt sein; denn sie hatten nichts dagegen, daß Dieulafoy's die Kapelle betraten; ihr Inneres enthält nur das Heiligengrab, das mit schmutzigen Lumpen, den Weihgeschenken gläubiger Pilger, bedeckt war. Zu beiden Seiten der hohen spitzbogigen Eingangsthüre stehen die Minarets. Ein Wächter besteigt das eine, packt die Wand mit den Händen und beginnt sie kräftig zu schütteln, worauf der Thurm allmählich in Schwingungen geräth, diese Bewegung dem andern Minaret mittheilt und beim Aufhören des Schüttelns langsam seine frühere Stellung wieder einnimmt. Die Mohammedaner glaubten natürlich an ein Wunder des unten begrabenen Heiligen; europäische Gelehrte haben gemeint, daß der obere Theil der beiden Minarets auf den Enden eines horizontalen Balkens stände, der auf dem Gewölberücken im Gleichgewichte ruhte, gleichfalls eine Unmöglichkeit. Dieulafoy fand nach sorgsamer Prüfung, daß beide Thürme, die nebenbei von sehr leichter Bauart sind, von einem Balken gestützt werden, der in die innere Windung der Treppe eingelassen ist. So hängt jeder in einer Art Zapfenlager und vermag um seine Vertikalachse Oscillationen von sehr geringer Größe zu beschreiben, die nur an der Spitze des Minarets sichtbar sind und sich mittels des zwischenliegenden Giebelfeldes von dem einen auf das andere übertragen.

Eine Viertelstunde später langte die Gesellschaft, von Pater Paskal geführt, vor dem reizend gelegenen Palaste von Koladun an. Die dichtbelaubten Bäume, der grüne

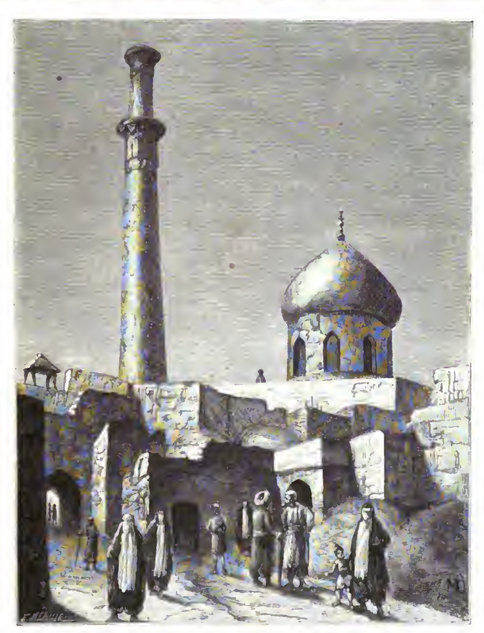
Rasenteppich, die plätschernden Wasser, die ihn umgeben, erscheinen wie die Verwirklichung der Träume eines Orientalen; und das mögen auch die Gedanken des letzten Besitzers gewesen sein. Aber er durfte sich seines Eigenthums nicht lange erfreuen und mußte im Jahre 1879 auf Befehl des Zelleh Sultans eine Wallfahrt nach Mekka antreten. Das ist die beliebte Sitte des Schah und seines Sohnes, um sich eines Mannes zu entledigen, dessen einzige Schuld entweder großer Einfluß oder bedeutender Reichthum ist. Niemand darf von solcher Wallfahrt zurückkehren; die Strapazen einer solchen Reise geben stets den Grund her dafür, daß solcher Pilger wider Willen unterwegs stirbt. Genau so erging es dem Besitzer von Koladun: Allah hatte die Gnade, ihn auf dem Wege des Heils zu sich zu nehmen. Als die Nachricht davon sechs Monate nach seiner Abreise nach Ispahan kam, legte der Zelleh Sultan Hand auf das Schloß, und um die rechtmäßigen Erben, Frauen und Kinder, kümmerte sich niemand. In Persien geht es eben noch entsetzlicher her als im türkischen Reiche; nur erfährt Europa nichts davon.

Aus den Fenstern des Schlosses übersieht man weithin die fruchtbare Ebene bis zu den am Horizonte aufsteigenden Bergen des Bachtijaren-Landes. Ein tiefes Reservoir im Garten liefert das nöthige Wasser für die Blumenbeete und Bäume; die Tabaks-, Baumwollen- und Sorghum-Felder in der Nähe werden dagegen aus unterirdischen Leitungen mit Hilfe ganz primitiver Maschinerien getränkt, ähnlich den Schaduf, mit denen die ägyptischen Bauern das Nilwasser auf ihre Felder befördern. Nur spannen die klugen und praktischen Perser Thiere an ihre Hebemaschinen, anstatt sie mittels Menschenkraft in Bewegung zu setzen. Dieselben sind meist unter dichten Bäumen dem Blicke verborgen, aber dem Ohre verrathen sie sich durch das Knarren der Räder. Zu jeder Seite der Oeffnung, welche nach der unterirdischen Leitung hinabführt, erhebt sich eine Mauer aus Lehmziegeln; auf dieser ruht mittels einer eisernen Achse ein großer hölzerner Cylinder, um welchen ein Seil geschlungen ist. An dem einen Ende desselben ist ein großer lederner Sack befestigt, an dem andern ist ein Ochse oder Pferd angespannt, welches einen steil geneigten Pfad zwischen zwei Futtermauern hinablaufen muß. Steigt das Thier den Weg hinauf nach dem Brunnen zu, so senkt sich der Sack hinab und taucht ins Wasser; dann wendet es um und läuft hinab, wodurch der Sack an die Oberfläche befördert wird, um dort in die Bewässerungsgräben entleert zu werden. Die Thiere sind an diese Arbeit so gewöhnt, daß sie ihrem Herrn mechanisch gehorchen und in kurzer Zeit eine bedeutende Menge Wasser heben können. In Koladun liegt die wasserführende Schicht so hoch, daß die Berieselung sehr leicht ist, und in Folge dessen bis zu drei Ernten jährlich erzielt werden. Baumwolle, Tabak und Mohn sind die Haupternten. Abgesehen von einer sorgfältigen Bewässerung wächst der Tabak fast von selbst bis zu 80 cm Höhe; man läßt ihn auf der Wurzel trocknen und theilt den Ertrag in 10 bis 12 Klassen, vom seinen weichen Blatte an bis zum holzigen Stengel. Der Ispahaner Tabak ist berühmt und sein Duft übertrifft den des Schirazer; er geht besonders nach Syrien und Konstantinopel und wird aus Wasserpfeifen geraucht. Baumwolle, die weniger Wärme als der Tabak erfordert, wird besonders viel im Norden und im



Signalthurm in Ispahan.

Centrum des Landes angebaut; sie wäre ebenso vortheilhaft zu ziehen wie Mohn oder Tabak, wenn der Rohstoff im Lande verarbeitet werden könnte. Dem legt aber die Regierung in ihrer Kurzsichtigkeit Hindernisse in den Weg, so daß einheimische Kaufleute sich an diesen Geschäften nicht betheiligen können, und nur einige europäische Häuser, die an der großen Straße Teheran-Buschir etablirt sind, Nutzen davon ziehen. Die Einheimischen z. B. sollen für Importe und Exporte eigentlich nur einmal Zoll in Höhe von 5 Proc. ad valorem bezahlen; in Wahrheit aber werden sie gezwungen, in jeder Provinz, ja in jeder Stadt ihre Waaren zu verzollen oder den Statthaltern, Zollbeamten und zahlreichen Palastdienern Trinkgelder zu geben, welche insgesammt den gesetzlichen Zoll um das Drei- bis Vierfache an Höhe übertreffen. Europäer aber, welche den Schutz ihrer Konsuln genießen, bezahlen nur den letztern,

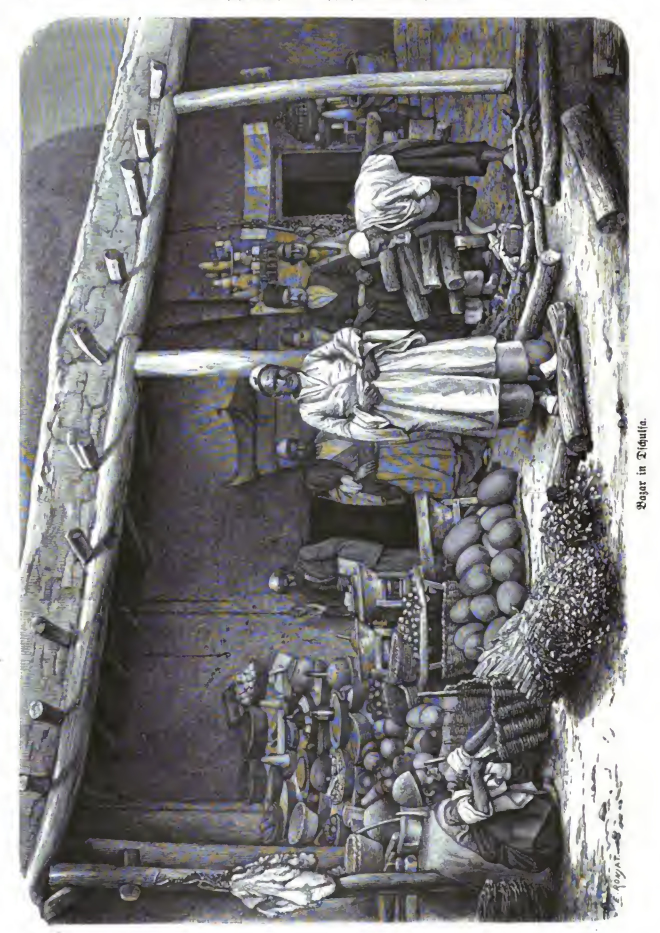


Straße in Ispahan. (Nach einer Zeichnung des M. Dieulafoy.)

können also ihre Waaren sehr viel billiger liefern, als ihre persischen Konkurrenten.

Ebenso viel Sorgfalt als auf die Bewässerung verwenden die Bewohner von Ispahan und Umgegend aber auch auf die Düngung; in jeder Weise suchen sie die Masse des Mistes zu vermehren und sammeln in sehr primitiven offenen Gruben, außen an den Mauern der Häuser, die Fäkalstoffe der Bewohner. Im Sommer ist natürlich der Geruch, welchen dieselben verbreiten, sehr unangenehm, aber das ist noch nichts im Vergleiche mit den Uebelständen in der Regenzeit: alsdann füllen sich die Gruben bald mit Wasser, treten über und ergießen in die Straßen wahre Bäche von Jauche, welche die Leute durch kleine Deiche aufzuhalten bemüht sind.

Außerdem haben die Bodenbesitzer zur Vermehrung der Düngstoffe rings um die Stadt und die Dörfer der Umgegend eine Masse prächtiger Taubenhäuser erbaut. Wenn man zuerst nach Ispahan kommt, möchte man glauben, daß



Bazar in Dschulfa.

die Einwohner ausschließlich von Tauben leben. Das ist aber nicht der Fall; man hält sie fast nur des Mistes wegen, der, mit dem Schutt verfallener Häuser gemischt, den besten Dünger für Melonen und die prachtvollen Wasser-



Bewässerungsbrunnen.

melonen abgiebt, von denen sich die Einwohner Iraks im Sommer fast ausschließlich nähren. Darum sagt auch ein alter Schriftsteller verächtlich von den Ispahanern, daß sie nur von Koth leben. Die besten Melonen aber

Ein Taubenhaus in der Umgegend von Ispahan.

werden doch nicht mit Hilfe von Mist erzeugt, sondern wachsen am Rande der Wüste in leicht salzigem Boden, dem sie ihren köstlichen Wohlgeschmack verdanken. Nach Aussage von Kennern soll man nur einmal binnen dreißig Jahren die werthvolle Frucht auf derselben Stelle erzielen können; wenigstens ist das der Fall mit denjenigen Melonen, welche auf den Tisch des Schah kommen.

Erst um Mitternacht dieses Tages kehrten die Reisenden ermüdet in ihr gastliches Kloster zu Dschulfa zurück.

(Fortsetzung folgt in einer spätern Nummer.)

Erwerbungen der Ethnographischen Abtheilung des Berliner kgl. Museums von der Nordwestküste Nordamerikas.

Von Professor **A. Bastian.**

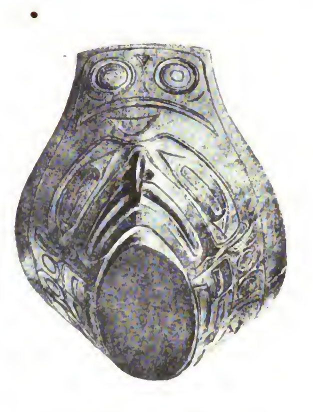
II.

Ethnologisch handelt es sich hier um eins der bedeutungsvollsten Areale auf der Erde, indem zu der Annäherung zweier Kontinente in der Beringsstraße noch ein dritter aus dem zwischen liegenden Inselreich hinzutritt, und die eigenthümliche Physiognomie, die somit hier an dieser Küste gerade schillert, einerseits im polynesischen Reflex und andererseits mit den Verzweigungen in den Nahnalt-Wanderungen, hat deshalb auch schon häufig die Aufmerksamkeit der Beobachter gefesselt, und dann stets das Bedauern zum Ausdruck gebracht, daß für Lösung der sich hier durch einander schlingenden Probleme dem Studium die genügenden Daten noch fehlen, mehr fast, als irgendwo sonst.



Trinkschale von grotesker Form aus Holz (1/4 der natürlichen Größe).

Das Gefäß ist so behandelt, daß es einen auf dem Rücken liegenden Mann darstellt, dessen geöffneter Bauch die Höhlung des Gefäßes bildet, während der klaffende Mund und die um das Gefäß herumgreifenden, mit Bechern ausgerüsteten Hände den Zweck des Gefäßes sehr deutlich machen. Trefflich dazu passen die derb und tief ausgehöhlten Augen. Das vom Fort Rupert stammende Gefäß heißt „-lokolech“ und dient bei großen Festlichkeiten; da werden derartige Gefäße mit Fett gefüllt und das Fett getrunken.



Kahnförmige Eßschale aus Holz (1/2 der natürlichen Größe).

Die Wände der Schale zeigen außen reichen Reliefschmuck; gegen vorne und rückwärts sind unter den aufstehenden Enden der Schale, die mit einem stilisirten Menschengesichte (zwei längliche Augen und ein breiter Mund sind noch deutlich genug) geziert sind, breite Menschengesichter gebildet mit hervorstehenden Schnabelnasen, die in den Mund hineinreichen; zur Seite gehen sie in runde Ornamente, die die Ohren darstellen, über.

Seit Uebergang der russischen Besitzungen an die Vereinigten Staaten mehrt sich jetzt allerdings der Zufluß der Nachrichten, aber gleichzeitig auch, wie es unvermeidlich ist, in Folge des Eingriffes energischer Rührigkeit, die Zersetzung der früheren Verhältnisse, über welche sich bei der geringen Zahl der Beobachter, seit Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Mitte des jetzigen, nur Weniges und wenig Zusammenhängendes bezüglich der hier lokal typischen Eigenthümlichkeit des socialen Lebens entnehmen läßt.

Bei dem gleichartigen Niveau, das diese gesellschaftlichen Verhältnisse an der Nordwestküste Amerikas (wie bei den Naga in Assam, bei Kunama u. s. w.) überzieht, wird nur Reichthum dazu befähigen, als Orang Kayan (wie bei den Malaien) um Kopfeslänge etwa daraus hervorzuragen, wie er an den — nicht nur zur Hülfe in gemeinsamer Arbeit angestellten — Schenkfesten oder Potlach genugsam oft bethätigt wird, um in der Erinnerung dauernd zu verbleiben, und bei dem im Erwerb von Eigenthum nahe liegenden Hinweis auf den Handel wird der darin, seiner erprobten Gewandtheit wegen, als Vermittler Gesuchte von den Fremden wieder als solcher, seinen eigenen Landsleuten gegenüber, beansprucht und dann vielleicht mit dem, aus Höflichkeit



Großer Wasserschöpfer in Löffelform von Holz (3/16 der natürlichen Größe).

Der Griff ist zu einer fratzenhaften Figur verarbeitet: ein grinsendes, halb menschliches, halb thierisches Gesicht sitzt auf einem Halse, der unter dem Kinn einen mächtigen Schnabel entwickelt, in den das Wesen seine Hände klemmt; die Rückseite zeigt ein in Flachrelief gegebenes Ornament, zwei stilisirte Hände, zwei Augen und eine darüber stehende Bekrönung. Das Geräth heißt „läson“.

oder aus Schmeichelei entgegengebrachten Ehrentitel dauernd bekleidet werden, wie die „kings“ in Guinea. Da die für derartige Verhandlungen und glückliche Durchführung derselben erforderliche Erfahrung mit den Jahren wächst, und also den Aelteren ein Uebergewicht verleiht, fällt diesen, als insofern Stärkeren (wogegen früher, als körperlich schwächer, bei Seite geschoben), dann die Macht zu, und zu Cook's Zeit bildeten so in Nutka die Alten die Häuptlinge, wie so vielfach im Senate der Geronten (durch alle 5 Kontinente hindurch).

Wenn dann die Dauer der Regierungszeit genügende Befestigung erlaubt, geht das gleiche Ansehen auf den heranwachsenden Sohn um so eher über, weil dieser im Unterricht seines Vaters an der Weisheit desselben theilgenommen, oder vielleicht auch (wie bei den Haidah) den Alikwa genannten Mysterienbesitz (Maultrommel u. dergl.) von seinem Vorgänger erwerben mag, wenn nicht schon bei Lebzeiten (wie bei Abdankung des tahitischen Königs für seinen Sohn). Daß wenn allmählich zur Gewohnheit geworden, der Aufblick zu einem Höherern und Mächtigern leicht dann in ihm



Großer Trinklöffel (3/16 der natürlichen Größe).

Den Griff bildet ein geschnäbelter Thierkopf mit stilisirten Wolfsohren, darüber reicht ein cylinderförmiger Aufsatz hinaus, wie er auf den Tanzhüten, aus Stroh gefertigt, aufgesetzt wird. Auf der Rückseite ist ein Relief, ein seltsames Ornament aus Augen und ohrenartigen Lappen, gebildet. Das Gefäß zeigt an der Schnabelöffnung, an Stirn und Nüstern des abgebildeten Kopfes rothe Bemalung.

auch höhere Macht vermuthet, erklärt aus sich selbst die dann gestellten Ansprüche für Gewährung der zum Lebensunterhalt erforderlichen Bedürfnisse oder Unterstützung zu deren Erlangung, durch Regulirung des Wetters, durch die Heilsmedicin des Anla-manna (bei Kunama) zum Ackerbau, oder (unter Jägerstämmen) durch beschwörende Herbeiziehung des Wildes, und ähnlich beim Fischfang mit entsprechenden Ceremonien der einen oder anderen Art.

Daraus beginnen sich nun allmählich in den Beziehungen zwischen dem Volk und seinem, als Vertreter mit dem unbekannten Jenseits vorgeschobenen Priesterfürsten allerlei geheimnißvolle Fäden zu spinnen, bis sich das Ganze mit dem Dunst des Mysteriums umhüllt.

Je größer die Gewalt, die in die Hände des Häuptlings gelegt ist, desto dringender auch das Verlangen, daß er die Verfügung über das Wohl und Wehe seines Volkes nur zum Besten desselben verwenden, und also diejenigen Entsagungen und Kasteiungen vielleicht, deren es sühnender Buße wegen bedürfen mag, nicht scheuen wird, indem er sein persönliches Wohlbehagen dem des Gemeinwesens opfert.

Dann bei zunehmender Unbequemlichkeit (oder Gefährlichkeit, wie sie von afrikanischen Regenmachern oft erprobt

wird), tritt das Hinstreben ein zur Loslösung von religiösen Verpflichtungen, und das Widerspiel zwischen weltlicher und geistlicher Macht läßt sich in den Phasen der durch lokale Verhältnisse variirenden Wechsel in der Geschichte Japans und Tongas ebenso verfolgen, wie in Kochin oder Meroe, bei den Chibcha und vielfach sonst.

Wie für die Sammlung zum (indianischen) Pubertätstraum, wie bei Heilighaltung der Rischi in Indien, der Atua in Nukahiva u. s. w., liegt in all solchen Fällen die Einsamkeit am nächsten, und indem das dadurch an sich (bei Grasessen am Millbank Sound, wie in Babylon) eingeleitete Fasten bei excentrischer Steigerung aus physischer Zerstörung zu psychischer führt, fließt daraus in natürlicher Folge, daß bei der Rückkehr die Symptome, weil mit Hungergefühlen durchwachsen, sich in bissigen Anfällen (des Häuptlings der Bellabella und benachbarter Stämme) manifestiren mögen, und dadurch dann wieder verscheuchende Schrecken bereiten (wie beim Hervorbrechen des Idem Efik oder anderer Großfetische aus afrikanischen Wäldern).

Die Isolirung von profaner Gesellschaft, um im sympathischen Rapport mit den Elementarkräften des Jenseits diese günstig zu stimmen, wird als Verpflichtung vornehmlich aufliegen bei den kritischen Jahreszeiten, denen des Säens und Pflanzens bei der Feldarbeit, der Laichzeit der Fische (und deren Aufsteigen im Columbia), der Wandermonate für die Renthiere auf den Tundren, für die Büffel auf den Prärien, und temporäre Abgeschlossenheit der Regenmacher in ihren Hütten (wie bei Kunama nach dem Kowa-Fest) mag dann zur dauernden werden (wie bei dem König der Sabäer und sonst).



Eßschale aus Horn mit reichem Reliefschmuck in Gestalt eines schwimmenden Wasservogels (1/2 der natürlichen Größe).

Der Kopf des Vogels bildet die Handhabe, der Leib selbst zeigt, gegen vorne gewendet, ein Wesen mit in den Mund hineinreichender Hakennase: ein breites Gesicht auf mit Klauen bewehrte Hände gestützt; oben sieht man an den sonst menschlichen Kopf gesetzte Thierohren, nach rückwärts gewendet, zeigt sich ein breites, flachnasiges Menschengesicht, unter dem dreizehigen Fuße mit Schwimmhäuten breit heraustretend, während nach den Seiten zu, wie es scheint, Flügel sich fortsetzen.

Der als Einsiedler in Bergen und Wüsten Schweifende wird sich, als einzig dauernd bleibendem Gefährten, tagtäglich von der Sonne begleitet sehen, und bei dem in kalten Ländern nahe liegenden Anschluß an die Allbelebung durch die Sonnenstrahlen (wie sie im Lichtschlucken der Aleuten auch für den Mikrokosmus zu verwerthen gesucht wird), liegt es dem Priesterfürsten nahe, sich mit solaren Einflüssen zu schwängern, um sie bei der Rückkehr zum Nutzen der Umgebung wieder auszuströmen (weshalb auch die dafür gebrauchte Maske bei den Heida schon mit einem Deckel versehen ist).



Kahnartiger Eßnapf in Thierform aus Holz, reich skulptirt (1/4 der natürlichen Größe).

Bei Beobachtung der Natur, beim Lauschen auf Kundgebungen aus derselben, bei Prodigien oder Orakelzeichen, wird in dem lebendig bevorzugten Thier am ehesten ein Bote erkannt werden (im Vogel des Atua vom Himmel herab beim polynesischen Opfer), und bei solcher Ideen-Association herrschen in den Schöpfungsmythen vor dem Menschen die Thiere, in Birma und (peruanischen) Amerika des Südens nicht nur, sondern auch im nordwestlichen, wo bei Erhebung des individuellen Schutzgottes zum genealogischen im Wappen wieder das heilige Thier östlicher Totem hervortritt (wie bei den australischen Kobong, unter Betschuanen u. s. w.).

In seinem „Report on the Queen Charlotte Islands“ (Montreal 1880) führt Dawson als Totem auf: eagle, wolf, crow, black bear und fen whale (the two last

united) als Koot, Koo-ji, Kit-ſi-nako und Scha-nu-cha (bei den Haidah). The members of the different totems are generally pretty equally distributed in each tribe. (No one can marry in his or her own totem, whether within or without their own tribe or nation). The children follow the totem of the mother, save in some very exceptional cases, when a child newly born may be given to the fathers sister to suckle. This is done to strengthen the totem of the father.

Wenn die Chiliath (der Thlinkithen) mit den Kunama (der Tinneh) jenſeits der trennenden Küſtenkette handeln, ſtellt ſich bei Heirathen Gleichheit der Stammeswappen her (im Connubium), und ſolche Verwandtſchaften mußten dann ſpäter auch fortdauern, wenn politiſche Einigung eintrat, wie ſie z. B. bei Irokeſen die gleichen Totems durch fünf Nationen hindurchlaufen ließ (und ähnlich in Auſtralien oder ſonſt). Bei gleichen Familiennamen ſchließen die Samojeden keine Ehen mit den Oſtjäken (nach Caſtren), ſo daß auch hier aus ethnologiſch (oder anthropologiſch) getrennten Stämmen ſpäter (in Folge abgeſchloſſener Verträge, poſitiver und negativer Art für die Einzelheiten), ein nationales Band der Einigung ſich im Beginn der Herſtellung zeigt.

In exogener Ehe der Heirathsverbote innerhalb des Totem (Namensgleichheit in Yucatan u. ſ. w.) gelten Kreuzheirathen auch bei den Haidah. Für die praktiſchen Vortheile, die ſich hier, wie bei der internationalen Begründung des Gaſtrechtes empfehlen, bietet das religiöſe Band die geſicherte Einigung, und die im indianiſchen Pubertätstraum individuell geſuchte Schutzgottheit erhebt ſich dann, bei Verklärung der Perſönlichkeit im Patriarchenthum, zu der des Stammes.

In der Einſamkeit ſeinen Lebenstraum ſuchend, bis in der Abmattung durch Faſten oder ſonſtige Kaſteiungen die Viſion geantwortet hat, iſt der Indianer, wenn er Anlage zum Prophetenthum in ſich fühlt, dadurch auf den Weg geführt, fernere Offenbarungen zu ſuchen und zu erlangen, nicht mehr für ſich allein, ſondern zum Beſten des Gemeinweſens, dem er angehört —, Kraft zu gewinnen über die Witterung (ihre Begünſtigung für Ackerbau und Fiſchfang), gegen die Schädlichkeiten der Krankheitsmacher, zum Beſten der Jagd (bis in das Jenſeits ſelbſt, als Seelengreifer oder Seelenflicker u. ſ. w.) — und die ſo geſtifteten Geheimbünde, oft in Rivalität mit einander, oder ältere durch jüngere verdrängt, werden in den, nach minutiöſen Regelungen der Götterlaunen feſtgelegten, Geheim-Riten der Myſterien, durch das Blutige der Opfer ſchon, zu ſakramentalen Mahlen geführt, um in den Aufnahmsceremonien den Charakter als Dvya oder Wiedergeborene zu gewinnen, und mittels der (gleich dem Siſtrum der Iſis oder dem Schwirrapparate der Auſtralier) die Dämonen durch Lärm fern haltenden Raſſel zugleich aufs neue zum Leben zu erwecken (weshalb dieſes Prieſtergeräth unter den verſchiedenſten Emblemen ſymboliſcher Zierrathe vorkommt).



Große Holzfigur, ein völlig nackter Mann in hockender Stellung ($^1/_8$ der natürlichen Größe).

Der rechte Arm, welcher abgenommen und durch einen vorwärts ſtehenden, mit zuſammengelegter Hand erſetzt werden kann, ſteht vom Ellbogen an gerade in die Höhe und hält die Hand gegen vorne geöffnet hoch. Der Mund iſt geöffnet wie zum Schreien, das Geſicht iſt, wie die Bemalung andeutet, tatuirt. Hervorzuheben iſt die originelle Behandlung des Bruſtkaſtens, beſonders aber des Schwertknorpels und die nicht ungeſchickte Bildung des Handgelenkes, Einzelheiten, welche auf der Abbildung zurücktreten.

Um zum Propheten geſchickt zu ſein, muß der vom Bären Fortgeſchleppte durch einen Walfiſch wieder ausgeſpien ſein, und die prieſterliche Autorität wird erſt mit dem Amulett der Otterzunge erlangt, ausgeriſſen dem heiligen Thier (um ſelbſt in Zungen zu reden). Und ſo die Darſtellungen auf den Raſſeln der Haidah.

Wenn, wie ſtets, das feindlich Böſe für das Religiöſe im Vordergrund ſteht, ſo beginnt ſich doch (den Njankopong und Mawu Guineas entſprechend) in Britiſh Columbia auch der höhere Gottesbegriff im Himmliſchen zu wölben, wodurch dann zugleich die Natur mit deſſen Lebensprincip beſeelt wird, in Quawteaht 2c., einheitlich überwiegend gedacht, oder im Kampf der Gegenſätze, und nach den Nutka ſtreiten in Quautz und Matlox das gute und böſe Princip.

Auch gerechter Zorn mag drohen, zum Strafen, und ſo die Beſänftigungsceremonien, mit Rechten und Pflichten der Prieſter ſowohl, als ihrer Götter. Für die Stämme des Innern wüthet die Gottheit (eines antilliſchen Huracan oder Orkans), ein wüthender Herr des Sturms, bei den Athabasken in jenem Rieſenvogel perſonificirt, der mit blitzſprühenden Augen und Donnergeräuſch im Schlagen der Flügel die Schöpfung hervorruft, und wie der Sturmrieſe Thiaſſi in Adlergeſtalt erſchien, wird in ſolcher der Sturm auf den Shetland beſchworen.

An der Küſte tritt zu dem impoſanten Eindruck des Meeres derjenige hinzu, den die daſſelbe durchſtürmenden Ungeheuer hinterlaſſen, und wenn dann der Walfiſch (in der Fritjofs-Sage) als ſturmerregende Gottheit gilt, ſtellt ſich von ſelbſt in den heiligen Charakteren eine Kombination zum Gegenſatze her, und wie ſonſt der Phaya Nak und andere Drachenſchlangen, wird der Vogel hier dann das Seegethier bekämpfen, und dieſes, wenn mit den dem Seefahrer drohenden Gefahren in Beziehung geſetzt, leicht in feindlichem Widerſpiel erſcheinen, verglichen mit dem aus hehren Höhen herabſchwebenden Boten der Götter (bei den Opfern für den Atua in Tahiti), während der aus der Luft auf das Waſſer ſich ſtützende Regenbogen weitere Ausmalungen erleichtert.

In den Flüſſen mußte der Biber die Aufmerkſamkeit

fesseln, bei den Stämmen westlich im Felsengebirge, wie in ausgedehnterem Maße noch in der Schöpfungsmythe der östlichen.

Die Indianer in British Columbia geben ihren Vorstellungen vom Schöpfer meistens „the accompaniment of wings" (s. Hazlitt) und bei der Personifikation der Gottheit im Vogel erhält dann der Kampf mit den Ungethümen der Tiefe seine weitere Ausmalung im Gewitter. Wenn der Bergriese, nach Speise suchend, im Federkleide (den Himmel verdunkelnd, als Wolke) umherfliegt (mit dem Geräusch der Flügel donnernd), empfängt er von dem Fisch des Meeres den Blitz, den Walfisch zu treffen (bei den Haidah).

Nachdem die aus dem Urgrund aufgetauchte oder (wie in Hawaii) ausgebrütete Schöpfung durch einen demiurgischen Architekt, gleich Viswacarma oder älteste Feuergötter (wie Vulkan oder Pthah) ihre feinere Ausarbeitung empfangen, erhält der Mensch seine Vollendung, in Mexiko durch Quetzalcoatl (durch Prometheus anderswo u. s. w.). Als Fleischmasse war der Mensch geschaffen (by the superior deity) unvollkommen (in British Columbia), „but a second divinity" vollendet ihn (s. Dunn), wie die Maui (und Tiki) in Polynesien (oder bei Quiché's u. s. w.). Dann, mit Erinnerungszeichen an vorweltliche Wundergebilde wird die Herrschaft der Thiere bald enden, die, wie in Birma und Peru, der des Menschen vorhergeht, und so bei den Aht: als zwei fremde Schiffer nach der Küste kamen, flohen die Thiere in ihre Häuser, die Seelen der Menschen zurücklassend.

Daran schließen sich mit dem Menschen, in Herstellung der Geschlechter, die Gebote und Verbote an, sowie der Einrichtungen viele, im Uebergang zur geselligen Ordnung.

Die auch in mechanischen Künsteleien hervortretende Geschicklichkeit, die sich an der Nordwest-Küste bis Oregon bemerklich macht, hat oftmals schon durch ihre polynesischen Analogien die Aufmerksamkeit angezogen und erhielt stets die Bezeichnung einer Ausnahmsstellung unter den Nachbarn des Kontinents, soweit nicht bereits durch fremden Einfluß beendet oder doch verändert.

Der alle Geräthschaften und Utensilien an der Nordwestküste Amerikas als besonders charakteristisch ausprägende Verzierungsstil, — der auch nach den früheren Proben bereits als solcher anerkannt, sich durch die vorliegende Sammlung jetzt überall in Wiederholungen bestätigt — dieser Stil der Haidah vor allem, spricht in der „Grammar of ornament" eine jener Primär-Ideen aus, die in den Mythologien zu vielerlei Gedankengebilden fortwachsend sich verzweigten.

Die allverbreitete Vorstellung vom bösen Blick und seiner Schädlichkeit hat in naturgemäß gebotener Association zu der schützenden Kraft im Auge (der Gottheit) geführt, sowie anderseits, in schwarzer oder weißer Zauberkunst, zu den Abwendungsmitteln (apotropäischer oder averruncischer Mächte) aller Art, wobei, für den besondern Zweck, Ablenkung des Sehens am nächsten lag.

Im Auge liegt die Seele, die Seele des Menschen, und, für das jedesmalige Individuum, die des Fremden, der als in das Unbekannte fallend, damit auch, im Einzelnen, wie im Stamm (von Australien bis Finland), wird gefürchtet werden (in aufgeklärter Zeit wenigstens noch im Neide, in seitlichem Scheelsehen), und wird er also demjenigen, worauf er im Blick seine Wesenheit wirft, auch Schaden gebracht werden müssen.

So hat nicht nur der Nebenmensch unter dem Blick des Begegnenden zu leiden, vor allem selbstverständlich hilflose Kinder (oder wenn hilflos und unbewacht, ein jeder im Schlaf), sondern die gesammte Natur mag (besonders in dem Lebendigen, wenn nicht auf Lebloses abgelenkt), die bösen Wirkungen empfinden, oft dem Urheber unbewußt, oder wider Willen selbst, besonders aber von solchen, die absichtlich nach Schädigung gesucht und, im dunkeln Bunde mit dunkeln Gewalten, die Gewalt des Uebelthuns erworben haben (dies auch vielleicht im Gesicht selbst schon zeigen, sei es im stechend tiefliegenden Auge, sei es in zusammengewachsenen Augenbrauen, oder in kritisch verdächtiger Periode die verdächtigenden Einflüsse darauf überströmen lassen), — und besonders fühlbar müssen solch nachtheilige Nachwirkungen empfunden werden bei denjenigen Objekten der allgemein umgebenden Natur, die als in das specielle Eigenthumsrecht der Betheiligten gezogen, diese am lebhaftesten interessiren (oder, noch lebhafter selbst, bei krankhaften Störungen im eigenen Körper).

Gegen die so auf allen Seiten aus Unholden oder Unholdinnen, aus Hexen mit all dem teuflischen Gelichter („feurigen Augen", des Teufels, seiner Hunde, Schweine u. s. w.) hervorblickenden Gefahren, wird dann hoffend aufgeblickt zum schützend waltenden Auge jenes Gottes, der bei Aegyptern als vieläugiger (iri oder Auge) bezeichnet wurde, dem aber wieder, im bekannten Schachspiel weißer oder schwarzer Magie, als vieläugiger Argus von Merkur sein Haupt abgeschlagen wurde, während aus den Hieroglyphen der Monumente das Auge noch überall hervorblickt, oder in der Sonne scheint, als Odhin's Auge (Mata-ari in malaischer Sonne) οὐράνιος ὀφθαλμός (bei Macrob) oder πάντα ἰδών Διός ὀφθαλμός (bei Hesiod). So zeigen auch bei den Haidah Kleider und Geräthe sich überall mit Augen bedeckt, meist in conventionell stereotyp gewordener Form (wie bei den Djonken der Chinesen und sonst). Bei der „typisch gewordenen verzogenen Form des Auges" (zum Schutz gegen den bösen Blick) „hat eine gewisse Scheu vor zu großer Realität mitgewirkt" (s. Jahn).

Wie im Dualismus der Gottheit dem bösfeindlichen Auge ein gutes als abwehrender Schild entgegengehalten werden wird, in fortgeschritteneren Religionsstadien, so mag dann das menschliche Auge auch als „freundliches" aufgefaßt werden, und sein „Schauen" als wohlthätiger Befreundungen fähig, aber in primitiven Verhältnissen ist jeder Blick (fremden) Auges (wie bei den Arabern) zunächst ein böser (El Ain), und da ja selbst der liebevolle, bei zorniger Wandlung (wie in buddhistischen Rachegottheiten), sich in subjektiv bösen verkehren kann, bedarf es also, in mannigfaltiger Gestaltung, der Ablenkungen in ἀτοπία, zu denen das turpe gehört (in der Higa und anderen Obscönitäten der Gesten und Bilder), wie das γελοῖον. „Hie tritt fraw Hulde herfür mit der Potznasen" (bei Luther).

Dazu wird denn auch, wenn man stark genug zu sein meint, das Schreckbild (φόβος) an Schildern angebracht, das Medusenhaupt in den Gorgonen oder Rahu's abgeschlagenem Haupt, sowie die μορμολυκεῖα (in Köpfen wilder Thiere) an Amuletten, zu lähmen oder zu verwirren, und die Masken dann, in buntesten Verzerrungen, unter denen man hier, wo es sich um die Augen handelt, auch gern mit Augen spielt, wie es bei verschiedenen der Haidah augenfällig hervortritt. Lamia, Tochter Poseidon's (mit der Zeus die Sibylle Herophile zeugte), wurde, weil sie Kinder (für die von Here genommenen) raubte, aus einer schönen Königin Libyens in ein häßliches Schreckbild verwandelt (mit Gesichtsverzerrungen unter Herausnahme der Augen), und geht dann in die Ammenmärchen über. Doch seitdem bis in diese auch hineinzublicken, germanistische Gelehrsamkeit nicht länger verschmähte, hat sich, auf dem Hintergrunde alter Mythologie, aus Sagen und Sprüchen

im Volksglauben manch unerwarteter Lichtblick hervorlocken lassen, die Wachsthumsgesetze des Menschengeistes im schöpferischen Denken zu erhalten. Und jetzt tritt die Ethnologie hinzu auf der breiten Basis der Vergleichungen für alle die Wandlungen, wie sie schillern und schimmern über die Oberfläche des Erdballs hin, im abgeschlossenen Rund.

Weiteres in den Anmerkungen des Textes (s. Amerikas Nordwestküste, Berlin 1883), sowie auch über die Beschreibung der Tafeln (wie zum Theil hier beigefügt).

Prof. Sachau's Reise in Syrien und Mesopotamien.

I.

Während Innerafrika gegenwärtig das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt und alljährlich bedeutende Summen für seine Erforschung, die fast ausschließlich der beschreibenden Geographie zu Gute kommt, verwandt werden, bleiben die uns viel näher liegenden Gebiete am Mittelmeere beinahe völlig vernachlässigt, obschon sie so viel leichter zu erreichen und bequemer zu durchwandern sind und für die Erkenntniß der Entwickelung unserer Gesittung ganz andere Resultate versprechen. Auch die Geographie ist der Mode unterworfen und als ein echter und richtiger Reisender wird heute nur der anerkannt, welcher am Kongo „gearbeitet“ hat. Natürlich wenden sich alle unternehmenden Forscher dorthin, wo mit Muth und Glück der höchste Ruhm zu erwerben ist, wo das Reisen an und für sich ohne Rücksicht auf specielle Resultate schon eine Heldenthat ist, und wo — last not least — nicht die sorgsamen und gründlichen Vorstudien nöthig sind, welche eine Erforschung der alten Kulturstätten am Mittelmeere unbedingt verlangt. Besonders Deutschland verdient den Vorwurf, daß es diese Länder vernachlässigt, und es ist darum doppelt erfreulich, auch einmal ein deutsches Buch über Länder, welche sonst als die ausschließliche Domäne der Engländer und Franzosen gelten, in die Hände zu bekommen.

Professor Sachau in Berlin hat die Zeit vom September 1879 bis zum Mai 1880 zu einer Forschungsreise in Vorderasien verwandt, deren Resultate uns nun in einem stattlichen Oktavband[1]) vorliegen. Obschon vorwiegend topographische und antiquarische Interessen verfolgend, hat der Reisende doch auch mit offenem Auge Natur und Volk beobachtet, bringt zahlreiche hochinteressante Angaben über den gegenwärtigen Zustand jener einst so blühenden und reichbevölkerten, nun durch tausendjährige Mißregierung zur Wüste gewordenen Gegenden, und verdient es wohl, daß wir ihn hier auf seinen Fahrten begleiten.

Die erste Abtheilung der Reise führte Sachau von Berut nach Damaskus und von da über **Karjetên** nach **Palmyra** und zurück den Orontes hinunter über **Homs** nach **Aleppo**. Der Reisende hatte das Glück, bei dieser Tour von Herrn **Lütticke**, dem Vicekonsul des Deutschen Reiches in Damaskus, begleitet zu werden, welcher, seit vielen Jahren in Syrien ansässig, Land und Leute genau kennt und ihm so das Lehrgeld ersparte, das ein Reisender in diesen Gegenden sonst unbedingt zahlen muß. Es wurde ein Kontrakt mit dem Dragoman Ahmed Bodroshêm abgeschlossen, in welchem sich dieser verpflichtete, für 50 Franken täglich die Verpflegung, die nöthigen Menschen und Reitthiere zu stellen, ein Kontrakt, welcher zur vollen Zufriedenheit des Reisenden ausgeführt wurde. Schwierigkeiten von Seiten der Lokalregierung würde ein eigenhändiger Ferman des Sultans beseitigt haben, es waren aber solche in Syrien unter Midhat Pascha nicht zu befürchten. Der Reisende lernte diesen so verschiedenartig beurtheilten Mann persönlich kennen und hält ihn bei allem guten Willen für kein großes Verwaltungsgenie, aber er berichtet auch, daß mit Midhat gleichzeitig der Befehl an alle Unterbeamten kam, dessen Plänen soviel als möglich entgegen zu arbeiten und daß Ahmed Pascha, der Militärgouverneur von Syrien, sein offenkundiger Feind war; kein Wunder also, daß er nichts ausrichtete. Der Zwiespalt der beiden Paschas trug sich auch auf ihre Untergebenen über; Zaptiehs (Polizei) und Militär betrachteten sich mit größter Eifersucht, und wer die Hilfe der einen in Anspruch nahm, wurde von den anderen unbedingt vernachlässigt und hatte auf keinen guten Willen zu rechnen. Was überhaupt von türkischen Reformen zu halten ist, beweist eine Anekdote, die Sachau erzählt: als man in Stambul die Komödie einer Notabelnversammlung aufführte und der Vertreter Syriens von dem in seiner Heimath herrschenden Nothstande zu sprechen anfing, wurde er schon am andern Tage zwangsweise in seine Heimath zurückbefördert.

Die Reisenden brachen am 8. Oktober von Damaskus auf, mit sechs Begleitern und gefolgt von sechs Zaptiehs, welche ihnen Midhat mit Rücksicht auf den Konsul mitgegeben hatte, eine ziemlich kostspielige und überflüssige Ehre, denn in Gefahren ist auf den Polizeisoldaten nicht zu rechnen, und zur Legitimation gegenüber den Dorfvorstehern und Lokalbehörden genügt einer oder höchstens zwei, für den Fall, daß der Reisende sich einmal von seinem Gepäck trennt. Außerdem hatte sich noch der eingeborene Photograph Sabundji aus Beirut angeschlossen; ihm sind die Lichtdruckbilder zu danken, welche den ersten Theil der Reisebeschreibung schmücken. Damaskus liegt an der Grenze des Kulturgebietes; schon am Mittag des ersten Reisetages ward der Rand der Wüste erreicht. Da im Herbst viele Brunnen versiegt sind, sah sich die Karawane gezwungen, die gewöhnliche Straße über **Atni** nach Karjetên zu verlassen und eine andere westlichere über **Kastal** und **Der-Atijje** einzuschlagen. — Karjetên, oder wie die Beduinen sagen, Grjetên, ist bereits eine Oase, von Mohammedanern und syrischen Christen bewohnt, berühmt durch seine ausgezeichneten Trauben, bewässert durch eine mächtige Quelle, die wie überall, einfach Ras-el-ain heißt. Hier traf der Reisende mit einigen **Slebis** zusammen, Gazellenjägern, Parias der Wüste, die in kleinen Trupps, nur ein paar Esel besitzend, umher ziehen, unbekümmert um die Streitigkeiten der Beduinen. Sie sind durchweg kleiner als diese und haben ganz andere Physiognomien; ihre Existenz hängt an der Gazellenjagd; sie leben von ihrem Fleisch und kleiden sich in ihr Fell. Der Mohammedaner verachtet sie als Kafirs, bei denen nicht einmal die Ehe durch Sitte oder Gesetz geregelt ist; leider unterläßt der Reisende die genauere Beschreibung eines Sleb oder Notizen über ihre Sprache zu geben. Handelt es sich hier um Trümmer einer vorarabischen Bevölkerung, um einen eingedrungenen fremden Stamm oder um verkommene ausgestoßene Beduinen?

---

[1]) Reise in Syrien und Mesopotamien. Mit 2 Karten von Prof. H. Kiepert, 18 Abbildungen und 22 Lichtdruckbildern. Leipzig, Brockhaus 1883. 8°. 480 S.

In Karjetên beginnt die eigentliche Wüstenreise; auf der ganzen Strecke bis Palmyra liefert nur eine einzige Quelle spärliches Wasser; der Reisende nahm darum eine Anzahl nach Palmyra zurückkehrender Bauern in seine Dienste, um Wasser, Kohlen und Futter mitzunehmen. Die Wüste war völlig leblos, nur an der einen Quelle wurden ein paar Durrâdj (Frankolinhühner) beobachtet. Nach einem vierzehnstündigen anstrengenden Ritt erreichte man in der Nacht Palmyra, halb verdurstet, weil die Bauern betrügerischer Weise kein Wasser mitgenommen hatten; der kleine Vorrath, den sich der Photograph versteckt, weil für ihn das schwefelhaltige Wasser Palmyras unbrauchbar ist, hatte aushelfen müssen.

Auf eine genauere Schilderung der oft beschriebenen Ruinen von Palmyra verzichtet der Reisende, für den der Aufenthalt dort bei dem excessiven Klima, das ihm am Mittag einen leichten Sonnenstich zuzog, und ihn Nachts vor Frost zittern ließ, in Verbindung mit dem schwefelhaltigen Wasser und der ungenügenden Verpflegung nichts weniger als angenehm war. Die Wüste ringsum ist voll Ruinen; die Palmyrene muß zur Zeit des Odenathus und der Zenobia anders ausgesehen haben, wenn auch ihr Reichthum vorwiegend dem Zwischenhandel mit Mesopotamien und Persien zu danken war. An der heutigen Verödung ist namentlich der ungenügende Schutz schuld, den die türkische Regierung dem Lande gegen die Beduinen angedeihen läßt; sie treibt unerbittlich ihre Steuern ein, und der arme Landbauer muß dann den Herren der Wüste noch einmal zahlen oder wird völlig ausgeplündert. Ein des Arabischen unkundiger türkischer Officier außer Diensten haust als Mudir in einem Winkel des Sonnentempels; er nimmt keine Notiz von den Beduinen und diese keine von ihm; weitere Autorität hat die türkische Regierung hier nicht.

Heftiges Unwohlsein zwang den Reisenden, schon am 18. Oktober wieder von Palmyra aufzubrechen, und da die Brunnen auf dem direkten Wege nach Homs, den Kaiser Aurelian einst gezogen, ausgetrocknet waren, mußte man nach Karjetên zurück. Er schlug diesmal den Weg über Kasr-elhêr ein und wieder kam die Karawane beim Nachtlager in große Noth durch die verrätherischen Bauern von Palmyra, welche den ausbedungenen Wasservorrath nicht mitgenommen hatten; zum warnenden Exempel wurden ihnen die leeren Wasserschläuche konfiscirt. Von Karjetên aus wurden die interessanten Dampfbäder von Elhömme besucht, wo aus einem ausgemauerten Loche heißer Wasserdampf hervorbricht, und weiterhin die gewaltigen Ruinen von Khawwârin, einer echten Steinstadt mit in Angeln laufenden Steinblöcken statt der Thüren, aber auch mit den Ruinen einer christlichen Basilika, die freilich aus den Trümmern älterer Bauwerke errichtet wurde.

In Rible oder Nabli wurde der Orontes und das angebaute Land der Bekâa erreicht und die Karawane athmete neu auf. Auf den ergiebigen Ländereien des Dorfes waren hunderte von Ansariern oder richtiger Nossairiern als Tagelöhner beschäftigt; sie kommen täglich aus ihrer Felsenwildniß zwischen dem Eleutherus (Nahr el Kebir), dem Meer und dem Orontes — die auch eine Forschungsreise reichlich lohnen würde — herüber und erhalten für ihre Arbeit einen geringen Antheil am Ertrag, sie gelten für brav und fleißig. Neuerdings beginnen sie sich auch jenseits des Orontes anzusiedeln; bei Hama hat einer ihrer Scheiks mit seinen Leuten das verlassene Dorf Selemije besiedelt und behauptet sich mit Glück gegen die Beduinen. Von Rible ab folgte die Karawane dem Orontes zum See von Homs, der sich als wenigstens theilweise künstlich, durch eine riesige uralte Barrage gebildet erwies, und nach Homs. Das alte Emisa ist heute eine schmutzige, aus Basalt und Lehm erbaute Landstadt mit circa 40000 Einwohnern, hauptsächlich Christen, die einige Industrie treiben; besonders zahlreich sind die Weber, die fast ausschließlich rheinisches Garn verarbeiten; ihre Werkstätten sind halb unterirdisch.

Von Homs nach Hâmâ fallen die Bauernwohnungen auf, die flachen Dächer verschwinden, man sieht lauter kuppelförmige Kubbahs, bei wohlhabenden Leuten mehrere neben einander und mit einander kommunicirend. Bei Rastân wird der Orontes auf einer Brücke überschritten. Hamâ, das alte Epiphania, zählt unter seinen 30000 bis 40000 Einwohnern heute nur wenige Christen, hat aber auch lebhafte Weberei; die mit Seide durchmusterte Leinwand ist weit berühmt. In der Umgegend wurden gerade Hanf und Baumwolle geerntet. An der Kreuzfahrerburg Larissa vorbei ging es nun dem interessantesten Gebiete des Orontesthales zu, dem Gebiete von Apamea ad Orontem, heute Kalaat Mudik oder richtiger Kal'at-elmedik, die Burg der Enge genannt. Die Trümmer der Stadt liegen noch unberührt, so wie sie im siebenten Jahrhundert verlassen worden sind, nur die Akropolis ist seitdem bewohnt gewesen; der Verkehr hat sich vom Orontes gänzlich abgewandt und das Gebirge der Apamene liegt völlig öde. Zahllose Ruinen beweisen, daß dem nicht immer so war; hier liegt noch fast unberührt eine Fundgrube für künftige Reisende. Einen gemeinsamen Namen scheint dieses Gebirgsland, das man in Europa mitunter als Djebel el arba'in, Gebirge der Vierzig, bezeichnet, an Ort und Stelle nicht zu haben, man nennt es einfach el Djebel, Gebirge. Es ist ein wasserarmes Hochplateau, das sich nur hier und da bis zu 3000 Fuß erhebt; das südöstliche Viertel besteht aus Basalt, der Rest aus Kalk und nur an wenigen Punkten findet sich braunrother Humus von großer Fruchtbarkeit; nur Wölfe, Bären und Leoparden (hier nimr genannt, ein Name, der sonst dem Löwen zukommt) bewohnen die Felsenwüste. Wir lassen hier den Reisenden selbst reden:

„Der erste Eindruck, den die Ruinen des Gebirges von Elbâra auf den Reisenden machen, ist ein höchst fremdartiger und staunenerregender; da stehen Ortschaften des Alterthums aus grauem Fels auf grauem Fels, in denen tausende und aber tausende von Menschen lebten, mit ihren Häusern, Mauern, Thürmen und Bogen so gut erhalten, daß man glauben möchte, sie seien erst vor wenigen Decennien verlassen worden. Ich will gleich hinzufügen, daß alle diese Ruinenstädte, was Anlage und Bauart anbelangt, kaum merklich von einander abweichen; allen gemeinsam ist der Kalkstein als Baumaterial, die Bauart mit rechtwinkelig behauenen Blöcken, die ohne Mörtel zusammengefügt sind, die Anlage der Häuser, Kirchen und Gräber, ganz besonders die Steinbögen, welche die ersten Stockwerke tragen, ferner der Charakter der Säulen und die Ornamentation im Großen und Ganzen. Alle diese Städte sind christlichen Ursprungs, wie man sofort an dem häufigen Vorkommen des Kreuzes und verwandter Ornamente, z. B. des griechischen A und Ω erkennt, und entstammen in der Hauptsache dem vierten und fünften Jahrhundert nach Christi Geburt. Besonders charakteristisch und meist schon aus weiter Ferne sichtbar sind die Steinbogen, die selbst da, wo alle Dächer und Mauern eingestürzt sind, meistens noch aufrecht stehen. Das Gebirge muß wohl sehr arm an Bauholz gewesen sein, denn Holz ist bei dieser Bauart nur äußerst wenig zur Anwendung gekommen, z. B. nur zur Bedachung des obern Stockwerks, denn selbst die Thüren waren, wie man noch vielfach beobachten kann, aus Steinplatten gearbeitet. Außerhalb des eigentlichen Syriens habe ich diesen syrischen Baustil in Nordmesopotamien, im Nimrud Dagh zwischen Biredjik und Edessa, wiedergefunden".

„Elkefr ist die umfangreichste Ruine dieser Art, eine Ortschaft, in der wohl über 30000 Menschen eng zusammengedrängt gewohnt haben mögen. Die Häuser liegen nahe an einander, so daß die Einfriedigungsmauern, von denen jedes Haus eingeschlossen ist, vielfach gemeinsames Eigenthum gewesen sein müssen. In unregelmäßigen Linien winden sich die Straßen, schmale Gänge, in denen selten mehr als drei Personen neben einander stehen können, durch die Häusermassen hindurch; sie sind jetzt, weil mit Felsblöcken überschüttet, vielfach unpassirbar. So eng wie die Gassen, so schmal, klein und unansehnlich sind die Thüren der Häuser. Tritt man in ein Gehöft ein, so muß man in der Regel über wüste Haufen von Felsblöcken hinüber klettern, findet aber dann fast ganz erhaltene Wohnungen, besonders im Erdgeschosse, mit allen Räumen und häuslichen Einrichtungen, Säulenreihen, vielfach auch noch große Reste vom ersten Stockwerke, und fast überall ist der Plan der Häuser mit Leichtigkeit zu erkennen. Eine Stadt des Luxus und der Kunst kann Elkefr nicht gewesen sein, denn außer wohl eingerichteten Häusern und Kirchen findet man weder Prachtbauten irgend welcher Art, noch kunstvolle Säulen, noch auch das geringste Denkmal antiker Skulptur. Auch mit Inschriften ist kein Luxus getrieben. Ich denke mir Elkfr in der Zeit seiner Blüthe als eine behäbige, ruhige Landstadt, die hauptsächlich von Oel- und Weinkultur lebte, und die außer Ziegen und einigen Kühen keinen großen Viehbestand gehalten haben kann."

„Die Bereisung der Apamene ist äußerst beschwerlich, die Eindrücke, die man empfängt, sind über alle Maßen trostlos, die wechsellose Felswildniß, stets grau in grau, wirkt schließlich geradezu beängstigend auf die Sinne des Reisenden, so daß man, wenn man von Riha aus wieder die Ebene, Felder, Gärten und Baumpflanzungen sieht, sich wie aus einem bösen Traume erwachend vorkommt. Und doch ist dieses Gebiet außerordentlich merkwürdig und reich an lehrreichen Denkmälern des Alterthums, so reich, daß man von den höher gelegenen Punkten fast immer auf allen Seiten des Horizontes graue Ruinen hervorragen sieht. Während gegenwärtig die Bevölkerung sehr dünn ist, muß im Alterthum dieser Theil der Apamene außerordentlich dicht bevölkert gewesen sein. Wovon aber lebten die Menschen? Selbst angenommen, daß früher mehr Wald und Humus vorhanden gewesen, konnte der Boden doch unmöglich die Bewohner all der zahlreichen Ortschaften, die noch vorhanden sind, ernähren. Oder wurde diese Gegend, wie Palmyra, einst durch einen Transithandel belebt? Auch dies ist nicht wahrscheinlich, denn die Landstraßen können wohl nie anders als schlecht und schwer haltbar gewesen sein, und der Palmyrenische Handel mit Antiochien und Seleucia konnte bequemere Wege gehen, als durchs Gebirge. Das Haupterträgniß des Landes wird vermuthlich Oel und Wein gewesen sein; auch dürfte es von den Reichthümern des nahe gelegenen Centralsitzes der Seleucidenmacht, Apamea, in vielen Dingen profitirt haben. Vielleicht hatten reiche Einwohner von Apamea ihre Villen und Landgüter im Gebirge, das bei allen Mängeln, z. B. bei großem Wassermangel, den einen Vorzug hatte, von den Raubzügen der Beduinen niemals belästigt werden zu können."

„Wenn man aus der Sprache der vorhandenen Inschriften einen Schluß auf die Nationalität der Einwohner ziehen wollte, so müßte man annehmen, daß sie Griechen waren, und daß hier im Herzen von Syrien syrische Sprache und Nationalität vollständig von der griechischen verdrängt worden sei. Es ist sehr beachtenswerth, daß in dem ganzen Gebirge bis jetzt nicht eine einzige syrische Inschrift gefunden worden ist, wie denn überhaupt alle Inschriften Mittel- und Nordsyriens, mit Ausnahme weniger syrischer Legenden, griechisch sind, während in Nordmesopotamien, in Edessa, die Inschriften vorwiegend syrisch, nur ausnahmsweise griechisch, geschrieben sind. Mag nun auch die Gräcisirung jener Gegenden, zunächst unter der Herrschaft der Seleuciden, im Gebirge von Elbâra speciell durch den Einfluß des nahen Apamea, späterhin unter römischer Herrschaft besonders durch den Einfluß des griechischen Patriarchats von Antiochien, einen sehr hohen Grad erreicht haben, so halte ich es doch nicht für wahrscheinlich, daß die große Masse des Volkes auf dem Lande jemals etwas anderes als syrisch gesprochen habe, wenn auch die Inschriften auf Palästen, Kirchen und Gräbern in griechischer Sprache gesetzt wurden. In dem von dem Centrum des Griechenthums weiter entfernten Edessa errang sich die syrische Volkssprache mit Hilfe des Christenthums schon frühzeitig die Alleinherrschaft, während im eigentlichen Syrien erst durch die Kämpfe der Monophysiten gegen das orthodoxe Byzanz im 5. und 6. Jahrhundert eine Reaktion zu Gunsten der syrischen Volkssprache erzeugt, die Entwickelung aber bald darauf durch das Hervorbrechen der Araber aus der Wüste unterbrochen wurde."

Hier ist noch ein reiches Arbeitsfeld für einen Forscher, der einen längern Aufenthalt im Orontes-Thale nicht scheut; die Ruinenstädte sind nur zwei Tagereisen von Aleppo entfernt.

Die Weiterreise nach dieser Hauptstadt führte noch durch mehrere Trümmerstätten und bot keine besonderen Abenteuer; am 6. November ritten die Reisenden in Aleppo ein (vergl. die ausführliche Schilderung dieser Stadt auf S. 319 des vorigen Bandes des „Globus"). Hier verließen seine seitherigen Begleiter den Reisenden, um nach der Küste zurückzukehren; der seit 20 Jahren als Arzt dort ansässige, inzwischen verstorbene Dr. Bischoff besorgte ihm dafür einen Aleppiner, der ganz Syrien und Mesopotamien genau kannte, Naum Sajigh, von den Beduinen einfach Namân genannt; er besorgte von da ab alle Geschäfte und Sachau schreibt ihm einen großen Antheil am Gelingen seiner Reise zu. Ahmed, der Dragoman, mit seinen Leuten blieb auch fernerhin bei ihm, war aber nur draußen im Felde von Nutzen, denn in den Städten und auch außerhalb, soweit sein mitgenommener Arakvorrath reichte, pflegte er, trotz seines ehrwürdigen Alters, betrunken zu sein.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Unter den Expeditionen der letzten Jahre erregten fast keine größeres und schmerzlicheres Aufsehen, als die der „Jeannette" und des zu ihrer Aufsuchung ausgeschickten „Rodgers". Beide Schiffe der Vereinigten Staaten haben durch Entdeckungen in den arktischen Meeren ihre Namen in der Geschichte der Erdkunde verewigt, beide fanden dort ihren Untergang. In Aller Erinnerung ist es, wie dann William H. Gilder, der sich auf dem verbrannten „Rodgers"

befand, längs der Nordküste Asiens und quer durch Sibirien reiste, um die Nachricht von dem Unglücke der civilisirten Welt zu übermitteln, und wie er von Werchojansk aus nach dem Lena-Delta eilte, um Näheres über das Schicksal der Jeannette-Leute in Erfahrung zu bringen. Diese Reise schilderte er in einem Buche, von welchem jetzt eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel „In Eis und Schnee. Die Aufsuchung der Jeannette-Expedition und eine Schlittenfahrt durch Sibirien" (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884. Mit 46 Abbildungen und 3 Karten) erschienen ist. Während Gilder seine eigenen Erlebnisse und Strapazen mit viel Laune und Witz vorträgt, zeigen die Seiten 219 bis 333 seines Buches einen ganz andern Charakter. Als einem der ersten kam ihm das Tagebuch de Long's, des Kapitäns der „Jeannette" in die Hand, und was er aus demselben über das langsame Verderben und Sterben jener Unglücklichen mittheilt, ist von erschütternder Tragik. Das Buch, nicht wissenschaftlich, unterhält und ergreift den Leser und ist aller Beachtung werth.

— Im vorigen Bande (S. 78 und 93) hat der „Globus" bereits auf das Reisewerk Archibald Colquhoun's hingewiesen und seine Bedeutung für die Kenntniß Südwestchinas betont; es ist erfreulich, daß von demselben jetzt eine deutsche Uebersetzung erschienen ist „Quer durch Chryse" (Leipzig, 1884. F. A. Brockhaus), welche den reichen und namentlich ethnographisch interessanten Bilderschmuck des Originals vollständig enthält. Ganz besondern Werth für das Verständniß der Zeitgeschichte bieten die Kapitel 17 und 18 des zweiten Bandes, in denen Colquhoun, jetzt Korrespondent der „Times" in Tongking, seine kommerziellen Ergebnisse niedergelegt hat. Die Spekulation der Franzosen, sich durch Besitzergreifung von Tongking des Handels und der Mineralreichthümer der chinesischen Provinz Jünnan zu versichern, hält er für verfehlt, weil erstens die an Bodenprodukten (im weitern Sinne) reichen Theile der Provinz im Centrum, Südwesten und Westen liegen, aber nicht im öden unfruchtbaren Osten, der von Tongking aus auf dem Rothen Flusse allein zugänglich ist, und weil zweitens die jetzige chinesische Regierung sich jeder Bergwerksunternehmung entschieden feindlich zeigt. Die wirklich werthvollen Theile Jünnans und die unabhängigen Schan-Staaten südlich davon, welche mindestens ebenso reich an Erzen sind, wie Jünnan, wären nach Colquhoun's Ansicht leichter von Britisch-Birma aus zu erreichen, und zu diesem Zwecke schlägt er die Erbauung einer Eisenbahn vor, welche die englischen Häfen Moulmein und Rangun über Zimme in Siam mit dem Mittellaufe des Mekong und der Stadt Su-mao im südlichen Jünnan in Verbindung brächte.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die von der französischen Regierung im Jahre 1786 nach der Südsee geschickte, aus zwei Fregatten bestehende La Pérouse-Expedition war am 24. Januar 1788 in Botany Bai an der Ostküste von Australien eingelaufen, um an einem Schiffe eine nöthige Reparatur vorzunehmen. Kurz zuvor, am 18. Januar, war eben daselbst unter Kapitän Arthur Phillip die erste Sendung von Verbrechern aus England eingetroffen. Seit jener Zeit wurde trotz aller Nachforschungen nie wieder etwas über die Expedition gehört. Ihr Schicksal ist erst jetzt aufgeklärt worden. Das in Neu-Kaledonien stationirte französische Kriegsschiff „Bruat" fand im Oktober dieses Jahres in dem die Insel Santa Cruz (Königin-Charlotte-Gruppe) umgebenden Korallenriffe bronzene Kanonen und Anker, welche der Expedition angehört haben und nun als Reliquien nach Nouméa (Neu-Kaledonien) geschafft worden sind. Die Eingeborenen sagten aus, daß die Verunglückten versucht hätten, sich ein anderes Schiff zu zimmern, wären aber alle darüber weggestorben. Auf der Insel fand man eine Art Befestigung, jedenfalls zum Schutze gegen die Eingeborenen angelegt.

Polargebiete.

— Vor Kurzem kehrte die zur Ausführung meteorologischer und magnetischer Beobachtungen nach Nowaja Zemlja abgesandte Expedition nach St. Petersburg zurück. Ihr Leiter, Lieutenant Andrejew, hat in der Oktober-Sitzung der K. R. Geographischen Gesellschaft Mittheilungen über seinen dortigen Aufenthalt gemacht, worüber die „Nowosti" (Nr. 200) Folgendes berichtet: Die Expedition landete bei „Malije Karmakuli" am 23. Juli a. St. 1882 und blieb daselbst bis zum 23. August 1883. Die Mitglieder verbrachten somit daselbst eine dreimonatliche Polarnacht, erlebten häufig Schneestürme und starke im Januar bis — 40° zeigende Fröste. Besonders lästig waren die Schneestürme; während eines solchen war die Verbindung zwischen dem Wohnhause der Mitglieder und dem Instrumenten-Pavillon volle 16 Stunden vollständig unterbrochen, trotzdem daß der Abstand zwischen beiden Gebänden nur 77 Schritt betrug und ein Seil zwischen beiden ausgespannt war. Während des Aufenthaltes auf Nowaja Zemlja verlor die Expedition nur ein Mitglied, einen Matrosen Tiskow, der, wie es scheint, absichtlich eine Novembernacht im Freien zubrachte, sich beide Füße abfror; ein Fuß mußte amputirt werden und nach drei Tagen war Tiskow todt. Die Ursache seines eigenthümlichen Benehmens ist wohl in Heimweh und Melancholie zu suchen. — Die Nahrungsmittel waren, mit Ausnahme des ersten und des letzten Monats, in denen Konserven benutzt wurden, sehr frisch. Die Beobachtungen wurden mit ganz geringen Unterbrechungen programmmäßig angestellt; nur die Windstärke konnte seit dem Mai nicht mehr gemessen werden, weil damals das dritte und letzte Anemometer zerbrach. Die magnetischen Beobachtungen mußten hier und da in Folge starker magnetischer Störungen ausgesetzt werden. Zu Beobachtungen des Nordlichtes waren die Lokalitäten der Station nicht geeignet, weil gerade nach Norden zu sich eine Anhöhe befand, von welcher fast unaufhörlich Schneemassen herab getrieben wurden.

— Der reiche Kaufmann Gamel in Kopenhagen hat für das nächste Jahr dem Lieutenant Hovgaard den Dampfer „Dymphna" zu einer arktischen Fahrt zur Verfügung gestellt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Litterarischer Anzeiger Nr. 2. — 2. Schorer's Familienblatt.



Band XLV. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Vallombrosa.

(Nach dem Französischen des Herrn E. Müntz.)

Die Fahrt von Florenz nach Vallombrosa, dem berühmten im 11. Jahrhundert von San Giovanni Gualberto gegründeten Kloster im oberen Arno-Thale, und wieder zurück, vermag man im Wagen, bei frühzeitigem Aufbruch und später Wiederkehr, an einem Tage zurückzulegen. Am besten aber ist es, einen Theil des Weges bis nach Pontassieve mit der Eisenbahn zu machen; alsdann bringt eines jener leichten Wägelchen, wie sie in Toskana üblich sind, den Touristen rasch an den Ort seiner Wünsche. Die Umgebung von Pontassieve, arm an Villen, breitet sich dafür in lachender Fruchtbarkeit vor den Augen des Beschauers aus, ja, die Ueppigkeit der Vegetation ist so groß, daß sie fast anfängt ermüdend zu wirken. Nur einmal fährt man durch einen schönen Eichen- und Tannenwald. Das Brennholz hat hier bei solcher Ueberfülle nur wenig Werth; ja, die Landleute liegen im erbitterten Kampf mit den Bäumen des Waldes jeglicher Gattung. In jedem Jahre breiten sie ihre Herrschaft weiter aus, und kaum ein halbes Jahrhundert mag noch vergehen, bis nichts mehr übrig bleibt, was noch urbar zu machen wäre.

Im weitern Verlauf des allmählich die Berge des rechten Arno-Ufers erklimmenden Weges schweift der Blick in der Ferne über wilder und wilder werdende Gebirgsmassen. Jenseits des Dorfes Paterno, wo Vallombrosa einst eine Filiale besaß, ändert sich das Panorama beinahe alle hundert Schritt; man ist versucht, es ein ungeheures Kaleidoskop zu nennen, so mannigfaltig sind die Aussichten, die an dem schauenden Auge vorüberziehen.

Die festungsartige Villa Melossa, zu beiden Seiten von massiven Thürmen flankirt, bleibt seitwärts liegen. Rechts blickt man tief hinab in die bewaldete Schlucht eines reißenden Baches; dann senkt sich der Weg hinab in das Thal des Vicano, eines Zuflusses des Arno und man erreicht die Mühle von Tosi. Eine steinerne Brücke überspannt die Schlucht und führt nach der entgegengesetzten Seite, welche mit dem denkbar üppigsten Kastanienwalde bestanden ist. Tosi selbst ist ein nur kleiner Ort, welcher aus etwas mehr als einem Dutzend Häusern und einer winzigen Kapelle besteht.

Von nun ab verläßt die neu erbaute, scharf steigende Straße die dichten Waldungen nicht mehr; immer derselbe der Luft und Sonne überall zugängliche Hochwald von Kastanien, unter denen würziges Haidekraut sich findet, abwechselnd mit prächtigen Farnkräutern und mit allerhand bunten Blumen untermischt. Der Weg steigt noch immer bergan, bis er endlich eine Art Lichtung erreicht, von wo aus man Pontassieve erblickt; dann beginnt feuchter, dunkler Tannenwald, den kein Sonnenstrahl durchdringt, bis schließlich der Kutscher dem Reisenden ankündigt, daß das Ziel des Tages erreicht sei.

Vallombrosa führt seinen Namen mit Recht; derselbe, „schattiges Thal“ bedeutend, steht mit der Umgebung des Ortes im innigsten Einklang. Das Bild, welches sich dem Auge entrollt, ist anziehend und doch überwältigend. Düstere mit dunkeln Tannen bedeckte Felsen schließen das Thal von allen Seiten ein und eine himmlische Ruhe umfängt den Beschauer. Linker Hand erhebt sich ein ungeheurer Felsblock, dessen Gipfel von einem scheinbar winzigen Häuschen gekrönt wird, das den Namen „Paradisino“, kleines Para-

dies, führt. Der Wagen rollt noch eine kurze Strecke auf einem gepflasterten Wege dahin und hält schließlich vor dem Kloster des heiligen Gualberto; indessen ist dies nicht mehr die wahre Bezeichnung, welche diesem Orte zukommt, denn schon seit Jahren dienten die Gebäude nicht mehr Klosterbrüdern zur Unterkunft; nur drei Patres noch entstammen jener Zeit und leben in einem besondern Flügel des Hauses. Die Geschichte des Klosters ist kurz folgende. Der Stifter desselben, im 11. Jahrhundert lebend, gehörte ursprünglich einem edlen und reichen florentinischen Adelsgeschlechte an. Die Ermordung seines Bruders gab seinem bis dahin dem Genusse gewidmeten Leben eine andere Wendung; zunächst suchte er nichts als seinen Rachedurst zu befriedigen. Eines Tages traf er in einem Hohlwege auf den glühend gehaßten Feind. Ein Entrinnen desselben war unmöglich und Gualberto war im Begriff, den Gegner zu durchbohren, als dieser sich ihm zu Füßen warf und, indem er die Arme in Kreuzesform ausgebreitet hielt, um Gnade flehte. Es war ein Charfreitag und bei dem Anblick des Knienden kam dem Gualberto die Erinnerung an den sterbenden Heiland; er hebt den Feind auf, umarmt ihn und gewährt ihm Verzeihung. Bei Fortsetzung seines Weges betritt er die Abtei von San Miniato und betet dort mit Inbrunst vor einem Krucifix. Hier wird ihm ein göttliches Zeichen seiner Bestimmung zu Theil.

Er eilt, sich dem Prior zu Füßen zu werfen und ihn



Die Mühle von Tosi.

um Aufnahme in den Orden des heiligen Benedikt zu bitten. Dies geschieht und beim Tode seines Oberen wählt man ihn zum Nachfolger. Indessen schlägt Gualberto diese Würde aus und begiebt sich in die Einöde von Aquabella, dem heutigen Vallombrosa. Dort unternimmt er es, einen neuen Orden zu gründen. Bald dringt das Gerücht seiner Heiligkeit in immer weitere Kreise, ja sogar Papst Leo IX. scheut eine Reise nicht, um ihn kennen zu lernen. Im Jahre 1070 erhalten seine Ordensregeln die Billigung des heiligen Stuhles und beim Tode des Stifters im Jahre 1073 zählt der Orden bereits zwölf Filialen. Im Allgemeinen lehnten sich die Ordensregeln an die des heiligen Benedikt an. Wie alle Ordensstifter wollte auch Gualberto die bis dahin üblichen klösterlichen Vorschriften noch verschärfen. Unter anderm erzählt man, daß die Novizen gehalten waren, die Schweine zu hüten, deren Ställe zu reinigen und den Mist mit den Händen zu entfernen.

Im weitern Verlauf der Jahrhunderte ließen die Patres von Vallombrosa sich eifrig die Unterstützung der Künste angelegen sein. Perugino malte eigens für sie die berühmte Himmelfahrt, welche heutzutage eine Zierde der Akademie der schönen Künste in Florenz bildet. Gleicher Weise malte er auch die beiden bewunderungswerthen Mönchsköpfe, welche öfters sogar Raphael zugeschrieben wurden.

Nachdem im Laufe der Jahrhunderte noch mancher Sturm, der oft den Bestand des Ordens bedrohte, über Vallombrosa dahin gebraust war, wurde das Kloster im Jahre 1869 definitiv aufgelöst; die Anzahl der Ordensleute betrug damals noch etwa 60. Aus Duldsamkeit hat man, wie oben schon erwähnt, drei Brüdern den fernern Aufenthalt gestattet unter der



Das Kloster Vallombrosa, von oben gesehen.

Bedingung jedoch, daß sie weltliche Kleidung trügen; und diese drei sind die letzten Repräsentanten der Ideen des heiligen Gualberto. Das Kloster besitzt nichts von der Strenge, wie sie ähnlichen Bauwerken des Mittelalters, welche halb als Festung, halb als Gefängniß erscheinen, nur zu oft anhaftet. Die Weitläufigkeit des Bauwerks, fast wäre man versucht hinzuzufügen, die Majestät der Architektur beweist, daß dasselbe zu einer Epoche wiedererbaut worden ist, welche der Gegenwart ziemlich nahe liegt, zu einer Zeit, in welcher das Streben nach Wohlleben die Herrschaft der von San Giovanni Gualberto eingesetzten Kasteiungen verdrängte.

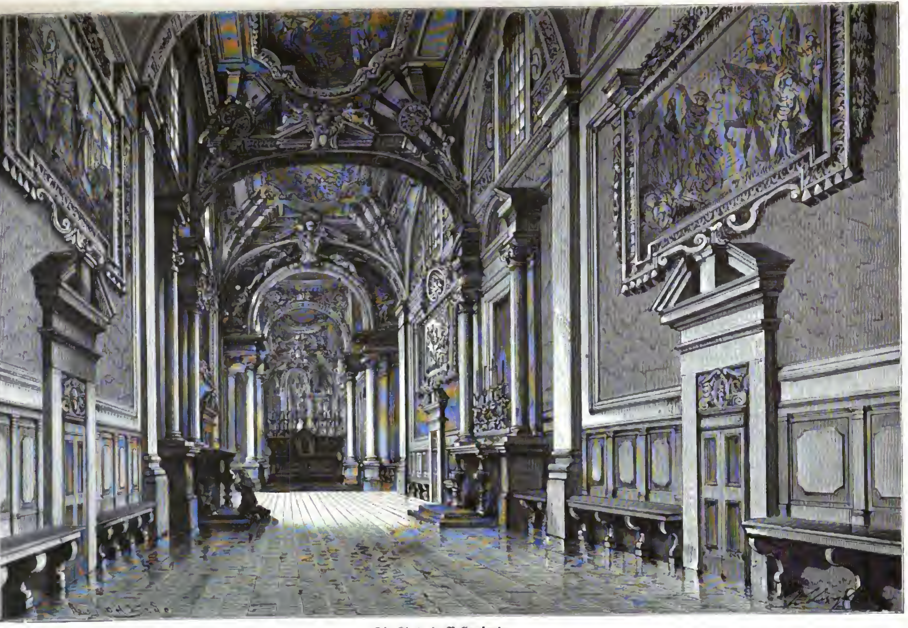
Eine große Mauer ohne Krenelirung umschließt das Haupt- und die Nebengebäude. Dagegen befindet sich der zur Aufnahme der Fremden bestimmte Bau, die „Foresteria“, außerhalb derselben. Die Fassade des Klosters ist zwar imposant, indessen vom Standpunkte des Sachkundigen betrachtet, doch nur sehr alltäglich und ohne irgend einen originellen architektonischen Gedanken. Ein innerer, bedeutend kleinerer Hof führt uns zur Kirche, deren Fassade nichts weiter bezeugt, als den schlechten Geschmack der Bauherren zur Zeit der Errichtung im Jahre 1612. Man findet daher auch hier kaum irgend welche Erzeugnisse einer zu höherer Vollendung gelangten Kunst. Was den sonstigen Schmuck an Vergoldungen oder Erzeugnissen in Marmor anlangt, so weisen diese nicht bloß anspruchsvolle, sondern auch inkorrekte Formen auf; eine Ausnahme macht die doppelte Reihe der Chorstühle, welche offenbar nach einem Vorbilde einer besseren Kunstepoche gearbeitet worden ist. Die sehenswerthesten Theile der Kirche sind ohne Zweifel die Kapellen mit ihren Reliquien. In Schränken, deren Thüren zwar geöffnet, aber doch durch Drahtgitter vor Unberufenen geschützt sind, ist eine Sammlung von Gebeinen zur Schau gestellt, welche mit einem geradezu unerhörten Luxus umgeben ist; es ist diese Nebeneinanderstellung von kostbaren



Vallombrosa, von unten gesehen.

Stoffen und jenen unscheinbaren Ueberbleibseln Dahingeschiedener ganz dazu angethan, den Beschauer zu ergreifen. Dem Besuche der Kirche folgte alsbald der des Klosters. Der linke Flügel beherbergt die genannten drei Patres; einer derselben macht den Führer und erweist sich als ein durchaus unterrichteter und gescheidter Mann. Zuerst betritt der Besucher einen langen Korridor, dessen seitlich liegende Zellen, sämmtlich überwölbt und außerordentlich sauber eingerichtet, nach dem Hofe zu gehen. Alsdann gelangt man in ein kleines meteorologisches Observatorium, in welchem dreimal täglich die Temperatur registrirt wird. Obgleich nur in einer mittleren Höhe von etwas über 900 m gelegen, hat Vallombrosa doch ein eigenthümlich rauhes Klima; nicht selten tritt schon vom September ab Schneefall ein, der die Landschaft oft bis zum Juni fast ganz mit einer weißen Decke einhüllt. Als sogenannte schöne Jahreszeit kann man daher nur etwa 3 oder 4 Monate im Jahre ansehen. Das Forstinstitut von Vallombrosa, das einzige Etablissement dieser Art, welches überhaupt in Italien existirt, hat den rechten Flügel des Klosters inne. Die Regierung hat mit Recht geglaubt, daß keine Gegend für die Schulung der künftigen Forstleute geeigneter sei als die Umgebungen des Klosters mit ihren 1500 Hektaren Domänen-Waldung.

Fünf Professoren, welche in Vallombrosa selbst wohnen, und zwei andere, welche einmal in der Woche von Florenz heraufkommen, sind mit Ertheilung des technischen Unterrichts beauftragt. Zur Vervollständigung und Ergänzung des letztern dient eine Special-Bibliothek, welche in den Räumen der ehemaligen Klosterbibliothek untergebracht ist. Außerdem sind mineralogische und botanische Sammlungen zum Studium für die Zöglinge vorhanden. Diese, 25 an der Zahl, müssen drei Jahre lang am Unterricht theilnehmen; nach Verlauf dieser Zeit werden sie mit dem



Die Kirche in Vallombrosa.

Range von Unter-Inspektoren entlassen. Das Lehrjahr ist im Hinblick auf die strengen klimatischen Verhältnisse Vallombrosas nur kurz und dauert nur vom 1. Mai bis zum 15. November, also wenig über sechs Monate. Die jährlichen Honorarbeträge belaufen sich für jeden Zuhörer etwa auf 700 Franken.

Um das Kloster in eine Lehranstalt umzuwandeln, genügte es, lediglich die Namen der einzelnen Räumlichkeiten zu verändern. Die Zellen wurden zu Arbeitszimmern, das Refektorium dient als Speisesaal. Hier hat man sich sogar nicht einmal der Mühe unterzogen, die Bilder der früheren Oberen des Klosters zu entfernen; alles blieb, wie es gewesen. Ebenso auch die Kirche mit ihrem monumentalen, auf sechs Pfeilern ruhenden Kamine; sie ist naturgemäß vollständig ihrer alten Bestimmung erhalten geblieben, nur daß jetzt etwas fetter dort gekocht wird.

Vallombrosa ist, im Ganzen genommen, der Natur mehr zu Danke verpflichtet als der Kunst; denn, unterzieht man den Bau von außerhalb seiner Umgebungsmauern einer Besichtigung, so wirkt er mehr durch seine Gesammtheit, als seine Einzelheiten, wobei dann die Lage in der düsteren, stillen Waldeinsamkeit seine tiefe Wirkung auf den Beschauer nicht verfehlen wird. Ein wenig thalabwärts trifft der Wanderer auf eine, noch im Entstehen begriffene Mahlmühle, welche am Rande eines kleinen Gewässers, das durch einen Ableitungskanal eines Fischteiches gespeist wird, erbaut ist. Dieser Kanal bildet in seinem fernern Verlaufe ein Reservoir, welches alsdann die Wasserkraft zum Betriebe einer Schneidemühle giebt. Allein diese stille und doch wilde Einsamkeit widersetzt sich gleichsam menschlichen Kulturbestrebungen, denn nur wenige Schritte genügen, um den Ausblick auf tiefe und wilde Schluchten zu eröffnen, in denen die Gießbäche die von den starren Felsmassen gelösten Blöcke brausend umtoben. Bald stürzt das Wasser im Zickzack quer durch die Felsen, bald auch bildet es rauschende Kaskaden; weiter abwärts wieder fließt es ruhig und sanft auf einem grünen Moosbett dahin.



Das Paradisino bei Vallombrosa.

Ein wenig näher zum Kloster führt eine kleine Brücke nach dem sogenannten „Paradisino“, dem kleinen Paradies. Indem man eine kleine Kapelle mit der Jahreszahl 1605 seitwärts liegen läßt, gelangt man auf einem mit Steinplatten belegten Fußsteige in wenigen Minuten an den Fuß des mit Moos bewachsenen Felsens, welcher die Lichtung, in der das Kloster ruht, um etwa 75 m überragt. Eine leichte Kraftanstrengung noch und die Plattform, auf der sich das „Paradisino“ (heute eine Zweiganstalt des Gasthofes „Kreuz von Savoyen“) erhebt, ist erreicht. Die Augenweide, die der Beschauer von dort oben genießt, ist herrlich, fast überwältigend. Ringsum erheben sich die von unzähligen Schluchten durchschnittenen düsteren Berge; zu Füßen die freundliche Lichtung mit dem Kloster; in weiter Ferne das breite Thal des Arno. Man glaubt sich in die Region des Aethers versetzt, denn je länger der Blick auf dieser wunderbaren Natur verweilt, desto weiter entschwebt der Geist in die Regionen einer idealen Welt: welch unvergleichlicher Ort zur Andacht!

Zur vollständigen Besichtigung dieser herrlichen Gegend würde unzweifelhaft noch die Besteigung des Prato Magno gehören. Indessen, die Sonne geht zur Rüste und es scheint an der Zeit, die Rückfahrt nach der Bahnstation anzutreten.

Prof. Sachau's Reise in Syrien und Mesopotamien.

II.

Für die Weiterreise von Aleppo mußte Sachau ganz andere Zurüstungen treffen, denn nun begann der Winter. Es ist dies die unangenehme Eigenschaft aller dieser südlichen Länder, daß im Winter wie im Sommer jedes Reisen dort unmöglich oder doch mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, im Sommer wegen der Hitze, im Winter entweder wegen des Regens, der die Flüsse anschwellt und die Straßen unpassirbar macht, oder in höheren Gegenden und im Osten wegen des Schnees und der Kälte. Der Reisende hatte zwar vorsichtigerweise den südlichsten Theil seiner Reiseroute in die Wintermonate gelegt, aber er bekam doch noch sein Theil von der Kälte ab, und wir begreifen ihn,

wenn er in der Einleitung bemerkt, daß „mit erstarrten Gliedern durch Schneefelder reiten der Wissenschaft wenig Gewinn bringt und in den seltensten Fällen die Mühe, die Zeit und das Geld lohnt". Der Alterthumsforscher kann noch eher im Winter reisen, der sammelnde Naturforscher dagegen muß entweder erst Anfang März ausrücken, oder aber, wenn er schon im Herbst anfängt, die Wintermonate an irgend einem geschützten Punkte zubringen und sich begnügen, dessen nähere Umgegend genau zu erforschen.

Unser Reisender war so glücklich, in Aleppo einen jüdischen Schneider aus Galizien anzutreffen, welcher ihm einen schweren Pelz konstruirte; auch schickte er als vorsichtiger Mann Vorräthe von Konserven, Spirituosen und Rothwein, für die in Aleppo die Welt aufhört, voraus nach Urfa, Mardin und Mosul, wo sie ihm später sehr zu Nutzen kamen. Zum Schutze erhielt er zwei tscherkessische Zaptiehs aus Membidsch am Euphrat, welche bei dieser Gelegenheit ihre Familien besuchen wollten; sie bewährten sich vorzüglich, was sonst von türkischen Zaptiehs nicht immer gesagt werden kann.

Am 14. November brach die Karawane auf, um zunächst nach Membidsch zu gehen. Schon am folgenden Tage erreichte man den Dschebel Elhaß, jenseits dessen das Gebiet der unabhängigen Beduinen vom Stamm Anêze beginnt. Auf dem Dschebel El'âmiri steht ein kleines, dorniges, verdorrtes Bäumchen, Zeichen einer hochheiligen Stätte, ein sogenannter Za'rur. „Wenn eine Frau sich ein Kind wünscht, wenn ein Bauer Regen wünscht, oder die Genesung eines kranken Pferdes oder Kameels u. dgl. m., so geht er zum Za'rur, reißt einen Fetzen von seinem Gewande und hängt ihn auf einen Dorn des Baumes, oder wenn er von seinem zerfetzten Hemde keinen Fetzen mehr sparen kann, nimmt er einen Stein und deponirt ihn zu Füßen des Za'rur oder sucht ihn irgendwo zwischen den Zweigen zu befestigen." Das ist die einzige Spur eines Kultus, den man bei den Beduinen findet; nur ganz einzelne machen, wenn sie bei den Türken sind, deren religiöse Ceremonien mit, in den Zelten der Wüste ist von Gebet keine Rede. Die Za'rur werden übrigens auch von Kurden und Türken respektirt, und auch Sachau hinterließ einen Kleiderfetzen mit der Bitte um glückliche Heimkehr.

Südwärts vom Dschebel El'âmiri hört die Kultur auf; in öder Steppe liegen die Ruinen von Chunâfara, meist vom Wüstensand überschüttet, die erhaltenen Reste aus byzantinischer Zeit stammend. Von hier ab war die Einöde reich an Wild, namentlich an den rebhühnergroßen Gáta, was für die Verproviantirung der Karawane sehr angenehm war. Immer am Rande der Wüste entlang wurden die Ruinen von Zebed besucht, einer einst volkreichen Stadt, in welcher eine hochinteressante dreisprachige Inschrift, griechisch-syrisch-arabisch, gefunden wurde, deren Wortlaut Sachau schon 1881 veröffentlicht hat, im arabischen Theil das älteste uns erhaltene Denkmal arabischer Schrift. Weiterhin beginnt die kahle Wüste, die auch im Alterthum nicht anders war; sie war belebt von Tausenden von Kameelen, die mit nur wenigen Hirten hier weideten, nur beschützt durch den Respekt vor ihren Herren, dem mächtigen Stamm der Anêze. Kasernen, welche die türkische Regierung einst erbaute, um die Straße von Aleppo nach Meskene zu schützen, sind seit dem letzten russischen Kriege aufgegeben und verfallen. Auf dem Wege fanden sich mehrfach Trümmer aus der Römerzeit, selbst Straßenspuren, aber keine Inschriften; eigenthümliche Zeichen an den Steinblöcken sind von den Beduinen eingegraben, Nachahmungen der Figuren, mit denen sie ihre Kameele zeichnen. Von dort ging es weiter nach Norden auf Membidsch zu, aber ohne Führer durch völlig unbekanntes Terrain; der Reisende kam von seinen Lastthieren ab und machte sich schon bereit, mit seinem Zaptieh trotz des eisigen Windes im Freien zu kampiren, als sie in der Ferne Licht bemerkten. Es gelang ihnen, ein Beduinenlager zu erreichen und ein Zelt zu betreten, ohne vorher bemerkt zu werden; von dem Moment an waren sie als Gäste sicher, während vorher wenigstens ihr Eigenthum vogelfrei gewesen wäre. Für sein Leben hat der Fremde vom Beduinen nichts zu fürchten, so lange nicht Blutrache ins Spiel kommt. Es waren Hanâdi, ägyptische Nomaden, die mit Ibrahim Pascha ins Land gekommen und mit den Türken befreundet sind; sie werden halb zur Armee gerechnet und treiben auch etwas Ackerbau, allerdings unter eigenthümlichen, aber in Syrien vielfach vorkommenden Verhältnissen. Der Stamm steht nämlich in Kompagnievertrag mit zwei reichen Mohammedanern in Aleppo; er liefert denselben den größten Theil der Ernte ab und erhält dafür Geld, Waaren und Geräthe. Man nennt dieses Verhältniß Shirke; es ist für die wirthschaftliche Entwickelung jener Länder von der größten Bedeutung, bringt aber die Beduinen und Bauern immer mehr in Abhängigkeit von wenigen Kapitalisten, denen nach und nach aller guter Grundbesitz zufällt, denn sie verstehen ihre Abrechnung schon danach zu machen. Die Sheriks sind Mohammedaner oder Christen. Namentlich verstehen sich die Armenier auf dieses Geschäft; sie haben auch den Getreidehandel ausschließlich in der Hand.

Ein Verwandter des Scheiks brachte den Reisenden am andern Morgen nach Membidsch, wo sie von den Tscherkessen festlich empfangen wurden. Dieser unselige Stamm findet sich am Euphrat in der schlimmsten Lage; die türkische Regierung hat ihn in Membidsch angesiedelt ohne Rücksicht darauf, daß dasselbe den Beduinen vom Stamme der Beni Said gehört, und hat sogar diesen das Vieh abgenommen und den Tscherkessen gegeben. Ein erbitterter Krieg war die Folge; die Beduinen sind die Stärkeren und drauf und dran, die Tscherkessen völlig auszurotten. So ist es überall, wo man die Kaukasier neben stärkeren Stämmen, Kurden oder Turkmenen, angesiedelt hat; wo sie neben Christen wohnen, sind sie als unverbesserliche Räuber eine schwere Landplage. Sie geschlossen in einem Gebirgsland anzusiedeln, hat sich die Regierung wohl gehütet, denn damit hätte sie sich nur einen Feind im eigenen Lande geschaffen; in den Ebenen zerstreut gehen sie rasch zu Grunde.

Vom alten Hierapolis, dessen Stelle Membidsch einnimmt, sind außer den Mauern nur noch Schutthaufen übrig; der heilige Teich der Derketo spendet aber heute noch sein Wasser. Die Stadt liegt in einer Senkung mit wenig fruchtbarem Boden, eine Tagereise vom Euphrat, welchen Sachau am 21. November bei dem weithin sichtbaren Burgfelsen von Kal'at Nidschm erreichte. Hier wird der Uebergang durch eine Insel erleichtert und mündete im Alterthum eine viel begangene Karawanenstraße. Gegenüber liegen Ruinen, welche der Reisende aber Mangels jeden Ueberfahrtsmittels nicht untersuchen konnte. Fähren über den Euphrat giebt es nur in wenigen Hauptorten, wie Biredschik, Meskene, Ragga, Dêr und Mejâdin.

Um Biredschik zu erreichen, wandte die Karawane sich nördlich bis zur Mündung des Sâdschur und folgte dem Thale desselben, in welchem die Esel für ganz Syrien gezüchtet werden; es ist fruchtbarer Boden ohne Reste aus dem Alterthum und ohne Bäume. Hier ist eine hochwichtige Sprachgrenze, südlich wird nur arabisch gesprochen, nördlich türkisch und kurdisch. Die Straße von Aleppo nach Biredschik schneidet quer durch das Thal; der Reisende folgte dieser bis Zembûr und machte dann einen Abstecher nach der alten Kreuzfahrerfeste Tell Bâshar, deren starke

Citadelle noch wohlerhalten ist. Am 26. November ritt er nach Dscherâbis, um die Ausgrabungen des alten Europus und des noch ältern biblischen Karkhemisch zu besichtigen; die eigenthümlichen Inschriften, welche Mr. Henderson dort gefunden, waren damals noch an Ort und Stelle, sie sind seitdem ins britische Museum gewandert. Am folgenden Tage wurde ein Vorstoß südlich bis fast zur Sâdschur-Mündung gemacht, um die Ruinen von Caeciliana zu suchen; einer der dichten, ganz plötzlich eintretenden Nebel, welche dem Euphrat eigenthümlich sind und dem Reisenden noch manchmal lästig werden sollten, erschwerte die Exkursion, doch wurde bei Tell Elghanime die Grabsäule eines römischen Ritters aus der bosphoranischen Kohorte gefunden, welcher aus St. Moriz im Engadin gebürtig war. Den Heimritt in der Finsterniß machten die Reisfelder gefährlich.

Von Dscherâbis ab ritt der Reisende am Euphrat aufwärts nach Biredschik und setzte dort nach Mesopotamien über. Die Stadt ist der einzige Durchgangspunkt für den Verkehr zwischen Syrien und Mesopotamien und zählt etwa 30 000 Seelen. Auf dem Bazar kaufte der Reisende ein Quantum der nöthigsten Vorräthe und gab sie einem Aleppiner Kaufmann mit, welcher auf den bekannten Flößen (Kelleks) Waaren flußabwärts nach Dêr bringen wollte; sie sollten ihm als Depot für seine Reise vom Euphrat zum Tigris dienen, für den Fall, daß dort nichts zu bekommen sei. Schon am 2. December ging es weiter nach Urfa, auf einem von der Karawanenstraße südlich verlaufenden Wege durch eine felsige Gegend ohne Wasser; bei verschiedenen Trümmerstätten fanden sich Reste alter eigenthümlicher Cisternen. Kurz vor Urfa wurde die kaiserliche Heerstraße Derb-essultâni betreten, ein schauderhafter Steindamm, den jeder Reisende sorgsam vermeidet. Am 4. December wurde Urfa erreicht und der Reisende ließ seine Zelte auf dem öffentlichen Platz vor dem Konak (Regierungsgebäude) aufschlagen.

Hier war Sachau durch die Unmöglichkeit, die in Aleppo erhaltenen Wechsel ohne schweren Verlust zu diskontiren, zu längerm Aufenthalt gezwungen und konnte Stadt und Umgebung gründlich untersuchen. Von dem alten Edessa ist wenig übrig geblieben; nur die Stadtmauer, welche auch die Citadelle auf dem hochragenden Schloßberg umschließt, ist noch erhalten. An der Stelle der berühmten Kirche, die zu den Wundern der christlichen Zeit gehörte, steht jetzt die große Moschee. Zwei gewaltige Quellen liefern überreichliches Wasser; die eine ist der Abrahamsteich, wo Abraham seinen Sohn opfern wollte; sie wird, wie Alles, was sich auf „Chalil Ibrahim", den Freund Allahs, bezieht, in hohen Ehren gehalten und die im Teich massenhaft lebenden Fische sind geheiligt und werden gefüttert. Uebrigens werden auch die Fische im Euphrat von den Anwohnern nicht gefangen. Von Alterthümern ist außer den beiden vorrömischen Riesensäulen auf der Citadelle, die das Volk Nimruds Thron nennt, wenig übrig. Der Reisende wurde von den türkischen Behörden und dem Volk sehr fetirt und die Armenier benutzten seine Anwesenheit, um zum erstenmal ihre Kirchenglocken zu läuten, was die Mohammedaner seither nicht geduldet hatten. Die Moscheen zu besuchen wurde aber auch ihm nicht gestattet.

Die weitere Reise von Urfa ab sollte insbesondere den Flußgebieten des Belich und des Châbûr gelten, die zum größten Theil noch von keinem Europäer betreten worden sind; der Reisende hoffte sich dort auch im Winter frei bewegen zu können. Leider war aber der Winter 1879—80 in Mesopotamien ganz abnorm streng, und er und die beginnende Hungersnoth machten, wie wir sehen werden, die Ausführung des Planes in seiner Hauptsache unmöglich. — Auf Proviant war in dem öden Lande nicht zu rechnen, es mußten also alle Bedürfnisse auf 6 bis 8 Wochen mitgenommen werden und dazu waren 13 Kameele nöthig, die aber nur durch Vermittelung des Gouverneurs und halb zwangsweise beschafft wurden, weil kein Kameeltreiber seine Thiere zu einer so anstrengenden Winterreise hergeben wollte. Der Gouverneur Suleiman Agha wollte auch 15 Zaptiehs mitgeben und es kostete viele Mühe, sie auf fünf herunterzuhandeln; zwei hätten auch genügt, denn ihre Waffen waren in total unbrauchbarem Zustande.

Mesopotamien unterscheidet sich sehr zu seinem Nachtheil von Syrien. „Die allgemeine Verwilderung", sagt Sachau, „hat dort einen viel höhern Grad erreicht als in Syrien und ist neuerdings durch die Schwächung der Regierungsautorität außerordentlich gestiegen. Seit dem letzten Krieg mit den Russen hat sich die türkische Regierung genöthigt gesehen, ihre Administration und die militärische Besetzung jener Länder bedeutend zu reduciren, so daß sie gegenwärtig gerade auf manchen besonders exponirten Punkten nur durch Beamte vertreten ist, die höchst unregelmäßig ihren Gehalt bekommen, die in ihren Residenzen keineswegs immer sicher sind und sich ohne Eskorte niemals weit von denselben zu entfernen wagen; ferner durch ungenügend besoldete Gensdarmen, die keine Munition und keinen Proviant bekommen und mit verrosteten Karabinern, die nicht mehr losgehen, bewaffnet sind. — Viel weiter als in Syrien geht nun auch die Zerstörung aller Denkmäler des Alterthums oder früherer Zeit im Allgemeinen. Während wohl kaum ein anderes Land so reich ist wie Syrien an über dem Erdboden noch sichtbaren, verhältnißmäßig gut erhaltenen Baudenkmälern des Alterthums, ist in Mesopotamien nur weniges der Art mehr vorhanden, das Meiste ist in den Kriegen zwischen dem römischen Reich und den Persern, Parthern und Arabern und der Mohammedaner unter einander wie vom Erdboden weggefegt, oder vom Wüstensande verschüttet, und im glücklichsten Fall ist die betreffende Lokalität noch an einem einsamen Tell zu erkennen."

Die Route folgte dem Flußgebiet des Belich bis zu seiner Mündung in den Euphrat; das erste Ziel war Harrân, das alte Carrhae, wo noch Ruinen aus altchristlicher und aus mittelalterlich-arabischer Zeit vorhanden sind; an der Stelle der schon in der Patriarchenzeit wichtigen Stadt, wo Crassus den Parthern erlag, steht heute ein armseliges Araberdorf, dessen wenige Bewohner sowohl den Türken, als den Herren der mesopotamischen Wüste, den Schemmar, tributpflichtig sind; letztere ziehen im Frühling bis vor Urfa. Südlich von Harrân liegt noch ein Dorf mit Häusern, dann trifft man bis zum Euphrat nur noch Beduinenzelte. Mitten in der Steppe liegt ein Teich mit klarem Wasser, Ain Chalil Errahmân, Abrahamsquelle genannt; er gilt als die Hauptquelle des Belich. Die Straße folgt von da dem rechten Ufer dieses Flusses, doch so weit davon entfernt, daß man ihn nicht sieht. Quellen sind zahlreich, es wird auch Reis und Getreide gebaut, aber die Bewohner, die Bulchamis, sind doch halbe Nomaden, Beduinen zweiter Klasse, wie Sachau sie nennt, welche nur zur Aussaat und zur Ernte ihre Felder besuchen; die Gastfreundschaft scheinen sie nicht zu üben.

Kurz nachher hört das fruchtbare Land auf und beginnt eine schauderhafte Wüste, ausgezeichnet durch massenhaftes Vorkommen von Marienglas, welches entweder den Boden bedeckt oder eine dünne, mit Sand überlagerte Schicht bildet. Es ist ein wasserloses, welliges Höhenterrain, das nach Westen und Süden bis zum Euphrat reicht, nur im Frühjahr mit einigen spärlichen Kräutern; Europäer haben es

noch nicht betreten, nur dann und wann wagt ein Zaptieh, der Depeschen von Urfa nach Meskene am Euphrat bringen soll, den Ritt hindurch. Nur im Belichthal findet sich angeschwemmter Boden und Anbau. Der Belich selbst ist auch im Herbst noch wasserreich und nur an wenigen Stellen fuhrtbar.

Am 16. December wurde Ragga oder Errágga an der Belichmündung erreicht. Von dem römischen Nicephorium ist wenig übrig, doch die Lage noch zu erkennen; Ruinen von nicht sehr großem Umfang liegen circa 2 Stunden oberhalb bei Haragla, wohl Reste eines römischen Grenzpostens, welcher den Uebergang von Thapsacus nach Mesopotamien deckte. Eine Expedition nach den Ruinen von Rusâfâ mußte aufgegeben werden, weil sich Anêze-Beduinen dort gezeigt, mit denen die Behörden in Ragga keine freundlichen Beziehungen hatten.

Zur Weiterreise nach Dêr wurde nicht die Karawanenstraße auf dem rechten, sondern eine weniger bekannte Route auf dem linken Euphratufer gewählt; sie bot wenig Interesse. Man reitet durch die Tamarisken des Flußthals, kann aber dem Euphrat seiner vielen Windungen wegen nicht folgen; im Gestrüpp liegen einzelne ärmliche, schwer zu findende Araberdörfer. Diese führen, was für die Kartographen wichtig ist, sämmtlich doppelte Namen; der eine ist der des jedesmaligen Scheiks und wechselt mit diesem, der andere haftet an der Lokalität und ändert sich nicht, ist darum allein für die Karten brauchbar. Im Gestrüpp finden sich zahlreiche Frankoline, außerdem viele Sumpf- und Wasservögel, aber auch Wildschweine und Wölfe, und wahrscheinlich geht auch der Löwe noch bis hierher; Sachau glaubt wenigstens einen gesehen zu haben und auch Lady Blunt giebt ihn aus dem oberen Euphratthale an. Interessant wird das Thal nur in der el Hamme genannten Enge, wo rechts die Ruinen der Festung Halebijje, links die der kleineren Felsenburg Zelebijje liegen, offenbar einst bestimmt, das Thal zu sperren; die Thürme erinnerten den Reisenden an Palmyra. Es ist eine der schönsten Landschaften, die der Verfasser im Orient gesehen, aber vollkommen leblos und öde. In der auf das Defilee folgenden Ebene fand Sachau die künstliche Bewässerung in ihrer primitivsten Gestalt, vermittels des Dschird (Plural Dschrûd); es sind zwei durch Querbalken verbundene Stämme schräg aufgerichtet, so daß sie 5 bis 6 Fuß über den Boden emporragen; sie tragen oben eine Walze und über diese läuft ein langer Strick, an dem ein Eimer befestigt ist. Ein Pferd wird an den Strick gespannt und zieht, indem man es in gerader Linie wegtreibt, den Eimer in die Höhe; der Bauer leert ihn in eine Rinne aus und führt dann das Pferd zurück. Nur hier und da wagt man eine schüchterne Verbesserung dieser Einrichtung, indem man zwei Stricke über die Walze legt.

Am 22. December kam die Karawane Dêr gegenüber an, wo eine Insel den Uebergang erleichtert; von derselben zum rechten Ufer führt sogar eine baufällige Holzbrücke. Ed-dêr, das Kloster, ist eine neuere Stadt ohne antike Reste, in den sechziger Jahren Sitz eines selbständigen Gouverneurs, jetzt nur noch eines Untergouverneurs, der seinen Chef in Aleppo hat. Es war zu einer Zwingburg für die Beduinen bestimmt und dazu ausgezeichnet gelegen, denn sowohl die syrischen Anêze wie die mesopotamischen Shemmar müssen im Frühjahr wie im Herbst hier vorbei und sind dann für die Maulthierreiter, welche die türkische Regierung an der Grenze unterhält, erreichbar. Die Regierung und speciell der erste Gouverneur Arslan Pascha hatten damals noch weitergehende Pläne: er wollte die Beduinen zu seßhaften Landbauern machen, nebenbei natürlich auch zu pünktlichen Steuerzahlern und gefügigen, jederzeit erreichbaren Unterthanen. Mit großer Energie wurde der Plan verfolgt, der Mesopotamien seine alte Blüthe wiedergeben sollte; überall wurden Dörfer mit Häusern aus Feldsteinen und Lehm errichtet, und auf mehreren Routen durch die Wüste Kasernen gebaut und Militärkommandos stationirt. Aber die Beduinen waren nicht aus ihren Zelten herauszubringen, der Plan verlor den Reiz der Neuheit, und seit dem russischen Kriege denkt niemand mehr daran, die Dörfer und Kasernen sind verfallen und Dêr verliert täglich an Wichtigkeit. Die Regierung hat sich mit schweren Opfern dieselbe Lehre erkauft, wie die Franzosen in Algerien: der Beduine ist nicht zu civilisiren; will sie Mesopotamien wieder kultiviren, so muß sie vor allen Dingen die Söhne der Wüste wieder zurücktreiben über den Euphrat, und an Ackerbau gewöhnte Kolonisten aus Syrien unter sicherm Schutz dort ansiedeln; für solche ist aber in Syrien selbst und in Kleinasien noch fruchtbarer Boden mehr als genug.

Trotz seines Verfalls bot Dêr dem Reisenden Gelegenheit sich neu zu verproviantiren, was um so erwünschter war, als die von Biredschik vorausgesandten Lebensmittel sehr vom Wasser gelitten hatten. Der Vertreter des Gouverneurs, Mazhar Pascha, der, in Wien erzogen, fertig deutsch sprach, unterstützte ihn energisch und machte ihn sofort mit Scheik Fâris, dem Oberhaupt der westlichen Shemmar und unbeschränkten Herrn der Wüste, der sich damals in Dêr befand, bekannt. Mit Hilfe seines getreuen Na'ûm, der mit dem Bruder des Scheiks genau bekannt gewesen war, schloß Sachau schnell Freundschaft mit Fâris, der ihn vor seiner Abreise in Gegenwart seiner Leute für seinen Bruder erklärte und ihm damit unbedingte Sicherheit im ganzen westlichen Mesopotamien gab. Er versprach auch Kameele zu schicken, mit denen der Reisende quer durch Mesopotamien das Châbûrthal aufwärts nach Mosul am Tigris reisen sollte.

Leider begann mit Weihnachten das Wetter ungünstig zu werden; ein eisiger Nordsturm ließ das Thermometer nicht über 2 bis 3° C. steigen, die Kameele blieben aus, und als sie am 1. Januar endlich am jenseitigen Ufer eintrafen, riß der Euphrat die Brücke weg, und nur mit Mühe konnten die Waaren auf einem kleinen Boote hinübergeschafft werden; dem Reisenden selbst blieb nichts übrig, als den Euphrat entlang nach Mejâdîn zu gehen, und dort überzusetzen. Eine Menge Leute schlossen sich ihm an, um die gefährliche Reise unter seinem Schutze zu machen; der Pascha gab ihm zehn Maulthierreiter unter einem Lieutenant mit, tüchtige, mit kurzen Repetirgewehren bewaffnete Leute, vor denen die Beduinen entschiedenen Respekt haben. Am 4. Januar brach die Karawane auf, die nächste Nacht brachte den ersten Frost; am andern Tage wurde Mejâdîn erreicht, dem gegenüber Ziegel, Scherben und Glasstücke die Lage einer Stadt bezeichnen, die mindestens den Umfang des heutigen Aleppo gehabt haben muß. Auch Mejâdîn steht am Platze einer Stadt, die aber wahrscheinlich nur aus ungebrannten Ziegeln erbaut war. Sturm und Regen hielten bis zum 7. Januar zurück, dann kam schwerer Frost, aber in der Hoffnung, am Châbûr Brennmaterial und ansässige Bewohner vorzufinden, zog die Karawane weiter, zunächst ein Stück zurück, bis Elbusêra am Châbûr, wo die Beduinen sie mit den Kameelen erwarteten. Hier stand einst Circesium, die römische Grenzfeste; Trümmer der Citadelle aus Thonziegeln und Mörtel sind noch vorhanden. Der Reisende wollte auf dem Westufer aufwärts ziehen, um die Ruinen der anderen römischen Grenzstädte zu besuchen, aber dann wäre ein Uebergang über den Châbûr unmöglich

gewesen bis nach dem Gebirge hinauf; er mußte auf der linken Seite bleiben. Es begann furchtbar zu schneien, die Dörfer waren verlassen, von Wild keine Spur mehr zu finden, die Thiere drohten invalid zu werden, es blieb also nichts übrig, als den Châbûr aufzugeben und direkt nach dem Lager der Shemmar zu flüchten, wo man auf etwas Schutz gegen die Witterung hoffen konnte. Mit schwerem Herzen gab der Reisende die Erforschung des noch fast unbekannten Flußthales auf, dessen Bewohner, ackerbauende, den Shemmar zinspflichtige Halbnomaden vom Stamme Dschebûr, sich nach dem waldreichen Dschebel ʿAbdul ʿaziz zurückgezogen hatten, und erreichte nach einem angestrengten Marsche durch endlose Schneefelder das Lager von El ʿôdschâ gerade noch am Tage vor dem beabsichtigten Aufbruch der Shemmar nach Süden; hier war er wenigstens für den Augenblick geschützt.

Die Shemmar sind erst vor zwei Generationen aus Nedschd eingewandert, wo es für ihre großen Herden an Raum gebrach, unter der Führung der Familie Dschérbâ, welche das Volk Bêt Mohammed, das Haus Mohammeds nennt, weil sie eben so heilig ist, wie die Familie des Propheten. Erst der Vater des Scheik Fâris, Sfug, hatte ganz Mesopotamien unterworfen; er fiel durch Meuchelmord der Türken. Ihm folgten seine Söhne Abd-Elkerîm und Ferhân, Kinder einer Mutter aus dem edlen Geschlechte Tai, der erstere Typus eines Beduinen, der letztere türkenfreundlich. Der erstere begann alsbald den Krieg mit den Türken, um seinen Vater zu rächen, und blieb lange siegreich; zuletzt aber von großen Truppenmassen bedrängt mußte er zum Scheik der Montefik fliehen. Ferhân soll das Versteck seines Bruders verrathen haben, er wurde ausgeliefert und auf der Brücke in Bagdad aufgehängt. An seine Stelle trat Fâris, dem sich die westlichen Shemmar anschlossen, während die östlichen Ferhân zum Oberhaupt wählten, und beide Abtheilungen bekämpfen sich seitdem mit Erbitterung. Ferhân ist wenig angesehen und verhält sich meistens ruhig, aber sein präsumtiver Nachfolger Asî ist ein echter räuberischer Wüstensohn, der schon Karawanen bei Mekka und Medina geplündert hat und hauptsächlich den Krieg mit Fâris führt. Dieser Krieg flammt allerdings nur zeitweise auf, schwächt aber doch beide Stämme und giebt den Türken die Oberhand. Fâris, obschon sonst ein echter Beduine, ist ebenfalls türkenfreundlich und beobachtet sogar einzelne Vorschriften des Islam, was die mesopotamischen und arabischen Beduinen sonst durchaus nicht thun. Gerade in seiner Wiege hat der Islam durchaus keine Anhänger; Sachau hat niemals die geringsten Spuren religiöser Ceremonien beobachten können. Mit den Beduinen am Dschebel Shemmar in Nedschd unterhält Fâris noch gute Beziehungen und er bot dem Reisenden Begleiter an, wenn er diese besuchen wolle; mit allen anderen Nachbarn und besonders auch mit den Millî-Kurden am Abhang des Karatscha Dagh leben die Shemmar in steter Fehde.

Nach Beduinen-Poesie schaute sich Sachau vergeblich um; Sänger-Dichter kommen unter den Shemmar kaum vor, fast nie hört man sie singen, nur in der besseren Jahreszeit bei ihren Reisen machen sie mitunter einzeilige Verschen, sogenannte Atâbât. „Sie führen ein Leben ohne Sang und Klang und ohne Formalitäten, und haben keinen Sinn für Poesie und Musik.“ „Sie sind das nüchternste Volk, das man sich denken kann, dessen Gedanken selten über Essen und Trinken, ihre Thiere und deren Weide hinausgehen.“

Gerne wäre der Reisende längere Zeit bei seinen Gastfreunden geblieben und hätte deren interessantes Treiben genauer studirt, aber auch bei ihnen war Schmalhans Küchenmeister, er konnte ihnen mit seinem großen Troß nicht lange zur Last fallen und mußte suchen so rasch als möglich Mosul zu erreichen. Er brach also schon am 10. Januar wieder auf, ein Glück für ihn, denn so kam er aus der Wüste heraus, ehe die schon drohende Hungersnoth hereinbrach. Ali, der Sohn von Fâris, hatte ihm einen alten Verwandten, Mohammed El ʿatîje, als Geleitsmann mitgegeben, außerdem die nöthigen Leute und Kameele. Ueber die schneebedeckte Steppe ging es, immer in Beduinenlagern übernachtend, zum Dschebel Sindschar, einem mächtigen, am Südabhang vielfach mit Bäumen bewachsenen Gebirge, von dem zahlreiche klare Bäche niederrieseln, und am 14. Januar traf man auf das erste Dorf mit gemauerten Häusern; die Wüste mit ihren trostlosen Zeltlagern war glücklich überschritten. Das Dorf war menschenleer, die meisten Bewohner waren mit ihren Herden nach Süden gezogen, aber die Häuser von Skênijje boten doch Schutz gegen die Witterung und man konnte sich wieder einmal erwärmen. Es sind niedere Bauten mit Mauern aus Feldsteinen; die flachen Dächer werden von Baumstämmen mit Gabelästen getragen; im Inneren sind eine ganze Menge Abtheilungen; die hintersten dienen, wie vielfach im Morgenlande, als Ställe für das am meisten gefährdete Kleinvieh. Arabisch wurde hier nicht mehr verstanden, doch sind die kurdischen Jeziden des Ghîrân-Stammes, welche diese Gegend bewohnen, von den Shemmar abhängig und der Reisende hatte nichts zu fürchten. Der nächste Tag brachte ihn nach Beled, wo ein türkisches Infanteriebataillon stationirt war, das aber am 17. Januar nach Mosul abrückte, den Kaimakam mit seinen Zaptiehs sich selbst und den Kurden überlassend, die zum Glück für ihn unter sich in stetem Kampfe leben und sich zu keinem gemeinsamen Vorgehen vereinigen können. Es sind, wie oben erwähnt, Jeziden, Teufelsanbeter, unfreundliche, unheimliche Gesellen, in deren Gegenwart selbst in der Stadt Mosul kein Muselmann wagen würde, den Namen Scheitan (Teufel) oder auch nur ein ähnlich klingendes Wort auszusprechen; der Jezide würde ihn ohne Rücksicht auf die Folgen sofort niederstechen.

In Beled wollte der Reisende seine Provisionen ergänzen, aber es war nichts zu haben; bereits begann die Hungersnoth, welche im Jahre 1880 Mesopotamien heimsuchte; die Jeziden lebten nur von Eicheln, aus denen sie auch Brot backten. Nur einen Sack der berühmten Sindschar-Feigen konnte der Reisende auftreiben. Zum Glück gingen von hier die Shemmar bis auf zwei zurück und der Troß wurde um so viel kleiner. Am 17. Januar brach er mit den Soldaten nach Mosul auf. Bald zeigten sich die Folgen der Hungersnoth; todtes Vieh lag überall herum, zu Tausenden waren die Schafe, aber auch Kameele, Pferde und Esel zu Grunde gegangen. Schon seit drei Jahren war in diesen Gebieten wenig Regen gefallen und die Ernte schlecht gewesen; nun trat die unerhörte Kälte ein und die Noth wurde fürchterlich; die aller Subsistenzmittel beraubten Leute flüchteten scharenweise nach Mosul, wo aber auch keine Lebensmittel zu haben waren, wie sich Sachau bald überzeugen sollte. Am 20. Januar ritt er mit seinen Begleitern in Mosul ein und ließ seine Zelte am Tigris aufschlagen, neben dem Telegraphengebäude, von welchem aus er alsbald seine glückliche Ankunft nach Berlin melden konnte; schon am folgenden Tage aber siedelte er in das gerade leer stehende Haus des jakobitischen Patriarchen über und war so vorläufig mit seinen Leuten unter Dach.

W. Kobelt.

Eduard Richter's Beobachtungen an den Gletschern der Ostalpen.

I. Obersulzbach-Gletscher 1880 bis 1882.

(Mit einer Karte, einer Ansicht, Profilen, einem Diagramm und sieben Figuren im Text. Separatabdruck aus der Zeitschrift des „Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" 1883, 1. Heft. Salzburg 1883. 57 ff.)

Der gegenwärtige Präsident des deutschen und österreichischen Alpenvereins konnte die bei der Uebernahme dieser Ehrenstellung ausgesprochene Tendenz, den wissenschaftlichen Werth der Publicationen seines Vereins zu heben, nicht besser der Verwirklichung näher bringen, als es durch die Eröffnung des ersten unter seiner Obhut erscheinenden Bandes der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins" mit dieser eigenen gründlichen Arbeit geschehen ist. Angeregt durch das Beispiel der Schweizer hat er in den Jahren 1880 bis 1882 Specialaufnahmen der Endzungen des Karlinger Gletschers im Kapruner Thal und des Obersulzbach-Gletschers in der Venediger-Gruppe im Maßstab 1:5000 ausgeführt. Die vorliegende, ebenso exakte wie technisch geschickt und geschmackvoll ausgeführte Karte des letztgenannten Ferners giebt, zusammen mit einer verständnißvoll entworfenen landschaftlichen Zeichnung, von seiner Ausdehnung in den Jahren 1850, 1880, 1882, von seiner flachen Eiswölbung, seinen Moränen, seinen Uferwänden, seinem neuerdings eisfrei gewordenen Vorterrain voll abgeschliffener Rundhöcker ein höchst lehrreiches Bild. Der Verfasser betont, daß man das auffallende Zusammenschwinden des Gletschers seit 1850 unzureichend würdige, wenn man nur die Verminderung seiner Länge um 430 m beachte, daß vielmehr die durch vertikale Querschnitte anschaulich gemachte Minderung der Mächtigkeit um 25 bis 30, am äußersten Ende sogar um 50 bis 90 m die entscheidende Größe sei. Der gesammte Substanzverlust des Gletschers während 30 Jahren wird auf 60 Millionen Kubikmeter berechnet. An die Darstellung der Dimensionsänderungen des Gletschers knüpft sich ein dieser Erscheinung gewidmeter, allgemeiner theoretischer Abschnitt, der noch durchsichtiger ausgefallen wäre, wenn der Verfasser es für angezeigt gehalten hätte, die Differenzpunkte zwischen seinen Auffassungen und denen seines Vorgängers Forel (Arch. des sc. phys. et nat. (3) VI. Genf 1881) schärfer zu beleuchten, ihre Auffsuchung und Umgrenzung weniger dem Spürsinn des Lesers zu überlassen. Einig sind beide Forscher in der Ueberzeugung, daß die langjährigen periodischen Aenderungen der Niederschlagsmenge, wie sie Forel für Genf, Richter nur nach Seeland's neuer Berechnung der Beobachtungen zu Klagenfurt für diesen Ort zusammengestellt hat, die Ursache der langjährigen periodischen Aenderungen der Gletscherausdehnung sind. Nur in der Vorstellung der Einwirkung der bald schwächeren, bald stärkeren Füllung des Firnbeckens auf eine Retardation oder eine Beschleunigung des Gletscherabflusses, und somit auf einen Rückgang oder ein Wachsthum des Gletscherendes ergeben sich zwischen beiden Gelehrten einige Differenzen. Richter geht hier in dem Streben nach speciellem Verständniß des ganzen Vorgangs entschieden über Forel hinaus. Die abnorm raschen Dimensionsänderungen des Vernagtferners und anderer sich ähnlich verhaltender Gletscher sucht Richter des Charakters der Ungewöhnlichkeit zu entkleiden, sie als Erscheinungen darzustellen, die auch bei anderen Gletschern vorkämen, nur keine Beachtung fänden, so lange durch sie keine praktischen Interessen der Gebirgsbevölkerung bedroht würden. Wie diese ganz subjektive Anschauung, kann auch die Abschätzung der Verzögerung der Periode der Gletscherschwankungen gegenüber der korrespondirenden Periode der Niederschlagsmengen erst durch künftige Erfahrungen eine ausreichende Begründung erhalten. Während Forel überzeugt ist, daß die Ursachen des gegenwärtigen etwa seit 1870 eingetretenen Rückgangs der Gletscherenden auf eine niederschlagsarme Periode zurückzuführen seien, welche schon 1837 zu Ende ging, will Richter eine jüngere trockene Periode (1852 bis 1871) für dieses Schwinden der Gletscher verantwortlich machen. Die Erfahrungen der allerjüngsten Zeit geben keineswegs eine Entscheidung für eine der beiden hier aufgestellten Möglichkeiten an die Hand, sondern wecken lediglich Bedenken gegen diese ganze Betrachtungsweise, welche aus der gesammten Niederschlagssumme der einzelnen Jahre Schlüsse auf späteres Gletscherwachsthum abzuleiten sich bemüht, unbekümmert um die Niederschlagsvertheilung durch die Jahresperiode, unbekümmert, ob die Ziffern, welche sie summirt, für die Hochregion überwiegend Regen oder überwiegend Schnee bedeuten. Seit 1872 übersteigen die Niederschläge in den Ostalpen fast in jedem einzelnen Jahre das aus langjährigen Beobachtungen gefundene Mittel. Wäre das ganze Princip Forel's, die vollen Niederschlagsmengen der Jahre als Maßstab für die Wahrscheinlichkeit eines Wachsthums der Firnmenge in den Firnfeldern anzusehen, richtig, so müßten schon jetzt die Hochmulden der Alpen eine entschiedene Zunahme ihrer Schneefüllung aufweisen. Das ist, wie aufmerksame Beobachter — ich nenne nur Fr. Simony und Ed. Richter — versichern, durchaus nicht der Fall. Vielmehr werden die Lücken in der Schneebedeckung der Hochregionen noch alljährlich zahlreicher, die Firnmassen der hoch liegenden Becken schwinden noch weiter zusammen und gewähren noch keine Aussicht auf den Wiederbeginn einer kräftigeren Ernährung der Gletscher. Das nimmt auch bei einem Blick auf die Niederschlagsvertheilung in den letzten Jahren gar nicht Wunder. Ein beträchtlicher Antheil der reichlichen Niederschläge in den Alpen kam auf die warme Jahreshälfte. So kolossale Güsse auffallend warmen Regens, wie die Ostalpen sie im August 1879, im September und Oktober 1882 empfingen, wirken sehr kräftig zerstörend auf die Firnlager und eine derartige Steigerung der Jahressumme des Niederschlags verheißt den Gletschern alles andere eher als künftiges Wachsthum. Bei Richter selbst fehlt es nicht an Aeußerungen, aus denen hervorgeht, daß auch er der summarischen Untersuchungsmethode, die er von Forel übernimmt, keinen zweifellosen Werth beimißt. Von besonderm Interesse ist der letzte Theil der inhaltreichen Schrift, der die am Obersulzbach-Gletscher gemachten Wahrnehmungen über die Erosionskraft des Gletschers mittheilt. Richter ist seit jeher ein entschiedener Gegner des Glaubens an Erosion durch Gletschereis und fühlt sich durch den Anblick des neu entblößten Gletscherbodens, auf dem seine genauen Vermessungen ihre Basis wählten, in seiner Ueberzeugung weiter bestärkt. Man wird die Lektüre der gediegenen Abhandlung nicht beschließen können, ohne den lebhaften Wunsch zu empfinden, daß diesem ersten Abschnitt der Gletscherbeob-

achtungen Richter's bald Veröffentlichungen über seine Arbeiten am Karlinger Gletscher und an den Gletschern der Oetzthaler Gruppe folgen möchten. Gewiß werden auch hier aus dem speciellen Studium einzelner Eisströme Anregungen sich ergeben, die sich für die klarere Auffassung des Gletscherphänomens im Allgemeinen als fruchtbar erweisen.

J. Partsch.

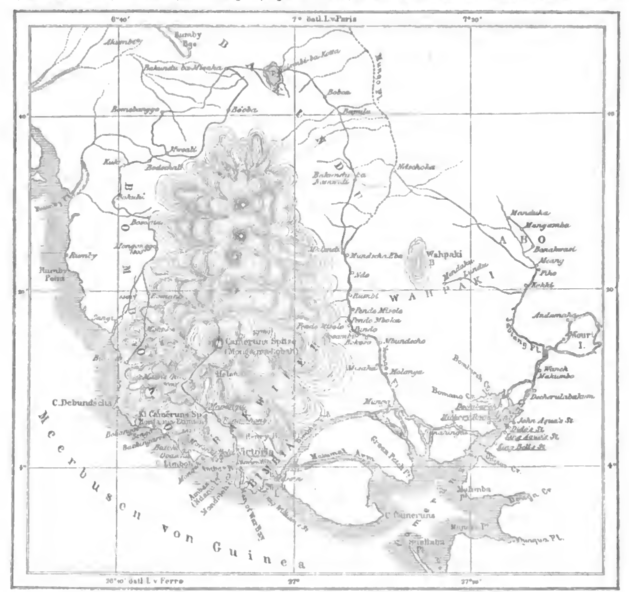
Kürzere Mittheilungen.

Ein Brief von Rogozinski's über seine afrikanische Expedition.

„Bakundu, Aequatorial-Afrika, den 23. Oktober 1883 [1]).

Sehr geehrter Herr Doktor!

Vor etwa drei Jahren war es eine Nummer Ihrer Zeitschrift, des „Globus", die mich anspornte eine Forschungsreise nach Inner-Afrika über Cameruns zu unternehmen; Sie berichteten damals über Reverend Comber's Reise und die Entdeckung des Sees Balombi-ba-Kotta [2]). Ich fühle deshalb eine gewisse Pflicht gegen Ihr Blatt in diesem Augenblicke, da wir in diesem Gebiete Neues entdeckt haben. Mit meinem Gefährten C. Tomczek den obern Mungo-Fluß bereisend, fand ich in etwa 4° 54′ nördl. Br. und 9° 31′ 30″ östl. L. Greenw. (= 7° 11′ 21″ östl. L. Paris) [3]) die Katarakte, in welchen seine Gewässer von etwa 80 bis 100 Fuß Höhe



Umgebung des Camerun-Gebirges in Westafrika mit Comber's Reiserouten von 1877. (Maßstab 1 : 800 000.)

[1]) Eingetroffen in Berlin am 31. December 1883. Es wurden nur leichte stilistische Aenderungen in dem Schreiben angebracht.

[2]) Genau nördlich vom Camerun-Gebirge. S. „Globus" Bd. 35, Nr. 22, S. 343 ff.

[3]) Also noch nördlich vom obern Rande unserer Karte.

über sieben Stufen herunterstürzen. Der Fluß ist dabei gegen 150 bis 200 Fuß breit. Etwa eine halbe Meile südlich vom großen Wasserfalle befinden sich drei Stromschnellen, die übrigens nicht die ersten des Mungo sind. Bei Eliki (4° 43' 30" nördl. Br. und 9° 31' 30" östl. L. Greenw. = 7° 11' 21" östl. L. Paris) befinden sich die ersten drei. Am großen Wasserfalle liegt eine weite, ungemein große Stadt, Kumba oder Kumbaji genannt, von etwa 2000 Einwohnern. Bei unserm Einzuge stürzte alles in nervöser Furcht zum andern Thore hinaus, während die Häuser verriegelt wurden; jedoch wurden wir bald gute Freunde mit den Eingeborenen, und es gelang mir schließlich sie zu bewegen uns zu helfen einen Weg durch das Gestrüpp zu hauen. Der Wasserfall nämlich war wild verwachsen und von den Eingeborenen nicht besucht, da sie ihn für den Sitz böser Geister halten. Als ein bei weitem besseres Resultat jedoch betrachte ich die Entdeckung eines neuen großen Sees Balombi-o-Mbu, der nahezu kreisrund ist, unter 4° 55' nördl. Br. und 9° 28' östl. L. Greenw. (= 7° 7' 51" Paris) liegt und über drei Meilen Durchmesser hat. Derselbe ist uns um so theuerer, da er uns nahezu das Leben gekostet hätte — wir wurden zweimal von vorbeiziehenden Elephantenherden zerstreut. Der ungemein zahlreichen, ja ich möchte sagen, die Wälder hier überfluthenden Elephanten wegen nennen die Eingeborenen den See auch Elephanten-See, ein Name, der für alle drei Seen dieser Gegend als Kollektivname passend ist. Ich sage „drei Seen", denn etwas westlicher, die Wasserscheide zwischen dem Mungo-Becken und dem des Rio del Rey überschreitend, fanden wir einen dritten See, Gongo, durch den ein breiter, tiefer, von Alligatoren erfüllter Fluß nach Westen und dann nach Nordwesten fließt. Es scheint das derselbe zu sein, dessen Mündung zwischen dem Rumby-Flusse und dem Rio del Rey liegt und dessen Barre von einer dreieckigen Insel gebildet wird (4° 33' nördl. Br. und 8° 51' östl. L. Greenw.). Tomczek, welcher die beiden letzten Seen und den Fluß entdeckte, nannte den letztern Richardson nach dem thätigen Missionar von Bakundu, durch dessen freundliche Aufnahme, Mitwirkung und Thätigkeit Bakundu für uns zu einem unbezahlbaren Hauptquartier für die Durchsuchung dieses Gebietes geworden ist. Der Gonga-See liegt etwa in 4° 47' 30" nördl. Br. und 9° 16' östl. L. Greenw. (6° 55' 51" östl. L. Paris).

In 10 bis 15 Tagen denke ich, da die Regenzeit ihrem Ende zugeht, aus dieser Gegend aufzubrechen, um zu versuchen, über Bayong die Liba- oder vielmehr Riba-Seen zu erreichen. Vom Bayong-Lande, das von hier zwei Wochen Weges entfernt sein soll, trennt uns ein Volksstamm, die Besarenganyas, die als ungemein wild und zurückhaltend geschildert werden. Ich sah einige von ihnen in Makonye (zwischen Eliki und Kumbaji), und sie fragten mich, ob ich nicht auch zu ihnen kommen wolle; ihr Land sei reich und sie würden froh sein uns dort zu sehen; ich hoffe demnach, daß es uns gelingen werde.

Empfangen Sie . . . . . .

St. von Rogozinski."

Koreanisches.

Zur Ergänzung dessen, was der „Globus" (Bd. 43, S. 333 f.) über Hall's Besuch in der Hauptstadt von Korea mitgetheilt hat, entnehmen wir einer Pekinger Korrespondenz in Nr. 5 und 6 der (russischen) „Orient-Rundschau" von 1883, welche auf der in Schanghai erscheinenden Zeitung „Schen-bao" basirt, das Folgende:

Sowohl die koreanischen Beamten, als auch das gemeine Volk liebt es, sich zu putzen und sich rein zu kleiden; zerlumpte Menschen sind hier eine große Seltenheit. Der Koreaner geht gern müssig; sobald sein Verdienst zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse hinreicht, ist er zufrieden. Das Fehlen jeglichen Strebens, sich sein Loos zu verbessern, hat seinen Grund einfach in dem Umstande, daß die erworbenen Reichthümer des gemeinen Mannes sofort den räuberischen Beamten zur Beute werden. Mit Tabakspfeifen in den Händen spazieren die Koreaner in Gruppen von zwei bis fünf den ganzen Tag durch die Straßen, während Frauen und Töchter sich mit Nähen, Waschen und anderen Arbeiten zu Hause beschäftigen. Nur die Häuser und Wohnungen werden nicht gereinigt; so rein und ordentlich die Kleidung der Koreaner ist, so unerträglich schmutzig sind ihre Wohnungen. Die Weiber gehen stets mit verhülltem Gesicht über die Straße; Brüder, welche in ein und demselben Hause wohnen, sprechen nie mit ihren gegenseitigen Frauen, und auch intime Hausfreunde werden selten Gelegenheit haben, die Stimme der Frauen zu hören.

Obgleich die Straßen sehr breit sind, so sind sie doch vernachlässigt und entsetzlich schmutzig. Unter zehn Gebäuden sind etwa nur vier mit einem Ziegeldach versehen, sechs sind Strohhütten.

Der ganze Handel geht durch Vermittelung der Beamten vor sich. Der Ackerbau wird nach einem alten in China herrschenden System geleitet: jedes Feld wird in neun viereckige Theile zerlegt und einer davon zu Gunsten des Staates bearbeitet.

Die Grundzüge des Nationalcharakters der Koreaner sind: Festigkeit, Offenheit, Mangel an jeglicher Liebe zum Luxus und eine große Sparsamkeit. Der Handel in Korea wird ausschließlich als Tauschverkehr betrieben, nur der Beamtenstand besitzt Silber.

In administrativer Hinsicht zerfällt Korea in acht Provinzen, nämlich Kin-ki-do (nach der nördlichen chinesischen Aussprache Tsin-tsi-dao), Cham-kian-do (Sjän-tsin-dao), Pin-an-do, Kan-juan-do (Tsän-juan-dao), Chuan-chai-do, Tsion-tsin-do (Tschun-tsin-dao), Kin-san-do (Tsin-schan-dao) und Tsijan-la-do (Sjän-lo-dao).

Die Provinz Kin-ki-do liegt im Centrum; hier haben deshalb die Beherrscher Koreas ihre Residenz gegründet, um von hier aus bequem das übrige Gebiet zu regieren. Es wird diese Provinz im Südwesten in einer Ausdehnung von 100 Werst vom Meere bespült, von bedeutenden Bergen und Flüssen durchzogen, hat große Mineralreichthümer und bildet den Mittelpunkt des Handels. Die nördlich davon gelegene Provinz Cham-kian hat einen Umfang von mehr als 1650 km; der für den Handel mit den Fremden geöffnete Hafen Juan-schan (Gen-san) liegt im Gebirge Jan-juan-chan und ist mehr als 300 km von der Residenz entfernt. Die Provinz ist reich an Bergen und Wasser, an Kohlen und Metallen, besonders an Gold und Silber; das Klima ist kalt; die Bevölkerung dünn; die an der Meeresküste lebenden Bewohner beschäftigen sich mit Ackerbau und mit Fischfang. Würde man hier am Ufer Befestigungen anlegen, so könnte man aus dieser Provinz einen Schlüssel zu Ostasien machen. Die Produkte der Provinz sind: Sago, Weizen, Hirse, die Wurzel Ginseng und Häute. Obwohl das Meer reich an verschiedenen verwendbaren Gegenständen ist, so wird dasselbe doch nur in sehr beschränktem Maße ausgebeutet.

Das Königreich Korea ist seiner Ausdehnung nach nur etwa um ein Fünftel kleiner, die Bevölkerung etwa um ein Drittel geringer als in Japan. In Bezug auf die noch im Erdenschoß enthaltenen Mineralschätze wird Japan von Korea um einige zehn Mal übertroffen; in anderen Naturprodukten steht Korea jedenfalls dem japanischen Reiche nicht nach, wohl aber sind die Koreaner charakterfester als die Japaner.

Eine südamerikanische Musterrepublik.

Ueber die Unzufriedenheit des Landes Uruguay mit verschiedenen Maßregeln der Regierung geben dortige Tagesblätter

nur zu unverhohlen Aufschluß. Es handelt sich dabei zunächst um einige nach unseren Begriffen sonderbare Privilegien, die seitens des Präsidenten Santos in die Hände Einzelner gelegt worden sind; so ist z. B. die Ausfuhr von Fischen zu Gunsten eines Privatmannes monopolisirt und dadurch der freie Handel bedeutend geschädigt worden. Ein neues Aergerniß ist dadurch gegeben, daß nach „La Razon" vom 19. August 1883 das alleinige Recht, die im Hafen von Montevideo ankernden Schiffe mit Ballast, also mit Sand und Steinen, wie sie das Ufer selbst bietet, zu versorgen, vom Präsidenten seinem eigenen Bruder, dem Obersten Joaquin Santos, übertragen worden ist, der sich dabei verpflichtete 5 Proc. der Einnahmen an den Staat abzugeben, während 95 Proc. in seine eigene Tasche wandern. Die genannte Zeitung spricht sich u. a. folgendermaßen darüber aus: „In den Ländern, wo das Tabaksmonopol oder das von Salz oder Spielkarten in Kraft ist, ist der Staat der Unternehmer und Nutznießer des Geschäfts; was aber nirgendwo besteht, ist die Schaffung von Monopolen für irgend einen Erwerbszweig, von welchem ein Procentsatz von 95 Proc. der Einnahmen einem privaten Interessenten zukommt. Damit ist aber eine geistreiche Verpflichtung verbunden, nämlich die, unentgeltlich den Ballast aus solchen Schiffen zu entladen, welche Fracht einnehmen wollen, damit derselbe nicht einfach über Bord geworfen werde. Vor Jahren wurde zwar durch diese Sitte viel Schaden angerichtet, doch denkt heutzutage kein Mensch mehr daran den Ballast über Bord zu werfen, da sich Leute genug zur unentgeltlichen Wegschaffung desselben finden. An Kähnen dafür fehlt es auch nie, und diejenigen, welche sich mit diesem Erwerbszweig beschäftigten, waren jedenfalls so besser daran, als wenn sie ihren Ballast erst in den Steinbrüchen holen mußten. So wird es auch für die Firma „Santos und Kompagnie" weniger Verpflichtung als vielmehr unerwarteter Vortheil sein, unentgeltlich den Ballast auszuladen. Betrachten wir endlich die wichtigste, die verdienstvollste der Verpflichtungen, welche von ihr übernommen wurde: nämlich die, unentgeltlich alle Schiffe der Nationalflotte mit Ballast zu beladen! Auf diese Weise also werden alle unsere Schiffe gratis et amore mit Ballast versehen werden, auch der „Rio Negro" nicht ausgenommen, welcher auf den Meeresgrund ging, und das Kanonenboot, welches in Italien gekauft wurde, dessen Ankaufssumme sich aber in noch unbekannte Hände verirrt hat." (Die Zeitung „La Razon" wird von dem frühern Minister Dr. Ramirez redigirt und hat sich besonders zur Aufgabe gemacht, die Mißstände in der Republik schonungslos aufzudecken.) Der Präsident Santos, vor wenigen Jahren noch ein Mann in allereinfachsten Verhältnissen, soll heute schon nach vielen Millionen zählen und sucht seinen Reichthum auf jede mögliche Art zur Schau zu tragen. Augenblicklich baut er sich einen Marmorpalast und zwar ist, damit der Bau ungestört und vor allen Dingen ungefährdet von Statten geht, der Bauplatz von einer so hohen Holzmauer umgeben, daß von außen nichts davon wahrgenommen werden kann. Das Volk soll eben mit dem vollständig fertigen Palast überrascht werden. Eine weitere Liebhaberei von ihm ist die Armee, und sein Streben geht dahin, das am besten ausgerüstete Heer der südamerikanischen Staaten zu besitzen. Während dessen soll nach „La Razon" vom 16. August 1883 für die Verbesserung der allgemeinen Verhältnisse des Landes durch Schaffung von Verkehrswegen, Hebung der Volksbildung, Anlage von Schulen, Krankenhäusern, Gefängnissen u. s. w. so gut wie nichts geschehen und das Volk einem für den 25. August 1883 projektirten Nationalfest in Montevideo, an welchem die Armee mit theatralischer Pracht auftreten soll, mit dem Bewußtsein entgegensehen, das bestuniformirte Heer, aber das armseligste Krankenhaus zu besitzen.

Ueber die erwähnte nationale Feier entnehmen wir dem Berichte eines Augenzeugen, eines preußischen Landwehrofficiers, Folgendes: „Um 12 Uhr kam wie besessen eine Abtheilung der Escolta, 4 Soldaten mit Karabinern in der Hand, die Straße heruntergejagt, so daß alles rechts und links auseinanderstob, gleich hinter dieser der Wagen, in welchem der Präsident ohne Kopfbedeckung saß, und dahinter die weitere Escolta, alles war im Augenblick vorbei; der Kanonendonner ging los und das Te Deum wurde in der Matriz-Kirche abgehalten. Unterdessen postirten wir uns behufs der Besichtigung der weiteren militärischen Festlichkeiten in der Nähe der Artillerie-Musikbande, wo der Präsident nach Beendigung des Te Deum etwa 5 Schritt entfernt von uns vorbei kam. Er ging zu Fuß und baren Hauptes, gefolgt von den fremden Gesandten, Ministern &c. und wer noch sonst dem Te Deum beigewohnt hatte, an den Reihen der Truppen vorüber, während die Musik die Nationalhymne spielte und das Gewehr präsentirt wurde. Er ist eine kleine unscheinbare Erscheinung, ohne jede militärische Haltung, und schaute, während er die Reihen abschritt, weder rechts noch links, vom Volke nicht ein einziger Zuruf — er stets in Gefahr, jeden Augenblick sein Leben durch einen Schuß aus nächster Distance verlieren zu können, denn wie viele Präsidenten sind hier auf diese Weise schon zum Opfer gefallen! Nun begann der Vorbeimarsch, zunächst der Marine, dann der Artillerie, der Infanterie, Kavallerie und dann der Sereños (Nachtwächter), die mich sehr in Erstaunen setzten, da sie wie ein wirklicher Truppentheil Fahne, Musik, Officiere und auch Remington-Gewehre besitzen. Auch fehlte nicht das Musikkorps der Escuela de artes y oficios (Schule der Künste und Gewerbe), lauter junge, mit deutschen Instrumenten ausgerüstete Bürschchen, welche aber die Musik, meist deutsche Märsche, noch am besten vortrugen. Am allerputzigsten war die Kavallerie, geradezu spaßhaft, mich sehr an unsern Karneval erinnernd. Dann kam der Vorbeimarsch beim Präsidentenpalast resp. Regierungsgebäude, dem der Präsident mit seinen Ministern und hohen Beamten, auch die Damen derselben vom Balkon aus zusahen. Eine Truppe nach der anderen kam an, machte vor dem Gebäude Halt und brachte ein Hoch auf den Präsidenten aus, welches aber von diesen Regimentern so klang, als wenn bei uns eine Sektion frischer Jungen dreimal „Hoch!" brüllt. Dazwischen hörte man aus dem Publikum Zischen und Pfeifen, genug davon! Jedenfalls sucht Uruguay es den civilisirten Staaten Europas in Allem gleich zu thun und verwendet auf das Heer einen Luxus, der mir imponirt hat, aber es fehlt ihm doch der „Kien"; u. a. vergessen sich die Officiere so weit, daß sie selbst mit Hand anlegen, statt daß sie ihre daneben stehenden Unterofficiere und Soldaten dazu anhalten oder kommandiren. Ich sah selbst, wie bei der Verladung des Regiments Kavallerie behufs Rückkehr nach Durazno der Major selbst auf den Gepäckwagen kletterte und bei der Heraufschaffung von Brennholz und allem Möglichen eigenhändig mithalf, ohne einem der dabei stehenden Gemeinen oder Avancirten Befehl dazu zu geben. Er hat vielleicht noch vor kurzer Zeit überhaupt nichts Anderes gemacht als dies, da er erst ungefähr 25 Jahre alt war und solche Karrièren hier öfter vorkommen. Am meisten Spaß machte mir der „Generalstab", sieben oder acht Herren im Fastnachtskostüm à la Francia, einige in noch jugendlichem Alter von circa 30 Jahren, welche wenig auf dem Pferde gesessen haben mögen oder es eben nicht verstehen, den grenzenlosen Luxus ihrer Uniformen auch auf dem Pferde würdig zur Schau zu tragen. Nach Beendigung der Parade ergötzten wir uns noch an den Festlichkeiten, welche die Regierung zur Belustigung des Volkes veranstaltete, worüber nächstens mehr."

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft vom 5./17. Oktober 1883 machte der Ingenieur P. M. Lessar (ein Montenegriner seiner Geburt nach) Mittheilungen über die Reise, welche er in den Jahren 1882 bis 1883 durch die an das transkaspische Gebiet grenzenden Länder gemacht hat. Er charakterisirte in Kürze die wenig bekannte Wegstrecke über Aschabad, Serachs nach Merw, welche er im August und September 1882 kennen lernte. Er begann dieselbe am 3./15. August in Begleitung von zehn berittenen Tekke-Turkmenen, einem Dolmetsch und einem Afghanen; die Tekke-Turkmenen bemühten sich, ihn von der Unmöglichkeit der beabsichtigten Expedition zu überzeugen. Am 22. August traf er in Serachs ein; die Tekke-Turkmenen weigerten sich, ihn weiter zu begleiten; mit Hilfe von Geldbewilligungen gelang es aber, die Hindernisse theilweise zu beseitigen und am 23. August verließ Lessar Serachs mit der Absicht, womöglich über Merw bis nach Buchara zu gelangen. Im Verlauf seines Vortrags machte Lessar die Anwesenden mit der Lebensweise und den Sitten der Bewohner Merws bekannt. Die Machtvollkommenheit der Chans in Merw ist nur von kurzer Dauer; sobald eine Wahl vollzogen ist, treten sofort Unzufriedene auf und es beginnen Intriguen, welche gewöhnlich mit der Wahl eines neuen Chans endigen. Die Zahl der Einwohner ist nicht größer als 200 000. Ein charakteristischer Zug derselben ist die Geldgier; wenn sie sich gegenseitig zu Gaste laden, so geschieht es, um aus der Anwesenheit des Gastes einen Vortheil zu ziehen und sie bemühen sich auf jegliche Weise, denselben zu betrügen. Interessant ist, daß es in Merw jedem freisteht, Geld zu verfertigen; Lessar sah einen Mann, welcher sich mit der Anfertigung von russischem Gelde beschäftigte. Ganz besonders verbreitet ist dort russisches Papiergeld. Schließlich schilderte der Vortragende seine Rückreise von Merw, welche er am 28. August antrat.

— Im „Bulletin de la Société de Géographie“ (4. Trimestre 1883) beschreibt Dr. Neis kurz seine Reisen im Lande der unabhängigen Moïs, welches zwischen Annam, Siam, Kambodja und Französisch-Kochinchina liegt. Auf seiner ersten Wanderung, Ende 1880, gelangte er aus dem Flußgebiete des Don-naï über die Wasserscheide nach Binh-thuan, der südlichsten Provinz von Annam, und fand dort am Fuße der Berge Dörfer, welche von Tsiam bewohnt werden. Es sind das Reste jenes Volkes, welches das große Reich Tschampa in Hinterindien gründete; dasselbe umfaßte zuerst (vielleicht schon in den ersten christlichen Jahrhunderten) die ganze Halbinsel östlich vom Meerbusen von Siam, wurde später auf deren östliche und südöstliche Küsten beschränkt und fiel 1471 dem Könige von Tongking zur Beute, worauf der alte Name nur noch dem südlichsten Theile, eben der heutigen Provinz Binh-thuan, verblieb. Dort hielt sich ein eingeborener Fürst in halber Unabhängigkeit bis zum Jahre 1820; seine Unterthanen waren im 16. und 17. Jahrhundert im malaischen Archipel wohlbekannte Schiffer und Seeräuber. Bekannt ist, daß im Jahre 1285 Marco Polo als Gesandter Kublai Chans und vier Jahrzehnte später der Franciscaner Oderich von Pordenone das Land besuchten; unter seinen Merkwürdigkeiten heben sie das Adler- und Ebenholz hervor, ferner die gewaltig große Familie des Königs und die zahlreichen gezähmten Elephanten. Interessant ist, was Neis über die Tsiam sagt, so wenig es auch ist: „Sie bilden eine von den Annamiten und Moïs ganz verschiedene Rasse, sind noch dunkler von Farbe und haben krausere Haare, als letztere; ihre Sprache ähnelt dem Malaischen und sie gleichen auch sonst den Malaien an der Küste sehr.“ Dadurch werden frühere Angaben bestätigt, wonach die Tsiam starke malaische Verwandtschaft, auch in der Sprache, zeigen und Mohammedaner sind; ihre frühere Religion, den Buddhismus, erhielten sie von Ceylon, und zwar in einem der ersten christlichen Jahrhunderte, während Tongking seinen Buddhismus über China bekam. Etwa einen Breitengrad nördlich von den Tsiams fand Neis die Late, welche von ihren östlichen Nachbarn, den Stiengs, öfters überfallen und als Sklaven verkauft werden; sie wagen sich dann nicht zu vertheidigen, verlegen höchstens die Wege, stecken spitze Bambus in die Erde, legen Fallgruben an und verstecken sich am liebsten im Walde. So feige sie sich aber gegen Menschen zeigen, so unerschrockene Jäger sind sie; mit einer einfachen Lanze greifen sie Elephanten und Rhinoceronten an. Bevor sie auf die Elephantenjagd gehen, verrichten sie eine Ceremonie, welche sie nach ihrem Glauben den Thieren unsichtbar macht; dann gehen sie Nachts auf den Wechsel des Elephanten und stoßen ihm die Lanze ins Maul. So berichteten wenigstens mehrere Häuptlinge. Die Traos in jener Gegend scheinen religiöser zu sein, als die anderen; sie haben zwar keine Tempel, Götzen oder Priester, tragen aber Fetische wie Rindenstückchen, Affenzähne u. s. w. um den Hals, weniger zum Schmuck, als zur Abwehr der bösen Geister.

Afrika.

— Auf Nr. 320 des vorigen Bandes registrirte der „Globus“ die Abtretung des marokkanischen Hafens Ifni an Spanien. Das Drängen letzterer Macht auf Erfüllung des Vertrages von 1860 scheint (nach uns zugegangenen direkten Mittheilungen) hauptsächlich dadurch veranlaßt worden zu sein, daß englische Kaufleute sich an der Küste der Landschaft Sûs und südlich davon festgesetzt haben, so M' Kenzie am Vorgebirge Dschubi und später die „Sûs and North African Trading Company“ im Wad Nun. Sûs wird von Berbern, Hirten und Bauern, bewohnt, welche die wenigen europäischen Artikel, die sie bedurften, über Mogador bezogen; es ist nicht unfruchtbar, von wasserreichen Küstenflüssen durchzogen, anscheinend reich an Metallen; in seinem nördlichen Theile liegen am Fuße des Atlas Bergwerke, die einzigen in Marokko, welche vorzügliches Kupfer liefern. Das Land zerfällt in zwei Theile, welche das Wad Massa von einander trennt, einen nördlichen, Wad Sûs genannt, mit der jetzt herabgekommenen Hauptstadt Tarudant, wo der Sultan von Marokko eine Art von Scheinherrschaft sich bewahrt hat, indem er die Statthalter und Kadis ernennt, und einen südlichen, Sûs el-aksa (das entferntere Sûs), in dessen Norden schon seit langer Zeit die Familie Heschâm, weiter südlich die Ait B'Amrân und im Süden der Scheich Barûk herrschen. Im letztern Theil unternahm der Sultan im Frühling 1882 einen Kriegszug und stellte dadurch seine Autorität so weit her, daß er wieder Statthalter und Richter ernannte; freilich hat er nur diejenigen dazu ernennen können, welche jene Stellen bereits inne hatten. Truppen hat er dort nur an einzelnen Punkten und in unbedeutender Zahl. Das jetzt an Spanien abgetretene Ifni liegt im Gebiete der Ait B'Amrân etwa unter 29° 2' nördl. Breite an einer Bucht, die keinen guten Ankerplatz bietet, und in sandiger, unfruchtbarer Gegend, kaum 10 Breitenminuten südlich von Erkschisch, wo die „Sûs and North African Trading Company“ ihre Faktorei hat. Es entspricht keineswegs der alten Santa Cruz de Mar Pequeña, welches eigentlich an Spanien abgetreten werden

sollte; vielmehr ist dieses ungefähr 1 Breitengrad weiter südlich zu suchen, und zwar an der Stelle von Puerto Cansado, deren einheimischer Name Knidir el Ridschlah lautet. Etwa $^2/_3$ Breitengrade nördlich von Ifni scheint die marrokkanische Regierung bei Sidi Bu Fdil einen neuen Hafen herrichten und dem europäischen Handel eröffnen zu wollen; die $2^1/_2$ bis 3 deutsche Meilen davon landeinwärts gelegene und ziemlich verfallene Stadt Tiznit wird bereits seit einigen Monaten wieder in Stand gesetzt, um jenen Hafen und das dort zu errichtende Zollamt zu schützen.

— Unter den Auspicien der British Association rüstet sich jetzt eine Expedition, um im kommenden März nach dem ostafrikanischen Schneeberge Kilimandscharo abzugehen. Leiter derselben ist H. H. Johnstone, welcher unlängst vom Kongo zurückgekehrt ist und den Earl of Mayo nach dem Kunene begleitet hat (s. „Globus", Bd. 44, S. 222 u. 269).

— Die Tagesblätter enthalten Auszüge aus Briefen unserer Afrikareisenden Dr. Böhm und Reichard von Anfang Juli 1883; dieselben sind nicht ganz klar (wir hoffen binnen kurzem Genaueres und Ausführlicheres mittheilen zu können), doch scheint sich daraus Folgendes zu ergeben. Am 10. Februar 1883 waren die Reisenden in der belgischen Station Karema am Tanganika-See eingetroffen (vgl. „Globus" Bd. 44, S. 224). Darauf scheinen Kämpfe mit den Eingeborenen der Umgegend gefolgt zu sein; am 26. März erhielt Dr. Böhm bei Erstürmung von Katakwa (ein Dorf dieses Namens liegt 56 km nordöstlich von Karema) zwei Schüsse durch den rechten Oberschenkel und mußte bis Ende Juni liegen. Dann erst verließ er Karema zu Boot und erreichte am 8. Juli Qua Mpara unweit der Mündung des Lufuku in den Tanganjika-See. Dieser Ort befindet sich am Westufer des Sees, wurde im Februar 1869 von Livingstone und im December 1879 von J. Thomson besucht und wird von diesen Mparra resp. Mpala genannt; er liegt im Gebiete der wilden kriegerischen Hollohollo (dieser Name bedeutet nach Cameron „das Volk auf dem andern Ufer") oder Marungu, als deren auffallendsten Charakterzug Thomson eine außerordentliche Reizbarkeit bezeichnet. Dr. Böhm, welcher in Qua Mpara fieberkrank anlangte, scheint dort mit seinem Gefährten Paul Reichard einige Zeit verweilen zu wollen.

Nordamerika.

— Die Schieffelin'sche Expedition ist nach San Francisco zurückgelangt, nachdem sie den Yukon bis zum Einfluß des Tananah River erforscht. An einem kleinen Bach, ungefähr zwölf Meilen von der Yukon-Mündung entfernt, wurde etwas Gold gefunden, doch warnt Schieffelin alle Goldsucher vor leichtsinnigen Unternehmungen in dieser Gegend, die noch nicht die geringsten Hilfsmittel bietet.

— Die Eskimos sind nach H. Gilder (In Eis und Schnee, S. 49) ungemein abergläubisch; ihrer Meinung nach muß ein großes und allgemeines Unglück eintreten, sobald jemand die sterblichen Ueberreste eines ihrer Todten aus ihrer Ruhe stört. Im Sommer 1881 hatte sich der Zollkutter „Corwin" fünf Tage bei der Insel St. Lawrence aufgehalten, um genaue Erkundigungen über die furchtbare Hungersnoth einzuziehen, die während des Winters 1879—80 dort geherrscht hatte; eine große Anzahl von Skeletten, die aus jener Unglückszeit herrührten, waren an Bord des Schiffes gebracht worden, um demnächst im Smithsonian Institute aufgestellt zu werden. Auf dem „Corwin" befand sich aber ein Eskimo vom Fort St. Michael (Norton-Sund, Alaska), und als er die Gelehrten mit den Gebeinen beladen ankommen sah, gerieth er vor Schrecken und Entsetzen so außer sich, daß er sich durch einen Messerstich in die Brust zu tödten versuchte. Glücklicherweise hielten einige der Umstehenden ihn noch fest, bevor er sich eine tödtliche Verwundung beigebracht hatte. Dies hinderte ihn jedoch nicht, einen zweiten Selbstmordversuch zu machen und sich ins Meer hinabzustürzen. Es gelang, ihn zum zweitenmale zu retten und ihn wenigstens für einige Zeit von Selbstmordgedanken abzubringen; doch ist es nur zu wahrscheinlich, daß er bei der Rückkehr in seine Heimath noch einen dritten und zwar erfolgreichen Versuch gemacht haben wird.

— Durch die Bemühungen der Geographischen Gesellschaft zu Quebec ist eine Expedition zu Stande gekommen, welche das Land zwischen dem See St. John (nördlich von Quebec) und der Hudsonsbai vermessen soll. Die Kosten bestreitet zum größten Theile die Bundes- und die Provinzialregierung. Anfang Juli 1883 sind die Reisenden von Quebec abgegangen und werden etwa ein Jahr fortbleiben; Leiter ist John Bignell, der die Gegend bereits kennt. Ferner nehmen Theil E. Coste und der Naturforscher A. Comeau, sowie eine Anzahl Eingeborener. Zu ihren Aufgaben gehört eine vollständige Aufnahme des Sees Mistassini, die geologische Untersuchung seiner Ufer, Sammlungen von Pflanzen, Thieren und Mineralien und die Rekognoscirung des großen Rupert-Flusses, welcher aus dem Mistassini-See in die Jamesbai fließt.

Südamerika.

— H. A. Schumacher, Südamerikanische Studien. Drei Lebens- und Kulturbilder: Mútis, Cáldas, Codazzi, 1760—1860. (Berlin 1884. E. S. Mittler und Sohn. Preis 12 Mark.)

In der Form von drei Biographien führt der Verfasser den Leser durch das letztverflossene Jahrhundert der Geschichte des nördlichen Südamerikas, der Republiken von Columbien, Ecuador und Venezuela. Das Aufstreben des wissenschaftlichen und politischen Lebens und zugleich die Störungen desselben durch Aufstände und Leidenschaften in den Hauptstädten jener Länder, insbesondere in Bogotá und Quito, spiegeln sich für den Zeitraum von drei Generationen (1760—1860) in den hier dargestellten Lebensereignissen dreier als Naturforscher, Publicisten und Politiker hervorragenden Männer: Mútis, Cáldas und Codazzi wieder. — Die für den Bewohner der alten Welt und gemäßigter Zonen höchst fremdartigen Züge dieses buntbewegten tropischen Kulturlebens werden den Leser fesseln; vornehmlich die alles überragende Gestalt Alexander's von Humboldt, des großen „zweiten Entdeckers von Amerika", dessen epochemachenden, glücklichsten Arbeiten während seines Aufenthalts in jenen Ländern reiften, und dessen Bedeutung daher am glänzendsten, dessen Person am liebenswürdigsten und klarsten eben aus jenen Gesellschaftskreisen hervortritt. Der Verfasser, durch seinen jahrelangen Aufenthalt in Bogotá der sicherste und genaueste Kenner jener Ereignisse und Zustände, schöpft allenthalben aus bisher theils unbekannten, theils unzugänglichen Originalquellen, aus denen er in den, dem Texte angeschlossenen Anmerkungen eine äußerst reichhaltige und werthvolle Ausbeute niederlegt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLV. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Die Certosa di Val d'Ema.

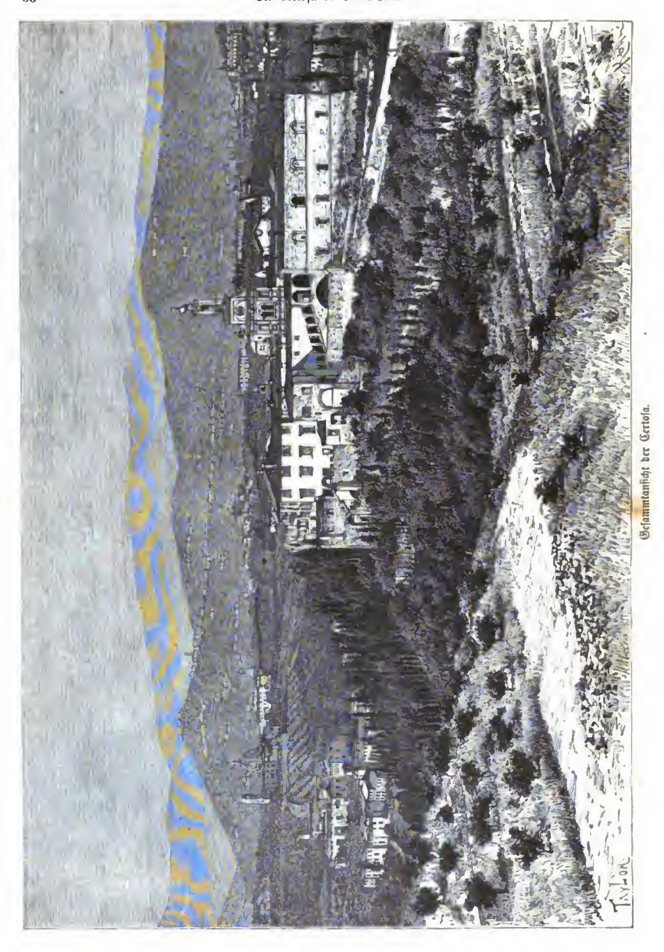
(Nach dem Französischen von E. Müntz.)

Die Karthause von Florenz ist der Zeit ihrer Gründung nach die hundertundfünfzehnte unter der Gesammtheit der zweihundertfünfundvierzig, deren sich einst der vom heiligen Bruno gestiftete Orden rühmen konnte. Was ihr aber an



Die Certosa di Val d'Ema, von Galuzzo aus gesehen.

Alter abgeht, ersetzt sie durch den Reichthum ihrer Ausschmückung, worin sie nur hinter der Certosa di Pavia, der Königin aller Karthausen zurücksteht; diese ist in der That mehr ein Museum, als ein Ort der Buße. Die Certosa



Gesammtansicht der Certosa.

di Val d'Ema liegt etwa $3^1/_2$ km südlich von der Porta Romana in dem wilden, malerischen Thal der Ema, wovon sie auch ihren Namen trägt.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde gelangt man mit dem Wagen nach dem Flecken Galuzzo, dessen bemerkenswerthester Schmuck in seinen zahlreichen Trattorien mit hochtönenden Namen zu bestehen scheint. Hinter dem Orte senkt sich die große Landstraße, die herrliche Strada regia per Siena a Roma ziemlich steil in das Thal der Ema hinab, überschreitet den Fluß und steigt jenseits wieder empor; alsbald sieht sich der Reisende vor einer hohen Mauer, welche einen mit Weinstöcken und Oelbäumen, untermischt mit einigen Cypressen, bedeckten Hügel einschließt. Den Gipfel krönt eine Art Citadelle mit zahlreichen Vorsprüngen und Ecken, und mit krenelirter Umfassungsmauer; in der Mitte des Ganzen ragt ein Glockenthurm in die Lüfte. Ein gerader, steiler Weg führt zwischen hohen und schmucklosen Mauern, über welche ein Citronenbaum, beladen mit gelben Früchten, die einzige Abwechselung während des Aufstiegs, seine Zweige breitet, hinauf zum Heiligthume und geraden Wegs in einen sehr kleinen Hof: rechter Hand, bedeutend über dem Standpunkt des Beschauers, erheben sich die Nebengebäude des Klosters, während auf der andern Seite eine niedrige mit Zinnen versehene Mauer einen prächtigen Ausblick über die umgebende Landschaft gestattet. Unterhalb, an den steilen Abhängen des Monte Aguto (auch Acuto oder Auto genannt) breiten sich Oliven- und Cypressenpflanzungen aus, deren dunkle



Façade der Kirche in der Certosa.

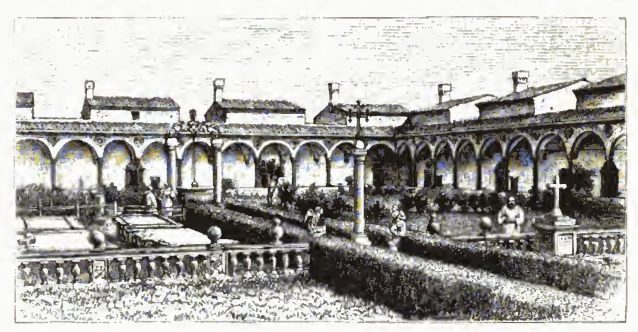
Färbung die ohnehin schon vorhandene Schwermuth, welche über diesen Erdenfleck ausgebreitet liegt, noch vermehrt. Noch tiefer, am Fuße des Berges, wälzen sich von Süden her die schlammigen Fluthen des Greve dahin und vereinigen sich am nordwestlichen Fuße des Klosterhügels mit denen der von Osten kommenden Ema. In Folge davon ist die Karthause gegen Südwesten, Westen, Norden und Nordosten vom Wasser umflossen. Am jenseitigen Ufer des Greve liegt der Weiler Gora, nur aus wenigen Häusern bestehend, in dessen unmittelbarer Nähe man voll Ueberraschung einen Fremdling von jenseits der Alpen, einen Dampfschornstein von riesigen Dimensionen, erblickt. Von dort schweift der Blick weit in die Ferne bis zum äußersten Horizont über eine schier unendliche Folge welliger Hügel, bedeckt mit wahren Wäldern von Oelbäumen. Indessen bewahrt die Landschaft, trotz der Pflege, welche ihr zu Theil wird, doch immer noch viel von ihrer ursprünglichen Wildheit und eignet sich mit ihren Waldungen und reißenden Gebirgswassern vielleicht ganz besonders zu einem Orte der Zurückgezogenheit und der stillen Andacht; alles, selbst die kräftige Luft erhält die Einbildung rege, als befände man sich weit, weit ab vom Getriebe der Welt.

Der Name des Gründers der Karthause, Nicolas Acciajuoli (1310—1366) ist in den Annalen des florentinischen Adels berühmt. Abstammend von einer, durch den Handel mit Stahl außerordentlich reich gewordenen Familie, widmete sich Nicolas dem Dienste der Königin von Neapel, erwarb den Titel eines Groß-Seneschalls des

Königthums, sowie die Herzogstitel von Melfi und von Athen (seine Nachkommen regierten in dieser letztern Stadt bis zum Jahre 1456). Schon früher hatte er sich durch seine Freigebigkeit gegen die Karthause von Neapel und verschiedene andere Klöster hervorgethan, als er im Jahre 1341 beschloß, in der Nähe seiner Vaterstadt ein Heiligthum zu gründen, dessen Pracht das Andenken des Stifters für alle Zeiten erhalten sollte. Der Eifer, mit dem er ans Werk ging, war ein so großer, daß kaum zwölf Monate ins Land gingen, um den Bau seiner Vollendung entgegenzuführen. Der große und kleine Kreuzgang, die Zellen, das Hospiz, die Officinen, der Kapitelsaal, der Glockenthurm und die Kirche entstiegen dem Erdboden wie durch Zauberschlag und vor den Augen der überraschten Florentiner zeigten sich die Wappen der Acciajuoli: ein aufgerichteter Löwe, welcher eine entfaltete Standarte hält, mit der stolzen Inschrift: **Ad nullius pavebit occursum.**

Nach der Ueberlieferung soll kein Geringerer als der berühmte Orcagna, Architekt, Bildhauer und Maler zugleich, der Erbauer gewesen sein, indessen wird diese Behauptung bestritten. Nach Vasari waren es unbekannte, aber darum nicht minder zu preisende Meister, die zu Orcagna's Zeit lebten.

Die florentinische Karthause nahm einen raschen Aufschwung; sie gab der Kirche eine große Anzahl bedeutender, durch Tugenden und Wissen ausgezeichneter Männer, unter denen dem selig gesprochenen Nicola Albergati (gest. 1444) der erste Rang gebührt. Die Unterstützung, welche die Karthause den Künsten gewährte, trug nicht minder dazu bei, sie berühmt zu machen: für sich selbst verzichteten die Bewohner des Klosters freilich darauf, ausübende Künstler nach dem Vorgange der Dominikaner zu sein, unterließen aber nichts um die hervorragendsten Meister ihrer Zeit für die Ausschmückung ihres Klosters zu gewinnen. Im 14. Jahrhundert beschäftigten sie Lorenzo Buffalmacco, im 15. den berühmten Miniaturmaler des Engelsklosters, Lorenzo Monaco, Fra Angelico und Antonio Veneziano. Im 16. Jahrhundert folgten Albertinelli, Pontormo,



Der Klosterhof der Certosa.

Bronzino, Francesco da Sangallo und Giovanni da Bologna und auch das 17. blieb mit Giovanni da San Giovanni, Poccetti und manchen anderen hinter seinen Vorgängern nicht zurück. Als Karl V. im Jahre 1536 die Karthause besuchte, vermochte er nicht, sein Erstaunen und seine Ueberraschung über die vorhandene Pracht zurückzuhalten. Im Jahre 1810, zur Zeit der Aufhebung, zählte die Karthause siebenzehn Brüder und ebensoviele Laienbrüder. 1818 wiedereröffnet, hat sie sich bis heute der Ausführung des Gesetzes von 1866 zu entziehen gewußt; vielleicht nicht mehr für lange.

Eine innere Treppe, welche im Falle eines Angriffs leicht zu vertheidigen scheint, führt den Besucher in einen großen rechteckigen Hof. Derselbe gewährt im Ganzen einen herrlichen Anblick, obgleich zwei von den vier Reihen der Arkaden, welche ihn einschließen, vermauert worden sind. In der Mitte einer Seite erhebt sich die Kirche, deren Façade, im Stil des 17. Jahrhunderts gehalten, von grauen Steinen erbaut ist; die weißen Marmorornamente dazwischen gewähren einen wenig anmuthenden Anblick. Zwei Statuen des heiligen Peter und des heiligen Paul fallen hier besonders durch ihre außerordentlich grobe Arbeit unangenehm auf. Das Innere der Kirche zeichnet sich dagegen, wie viele andere Karthäuserkirchen, auch durch seine vortreffliche Instandhaltung, seinen seltenen Reichthum und vollendete Pracht aus. Der Orden des heiligen Bruno hat eben im Gegensatze zu den populären Franciscanern stets aristokratische Neigungen gehabt. Im Ganzen genommen sind hier die dem Gottesdienste geweihten Bauwerke bis ins Unendliche zerstückelt und zerstreut; man hat es mehr mit einer ganzen Anzahl von Kapellen, denn mit einem einheitlichen Monument, wie bei Pavia, zu thun.

Im weitern Verlauf der Besichtigung gelangt man zu einer andern, winzigen Kirche, die der Maria geweiht, im Jahre 1408 vom Kardinal Angelo Acciajuoli gegründet und in Form eines griechischen Kreuzes mit Spitzbogenwölbung erbaut worden ist. Dieser Bau, von ziemlich eleganten Verhältnissen, ist leider 1601 und 1841 modernisirt (die Führer sagen dafür: restaurirt) worden; von seiner ersten Ausschmückung her bewahrt er noch ein Kirchen-

fenster mit sechs Heiligenbildern; außerdem mehrere gute Gemälde aus Giotto's Schule. Von dieser Kirche steigt man hinab zur untern Kirche, einem Gebäude von massiven Formen und mit dicken stämmigen Pfeilern, deren Errichtung nichtsdestoweniger von den besten Kunstkennern dem Orcagna zugeschrieben wird. Es enthält die liegende Statue des im Jahre 1409 gestorbenen Kardinals Angelo Acciajuoli, welche das ihr gespendete Lob kaum verdient, und drei andere in den Fußboden eingelassene Grabmäler, etwas entfernt von ersterm, die den Beschauer aufs lebhafteste fesseln. Sie stellen, in Basrelief gemeißelt, die Bilder des Angelo, der Lapa und des Lorenzo Acciajuolo dar; ersterer der Vater, letztere beiden die Schwester und der Bruder des Gründers der Karthause Niccolo Acciajuolo. Diese Werke sind von bewundernswerther Erhaltung und Ausführung. Die Züge scheinen noch im Tode zu lächeln, die Köpfe sind leicht zur Seite geneigt, wie um besser ruhen zu können; so versetzen sie den Beschauer in jene Zeit der florentinischen Kunst, in der die schaffenden Geister noch eine kindliche und natürliche Richtung verfolgten, das Gefühl noch den Vorrang hatte vor der Wissenschaft. Nach der Wand zu unter einer Art Tabernakel mit gothischen Schwibbogen und gewundenen Säulchen ruht die Statue des Gründers selbst; vom Kopf bis zu Fuß in der Rüstung, wie sie dem Groß-Seneschall von Neapel, Sicilien und Jerusalem und einem Herzog von Melfi und Athen geziemte. Das Bild, leicht gegen den Beschauer gewendet, zeigt die Energie und den Stolz des Soldaten; die gefalteten Hände deuten auf die Demuth des wahren Christen hin. Die Spuren von Farbe, welche an diesem Denkmale noch wahrzunehmen sind, erinnern daran, daß die Ueberlieferungen der polychromen Skulptur sich mehr oder minder nicht allein bis ins Mittelalter, sondern sogar noch bis zur Blüthezeit der Renaissance erhalten haben. Nach dem Verlassen der untern Kirche betritt man den ersten der drei Kreuzgänge, welche sich hinter der Masse der dem Kultus geweihten Gebäude ausdehnen. Der erste bietet nichts Bemerkenswerthes dar, der zweite, ziemlich kleine und darum „chiostrino" genannte, ist mit einer einfachen Reihe von Arkaden umgeben. Sein vornehmlichster Schmuck ist eine aus gebrannter und emaillirter Terracotta hergestellte Statue des heiligen Laurentius zwischen zwei anderen Heiligen, ein Werk der della Robbia. Dann folgt der letzte, der „Chiostro grande", 80 m lang und 61 m breit. In der Mitte befindet sich der herkömmliche Brunnen, an dem einen Ende der Friedhof, am andern der Küchengarten, unter den Arkaden die Thüren zu den Zellen der Klosterbrüder. Der auf 70 Monolithen ruhende Kreuzgang erreicht bei weitem nicht die Pracht, wie der in der Karthause von Pavia; die einst vorhandenen polychromen Terracotten der della Robbia sind längst in die Florentiner Museen gewandert, und die stellenweise noch erhaltenen Fresken aus dem 16. Jahrhundert sind ohne Interesse.

Die Thüren der bereits erwähnten Zellen, achtzehn an der Zahl, sind jede mit einem Buchstaben bezeichnet. Zur Seite einer jeden ist ein kleines Fenster angebracht, durch welches dem Bewohner die tägliche Mahlzeit gereicht wurde. Man betritt zunächst ein kleines Vorzimmer mit weißen, kalkgetünchten Wänden, welches mit einem Mobiliar von ausnehmender Einfachheit ausgestattet ist, wie übrigens der übrige Theil der Wohnung auch. Der Speiseraum besitzt als vornehmlichen Schmuck einen Wandschrank, dessen Thür, herausgeklappt, als Tisch dient. Dann folgt ein kleines Schlafzimmer und ein kleines Arbeitskabinet. Von dort führt ein Gang in eine offene Loge und den Blumengarten, der freien Ausblick auf die Umgegend und die Stadt Florenz mit Giotto's Campanile und Brunellesco's Kuppel gewährt.

Die Bewohner des Klosters bestehen heute noch aus achtzehn Patres, einer Zahl, welche durch die Ordensregeln genau bestimmt wurde. Ueber dem ganzen Kloster und seinen Bewohnern schwebt indessen unaufhörlich das Damoklesschwert des Gesetzes von 1866, welches dieselben, gleich denen der großen Karthause von Pavia, unerbittlich vertreiben würde, falls man es, wie dort im Jahre 1881, mit Strenge zur Anwendung brächte.

Vom großen Kreuzgange kehrt man zurück zur Foresteria, einem zur Wohnung für die Fremden bestimmten Gebäude. Die einfachen Räume, die es enthält, haben übrigens während 10 Monaten einem Manne als Aufenthalt gedient, für welchen die Prachtgemächer des Quirinals und des Vaticans einst kaum genügten, dem Papst Pius VI., als er sich in französischer Gefangenschaft befand. Es war dies die Zeit vom 1. Juni 1798 bis zum 27. März 1799. Diese einstige Wohnung des Pontifex zeichnet sich immerhin durch verhältnißmäßigen Luxus aus, wenn man dagegen die übrigen Wohnräume der ständigen Bewohner der Karthause in Betracht zieht. Ein Salon enthält unter anderm rothe Damastmöbel und eine große Anzahl von Gemälden, letztere freilich von nur geringem Werthe.

Auch Pius VII. war Bewohner der Karthause, freilich nur einen Tag lang, vom 8. bis 9. Juli 1809. Die Besichtigung des Ganzen setzt sich nunmehr fort im Besuch der „Farmacia" und der „Cereria". Doch für erstere Stätte ist der Name „Apotheke" nur ein Euphemismus, da sie eine Droguerie, Parfümerie und eine Branntweinbrennerei in sich vereinigt. Wie bekannt, befassen sich viele Klöster mit der Erzeugung seiner Liqueure, wenngleich der florentinische Chartreuse mit seinem berühmten französischen Namensvetter nicht im Stande ist die Konkurrenz auszuhalten. Indessen ist auch der Preis des erstern bei weitem geringer.

Prof. Sachau's Reise in Syrien und Mesopotamien.

III.

Mosul liegt in einer reizenden Landschaft. „Im Nord und Ost war der Horizont von den hohen, von Schnee starrenden Bergen Assyriens begrenzt; zwischen den Bergen und dem Fluß liegt eine rothbraune, undulirende Ebene, jenseits auf einer Anhöhe das Dorf Nébî Jûnis, nördlich davon die Höhe, genannt Kojuntschik, beides auf dem Trümmerboden von Ninive; in der Mitte der mächtige, ruhig fließende Strom und auf seinem Westufer das volkreiche Mosul mit seinen Moscheen und Thürmen; im Süden der Stadt, dem Fluß folgend, ein Gebiet wohlgepflegter Gärten; im Westen und Süden wieder die rothbraune, undulirende Ebene, die in einiger Entfernung von Höhenzügen abgeschlossen wird. Gebirg und Hügelland, eine fruchtbare Ebene und ein mächtiger Strom! Die Könige Assyriens hätten in der Wahl des Centrums ihres großen Reiches nicht glücklicher sein können."

Leider herrschte auch hier furchtbare Noth; auf dem Bazar war an den meisten Tagen absolut nichts an Lebensmitteln zu haben, und der Reisende wäre auch übel daran gewesen, wenn ihm nicht der englische Konsul Russell, der ihn gleich am ersten Morgen aufsuchte, gastfrei seine Tafel zur Verfügung gestellt hätte, während seine Leute bei einem Bruder seines getreuen Na'um Verpflegung fanden, bis es ihnen gelang, halb mit Gewalt für schweres Geld einen Sack Reis zu erwerben. Die erwarteten Zufuhren von Diarbekr blieben aus, weil der Tigris dort zugefroren war, und als sie endlich abgehen konnten, nahmen die hungernden Uferbewohner die ersten Ladungen mit Gewalt weg. Nur dann und wann ließ die Regierung einige Sack Weizen verkaufen, aber nur an Mohammedaner, die Christen gingen leer aus. Der englische Konsul und die amerikanischen Missionare, sowie die französischen Dominikaner thaten, was sie konnten, aber für die von allen Seiten zuströmenden Landbewohner genügte das bei weitem nicht. Die Regierung that fast nichts; der Gouverneur ließ in den Häusern nach Weizen suchen, aber nur in den Häusern der Aermeren, während die reichen Großgrundbesitzer, welche notorisch große Weizenquantitäten zurückhielten, um den Preis noch höher steigen zu lassen, unbelästigt blieben. Freilich sind das einflußreiche Leute mit hohen Verbindungen in Stambul, und wer es mit ihnen verdirbt, bleibt selten lange mehr Gouverneur. Erst zu Ende der schlimmsten Zeit ließ die Regierung in eigenen Oefen Brot backen und zu billigen Preisen verkaufen. Daß Menschen verhungerten, wurde täglich erzählt, doch hat Sachau in allen Fällen, wo er in Mosul solchen Angaben auf den Grund ging, sie unbestätigt gefunden; jedenfalls aber hat die Noth die ganze Gegend verarmen lassen und ihre Folgen werden noch auf Jahrzehnte hinaus fühlbar sein.

Unter diesen Umständen konnte Sachau nicht daran denken, den Tigris hinunter bis Kal'at Shirgât zu gehen und durch das Gebiet der Hamavénd-Kurden zurückzukehren. Obendrein hatte sich dieser Stamm empört; der russische Krieg, an dem sie als Räuber und Marodeure theilgenommen, hatte ihnen gute Gewehre und Munition genug geliefert; 1879 vertrieben sie die türkischen Beamten und als Truppen gegen sie gesandt wurden, schlugen sie dieselben und nahmen ihnen sogar ihre Kanonen ab. Die Pforte mußte von dem nur 800 Mann zählenden Stamm den Frieden erkaufen, aber die Hungersnoth hatte sie wieder auf die Beine gebracht und ließ es um so weniger räthlich erscheinen, ihnen nahe zu kommen, als die Kurden durchaus nicht die Scheu der Beduinen vor Blutvergießen haben.

So mußte also der Rückweg nach Aleppo angetreten werden, und Kälte, Hungersnoth und allgemeine Unsicherheit gestatteten dem Reisenden nur selten von der großen Heerstraße abzuweichen; Sorge um die Verpflegung von Mensch und Thier nahm fast die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Für die Menschen fand sich hier und da ein Huhn, ausnahmsweise auch ein paar Eier, für die Thiere absolut nichts.

In einem wüthenden Sandsturm ritt der Reisende am 10. Februar aus Mosul, noch eine Strecke weit geleitet von seinen englischen Gastfreunden; in einigen nestorianischen Dörfern wurde er festlich von der Schuljugend mit Musik empfangen. Die Nestorianer, hier Kildân genannt, scheiden sich in zwei Parteien, die Nassen, welche sich an Rom angeschlossen haben und nun mit römischem Gelde, wie ein dürrer Acker, bewässert werden, und die Trockenen, die nichts von Rom wissen wollen; sie befeinden sich mit großer Erbitterung. Genau dieselbe Erscheinung findet sich auch bei den Jakobiten. Die Nestorianer sind fleißige Ackerbauer und würden, von der Regierung gegen die Kurden unterstützt, ein werthvolles Element für die Civilisation abgeben, aber die Regierung nimmt überall gegen die Christen Partei, und wo diese nicht in geschlossenen Massen wohnen oder sich an Rom angeschlossen haben, werden sie in brutalster Weise von den Kurden förmlich ausgerottet. Es ist diese Politik entsetzlich kurzsichtig, denn die Kurden sind so wie so schon unbotmäßige Unterthanen und warten nur auf eine Gelegenheit, sich ganz vom Joch der verhaßten türkischen Eindringlinge frei zu machen. In den Nestorianerdörfern an der Straße findet sich meist ein sogenannter Konak, der als Einquartierungshaus und gleichzeitig auch als Kirche dient. Bei ihnen sah Sachau auch Mühlen rohester Konstruktion, einigermaßen den Olivenmühlen ähnlich, eine gemauerte Plattform, auf welcher ein senkrechter Mühlstein, an einem Querbalken, den eine senkrechte Welle hält, befestigt, von einem Pferde im Kreise herumgezogen wird. Sie dient, um Weizen, den man erst gekocht, getrocknet und zwischen zwei Steinen von der Schale befreit hat, grob zu zermahlen; mit Fett gekocht giebt es das Burghul, das nahrhafte Lieblingsgericht der Kurden und Nestorianer.

Im Kloster der Jungfrau bei Alkosch fand der Reisende freundliche Aufnahme, aber das ganze erst 1858 neu erbaute Kloster war ausgeräumt, aus Furcht vor einem Ueberfall der hungernden Gotscher, der Bergkurden; die Klosterschule wurde darum auch bald darauf in die Nähe von Mosul verlegt. Ebenso war es in dem Höhlenkloster Rabban Hormizd, der alten Residenz des nestorianischen Patriarchen, das schon mehrfache Plünderungen von den Kurden erlitten und dabei seine reiche Bibliothek verloren hat. In der Nähe wohnen auch Jeziden, welche sich aber hier eines ordentlichen Lebenswandels befleißigen und mit den Christen auf gutem Fuße stehen. Ein Vorfall in 'Asi, wo mehrere Zaptijje stationirt sind, wirft ein grelles Schlaglicht auf die Zustände in Mesopotamien; wir erzählen ihn mit Sachau's Worten: „Mein Zelt war noch nicht aufgeschlagen, als eine Deputation von Bauern erschien und mich ersuchte, dem Gouverneur in Dschezire die Bitte vorzutragen, daß er sie von den Zaptijje befreie; sie würden von denselben ausgeraubt, sie hätten selbst nichts mehr zu essen, und wenn sie sich weigerten ihr Letztes herzugeben, würden sie und ihre Weiber mißhandelt. Bald darauf erschienen die Zaptijje in corpore und baten mich ebenfalls dem Gouverneur ihre Lage vorzustellen; sie hätten seit 13 Monaten keinen Sold bekommen, sie hätten nichts zu essen, weder für ihre Pferde, von denen die meisten verhungert, die übrigen so abgemagert wären, daß sie keinen Reiter mehr zu tragen vermöchten, noch für sich selbst, da die Vorräthe der Bauern erschöpft seien." Welche Fülle von Elend enthüllen diese wenigen Zeilen!

Am Châbûr, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Nebenfluß des Euphrat, begegnete der Reisende zahlreichen Juden, die seit den Zeiten des Königs Hosea hier wohnen (II. Könige 17, 6) und ihre Rasse rein erhalten haben; ihr Hauptsitz ist das auf einer Insel im Châbûr gelegene Zâkhô, wo der Fluß überschritten wurde; dann ging es durch eine sehr fruchtbare, aber leider von den Kurden verwüstete Ebene wieder dem Tigris zu. Hier wohnten früher überall Christen; jetzt sind nur noch wenige Dörfer übrig und auch diese gehen unter den Bedrückungen der Türken und den Einfällen der Gotscher von Jahr zu Jahr mehr zurück. Fieber zwang den Reisenden zu einem Rasttag, dann ritt er weiter nach der Gouvernementsstadt Dschezire, die auf einer Tigrisinsel inmitten eines großartigen Felsenkessels liegt; der Fluß wurde auf einer baufälligen Pontonbrücke überschritten; Reste einer prachtvollen Steinbrücke sind noch vorhanden.

Auch in Dschezire war Hungersnoth, das Land voll Schnee, dazu überall offener Kampf zwischen Christen und Kurden, während die Jeziden und ein berüchtigter Räuber Hadlô auf eigene Faust plünderten; von einer Reise durch das wenig erforschte Gebirge Masius über Middô konnte keine Rede sein, nur die Hauptstraße über Nisibis war überhaupt gangbar. Von den vier Zaptijjes, die dem Reisenden als Eskorte mitgegeben wurden, mußten zwei bald zurückkehren, weil ihre verhungerten Pferde stürzten, die anderen gingen zu Fuß und führten ihre Rosse. Die Straße verläßt den Tigris und folgt dem Rande des basaltischen Elim Dagh über ein ödes Plateau mit wenigen schmalen Thälern, deren fruchtbarer Boden nicht zur Ernährung der Bewohner ausreicht; die Dörfer sind gebaut wie im Dschebel Sindschar; Schafe und Ziegen werden im hintersten Zimmer einquartiert, der Wölfe und Jeziden wegen. Am zweiten Tage wurde die Wasserscheide nach dem Châbûr überschritten und an Stelle des Basaltes trat Kalk. Hier war man im Raubgebiet der Jeziden und die Karawane mußte in militärischer Ordnung marschiren, den Troß in der Mitte. Nicht selten begegneten ihr Trupps der unheimlichen Gesellen, im Bundschuh, weißem Mantel und spitzen Filzhüten, mit langen Luntenflinten, Pistolen und Messern bewaffnet; sie zogen finster und ohne zu grüßen vorüber, wagten aber keinen Angriff. Es sind vier Stämme, die man unter dem Namen Dschelka zusammenfaßt; sie sollen circa 2000 Häuser haben; neben ihnen wohnen auch mohammedanische Kurden, aber in Minderzahl. Alle sind unverbesserliche Räuber, welche die Umgegend von Jahr zu Jahr mehr zur Wüste machen, trotz ihrer Fruchtbarkeit. Besonders ihren Angriffen ausgesetzt ist das Jakobitendorf Aznanr, wo die meisten Karawanen anhalten; sie haben dort einen förmlichen Agenten, der ihnen alsbald Nachricht giebt, wenn ein Fang zu machen. Weiterhin wurde das Gebiet des Stammes Tai betreten, Beduinen, die einst ganz Mesopotamien beherrschten, aber von den Shemmar in diesen Winkel gedrängt wurden und nun auf 400 bis 500 Zelte reducirt sind; sie gelten aber trotzdem noch für den adligsten Stamm der Wüste. Neben ihnen wohnen die Dschardscherijje, Kurden, welche ganz die Beduinensitten angenommen haben.

Am 21. Februar wurde Nsêbin erreicht, der traurige Ueberrest der einstigen hochwichtigen römischen Grenzfeste Nisibis, um die so viel Blut geflossen; es hat heute an 200 meist von Juden bewohnte Häuser und ist zwar Sitz eines Kaimakams, muß aber doch den Shemmar Tribut (Chuwwe) zahlen. Die Umgebung ist versumpft und soll im Sommer wegen Fieber, Fliegen und Ungeziefer fast unbewohnbar sein. Der Kaimakam gab Sachau fünf Maulthierreiter mit, die ihn durch das Gebirge Tôr geleiten sollten. Hier hatten die Kurden so furchtbar in den Christendörfern gehaust, daß die Regierung schließlich eingeschritten war; hundert kurdische Häuptlinge waren internirt worden und nun hatte es etwas Ruhe gegeben. Aber die Christen — Jakobiten — sind aus dem Inneren verdrängt und führen nun in dem schmalen Streifen zwischen Gebirg und Wüste, zwischen Kurden und Beduinen, eine jammervolle Existenz.

Von den ausgedehnten byzantinischen Ruinen von Dârâ wollte Sachau nicht direkt nach Mardin, sondern zunächst nach Tell Ermen gehen, einem großen Christendorf, das sich bis jetzt energisch gegen die Kurden gehalten hat; ein Sandsturm machte die Reise äußerst beschwerlich. Hier liegen ausgedehnte Trümmer, in denen der Reisende Tigranocerta, die Hauptstadt des Tigranes, vermuthet. Am 25. Februar erreichte er Mardin, eine Stadt von heute noch 20000 Seelen. In der Nähe, im Kloster Dôr Za'ferân wohnt der Patriarch der Jakobiten; er war aber damals in Konstantinopel, um eine officielle Anerkennung seiner Sekte von der Pforte zu erwirken. Seither war er gezwungen, durch Vermittelung der Armenier mit der Regierung zu verkehren; sein Wunsch ging ihm später auch durch die Vermittelung Englands in Erfüllung. Die jakobitischen Geistlichen sind die ungebildetsten unter allen vorderasiatischen Christen, die ganze Sekte entschieden im Niedergang.

Trotz des schauderhaften Wetters und seiner angegriffenen Gesundheit unternahm der Reisende dennoch eine Exkursion nach Midyâd und Kefr Dschôz, wo andere die Stätte von Tigranocerta suchen, sehr zum Mißvergnügen seiner Leute. Die Route führte über das Plateau des alten Masius Mons, heute el Tôr genannt. Hier herrschen völlig mittelalterliche Zustände und das Faustrecht; die Kurdenhäuptlinge wohnen in förmlichen Burgen und liegen in steter Fehde unter sich, mit den Christen und Türken. Ruinen, die Tigranocerta angehört haben könnten, wurden nicht gefunden.

Hier im Tôr sind hauptsächlich die amerikanischen Missionare an der Arbeit, deren segensreiches Wirken Sachau nicht genug rühmen kann. Er sagt Folgendes über sie: „Centren ihrer Thätigkeit sind Mardin, Midijâd, Dijârbekr und Charput. Wenn die Umstände ihnen gestatten mit demselben Erfolg wie bisher weiter zu arbeiten, so werden sie von der Peripherie aus in nicht gar ferner Zeit in das Innere Kurdistans und des südlichen Armeniens eindringen, werden ihre Sendboten und Aerzte durch alle Thäler jenes unzugänglichen Alpenlandes senden und überall der leidenden Menschheit Hilfe bringen, das Christenthum, Rechtsanschauung und Gesittung verbreiten, ganz besonders aber an der Hebung des geistigen und materiellen Wohls des tief gesunkenen nestorianischen und jakobitischen Christenthums arbeiten. Es ist ein großartiges, bewunderuswerthes Werk, und bewundernswerth ist die Aufopferung, mit der Männer, Frauen und Mädchen ihre glückliche Heimath verlassen und ein ganzes Menschenleben in jenen freudelosen, elendreichen Bergwildnissen verleben, mit anstrengender Arbeit überbürdet und nicht selten von der größten Gefahr bedroht, alles um dieser Idee willen. Wahrlich, wenn irgend eine ideale Bestrebung unserer Zeit Anspruch auf die Anerkennung der Mitwelt hat, so ist es die Arbeit der amerikanischen Missionare für die Wiedergeburt des Christenthums im Orient."

„Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß die türkische Regierung und ihre Behörden dem protestantischen Missionswerk durchaus feindlich gesinnt sind und ihm alle nur möglichen Hindernisse in den Weg legen, ihr Beispiel wird von den Kurden getreulich befolgt. Die nächsten Beschützer der Amerikaner in Fällen grober Rechtsverletzung von Seiten der Türken und Kurden sind die englischen Konsuln. Für den wirksamsten Theil ihrer Thätigkeit halte ich die ärztliche, welche besonders geeignet ist der Civilisation die erste Bahn zu brechen und dem Orientalen die ihm heilsame Ueberlegenheit des Fremden darzuthun, in zweiter Linie ihr Unterricht in zahlreichen Knaben- und Mädchenschulen. Sie unterhalten außerdem Lehrerseminare und eine medicinische Fachschule in 'Aintâb zur Heranbildung von Aerzten aus der einheimischen Bevölkerung. Aus ihren Druckereien in Bêrût und Urmia gehen zahlreiche Werke zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse hervor. Schließlich ist ein Europäer im Orient überall bis zu einem gewissen Grade ein Hort der Unterdrückten, denn die meisten türkischen Beamten (weniger die kurdischen Beys) werden in seiner Nähe vor zu großer Gewaltthat zurückschrecken, weil sie fürchten, der unheimliche

Fremde habe vielleicht Beziehungen zu ihren Vorgesetzten oder gar zur Regierung in Stambul."

In Mardin waren durch Vermittelung der Missionare noch einige Vorräthe zu bekommen, aber keine Lastthiere, und schon darum erwies sich ein Marsch über den noch wenig bekannten Tschebel Tektek direkt nach Urfa unausführbar; der Reisende mußte unbedingt der großen Heerstraße über Dijârbekr und Süwerek treu bleiben. Am 8. März ritt er aus Mardin, begleitet von einem ganzen Trupp Hungeriger, die auch nach Dijârbekr wollten. Da er unter seinen Begleitern allerhand verdächtige bewaffnete Gestalten sah, trennte er sich mit seinen Leuten von der Hauptschar und eilte dem Paß von Omar Agha zu, wo die Straße zwischen einem Abgrund und steilen Felsen nur für einen Reiter Raum bietet. Mit dem Zaptijje vorausreitend kam er von seinen Leuten ab und diese Gelegenheit benutzten die Kurden, die ihn längst belauerten, um die zurückbleibenden Maulthiertreiber zu überfallen und völlig auszuplündern; die Leute wurden zum Theil schwer verletzt. Zum Glück hatte das Maulthier, welches die beiden Koffer des Reisenden trug, sich verlaufen und entging so den Räubern. Wir erwähnen hier gleich, daß in Folge des energischen Auftretens des englischen Konsuls in Dijârbekr die Räuber bald gefaßt und der Reisende und seine Leute für ihren Verlust entschädigt wurden.

Am folgenden Tage wurde Dijârbekr erreicht und der Reisende fand bei dem englischen Konsul Major Trotter gastliche Aufnahme und die ihm sehr nöthige Pflege. Die Hungersnoth war hier überwunden, aber das Land in großer Aufregung, weil die Regierung den Werth der kurrentesten Geldmünzen, besonders des Beshlik, plötzlich herabgesetzt hatte, was die Leute, deren Vermögen nur in Baargeld besteht, schwer schädigte. Neu verproviantirt trat Sachau am 11. März die Weiterreise an. Hier standen ihm zwei Straßen zur Verfügung, die obere über den Karatscha Tagh, und die untere nördlich um denselben. Erstere ist durch Czernik begangen, der Reisende wählte darum die untere, obschon diese etwas länger ist; sie ist noch nicht lange als Staatsstraße angelegt, aber schon wieder gänzlich verfallen. Die erste Tagereise war eine der schlimmsten; mehrmals stürzten Maulthiere, schließlich verirrte sich die Karawane und erst in tiefer Nacht erreichte man ein Quartier in Karabaghtsche. In großer Noth riefen Christen wie Türken „Dachilak, dachilak, dein Gast, dein Gast", der Nothschrei der Beduinen zu Allah, wenn sie ihn an seine Pflicht gegen den Menschen als seinen Gast erinnern wollen. Süwerek wurde am 13. März erreicht; der Reisende traf dort zwei deutsche Handwerksburschen, einen aus Klagenfurt und einen aus Dresden, die mit wenig Geld und viel Courage nach Indien marschiren wollten und bei dem jakobitischen Geistlichen einstweilen Winterquartier genommen hatten.

Ein wirbelnder Schneesturm zwang zu einem Rasttag, dann ging es bei 6° R. über die schneebedeckte Ebene weiter nach Westen durch das ungastliche Zigeunerdorf Hawâk, wo der Schneesturm wieder einen Aufenthalt erzwang. Mehr als auf der ganzen Reise litten sie hier von Kälte, kaum ertrugen es die ungenügend bekleideten Leute, trotzdem thaten sie ihre Schuldigkeit bis zum letzten Tag. Am 19. März kamen sie nach Biredschik am Euphrat und nun hatte in dem civilisirteren Syrien endlich die Noth und Sorge um die nothwendigsten Nahrungsmittel ein Ende; am 22. März zog der Reisende in Aleppo ein, dessen Thor seinen Namen Bâb Elsêredsch, Thor der Erholung, für ihn mit Recht führte. Die Strapazen der Reise hatten ihn so angegriffen, daß er kaum das Bett verlassen konnte. Trotzdem entschloß er sich mit Herrn Demmler, dem Vertreter von Lütticke & Co., den Umweg über Antiochia nach Iskenderie zu machen, um auch dieses kennen zu lernen. So sah er wenigstens noch flüchtig das trotz seiner Zugänglichkeit kaum erforschte ruinenreiche Gebirge des Tschebel Sim'ân und die marschige Niederung des 'Amk, die Kornkammer Syriens, sowie das reiche Gebiet des untern Orontes, in welchem Antâli, heute eine offene Landstadt, von üppigen Gärten umgeben liegt. Am 4. April kam er in Iskenderie wieder ans Mittelmeer, krank und elend; schon am 6. verließ er auf einem französischen Postdampfer Syrien und betrat am 20. April in Triest wieder den Boden Europas.

Sachau's Reisebericht, in welchem wir nur etwas mehr Eingehen auf die Geschichte der besuchten Orte, die ja doch den meisten Lesern nicht so gegenwärtig ist, gewünscht hätten, giebt uns einen Begriff davon, wie viel in jenen, so nahe liegenden und verhältnißmäßig so leicht zugänglichen Ländern noch zu thun ist und wie reich sie an interessanten Ueberresten aus allen Epochen des Alterthums sind. Vielleicht giebt er den Anstoß dazu, daß ihnen in Zukunft auch von deutscher Seite die Beachtung geschenkt wird, die sie verdienen. W. Kobelt.

Die jüngste Argentinische Expedition nach dem Rio Pilcomayo.

Von **Albert Amerlan** in Tucuman.

Welch eine Menge zu lösender Geheimnisse, welch eine Fülle von unentdeckten Reichthümern birgt das bis jetzt nur höchst mangelhaft und nur stellenweise erforschte weite Territorium des Gran Chaco wohl noch in sich? Wie eine Sphinx, jeden mit Verderben bedrohend, der in seine Mysterien einzudringen wagt, verursacht der Gran Chaco dem Reisenden ein gewisses Grausen, das ihn in der Regel veranlaßt, trotz allem Wissensdrange von einem Streifzuge in diese ungeheure, theils offene, theils wald- und sumpfbedeckte Ebene abzustehen. Bis jetzt sind nur wenige keck genug gewesen, das Wagniß eines Streifzuges zu unternehmen und den zahlreichen Gefahren, welche ihrer hierbei harren, zu trotzen. Zu diesen kühnen Männern gehört als erster in der Reihe der Jesuitenpater Patiño, welcher im Jahre 1721 den Rio Pilcomayo von seiner Mündung aus in einem Boot stromaufwärts zu befahren suchte. Er drang bis zum 22° 50' südl. Br. vor, mußte hier aber, der Feindseligkeiten der an den Ufern hausenden Indianer wegen, umkehren. Ihm folgten später Castañares, Azara, Thompson und einige andere, von denen jedoch keiner auch nur den vierten Theil der Strecke, die Patiño zurückgelegt, zu überwinden vermochte.

Man ließ darauf den Gran Chaco lange Zeit in Ruhe. Die Prätendenten auf Theile dieses weiten Territoriums, Argentinien, Bolivia und Paraguay, begnügten sich vorläufig damit, an seinen Rändern einzelne Forts und einige

Kolonien oder Missionsstationen anzulegen, im Uebrigen aber machten sie keine Anstalten, weiter in das Innere einzudringen, bis im Jahre 1865 eine Expedition von Corrientes aus einen Versuch wagte und auch innerhalb neunzehn Tagen, nach Zurücklegung eines Weges von etwa 600 km, bis zu der unweit der Grenze von Salta am Rio Bermejo liegenden Kolonie Rivadavia gelangte. Die zurückgelegte Strecke lief fast parallel mit dem Bermejo, aber nicht in unmittelbarer Nähe des Flusses, und führte durch zerstreut liegende Holzungen, über gute Weidegründe an verschiedenen ausgedehnten Sümpfen vorbei. Die Reisenden hatten nur nöthig, einige von den Indianern benutzte Waldpfade zu erweitern; andere Terrainhindernisse hatten sie auf ihrem Wege nicht zu überwinden. Einen in Corrientes wohnenden Franzosen, der viele Tobas-, Chunupis- und Macovis-Indianer als Arbeiter beschäftigte und durch diese Gelegenheit hatte, einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesinnung der in den zu durchziehenden Gegenden hausenden Indianer auszuüben, ist hauptsächlich das Gelingen des Unternehmens zu verdanken.

Im Jahre 1873 sandte die argentinische Regierung von der Tenencia Oran aus eine Militärexpedition, unter Führung des Oberst Napoleon Uriburu, in den Gran Chaco, um den Lauf des Rio Teuco zu erforschen und das in jenen Gegenden befindliche Land zu untersuchen. Diese Expedition ging ebenfalls glücklich von statten, doch hatte sie, außer der Feststellung des Laufes des Rio Teuco, der sich als ein Arm des Rio Bermejo herausstellte, weiter keine Erfolge von Bedeutung zu verzeichnen.

Neun Jahre später machte der französische Marinearzt Dr. Jules Crevaux von der Missionsstation Francisco Solano in Bolivia aus in Begleitung von sechszehn Personen den Versuch, den Rio Pilcomayo in Böten stromabwärts bis zu seiner Mündung in den Rio Paraguay zu befahren. Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens ist wohl noch in Aller Gedächtniß. Die Reisenden fuhren am 16. April 1882 von Solano ab, ließen sich am 19. desselben Monats durch ihnen gemachte Freundschaftszeichen der zu Tausenden am Ufer befindlichen Tobas-Indianer zur Landung verleiten, worauf sie wenige Minuten später auf ein gegebenes Signal von den tückischen Wilden mittels Messerstichen niedergemacht wurden.

Fast zur nämlichen Zeit unternahm von der Provinz Salta aus der argentinische Oberst Don Juan Solá mit einem Theil des 10. Linien-Kavallerie-Regiments eine Expedition durch den Gran Chaco. Der Marsch zog sich zwischen den Flüssen Bermejo und Pilcomayo in der Richtung von Nordwest nach Südost hin und endete glücklich bei der am Rio Paraguay liegenden Kolonie Formosa, von wo die Theilnehmer mittels Dampfbootes nach Buenos Aires gebracht wurden.

War dieser Marsch im vorigen Jahre vom Fortin Dragones aus in südöstlicher Richtung ausgeführt, so setzte in diesem Jahre von dem nämlichen Fortin aus eine andere Expedition unter Führung des Oberstlieutenants Don Rudecindo Ibazeta sich in nordöstlicher Richtung hin mit dem Auftrage in Bewegung, das rechte Ufer des Pilcomayo aufzusuchen, an demselben stromaufwärts entlang zu ziehen, nach Spuren der verunglückten Expedition Crevaux zu forschen und zu versuchen, bis zur bolivianischen Missionsstation Caiza vorzudringen. Der Kommandant sollte sich außerdem noch nach geeigneten Orten zur späteren Etablirung von Grenzbefestigungen umsehen. Die Expedition, welche am Morgen des 11. Juni 1883 vom Fortin Dragones aufbrach, bestand, außer dem Kommandanten Ibazeta, aus dem Major Ferreira, sieben Officieren, dem Arzt Dr. Tucci, dem Dolmetscher, 105 Dragonern, sowie einigen Privatpersonen und Indianern, welche den Zug theils als Arrieros, theils als Freiwillige begleiteten; zusammen also aus 124 gut berittenen Männern, die mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken beladene Maulthiere, sowie eine Tropa Schlachtvieh mit sich führten.

Nachdem die Kolonne den Rio Bermejo überschritten, schlug sie eine nordöstliche Richtung ein und gelangte nach einem beschwerlichen Marsche von fünf Wochen und drei Tagen am Nachmittage des 19. Juli zum Arroyo Solá. Man hoffte hier in der Nähe des Pilcomayo zu sein; da man aber über dessen Lauf durchaus nichts wußte, so konnte der Fluß ebenso gut noch so viele Tagereisen wie Stunden entfernt sein.

Am Morgen des 20. Juli, nachdem geschlachtet und abgekocht war, brach die Expedition, die Richtung nach Nordost beibehaltend, um 9 Uhr auf. Nach dreistündigem Marsche bemerkte man vor sich in der Ferne üppige Röhrichte und Schilfwaldungen, wie sie in diesen Gegenden sicher nur in der Nähe großer Ströme vorkommen. Die Rohrwälder erstreckten sich, so viel man zu erkennen vermochte, in der Richtung von Nordwest nach Südost, und je weiter man vordrang, desto feuchter wurde der Boden. Unter allen Mitgliedern der Expedition herrschte das gespannteste Interesse; einige waren der Meinung, den lang gesuchten Fluß bald zu erreichen, andere zweifelten daran und glaubten ihn erst nach mehreren weiteren Tagereisen anzutreffen. Unter den verschiedensten Meinungsäußerungen wurde über schwarze, von den Wilden abgebrannte Flächen weiter geritten. Ab und zu traf man auf ein zerstörtes oder verlassenes Indianerdorf, bis man in die Wildniß von Rohr und Schilf eindrang und endlich, um 4 Uhr Nachmittags — „Gelobt sei Gott und unser Vaterland!“ rief Kommandant Ibazeta mit jubelnder Stimme beim Erblicken des Stromes aus — das niedere Ufer des Pilcomayo erreichte. Menschen, Pferde, Maulthiere und Rinder stiegen hinab in den Fluß, um von dem Wasser desselben, beim Schmettern der Trompetentöne, zu trinken.

Da die Ufer dicht mit Bäumen besetzt und im lehmigen Boden zahlreiche Spuren von Indianerfüßen abgedrückt waren, so befahl Ibazeta etwa 1000 bis 1200 Schritt nach einer offenen Stelle, wo sich reiche Weiden für das Vieh befanden, zurückzumarschiren, um dort zu übernachten. Es wurden diesmal während der Nacht ganz besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die Leute bildeten ein großes Quadrat, dessen Inneres das Vieh, Gepäck und der Proviant einnahmen. Die Wachen wurden verdoppelt und jeder Mann war für den Fall vorbereitet, die Ebene rings um das Lager her plötzlich aufflammen zu sehen. Glücklicherweise erwies sich diese Befürchtung als grundlos; die Ruhe wurde während der Nacht nicht gestört. Noch vor Beginn der Morgendämmerung wurden einige Soldaten zum Wasserholen nach dem Fluß gesandt, die eine halbe Stunde später mit der Meldung zurückkehrten: das gegenüberliegende Ufer sei mit mehr denn 1000 Indianern bedeckt. Eine sofort ausgesandte größere berittene Patrouille bestätigte diese Angabe und brachte die Nachricht, daß die Wilden mit dem Anführer der Christen zu unterhandeln verlangten. Don Rudecindo Ibazeta schwang sich sofort in den Sattel und sprengte in Begleitung des Hauptmanns Baldrich, des Dr. Tucci, des Dolmetsch, dreier befreundeter Indianer und von sechs Dragonern zum Ufer.

Die Unterhandlungen mit den zahlreichen, am jenseitigen Ufer befindlichen Wilden begannen und währten längere Zeit, aber diese wollten, unter dem Vorwande, die Caziken seien abwesend, den Fluß nicht passiren und nach dem süd-

lichen Ufer zu den Argentinern übersetzen. Ibazeta ließ daher die sechs Dragoner am Ufer als Beobachtungsposten zurück und begab sich mit seinen übrigen Begleitern wieder nach dem Lager. Zwei Stunden waren jedoch noch nicht verflossen, als vom Ufer ein Dragoner mit der Meldung dahergesprengt kam, daß die Indianer mit dem Christenhäuptling abermals parlamentiren wollten. Augenblicklich begab sich der Kommandant wiederum zum Fluß, auf dessen anderm Ufer die Zahl der Wilden sich mittlerweile bedeutend vermehrt hatte. Außer vielen Chiriguanos und Matacos, welche die Mehrzahl bildeten, befanden sich noch 600 bis 700 Tobas dort.

Nach einigen Hin- und Herreden folgte endlich ein Theil der Indianer der Einladung des Kommandanten und setzte unbewaffnet über den Strom, wo die schmutzigen braunen Söhne der Wildniß von Ibazeta freundlich empfangen und ihnen Geschenke, bestehend in Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Tabak, allerlei Kurzwaaren und zwei Kühen, gemacht wurden, was eine lebhafte Freude unter ihnen hervorrief, die erst abnahm, als sie auch Cañabranntwein verlangten, der ihnen aber unter dem Vorwande, daß diese Christen keine geistigen Getränke genössen, daher solche auch nicht mit sich führten, verweigert wurde. In Folge dieser Erklärung wurden vom selben Augenblicke an die Mitglieder der Expedition von den Wilden mit einem Gemisch von Mitleid und Verachtung betrachtet, und da nichts mehr zu erhalten war, so setzten die Indianer mit den empfangenen Geschenken bald darauf zu ihren auf dem andern Ufer harrenden Gefährten über.

Schon am frühen Morgen des folgenden Tages, den 22. Juli, kehrten die Indianer, aber diesmal in verdächtiger Haltung und vollständig bewaffnet, zur Expedition zurück; ihre Leiber waren mit grellen Farben bemalt. Anscheinend spielend suchten sie unter Lachen das Lager nach und nach zu umzingeln, eine Evolution, welche Oberstlieutenant Ibazeta ihnen auf strenge Weise verwies, die sie stutzen und von ihrem Vorhaben absehen machte. Als die Sonne sich dem Untergange näherte, wollten die Indianer, trotz wiederholter Aufforderungen, nicht nach dem andern Ufer übersetzen, sondern führten dies erst aus, als der Kommandant die Dragoner mit geladenen Karabinern antreten ließ und seine Aufforderung nun in Form eines strengen Befehls wiederholte.

Am Morgen des 23. Juli wurde unter Führung eines am vorigen Tage als Baqueano engagirten Chiriguano weiter marschirt. Dieser Indianer, ein raffinirter Bursche, der die Gegend nur zu genau kannte, führte die Expedition durch Sümpfe und Wälder in ganz entgegengesetzter Richtung, als die war, welche jene einzuschlagen beabsichtigte; und dies während dreier Tage. Auf dem am Abend des 25. erreichten, von hohem Röhricht umstandenen, in wasserreicher Gegend befindlichen Lagerplatz erklärte der Indianer, nur noch einen Tagemarsch weit von Caiza entfernt zu sein; als jedoch am nächsten Morgen der Marsch durch die Rohrwildniß fortgesetzt werden sollte, war der heimtückische, braune Führer spurlos verschwunden. Empört über solch treuloses Betragen, nahm sich der Kommandant fest vor, sein Ziel von jetzt an ohne Führer zu verfolgen. Er schlug die Richtung nach Norden ein und gelangte am 28. Juli, also nach Verlust von beinahe sechs Tagen, wieder zum Ufer des Pilcomayo. Die Expedition ging nun, sofern es die Terrainverhältnisse gestatteten, längs dem Flusse in der Richtung stromaufwärts weiter, und traf während dieses Marsches häufig auf größere und kleinere Tolderias (Indianerlager), die theils verlassen, theils durch Feuer zerstört waren.

Am 30. Juli gelangte die Kolonne zu der an einer Biegung des Pilcomayo liegenden Uferstelle, welche von den Indianern „Cabayú-repotí“ genannt wird, wo Ibazeta ein Stück Brett fand, das unzweifelhaft zu einem der Boote des ermordeten Dr. Crevaux gehört haben mußte. Hier war die Expedition von zahlreichen Indianerscharen umgeben, die sich zwar nicht blicken ließen, deren gellendes Geheul jedoch von allen Seiten aus den dichten Wäldern in die Ohren der Reisenden drang. Der Marsch am 31. Juli verlief ohne weitere Abenteuer, aber nicht so der am 1. August. Die Argentiner sahen sich in den Vormittagsstunden dieses Tages von 150 gut berittenen Tobas-Indianern und etwa 600 braunen Kriegern zu Fuß, demselben Stamme angehörend, plötzlich mit Heftigkeit angegriffen, wobei die Indianer zur unangenehmen Ueberraschung der Reisenden ein heftiges Gewehrfeuer auf diese eröffneten. Der Kommandant ließ sofort die Dragoner absitzen und einige geschlossene Salven aus den gezogenen Remington-Karabinern auf die Angreifer abfeuern, wodurch diese, nach Verlust von zwanzig Todten, zur schleunigen Flucht veranlaßt wurden.

Nach diesem Renkontre mit den Tobas wurde der Marsch fortgesetzt. Die Wilden wagten nur noch zwei Angriffe, und zwar am 4. und 6. August, zu unternehmen, die aber beide von den Argentinern mit Leichtigkeit zurückgewiesen wurden, worauf die Expedition am 8. August nach Zurücklegung eines Weges von über 1000 km, ohne irgend welchen Verlust erlitten zu haben, wohlbehalten in dem kleinen bolivianischen Grenzorte Caiza anlangte und dort mit Jubel empfangen wurde.

In Caiza befand sich gerade das bolivianische Expeditionskorps, welches unter Führung des Dr. Daniel Campos — unter dem die Obersten Samuel Pareja und Miguel Estensoro die aus dem 5. Jägerbataillon, der Schwadron Potosi, zwei Schwadronen Nationalgarden und 150 Chiriguanos-Indianern bestehende Truppenmacht kommandiren — bestimmt ist, den Lauf des Pilcomayo bis zu seiner Mündung in den Paraguay zu erforschen. Unter den bolivianischen Soldaten war die Desertion eingerissen, weshalb es galt, diese durch strenge Mittel auszurotten. Am Tage der Ankunft Ibazeta's in Caiza sollten vier Deserteure der Schwadron Potosi erschossen werden; kaum erfuhr Ibazeta hiervon, so bat er, im Vertrauen auf die edle und feine Gastfreundschaft, mit welcher er und seine Leute von den Bolivianern aufgenommen wurden, um Gnade für die vier Verurtheilten. Seiner Bitte wurde auf der Stelle gewillfahrt; die Delinquenten wurden begnadigt und die Todesstrafe in zehnjährige Dienstzeit bei der Fahne umgewandelt.

Während des achtwöchentlichen Marsches durch eine unbekannte pfadlose Wildniß erkrankten von der Expedition Ibazeta 28 Personen, davon drei an der Lungenentzündung; aber Dank der unermüdlichen Fürsorge des Dr. Tucci wurden alle Patienten wieder hergestellt. Der Kommandant kann mit berechtigtem Stolze sagen, er habe den ihm gewordenen schwierigen Auftrag vollzogen, ohne auch nur einen Mann der ihm anvertrauten Leute hierbei eingebüßt zu haben.

Das geographische Wissen ist durch folgende Feststellungen bereichert: die Abzweigungen des Pilcomayo, der Caiza, Jacuiva und Itiyuro, vereinigen sich später und bilden den Arroyo Solá, mit dem ein anderer Kanal, Mayor Ferreira getauft, auf eine lange Strecke beinahe parallel läuft, bis beide sich mehr und mehr nähern und nach ihrer Vereinigung den Rio Roca bilden, der sich weiter südöstlich wahrscheinlich wieder in den Pilcomayo ergießt. Die Höhe der fast durchweg reich bewaldeten Ufer des letztgenannten Flusses

erreicht bis 9 m; höhere Uferstellen haben die Reisenden nicht angetroffen. Die durchzogene Ebene erwies sich größtentheils als ein fruchtbares, reich bewässertes Land, in welchem üppige Weidestrecken mit Palmenwäldern und gutem Ackerboden abwechseln, auf dem Tabak und Baumwolle wild wachsen.

Oberstlieutenant Ibazeta schließt einen Privatbrief, datirt Caiza, den 11. August 1883, worin er seiner Freude über das glückliche Gelingen des ihm gewordenen Auftrages unverhohlen Ausdruck giebt, mit den Worten: „Eine zweite, im nächsten Winter mit größeren Mitteln unternommene Expedition wird das Werk krönen, zu welchem wir jetzt den Grund gelegt haben. Gleichzeitig werden dann durch die argentinischen Waffen die Frechheit und der Stolz der Wilden gebrochen werden, die, durch das Scheitern verschiedener Expeditionen, welche nur dazu dienten, die Indianer mit Waffen und Munition zu versehen, bis zur Unerträglichkeit gesteigert sind. Als ich den Tobas Geschenke machte und ihnen dabei erklärte, meine Mission sei nicht der Krieg, sondern der Friede, — so legten sie sich meine Worte dahin aus, daß mich nur Furcht und Feigheit so sprechen ließen; die Geschenke nahmen sie voller Gier, um uns am folgenden Tage hinterlistig anzugreifen. — — Der glückliche Ausgang der mir übertragenen Mission läßt mich hoffen, daß die Expedition Ibazeta sich um das Vaterland verdient gemacht haben wird!"

Mittheilungen über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen.

Von **Emil Metzger.**

V.

Das Opfer und die Sorge für die Seele.

Ich habe im Vorigen schon beiläufig erwähnt, daß der Eingeborene den bösen Geistern nie opfert. Dies bedarf einer näheren Erklärung, da ich ja selbst hier und da ein Beispiel davon gegeben habe, daß einem bösen Geiste etwas dargebracht wurde.

Das eigentliche religiöse Opfer wird immer in der Weise gebracht, daß dem höheren Wesen, welches verehrt werden soll, eine Mahlzeit, Früchte ꝛc. angeboten werden, wovon es — unsichtbar natürlich — während der Segen gesprochen und die nöthigen Ceremonien verrichtet werden, dasjenige für sich nimmt, was ihm behagt; der feinste Duft der Blume, die innerste Substanz, die Quintessenz der Speisen genügt ihm. Das, was übrig bleibt, und an dem das gewöhnliche Menschenauge keine Veränderung zu bemerken vermag, wird durch den, welcher das Opfer gebracht hat, mit seinen Freunden und Verwandten voll Dankbarkeit gegen das höhere Wesen, welches ihm den reichen Vorrath überläßt, genossen. Hierdurch wird eine gewisse Gemeinschaft hergestellt. Wenn nun auch das eigentliche Opfer nicht immer ohne eigennützige Gefühle dargebracht wird, denn der, welcher es bringt, erwartet in den meisten Fällen eine Gegengabe, so möchte ich es doch mehr mit der Aufmerksamkeit eines Kindes vergleichen, welches durch zuvorkommendes, freundliches Benehmen den Eltern etwas abschmeicheln will, während dagegen das, was man zur Erreichung irgend eines Zweckes den bösen Geistern überläßt, im Grunde nur die Bezahlung einer erwarteten und zwar mit voller Berechtigung erwarteten Gegenleistung ist; wenn man den Zweck nicht erreicht, den man erreichen will, so ist dies nur eine Folge davon, daß man nicht den richtigen Preis bezahlt hat, es besteht aber kein Zweifel daran, daß man denselben erreichen könnte, wenn man das richtige Mittel wüßte. Mit anderen Worten, die bösen Geister **zwingt** man; wenn man ihnen **opfert**, wendet man sich von Gusti Allah ab und übergiebt seine Seele dem Bösen; nie genießt man etwas von dem, was man ihnen darbringt. Daß manchmal der Beschwörung — um mich so auszudrücken — ein Opfermahl folgt, kann an dem Grundgedanken nichts ändern; entweder handelt es sich um keinen eigentlich bösen Geist, oder man bringt ein Dankopfer wegen des guten Ablaufs der Beschwörung, vielleicht selbst bildet es, wie mir sehr wahrscheinlich vorkommt, die Entsündigung dafür, daß man mit dem bösen Geist überhaupt in Verbindung getreten ist.

Wenn ich nun auch den Begriff des eigentlichen Opfers beschränkt habe, so würde es doch zu viel Raum beanspruchen, die verschiedenen Arten und das dabei befolgte Ritual eingehender zu besprechen. Daß es nicht an Gelegenheit zu opfern fehlt, hat der Leser aus dem früher Gesagten sehen können, und eine Hindeutung auf das genau vorgeschriebene Ritual habe ich bereits im ersten Abschnitt gemacht. Daß sie in ihrer jetzigen Gestalt größtentheils dem Islam entstammen, deuten schon die Namen an, worauf ich weiter unten noch etwas näher eingehen werde.

Die erste Art der Opfer wird den Naturgeistern und den Geistern der Verstorbenen gebracht; Zweck derselben ist im Allgemeinen nur dem Geist ein Zeichen der Verehrung zu geben; daß dabei manchmal mehr eigennützige Zwecke eine Rolle spielen, daß man wohl beabsichtigt ihm eine Gunst abzuschmeicheln, eine Strafe abzuwenden, habe ich oben bereits angedeutet. Auch hier begegnen wir zuerst dem Geiste desjenigen, welcher das Dorf gegründet hat, dem Tjabal bakal, der ja auch als sein Schutzgeist betrachtet und mit dem Danjang des Dorfes vielfach verwechselt wird. Oben schon habe ich gesagt, daß man auf dem einfachen Altar, der beiden gemeinschaftlich ist, beinahe immer Früchte und Blumen sieht; es sind dies die Gaben derjenigen, welche um seine Gunst werben. Doch werden ihm auch bei freudigen Ereignissen größere Dankopfer gebracht, begleitet von einem Opfermahl (Sidekah) und in diesem Falle immer begleitet von Dika, d. h. dem Lobe Gottes in arabischer Sprache, durch einen Priester gesprochen.

So bringt man z. B. dem Tjabal bakal ein Opfer aus weich gekochtem Reis mit allen dazu gehörigen Speisen, wenn eine Hochzeit vollzogen wird; gewöhnlich wird das für ihn Bestimmte im Hause, wo das Fest gefeiert wird, hergerichtet. Dies ist sehr wichtig, denn so gut der Tjabal bakal im All-

gemeinen ist, so unangenehm wird er, wenn man ihn nicht mit der gewünschten Aufmerksamkeit behandelt, und er ist schon im Stande die Freuden der Neuvermählten recht unangenehm zu stören, im Falle die für ihn bestimmten Speisen nicht mit der nöthigen Sorgfalt zubereitet waren. Weiter ist ihm ein bestimmter Tag festgesetzt, an dem ihm die Bewohner ihren Dank für alles Gute, das er ihnen während des Jahres bewiesen, durch ein Opfermahl, welches gewöhnlich im Hause des Häuptlings des Dorfes angerichtet wird, darbringen. Bei der zuletzt genannten Gelegenheit ist die Sidekah meist noch für andere Geister mit bestimmt; es sind ihrer eben zu viele, als daß man jedem einzelnen Huld beweisen könnte. In Solo findet die Feier im Monat Saban statt, in anderen Theilen von Java richtet man sich hierbei nach dem Jahr des Landbauers (also nicht nach dem gewöhnlichen javanischen, vom mohammedanischen wenig abweichenden Mondjahr) und feiert es vor der Aussaat. In den Sundalanden heißt dasselbe Fest Sidekah bumi; es wird hier im Freien gefeiert; ein Büffel wird geschlachtet, der Kopf, die Eingeweide und die Knochen werden an einer bestimmten Stelle begraben; an vielen Orten wird später der Schädel an einem Orte in der Nähe des Dorfes niedergelegt. Das Schlachten der Thiere für die Opfer geschieht immer, aber auch im täglichen Leben sehr häufig durch einen Priester, einen Santri (eine Person, welche die Vorschriften der mohammedanischen Religion sehr genau befolgt) oder wenigstens durch eine Person, die mit den Gebeten sehr gut bekannt ist. Es ist dies durchaus nöthig, damit denen, welche die Speisen genießen, kein Unglück begegnet. Der Schlächter empfängt außer seiner (kleinen) Belohnung in Geld und einem Antheil am Opfermahl den Theil des Thieres, welcher sich zwischen dem Kopf und der Stelle, wo das Messer getroffen hat, befindet; die baare Bezahlung beträgt meist $2^1/_2$ Cent = 5 Pfennige. In Verbindung mit Opfern stehen auch die Wallfahrten, welche nach den Gräbern der ersten Verkündiger des Islam, sowie berühmter Fürsten und Herrscher gemacht werden; das Opfer selbst besteht größtentheils aus Blumen und Weihrauch.

Die Familie trägt dem Andenken theurer Verstorbenen Rechnung, indem sie an gewissen Tagen nach dem Tode ein Opfermahl veranstaltet; die Bedeutung desselben, welche ursprünglich nur ein Beweis der Ehrfurcht für den Verstorbenen war, hat sich sehr erweitert und trägt jetzt ziemlich deutlich den Stempel des Islam; es wird nicht nur einer Person, sondern allen Todten gebracht, die seinem Geschlecht angehören, und allen Propheten und Heiligen des Islam und zwar wird die Fürsprache der Todten für die Ueberlebenden, dann aber die Gnade Gottes für den Verstorbenen und die Ueberlebenden erbeten. Die hierfür bestimmten Tage sind der dritte, siebente, vierzigste, hundertste, tausendste Tag nach dem Tode, sowie der erste Jahrestag desselben. Auf dem Grabe selbst werden nur Weihrauch und Blumen geopfert; am zweiten Tage nach Beendigung der Fasten wird das Grab sorgfältig in Ordnung gebracht. Sehr gut und nützlich für den Todten und die Lebenden ist es auch, am Freitag auf dem Grabe Verse aus dem Koran lesen zu lassen. Ein allgemeines Todtenfest wird im achten Monat des mohammedanischen Jahres Saban gefeiert. Der Gebrauch ist so allgemein, daß dieser Monat auf Java gewöhnlich Ruwah (arab. Arwah, Plur. von Roh, Geist) genannt wird. Auch in diesem Fest läßt sich der Javanismus nicht verkennen, denn trotz aller Anstrengung der Priester giebt es noch sehr viele Eingeborene, die in demselben nur ein Opfer an die Todten, nicht für dieselben sehen. Festliche Reinigung der Gräber, Niederlegen von Blumen und Verbrennen von Weihrauch am Grabe, das Anrichten von einer oder von mehreren Opfermahlzeiten und Gebete sind die Handlungen, die hierbei vorgenommen werden. Der Todten, deren Grab man nicht kennt, wird durch die Familie am Neujahrstage gedacht; sie bringt dann Blumen nach dem nächsten Kreuzweg und verbrennt Weihrauch. Die allgemeine Todtenfeier wird in den meisten Fällen gemeinschaftlich begangen; in den kleinen Dörfern kommen alle Bewohner bei dem Häuptling zusammen, in größeren bilden sich Gruppen, immer präsidirt der Aelteste an Jahren, der auch alle auf das Fest bezüglichen Anordnungen trifft. Jede Familie bringt ihren Antheil an Reis, welcher wie gewöhnlich die Hauptschüssel bildet, und an anderen Gerichten mit. Es werden nun acht Schüsseln gefüllt und zwar so, daß auf jede derselben etwas von dem durch jede Familie beigebrachten Speisen gelegt wird, über welche ein Priester den Segen spricht; vier der Schüsseln sind Adam und Eva, die vier anderen dem Danjang des Dorfes geweiht. Ehe die Mahlzeit beginnt, nimmt der Aelteste das Wort und erinnert an die Ehrfurcht, die man den Verstorbenen schuldig ist, an den Zweck und den Nutzen des gebrachten Opfers. Gewöhnlich folgen allgemeine Lustbarkeiten, die Tänzerinnen und Wajangs, in den Sundalanden auch die Topengs treten auf und ergötzen die Zuschauer bis spät in die Nacht. Während der ganzen Zeit hört der Priester nicht auf, aus dem Koran vorzulesen und Gebetformeln herzusagen.

Hieran schließt sich eine Reihe von Opfern, die gebracht werden, wenn man „der Götter Gunst“ erfahren hat, oder aber ihren Segen für eine Arbeit, die man unternommen hat, erflehen will. Das geschieht z. B. wenn ein Kind geboren, eine Heirath geschlossen, ein Sohn beschnitten ist, wenn man ein Haus baut, eine Wasserleitung gräbt ꝛc. Mit dem letztern Falle darf man nicht den andern oft gleichzeitig eintretenden verwechseln, wo die ungünstigen Einflüsse neutralisirt, die bösen Geister unschädlich gemacht werden sollen, auf den ich gleich zu sprechen komme. Eine allgemeine Bemerkung über das Opfer der Javanen, die in dem vorzüglichen Werk von Professor Veth, Java I, 323 vorkommt, scheint mir bedeutend genug, um sie hier in der Hauptsache wörtlich anzuführen.

Das bedeutendste Opfer, welches der Islam kennt, ist das bei dem großen Fest zu Mekka, Qorbân genannt, welches dem Wesen und dem Ursprung nach vom Passahopfer der Israeliten nicht verschieden ist. Von diesem Opfer sagt mit Recht ein mohammedanischer Schriftsteller: „Bei allen anderen Völkern werden die Opfergaben durch das Feuer verzehrt, so daß weder die Guten noch die Bösen Genuß daran haben; nach unserm Gesetz dagegen bleiben sie im Besitz desjenigen, welcher opfert.“ Denn bei dem Fest zu Mekka schlachtet jeder Hausvater, wie es auch bei dem Passah zu geschehen pflegt, sein eigenes Thier und hält davon eine Mahlzeit mit den Seinen. Andere Opfer des Islam sind die Kaffârah's, deren Begriff dem alten Sühnopfer entlehnt ist, und die in gewissen Fällen als Bußen für unwillkürliche Gesetzesübertretung vorgeschrieben sind. Doch auch bei diesen wird durch den Islam kein Altar, keine Verbrennung, kein dieselbe ersetzendes Blutvergießen, kein Antheil für den Priester gefordert. Sie bestehen nur im Fasten, Freilassung von Sklaven, oder Almosen an Speisen und Kleidern, die an Bedürftige gegeben werden. Solche Almosen heißen im Arabischen Tsadaqah. Endlich kennt der Islam noch eine Art Opfer, welches am siebenten Tage nach der Geburt eines Kindes gebracht wird und 'aqiqah heißt; es besteht darin, daß man Gäste bewirthet und Almosen austheilt. Das zuletzt genannte ist den Javanen in sehr entarteter Form unter dem Namen Kekah bekannt. Das Opfer des großen Festes wird durch dieses

Volk ebenso wie durch alle mohammedanischen Völkerschaften gebracht und hat in ihrer Sprache den Namen Kurban behalten. Aus Tsadaqah ist das javanische Sidekah entstanden, womit (sowie mit dem von Slametten, Heilopfer, Opfer für das Wohlbefinden einer Person vom arabischen Salamah, Heil) die zahllosen Opfermahlzeiten bezeichnet werden, die der Javane nach dem Beispiel seiner Voreltern aus der Zeit der Unwissenheit zur Ehre der Geister, der Natur, der Seelen der Verstorbenen, aber zugleich in Folge seines merkwürdigen Synkretismus auch zu Ehren Allahs und seines Gesandten, von allen Propheten und Heiligen des Islam, ja manchmal zugleich der Götter von Indras Himmel anrichtet. Auch hierbei ist nie von einem Altar oder von Verbrennung die Rede; man feiert ein Fest mit seiner Familie oder den Mitbewohnern des Dorfes und schickt von der Mahlzeit Geschenke an die Häuptlinge, Priester und Santris.

Hierzu möchte ich nur bemerken, daß auch der Europäer, der Ungläubige im Allgemeinen seinen Antheil am Opfer erhält.

Sehr eng mit dem Opfer verwandt und doch kein eigentliches Opfer (Veth erwähnt dasselbe, wenn ich mich recht erinnere, überhaupt nicht) ist das Marepehan, welches gleichwohl wichtig genug ist, um hier mit erwähnt zu werden. Es erfordert immer Blutvergießen, dient nur zur Versöhnung eines bösen Einflußes, wird jedoch, wie ich oben schon erwähnte, mit anderen wirklichen Opfern verbunden und daher von Eingeborenen häufig auch als Opfer betrachtet, was aber dem Begriff des Opfers nicht entspricht. So wird z. B., wenn eine Familie sich einen neuen Dandang (zum Kochen des Reis bestimmtes Gefäß, sundanesisch Seeng) angeschafft hat, ein solches Marepehan nöthig, denn sie kann nicht ohne weiteres Vertrauen in denselben setzen; es könnte ja sein, daß irgend ein geheimer Feind die Gelegenheit benutzt hätte ihr Böses zuzufügen und zu diesem Zwecke den Einfluß irgend eines bösen Geistes entfesselt und mit dem Dandang in Verbindung gebracht hätte; dagegen muß man natürlich Maßregeln treffen, und der einfachste Weg ist, durch einen Priester ein Huhn schlachten und das Blut in den neuen Topf fließen zu lassen, was, wie sich von selbst versteht, unter besonderen Formalitäten geschehen muß; danach wird das Blut ausgeschüttet, mag der böse Geist, wenn nämlich wirklich einer darin gewesen ist, was ja nicht einmal feststeht, Besitz von demselben nehmen — der Topf ist rein geworden, das Huhn wird in demselben gekocht, und durch die Familie — es ist dies ein seltener Luxus — verspeist und hierdurch erst das wirkliche Opfer gebracht, sei es um sich wegen des Blutvergießens zu entsündigen oder jetzt noch erst die Hilfe der guten Geister anzurufen; wie ich schon oben andeutete, ist mir ersteres wahrscheinlich und will ich hier mit wenigen Worten angeben, was diese Meinung in mir erweckt hat. Bei den Triangulirungsarbeiten hat mir, wie ich oben schon sagte, der Geisterglaube sehr viel Schwierigkeiten gemacht und habe ich daher Gelegenheit gehabt die verschiedene Weise, wie derartige Fälle behandelt werden, aus der Nähe kennen zu lernen, da ich mich, so lange ich ein Neuling war, der Hilfe eines Priesters bediente, später aber — und dies ist ein Beweis, daß ich kein ganz ungelehriger Schüler war — die vorkommenden Fälle zur gegenseitigen Zufriedenheit selbst erledigen konnte. Sowie ein unfreundlicher Einfluß ins Spiel kam, hielten sich selbst meine vertrauten Kulis bei Seite, so lange es sich um Entfernung desselben handelte; wenn aber der störende Einfluß einmal entfernt **war**, wenn es sich darum handelte denselben von der Arbeit ferne zu **halten**, betheiligten sie sich gerne an den weiteren Feierlichkeiten. Ich bedauere um so mehr jetzt auf diesen Punkt nicht weiter eingehen zu können, als die höchst wichtigen Resultate, welche man bei den Triangulirungsarbeiten auf Java für die immer noch zum großen Theil unerledigten ethnographischen Fragen hätte erhalten können, ganz aus den Augen verloren worden sind. Allerdings werden Marepehan's für so durchaus nöthig gehalten, daß man auch die Europäer im Verdacht hat, dieselben zu bringen, wenn sie große Arbeiten unternehmen. Vor einigen Monaten noch herrschte zu Batavia sogar großer Schrecken, weil das Gerücht sich verbreitet hatte, man raube Kinder um deren Augen bei dem Tunnelbau an der Eisenbahn zu verwenden; wenn ein Unglück bei einem Bau vorkommt, so findet man sofort die Erklärung in der Unterlassung der Marepehan's.

Ich gehe zum zweiten Theil dieses Abschnittes über: die Sorge für die Seele oder für das Leben nach dem Tode. Wie ich schon im dritten Abschnitt sagte, besteht mit verschwindend kleinen Ausnahmen der Glaube an eine Seele und damit auch der Glaube an Gott; doch giebt es auch Menschen selbst aus dem Volke, selbst unter den einfachen Dorfbewohnern, denen der Name Gusti Allah's ein eitler Klang ist, der keine andere Bedeutung hat als den Eindruck, den die Aussprache desselben auf das Gehör macht, keine längere Dauer als der Hauch dauert, der ihn hat laut werden lassen. Solche Menschen suchen ihr Ziel in einem möglichst vollständigen materiellen Lebensgenuß und kennen nichts über die Grenzen des unbekannten Landes hinaus, die sie früh oder später überschreiten müssen, machen sich wenigstens keine Sorge darüber. Bei weitem der größte Theil der Eingeborenen denkt aber sehr verschieden über diesen Punkt, denkt ernstlich über das Leben nach dem Tode und über die Mittel nach, sich im Jenseits eine möglichst günstige Lage zu verschaffen. In dieser Beziehung haben sich der Hinduismus und der Islam mit der Naturreligion noch weniger als in irgend einer anderen Art verschmolzen; die Ansichten der drei Religionen kommen ziemlich rein neben einander vor, dagegen kreuzen sie sich häufig insofern, als die Mittel dem einen Glauben, das Ziel, das man nach dem Tode zu erreichen wünscht, dem andern Glauben entlehnt sind. Es ist keine Seltenheit, daß ein Eingeborener sich dem Glauben der Orang dul (gleichstehend dem arabischen Dzikr, worüber gleich noch weiteres folgt) anschließt, um in jenem Leben als holländischer Beamter, am liebsten gleich als Resident wieder aufzuleben. Bei dem gewöhnlichen Eingeborenen herrscht der Glaube an Seelenwanderung vor; wenn er hier im Leben sich keiner groben Sünde schuldig macht, wird Gusti Allah ihm wohl gnädig sein; doch aber sieht er die Sache insofern mit etwas Unruhe an, als er weiß, daß so viele seiner Voreltern und nahen oder entfernten Verwandten als Tiger oder Krokodile leben, und da diese Zukunft nicht viel Verlockendes für ihn hat, hascht er nach allem, wodurch er sich eine andere Zukunft sichern kann. Hier habe ich vielleicht gerade den Punkt berührt, auf den der strenge Islam seine Hand legt, um wenigstens seinen äußeren Formen mehr und mehr Eingang zu verschaffen. Die philosophischeren Betrachtungen des Hinduismus taugen nicht für die große Menge, obwohl der Islam nicht gezögert hat manchen Grundgedanken zu dem seinigen zu machen, allerdings Grundgedanken in solcher Form, daß man sie auch in anderen Religionen wiederfinden kann: ein Leben voll Enthaltung und Buße ist die größte Zierde für den Gläubigen. Ein zweites Moment, auf welches ich hier zum Ueberfluß noch aufmerksam zu machen mir erlaube, ist folgendes: der Eingeborene von Java ist eine sinnliche Natur, sinnlich im gewöhnlichen Sinne des Wortes und empfänglich für sinnliche Eindrücke; daß eine

solche Natur, wenn sie einmal überhaupt zu ernstem Nachdenken über übersinnliche Gegenstände kommt, sich bald dem Mysticismus zuneigt, liegt auf der Hand.

Die Wissenschaft für sein Seelenheil zu sorgen, heißt, wie ich schon im vorigen Abschnitt gesagt habe, Ngilmu peling. In kurzen Worten gesagt, umfaßt dieses Ngilmu die Lehre von einer ascetischen Lebensweise, die Lehre von der Abtödtung des Fleisches und von den guten Werken und der Buße, dem selbstverständlich die Reinigung des Lebenswandels vorangehen muß. Natürlich hatte in dieser letzteren Beziehung namentlich der Hinduismus ein schönes Spiel; schließlich, je mehr sich Jemand der Vollkommenheit nähert, betrachtet er alles Körperliche, alles Sinnliche als unrein und sucht sich mehr und mehr davon zu befreien. Bis zur völligen Aufgabe des irdischen Lebens hat es der Eingeborene von Java noch nicht gebracht, er betrachtet den Selbstmord als eine schwere Sünde; dagegen hält er es für sehr verdienstlich, sich soviel wie möglich vom Körper frei zu machen. Vielleicht hat dies dazu mitgewirkt, die religiösen Vorschriften so merkwürdig verwickelt zu machen, wie sie geworden sind, vielleicht hat man absichtlich den Weg der Annäherung zu dem Höheren erschwert, um die Sorge vom Irdischen abzulenken; daß aber trotzdem die Zukunft in den Augen der meisten eine greifbare Natur annimmt, daß sie die Genüsse des folgenden Lebens sich ganz im Geiste einer sinnlichen Menschennatur vorstellen, ist in der letzteren begründet. Das Erreichen von Macht, Reichthum, sinnliche Genüsse sind das Ziel, welches man durch Enthaltung in diesem Leben zu erreichen hofft. Wie Wiseto die höchste natürliche Kraft durch Absonderung erhalten hatte (vergl. Kosmogonie), so glaubt der Javane und der Sundanese auch jetzt noch durch Nachdenken und Askese so weit kommen zu können, daß er wieder, mit einem dem Islam entlehnten Worte, sagen kann: „Allah ist in mir"; es ist dies das höchste Ziel, was ihm zu erreichen möglich ist.

In Bezug auf das Einsiedlerleben fehlt es nicht an Beispielen; die alten Legenden sind überfüllt mit Erzählungen von Klausnern (Sang tâpâ) beiderlei Geschlechtes. Das Tâpâleben hat sich immer mehr in die Einöden gezogen, ist immer seltener geworden; es ist nicht sowohl das Vordringen des Islam, was dies bewirkt hat, als vielmehr der Umstand, daß das Innere der Insel immer mehr zugänglich wird, und es scheint das allgemeine Bestreben zu sein, alles was sich auf die Einsiedler bezieht, sorgfältig vor Europäern zu verbergen. Daß sie aber vor nicht gar langer Zeit noch bestanden haben und aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch bestehen, glaube ich versichern zu können.

Es giebt männliche und weibliche Einsiedler; eigentlich sollen sie das Einsiedlerleben erst anfangen, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, wenn ihre Kinder und Enkel versorgt sind und das Blut langsam durch ihre Adern rollt. Dann sollen sie sich zurückziehen in eine Höhle, auf einen hohen Berg in die Wildniß, um mit Armuth und Noth zu kämpfen, sich allerlei Entbehrungen und Martern aufzulegen und so ihren Glauben zu stärken und dem künftigen Leben mit Ruhe entgegenzusehen. In der Praxis scheint sich die Sache doch etwas anders zu verhalten; manchmal hört man auch von guten Gaben, die den Einsiedlern zugetragen werden, und das Blut scheint auch nicht immer ganz ruhig zu rollen, denn es sind Andeutungen genug vorhanden, daß männliche und weibliche Einsiedler einander aufsuchen und einander die Zeit vertreiben. Daß diese gemeinschaftlichen Uebungen nur eine Art des Siwadienstes sein sollten, bezweifele ich, denn man hört wohl auch einmal über die Einsiedler Geschichten erzählen, welche an die Versuchungen des heiligen Antonius erinnern; nur deutet der aufgeklärte Eingeborene lachend an, daß es sich nicht um Widadaris, sondern um Besuche von Fleisch und Blut handelt.

Eine eigenthümliche Erscheinung bilden die Personen, welche sich nicht aus der Gesellschaft entfernen, sondern sich mitten im Gewühl derselben der Askese hingeben. Es kommt nicht gerade selten vor, daß man ihnen im Getümmel des Marktes begegnet. Die Verkäufer haben häufig ihre Waaren auf von Bambu gefertigten Tischen ausgestellt; unter einem ähnlichen mit Tüchern behängten Tisch sieht man manchmal eine alte, abgezehrte Gestalt — der einzige Unterschied besteht darin, daß über ihren Kopf hin nicht gehandelt wird — die Gebete vor sich hinmurmelt; es sind dies Depok, Asketen, die von jeder Gemeinschaft mit Anderen sich ausschließen, Almosen empfangen, aber nicht fordern und zum Dank, wenn es verlangt wird, einen guten Rath geben. Auch mohammedanische Priester ziehen sich in die Einsamkeit zurück, wiewohl im Allgemeinen die Lehren des Islam ein heiliges Leben, das man führt, ohne seine täglichen Arbeiten aufzugeben, bei weitem höher stellen.

Bei vielen solchen Einsiedlern ist ohne Zweifel die Lehre vom Nirwana zum Durchbruch gekommen, wiewohl sie dieselbe nie gehört haben. Dieses Wort ist ja durch die Gelehrten so ganz verschieden erklärt worden (man vgl. Rhys Davids im Anhang zu den Hibberts lectures 1881, sowie die indischen Essays von Nisikânta Chatto pâdhyâya 1883, letzterer hat seine, mit der von Rhys Davids aufgestellten übereinstimmende Ansicht seiner Mittheilung nach schon in vor fünf bis sechs Jahren gehaltenen Vorträgen ausgesprochen). Für den Javanen bedeutet der Begriff — das Wort ist ihm ziemlich unbekannt — einen Zustand, in dem man sich ruhig in das Unabänderliche fügt und sich von Leidenschaften und Begierden nicht mehr fortreißen läßt, ja selbst keine Erregung derselben mehr empfindet. Das innere Leben ist dann wie der Spiegel eines stillstehenden Gewässers, das gegen den Hauch des Windes geschützt ist. Manche gehen aber weiter und erklären die Existenz überhaupt für ein Unglück, sehen im Nichtsein, in der völligen Auflösung das höchste Glück; doch wird diese Lehre für ketzerisch gehalten.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die Santri birahi's, deren Existenz und Wesen, wenn es auch nicht sehr geheimnißvoll behandelt wird, doch dem Europäer leicht verborgen bleibt. Sie rasiren sich den Schädel, tragen eine von Rotan geflochtene Mütze, wie die anderen Santris. Scheinbar sind sie sehr strenge Mohammedaner; nebenher verehren sie jedoch die Dewis und Widâdaris; die Tänzerinnen (die äußerlich als öffentliche Frauen bezeichnet werden können; in Wirklichkeit stellt sich das Verhältniß wohl etwas anders) werden zu ihren geheimnißvollen Versammlungen herangezogen, wo dann unter Musikbegleitung Tänze ausgeführt werden sollen, die jedes Maß überschreiten. Welcher Religion diese Form der Verehrung entstammt, ist wohl nicht leicht auszumachen; bei oberflächlicher Betrachtung möchte man geneigt sein den Siwaismus damit in Verbindung zu bringen, aber wenn man sich im Archipel näher umsieht, findet man ähnliche Erscheinungen auch bei den Dajaks, den Balinesen und den Atjinesen, und zwar sind es bei diesen drei sehr verschiedenen Stämmen, welche Anhänger der Naturreligion, des Siwaismus und des Islam sind, nicht Frauen, welche zu den Festen herangezogen werden, sondern die Priester (Dajaks) oder Knaben (Bali-Atjeh) erfüllen die Rolle der Tänzerinnen (die passive Rolle) und es werden ganz offen die Sünden geübt, welche zur Vernichtung der Städte Sodom und Gomorrha geführt haben — was z. B. für den Eingeborenen von Java im Allgemeinen ein Greuel sein würde, obwohl aus neuester Zeit Andeutungen

vorliegen, daß auch dort verwandte Erscheinungen aufgetreten sind. — (Wer sich näher über diesen Punkt orientiren will, möge einen Aufsatz von Mr. L. W. C. van den Berg, Tijdschrift voor Indische Taal, Land en Volkenkunde XXVIII, S. 158 nachlesen, worin er über die „devotie der Naqsjibendijah in den Indischen Archipel" handelt.)

Es würde zu weit führen auf alle verschiedenen Sekten hier einzugehen, deren Zahl sehr groß ist; nur einige, der rein mohammedanischen Formen will ich noch anführen. Die Orang dul habe ich schon oben erwähnt, ebenso daß sie mit den Dzikr identisch sind. Sie erinnern an die tanzenden Derwische, werden aber von der strenggläubigen Geistlichkeit und auch von der Regierung mit Mißtrauen betrachtet; nachdem sie lange ziemlich verschwunden waren, sind sie in neuerer Zeit wieder öfter genannt worden. Bekanntlich bildet diese Sekte eine eng aneinander geschlossene Gemeinschaft, die, wo es nöthig ist, jedem Mitglied Hilfe leistet und auch sich zu gemeinschaftlichen Handlungen verbindet.

Eine weitere Sekte sind die Orang brijah, die ihr Feld fleißig bebauen, sich aber, wenn die Erntezeit herankommt, in die Wildniß zurückziehen, wo sie beten und fasten, aber die Früchte ihres Fleißes anderen überlassen; andere (Orang wasts) halten es für unerlaubt ihr Eigenthum überhaupt zu bewachen; sie lassen den Danjang dafür sorgen.

Im Allgemeinen sieht aber der Eingeborene von Java sein Heil in Erfüllung seiner Pflichten gegenüber seinen eigenen Geistern und gegenüber den Geboten des Islam. Bekanntlich verlangen letztere:

1. Hersagen des Glaubensbekenntnisses, wodurch man sich in Verbindung mit der religiösen Gemeinschaft erhält. Es lautet: Es ist kein Gott als Allah und Mohammed ist sein Prophet. Hieran schließt sich Vermeidung der Unreinen; dieser Punkt wird jedoch in Bezug auf manche unreine Gegenstände nicht immer genau befolgt (kreißende Frauen z. B. läßt man Urin trinken). Was verunreinigt ist, muß durch Abwaschungen gereinigt werden, manches durch sieben Abwaschungen, wobei dann einmal dem Wasser Erde zugefügt werden muß.

2. Das Gebet wird meist pünktlich gesprochen, eine Abwaschung muß vorhergehen; die für dasselbe bestimmten Zeiten sind Lohor, Mittags 12 Uhr, Assar, Nachmittags halb 4, Magrib, bei Sonnenuntergang um 6 Uhr (auch derjenige, der nicht betet, verbeugt sich gewöhnlich gegen Westen, wenn die Sonne verschwunden ist). Hierauf folgt das Isagebet um halb acht und das Subugebet in der Morgendämmerung. Das Zeichen zum Gebet wird von der Misigit (Moschee) aus gegeben. Hier wird am Freitag um die Mittagstunde durch den Ketib eine Predigt vorgelesen; auch geschieht dies an bestimmten Festtagen, Frauen nehmen daran nur selten Theil.

3. Ferner muß man die sogenannten gottesdienstlichen Abgaben bezahlen; es ist dies zunächst der Zehnte von der Ernte; der Ertrag soll für gute Werke bestimmt sein; außerdem wird für jedes Mitglied der Familie zu Ende der Fasten ein Kati Reis (etwa 3/4 Pfund) nach der Moschee gebracht.

4. Die Fasten. Sie werden im Allgemeinen streng gehalten; doch kann man auch hier Abkommen mit dem Himmel treffen, z. B. einen Tag, den man nicht gefastet hat, durch einen später einzuschiebenden Fasttag ersetzen. Viele Sachen müssen noch während der Fasten beobachtet werden, wenn dieselben wirksam sein sollen; manche nehmen nur Nahrung zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht. Während der letzten Tage finden eine Nacht um die andere Festlichkeiten statt.

5. Die fünfte Forderung endlich, die der Islam an die Gläubigen stellt, ist die Pilgerfahrt nach Mekka, die trotz der hohen Kosten auch von Java aus häufig unternommen wird. Daß außerdem der Islam besondere Vorschriften über Nahrung 2c. giebt, ist bekannt genug, um hier nicht weiter darauf eingehen zu müssen, umsomehr als sich der Gebrauch auf Java ganz dem allgemein Gebräuchlichen anschließt.

Hiermit bin ich an das Ende der Aufgabe gelangt, die ich mir gestellt hatte; obwohl manches sehr unvollständig behandelt, anderes, worunter nicht Unwichtiges (z. B. Tänzerinnen, Wajang) ganz übergangen worden ist, glaube ich den Leser in den Stand gesetzt zu haben, sich ein ziemlich deutliches Bild von der Religion der Eingeborenen von Java zu machen, welches auch einiges weniger Bekannte enthält.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Durch Ausgabe der 11. und 12. Lieferung der „Wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition" (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist der erste Band derselben vollständig geworden. Auf den reichen botanischen, zoologischen und meteorologischen Inhalt derselben haben wir schon früher (Bd. 43, S. 31) hingewiesen. Den Schluß (S. 601 bis 725) machen Nordenskiöld's Berichte über die Vega-Expedition an Oscar Dickson, welche er an Bord der Vega geschrieben und in ihrer ursprünglichen Form hier mit aufgenommen hat; in ihrer Unmittelbarkeit geben dieselben, welche außerdem die verschiedensten wissenschaftlichen, namentlich physikalischen und ethnographischen, Fragen behandeln, eine fesselnde Darstellung des großen Unternehmens.

— Am 19. December 1883 hat König Thebaw von Birma und Königin Supajalat das Fort Sagine auf dem, seiner Hauptstadt Mandale gegenüber liegenden Ufer des Irawadi besucht, wobei er sich eines köstlich geschmückten Dampfers bediente und von der ganzen birmanischen Flotte begleitet wurde. Bei dieser Gelegenheit sah er zum erstenmale die britische Flagge auf englischen Dampfern und betrachtete sie sehr genau. Es sind vierzig Jahre her, seit der letzte birmanische König den Irawadi überschritten hat.

— Ein Telegramm aus Colombo (Ceylon) meldet, daß Colquhoun am 21. December 1883 von dort nach Siam zu seiner projektirten Forschungsreise aufgebrochen ist; eine andere Abtheilung unter Mr. Hallett wird ihre Arbeiten in Birma beginnen.

Afrika.

— Von welchem Segen für die ägyptischen Aequatorialprovinzen das Wirken Dr. Emin-Bey's ist, ergiebt sich aus vielen Stellen des letzten Berichtes, welchen Petermann's Mittheilungen (1883, Heft 11) von seiner Hand veröffentlichen; er sagt das nicht direkt, doch liest man es zwischen den Zeilen. Aber nur mit Unruhe kann der Menschenfreund an das Schicksal des Forschers, der so viele Sklaven befreit, so viele Sklavenhändler in ihrem Treiben

gehindert hat, denken, jetzt wo des Mahdi Scharen das Verwaltungsgebiet Emin's völlig von Aegypten abgeschnitten haben. Eins wird hoffentlich den Aequatorialprovinzen unter allen Umständen bleiben, die durch Emin eingeführten Nutzpflanzen. So gedeihen in den Gärten der Station Kabajendi im Makraka-Lande Citronen, süße Limonen, Papaya, Feigen und Anona, alle von Osten her aus Ladó eingeführt. Baumwolle wurde 1882 zum erstenmale angepflanzt und von 2 Okka Samen ca. 20 Kantar gute Baumwolle erzielt, was gewiß zur Fortsetzung des Versuchs aufmuntert. Dann sollten Reis und Indigo an die Reihe kommen. Ebenso hat in der Station Gosa im Abukaja-Lande das ausgezeichnete Gedeihen der Baumwolle zu einem Industriezweige Veranlassung gegeben, der für die Folge wohl bedeutungsvoll werden könnte — der Weberei. Man fertigt, einstweilen noch die Danagla mit ihren Dienern, die im Sudan als „damúr“ bekannten leichten Baumwollenstoffe, die sich gerade für das dortige Klima so gut eignen, in besserer Beschaffenheit, als Emin-Bey sie je in Chartum gesehen hat. Letzterer führte auch zuerst im Jahre 1877 Samen des Papaya-Baumes aus Uganda ein, woselbst ihn die Munguana, die Leute von Zanzibar, kultivirten; derselbe hat sich mit wunderbarer Schnelligkeit über das ganze Gebiet westlich bis weit ins Bahr-el-Ghazal-Land und nördlich bis Chartum verbreitet, wozu seine mühelose Kultur allerdings wesentlich beitrug.

— Einer Besprechung des Buches „H. Depelchin et Ch. Croonenbergh's, Trois ans dans l'Afrique austral“ durch Dr. W. Erman („Deutsche Litteraturzeitung“ 1883 Nr. 48) entnehmen wir folgende Angaben über die katholische Zambesi-Mission, welche 1877 beschlossen und dem Jesuitenorden übertragen, Anfang 1879 aber von der Kapkolonie aus wirklich begonnen wurde.

Das ihr von der Propaganda zugewiesene Gebiet umfaßt, nachdem neuerdings auch die anfangs ausgeschlossenen portugiesischen Besitzungen der Ostküste hinzugekommen sind, etwa die östlichen Zweidrittel Südafrikas zwischen dem Limpopo und dem 10° südl. Br. Sie steht unter der Oberleitung des Belgiers P. Depelchin und zählt unter ihren Mitarbeitern Angehörige fast aller europäischen Nationen, Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, Niederländer, Oesterreicher, Portugiesen.

Zu den schweren Verlusten an Menschenleben, welche die Mission in den wenigen Jahren ihres Bestehens schon gefordert hat — nicht weniger als 8 Patres und 2 Laienbrüder zählt bis zum April d. J. das Missions-Nekrologium — stehen die erzielten sehr geringen Erfolge in auffallendem Mißverhältniß. Die bisher dauernd begründeten drei Stationen haben nur als Ausgangspunkte weiterer Unternehmungen Bedeutung, zu eigentlicher Missionsarbeit an Ort und Stelle bieten sie keine oder fast keine Gelegenheit. Tati, wo im September 1879 die erste Station begründet wurde, ist seit Aufgabe der dortigen Goldminen fast ganz verlassen; Gubuluwayo, welches im Oktober 1879 wegen der unmittelbaren Nachbarschaft der Residenz des Matabele-Herrschers Lo Bengula zur Niederlassung gewählt wurde, hat durch die 1881 erfolgte Verlegung dieser Residenz seinen Hauptzweck verfehlt, Pantamatenga endlich, einige Tagereisen südlich von den Victoriafällen des Zambesi gelegen, wo im Juni 1880 die dritte Station angelegt wurde, ist nie etwas anderes gewesen, als die Niederlassung einiger weißen Händler und bietet fast gar keine Gelegenheit zum Verkehr mit den Eingeborenen.

Alle von diesen drei Stationen aus unternommenen Versuche weiteren Vordringens sind durchaus verunglückt. So endete die beabsichtigte Niederlassung des P. Law in Umzilas Kraal und die des P. Terörde beim Batongahäuptling Moëmba am linken Ufer des Zambesi mit dem Tode der beiden Führer und der Rückkehr ihrer Begleiter nach Gubuluwayo, resp. Pantamatenga. Die 1881 von dem Oberen der Mission, Depelchin, beim Baratse-König persönlich ausgewirkte Erlaubniß für eine daselbst im folgenden Jahre beabsichtigte Niederlassung blieb nutzlos, da der 1882 dorthin entsandte P. Berghegge an der Tschobemündung wieder umkehren mußte.

Vermischtes.

— Der Rassenkampf. Sociologische Untersuchungen von Ludwig Gumplowicz, Professor in Graz. Innsbruck 1883.

Im April 1866 erschien in der „Anthropological Review“ eine Abhandlung über Rasse in der Gesetzgebung und Volkswirthschaft, die, obgleich nicht unterzeichnet, von dem verstorbenen, hochbedeutenden Londoner Anthropologen Dr. Hunt herrührt. Hätte Professor Gumplowicz sie gekannt, er würde darin viele seiner heute ausgesprochenen Ansichten vorweg genommen sehen, wie denn auch die amerikanische Anthropologenschule, Nott, Gliddon u. a., auf gleicher Basis standen und der frühere verstorbene Herausgeber des „Globus“ ähnliches vertrat. Daß die Staatswissenschaften von der verschiedenen immanenten Begabung der Rassenanlage der einzelnen Völker Kunde nehmen sollen, ist ein durchaus gerechtfertigtes Verlangen; daß eine Geschichtsphilosophie in der Studirstube ausgeheckt ohne die Anerkennung der naturwissenschaftlichen Resultate, welche Anthropologie und Ethnographie bieten, nur ein Hirngespinnst bleibt, ist auch eine Wahrheit, die mehr und mehr sich aufdrängt. Gumplowicz hat das große Verdienst, auf Grundlage anthropologischer Forschung seine Arbeit aufzubauen, die geistreich durch und durch, wohl oft mit kühner Hand zu weit greift, aber doch in ihrem freudigen Streben nach Wahrheit viele schöne Funde macht. Er zeigt die Unfreiheit des Willens beim Menschen und in der Geschichte, sowie die Einheit der Natur und des Geistes. Wie eine Pflanze nach natürlichen Gesetzen keimt, wächst, abstirbt, so entwickeln sich nach gleichen Gesetzen Staaten, Völker. Die Rassenanlagen spielen dabei eine hervorragende Rolle, und Gumplowicz steht hier auf polygnostischem Standpunkte, der ja neuerdings wieder viele Anhänger zählt. Was er aber über die Entstehung der Sprachen sagt, wird wohl vielfach auf Widerspruch stoßen, wie denn überhaupt sein kühner geschichtsphilosophischer Versuch — dem Verfasser wohl bewußt — an manchen Stellen eine wenig feste Basis zeigt. Geschichtliche Hinweisungen stützen die Ansichten des Verfassers von dem Naturproceß der Geschichte (man lese den Abschnitt Phönizier und Juden). Die Sprache ist eine schöne und durchaus verständliche, frei von philosophischem Jargon.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLV. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Mediciäische Villen in der Umgebung von Florenz.

(Nach dem Französischen des Herrn E. Müntz.)

Verläßt man Florenz durch die Porta Romana, durch welche die Landstraße nach Rom führt, so trifft man nach wenigen Schritten auf den „Viale del Poggio Imperiale", eine breite, monumentale Straße — das bedeutet das Wort



Der Palast Poggio Imperiale bei Florenz.

viale —, welche aufwärts zu dem Palaste Poggio Imperiale führt, dem nächsten, wenn auch nicht interessantesten unter den mediciäischen Landsitzen in der Nähe der Arnostadt. Poggio, ein in jener Gegend oft vorkommender

Name, bedeutet dasselbe, wie das französische „puy"; beide kommen vom lateinischen podium und bezeichnen eine Höhe, einen Hügel oder Berg. In der Gegend, wo der Palast heute steht, erhob sich einst ein den Baroncelli, dann den Salviati gehörendes Schloß, welches Cosimo I. im 16. Jahrhundert mit Beschlag belegte. Nach mancherlei Wechselfällen kam dasselbe 1622 in den Besitz der Erzherzogin Maria Magdalena, der Gattin des Großherzogs Cosimo II., welche als die eigentliche Gründerin des jetzigen Gebäudes anzusehen ist. Das lothringische Haus sparte kein Geld, um es prachtvoll auszuschmücken, und namentlich zeichnete sich darin Großherzog Leopold (1770—1790) aus. Durch die Großherzogin von Etrurien, Napoleon's Schwester, erhielt es seine jetzige Façade, welche unsere erste Abbildung darstellt. Das Innere ist heutigen Tages so gut wie unzugänglich; es ist der Sitz des R. Instituto della S. Annunziata, eines Erziehungsinstitutes für Töchter von Rittern des im Jahre 1360 gestifteten Annunziatenordens oder von anderen, um den Staat verdienten Männern. Was der Kunstforscher Müntz zu sehen bekam, beschränkte sich auf die Empfangszimmer des Erdgeschosses mit Möbeln aus der Zeit des ersten Empire und schlechten Fresken aus der Geschichte des Hauses Habsburg; der Zutritt zur Kapelle, welche ein hübsches Basrelief Verrocchio's umschließt, blieb ihm streng verwehrt.

Ungleich bedeutender sind eine Anzahl von Landsitzen der Medici in der weiteren Umgebung von Florenz, die selbst bei deren Bewohnern fast unbekannt sind; Schuld daran tragen einerseits die Reisebücher, welche von jenen einst hochberühmten und noch jetzt mit Kunstwerken geschmückten Villen keine Notiz nehmen, andererseits vielleicht die Förmlichkeiten, mit welchen der Besuch der jetzt im Besitze der Krone befindlichen Gebäude verknüpft ist. Es sind das Poggio a Cajano, 16 km westnordwestlich an der Straße

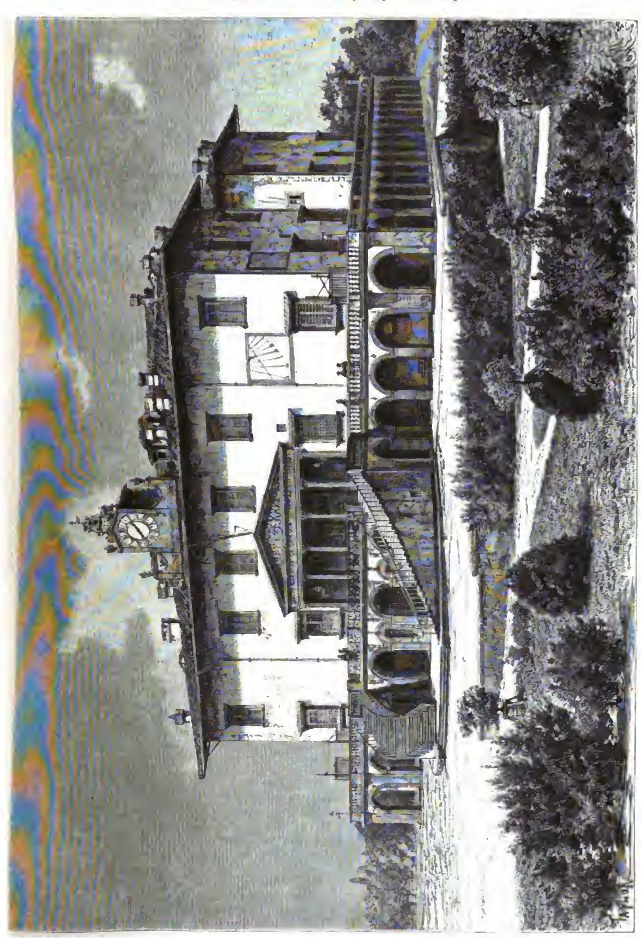


Gesammtansicht von Poggio a Cajano.

nach Pistoja auf einem Ausläufer des Monte Albano gelegen, und dann die drei ziemlich nahe bei einander befindlichen Villen Careggi ($3\frac{1}{2}$ km nördlich von der Porta Nuova), Castello und la Petraja (5 km nordnordwestlich von der Porta Nuova).

Fast sämmtlich gewähren sie äußerlich einen fast unscheinbaren Anblick und lassen nicht im Entferntesten die Pracht und die Kunstschätze, welche sich hinter ihren Mauern verbergen, errathen. Der Grund dieser äußeren Einfachheit wird erklärlich, wenn man sich des Jahrhunderts ihrer Erbauung erinnert.

Der Luxus, den die in der Geschichte zuerst auftretenden Männer dieses berühmten Geschlechts entfalteten, durfte aus Politik nur ein vollkommen geheimer sein; bei ihrem Verlangen, die Empfindlichkeit der Bürger, deren Unterjochung sie planten, auf jede Weise zu schonen, vermieden sie, wenigstens äußerlich, alles das, was nur irgendwie an Macht und Herrschaft gemahnte; mit dem Vorbehalt freilich, sich durch alle nur erdenklichen, den Augen der Menge entzogenen Raffinements zu entschädigen. Die mediceischen Paläste und Villen bargen eben, so unscheinbar von außen, wahre Museen von einem Reichthume ohne Gleichen. Mit Lorenzo von Medici, dem die Geschichte den Beinamen des Prächtigen verlieh, hob das goldene Zeitalter an. Seine Muße theilte er zwischen Careggi und Poggio a Cajano. Schon im Jahre 1479 erwarb er das letztere von Giovanni Ruccellai, einem andern, nicht minder bedeutenden Kunstmäcen, dem Erbauer der Façade von S. Maria Novella, als Eigenthum und ließ es von Giuliano da San Gallo umbauen. Hier versammelte sich bald die auserlesenste Gesellschaft um den Fürsten: Politiano feierte die Villa in einem Gedichte, Michele Verino beschrieb sie in Prosa; Ermolao Barbaro und Pico von Mirandola genossen dort Gastfreundschaft.



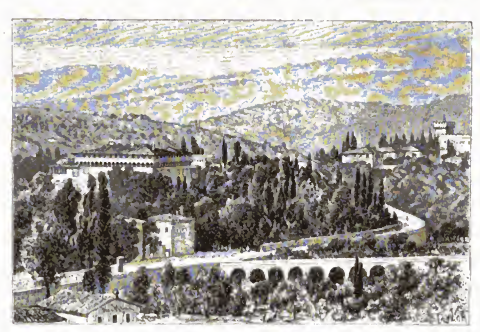
Die königliche Villa Poggio a Caiano.

Ein Aquäduct brachte von den Höhen von Bonistallo das Wasser herbei; weit ausgedehnte Küchen- und Baumgärten dienten zur Ausführung der von Lorenzo befohlenen landwirthschaftlichen Versuche; noch heute bilden ausgedehnte Maulbeerplantagen, die aus jener Zeit stammen, eine Quelle beträchtlicher Einnahmen für das Ombronethal. Außerdem beherbergten jene medicäischen Besitzungen seltene Thiere, die bis von Spanien oder Aegypten her bezogen wurden. In der That kann darnach Lorenzo als Begründer der heutigen zoologischen Gärten angesehen werden. Seine wunderbare Thätigkeit dehnte sich eben auf Alles aus: Goldfasanen, deren Nachkommen noch vor wenig Lustren jene Gärten bevölkerten, wie auch kalabrische Schweine und Wiederkäuer Indiens wurden gezüchtet, und unter Lorenzo betrat zuerst die Giraffe an den Ufern des Arno den Boden Europas. Ställe, Volièren, Gehege, Abtheilungen für Zoologie und Botanik, alles das bekundete Lorenzo's unermüdlichen Eifer und sein Streben, auch der Wissenschaft dienstbar zu sein.

Auch seinen Kindern wußte er die Liebe zu dem von ihm Geschaffenen einzuflößen, denn als sein Sohn Giovanni unter dem Namen Leo X. den heiligen Stuhl bestieg, vergaß er den Lieblingssitz seines Vaters nicht und ließ dort umfassende Arbeiten ausführen; im Jahre 1515 besuchte der Pontifex denselben sogar in Person. Leider verhinderte sein bald erfolgender Tod die Fortsetzung geplanter Verschönerungen.

Gleicherweise hielt sich Cosimo I. ziemlich häufig in Poggio a Cajano auf, und dieser Epoche entstammt eine Reihe von Teppichen, auf denen Scenen der Jagd und des Fischfangs nach Kartons Stradano's dargestellt sind.

Wenige Jahre später ward dieser heitere Musensitz der Schauplatz einer erschütternden Tragödie. Bianca Capello, die liebreizende Venetianerin, war öffentlich dem Großherzoge Franz II. von Toskana angetraut worden. Die herrlichste Zukunft lächelte ihr. Der Senat von Venedig vergaß oder wollte vergessen, daß er ehemals, als die Tochter mit ihrem Geliebten dem väterlichen Hause entflohen war, dieselbe



Villa di Careggi.

gebrandmarkt hatte, und schickte eine prächtige Gesandtschaft, um der Hochzeit seiner Mitbürgerin, die zur Tochter der Republik von San Marco erklärt worden, beizuwohnen.

Der Tod des einzigen Erben der Krone, eines Kindes der ersten Gemahlin Franz II., gab ihren Plänen freies Feld. Sie beschloß ihre Macht dadurch zu befestigen, daß sie sich mit ihren Schwägern aussöhnte und namentlich gelang es ihr, den Cardinal Francesco nach Poggio a Cajano zu locken. Fraglich ist es, ob bei den folgenden Ereignissen Zufall oder ein Verbrechen die Hand im Spiele hatte. Im Oktober 1587 verfiel zuerst der Großherzog selbst in ein hitziges Fieber, gleich darauf auch seine Gemahlin Bianca, und wenige Stunden nach einander hauchten beide ihre Seele aus.

Die Architektur der Villa Poggio a Cajano ist außerordentlich einfach; kein Theil tritt malerisch hervor, nirgends erblickt man monumentale Säulen oder Karyatiden. Von der Front gesehen, gleicht das Gebäude einem Viereck, welches aus Erdgeschoß und Oberstock besteht; ersteres wird von einer Säulenhalle rings umschlossen und bildet auf diese Weise in der Höhe der ersten Etage eine Terrasse. Diese Halle, die einen ziemlich schwerfälligen Eindruck hervorruft, ist ein Anbau aus späterer Zeit und darf nicht dem Giuliano da San Gallo zur Last gelegt werden, dessen Werk ohnedies in mehr als einem Punkte entstellt worden ist. Der Hauptschmuck der Façade besteht in einer außerordentlich schönen Loggia, welche, tonnenförmig gewölbt, mit Masken und medicäischen Emblemen und Wappen, drei Federn in einem Ringe und den Kugeln, geziert ist. Dieselben, aus weißem Stuck, heben sich auf blauem Grunde vortrefflich ab. Der Fries der Vorderseite dieses Bogenganges ist mit emaillirten Terrakotten geschmückt.

Von außen gestattet die Villa auch keinen genauen Schluß auf die Zahl und Ausdehnung der inneren Räumlichkeiten. Das Erdgeschoß enthält unter anderem ein Theater, einen großen, überwölbten Speisesaal, welcher auf den entzückenden Park mündet, der sich hinter der Villa ausbreitet, und das Sterbezimmer der Bianca Capello. Im ersten Stock durchschreitet man zunächst einen modernisirten Saal, der die Bildnisse der Medicäer in ganzer Figur enthält, als-

dann einen zweiten, der als Wandschmuck Trophäen und Fresken mit vielen allegorischen Figuren aufweist, welche den Ruhm jenes Geschlechts verherrlichen. Indessen das Herrlichste des Ganzen bleibt ein Saal, der in seinem Adel und seiner Pracht geradezu jeder Beschreibung spottet. Leo X. war der Erbauer.

Die Decke, sehr hoch und gewölbt, trägt in der Mitte die päpstlichen Insignien mit der Inschrift: „Leo decimus pontifex max. Aulam hanc illustrare et ornare caepisset (*sic*). — Franciscus Medices magnus dux Etruriae secundus magnificentius perficiendum curavit.“ Die Wappen und Devisen der Medici bilden den vornehmlichen Schmuck dieser monumentalen Decke. Unter den die Wände zierenden Fresken fesselt eine ganz besonders das Auge des Kenners; begonnen im Jahre 1521 von Andrea del Sarto, fortgeführt und vollendet von Alessandro Allori im Jahre 1580, stellt die Komposition Cäsar in Aegypten dar, wie er den Tribut der besiegten Völkerschaften entgegennimmt. In der Mitte erblickt man den mit Lorbeeren gekrönten Diktator in einer Nische, wie er den feierlichen Ansprachen der Gesandten sein Ohr leiht; zur Rechten und Linken erscheinen Repräsentanten aller Völkerschaften, welche Pferde, Giraffen und seltene Vögel herbeibringen. Die Mannigfaltigkeit der letzteren ist eine Anspielung auf die zoologischen Liebhabereien Lorenzo's des Prächtigen. Die Anordnung in diesem Bilde läßt freilich einiges zu wünschen übrig, aber Kolorit und Bewegung sind bewundernswerth. Natürlich sind es keine Römer und Aegypter, welche Andrea del Sarto darstellt, sondern unverfälschte Florentiner seiner Zeit.

Es scheint, als ob die ersten Medici sich durch die ansehnliche Anzahl ihrer Residenzen über deren große, wenigstens äußerliche Einfachheit, zu der sie die Staatsraison verurtheilte, haben entschädigen wollen. Ein wie bescheidenes Asyl ist doch Careggi, und welch hervorragenden Rang nimmt diese Residenz in der Geschichte des menschlichen Geistes ein! Hier, in dieser einfachen Villa, welche Michelozzo für Cosimo, den Pater Patriae, erbaute, hielt die platonische Akademie ihre ersten Sitzungen ab, hier war die



Die Villa Reale di Castello.

Quelle, aus der zuerst Florenz und später ganz Europa die Lehren des göttlichen Plato in sich aufnahm. Im weitern Verlaufe der florentinischen Geschichte war Careggi der Ort, wo Cosimo und 28 Jahre später Lorenzo von Medici ihren Geist aufgaben; ersterer ging in einem Alter, wie es den meisten Sterblichen nur selten beschieden ist, dahin, unter den Wehklagen seiner Mitbürger, welche ihm den Beinamen eines Vaters des Vaterlandes zuerkannten. Lorenzo dagegen verschied im besten Mannesalter (er zählte nur 44 Jahre).

Der Tod dieses Staatsmannes, der gleichzeitig den Dichter und Kunstmäcen in sich vereinte, hat etwas eigenthümlich Tragisches. Als Poliziano und Pico von Mirandola sich heftig weinend von seinem Sterbebette entfernt hatten, erschien der unversöhnliche Gegner der Medici, Savonarola, an demselben, um ihm die Absolution zu ertheilen, woran er jedoch drei von dem Sterbenden vorher zu erfüllende Bedingungen knüpfte: erstlich, daß er von dem Glauben an die göttliche Barmherzigkeit durchdrungen sei? Lorenzo bejahte. Ferner, daß er die unrechtmäßiger Weise von ihm und seinen Söhnen erworbenen Güter wieder herausgebe? Nach kurzem Besinnen willigte er auch hierein. Die dritte Bedingung endlich lautete, dem florentinischen Volke seine Freiheiten zurückzugeben. Da wandte sich Lorenzo und weigerte dem Priester die Antwort. Dieser zog sich zurück, ohne ihm die Absolution ertheilt zu haben. Wenige Stunden später war Lorenzo zu seinen Vätern versammelt (8. April 1492).

Im nächsten Jahrhundert, im Jahre 1527, war Careggi Zeuge des florentinischen Aufstandes. Fanatische Horden setzten die Gebäude zum Theil in Brand. Allerdings suchte Alexander von Medici, der erste Herzog von Florenz, die Spuren dieser Verwüstung so bald als möglich wieder zu vertilgen und betraute Pontormo und Bronzino mit der Ausschmückung. Doch schwand bei den Nachfolgern Alexander's das Interesse für Careggi mehr und mehr, bis schließlich das Haus Lothringen die Erlaubniß zur Veräußerung ertheilte. Im Jahre 1779 erwarb die Familie Orsi die Besitzung, bis sie im Jahre 1878 Eigenthum eines Engländers Sloane wurde, der sie mit einem prächtigen Garten



La Petraja.

umgab, und dessen Wittwe sie noch heute bewohnt. Das Innere der Villa gewährt übrigens, wie erwähnt, ähnlich allen mediceischen Villen, ungleich mehr, als das Aeußere ahnen läßt. Sie enthält eine bedeutende Anzahl von Räumlichkeiten, unter anderem eine freilich moderne Kapelle. Die Zimmer boten den Gelehrten und Künstlern, mit denen Cosimo und Lorenzo sich zu umgeben liebten, reichlich Platz; bisweilen genossen in Careggi auch Personen fürstlichen Geblütes, so Galeazzo Maria Sforza, der spätere Herzog von Mailand, im Jahre 1459 Gastfreundschaft. Die heutige Ausstattung, aus englischen Möbeln und Teppichen und mittelmäßigen Gemälden und Skulpturen bestehend, steht in häßlichem Gegensatze zu den historischen Erinnerungen, welche sich an das Gebäude knüpfen. Nachdem der Fremde in Poggio a Cajano und in Careggi hinreichend Gelegenheit gehabt, die geheime Pracht der ersten Renaissance zu bewundern, lenkt er seine Schritte in der Regel nach dem nahen Castello und La Petraja. Der Unterschied springt sogleich in die Augen, man befindet sich nicht mehr in der Gegenwart von Patriciern, sondern von Souveränen, die einer Zeitepoche angehörten, in der die Sorge um Ruhe und Zurückgezogenheit weitaus von der um Pracht und Luxus überwogen wurde.

Castello liegt in der Luftlinie 2 km von Careggi entfernt, auf der Mitte einer Anhöhe. Die Façade dieser jetzt in königliches Eigenthum übergegangenen Villa ist von äußerster Einfachheit, ja Kahlheit; sie besteht nur aus einem Erdgeschoß und einer ersten Etage, die mit einem Balkon versehen ist. Von den inneren Räumlichkeiten ist nicht viel zu sagen möglich, da der Besuch derselben dem Fremden ohne Unterschied untersagt ist. Doch sollen sie Gemälde eines Pontormo, Bronzino und anderer berühmter Meister beherbergen. Die umliegenden Gärten gewähren dafür einen entzückenden Anblick; sie bilden noch eine Schöpfung des ersten Großherzogs Cosimo, welcher sie durch Nicola Tribolo (1485—1550) mit herrlichen Skulpturen schmücken ließ, und sind allein die Fahrt von Florenz aus werth. Ein monumentaler Springbrunnen, zwei übereinander gesetzte Schalen enthaltend, von denen die eine in Erz gegossene Kinder trägt, ist vom Eingange her sichtbar. Eine Gruppe des Herkules und Antaeus (von Ammanati, der sie nach dem Tode Tribolo's ausführte) krönt das Ganze, welches überdies noch von sechs antiken Statuen umgeben ist. Selten wohl mag sich dem Auge des Kenners eine so geschickt angeordnete, geschmackvolle und ausgezeichnete Komposition wie diese darbieten. Uebrigens knüpft sich an Castello ebenfalls eine Zahl von berühmten Namen, so der des Benvenuto Cellini, welcher dort 1552 bei Cosimo eine wenig gnädige Aufnahme fand; ferner der der Bianca Capello, welche daselbst zu wiederholten Malen residirte, und des glänzenden Schlachtenmalers Borgognone. In wenig Minuten führt der Weg von Castello nach La Petraja. Der Park, der den Wanderer hier aufnimmt, ist von überraschender Pracht und Schönheit: immergrüne Eichen, hundertjährige Cypressen, Felsen und Kaskaden, welche das Bassin vor der Villa füllen, bilden ein Ganzes von ergreifender Schönheit. Die Villa, trotz der in neuerer Zeit von Victor Emanuel vorgenommenen Restaurationsarbeiten, hat ungleich mehr Charakter als Castello.

Eine Art Warte, oben von zwei äußeren Gallerien umgeben, krönt den ganzen Bau und erinnert daran, daß La Petraja einst ein starkes Schloß war, welches mit Erfolg mehrere Belagerungen aushielt. Seine ersten Besitzer waren die Brunelleschi, dann Pallas Strozzi, und die Salutati, bis es endlich im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts die Medici erwarben, welche den Ort aus einer Festung zu einer Stätte der Erholung und des Vergnügens umwandelten. Der Baumeister Buontelanti leitete den Umbau.

Der interessanteste Theil der Villa ist unstreitig der ehemalige Cortile (Hof), der heute mit Glasscheiben überdacht und in einen Salon verwandelt ist. Er enthält eine doppelte Reihe von Säulen, an denen jetzt Hirschköpfe, Jagdtrophäen Victor Emanuels angebracht sind. Die Fresken, welche die Wände zieren, wenn auch von mäßiger Güte, und das von oben einbrechende Licht vermehren noch die Wirkung, die das Ganze hervorruft.

Im Allgemeinen aber bleibt der Schmuck der Gemächer von La Petraja an Geschmack, wenn auch nicht an Reichthum, weit hinter dem von Poggio a Cajano zurück; erwähnenswerth sind in einem der an die Glashalle anstoßenden Zimmer sechs werthvolle Tapeten, die Geschichte Don Quixote's darstellend, welche einer Inschrift zufolge 1781 in den Gobelins in Neilson's Atelier angefertigt worden sind. Zur rechten und linken Seite der Villa breitet sich der Garten mit zahlreichen Volièren, die leider heute leer sind, aus; sie entstammen der Zeit der alten toskanischen Fürsten, welche dort die seltensten Vögel angesammelt hatten. Gegen zwei riesige Eichen hat die jetzige Generation sich milder gezeigt, indem sie ihnen die sorgfältigste Pflege zu Theil werden ließ; mehrere Meter im Umfange haltend, bieten sie dem Besucher unter ihren mächtigen Zweigen einen schattigen Aufenthalt. Der Hauptschmuck des Gartens besteht aus seinem Springbrunnen, einem Werke des Tribolo, demselben Meister, der auch den Garten von Castello schmückte. Den untern Theil bildet ein Marmorbassin, in welchem sich Goldfische tummeln. Darüber befinden sich Satyre auf Delphinen aus weißem rosageadertem Marmor, welche eine mit Guirlanden umwundene Schale tragen. Aus dieser erhebt sich ein ungemein zierliches Piedestal, eine zweite, viel kleinere Schale mit einem badenden Mädchen in Bronze tragend. Dieselbe windet ihr Haar aus und läßt einen zierlichen Wasserstrahl aus demselben herniederfallen. Diese Statue ist ein Werk des Giovanni da Bologna, welcher hier gezeigt hat, daß er in der Darstellung des Anmuthigen dieselbe Meisterschaft besaß, wie in derjenigen des Kräftigen und Gewaltigen.

Britisch-Indiens Grenznachbarn gegen China.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

In Afrika verengt sich der Kreis unbekannten Landes von Jahr zu Jahr; dagegen wurde seit Jahrzehnten zur Kenntniß der Gebirgsländer des östlichen Tibets nur wenig beigetragen und nach den Erfahrungen, die erst im verflossenen Jahre wieder gemacht wurden, wird sich darin in der nächsten Zeit nichts ändern. Die Behörden in Tibet

sind gegen Europäer sichtlich argwöhnischer geworden als vor 30 und 40 Jahren; damals fanden englische Beamte wie Missionare in Tibet Zutritt. Seither werden Europäer an der tibetischen Grenze einfach zurückgewiesen und wenn sie dem Verbote nicht sich fügen, sondern sich auf die Abmachungen der Vertragsmächte mit dem Tsungli-Jamen in Peking berufen, so wird der Bevölkerung verboten, Lebensmittel zu verabreichen, die Diener aber werden nächtlicher Weile abgefangen und über die Grenze zurückgebracht. Mit eigenen Unterthanen wird noch unglimpflicher verfahren. So wollten zwei junge Kaufleute aus Lhassa 1880 den Besuch des Marktes in Udalguri (Assam) erzwingen, da konfiscirte man in Tawang ihre Waaren und schickte sie selbst als Gefangene in ihre Heimath zurück. Diplomatische Vermittelung für indische Unterthanen erwies sich als wirkungslos, denn bei aller Ueberwachung durch chinesische Mandarine sind die Behörden in Tibet Organe der Regierung der Dalai Lama, nicht aber von Peking. Der Landesherr, der Dalai Lama, ist zugleich der oberste Geistliche und nach tibetischer Anschauung eine Menschwerdung des Landesschutzheiligen Tschenresi. Ein Schwarm von Mönchen, Nonnen und Religiosen aller Art ist in zahlreichen Klöstern, deren größere tausend und mehr Insassen zählen, über das ganze Land von der dreifachen Größe des Deutschen Reiches zerstreut. Seine Einkünfte kann dieser Klerus, der im Verhältnisse zur Gesammtbevölkerung eine zu große Ziffer darstellt, nur erzielen durch eigenen Erwerb und diesen zieht er aus dem Handel. Thee mit Getreide bildet die Hauptnahrung des Volkes, Opium ein unentbehrliches Narkotikum; der Bedarf Chinas und Centralasiens an Gegenständen des buddhistischen Kultus kann nur in Tibet befriedigt werden. Die Klöster rissen den Handel in diesen Hauptkonsumtionsgegenständen an sich und fürchten, desselben durch Mitwerbung anglo-indischer Kaufleute verlustig zu gehen. Das Monopol hierin ist eine Lebensbedingung für die Priester und Voraussetzung der Fortdauer ihrer weltlichen Herrschaft; so wenig dieses Handelsmonopol dem denkenden Tibeter und seinen Bedürfnissen entspricht, so giebt es doch im Lande keine Partei, die kräftig genug wäre, Wandel zu schaffen.

Britisch-Indien grenzt an Tibet nördlich von Delhi in den Distrikten Kamaon und Garwhal, dann östlich in Assam. Das Grenzland nördlich von Delhi ist eingehend erforscht; meine Brüder konnten hier in Orte vordringen, die sonst noch von keinem Europäer betreten wurden. Anders in Assam. Hier bilden die Ergebnisse der Expedition zur Rächung der Ermordung der beiden französischen Missionare Krick und Boury (1854) noch immer die einzige verlässige Grundlage zum Anschluß der Karten Britisch-Indiens an jene von China und Ober-Birma. Selbst in den nach Assam sich abdachenden Ausläufern der Hauptkette des Himalaya-Gebirges kann ein Einzelner nicht auftreten; der Vormarsch hat jederzeit an der Spitze einer stattlichen militärischen Kolonne zu erfolgen, auch wenn der Zweck ein durchaus friedlicher ist, wie die Aufstellung des Meßtisches auf einem günstigen Aussichtspunkte. Es kann nicht wundern, daß die Eingeborenen, die wir als auf einer sehr niederen Stufe der Kultur stehend kennen lernen werden, vom äußern Auftreten auf feindliche Absichten schließen und vom angesagten Wege nicht die geringste Abweichung dulden. Selbst Indier werden in diese Waldgebirge nicht zugelassen. Wiederum ist der Handelsgewinn die Ursache; jetzt bilden die Bewohner dieser Vorberge ausschließlich die Zwischenhändler zwischen der indischen Ebene und den Hochthälern von Tibet, und wollen sich die Einnahmen hieraus von Dritten nicht schmälern lassen. — An orographisch-ethnographischen Verhältnissen in diesem Grenzgebirge ermittelten die englisch-indischen Behörden und Truppenführer die nachstehenden Nachrichten [1]).

Die assamesische Ebene besteht aus Geröllablagerungen des großen Stromes Brahmaputra, mit denen sich seitlich die Abwaschungen vom Hochgebirge mischen. Aeltere Formationen starren nirgends aus dem Diluvium hervor. Das Gebirge am Ostrande der Ebene steigt plötzlich an. Die äußeren Ketten bestehen aus Sandstein und erreichen eine Höhe von 1000 bis 1200 m; der Gorusutia-Berg, genau in 27° nördl. Br. und 93° 33′ östl. L. von Greenwich, ist 1012 m hoch. Zahlreiche Bergwässer entströmen den Abhängen; ihre Betten sind tief im Geröll eingerissen, die Bergseiten dicht bewaldet. Diese von den Angrenzenden Dun (Thal) und, wo aus dem hintern Gebirge ein größerer Strom ausmündet, Duar (Thor) genannten Gebirgsränder haben bereits durch Einrichtung von Thee-Plantagen zur Anlage von europäischem Kapital geführt; einer der weitest vorgeschobenen Gärten liegt zu Harmati am Duar des Dikrang-Flusses. Ungewöhnliche Höhe erreicht der Gummibaum. Die Gewinnung des Harzes ist sehr lohnend, aber die Eingeborenen sehen es sehr ungern, daß Fremde sich damit befassen. Besonders gefürchtet sind die Harzer aus Nepal, weil sie Raubbau treiben; die englischen Grenzbehörden weisen sie deswegen neuerdings zurück. Die Sandsteingebirge streichen von O nach W; auf ihrer Nordseite breiten sich stellenweise weite Thäler aus und über diesen steigt nördlich das Urgebirge an, bestehend aus dunkel gefärbtem Sandstein und Schiefer, und höher hinauf Gneis. In den Kämmen herrscht O — W Richtung vor; aber zahlreiche Ausläufer bewirken die Bildung einer alpinen Landschaft mit stark gewundenen, im untern Theile tief eingerissenen Thälern.

Der Aufstieg erfolgt auf häufig sehr gefährlichen Pfaden; an den schmalsten Stellen sind längs der Abgründe Bastseile gezogen. Die Brücken bestehen ebenfalls aus Bastseilen, die über die Flußenge gespannt werden. Eine solche Brücke bedarf vier Tragseile, wovon zwei den Boden, zwei das Geländer bilden; unter sich sind diese vier Hauptseile durch ein dichtes Flechtwerk aus Bastseilen verbunden. Diese Brücken sind nur für Fußgänger bestimmt und erfordern fortwährend Reparaturen; durchschnittlich im dritten Jahre sind alle Theile derselben erneuert [2]). Für Saumthiere sind von Assam aus nur wenige Thäler gangbar, anders von Tibet her; bei Wanderungen mit den Weibern und Kindern machen die Eingeborenen große Umwege, um solche Hauptverkehrswege zu erreichen.

Die Waldungen werden von den Eingeborenen geschont, ganz im Gegensatz zu den Nachbarn im Westen. Deodora und andere Pinusarten steigen astlos bis zu einer Höhe von 40 m und mehr empor; dicht ist die Krone, kein Sonnenstrahl dringt zur Erde. Dem Mangel an Gebüsch wird die auffallend geringe Zahl von Waldvögeln zugeschrieben, der Hornvogel tritt allein zahlreich auf. Die Gipfel über den Urwäldern sind bis zur Spitze mit einer üppigen Grasdecke überzogen. Regen fällt in der Regenzeit in Menge; die Jahrestemperatur muß hoch sein, denn die Officiere der

[1]) Hauptquelle sind die jährlichen „Reports on the Administration of the Province of Assam“ (seit 1875). W. W. Hunter: A Statistical Account of Assam (1879, 2 vols). Der einschlägige Inhalt von E. T. Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal (1872) ist im Statistical Account überarbeitet; unerreicht sind geblieben die prächtigen Abbildungen in Dalton's Werke.

[2]) Eine solche Brücke ist abgebildet im Atlas zu Bd. I der Results of a scientific Mission to India and High Assam by A. H. und R. v. Schlagintweit.

von December 1873 bis Februar 1874 dort stationirten Abtheilung indischer Sipahi-Soldaten verzeichneten an den kältesten Tagen Temperaturen von 1,7° C. (1⅓ R.).

Die Region jenseits dieser ersten Kette aus Urgesteinen ist nur aus einem einzigen Querschnitte bekannt, der Linie Tawang-Tsangpo-tschu im 92. Grad östl. L. von Greenwich. Dieser Weg wurde zweimal von Eingeborenen, Beamten des großen trigonometrischen Vermessungsamtes zurückgelegt, 1874 von Nain Singh, der bereits meine Brüder im Himalaya begleitet hatte, und dem ich vor fünf Jahren zur Dekorirung mit dem kaiserlichen Orden der indischen Krone gratuliren konnte; dann 1878 von einem Ungenannten. Nach Messungen des indischen trigonometrischen Amtes liegen in diesem Abschnitte des Himalaya-Gebirges Gipfel bis zu 7028 m Höhe. Die Reisenden hatten vier Hochpässe zu überschreiten, die dazwischen liegenden Thäler zeigten gegen Süden zu starken Waldwuchs; je weiter man sich von Indien entfernte, desto seltener wurden die Felder, die Temperatur niedriger, die Luft trockener. Die angetroffenen Wohnplätze waren theilweise nur gehalten wegen ihrer günstigen Lage für den Handel oder ihrer strategischen Bedeutung.

Die Bevölkerung bildet ethnographisch das hochinteressante Bindeglied zwischen den wilden Gebirgsvölkern Vorderindiens und den Stämmen auf gleich niedriger Gesittungsstufe in Ober-Birma und Süd-China. Noch ist die Forschung nicht so weit gediehen, um behaupten zu können, daß Urahnen der heutigen Bewohner dieses Grenzstriches quer über das Thal des Brahmaputra hinüber ausgeschwärmt und die Stammväter einzelner Gruppen der vorderindischen Aboriginer abgegeben hätten; selbst die Verbindung der Bewohner der rechten Thalhälfte des Brahmaputra mit den Garo- und Khassia-Völkern der linken Seite ist noch gewagt. Immerhin finden sich vereinzelt überraschende Uebereinstimmungen im Aeußern, in sprachlichen Eigenthümlichkeiten und Volkssitten; auch ist die Entfernung zwischen den äußersten Enden der Garo-Hügel auf der hinterindischen Seite und den Radschmahal-Bergen an der Südbiegung des Ganges auf der vorderindischen Halbinsel so gering, daß die räumlichen Verhältnisse kein Hinderniß der Ausdehnung bieten konnten. Zu weiteren Schlußfolgerungen fehlt jedoch noch immer ein näherer Verkehr mit den an Tibet anstoßenden Völkerschaften und da diese noch heute außerhalb jeder Berührung mit den Kulturvölkern im Norden wie im Süden stehen, so bewahrten sie nach vorliegenden Andeutungen die für ethnographische Vergleiche so wichtigen alterthümlichen Formen. — Mein Bruder Hermann hatte 1856 versucht von Udalguri aus nördlich über das von tibetischen Lamas beherrschte Tawang (Grenzstrich östlich von Butan) vorzudringen. Er fand in Narigun freundliche Aufnahme, die Erlaubniß zum Vorrücken blieb ihm aber vorenthalten. Dagegen erwies sich dieser Ausflug außerordentlich lohnend zur Kompletirung der Sammlungen. Außer einer großen Zahl tibetischer Kultusgegenstände und Bücher wurden eine Reihe Hausgeräthe der Abors und Handelsgegenstände aus dem Waldgebirge erstanden; in Sadiya gelangten zahlreiche Gegenstände der Abor und Mischmi in seinen Besitz, in Dibrughar Naga-Artikel, in Tscherrapundschi Garo- und Khassia-Fabrikate. Diese reiche Kollektion von über hundert Nummern ist jetzt mit den anderen Sammlungsgegenständen meiner Brüder Adolf, Hermann und Robert von Schlagintweit den ethnographischen Sammlungen der königlichen Museen in Berlin einverleibt und gelangt demnächst mit dem Umzuge in das neue Gebäude in der Königgrätzerstraße zur Aufstellung.

Folgendes sind von West nach Ost vorrückend die Namen der Stämme, welche den Nordosten Assams bevölkern: Aka oder Hrusso, Daphla, Miri, Bor-Abor, Midhi und Mischmi. Unter den Daphlas lagerte 1874—75 eine stärkere englisch-indische Militärmacht längere Zeit; die Zahl der waffenfähigen Leute wurde unter ihnen zu 11 500 Mann erhoben. Verallgemeinert man diese Zahlen für das ganze Gebirgsland, so gelangt man zu einer Gesammtbevölkerungs-Ziffer von einer Viertel- bis zu einer halben Million Einwohner.

Eine eigene Stellung nehmen die Aka ein, der östlichste Stamm unter diesen Bergbewohnern. Seine Sitze liegen zwischen Bhutan im Osten und dem Bharoli-Flusse im Westen, der sich oberhalb Tezpur in den Brahmaputra ergießt. Zu einer eingehenden Studie machte dieses Volk, das heute nur mehr 230 Familien zählt, der deutsche Missionar Hesselmeyer, und dieser kommt nach ihrem Aeußern wie ihrer Sprache zu dem Schlusse, daß die Aka ein Schan-Volk sind und in Hinterindien ihre Ursitze hatten; geschoben von den Ahams ließen sie sich zuerst im Lande der Khassia und Garo nieder, bis sie vor einer neuen Woge in die Ebene und von hier in ihre jetzigen Sitze vorrückten; diese letzte Wanderung wird mit der Ausbreitung der Ahams über Assam im 13. christlichen Jahrhundert zusammenhängen. Die Aka blieben von ihren Wanderungen nicht unberührt; zeigt ihre Sprache auch viele Ueberreste aus der Schan-Sprache, wie sie in der Patkoi-Kette gesprochen wird, dem Grenzgebirge Britisch-Indiens gegen Ober-Birma, so stößt man im Vokabulare auch auf viele Worte der früheren und jetzigen Nachbarn. Ebenso sind ihrem Gesichte Spuren vielfacher Mischung aufgeprägt; sie lassen sich einer bestimmten Nation nicht zuweisen, sondern sind im Allgemeinen als Angehörige des südöstlichen Asiens zu bezeichnen, jedoch trotziger und herausfordernder als ihre Umgebung. Den Anzug haben sie von Indiern angenommen, jedoch mit einigen, den örtlichen Verhältnissen angepaßten Zusätzen. So wird der Körper hinab bis zum Knie mit Fransentüchern umwunden und das Wehen der Fransen wehrt Insekten, streicht Blutigel ab, die hier, wie in Sikkim, eine Landplage sind. Als Kopfbedeckung dient der Basthut, im Winter die tibetische Mütze, verziert nach Art der chinesischen Mandarinen mit einem Glasknopfe und einer Silberborte. Der Wohlhabende lebt in Polygamie; man freit nicht um seine Gattin, sondern die Heirath ist ein Geschäft zwischen den interessirten Familien und wird mit einem viele Tage hindurch fortgesetzten Gelage vollzogen. In der Nahrung ist der Aka verhältnißmäßig civilisirt; er verschmäht das Fleisch von Elephant, Hund und dem kriechendem Gewürm, versagt sich aber Gans und Taube aus religiösem Vorurtheile. Den Indiern ist entlehnt die Einsetzung von Priestern, der Glaube an ein oberstes göttliches Wesen, das Unrecht im Jenseits rächt; von Tibet erhalten die Akas Buddhafiguren, die sie als Hausgötter aufstellen; als Zugehöriger der Gebirgsstämme zeigt sich der Aka sodann durch seine Leidenschaft für das Tabakrauchen. Männer wie Frauen sieht man selten ohne eine Pfeife; diese besteht aus einem Bambusabschnitt, in den ein kurzes Rohr gesteckt wird. Die Aka sind von kriegerischen Neigungen, aber ihre Waffen sind die denkbar einfachsten; sie bestehen aus Bogen und vergifteten Pfeilen, der Gebrauch von Schild und Helm ist ihnen unbekannt. Die vorenglischen Herren Assams benutzten die Aka zur Bekämpfung der Migi, auch Midschi genannt, eines volkreichern Stammes als die Aka, das rückwärts von ihnen bis nach Tibet hineinwohnt. Von diesen Midschis ist nichts bekannt, als daß sie die Aka mit ihren kupfernen

Hausgeschirren versehen und ihnen indische Gewebe theuer abkaufen. In früherer Zeit stiegen Midschi bis in das Brahmaputra-Thal hinab und plünderten Gehöfte; die damalige Regierung gestattete den Akas in einem bestimmten Kreise Erhebung von Seiden- und Baumwollengeweben; die englische Regierung wandelte die Selbsterhebung in eine Posa genannte fixe Geldspende um, die jetzt 668 Rs. (à nominell 2 M.) beträgt. Diese Subsidie wird jährlich im Februar oder März in Tezpur in Empfang genommen. Der Stamm zerfällt in zehn Abtheilungen, jede von einem besondern Häuptlinge regiert, der Radscha oder Fürst angeredet wird. Diese Abtheilungen sind zu zwei größeren Gruppen vereinigt, denen die Assamesen den Spottnamen Hazari Khuka, d. i. Tausend-Herde-Esser und Kapas-Tschor, d. i. Baumwolldiebe, beilegen. Die Kapas-Tschor haben die Oberhand, und deren Führer, jetzt der Radscha Midhi genannt, nimmt die Subsidie jährlich in Empfang. Sein häufiger Verkehr mit Engländern wurde Anlaß, seine zwei Söhne als Staatspensionare in die anglo-indische Schule in Tezpur zu geben; nicht mit Unrecht fürchten seine Landsleute mit Rückkehr der Knaben als Jünglinge Einzug neuer Lebensanschauungen und Nachrücken der Fremden zur Ausbeute des Reichthums ihrer Waldungen. Die englischen Waldschutzgesetze werden als ein Eingriff in ihre Hoheitsrechte am Waldgebiete aufgefaßt und wurden am 14. November 1883 die Ursache eines gewaltthätigen Angriffes auf die Behausung des englischen Oberförsters Campbell beim Orte Balipara. Viel Eigenthum wurde vernichtet; England verlangt Genugthuung für diese Gewaltthat, die Verhandlungen sind zur Zeit noch im Gange.

Nachbarn der Aka sind die Daphla; sie wohnen zwischen den Flüssen Bharoli und Sundri (Sumdiri), einem westseitigen Zuflusse des Subansiri-Stromes, und sind die einzigen Bergbewohner, die sich Europäer in ihrer Heimath näher ansehen konnten. Die Gelegenheit hiezu ergab sich 1874—75 und Anlaß wurde ein gemeinsamer Ueberfall der Taging Daphla, Hatscheng, Rana- und Gobind-Abor, sämmtliche am obern Dikrang-Fluß wohnend, dessen Quellgebiet zwischen 92½ und 94° östl. Länge von Greenwich, und 27 und 27½° nördl. Br. liegt, auf das indische Dorf Amtolla, im Kreise Darrang, Provinz Assam, 11 km vom Fuß der Berge in der Ebene gelegen. Die Angreifer hatten 2 Mann getödtet und dann 44 Personen, Männer, Frauen und Kinder als Gefangene fortgeschleppt, das Vieh weggetrieben und das Mobilar der Beraubten als Beute mitgenommen. Ein solch kühner Zug war seit dreißig Jahren nicht mehr vorgekommen; er hatte seine Ursache im Austreten einer Bandar Khât, d. i. Affen-Husten genannten epidemischen Krankheit, welche die Dörfer dieser Stämme entvölkert hatte. Sie fürchteten wegen ihrer verminderten Widerstandsfähigkeit räuberische Ueberfälle seitens ihrer Nachbarn und holten sich diese Gefangenen zur Ergänzung ihrer Reihen. Die englische Regierung nahm den Fall sehr ernst, da den Daphlas als Entgelt für ihre einstigen Berechtigungen in der Ebene eine Posa von 2443 Rupies jährlich bezahlt wurde. Rückgabe der Gefangenen sowie Beute wurde verlangt, aber verweigert; nun wurden alle Thalschlüsse, im Ganzen 18, auf eine Länge von 1500 km mit Militärposten besetzt mit dem Auftrage, keinen Daphla und Abor zur Ebene durchzulassen. Diese Maßregel wurde ein volles Jahr aufrecht erhalten und hatte wohl die Folge, daß das Salz im Gebirge knapp wurde, aber sie brach den Trotz der Bergbewohner nicht und deshalb erging an die in Assam garnisonirenden vier indischen Regimenter mit einer Sollstärke von 2959 Mann der Auftrag, 900 Mann zum Vormarsche in das Gebirge abzustellen. Von Calcutta wurde eine Kompagnie Sappeure, aus dem Pendschab eine Bergbatterie herbeigezogen; am 1. December 1874 standen 1000 Mann Linientruppen, alles Eingeborene, mit 19 europäischen Officieren, 2 Geschützen und einem Trosse von 1200 Trägern, 200 Maulthieren und 40 Elephanten in Harmati, einer blühenden Theeanlage am Ufer des Dikrang, bereit zum Vormarsche. Die Besetzung des Landes ging längs dieses Flusses vor sich bis zu den räuberischen Dörfern, die sieben Tagereisen von der Ebene entfernt waren; die Rekognoscirungstruppe gelangte noch weitere acht Tagemärsche nördlich und erforschte das ganze Gebiet bis zur Wasserscheide des Subansiri-Flusses. Der Vormarsch ging äußerst langsam von Statten, durchschnittlich 1 km in der Stunde; im untern Thale mußte der Weg durch Dickicht gehauen werden, höher hinauf hielten der Urwald, der reißende Lauf des Stromes und die Schwierigkeiten der Verpflegung auf. Große Vorsicht war nöthig, als man sich den Dörfern näherte; sie waren sämmtlich an schwer zugänglichen Stellen erbaut und mit Pallisaden umgeben. Von der sonst beliebten Vertheidigungsweise, wobei in Hohlpfade Schlingen gelegt und vergiftete Pfeile mit der Spitze nach oben eingesteckt waren, hatten die Daphlas diesmal abgesehen. Am 3. Januar 1875 war der letzte Gefangene zurückgegeben, soweit nicht Mädchen Männer gefunden hatten und erklärten, bei diesen verbleiben zu wollen. Länger dauerte es, bis die Kriegsentschädigung beisammen war, bestehend in 20 Büffeln und 6 Messingglocken tibetischen Fabrikates; ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, kehrten die Truppen nach dreimonatlichem Aufenthalte unter den Daphlas in ihre Garnisonen zurück. Ein Hochgebirgsland mit Gipfeln bis zu 3000 m Höhe war orographisch und ethnographisch erforscht.

Mittheilungen über die Negritos und die Kopfjägerstämme des nördlichen Luzon.

Von F. Blumentritt.

In der zweiten Abtheilung eines spanischen Memoires [1]) „Ueber den Einfluß des Katholicismus in Bezug auf die Erwerbung und Civilisation der Philippinen“ sind einige interessante Daten über die religiösen Anschauungen der malaischen Bergstämme und der Negritos des nördlichen

[1]) Memoria sobre la influencia del Catolicismo en la conquista y civilizacion de los pueblos del Archipiélago filipino y sobre las costumbres y prácticas supersticiosas de los infieles que existen aun por reducir en las principales montañas de las islas, escrita para ser presentada en la exposicion colonial pue ha de verificarse en Amsterdam en Mayo de 1883. Primera parte: Memoria religiosa sobre las Islas Filipinas; Segunda parte: Noticias sobre los infieles de Filipinas. Manila, Establecimiento tipográfico del colegio de Sto. Tomás, á cargo de D. Gervasio Memije 1883. Lex.-Form. S. 23.

Luzons enthalten; Daten, welche von dem Dominikaner-Missionar P. Villaverde herrühren und welche ihres interessanten Themas wegen verdienen, hier angeführt und besprochen zu werden. Villaverde ist ein sicherer Gewährsmann, durch jahrelangen Verkehr mit jenen wirklich „wilden" Stämmen lernte er die Sitten und Bräuche jener gründlicher kennen, als es dem wissenschaftlich gebildeten Reisenden wegen der Kürze der Zeit möglich ist.

Villaverde bespricht zunächst die Aëtas oder Negritos; er erwähnt ihre kleine Statur, ihr gekrausetes Haar und die dunkle Bronzefarbe ihrer Haut; dies sind schon sattsam bekannte Dinge, ebenso wie ihre Furchtsamkeit und ihre körperliche Schwäche. Ebenso wenig neu sind die Nachrichten über ihre herumschweifende Lebensweise; um so höheres Interesse gewähren die weiteren Notizen:

Im Gegensatze zu den Igorrotenstämmen [1]), bei welchen die Ehen sehr leicht zu lösen sind, gelten die Ehen bei den Negritos als für das ganze Leben abgeschlossen, die Gatten können nur durch den Tod von einander geschieden werden. Die Art und Weise der Eheschließung ist eine eigenthümliche. Der Bräutigam geht zunächst auf die Jagd, um hinreichend viel Wildpret für die Hochzeitstafel zusammen zu bringen, zu welcher sich die Eltern, Verwandten und Freunde der Brautleute zusammenfinden. Hierauf hockt sich die Braut in einer Entfernung von etwa vierzig Metern vom Bräutigam nieder, wobei sie einen runden, aus Palmenblättern geflochtenen Schirm vor sich hält. Der junge Mann legt inzwischen einen stumpfen Pfeil auf den Bogen und schießt ihn auf das Mädchen ab; dringt nun das Geschoß durch den Schirm, ohne die Braut verletzt zu haben, so wird die Ehe geschlossen; im entgegengesetzten Falle müssen die Brautleute wieder aus einander gehen. Diese Nachricht ist sehr interessant, weil eine derartige Ceremonie von keinem andern Negrito-Forscher, so viel mir bekannt ist, erwähnt wird; wobei freilich der Umstand in Betracht zu ziehen ist, daß die Dominikaner ihre Missionen im Stromgebiete des Rio grande de Cagayan haben, diese Notizen sich also offenbar auf die Negritos jener von dem größten Flusse der Philippinen durchströmten Länder beziehen, während Prof. Semper, F. Jagor, Dr. A. B. Meyer, Miklucho-Maclay und Dr. Schadenberg sich mit den Negritos der Küstengebiete von Luzon, der Visayer und Mindanaos beschäftigten. Da die Negritos seit Jahrhunderten nicht mehr zusammenhängend wohnen, so ist es natürlich, daß die Sitten und Bräuche der einzelnen Tribus nicht überall die gleichen sind.

Am dürftigsten waren wir bisher über die Religion der Negritos unterrichtet, eine Sache, die uns nicht in Erstaunen setzen kann, wenn wir die Aengstlichkeit dieser Rasse in Rechnung ziehen. Mit um so größerm Danke nehmen wir die Mittheilungen des Dominikaner-Mönches entgegen, die ich hier in wörtlicher Uebersetzung folgen lasse:

„Trotzdem einige das Gegentheil behauptet haben, besitzen sie dennoch ihren Glauben an eine Gottheit und an die Unsterblichkeit der Seele. Als Beweis hierfür, daß sie an ein höheres Wesen glauben, kann man das Faktum anführen, daß sie beim Schlachten eines Thieres, sei es zum Speisen, sei es zum Verkaufe, jedesmal zuvor ein Stückchen Fleisch herausschneiden und dieses mit den in lautem Tone ausgerufenen Worten: „Dieses auch dir"! gegen den Himmel werfen. Daß sie an die Unsterblichkeit der Seele glauben, dies beweist die Antwort, welche sie den Missionaren geben, wenn diese sie zu bewegen suchen, ihre Wildnisse zu verlassen, um in den Ebenen wie die Christen [1]) zu leben; sie sagen dann: „Wir wollen nicht jene Orte verlassen, wo die Geister unserer Vorjahren wohnen." Weiteres kann man zur Erhärtung dieser Angabe die große Scheu anführen, die sie vor jenem Platze haben, wo einer von den Ihrigen gestorben ist. Nachdem sie den Leichnam leicht zugedeckt und die Zugänge (zum Begräbnißplatze) versperrt haben, verlassen sie diese Gegend und theilen es der ganzen Nachbarschaft mit; wer es wagt, den verpönten (tabuirten) Platz zu betreten, den bestrafen sie mit dem Tode."

So wenig hier uns über die Religion der Negritos berichtet wird, so läßt sich doch aus dem Gesagten ersehen, daß wir hier einen Seelen-Kultus vor uns haben, wie er, wenn auch mehr ausgebildet, auch bei den malaischen Stämmen des Archipels die Grundlage der religiösen Anschauungen bildet. So wissen wir denn, was die Negritos eigentlich glauben; ich betone das eigentlich, weil in vielen Gegenden diese Rasse die religiösen Anschauungen der malaischen Nachbarn gleich deren Sprache acceptirt hat; ich brauche hier nur an die Negritos der luzonischen Ostküste zu erinnern, von deren Aberglauben ich in dieser Zeitschrift bereits aus dem Nachlasse des G. Wallis berichtete.

Ueber die Ibilaos und Ilongoten konnte P. Villaverde um so ausführlicher berichten, als er mehr als elf Jahre unter ihnen zugebracht hat: „Diese Tiger in Menschengestalt weihen sich dem Blutvergießen mehr aus abergläubischen Beweggründen, als um den Ruhm eines Helden zu erwerben. Für jeden von ihnen, der eine Ehe zu schließen beabsichtigt, ist es unumgänglich nothwendig, dem Weibe als das am höchsten geschätzte Geschenk einen Finger, ein Ohr oder sonst ein Körperglied eines erschlagenen Menschen anzubieten. Folgend der Forderung dieser so grausamen und barbarischen Sitte vereinigen sich mehrere — mehrere in Anbetracht des Spruches: heute ich, morgen du — um der Ausübung dieser entsetzlichen Verbrechen nachzugehen. Die Väter pflegen zu diesen Zügen ihre Söhne, auch die kleinen, mitzunehmen, damit sie dieselben zum wenigsten in dem Abschlagen der Köpfe der bereits Erschlagenen unterweisen und einüben können. Stirbt ihnen irgend ein Mitglied der Familie, sei es der Vater, ein Kind, die Gattin ꝛc., so ziehen sie ebenfalls aus, um diesen natürlichen Todesfall durch Abschlachten unschuldiger Menschen zu rächen; dasselbe thun sie überdies nach eingebrachter Reisernte und zwar um ihren höllischen Gottheiten für die empfangenen Wohlthaten Dank abzustatten. Das Traurigste aber an der ganzen Sache ist, daß es beinahe unmöglich erscheint, diese blutdürstigen Barbaren zu züchtigen, denn dies verhindern die Dichtigkeit der Waldvegetation, in deren Mitte sie leben, und die Fußangeln und Fallen, die sie an den nothwendig zu passirenden Pfaden herrichten; sie haben überdies die von schlauer Hinterlist zeugende Gewohnheit, nicht häufig auf derselben Oertlichkeit ihren Weg zu nehmen, damit keine sichtbaren Fußsteige entstünden, welche den Weg zu ihren Schlupfwinkeln offenbaren könnten.

[1]) Hier sind unter dem Namen der Igorroten alle Kopfjägerstämme des nördlichen Luzons zu verstehen

[1]) Zum Verständniß dieser Stelle sei erwähnt, daß auf Luzon und den Visayern die Meeresküsten und die Ebenen von civilisirten und zum Christenthum bekehrten „Indios" (Tagalen, Visayas ꝛc.) besiedelt sind, während die mit dichten Waldungen bedeckten Gebirge mit nur sehr geringen Ausnahmen von unabhängigen heidnischen Stämmen bewohnt werden. Das erste, was die Missionare thun, sobald sie eine Tribus dem christlichen Glauben und der spanischen Herrschaft gewonnen haben, besteht darin, daß sie die Neubekehrten zum Herabsteigen in die Ebenen bewegen, wo sie leichter zu überwachen sind und den Schutz der bewaffneten Macht genießen.

Was ihre Religion anbelangt, so läßt sich aus ihren abergläubischen Gebräuchen der Schluß ziehen, daß ihre Anschauungen über Gott und die Unsterblichkeit der Seele mehr Klarheit als jene der Negritos offenbaren.

Ihnen erscheinen die Sonne, der Mond und die Sterne als ebenso viele Gottheiten; die zwei erstgenannten Gestirne sind ihre Hauptgötter, von diesen stammen die übrigen Dii minores, d. h. die Planeten und anderen Sterne ab.

Eigentliche Götzenbilder, denen ein gewisser Kultus und göttliche Verehrung gewidmet wäre, besitzen sie nicht. Zwei kleine Idole, welche in äußerst grober und unförmlicher Weise menschlichen Körperformen nachgebildet sind und die sie vor dem Eingange ihrer Getreidespeicher aufzustellen pflegen, sind keine Gottheiten, sondern Bilder der Seelen zweier ihrer berühmten Vorfahren. Darüber wird Folgendes erzählt:

„Einst lebte ein Ehepaar, dessen Seelen einige Zeit nach seinem Tode die Verwandten und Freunde besuchen kamen. Die ganze Freundschaft nahm sie freundlich auf und sorgte geraume Zeit auf das Sorgfältigste, so gut man konnte, für dieselben. Da aber den Vettern der große Aufwand schließlich lästig fiel, so begaben sich die Seelen wieder auf die Reise, um sich auf einem der Berge der Mayoyaos im Westen von Cauayan in der heutigen Provinz Isabela niederzulassen. Während der Mann (richtiger: die Seele des Mannes) im Schatten eines Baumes auf einem Steine saß, ließ ein im Gezweige ruhender Vogel auf dessen Kopf Exkremente fallen. Während der Mann ruhig sitzen blieb, wuchs auf seinem Haupte ein Baum empor, den sie Balisi[1]) nennen, und aus dessen Rinde die armen Igorroten ihre Schamschürzen herstellen. Der Baum entwickelte sich nun zu ansehnlicher Stärke, indem er sich über den sitzenden Igorroten ausbreitete. Diesen und ich glaube auch dessen Weib repräsentiren nun jene beiden kleinen Idole, welche die Igorroten am Eingange ihrer Scheunen als Hüter und Beschützer des Reises aufstellen. Bei den Festlichkeiten, mit welchen sie die eingebrachte Ernte feiern, pflegen sie diesen Idolen ein wenig Reismehl vorzusetzen, sie selbst aber thun sich indessen an Schweine- und Büffelfleisch gütlich und trinken sich toll und voll.

Zwei Orte giebt es nach ihrem Glauben, wohin ihre Seelen nach dem Tode wandern. Für diejenigen, welche eines natürlichen Todes sterben, liegt dieser Ort auf der Erde selbst und zwar gegen Norden hin; sie nennen ihn Cadunĝayan. Hier wohnen die Seelen der Verstorbenen vereint in einem Walde von gewissen Bäumen, welche, wenn sie auch bei Tage sich in dieser Gestalt repräsentiren, beim Einbruche der Dunkelheit sich in Hütten verwandeln, welche jenen der lebenden Igorroten ähnlich sind. Diese Leute versichern, daß jene Seelen Gärten, bepflanzt mit Camote (Convolvulus Batatas)[2]) und anderen Vegetabilien, besitzen und daß sie ihre Nahrung aus den Seelen und anderen unsichtbaren Bestandtheilen der Thiere, aus Reis und denjenigen Opfergaben ziehen, welche ihnen die überlebenden Verwandten darbieten. Ebenso dient diesen Seelen nach ihrem Glauben der Wein, den die Lebenden trinken, zu ihrer Labung. Diejenigen, welche ohne irgend einen zwingenden Grund rauben und morden, werden dort gestraft, wenn sie, ohne daß sie ihre Vergehen bei Lebzeiten gebüßt hätten, gestorben sind, und zwar besteht ihre Strafe darin, daß sie von irgend einer andern Seele mit der Lanze durchbohrt werden. Die Seelen aber aller derjenigen, welche durch einen Lanzenstich oder sonst auf irgend eine gewaltsame Weise ihr Leben verloren haben, sowie die jener Frauen, welche während oder in Folge der Entbindung gestorben sind, gelangen an einen Ort, den sie ihnen am Himmel oder an dem Wohnsitze der Götter anweisen. Diesen Glauben begründen sie mit folgender Erzählung: Der Herr der Sonne, Namens Mananahajut, gebot einst gewissen Igorroten einen andern zu tödten. Später erbarmte sich Mananahajut des Todten und so schickte er seine Gattin Bugan [1]) zu ihm, um ihn mit Geschenken und Angebinden einzuladen, in den Himmel aufzusteigen. Aber die Seele des Getödteten weigerte sich ihr zu folgen, da ihm das Gewand, womit sie bekleidet war, sehr sonderbar vorkam. Die Gemahlin des Mananahajut [2]) legte nun ihre Kleidung ab, so daß sie vollständig nackt, wie die Igorroten einhergehen (?), vor dem Ermordeten da stand; sie liebkoste den Todten von neuem und versprach ihm alle erdenklichen Wonnen im Himmel zu gewähren. Dadurch gewonnen erhob sich der Igorrote und folgte ihr; Mananahajut nahm ihn freundlich auf und gab ihm große Schmausereien, Feste und Tänze zu besten. . . . . . Darin besteht denn nun auch ihr ganzes Glück; als das Höchste erscheint diesen Wilden sowohl für ihre Götter, als für ihre Todten, als auch für die Lebenden nichts anderes, als sich an Schweine- und Büffelfleisch gütlich zu thun und sich vollständig zu betrinken.

Sie haben überdies noch andere abergläubige Ideen. So sagen sie, daß der Mensch zweimal stürbe: das erste Mal, wenn ihn eine Krankheit befällt, denn die Krankheit besteht nach dem Glauben der Igorroten in nichts anderem, als daß die Seele des Leidenden den Körper verläßt, um in Begleitung der Geister der verstorbenen Ahnen einher zu wandern, welche sie zu sich rufen, damit sie an allen den Freuden theilnimmt, die sie selbst genießen. Dieses erste Sterben kann wieder rückgängig gemacht werden, indem man der Seele dieselben Vergnügungen auf dieser Erde darbeut, die sie so im Jenseits anziehen. Zu diesem Behufe wendet man sich an die Priester oder Auguren und richtet an sie die Frage, was in diesem Falle zu thun wäre, damit die Seele des Kranken nicht in der Geisterwelt verbliebe. Gemäß ihrem Glauben, daß die Seelen der Verstorbenen sich von den unsichtbaren Substanzen ernähren, welche in den Speisen der Lebenden enthalten sind, gebieten nun diese Gaukler Schweine, Büffel und andere Thiere zu schlachten, worauf sie im Angesichte des Patienten mit den Verwandten desselben das Fleisch der Opferthiere verzehren und so viel Wein vertilgen, bis ein starker Rausch sie alle benebelt. Wenn nach dieser Orgie die Krankheit weiter anhält, so wiederholen sie diese Opfer noch ein- oder zweimal, bis der Kranke wieder die Genesung erlangt oder seinem Leiden erliegt. Im erstern Falle kehrt die Seele wieder in den Leib zurück, weil sie sieht, daß sie auch hienieden jene Freuden, nach denen sie eine solche Sehnsucht trägt, genießen kann, im andern Falle entschließt sie sich einfach bei den übrigen Seelen zu bleiben.

In Anbetracht solcher und noch anderer abergläubischen Vorstellung, die alle aufzuzählen ermüden würde, begreift man, daß diese Bedauernswerthen alle Arten von Excessen

[1]) Wohl identisch mit dem von allen Malaien der Philippinen als Geistersitz gefürchteten und verehrten Balete oder Baliti (Ficus indica, L.).

[2]) Zu bemerken ist, daß die Camote erst durch die Spanier nach den Philippinen gebracht wurde, die Ahnengeister haben es also jetzt besser als zu den Zeiten der Konquista.

[1]) Bei den Igorroten des Distrikts Lepanto ist Bugan die Tochter des obersten Götterpaares; die Ifugaos nennen die Schwester und Gattin des Gottes Cumabit: Buingan; die Gemahlin des Cabiga, des obersten Gottes der Ilamut, heißt ähnlich: Bujas oder Bujan (spanische Schreibweise).

[2]) Dieser Name erinnert etwas an den Manama, einen Gott der Bagobos von Mindanao.

im Essen und Trinken für eine ganz vernünftige und heilige Sache ansehen und, da sie ihren Bauch zum Götzen sich auserkoren haben, daß ihr geistiger Horizont sich nur auf materielle Dinge erstreckt.

Wie schon oben bemerkt worden ist, besitzen diese Heiden auch ihre Seher, eine Art Priester, welche ihrem abergläubischen Kultus vorstehen und denselben leiten. Es pflegen dies die tapfersten, durchtriebensten und verlottertesten Kerle ihres Stammes zu sein, welche ihren Einfluß, den sie sich errungen, zur Befriedigung ihres Magens ausbeuten. Als einziges Abzeichen, dessen sie sich bei ihren religiösen Kulthandlungen zu bedienen pflegen, dient ihnen eine Halskette aus Kaimans-Zähnen oder Eber-Hauern. Vor diesem Halsschmucke haben die Igorroten eine so gewaltige Scheu, daß sie es nicht einmal wagen diese priesterlichen Insignien anzurühren, aus Furcht, der Himmel könnte sie hierfür mit dem Tode bestrafen. Die Ceremonien, welche diese Seher bei ihren Kultakten vornehmen, bestehen in nichts anderm, als in Gesichterschneiden und haarsträubenden Gliederverrenkungen, andererseits aber in der Nachahmung dessen, was sie die Missionare bei kirchlichen Akten vornehmen sehen. So beichtete einmal einer dieser Gaukler einem Mönche, daß er sich vorsichtig — um nicht erkannt zu werden — in die Dörfer der Christen herabgeschlichen und die Kirche besucht hätte, um den Priester während des Gottesdienstes zu beobachten."

Wir haben es also hier mit derselben Religion, d. h. dem Ahnenkultus zu thun, wie bei allen übrigen Malaien, welche ihre Naturreligion nicht mit dem Christenthum oder dem Islam vertauschten. Interessant ist die Mythe von der Entstehung des Baliti-Baumes; von keinem der anderen Stämme des Philippinen-Archipels ist bisher eine Sage mitgetheilt worden, welche uns über die Bevorzugung dieses Baumes bei den Kultakten der Eingeborenen nähern Aufschluß ertheilt hätte. Zur Vervollständigung des oben über die Kopfjagden der Bergstämme Erwähnten sei noch eine Korrespondenz von Bayombong (Prov. Nueva Vizcaya) mitgetheilt, welche im März dieses Jahres in dem „Diario de Manila" sich abgedruckt findet.

„... Die Cholera-Epidemie[1]) ist in allen unseren Ortschaften von neuem ausgebrochen, sie hat sich schonungslos besonders in Dupax und Aritao eingenistet; das erstgenannte Städtchen, welches nur sechs unvollständige Cabecerias[2]) umfaßt, hatte in einem Zeitraume von 24 Stunden zwölf Leichenbestattungen aufzuweisen, welche in einigen Tagen die Ziffer 100 erreichten; der andere Ort ist gleichfalls beträchtlich decimirt worden: während dreier Wochen starben hier circa 300 Personen, obwohl, wie bekannt, Aritao nur 15 Cabecerias zählt. Kaum daß man aus dem freilich sehr langsamen Niedergange der Epidemie neue Hoffnungen zu schöpfen anfing, brach in Solano eine Blattern-Epidemie aus, bereits sind hier mehrere Fälle konstatirt.... Zwölf Mordthaten (darunter die Niedermetzelung einer Gendarmerie-Patrouille) sind, seit dieses Jahr begonnen, bisher innerhalb der Grenzen dieser Provinz vorgefallen und das ist bei weitem noch nicht das Schlimmste, denn wenn man die Sachen so gehen läßt wie bisher, so wird es keine Sicherheit mehr für Gut und Leben geben. In allen Bergwäldern, welche die Provinz umgeben, lassen sich Scharen feindlich gesinnter, bewaffneter Igorroten sehen, welche bereits verschiedene Jäger der Provinz verfolgten oder sie durch ihre Unthaten zum Kampfe herausforderten; freilich ohne Resultat, denn bekanntlich ist es ein

[1]) Die Cholera wüthete im Sommer 1883 im gesammten nördlichen Luzón.

[2]) Eine Cabeceria = 50 Steuer zahlende Familien.

todeswürdiges Verbrechen, einen Herrn Igorroten zu beleidigen oder anzugreifen, während es ihnen, die weder einen Tribut noch ein „Vasallaje"[1]) zahlen, gestattet ist zu morden, zu rauben, zu sengen und zu profaniren (christliche Kirchen) und wann und wie sie wollen christliche Ortschaften zu besuchen oder zu verlassen, und dies nackt oder zerlumpt, mit der Lanze, dem Dolche oder dem Talibon[2]) gerüstet und mit ihrem flatternden Mähnenhaare.... Zwei Tage nach der letzten Mordthat erschienen zehn Igorroten in der Missions-Station Diadi unter der Anführung eines Mannes ihres Stammes, welchem der Chef jener Mission, der Padre Campa, durch eine Reihe von Jahren die größten Wohlthaten erwiesen hatte. Diese Bestien, bewaffnet mit Lanze, Schild, Talibon, Bogen und Pfeilen, umzingelten das Missionshaus und begannen laut nach dem Mönche zu rufen, er möge herauskommen. Dieser konnte aber nicht ihren Wunsch erfüllen, weil er zu seinem Glücke sich gerade damals nach der Provinz Isabela begeben hatte. Als die Wilden keine Antwort erhielten, drangen sie in das (hölzerne?) Gebäude ein und verwüsteten es auf eine gräuliche Weise, rissen alles, was in ihre Hände fiel, in Fetzen, und warfen die Papiere und Effekten, die sich in dem Hause befanden, auf den Erdboden, der mit Lumpen, Papierstreifen 2c. sich bedeckte. Von da begaben sie sich zu einer kleinen Hütte, der Behausung des Hirten der Mission, und waren im Begriffe sie in Flammen zu stecken, als die Insassen der wenigen Häuser, welche dieses Missionsdorf zählt, zu den Waffen griffen, um die Eindringlinge zu verscheuchen. Die Ibilaos — denn zu dieser Rasse, welche unter allen Bergstämmen die geübteste im Bogenschießen ist, gehörten jene Räuber — schossen nun ihre gefürchteten Pfeile ab und es entspann sich ein Gefecht, welches durch die Flinte des Missionshirten sich zum Nachtheile der Ibiloas wendete, welche sich zurückziehen mußten, nachdem sie einem zehnjährigen Mädchen den Hals durchschnitten, eine Greisin getödtet, einige Hütten verbrannt, andere verwüstet hatten. Sie selbst verloren drei Mann. Solche Resultate erzielt man mit der sogenannten Politik der Attraktion! Man bedenke doch, daß auch die Guten unter den Igorroten beim Empfange[3]) der Baumwollzeuge, des Reises 2c. sich das als einen Beweis der Schwäche auslegen: man gäbe es ihnen, weil man sie fürchte. Daher kommt es, daß, sobald die Behörden mit der Vertheilung dieser Gegenstände aufhören, sie sich in die Bergwälder grollend zurückziehen, um dann die Christen zur Verherrlichung ihrer Feste abzuschlachten, wie dies im Silipan-Territorium[4]) jüngst bei der Eröffnung des Tambobo geschah. Es ist bekannt, daß die Igorroten außer ihren Privatäckern in jeder Tribus noch einen Gemeindeacker besitzen, auf dessen Erntefrüchte jeder Anrecht hat, der an seiner Bebauung Antheil genommen. Zur Aufnahme der Reisernte von diesem Gemeindeacker dient nun das Tambobo, d. h. eine große hölzerne Scheune, welche auf Pfählen in einer Höhe von $1^1/_2$ m vom Erdboden ruht. Bevor die im Tambobo aufgespeicherte Ernte an die einzelnen Individuen vertheilt wird, ist es unumgänglich nothwendig, den Kopf eines Christen aufzutreiben; den oder die Schädel stecken sie an lange Bambustangen, welche sie am Hauptplatze des Ortes eine Zeitlang zur allgemeinen Besichtigung aufstellen. Dann finden beim

[1]) Tribut ist die Kopfsteuer der civilisirten Indier, Vasallaje oder Reconocimiento de Vasaltaje der Tribut oder die Abgabe der halbunabhängigen Stämme.

[2]) Talibon, ein großes Waldmesser.

[3]) Die Regierung vertheilt an die „befreundeten" Igorrotenstämme Nahrungsmittel und Kleidungsstoffe.

[4]) Das Silipanterritorium von Mayoyaos bewohnt.

Klange ihrer Musikinstrumente Tänze und Trinkgelage statt. Jetzt erst kann die Vertheilung der Reisportionen vorgenommen werden, denn wollte man zu derselben schreiten, ohne jene blutigen Trophäen aufgetrieben und heimgebracht zu haben, dann würde Unglück über das Dorf und dessen Saaten kommen."

Kürzere Mittheilungen.

Die Stadt Palma.

Es giebt sicherlich nicht viele Städte auf der Erde, vielleicht das ewige Rom ausgenommen, welche in so eingehender und liebevoller Weise beschrieben worden sind, wie Palma, die Hauptstadt der Balearen, durch den Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana. In den Geographischen Gesellschaften, denen er seine Prachtwerke in liberaler Weise zum Geschenk macht, ist dieser Fürst schon längst bekannt als Verfasser zahlreicher Reiseskizzen und Werke, die sein beneidenswerthes Talent mit den charakteristischsten Zeichnungen schmückt; vor Jahren brachte auch der „Globus" (Bd. 48, S. 228 und 229) einige Bilder aus den Felswüsten am Golfe von Buccari, Facsimiles seiner Originalzeichnungen. Von allen diesen litterarischen Gaben weitaus die bedeutendste sind aber die gewaltigen Prachtbände über „Die Balearen", deren fünfter, die Beschreibung Palmas enthaltend, im Separatdruck erschien unter dem Titel: „Die Stadt Palma. Separatabdruck aus dem Werke: Die Balearen. In Wort und Bild geschildert. Leipzig. F. A. Brockhaus 1882."

In eingehendster Weise und mit steter Bezugnahme auf die Geschichte werden darin die einzelnen Theile der Stadt uns geschildert und bildlich vor Augen gestellt, zuerst die Umfassungsmauer mit ihren Thoren und die verwickelte Wasserversorgung, dann die Profanbauten, darunter das prachtvolle Rathhaus mit dem Archiv und einer Porträtsammlung und die schöne Lonja oder Kaufhalle, die Kirchen, voran der Dom, und die Klöster — wir machen aufmerksam auf die reizenden Abbildungen von Höfen einzelner Nonnenklöster — dann die wenigen Sammlungen, der Hafen, das Leben der Bewohner und die Umgebung. Die Zahl der palastartigen Bauten in Palma ist auffallend groß, und der Neuling wird fast verwirrt durch die Menge der schönen architektonischen Details, die ihm bei jedem Schritt und Tritt begegnen. Merkwürdig ist es aber, daß es immer nur Einzelheiten sind, die das Auge fesseln, bald ein paar Fenster, bald eine Thür, bald eine Halle im Hofe, bald eine Treppe; es giebt kein einziges Haus, das man als ein vollkommen reiches, künstlerisch abgeschlossenes Ganzes betrachten könnte, ja, wenn man das Rathhaus, das Haus des Marquez del Palmer und ein paar weniger bedeutende moderne Bauwerke abrechnet, nicht einmal eine ganze Façade. Fast gewinnt es den Anschein, als ob der jeweilige Eigenthümer immer nach seinem besondern Geschmack etwas Schönes hätte besitzen wollen und auf den kleinen Theil seiner Wohnung den größten Aufwand verwendet hätte — ein Umstand, der gerade in ganz besonderm Maße zur Entwickelung der Kunst in Palma beigetragen hat. Maurische Reste giebt es dort fast gar nicht, und es ist eigenthümlich, wie die einst bedeutende Stadt der Mauren so völlig durch die christlichen Eroberer umgewandelt wurde. Ein Bad, ein paar alte Festungsthore, die Eingangsbogen des Palastes, das ist alles, was von dieser Periode noch übrig ist. Die schönsten Bauten stammen aus dem Mittelalter und aus der Renaissancezeit, aus letzterer verschiedene der schönsten architektonischen Details der Stadt, namentlich Fenster, die einen bisweilen fast verschwenderischen Reichthum zeigen. Aus der Zopfzeit giebt es wenig Ueberreste, die zum Theil noch den Renaissance-Charakter tragen. Man kann nämlich nicht sagen, daß in Spanien, wie in anderen Ländern, ein Stil dem andern Platz gemacht habe; vielmehr sind die einzelnen Stilarten Jahrhunderte lang mit einander Hand in Hand gegangen und haben sich in vielfachen, oft ganz absonderlichen Kreuzungen verbunden. So ist als eine spanische Eigenthümlichkeit der sich durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurchziehende Gebrauch des gothischen Stils anzusehen, während in anderen Ländern zu dieser Zeit der Spitzbogen gänzlich verpönt war.

Diesen architektonischen Charakter der Stadt schildert der weitaus größere Theil des Bandes unter Beigabe zahlreicher vorzüglicher Abbildungen, welche der Beschreibung erst rechte Anschaulichkeit verleihen. Der anziehendste Abschnitt des Ganzen ist vielleicht jener über das „Leben der Stadt Palma", dem wir als Probe das Folgende entlehnen.

„Wir wollen nun aber auch einen Einblick in das Innere der Häuser thun. Denken wir uns, es sei an einem kühlen Wintertag, wo aber die Sonne glänzend am tiefblauen Himmel steht, und folgen wir dem alten Herrn, der, in eine dunkelblaue Capa Madrileña mit zierlicher Silberagraffe gehüllt, das Gesicht halb von dem aufgeschlagenen Kragen verborgen, mit einer Busanda bedeckt, im Begriff ist einen Besuch abzustatten. Langsam steigt er die Treppe eines reichen Hauses hinauf. Die Stufen, aus Pedra de Santagny, sind mit feinem Seesand bestreut, um sie reiner zu erhalten; in den Ecken der Treppenabsätze sind dornige Pflanzen, Moros genannt, wo die Katzen, die die größeren Häuser zahlreich zu bevölkern pflegen, ihre Nothdurft verrichten. Oben angelangt, entfernt sich der alte Herr etwas die Busanda von dem glatt rasirten Gesicht und klingelt an einer messingenen Klingel. Eine Magd mit Rebosillo erscheint, nachdem sie durch ein Spähauge, sei es nun, daß der Stein einfach durchlöchert, sei es, daß er mit eingemauertem Glase versehen ist, hinausgeblickt hat, um aufzumachen. Die Herren sind aber nicht zu Hause; nichtsdestoweniger ladet die Dienerschaft gastfreundlich ein auszuruhen: „Vol descansar" (im Winter sagt man auch häufig: „Se vol escaufar", wollen Sie sich erwärmen), was man beides jedoch nicht annimmt und darauf grüßend „Espresions" (viele Grüße) sagt, worauf der Dienstbote beim Zumachen noch „Gracias" zuruft. Der Herr steigt wieder langsam die Stufen hinab; auf der Gasse trifft er mit einem Bekannten zusammen, den er ein Stückchen bis zu seinem Hause begleitet. Da offerirt er ihm, hinaufzusteigen und auszuruhen, der spanischen Höflichkeitsregel gemäß, welche auch den Essenden oder Trinkenden, selbst wenn einer als unbekannt kommt, „guste" sagen läßt, wenn man nur einen Löffel Suppe mehr im Teller hatte. Selbstverständlich wird das alles mit „Gracias" beantwortet, wie auch die Höflichkeitsformeln des Offerirens des Hauses: „Esta casa es a su disposicion", oder „Ha tomado posesion de su casa". „Este es de V.", wenn etwas einem gefällt, was dem andern gehört. Dies ist jedoch spanische, und mithin Palmas Sitte; die Landleute begnügen sich zu sagen, wenn sie an Essenden vorbeikommen: „Bon profit vous fase". Visiten empfangen auf Mallorca immer die Ankommenden, eine sehr weise Einrichtung, denn der Neuling weiß dadurch gleich, wer mit ihm zu verkehren wünscht. Man besucht sich nur von 11 und vorzüglich von 12 bis 2 Uhr, nach welcher Stunde man als

zur Eßzeit keine Besuche mehr abstattet. Viele wählen den Sonntag als Haupttag zu Besuchen. Eigenthümlich ist die Sitte, daß, wenn es regnet, man keine Visiten abstattet, und daß man, wenn man auch eingeladen war, überhaupt zu niemand geht. Es wird als selbstverständlich angenommen, daß alles abgesagt sei, und der Einladende würde sich sehr wundern, wenn er, selbstverständlich bei Regenwetter ganz unvorbereitet, auf einmal seine Gäste erscheinen sehen würde. Dies mag wohl erstens in dem Umstande, daß es nur selten regnet, seine Erklärung finden, und zweitens in der Sitte, meistens bei Besuchen 2c. zu Fuß zu gehen, was in Folge der ja nicht großen Entfernungen und des holprigen Pflasters wohl auch bequemer ist. Damen fahren wohl in der Regel, wenn sie nicht intime Freundinnen besuchen; ebenso auch der Bischof, der regelmäßig bloß außerhalb der Stadt zu Fuß geht .... Hübsch ist die Sitte, daß, wenn in der Familie eine Nonne vorhanden ist, man nach einer Hochzeit (Boda) Süßigkeiten für alle Nonnen des Klosters, in welchem sie wohnt, schickt; ebenso auch allen Verwandten und Bekannten, die nicht der Boda beiwohnten, eine Sitte, die auch bei anderen Festtafeln befolgt wird, als möchte man wünschen, daß die Abwesenden etwas von der Tafel genießen möchten .... Bei Entbindungen pflegt man gleich den Gratulationsbesuch zu machen, und man wird sofort in das Zimmer der Mutter geführt, welche die Besuche empfängt, eine sicher wenig zuträgliche Sitte.

Was die Lebensweise anbelangt, so ist sie in Palma einfach; unnöthiger Luxus ist unbekannt. Es ist allerdings wahr, daß in den meisten reicheren Häusern der Aristokratie eine große Menge von Silberbestecken und Tellern aufbewahrt werden, und daß die Küchen von reichen Kupfergeräthen prangen; aber dies verbleibt als ein ererbtes Ahnengut .... Die einzelnen Klassen sind in Palma wenig von einander abgeschlossen, und alle leben in brüderlicher Liebe zusammen. So sind auch die Herren des Adels sehr beliebt und leutselig; da ist nichts von jener Hoffart, die den Adeligen in manchen anderen Gegenden zum Gegenstand des Hasses seiner Mitmenschen macht. Sie verkehren mit Artigkeit mit den Niedrigsten, setzen sich zu denselben und drücken ihnen die Hand. Hierauf mag auch das tiefe richtig aufgefaßte religiöse Princip der christlichen Gleichheit großen Einfluß haben ...."

Von Interesse war es uns, auch auf den Balearen der weit verbreiteten Sitte des „Steinwerfens" zu begegnen (S. 186 und 264). Unter dem Thurme der Kirche S. Nicolás z. B. befindet sich der Stein, auf welchem eine Lokalheilige, die Beata Catalina, saß, als man ihr die Aufnahme ins Kloster verkündete. „Darauf werfen Junge und Alte Steinchen, der arabischen Sitte gemäß, wie man es auf geheiligten Plätzen zu thun pflegt."

Die Mission unter den Eingeborenen Australiens.

Die Eingeborenen Australiens gehen dem Aussterben entgegen. In den von Europäern bewohnten Distrikten vermindern sie sich von Jahr zu Jahr und sind in manchen Gegenden, wo sie einst sehr zahlreich waren, schon gänzlich ausgestorben. Die Berührung mit der Kultur bedeutet ihren Untergang. Eine civilisirte Rasse wären sie nie geworden. Nach den neuesten Angaben leben zur Zeit in der Kolonie Victoria nur noch 780, in Neu-Süd-Wales (in den besiedelten Distrikten der Weißen) 1643, in Queensland nach allgemeiner Schätzung 20 585, in den angesiedelten Distrikten von Süd-Australien 6346 und in denen von West-Australien 2346, in Summa 32 700. Der bei weitem größere Theil des von Europäern noch nicht okkupirten Theiles des australischen Kontinents ist ein dürres Wüstenland, welches sicher nur spärlich von Eingeborenen bewohnt ist. Wir glauben ihre Gesammtzahl auf nur höchstens 50 000 ansetzen zu können.

Der neu ernannte anglikanische Lordbischof von Adelaide sprach sich kürzlich auf einem öffentlichen Meeting dahin aus, daß er sich bei seiner Ankunft in Australien geschämt habe zu sehen, wie die Christen für die armen Geschöpfe der Eingeborenen, denen sie ihr Land geraubt, nicht mehr gethan hätten. Wir müssen dem widersprechen. Höchstens könnte man Queensland diesen Vorwurf machen, aber man darf dabei nicht vergessen, daß gerade die Eingeborenen dieser Kolonie eine immer blutdürstige, unbändige Rasse sind, welche stets auf der Lauer liegt, die Weißen hinterrücks zu überfallen, zu spießen und zu berauben. Eine Rasse mit den barbarischsten Gebräuchen und Gewohnheiten kann vor christlichen Institutionen nicht bestehen. Im Uebrigen sind die Kolonialregierungen sowohl wie Philanthropen nach Kräften bemüht, für das leibliche und geistige Wohl der Eingeborenen Sorge zu tragen. An dem, was früher gesündigt wurde, trägt der Ursprung der Kolonien aus Verbrecherkreisen die Schuld.

In Süd-Australien, um diese Kolonie besonders herauszunehmen, existiren zur Zeit vier Missionsanstalten für Eingeborene: am Point Macleay am Lake Alexandrina in 35° 30′ südl. Br. und 139° 10′ östl. L. v. Gr.; am Point Pearce auf Yorke Peninsula in 34° 25′ südl. Br. und 137° 30′ östl. L. v. Gr.; in Poonindie im Flinders-Distrikte in 34° 40′ südl. Br. und 135° 52′ östl. L. v. Gr.; und in Hermannsburg, unter der Leitung Mährischer Brüder, am Lake Kopperamana in 27° 32′ südl. Br. und 137° 44′ östl. von Gr. In diesen Anstalten wird versucht, die Eingeborenen religiös und sittlich zu erziehen und an seßhafte Thätigkeit zu gewöhnen, und es befinden sich dort insgesammt gewöhnlich ihrer sechshundert. Außerdem sind noch am Mount Hope, an den Macdonnell Ranges und im centralen Australien Einrichtungen getroffen, ihnen das Nöthige für leibliche Bedürfnisse zu verabreichen. Am Geburtstage der Königin erhalten sie alljährlich wollene Decken. Man hat gesagt, daß gerade diese den Grund zu den unter ihnen herrschenden phthisischen Krankheiten gelegt haben, und begründet dies damit, daß die Eingeborenen die Decken, wenn auch vom Regen durchnäßt, ständig tragen und darin schlafen, ohne sie vorher zu trocknen. Die Regierung der Kolonie Süd-Australien verausgabte im verflossenen Jahre 6289 Pf. St. = 125 780 Mark für Zwecke der Eingeborenen, und eine weitere Summe lieferten die Beiträge wohlwollender Kolonisten. Die Kolonie Victoria gab für ihre Eingeborenen 7800 Pf. St. = 156 000 Mark aus u. s. w.

Uns liegt der letzte Jahresbericht der Point Macleay Missionsstation vor. Die Durchschnittszahl der dortigen Eingeborenen, welche sich aus den südöstlichen Distrikten der Kolonie rekrutirten, belief sich während des Jahres auf 126. Viele konnten lesen und schreiben, und sie wohnten dem Gottesdienste nach anglikanischem Ritus mit ziemlicher Regelmäßigkeit bei. Das Rechnen liegt nicht im Bereiche ihrer Fassung. Sie können sich eine Vorstellung von den Zahlen bis höchstens fünf machen, für jede beliebige Menge darüber hinaus dient ihnen die Aufhebung beider Hände mit ausgebreiteten Fingern. Zu Zeiten zählte die Kolonie gegen 250 Eingeborene. Der Zuwachs resultirte aus dem starken Besuche aus der Fremde; sie wollten theils ihre Kinder in der dortigen Schule, theils ihre Freunde einmal sehen, oder sich ärztlich behandeln lassen und Arznei holen. Arbeitsunfähige und Waisen finden stets Aufnahme; gesunde und kräftige Eingeborene nur, wenn sie arbeiten wollen. Ihre Beschäftigung besteht in allerlei Feldarbeiten auf den der Anstalt gehörigen Ländereien, in Wegebauten, Einhegungen, Wollwaschen u. s. w. Auch werden sie gegen angemessenen Lohn den nächsten Farmen in Dienst gegeben. Ihr Betragen während des Jahres wird durchweg gelobt. Der Gesundheitszustand war ein günstiger. Es starben elf und zwölf wurden geboren. Die Schule ward durchschnittlich von 34 Knaben und 26 Mädchen besucht. Die Fortschritte befriedigten im Allgemeinen, doch gab es auch gar manche, welche durchaus unfähig waren, irgend etwas zu fassen und behalten; was sie heute lernten, wußten sie morgen nicht mehr. An der

Sonntagsschule nahmen die jungen Männer und Frauen Theil. Die Anstalt hatte eine Jahreseinnahme von 2377 Pf. St. = 47540 Mark und davon steuerte der Staat 1000 Pf. St. = 20000 Mark bei. Das Uebrige floß aus milden Beiträgen und aus dem Ertrage der Ländereien. Die Ausgaben beliefen sich auf 2300 Pf. St. = 46000 Mark.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Lieutenant Storms befindet sich jetzt recht im Herzen von Afrika. Am 27. April 1883 verließ er Karema, setzte über den Tanganika-See und landete in Longoa, von wo er ins Innere aufbrach. Im Gebiete von Mompara (vielleicht Bambarre im Lande der Manjuema?), dessen Sultan sein Freund geworden, hat er eine wichtige Station gegründet. Die Ernte auf der belgischen Station Karema war vorzüglich; die Kolonie, welche zuerst jährlich 50000 Francs zusetzte, bestreitet jetzt ihre Kosten und unterhält die 300 Neger, welche sie beschäftigt. — Stanley soll sich in der Nähe der Fälle am obern Kongo, weit jenseits Stanley Pool, befinden.

— Aus Lissabon (22. December 1883) kommt die Nachricht, daß die portugiesische Regierung endlich einen Vertrag über die Erbauung der vielbesprochenen Eisenbahn von Lourenço Marquez nach Transvaal abgeschlossen hat. Die Gesellschaft, an deren Spitze ein Mr. Mc Murdo steht, erhält von der Regierung keine finanzielle Unterstützung, aber 100000 ha Landes.

Australien.

— Wie der in Perth erscheinende Inquirer berichtet, wäre im Nordosten von West-Australien, wie es scheint auf den sogenannten Denison Plains, ein thätiger Vulkan entdeckt worden. Ein Europäer, welcher explorirte, kam in diese bis dahin völlig unbekannte Gegend und sah mit eigenen Augen die feurigen Auswürfe. Es würde dies der erste bis jetzt in Australien aufgefundene noch thätige Vulkan sein; an erloschenen fehlt es freilich nicht.

— Im September 1883 hatte eine Gesellschaft unter Führung des Mr. Readford eine Forschungsreise im zur Kolonie Süd-Australien gehörigen centralen Northern Territory unternommen. Es war dann die Nachricht eingegangen, daß diese Explorer von Eingeborenen wären ermordet worden. Um ihr Schicksal festzustellen und eventuell die Mörder einzufangen oder zu bestrafen, sandte die südaustralische Regierung einen Trupp von fünf berittenen Polizisten unter Führung des Telegrapheninspektors Mr. Allan M. Giles aus. Es traf nun am 13. November 1883 von der Attak Creek-Station des Ueberlandtelegraphen in 19° südl. Br. und 134° 6′ östl. L. von Gr., ein Telegramm in Adelaide mit der Meldung ein, daß die ausgesandten fünf Polizisten und sämmtliche Pferde in den wasserlosen Wüsten, über welche sie zu reisen hatten, umgekommen seien. Nur Mr. Allan Giles und ein mitgenommener schwarzer Knabe erreichten in völlig erschöpftem Zustande die Telegraphenstation, nachdem sie 50 englische Meilen (80½ km) zu Fuß zurückgelegt und in den letzten drei Tagen nichts mehr zu leben gehabt hatten. — Das Reisen in der australischen Wildniß erfordert große Erfahrung im Buschleben, jedenfalls fehlte es der Polizeimannschaft daran.

— In Band XLIII, Seite 351 wiesen wir auf eine Expedition hin, welche unter der Leitung des Mr. David Lindsay das nördlich vom Roper R. (mündet in 14° 44′ südl. Br. und 135° 30′ östl. L. von Gr. in den Gulf of Carpentaria) gelegene und zur Zeit noch unbekannte Gebiet (Arnheim Land) bereisen und erforschen sollte. Mr. Lindsay und Genossen trafen am 1. November 1883 wieder auf der Katherine-Station des Ueberlandtelegraphen in 14° 30′ südl. Br. und 132° 25′ östl. L. von Gr. ein. Sie entdeckten mehrere neue Flüsse und kamen, von einigen Strichen schlechten Landes abgesehen, über schöne grasreiche Gegenden und passirten herrliche Gebirgslandschaften. Viermal fanden sie zwei Tage lang keinen Tropfen Wasser. Die Eingeborenen zeigten sich in hohem Grade feindlich gesinnt, und wo sie es anfänglich nicht schienen, geschah es nur, um einen Hinterhalt zu legen. Als man sich zu einer Zeit während einer ganzen Woche auf einem Tafellande eingeengt fand, verlor man durch die Eingeborenen siebzehn Pferde und an Lebensmitteln einen Vorrath, welcher auf drei Wochen hingereicht hätte. Man mußte verschiedene Male von den Feuerwaffen Gebrauch machen. An der Küste des Golfes hatte man einmal inmitten eines Waldes einen offenen Angriff der Eingeborenen abzuwehren, von welchem sie erst abließen, als sie die Wirkung der Schießgewehre an sich kennen gelernt hatten. Die letzten beiden Wochen war man auf Pferdefleisch angewiesen gewesen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Erforschung von Neu-Guinea wird von Seiten Australiens mit großer Energie betrieben. Wie wir berichteten, wurde die von Kapitän W. Armit geleitete Expedition ungefähr 200 km ostsüdöstlich von Port Moresby vom Fieber befallen und sah sich zur Umkehr nach Australien genöthigt. Diese von den Besitzern der in Melbourne erscheinenden „Argus“ und „The Australasian“ ausgerüstete Expedition ist nun, neu organisirt, unter die Führung des von seiner Reise nach den Neu-Hebriden zurückgekehrten Mr. Julian Thomas, welcher als Schriftsteller sich den Namen „The Vagabond“ beigelegt hat, gestellt worden. Als zweiter im Kommando ist ihm der schwedische Botaniker Erik Ebenfert beigegeben. Die Gesellschaft traf am 17. November in Thursday Island, in 10° 45′ südl. Br. und 142° 20′ östl. L. von Gr., ein und wollte von da am 20. November nach Port Moresby, Neu-Guinea, abgehen.

Gleichzeitig sind die Messrs. Hunter, Gye und Currie, drei alte Kolonisten der Kolonie Queensland, auf einer Forschungsreise nach Neu-Guinea begriffen. Ebenso Dr. Gee und Messrs. Laurie und Horsley, welche aus England eingetroffen sind.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLV. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Amazonas und Cordilleren.

Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.

I.

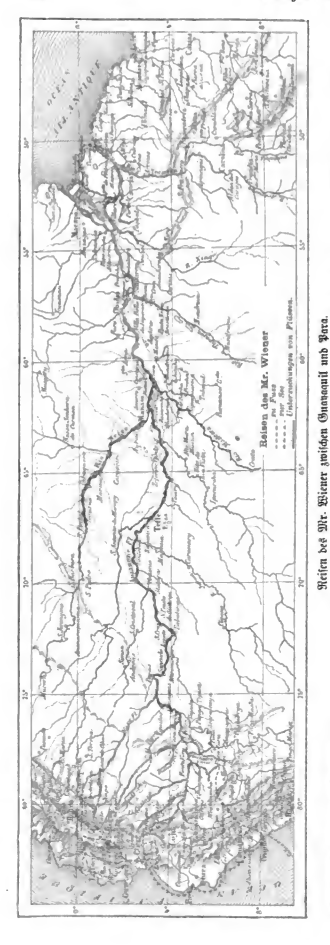
Von dem Dampfer aus, welcher die Reisenden nach Guayaquil, dem Hafen der Republik Ecuador, bringt, erblickt man schon von weitem am Horizont die wunderlich gezackten Umrisse der Cordilleren; bald hebt sich der Vordergrund heraus und fast plötzlich überschaut man die mächtige Vegetation der Küste. Man nähert sich der Insel Puná, welche die Mündung des Rio Guayas in zwei Hauptarme theilt. Auf dem grünen Abhange erheben sich Bambuhütten und einige elegante Villen mitten unter prachtvollen Baumgruppen. Der Pilot steigt an Bord und führt das Schiff den Fluß hinauf, den man ebenso gut einen riesigen Meeresarm nennen könnte: so mischen sich bis auf fast 100 Meilen hinein das Süßwasser mit der Woge des Stillen Oceans.

Am rechten Ufer des träg einher schleichenden Flusses hin erstreckt sich, glänzend und malerisch, der große Hafen von Ecuador. Neben stattlichen Dreimastern liegt eine Unmenge eleganter Schoner, schwerer Pinassen, enormer Flöße längs des Quais; dazwischen durchschneiden bananenbeladene Pirogen und Canoes die Fluthen, während Flußdampfer mit ein- und zweistöckigen Gebäuden auf ihrem Rücken den Wasserspiegel dahingleiten. Diese bewegte Scene hebt sich von einer langen Reihe von Häusern mit Kolonnaden im Erdgeschoß und Veranden im ersten Stock ab; zierliche „Miradores“, elegante Thürmchen unterbrechen die horizontale Linie der Dächer. Einen Kilometer weit dahinter steigen bewaldete Hügel auf, nach Norden aber erhebt sich in riesiger Höhe, wie eine Pyramide von reinstem Silber, über einen Horizont bläulichen Dunstes, der Schneegipfel des Chimborazo.

Dieses ganze Bild bringt beim ersten Anblick einen ergreifenden Eindruck hervor, ja dieser erste Eindruck ist so günstig, großartig und zugleich anmuthig, daß man höchst unangenehm von der Entdeckung berührt wird, daß, was in einer Entfernung von 100 m so schön war, in der Nähe so abscheulich — stinkt. Denn kaum tritt man in die Stadt ein, so wird man von einem Dunstkreis von schlechten Gerüchen förmlich erstickt. Eine Atmosphäre von verfaulten Früchten, übergegangenem Fleisch und Fischen, brenzlichem Fettgeruch der kleinen Tavernen, und der von Negern, Mestizen und Indianern ausströmende eigene Duft mischt sich mit den Miasmen, welche der mit Fluth und Ebbe wechselnde Schlamm des Rio Guayas in der Stadt verbreitet.

Höchst unangenehm für den Fremden ist der Umstand, daß in Guayaquil weder Gasthof noch Gastfreundschaft existirt; die Einwohner haben leider die ritterlichen Gewohnheiten der Spanier verloren, ehe sie sich die Bequemlichkeiten aneigneten, die Europa den Reisenden darbietet. Die dem Fremden früher stets offenen Familienhäuser sind ihm jetzt verschlossen, und er ist gezwungen, in unsauberen Kabachen zu kampiren und mit den Dienstleistungen grober und stupider Indianer fürlieb zu nehmen.

Als Herr Charles Wiener am ersten Abende seines Aufenthaltes in der Stadt in das Nest zurückkehrte, welches ihm als Gasthaus angewiesen worden, wäre er beinahe zur



Reisen des Mr. Wiener zwischen Guayaquil und Para.

Erde gestürzt, indem er über Polizeisoldaten strauchelte, die im Dunkel der Kolonnade schnarchten. Wenige Minuten später war er mit Schreiben beschäftigt, als ihm eine riesige Ratte auf den Brief fiel, die unversehens durch ein Loch der als Decke dienenden Leinwand geschlüpft war, und als er das Muskitonetz öffnete, welches sein Bett umgab, war das erste, was er erblickte, ein Skorpion, der sich auf seinem Kopfkissen gütlich that.

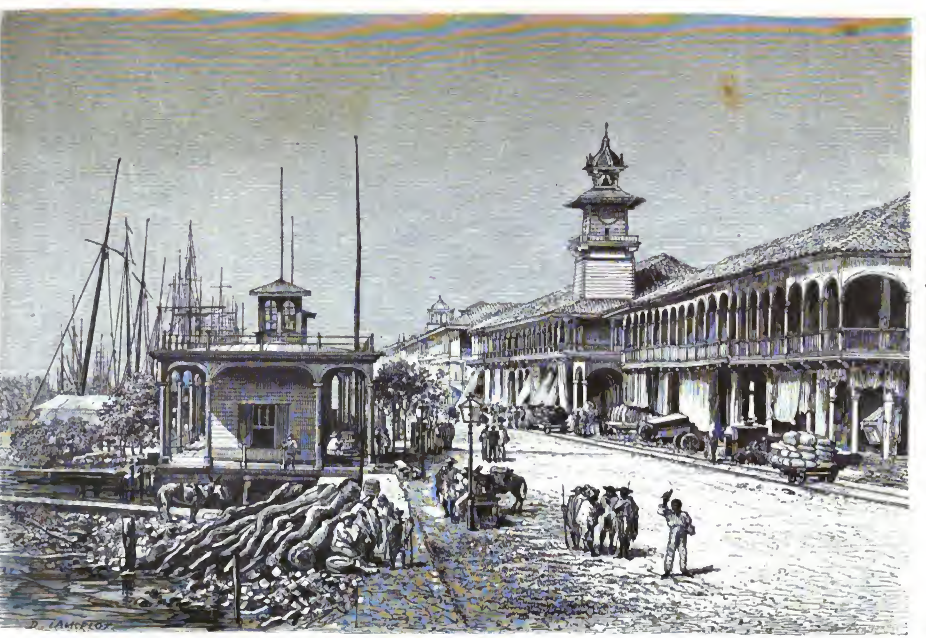
Nach einigen Wochen indessen gewöhnt man sich an diese Eigenthümlichkeiten eines neuen Lebens — auch das ferne, oft nahem Kanonendonner ähnliche Brüllen des Cotopaxi und des Sangaï — und betrachtet sie als zur Lokalfarbe gehörig; erst dann wird es einem möglich, dort zu leben. Auch hat der Mensch es wohl verstanden, sich dort, unter 2° 14′ südl. Br., in einer Entfernung von 72 Meilen von der Südströmung und der frischen Brise des Oceans, einzurichten.

Auf den durch Durchsickerungen gebildeten Sümpfen, welche den Grund und Boden der Stadt bilden, kann man weder in Stein noch in Ziegel bauen; das Gewicht derartiger Bauten würde sie in das Erdreich sinken lassen; man errichtet daher buchstäblich Flöße auf Pfählen, die den Häusern als Pfeiler dienen. Die häufigen Erdbeben bringen Schwingungen hervor, welche die solidesten Steinbauten umstürzen würden; diesen Holzgebäuden können sie kaum etwas anhaben: sie schwanken, krachen und bleiben ganz, wie ein Schiff auf sturmgepeitschter See. Auf den Straßen bringen diese Zitterbewegungen eine der wunderbarsten Wirkungen hervor, und der neu Angekommene wird sich nicht bald klar über die Empfindung. Das Holz, welches man verbaut, ist oft sehr kostbar und stets äußerst widerstandsfähig; es giebt Baudenkmäler, welche bereits über ein Jahrhundert bestehen und noch so fest sind wie am ersten Tage. Man errichtet wahrhafte Paläste in Steinnachahmung. Einer der am besten gelungenen ist der Bischofssitz.

Kolonnaden und Arkaden umgeben sämmtliche Häuser und gestatten einherzugehen, ohne den Strahlen der Sonne oder dem Ungestüm des Regens ausgesetzt zu sein. Nachdem einige Pfeiler (Estantes) eingerammt sind, um das Dach zu tragen, beginnt man die Arbeit von oben; die Bedachung, welche man vor dem eigentlichen Hausbau fertig stellt, dient den Arbeitern je nach der Jahreszeit als Sonnen- oder Regenschirm; unter seinem Schutze stellen sie die Wände aus Brettern oder Bambu her. Fenster giebt es nicht, nur Thüren nach den Verandas, welche längs der Façaden laufen. Wie in allen heißen Ländern bedient man sich nicht des Glases, sondern schließt die Oeffnungen durch Vorhänge.

Die Straßen sind gerade. Der Quai und, 60 m davon, die Calle del Comercio, bilden mit der dritten und vierten Straße, die alle parallel von Nord nach Süd laufen, die ganze Stadt. Am Ende des Quais befindet sich die Kakaobörse; hier werden die Preise dieses den Reichthum der Stadt bildenden Produktes festgestellt, welche nicht von der Laune der Pflanzer oder der Rechnung der Spekulanten abhängen, sondern rein von Regen und schönem Wetter. Die zum Theil hundertjährigen Pflanzungen sind Produktionsschwankungen unterworfen, die man nie voraussehen kann, und manche Besitzung, die in einem Jahre eine Prachternte giebt, trägt im folgenden fast nichts. Durchschnittlich werden jährlich 20 000 000 kg Kakao aus Guayaquil ausgeführt, und diese Riesenmengen werden alle in der kleinen Börse kontrollirt, die 8 zu 6 m mißt und als einzige Ausstattung einen alten Tisch und ein halbes Dutzend Stühle besitzt.

Außer dem Kakao wird auch die Frucht der Taguanußpalme ausgeführt, während der Kaffee- und Chininexport



Der Landeplatz von Guayaquil. (Nach einer Photographie.)

ziemlich unbedeutend ist und die Menge des Kautschuks von Jahr zu Jahr abnimmt. Uebrigens belebt nicht sowohl der Ausfuhrhandel die Stadt, als der Handel mit dem Innern. Während der trockenen Jahreszeit, d. h. ungefähr von Mai bis Dezember, kommen die Händler der Cordilleren nach Guayaquil, um Vorräthe einzukaufen, und die Verkäufer sind verpflichtet, die Waaren in Ballen zu packen, die höchstens 80 cm lang, 40 cm breit und 30 cm dick sein dürfen. Die europäische Artikel enthaltenden Kisten werden mit wasserdichten Blättern umgeben und das Ganze in einen Leinwandsack gesteckt. Die so zurecht gepackten Ballen werden in irgend einem Flußhafen auf Maulthiere geladen. Die Einpackarbeit geschieht unter unerträglichem Lärm auf offener Straße vor den Magazinen und giebt der Stadt den Anschein beständigen Wohnungswechsels. Sobald die Regenzeit beginnt, wird die Stadt stille, die Läden öde und leer.

Während im Erdgeschoß gehandelt und erworben wird, gehört der erste Stock der Familie. Die Frauen von Guayaquil, in jeder Beziehung ihren Herren und Meistern überlegen, tragen lange, leichte, weiße Kleider; ihre schwarzen Haare sind in prachtvolle Zöpfe geflochten; viele unter ihnen sind recht hübsch, einige hervorragend schön. Sie bilden eine besondere Rasse in Südamerika. Sie wählen ihren Zukünftigen und warten bis der Erwählte ihres Herzens eine Stellung errungen habe, ganz gleich ob das 5 oder



Bischöflicher Palast in Guayaquil. (Nach einer Photographie.)

6 Jahre dauert. Gewöhnlich empfangen sie den Besucher ohne die Hängematte zu verlassen, in der sie sich höchst graziös schaukeln: es ist dies ein Mittel, die Hitze zu mildern, sich der Muskitos zu erwehren und die Spitze eines reizend kleinen Fußes zu zeigen; während der Unterhaltung dient die Dame ihrem Besucher als Fächer. Sie beginnt ihr Tagewerk damit, zur Vieruhrmesse zu gehen; es ist das für sie, die nur selten ausgeht, ebenso wohl ein Bedürfniß der Seele wie eine hygieinische Uebung.

Die Kirchen selbst sind Nachahmungen der spanischen des 16. Jahrhunderts, und die Architekten haben es erreicht, die schweren Formen jener Periode wieder hervor zu bringen, indem sie die schreienden Farben einer unverständigen Malerei zu Hilfe nahmen. So z. B. bietet die Kathedrale dem Beschauer eine Vorderseite, auf der Nischen und Kranzgesimse, Galerien und Säulchen nur das Werk des Malers sind, der zugleich die Schatten angebracht hat, welche diese verschiedenen Ornamente werfen sollen, die aber fast stets mit den wirklich von den Thürmen, dem Gebäude selbst, den Bäumen und den übrigen Häusern geworfenen im Widerspruch stehen. Die dadurch hervorgebrachte Wirkung ist natürlich höchst unkünstlerisch.

Das Franciskanerkloster steht auf dem schönen Platze San Francisco, in dessen Mitte sich das prächtige Denkmal des Präsidenten Rocafuerte erhebt. Der berühmte Gesetzgeber von Ecuador, in nachdenkender Haltung und in einen Mantel gehüllt dargestellt, hat einem braven Neger nur die eine Bemerkung entlockt: „Der Señor da oben muß recht schwitzen!“

Wenn das Abendgeläut ertönt hat, beleben sich die

Straßen von Spaziergängern; die Familien gehen aus, um am Quai Luft zu schöpfen; hier ist das Rendezvous der eleganten Gesellschaft, in der Jedermann sich kennt, grüßt und plaudert.

Die große Hitze zwingt die Spaziergänger langsam zu gehen, was ihnen einen gewissen, mit der Lebhaftigkeit ihrer großen, glänzenden und schwarzen Augen seltsam widerstreitenden Zug von Trägheit verleiht. Nur sehr wenig werden Wagen benutzt. Sobald es regnet, darf kein Kutscher fahren, weil die Straßen sonst verdorben werden könnten. Nun aber regnet es in der nassen Jahreszeit Tag und Nacht, und die Luft wird so erdrückend, daß sich viele Familien theils nach der Insel Puná, theils auf ihre Besitzungen in der Nähe der Stadt flüchten. Zugleich vermehrt sich die Zahl der Muskitos auf unglaubliche Weise. Wasser- und Fleischträger, die sich kleiner Esel zum Transport ihrer Waaren bedienen, ziehen diesen Thieren, um sie vor den Stichen zu schützen, auf die Vorder- und oft auch auf die Hinterbeine Hosen, ein sehr praktisches, aber bei der gewöhnlichen Hosenlosigkeit der Führer selbst höchst komisch wirkendes Mittel.

Um zu sehen, was der gemeine Mann in Guayaquil für Genüsse hält, braucht man nur die beiden letzten Straßen der Stadt zu durchschreiten, wo die Branntweinschenken in Ueberfluß vorhanden sind. Jedes Fest, ja jeder Trauerfall dient als Vorwand für Ausschweifungen, durch die der Sohn des Volkes sein Geld vergeudet und seine schon durch das Klima stark angegriffene Gesundheit noch mehr zu Grunde richtet. Diese häufigen Excesse erklären die oft epidemischen Fieber, welche die Bevölkerung lichten. Der „Vomito negro" beginnt immer in den unteren Volksschichten und steigt reißend schnell zu der höheren Gesellschaft hinauf. Die



Vorderseite der Kathedrale von Guayaquil. (Nach einer Photographie.)

klimatologischen Bedingungen nehmen den meist mit erschreckender Plötzlichkeit auftretenden Todesfällen das Erhabene, welches die Achtung vor den Verstorbenen ihnen bei uns bewahrt; man beerdigt die Leichen, wenn sie kaum schon erkaltet sind. Die Beerdigungen sind so häufig, daß es, trotz der großen Menge der Geistlichen, den Priestern unmöglich ist, den Todten bis zum Friedhof zu begleiten. Die Leichenwagen ziehen zwischen zwei langen Reihen barfüßiger, nur mit Hemd und Hose bekleideter Arbeiter entlang, deren jeder eine kleine brennende Laterne trägt, was höchst seltsam, aber keineswegs traurig-feierlich wirkt.

Die Stadt wird durch einen kleinen amerikanischen Tramway mit dem „Salado", einem Arm des Oceans, verbunden. An diesem entzückenden Ort, mitten unter prachtvollster Pflanzenwelt, nimmt man, in einer Entfernung von ca. 20 Stunden vom wirklichen Meeresstrande, Seebäder! Und einige Kilometer weiter treibt man in den smaragdgrünen Kanälen, welche blühende Inselchen einschließen, den wunderbarsten Sport der Welt: die Austernjagd, oder vielmehr das Austernpflücken. Denn die Meereswoge setzt auf den dort wuchernden Mangelbäumen die Austernbrut ab und bringt ihr mit jeder Fluth Nahrung; so reifen sie heran und können nach einem gewissen Zeitraum bei Ebbe gepflückt werden. Die Auster, lange Zeit eins der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Uferbewohner des Guayas, wird nicht mehr viel genossen, seitdem der Wohlstand sich etwas gehoben hat. Trotzdem ist die Küche recht schlecht bestellt, Gemüse und Salate sieht man kaum. Und doch ist das Wachsthum so wunderbar, daß der Mensch, anstatt es zu befördern, sich seiner zu erwehren hat. So nimmt auf den Straßen der dortigen Dörfer, trotz beständiger Säuberung, das Unkraut so überhand, daß oft nur ein schmaler Pfad von einem Hause zum andern übrig bleibt; Bananen und Palmen bilden mächtige Büsche um die Behausungen, und es giebt Dörfer, wie z. B. Santa Rosa und die meisten kleinen Häfen der Küste, welche sich scheinbar aus dem Walde erheben.

Die Umgegend von Guayaquil ist der Erzeugungsort

des ganzen Kakaos, den Ecuador ausführt. Unendliche Wälder dieses Baumes bedecken Quadratmeilen und hüllen das Land in Balsamduft ein. Die Waldähnlichkeit einer Kakaopflanzung bildet ihren Reiz, zugleich aber eine Gefahr, denn das für Sonnenstrahlen undurchdringliche Dach der sich mit einander verstrickenden Baumkronen hüllt die Pflanzen in Schatten und läßt die Frucht sich nicht reichlich entwickeln; zehn Kakaobäume von Guayaquil geben durchschnittlich nicht mehr als einer von Venezuela. Dazu kommt, daß seit undenklicher Zeit zwei bis vier Bäume zugleich gepflanzt werden; diese Methode wäre gut, wenn man später dann nur die kräftigsten dieser Pflanzen weiter wachsen ließe; statt dessen läßt man alle Stämme stehen, so daß die zwei Quadratmeter, welche jeder Stamm oder „Mata“ einnimmt, den Baum nicht genügend ernähren können.

Die Kakaobäume bilden drei Kronen, von denen schließlich nur die oberste bestehen bleibt. Die männlichen und weiblichen Blüthen treiben bald auf dem Stamme, bald auf den Zweigen; auf demselben Baume kann man zugleich die knospende Blüthe, die grüne Schote und die reife, goldige Frucht erblicken. Man erntet mit Hilfe langer Stangen, die am Ende ein mit der Schneide nach oben gekehrtes Quermesser haben. Mit einem kurzen Schnitt in den Stengel wird die Frucht vom Zweig getrennt, fällt auf die Erde und wird von Knaben in Säcke gesammelt und zu den Weibern gebracht, welche sofort die Kerne auslösen und die Schote fortwerfen. Gleich am nächsten Tage wird der Kakao auf großen Trockenvorrichtungen aus Bambu ausgebreitet und muß nun höchst sorgsam vor jeder Nässe bewahrt bleiben, da er stark im Preise sinkt, wenn er in Folge von Feuchtigkeit seine natürliche helle Farbe verliert. Jede Hacienda besitzt eine gewisse Anzahl verheiratheter Arbeiter, die ihr Haus und ihre kleine Pflanzung auf dem Grund und Boden der Besitzung haben. Diese Männer



Platz San Francisco in Guayaquil. (Nach einer Photographie.)

verdienen täglich 6, die Frauen 4 und die 8- bis 14jährigen Kinder 2 Real (= 3, 2, 1 Franken). Zugleich halten die Besitzer ein Lager von allen möglichen Bedürfnissen ihrer Arbeiter, und so bildet eine solche Hacienda einen kleinen Staat für sich, der sich des vollständigsten Glückes erfreuen könnte, hätte man nicht stets zwei schlimme Feinde zu bekämpfen: den Branntwein und die Revolution!

Noch ein Wort über eine angebliche Industrie von Guayaquil, die sogenannten Panamahüte. Wenn es wahr ist, daß in der großen Stadt des amerikanischen Isthmus niemals Strohhüte fabricirt worden sind, so ist es nicht minder sicher, daß man im Hafen von Ecuador nie hat Stroh flechten sehen. Guayaquil und Panama sind nur die Zwischenstationen für einen Artikel, der überdies mehr und mehr vom Markte verschwindet. Die Manufakturen dieser Hüte sind an der Nordküste von Ecuador, besonders in Monte-Christi und Xipixapa. In jeder Hütte dieser Dörfer sieht man Männer, Weiber, Kinder mit dieser Arbeit beschäftigt. Die Flechter hocken in einer für die Lungen höchst schädlichen Stellung, die Form zwischen die Schenkel gepreßt. Das sogenannte Stroh kommt von einer wild wachsenden Palme, Bombonaje oder Toquilla genannt, die aber angepflanzt und eingehegt wird und deren Blätter im wilden Zustande 50 bis 60 cm, im kultivirten bis 1 m lang werden. Diese Blätter nun werden abgeschnitten, ehe sie sich geöffnet haben; die werthlose äußere Haut wird abgerissen und das eigentliche, wie ein geschlossener Fächer gefaltete Blatt bloß gelegt; es ist im Innern gelb und an den Rändern grün. Dann werden die Spitzen eines Zirkels darauf gelegt und der mittlere Theil von den Seitenfasern getrennt, die man einzeln abreißt. Die so gewonnenen „Strohfäden“ werden in Päckchen gebunden, in Thontöpfen zwei Stunden lang gekocht, und darauf an der Sonne getrocknet. Durchschnittlich giebt jedes Blatt 40 bis 50 Fäden

und 16 Blätter, also ca. 600 bis 800 Fäden, genügen für einen Hut. Ist das Geflecht fertig, so wird es durch einen Strom von Schwefeldämpfen geweißt. Die geringeren Hüte kosten 6 bis 8 Real, und da der Flechter zu jedem beinahe eine Woche braucht, so verdient er täglich höchstens einen Franken, während man die besseren Sorten bedeutend höher bezahlt, ja es sogar Hüte aus „Paja toquilla“ giebt, die für 200 bis 300 Piaster (= 1000 bis 1500 Franken) verkauft werden.

Diese Bemerkungen des Herrn Ch. Wiener über Guayaquil, sein Leben und seinen Handel, beruhen auf einem einmonatlichen Aufenthalt im Jahre 1880 und einem einjährigen 1882/83. Beauftragt, die natürlichen Handelswege zu studiren, die sich den großen Verbrauchscentren in den gesunden Gegenden der hohen Zwischen-Cordillere nähern, verließ er am Ende des ersten Monats die Stadt zu einer langen Reise im Innern des Landes. Der größere Theil der Million Einwohner der Republik Ecuador lebt in Städten und Dörfern, welche in ca. 2500 m Höhe liegen, und heute noch ist Guayaquil der einzige Hafen,



Straße im Dorfe Santa Rosa.

welcher das ganze Land versorgt. Dieser Stapelplatz aber ist von der Hauptstadt ca. 400 km entfernt und die Pfade, welche die Küste mit den Hochebenen verbinden, sind nur für Saumthiere gangbar, so daß bei diesem Transportmittel der Preis der eingeführten Waaren durch die Fracht oft um das Fünffache vermehrt wird. Die Linie von 100 Wegstunden zwischen dem Ausladeplatz und der Hauptstadt ist um 500 Proc. theurer als die von 5000 von Europa über Cap Horn bis Guayaquil oder von 2000 über Panama. Die Aufgabe Wiener's bestand also darin, den französischen Exporteuren einen Punkt nachzuweisen, der den Verbrauchscentren von Ecuador näher liegt als Guayaquil, und so ihren Erzeugnissen den Zugang zu einem nicht unwichtigen Markt zu erleichtern. Er begab sich daher nach Quito und unternahm von dort Forschungszüge nach West und Ost; nach Westen, wo die Küste des Oceans unter dem Aequator sich ziemlich dicht der Hauptstadt nähert, nach Osten, wo Schiffe von genügendem Tonnengehalt die mächtigen Nebenflüsse des Amazonas hinauf- und bis auf eine geringe Entfernung von den Plateaus der Cordillere fahren können.

Britisch-Indiens Grenznachbarn gegen China.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Die Daphla sind von mittlerer Größe, starkem Knochenbau, breiter Brust, gut entwickelter Muskulatur. Die Hautfarbe ist tiefbraun und das Gesicht flach und rund, die Lippe fast bartlos, das Kopfhaar lang und ungeordnet. Der Anzug besteht in einem Lendentuch und einer Kopfbedeckung aus Bastgeflecht, die vorwiegend mit Eberzähnen verziert wird. In der kalten Jahreszeit tragen sie eine ärmellose Weste rohester Art; daß sie unter so ungünstigem Schutze im Freien ausdauern, wird der dicken Kruste Schmutzes zugeschrieben, die alle Körpertheile bedeckt, von denen er nicht durch die Bewegung sich abscheuert. Die Frauen tragen einen Rock von den Hüften abwärts. Unzertrennbarer Begleiter ist das Kukrimesser, ein langes, schweres Messer, dicker an der Spitze als am Griffe, den ein hartes Holz bildet, der vor Zerspringen statt durch Eisen mit einem starken Bastgeflecht geschützt wird. Von Charakter ist der Daphla überaus gutmüthig, zudringlich, neugierig, dabei abergläubisch, furchtsam; das Ausdrücken des Springdeckels einer Taschenuhr macht ihn sich ducken aus Furcht vor einem nachfolgenden Geschosse. Männer und Frauen sind gleich den Akas leidenschaftliche Raucher. Die Sprache ist verschieden von derjenigen der Abor im Osten, der Aka im Westen. Sie wird verstanden von den Abors, wie Miri, ihren Nachbarn im Norden gegen Tibet, mit denen sie auch Wechselheirathen eingehen, aber statt des echt mongolischen Typus der Abor kennzeichnet die Daphla von vorn gesehen große Stirnhöhe, längliches Gesicht mit ziemlich gerader Linie vom Schläfenbein zur Kinnlade, längliche aber weit geöffnete Augen und lange Nase. Dagegen im Profil betrachtet, erscheinen Backenknochen wie Augenwölbung weit vorspringend, der Mund tief geschlitzt und der Nasensattel liegt so tief, daß die Augenwölbung vorspringt. Dies sind alles Kennzeichen der tibetischen Rasse und diesem größern Gebirgsvolke müssen die Daphla zugerechnet werden.

Von Sitten und Gebräuchen verdient Folgendes hervorgehoben zu werden. Die Verfassung ist durchweg oligarchisch. Jeder Stamm hat seinen Dscham oder Führer, aus einer durch Besitz an Büffeln und Verbindungen einflußreichen Familie. Als die englische Regierung die Verbindlichkeiten mit Annahme des Posa-Geldes in Verträge kleiden wollte, scheiterte dies an der hohen Zahl von Häuptlingen; es hätte hierzu Abmachungen mit 288 Dschams bedurft. Dabei bestand die Verlegenheit, wie solche Abmachungen perfekt zu machen seien; denn die Daphla kennen keine Schrift, nicht einmal die ringsum bei ihren Nachbarn üblichen Handzeichen sind hier im Gebrauch. Von freien Sitten zeugt folgendes Vorkommniß. An einem Gerichtstage in Lakhimpur drängte sich ein hübsches Daphla-Mädchen durch die Menge, warf sich vor dem Gericht haltenden Engländer nieder und bat um seinen Schutz gegen ihren Vater, der sie an den Sohn eines benachbarten Häuptlings zwingen wollte, der in Vielweiberei lebe, während ihr Herz einem Angehörigen ihres Dorfes gehöre und sie es nicht ertrage mit mehreren zusammen einen Gemahl zu besitzen; sie sei mit ihrem Geliebten entflohen und bitte jetzt um Niederlassungsrecht auf englischem Gebiete. Der Bitte wurde willfahrt; das Mädchen zog sich zurück, legte Schmuck und Tand an, die sie aus einem Bündel hervorzog, der ihre Habe enthielt, flocht ihre Haare und ging nach dem Verstecke, wo ihr Entführer weilte. Zu nicht geringem Erstaunen des Beamten führte sie diesem als ihre Gatten zwei Männer vor und es stellte sich heraus, daß unter ihren Landsleuten Vielweiberei die Ausnahme, dagegen, wie unter Tibetern, Vielmännerei die Regel sei. Dabei beschränkt sich die Polyandrie nicht wie in Tibet auf Brüder, sondern erfolgt in freier Wahl!

Die Stellung von Unterhändlern — dies bedeutet ihr Name — nehmen ein die von den Assamesen Miri genannten Völker zwischen Sundri und Dirdschemo, einem rechtseitigen Zuflusse des Brahmaputra, den der Fluß Dibrughar gegenüber erreicht; unter sich nennt sich jeder Stamm mit anderm Namen; bekannter sind die Bezeichnungen Anka, Tenae, Sarak, Ghi-ghasi, Panibotia, Tarbatia. Ein in der Kriegsgeschichte aller Länder wohl seltener Zwischenfall erhob die Miri zu Vertrauensmännern einst der assamesischen, jetzt der indischen Regierung. Die assamesischen Herrscher über Lakhimpur hatten den Miris ähnliche Rechte in gewissen Dörfern der Ebene zugestanden, wie wir sie unter Aka und Daphla kennen lernten; im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts machten die Miri Uebergriffe und Radscha Purander Sing befahl, sie zu züchtigen. Die hierzu abgesandte Abtheilung ergriff aber die Flucht, als die Miri sich auf sie warfen und ließ ihre Flintenschloßgewehre, Kanonen und Patronen zurück. Die Miri wußten mit den Sachen nichts anzufangen, warfen sie auf einen Haufen und wollten sie durch Feuer vernichten. Sobald das Feuer an die Geschosse und Patronen kam, entluden sich diese und verletzten ein halbes Hundert der Umstehenden. Da dachten die Miri einem Radscha, der im Stande sei, Waffen zur Selbstthätigkeit zu bringen, könnten sie nicht widerstehen; zu nicht geringem Erstaunen der Befehlshaber der geschlagenen Truppen nahte sich eine Gesandtschaft demüthig ihrem Lager um Frieden bittend. Die Engländer brachten 1862 die bis dahin auf schwankender Abmachung beruhenden Uebereinkommen in feste Formen und zahlen den Miris seither bestimmte Subsidien. — Den Miri verdankt seine Bevölkerung das Thal des Subansiri. Die bedeutende Wassermasse dieses Zuflusses des Brahmaputra war schon Wilcox aufgefallen, als dieser 1827 das obere Brahmaputra-Thal bereiste; es dauerte aber ein halbes Jahrhundert, um festzustellen, daß dieser Fluß in den Hochthälern Tibets seinen Ursprung nehme, die Südkette des Himâlaya-Gebirges durchbreche und mit einer Wassermenge zeitweise nahezu gleich jener der großen hindostanischen Ströme Ganges und Dschamna die Ebene erreiche. Das Quellgebiet des Subansiri schließt gute Weidegründe und fruchtbare Thalsohlen ein; gleich wie die Leptschas, von den Flußläufen im Westen angezogen, über die Tista in Sikkim bis zur bengalischen Tiefebene sitzen, so stiegen an der Subansiri die Miri hinab bis in das Brahmaputra-Thal; ihre eigenen Ueberlieferungen weisen auf das Thal des Tsang-potschu (Dihong) als Heimath hin, der in seinem Unterlaufe von der Subansiri nur durch einen schmalen Bergzug getrennt ist. Der Gesichtsteint ist gelblich, die Gestalt groß und kräftig, der Gang aber schwerfällig. Das Haar wird vorn kurz geschoren und zum Gesicht glatt

gestrichen, wie es gegenwärtig unter unseren jungen Damen Mode ist; rückwärts bleibt das Haar lang und wird mit einer Nadel zu einem Knoten gedreht; um die Stirne ist ein schmales Band gelegt, mit Trotteln und Metallstücken phantastisch verziert. Nach diesem Kopfputze sind die Miri den Mischmis anzureihen, bei denen diese Tracht in solchem Grade Wahrzeichen sind, daß sie unter Assamesen zu Spottnamen führten. Mit Assamesen finden fortgesetzt Mischheirathen statt; dem Stamme ist viel fremdes Blut beigemengt, auch in seine Sprache, die im Uebrigen jener der Abors ähnelt, sind viele assamesische Worte übergegangen. Der Anzug besteht, wie bei Abors, aus Bastgeflechten und ist kunstlos; eigen dem Frauengewand ist eine Art Krinoline aus Holzreifen, über dem Rocke getragen; dieser selbst schließt um die Oberschenkel so eng, daß die Frauen trippeln, nicht gehen. Beim Arbeiten, im Sommer und auf Reisen wird der Rock abgelegt, an seine Stelle tritt ein breiter Ledergürtel mit allerlei klingendem Tand verziert, Mädchen entschlagen sich aber auch dieses Gürtels und erscheinen nur im Reifrocke mit ganz ungenügender Bedeckung des Unterkörpers! Arbeit liebt der Mann nicht, seine liebste Beschäftigung ist die Jagd; das Fleisch des Tigers soll Stärke und Muth verleihen, den Frauen wird es nicht gereicht. Fleich wie Fisch in getrocknetem Zustande bilden das Lieblingsgericht. Haupthausgeräth ist wie bei Leptschas und Nepalesen ein großes, schweres Messer mit nach abwärts leicht gekrümmter Spitze. Der Miri pflegt häufigen Verkehr mit der Ebene; drei Viertheile aller Miri steigen jährlich auf etliche Monate an die Ufer der Flüsse hinab und errichten im Ueberschwemmungsgebiete der Subansiri und des Brahmaputra Hütten auf Rosten und treiben Fischfang wie Jagd. Der Ueberschuß der Beute wird getrocknet und dann damit in die Berge aufgebrochen; während des Trockenprocesses verbreiten solche Niederlassungen einen schon von weitem sich bemerkbar machenden üblen Geruch. In ihren religiösen Vorstellungen sind die Miris von Buddhisten Tibets und Brahmanen der Hindus beeinflußt; neben Waldgeistern verehren sie die bekanntesten Schutzgötter beider Nationen.

Nahe verwandt mit den Daphla sind die Abor. Der Name ist dem Volke von den Assamesen gegeben und bedeutet einen jenseits der Grenze Wohnenden; sie selbst bezeichnen sich mit dem Namen der einzelnen Stämme und nennen sich Padam, Dhoba, Bor u. s. w. Die Engländer sind nur mit Bor und Dhoba in Berührung gekommen. Im Aeußeren herrscht „grob mongolischer Typus“ vor, die Frauen erinnern zuweilen an Chinesinnen. Ganz verschieden von den bisher besprochenen Stämmen sind die Abor durch die Sitte des Einritzens eines Zeichens (Kreuzform) bei Männern auf der Stirne, bei Frauen unterhalb der Nase. Alle Abors sind widerlich schmutzig; man meidet Waschungen und erklärt Schmutz als das beste Mittel gegen die Kälte. Der Anzug besteht aus einem Stück groben Stoffes, meist aus Bastfaser gewebt, der vom Rücken über die Schulter bis zum Knie läuft, keine Aermel hat und um die Hüfte mit einem Gurt aus Rohrgeflecht zusammengehalten wird. Die Weiber umwinden den Körper mit Tüchern aus weicherem Stoffe und bedecken Nacken, Arm und Unterfuß mit allerlei Schmuck; Mädchen tragen dazu um die Hüfte einen Strick, daran Metall- und Holzscheiben, die beim Gehen klirren wie Ketten. Ganz junge Mädchen tragen nichts als diesen Schmuck um die Hüfte; im Sommer sieht man selbst erwachsene Mädchen nur hiermit bekleidet. Dieselbe Sitte herrscht unter Nagas („Globus“ 34, S. 281) auf der andern Seite des Thales. Die Abors haben eine Ueberlieferung, daß alle Menschen von einer Mutter abstammen, die zwei Söhne gehabt habe; davon sei einer ein geschickter Handwerker und der Liebling seiner Mutter gewesen. Mit diesem sei sie gegen Westen gezogen und von ihm hätten die Engländer die Künste gelernt, durch die sie dem Bergbewohner überlegen sind. Die Abors seien im Osten sitzen geblieben. Wie roh die Sitten unter ihnen sind, kann daraus entnommen werden, daß ein Liebhaber für seine Auserwählte Feldmäuse und Eichhörnchen als Leckerbissen fängt. Die Abor wohnen von den Miri hinüber bis zum Dibong-Flusse, dem ersten großen Zuflusse des Brahmaputra (assamesisch Dihong, tibetisch Tsang-po, des Hauptstromes Tibets) von Norden her nach seinem Eintritt in die Ebene. Die Abors haben es gleichfalls zu keiner Stammes-Organisation gebracht; immerhin giebt es Bundestage, auf denen Mehrheitsbeschluß entscheidet und die Geriebensten zur Ausführung des Beschlusses gewählt werden. Der Gemeinsinn ist hoch ausgebildet und äußert sich insbesondere im Zusammenstehen gegen feindliche Kundgebungen; ferner werden Versammlungsräume und Brücken als öffentliche Anstalten gegründet wie unterhalten. Sodann wird Privateigenthum an Grund und Boden anerkannt und dieses durch Grenzsteine angezeigt, von denen einzelne so stattlich sind, wie bei den Khassias im Gebirge auf der andern Seite des Stromes („Globus“ 34, S. 279).

Streit um Grenzmarken brachte die Engländer wiederholt in Berührung mit den Abors, zuletzt 1881. Damals wollten die Stämme Membo und Pado den Dibong überschreiten und sich am linken Ufer im Lande der Mischmis niederlassen. Zur Verhinderung eines solchen Vormarsches, gegen den von den Mischmis Gewalt gebraucht worden wäre, beorderte die indische Regierung Mannschaften von zwei Regimentern in das Land der Abor und verhinderte durch rechtzeitige Errichtung von befestigten Posten in Nizamghar und Bomjur (letzteres im Gebirge) die Ausführung des Vorhabens. Dieses Vorgehen erregte im höchsten Grade den Zorn der Abors; es kamen Angriffe auf einzelne Soldaten vor; dem mit trigonometrischen Arbeiten beauftragten Officier, der hierzu einige Tage auf einem Aussichtspunkte zuzubringen hatte, mußten zu seiner persönlichen Sicherheit hundert Mann Bedeckung mitgegeben werden.

Der Dibong bildet im Osten dieselbe ethnographische Grenze, wie im Westen der Saltedsch. Mit den Abors auf dem linken Ufer des Dibong verlassen wir das Gebiet der Völker tibetischer Rasse und befinden uns unter Stämmen indo-chinesischer Zugehörigkeit. Späterer Forschung ist es vorbehalten, diese Völker, wenn einmal Europäern der Aufenthalt unter ihnen möglich sein wird, nach ihren Merkmalen genauer zu klassificiren; bis jetzt haben sich schon zwischen den Karen im Süden an der Grenze von Britisch-Birma und den Miau-tse, jener unruhigen halbwilden Völkerschaft im Norden von Jün-nan, einzelne gemeinsame Merkmale ergeben, und den Miau-tse werden die Mischmis zugerechnet, welche vom Dibong östlich bis nach China hinein wohnen. Die Mischmis sondern sich in zwei große Gruppen. Die vordere oder westliche Abtheilung wohnt zwischen den Flüssen Dibong und Digaru und nennt sich Midhi, während die Assamesen ihnen von der Kopffrisur, wobei die Haare über der Stirne kurz geschoren und glatt gestrichen werden — wie bei den Miri — den Namen Tschalikata geben; die hinter dem Digaru wohnenden Stämme heißen Mischmi schlechthin. Zwischen beiden Gruppen besteht ein Unterschied und scheinen sie zu ganz verschiedenen Zeiten in ihre jetzigen Sitze eingezogen zu sein.

Die Tschalikata (Midhi) bewohnen die unwirthlicheren Gebirgsthäler, in die wild tosende Bäche ihr Bett tief eingerissen haben; der Zugang erfolgt auf schmalen

Pfaden. In die Ebene kommen diese Mischmis nur als Räuber; die Polizei fahndet insbesondere auf solche Individuen, die mit ungewöhnlich großen Traglasten bepackt, scheinbar als Händler auftreten; denn unbewachte Gehöfte fallen diesen in Banden auftretenden Leuten zur Beute. Dabei ist es neben den Gütern auf Menschen abgesehen, die als Arbeitssklaven in die Berge fortgeführt werden. Wie wenig das Leben dieser Sklaven gilt, erwies ein Vorfall auf einem der Märkte, die jährlich im Februar zu Sadiya abgehalten werden. Ein Tschalikata hatte einen abgearbeiteten Sklaven, Naga der Nationalität nach, zu Markt gebracht und den armen Menschen auf offenem Platze niedergestochen, als ihm bedeutet worden war, daß hier Sklavenhandel nicht getrieben werden dürfe. Vor Gericht gestellt, mußte ihn das von einem Europäer präsidirte Tribunal freisprechen, weil sich herausstellte, daß der Thäter von der Größe seines Verbrechens keinen Begriff hatte. In ihrer Heimath fehlt es an jeglicher öffentlichen Autorität; sowohl Stammesfehden als Verbrechen an Einzelnen werden von den Angehörigen durch eigenhändige Zufügung gleichwerthigen Schadens gerächt; für ungesühntes Unrecht nehmen noch spätere Generationen Blutrache. In seinem häuslichen Leben übt und duldet der Midhi Ausschweifungen; er nimmt sich mehrere Frauen und verlangt nicht Treue von ihnen, züchtigt aber den Verführer. Im Aeußeren stellt sich der Midhi als ein kräftiger Menschenschlag dar; sein Gesicht ist weniger unschön als beim Abor, insbesondere liegen die Augen tiefer; dagegen ist der Blick finster. Die Hautfarbe wechselt von tiefbraun zu hellbraun. Ueber die Haare wird eine helmartige Kopfbedeckung aus Bastgeflecht gestülpt.

Die Mischmis wohnen östlich vom Digaru, nördlich bis Tibet, östlich bis Jün-nan und südlich hinab bis zum Irawadi-Flusse. Sie sind äußerst eifersüchtig auf ihre Selbständigkeit und gestatten nicht einmal ihren Nachbarn das Reisen durch ihr Gebiet hindurch; die beiden Missionare Krick und Boury fanden im August 1854 hier ihren Tod, als sie nach Tibet vordringen wollten, obgleich sie 1851 bei einem Ausfluge dahin gut aufgenommen worden waren. Der indische Beamte des trigonometrischen Amtes, der 1877 von Hindostan nach Centralasien gereist war und während vierjähriger Reisen in die entlegensten Theile Nord-Tibets vorgedrungen war, fand an der Grenze des Mischmi-Landes die Einwohner von so drohender Haltung, daß er sich wieder zurückwandte und Monate auf einem beschwerlichen Marsche zubrachte, um in seine Heimath zu gelangen, von welcher ihn dort nur wenige Tagereisen getrennt hatten. Das Land der Mischmis ist nicht unfruchtbar; es gedeihen Reis und südländische Früchte. Die Handelschaft bildet für die ganze Nation den Haupterwerb; deswegen wissen die Mischmis die Sicherheit zu schätzen, die dem englischerseits eingerichteten Markte in Sadiya innewohnt und bezeigen den dortigen Beamten die größte Hochachtung. In ihren religiösen Vorstellungen haben sie vom tibetischen Buddhismus Götter angenommen, den tibetischen Lames bezeigen sie sich unterwürfig als geistliche wie weltliche Obere. Im Aeußeren haben sie mit Tibetern nichts gemein. Sie sind von stattlicher Erscheinung, sind groß und schlank gebaut, ihre Züge regelmäßig. Nase und Nasenöffnungen sind größer als sonst bei indo-chinesischen Völkern. Wahrzeichen aller Mischmi-Frauen ist ein breites Stirnband aus Metall, an den Enden schmal, in der Mitte breit (bei Miri ist es noch schmal geblieben). Um die Lenden trägt die Mischmi mindestens einen bis zum halben Schenkel reichenden Schurz aus Rinde oder Bastgewebe, meist ist auch die Brust bedeckt, der gut entwickelte Unterschenkel aber immer nackt. Die Männer gleichen im Anzug den Abors; ihre Nationalwaffen bilden gleichfalls Messer, Bogen und Pfeil; neuerdings versehen sie sich mit Schießwaffen, doch legte Britisch-Indien diesem Handel polizeiliche Beschränkungen auf, um nicht an Stelle schlecht bewaffneter Nachbarn dereinst waffengeübte Gegner zu erhalten.

Einem Kampfe mit diesen Gebirgs- und Waldvölkern geht Britisch-Indien aus dem Wege, ahndet aber jede räuberische Regung. Bei aller feindseligen Gesinnung wagt es kein Stamm sich solcher Einwirkung hierwegen zu entziehen; an den Daphlas erfuhren sie, daß die indischen Truppen im Stande sind, in jedem Gebiete sich festzusetzen, in welches der Vormarsch befohlen wird. Noch hat es für Britisch-Indien keinen praktischen Werth, sich eines dieser Völker unterthan zu machen; bedingen aber die politischen Verhältnisse ein Eröffnen Südchinas von Britisch-Indien von der Landseite her, so hat es mit der Selbständigkeit des Stammes, durch welchen der Weg dahin gelegt werden soll, ein Ende. Im Interesse der Wissenschaft muß gewünscht werden, daß ein Bedürfniß hierzu eintrete; vorerst muß es aber noch lohnender sein, über das fruchtbare, dicht bevölkerte Unter-Birma dem uralten Handelsemporium Esmok am Mekhong zuzustreben und die weitere Verfrachtung der Waaren den dortigen örtlichen, sehr unternehmenden Handelsvölkern zu überlassen, als über das unwirthliche Tibet und das ärmliche Nord-Jünnan direkt zum Jangtse-kiang aufzusteigen. Die englische Industrie hat den letztern Weg in Aussicht genommen; die Wünsche, die in Calcutta und Assam für den Brahmaputra-Weg und den Aufstieg durch oder seitlich des Landes der Mischmis gehegt werden, können sich nicht Geltung verschaffen.

Sicilianische Bauernregeln.

Von W. Kobelt.

„Altes Gold“ nannte der „Rheinische Hausfreund“ die Sprüche und Regeln, welche seit Jahrhunderten von einer Generation auf die andere vererben; die Bezeichnung ist nicht unpassend, denn die gereimten Sprüche enthalten gar oft die Resultate langjähriger unbefangener Naturbeobachtung und können bei gründlicher und vernünftiger Benutzung auch für die Wissenschaft wichtig werden. Noch mehr als in unserer Heimath ist das natürlich der Fall in Ländern, wo noch keine meteorologischen Stationen existiren, und Beobachtungen über Phänologie, über den Einfluß der Witterung auf die Ernte u. dgl. noch nicht einmal zu den frommen Wünschen gehören. Hier geben uns nun die Bauernregeln einen sichern Anhalt für Saat- und Erntezeit, Witterungseinflüsse u. dgl., bei weitem zuverlässiger, als die Berichte einzelner Reisenden und vereinzelte Reihen von Thermometer- und Barometerbeobachtungen. Sammlungen

von Bauernregeln verdienen darum die entschiedenste Beachtung, besonders wenn sie von Männern herrühren, die sie unter dem Volke ihrer Heimath selbst gesammelt. Für die nordsicilianischen Berggegenden am Abhang der Madonien hat dies der bekannte Naturforscher Professor Minà Palumbo in Castelbuono gethan, aber seine Arbeit [1]), obschon bereits 1854 erschienen, scheint in Deutschland vollkommen unbeachtet geblieben zu sein und wird selbst von Th. Fischer in seinen Beiträgen zur physischen Geographie Siciliens (Leipzig 1877) nicht benutzt. Einige Auszüge daraus werden darum nicht unwillkommen sein.

Den Frühling meldet nicht wie bei uns der Storch, sondern der kleine Lui (sicilianisch Fici-Fici):

Quannu cantu lu fici-fici
È vinuta Primavera.
„Wenn der Fici-fici singt, ist der Frühling da."

Den Sommer meldet die Cicade:

La cicaledda rauca
'Ntra l'arvuli e li spichi
Cu lu so zichi-zichi
Nn'annunzia l'està.

„Wenn die heisere Cicade zwischen Bäumen und Aehren zirpt, verkündet sie den Sommer."

Das Ende des Sommers dagegen bezeichnet die Reife der Mispel (Mespilus europaeus):

Unni viditi nespuli, chianciti,
Ca su l'ultimu fruttu di la stati.

„Wenn du die Mispel siehst, weine, denn es ist die letzte Sommerfrucht."

Die Winterregen beginnen um St. Simonstag (28. Oktober), und bis dahin müssen die Mispeln geerntet sein:

Pri San Simuni — Li nespuli a munzidduni
E l'acqua a lu vadduni.

„Auf St. Simon müssen die Mispeln auf Haufen liegen und Wasser im Thal sein."

In den höheren Lagen beginnt mit dem Simonstag der Winter und der Schneefall auf den Bergen.

Pri S. Simuni — la nivi a lu sirruni,
Pri tutti li Santi — la nivi a li canti,
Pri Sant 'Anniria — la nivi pri la via.

„Auf Simonstag liegt Schnee auf den Bergen, auf Allerheiligen an den Ecken, auf Andreas (30. Nov.) auf der Straße."

Gegen Lichtmeß beginnt wieder das Frühjahr:

Pri la Cannilora, di l'invernu semu fora.
„Auf Lichtmeß sind wir aus dem Winter."

Ein tüchtiger Winter ist aber nöthig, denn:

Està in invernu, e nell invernu estati
Nun ti darannu mai li boni annati.

„Sommer im Winter und Winter im Sommer geben nie ein gutes Jahr."

und:

Suli punccnti cu bedda jurnata
Ti renninu piggiuri la 'nvirnata.

„Heller Sonnenschein und schöner Tag machen den Winter schlimm."

Den Januar hat man gerne kühl und trocken, damit der Weizen nicht zu rasch treibt, weil er sonst im Februar leidet:

Jinnaru siccu — Burgisi riccu.
„Ein trockener Januar macht den Bauer reich."

[1]) Studj agrarj sulla Campagna settentrionale della Madonie. Proverbj agrarj. — In „Annali di Agricoltura Siciliana" ser. II, vol. 1.

Pruvulazzu di Jinnaru — Carrica lu sularu.
„Januarstaub füllt den Boden."

Lu friddu di Jinnaru — Inchi lu granaru.
„Ein kalter Januar füllt den Speicher."

Schnee ist im Januar willkommener als Regen:

Sutt 'acqua fami — Sutta nivi pani.
„Wasser bringt Hunger, Schnee bringt Brot."

Der Februar ist der eigentliche Wintermonat:

Frivaru lu curtu lu peju di tutti.
„Februar ist der kürzeste, aber auch der schlimmste."

Er muß aber tüchtig Regen bringen, damit im März die Frucht treiben kann:

Li pioggi di Frivaru inchinu lu granaru.
„Februarregen füllt den Speicher."

Si Frivaru frivia — Marzu erburia.
„Wenn der Februar seine Schuldigkeit thut (wörtlich „februart"), macht der März Kraut."

Den März dagegen will auch der Sicilianer trocken:

Marzu asciuttu — Granu pri tuttu

entspricht ganz unserem: „Märzenstaub bringt Gras und Laub;" umgekehrt:

Si 'ntra Marzu ci 'è acquazzina
È annata di risina.

„Regenwetter im März giebt ein Jahr des Ruins."

Etwas Regen giebt es immer, aber nur wenig, und es trocknet schnell wieder:

Marzu chiova-chiova
Ca un 'ura asciuca tuttu.

„Märzenregen — eine Stunde trocknet alles."

Ueberhaupt gilt der März für veränderlich, wie unser April:

Marzu pazzu
„Der März ist ein Narr."

Kommt noch Frost, so ist es schlimm, denn:

Lu friddu di Marzu
S'infila 'ntra lu cornu di lu voi.

„Märzfrost bringt dem Ochsen bis ins Horn."

Märzschnee dauert aber nicht lange, darum sagt man:

Tantu durassi la mala vicina
Quantu dura la nivi marzulina.

„Schlechte Nachbarschaft möge nicht länger dauern, als Märzschnee."

Im April soll es tüchtig und dauernd regnen:

Aprili ogni jornu cu lu varrili.
„Im April jeden Tag mit Eimern,"

ganz entsprechend wie der Franzose sagt: „S'il pluvait trente deux jours dans le mois d'avril, il n'y aurait pas trop d'eau." — Nur für die Schweine sind die Aprilregen ungesund:

Acqua d'Aprili lu porcu occidi
Lu voi 'ngrassa, la pecura ridi.

„Regen im April tödtet die Schweine, mästet die Ochsen und macht die Schafe lachen."

Im Mai wünscht man Wind:

Aprili chiuvusu, Maju vintusu,
Annu fruttuusu.
„April regnerisch, Mai windig, giebt ein gutes Jahr."

und einen tüchtigen Regen:

Maja una e bona.
„Im Mai einen, aber tüchtig."

Juni und Juli dürfen der Ernte wegen keinen Regen bringen:

Acqua di Giugnu consuma lu munnu.

„Regen im Juni ruinirt die Welt."

Erst im August sind wieder einige erfrischende Güsse erwünscht:

L'acqui di Agustu, meli, manna e mustu.

„Regen im August bringt Honig, Manna und Most."

Doch dürfen es nur einige leichte Regen sein, von Rechtswegen drei — die auch sonst in Süditalien berufenen tre acque di Agosto —:

Li tri acqui di Agustu cu la bona staginni
Vannu chiù chi lu tronu di Salamuni.

„Drei Regen im August und gutes Wetter sind mehr werth als der Thron Salomos."

Nach S. Lorenzo (10. August) ist nicht mehr allzuviel Hitze zu erwarten (d. h. im Gebirge):

San Lurenzu la gran calura,
Sant 'Antoni la gran friddura,
L'una e l'autra pocu dura.

„Die große Hitze nach Laurenzi, die große Kälte nach Antoni (17. Januar) dauern nicht mehr lange."

September und Oktober verlangen es trocken, damit das Feld bestellt werden kann und die Unkräuter auf dem frisch gepflügten Acker verdorren:

Suli cauru cu assai ventu,
Vaju a casa e su cuntentu.

„Wenn die Sonne brennt und der Wind weht, gehe zufrieden nach Hause."

Eine eigenthümliche Wetterregel erwähnt Minà, welche aber nicht in Verse gebracht ist. Die sicilianischen Bauern glauben nämlich, daß von den 12 Tagen von Santa Lucia — 13. December, nach ihrem Glauben der kürzeste Tag — bis Weihnachten jeder das Wetter für einen Monat des folgenden Jahres vorausverkünde; die Tage von Weihnachten bis Dreikönige haben dieselbe Bedeutung, aber in umgekehrter Reihenfolge, so daß der 26. December dem December, der 27. dem November, der 28. dem October entspricht und so fort.

Unser „Grüne Weihnachten, weiße Ostern" lautet auf sicilianisch: Natali cu lu suli, e Pasqua cu lu tizzuni, Weihnachten Sonne, Ostern Feuer; — und ebenso finden wir die bekannte Lichtmeßregel: Quannu lu suli di la Cannilora vidi, tantu si 'nni copri di nivi, soviel Sonnenschein auf Lichtmeß, soviel Schnee nachher.

Ueber den Einfluß der Winde auf das Wetter finden wir folgende Regeln.

Quannu lu ventu veni di susu
Vatti a 'nfilari 'ntra lu pertusu,
Quannu lu ventu veni di mari
Pigghia la truscia e vattini a lavari.

„Wenn der Wind von oben (d. h. vom Gebirge, von Süden) kommt, ducke dich in ein Loch; wenn er vom Meer kommt, nimm dein Bündel und halte Wäsche."

Scirocco schließt gewöhnlich mit Regen, Nordwind bringt dauernd heiteres, wenn auch kaltes Wetter. Uebel angesehen ist der Libeccio, der Südwest, der die Bäume entwurzelt und die Felder ruinirt; er bringt nie etwas Gutes:

Libici mai bene fici,
Si qualchi vota nni fici,
Nun fu lu veru Libici.

„Libeccio bringt nie etwas Gutes; thut ers doch einmal, so ist es nicht der echte."

Auch vom Ponente, dem Westwind, ist nichts Gutes zu sagen:

Di Punenti e di Libici
Malidittu cu beni nni dici.

„Ponente und Libeccio, verdammt sei, wer ihnen Gutes nachsagt."

Doch dauert die Wuth des Ponente nicht lange:

Cursa d'asinu e burrasca di punenti
Accumenzanu cu furia e nun c'è nenti.

„Eselsgalopp und Weststurm fangen mit Wuth an und steckt doch nichts dahinter."

Da nach Scirocco Regen zu erwarten ist, soll man, wenn er weht, säen, nicht aber bei Nordwind:

Cu sciroccu jetta simenza,
Cu tramontana no.

Der Hahnenschrei deutet, wie bei uns, Regen an, ebenso aber auch der Ruf des Rebhuhns:

Canta la pirnici a lu chiarchiaru,
Carria ligna a lu pagghiaru.

„Wenn das Rebhuhn vom Felsen ruft, bringe das Geräthe in die Scheune."

Schäfchen am Himmel deuten auf baldigen Regen:

Celu picurinu, si nun chiovi oggi, chiovi a lu matinu.

„Schäfchen am Himmel, regnets nicht heute, so regnets doch morgen;"

oder

Celu picurinu, acqua o ventu vicinu.

„Wenn Schäfchen am Himmel stehen, sind Regen und Wind nahe."

Eine Hauptwichtigkeit für die Wetterprognose wird den Neumonden nach den Tag- und Nachtgleichen beigelegt:

La luna mastra di Marzu guverna,

und

La luna di S. Micheli guverna sei misi.

„Der Neumond im März regiert,
Der Neumond um Micheli regiert sechs Monate."

Tüchtige Schneewinter deuten auf ein gutes Jahr, namentlich auf gute Olivenernte:

Annata di nivi, annata di olivi.
Annata di nivi, annata di abbunnanza.

„Schneejahre, Olivenjahre, Ueberflußjahre."

Blühen die Birnen reichlich, so ist ein schlechtes Jahr zu erwarten:

Annata di pira, annata di suspira.

„Birnenjahr, Seufzerjahr."

Auch eine gute Leinernte ist keine gute Vorbedeutung:

Annata di linu, burgisi mischinu.

„Leinjahr, armer Bauer."

Ueppige Brennesselblüthe dagegen bedeutet ein gutes Jahr:

Annata di ardichi, annata di spichi.

„Brennesseljahre, Aehrenjahre."

Zahlreich und interessant sind die Sprüchwörter, welche sich auf den Ackerbau beziehen. Bezüglich des Alters der Kulturen heißt es:

Olivari di to nannu, ceusi di to patri, vigna tua.

„Oelbäume von deinem Großvater, Maulbeerbäume von deinem Vater, Weinstöcke von dir."

Der Oelbaum giebt mit dem Alter immer reicheren Ertrag und besseres Oel; der Maulbeerbaum giebt am meisten Laub, wenn man schon kräftige Bäume scharf zurückschneidet und verjüngt, der Weinstock dagegen nimmt schon mit dem fünfzehnten Jahre erheblich an Ertrag ab.

Folgende Sprüchwörter bedürfen keiner Erklärung:

Tantu vali la terra quantu l'omu chi la cultiva.

„Das Land ist genau soviel werth, wie der Mensch, der es bebaut."

Terra niura duna bonu pani,
Terra bianca prestu stanca.

„Schwarze Erde bringt gutes Brot,
Weiße Erde ist schnell müde."

Cu carria grassura, un prega Santi.

„Wer Mist fährt, braucht keine Heiligen anzurufen."

Die Vortheile der Spatenkultur rühmen folgende zwei Sprüchwörter:

L'aratru avi la punta di ferru,
La zappa l'avi d'argentu,
E d'oru l'avi la vanga.

„Der Pflug hat die Spitze von Eisen, der Karst von Silber, der Spaten von Gold;"

und:

La vanga 'un è santu e fa miraculi.

„Der Spaten ist kein Heiliger und thut doch Wunder."

Freilich strengt sie auch an und verlangt tüchtige Nahrung:

Vanga e zappuni — Nun vonnu dijuni.

„Spaten und Karst wollen keine Fasten."

Die Saatzeit beginnt, wenn die Kraniche vorüberziehen:

Quannu passa lu groi — punci lu voi.

„Wenn der Kranich vorbeizieht, treibe die Ochsen an."

Man darf nicht zu spät säen, denn:

Cu primu nasci — primu pasci.

„Wer zuerst säet, erntet zuerst."

Im November, zwischen Allerheiligen und Andreastag, muß der Weizen in die Erde:

La prima a tutti li Santi,
E l'ultima a Sant 'Andria.

Ferner:

Versu San Martinu
Lu frummentu megghiu a lu campu
C'a lu magazzinu.

„Auf Martinstag ist das Getreide besser im Acker, als im Magazin."

Cu simina pri Santa Lucia
Nun porta frumentu pri la via.

„Wer erst auf St. Lucia sät,
Braucht kein Getreide zu Markt zu fahren."

Unbedingt nöthig ist das Jäten, welches durch Kinder, die sogenannten Zappuliaturi, mit kleinen Hacken im Januar besorgt wird, denn: la mal erba crisci sempri, das Unkraut gedeiht immer:

Tri cosi boni voli lu lavori
Tempu, simenza, e lu zappuliaturi.

„Drei Dinge will die Frucht gut:
Wetter, Saat und Jäten."

Der Haupterntemonat ist der Juni, dann steigen die Schnitter nach der Küste hinunter, im Juli kommen sie zurück und tragen dann die Sichel an der Brust befestigt:

Giugnu — fauci in pugnu,
Giugnettu — fauci in petto.

„Juni, Sichel in der Faust, Juli, Sichel an der Brust."

Bohnen und Lein müssen noch im Oktober, spätestens bis Martini, gesäet sein:

Sicuru simina li favi e linu.
Quann' ai ancora lu parmentu chiuu.

„Am sichersten säest du Bohnen und Lein, wenn die Mühle noch voll ist."

Dafür wird die Bohne (unsere Saubohne, deren Kultur in Sicilien von der größten Wichtigkeit ist) auch zuerst geerntet, schon im April; la fava fa la via, die Bohne macht den Weg.

Zahlreiche Sprüchwörter empfehlen den Baumschnitt:

Runca e cuteddu fa l'arvule beddu.

„Hippe und Messer machen den Baum schön."

Arvulu curtu, tuttu fruttu,
Arvulu longu tagghialu di pedi.

„Kurzer Baum, lauter Früchte,
Einen langen Baum schneide am Stamm."

Am schärfsten müssen Feigen und Maulbeerbäume geschnitten werden:

Ceusi e ficu, siaci 'nnimicu.

„Maulbeeren und Feigen behandle wie ein Feind."

Pflaumen und Kirschen wuchern üppig aus der Wurzel, darum:

Cirasi e pruua — chiantanni una.

„Pflaumen und Kirschen braucht man nur einen zu pflanzen."

Von der Mannaesche heißt es:

Si xiurisci lu muddiu
E si inchi di simenza
Picca manna ti farà.

„Wenn die Mannaesche blüht und Früchte trägt, bringt sie wenig Manna."

Sehr zahlreich sind natürlich die Sprüchwörter bezüglich des Hauptbaumes Nordsiciliens, der Olive. Wenig geschätzt wird die Gartenolive:

Olivi di chiusa tutt 'ossu e frutti nenti.

„Gartenoliven sind ganz Kern und ohne Fleisch."

Von dem Ertrag der Oelbäume heißt es:

Comu paga la zappa
Accusi l'oliva la spisa renni
Di la puta, lu grassu, e di la zappa.

„Wie die Olive ihre Kosten bezahlt, so bezahlt die Olive den Schnitt, den Dung und die Hacke."

Ob die Ernte wirklich gut wird, kann man erst im September erkennen, wie bei den Eicheln:

Ghianna ed olivi a settembri si vidi.

Bezüglich des alten Streites über Zeit und Art der Olivenernte sprechen sich die Sprüchwörter, wie fast überall, gegen das frühe Abpflücken und für das Abfallenlassen und Auflesen aus, obschon längst nachgewiesen ist, daß die Olive, wenn etwas früher gepflückt, mehr Oel giebt, so daß das toskanische Sprüchwort: Chi vuole tutte le ulive, non ha tutto l'olio als unrichtig erwiesen ist. Die Sicilianer sagen:

L'oliva ch'è cugghiuta cu la mazza
Ogghiu di mal sapuri porta 'nchiazza.

„Die mit dem Stock abgeschlagenen Oliven geben schlecht schmeckendes Oel für den Markt."

und

Nun mettiri mazza, ca t'ammazza.

„Brauche nicht den Stock, er bringt dich um."

Ueber die dem Oelbaum zu gebende Form sagt man in Cefalù:

L'oliva — quantu cchiù penni, tantu cchiù renni.

„Je mehr der Oelbaum nach unten hängt, um so mehr trägt er."

Zum Lobe des Holzes endlich heißt es:

Mortu o vivu, adduma l'olivu.

„Lebendig oder todt, die Olive brennt."

Zahlreich sind die Sprüchwörter, welche sich auf den Wein beziehen. Vor allem soll man Weinberge nicht am Abhang, sondern in der Ebene anlegen, denn den viel bearbeiteten Boden schwemmen die Regengüsse hinab. Darum heißt es:

Chianta la vigna unni teni la vutti.
„Pflanze Weinberge nur, wo ein Faß stehen kann."

Cara costa — la vigna di la costa.
„Große Kosten macht ein Weinberg am Hang."

Loda l'acchianata — e scegghi la chianata.
„Lobe den Abhang, aber wähle die Ebene."

Loda la montagna, ma teniti a la chianura.
„Lobe den Berg, aber halte an der Ebene fest."

Die Erschöpfung des ungedüngten Bodens durch die Rebe kennt der Sicilianer gar wohl:

Cui scippa vigna e chianta vigna mai vinnigna.
„Wer Reben ausreißt und wieder (d. h. an denselben Ort) pflanzt, herbstet nicht."

Die Rebe muß, wenn sie tragen soll, tüchtig zurückgeschnitten werden:

Dici sempri la viti a lu zu Ciccu:
Fammi povera ca iu ti fazzu riccu.
„Die Rebe sagt immer zu ihrem Cecco:
Mache mich arm, so mache ich dich reich."

Der Schnitt muß im Januar erfolgen:

La puta di Jinnaru — Arricchisci lu vuttaru.
„Januarschnitt macht den Faßbinder reich."

Puta a la luna di Jinnaru
Si voi inchiri li vutti.
„Schneide beim Januarmond (d. h. Neumond), wenn du deine Fässer füllen willst."

Und im Gegensatz:

Puta di Marzu — inchi lù vuttazzu,
Ma la vigna sicca — lu pazzu s'addicca.
„Märzenschnitt füllt das Faß,
Aber die Rebe verdorrt, ein Narr hofft darauf."

Si a putari vai in Aprili
Non di vinu ma d'acquata
Inchirai lu to 'varrili.
„Gehst du im April Reben schneiden, so kannst du dein Faß mit Wasser füllen, aber nicht mit Wein."

Nun fari chianciri la viti,
Ca chiancennu chiancennu si 'nni mori.
„Laß die Rebe nicht weinen, sonst weint sie sich todt."

Auch das Hacken muß frühzeitig erfolgen, so lange der Boden noch feucht ist und ehe die Rebe treibt:

Cu zappa surdu vivi francu.
„Wer im Schmutz hackt, lebt billig."

Si l'occhiu di la viti vidi lu zappaturi,
La spiranza di la vinnigna si accichirà.
„Wenn das Auge der Rebe die Hacke sieht, schwindet die Hoffnung auf eine gute Ernte."

Es muß auch gut gemacht werden:

Cu zappari sapi zappassi la só vigna.
„Wer hacken kann, hacke seinen Weinberg selbst."

Vom Zwischensäen zwischen die Reben hält der Sicilianer nichts:

Cu simina 'ntra la vigna,
Nun meti nè vinnigna.
„Wer zwischen die Weinstöcke sät, hält weder Ernte noch Herbst."

Es würde zu weit führen, wollten wir hier auch noch die Regeln anführen, welche sich auf Herden, Vieh u. dgl. beziehen. Minà Palumbo zählt im Ganzen 391 auf. Nur darauf möchte ich noch aufmerksam machen, daß nicht nur die japanische Mispel vollständig leer ausgeht, sondern auch Agrumen und Fichi d'India nicht erwähnt werden, ein Beweis einerseits für deren relativ späte Einführung in Sicilien, andererseits für das hohe Alter der meisten sicilianischen Bauernregeln.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Ein Telegramm aus Chartum vom 14. Januar meldet die Ankunft des Dampfers „Ismailia" vom obern Nil. Derselbe bringt die ersten Trauerbotschaften aus den Aequatorialprovinzen. Der an Bord befindliche Bohndorf, bekanntlich früher Dr. Junker's Begleiter, berichtet, daß der bekannte holländische Reisende Schuver getödtet sei. Lupton-Bey wird in Port Rek belagert. Der Dampfer Ismailia wurde auf seiner Fahrt nach Chartum von den Aufständischen zweimal angegriffen.

— Der Marineofficier Mizon, einer der Begleiter Brazza's, ist nach Frankreich zurückgekehrt. Am 9. August 1883 verließ er Franceville am oberen Ogowe und erreichte auf einem noch unerforschten Wege die Küste des Atlantischen Oceans nördlich von der Mündung des Kuilu.

— Im Auftrage eines neu gegründeten geographischen Instituts in Brüssel begiebt sich Dr. J. Chavanne im Februar auf 2 bis 3 Jahre nach dem Kongo und zwar speciell nach dem Nordrande des Kongo-Gebietes, um dort kartographisch thätig zu sein. Bis heute freilich ist die Kartographie bei der ganzen Stanley'schen Unternehmung vollständig leer ausgegangen, was vielleicht bei der bekannten Leichtfertigkeit Stanley's in geographischen Dingen eher ein Vortheil, als ein Nachtheil zu nennen ist.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine scheußliche Sitte unter den Eingeborenen von Neu-Guinea erzählt Kapitän W. Armit, welcher jüngst im Interesse der in Melbourne erscheinenden „Argus" und „The Australasian" einen Theil des Ostens dieser Insel bereiste. „Wenn Jemand gestorben ist", schreibt er, „so wird die Leiche in voller Länge in eine Art Sieb gelegt und dieses über einen Trog gestellt. Hier bleibt der Leichnam liegen, bis er angeschwollen ist. Ein Schnitt wird dann hineingemacht, und die Flüssigkeit tropft in den Trog. Nun versammeln sich die Verwandten und Freunde des Verstorbenen und ein scheußliches Fressen beginnt. Den Kindern werden der Vorkopf und das Gesicht damit beschmiert". Dies allein, fügt Kapitän Armit hinzu, reicht schon hin, die schlimmsten Krankheiten unter den Eingeborenen zu verbreiten und sie zu decimiren. Man denke nur an den Fall, daß der Tod eine Folge von Blattern war. — Nach diesem Mahle wird der Leichnam, in einem Siebe liegend, an der Sonne vollkommen getrocknet, darauf in aromatische Blätter gewickelt und in einer netzartigen Hängematte in einer Ecke des einzigen Raumes der Wohnung aufgehängt. Der Leichnam gleicht dann nicht mehr einer menschlichen Form, sondern sieht wie ein längliches Bündel aus.

Nordamerika.

— Die Eingeborenen in **Alaska** — erzählt Gilder (Jn Eis und Schnee, S. 53) — sind stets mit **Branntwein** versehen, den sie zu unerhört hohen Preisen von den Walfischfängern und Händlern gegen Felle und Fischbein eintauschen, trotz der dagegen bestehenden Gesetze, die so streng sind, daß es den Agenten der amerikanischen Handelsgesellschaften selbst nicht möglich ist, Liqueur, Wein oder Bier für ihren Privatgebrauch ans Land zu bringen. Lorenz, Agent der Alaska-Gesellschaft in St. Michael im Norton-Sunde, erzählte Gilder, daß er weder Bier für den eigenen Tisch, noch Hinterladerpatronen für den eigenen Bedarf einführen könne, daß er aber mit Leichtigkeit, wenn auch zu unverhältnißmäßigem Preise, jederzeit Branntwein und Patronen bei den Eingeborenen erhalten würde. Auf Gilder's Frage, wie dieser ungesetzliche Handel immer noch fortbestehen könne, während ein zu seiner Unterdrückung bestelltes Kriegsschiff beständig im Beringsmeere und den angrenzenden Gewässern kreuze, erwiderte er, daß es ihm so vorkomme, als handle es sich bei diesen Kreuzfahrten zum mindesten ebenso viel um Einsammeln von naturhistorischen Objekten für das Smithsonian Institute, wie um jeden andern Zweck. Nach seiner Aussage ist der von den Walfischfängern und Händlern eingeführte Branntwein das billigste und elendeste Zeug, was es giebt; nachdem er hinreichend verwässert worden ist, um den Gewinn für den habgierigen Schmuggler möglichst zu erhöhen, wird er mit Cayennepfeffer, Tabaksaft und anderen scharfen Ingredienzien derartig gemischt, daß man sich nur wundern kann, wenn sein Genuß nicht auf der Stelle tödtet. Was seine schließliche Wirkung sein muß, ist leicht abzusehen.

— Nach einer Zuschrift von Prof. Max Müller an das „Athenaeum" (Nro. 2928) hat sich **Charles Leland** zwei Sommer in Neu-Braunschweig hauptsächlich unter dem zum Algonkin-Volke gehörigen Stamme der **Passomaquoddies** aufgehalten und deren Vertrauen so vollständig gewonnen, daß sie ihm ihre alten Ueberlieferungen, Gesänge, Aberglauben und selbst die Kunst, die Wampums zu lesen, mitgetheilt haben. Obwohl viele von diesen Indianern seit Generationen römische Katholiken sind, so hat sich ihr Glauben an ihre alte Totem-Religion doch bis heute erhalten und kommt bei jeder Gelegenheit zum Vorschein, wenn sie sich von Weißen nicht beobachtet sehen. Leland hat in so vollständiger Intimität mit ihnen gelebt, daß seine Mittheilungen nicht nur unterhaltend, sondern von wirklichem Werthe sein werden.

— Wenig oder nichts ist bisher über den Fortschritt der umfangreichen **Eisenbahnbauten in Mexiko**, welche die Nordamerikaner mit gewohnter Energie in Angriff genommen haben, in die Oeffentlichkeit gedrungen, wenigstens diesseits des Atlantischen Oceans. Erst die „Mail" vom 26. December 1883 enthält einen Bericht über die Eisenbahnfahrt eines Korrespondenten von Paso del Norte am Rio Grande, dem Grenzflusse zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko, nach **Chihuahua**, der Hauptstadt des gleichnamigen mexikanischen Staates. Die Länge dieser Bahn beträgt 225 engl. Meilen, und auf dieser ganzen Strecke führt sie bei keinem einzigen Orte vorbei, nur hier und da bei einigen Schuppen oder Häusern, in denen insgesammt keine 500 Menschen wohnen. Die Gegend, die ersten 50 engl. Meilen weit, ist eine traurig öde Ebene, zu beiden Seiten von je einer Bergkette begrenzt, die keinen Augenblick aus dem Gesichtskreise entschwindet; mitunter ragen ringsum Berggipfel auf, aber eine plötzliche Kurve, und wieder gelangt der Zug ins Freie und weithin dehnen sich wieder die braune Hochebene und die sie einschließenden parallelen Bergzüge aus. Eine trostlosere Landschaft giebt es kaum: meilenweit ziehen sich niedrige Sandhügel hin, auf deren verbrannten Abhängen kein Baum, kein Strauch, kein Gras gedeiht, während die Ebene zwischen ihnen nur theilweise mit Mesquite-Gebüsch und hartem Kaktus bedeckt ist. Jn dieser Gegend wurden vor einem oder zwei Jahren vier Civilingenieure von den Apache-Indianern angegriffen und getödtet; seitdem traf eine englische Meile weiterhin vier Bauunternehmer das gleiche Loos. Als dieselben jede Aussicht auf Entkommen abgeschnitten sahen, ritten sie auf einen Hügel, erschossen ihre Pferde, suchten hinter den Kadavern Deckung und verkauften ihr Leben so theuer als möglich. Die Apaches, die kriegerischsten und grausamsten von allen westlichen Indianern, hausen in den Gebirgswildnissen von Chihuahua und Sonora und rächen jedes Eindringen in ihr Gebiet blutig. Deshalb wird jeder Passagierzug auf der mexikanischen Centrallinie von einer Abtheilung des 11. Kavallerie-Regiments begleitet, welche der Instruktion gemäß bei jedem Nothfalle vom Zugführer zu Hilfe gerufen werden. Weiterhin folgt besseres Weideland mit großen Viehherden, welche, wie das ganze von der Bahn durchzogene Gebiet, nur sechs Männern gehören; im Sommer entfaltet sich hier ein reicher Blumenflor und singen bunte Vögel; im Winter aber ist alles verdorrt und ohne Leben. Der ganze Staat Chihuahua wird stets auf seine Bergwerke angewiesen sein, deren es freilich Tausende in den Bergen giebt. So sehr der jetzt von Norden eindringende Fremdling auch verhaßt ist, ohne seine Hilfe würde der Staat, wie seit einem Jahrhundert, weiter bergab gehen. Seine Hauptstadt zählte einst 80 000, heute vielleicht nur noch 16 000 Einwohner. Seit langer Zeit liegen die Minen unbearbeitet da. Denn die Peone können nichts schaffen und bauen, die privilegirten Stände aber haben Reichthümer ererbt und sind damit zufrieden, wie die Dinge gehen. Den Mineralreichthum des Staates hat noch niemand berechnet und kann auch niemand berechnen, ehe nicht etwas mehr geschieht, um selbst bekannte Gruben zu heben und zu entwickeln; aber es sind fabelhafte Reichthümer gewesen, welche die Minen Guadalupe y Calvo ihren englischen Besitzern gebracht haben. Ein Anfang zu jener Entwickelung ist mit der Bahneröffnung gemacht: Chihuahua erwacht jetzt aus seinem Schlafe und „bekommt etwas Licht von der Außenwelt durch ein Schlüsselloch", wie sich der Bürgermeister der Stadt bezüglich der Eisenbahn ausgedrückt hat.

Südamerika.

— Einer **bolivianischen Expedition**, bei welcher sich Dr. D. Campos und der Franzose Thouar befanden, ist es geglückt, den gefürchteten **Gran Chaco** zu durchziehen, indem sie dem Laufe des **Pilcomayo** abwärts bis nach Paraguay folgte. Trotz der 130 Soldaten unter Oberst Balsas, welche die Begleitmannschaft bildeten, wurden die Eindringlinge von den Tobah-Indianern wiederholt angegriffen und mußten schließlich ihr ganzes Gepäck nebst der entbehrlichen Munition zurücklassen. Der Pilcomayo scheint der Schiffahrt wenig Hindernisse zu bieten und verspricht eine Wasserstraße zu werden, die mitten in das Herz von Südamerika hineinführt. Dem Obersten Fontana, dem Leiter einer frühern argentinischen Expedition, glückte es darum nicht, ihn hinaufzufahren, weil er einen Seitenarm für den Hauptstrom hielt. Die Indianer längs des Stromes schätzt Thouar auf 70 000 und beschreibt sie als ausnahmsweise wild; ehe man dort an Handelsunternehmungen denken darf, muß eine Kette von Befestigungen angelegt werden, um die Eingeborenen in Schach zu halten.

— Dem Berichte des Kapitäns Martial, der die französische Mission befehligte, welche am Kap Horn den Venusdurchgang zu beobachten und magnetische, meteorologische und hydrographische Studien zu machen hatte, ist zu entnehmen, daß er in der Bucht von St. Martin auf der Insel Hermite die Spuren des vom Kapitän Roß im Jahre 1840 errichteten Observatoriums aufgefunden hat. „Vergeblich aber", sagt er, „habe ich den Zeichen nachgeforscht, welche der berühmte Seemann auf einem der Felsen der Bucht anbringen ließ, um dem spätern Studium der Bodenbewegung dieses Theiles des amerikanischen Kontinentes einen Anhalt zu bieten. Jch ließ nun an verschiedenen Orten tiefe Ein-

schnitte machen, von welchen die in unseren Archiven bewahrten photographischen Aufnahmen in einer spätern Periode erlauben werden, die auf diesem Punkte unseres Erdballs vorgekommenen Veränderungen zu kontrolliren." Ch. N.

Oceane.

— Dr. Carl Ackermann: Beiträge zur physischen Geographie der Ostsee. Mit einer Tiefenkarte und fünf lithographirten Tafeln. Hamburg, Otto Meißner, 1883. — X und 399 Seiten. 8. M. 10.

Das Buch bietet nicht neue Beiträge zur physischen Geographie des Ostseegebietes, sondern eine Zusammenfassung der durch staatliche Untersuchungen und Privatstudien bisher gewonnenen wissenschaftlichen Resultate. In vier Abschnitte: Morphologisches, Geologisches, Physikalisches und Biologisches gliedert der Verfasser den reichen Stoff. In der Morphologie — der Name ist im Ritter'schen Sinne als Darstellung des Bodenreliefs gebraucht — entwirft Verfasser ein Bild der Tiefenverhältnisse und der Verzweigungen dieses Meeres, das durch eine von E. H. Wichmann gezeichnete Uebersichtskarte im Maßstabe von 1 : 300 000 und einige Nebenkärtchen in wünschenswerther Weise ergänzt wird. Wer deutsche Admiralitätskarten und englische Seekarten nicht zur Verfügung hat, wird auf diesem Uebersichtsblatt mit sieben Farbenabtönungen eine gute und bequeme Orientirung finden. Ueber den Werth der von den Krümmel'schen vielfach abweichenden Arealberechnungen erlaubt sich Referent kein Urtheil und begnügt sich die Aufstellung einiger neuer termini, wie „Vormeer" und „Zwischenmeer", ohne Kritik zu erwähnen. In dem zweiten Abschnitt „Geologisches" giebt der Verfasser eine Darstellung der Zerstörung der Steilküsten, der anschwemmenden Thätigkeit der Wellen, der Zerstörung der vom Meere früher selbst geschaffenen Bildungen, der Einwirkung der Kunstbauten des Menschen auf die Wellenthätigkeit. Während die beiden letzten Punkte nur kursorisch behandelt werden, ist dem Einfluß säkularer Hebungen und Senkungen eine 40 Seiten lange Betrachtung gewidmet. Die einschlagenden Lokaluntersuchungen sind fleißig benutzt, hier und da aber, wie es dem Referenten nach neueren Beobachtungen erscheinen will, nicht vorsichtig genug. Die wichtigen Publikationen des geodätischen Instituts sind dem Verfasser unbekannt geblieben, manche seiner Hebungs- und Senkungsphänomene hat Referent und zwar für die jüngste geologische Epoche dicht neben einander gefunden. Aus allen Beobachtungen, sagt Verfasser zum Schluß, ergiebt sich zur Genüge, daß man bis jetzt noch nicht in der Lage ist, Genaueres über die Entstehung der Ostsee anzugeben, wenn auch in allgemeiner Beziehung schon ziemlich sichere Daten vorliegen. Er meint, erst wenn Klarheit hinsichtlich der Frage herrscht, ob durch Gletscher- oder Drifttheorie alle diluvialen Erscheinungen völlig befriedigend erklärt werden können, lassen sich engere Grenzen ziehen, während es dem Referenten bedünken will, daß die befriedigende Erklärung der einzelnen und hauptsächlich der diluvialen Erscheinungen die Grenzen für Diluvial- und Drifttheorie und alle weiteren Kombinationen bestimmen wird.

Der Abschnitt Physikalisches behandelt die Strömungsverhältnisse, die Wirkungen des Ost- und Nordseestromes, die Windverhältnisse und ihre Wirkungen und die Temperaturverhältnisse. Die Kommissionsberichte zur Erforschung deutscher Meere bilden hier naturgemäß die Hauptquelle, daneben die Annalen der Hydrographie und die achtunggebietenden älteren Arbeiten von dem trefflichen Ernst Boll, dessen Fleiß und Einsicht man bei allen Arbeiten schätzen lernt, besonders wenn man sich die ihm zu seiner Zeit und an seinem abgelegenen Wirkungsplatze zu Gebote stehenden Hilfsmittel vergegenwärtigt. Wir verweisen nur auf seine fleißige und verständige Darstellung der mühevoll zusammengebrachten Geschichte der Sturmfluthen, deren Abdruck gewiß manchem Leser der „Beiträge" erwünscht sein wird.

Eingehende Kritik über den biologischen Theil wird hier wegen unzureichender Kompetenz nicht gewagt. Der bloße Abdruck von Namenlisten, z. B. Seite 328 bis 353, bei denen sich der Verfasser ja sehr viel gedacht haben mag, scheint mir sehr werthlos. Wer sich speciell für diese Dinge interessirt, würde wohl selbst zu den Originalen greifen, und es dürfte am besten kurz auf sie verwiesen sein.

Fleiß und Sorgfalt des Verfassers muß man anerkennen, auch die Gewissenhaftigkeit, mit der er die Quellen bei der Angabe von verwertheten Thatsachen und Beobachtungen citirt; Ergebnisse und Kombinationen werden indessen häufig ohne speciellen Hinweis recipirt und nur, wo sich Verfasser ablehnend verhält, genauer diskutirt, was mir methodisch nicht völlig berechtigt erscheint. Die Arbeit ist eine Kompilation im bessern Sinne. Möge sie manchen Jünger und Forscher dem interessanten Arbeitsfelde, auf dem es noch recht viel zu thun giebt, zuführen. P. L.

— Die schwedische Fregatte „Vanadis" hat ihre Reise um die Welt (s. „Globus" Bd. 43, S. 319) angetreten, an welcher des Königs zweiter Sohn und Dr. Hjalmar Stolpe theilnehmen, letzterer um im Auftrage der Regierung ethnographische Gegenstände zu sammeln. Das Schiff, dessen Mission wesentlich wissenschaftlicher Natur ist, wird unter anderen die Magelhaensstraße, den Marquesas- und Sandwicharchipel, die Maldon-Insel ꝛc. anlaufen.

Vermischtes.

— Ein für die Orientirung recht willkommenes Buch ist das von Karl Emil Jung: „Deutsche Kolonien" (Leipzig, G. Freytag 1884), welches der Verfasser als einen „Beitrag zur bessern Kenntniß des Lebens und Wirkens unserer Landsleute in allen Erdtheilen" bezeichnet. Theils nach seinen eigenen Erfahrungen, theils nach den besten Gewährsmännern werden uns die Verhältnisse vorgeführt, unter welchen unsere Landsleute in den Vereinigten Staaten, Centralamerika, Brasilien, den Laplatastaaten, Australien und Polynesien, Rußland, Ungarn, Rumänien, dem Türkischen Reiche und in Südafrika es verstanden haben, sich neue Heimstätten zu gründen. Wir glauben es gern, daß das Zusammentragen und Sichten des reichen Stoffes viel Arbeit und Zeit gekostet hat.

— Die wohlbekannte „Allgemeine Erdkunde von Hann, Hochstetter und Pokorny" (Leipzig, G. Freytag) erscheint jetzt in neuer, reich mit Karten, farbigen und schwarzen Abbildungen, Diagrammen und Profilen ausgestatteter Lieferungsausgabe, als erster Band des Sammelwerkes „Unser Wissen von der Erde". Nach Vollendung dieses auf circa 40 Lieferungen (à 0,90 M.) berechneten Bandes soll eine „Specielle Erdkunde" in 6 Bänden gleichen Formats erscheinen, wovon Bd. 2 und 3 Europa, Bd. 4 Asien, Bd. 5 Afrika und Australien, und Bd. 6 Amerika und die Polarländer enthalten wird — das Ganze ein Werk ähnlich dem des Franzosen E. Reclus, nur viel knapper und von mehreren Gelehrten ausgearbeitet.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

II.

Die einzige fahrbare Straße in Ecuador erstreckt sich auf ca. 20 Wegstunden zwischen Ambatos und Quito; die anderen Städte des Landes sind durch jämmerliche Pfade mit einander verbunden, während eine dritte Gattung von Straßen nur euphemistisch Fußwege benannt wird, da man zu ihrer Bewältigung ebenso sehr der Hände wie der Füße bedarf. Zu dieser Klasse gehören die Verbindungen zwischen Quito und den verschiedenen, in den heißen Ebenen des Landes errichteten Missionsstationen; die Schwierigkeiten, welche der Reisende überwinden muß, die Langsamkeit des Marsches lassen die Entfernung zwischen der Hauptstadt und dem Fuß der Cordilleren als höchst beträchtlich erscheinen. Wiener's Aufgabe war, die landläufigen Angaben und summarischen Schätzungen zu berichtigen, auf Grund deren die Karten jener Zone entworfen sind; im Besondern war er beauftragt, die Gegend zwischen Quito und dem äußersten schiffbaren Punkt des Napo zu untersuchen.

In Quito erfuhr er, daß nach Berichten der Trapper, die allein den Osten der Republik kennen, auch die Flüsse Pastaza, Morona und Santiago im selben Grade wie jener schiffbar schienen. Um vollständig seine Aufgabe zu erfüllen, hätte er die verschiedenen Flüsse der Ebene und die Region der Terrassen erforschen müssen, auf welche die Ströme der Cordillere auf ihrem Wege von den großen Höhen zum Niveau des Atlantischen Oceans niederfallen. Es kam ihm daher sehr gelegen, daß ein junger, energischer Reisender, Herr von Günzburg, von Quito aus in ähnlicher Absicht Amerika zu durchstreifen vorhatte und sich ihm gewissermaßen als Vervollständiger seiner Forschungen anbot; es wurde beschlossen, daß dieser Herr den Morona abwärts nach dem Amazonenstrom dringen und Herrn Wiener nach dessen Beendigung der Reise durch das Napo-Becken im Dorfe Pevas treffen sollte. Wenige Tage nachher brach Günzburg nach Riobamba auf, um sich dort für den Marsch vorzubereiten, der ihn über den Paß Atillo und den Flecken Macas in das Gebiet des Morona führen sollte, während Wiener in Quito selbst seine Vorbereitungen treffen mußte, da zwischen dieser Stadt und den Napo-Ebenen kein bedeutender Ort existirt.

Zunächst versorgte er sich mit einigen Lieblingsgerichten der Indianer: von der berühmten Machca (Mehl von geröstetem Mais) und dem Pinol (einem Gemisch von Weizen-, Gersten- und Linsenmehl) nahm er einige Centner mit; ferner 50 Pfund Tabak, einige Arrobas (die Arroba = 11,5 kg) trockenen Fleisches, den nöthigen Vorrath an Pulver und Jagdbedürfnissen, Schmucksachen für die Eingeborenen, einige Dutzend Espadrillen mit Aloë-Sohlen, um im Schlamm gehen zu können, einige Flaschen Petroleum, um nasses Holz anzuzünden, Seile und Blöcke zur Herstellung von Fähren und endlich zwei Fäßchen Branntwein zur Stärkung der Schwachen. Bis Papallacta konnten diese Vorräthe auf Mauleseln transportirt werden; sie wurden also auf sechzehn dieser Lastthiere gepackt und mit drei Treibern und dem ebenfalls in Quito gebildeten Generalstabe am 21. Mai 1880 nach der Farm La Cocha vorausgeschickt. Letzterer bestand aus einem zuverlässigen

Mann, Joseph Geoffroy, einem ehemaligen französischen Kürassier und vorzüglichen Trapper; einem Führer, Augustin Concha, Kapitän der ecuadorischen Milizen und China-Sucher; einem Dolmetsch, Pallares, der die nördliche Quichuasprache fließend sprach, und endlich dem als einem der besten Jäger und Ausstopfer des Landes bekannten Francisco Olalla.

Wiener selbst folgte erst am 23. Mai nach, brach bei Sonnenaufgang mit einer kleinen Brigade von fünf Mann auf und begann, sobald er das letzte Haus der Hauptstadt hinter sich hatte, mit Vermessungen und Aufzeichnung seiner Beobachtungen. Am 25. Mai kam er auf dem Wege über das Dorf Tumbaco in La Cocha an, einer „Pan Sembrar“-Hacienda, d. h. die Getreide, Mais und Bohnen producirt. Dieser Strich ist mit Besitzungen bedeckt, die, obgleich in herrlichem Lande liegend, dennoch ihren Eigenthümern keine Reichthümer abwerfen; die Wege sind so schlecht, daß man nichts ausführen kann und man sich daher damit begnügt, nur für den Lebensunterhalt anzubauen. Und doch ist der Boden so fruchtbar, daß man ihn kaum zu pflegen braucht, aber die üppige Ernte verführt den Menschen zur Unthätigkeit.

Die letzten Tage in Quito waren höchst ermüdend gewesen, und die langen Märsche durch die armselige Hochebene hatten dem Reisenden nicht gestattet, die für sein großes Vorhaben nöthigen Kräfte zu sammeln; so nahm er die liebenswürdige Gastfreundschaft des Herrn Chiriboga gern an und verließ nach achtundvierzigstündiger Erholung das wirthliche Haus mit einem gewissen wehmüthigen Gefühl.

18 km von Tumbaco an gelangte man zur Farm El Tablon. Unterwegs hatte man die mächtigen Einhegungen der Farm Conde durchschritten, in denen Abends die weniger wilden Thiere vereinigt werden. Diese Hochebenen dienen zur Aufzucht von Rindvieh und Hammeln, und die verschiedenen Besitzungen sind durch Schutzgatter oder natürliche Schluchten von einander geschieden.

Von hier an steigt das Gebirge ziemlich schnell gegen



Papallacta.

den Paß Huamani zu. Der Baumwuchs verkümmert mehr und mehr und hört schließlich ganz auf. Die Kälte nimmt zu; der Himmel schickt Wassertropfen von ungewöhnlicher Größe, Hagel und Schnee herab. Heftige Windstöße ersticken die Rede und lähmen auf Augenblicke die Lungenthätigkeit. Von Zeit zu Zeit wird das Gewölk von Luftströmungen zerrissen und dann strahlt eine Sonne herab, die einem das Gesicht verbrennt, ohne das in den Knochen erstarrte Mark zu erwärmen.

Das Barometer war außerordentlich gesunken. Man befand sich in einer Höhe von über 4000 m. Der Wind setzte sich unter die Ponchos und peitschte sie den Leuten in das Gesicht; die Griffe der dekametrischen Kette brannten ihnen in die Hand; Alles schien sich zu verschwören, um den Uebergang mühselig zu machen, sogar Geoffroy's Thier war ermüdet und der Aermste mußte den letzten Aufstieg zu Fuß zurücklegen. Ein solcher Unfall ist höchst selten. Das Maulthier ist gewissermaßen die Grundlage der menschlichen Gesellschaft in der Cordillere, ein scheinbares Paradoxon, dessen Wahrheit man erst begreift, wenn man die Anden durchstreift hat; es besitzt zugleich die Intelligenz seiner Mutter und den Eigensinn seines bürgerlichen Vaters und ist vermöge seiner Trag-, Steig- und Entbehrungsfähigkeit dem Bewohner jener Gegenden ein unentbehrlicher Schutz.

Der Abstieg vom Huamani zur Farm Tambo ist schwierig und ermüdend. Auf kaum erkenntlichem, Schwindel erregendem Pfade gelangt man über hohe, schlüpfrige Gräser und Felsblöcke in den schönen natürlichen Kessel, in dessen Grunde drei miserable Hütten Hirten beherbergen. Nach einer Nachtruhe, während der man vor Frost mit den Zähnen klapperte, wurde wieder aufgebrochen. Der Pfad geht durch grünendes Land ziemlich steil hinab, die Vegetation wird lebhafter und eine weite Einsenkung, das Thal von Papallacta, breitet sich aus.

Dieses letzte Dorf der hohen Cordillere besteht aus 30 Hütten. Die Indianer, die dort leben, sind ausgezeichnete Jäger und, in ihren Mußestunden, Holzarbeiter. Ihr Ackerbau beschränkt sich auf die Anpflanzung von Kartoffeln und Bohnen. Trotz der großen Kälte, die hier herrscht,

gehen die Einwohner fast nackt; als einzige Kleidung tragen sie ein kurzes ärmelloses Hemd und eine Art Badehose. Ein Teniente, ein Suplente und ein Gobernador bilden die Verwaltungsbehörden, nur der erste aber kann unterzeichnen. Man quartierte sich in der fensterlosen Hütte des Gouverneurs ein und mußte, da es regnete und stürmte, die Küche mitten in der Wohnung besorgen; dabei wurde man von Rauch fast erstickt und von Kälte gemartert. Und zu diesem unfreiwilligen Aufenthalt wurde man nur durch den Charakter der Eingeborenen gezwungen, die sich unsichtbar machen, sobald man sie zur Arbeit auffordert.

Gleich am Tage seiner Ankunft hatte Wiener eine Unterredung mit der ersten Behörde des Ortes, Señor Isidro Cahuatijo, und bat ihn um Leute zur Fortsetzung der Reise, deren er ca. 40 zu Trägern und mindestens ein halbes Dutzend zum Ablösen derselben bedurfte. Der Teniente schwur bei verschiedenen Heiligen, es sei kein einziger Mensch im Dorfe, der Pater Guzman hätte alle mit sich fortgenommen, erst in einem Monat würden sie zurückkehren und dann vollständig erschöpft sein. Hier mußte die Verführung helfen; der Branntwein löste die Zunge: nach dem dritten Gläschen Tafia sollten die Indianer schon



Nachtlager zwischen Papallacta und Baeza.

Brücke über den Rio Maspa. (Nach einer Photographie.)

in drei Wochen wiederkommen, nach dem vierten in 14 Tagen und, da noch nach dem sechsten Gläschen die 14 Tage durchaus aufrecht erhalten wurden, so erklärte unser Reisende dem hohen Beamten, daß er sich in seinem Hause niederlassen und seine Hühner und Schweine verzehren würde, bis jener ihm die genügende Anzahl von Trägern verschaffen würde. Er widerstand acht Tage lang; da kamen dann die Indianer wie durch Zauberei einer nach dem andern aus ihren Häusern heraus, und durch Geld- und andere Geschenke gelang es Wiener endlich am 8. Juni, 12 Tage nachdem er in Papallacta eingetroffen, mit 46 Trägern den traurigen Ort zu verlassen. Die gesammte Truppe wurde eingetheilt in Macheteros, welche mit Faschinenmessern den Weg bahnen und säubern, Cargueros, welche die Vorräthe, Kleider und Instrumente tragen sollten, und Cadeneros, die Vermessungskompagnie. Jeder von ihnen trug eine Last von 40 kg; diese Last, in einen Tragkorb oder Koffer gepackt, wird durch zwei Bänder gehalten, von denen das eine über Brust und Schultern, das andere über die Stirn des Trägers geht. Ein Schwertmesser im roth und gelben Gürtel, eine baskische Mütze auf dem Kopf, einen langen Stab von Eichenholz in der Hand, so bieten diese nervigen, dunkeläugigen, glattgeschorenen Gestalten einen eigenen, wahrhaft schönen Anblick dar.

Kaum zwei Stunden nach dem Aufbruch war man bereits bis auf die Knochen durchnäßt; manchmal watete man bis an die Knie im Schlamm, und um nicht mit dem Bauen von Stegen zu viel Zeit zu verlieren, durch

schritt man die ersten Fuhrten bis an den Gürtel im Wasser. Und was für Terrainschwierigkeiten waren zu überwinden! Man stelle sich die Ruinen einer Riesenstadt am Tage nach einem Erdbeben vor, nur vergrößere man das Chaos ins Unendliche und setze an Stelle aufrecht stehen gebliebener Mauern 600 bis 1000 m hohe Felsen, an Stelle zusammengestürzter Steine und eingefallener Treppen riesige Blöcke und steile Hügel, an Stelle von Gras und Moos, welches aus den Spalten hervorsprießt, Bäume von 50 m Höhe, baumartiges Gesträuch und dichtes Lianengewirr. Und mitten dazwischen tosen reißende Ströme einher, während ein bald heftiger, bald fein durchdringender Regen den Boden schlüpfrig macht — wahrlich, um diese Gegenden zu durchstreifen, gehört nicht nur die Kraft eines sehnigen Mannes, sondern auch die Kunst eines Equilibristen.

Den ersten Abend kampirte man in wunderbar schöner Gegend auf einer vom Strome Chiniyacu und einem Sumpfe, der von den Regengüssen in eine blaue Lagune verwandelt war, gebildeten Halbinsel; riesige Bäume gaben dem Orte eine erhabene Feierlichkeit, während in der Ferne der Baß des Stromes Cosanga seine sonoren Melodien ertönen ließ. Die Indianer sind höchst geschickt im Errichten der Lagerhütten. Zwei starke Zweige werden in die Erde gesteckt und ein Querstamm darüber gelegt, an den sich eine Reihe anderer dünner, gerader Zweige lehnen; das ist das Skelett dieses Daches ohne Haus. Dann häuft der Indianer Palmenblätter zusammen und theilt der Länge nach den mittlern Stengel, an welchem die ausgefranzten Blätter wachsen, wie die Rippen an der Wirbelsäule. Diese enormen Halbblätter, welche oft bis zu 3 m messen, sind natürliche Dachsparren mit grünen „Ziegeln", und eine drei- bis vierfache Lage davon bildet ein undurchdringliches Schutzdach.

Gleich bei Beginn des zweiten Tagemarsches führte der Weg an den Rand eines 50 m tiefen, steil abfallenden Plateaus, an dessen Fuße ein rasender Strom seine schäumenden Wogen einherjagte. Sofort entblößten die Indianer



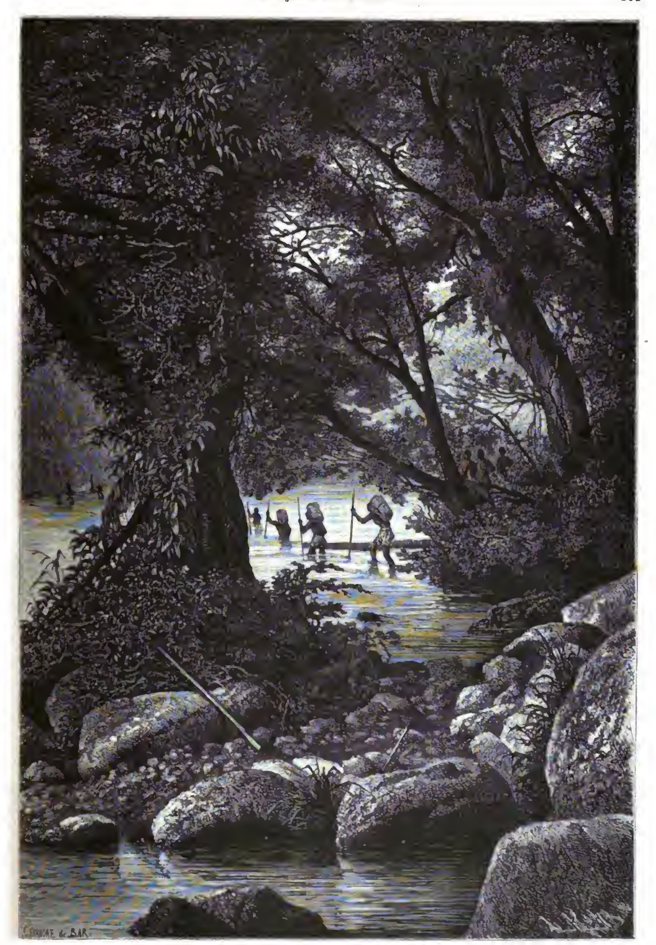
Natürliche Brücke über den Rio Ossayacu.

einen Baum seiner Blätter, hieben den Stamm ab und ließen ihn mit großer Gewandtheit so fallen, daß sein unteres Ende an den Rand des Abgrundes gelehnt blieb. Dann setzte sich einer der Leute rittlings auf den Stamm und brachte darauf, indem er sich langsam hinunter gleiten ließ, mit seinem Messer stufenartige Einschnitte an. Die ganze Karawane passirte diese nichts weniger als bequeme Treppe ohne Unfall — ein einziger Fehltritt wäre mit unmittelbarem Tode gebüßt worden.

Der Marsch wurde durch Pontonnierarbeiten, zu denen man jeden Augenblick gezwungen war, ganz bedeutend aufgehalten. Die Bergbewohner von Papallacta werfen Bäume oder Bambustämme von einem Ufer bis zum andern; mit einigen Metern Lianen versehen, wagt sich einer von ihnen auf die Stämme, schleudert das eine Ende derselben mit so kräftigem Schwunge unter dem schwankenden Brückenbelage durch, daß es auf der andern Seite wieder hoch kommt, mit der linken Hand gefaßt und zusammengeknüpft werden kann. Das wiederholt er alle zwei Schritt und fügt so aus den verschiedenen Bestandtheilen gewissermaßen eine Planke zusammen, so daß nun der Uebergang, wenn auch nicht übermäßig bequem, so doch weniger schwierig ist. Die Brücke über den Rio Maspa machte ganz besondere Schwierigkeiten: der Fluß war 33 m breit, und um das jenseitige Ufer zu erreichen, mußte man an den wie ein Sprungbrett gelegten Baum zwei Bambustämme fügen. Voller Genugthuung über das gelungene Werk taufte Geoffroy diese Brücke stolz „Pont Neuf", nachdem aber ein Indianer von ihm herab in eine Tiefe von 6 m gestürzt und mit einigen Verletzungen wieder aufgefischt worden war, änderte er den Namen in „Pont des Invalides". Manchmal spielt die Natur selbst die Rolle des Architekten oder Ingenieurs. So bildet ein vom rechten Ufer des Rio Ossayacu auf das linke gestürzter Riesenbaum den reizendsten Steg, den man sehen kann.

Am fünften Tage seit dem Abmarsch von Papallacta erreichte man das Dorf Baeza. Die einzige existirende Geographie von Ecuador, die von Villavicencio verfaßt ist, nennt Baeza eine alte Stadt; nun, wenn sich jemals — was mehr als zweifelhaft ist — hier eine Stadt erhoben hat, so ist davon nichts mehr übrig geblieben: drei armselige Hütten bilden den ganzen Ort! Ein von den Leuten





Marsch durch die Fuhrt des Rio Cosanga. (Nach einer Photographie.)

erbetener Ruhetag wurde bereitwillig gewährt, und ihre Freude durch den Ankauf und das Schlachten eines fetten Schweines noch so gesteigert, daß sie während der Nacht anstatt zu ruhen, tanzten.

Unter den Fuhrten, die nach dem Aufbruche von Baeza zu durchwaten waren, bereitete die meisten Schwierigkeiten die des Rio Cosanga. Es hatte stark geregnet und, als man das Ufer erreichte, waren die schwarzen schaumgekrönten Gewässer ausgetreten. Gegenüber stieg die schöne Serrania Huacamayo, der letzte Ausläufer der östlichen Anden empor, die letzte Schwelle vor dem Eintritt in die große Ebene des Ostens. Keiner der Indianer wagte sich in die wüthenden Wogen. Am nächsten Tage war der Fluß um ein Meter gefallen! Man wagte den Uebergang. Das Wasser (12,5°) schien furchtbar kalt; der Strom, von mehr als acht Knoten, war äußerst heftig; der Grund bestand aus großen, abgespülten Kieseln und war daher nicht fest genug, um den Fuß frei aufsetzen zu



Indianer (Yumbos) von Archidona. (Nach einer Photographie.)

lassen. An der tiefsten Stelle der Fuhrt, auf eine Strecke von circa 15 m, ging das Wasser bis unter die Arme. Das Gepäck mußte auf dem Kopfe getragen werden, dabei verlor zwar ein Träger einen Korb mit Lebensmitteln, mehrere andere Ladungen wurden naß und ihr Inhalt verdorben, aber bei alledem konnte man über das Gelingen des Wagnisses sehr froh sein, denn der Cosanga gilt als Haupthinderniß bei einer Reise nach dem Napo. Bei dieser Gelegenheit konnte Wiener wahre Wunder von Kraft und Ausdauer beobachten; so durchschritten zwei dieser armen Kerle, Julian und José Camillo Cahuatijo, den Strom achtmal hin und zurück und trugen sechzehn Lasten, um ihre schwächeren Gefährten unbeladen hinübergehen zu lassen.

Jenseit des Rio Cosanga legten die stromartigen Regengüsse mit neuer Kraft los. Abends fühlte man sich belastet von der in den Kleidern aufgespeicherten Wassermenge. An einem Orte Namens El Vinillo, am Fuße des Huacamayo, regnete es so, daß man nicht zehn Schritt

weit sehen konnte. Hier mußte man, bis auf die Knochen durchnäßt, 36 Stunden kampiren, der Wald schien in einen Schwamm verwandelt; der Rauch trieb Thränen in die Augen, aber das Feuer brachte den Kessel nicht zum Kochen. Zweimal versuchte man, den letzten Anstieg zu überwinden, aber der Boden war seifig und man mußte den Vormarsch aufschieben. Zur Unthätigkeit verdammt sein, zwei Tage und eine Nacht durchzuweichen und dabei nichts Warmes essen zu können erschlafft den Kräftigsten. Die traurige Muße benutzte der Jäger Pancho, um die Vogelhäute zu ordnen und zu verpacken und um den Spiritus in den Flaschen zu erneuern, welche die erlegten Schlangen enthielten; man hatte einige schöne Exemplare erbeutet, und besonders eine enorme Bestie von über 7 m Länge.

Der Uebergang über den Paß Huacamayo ist äußerst ermüdend; der Anstieg, fast ganz senkrecht, dauert über zwei Stunden. Die Huacamayo-Kette ist der letzte Wall zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ocean; es blieb nur noch der letzte Graben, der Rio Condache, zu überschreiten. Dies gelang, nachdem die ersten Versuche, einen Steg herzustellen, mißglückt waren, so gut, daß sich nach $1^1/_2$ Stunden der letzte Mann der Truppe auf dem linken Ufer des Stromes befand.

Von diesem Punkte bis zur Mission Archidona erstreckt sich ein schöner Urwald und je weiter man vorschreitet, desto ebener wird der Boden, man merkt, daß man in die unermeßlichen Ebenen kommt, die sich, von so vielen Flüssen bewässert, bis zum Ocean erstrecken. Eine angenehme Wärme herrscht unter den ewigen Schatten dieser Wälder, keine Brise bewegt die Luft.

In Monayuca mußte Wiener einen Kurier nach Archidona schicken, um Verstärkungen zu erbitten. Von 86 Leuten waren 22 verwundet oder krank. Die Indianer von Archidona kamen ihm in 24 Stunden entgegen und brachten Bananen und Yuca mit; gestärkt und erleichtert konnte man den Marsch fortsetzen. Die Archidonas waren in Reisekostüm, d. h. fast nackt. Wenn sie sich nach Quito begeben, ziehen sie Hosen, eine Art Weste (die Cotona) und einen Poncho an; die Kälte der Hochebenen zwingt sie sich einzuhüllen. Aber die Ungewohnheit Kleider zu tragen läßt sie linkisch erscheinen und so bieten sie, noch dazu mit Schlamm und Koth bedeckt, einen jämmerlichen Anblick dar. Man muß diese Leute in der heißen Atmosphäre sehen, in der sie geboren sind, in der sie sich zu Hause fühlen. Hier nimmt ihr Wesen die erstaunlichste Elasticität an, sie spotten der Schwierigkeiten des Weges und springen im Walde nach allen Seiten, indem sie das Geschrei der Affen und Vögel nachahmen.

Am zweiten Tage nach dem Aufbruche von Monayuca kam der Zug bei strahlendem Sonnenschein in Archidona an und wurde auf dem großen Platze vor der Kirche von dem Civilgouverneur Moran und dem Jesuitenpater Guzman inmitten langhaariger und roth und schwarz bemalter Indianer empfangen. Als vor der Behausung Moran's der letzte Vermessungsstab eingesetzt und die Kette zusammengelegt war, als die Lasten unter der Veranda niedergesetzt wurden und Wiener die letzte Notiz in sein Reisejournal eingetragen hatte, drückte er im Gefühle aufrichtiger Genugthuung seinen wackeren Reisegefährten die Hand. Dreißig schwere Tage hatte er mit ihnen zusammen verbracht, unter Mühseligkeiten, deren gewissenhafteste Beschreibung noch übertrieben erscheinen würde und, zur Ehre dieser zusammengewürfelten Truppe sei es gesagt, nicht ein Fall von Zuchtlosigkeit war vorgekommen, die Krankheiten und Unfälle der einen hatten die anderen nicht entmuthigt.

Nach Ueberwindung der Schwierigkeiten gestand sich Wiener ein, daß die zurückgelegte Route unter den bestehenden Verhältnissen kein Handelsweg für die europäische Welt werden könnte. Er betrachtete einerseits das furchtbare, sich bis in die Wolken erhebende Bollwerk und andererseits die fruchtbaren, Tausende von Quadratmeilen sich erstreckenden Ebenen, es schien ihm unlogisch, ein so wunderbar ergiebiges, von bedeutenden natürlichen Wegen durchfurchtes Land nur als Durchgangsstraße ansehen zu sollen, und er begriff, daß dieses Land bestimmt sei alle die zu bereichern, die, mit den nöthigen Kapitalien versehen, ihr Wissen, ihre Kraft und die Werkzeuge der modernen Industrie hierher bringen würden. Sobald die Civilisation sich dieser Gebiete bemächtigt haben wird, wird sich die Anlegung von Straßen aus der Cordillere nach den Häfen des Amazonas lohnen; dann werden die oberen Thäler die Kornkammer des unendlichen Beckens sein, welches sein Mehl aus Nord-Amerika und Europa, d. h. 2000 bis 4000 Meilen weit her bezieht, während in einer Entfernung von 20 oder 30 Meilen üppige Ernten erzielt werden können. Auf diesen der Ausfuhr geöffneten Straßen wird dann die Einfuhr von Manufakturartikeln bestehen können. Und die Anlegung einer Straße durch das mit so viel Mühe durchlaufene Gebiet wird dann keine unüberwindlichen Hindernisse darbieten. Aber trotz dieser Betrachtungen verhehlte sich Wiener von seiner Ankunft in Archidona an nicht, daß die Synthese seiner Expedition eine andere sein würde als die, deren Idee er vor seiner Abreise von Frankreich gefaßt hatte und daß ihre Tragweite seine Voraussicht und Hoffnung übersteigen würde.

Ein Ausflug nach dem Distrikt Principe (Luzon).

(Nach der „Oceania Española.")

Die schlimmsten Vorstellungen, die sich ein Reisender von einem Wege macht, werden beim Ueberschreiten des kleinen Caraballo [1]) und des Caraballito [2]) erreicht, wenn nicht übertroffen. Der Pfad, der durch den dichten Urwald sich schlängelt, ist nicht von Menschenhand angelegt, sondern von Pferden und Büffeln ausgetreten. Die hochaufgeschossenen Bäume der Wildniß gestatten den Sonnenstrahlen keinen Zutritt, und so reitet man denn in einem Halbdunkel bergan bergab, steile Abhänge hinauf und herunter, überschreitet Flüsse und Bäche, letzteres so oft, daß man eine gehörige Portion Blut verliert, denn in diesen Gewässern sind bissige Blutegel häufig, der leichtbekleidete Indier streift die kleinen mordgierigen Wesen mit leichter

[1]) Der Caraballo chico ist ein Ausläufer des eigentlichen Caraballo-Gebirges.

[2]) Scheidnagel (Islas Filipinas S. 14) beschränkt die Benennung Caraballito auf die Gebirgsketten von S. José und Santor in der Provinz Nueva Ecija, während hier dieser Name auch auf Theile des Caraballo de Baler ausgedehnt wird. Nach Jordana werden alle südlichen Ausläufer des Caraballo „Caraballitos" genannt.

Mühe ab, indeß der Weiße bei seiner ausgiebigeren Gewandung sich erst mit größerer Sorgfalt und Zeitverluste von seinen Peinigern befreit. Besonders ist hierdurch verrufen der Rio de Canilli, dessen Flußrinne die Grenze der beiden Gebirgssysteme des Caraballo und des Caraballito bildet. Mit dem Canilli vereinigen sich die Flüsse Malibucan, Salaniqui, Camanin und noch einige kleinere Wasserläufe. Dieser Fluß, welcher ein sehr rasches Gefälle besitzt, wurde 98 mal überschritten; zum Glücke war gerade die Zeit der Dürre und so kosteten die Uebergänge über sein steiniges Bette keine besondere Mühe. In der Regenzeit ist an ein Durchwaten gar nicht zu denken; von der Gewalt der Wasserfluthen jener Periode zeugen die gewaltigen entwurzelten Baumriesen, welche inmitten des Steingerölles liegen. Zwölf volle Stunden dauert der Ritt, bei welchem Roß und Reiter jeden Augenblick riskiren, in dem steinigen Rinnbett zu stürzen und sich die Beine oder gar den Hals zu brechen. Zum Glücke gehen die kleinen Pferde sehr sicher und bringen so den Reiter mit heiler Haut durch Furchen, Sümpfe und Steingerölle hindurch. Schlimm ist es, wenn man Büffel mitführt, weil diese dann von den zahlreichen Schlammpfützen und Kothlachen schwer wegzubringen sind. So arg steht es mit dem „Wege" von Pantabangan nach San José de Casignan, der ersten Ortschaft des Distrikts Principe, der wir begegnen. Ich schickte meinen Diener voraus, damit er Quartier mache und Erfrischungen bestelle, ich selbst ritt etwas später in Casignan ein. Das Dorf besteht nur aus 30 elenden Hütten, welche einen geräumigen Marktplatz umgeben, an dem auch die Kirche und das Pfarrhaus liegt. Beide letzteren Gebäude sehen sehr verwahrlost aus, denn der Ort hat keinen eigenen Pfarrer, sondern ist der Missionspfarre von Baler zugepfarrt. Ich ritt bis vor das Haus des Schulmeisters, der mich mit einem Huhn, Reis und „Gulay" (einem Gemüse) bewirthete. Müde, wie ich war, zog ich es vor, hier auszuruhen und den Marsch nach Baler zu verschieben. So warf ich mich denn auf eine Art von Ruhebett, indeß man meine ganz durchnäßten Kleider und Stiefel zum Trocknen aufhing. Bald darauf hatte ich das Vergnügen, den würdigen Missionar Fray Saturnino Gomez begrüßen zu können; er kommt jeden Samstag von Baler herauf, um hier die Sonntagsmesse zu lesen. „Padre — sagte ich zu ihm — hier sieht es schlimm aus; ist Baler auch so ein elendes Nest?" „O, dort ist es nicht so schlecht", tröstete mich der Mönch.

Sonntags nach dem Morgengottesdienst saßen wir wieder im Sattel, um nach Baler zu reiten, das zwei starke Leguas[1]) entfernt ist. Hier war wenigstens eine faktische Straße vorhanden, welche nur an einer einzigen Stelle zu einem miserablen Pfade sich verengt, der durch einen Wald hindurchführt. Wir trafen bald und ohne jeden Zwischenfall in Baler[2]) ein. Dies ist ein ganz netter Ort mit seinen breiten und schnurgeraden Straßen. Die Häuser sind ohne Ausnahme nach einem und demselben Modell geformt und, wenn auch die Mehrzahl derselben nur aus Rohr und Nipa[3]) erbaut sind, so giebt es doch deren genug, welche aus Balken zusammengezimmert sind. Vor den Häusern und Hütten findet man Gräben gezogen, welche alles überflüssige Wasser ableiten.

Erwähnenswerth ist, daß Baler keine entlegenen Barrios[4]) besitzt; der Grund dieser (in den Philippinen seltenen) Erscheinung ist darin zu suchen, daß in früherer Zeit der Ort den häufigen kriegerischen Ueberfällen der Ilongoten und Negritos ausgesetzt war, weshalb die Bevölkerung, der leichteren Vertheidigung wegen, sich in einem Pueblo oder Marktflecken koncentrirte. So gewährt denn das Städtchen auf diese Weise einen reizenden Anblick, sowohl durch seine sorgfältige Sauberkeit, als auch durch die anmuthige Gruppirung seiner Gebäude.

[1]) Circa 11 km.

[2]) Hatte 1870 1773 Bewohner, Casiguran 1613, Casignan 105, Dipaculao 70.

[3]) Blätter der Nipa fruticans, Thnb., einer Palme.

[4]) Barrio ist ein Dorf oder eine Vorstadt, welche von einem anderen Municipium abhängt.

Es giebt hier eine Knaben- und eine Mädchen-Volksschule; letztere ist in einem provisorischen Gebäude untergebracht; sie wird von 190 Schülerinnen besucht, während die Knabenschule in einem stattlichen und geräumigen Hause untergebracht ist und 214 Schüler zählt. Auf den pünktlichen Schulbesuch wird mit nachsichtsloser Strenge gesehen: fehlt ein Schulkind, so wird dies sofort dem Distrikts-Kommando gemeldet; stellt es sich heraus, daß die Schule ohne einen triftigen Grund „geschwänzt" wurde, so müssen die Eltern oder Vormünder des säumigen Schulkindes zwei Tage hindurch die Gassen und Plätze der Stadt reinigen helfen. Dieser vernünftigen Strenge ist es zu danken, daß es in diesem Orte auch nicht ein einziges Kind giebt, das nicht der Wohlthat des Unterrichts theilhaftig würde[1]). Das Lehrerpersonal besteht aus einem Ehepaare, die Frau unterrichtet die Mädchen, der Mann die Knaben. Dieses Lehrerpaar erfreut sich seiner Biederkeit und seiner Tüchtigkeit wegen allgemeiner Liebe und Verehrung.

Baler ist umringt von Reis- und Maisfeldern, ebenso wird Kakao und Zuckerrohr (aus welchem nur Melasse gewonnen wird) angebaut, doch alles nur für den heimischen Konsum, denn da in das Binnengebiet keine Straßen führen, so können die gutmüthigen und friedfertigen Bewohner nichts exportiren. Die Jagd und der Fischfang sind ebenfalls sehr ergiebig. Der einzige Ort, mit welchem Baler und zwar zur See im Verkehr steht, ist Casiguran, doch ist das Meer hier so dauernd unruhig und häufigen Stürmen ausgesetzt, daß die kleinen Canoes der Eingeborenen nur selten sich auf die gefährliche Reise machen. Man geht jetzt mit dem Plane um, beide Orte durch einen Landweg mit einander zu verbinden, um auf diese Weise das kommercielle Leben beider Niederlassungen zum Erwachen zu bringen, denn Baler producirt viel Reis und wenig Mais, während in Casiguran das Gegentheil zu finden ist; in letzterm Orte ist der Fischfang überdies sehr ergiebig und wird auch schon jetzt sehr eifrig betrieben.

Ein ehrwürdiger Franciscanermönch, der Padre Fernandez, ist seit vier Monaten Chef der hiesigen Mission; sein lebhaftes Bestreben ist darauf gerichtet, jene Negritos und Ilongoten, welche früher Calabauan und Ipaculao[2]) (denn auch dieses ist jetzt verlassen und verödet)

[1]) Im Jahre 1870 zählte der gesammte Distrikt nur 3561 Seelen (die wilden Ilongoten und Negritos ungerechnet), von welchen 250 erwachsene Männer und 480 erwachsene Weiber bloß lesen, 564 Männer und 21 Weiber tagalisch lesen und schreiben konnten. Die Schule besuchten 441 Kinder. Der spanischen Sprache waren mächtig 71 Erwachsene (61 Männer und 10 Weiber), wobei zu bemerken ist, daß mit Ausnahme von 8 Spaniern und 2 Chinesen alle civilisirten Bewohner des Distrikts dem Tagalenstamme angehören.

[2]) Nach der obigen Mittheilung, welche vollkommen vertrauenswürdig ist, scheint Ipaculao oder Dipaculao nur von Ilongoten bewohnt worden zu sein. Ich habe auf der Karte zum Ergzhft. Ptm. Mitth. Nr. 67 diesen Ort als von Ilocanen besiedelt angegeben und zwar gestützt auf die „Gaceta oficial" v. J. 1865, in welcher es heißt, daß das Idiom der Ilocanos u. a. gesprochen würde „en la mision de Dipaculao, del distrito de Principe". Man vgl. auch die Apuntes interesantes sobre las Islas Filipinas etc. Madrid 1870, p. 97. Wenn auch die Ilocanen an der entgegengesetzten Küste Luzons

bewohnten, zur Rückkehr in die erwähnten Barrios zu veranlassen. Während der jüngsten Choleraepidemie erwarb er sich durch seine wahrhaft christliche Nächstenliebe und Selbstlosigkeit die Bewunderung und Hochachtung aller Missionsbewohner. Davon konnte ich mich überzeugen, als ich ihn zu den Rancherias[1]) der Ilongoten, welche eine Legua von San José entfernt sind, begleitete, ich sah mit meinen eigenen Augen, wie sich die Leute an ihn herandrängten, um ihm die Hände zu küssen, während er ihre Kleinen mit Kupfermünzen beschenkte. Diese Ilongoten besitzen im Pueblo San José ein eigenes Quartier oder Viertel, sie ziehen es aber vor, zur Nachtzeit sich nach ihren Rancherias zu begeben, die an ihren Reisfeldern gelegen sind. Es ist ein Jammer zu gestehen, daß die Pflanzungen der Ilongoten mit weit mehr Sorgfalt kultivirt werden, als jene von San José; Reis, Camote (Convolvulus Batatas, Blanco), Papaya (Carica papaya, Blanco) und Bananenhaine stehen prächtig da. In den Bergwäldern sammeln sie überdies viel Tabak, den sie den Mano (ein Bündel von 100 Blättern) für eine Peseta (ca. 80 Pfg.) verkaufen. Bemerkenswerth ist, daß noch vor vier Monaten dieselbe Quantität Tabak um 6 bis 8 Cuartos (2 Pfg.) käuflich war. Die Ursache der plötzlichen und so rapiden Vertheuerung ist in Folgendem zu suchen: So lange der Tabak ein Monopol der Regierung bildete, bezogen Casiguran, Baler, Dipaculao und San José ihren Bedarf aus dem Magazin von Ylagan; als aber mit dem 1. Januar 1883 die Staatsregie aufhörte, kam von dort kein Tabak mehr an die pacifische Küste. In Folge dessen begaben sich die Tagalen[2]) in die Bergwälder der Ilongoten, um den (dort verwilderten?) Tabak zu suchen und heimzubringen.

Nun gleichen diese Ilongoten in Bezug auf Betriebsamkeit und Gewinnsucht den Chinesen; sie sahen nur eine kleine Weile unthätig zu, dann nahmen sie den Tabakhandel selbst in die Hand, betrieben aber die Ausbeutung der mit Tabak bepflanzten Strecken so unvernünftig, daß diese Pflanze jetzt in ihren Wäldern nur selten noch anzutreffen ist und demgemäß die Preise so rasch in die Höhe gingen.

Der Missionspfarrer und ich drangen in sie, sie möchten sich herunter an die Küste begeben, um dort in Baler ihre Bodenprodukte zum Verkaufe zu bringen, sie versprachen es zwar, aber ich zweifle, daß sie das gegebene Wort einlösen, da sie das Leben in den Hochwäldern des Gebirges ungemein lieben. Sie erschienen mir reich und glücklich im Verhältniß zu den Tagalen von San José.

Die Negritos, welche früher den Barrio Calabonan (sic, oben: Calabanan) bewohnten, zogen sich vor etwa acht Monaten in die Bergwälder zurück, ohne einen ersichtlichen oder erfindbaren Grund zu dieser Auswanderung zu haben; sie gehören eben einer Rasse an, welche es nicht aushält, länger als vier Wochen auf einer und derselben Stelle zu wohnen. Arbeiten gefällt ihnen ganz und gar nicht, ihr ganzes Leben besteht darin, nirgends lange zu verweilen, sondern heute hier, morgen dort aufzutauchen. Ihre einzige Beschäftigung ist die Jagd; ist diese sehr ergiebig, so wird das überflüssige Fleisch für die Zeiten der Noth konservirt. Auch Tabak sammeln sie und verkaufen ihn den Tagalen, welche, wie schon oben erwähnt, zu diesem Behufe in die Bergwälder aufsteigen. Nur wenige Negritos sind zu bewegen, in die Dörfer der Christen herabzukommen und diese bringen nie die Nacht daselbst zu. Der Padre und ich haben die Absicht, sie demnächst in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen.

Wenn wir auf das oben Gesagte einen Rückblick werfen, dann erscheint uns dieser entlegene Erdenwinkel reich und arm zugleich, reich an Bau- und Werthölzern[1]), Wild und Fischen, arm jedoch, sehr arm, weil zu ihm keine Verbindungsstraßen führen. Rindfleisch ist äußerst selten auf der Tafel zu sehen, weil es eben nur wenig Stück Rindvieh giebt; wollte man eine Herde Ochsen oder Kühe von Pantabangan oder Carranglan hierher treiben, so müßten die Thiere mehrere Tage hindurch auf so elenden Wildpfaden einhertrotten, daß sie in dem elendesten Zustande Baler erreichten. So herrscht denn hier gar kein öffentliches Leben, denn nur der Reisbau ist erwähnenswerth; alles übrige, was angebaut wird, verdient kaum einer Beachtung. Nicht als ob der Boden nur für Reis taugte, o nein! es ist fruchtbarer, wasserreicher Boden, geeignet zum Anbau jeglicher Frucht, in Hülle und Fülle vorhanden, aber warum sollten sich die Bauern plagen, wenn ihnen niemand etwas abkaufen kann? Nur im Mai und Juni kommen von Binañgonan de Lampon einige kleine Bancas her, um für Salz Reis einzutauschen. Eine Zukunft wird diese Gegend erst dann besitzen, wenn der neue Kommandant des Distrikts Principe seinen Plan zur Ausführung bringt, Casiguran, Baler und San José durch eine wirkliche Straße mit einander zu verbinden und diese später bis nach Carranglan weiter zu führen.

F. Blumentritt.

---

wohnen und durch zwei wilde und schwer zu überschreitende Gebirgszüge und tiefe Flußthäler von dem pacifischen Ocean getrennt sind, so wäre bei der regen Auswanderungslust dieses Volksstammes an einer so vom Hauptstamme entfernten isolirten Niederlassung nicht zu zweifeln. Hier liegen nur zwei Fragen zur Beantwortung vor, nämlich 1) Haben die Ilocanen im Jahre 1865 den Kern der Bevölkerung des Missiondorfes Dipaculao gebildet und haben sie den Ort seither wieder verlassen? 2) Liegt hier ein Druckfehler des amtlichen Berichtes oder ein Lapsu scalami vor, da die Namen der Ilongoten und Ilocanen ähnlich klingen? Letzteres dürfte wohl nicht der Fall sein, da jene Sprachlisten außer dem Ilocano für Dipaculao, für die übrigen Missionen von Principe richtig Ilongote anführen.

[1]) Rancheria ist eine Niederlassung ganz oder halbunabhängiger Stämme, welche keine geregelte Municipalverwaltung besitzt.

[2]) Die christliche Bevölkerung des Distriktes Principe besteht beinahe ausschließlich aus Tagalen.

[1]) Nach Ramon Jordana y Morera (Memoria sobre la produccion de los montes publicos de Filipinas 2c. Madrid 1876) wird von der auf 262000 ha geschätzten Oberfläche des Distriktes Principe 250000 mit Wald bedeckt, in welchem folgende werthvolle Bau- und Werthölzer vorherrschen: Ebano (eine Ebenacea; Diospyros nigra, Blanco), Camagon (Diospyros pilosanthera Blanco), Narra (zwei Leguminosenspecies; Pterocarpus pallidus Bl. und Pt. santalinus Linn.), Balayon (eine Leguminosa; Eperua rhomboidea Bl.), Palo-Maria (eine Guttifera; Callophyllum Inophyllum L.), Bolongaeta (eine Ebenacea, vielleicht mit dem Camagon identisch oder nur eine Spielart), Banabá (Lagerstroemia Flos Reginae, Retz), Dungon (eine Malvacea; Sterculia cymbiformis Blanco); Baticulin (Millingtonia quadripinnata, Bl.) 2c.

Nach Cavada-Mendez de Vigo beträgt die Oberfläche der Provinz nur 214640,27 ha, wovon nur 172000 ha auf den Wald entfallen.

Ueber Tuzi nach Scutari.

Von **Oscar Baumann.**

Schwermüthige, graue Wolken überzogen das Firmament, als ich anfangs August 1883 durch die weite gelbbraune Ebene von Ermnica der montenegrinisch-türkischen Grenze zu marschirte. Mein Führer Jakub schritt, ein serbisches Liedchen brummend, voran durch die sterile Fläche, auf welcher nur spärliche Grashalme sproßen. Es war ein Mohammedaner, die weiße Mireditenkappe deckte sein kahles Haupt und rein gewaschen umflatterte heute, am Feste des Bairam, die vielgefaltete Fustanella seine Lenden.

Immer mehr und mehr verschwand der grüne Hain, welcher die Stadt Podgorica verbirgt, im Hintergrunde und die rauhen Felsberge der Crnagora tauchten in die blaue Ferne. Dagegen wurden die Vorgebirge des Malissorenlandes sichtbar. Dort im SO stand der Hügel Dečić, der Schauplatz der jüngsten verzweifelten Gefechte zwischen den Hotti und türkischem Militär. Wild leuchteten die Augen des Führers, als er erzählte: dort bei jenem Baume erbeuteten die Hotti die ersten Köpfe, bei jener Terrasse schlugen sie die Türken abermals zurück, und nie hätten letztere gesiegt, wenn Hafis Pascha nicht während eines Waffenstillstandes auf dem Gipfel sich festgesetzt hätte. Jetzt krönt den Berg ein Fort und in zahllosen Serpentinen sieht man die Straße sich hinanschlängeln. Auch nebenan, auf dem Hügel Šipčanik, haben die Türken Befestigungen errichtet. Inzwischen waren wir bei einer Steinbrücke angelangt; Jakub sprach das Wort „Granica" aus und ich wußte, daß wir im Begriffe standen, von Montenegro nach Albanien überzugehen. Die Brücke führte über ein langes, schmales, aber furchtbar zerklüftetes Steinfeld, welches in seiner Mitte durch einen tiefen Spalt in zwei Theile getheilt wird. Auf dessen Grunde rieseln die lichtgrünen, klaren Wasser der Cijerna, in welchen überhängende Felswände sich spiegeln. Am türkischen Ufer kauerte ein Mann, den das Martinigewehr und die verschossene Uniform als Wache charakterisirten. Dumpfer Mißmuth sprach aus seinem braunen Gesichte; vielleicht dachte er an die ferne asiatische Heimath, vielleicht auch, und zwar wahrscheinlicher, an gar nichts. Eintönig und öde dehnte sich auch weiter die Ebene aus, nur schimmerte im Westen, gleich einem blauen Streifen, der Scutari-See.

Nachdem wir den Šipčanik umgangen, standen wir vor unserm Ziele, Tuzi. Wer im letzten Frühjahre die Telegramme aus Albanien gelesen, dem wird dieser Name fast täglich vorgekommen sein, und vielleicht hat er sich darunter eine Stadt oder wenigstens ein größeres Dorf vorgestellt. Dies ist aber nicht im Entferntesten der Fall; um einen großen Grasplatz liegen vielleicht 30 Bretterbuden, wie man sie auf unseren Jahrmärkten sieht. In diesen werden Früchte, Kaffee, vor allem und in erster Linie aber Raki (Schnaps) feilgeboten. Ein einstöckiges Steinhäuschen mit mächtigen Scheunenthoren giebt sich durch eine türkische Flagge als der Sitz der Behörde kund. Jakub führte mich zum Han, vor welchem mehrere türkische Officiere saßen und Melonen verzehrten. Kaum hatten sie mich erblickt, als ich ihnen auch schon höchst verdächtig vorkam und sie mit zahllosen Fragen auf mich einstürmten. Da ich kein Wort türkisch verstehe, so begnügte ich mich, ihnen meinen Paß zu überreichen. Davon verstanden sie wieder ihrerseits absolut nichts, am allerwenigsten natürlich das französische Visum des osmanischen Generalkonsulats in Wien. Erst herrschte gänzliche Rathlosigkeit, doch zuletzt wurde nach stürmischer Berathung beschlossen, mich dem Kaimakam, der politischen Behörde, auszuliefern. Man führte mich also durch eines der Scheunenthore über eine knarrende Holztreppe, welche mit Speiseresten bedeckt war, in den ersten Stock. Ein kahles Zimmer, an dessen Wänden eine breite, niedere Holzbank sich hinzog, nahm uns auf. In der Mitte thronte auf einer Bettstatt, in Fustanella und mit mächtigem rothem Fes, der Kaimakam, ein mohammedanischer Albanese. Sein geistloses Gesicht war nicht geeignet Furcht zu erwecken; desto unheimlicher kamen mir jedoch auf den ersten Blick die herkulisch gebauten, scharf beobachtenden Gestalten rings um ihn vor. Es waren Malissoren, Leute von den katholischen Bergstämmen der Hotti und Gruda. Ein enganliegendes Beinkleid aus weißgelber Schafwolle umschloß ihre muskulösen Glieder, während die Füße in jenen sandalenartigen Opanken steckten, die dem Gange etwas Elastisches, Unhörbares geben. Ein knappes, vorn offenes Leibchen aus demselben Stoffe ließ die kolossale Entwickelung ihres gebräunten Brustkastens erkennen. Die Kleider waren mit schwarzen Streifen gebändert, die für jeden einzelnen Stamm charakteristisch sind. Ein bunter Shawl, der nicht nur um das Haupt, sondern auch um Backe und Kinn gewunden wird, giebt dem Gesicht ein wildes Aussehen, welches noch durch den schwarzen Schnurrbart, die kühn gebogene Nase, vorzugsweise aber durch den berühmten kalten Blick des Albanesen erhöht wird. Ihr Haupt ist trotz ihres Christenthums bis auf einen Haarbüschel kahl. Ein breiter Ledergürtel umschließt ihre Hüften, in welchem Revolver, Handschar und Pistolen Platz finden. Die Rechte ruht am Drücker des Gewehres. Die kleinen, europäisch uniformirten Türken nahmen sich neben ihnen ganz sonderbar aus. Nachdem die Malissoren mich längere Zeit schweigend angestarrt, machte einer von ihnen, ein sechs Schuh langer Gruda, feierlich das Zeichen des Kreuzes. Ich beeilte mich, in gleicher Weise mich ebenfalls als Christ erkennen zu geben, da ich vor diesen Herren ungleich mehr Respekt hatte, als vor ihren Feinden, den Türken. Da schlich sich einer von ihnen zu mir hin und flüsterte mir zu, ich möge nur ja keine Furcht haben, denn von nun an stehe ich unter ihrem Schutze, ihrer „Bessa". Gehoben durch das Bewußtsein einer solchen Leibgarde, rief ich nach einem Dragoman, da ich der albanesischen Sprache nur in geringem Maße mächtig bin. Dieser erschien denn auch in Gestalt des italienisch sprechenden Scutariners Pietro Mileti, der hier Telegraphist ist. Derselbe machte dem Kaimakam den Sinn meines Passes begreiflich, worauf ich unter Zurücklassung des letztern freigelassen wurde. Ich begann mich nun in Begleitung Pietros und meiner Leibgarde in Tuzi etwas umzusehen. Das erste, was in die Augen fällt, sind die Weiber der Malissoren, welche in ihrem engen, kirschrothen, schwarz gebänderten Anzuge aus dem gelben Männerschwarme hervorstechen wie Mohnblumen aus dem Kornfelde. Im Uebrigen aber haben sie wenig mit Blumen gemein, da nur die älteren zum Lastentragen nach Tuzi benutzt, die

jüngeren aber wohlweislich zu Hause gelassen werden. Bei den Schnapsbuden standen zahlreiche Nizams, meist kleine, kräftige Gestalten in schäbiger Uniform, die Füße in Opanken und das Martinigewehr umgehängt. Während wir in einer Bude beim Kaffee saßen, rotteten sich plötzlich die Leute draußen mit wildem Geschrei zusammen. „Was giebts?“ fragte ich Pietro: „Oh nichts, ein Gruda ist soeben der Blutrache zum Opfer gefallen“, war die Antwort. Die Leiche des Unglücklichen war auf dem Felde draußen gefunden worden.

Bald war alles wieder vergessen und die Malissoren beschlossen ein Wettrennen zu veranstalten. Alles Volk wanderte in die Ebene hinaus, und ca. 30 Bursche gingen an die drei Viertelstunden weit, so daß man sie nicht mehr sehen konnte. Am Ziele stand ein reicher Hotti in goldgestickter Kleidung, der mit einem türkischen Officiere die Enden eines Sacktuches hielt, in dessen Mitte einige Piaster als Preis für den Sieger eingebunden waren. Plötzlich sprang alles unter wildem Geschrei auf, die Reihe der Kämpfenden war am Horizonte erschienen. Die Zuseher geberdeten sich wie Rasende, rannten den Läufern entgegen und suchten durch Schreien ihre Bekannten und Stammesgenossen anzufeuern. Dazwischen krachten Freudenschüsse aus Revolvern, Pistolen und selbst Gewehren. Nun stürmten sie daher. Ihre einzige Kleidung bildete ein Leinentuch um die Hüften. Wild flatterte der lange Schopf vom kahlen Scheitel, während ihre broncefarbenen, kraftvollen Gestalten mit rasender Geschwindigkeit über die Ebene flogen. Zwei junge Leute, ein Hotti und ein Gruda, waren voran und jeder bot alles auf, um zu siegen, denn nur der Erste trägt Preis und Ehre heim. Bis ganz zuletzt war der Erfolg zweifelhaft; da erhoben die zahlreich anwesenden Hotti ein furchtbares Gebrüll, ihr Stammesgenosse machte eine letzte verzweifelte Kraftanstrengung, schnellte um einen Meter voraus und schwang schon im nächsten Augenblicke das Sacktuch triumphirend in die Luft — um dann besinnungslos zusammen zu brechen. Nun wuchs der Tumult aufs Aeußerste, am tollsten geberdeten sich natürlich die Hotti, ganze Salven donnerten in die Luft und zuletzt hoben sie den Leblosen vom Boden, um ihn im Triumphe nach Tuzi zu tragen. Bald verstummte nun das Geschrei, verstummten die Flüche der Besiegten, und die scheidende Sonne bestrahlte nur die Gestalten betender Türken und die weite, schweigende Ebene.

Ich begab mich mit Pietro in den Han, wo uns Pilaw und saurer Wein vorgesetzt wurde. Während wir den erstern verzehrten, drängten sich scharenweise Malissoren zur Thüre herein, bis sie sich zu einer kompakten Masse gestaut hatten. Schweigend und regungslos umstanden sie unsern Tisch, während ihre Waffen im düsterrothen Scheine des Herdfeuers unheimlich glitzerten. Dann begann das Fragen. Die Augen der Anwesenden blitzten, als ihr Wortführer in den zischenden Lauten des Skypetarischen sein Anliegen vortrug, welches mir bewies, daß man das Motiv meiner Reise, die ausschließlich zu Studienzwecken unternommen worden war, ganz und gar verkannte, daß man von mir Dinge erwartete, die auszuführen ganz außer meinem Bereiche lag. Mit Mühe machte ich den Leuten ihren Irrthum klar. Erleichtert athmete ich auf, als ich die Thür erreicht hatte, und doch konnte ich mich der Rührung nicht erwehren, als jene Natursöhne mir mit Herzlichkeit die Hand drückten, als sie mir zu Ehren mit tiefen Stimmen einen jener albanesischen Gesänge anstimmten, welche eigenartig und seltsam und doch so anziehend klingen. Draußen war es Nacht und nur die schakalähnlichen Hunde schlichen umher, die Fleischreste benagend. Friedlich funkelten die Sterne, klar und rein breitete das südliche Firmament sich über das Land aus. Und doch kocht und gährt es in diesem Lande, doch lebt in demselben ein Volk, in dessen Brust die unbewußte Sehnsucht erwacht ist, sich aus der Nacht der Rohheit emporzuarbeiten und eine ähnliche Stellung wie die Bewohner der Kulturstaaten zu erreichen, die heute mit Verachtung auf die „albanesischen Hammeldiebe“ herabsehen.

Als ich mich am nächsten Morgen von meinem Lager im Telegraphenzimmer erhob und zum Fenster trat, sah ich vor dem Thore einen schmucken Malissorenburschen mit zwei Revolvern und einem Martinigewehre stehen. Er begrüßte mich freundlich und stellte sich mir als der Zaptieh (Gendarme) vor, der vom Kaimakam beauftragt worden wäre, mich nach Scutari zu eskortiren, oder wie er sich schonend ausdrückte, zu begleiten. Meinen Paß trug er bei sich. Ich war zuerst über diese Liebenswürdigkeit der Behörden etwas betroffen, fand mich aber bald in mein Geschick, da ja von nun an nicht ich, sondern die Regierung für meine Weiterreise und Verpflegung zu sorgen hatte. Wir tranken zusammen Kaffee und machten uns dann auf den Weg. Der Zaptieh schritt voran; in der einen Hand trug er zwei lebende Enten, die er außer meiner Person nach Scutari zu bringen hatte. Pietro begleitete mich bis Hun. In südöstlicher Richtung schritten wir durch die Ebene, deren Eintönigkeit nur einzelne Hügel unterbrachen. Fast alle sind von Befestigungen gekrönt, von welchen falsche Trompetensignale erklangen. Bald leuchtete uns die Fläche des Scutari-Sees entgegen. Ein zarter Nebel bedeckte den mächtigen Wasserspiegel und umhüllte auch die gegenüberliegenden Berge. Wir aber umgingen den Hügel von Hun, da es unsere Absicht war, durch den tief ins Land einschneidenden Seearm, den Licieni Hotti und Licieni Kastrati zu Schiff in den offenen See zu gelangen. Die Gegend sah ungemein trostlos aus; statt der Dörfer ragten nur rauchgeschwärzte Trümmerhaufen in die Luft. Eine Abtheilung türkischer Kavallerie sprengte auf ihren müden Kleppern vorbei. Um 7 Uhr waren wir bei dem Han Hun. Inmitten einiger Ruinen stand die elende Kneipe, in welcher es von Officieren, Nizams und Malissoren wimmelte. Pietro nahm Abschied von mir und einige Hotti zogen mich sogleich in die dunsterfüllte Stube. Die schwarzbraunen syrischen Soldaten begafften, betasteten und berochen meinen Stock, meine Bergschuhe, meine ganze Person. Die Atmosphäre war drückend, zum Ueberflusse bewirtheten mich die Hotti und mein Zaptieh mit einem greulichen Fusel. Zuletzt entsprang ich ihrer Liebenswürdigkeit und setzte mich mit meinem Wächter ins Freie. Man sieht es dem Orte wirklich an, daß hier die „Türken gehaust haben“, mit einer solchen Gründlichkeit sind alle Häuser zerstört und verbrannt worden. Fünf Viertelstunden mußte ich mich gedulden, bevor es weiter ging. Gleich bei Hun beginnt ein großer Sumpf, der die ganze Landschaft bis zum Scutari-See erfüllt. Aus dem schwarzen Moraste ragen die hineingelegten Steine nur wenig hervor. Indem wir von einem auf den andern hüpften, fanden wir uns bald in einem förmlichen Walde meterhohen Schilfrohres. Da die Steine durch fortwährendes Begehen mit Opanken spiegelglatt geworden waren und ich deshalb unaufhörlich in das breiige Kothmeer hineinglitt, so gereichte es mir zur ganz besonderen Befriedigung, als wir den Wasserarm Samabor erreichten, auf welchem die „Londra“ vor Anker lag. Dieselbe, ein größeres Flachboot, ist außen und innen mit Pech bestrichen und wird von einem Ruderer und einem Steuermann — allerdings kaum merklich — von der Stelle bewegt. Das Fahrzeug speciell, welches uns aufnahm, gehört der tür-

kischen Regierung und vermittelt die Verbindung zwischen Hun und Scutari. Darin standen und kauerten, dicht gedrängt, Nizams, Malissoren und deren Weiber, lagen Säcke und Haufen todter Fische herum. Da der Boden des Schiffes von einer gelben Jauche überströmt ist und jeder Eigenthümer ein Mordiogeschrei erhebt, sobald man es versucht, auf einem Gepäckstücke Platz zu nehmen, so blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf den Schiffsschnabel zu flüchten, der seiner Abschüssigkeit wegen trocken ist. Der Londratschi zog den Stein, der als Anker dient, aus seinem Schlammbette und unsere Fahrt begann. Nur schmal ist der Kanal, welcher die Schiffahrt ermöglicht; zu beiden Seiten breitet sich ein seichter gelblichgrauer Wasserspiegel aus, in dessen Grunde Röhricht und knorrige Weiden wurzeln. Ueberall ertönt der Frösche quakender Chor und silberglänzende Möven segeln mit beneidenswerther Schnelligkeit über das Schilf. Manchmal tritt noch das nördliche Festland in Form rother vegetationsloser Hügel ganz nahe an uns heran. Fast alle sind von kleinen Befestigungen besetzt, am Fuße der meisten harren einige Nizams der Aufnahme. Das Schiff hält an und sie beginnen durch das Wasser zu uns zu waten, welches ihnen erst bis zu den Knien, später bis zum Bauche geht. Gleichmüthig schwingen sie sich in die Londra, uns alle mit einem Sprühregen von Schlamm besprengend. Scheint die liebe Sonne, so trocknen die Kleider schnell und regnet es, so wird man ja doch naß, wozu also eine Landungsbrücke bauen? Es dauerte geraume Zeit, bevor wir den Seearm Licieni Hotti erreichten. An seinem äußersten Ende dehnt sich ein grünes Feld aus, hinter demselben ragen die rauhen Ketten des Hotti-Landes empor, welche weiter im Osten in hohe, schneidige Felsgrate übergehen. Wir arbeiteten mühsam dem gegenüber liegenden Ufer zu, das von den röthlichen, zerklüfteten Vorbergen des Kastrati-Gebietes eingenommen wird. Zahlreiche Zelte leuchteten zwischen den Felsblöcken hervor. Bei der Mündung eines Flusses, dessen eiskalte Wasser wenige Schritte weiter entspringen, legten wir an. Lärmend sprangen die Passagiere ans Land; ich zog es jedoch vor, in Gesellschaft eines herkulischen Hotti-Kriegers im Schiffe zu bleiben. Ziemlich gleichgiltig beobachtete ich dessen Treiben, wie er bald drohend den Handschar gegen die Zelte schwang, bald mit erhobener Hand einen feierlichen Schwur ablegte, dessen Sinn mir unklar blieb. Nicht lange jedoch ließ man mich in Ruhe; bald erschien mein Zaptieh und forderte mich auf, ihm zu folgen. In einem Zelte saßen ein türkischer Major und mehrere Officiere am Boden. Ersterer apostrophirte mich in längerer türkischer Anrede, wurde aber mit der Zeit doch gewahr, daß seine Mühe vergebens sei. Hierauf theilte er mir in gebrochenem Albanesisch mit, daß ich heute nicht mehr weiterfahren dürfe, da er mich eingehend zu untersuchen wünsche. Ich war durch diese Eröffnung zwar nicht sehr angenehm berührt, hatte mich aber bereits in mein Schicksal ergeben, als der Militärarzt erschien, welcher der französischen Sprache mächtig war und mit Energie meine sofortige Freilassung verlangte. Bis zur Abfahrt der Londra unterhielt ich mich mit dem liebenswürdigen jungen Manne, der den Aufenthalt in den albanesischen Wildnissen schon ziemlich satt hat, und mit dem für einen Türken ganz ungewöhnlichen Plane umgeht, nach — Australien auszuwandern. Zuletzt brachte er sogar eine Violine herbei und bald erklangen die Felsen des Kastrati-Landes von den heiteren Tönen des Walzers aus dem „lustigen Krieg“.

Auf dem weiten Becken des Licieni Hotti weiterfahrend, näherten wir uns bald der Wasserenge, welche uns vom Licieni Kastrati trennte; derselbe bildet das zweite Becken des Seearmes und steht direkt mit dem offenen Scutari-See in Verbindung. Licieni Kastrati hat reizlose Sumpfufer. Glühend brannte die Sonne auf die matte, schmutziggraue Wasserfläche, aus der nicht selten ein glänzender Fisch emporschnellte, eintönig plätscherten die Ruderschläge, eintönig klang der melancholische Chorgesang der Nizams und kein Wunder war es, daß ich in Kürze fest einschlief. Als ich erwachte, waren wir bereits im eigentlichen Scutari-See. Gegen Norden breitete sich die strauchbedeckte oder bewaldete Ebene aus, aus deren Grün die weißen Mauern der Dörfchen herausleuchteten; schroff und unvermittelt erheben sich dann die Berge zu luftigen Höhen. Im Süden umspülte der See den Fuß der mit Dunst umschleierten Rumija-Kette. Auch diesem Ufer, ja selbst den kleinen vorgelagerten Inselchen, sind größere und kleinere Orte eingestreut. Fern im Südwest erblicken wir unser Ziel, den Festungshügel von Scutari. Doch nicht mehr glatt lag die Wasserfläche vor uns, ein leichter Gegenwind kräuselte dieselbe und nöthigte die Ruderer zum stärkern Ausgreifen. Nach und nach wurde aus dem Winde ein Sturm, der gegen Abend sich derart steigerte, daß die Schiffer erklärten, sie hätten keine Lust mehr, sich weiter zu plagen, wir möchten jetzt nur zu Fuß gehen. Wir landeten also und gleich einem wilden Heere sprangen die Nizams und der Zaptieh aus der Londra. Durch Sandberge, in welchen der Fuß versank, sowie durch dichtes, duftendes Gestrüpp liefen wir im Sturmschritte dahin. Auf einem offenen Grasplatze trafen wir eine Bande Koplika, die mit ihren Weibern hier einen Bazar behufs Holzhandels abhielten.

Inzwischen war es Nacht geworden und mein Zaptieh erklärte, bei der herrschenden Dunkelheit den mehrstündigen Marsch bis Scutari nicht mehr machen zu wollen. Ob er sich vor einem Fluchtversuche von meiner Seite fürchtete, oder was sonst der Grund sein mochte, wir schwenkten nach den Häusern des Dorfes Amaraign oder Omar ein und gingen zum Hause eines Mohammedaners, der uns mit lautem „Salem aleikum“ begrüßte, das Gepäck uns vom Rücken nahm und als seine lieben Gäste ins Haus führte. Nachdem wir die Schuhe abgelegt, kauerten wir uns der orientalischen Sitte gemäß auf die Pritsche, welche den Hintergrund des Raumes einnimmt. Dort saß bereits ein junger Hodscha mit weißem Turban und zwei Mohammedaner in reinlicher, vielgefalteter Fustanella, eifrig Cigaretten drehend. Sie hatten das Bairamsfest benutzt, um den ländlichen Gastfreund aufzusuchen. Am Feuer hantirten geschäftig die Frau des Hausherrn und seine jugendliche Tochter, unverschleiert und in leichten weißen Kleidern, die bis ans Knie reichten. Selbst einem kleinen, zerlumpten Zigeunerjungen war Obdach gewährt worden und stumpfsinnig starrte er in die Kohlen, welche die tiefe Schattirung seines Indiergesichtes beleuchteten. Die luftige Hütte aus Holz und Stroh, das mächtige Feuer, die Milch- und Käsevorräthe an der Wand — alles hat einen echt ländlichen Charakter. Durch die Nettigkeit erhält das Innere des Hauses jedoch eine Behaglichkeit, die man wohl am wenigsten in einer Malissorenhütte erwarten würde. Auch das Nachtmahl, bestehend aus Eierspeise und Pillaw, ließ wenig zu wünschen übrig; nur machten die Tischgenossen etwas allzu freien Gebrauch von ihren Händen. Nachher verrichtete die ganze mohammedanische Gesellschaft ihr Abendgebet und wir legten uns schlafen, mein Zaptieh mit dem Gewehre knapp neben mich. Ich hatte mich jedoch über meinen Wächter gerade nicht zu beklagen; es war ein gemüthlicher, braver Bursche vom Stamme der Gruda, der

mich nur ein einziges Mal um Bakschisch anbettelte. Am Morgen belud der Hausherr einige Esel mit Melonen und fort ging es, der Stadt zu. Bezahlung seiner Gastfreundschaft lehnte er stolz ab.

Zahlreichen Karawanen begegneten wir, die von schwer bewaffneten Malissoren geführt wurden, welchen ihre belasteten Weiber folgten. Einige Damen machten es sich allerdings bequemer und sprengten nach Männerart zu Pferde sitzend im Galopp durch die Ebene, daß die Haare wild flatterten. Nach zwei Stunden trafen wir auf die ersten Häuser von Scutari. Doch noch längere Zeit hatten wir zwischen hohen Gartenmauern zu wandern, bis wir die eigentliche Stadt betraten.

Nun verlangte ich in das k. k. Generalkonsulat geführt zu werden; mein Gendarme erklärte jedoch mit der freundlichsten Miene, daß davon noch gar keine Rede sei, und daß ich vielmehr das Glück genießen würde, sogleich Sr. Excellenz Mustapha Assim Pascha, dem Gouverneur von Scutari, vorgestellt zu werden. Wir schritten also über den staubigen Platz dem Regierungsgebäude zu, welches absolut nichts Imposantes an sich hat und überhaupt nur durch die faul in eine Ecke gelehnte Schildwache als etwas Officielles bezeichnet wird. Von der Gasse tritt man unvermittelt in ein Zimmer, an dessen Wänden sich ein rother Divan hinzieht. Auf demselben saßen und lagen mehrere Officiere, welche mich natürlich wieder auf türkisch inquirirten und um keinen Preis glauben wollten, daß ich dieser Sprache nicht mächtig sei. Zuletzt führte mich einer ins Freie und über eine Treppe in den ersten Stock. Wir traten in einen ziemlich langen Holzgang. Beim ersten Anblicke konnte man denselben etwa als zu einem Magazine oder Arrestlokale gehörig betrachten. Spinnen hatten an allen Theilen der schmutzig gebräunten Wände ihr Netz aufgeschlagen, die Fenster waren wohl theilweise zerschlagen, aber nie geputzt worden und die Decke schien dem Einstürzen nahe. Links öffnete sich ein thürloser Eingang, durch welchen man in ein finsteres rauchgeschwärztes Loch blickte, in welchem zwei ungewaschene Bursche beim Feuer an Speisen herumfingerten, deren wenig erfreuliche Gerüche uns entgegen dringen. Rechts jedoch zeigt sich uns eine Portière, die uns vom Audienzzimmer Assim Paschas trennt. Dieser Gang ist sein Antichambre, die beiden Galgengesichter in der Küche arbeiten für ihn. Und welch buntes Gewimmel wogt in diesem Gange! Ein paar tief schwarze Sudanneger halten vor der Thür Wache, dort drängt sich ein buckeliger Hodscha mit Riesenturban durch und hier steht die ernste Gestalt des katholischen Bischofes von Pulati. Wir schreiten weiter, stolpern über ein paar Zigeuner, die am Boden liegen, und stoßen an die Riesengestalt eines Malissoren, der mit einigen geschmeidigen Scutarinern in ein heftiges Gespräch verwickelt ist. Dazu kommen noch syrische Nizams, die mit lauter Stimme um Einlaß brüllen. Einzelne Thüren führen in Büreaus, in welchen die Beamten eifrig mit Kaffeetrinken und Cigarettendrehen beschäftigt sind. Endlich wurde ich vor den Pascha geführt, der sich als freundlicher, blondhaariger Herr in europäischer Uniform präsentirte. Erleichtert athmete ich auf, als er meinen Paß ganz in Ordnung fand und mich entließ. Doch noch drei Stunden hatte ich zu warten, bevor mir der Kommandant der Gendarmerie mittels eines Dolmetschers mittheilte, daß ich in Scutari nach Herzenslust herumwandern, die Stadt aber nur mit Erlaubniß verlassen dürfe. So endete meine „türkische Gefangenschaft“ und zugleich meine Reise über Tuzi nach Scutari.

Wenn ich aber heute an Albanien, vorzugsweise an den grandiosen Anblick der albanesischen Schneealpen zurückdenke, den ich so oft von den Hochzinnen Montenegros aus gehabt, wenn ich mir das wilde und doch so kernige Volk der Skypetaren vergegenwärtige, so kann ich mich des Gefühles der Verwunderung nicht enthalten, daß die wissenschaftliche Forschung sowohl, als auch praktische Unternehmungen diesen herrlichen Landstrich an den Grenzen der Kulturstaaten heute noch unerforscht und unbeachtet liegen lassen, in einer Zeit, wo zahlreiche Menschenleben und riesige Geldsummen geopfert werden, um das ferne Afrika zu erschließen.

Die deutsche Presse jenseit des Oceans.

Eine ganz genaue Aufstellung über die deutsche Presse der transoceanischen Länder zu geben, ist schon deshalb unmöglich, weil wenigstens alle paar Wochen einmal die eine oder andere unter den kleineren Zeitungen zu erscheinen aufhört und neue Blätter hervortreten. Im großen und ganzen aber werden die nachfolgenden Aufstellungen, die sich auf das erste Quartal des Jahres 1883 beziehen, denn doch das Richtige treffen. Die Ziffern der in den einzelnen Ländern erscheinenden deutschen Zeitungen stellen sich für die angegebene Zeit wie folgt: Canada 3, Vereinigte Staaten 535, Chile 1, Argentinien 4, Brasilien 11, Südaustralien 1, Victoria 1, Queensland 1, Neu-Seeland 1, Japan 1, Capcolonie 2 und Aegypten 1. Auf Amerika entfallen also 554, auf Australien 4, auf Asien 1 und auf Afrika 3 deutsche Zeitungen. Diese Ziffern stehen im engsten Zusammenhang mit der Anzahl der in den einzelnen Ländern lebenden Deutschen. Die Zahl der in den Vereinigten Staaten lebenden, theils selbst eingewanderten, theils von deutschen Eltern abstammenden Deutschen (d. h. solcher, die das Deutsche als Muttersprache reden, nicht aber derjenigen, die noch deutsche Bürger sind) beläuft sich nach der zuverlässigsten Schätzung mindestens auf fünf Millionen. Einzelne Schriftsteller haben sich sogar bis auf 11 Millionen verstiegen, und diese Angabe mag nicht ganz unrichtig sein, wenn man alle diejenigen Elemente, in deren Adern vermischt oder unvermischt deutsches Blut rinnt, die aber jetzt das Englische als Muttersprache reden, mit in Rechnung zieht. Die deutsche Bevölkerung Canadas wird auf 205 000, diejenige von Chile auf 8 000, diejenige von Argentinien auf 10 000 (außerdem etwa 1000 Oesterreicher und 12 000 Deutsch-Schweizer), diejenige Brasiliens auf 200 000, Südaustraliens auf 50 000, Victorias auf 10 000, Queenslands auf 18 500, Neu-Seelands auf 12 000, Japans auf 500, Aegyptens auf 1000 (aber weit mehr Oesterreicher und Schweizer) geschätzt. Insgesammt mögen in Südamerika etwa 250 000, in Australien etwa 100 000 deutschredende Menschen leben. Für Afrika und Asien vermag ich im Augenblick eine auf Genauigkeit Anspruch machende Ziffer nicht anzugeben.

Die einzelnen Staaten der nordamerikanischen Union

sind sowohl in Bezug auf die deutsche Bevölkerung als auf die dort erscheinende deutsche Presse sehr ungleich ausgestattet. Am dichtesten sitzen die Deutschen um die großen Seen herum und überhaupt in den Binnenlands-Staaten, wie z. B. in Pennsylvania, Ohio, Indiana, Michigan, Wisconsin, Illinois, Missouri, Jowa, Kansas und Minnesota. Außerdem finden sich alsdann große Mittelpunkte des Deutschthums in New York sowie in den Staaten New Jersey, Texas und Californien. Verhältnißmäßig wenig Deutsche wohnen in den Neuengland-Staaten an der Ostküste sowie in jenen Südstaaten, wo ehedem die Sklavenwirthschaft blühte. Dementsprechend erscheinen unseres Wissens in 16 Staaten und Territorien, nämlich in Maine, Vermont, Rhode-Island, West-Virginia, Virginia, Florida, Alabama, Nevada, Neu-Mexico, Arizona, Utah, Washington, Idaho, Montana und Wyoming, gar keine deutsche Zeitungen. In den übrigen Staaten stellt sich das Verhältniß zwischen der Zahl der Zeitungen und der Zahl jener Ortschaften, wo sie erscheinen, wie folgt: Massachusetts 1 Ort 5 Zeitungen; Connecticut 3 O. 6 Z.; New Hampshire 3 O. 3 Z.; New York 21 O. 76 Z.; Pennsylvanien 33 O. 88 Z.; New Jersey 14 O. 30 Z.; Maryland 1 O. 6 Z.; Delaware 1 O. 1 Z.; Distrikt Columbia 1 O. 4 Z.; Georgien 2 O. 2 Z.; Süd-Carolina 1 O. 1 Z.; Kentucky 1 O. 4 Z.; Tennessee 2 O. 3 Z.; Mississippi 1 O. 1 Z.; Texas 11 O. 15 Z.; Louisiana 1 O. 3 Z.; Arkansas 1 O. 1 Z.; Ohio 25 O. 67 Z.; Illinois 29 O. 53 Z.; Missouri 10 O. 26 Z.; Indiana 16 O. 26 Z.; Jowa 16 O. 23 Z.; Michigan 6 O. 13 Z.; Wisconsin 22 O. 43 Z.; Minnesota 3 O. 5 Z.; Kansas 7 O. 12 Z.; Nebraska 4 O. 4 Z.; Colorado 1 O. 2 Z.; Californien 3 O. 10 Z.; Oregon 1 O. 1 Z. und Dakota 1 O. 1 Z. Es würde selbstverständlich zu weit führen, wenn wir die Namen aller dieser Zeitungen hier aufführen wollten. Wenn wir einige unter den hervorragendsten herausgreifen wollen, ohne jedoch damit behaupten zu wollen, daß nicht manche andere ebenso hoch ständen, so wären dies die „New Yorker Staats-Zeitung“, die „New Yorker Handels-Zeitung“, die „Chicagoer Freie Presse“ und die unter dem Einfluß von Karl Schurz stehende „Westliche Post“ in St. Louis. Eine sehr große Verbreitung haben auch die wöchentlich erscheinenden „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz“. Die nordamerikanischen Zeitungen werden, wie jeder, der einmal ein solches Blatt in die Hand nimmt, auf den ersten Blick sehen wird, ganz anders redigirt als unsere heimisch-deutschen. Der redaktionelle Theil ist vielfach mit Annoncen durchschossen, und auf Sensations-Nachrichten legt man, dem ganzen Gang des amerikanischen Lebens entsprechend, weit mehr Werth als bei uns. Das gleiche gilt von den drei in Berlin und Aurora (Ontario) erscheinenden canadischen Zeitungen.

Die deutsch-südamerikanische Presse nähert sich in Bezug auf Form und Redigirung mehr unseren deutschen Provinzialblättern, nur mit dem Unterschied, daß das Element unserer „Vermischten Nachrichten“ besonders stark in ihnen vertreten ist. Auch spielen Personenfragen eine größere Rolle als im europäischen Deutschland. Uebrigens entlehnen die deutsch-südamerikanischen Blätter viele Leitartikel und sonstige Aufsätze der Presse des Mutterlandes, wie sie denn überhaupt viel inniger als ihre nordamerikanischen Kollegen an dem Zusammenhang mit der Heimath festhalten. Allerwärts in der Welt finden wir die Thatsache, daß deutsche Zeitungen bloß dort erscheinen, wo deutsche Landleute und Ackerbauer sitzen, nicht aber dort, wo deutsche Kaufleute, wenn auch in noch so dichten Massen, zusammenwohnen. Der Grund ist leicht ersichtlich: die vielsprachigen deutschen Kaufleute lesen außer der heimathlichen Presse englische und französische Zeitungen; bloß dort, wo deutsche Ackerbauer sich noch nicht die fremde Sprache angeeignet haben, ist auf fremdem Boden ein günstiges Feld für deutsche Blätter. Diese Thatsache wird auch durch Südamerika bestätigt. In Peru, in Columbien und besonders in Venezuela wohnen sehr viele und sehr reiche deutsche Kaufleute, aber es erscheint dort kein einziges deutsches Blatt. Die „Deutschen Nachrichten“ von Valparaiso (Red. Trautmann, 13. Jahrgang, wöchentlich zweimal) sind dagegen vorwiegend auf die deutsche Ackerbau-Bevölkerung von Süd-Chile berechnet, und werden daneben selbstverständlich auch von der deutschen Kaufmannschaft Valparaisos und anderer chilenischer Küstenplätze gehalten. Schon mehr auf den dort besonders zahlreichen Kaufmannsstand spekuliren die argentinischen Zeitungen. Es sind dies die „Deutsche Laplata-Zeitung“ (in Buenos Ayres, Red. Bachmann, 14. Jahrgang, täglich), das „Argentinische Wochenblatt“ (in Buenos Ayres, Herausgeber Aleman, 6. Jahrgang, wöchentlich), die „Heimath“ (in Buenos Ayres) und der „Argentinische Bote“ (in der Kolonie Esperanza de Santa Fé). Die deutsche Presse Brasiliens hinwiederum ist mit einziger Ausnahme der in Rio de Janeiro erscheinenden „Allgemeinen Deutschen Zeitung“ vorwiegend auf die ackerbautreibende Bevölkerung der sogenannten deutschen Colonien berechnet. In der brasilianischen Provinz Rio de Janeiro, die mit Einschluß des neutralen Municipiums der Hauptstadt 11 000 Deutsche umfaßt, finden wir die erwähnte „Allgemeine Deutsche Zeitung“ (10. Jahrgang), in der Provinz São Paulo mit 7000 Deutschen, die „Germania“, in Curityba, der Hauptstadt der 4000 Deutsche zählenden Provinz Parana, das „Deutsche Wochenblatt“ (1. Jahrgang), der Nachfolger des entschlafenen „Pionier“, und in der 55- bis 60 000 Deutsche zählenden Provinz Santa Catharina die vortrefflich redigirte „Kolonie-Zeitung“ von Joinville (Red. Böhm) sowie die „Blumenauer Zeitung“. Die Provinz Rio Grande do Sul, in der mit etwa 100 000 Köpfen das Gros der Teuto-Brasilier sitzt, sorgt durch sechs Zeitungen für die Belehrung dieser zum Theil des Portugiesischen noch nicht mächtigen Landsleute — die größte Verbreitung unter diesen sechs Zeitungen haben „Koseritz' deutsche Zeitung“ (in Porto Alegre, Red. Karl v. Koseritz, 2. Jahrgang, wöchentlich dreimal) und die „Deutsche Post“ (in São Leopoldo, Red. Dr. Rotermund). Die „Deutsche Zeitung“ in Porto Alegre (23. Jahrgang, Red. v. Franckenberg), ehedem das gelesenste Blatt, ist neuerdings ganz und gar von ihrer früheren Höhe heruntergestiegen. Gut redigirt ist die „Deutsche Presse“ in Pelotas. Das „Deutsche Volksblatt“ von São Leopoldo gehört den dortigen, eine Erziehungsanstalt leitenden Zwecken. Die „Landwirthschaftliche Zeitung“ von Estrella (monatlich) dient, wie ihr Titel das besagt, landwirthschaftlichen Zwecken. Beklagenswerth ist es, daß einzelne deutsch-brasilische Blätter sich so sehr stark untereinander befehden und es dabei mit den Ausdrücken, deren sie sich bedienen, nicht immer ganz genau nehmen. An Verbreitung und Abonnentenzahl steht die deutsch-brasilische, und überhaupt die deutsch-südamerikanische, weit hinter der nordamerikanischen zurück; das verbreitetste Blatt zählt etwa 1000, die übrigen jedes höchstens 300 Abonnenten.

In Asien ist die „Ostasiatische Zeitung“ von Yokohama das einzige deutsche Blatt. In Afrika erscheinen die „Südafrikanische Zeitung“, das „Kapland“ (beide in der Kapstadt) und die „Deutsch-Aegyptische Presse“ (in Alexandrien, 1. Jahrgang).

Eine größere Bedeutung haben wiederum die deutsch-australischen Zeitungen. Die wöchentlich erscheinende, von

Basedow und Mücke redigirte „Australische Zeitung“ in Adelaide zählt schon ihren 34., die „Nordaustralische Zeitung“ in Brisbane ihren 6. Jahrgang. Außerdem erscheinen in Auckland die „Neuseeländer Zeitung“ und in Melbourne der „Australische Christenbote“.

(Kolonialpolitische Korrespondenz Nr. 5.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine Gesellschaft von Naturfreunden in Gottschee entdeckte 1883 eine Eisgrotte im Friedrichsteiner Walde wieder, deren Kunde im Laufe der Jahre so verschollen war, daß nur nach vielem Herumfragen endlich ein des Weges dahin kundiger Mann aufgetrieben wurde. Allen Nachrichten zufolge darf diese Eishöhle als eine Naturmerkwürdigkeit ersten Ranges, als eine hervorragende Sehenswürdigkeit Oesterreich-Ungarns bezeichnet werden. Man denke sich einen kolossalen Felstrichter mit senkrecht abstürzenden, ja gewaltig überhängenden Wänden, der in seinen Dimensionen (60 m Tiefe, Höhe der Wölbung 64 m Fläche der Sohle 450 qm) an den berühmten Einsturztrichter der Mazocha in Mähren erinnert, ihn aber durch die dort fehlenden Eisbildungen an Interesse übertrifft. Der Grund ist mit meterdickem Eise bedeckt, ein gewaltiger Eiswildbach stürzt an der Wand in mehreren Absätzen in die Höhle, während rechts zwei riesengroße Wasserfälle im Moment zu Eis erstarrt scheinen. Am Grunde öffnet sich abermals ein noch unerforschter Schlund in ungeheure Tiefe; der Eingang dieses Schlundes aber ist von oben her halb verdeckt durch einen wunderbar schönen Eisvorhang, dessen Rand mit Hunderten von Eiszapfen bedeckt ist, ein prachtvolles Gebilde, über dessen Anblick Alle, die es erblickten, geradezu entzückt sind.

Leider ist die Grotte bisher nahezu unzugänglich, denn die Wände des Trichters sind so steil, daß der Abstieg nur mit großer Beschwerde und Gefahr auszuführen ist. Doch wird der Oesterreichische Touristen-Klub 1884 auf seine Kosten einen sichern Steig anlegen lassen, um diese in ihrer Art einzige, durch Schönheit und Großartigkeit ausgezeichnete, von Gottschee aus in drei Stunden leicht erreichbare Grotte auch dem großen Publikum gefahrlos zugänglich zu machen.

— Auf Jäderen, einer einige Meilen südlich von Stavanger in Norwegen belegenen Landspitze, sind in letzterer Zeit mehrere sehr merkwürdige Begräbnißplätze aus prähistorischer Zeit gefunden worden. In den Distrikten Klep und Närbö befinden sich ellipsenförmige Sammlungen von dicht neben einander liegenden kleinen Hügeln von eigenthümlicher Form. Die umschlossenen Räume sind resp. 300 und 200 Fuß lang und 160 und 120 Fuß breit. Jeder einzelne kleine Hügel besteht aus zwei kleinen Erdwällen, welche theilweise zusammenstoßen. In der Mitte der von den kleinen Hügeln begrenzten elliptischen Fläche liegt ein runder Hügel und an dem einen Ende befindet sich eine so große Oeffnung, wie der Durchmesser eines der kleinen Hügel. Diese Oeffnung scheint den Eingang, der noch durch einen runden Hügel flankirt wird, gebildet zu haben. Auf der anderen Seite liegt, nicht weit von der Ellipse entfernt, eine zirkelrunde, ungefähr zwei Fuß über den Erdboden sich erhebende Anhöhe; dieselbe hat einen Durchmesser von ca. 80 Fuß und ist ringsum von Steinen umgeben. Ob man es hier mit Begräbnißplätzen oder aber mit Ueberresten alter Thingbuden zu thun hat, wird die bevorstehende wissenschaftliche Untersuchung ergeben. — Im Kirchspiel Varhaug liegt dicht am Meere eine Reihe alter Begräbnißplätze, die wegen ihrer Größe sehr interessant sind. Die Hügel dieses großen, mehrere hundert Fuß im Durchmesser hattenden Gräberfeldes sind ausschließlich aus größeren und kleineren runden Feldsteinen gebildet. Ein großer Theil der Hügel ist rund, außerdem finden sich aber viele mächtige, Langhange genannte, Hügel von ca. 400 Fuß Länge, 20 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe. Mehrere dieser Langhange haben an den Seiten schnurgerade Steinwälle und an den Ecken sind Bautasteine errichtet. Viele Grabkammern sind unverschlossen und dem Anschein nach noch unbenutzt. Bei Grödeland ist eine ähnliche Hügelsammlung gefunden, jedoch von geringerer Ausdehnung wie die bei Varhaug. Vereinzelt finden sich Begräbnißplätze längs der ganzen Jäderküste. Bei Synesvarden steht ein schon längere Zeit bekannter Bautastein mit Runeninschrift. Ohne Zweifel ist dieser Theil der norwegischen Küste in vorgeschichtlicher Zeit sehr dicht bevölkert gewesen. W. F.

Asien.

— Der Deutsche Handels-Verein in Berlin, der seine Thätigkeit, wie bekannt, besonders der Levante zuwendet, hat im Jahre 1883 in Smyrna nach längeren vorbereitenden Studien über die Haltbarkeit und Versandtfähigkeit der nach europäischer Methode gekelterten Weine eine Kelter unter der Leitung eines bewährten Kellermeisters vom Rhein eingerichtet. Einige deutsche Küfer wurden demselben beigegeben, das zur Anfertigung der Fässer und Geschirre benöthigte Holz aus Oesterreich, Bandeisen aus Westfalen, Geräthe und Werkzeuge vom Rhein hinübergeschafft und im vergangenen Herbst 300 000 kg der so vorzüglichen Smyrna-Trauben gekeltert. Desgleichen geschah der Ankauf von Grundstücken für die Veredlung und sorgfältigere Pflege der Reben, sowie für den Bau eines Kellers. Sowohl bei der Erwerbung der Grundstücke, als auch bei dem Einkaufe einer so bedeutenden Quantität von Trauben ist der Verein weder mit Privaten, noch mit den Behörden in irgend einen Konflikt gerathen. Auch mit den einheimischen Arbeitern, besonders mit einigen auf den Wunsch des Paschas zum Küfer-Handwerk (!) angeleiteten jungen Türken war er sehr zufrieden.

— Unter der Protektion des deutschen Palästinavereins wird Hr. Adolf Frei von Uster im Januar eine wissenschaftliche Reise nach dem Oriente antreten. Als Hauptziel seiner Forschungen hat er sich die Umgebung des Sees Genezareth erwählt, weil auf diesem Gebiete noch eine große Zahl von Fragen unerledigt ist, deren getreue Beantwortung für Kenntniß des biblischen Alterthums hohen Werth hat. Doch möchte unser Reisende das ganze Land in den Kreis seiner Beobachtungen ziehen, soweit dies dem Einzelnen in einem Zeitraume von fünf bis sechs Monaten möglich ist, z. B. im Süden von Hebron die Feste Kana'n durchforschen, die nach den Annalen der ägyptischen Pharaonen einst eine so große Rolle spielte, in der judäischen Gebirgswüste die vielen Klosterruinen aufsuchen, von denen uns griechische Berichte aus dem fünften und sechsten Jahrhundert n. Chr. Kunde geben. Noch wartet auch manche Frage über die physischen Verhältnisse Palästinas der Beantwortung. Ob z. B. die Küste daselbst einer säkularen Bewegung unterliege, kann nur durch Untersuchung der uralten Hafenplätze von Gaza und Askalon entschieden werden. Auch über scheinbar bekannte Dinge, wie über die Entwickelung des Feigen-

baumes, über Jerusalems Mittagshitze, wie sie einst über Golgatha glühte u. s. w., sind wir nur ungenügend unterrichtet. Mit tüchtiger Kenntniß der arabischen Sprache ausgerüstet, mit der bisherigen Kunde über Geschichte und Natur Palästinas gründlich vertraut, in den einschlägigen archäologischen und naturwissenschaftlichen Fragen wohl orientirt, auch mit wissenschaftlichen Instrumenten versehen, beginnt unser Forscher seine Reise. Wie die Schweizer Burkhardt, Tobler, Furrer wird auch Hr. Frei das Land zu Fuß durchwandern, in den Hütten der Fellachen, unter den Zelten der Beduinen Herberge nehmen, um mit Land und Leuten möglichst bekannt zu werden.

— Ein Telegramm aus Nertschinsk meldet die Durchreise des Franzosen Joseph Martin. Derselbe hat das Gebiet zwischen Lena und Amur durchforscht, das Stanovoi-Gebirge überschritten und viel geographisches und geologisches Material gesammelt.

— Am 15. Januar wollte der englische Civilingenieur Holt Hallett von Moulmein aus seine Reise durch die zwischen Birma und China gelegenen, unabhängigen Schan-Staaten antreten. Er will über Zimme gehen und wenn möglich, Szumao, jene Grenzstadt Jünnans, zu erreichen suchen, wo Colquhoun auf seiner bekannten Reise durch Südchina durch den Widerstand der Mandarinen gezwungen wurde, statt über Kianghung und Zimme nach Birma auf dem nördlichen Wege über Talifu nach Bhamo zu gehen. Hallett wird also gewissermaßen Colquhoun's Forschungen ergänzen und vielleicht einen neuen Weg für die englischen Waaren nach Südchina eröffnen. Ihn begleitet Dr. Cushing, ein trefflicher Kenner des Schan, der gerade mit der Uebersetzung der Bibel in diese Sprache beschäftigt ist, und auch der Pali-Professor Forchhammer hat um Urlaub gebeten, um sich anschließen zu können. Die Dauer der Reise ist vorläufig auf 16 Monate berechnet.

Afrika.

— Der österreichische Konsul Hansal in Chartum meldet, der Afrikareisende G. Roth von St. Gallen habe sich aus dem Feldlager des Mahdi flüchten können, der ihn, wie bekannt, seit längerer Zeit gefangen gehalten hatte.

— Die „St. Petersburger Zeitung" vom 6. (18.) Januar schreibt: Wir sind glücklich, mittheilen zu können, daß soeben Nachrichten von Dr. Junker, die ersten seit 14 Monaten, eingetroffen sind. Ein heute früh aus Chartum eingetroffenes Telegramm (s. oben S. 94) meldet: „Bohndorf glücklich in Chartum angekommen. Dr. Junker befindet sich gesund und wohl im Niam-Niam-Lande." Das Telegramm ist in Chartum am 15. (3.) Januar aufgegeben, also ganz frischen Datums. Bohndorf ist ein junger Deutscher, den Junker als Begleiter mitgenommen hatte und der während der letzten Jahre meist Junker's Hauptquartier und Sammlungen in den Niam-Niam-Gegenden behütet hatte, so lange Junker selbst mit geringerer Mannschaft seine oft mehrmonatlichen Vorstöße und Exkursionen unternahm. In den letzten uns zugegangenen Briefen hatte Junker mitgetheilt, daß er Bohndorf mit den Sammlungen auf dem Landwege nach Chartum dirigirt habe und selbst nach Ausführung noch einer, für die Vervollständigung seiner kartographischen Arbeiten nothwendigen Tour folgen werde. Da nun dieser Landweg wohl über El Obeid und die inzwischen von den Horden des Mahdi eingenommenen Länder führen mußte, so gaben wir Bohndorf und die Sammlungen schon verloren. Es ist nach der erhaltenen Nachricht anzunehmen, daß Bohndorf's Reiseplan unterwegs geändert wurde und daß Bohndorf mit dem Dampfschiff in Chartum eingetroffen ist, das dort, wie uns Chartumer Nachrichten kürzlich mittheilten, nach etwa einjähriger Unterbrechung der Schiffahrt zum ersten Male wieder erwartet wurde. Da Dr. Junker augenscheinlich von den Vorgängen im Sudan unterrichtet ist, so ist anzunehmen, daß er dem Mahdi nicht in den Rachen laufen wird. So lange er in den Niam-Niam-Ländern bleibt, die ja weit südlich vom gegenwärtigen sudanesischen Kriegsschauplatze liegen, dürfte er sich in Sicherheit befinden. Die dortigen Negerstämme haben von den arabischen Sklavenhändlern so vielerlei Unbill erlitten, daß sie sich schwerlich der Bewegung des Mahdi anschließen dürften. Manche Negerfürsten haben Junker wiederholt durch Abgesandte bitten lassen, in ihr Land zu kommen, weil sie in seiner Anwesenheit bei ihnen Schutz gegen die unbarmherzige Exploitation der arabischen Händler fanden.

Vermischtes.

— Die horizontale Gestalt und Beschaffenheit Europas und Nordamerikas. Ein Beitrag zur Morphologie beider Erdräume von Valentin Ullrich. Leipzig, Duncker und Humblot 1883. 8°. 182 Seiten.

Der Schwerpunkt dieses Beitrages liegt in der Aufstellung sogenannter Homologien, denn an neuen bis ins Detail durchgeführten Vergleichen bietet der Verfasser, dem im Uebrigen die Beschaffung seines Materials aus Klöden's Handbuch, Credner's Arbeit über die Deltas (auf Seite 146 und 147 neunmal citirt!) und anderen, nicht gerade unbekannten Arbeiten wenig Mühe gemacht zu haben scheint, eine ganz erstaunliche Fülle. Wir wählen ein Beispiel (Seite 18 und 19), ohne uns auf Auseinandersetzungen über den „innern Werth" desselben und die streng logische Form des ersten Satzes einzulassen.

„Um diese Beispiele der Aehnlichkeit weiter zu entwickeln, gleicht das Wasserbecken der fünf großen kanadischen Süßwasserseen (es folgen die Namen) mit dem im Unterlaufe 22 km breiten Lorenzo dem der europäischen Ostsee. Dem Superior- und Michigan-See entsprechen der Bottnische und Finnische Meerbusen, dem inselreichen Lorenz-River von seinem Austritte aus dem Ontariosee bis nach Quebec der Sund, beziehungsweise (?) der große und der kleine Belt, dem golfartig breiten Unterlaufe und der Mündung des Lorenzo und der gleichnamigen Bai das Kattegat und das wegen des Parallelismus seiner Küsten der Mündung eines Stromes ähnelnde Skager-Rak (!!) u. s. w." Warum überläßt Verfasser nur einem Nachfolger die dankenswerthe Aufgabe, in den kanadischen Seen die Parallelen für die Inseln von Bornholm, bis zu den Quarken aufzusuchen? Er wäre doch sicher ganz der Mann zur Durchführung einer derartigen Vergleicherei gewesen!

„Als das Mittelalter sich dem Ende nahte — heißt es auf Seite 23 — übergab das Mittelmeer der Nordsee seine wichtige Rolle zum Weiterspielen; aber nicht die physischen Verhältnisse an und für sich" (!!). Aufs höchste überrascht ist Verfasser über die Aehnlichkeit Sylt's mit Celebes und Gilolo (!!), während er andererseits trotz seines morphologischen Blickes der Insel Usedom nicht ansieht, daß sie weder aus Fluß-, noch allein aus Meeresalluvium bestehen kann, sondern nach Klöden angiebt, sie sei eine Anschwemmungsinsel! Hoffentlich trägt die Arbeit dazu bei, zu beweisen, daß die forcirte Vergleicherei nicht bloß ein nutzloses, sondern auch ein — sicher für die Verstandesbildung unserer Jugend — höchst gefährliches Spiel ist.

P. L.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLV. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

III.

Die Kirche in Archidona ist zugleich, was man im Lande den Convento, d. h. die Pfarrwohnung nennt. Die Messe findet hier Morgens um 5 Uhr ohne Zuhörer statt. Um 7 Uhr kommen die Kinder (Yumbitos) zum Unterricht; dazu bringen die Mädchen jedes ein großes Yacufanga- oder Bijado-Blatt mit, welches ihnen abwechselnd als Sitz und als Betpult dient, außerhalb des Heiligthums sogar als Sonnen- oder Regenschirm. Ihren Hals umstricken zehn, zwanzig Reihen kleiner Glasperlen (Chaquira), eine der gangbaren Münzen des Landes. Ihr ärmelloses, kaum bis zu den Knien reichendes Hemd (Pacha) dient ihnen zugleich als Unterrock; ein rother und gelber Gürtel hebt das Dunkelblau oder Granatroth des Kostüms. Ihr leuchtendes Haar fällt in dichten Massen auf die Schultern und umrahmt die Stirn. Die Knaben tragen eine Badehose (Hualon) und einen Poncho, der sich von dem der Zwischen-Cordillere durch seine Engigkeit unterscheidet.

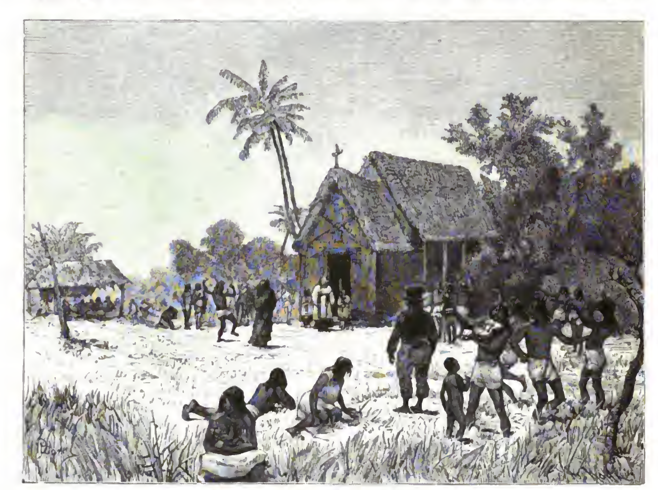
Der erwachsene Yumbo ist eigentlich nur ein vergrößerter Yumbito; nie umschattet der Bart sein energieloses Gesicht, nie leuchtet in seinem sanften, schwarzen Auge der Strahl männlichen Entschlusses. In diesem zeitgenössischen Stamme kann man wiederfinden, was die Wissenschaft den prähistorischen Menschen nennt, nur ist er noch nicht zum Steinalter durchgedrungen; dies Material ist ihnen zu schwer zu bearbeiten, man könnte sagen, daß sie sich im Holzalter befinden: ihre Waffen, Lanzen, Schießrohre und Pfeile, ihre Schüsseln und Sitze, ihre Bratspieße und musikalischen Instrumente sind aus Holz. Ihr einziges Werkzeug ist das Küchenmesser; vor der Ankunft der Weißen, die es ihnen verkaufen, arbeiteten sie mit Knochen oder Holzsplittern der Chonta-Palme, ein Fischkiefer war ihre Feile und ihr Hobel.

Man ist zu fragen berechtigt, ob die Europäer nicht an einem Rückschritt dieser Stämme schuld sind. Seit sie ihnen die fertigen Produkte bringen, haben die Weiber nicht mehr nöthig zu spinnen und zu weben, noch die Männer Werkzeuge herzustellen; es genügt ihnen seitdem, das Gold des Napo zu waschen und so alles zu bezahlen, womit sie überschwemmt werden; sie haben die geringste geistige Anstrengung zu machen verlernt, ja ihre ursprüngliche Intelligenz ist im Branntwein ertränkt worden. Andererseits ist das Civilisationssystem, welches man an diesen armen Leuten versucht, höchst widersinnig. Man will sie z. B. dazu bringen, ihr Leben in Wäldern aufzugeben und sich in Dörfern anzusiedeln; schön, aber dann sollte man sie zum Landwirthschaftsbetriebe anhalten, ihnen Industrien geben, welche die Kraft des Armes erfordern, sie ein nützliches Handwerk lehren und sie so an einen steten Wohnsitz gewöhnen. Statt dessen baut man eine Kirche, zwingt die Eingeborenen, Hütten um dieselbe zu errichten und befiehlt ihnen darin zu wohnen, ja im Jahre 1875 verbrannte man die Behausungen der Pano-Indianer, um sie zu zwingen, in Archidona zu wohnen; diese Brutalität bewirkte natürlich das Gegentheil: man machte sie zu unverbesserlichen Empörern, sie flohen in Wälder, wo die Weißen sie nie erreichen können, wo sie aber die einzige Beschäftigung ausüben

können, an die sie gewöhnt sind, die Jagd. Das ganze Gebiet kann man durchstreifen, ohne ein bebautes Feld oder irgend eine Spur europäischer Civilisation anzutreffen.

Ist der Eingeborene nicht erfinderisch, so entbehrt er doch nicht einer gewissen Poesie. Wiener war in Archidona Zeuge einer religiösen Hochzeit. Einige hundert Yumbos brachten, unter Vorantritt eines Trommlers, eines Pfeifers und eines Fiedlers den Patres Geschenke dar. Die Indianer bildeten zwei Lager, das des jungen Mannes und das der Frau. Die Verlobten, mit altem europäischem Plunder ausstaffirt, führten den heimischen Tanz auf, ein über die Maßen komischer Anblick. Die anderen Indianer waren in großer Gala, mit Feder-Diademen, Halsbändern, Körnern, Zähnen, Haaren, Käfern und Vogelflügeln geschmückt. Die Musikanten stellten sich vor dem Reisenden auf und improvisirten folgenden Gesang: „Du bist gekommen um zu sehen, wie wir heirathen. Sieh wie wir tanzen, sieh wie wir spielen. Für dich machen wir schöne Musik. Horch unsere Gesänge, horch!" Und nach Vertheilung einiger Cigarren: „Wir werden diesen Tabak rauchen. Sieh uns rauchen. Indem wir ihn rauchen, werden wir sein wie du." Dann einige Züge und darauf: „Sieh, wir haben geraucht, und, indem wir rauchten, sind wir gewesen wie du."

Das Gebahren dieser armen Kerle in der Kirche zeigt, wie schwach ihr religiöses Empfinden ist. Sie lachen, essen Bananen und rauchen sogar stellenweis. Die Polizei der Patres ist höchst einfach: auf dem Altar befindet sich in Augenhöhe eine Reihe kleiner Spiegel; in diesen sieht der Priester beim Ablesen des Evangeliums alles, was hinter seinem Rücken geschieht, und so muß er in der Beichte in den Augen des Neophyten für allwissend gelten.



Hochzeit eines Yumbo-Paares in Archidona.

Aber in allem unterscheidet sich der Yumbo der heißen Thäler von dem Indianer der Hochplateaus bedeutend im Punkte der Moral. Er lacht über Alles und Nichts. Er empfängt heiter Stockschläge, verschlingt heiter Schnecken und Kröten, nichts ekelt ihn, nichts macht ihm Kummer, nichts erschreckt ihn; essend, leidend, ja sterbend zeigt er die Zähne in breitem kindlichem Lachen.

Am 6. Juli brach Wiener nach Tena, der Mission zwischen Archidona und dem Napo, auf. Der Rio Misahualli, welcher die Gegend bespült, verändert in jeder Regenzeit sein Bette; sein Geröll und Sand bilden das Erdreich der Ebene, dessen Pflanzenerde die Gewässer fortgespült haben. Die Bäume, welche in diesem Boden wachsen, sind daher weniger kräftig und weniger belaubt als die eines gewöhnlichen Aequatorialwaldes. Die Hügel hingegen, welche das Hochwasser nicht erreicht hat, sind mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt und erheben sich wie enorme Bouquets mitten aus der reizenden Landschaft.

Die 200 bis 300 Yumbos, die das Dorf Tena bewohnen, sind von denen in Archidona verschieden, sie haben sich ihr natürliches, freies, ja wildes Wesen besser bewahrt. Die Weiber laufen nicht beim Nahen eines Weißen davon und die Männer heucheln nicht die widerwärtige Demuth der unterworfenen Indianer; sie gaben dem Reisenden die Hand, baten um Cigarren und brachten Bananen, Eier



Yumbos aus dem Dorfe Tena. (Nach einer Photographie.)

und Maniok. Im Ohr trugen sie Stücke Rohr, deren Ende reich mit Tukan-Federn verziert war. Im Uebrigen glich ihre Tracht derjenigen ihrer Brüder von Archidona.

In einem Tage kann man von hier nach dem Napo zu der Mission gleichen Namens gelangen. Man durchschreitet einen schönen Wald, dessen Terrainabwechselungen kaum merklich sind. Bei der Ankunft der Reisenden stand das Dorf verlassen und, wie in Archidona und Tena, war es schwierig, Pagaje-Ruderer zu bekommen. Doch war dies kein zu großer Uebelstand; der Zug durch die Wälder war beendet und einige Ruhetage schienen nöthig, ehe man sich auf die Wasserreise begab.

Die drei Indianerdörfer, die Wiener vor seiner Napo-Fahrt sah, hinterließen ihm im Ganzen den peinlichen Eindruck, den ein kaum begonnenes und doch schon einstürzendes Gebäude macht; er fand in keinem von ihnen weder eine kräftige Initiative noch ein menschlich-praktisches Ziel, jene Grundsteine jeder Gesellschaft, die sich auf einer soliden Basis errichten will. Auch empfand er daher, als er über die sechs Pirogen und die Ruderer verfügte, die zur Fahrt durch die Stromschnellen nöthig waren, und er nun den Aufbruch auf den nächsten Morgen festsetzen konnte, nicht nur eine gewisse Genugthuung, sondern sogar eine wirkliche Erleichterung.

Die erste Tagereise abwärts vom Dorfe Napo war äußerst interessant. Wenige Kilometer von diesem Orte bilden die starken Niveauverschiedenheiten des Flusses auf einer Strecke von ca. zwei Stunden einige zwanzig Schnellen, von denen drei, Cotos, Latas und Serafines, von großartigen Verhältnissen sind. Die erste wurde vermieden; da das linke Ufer einen felsigen Abhang darstellte, so konnten die Indianer oberhalb der gefährlichen Durchfahrt anlegen und gelang es ihnen, indem sie die Pirogen am Seil hielten, sie durch Bugsiren nach der entgegengesetzten Richtung den starken Strom passiren zu lassen. An der Latas genannten Stelle theilen im Flusse zerstreute Klippen den Strom in drei Theile; rechts und links füllen sich zwei mächtige Wirbel mit wunderbarem Geräusch und die gepeitschte Woge bildet eine Art Kessel, in den das schäumende Wasser sofort wieder zurück fließt; das Fahrwasser, tief und mächtig, schießt mit schwindelerregender Schnelligkeit zwischen den beiden Wassermassen durch, welche sich rechts und links davon zwischen Felsen durchwinden. Es handelt sich nun darum, die 10 bis 15 m langen Pirogen, ohne auch nur eine Linie breit von der Richtung abzuweichen, in diese höchstens 2 bis 3 m breite Durchfahrt zu bringen; wird Vorder- oder Hintertheil des Nachens von einem der Wirbel erfaßt, so stürzt das ganze Fahrzeug in den Abgrund und ist rettungslos verloren. Es ist unmöglich, die Sicherheit des Augenmaßes der indianischen Pirogenführer zu übertreffen; zu zweit sowohl auf dem Vorder- wie auf dem Hintertheil stehend, regieren sie das Schiff mit der überraschendsten Genauigkeit; ehe man sich noch von der Nähe der Gefahr hat Rechenschaft geben können, hat man sie schon überwunden. An der Schnelle Serafines bildet der Strom einen wirklichen Wasserfall; eine Schwelle versperrt den Fluß von einem Ufer zum andern, nur in der Mitte bietet der Fels eine Art Bresche dar, durch welche die Fahrt als möglich betrachtet wird. Aber ca. 20 m oberhalb dieses Durchbruchs befindet sich ein enormer Felsblock im Fahrwasser, so daß man nicht gerade auf die offene Straße halten kann, sondern erst das Hinderniß umschiffen und dann die Piroge mit der größten Schnelligkeit wieder in die Richtung bringen muß. Eine Viertelstunde abwärts fließen die Wasser des Misahualli in den Napo; von diesem Punkte an ist der Fluß schiffbar.


Haartracht eines Yumbo auf der Reise. (Nach einer Photographie.)

Die Wilden Ecuadors leben noch, wie sie von Alters her gewohnt sind; sie wählen ihren Häuptling, pflanzen die Chacra, welche ihnen Yuka und Bananen giebt, jagen in ihren Wäldern, fischen in ihren Strömen; sie leben mit fünf oder sechs eigenen Frauen, ohne die der anderen zu zählen. Und, trotz dieser Freiheit zu handeln, zeigt nichts ihre Existenz in dem enormen Gebiet, welches sie bewohnen, und von dem sie in Wirklichkeit die thätigen Rassen ausschließen. Und doch verdiente dieses Land nutzbar gemacht zu werden; die Ufer des Napo würden sich zu den lohnendsten Kulturen eignen; manchmal, wenn der Fluß sich in mehrere Arme theilt und die riesigen Baumgruppen sich in der stillen Fluth wiederspiegeln, dürfte Nichts mit der Verschmelzung von Erhabenheit und ruhiger Anmuth der Landschaft zu vergleichen sein. Das Bett des Hatun-yacu erreicht unterhalb der Schnellen eine Breite bis zu 300 m.

Diese Zahl, wie alle auf die Länge des zurückgelegten Weges bezüglichen Angaben, beruht durchaus nicht auf annähernden Schätzungen. Wiener hat sich bemüht, sein Itinerar so genau wie möglich zu bestimmen. In letzter Zeit sind eine Menge Instrumente erfunden worden, welche auf mechanische oder automatische Weise die zu Lande oder zu Wasser durchmessene Strecke aufzeichnen. Doch hatte Wiener auf seiner ersten Reise in Peru und Bolivia Gelegenheit genug gehabt, sich zu überzeugen, daß diese Apparate im selben Maße wie die Arbeit des Reisenden, so auch die Sicherheit der Genauigkeit der Aufnahmen vermindern; daher hatte er beschlossen, seine Reise zum Napo abzuklaftern. Freilich würde die gewöhnliche Manier, die Kette auf dem Boden auszubreiten, bei der großen Hügeligkeit des Terrains ungenaue Anzeigen ergeben haben. Er hatte daher 1 m hohe, hölzerne Meßstäbe mit Gradeintheilung anfertigen lassen, die unten mit einer 30 cm langen Stahlspitze und oben mit einem Dreieck und Loth versehen waren. Während des Marsches ließ er die Kette in der Höhe der Steine oder umgestürzten Baumstämme spannen, die den Weg versperrten und bediente sich dazu dreier Leute, welche die Stäbe in Zwischenräumen von 5 zu 5 m einpflanzten. Ein vierter nahm sie wieder auf, um sie, von 100 zu 100 m, dem ersten zu bringen. Jeder Stab wog 400 g. Mit einem Alhidade-Kompaß versehen, notirte Wiener die Richtungen, indem er als Zielpunkt den Stab des vordersten Kettenträgers nahm. Am Gipfel und am Fuß jedes Hügels wurden die Zeit und der barometrische und thermometrische Druck aufgeschrieben; diese Angaben gestatten, mittels Konstruktion einer Reihe von rechtwinkligen Dreiecken, die Länge des Weges und die Unebenheiten des Terrains zu bestimmen. Ueberdies wurden so oft wie möglich Beobachtungen mit dem Sextanten gemacht, indem man mittels eines künstlichen Horizontes das Maß der sphärischen Winkel erhielt. Im Reisejournal wurde außerdem noch eine besondere Kolumne für die Beobachtungen über die topographische Beschaffenheit der die Straße begrenzenden Gegend reservirt.

Sobald die Expedition eingeschifft war, wurde die zurückgelegte Strecke durch gleichzeitige Kompaß- und Chronometer-Beobachtungen festzustellen versucht, indem man die Schnelligkeit der Fahrt mittels eines besonderen Logs kontrollirte und die Beobachtungen mit dem Sextanten und dem künstlichen Horizont (diese letzten an dem Ufer angestellt)

vermehrte. Die gewöhnlichen und die selbstregistrirenden Logs sind auf Flüssen nicht zu verwenden; bei einer Fahrt abwärts geben sie die Differenz zwischen der Geschwindigkeit des Stromes und der des Fahrzeuges an (auf einem Floß giebt das Resultat fast immer Null), und aufwärts ergeben sie die Summe der beiden Geschwindigkeiten. Um diese Uebelstände zu beseitigen, wurde für die Reise auf dem Floß ein 100 m langes Seil angefertigt, an dessen Ende sich ein Loth von 5 Pfund befand; 30 m davon wurde ein erster Schwimmer angebracht, 10 m weiter ein zweiter, und weitere 50 m ein dritter. Die Handhabung dieses Logs ist höchst einfach. Ein Mann wirft das Loth ins Wasser; die Fahrt des Schiffes wickelt das Seil ab. Im Augenblick, wo der erste Schwimmer die Fluth berührt, ruft er einem zweiten zu, der nun den Sekundenzeiger eines Chronometers beobachtet; sobald der zweite Schwimmer fällt, zählt jener eins und dieser zählt die Sekunden, bis sein Gehilfe im Augenblick Stop ruft, wo der dritte Schwimmer das Wasser erreicht und so anzeigt, daß das Fahrzeug 50 m durchlaufen hat. Dies ergiebt die für das Zurücklegen dieser Entfernung erforderliche Zeit. Wiener stellte nun eine Tabelle von, die in einer Fahrt von 10 bis 30 Minuten durchlaufene Strecke, anzeigenden Faktoren auf für alle Geschwindigkeiten von 1 bis 40 m pro Sekunde. Nun schrieb man einfach x Sekunden ein und konnte so in der Tabelle die voraus berechnete Entfernung finden, indem man der zwischen zwei auf einander folgenden Beobachtungen verstrichenen Zahl der Minuten Rechnung trug.

War nun auch das Gewicht eines Floßes genügend, um die Operation des Loggens keinen Einfluß auf den Gang des Fahrzeuges ausüben zu lassen, so war doch klar, daß es für eine kleine Piroge, deren Geschwindigkeit ungeheuer leicht wechselt, nicht ebenso sein würde. Um soviel wie möglich jeden Irrthum auszuschließen, wurden einige hundert Logs (die als verlorene betrachtet wurden) zubereitet, bei denen das Seil durch eine sehr biegsame Liane, einen Bejuco fino, und das Loth durch ein Säckchen mit Steinen ersetzt war. Vom zweiten Schwimmer bis zum Ende des Bejuco war die Anzahl der Meter genau bestimmt; man rief Stop!, sobald er, vollständig abgewickelt, der Hand des Beobachters entschlüpfte. So wurde, ohne die Geschwindigkeit des Fahrzeuges irgendwie zu beeinflussen, ein fester Punkt geschaffen und der vollbrachte Weg gemessen.

Um die Breite der Wasserläufe zu bestimmen, wenn man in schnellen Strömen nicht anlegen konnte, bediente sich Wiener eines auf der Reise leicht herzustellenden Instrumentes. Man denke sich einen an einem Lineal befestigten Gradbogen, in dessen Mitte sich ein Fernglas auf einer Achse bewegt; ein Loth am untern und eine Oese am obern Ende des Lineals geben diesem Apparat eine vertikale Richtung, wenn er am Finger des Beobachters hängt. Ferner hatte er die Höhe seines Auges über dem Flusse an einem bestimmten Punkte des Fahrzeuges, wo er sich befand, messen lassen und hatte nur noch die Linie zu visieren, unter der das Wasser das Ufer berührte. Der so durch diesen Fernmesser angegebene Winkel lieferte das dritte Element eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen eine Seite bekannt war. Indem er diese Operation hintereinander auf Back- und Steuerbord anstellte, konnte er zwei rechtwinklige Dreiecke konstruiren, deren beide Basen vereinigt sehr annähernd die Breite des Flusses ergaben.



Piroge mit Pamacari (Sonnendach).

Ueberdies wurden häufige Lothungen und Peilungen vorgenommen und die Notizen über baro- und thermometrischen Druck, Beschaffenheit der Ufer, Vegetation u. s. w. fortgesetzt. Die Arbeit ist natürlich weit davon entfernt, die Genauigkeit einer hydrographischen Aufnahme mit allen Hilfsmitteln unserer Ingenieure zu erzielen, aber doch genügend, um die unendliche Lücke auszufüllen, welche die jetzigen Karten der erforschten Gegend darbieten.

Unter diesen Umständen ist eine Pirogen-Reise nichts weniger als ergötzlich. Um die senkrechten Sonnenstrahlen zu vermeiden, baut man eine Art Tonnengewölbe über dem Canoe; dieses sogenannte Pamacari aber darf sich nicht höher als 50 bis 60 cm über den Rand des Fahrzeuges erheben, um nicht den Schwerpunkt zu sehr zu verrücken. Die Temperatur darunter beträgt durchschnittlich 35°, während in der Sonne 58° waren, bei welcher Feuerhitze die Indianer vom Morgen bis zum Abend ruderten ohne einen Hut aufzusetzen, ja sie hatten sogar zur Reise einen besondern Haarschnitt vorgenommen: nur die Stirn war mit einer kurzen Franse geziert, die von einem Ohr zum andern ging; der Rest des Schädels war glatt rasirt; sie erklärten, daß dies frischer sei!

Acht Stunden nach der Abreise vom Dorfe Napo kam man nach A h u a n o, wo keine Seele zu finden war, und am folgenden Abend nach S a n t a - R o s a, dem Dorfe der Oha-Indianer. Hier traf man einen Fischer, der eben von einem seiner Fischzüge (die oft zwei bis drei Monate dauern) zurückgekehrt war, und bei dem man seine Vorräthe erneuern konnte. Gegen eine anständige Vergütigung ver-

schaffte er auch Ruderer, welche die von Napo ablösen konnten. Während des größten Theiles des folgenden Tages hatte man ein prachtvolles Schauspiel. Im Südwesten war der Horizont durch den gezackten Kamm der schneebedeckten Cordilleren begrenzt, die des Abends mit ihren vergoldeten Linien ein wunderbar schönes Bild einrahmten. Deutlich konnte man zwei Gipfel erkennen: den Cotopaxi, den wie ein majestätischer Federbusch Rauchgewölk krönte, und den



Ansicht der Cordilleren vom Napo aus. (Nach einer Photographie.)

Sangai, dessen nächtliche Feuergarbe eine weithin leuchtende Strahlenkrone bildete. Von der Seite der Hochplateaus gewähren die Anden das Schauspiel trostlosester Nacktheit. In den heißen Ebenen scheinen sie sich mitten in wunderbaren Wäldern zu erheben. In den hohen Thälern ist die Vegetation trocken und verwelkt und, wenn das Wasser diese Gegenden durchzieht, bildet es wüthende Ströme. Hier gewährt dieser breite, ruhige, von blühenden Gestaden umsäumte Fluß die Idee glücklicher Fruchtbarkeit.

Am rechten Ufer des Flusses, acht Stunden ungefähr



Sunos-Indianer über den Napo setzend.

unterhalb Ahuano, erhebt sich das ganz kleine Dorf Suno. Hier landete man und konnte, vermöge reichlicher Geschenke, zwölf Pirogenführer miethen, die an dem La Coca genannten Punkte mit den Reisenden zusammentreffen wollten, um Flöße zu bauen, auf denen die Reise bis an die brasilianische Grenze fortgesetzt werden sollte. Sie brauchten viel Zeit für die Vorbereitungen, denn beim Antritt einer so langen Fahrt bereiten die Yumbos nicht allein ihre Nah-

rung für die Hinfahrt, sondern auch zugleich für die Rückkehr, die, da sie stromauf geht, gewöhnlich viermal so lange dauert.

Um neun Uhr Morgens von Suno abgefahren, landete Wiener gegen vier Uhr Abends einige Meter aufwärts vom Zusammenfluß der Rios Coca und Napo. Das rechte Ufer erhob sich hier um 10 m über das Niveau des Flusses. Vierzehn Tage lang mußte er sich hier aufhalten und benutzte die unfreiwillige Ruhe zu einer Exkursion nach dem untern Coca. Von diesem fünftägigen Ausfluge zurückgekehrt, richtete er sich in seiner Hütte ein und machte sich daran, die wissenschaftlichen Beobachtungen zu berechnen. Während dieser Zeit fühlte er sich leidend, ohne doch ernstlich krank zu sein. Seit über zwei Monaten hatte er weder Fleisch noch Brot gegessen und sein Magen begann aufsässig zu werden.

Sechs Tage nach seiner Ankunft in Coca trafen auch die in Suno gemietheten Indianer mit den Materialien zum Floßbau ein. Sie richteten sich sogleich am Ufer häuslich ein und machten sich ans Werk. Während die einen arbeiteten, jagten und fischten die anderen. Abends kehrten sie von ihren Streifzügen zurück. Sie durchschnitten den Fluß in einer 3 m langen Piroge und mußten absolute Unbeweglichkeit beobachten, um nicht umzukippen. Die Ränder des Fahrzeuges gingen kaum über den Wasserspiegel hinaus und die eleganten Schattenrisse der Indianer hoben sich in dunklen Massen von dem klaren Himmel ab. Diese unbewegliche, an den Umrissen zart erhellte Gruppe glitt sanft, wie die phantastischen Gestalten des Sommernachtstraumes, über den stillen, glänzenden Strom.

Während des Tages bot die Werft einen bewegten Anblick dar. Die Sunos fügen Balsa-Stämme, die so leicht sind wie Kork, zusammen, indem sie 50 cm lange Nägel aus Chonta, einer Art Eisenholz, hineintrieben und daran die einzelnen Stämme mittels Lianen an einander festbinden. Auf diesem Floß errichtet man eine Hütte, indem dünne Pfeiler von derselben Chonta-Palme in die vier Ecken des Bodens getrieben werden; ein Rahmen aus Bambu stützt dieses Gerüst durch Querstäbe und ein Dach aus Palmenblättern bedeckt das Ganze.

Die Mannschaft bestand nunmehr aus vier Poperos, gewissermaßen Untersteuerleute, sechs Hombres de Proa vorn auf dem Floß, zwei Canoeros, die Morgens und Abends das Floß in die Strömung bringen halfen und bei Tage bald auf der großen, bald auf der kleinen Piroge ruderten. Diese letztere war eine Mitayera, d. h. zum Transport der Lebensmittel, Absetzen der Jäger und Aufnahme ihrer Beute bestimmt, während die große die Flußarme durchfahren sollte; sie war fest genug, um die Handhabung des Logs und der Sonde zu gestatten. Vierzehn Indianer vervollständigten die Truppe. Als Gefährten waren, da Concha in Archidona verabschiedet war, nur noch der Dolmetsch Pallares als Befehlshaber der Leute, und Geoffroy vorhanden, der Wiener in seinen wissenschaftlichen Beobachtungen unterstützte.

Als Vorräthe wurden mitgenommen: sechzig Bananenzweige mit Früchten, Yuka für mehrere Tage, ein Centner Salz, acht Masos Tabak, zwei Krüge Branntwein, eine Arroba Huayusa-Blätter als landesüblichen Thee, und das Uebrige nach Verhältniß. Was von den von Quito mitgenommenen Vorräthen nicht verzehrt worden, war verfault. Auch waren, trotz aller Vorsicht, die Kleidungsstücke in jammervollem Zustande; die Frau eines gewissen Rodriguez in Archidona hatte ihnen Hosen und Cotonas (eine Art Blousen) von blauer Leinwand gefertigt, sie selbst machten sich Mützen von dem Fell der Vaca marina und des Tigrillo. So hatte sie die Reise zwischen Quito und dem Napo vollständig aller europäischen Hülle beraubt und sie befanden sich in einem mit dem wilden Lande ganz harmonischen Aufzuge.

Sennaar.

Von Dr. Konrad Ganzenmüller.

I.

Die Berichte über das siegreiche Vordringen des vielgenannten „Mahdi", des (von Allah) „Geleiteten", des „falschen Propheten", haben in neuester Zeit mehr als zuvor die Blicke nach dem „Belled Sudân", nach dem „Lande der Schwarzen" hingelenkt. Jene neuerdings oft erwähnten Gegenden im Nilgebiet wurden schon im grauen Alterthum von ägyptischen Pharaonen erreicht; wie nämlich die Inschriften melden, ist Thutmes III. um 1600, sowie Amenhotep III. um 1500, und später Ramses der Große um 1300 v. Chr. bis zu der Spitze des Landes Karu oder Kari (Kalu oder Kali) vorgedrungen[1]), welcher Name wohl an die Gebiete am weißen Nil bei der Mündung des Sobat unter dem neunten Grade nördlicher Breite und weiter nach Nord und nach Süd hin erinnern dürfte, wo der Nilstrom noch heutzutage den Namen Kiri oder Kir führt[2]); merkwürdigerweise haben auch die hier wohnenden Neger größte Aehnlichkeit mit denen, welche sich in den Gräbern Thebens abgebildet finden und welche den Tribut in Gold, dem Hauptreichthum Sennaars, in Elephantenzähnen, Ebenholz, Thierfellen, Vieh, Waffen, sowie auch Sklaven entrichten mußten[1]). In späterer Zeit gingen den Aegyptern die weit im Süden gelegenen Besitzungen wieder verloren und es gelangte daselbst ein eigenes Reich: der Priesterstaat von Meroë, zu ansehnlicher Machtentfaltung. Im dritten Jahrhundert v. Chr. eroberten die Ptolemäer die afrikanische Küste am Rothen Meere und es wurden Streifzüge in das Binnenland unternommen; durch die Elephantenjagden und die mit den Eingeborenen angeknüpften Handelsverbindungen lernte man jene Länder genauer kennen, und Eratosthenes (276 bis 196) kannte nicht nur sehr genau die Krümmung des Nils in Nubien, sondern er spricht auch von weit entfernten Seen, aus wel-

[1]) Dr. Heinrich Brugsch, Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen nach den Denkmälern. Leipzig 1877, S. 374, 399, 598.

[2]) Bei dem Namen Karu oder Kalu dachten Einige an die jetzigen Gallaländer, während Brugsch der weit im Süden gelegenen Gegend um den Koloë-See des Ptolemäus den Vorzug giebt. Ib. S. 712.

[1]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV. Berlin 1863. S. 177.

chen der geheimnißvolle Strom Aegyptens seinen Ursprung nehme [1]. Agatharchidas [2], Diodor [3], Strabo [4], Plinius [5] geben verschiedene interessante Nachrichten über jene Gegenden und deren Bewohner und Ptolemäus (um 150 n. Chr.) vermag sogar die Hauptgrundzüge des Nilquellgebietes vollkommen richtig und naturgetreu zu erfassen und kann versuchen, die Lage der Nilquellseen zu bestimmen [6]. Etwa hundert Jahre später fielen in jene Länder Barbaren ein, die Gebiete oberhalb Elephantine wurden wilden Stämmen überlassen und aller Verkehr nach Süden hin hörte auf.

Zwischen dem Bahr el-Abiad oder weißen Nil im Westen, dem Bahr el-Asrek oder blauen Fluß im Osten und dem Sobat im Süden breitet sich ein langgestrecktes Land von Süd nach Nord hin aus, das von den Eingeborenen El-Dschesireh, „die Insel", im türkischen Kanzleistil und darnach bei uns Sennâr [7], „die Flußinsel", genannt wird [8].

Während man Jahrhunderte lang von diesem Gebiete keine Kunde bekommen hatte, wurde dasselbe 962 n. Chr. von dem arabischen Reisenden Selim Assuany besucht und als größerer Theil des damals sehr mächtigen, seine Herrschaft über die ost- und westwärts von den beiden Nilströmen gelegenen Landschaften ausdehnenden jakobitisch-christlichen Königreichs Aloah mit schönen Waldungen, mit üppiger Fruchtbarkeit und mit einer blühenden Hauptstadt Sobah geschildert. Dieser Staat scheint unter dem Andrängen mohammedanischer Nachbarn untergegangen zu sein. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts drangen aus den Bergen des Südens dunkelfarbige Heiden: die Fundsch, nach Norden vor, schlugen die Nachkommen der Aloaner, begannen den Bau der Stadt Sennaar und gründeten das gleichnamige Königreich, dem bald alle Fürsten Nubiens bis nach Wadi Halfa unterthänig wurden, das aber später die Oberherrschaft Abessiniens anerkennen mußte; denn 1665 wird in Thevenot's Reisebeschreibung unter den vier Königen, welche dem Herrscher dieses Hochlandes Tribut bezahlen, auch der König von Sennaar genannt, welcher solchen mit Pferden zu entrichten habe und dessen Land sehr heiß sei [9]. Unter Ludwig XIV. wurden auf Anstiften des Jesuitenordens Poncet und Brevedent nach Abessinien gesandt, um auf den dortigen König einzuwirken; deren Weg führte 1698 durch die Dschesireh, von wo aus sie dann nach Gondar gelangten [10]. Bald darauf ward vom Papste der bayerische Mönch Krump als Missionar ebenfalls nach Abessinien abgeordnet; auf seiner Reise dorthin hielt sich derselbe 1701 bis 1702 in der Stadt Sennaar auf und schrieb mancherlei Bemerkungen über die Natur der Umgegend nieder [1]. Eben daselbst verweilte 1704 längere Zeit der von den Jesuiten abgesandte Du Roule, der das eigentliche Ziel seiner Reise: Abessinien, nicht erreicht hat. In Heylyn's Kosmographie (1703) ist auf der Karte von Afrika oberhalb „Nuba" das „Kingdom of Senar" — allerdings unrichtig — ostwärts vom „Abawi" oder blauen Nil angegeben [2]; eine ähnliche Zeichnung finden wir auch noch in Homann's Atlas von 1784, wo die Stadt „Sennar" etwas südwärts vom 15. Breitengrade auf die östliche Seite des „Nilus Abawi" verlegt wird. In Häckhel's Weltbeschreibung (1753) ist zu lesen, daß der König von Sennaar mächtig sei und eine Armee von 100 000 Mann wohl aufbringen könne [3]. — Der erste wissenschaftlich gebildete Mann, welcher die Hauptstadt dieses Herrschers besuchte, war James Bruce, der während seines mehrmonatlichen Aufenthalts daselbst — April bis September 1772 — viele noch jetzt werthvolle Nachrichten über die Geschichte und Geographie des dortigen Königreiches und seiner damaligen Provinzen El-Ais, Kordofan, Fasokl u. s. w. gesammelt hat [4]. Im Jahre 1814 reiste Lewis Burckhardt durch Nubien; in seinem 1819 erschienenen Reisewerke finden wir verschiedene Notizen über die Dschesireh [5], auch hat er im Anhang den Bericht des oben erwähnten Selim Assuany in englischer Uebersetzung beigefügt [6]. 1820 schickte Mehemmed Ali von Aegypten seinen kriegerischen Sohn Ismail Pascha mit einer Armee zur Unterjochung des goldreichen Sennaar ab; derselbe drang wirklich siegreich immer weiter vor und rückte im Mai 1821 in die Hauptstadt ein, wo eine Thronstreitigkeit herrschte. Der König unterwarf sich, und ein verzweifelter Versuch der Fundsch, die Unabhängigkeit ihres Landes zu retten, ward durch Ismail vereitelt; derselbe kam mit seinen Truppen bis über Dar Bertât hinaus nach Süden, kehrte dann wieder um und fand nicht lange nachher in Schendi seinen Tod. Die Häuptlinge von Dar Roséres und Dar Fasokl ließ man in ihrem Besitz, forderte ihnen einen jährlichen Tribut ab und verpflichtete sie, dem Statthalter Aegyptens in Kriegsfällen Hilfe zu leisten. Mit Ismail Pascha kam Cailliaud nach Sennaar und hielt sich längere Zeit dort auf, besuchte die Berge Moje, kam nach Fasokl, drang bis über den 10. Breitengrad nach Süden vor, trat darauf die Rückreise nach Sennaar und später nach Europa an und veröffentlichte 1826 und 1827 ein vierbändiges Reisewerk nebst einem großen Atlas [7]. Vor dem Einfalle der Türken hatte der Grund und Boden Sennaars den Häuptlingen gehört, welche ihn beliebig vertheilten und gegen die Entrichtung leichter Abgaben bebauen ließen; die neuen Gewalthaber dagegen besteuerten die Dörfer, machten die Insassen für einander haftbar und verlangten von guten und schlechten Ländereien den gleich hohen Zins. Ein solches Verfahren zog Verarmung, massenhaftes Auswandern der Bewohner, Brachliegen der Aecker, geschwächten

---

[1] Berger, Die geographischen Fragmente des Eratosthenes. Leipzig 1880, S. 302 bis 307. Vergl. Strabo, XVII, 1. 1.

[2] Müller, geogr. Graec. min. I, p. 141 etc.

[3] Diodor III, 22 — 27.

[4] Strabo XVI, 4. 8; XVII, 1. 1; XVII, 2. 2.

[5] Plinius, nat. hist. VI, 29.

[6] Ptol. geogr. I, 17; IV, 7.

[7] Eigentlich: Dâr Sennaar, d. h. der Distrikt von Sennaar. Der Name ist entstanden aus Essin-arti; arti = Insel (Brugsch, Geschichte Aegyptens, S. 731). „Wasser, Meer, Fluß ist den Barabra alles essi." (Lepsius, Briefe aus Aegypten u. s. w. S. 144.) Vielfach wird auch geschrieben: Sennâr; nach Werne, (Reise durch Sennaar u. s. w. S. 31) unterscheidet ein scharfes Ohr die beiden a möglichst genau und es dürfte demnach Sennâär am richtigsten sein.

[8] Stieler, Handatlas No. 70 (Neue Bearbeitung von Hermann Berghaus 1883). Nebenkarte: Abessinien und ägyptischer Sudan. (Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsband II. Gotha 1863. Blatt 4 und 6.)

[9] Relation d'un voyage fait par Monsieur de Thevenot. Paris 1665, p. 477.

[10] Lettres édifiantes et curieuses. Paris 1713. IV, p. 23 etc.

[1] Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. VII (1849 und 1850), S. 39 bis 88.

[2] Peter Heylyn, Cosmography. London 1703.

[3] Christoph Benjamin Häckhel, Allgemeine und neueste Weltbeschreibung. Ulm 1753, S. 4541.

[4] James Bruce of Kinnaird, Travels to discover the source of the Nile. Edinbourgh 1790. IV, p. 458 etc.

[5] Lewis Burckhardt, Travels in Nubia. London 1819, p. 265 etc.

[6] Ib. p. 497 bis 503. Appendix III.

[7] Frédéric Cailliaud, Voyage à Méroé, au fleuve blanc, au-delà de Fâzoql dans le midi du royaume de Sennâr, à Syouah et dans cinq autres oasis, fait dans les années 1819, 1820, 1821 et 1822. Paris 1826 — 1827. II, p. 245. 354; III, p. 1 etc.

Verkehr nach sich. Das Land war durchs Schwert genommen und mußte mit Gewalt behauptet werden; Aufstände wurden mit blutiger Strenge unterdrückt. Indeß „beginnt mit dieser Unterjochung von Sennaar der fast unaufhörlich fließende Strom von Forschungsreisen in die äthiopischen Länder“. So ging Linant am 5. April 1827 von Chartum aus am Weißen Nil aufwärts und kam über El-Ais bis in die Länder der Dinka [1]). Als die erste wissenschaftlicher Beobachtung gewidmete Route quer durch den nördlichen Theil der Dschesireh ist die von Prudhoe und Bonnin im Jahre 1829 zu nennen [2]); doch steht die Schilderung des durchreisten Steppenlandes hinter derjenigen zurück, welche 1837 Holroyd über seine Tour am Blauen Fluß aufwärts über Abu Haras nach Sennaar, sowie von Woled Medina nach West hin bis an den Weißen Nil gegeben hat [3]). Von Mehemmed Ali beauftragt, die mineralogischen Schätze zu erforschen, gelangte der Bergingenieur Joseph Rußegger in Begleitung des Botanikers Kotschy am 13. März 1837 nach Chartum und von hier aus am Bahr el-Abiad aufwärts bis El-Ais. Zurückgekehrt von einer Reise nach Kordofan, ging er am Blauen Fluß hinauf über Sennaar und Roséres nach Fasokl, wo er sich längere Zeit aufhielt, um das goldführende Alluvium in den dortigen Gebieten zu untersuchen, und von wo aus er unter mancherlei Beschwerden am 3. April 1838 wieder glücklich in Chartum ankam [4]). Der Durst nach dem Golde Aethiopiens trieb Mehemmed Ali zur Veranstaltung mehrerer Expeditionen nach Sennaar; ja der alte Vicekönig begab sich 1838 persönlich dorthin und gründete bei dieser Gelegenheit die festen Orte Famaká und Gheri. Dann faßte er den Plan, den Weißen Nil bis zu seiner Quelle erforschen zu lassen und fertigte zu diesem Zwecke drei Expeditionen ab, von denen die erste wenig erreichte und die dritte ganz ohne wissenschaftlichen Erfolg blieb; die zweite, welche vom 23. November 1840 bis zum 18. Mai 1841 währte, und am 7. December 1840 an die Mündung des Sobat gelangte und am 25. Januar 1841 bis 4° 42′ nördlicher Breite vordrang, begleitete unter Anderen Ferdinand Werne, durch dessen Beschreibung die Ufer des die Dschesireh im Westen begrenzenden Bahr el-Abiad genauer bekannt wurden [5]). Derselbe Reisende kam im Juni 1841 am Blauen Nil aufwärts bis in die Stadt Sennaar, wo er sich vierzehn Tage aufhielt und dann über Woled Medina wieder zurückkehrte [6]). Am 5. Februar 1845 gelangte Dr. Richard Lepsius, dem die Leitung einer wissenschaftlichen Expedition zur Erforschung der im Nilthal und den angrenzenden Ländern erhaltenen Reste der altägyptischen und altäthiopischen Civilisation anvertraut war, nach Chartum, besuchte die Ruinen von Sobah und fuhr auf dem Bahr el-Asrek hinauf bis Sennaar [7]). 1849 unternahm Ignaz Knoblecher, Provikar der apostolischen Mission für Central-Afrika, eine Fahrt auf dem Weißen Nil bis Gondokoro und 1852 machte derselbe vom Juni bis November in Chartum täglich Barometer- und Thermometer-Beobachtungen [1]). — Die Nachrichten von den Naturreichthümern und Schätzen jener Gegenden hatten von 1840 an eine ganze Schar von europäischen Elfenbein- und Sklavenhändlern, meist mit den unlautersten Absichten, veranlaßt, jene Gebiete zu durchstreifen und an verschiedenen Punkten des Weißen Nils und seiner Zuflüsse Niederlassungen zu gründen. Die Türken in Verbindung mit diesen Europäern, unter denen die „ungeheuerlichsten Schurken“ waren, machten unaufhörlich Raubzüge in die ihren Besitzungen benachbarten Länder zur Beschaffung von Sklaven; die Schwarzen der heimgesuchten Distrikte rächten sich durch häufige Angriffe auf die Grenzlandschaften, und kaum ein Jahr verging ohne gegenseitige zum Theil sehr blutige Reibereien. Unter solchen Umständen konnte von Aegypten aus im Allgemeinen wenig Gutes für die neuerworbenen von der Natur überschwenglich reich gesegneten Gebiete gethan werden. Von 1857 an bildete Sennaar (und ein Theil der auf dem Ostufer des Bahr el-Asrek gelegenen Länder) mit der Hauptstadt Chartum eine Mudirîeh oder Provinz der Hakmdarîeh oder des General-Gouvernements Belled Sudan mit einem Bey an der Spitze, der nur dem Divan von Kairo verantwortlich war. Dem Menschenhandel und Menschenfang suchte man einigermaßen Einhalt zu thun; doch wußten ihn „die verworfenen Subjekte der Spekulanten“ im Geheimen zu betreiben; nicht allzuselten mögen auch die Beamten mehr als ein Auge zugedrückt haben. Indeß war dazumal die günstigste Gelegenheit geboten, unter dem Schutze der Regierung jene Gegenden zu durchziehen und immer näher kennen zu lernen. Der Forschungseifer war in jener Zeit, wie allbekannt, vorzugsweise dem obern Nilgebiet zugewendet. So verließ Prussenaere am 7. Januar 1859 Chartum und kam auf dem Weißen Fluß an die Mündung des Sobat und bis in das Land der Nuehr [2]). Ferner reiste Wilhelm von Harnier in demselben Jahre am Blauen Nil aufwärts bis Roseres, kehrte von da nach Chartum zurück, das er am 6. December 1860 wieder verließ und auf dem Weißen Flusse bis Gondokoro gelangte, in dessen Nähe er am 23. November 1861 von einem Büffel getödtet wurde [3]). In den Jahren 1859 und 1860 unternahm Freiherr Adalbert von Barnim in Begleitung von Dr. Robert Hartmann eine Reise nach Afrika. Die Beiden kamen am 21. April 1860 in Chartum an, reisten nach Sennaar, besuchten den Dschebel Gule, gingen über Roseres bis nach Famaka und Fasokl, wo sie sich eine Zeit lang aufhielten und verschiedene Touren in die Umgegend machten, von wo aus sie aber, fieberkrank geworden, umkehren mußten; unter großen Mühsalen wurden sie nach Roseres gebracht, wo Adalbert von Barnim am 12. Juli starb, Hartmann kam wieder in die Heimath zurück [4]). Ende Januar 1862 fuhr der bereits erwähnte Pruyssenaere

[1]) Journal of the Royal Geographical Society II, p. 71—90: Journal of a Voyage on the Bahr el-Abiad or White Nile by Adolphe Linant.

[2]) Ibid. V, p. 38—58: Extracts from private Memoranda kept by Lord Prudhoe on a Journey from Cairo to Sennar.

[3]) Ibid. IX, p. 163—190. Notes on a Journey to Kordofan, in 1836, 7. By Arthur Holroyd.

[4]) Joseph Rußegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika. Stuttgart 1844. II. 2, S. 7, 66, 438, 472, 524, 541 rc.

[5]) Ferdinand Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil (1840 bis 1841). Mit einer Karte und einer Tafel: Abbildungen. Berlin 1848. S. 8, 25, 48, 311 rc.

[6]) Ferd. Werne, Reise durch Sennaar, Mandera, Nasub, Cheli im Lande zwischen dem Blauen Nil und dem Atbara. Berlin 1852. S. 31, 51.

[7]) Richard Lepsius, Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel Sinai. Berlin 1852. S. 156, 165, 175, 196.

[1]) Petermann, Mittheilungen XXI (1875), S. 343.

[2]) Ibid. Ergänzungsheft 50, S. 1 bis 8.

[3]) Wilhelm von Harnier's Reisen am obern Nil. Nach dessen hinterlassenen Tagebüchern, herausgegeben von Adolf von Harnier. Nebst einer Specialkarte und XXVII Originalzeichnungen. Darmstadt und Leipzig 1866, S. 1 rc. Vergl. Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 10, S. 125 bis 141.

[4]) Robert Hartmann, Reise des Freiherrn von Barnim durch Nordostafrika. Mit Abbildungen und Karten (nebst einem Atlas). Berlin 1863. S. 374, 418, 559, 586, 609, 636 rc. Vergl. Hartmann, Skizze von Sennâr. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge XIV (mit einer Karte). S. 1 rc. Hartmann, Naturgeschichtlich-medicinische Skizze der Nilländer. Berlin 1865. Hartmann, Die Nigritier. Berlin 1876.

auf dem Blauen Fluß bis Sennaar und später von Chartum auf dem Weißen Nil bis zur Mündung des Sobat, dann auf diesem so weit aufwärts, wie kein anderer Reisender vor ihm; nach Chartum zurückgekehrt, trat er am 6. Januar 1863 eine Reise an über Sennaar und Hedebat nach dem Dschebel Gule; von da setzte er den Marsch nach Süden fort durch einen bis dahin unbekannten Theil der Dschesireh, kam über den Chor Deleb nach Abu Gones, einer Gruppe von Dorfschaften, und bis an den Dschal, nicht sehr weit oberhalb dessen Mündung in den Weißen Fluß. Später ging er am Blauen Nil aufwärts bis in das Berta-Land und kehrte von da nach Karkus zurück. Von heftigem Fieber befallen, suchte er am 15. December 1864 nach Chartum zu kommen, wurde aber unterwegs vom Tode hinweggerafft [1]). Ende Januar trat Theodor von Heuglin, der Nordostafrika zum Felde seiner Forschungen erwählt hatte, eine Fahrt auf dem Bahr el-Abiad an und zog verschiedene Nachrichten über die benachbarten Gebiete ein [2]). In der ersten Hälfte des Jahres 1870 kam Ernst Marno mit dem Mudir von Sennaar, der einen Kriegszug in die Berge der Bertât unternahm, um die Steuern einzutreiben, bis nach Beni Schonkol, ja es gelang ihm, in Begleitung zweier Diener bis nach Fadasi vorzudringen [3]). Von Mitte Oktober bis Mitte November 1874 haben Watson und Chippendal den Weißen Nil von Chartum bis Rigaf aufgenommen [4]) und vom November desselben Jahres bis zum April 1875 hat Ernst Marno den Fluß befahren. Im September 1876 fuhr Dr. Junker auf dem Sobat bis zu der ägyptischen Station Nasser [5]), und im April 1878 gelang es Gessi und Matteucci bis über Fadasi nach Süden zu kommen [6]). Hier in dem lange unbekannt gebliebenen südöstlichen Theil der Dschesireh ist am weitesten Juan Maria Schuver vorgedrungen. Derselbe langte am 20. Mai 1881 in Famaka an und kam von da nach Beni Schonkel und nach Fadasi, wo er vom Fieber niedergeworfen wurde. Wieder hergestellt, brach er nach Süden auf, überschritt die Wasserscheide zwischen dem Weißen und Blauen Nil und erblickte am 23. August vom Gipfel eines Berges einen See, aus dem der Baro (Dura) zum Sobat abfließt. So sind im Laufe der Jahre die verschiedensten Punkte der Dschesireh berührt worden und nichts weniger als spärlich fließen die Quellen der Kenntniß des Landes Sennaar.

Nachdem der Kiri in der Gegend des neunten Breitengrades eine weit ausgedehnte Sumpflandschaft mit üppiger Schilf- und Grasvegetation durchflossen hat und durch mehrere Zuflüsse bedeutend verstärkt worden ist, wendet er sich nach Nordosten und empfängt unter 9° 12′ den von Ostsüdost und Südost kommenden vielfach gekrümmten Sobat, dessen Breite an der Mündung 200 Schritt beträgt, der 300 km weit aufwärts befahren wurde, dessen Quellgebiet aber noch unerforscht ist. Das Land um beide Flüsse ist flach und der Nil strömt in dem schlammigen Bette ruhig und träge dahin; er dehnt sich oft seenartig — zur Zeit des Hochwassers zwei Stunden weit — aus oder er theilt sich in viele engere und weitere Kanäle, deren Wirrniß zuweilen so groß ist, daß der Schiffer nicht weiß, ob er sich in dem eigentlichen Strome oder in einem Seitenrinnsal befindet. Etwas nordwärts vom zehnten Grade kommt von Osten her der Dschal, der in seinem obern Laufe Yawasch heißt, in den Bergen südlich von Fadasi entspringt und zur trockenen Jahreszeit nur stellenweise Wasser hat [1]). Am 9. März 1863 war er nicht weit oberhalb seiner Mündung 15 m (50 Fuß) breit und nahezu 2 m (6 Fuß) tief [2]). Darauf hat der Strom eine Zeit lang nördliche und auf eine kurze Strecke westliche Richtung; oberhalb Hellet Kaka wendet er sich wieder nach Nordosten bis zu dem 120 m (400 Fuß) über die Ebene emporragenden Dschebel Tefafang, dem ersten Berg, der sich auf dieser Strecke seines Laufes am Ufer erhebt und in dessen Nähe der von Osten, vom Dschebel Gule, herfließende Doleb einmündet. Dann schlägt der **Bahr el-Abiad** oder der Weiße Fluß, der wegen der Kalkmilchfarbe des Wassers seinen arabischen Namen wohl verdient, nördliche Richtung ein und fließt an dem etwa 250 m (800 bis 900 Fuß) hohen Dschebel Nyemati vorbei. Zahlreiche, zum Theil mit üppiger Vegetation bekleidete Inseln theilen überall den Strom. Der Boden besteht meist aus Sand, mit Thonlagen untermischt. Nördlich vom dreizehnten Grade, wo in dem Nil die große Insel Aba liegt, wendet sich derselbe nach Nordnordwesten und unter $14\frac{2}{3}°$ fast gerade nach Norden, auf welch letzterer Strecke seines Laufes der Dschebel Auli am Ostufer sich erhebt [3]). — Der aus Abessinien herabfließende **Abai** wird, nachdem er die Berge von Gudern bespült, auf seinem nach Nordwest gerichteten Laufe durch den aus der Gegend von Fadasi kommenden, das ganze Jahr hindurch sehr wasserreichen Yabus, den manche für den Hauptquellfluß halten, bedeutend verstärkt; darnach durchbricht er die Gebirgsschranke des Dar Dschumus, nimmt unweit Fasokl den von malerischen wald- und weidereichen Bergen eingeschlossenen Tumat auf und wird nun **Bahr el-Asrek** oder der Blaue Fluß, häufig auch „E'-Nil" genannt. Bis nicht weit von Roseres, oberhalb welches Ortes er nordnordwestliche Richtung angenommen hat, fließt er in einem schmalen, tief eingeschnittenen, felsigen Bette, das voller Inseln und Muschelbänke ist, so daß zur Zeit des niedrigen Wasserstandes der Fluß mit schweren Barken nicht befahren werden kann. Weiter abwärts erweitert sich das Thal, rechts weichen die Höhen zurück, während sie links bis Sennaar meist hart am Wasser hinlaufen. Bei letztgenannter Stadt hatte der Bahr el-Asrek bei 13 Fuß unter dem höchsten Wasserstande am 31. Januar 1863 eine Breite von 600 Schritten [4]). (Unter dem vierzehnten Grade nimmt er von rechts den Dindir und bald nachher den Rahad auf.) Er wendet sich nun nach Nordwesten und fließt zur trockenen Jahreszeit ziemlich langsam in einem sandigen, an Untiefen und flachen Inseln reichen Bette weiter; während der Sommerregen jedoch verwandelt er sich in einen breiten reißenden Strom, der Land von seinen Uferbänken losspült und Bäume in seine Fluthen hinabreißt; das sonst klare und bläulichgrüne Wasser wird dann trübe und nimmt röthlichgelbe Lehmfarbe an [5]). — Der

---

[1]) Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 50 und 51: E. de Pruyssenaere's Reisen und Forschungen im Gebiete des Weißen und Blauen Nil. Von K. Zöppritz. (Mit einer Specialkarte vom mittlern Ost-Sudan, in 2 Blättern.)

[2]) Theodor von Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil. Leipzig und Heidelberg 1869, S. 64 bis 96. Vgl. Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 50, S. 141 bis 152.

[3]) Ibid. XVI (1871), S. 24. Ernst Marno, Reisen im Gebiete des Weißen und Blauen Nil. Wien 1874, S. 95.

[4]) Petermann, Mittheilungen XXII (1877), S. 165 und Tafel IX.

[5]) Ibid. S. 159.

[6]) Ibid. XXVIII (1883), S. 72 und Ergänzungsheft 72: Juan Maria Schuver, Reisen im obern Nilgebiet. Gotha 1883. S. 3, 7, 11, 34 ꝛc.

[1]) Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 72, S. 11, 55.

[2]) Ibid. Ergänzungsheft 51, S. 14.

[3]) Ibid. Ergänzungsheft 10, S. 125, 126, 143. Werne, Expedition S. 104, 119, 485, 503, 541. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil S. 75, 83.

[4]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 3.

[5]) Rußegger, Reisen II. 2, S. 438, 446, 529 ꝛc. Hart-

Bahr el-Asrek vereinigt sich mit dem Bahr el-Abiad unter 15° 34′ nördl. Br. und 32° 30′ östl. L. von Gr.; die 378 m über dem Meere gelegene Vereinigungsstelle führt den Namen Mokren, während die Landspitze Ras el-Chartum genannt wird [1]). — Es erstreckt sich Sennaar von 8½ bis 15½° von Süden nach Norden, das ist wie von Mailand bis Hannover, und dehnt sich unter dem zwölften Breitengrad über zwei Grad der Länge aus, das ist etwa so weit wie von Frankfurt am Main bis Bayreuth [2]). — Was die Bezeichnung Insel oder Flußinsel anbelangt, so sprechen sich die Eingeborenen dahin aus, daß der Yabus, der wichtigste Zufluß des Bahr el-Asrek, mit dem Sobat durch Regenströme, welche in der nassen Jahreszeit voll Wasser seien, zusammenhänge und daß sodann bei größerer absoluter Höhe des Yabusbettes ein theilweises Abfließen in die gewundenen, mit dem niedriger liegenden Sobat in Zusammenhang stehenden Regenbäche erfolge [1]). Wie dem sei, ist bis jetzt noch nicht mit Sicherheit zu ermitteln gewesen. Der Reisende Schuver glaubt allerdings nicht an eine Verbindung des von ihm in der Ferne gesehenen Sees des Baro mit dem Hochplateau am obern Yabus; doch muß er gestehen, daß die Wasserscheide zwischen Dschal und Yabus eine ganz unmerkliche sei; südwärts von Fadasi laufen die Flüsse von West nach Ost, auf einmal umgekehrt; obgleich die Neger versicherten, daß man ins Flußgebiet des Weißen Nils eingetreten sei, so hegte Schuver anfangs noch Zweifel darüber und erhielt erst später Gewißheit, daß er dortselbst nahe an den Quellen des Dschal vorüber gekommen sei [2]).

mann, Reise des Freiherrn v. Barnim S. 353, 574, 631 u. Atlas, Tafel XV (Abbildung): Ufer des Blauen Flusses unweit Hedebat. Cailliaud, Voyage III, p. 47 etc. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge XIV (1863), S. 5, 6.

[1]) Petermann, Mittheilungen XXI (1875), S. 430. Journal R. G. S. IX, p. 167.

[2]) Unter dem zwölften Breitengrad hat ein Grad der Länge 14,67, unter dem fünfzigsten nur 9,66 geogr. Meilen. Behm, geographisches Jahrbuch III (1870), S. XXXIII, XXIV.

[1]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge XIV (1863), S. 2.

[2]) Petermann, Mittheilungen, Ergänzungsheft 72, S. 11, 54.

Ein Menschenalter im Bereiche des Islam.

Wohl noch selten hat sich ein gebildeter Europäer so ganz in die Araber hineingelebt, so daß diese selbst ihn fast für ihres Gleichen hielten, wie der ehemalige französische Konsul in Tunis und dann bevollmächtigte Minister in Tanger, Leon Roches, von dessen Memoiren nun der erste Band vorliegt [1]). Wie ein gut geschriebener spannender Roman liest sich das Buch, für einen Roman werden es auch viele oberflächliche Leser halten, aber wer sich genauer mit dem Leben und Treiben im Maghreb abgegeben, der findet bald, daß hier ein Mann schreibt, der den Araber und sein Wesen bis ins Innerste hinein kennt und zu schildern versteht, und daß hier ein äußerst werthvoller Beitrag zur Kulturgeschichte Nordafrikas und des Islam überhaupt vorliegt.

Leon Roches ist freilich, da er nie etwas veröffentlicht, in Deutschland nicht einmal dem Namen nach bekannt geworden, eine so wichtige Rolle er auch längere Zeit hindurch in Nordafrika gespielt. Wie ihn die Tuniser ansahen, darüber kann man sich bei Maltzan (Reisen in den Regentschaften Tunis und Tripolis) unterrichten; noch viele Jahre nach seinem Weggange glaubte kein Eingeborener sich besser den Europäern gegenüber empfehlen zu können, als indem er behauptete, bei Roches als Diener gewesen zu sein. Selbst seine eigenen Landsleute waren nicht ganz sicher, ob er, der sich den Titel Hadsch Omar el Culdj durch eine Wallfahrt nach Mekka regelrecht verdient hatte, nicht doch ein Mohammedaner sei, so daß er noch 1846, als er das Konsulat in Tanger erhalten sollte, sich ausdrücklich gegen den Vorwurf des Renegatenthums vertheidigen mußte. An der stillen Maulwurfsarbeit, welche die Annexion ganz Nordafrikas — Kleinafrikas, wie Barth das Land zwischen Sahara und Mittelmeer nicht unpassend nennt — vorbereitet, hat Roches einen sehr erheblichen Antheil genommen.

Es ist ein abenteuerliches Leben, das sich in dem ersten Bande entrollt. Ein junger Mann, kommt der Verfasser frisch von der Schule nach Algier, wo sein Vater sich in Terrainspekulationen und Kolonisationsversuche eingelassen hat. Auf Jagdausflügen in der Metidja-Ebene befreundet er sich mit den Beduinenstämmen, aber verhängnißvoll für ihn wird die Bekanntschaft mit einer Nachbarin, der Wittwe eines ermordeten Deys, und noch mehr die mit deren Enkelin, der reizenden Khadidja. Ihr zu Liebe lernt er mit Feuereifer arabisch, aber die Eltern schöpfen Verdacht, und die junge Maurin wird nach Hause geholt und schleunigst an einen reichen Kulugli (Sohn eines Türken und einer Maurin) verheirathet. Leon ist untröstlich und faßt schließlich den verzweifelten Entschluß, unter der Maske eines Renegaten in die Dienste des Sultans Abd-el-Kader, der damals mit Frankreich in Frieden lebte und im Zenith seiner Macht stand, zu treten, in der Hoffnung, sich ihm unentbehrlich zu machen und durch ihn die Scheidung Khadidja's von ihrem Manne und ihre Vereinigung mit ihm durchzusetzen. Die Freundschaft, die er mit der Familie von Omar Pascha und namentlich dessen Söhnen in Milianah geschlossen, kommt ihm zu Hilfe; er siedelt erst zu dem Stamm der Beni Moussa in der Metidja über, dann nach Milianah, wo ihm sein Freund Sidi Omar rückhaltlos seine Unterstützung leiht und ihn auch in Beziehung zu dem für heilig geltenden Sidi Lanteri, dem einflußreichsten Marabut der Gegend, bringt. Mit seinen Empfehlungen geht er zum Emir von Maskara, der ihn anfangs sehr freundlich aufnimmt. Er begleitet die Armee bei dem Angriff auf die Kuluglis vom Stamme der Zouetna, Freunde der Franzosen, wird aber von diesen unvernünftiger Weise ihren Todfeinden, den Arabern, ausgeliefert, und muß Zeuge sein von deren Vernichtung. (Was er über das Verhältniß zwischen Türken, Kuluglis und Arabern und über das Benehmen des Emirs gegen die

[1]) Trente-deux ans à travers l'Islam, par Léon Roches, Ministre Plenipotentiaire en retraite, ancien Secrétaire intime de l'Emir Abd-el-Kader, ancien Interprète en chef de l'armée d'Afrique. — Tome premier. Algerie — Abd-el-Kader. Paris 1884. 8°. 508 p.

Mischlinge, die überall zum Anschluß an die Franzosen geneigt waren, berichtet, ist von größtem Interesse und wirft ein grelles Licht auf die schweren Fehler, welche die Franzosen anfangs in Algerien begingen.) — Schon nach kurzer Zeit faßt aber der Emir, durch den Kaid von Milianah, den Todfeind Sidi Omar's aufgehetzt, Argwohn gegen den Franzosen und schickt ihn unter dem Vorwand, ihn in der Religion unterrichten zu lassen, nach Tlemcen, läßt ihn aber dort gefangen halten. Zur Verzweiflung gebracht, versucht er zu fliehen, wird aber gefangen und entgeht dem Tode nur dadurch, daß er verlangt, vor den Emir selbst gebracht zu werden. Es gelingt ihm, diesen durch festes Auftreten zu imponiren, er überzeugt denselben, daß er ihm Unrecht gethan, und gewinnt sein ganzes Vertrauen, so daß sogar der Emir den Vater Leon's zu seinem Konsul in Algier ernennt. Mittlerweile aber sind die schwersten Verfolgungen gegen seine Freunde Sidi Omar und die anderen Kuluglis in Milianah losgebrochen; man hat sie ihres ganzen bedeutenden Vermögens beraubt und nur mit Mühe haben sie das nackte Leben gerettet; Khadidja's Gemahl ist, um einem ähnlichen Schicksal zu entgehen, mit seiner Frau und seinen Schätzen nach Fez aufgebrochen, Leon hat das ganze Opfer umsonst gebracht.

Dafür wendet ihm jetzt Abd-el-Kader sein ganzes Vertrauen zu. Der Emir beabsichtigt auch, die Wüstenstämme zu unterwerfen, besonders aber Ain-Madhi anzugreifen, den festen Ksor des großen Heiligen Sidi Mohammed el Tedjini, dessen Einfluß die Wüstenbewohner von ihm fernhält. Vor diesem Ksor ist schon einmal eine türkische Armee vernichtet worden, er ist nur durch eine reguläre Belagerung zu nehmen, und Leon wird vorausgesandt, um den Heiligen zur Uebergabe aufzufordern und nebenbei die Festung ein wenig zu inspiciren. Der Marabut will ihn ohne Besinnen als Spion tödten lassen, aber eine Negerin, in welcher er die Amme seiner Geliebten erkennt, spielt ihm ein Amulet in die Hände, das der Heilige als Zeichen seines besondern Schutzes zu verleihen pflegt, und nun unterstützt ihn dieser und sendet ihn zu dem Emir zurück. Dieser rückt vor Ain-Mahdi; aber obschon die Franzosen ihn unbegreiflicherweise mit Geschütz und Munition unterstützen, geht die Belagerung nicht voran, bis endlich Leon, der seine Geliebte in den Mauern weiß, mit Hilfe eines polnischen Artilleristen eine Mine bis unter den Palast des Marabut führt und diesen durch Mittheilung davon zur Kapitulation bewegt [1]). In der Stadt findet er aber nur noch die alte Negerin, seine geliebte Khadidja ist dem Wüstenklima erlegen, ihr Gemahl von einer Granate getödtet worden.

In halber Verzweiflung bleibt er noch eine Zeitlang bei den Wüstenstämmen, in deren Edlen er die idealen Araber erkennt, wie er sie geträumt, dann kehrt er zum Sultan zurück und findet diesen entschlossen, den Frieden zu brechen und den heiligen Krieg gegen die Christen wieder zu beginnen. Mißtrauisch geworden, zwingt ihn der Sultan, eine seiner Verwandtinnen zu heirathen, aber trotzdem kommt es zum Bruch; Leon sagt dem Emir ins Gesicht, daß er niemals Muselmann gewesen, trotzdem kränkt ihn dieser nicht weiter und gestattet ihm stillschweigend, sich nach Oran zu flüchten, von wo aus er alsbald seiner Frau den Scheidebrief schickt.

Leon geht nun nach Paris (1840) und sucht dort vergeblich seinen Ideen über die Kriegführung in Algerien Geltung zu verschaffen. Als Dragoman zur Armee zurückgekehrt, wird er vom Marschall Vallée anfangs wenig freundlich behandelt, gewinnt aber dann das Vertrauen von dessen Nachfolger, dem General Bugeaud, und legt nun diesem seinen Plan vor, der darauf hinausläuft, mit Hilfe des Sidi Mohammed el Tedjini die arabischen Stämme dem Emir abspänstig zu machen. Es galt, die angesehensten Lehrer des Islam und die Chefs der wichtigsten Khuans (religiösen Genossenschaften) zu einem Fetwa, einer feierlichen Erklärung zu veranlassen, daß der Koran es den algerischen Stämmen gestatte, sich den Christen zu unterwerfen, nachdem sie zehn Jahre lang ihnen mannhaft, aber vergeblich, Widerstand geleistet. El Tedjini übernahm es, die Zusammenkunft zu veranstalten und die einflußreichsten Männer der Sahara, Sidi Mohammed Sghaïr, den Enkel Sidi Eukbas im Ziban, Sidi Hamza, dem Marabut der Uled Sidi Scheikh, und Sidi Ahmed ben M'rabet, den Nachkommen des großen Muley Tajeb, lauter Todfeinde Abd-el-Kader's, der ihren Glanz verdunkelte, am ersten Redjeb des Jahres 1257 (19. August 1841) nach dem heiligen Kairuan zu bringen, um dort mit den Gelehrten der Universität die Frage zu prüfen. Mit einer Empfehlung des Heiligen von Ain-Mahdi an alle frommen Muselmänner, des Generals Bugeaud an die französischen Konsulate und einem unbegrenzten Kredit für etwa nöthig werdende klingende Ueberzeugungsgründe ging auch Roches dorthin ab, und damit schließt der erste Band.

Ist nun der Bericht über die inneren Vorgänge im Lager Abd-el-Kader's schon an und für sich interessant genug — und Roches, der auch später noch mit dem gestürzten Emir in intimer Verbindung blieb, ist wohl in der Lage, darüber authentisches Material beizubringen —, so wird das Buch noch viel wichtiger durch die Charakteristik der mitspielenden Persönlichkeiten und für uns speciell durch die eingehenden Schilderungen des arabischen und maurischen Lebens, wie sie sich bei der Erzählung ungezwungen von selbst ergeben. Löwen-, Straußen- und Gazellenjagden, das Treiben der vornehmen Mauren und Kuluglis im Innern ihrer Häuser, der Edlen, der Männer vom großen Zelte, in der Wüste, das Getriebe am Hofe und im Heere des Emirs, die Organisation seiner Herrschaft, die Intriguen und Kämpfe der einzelnen Persönlichkeiten gegen einander, die in buntem Wechsel vor unserm Auge vorüberziehen, geben dem Buche berechtigten Anspruch auf eine Würdigung an dieser Stelle und lassen uns wünschen, daß der zweite Band, die Versammlung in Kairuan und die Pilgerfahrt nach Mekka umfassend, recht bald nachfolgen möge.

W. Kobelt.

[1]) Nach der gewöhnlichen Lesart verlief die Sache etwas anders. Der Emir bat, als er nichts ausrichten konnte, den Tedjini, ihm wenigstens zu gestatten, in der hochheiligen Moschee mit seinen Leuten zu beten; er verpflichte sich dann, sofort abzuziehen. Der Marabut wollte das seinem Kollegen nicht abschlagen und überließ ihm für einen Tag die Stadt, deren Befestigungen Abd-el-Kader sofort zerstören ließ. Von dem Tage an ging es aber mit seiner Macht bergab, und als er sich den Franzosen ergeben mußte, soll er noch ausgerufen haben: „El Tedjini, dein Fluch hat sich erfüllt!"

Kürzere Mittheilungen.

Der vulkanische Ausbruch in Alaska.

Schon vor mehreren Wochen brachten die Zeitungen eine kurze Notiz über einen vulkanischen Ausbruch und das Auftauchen einer neuen Insel im Berings-Meere. Die große Aufmerksamkeit, welche jetzt gerade solchen vulkanischen Ausbrüchen, die man mit verschiedenen atmosphärischen Erscheinungen in Verbindung zu bringen sucht, zuwendet, wird es rechtfertigen, wenn wir hier einige ausführlichere Mittheilungen, die wir der „Nature" vom 24. Januar entnehmen, folgen lassen.

Wir treffen hier Erscheinungen, welche den in der Sunda-Straße bei Krakatau vorgekommenen ganz ähnlich sind; ein neuer Vulkan entstand im Sommer bei Bogoslov; eine nähere Zeitbestimmung des Ereignisses ist nicht vorhanden; in Folge der Wirkung desselben wurde im Oktober eine neu entstandene, tausend Fuß hohe Insel bemerkt; ferner fand am 6. Oktober eine heftige Eruption des Mount Augustine statt, wodurch die eine Wand des Kraters einstürzte und der Boden meilenweit mit einer fünf Zoll dicken Aschenlage bedeckt wurde; gleichzeitig wurde eine dreißig Fuß hohe Welle beobachtet, der mehrere andere folgten. Endlich fiel am 20. Oktober ein mit Asche vermischter Regen, der wahrscheinlich von einem neuen Ausbruch des benachbarten Vulkans herrührte.

In der „U. S. Signal Service Monthly Weather Review", Oktober 1883, findet sich darüber folgender Bericht:

„Unalaska, Alaska, 22. Oktober 1883.

Mein Herr! Ich schicke mit dieser Post eine mit Sand gefüllte Flasche ab; es ist dies eine Probe desjenigen, der während des Sturmes am 20. d. gefallen ist. Die Luft wurde um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags plötzlich schwarz wie die Nacht und bald fiel ein mit Sand gemischter Regen, etwa 10 Minuten lang, wodurch die Erde mit einer dünnen Lage bedeckt wurde. Die Fenster waren so mit dieser Lage überzogen, daß es unmöglich war hindurchzusehen. Man vermuthet, daß dieser Sand entweder vom Menkuschin oder von dem neuen Vulkan in der Nähe von Bogoslov stammt. Der zuerst genannte Berg liegt etwa 19 Meilen in südwestlicher Richtung entfernt, hat jedoch seit einer Reihe von Jahren auch Rauchwolken ausgestoßen. Der zuletzt genannte ist ein ganz neuer Vulkan, der diesen Sommer entstand und sich aus dem Boden des Berings-Meeres erhoben hat; er ist ungemein thätig und hat schon eine 800 bis 1200 Fuß hohe Insel gebildet.

Nach dem Berichte des Kapitäns Anderson, des Entdeckers dieses Vulkans, der auf 2000 Yards Entfernung an demselben vorbei segelte, bietet er einen großartigen Anblick. Feuer, Rauch und Lava treten aus manchen Rissen hervor, von denen einige unter der Wasserlinie liegen. Große Steinmassen werden hoch in die Luft geschleudert und, wenn sie in das Wasser fallen, entwickeln sie unter lautem Zischen massenhaften Dampf. Bogoslov liegt 60 Meilen von hier entfernt in westlicher Richtung, der neue Vulkan etwa ⅛ Meile von da in nordwestlicher Richtung."

Dieser Brief war unterzeichnet durch einen Sergeanten vom U. S. Signal Service.

Ein zweiter Bericht, der einer Zeitung entnommen ist, lautet:

„San Francisco, 28. December 1883.

Professor Davidson empfing heute ausführliche Berichte aus Alaska über die vulkanischen Störungen, welche dort im vergangenen Oktober am Eingange von Cooks Busen beobachtet wurden. Am Morgen des 6. Oktober hörte man in einer Fischerniederlassung an der English Bai einen heftigen Knall und bemerkte in der Richtung, woher derselbe ertönte, ungeheure Mengen von Rauch und Flammen, welche aus der Mitte des Augustineberges hervorbrachen. Der Himmel wurde dunkel und wenige Stunden später fing ein starker Regen von ungeheuren Bimssteinmassen an, die theilweise fein und weich, theilweise sandig waren. An demselben Tage kam eine Fluthwelle, welche etwa dreißig Fuß hoch war, um halb vier Uhr, und brach über das Dorf herein; sie schwemmte alle Boote weg und vernichtete viele Häuser. Da es gerade niedrigste Ebbe war, wurde die Niederlassung durch diesen Umstand vor vollständiger Zerstörung bewahrt. Der ersten folgten bald zwei andere, achtzehn Fuß hohe Wellen, dann in unregelmäßigen Zeiträumen zahlreiche andere. Bimssteinasche fiel in der Dicke von fünf Zoll, wodurch das Tageslicht verdunkelt wurde, so daß man die Lampen anzünden mußte. In der Nacht war die umgebende Landschaft durch die Flammen, welche aus dem Krater hervorbrachen, erleuchtet. Gewöhnlich ist Mount Augustine mit Schnee bedeckt, doch in diesem Jahre ist er vollständig frei davon. Nachdem der Ausbruch etwas nachgelassen hatte, fand man, daß der Berg von seiner Basis an bis zum Gipfel in zwei Theile zerrissen und der nördliche Abhang bis zum Niveau der umgebenden Klippen eingesunken war. In dem Kanale zwischen der Chernabura-Insel und dem Festlande erhob sich gleichzeitig mit der Eruption eine neue Insel, welche fünfundsiebzig Fuß hoch und anderthalb Meilen lang war. So heftig war die vulkanische Thätigkeit, daß zwei erloschene Vulkane der Halbinsel Alaska, welche westlich von dem thätigen, 1200 Fuß hohen Vulkan Iliamna liegen, wieder in Thätigkeit kamen und ungeheure Massen Rauch und Staub ausspien. Bei Nacht sah man Flammen. Es wird berichtet, daß die Weiber einer Truppe von Aleuten-Indianern, welche dort auf dem Otterfang waren, durch das unterirdische Geräusch so erschreckt wurden, daß sie sich weigerten, dort zu bleiben und nach Hause zurückkehrten. Von den zurückbleibenden Personen hat man keine einzige wiedergesehen. Die geographischen Koordinaten der im Vorhergehenden erwähnten Punkte sind:

Iliamna	60,1° nördl. Br.	153,1° westl. L.
Mount Augustine	59,5° „	153,5° „
Unalaska	53,9° „	166,5° „
Bogoslov . . .	54,0° „	168,0° „

Die Eisverhältnisse im Karischen Meere.

Einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Lösung der viel behandelten Frage betreffs der Schiffbarkeit des Karischen Meeres liefert ein in diesen Tagen von dem bekannten Führer der „Dijmphna"-Expedition, dem Premierlieutenant A. Hovgaard, in der königl. geographischen Gesellschaft zu Kopenhagen gehaltener Vortrag. Nachdem der Referent zunächst mitgetheilt, daß er demnächst in der „Geographischen Zeitschrift" einen ausführlichern Bericht zu erstatten beabsichtige, bemerkte er, daß seinen gegenwärtigen Ausführungen sowohl seine eigenen Erfahrungen über die während seiner Anwesenheit im Karischen Meere dort vorhandenen Eisverhältnisse &c., als auch die Nachrichten zu Grunde gelegt seien, die er von norwegischen Fangmännern aus Vadsö hierüber erhalten hat.

Das Karische Meer, beginnt Hovgaard, das die Gestalt eines großen Sackes besitzt, hat früher stets für vollständig mit Eis angefüllt gegolten, eine Annahme, deren Unrichtigkeit der Referent beweisen zu können glaubt. Während man das Jahr 1878 als ein sehr günstiges, 1882 als ein sehr ungünstiges

Eisjahr bezeichnet, kann letzteres von dem Jahre 1883 nicht gesagt werden, da mindestens ein Dampfschiff (die „Dijmphna") in letzterm in das Karische Meer zu gelangen vermochte. Ein ungünstiges Eisjahr nennt man ein Jahr, in welchem nur wenige oder gar keine Schiffe in das Karische Meer oder genauer durch die Jugor'sche Straße hindurch zu gelangen vermögen. Die „Dijmphna", welche am 17. September 1882 in das Karische Meer einlief, hatte in der Zeit vom Oktober bis zum März 1883 fast beständig südwestliche Winde und wurde infolgedessen mit dem während dieser Zeit eine kompakte Masse bildenden Eise in nördlicher Richtung getrieben. Im April bekommt jedoch alles ein anderes Aussehen. Die Winde variiren beständig und das noch immer fest liegende Eis treibt bald nach einer, bald nach der andern Richtung hin. Im Mai schlägt der Wind total um und wird Nordost, aus welcher Richtung er auch in den Monaten Juni und Juli weht. Jetzt kommt das Eis ins Treiben und bewegt sich, gleichzeitig auseinander gehend, beständig nach Südwest. Die neue Eisbildung wird in dieser Zeit durch die Pressungen des alten Eises total vernichtet, so daß das junge Eis keinen Einfluß auf die Eisverhältnisse auszuüben im Stande ist. Die Hauptmenge des Wintereises verschwindet im Karischen Meere selbst, indem es theils durch Quetschung gegen einander zerstoßen wird, theils schmilzt und theils endlich durch die Strömungen verzehrt wird. Im Juli hat die „Dijmphna" offenes Wasser nach Osten zu bemerkt und konnte man vom Bord des Schiffes ganz deutlich die Dünungen gewahren, welche durch das Eis gingen. Im August trat eine vollständige Veränderung der Situation ein. Der Wind wurde unstät und es entstand ein andauernder Kampf zwischen dem von Norden und dem von Süden kommenden Eise. Die „Dijmphna", deren Lage sich damals 10 Meilen von der Karischen Straße entfernt befand, wurde bald nach Norden, bald nach Süden versetzt. Der Theil des Eises, welcher aus dem Karischen Meere herausgetrieben wird, bildet ein verschwindendes Quantum gegenüber demjenigen, welcher in dem genannten Meere selbst zu Grunde geht; einige Fangmänner behaupten sogar, daß das Eis, welches durch die Jugor'sche Straße aus dem Karischen Meere getrieben wird, durch die Karische Straße in dasselbe zurückgelangt und zwar auf Grund einer Saugung, welche infolge der bedeutenden Entleerung durch nordöstliche Winde in der Jugor'schen Straße entsteht. Im Allgemeinen hängt jedoch die Vernichtung des Eises im Karischen Meere selbst durchaus von den Winden ab.

Man hat häufig die Behauptung aufgestellt, daß dem Karischen Meere von Osten her stets neues Eis zugeführt werde. Obgleich diese Annahme glaublich erscheint, so ist sie nach den von Lieutenant Hovgaard gemachten Erfahrungen doch nicht korrekt. Dies geht u. a. daraus hervor, daß der Obj, dessen Mündung auf der entgegengesetzten Küste der Halbinsel Jalmal, der östlichen Grenze des Karischen Meeres, sich befindet, kein Eis in das letztere entsendet, sondern nördlich um Nowaja Zemlja herum, was dadurch bewiesen wird, daß man wohl an letztgenanntem Orte, niemals aber im Karischen Meere selbst oder westlich von der Jugor'schen Straße sibirisches Treibholz antrifft. Einen zweiten Beweis hat die österreichische Polarexpedition dadurch geliefert, daß sie eine beständige Konstanz der Temperatur des einige Faden unter dem Meeresspiegel befindlichen Wassers nachwies. Im Jahre 1878, dem Eingangs erwähnten „günstigen" Jahre, fand sich im Juli noch Eis in der Jugor'schen Straße, und im August bildete die Lage des Eises einen Bogen, welcher die beiden südlichen Zugänge zum Karischen Meere versperrte, so daß man in der Jugor'schen Straße das Schiff nur warpen, nicht aber die Segel benutzen konnte. Im Jahre 1882 waren die Eisverhältnisse sehr ungünstig; die „Varna" und die „Louise" trieben beständig und zwar sehr rasch hin und her, ein Umstand, der ebenfalls darauf hinweist, daß östlich vom Karischen Meere keine großen Eismassen vorhanden waren. Auch im Jahre 1883 lag das Eis anfänglich bei der Jugor'schen Straße zu einem Bogen geformt; später gelangte es ins Treiben, und als die „Dijmphna" im September loskam, brauchte sie nur wenige Meilen im Eise zu segeln. Alles dieses läßt also mit großer Sicherheit darauf schließen, daß gerade wie im Jahre 1878, auch im letzten Jahre nur in der Richtung von Nowaja Zemlja ein Eisgürtel vorhanden gewesen ist, und geht hieraus ferner hervor, daß man die letztjährigen Eisverhältnisse des Karischen Meeres als normale betrachten darf. H. Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Wie überall auf der Erde, so ist auch in Finland das ethnologisch Unterscheidende in Tracht, Wohnung, Hausbau u. s. w. im Verschwinden begriffen; darauf haben schon Retzius in seiner „Finska Kranier" und viele Andere hingewiesen. Ein einheimischer Künstler, Herr Severin Falkmann, hat sich nun in richtiger Würdigung dieses Umstandes der dankbaren Aufgabe unterzogen, jene dem Untergange geweihten, ethnologisch interessanten Dinge wenigstens im Bilde festzuhalten und die Herausgabe eines Bilderwerkes „I östra Finland" („Im östlichen Finland". Helsingfors, F. Tilgmann) begonnen, das auf eine größere Zahl von Heften (zu 5 Mark) berechnet ist. Die beiden ersten davon mit zusammen 26 Bildern liegen uns vor; sie enthalten eine reiche Fülle von Typen, Trachten (diese meist in Buntdruck), Häusern und anderen Bauten, Landschaften u. dergl., die uns besser als viele Worte in die Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes einführen. Es ist zu wünschen, daß das Unternehmen auch außerhalb Finlands so viel Anklang und Unterstützung findet, daß es sein vorgestecktes Ziel voll und ganz erreiche.

— Die archäologische Gesellschaft zu Athen beabsichtigt, auf dem Meeresboden der Bucht von Salamis, wo die berühmte Seeschlacht zwischen Griechen und Persern stattfand, Untersuchungen anstellen zu lassen. Das Wasser ist in der Bucht nicht sehr tief, die technischen Hilfsmittel sind entwickelt genug und es ist auch genügend Geld vorhanden, daß man hoffen darf, wenigstens etwas von den 50 griechischen und ca. 200 persischen Schiffen, welche dort vor mehr als 23 Jahrhunderten zu Grunde gingen, wieder an das Tageslicht ziehen zu können.

— Der Walfischfang an der norwegischen Küste von Finmarken bis zur russischen Grenze ist im vergangenen Jahre mit 24 Fang- und 3 Bugsierdampfern sowie einer Arbeitsstärke von 1200 Mann betrieben worden. Der Ertrag war geringer als in den Vorjahren, was besonders den ungünstigen Witterungsverhältnissen zugeschrieben wird. Der Finwal zeigte sich gegen Ende März in der Nähe der Küste; da derselbe aber bald ostwärts ging, so wurden nur wenige geschossen und ans Land gebracht. Den Sommer hindurch soll sich dieser Wal in großen Scharen im Weißen Meere aufgehalten haben; an der norwegischen Küste wurden

nur noch anfangs Mai einzelne Exemplare gesehen. Im Juni kam der Blauwal, und im Juli und August zeigte sich derselbe häufig; die Jagd wurde aber vielfach durch Sturm und Seegang erschwert, und da der Wal sich außerdem ungewöhnlich weit von der Küste aufhielt, so war der Fang äußerst schwierig. Im Ganzen wurden jedoch im vorigen Jahre etwas über 500 Blau- und Finwale gefangen und ans Land gebracht; der Werth derselben ist zu 2000000 Kronen zu veranschlagen. Die Eisverhältnisse im nördlichen Polarmeere werden als Grund angegeben, daß sich die Wale im vorigen Jahre von der Küste so weit entfernt aufgehalten haben. Das offene Wasser erstreckte sich nämlich weiter nordwärts als gewöhnlich; liegt das Eis dagegen bedeutend mehr südlich, so scheint auch der Wal dem Lande näher kommen zu müssen. Uebrigens sind die Wale, welche dem Lande nahe kommen und Gegenstand der Verfolgung werden, nur ein unbedeutender Theil der großen Walscharen, die sich immer im offenen Meere aufhalten. An der russischen Küste hat im vorigen Jahre auch eine russische Gesellschaft mit einem Fangdampfer den Walfang betrieben, mit welchem Resultat, ist noch nicht bekannt. Zur Zeit sind an der Küste von Finmarken vier Walfischguanofabriken im Betriebe, die jedoch bei weitem nicht alle Walkadaver zu verarbeiten im Stande sind, so daß noch immer große Werthe verloren gehen. Aus dem Fleische und den Knochen wird nicht wenig Thran gewonnen und die Ueberreste eignen sich vorzüglich zur Guanofabrikation. Die bestehenden Fabriken sollen sich sehr gut bezahlen. Der bekannte norwegische Walfänger Svend Foyn ging Anfang vorigen Sommers, mißmüthig geworden wegen des schlechten Fanges auf seinen bisherigen Jagdplätzen, nach Island und gründete dort an einem der südlichen Fiorde ein Walfischfänger-Etablissement; aber auch hier war ihm das Glück nicht günstig, denn sein ganzer Fang bestand nur in 16 Walen, und hat er deshalb auch dies Etablissement wieder aufgegeben. In diesem Jahre wird die norwegische Walerflotte um 5 Dampfer und mehrere Bugsierboote und die russische um 4 Dampfer verstärkt werden. W. F.

— Für das öfters von uns erwähnte Sammelwerk „Das Wissen der Gegenwart" (Leipzig, G. Freytag) hat Prof. M. Willkomm, der berühmte Botaniker und ausgezeichnete Kenner der pyrenäischen Halbinsel, die Schilderung derselben übernommen und giebt in der ersten Abtheilung nach eigener Anschauung und den besten Quellen ein physisches Gemälde der ganzen Halbinsel und die Detailschilderung Portugals, in welcher namentlich die bedeutenden Fortschritte des Reiches in neuerer Zeit unsere Aufmerksamkeit verdienen. Hervorzuheben sind auch einige saubere Kärtchen zur Erläuterung physikalischer Erscheinungen. — Ebenda erschien Paul Lehmann, Die Erde und der Mond, vom astronomischen Standpunkte aus betrachtet und für das Verständniß weiterer Kreise dargestellt.

— Herr Oscar Baumann in Wien theilt uns mit, daß er im vergangenen Sommer eine Reise durch Montenegro ausgeführt hat, und daß es ihm gelang, von weniger bekannten Distrikten das Kutschi-Land, das Moratscha-Quellgebiet und die Durmitor-Gruppe zu durchstreifen. Für den höchsten Punkt der letzteren, die Kablinova Glavica im Tirova Petschina-Kamme, welche er erstiegen, fand er (allerdings nur mittels Aneroid) die Höhe von 2944 m. Früher wurde derselbe zu 2600 m angenommen, während die neue russische Karte aus den Jahren 1879 bis 1880 nur 2483 m angiebt.

Asien.

— Die Thäler in der Umgebung von Petropawlowsk in Kamtschatka sind so geschützt und fruchtbar, daß sie mit gutem Erfolge für den Ackerbau nutzbar gemacht werden könnten; indessen haben die Einwohner keine Neigung für den Beruf des Landmannes. Sie hängen mit ihrem Lebensunterhalt gänzlich von den Fischen ab, die im Hafen und der Bai im Ueberfluß vorhanden sind. Während der eigentlichen Fischzeit kann man zu jeder Zeit des Tages und an jeder beliebigen Stelle bei der Stadt ein Netz auswerfen und sicher sein, dasselbe bald mit Lachsen, Schellfischen, Stinten, Barschen und Heringen angefüllt zu sehen. Während der Sommermonate werden große Quantitäten von Lachsen zur Nahrung für Menschen und Hunde getrocknet; in dieser einfachsten Weise zubereitet, werden sie „Jukal" genannt. Als tägliche Ration für einen arbeitenden Hund rechnet man anderthalb Fische von mittlerer Größe. Der frische Lachs kostet 2, der Hering 1 Kopeke das Stück. Bevor man die Fische zum Trocknen aufhängt, reinigt und salzt man sie; später im Jahre aber werden sie in großen Mengen ohne vorhergehende Reinigung in Gruben geworfen und mit Erde überschüttet, um zur Verwendung zu kommen, wenn die sorgfältiger zubereitete Nahrung verbraucht ist. Freilich verderben sie auf diese Weise, aber ein hungriger Kamtschadale findet an dem schlechten Geruch und Geschmack ebenso wenig etwas auszusetzen, wie ein Eskimo. So erzählt William H. Gilder in seinem oben (S. 32) besprochenen Buche „In Eis und Schnee". — Ebenso enthalten alle Seen und Flüsse Ostsibiriens einen Ueberfluß an vortrefflichen Fischen, und der ärmere Theil der Bevölkerung ißt auch nichts anderes. Die ostsibirischen Fische sind auch nach Gilder's Erfahrung von vorzüglichem Geschmack, namentlich wenn sie roh und gefroren servirt werden. Die Zubereitung ist in diesem Falle ungemein einfach. Nachdem die Haut abgezogen ist, wird das Fleisch in langen, schmalen Streifen von der Rückengräte abgeschnitten und je nach den Mitteln und dem Geschmack der Esser mit oder ohne Salz verzehrt. Außerdem werden die Fische gekocht, gebraten, gebacken, namentlich aber gern als eine Art Pastete in Brotteig eingerollt gegessen. Wer es erschwingen kann, ißt daneben auch wohl Renthierfleisch oder, wenn er reich genug ist, das bei weitem beliebtere, aber grobfaserige und zähere Rindfleisch. In Nischni- und Sredni-Kolymsk ist letzteres theurer als Renthierfleisch, in Werchojansk ist ihr Preis ungefähr gleich, in Jakutsk aber kostet Renthierfleisch schon bedeutend mehr und wird im Preise nur durch Pferdefleisch übertroffen, eine Delikatesse, die sich nur die reichsten Leute gewähren können.

— Die indische Regierung hat die Berichte über die Vorarbeiten für einige neue, wichtige Eisenbahnen veröffentlicht. Die erste, welche Assam mit dem Meere verbinden soll, wird von Tschittagong durch Katschar nach Dibrughar gehen, eine Abzweigung nach Gowhatty erhalten und 736 Miles lang werden. Eine zweite, 652 Miles lang, ist von Mogul Seria bis Benares durch Tschota Nagpur und Orissa nach Puri (Pooree) projektirt, mit einer Zweigbahn nach Gya; letztere wird ausgedehnte Kohlenfelder durchschneiden und für den Pilgerverkehr zwischen dem Nordwesten und Puri eine Abkürzung darstellen.

— Von Ernst Häckel's so überaus anziehendem Buche „Indische Reisebriefe" (Berlin 1883, Gebr. Pätel), welche wir auf S. 191 des 43. Bandes besprachen, ist soeben eine zweite Auflage erschienen, welche um ein hochinteressantes Kapitel „Der Adams-Pik" und eine Karte von Ceylon mit der Reiseroute des Verfassers vermehrt ist und in dieser Gestalt sich gewiß neue Freunde zu den alten erwerben wird.

— Verschiedene russische Schriftsteller haben in letzter Zeit darauf aufmerksam gemacht, daß in den japanischen Meeren verschiedene Arten giftiger Fische vorkommen, darunter zwölf Varietäten von Tetrodon, von denen T. inermis, „Kanatuka" der Japaner, besonders gefährlich ist. Nach Dr. Guldrew ist der Fisch „Fuku" so giftig, daß nach dem Genuß nur eines mäßigen Stückes von seinem Fleisch der Tod fast sofort eintritt. Den Japanern ist der Genuß desselben gesetzlich untersagt, aber trotzdem sterben nicht selten Leute der unteren Klassen daran; denn diese schreiben ihm besondere wunderbare Eigenschaften zu,

denen zu Liebe sie sich der Gefahr des Vergiftetwerdens aussetzen.

Afrika.

— Seit vorigem Jahre erscheint in Tanger unter dem Titel „Le Réveil du Maroc" eine Zeitung, die erste in Marokko. Sie hat sich zur Aufgabe gestellt, der marokkanischen Regierung in gründlichster Weise die Wahrheit zu sagen und alle Schäden ans Licht zu ziehen, und nach den uns vorliegenden Nummern läßt sie allerdings an Deutlichkeit der Sprache nichts zu wünschen übrig. Zum Glück für sie stehen die in Tanger wohnenden europäischen Unterthanen nicht unter marokkanischer Gerichtsbarkeit und „Sa Majesté Shérifienne" ist gegenüber dem Blatte machtlos. Ko.

Nordamerika.

— Im „American Naturalist" (January 1884, vgl. auch Proc. R. Geogr. Soc. November 1883) finden wir Angaben über eine Forschungsreise des Rev. J. Petitot im Gebiet des noch so wenig bekannten Athabasca-See in Kanada. Er fand dort ausgedehnte Strecken fruchtbaren Landes, namentlich an den Einmündungen des gleichnamigen Flusses und des Peace River (Undjiga), dann zwischen diesem und der Duck Portage am Sklavenfluß, außerdem sehr zur Ansiedelung geeignete Prärien am Fuß der Felsengebirge vom obern Saskatschewan bis zum Hay River. Während jetzt höchstens 6000 Chippeways und Creeks in der Gegend leben, könnte sie eine sehr zahlreiche ackerbauende Bevölkerung ernähren. Am Athabaska River ist eine vulkanische Zone, in welcher kleine Kegel Feuer und Rauch auswerfen; ihnen entlang sind unvollkommen verkohlte Lignite abgelagert. Der See selbst ist 230 Miles lang, 25 breit und sehr tief; seine Nordseite ist kahl und öde; drei Seiten werden von Granitfelsen eingefaßt, nur die Südseite hat flacheres Land. Petitot's Untersuchungen sollen vier geographische Irrthümer berichtigen. Zunächst hängt der See La Rouge zwar mit dem Churchill, aber nicht mit dem Beaver zusammen; der La Plonge River, durch den das geschehen sollte, entspringt zwar nahe dem See, aber nicht aus ihm. Dann hat der große Bärensee keinen direkten Zusammenhang — durch den Beghula oder Anderson — mit dem Eismeer, und auch nicht zwei, sondern nur einen Ausfluß in den Mackenzie. Beide Irrthümer sind schon auf der Karte in Kiepert's Handatlas von 1879 berichtigt. — Wichtig dagegen ist, daß der Wollaston-See keinen Zusammenhang mit dem Athabasca hat, also auch keine Wasserverbindung zwischen Mackenzie und Churchill oder Mississippi, resp. der Hudsonsbai existirt; einige südliche Zuflüsse des Athabasca entspringen allerdings ganz in der Nähe des Wollaston. — Endlich wurde nachgewiesen, daß der halbmythische große Eskimo-See, der ein paar Mündungen ins Eismeer und außerdem Verbindung mit dem Mackenzie und dem Anderson haben sollte, nur einen Ausfluß hat, den Natowdja, der direkt ins Eismeer führt. Ko.

— Eine Anzahl von Eisenbahn- und anderen Gesellschaften (Oregon and Transcontinental Co., Oregon Railway and Navigation Co., Northern Pacific R. R. Co., Oregon and California R. R. Co. und Oregon Improvement Co.) haben seit 1881 unter Leitung des bekannten, u. a. auch um die Erforschung Chinas verdienten Geologen Raphael Pumpelly einen Northern Transcontinental Survey ins Leben gerufen, dessen Zweck die Durchforschung und Aufnahme des gewaltigen, fast ein Fünftel der Union umfassenden Gebietes ist, welches zwischen den großen Seen und dem Stillen Ocean, der Nordgrenze der Vereinigten Staaten und etwa dem 41. Breitengrade liegt. Die Resultate dieses Survey vom Jahre 1882 liegen uns jetzt in einer Reihe sehr sauber, ja mustergiltig ausgeführter Karten vor, welche Topographisches, Waldbedeckung und Ackerbauverhältnisse (Boden und Futterpflanzen) zur Darstellung bringen. Die topographische Abtheilung enthält sechs Blatt (Yakima- und Colville-Bezirk in Washington, Judith Basin und Crazy Mountains in Montana), die forstliche eine Waldkarte des Yakima-Bezirkes, auf welcher zahlreiche und zum Theil ausgedehnte braune Flecken an das böse Leiden des Niederbrennens der Wälder mahnen, die ackerbauliche drei Bodenkarten (mit Höhenkurven) des Yakima- und Colville-Gebietes. Die Unterstützung der Wissenschaft durch Private ist ein großartiger Zug im nordamerikanischen Leben; ein Beispiel dafür ist auch diese Uebernahme staatlicher Pflichten durch Erwerbsgesellschaften, die Aufnahme des heimathlichen Bodens auf private Kosten. Mögen auch immerhin im Hintergrunde Gedanken an spätern Vortheil bei solchem Unternehmen mitwirken, die Wissenschaft gewinnt dabei dennoch.

— Die Everglades, das ausgedehnte Sumpfland, welches die Spitze von Florida südlich vom 28° nördl. Br. einnimmt und in seinem größern Theile noch nie von einem Weißen betreten worden ist, wurden im November und December vorigen Jahres von einer Expedition, welche der in New Orleans erscheinende „Times Democrat" ausgerüstet, in ihrer Längenrichtung durchschnitten. Die Expedition, mit zwei Segelbooten, zwei größeren Proviantcanoes und einigen kleineren Canoes versehen, erreichte, durch schwere Stürme auf dem Okitschobi-See aufgehalten, am 7. November das Südende dieses Sees, das schon an beiden Seiten von Sumpf eingefaßt ist, und bahnte sich, nachdem sie vergeblich versucht einen fahrbaren Kanal zu finden, mit entsetzlicher Mühe einen Weg durch den dichten Urwald und dann durch den Sumpf nach Süden. Im Durchschnitt wurden nur fünf Zoll Wasser, aber 15 Fuß Schlamm gefunden; man war, wie die Wasserspuren zeigten, zur Zeit eines sehr niedrigen Wasserstandes gekommen. Am meisten Schwierigkeit bot die nächste Umgebung des Sees, der bei Hochwasser offenbar hoch überschwemmt wird, zur Trockenzeit aber mit Gras, dem brennenden „warm pea" und Weidendickichten bedeckt ist. Mit Aufbietung aller Kräfte gelang es nur selten, mehr als eine englische Meile im Tage zurückzulegen, und 18 Tage lang war keine Möglichkeit, die Canoes zu verlassen oder ein Lager zu schlagen. Die Thierwelt zeigte sich unendlich arm; Alligatoren, die im See in unzähligen Mengen leben und den Menschen noch nicht fürchten gelernt haben, und Schlangen fehlten im eigentlichen Sumpf vollständig, ein einziges Eichhorn wurde noch im Walde gesehen, sonst nur zahllose Muskitos und Blutegel. Erst am 28. November wurde die erste Insel erreicht und wieder einmal auf trockenem Grunde gelagert; hier erschienen auch Wasservögel in Menge. Zusammenhängende Wasserläufe fehlten übrigens auch hier und wurden erst am 5. December angetroffen, als man den Anfang des Sharks River erreichte. Das Netz von Flüssen, das die meisten Karten zwischen dem Okitschobi-See und dem Florida-Kanal zeichnen, existirt offenbar wenigstens in der trockeneren Jahreszeit nicht, in der nassen mag es dagegen möglich sein, ohne allzugroße Anstrengung mit einem Canoe diese Route zu verfolgen. Von den Seminolen, deren letzte Reste Süd-Florida bewohnen, wurden wohl alte Lagerplätze und auch Lagerfeuer gesehen, doch bekam die Expedition keinen Indianer zu Gesicht. Ko.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLV. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

IV.

Am 3. August waren die Flöße bereit und die Hütten unter Dach; am 4., 10 Uhr 20 Min. Vormittags, ging die Abfahrt vor sich. Ungefähr 500 m unterhalb der Lagerstelle gelangte man an den Zusammenfluß der Rios Coca und Napo; der Nebenfluß ist mächtiger als der Strom, dem er seine Wasser zubringt. Von diesem Punkte an gehört das rechte Ufer zu Ecuador und das linke zu Colombia. Doch sind die Besitztitel auf diese Gegenden höchst problematisch; keine der beiden Republiken hat es sich angelegen sein lassen, diesen als Grenzlinie doch politisch sehr wichtigen Fluß geographisch oder hydrographisch aufzunehmen. Das Bett des Napo ist von sehr ungleicher Breite. Bald öffnet es sich, und dann trennen oft recht große Inseln seine Arme, bald verengt er sich, und dann strömen seine tiefen Gewässer hastig dem Punkte zu, an dem die Gestade sich wieder erweitern.

Um 3 Uhr Nachmittags wurde das Fahrzeug von einem starken Strome fortgerissen; plötzlich erhält es einen heftigen Stoß und Krachen der Balken ertönt; es ist in den Zweigen eines in den Fluß gesunkenen Baumes festgefahren. Alle Anstrengungen, das Schiff loszumachen, sind vergebens. Die Nacht bricht herein. Von 5 Uhr Morgens an wird die Rettungsarbeit wieder aufgenommen. Zwei der Aeste weichen endlich den Axtschlägen; das Fahrzeug gleitet über das hölzerne Riff und eine Minute später ist es wieder flott. Die Ufer des Napo sind im allgemeinen flach, stellenweise aber bilden sie 8 bis 10 m hohe Abhänge; nun schwemmt bisweilen der Strom die bewaldeten Böschungen ab, die Bäume, die sie bedeckten, stürzen nieder, ihre riesigen Aeste beißen sich, den Zähnen eines Ankers gleich, im Grunde fest, und dieser Stamm versperrt einen Theil des Bettes.

Am 11. Nachmittags riefen die auf dem Vordertheil stehenden Leute plötzlich „Auco! Auco!“ Sie bezeichnen mit dieser Benennung die ungetauften Wilden. Wiener und seine Gefährten ergriffen Flinten und fuhren in dem großen Canoe nach einer Sandbank, von der sich dicker Rauch erhob. Jede einzelne Lagerstätte bestand aus einigen von der Sonne getrockneten Palmenblättern, die in die Erde gesteckt waren, und in deren kümmerlichem Schatten einige nackte Indianerinnen Netze ausbesserten, mit ihren Kindern spielten oder auch Körner zu Ketten aneinander reihten. Die Kleinen betrachteten die Fremden mit großen, runden Augen, indem sie Sand aßen, welche unselige Gewohnheit ihnen den Unterleib furchtbar anschwellt. Aus dem Hintergrund der Ebene liefen einige Indianer herbei. Es waren dies Zaparros von Sinchi-Chicta. Sie empfingen die Reisenden freundlich und versprachen, sie an der Mündung des Rio Ahuarico zu treffen, wohin man sich zur Ergänzung der Lebensmittel durch Jagd und Fischfang begeben wollte.

Gegen 2 Uhr Nachmittags am 13. August war diese Mündung in Sicht. Gegenüber dem Nebenflusse zeichneten sich auf einem breiten Strande menschliche Schatten ab. Bald konnte man einige 30 nackte, unbeweglich hockende Indianer unterscheiden; ihre braune Haut stach grell von dem hellgelben Boden ab. Plötzlich sprang ein hochgewachsener Mann in ihrer Mitte empor, gab zwei anderen ein

Zeichen, betrat eine Piroge und fuhr den Ankömmlingen entgegen, während die Uebrigen ins Wasser sprangen und heranschwammen. Es war dies ein fast nackter Weißer, der sie zu ihrem größten Erstaunen im reinsten Pariser Französisch „Comment allez-vous?“ anredete. Bald hatte er sein trauriges Geschick berichtet. Er hieß Michel Parys und war, in Madrid von einer französischen Mutter geboren, vom 8. Jahre an in Paris erzogen worden; sein Vater war als Ingenieur nach Ecuador gegangen, um auf Rechnung einer englischen Gesellschaft die Straße zwischen Pallon und Quito zu bauen, hatte aber, da die Gesellschaft das Unternehmen aufgab und er es allein fortsetzen wollte, sein ganzes Vermögen verloren. Michel versuchte es zuerst mit Stundengeben, verdang sich dann als Chinasucher und ging endlich nach dem Osten, um sein Glück zu machen, fand aber statt dessen nur bitteres Elend und wurde schließlich krank und verhungert auf diesen Strand verschlagen; seit 6 Monaten hatte er nur von Pepas del Monte gelebt und sich nicht einmal Bananen oder Maniok verschaffen können; seine Füße waren geschwollen und standen im stärksten Gegensatze zu seinem abgemagerten Körper. Wiener's Anerbieten, ihn in civilisirtere Gegenden mitzunehmen, nahm er gern an.

Am nächsten Morgen früh trafen die Zaparros von Sinchi Chicta ein, und die Leute verbrachten den Tag mit Jagd und Fischfang. Letzterer ist in dem 150 m breiten und 4 bis 5 Klafter tiefen Ahuarico höchst lohnend, besonders beherbergt er einen „Peiche“ genannten Riesenfisch, der gewöhnlich über einen Centner wiegt. Es wurde einer harpunirt; sein Fleisch, frisch oder gesalzen genossen, ist höchst angenehm von Geschmack und erinnert an den Lachs. Die die Ufer bewohnenden Indianer sind ausgezeichnete Fischer und handhaben die drei Instrumente ihres Gewerbes: Netz, Harpune und Angel mit gleicher Vollkommenheit. Die oft aus Eisen gearbeitete Harpune ist an einem 3 bis 4 m langen Stock befestigt, an dessen Ende sich ein langes, mit einem Schwimmer aus Balsa-Holz versehenes Seil befindet. Der Indianer harpunirt aus einer Entfernung von 12 bis 15 m und läßt sofort das Seil los; der getroffene Fisch taucht unter, aber der Schwimmer zeigt seinen Weg an und gestattet dem Fischer, sich seines bald ermüdeten Opfers zu bemächtigen.

Die Bodoquera (Blasrohr), deren sich die Indianer mit großer Geschicklichkeit bedienen, bietet im Vergleich zur Flinte Vortheile und Nachtheile dar. Man kann das Thier nur schießen, wenn es ruht, dafür aber kann man, da die Waffe keinen Lärm verursacht, der Reihe nach Vögel von einem Baum herunterschießen, während der Flintenschuß sofort den ganzen Schwarm in Alarm setzt. Für gewöhnlich schießt der Indianer senkrecht über sich; die Länge (3 bis 4 m) des Rohres erklärt, weshalb man so seines Schusses sicherer ist, als wenn man wagerecht zielte; Wiener sah, wie Affen neugierig das Rohr betrachteten, welches sich langsam auf sie richtete, und den vergifteten Pfeil empfingen, ehe sie noch von der Gefahr eine Ahnung hatten.

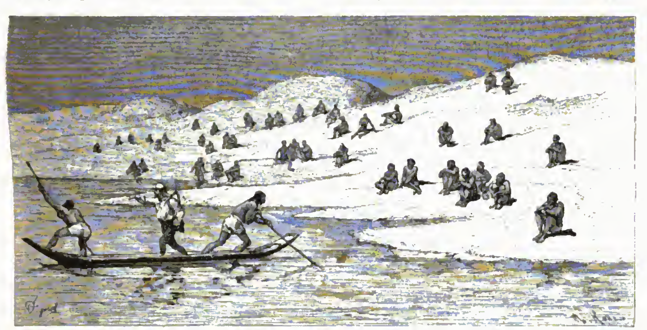

Zaparros-Lager am Ufer des Napo.

Die Uferbewohner fabriciren Ollas potridas aus allen Ergebnissen ihrer Thätigkeit. Schildkröteneier, ein Roche, ein Dutzend Fische „Boca chica“, zwei Kröten, eine Ente, ein Schwanz eines jungen weißbäuchigen Kaiman, Yuka, Bananen, Aji und Salz waren z. B. die Bestandtheile einer Mahlzeit, die mit größtem Appetit verschlungen wurde. Am 18. August erhielten die Ruderer eine am Tage erlegte Capihuara; gegen 6 Uhr Abends wurde zehn Schritt vom Ufer vor Anker gegangen und sofort machten sich die Indianer daran, ein großes Feuer anzuzünden und das Thier zu braten. Der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken bedeckt; alle Augenblicke erleuchteten Blitze den Horizont mit violetten, rothen, fahlgelben Lichtern; der Wind erhob sich und wirbelte die Flamme herum; dann jagte der Sturm einher und in seinem Gefolge Regen: ein vertikaler Strom goß herab, der sich mit dem horizontalen mischte. In einem Augenblick war das Feuer erloschen und die Indianer, auf das Floß geflüchtet, verzehrten heiter die noch halb rohe Capihuara. Die Sunos ziehen die Speisen gewöhnlich aus dem Feuer, wenn das Wasser zu kochen angefangen, oder wenn die Flamme das zu bratende Fleisch kaum geröthet hat. Uebrigens *essen* die Indianer nicht, sie *schlingen*, und es ist kaum glaublich, welche Quantitäten Speisen ihre Magen aufzunehmen vermögen; ebenso stark ist ihre Fähigkeit zu trinken entwickelt.

Sobald der Indianer krank ist, spannen sich alle seine Fibern ab, er hat nicht die geringste Widerstandsfähigkeit. Erscheinen die Pocken unter ihnen, so wandern ganze Stämme aus, die Mutter verläßt das kranke Kind, der Sohn den sterbenden Vater. Und ebenso gering ist ihre Pietät vor Todten. Stirbt einer an einer bekannten, nicht ansteckenden Krankheit, so macht man in der Nähe eines Baumes eine Grube und verscharrt darin den Leichnam; keine Thräne fließt dabei, kein Klagen ertönt; nach gethaner Arbeit trinkt

und schläft man und die Natur, unempfindlich gegenüber dem Tode, nimmt ihr Schöpfungswerk von Neuem auf. Nur die Archidonas machen hierin eine Ausnahme: sie, die früheren Unterthanen der Inkas, haben, wie es scheint, die uralte Gewohnheit der Leichenaustrocknung bewahrt. Sie geben ihren Todten eine hockende Stellung wie bei den peruanischen Mumien, und, da sie keine Mausoleen zu errichten verstehen, so bewahren sie die Mumien in ihren Häusern unterhalb des Daches hängend auf.

Acht Tage nach dem Aufbruche vom Rio Ahuarico erreichte man den Rio Curaraï und bald hernach Tamboryacu. Da die wilden Stämme, welche hier hausen, im Rufe der Grausamkeit stehen, und die Ruderer nicht begierig waren, ihre Bekanntschaft zu machen, so thaten sie, als ob sie eine 2 km abwärts gelegene Landestelle nicht erreichen könnten. Es war 6 Uhr. Wenige Minuten später fuhr man in vollständiger Finsterniß, und wenn es schon schwierig ist, den Napo in einem schwerfälligen Fahrzeuge zu beschiffen, wenn man alle Hindernisse sieht, so ist es noch viel schlimmer bei Nacht. Um 7½ Uhr fühlte man einen Stoß, dem Unheil verkündendes Krachen folgte. Wieder sitzt man in Aesten fest. Da die Dunkelheit zu sehen verhindert, wo man festgehalt ist, so überläßt man sich dem Strom; die Kraft des Wassers treibt das Fahrzeug vorwärts; das Krachen dauert an; das Floß neigt sich auf die linke Seite und das Wasser dringt mächtig hinein. Diese kritische Lage währt über 5 Minuten; endlich bricht der Baum, aber nur um das Schiff in einen andern verfahren zu lassen. Das Häuschen scheint in die Brüche gehen zu wollen; die Lianen und Seile, die seine Nägel und sein Dach zusammenschnüren, geben nach und reißen, die hölzernen Streben gehen aus den Fugen. Ein letzter Stoß, man zerbricht einige Zweige und schwimmt ruhig einher. Der Mond geht auf und erleuchtet den Fluß. Die Indianer nehmen die Ruder wieder zur Hand, und eine halbe Stunde später ist man außer Gefahr; zwar das Fahrzeug ist stark mitgenommen, aber man tröstet sich: einige Stunden Arbeit werden die Havarien ausbessern, einige Stunden Sonne die Kleider trocknen.

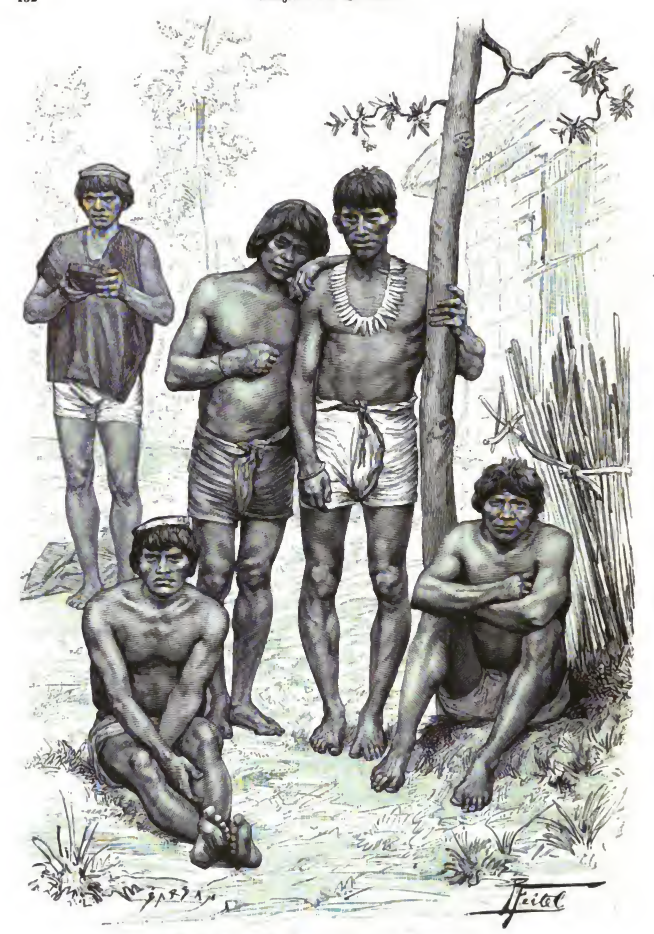


Zaparros am Rio Ahuarico.

Rechts und links bildet der Napo Cochas oder Lagunen, die oft mehrere Kilometer lang und von Kaimans, Fröschen und Kröten wimmeln. Diese Strecken werden von den Wilden nicht bewohnt, weil sie Fieber erzeugen, während sonst die Ufer des Napo gesund sind und nur stellenweise die Muskitos hier hausen. Auch die Expedition litt schrecklich unter diesen Plagegeistern, und nicht allein die Europäer, auch die Eingeborenen werden nicht verschont. Nachts bedienen sie sich 2 m langer, 60 cm breiter und 50 cm hoher Muskitonetze aus ziemlich starken, farbigen Stoffen. Zwei quer über einander gelegte Zweige spannen dies Netz in seiner ganzen Breite aus einander; zwei in den Sand gesteckte Ruder zu Häupten und zu Füßen vollenden das primitive Gerüst dieses Schutzdaches.

Am 25. August traf man einen Stamm der Piojes-Cotos. Zuerst zeigten sich vier oder fünf auf dem rechten Ufer, in wenigen Minuten aber wuchs ihre Zahl auf dreißig. Das Gestade des Napo bildete hier einen Abhang von 4 bis 5 m, die Lianen hingen von den Bäumen herab, und es war ein reizender Anblick, wie Männer, Frauen, Kinder, ganz nackt, fast weiß von Haut und mit langen schwarzen Haaren, in und an den Zweigen schwebten. Sie sahen die Fremden ohne eine Spur von Furcht herannahen. Für einige Messer vertauschten sie vergiftete Lanzen und für einige Tücher führten sie die Reisenden in ihre 200 m vom Ufer auf dem linken Ufer liegende Hütte. Diese maß ca. 40 mal 30 m, und das Dach war gut 10 m vom Boden entfernt. Im Inneren befanden sich einige 30 Cotos. Sie sind von schöner Rasse, großem Wuchs und eleganten Formen und Bewegungen. Die Nase ist gerade, das Kinn rund, der Mund breit gespalten, aber wohlgestaltet, die Zähne schön und weiß. Im Ohr tragen sie Pfropfen oder weiße runde Scheiben — ob von Balsa oder Korkholz, kann Wiener nicht angeben — die bis zu 15 cm im Durchmesser haben. Die Piojes-Cotos folgten der Expedition beinahe eine Stunde lang in zwei Pirogen, ohne zu wagen an Bord zu kommen; dann kehrten sie um.

Am 27. traf man in Tutapicheo ein. Die Bewohner sind aus den Missionen des obern Napo ausgewanderte Indianer. Sie haben sich um einen gewissen Zara geschart, der sie zur Ausbeutung von Kautschuk,



Eingeborene vom Rio Ahuarico. (Nach einer Photographie.)

Sassaparilla und Taguanüssen benutzt. Er hat ihnen auch das Princip aller Civilisation, den Werth des Geldes als Lohn für die Arbeit, beigebracht. Sie malen sich weder Gesicht noch Körper, tragen weder Hals- noch Armbänder und haben ein für Arbeiter vernünftiges Kostüm angenommen.

Am 30. kam man nach Masan, einer Ortschaft, die aus einer Indianerhütte besteht. Von Zeit zu Zeit zieht der Indianer um, und Masan zieht mit ihm.

Einer von Wiener's Leuten war von einem Skorpion gestochen worden. Nach dem Glauben der Eingeborenen ist dieser Stich stets tödtlich. Wiener that einen tüchtigen Schnitt in die Wunde und wusch sie verschiedentlich mit Alkaliwasser. Der arme Kerl heulte vor Schmerz, und seine Landsleute baten, ihn doch ruhig sterben zu lassen. Anstatt dessen wurden die Waschungen fortgesetzt, der Indianer schlief, schwoll zwei Tage lang furchtbar an, genaß aber darauf. Man erzählt oft, die Indianer kennten Pflanzen von wunderbarer Heilkraft, in der That aber kennen sie nichts. Wenn sie an irgend einer Krankheit, außer Blattern, Fieber oder Katarrh, leiden, so sagen sie, sie seien behext; der Kranke bezeichnet den Zauberer und seine Freunde tödten den Bösewicht, so daß die berühmte Indianerkur zwei Menschen tödtet, anstatt einen davon zu retten.

Der letzte Tag auf dem Napo gab noch Gelegenheit zu einer Schildkrötenjagd. Einige Kilometer unterhalb Masan traf man einige hundert dieser Thiere. Die Leute brachten eine mit, die über einen Centner wog und 121 Eier hatte. Die Geschicklichkeit des Jägers besteht darin, sich dem Thiere von der Seite zu nähern, es am Rückenschild genau über dem Kopfe zu ergreifen und schnell umzudrehen; einmal auf dem Rücken liegend, ist es gefangen. Um die Eier zu finden, folgt man den Spuren, welche die Schildkröten im Sande hinterlassen; sie kommen besonders in Mondnächten aus dem Wasser, höhlen ein 40 bis 80 cm tiefes Loch aus, legen dort in zwei oder drei Stunden 100 bis 140 Eier hinein und bedecken die Grube sorgfältig mit Sand, indem sie der Sonne die Sorge um das Ausbrüten ihrer Nachkommenschaft überlassen. Die Indianer erzählen, daß die Schildkröten zweimal im Jahre legen, einmal im Juli, das andere Mal im September oder Oktober und versichern, daß die ersten Eier verfaulen und nur die zweiten die zukünftigen Geschlechter erzeugen.



Fischfang der Zaparros.

Etwas später als Wiener's Aufenthalt in jener Gegend fällt die Zeit, wo diese Thiere zu Tausenden aus dem Wasser kommen; einer seiner Leute versicherte in einer Nacht über 40 auf den Rücken gelegt zu haben, was wohl nicht übertrieben ist, da der Mensch sich kaum anzustrengen braucht um eine Schildkröte einzuholen, wenn sie noch so schnell läuft.

Diese Schalenbewohner haben eine unglaubliche Lebenskraft. Man schlägt sie mit Knütteln und Messern auf den Kopf todt; hat man sie so getödtet, dann lebt der übrige Körper noch immer weiter, was man merkt, wenn man mit einem Beile die Knochen zerschlägt, welche die Brust mit dem Rücken verbinden. Mit einem Messer werden Kopf und Füße vom Brustbein getrennt, dann ergreifen zwei Indianer die Schale, zwei andere ziehen den Körper; das Fleisch löst sich, aber unglücklicherweise reißt mitten in der Arbeit das Thier entzwei und die Hinterfüße, der Schwanz, ein Theil des Rückens und der Brust bleiben an der Umhüllung kleben; man will diese Theile loslösen, aber sie vertheidigen sich mit wahrer Wuth. Sind das nervöse Bewegungen? Die Beine wollen sich durchaus nicht abschneiden lassen, der Schwanz weigert sich entschieden, dem Beispiele des Kopfes zu folgen. Das heißt bis aufs Ende kämpfen!

Das erste civilisirte Dorf, welches man antraf, war

Mangoa; ja es war eigentlich überhaupt das erste Dorf in unserm Sinne, welches man seit 47 Tagen sah. Zwölf Strohhäuschen um eine kleine Kapelle bilden diese erste peruanische Niederlassung. Die Einwohner sind Borjeños, von denen noch weiter zu sprechen sein wird, schöne, fast weiße Menschen, mit schwarzen, dichten Bärten. Mangoa liegt auf einem 30 bis 35 m hohen Hügel; eine ländliche Treppe führt von dem kleinen Hafen zu den Häusern hinauf. Als Wiener ankam, stiegen Frauen mit großen Thongefäßen auf dem Kopfe die Stufen hinunter. Diese Art Lasten zu tragen, die in Ecuador vollständig unbekannt ist, zwingt den Träger aufrecht zu gehen und giebt den Bewohnern dieser Gegend eine stolze Haltung, die besonders den Frauen gut steht.

Hier sah man die ersten Monterias, das sind Pirogen, deren man sich auf dem Marañon (Amazonenstrom) bedient. Sie sind aus Mohinaholz und werden beinahe wie die anderen Pirogen gebaut; wenn sie aber fertig sind, spaltet man sie an beiden Enden und entfernt über einem langsamen Feuer die Seiten vom Kiel, so daß das Schiff zu einer flachen Muschel wird; dann schließt man Vorder- und Hintertheil durch gerade Planken. Der Hauptunterschied zwischen Piroge und Monteria besteht darin, daß jene stromab mit Pagajen, stromauf mit Taunas, einer Art Stangen getrieben wird, während man diese ganz auf europäische Weise mit Steuer und Ruder lenkt.

Coto-Indianer. (Nach einer Photographie.)

Das Ufer des Napo bildet hier einen 4 bis 5 m hohen Abhang und auf der Terrasse, welche sich 200 m weit vom Flusse nach Westen ausdehnt, entwickelt sich eine 3 km lange und durchschnittlich 60 m breite Lagune, deren Niveau $4\frac{1}{2}$ m und deren Grundfläche $2\frac{1}{2}$ m höher ist, als der benachbarte Fluß; ihr Spiegel ändert sich nie und Sommer wie Winter bedient man sich zu ihrer Befahrung einer Monteria, die an ihrem Rande angeseilt liegt. Da das Terrain aus Alluvium besteht, so ist es wunderbar, daß das Gewässer keinen Abflußkanal besitzt.

Am Abend machten die Leute Toilette; sie schnitten sich wieder die Haare kahl vom Kopfe bis auf die lange Stirnfranse; das Gesicht aber bemalten sie sich nicht, nur der eine Zaparro schwärzte sich mit Huichi. Ein solches Zugeständniß von Seiten der Wilden ist höchst ungewöhnlich, auch drückte ihnen Wiener seine Erkenntlichkeit durch eine Flasche Branntwein aus.

Die Nacht war erstickend heiß und der Boden brannte; das in den Sand gesteckte Thermometer zeigte um 11 Uhr Nachts 59° C.!

In wenigen Stunden nur sollte man den Napo verlassen. Die vorgenommenen Lothungen haben erwiesen, daß er vollständig schiffbar ist, und die Ausfuhr seiner



Der Amazonenstrom an der Mündung des Napo.

Uferprodukte wäre leicht. In welchen ökonomischen Bedingungen befände sich nun wohl ein zwischen Curaraï und Tutapicheo, also auf peruanischem Gebiet, eingerichtetes landwirthschaftliches Unternehmen? Das Landesgesetz erklärt die Besitznahme von Ländereien im ganzen Osten der Republik für unentgeltlich und verlangt nur, daß der Kolonist innerhalb eines Jahres nach dem Antrage, den er an die Regierung zu stellen hat, ein Wohnhaus auf seinem Grund und Boden errichtet habe. Die Ausdehnung der Koncessionen ist unbeschränkt. Die Einfuhrzölle sind für alle den Kolonisten nöthigen Geräthe aufgehoben. Ein Vertrag zwischen Brasilien und Peru sichert der Ein- und Ausfuhr aus den Gebieten östlich der Anden Transitscheine zu.

Unter diesen außerordentlich günstigen Bedingungen, die man anderwärts vergeblich suchen würde, und in Anbetracht der ganz enormen Ergiebigkeit des Bodens erscheint es fast wunderbar, daß der Strom der europäischen Auswanderung sich nicht einmal hierher gerichtet hat. Aber freilich, der Einzelne kann hier nichts ausrichten, er geht zu Grunde;

nur mit reichen Kapitalien versehene Gesellschaften könnten, mit Hilfe des Zeit und Entfernung kürzenden Dampfes und guter Verkehrswege, den ungeheuren Reichthum dieser Gegenden nutzbar machen und ihrem Boden solidere und dauerhaftere Schätze entreißen als die Millionen kostbaren Metalles, die vor drei Jahrhunderten dem Schoße der Cordilleren entstiegen.

Am 1. September, 6 Uhr Morgens, fuhr die Expedition in den Amazonenstrom ein. Vor ihr that sich, so weit das Auge reichte, der einer riesigen Ueberschwemmung ähnliche Wasserspiegel auf. Ueber 800 Stunden vom Ocean entfernt, bietet der Marañon auf einem Sektor von 15° ein Schauspiel dar, welches man gewöhnlich nur auf hohem Meere genießt, den natürlichen Horizont. Himmel und Woge vermählten sich; man fuhr in dem Süßwassermeere Südamerikas. Die aufgehende Sonne überfluthete die Morgenwolken und den Spiegel des Flusses mit goldenen Strahlen, man schwamm in Feuer und unter purpurnem Baldachin.

Die Expedition von Quito bis zum Amazonas hatte hundert und einen Tag gedauert.

Sennaar.

Von Dr. Konrad Ganzenmüller.

II.

In dem südöstlichen Theile ist die Dschesireh gebirgig. Nordostwärts von dem See des Baro erheben sich die Berge des Lega-Landes 2500 bis 3000 m über den Meeresspiegel; nicht ohne Schwierigkeit ist das weiter nördlich gelegene Ego-Gebirge zu überschreiten; darnach folgen: die Höhen von Fadasi, nordwärts davon das Bämbäschi-Gebirge, dessen höchster Gipfel etwa 700 m über die Ebene emporsteigt, und zu beiden Seiten des Tumat die Berge des Berta-Landes. Von dem Tieflande im Westen gegen den Weißen Nil hin, von dem Becken von Kabangel aus gesehen, macht das Hochplateau den Eindruck von mächtigen Bergketten, welche zahllose Ausläufer in die Ebene entsenden[1]). Weit nach Westen vorgeschoben erscheint der aus einem niedrigen Felsenkamme bestehende Dschebel Ulû und der abgerundete Dschebel Karawit zwischen dem zehnten und elften Breitengrade[2]). Zwischen dem Blauen Nil und dem Tumat liegt der Faronye und der Fasankarô und nordwestlich von letzterem der 500 m über den Blauen Fluß emporragende Fasokl[3]). An die Berge des Berta-Landes schließen sich die Dschebel e'-Fundsch an; hier ist am wichtigsten das aus mehreren etwa 600 m über die Ebene aufsteigenden Erhebungen zusammengesetzte Gebirge Tabi zwischen dem elften und zwölften Grad, anderthalb Tagereisen westlich vom Bahr el-Asrek. Weiter nach Norden erhebt sich der oft besuchte, mehr isolirte Dschebel Gule, der mit seinem von mächtigen Affenbrodbäumen beschatteten Dörfergürtel einen großartigen Anblick gewährt. Die Westseite ist sehr steil und zeigt große herabgestürzte Felsmassen; die Nordseite bildet einen Halbkreis von steilen Höhen; von dem schwer zu ersteigenden Gipfel genießt man bei hellem Wetter eine weitumfassende prachtvolle Aussicht[4]). Im Nordnordosten sieht man den Dschebel Gerebin, der, abgesehen von einzeln abgesonderten Felsen, aus drei getrennten Massen besteht[5]). Etwas nördlich vom zwölften Grade liegt der spitzkegelförmige Dschebel Masmun und in der Breite von Sennaar der dreigipflige Dschebel Sakati; die Moye-Berge bilden eine Gruppe von Höhen, die durch Schluchten getrennt sind und welche kleine Rücken nach den Seiten hin aussenden[1]). Von den im Südosten der Dschesireh gelegenen Bergzügen sowie vom Tabigebirge und dem Dschebel Gule breitet sich nach Westen hin eine unabsehbare Ebene aus, in welcher nur einige wenige Felskuppen inselartig emporragen; mit Ausnahme der bereits erwähnten kleinen Berge sind auch die Ufer des Bahr el-Abiad durchweg flach; ebenso erstreckt sich nordwärts von den Moye-Gipfeln eine ungeheuer weite Fläche bis gegen Chartum hin.

Diese große Ebene von Sennaar besteht im Allgemeinen aus einem an Geschiebe reichen, oft faustgroße Konglomerate enthaltenden Schwemmlande mit darunter sich befindenden Thonlagen. Am Ufer des Sobat findet sich glimmerhaltiger Sand und braunschwarzer Thon. Die Berge im Distrikt von Fasokl bestehen der Hauptmasse nach aus Gneiß, der sehr feldspathhaltig und sehr granitähnlich ist, die Dschebel e'-Fundsch, der Dschebel Gule, die Moye-Berge aus röthlichem, grobkörnigem Granit, während sich am Dschebel Auli und in der Umgegend von Chartum Sandstein zeigt. Der Tefafang wird für einen erloschenen Vulkan gehalten; er erhebt sich wahrscheinlich auf einem basaltischen Plateau; alle vulkanischen Produkte des Berges erweisen sich als umgewandelter Basalt. Auch an dem weiter ostwärts liegenden Dschebel Karawit bemerkt man vulkanisches Gestein[2]).

Sennaar ist reich an Metallen. Das Schwemmland der zwischen den Bergen gelegenen Ebene führt von den abessinischen Alpen bis an den Bahr el-Abiad Gold. Zwischen Fadasi und Famaka giebt es wenige Chuâr oder Regenströme, in denen nicht Gold zu finden wäre; einer trägt sogar den Namen Chor Dahab, d. i. „der goldene Gießbach". In den Bächen, welche vom Hochplateau in die niedere Ebene gegen den Weißen Nil hin fließen, soll der Reichthum an Gold besonders groß sein. „Die jetzigen Bewohner" jener südlichen, bisher noch unabhängigen Gebiete „kümmern sich in keiner Weise um das vorhandene kostbare Metall, aus Furcht, die Aufmerksamkeit der Aegypter zu erregen und dadurch den Ruin ihres Landes und den Verlust ihrer Freiheit herbeizuführen[3])". Goldwäschereien fanden sich 1821 an vielen Stellen, namentlich in den Bergen

---

[1]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 72, S. 3. 13. 40. 48. 53.
[2]) Ibid. Ergänzungsheft 51, S. 11.
[3]) Ibid. 72, S. 1.
[4]) Hartmann, Reise, S. 477. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 7.
[5]) Ibid. S. 6.

[1]) Ibid. S. 19. Cailliaud, Voyage, II, p. 245 etc. p. 326 etc.
[2]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 10. Hartmann, Reise, S. 474. 479. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 5. 10. 19. 21.
[3]) Ibid. 72, S. 41.

des Berta-Landes, sowie am Dschebel Gule[1]; in Folge des ungesunden Klimas, der Unsicherheit der Grenzen, des zu bedeutenden Kostenaufwandes, der Indolenz der Regierungsbeamten waren dieselben in Ober-Sennaar 1860 von den Aegyptern alle verlassen und wurden nur ungenügend von umherirrenden Schwarzen auf eigene Faust ausgebeutet[2]). Der ausgewaschene Goldstaub ist meist von großer Feinheit und wird in thönernen Tiegeln geschmolzen, zu Stäben gegossen, diese zu kunstlosen Ringen zusammengebogen und so in den Handel gebracht[3]). Mittelst weniger Werkzeuge verfertigen die schwarzen Goldschmiede niedliche, saubere Schmucksachen als Ohr-, Nasen-, Fingerringe, Armbänder u. s. w., welche theils da- und dorthin versandt, theils von den Eingeborenen getragen werden. Ungemünzte Stücke des edlen Metalls werden vielfach als Geld benutzt[4]). — In Sennaar finden sich unter dem Sande Lagen von Brauneisenstein. Die Neger graben sechs bis zwölf Fuß tiefe Gruben in die Erde, lesen das Erz aus und sammeln es in Körben. Oft scharren sie auch in der Nähe von Steppenbüschen die Erde auf und nehmen besonders diejenigen Raseneisenklumpen, welche sich an den Baumwurzeln zusammengeballt finden. Es werden Gruben angelegt, die Erze, mit Kohlen von Akazienholz gemengt, hineingeworfen und mehrmals geschmolzen, bis ein zwar nicht schlackenfreies, aber doch gutes Roheisen gewonnen wird. In der Dschesireh ist das in der Nähe des Tabi-Gebirges hergestellte am meisten geschätzt. Das in einer Grube glühend gemachte Eisen wird von den Schmieden auf einem kleinen Amboß gehämmert und es werden daraus Kettchen und Ringe zum Schmuck, sowie Waffen und Geräthe zum täglichen Gebrauch verfertigt[5]).

Die Bewohner des Sudan theilen, ähnlich wie die alten Aegypter, das Jahr in drei Jahreszeiten ein; dieselben heißen im Arabischen Schitâ, Winter; Sef, Sommer; Charif, Regenzeit[6]) und entsprechen der Grünzeit, Erntezeit, Wasserzeit der altkoptischen Zeitrechnung[7]). Gewöhnlich indeß spricht man nur von der trockenen und der nassen Jahreszeit, die letztere dauert in der Dschesireh im Allgemeinen von Anfang Mai bis Ende Oktober. Am Blauen Fluß und am Tumat beginnen die Regen schon Ende April; anfangs giebt es nur einzelne (meist nächtliche) Schauer. In den ersten Tagen des Mai stellen sich allgemeine Südwinde ein, wehen ziemlich regelmäßig und arten häufig zu furchtbaren Stürmen aus. Hin und wieder entladet sich Nachts ein Donnerwetter mit strömendem Regen. In den 73 Tagen vom 1. Mai bis 12. Juli 1860, während welcher Hartmann mit dem Freiherrn von Barnim von Chartum aus südwärts reiste, kamen fünfzigmal Gewitter, aber kaum zehnmal am Tage. Früh Morgens war der Himmel meist klar, nur zuweilen zeigten sich zwischen fünf und sieben Uhr Strichwölkchen, später zwischen neun und zwölf Uhr sammelte sich gewöhnlich dichteres Gewölk; Nachts war der Himmel fast ganz und gar bedeckt. Jedes Gewitter wird durch das Wehen eines stürmischen Windes eingeleitet; anfänglich kommen nur einzelne Stöße, diese wiederholen sich, das Tosen wird stärker, darauf beginnt der Regen erst in einzelnen Tropfen niederzufallen, dann in gewaltigen Strömen nieder zu rauschen. „Das Toben des Sturmwindes verstummt, nun aber brüllt der Donner in betäubenden Schlägen und die Blitze zucken in blendendster Helle.“ Die niederfallenden Wassermengen sind außerordentlich groß; in den Binnensteppen entstehen weit ausgedehnte seichte Tümpel, in den Urwäldern fünf bis zehn Fuß tiefe Sümpfe. Die bis dahin trockenen Chuar verwandeln sich nach einem einzigen Gewitterregen in tosende Wildbäche. In Chartum fallen wohl auch im Mai, namentlich aber Ende Juni heftige Regen. Der eigentliche Charif dauert hier vom Juli bis September. Zwischen dem 2. und 22. August 1860 gab es häufig Gewitter, welche sich regelmäßig kurz nach Mitternacht einstellten, bis zu drei Stunden anhielten, während deren ungeheure Wassermassen niederflutheten. Im Allgemeinen erstreckt sich die Zone der Sommerregen bis $18^1/_2{}^0$; sie beginnen dort Mitte Juni, anfangs spärlich, Tage aussetzend, später häufiger, selbst dann auch nicht jeden Tag. In manchen Jahren aber bleibt hier der Regen gänzlich aus oder er fällt nur höchst spärlich. So war der Charif des Jahres 1862 für Chartum und die nächste Umgebung ein ziemlich ungünstiger gewesen; es fiel nur wenig Regen, der für die Bodenkultur unumgänglich nothwendig ist. In Sennaar und Kordofan war dagegen kein Wassermangel[1]). Während der Regenzeit herrschen in Sennaar Südwinde vor. Die Sommerregen verursachen das Anschwellen der Flüsse. Anfang April steigt der Tumat, bald darauf auch der Bahr el-Asrek; gegen den 20. Juli erreichen Yabus und Tumat ihren höchsten Stand; um diese Zeit hat ihn auch der Blaue Fluß bei Roseres erlangt; im Laufe des August schwillt derselbe weiter nordwärts bedeutend an, steht Ende Juli oder Anfang August (selten Anfang September) bei Chartum am höchsten, und beginnt im Oktober wieder zu fallen. Der Bahr el-Abiad fängt in seinem obern Lauf Ende Mai oder Anfang Juni an zu steigen, erreicht im Juli und August seine größte Höhe und fällt von Mitte September bis zum März, in welchem Monat er bei Chartum am niedrigsten ist[2]). — Während der trockenen Jahreszeit kommen wohl mitunter orkanartige Stürme, aber nur selten Gewitter; der Himmel bleibt meist unbewölkt und die Gluthstrahlen der Sonne versengen überall die Vegetation mit Ausnahme derjenigen in den Urwäldern. Von Mitte November bis Mitte April sind in Sennaar Nord-, Nordost- und Nordwestwinde vorherrschend[3]). — In dem südöstlichsten Theil der Dschesireh ist das Klima am besten; hier läßt es (nach Schuver) zur trockenen Jahreszeit nichts zu wünschen übrig weder in der Tiefebene, welche sich „einer köstlichen Temperatur“ erfreut, noch auf dem Hochplateau, wo es sogar verhältnißmäßig kühl ist. Im Juli 1880 betrug in Fadasi die höchste beobachtete Temperatur + 24° C.[4]). Weiter nach Nord hin wird es heißer. In Fasokl fand Rußegger vom 5. bis 10. Januar und vom 6. bis 10. Februar 1838 aus 59 Beobachtungen das Mittel von $28^3/_4{}^0$, die höchste Temperatur betrug 40, die niedrigste 11°; für Roseres war vom 9. bis 22. December 1837 und vom 15. bis 21. Februar 1838

[1]) Cailliaud, Voyage, II, p. 386 etc.
[2]) Hartmann, Skizze, S. 63.
[3]) Der Gebrauch, Gold in rohe Ringe umzuformen, herrschte bereits im Alterthum. Auf einem Wandgemälde in einem Grabe Thebens sieht man von tributpflichtigen Aethiopiern Massen von Goldringen ausschütten. Hartmann, Skizze der Nilländer, S. 63.
[4]) Ibid. S. 64. Rußegger, Reisen, II, 2, S. 538. 569. 757. Journal R. G. S. V, p. 54. Burckhardt, Travels, p. 289. 309. Bruce, Travels, III, p. 647.
[5]) Hartmann, Skizze, S. 65. Hartmann, Reise, S. 480.
[6]) El-Charif heißt eigentlich die Zeit des Wachsens der Nilwasser. Hartmann, Skizze, S. 132.
[7]) Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil, S. 11.

[1]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 8. Hartmann, Skizze der Nilländer, S. 135 bis 138. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil, S. 3.
[2]) Petermann, Mittheilungen V (1859), S. 306. Hartmann, Skizze der Nilländer, S. 83. 151.
[3]) Ibid. S. 140. 149.
[4]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 72, S. 9. 57. 59.

das Mittel $26\frac{1}{4}^{\circ}$ C.[1]). In Karkog hatte es am 11. Februar 1863 Morgens 9 Uhr + 24, Mittags 31,4, um $3\frac{1}{2}$ Uhr 33, Abends 6 Uhr 29, um 9 Uhr 25° C.[2]). Die Ergebnisse der Beobachtungen Hartmann's süd- und nordwärts vom 13. Breitengrad schwanken zwischen + $41\frac{1}{2}$ und 20° C.[3]). In der Stadt Sennaar betrug die Wärme am 26. Februar 1863 Morgens 6 Uhr 12, Mittags 30, um 4 Uhr 39, um 6 Uhr 25° C.[4]). Um die Mündung des Dindir beobachtete Dr. Richard Lepsius am 22. Februar 1844 Morgens 8 Uhr $28\frac{3}{4}$, Mittags $36\frac{1}{4}$, Abends 11 Uhr $27\frac{1}{2}^{\circ}$ C.[5]). — Am Weißen Nil bei Hellet Kaka zeigte am 30. Januar 1863 das Thermometer bei Tagesanbruch 20, Mittags 30, Abends 26° C.[6]). Für das als sehr heiß bekannte Chartum war das Mittel vom 12. April bis 4. Mai 1837 + $36\frac{1}{4}$, der höchste Stand $46\frac{3}{4}$, der niedrigste $19\frac{1}{4}^{\circ}$ C.[7]). Hartmann fand vom 22. bis 30. April 1860 um 2 Uhr Mittags siebenmal eine Temperatur von $41\frac{1}{4}$, zweimal von $42\frac{1}{2}^{\circ}$, das Minimum betrug am 22. April Morgens 6 Uhr $22\frac{1}{2}^{\circ}$ C.[8]). Dagegen stand das Thermometer am 27., 28. und 29. December 1862 vor Sonnenaufgang etwas unter $12\frac{1}{2}^{\circ}$ C. (+ 10° R.)[9]). Es ist zwar keine Jahreszeit, in welcher nicht das Fieber Einheimische wie Fremde heimsuchte; aber die Zeit während des Aufhörens der Regen oder kurz nachher, also zwischen September und November soll die weitaus gefährlichste sein, während die Monate December bis April als die verhältnißmäßig gesundesten gelten. Im April und Mai, wenn bei drückend schwüler Luft die ersten Südwinde wehen, tritt eine Verschlimmerung der Krankheitsdisposition ein, wogegen während der Regenmonate Juni bis August wieder ein Nachlassen erfolgt[10]). — Von großer Bedeutung für alles organische Leben in diesen Gegenden sind die Brunnen. In den Landschaften, welche den regelmäßigen Sommerregen ausgesetzt sind, fällt es nicht schwer, beim Nachgraben trinkbares Wasser zu finden; in Sennaar trifft man solches meist schon bei wenig Fuß Tiefe an; ja in anscheinend völlig trockenen Regenstrombetten bedarf es oft nur eines oberflächlichen Kratzens mit den Fingern, und man kann sofort Wasser in die erzengte kleine Grube einsickern sehen. Es giebt aber auch dürre Strecken, in denen man ziemlich tief in den Boden eindringen muß, wenn man einen Brunnen herstellen will[11]).

Im Südwesten am Sobat und an dem Weißen Nil bildet die Dschesireh eine öde Grassteppe, und nur da und dort erhebt sich eine Dompalme aus dem unermeßlichen Plane; gegen den zehnten Grad hin zeigen sich am rechten Nilufer Suntakazien und Büsche, unterhalb Faschoda Delebpalmen und Tamarinden; unweit Hellet Kaka stehen viele Geilidbäume, deren genießbare Frucht den Oliven ähnlich ist, nordwärts vom Dschebel Tefafang liegen in dem Fluß vielfach sumpfige Gras- und Schilfinseln, in der Gegend des Dschebel Nyemati sind die Ufer allerdings üppig bewaldet, zahllose Schlinggewächse ziehen sich bis zu den Gipfeln der Bäume; nördlich vom vierzehnten Grad aber wird der Baumwuchs immer seltener und verschwindet gegen Chartum hin ganz[1]). — Anders im Südosten: zwischen Fadasi und Beni Schonkol, sowie im Berta-Lande, am Blauen Nil von Fasokl bis Roseres und nach West hin gegen die Fundschberge ist der Pflanzenwuchs ein wahrhaft tropischer; es finden sich in den dichten Wäldern gewaltige Feigenbäume, große Tamarinden, Sykomoren, Dom- und Delebpalmen, baumartige Gräser, üppige Schlinggewächse und fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe Euphorbien; wilder Wein klettert auf die Bäume und trägt im Herbst kleine, eßbare Früchte. Bis zum zwölften Grad tritt am Blauen Fluß die stolze Delebpalme (Borassus Aethiopum) mit ihrem in der Mitte geschwollenen Stamme und den gigantischen Fächerblättern einzeln und in kleinen Gruppen auf. Cissus, weiß- und rothblühender Convolvulus wuchert in größter Ueppigkeit; Orchideen mit phantastischen Blättern und lilienartige Gewächse sprießen in außerordentlicher Menge in dem feuchten Urwald auf; einzelne Waldlichtungen sind mit baumartigen Gräsern, besonders mit hohem Bartgras (Andropogon), mit wildem Zuckerrohr und wildem Sorghum bewachsen. Die Dompalme (Hypbaene thebaica) findet sich am Bahr el-Asrek massenhaft, zuweilen wie um Roseres in dichten mit Schlingpflanzen durchwachsenen Wäldern. Bis zum vierzehnten Grad sieht man nicht selten den Affenbrodbaum (Adansonia digitata); er findet sich auf den Bergen, wie in den Ebenen; am Blauen Fluß bei Roseres erreicht der Stamm einen Umfang von siebzig bis neunzig Fuß; der Baum schmückt sich im Mai mit Laub und blüht bis Ende Juni. Nicht selten ist auch der Tertr (Ficus populifolia), der mit seiner dichtbelaubten Krone und seinen vielen Luftwurzeln zu den schönsten und interessantesten Gewächsen der Dschesireh gehört. Um die Stadt Sennaar sind Dom-, Deleb- und Dattelpalmen häufig; im Norden liegen schöne Gärten mit Citronenbäumen und Gemüseanpflanzungen[2]). Was das Innere des Landes anbelangt, so bilden die weiten Ebenen gegen den Sobat und den Weißen Nil hin eine mit kleineren oder größeren Waldstrecken unterbrochene Grassteppe; auch am Dschebel Ulu und Karawit, sowie am Dschebel Gule wechseln begraste Weideplätze mit verworrenen Buschwäldern ab; die letzteren bestehen hier hauptsächlich aus einer weißstämmigen Akazie; einzelne Tamarinden, zuweilen von ungeheurer Größe und herrlich malerischem Wuchse, finden sich zerstreut. Nördlich vom vierzehnten Grad gegen das Ras el-Chartum hin wird der Pflanzenwuchs von Strecke zu Strecke dürftiger und selbst der Uferwald am Blauen Fluß nimmt einen sehr einförmigen Charakter an oder hört zuweilen ganz auf[3]). — Sennaar wird — wie das alte Aloah — ein wahres Paradiesland an Reichthum des Bodens genannt, als Kornkammer für die nördlicher gelegenen trockenen und wüsten Gebiete bezeichnet und wiederholt das fleißige Bebauen der

1) Rußegger, Reisen II. 2, S. 660. 664. 668.
2) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 30.
3) Hartmann, Skizze, S. 103 bis 108.
4) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 29.
5) Lepsius, Briefe aus Aegypten, S. 171.
6) Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil, S. 82.
7) Rußegger, Reisen II. 2, S. 102 bis 105.
8) Hartmann, Skizze, S. 99.
9) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 10, S. 99. — Am 3. Juli 1883 hatte es Morgens acht Uhr in Stockholm und Hamburg + 24, in Berlin 26° C., Mittags wurden in Hamburg und Berlin 33, in Cassel 37° C. als höchste Temperatur beobachtet. An dem sehr heißen 13. Juli hatte es in Dresden Morgens $5\frac{1}{2}$ Uhr im Großen Garten 25, in der Stadt um 8 Uhr $28\frac{1}{2}$, Nachmittags 2 Uhr $37\frac{1}{2}^{\circ}$ C.
10) Hartmann, Skizze, S. 361.
11) Hartmann, Skizze, S. 77. 78.

1) Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil, S. 51. 105. 119. 126. 496. 501. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 10, S. 125. 126.
2) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 4. 13; 72, S. 8. Bruce, Travels IV, p. 455 etc. Cailliaud, Voyage II. p. 385 etc. Werne, Reise durch Sennaar, S. 33. 34. Hartmann, Reise, S. 480 bis 482, S. 429: Abbildung. Atlas, Tafel XV: Ufer des Blauen Flusses unweit Hedebat. Tafel XIX: Urwald im Dar Roseres (links: Adansoni adigitata und Ficus populifolia, rechts: Borassus Aethiopum rc.). Tafel XXIII: Das Thal am obern Blauen Fluß vom Dschebel Fasokl aus gesehen.
3) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 1. 2. 5. 7 rc.

Felder erwähnt. Zur Auflockerung des Erdreichs bedienen sich die Fundsch eines vier bis fünf Zoll breiten, schaufelförmigen Eisens mit einem Stiel. Man streut die Samenkörner in die gerissenen Furchen und kratzt dann etwas Erde darüber. Die wichtigste Getreideart ist Durrah (Sorghum), welche zwölf bis fünfzehn Fuß hoch aufschießt, breite zierlich geschwungene Blätter treibt, dem Mais gleicht, vom Mai bis September reift und mit einer gekrümmten Sichel geschnitten wird [1]). Im Südosten, im Lega-Lande, „einem der fruchtbarsten Gebiete der Erde", umfaßt der Ackerbau 26 Durrah-Arten, Mais von ausgezeichneter Güte, Gerste, Weizen, Zuckerrohr und verschiedene Bohnenarten; auch Kaffee wird hier mitunter in kleinen Mengen erzeugt. Etwas nordwärts von Fadasi war der Reisende Schuver „höchlichst in Erstannen gesetzt durch den Anblick der dortigen Felder"; er maß einzelne Durrahstengel, welche 5 m lang waren und sich unter der Last ihrer zwei bis drei Pfund schweren rothen oder purpurnen Büschel beugten [2]). Sehr gut angebaut sind ferner die Gegenden im Berta-Lande und am Blauen Fluß um Fasokl, um Sennaar, um Woled Medina. Im Norden vom Dschal, um Abu Gones, um den Dschebel Karawit, namentlich aber um den Dschebel Gule sind weithin Durrahfelder zu sehen. Auch die Dinka, obwohl mehr Viehzüchter, bebauen einige Felder am Bahr el-Abiad mit Durrah und mit Dokhn (Pennisetum), mit Sesam, Zwiebeln, Tabak u. s. w. Die Umgegend von Gethena ist entwaldet und bebaut, ebenso findet sich um Chartum kultivirtes Land. Es ließe sich dem außerordentlich fruchtbaren Boden noch viel mehr abgewinnen, namentlich könnte die nördliche Dschesireh bei Anlegung von Bewässerungskanälen in ein weites, überaus ertragreiches Baumwollenfeld umgewandelt werden [3]).

Neben diesem Reichthum an Pflanzen werden die Wald- und Steppenlandschaften Sennaars von einer sehr mannigfaltigen Thierwelt belebt. Von den Vierhändern finden sich Meerkatzen in den Binnenwäldern, Paviane auf den Felsenbergen; auch Fledermäuse kommen häufig vor. Stachelmäuse giebt es in den Hütten der Eingeborenen, Ratten in den Pflanzungen, Springhasen und Rennmäuse in den Steppen. Die Zibethkatze ist um Fasokl und in den Fundschbergen nicht selten, an den Flüssen lebt das Ichneumon. Die allgemein verbreitete gefleckte Hyäne, welche man durch angezündete Feuer von den im Freien aufgeschlagenen Nachtlagern abzuhalten sucht, geht Abends in die Städte und Dorfschaften, sucht Abfälle, raubt Schafe, Ziegen, Kälber, nimmt aber vor dem Menschen die Flucht. Der Löwe findet sich häufiger auf dem Ost-, als dem Westufer des Blauen Flusses; am zahlreichsten erscheint er südlich von Hedebat, mitunter in der Nähe von Sennaar und am Sobat, einzeln am Dschebel Gule, gar nicht im Berta-Lande. Leoparden leben um den Dschebel Gule, in den Fundschbergen und den weiter südwärts gelegenen Walddickichten [4]). Gazellen und Antilopen sind in der Dschesireh außerordentlich zahlreich; sie werden von den Eingeborenen in Gruben getrieben, durch Fußschlingen, sowie auch durch abgerichtete Falken gefangen. In den Bergen am obern Blauen Fluß hält sich der Steinbock auf. Das einzige wilde Rind ist der Büffel, welcher hauptsächlich um Roseres, aber auch im Berta-Lande angetroffen wird; dieses gewaltig starke, unbändige Thier wird sehr gefürchtet und die Büffeljagd gilt mit Recht als überaus gefährlich. Die Giraffe bewohnt die Umgebungen der Fundschberge und das Gebiet am Bahr el-Abiad, selten erscheint sie um Fasokl und Roseres. Das Rhinoceros wird um Fasokl und am Weißen Fluß beobachtet. Ein dem europäischen ähnliches Wildschwein lebt in den Buschwäldern um die Fundschberge, an dem Bahr el-Asrek und dem Tumat. Flußpferde sind am Blauen und Weißen Nil sehr gemein; bei Tage liegen sie gewöhnlich im Wasser, bei Nacht gehen sie ans Land und richten in den Durrah- und Dokhnfeldern großen Schaden an. Elephanten hausen südlich vom zwölften Grad; in großen Herden (von zwei- bis dreihundert Stück) finden sie sich jedoch nur am obern Bahr el-Asrek, am Tumat, Sobat und Bahr el-Abiad. In der Regenzeit unternehmen sie weite Wanderungen nach Norden und erscheinen zuweilen in der Nähe von Sennaar und Abu Haras. Die Dinka erlegen sie mit Wurflanzen, während die Fundsch und die Bertat sie in Fallgruben fangen [1]). Unter den Vögeln sind Geier sehr zahlreich und den Schuhu trifft man fast überall; die Schweifhopfe zeichnen sich durch ihre Schönheit aus; Steppenraben und Tauben sind allgemein, Spechte dagegen wenig verbreitet. Perlhühner giebt es zu Tausenden; sie werden von den Bewohnern in großer Menge gefangen. Der Strauß bewohnt die Steppen der südlichen Dschesireh; er wird von den Fundsch durch Verfolgung mit Pferden müde gehetzt und dann mit einem Wurfstock oder einer Holzkeule auf den Kopf geschlagen. Kuhreiher sieht man sehr häufig, sowie den Sattelstorch und den Ibis an den Flußufern. Von anderen Thieren ist das Krokodil im Blauen und Weißen Fluß, im Tumat und Sobat sehr gemein und wird überall außerordentlich gefürchtet. Man tödtet es mit Harpunen und benutzt den in seinen Unterkiefern und Afterdrüsen abgesonderten Moschus als aromatisches Beiwerk zu Haar- und Hautsalben. Auch Schildkröten, Eidechsen und froschartige Amphibien werden gefunden; in Süd-Sennaar kommt eine achtzehn bis zwanzig Fuß lange Schlange stellenweise vor. Der Blaue und Weiße Nil sind sehr reich an Fischen, deren Fang mit Angeln, mit Netzen oder mit Körben viele Menschen fast ausschließlich ernährt. Man findet mitunter prachtvolle Käfer; die lästigen Termiten bauen in großer Menge ihre Wohnungen besonders in der Nähe der Flußufer. Bienenzucht findet sich nirgends; die Bewohner von Fasokl sammeln einen ausgezeichneten, sehr aromatischen Honig von wilden Bienen, die, der Aussage nach, in Schluchten und in Spalten der Felsen, sowie in hohlen Bäumen, wie Adansonien, Tamarinden, Akazien, ihre Wohnungen haben. An großen Bremsen und lästigen Mücken ist kein Mangel; namentlich kommt am Sobat und in der südlichen Dschesireh, zur Regenzeit auch weiter nordwärts, eine Fliege vor, welche „die Kameele verfolgt, sie wüthend macht und selbst tödtet"; doch ist noch nicht entschieden, ob dieselbe wirklich die (am Zambesi sich häufig findende) echte Tsetse-Fliege ist [2]). — Außer dieser Mannigfaltigkeit

[1]) Bruce, Travels IV, p. 473. 474. Burckhardt, Travels, p. 500. Journal R. G. S. V, p. 41. Hartmann, Reise, S. 380.

[2]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 72, S. 3. 10. 40. 50.

[3]) Ibid. 51, S. 12. 14. Hartmann, Reise, S. 471. Cailliaud, Voyage II, p. 246. Journal R. G. S. IX, p. 171. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nil, S. 85. Vergl. The Times. Weekly Edition, London. Friday, December 22, 1883. p. 2. 3.

[4]) Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 16 u. s. w. Hartmann, Skizze der Nilländer, S. 185 u. s. w. Hartmann, Reise, S. 486. 493. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 50, S. 13; 51, S. 2. 50; 72, S. 6.

[1]) Ibid. 10, S. 109; 50, S. 2. 13; 51, S. 23; 72, S. 7. Hartmann, Reise, S. 494. 500. Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nil, S. 113. 501.

[2]) Hartmann, Skizze, S. 193 bis 207. Hartmann, Reise, S. 282. 501 bis 516. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 50, S. 1. 2. 30; 51, S. 16. 19. 20. Werne, Expedition, S. 105. 118. 499. 501 u. s. w.

an wilden hat Sennaar auch großen Reichthum an gezähmten Thieren. So ist die Hauptbeschäftigung der Dinka auf dem rechten Ufer des Weißen Flusses Viehzucht. Sie besitzen kräftige Rinder von verschiedenen Rassen in großer Menge; es wird denselben eine gewisse Verehrung gezollt; das Rind ist dem Dinkâwi der Inbegriff alles Schönen und Verehrungswürdigen; ihm gilt alles Denken und Trachten des Schwarzen; auf die Lieblingskuh werden feurige Loblieder gesungen; mit Kühen erkauft der Jüngling seine Braut; wer am meisten Kühe hat, ist Häuptling. Im Lega-Lande fand der Reisende Schuver große Herden wohlgestalteter Rinder; jeder Große daselbst besitzt mehrere Pferde. Die Bertat, sowie die Bewohner von Sennaar, Woled Medina u. s. w. treiben Viehzucht. Die Fundsch-Berun züchten Buckelrinder, Schafe, Ziegen, Kameele, Schweine, Tauben, Hühner. Die Abu-Rof sind glückliche Besitzer großer Herden, und bei den im Norden der Dschesireh lebenden Bakara findet man neben Rindern leichtfüßige Dromedare, gute Lastkameele, Pferde, Schafe, Ziegen in großer Zahl [1].

[1] Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 50, S. 1. 23. 24; 51, S. 12; 72, S. 39. Hartmann, Skizze, S. 282. 296. Hartmann, Reise, S. 380. Journal R. G. S. V, p. 50. Bruce, Travels IV, p. 475. Cailliaud II, p. 271.

Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße.

Von **Emil Metzger**.

I. Erzählung der Vorgänge.

(Erste Hälfte.)

Ich veröffentlichte im „Globus“ (Bd. XLIV, 15) einen Bericht [1]) über die Katastrophe in der Sundastraße, welcher außer den nöthigen geographischen Angaben dasjenige enthielt, was ich zur Zeit, in der ich den Aufsatz niederschrieb (Mitte September), auf Grund der aus Indien eingelaufenen Telegramme als erwiesen annehmen zu können glaubte. Seitdem sind sehr viele Berichte über jenes großartige Naturereigniß veröffentlicht worden, und ich mache nun den Versuch, in den folgenden Zeilen alles das zusammenzufassen, was mir über den Ausbruch selbst und über die Folgen desselben bekannt geworden ist. Wo sich Abweichungen vom ersten Berichte finden, werde ich gehörigen Ortes darauf hinweisen, glaube jedoch im Allgemeinen die Bemerkung vorausschicken zu dürfen, daß dieselben relativ nur gering sind. Daß die Mittheilungen der Augenzeugen hier und da einige Unterschiede zeigen, erklärt sich leicht durch die Umstände, unter denen ihre Beobachtungen gemacht wurden; ich habe sie übrigens da, wo sie mir wichtig genug schienen, um erwähnt zu werden, unvermittelt neben einander gestellt und mir nur hier und da einen Erklärungsversuch erlaubt. Was das Geographische betrifft, glaube ich mich ganz auf den frühern Aufsatz im „Globus“ und namentlich auf die da gegebene Karte beziehen zu können. Uebrigens werde ich mich auf die Darstellung der Vorgänge im Allgemeinen beschränken; auf die Erlebnisse einzelner Personen, so interessant sie auch an und für sich sein mögen, aber nur insoweit eingehen, als sie für das Gesammtbild wichtig sind; leider finden sich einige Lücken in den mir zugänglichen Berichten, die durch Muthmaßungen auszufüllen ich keinen Versuch gemacht habe.

In meinem oben erwähnten vorläufigen Berichte habe ich bereits darauf hingewiesen, daß man in Indien an vulkanische Erscheinungen zu sehr gewöhnt ist, um dieselben, so lange wenigstens keine wirkliche Katastrophe eintritt, nicht ziemlich gleichgiltig aufzunehmen; hieraus erklärt sich leicht, daß über den Ausbruch von Krakatau, nachdem der erste Schrecken vorbei war, nur wenig in den indischen Blättern berichtet wurde. Bemerkenswerth nur ist die Meldung des in Katimbang stationirten Beamten, welche kurz vor dem Ausbruch im August nach Batavia gelangte, daß nämlich auf Krakatau zwei Krater entstanden waren, welche sich in fortwährender Thätigkeit befanden, sowie daß der Gipfel des Berges einige Veränderung erlitten hatte; die Umrisse der Insel waren durch Bimssteinbänke und Versandung ganz umgewandelt worden, die Wälder auf dem Kegelberge vollständig verschwunden und man konnte zwei Berge unterscheiden, Perbuatan und Dannan genannt. Durch den Dampf und den Rauch hindurch, welcher sie einhüllte, war die Insel nur selten deutlich sichtbar.

Der 26. August, ein Sonntag, war ein schöner tropischer Tag; während man im Laufe desselben an verschiedenen Stellen ein dumpfes Grollen und Rollen, welches von einzelnen stärkeren Schlägen unterbrochen war, unter anderen auf der 150 deutsche geographische Meilen entfernten Insel Bali schon am Vormittag vernommen hatte, herrschte in der Sundastraße, nördlich von Krakatau eine gewisse Ruhe; denn an den im Hintergrunde rauchenden Vulkan hatte man sich ja in den letzten Monaten schon gewöhnt. Auf der südlichen Seite der Insel jedoch, in der Nähe des Eingangs der Sundastraße, hatte der Himmel kurz nach Mittag schon ein sehr drohendes Ansehen bekommen, schwere Gewitterwolken schienen sich zu nähern. Der „Charles Bal“, ein englisches Schiff, hatte die Insel oder eigentlich die sie einhüllenden Dampfmassen schon im Laufe des Vormittags gesichtet und konnte um $2^1/_2$ Uhr einige Bewegung in denselben bemerken; man sah, daß etwas von der Insel mit Kraft nach Osten weggeschleudert wurde; eine Stunde später hörte man ein merkwürdiges Geräusch, wie von einem prasselnden Feuer und wieder etwas später sah man neue Massen, die nach Osten fortgetrieben wurden. Von allen diesen Erscheinungen bemerkte man im Norden der Insel, sowohl in Anjer als in Telok Betong und auf einem Dampfschiff, welches die Reise von Anjer nach Telok Betong machte, bis gegen 6 Uhr nur sehr wenig. Nur wunderte man sich in Anjer über die tiefe Finsterniß, die schon kurz nach Sonnenuntergang herrschte, während in den Lampongs um dieselbe Zeit ein leichter Aschenregen fiel, der auch auf dem Meere beobachtet wurde. Um diese Zeit machte sich auch eine mehr oder weniger starke Bewegung des Wassers bemerkbar; in Anjer wurden im Hafenkanal

[1]) Ich benutze die Gelegenheit, um zwei nur im Text vorkommende Fehler zu verbessern: „Globus“, S. 232 von unten lies 5°55′, statt 5°45′; S. 237, Anmerkung 1, östlich statt westlich.

einige dort befindliche kleine Schiffe und Boote von dem erregten Elemente hin- und hergeschleudert, wobei einiger Schaden angerichtet wurde. Da die Wellen jedoch nicht über das Ufer traten, wurde man hierüber noch nicht besonders ängstlich, obwohl man gleich nach 7 Uhr heftige Detonationen hörte. Der Boden dröhnte, ein heftiges Gewitter kam hinzu, doch gegen halb 10 Uhr war alles wieder ruhig; nach Mitternacht war wieder eine stärkere Wellenbewegung des Meeres zu bemerken, ohne daß jedoch die Wellen eine bedeutende Höhe erreicht hätten. Man hatte eine ruhige Nacht, für die Meisten die letzte, während an anderen Stellen schon viel stärkere Wirkungen der vulkanischen Kräfte zu verzeichnen waren. In dem nicht weit entfernten Merak nämlich hatte man zwischen 7 und $7^1/_2$ Uhr einige sehr starke Detonationen gehört und einige Erschütterungen (jedoch, wie ausdrücklich gesagt ist, nicht vom Erdbeben) beobachtet. Dann aber brach eine Welle herein, welche die Wohnungen der chinesischen Arbeiter und viele der Bewohner selbst wegspülte. In der Nacht sah man feurige Erscheinungen in der Richtung von Krakatau, wirkliches Erdbeben trat ein, verschiedene Wellen folgten. Beinahe ebenso arg war es in Telok Betong. Der Dampfer „Loudon“ kam gegen 7 Uhr unter leichtem Aschenregen vor Anker; es war aber, da das Meer zu ungestüm war, nicht möglich, mit dem Ufer durch Boote in Verbindung zu treten; man bemerkte wohl Unruhe auf der Rhede und am Lande, konnte aber nicht entdecken, was der Grund war. Die holländische Barke „Marie“, welche auf der Rhede lag, bemerkte nach halb 7 Uhr starke Strömungen in verschiedenen Richtungen, mehrere kleinere Schiffe und Boote schlugen vor den Ankern weg und trieben zum Theil gegen die „Marie“ an, zehn Schiffbrüchige wurden an Bord derselben aufgenommen. Auch in Katimbang wurden gegen 7 Uhr einige Prauen auf den Strand geschleudert; gleichwohl wurde man noch nicht sehr unruhig, da die Wellen weder über das Ufer schlugen, noch an Höhe zunahmen; gegen 10 Uhr hörte man das Rollen einer weit entfernten Welle und die Bewohner eilten in der Nacht durch die Reisfelder nach einem höher gelegenen Punkt. Die ganze Nacht durch hörte man die Wellen über das Ufer schlagen und sah am andern Morgen die angerichtete Zerstörung. In Telok Betong, am Strande, waren die Verwüstungen ziemlich arg; dort herrschte bis halb 7 Uhr vollständige Stille; dann fing das Einbrechen der Wellen an, was von einem heftigen Dröhnen und von Steinregen begleitet wurde. Ein Augenzeuge, der einen Spaziergang auf dem Hafendamm machte, schreibt darüber: „Der Damm liegt etwa 1 m über der Meeresfläche; plötzlich schlugen die Wellen über denselben hin, wobei sie einige kleinere Fahrzeuge mit hinüberrissen; gegen eins derselben, welches auf dem Damm liegen blieb, wurde ich durch die Strömung zu meinem Glück angetrieben. Es gelang mir, festen Fuß zu fassen und ich mußte bis an die Brust im Wasser im Dunkeln den Rückweg antreten, so daß es über eine Viertelstunde dauerte, ehe ich das Land erreichte.“

Die Wellen hatten in den dicht am Meere gelegenen Dörfern (der Haupttheil der europäischen Niederlassungen liegt etwa 25 m über dem Wasserspiegel auf den sogenannten Talang-Hügeln) große Verwüstungen angerichtet und Schiffe auf den Strand gesetzt; gegen 10 Uhr wurden sie heftiger, der Regierungsdampfer „Berouw“ strandete ebenfalls und das Wasser riß einen Theil der Häuser und einzelne Menschen mit fort. Gegen 12 Uhr wurde es ruhiger und auch hier erfreute man sich während der zweiten Hälfte der Nacht eines friedlichen Schlafes.

Ebenso wie in Katimbang scheint das Meer auch auf der Java-Küste die ganze Nacht an einigen Stellen in Bewegung geblieben zu sein. So wurde das Dorf Sirih, welches etwa 10 km südlich von Anjer liegt, am 27. gegen 1 Uhr Morgens theilweise überschwemmt.

Viel heftiger machte sich der Ausbruch südlich von Krakatau bemerkbar. Ich habe über die Beobachtungen, welche dort gemacht wurden, zwei Berichte vor mir liegen, den des oben schon genannten Schiffes „Charles Bal“, Kapitän Watson, und der „Berbice“, Kapitän Logan. Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Berichte des letztern. Die „Berbice“ stand am 26. um 2 Uhr Nachmittags im Meridian von Blakke Hoek, etwa 20° südlich, um 4 Uhr hatte der Kapitän alle kleineren und oberen Segel eingezogen. Um 6 Uhr brach unter heftigem Donner und starkem Wetterleuchten ein plötzlicher Aschenregen über das Schiff aus, der gegen Mitternacht heftiger wurde und mit Bimssteinstücken gemischt war. Blitz und Donner wurden immer heftiger. Wie feurige Schlangen schossen die Strahlen um die Masten hin, Feuerkugeln fielen prasselnd auf das Schiff und dann sprangen die Funken nach allen Richtungen hin aus einander. Der Mann am Steuer konnte es kaum mehr aushalten wegen der elektrischen Schläge, die er bekam; das Kupfer am Ruder wurde heiß; hier und da klagte ein Matrose, daß er von einer elektrischen Entladung getroffen sei. Der Kapitän suchte die Leute zu ermuthigen und stand mit vornüber gebeugtem Kopfe (um dem Aschenregen, der das Gesicht peitschte und ihn blendete, zu entgehen) und hatte den Arm durchs Tauwerk geschlungen, als er plötzlich von einem ziemlich heftigen Schlage getroffen wurde, so daß er das Tau loslassen mußte und den Arm einige Minuten lang nicht bewegen konnte. Die Umstände waren so gefährlich, daß er Segel über die Luken legen ließ, um seine Ladung (Petroleum) gegen Feuer zu schützen, das Ruder wurde festgebunden und dann die ganze Mannschaft nach unten geschickt; er blieb mit dem Steuermann Morland allein an Deck. Am 27. um 2 Uhr Morgens rief er: „Alle Mann auf Deck!“ Die Asche lag wohl drei Fuß dick auf dem Schiff, immer wieder mußte Kapitän Logan seine Beine aus derselben losmachen, um nicht gänzlich verschüttet zu werden; das Gewitter (ohne Regen, wie wir sehen werden), die elektrischen Erscheinungen und die Detonationen hielten an; die Mannschaft wurde nun angewiesen, die Asche über Bord zu schaufeln, was um so nöthiger war, da dieselbe, obwohl man dies bei der ersten Berührung nicht merkte, so heiß war, daß die größeren Stücke in Kleider und Segel Löcher brannten.

Verlassen wir nun die „Berbice“, um uns zum „Charles Bal“ zu wenden, der diese Nacht in nächster Nähe des „Höllenschlotes“ zugebracht hat. Der Bericht sagt: Um 5 Uhr (26. Nachmittags), nachdem wir die Segel bis auf die Marssegel eingenommen hatten, nahm der Lärm und die Detonationen fortwährend an Stärke zu, der Wind war mäßig, SSW (ein Glück für das Schiff, daß er nicht von Krakatau herwehte); Finsterniß überzog den Himmel, ein Hagel von Bimsstein fiel auf uns, worunter manche große, ziemlich heiße Stücke. Wir mußten die Oberlichter (skylights) bedecken, um das Glas zu schützen und unsere Füße durch hohe Stiefel, unsere Köpfe durch Südwester sichern. Gegen 6 Uhr hörte der Regen von größeren Steinstücken auf, doch kleinere Stücke, welche die Augen sehr blendeten, fielen fortwährend; das Deck war bald einige Zoll hoch mit Asche und Steinen bedeckt, tiefes Dunkel umhüllte Meer und Land mit seinem Schatten; wir blieben im Kurs, bis wir ein Licht sahen, welches wir für das Licht vom vierten Punkt (Anjer, Leuchtthurm) hielten. Dann legten wir mit südwestlichem Winde bei, da

wir nicht wußten, was uns in der Sundastraße erwartete. Es war eine schreckliche Nacht. Der Regen von Asche und Steinen dauerte fort, greifbare Finsterniß umgab uns, soweit sie nicht durch allerlei feurige Erscheinungen unterbrochen wurde, dazwischen erschallte fortwährend der laute Knall von Explosionen, welche in der Richtung von Krakatau stattfanden. Um 11 Uhr, wir hatten von der Java-Küste abgehalten, war der Wind SW; die Insel wurde in WNW auf ungefähr 11 Meilen Abstand besser sichtbar, feurige Ketten schienen zwischen ihr und dem Himmel auf- und abzuschweben, auf der südöstlichen Ecke schien ein fortwährendes Rollen von glühenden Kugeln stattzufinden. Obwohl ein starker Wind wehte, war die Luft heiß und erstickend; Schwefelgeruch, vermischt mit einem Geruch wie von brennender Asche, machte sich bemerkbar; wenn Stücke auf uns fielen, war es, als ob uns ein glühendes Eisen berühre; das Loth wurde aus einer Tiefe von 20 Faden ganz warm aufgeholt. Von Mitternacht bis 4 Uhr Morgens (27.) war der Wind sehr unregelmäßig zwischen SSW und WSW; dieselbe undurchdringliche Dunkelheit dauerte fort, das Gebrüll von Krakatau war nicht mehr so anhaltend und glich mehr vereinzelten starken Explosionen; der Himmel war einen Augenblick pechschwarz und im nächsten Augenblick eine feurige Gluth, die Spitzen der Masten und die Enden der Raaen waren mit Elmsfeuern und einer eigenthümlichen Art rother Flämmchen bedeckt. Letztere kamen aus den Wolken, welche die Mastspitzen und Raaen zu berühren schienen. Um 6 Uhr Morgens sah man die Java-Küste und setzte die Fahrt fort.

In Beniawang in der Semangkabai sah der Kontrolleur gegen 6 Uhr Morgens, daß die Riffe trocken lagen; während er die Vorbereitungen traf, um über dies auffallende Ereigniß zu berichten, hörte er auf einmal ein furchtbares Geschrei: „Das Wasser kommt, das Wasser kommt!“; alles rettete sich in eine ziemlich hohe Wohnung; bald waren 200 bis 300 Personen in derselben versammelt, da kam eine neue Wassermasse unter furchtbarem Gebrüll und das Haus stürzte zusammen. Der Kontrolleur wurde von den Wellen fortgerissen, bis er endlich festen Boden bekam. Es war finster, er schützte seinen Kopf mit seinen Kleidern gegen den Schlammregen, so gut dies möglich war. Rings um ihn ertönten Hilferufe. Kaum hatte er einen Augenblick ausgeruht, als eine neue Welle kam, die ihn wieder aufnahm, worauf er sich an einen treibenden Baumstamm anklammerte, den er nicht mehr losließ. Lange dauerte es, ehe das Wasser abfloß und ihn wieder auf festem Boden zurückließ. Wenigstens eine Stunde lang hatte er wieder in der Finsterniß und dem Aschenregen gesessen; während dieser Zeit hat er mehrfach Menschen schreien hören; dann lief er wegen des fortwährend niederstürzenden Aschen- und Schlammregens mit geschlossenen Augen fort, bis er auf einmal in lampongschem Dialekt die Worte hörte: „Wir sind nicht weit vom großen Fluß.“ In der Ferne sah der Kontrolleur Leute mit Fackeln, denen er sich anschloß und mit denen er um 8 Uhr (Abends) sein Dorf erreichte. Wieder hörte man das Wasser ankommen und floh weiter nach einem andern, etwa 3 km von Beniawang gelegenen Dorfe. Im erstgenannten Orte hatten, wie er am andern Tage erfuhr, 200 bis 300 Menschen das Leben verloren.

Ueber die Ereignisse zu Anjer liegen eine Anzahl Berichte vor. Aus denselben ergiebt sich mit ziemlicher Uebereinstimmung, daß etwas nach 6 Uhr die erste furchtbare Welle am Horizont sichtbar wurde und mit einer furchtbaren Geschwindigkeit auf die Küste anstürmte. Einer der Geretteten flüchtete bei diesem Anblick; beinahe hatte ihn die Welle erreicht, als es ihm glückte, auf einen kleinen Hügel zu gelangen, auf dem er erschöpft niedersank. Kurz nach halb 10 Uhr hörte er einen schrecklichen Knall in der Richtung von Krakatau, dem noch vier ähnliche Explosionen folgten; nachdem vorher schon ein leichter Aschenregen gefallen war, stellte sich jetzt Schlammregen ein, während neue Wellen kamen. Ich übergehe die schaurige Schilderung der nun folgenden Scene, um mich zu anderen Berichten zu wenden, welche mehr Aufschluß über die das unglückliche Ereigniß begleitenden Erscheinungen geben. Ein Seemann, der gerettet wurde, erzählt Folgendes: „Einen Augenblick nur hatte ich die anstürmende, furchtbare Wassermasse gesehen, als mich das Wasser auch schon aufhob, nachdem es mich erst unter seiner schrecklichen Last beinahe erdrückt hatte; mit furchtbarer Geschwindigkeit fühlte ich mich in diesem schwarzen, mit allerlei Gegenständen erfüllten Strudel fortgerissen, bis mein Kopf über die Wasserfläche kam und ich Luft schöpfen konnte. Ich trieb, wie ein Strohhalm, auf der unabsehbaren Fluth zwischen den verschiedensten Gegenständen hin, die mit entsetzlicher Schnelligkeit an mir vorbei wirbelten; ich wurde gegen einen Baum getrieben, den ich vergebens zu erfassen suchte, erst bei einem zweiten glückte es mir, mich anzuklammern; obwohl der Stamm unter dem furchtbaren Andrang des Wassers sich bog und schüttelte, bot er mir doch einen Ruhepunkt und wurde das Mittel zu meiner Rettung. So gut es mir möglich war, kletterte ich einige Fuß höher, doch auch die Fluth schien noch höher zu schwellen, denn meine Füße hingen noch im Wasser; das eine Bein wurde durch antreibendes Holzwerk beinahe zerquetscht und der Schmerz machte mich einen Augenblick so muthlos, daß ich daran dachte, meine Hände los zu lassen, um die Qual abzukürzen; wie lange ich in diesem Zustande war, ich weiß es nicht, denn die Minuten, die man in solcher Todesangst zubringt, werden zu Stunden. Auf einmal fühlte ich Erleichterung; das Holzwerk, welches mich beinahe zerquetscht hatte, trieb ab, worauf ich noch die Kraft besaß, einige Fuß höher zu klettern, und jetzt ließ ich meine Augen über meine Umgebung schweifen: der Anblick war schrecklich; wo Anjer sich befunden hatte, sah ich nur eine brausende, wild rollende Fluth, aus der hier und da ein paar Bäume und die Spitzen einiger Dächer hervorsahen. So sah ich noch zwei alte Leute auf dem platten Dache ihres sehr hoch gelegenen Hauses ängstlich hin- und herlaufen (sie fielen als Opfer einer spätern Welle). In einem gegebenen Augenblick fiel das Wasser mit großer Schnelligkeit und lief in das Meer zurück; ich sah es unter meinen Füßen abfließen und sah bald, daß ich meinen hohen Standpunkt verlassen konnte, um Rettung zu suchen. Als ich wieder auf festem Boden stand, befand ich mich in einem Chaos von Trümmern, über welches ich auf Händen und Füßen hinkroch; endlich erreichte ich das höher gelegene chinesische Viertel. Ein Chinese, der jammernd da umherlief, erquickte mich mit einem Glas Kognak und nun, da ich sah, daß ich in Anjer nichts mehr zu hoffen hatte, begab ich mich auf den Weg nach Serang. Mittlerweile hatte ein starker Aschenregen angefangen, der meine Fußreise sehr erschwerte.“

Von weiteren Detonationen 2c. meldet er nichts mehr. Ueber die Vorgänge zu Merak berichtet der gerettete Buchhalter Pechler. Am Morgen befanden sich alle europäischen Beamten noch in ihren Wohnungen; sie waren durchaus nicht ängstlich, da niemand an eine unmittelbare Gefahr dachte. Man wollte erst abwarten, ob das Wasser höher stiege, und dann sich nach den Bergen zurückziehen. Etwa um 9 Uhr sah Herr Pechler auf einmal eine kolossale Wassermasse, welche aus Westen kam, sich mit ungeheurer Schnelligkeit in östlicher Richtung fortbewegte und alle

Bäume, die sie auf ihrem Wege traf, niederriß. Instinktmäßig flüchtete er den Berg hinauf, mit einem Male umgab ihn vollkommene Finsterniß, mit Aufbietung aller Kräfte stieg er noch höher, da er fühlte, wie das Wasser ihn erreichte und dann sank er ohnmächtig nieder. Erst am folgenden Tage kam er wieder zum Bewußtsein und sah die furchtbare Verwüstung; er traf zwei Eingeborene, mit denen er einige Stunden später von einem zur Hilfe herbeigeeilten Schiff aufgenommen wurde. Entsetzlich ist die Erzählung eines der eingeborenen Leuchtthurmwärters, der während der Katastrophe sich am „4. Punkt" befand. Als die Fluthwelle sich näherte, hatte sich das Personal in den Thurm geflüchtet, dessen Licht sich 46 m hoch über dem Meere befand. Wiewohl der Thurm unter dem Anprall der Wogen erbebte, bot er den wüthenden Wellen doch noch längere Zeit Widerstand. Ein furchtbarer Augenblick muß es gewesen sein, als er endlich einstürzte. Ein ungeheurer Felsblock nämlich, den das Wasser gegen die Mauer schleuderte, drückte den Fuß derselben ein, worauf auch der Thurm selbst zusammenbrach. Der gerettete Leuchtthurmwächter hatte Frau und Kinder vor seinen Augen versinken sehen. Einige Tage später that er wieder ruhig seinen Dienst bei dem inzwischen errichteten Hilfslicht. — Leider finde ich die Zeit, wann der Leuchtthurm eingestürzt ist, nicht angegeben.

Bis hierher stimmen die Berichte, wie man gesehen hat, ziemlich überein, wogegen der des „Charles Bal", den ich aus diesem Grunde ausführlich mittheile, was die Zeit betrifft, vollständig hiervon abweicht. Er sagt:

„Wir passirten den Leuchtthurm vom „4. Punkt" um 8 Uhr, zeigten unsere Signalnummer, bekamen aber keine Antwort. Passirten Anjer um 8 Uhr 30 Min., die Flagge immer noch aufgezogen, dicht genug, um die Häuser unterscheiden zu können, doch konnten wir nicht die geringste Bewegung beobachten. Wirklich haben wir durch die ganze Sundastraße weder auf See noch am Lande irgend ein lebendes Geschöpf gesehen. Um 10 Uhr 15 Min. kamen wir bei Button-Insel vorbei, wobei wir $^1/_2$ bis $^3/_4$ Meile Abstand hatten; das Meer um uns her war spiegelglatt, das Wetter sah viel besser aus, der Aschenregen hatte aufgehört, es wehte ein leichter Südostwind. Um 11 Uhr 15 Min. fand eine schreckliche Explosion in der Richtung von Krakatau statt, von dem wir jetzt mehr als 30 Meilen entfernt waren. Wir sahen eine Welle sich auf die Button-Insel losstürzen, anscheinend den südlichen Theil überschwemmen und sich an der Nord- und Ostseite, halbwegs etwa, aufbäumen. Dies wiederholte sich zweimal; doch der Mann am Ruder behauptet, daß er vorher schon einmal dieselbe Erscheinung beobachtet habe. Danach schien dieselbe Welle nach der Java-Küste hinzulaufen. Gleichzeitig bedeckte sich der Himmel furchtbar rasch; der Wind wehte stark aus SW zu S; um 11 Uhr 30 Min. befanden wir uns inmitten einer beinahe greifbaren Finsterniß und gleichzeitig fing ein Regen von Schlamm, Sand und Gott weiß was noch an; das Schiff lag NO zu O, machte 7 Knoten per Stunde unter den drei Marssegeln. Wir hingen unsere Seitenlichter aus, stellten zwei Mann auf Ausguck vorn auf die Back und die beiden Steuerleute lugten nach beiden Seiten; ein Mann mußte fortwährend den Schlamm entfernen, der die Objektive der Ferngläser bedeckte. Wir hatten nämlich, ehe es so vollständig dunkel wurde, zwei Schiffe im Norden und Nordwesten gesehen, was unsere Lage noch beunruhigender machte. Um Mittag war die Dunkelheit so intensiv, daß wir uns tastend auf dem Deck bewegen mußten und einander nicht sehen konnten, als wir uns auf dem Hintertheil des Schiffes mit einander im Gespräch befanden. Dieser schreckliche Zustand und der Schlamm- und Aschenregen dauerte fort bis etwa 1 Uhr 30 Min., während das Gebrüll des Vulkans und die furchtbaren Blitze das Schreckliche unseres Zustandes noch vermehrten. Um 2 Uhr Nachmittags konnten wir wieder einige der Raaen sehen und der Schlammregen hörte auf. Gegen 5 Uhr klärte sich der Horizont im Norden und Nordosten und wir sahen die Westinsel, welche zwischen O und N eben sichtbar wurde.

Bis Mitternacht war der Himmel schwarz und dicht bewölkt; von Zeit zu Zeit fiel etwas Asche, das Gebrüll des Vulkans war deutlich hörbar, obwohl wir den Nordwächter sichteten und gute 65 bis 70 Meilen von Krakatau entfernt waren. Eine solche Finsterniß und überhaupt alle diese Vorgänge, die uns hier begleiteten, wird man sich nicht leicht vorstellen können."

Man sieht also, daß in diesem Bericht alle Vorgänge beinahe zwei Stunden später angesetzt sind und über die ersten Wellen gar nichts mitgetheilt ist. Ueber die Ereignisse in der Lampangbai liegen namentlich aus Telok Betong und von der Rhede dort mehrere sehr interessante Berichte vor, aus denen ich das Wichtigste hier mittheile.

Als es am Morgen des 27. Tag wurde, sah man vom „Loudon" aus die Verwüstung, welche die Wellen angerichtet hatten; man sah auch den Ort selbst, der größtentheils am Meere lag, zum letztenmal; daß die Verwirrung groß sei, konnte man daraus schließen, daß das Feuer des Leuchtthurms noch fortbrannte, wiewohl es schon Tag war. Gegen 7 Uhr kam ganz plötzlich eine riesenhafte Welle aus dem Meere herauf, zu der man im wörtlichen Sinne aufsah, und die sich mit großer Schnelligkeit fortbewegte. Der „Loudon" bewegte sich unter Dampf, um der Welle den Bug zu bieten; einen Augenblick später hatte dieselbe das Schiff erreicht, welches sich furchtbar hob, doch die Welle lief vorbei und der „Loudon" war gerettet. Die Fluth überströmte Telok Betong und lief landeinwärts. Hinter einander kamen nun noch drei solche kolossale Wellen, welche vor den Augen der Passagiere den Ort verwüsteten; man sah das Küstenlicht umfallen, die Häuser verschwanden vom Strande, der Dampfer „Berouw", der schon auf dem Trocknen gesessen hatte, wurde aufgenommen und landeinwärts geschleudert — alles war Meer geworden, wo einen Augenblick vorher noch die Stadt gelegen hatte. Es war wie ein Dekorationswechsel in einem Feenstück, nur waren auf der Scene Hunderte von Opfern gefallen, während die Zuschauer sich in andauernder Lebensgefahr befanden.

Da man vermuthete, daß die telegraphische Verbindung gestört sei, entschloß man sich, nach Anjer zurückzudampfen, um das Vorgefallene zu melden. Bald hatte der „Loudon" die Rhede hinter sich, doch ehe man die Lampangbai verlassen hatte, wurde es immer dunkler, so daß bereits um 10 Uhr eine ägyptische Finsterniß herrschte. Ehe wir jedoch weiter gehen, wollen wir die weiteren Vorfälle zu Telok Betong kennen lernen.

Der Steuermann der „Marie" berichtet: „Gegen Morgen wurde das Meer ruhiger, aber der Himmel sah so drohend aus, daß ich mich entschloß, noch einen dritten Anker bereit zu halten, um ihn, wenn es nöthig sein würde, fallen zu lassen. Während wir noch mit den Vorbereitungen beschäftigt waren, sah ich mit einem Male eine hohe Wassermasse an der Kimm ankommen, die sich mit entsetzlicher Geschwindigkeit näherte; sogleich ließ ich alle Luken und Oeffnungen dicht nageln. Wir hatten dieses Geschäft gerade beendet, als die erste Welle uns erreichte. Es war ein furchtbarer Augenblick und ich glaubte, wir seien ver-

loren; das Schiff hatte den entsetzlichen Anprall gut ausgehalten, war aber auf den Strand geworfen, so daß ich bei dem Ablaufen der Welle um dasselbe herumgehen konnte. Im Schiffsrath, der nun gehalten wurde, faßte man den Beschluß, die „Marie" zu verlassen; der Steuermann allein wollte auf dem Schiffe bleiben. Bald aber kehrte ein Theil der Bemannung zurück, da sie den Weg zu schwierig gefunden hatte. Um 10 Uhr kamen wieder drei schwere Seen angelaufen; das Schiff wurde wie ein Ball aufgehoben und platt auf die Seite geworfen." — Ein Unterofficier der Garnison berichtete Folgendes über die Vorgänge: „Früh Morgens gingen wir nach der 20 Min. entfernten Kampong Kankong, um den Schaden zu besehen, den die Wellen dort angerichtet hatten; das Meer war ruhig, das Wetter prächtig. Wir waren im Dorfe angekommen und betrachteten die Verwüstung, als ich eine etwa 3 m hohe Welle ankommen sah. Wir hatten einen Abstand von etwa 2000 Schritt bis zu dem Talanghügel, auf dem die Kasernen stehen, zurückzulegen. Athemlos eilte ich zurück und trieb meine Begleiter zur Eile. Als wir den Hügel erreicht hatten und ich mich umwandte, waren alle am Meere gelegenen Dörfer verschwunden; alles war in eine kochende See verwandelt, aus der noch einzelne Häuser hervorragten." Aus seinen weiteren Mittheilungen ergiebt sich, daß das Wasser ganz allmählich stieg, doch breche ich hier vorläufig ab, um zur „Berbice" zurückzukehren.

„Bis 8 Uhr Morgens trat keine Veränderung in unserm Zustande ein", lautet der Bericht, „dann wurde es noch schlimmer; es war ganz dunkel, der Aschenregen wurde immer stärker, fortwährend mußte die Asche von dem Verdeck entfernt werden."

So haben wir uns der Stunde genähert, zu welcher aller Wahrscheinlichkeit nach der größte Theil von Krakatau im Meere verschwunden ist, vielleicht in einem einzigen entsetzlichen Ausbruch, vielleicht in Folge wiederholter Zuckungen der entfesselten Elemente. Am vollständigsten sind hierüber die Berichte vom „Loudon", die ich zunächst folgen lasse.

Die Dunkelheit nöthigte den „Loudon", vor Anker zu gehen, da sie so tief war, daß man nicht einmal mehr die Umrisse weißer Gegenstände erkennen konnte; auf dem „Loudon" fehlte jede Spur von Licht, und diese Dunkelheit dauerte 18 Stunden. Während derselben fiel ein dichter Schlammregen, der das Deck mehr als 0,5 m hoch bedeckte und es der Mannschaft beinahe unmöglich machte, ihren Dienst zu thun, da Augen, Ohren, Mund und Nase mit dieser Masse, welche das Athmen erschwerte, gefüllt wurden. Auch die atmosphärische Luft war durch die Eruptionmassen verändert worden; ein schrecklicher Geruch von schwefliger Säure verbreitete sich. Einzelne Personen hatten Ohrensausen, andere fühlten ein Drücken auf der Brust, wieder andere konnten dem Schlaf kaum Widerstand leisten. Von Zeit zu Zeit wechselte der Schlammregen mit einem Aschen- und Bimssteinregen. Der Kompaß zeigte die merkwürdigsten Abweichungen in allen Richtungen, der Barometerstand war ungewöhnlich hoch. Heftige Meeresströmungen wurden in verschiedenen Richtungen beobachtet. Doch dies war noch nicht alles; als der „Loudon" einige Zeit in der tiefsten Dunkelheit gelegen hatte, fing das Meer an unruhig zu werden; der Wind erhob sich immer stärker und steigerte sich bis zu einem fliegenden Orkan; dann folgte eine Reihe von Seebeben, die sich durch plötzlich ankommende heftige Seen bemerkbar machten. Einige derselben kamen gegen das Schiff quer und mit solcher Kraft an, daß sie dasselbe aufnahmen und so auf die Seite legten, daß es beinahe zum Kentern kam. Während dieser Zeit schlug der Blitz siebenmal in den Mast, lief erst am Ableiter entlang, sprang jedoch von einem höher als das Verdeck gelegenen Punkte mit einem gräßlich knatternden Geräusch in das Wasser über. In einem solchen Augenblicke wurde die ganze Umgebung plötzlich hell erleuchtet und man sah, daß alles durch den Schlammregen mit einer aschgrauen Farbe überzogen war; der Anblick war so schrecklich, daß man unwillkürlich sich an Bord eines Geisterschiffs glaubte.

Während dieser Zeit standen die Spritzen gegen Brandgefahr bereit; fortwährend hatte der „Loudon" Dampf und dampfte langsam vor zwei Ankern an. Außer Blitz und Donner beobachtete man auch andere elektrische Erscheinungen. An den Enden der Masten und Raaen erschienen die bekannten St. Elmsfeuer; die eingeborenen Seeleute theilen den Aberglauben der europäischen Matrosen in Bezug auf diese Erscheinungen, nur messen sie denselben eine noch schlimmere Vorbedeutung bei; dieselben sagen, ihrer Ansicht nach, den Untergang des Schiffes voraus. Nach ihrem Glauben aber können sie das Unglück abwenden, wenn sie die Vorboten desselben verjagen. Deshalb sah man, sobald sich nur ein Flämmchen zeigte, wenn es noch so hoch im Takelwerke erschien, sofort einen Matrosen nach oben klettern, um es zu vertreiben. Trotzdem daß das mit Schlamm bedeckte und dadurch glatt gewordene Tauwerk, daß die furchtbaren Schwankungen, die das Schiff von Zeit zu Zeit machte, ihre Aufgabe sehr erschwerte, setzten sie ihre Versuche fort, wenn es ihnen nicht gleich glückte, die neckischen Flammen auszulöschen, die Irrlichtern gleich, im Tauwerk, auf Masten und Raaen umherhüpften. Nach jedem neuen Seebeben herrschte ein Augenblick von tödtlicher Stille und Ruhe im Meere, auch der Schlammregen hörte dann einige Augenblicke lang auf. Diese Grabesstille war noch entsetzlicher als die furchtbare Wuth des Orkans; man hörte dann das laute Beten, die nervenzerreißenden Hilferufe der Eingeborenen, welche an Bord waren.

Ganz eigenthümlich ist es, daß an Bord des „Loudon", wie in dem Bericht (des Herrn van Sandick) ausdrücklich hervorgehoben wird, keine Detonationen gehört wurden. War es das Getöse, das Geheul des Windes, das Plätschern des Schlammes, welche einen so sinnverwirrenden Lärm hervorbrachten, daß die furchtbaren Explosionen übertönt wurden, oder waren es die überwältigenden näherliegenden Eindrücke, welche die Aufmerksamkeit so ausschließlich in Anspruch nahmen, daß die entfernteren Erscheinungen sich nicht mehr geltend machen konnten?

Nachts um 4 Uhr endlich sah man am Horizont ein schwaches Licht; der Mond, der nach 2 Uhr aufgegangen war, trat aus den Wolken hervor; die Luft war weniger drückend, endlich brach die kurze Dämmerung an, die Sonne erhob sich und der Kapitän beschloß nun, die Lampangbai zu verlassen. Ehe wir den „Loudon" weiter begleiten, wollen wir zunächst sehen, wie die Eruptionserscheinungen sich zu Telok Betong äußerten. Der Steuermann der „Marie" fährt in seinem Berichte folgendermaßen fort: „Indessen war es durch den starken Aschen- und Schlammregen ganz dunkel geworden. Auf einmal hörten wir einen Knall, als ob ein Pulvermagazin in die Luft flöge. Der Himmel stand so zu sagen in Feuer und in der Luft verbreitete sich ein dicker Schwefeldampf, es war zum Ersticken. Nachmittags 3 Uhr schlugen nochmals drei Seen über die „Marie" und dann nicht mehr. Der Aschenregen dauerte fort; es wurde nicht mehr Tag. Wir wußten nicht mehr, wo wir waren. Als am andern Morgen der Tag anbrach, lag die „Marie" wieder in tiefem Wasser, wir allein auf der ganzen Rhede waren in wunderbarer Weise gerettet, die ganze Stadt mit dem Leuchtfeuer war vernichtet, viele Fahr-

zeuge hatte das wüthende Element weit ins Land geschleudert oder total zerstört." Von dem Kasernement auf dem Talang-Hügel wird berichtet: Gegen 10 Uhr etwa wurde es dunkel; dem Aschenregen folgte ein Steinregen, wobei Steine in der Größe eines Taubeneis fielen. Es war ganz finster, so daß man Lichter anzünden mußte; etwas später stand das Wasser nur noch 1 m unter der Oberfläche der Kaserne (also 24 m über dem gewöhnlichen Wasserstand). Dem Steinregen folgte jetzt ein Schlammregen; der Donner, der den ganzen Tag angehalten hatte, nahm nun ab. Man dachte daran, das Fort zu verlassen und sich weiter landeinwärts zurückzuziehen, als das Wasser zu fallen anfing. Nachts wurde es nach und nach heller, die Sterne erschienen am Himmel, der Schlammregen hatte schon lange vorher aufgehört. Endlich ging am 28. die Sonne auf, um eine Scene voller Entsetzen zu beleuchten. Telok Betong mit seinen Bewohnern, deren Zahl auf etwa 10 000 geschätzt wurde, bestand nicht mehr.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Sämmtliche Turkmenen von Merw haben beschlossen, sich der russischen Herrschaft zu unterwerfen; es wäre ihnen auch schwerlich etwas anderes übrig geblieben. Der Augenblick dieser Annexion ist von Rußland gut gewählt, insofern England, welches zu anderen Zeiten auf dieses Vorgehen vielleicht mit der Besetzung von Herat geantwortet hätte, jetzt alle Hände voll in Aegypten zu thun hat. Jener Entschluß der Bewohner von Merw wird theils der Beliebtheit und der Politik des jetzigen Generalgouverneurs von Turkestan, theils der Vermittelung des Chans von Chiwa zugeschrieben; vielen Einfluß soll aber auch der gewaltige Eindruck gehabt haben, welchen die Merwer Abgesandten von der Kaiserkrönung zu Moskau empfingen.

— Der vom 1. Januar 1884 aus Gaza datirte erste Bericht des Professors Hull (vergl. Globus, Bd. 44, S. 320) meldet, daß derselbe das Wadi Arabah, das Todte Meer und eine Querroute durch das südliche Palästina vollständig geologisch aufgenommen habe. Sein Begleiter, Ingenieurhauptmann Kitchener, hat die bereisten Strecken topographisch aufgenommen und dabei namentlich gefunden, daß das Südende des Todten Meeres auf unseren Karten in Lage und Gestalt falsch dargestellt ist und daß z. B. die große Halbinsel Lisan um volle drei englische Meilen verschoben werden muß. Mr. Hart hat botanisch gesammelt, Mr. Lawrence fortlaufende meteorologische Beobachtungen gemacht und Mr. Gordon Hull an hundert Photographien hergestellt. Professor Hull wollte sodann noch zwei Querrouten durch Palästina machen, während Hauptmann Kitchener in Begleitung von nur vier Arabern auf einem bisher unbekannten Wege nach Ismailia in Aegypten zurückritt. Ueberall fand er gute Aufnahme bei den Beduinen, welche ihn für einen Vetter des Scheich Abdallah (d. h. des ermordeten Professors Palmer) hielten, dessen Andenken sie hoch verehren und dessen Ermordung sie immer noch beklagen.

Afrika.

— Aus einem Briefe, d. d. Gabun, 7. December 1883, theilt der Pariser „Gaulois" mit, daß die Expedition de Brazza's augenblicklich als gescheitert anzusehen sei. Von Anfang an habe große Unordnung geherrscht und in Folge dessen seien drei Viertheile der mitgenommenen Waaren vergeudet oder verloren worden. Die meisten Mitglieder der Mission haben längst ihre Entlassung genommen. Herr de Brazza hat den Fluß Ogowe abgesperrt, indem er Befehl ertheilte, auf alle Pirogen zu schießen, welche die Durchfahrt erzwingen wollten. Dadurch reizte er alle deutschen und anderen Kaufleute gegen sich auf, die seine Waaren unentgeldlich nach dem oberen Ogowe befördert hatten. Zugleich entfremdete er sich die Uferbewohner, die ihren Gummi nicht mehr verkaufen und keine europäischen Waaren beziehen können. De Brazza hat ferner den Gouverneur (von Gabun) schwer verletzt und ebenso die Patres vom heiligen Geiste, in deren Mission zu Lambarene seine Leute wie in Feindesland gehaust haben. Brazzaville hat zu existiren aufgehört. König Makoko, Brazza's Verbündeter, ist entthront und durch einen der Expedition feindlichen Häuptling ersetzt. „Leider triumphirt Stanley und ist er Dank den begangenen Fehlern überall Herr und Meister." — Die in den Zeitungen wiederholt verbreitete Nachricht von Brazza's Tode hat sich übrigens nicht bestätigt.

— Wie den „Times" aus Madrid geschrieben wird, scheinen die Portugiesen ihre stets mehr nominelle als faktische Herrschaft in Central- und Südafrika nicht ohne Kampf zerstören lassen zu wollen; zu diesem Zwecke hat namentlich das Marineministerium mit vieler Heimlichkeit eine kommercielle Expedition dorthin vorbereitet, welche aus dem Generalstabsofficier Enrique de Carvalho, der das Land kennt, als Leiter, einem zweiten Befehlshaber, einem Missionar, einem Arzt u. s. w. bestehen und namentlich in Angola neue Allianzen zwischen den Eingeborenen und Portugal anknüpfen und alte befestigen soll. Sie wird wahrscheinlich zunächst die bekannte Handelsstraße zum Muata Jamvo verfolgen und, wo es angeht, Stationen für Handel, Ackerbau und Missionszwecke errichten.

Polargebiete.

— Auf eine besorgte Anfrage hat die Londoner Royal Geographical Society die Mittheilung erhalten, daß die Regierung der Vereinigten Staaten, sobald es die Jahreszeit erlaubt, eine möglichst sorgfältig ausgerüstete Expedition nach dem Smith-Sunde schicken wird, um den in Lady Franklin Bay stationirten Polarfahrern unter Lieutenant Greely Hilfe zu bringen. Dieselbe wird aus dem bekannten englischen Dampfer „Alert", der „Thetis" und der „Bear" bestehen und von Commandeur Winfield S. Schley befehligt werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLV. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

V.

In dem Dorfe Pevas, wo Wiener mit seinem Reisegefährten Herrn von Günzburg zusammentreffen sollte, fand er denselben nicht vor und beschloß deshalb, denselben weiter stromab in Tabatinga zu erwarten. Dafür hatte er Gelegenheit, den in der Umgebung wohnenden Mischlings-Indianerstamm der Tapuys kennen zu lernen. Es sind schön gebaute Gestalten, nur theilweise etwas untersetzt, von prächtiger Bronzefarbe und aufgeputzt, wie die Indianer in einem Opernhause. An den Oberarmen, Handgelenken, Oberschenkeln und Knöcheln tragen sie rußbraune Bänder, in welchen Federn vom Ara, Papagei, Tukan und anderen bunten Vögeln stecken; Binden schmücken den Kopf, Gehänge den Hals und zuweilen auch, kreuzweise getragen, den Rumpf, während die eigentliche Kleidung nur aus einem Bande um die Lenden besteht. Als sie Abends bei dem hellen Lichte eines großen Feuers tanzten, glitzerte und funkelte ihr bunter Schmuck bei ihren wilden Sprüngen in prächtigem, phantastischem Glanze.

Am nächsten Morgen wurde die Fahrt auf dem Amazonenstrome abwärts mit Tagesanbruch fortgesetzt; da aber die zum Rudern gemietheten Sunos-Indianer wiederholt meuterten, so brauchte man für die Strecke von Pevas bis Tabatinga, welche man gewöhnlich in weniger als einem Tage zurücklegt, 28 Stunden. In dem kleinen brasilianischen Fort zu Tabatinga mit seinen Kanonen, seiner weißen Kaserne, seinem kleinen Leuchtthurme und seiner Kriegsschaluppe wurden die Sunos abgelohnt und entlassen, während sich der Reisende bei dem liebenswürdigen Kommandanten, Hauptmann Amaral, ausruhte und rasch von seinen Strapazen erholte. Im Uebrigen ist Tabatinga ein elendes Nest, welches nur zwei gute Häuser besitzt, den Cuartel für die Garnison und die Comandancia für deren Officiere. Der Rest besteht aus elenden Hütten, 35 bis 40 an der Zahl, deren stattlichste den Kaufladen eines blonden Engländers mit „Warranted Manchester and Liverpool goods" enthält. Derselbe macht gute Geschäfte und ist wohl der zufriedenste unter den Bewohnern des Oertchens, welche in einer Anzahl von 50 Männern und 3 Frauen sorglos und stumpf in einer unaufhörlichen Wolke von Moskitos und Tabaksdampf dahin vegetiren.

Sechs Tage später langte das brasilianische Packetboot „Obidos" vom obern Amazonenstrome her in Tabatinga an; sein Kapitän hatte zwar gehört, daß europäische Reisende in Iquitos erwartet wurden, dieselben waren aber nicht eingetroffen und waren schon todt gesagt worden. Gern hätte sich Wiener sofort nach dem Rio Morona begeben, um Nachforschungen nach Günzburg anzustellen, der sich vielleicht als Gefangener in den Händen der Indianer befand; allein er war so gänzlich von allem Gelde entblößt, daß er es vorzog, zuerst nach Pará am untern Amazonas zu fahren und sich dort mit neuen Mitteln zu versehen. Ohne Weiteres gestattete der Kapitän des „Obidos" ihm und zwei Begleitern, Geoffroy und François, die Fahrt dorthin ohne Vorausbezahlung zu verlangen. Wiener's Entdeckungsreise war vorläufig beendet, die Arbeit der Stromaufnahme unnöthig, weil schon verschiedentlich gethan; er befand sich wieder im Bereiche der Civilisation, brauchte keine grünen Bananen und Affen mehr zu essen und konnte

seine Waffen in den Koffer packen, da er nicht mehr sein und seiner Begleiter Leben zu vertheidigen, nicht mehr für Wildpret zum Lebensunterhalte zu sorgen hatte.

Die Fahrt ist eintönig, die Landschaft flach und ohne Abwechselung. Nur während eines Gewitters wird der Fluß sehr schön; wenn der Wind die Wogen peitscht, so verwandelt er die Oberfläche des Stromes in ein Meer von weißem Schaum und wirft die klatschenden Wellen gegen den Rumpf des Schiffes. Wie zwanzig Gewitter auf einmal hört sich das beständige Rollen der betäubenden Donner an, und die Blitze schießen hernieder bald in violetten Zickzacks, bald als blendende Feuermassen, die das ganze Firmament erfüllen.

Nur in weiten Abständen von einander zeigten sich am Ufer einzelne malerische, aber höchst elende Hütten. Stehen ihrer drei zusammen, so nennt man es einen Hafen. Vor solchen Strohhütten liegt meist ein Kautschuksammler mit seiner olivenfarbigen Begleiterin, kratzt sich nachdenklich und raucht seine Cigarette oder Pfeife dazu. Von Anbau keine Spur, abgesehen von einigen Bananenstauden, deren hellgrüne, vom Winde zersetzte Blätter sich scharf von der dunkeln Waldvegetation abheben.

Einige Meilen oberhalb und unterhalb der Einmündung des Rio Negro bietet der Amazonenstrom einen merkwürdigen Anblick dar. Das Wasser des Nebenflusses bewahrt mehrere Kilometer weit seine schwarze Kaffeefarbe und bildet längs des linken Ufers einen dunkeln Streifen, der zu der hellern Färbung am rechten Ufer in scharfem Gegensatze steht. Zuweilen sieht man auch einen großen schwarzen Flecken mitten in dem lichten Gewässer des Amazonas.

Eine Stunde oberhalb der Mündung des Rio Negro zeigen sich, wenn man denselben hinauffährt, die ersten kleinen Landgüter (chacras) und dann die Stadt Manaos, welche durchaus nichts Originelles an sich hat; ihre weißen schmucken Häuser würden in der Umgegend von Paris durchaus nicht auffallen. Zwischen amerikanischen Städten von spanischer und von portugiesischer Gründung besteht gar keine Analogie; der geringste Pueblo in den Anden hat sein eigenthümliches Gepräge, eine brasilianische Stadt aber nicht. Letztere sind bereits europäisirt. Die Façaden der Kirchen stammen hier wie dort aus dem 16. Jahrhundert; aber das Innere derselben ist in Brasilien viel heller, salonmäßiger, die Kirchenbesucher modern, fast elegant gekleidet, und vergeblich sucht man die malerischen Sandalen, Ponchos und Mantas der spanischen Kreolen.

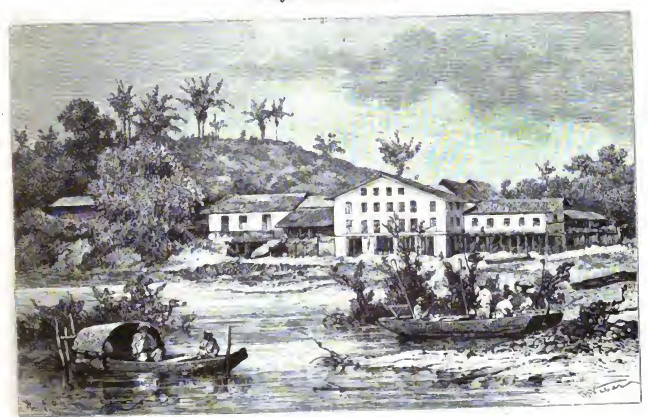
Der „Obidos“ warf der großen Kirche gegenüber Anker. Damals, in der trockenen Zeit, lag die Stadt auf Hügeln, welche alljährlich mehrere Monate lang vom Wasser fast bedeckt sind. Der Landeplatz wird vielfach von Bächen (igarapes) durchschnitten, die in den Rio Negro sich ergießen, so daß die Stadt auf einer Reihe von Halbinseln und Inseln liegt, welche durch Brücken mit einander in Verbindung stehen. Mehrere Straßen, und namentlich die Hafenstraße, werden von Palmenalleen beschattet.

Manaos befindet sich in dem Uebergangsstadium vom Dorfe zur Stadt oder vom Flecken zum Handelshafen. Neben Strohhütten erhebt sich schon das stolze Haus des kosmopolitischen Kaufherrn; Straßen, in denen jedes Haus sich eines prächtigen Ladens rühmt, werden von Sackgassen geschnitten, in denen nur gutmüthige Eingeborene faulenzen. Und am Ufer schaukeln sich friedlich neben einander die primitive Piroge, das europäische Boot und die ihm nachgeahmte monteria, die schwer zu bugsirende peniche, die leichte Goeletta und das schwerfällige Floß, Räder- und Schraubendampfer.

Selten verlassen die Frauen das Haus; die Einkäufe werden von den Männern besorgt, welche man von 7 bis 9 Uhr Morgens und von 6 bis 8 Uhr Abends namentlich in der Rua do Comerço bei diesem Geschäft beobachten kann. Es ist das die schönste Straße der Stadt mit vielen französischen Läden, deren Inhalt von den allerdings nicht zahlreichen wohlhabenden Einwohnern bevorzugt wird. Aber der große Haufen kauft bei den Engländern, welche ihre Waaren dem Geschmacke jeden Landes anzupassen verstehen und darum große Geschäfte machen, während der Franzose seine so oft wechselnde Mode den fremden Völkern aufzwingen möchte und sich wenig oder gar nicht um die Wünsche und Neigungen der Eingeborenen kümmert.

Tapuy-Indianer aus der Gegend von Pevas.
(Nach einer Photographie.)

Die Bewohnerschaft von Manaos hat zum größten Theil die braune und schwarze Farbe von allen möglichen Schattirungen aufzuweisen; das autochthone Element aber, der Indianer vom Manaos-Stamme, ist dort vollständig verschwunden. Er hat sich in die Wälder und an die Ufer des Rio Branco zurückgezogen, und wenn einmal einer von ihnen, natürlich in durchaus friedlicher Absicht, auf seiner alten Domäne erscheint, so wird das als ein sensationelles Ereigniß angesehen. Eine Schaluppe der brasilianischen Flottille, welche den Oberlauf des Stromes und seine Zuflüsse zu beaufsichtigen hat, hatte eines Tages ein Paar dieser Indianer mitgebracht, und alsbald beeilte sich ganz Manaos, diese armen Wesen zu feiern und zu fêtiren. Sie wurden von Zeitungsschreibern „interviewt“, welche dann hinterdrein erfundene Gespräche mit den „infieles“ veröffentlichten. Photographen nahmen ihr Porträt in fest-



Eine chacra (Landgut) bei Manaos. (Nach einer Photographie.)



Der Hafen von Manaos. (Nach einer Photographie.)

lichem Schmucke auf. Mit allen möglichen Gunstbezeugungen überhäuft, mit einigen Hemden und sehr viel Rosenkränzen beschenkt und mit einer Indigestion ohne Gleichen behaftet, wurden sie schließlich wieder in ihre Wälder entlassen, um dort unter ihren Stammesgenossen für die Civilisation des 19. Jahrhunderts als Apostel zu wirken. Ja selbst zu einem fünfaktigen Theaterstücke hat die Anwesenheit der beiden Eingeborenen Veranlassung gegeben; denn Manaos rühmt sich eines Theaters mit Parterre, Galerie und Logen, in welchem Wiener der Aufführung von „Die Wunder des h. Benedikt" beiwohnte. Weiße gab es wenig im Saale, aber desto mehr Schwarze, deren Patron der h. Benedikt ist, und namentlich eine Fülle von jungen hübschen Negerinnen in himmelblauen und rosafarbenen Gazekleidern, welche das Schwarz der Arme und Schultern angenehm milderten.

Nach siebentägigem Aufenthalte in Manaos bestieg Wiener den Dampfer „Arari", der ihn nach Pará bringen sollte. Wenige Meilen unterhalb der kleinen Ansiedelung



Eingeborene vom Rio Branco. (Nach einer Photographie.)

Breves fuhr derselbe jedoch auf einer Sandbank auf und blieb dort 3½ Tage liegen, bis ein anderer Dampfer seine Signale bemerkte und zu Hilfe kam. Nachdem die Ladung des „Arari" auf letztern hinübergeschafft worden war, wurde er durch die Fluth flott und konnte seine Fahrt fortsetzen. Sieben Monate weniger zwei Tage, nachdem der Reisende Guayaquil am Stillen Ocean verlassen, traf er in Pará ein.

Dieser Ort, der in Europa für einen Herd des gelben Fiebers gilt, erschien ihm wie eine große Stadt, wie ein Centrum der Civilisation. Ein breiter Quai und zwei bis drei Stockwerk hohe Gebäude, die sich dem Ankömmling zuerst zeigen, geben ihm gewissermaßen die Berechtigung, als solches zu gelten.

Als Wiener die Stadt durchstreifte, bemerkte er, daß er selbst und einige Polizeisoldaten die einzigen Fußgänger waren; Jedermann hier, vom Präsidenten bis zum letzten Sklaven herab, fährt in der Pferdeeisenbahn, die vollkom-

men neutrales Gebiet ist. Als eine hübsche, weißgekleidete Negerin mit riesigen imitirten Korallenketten um den Hals einen schon gefüllten Wagen besteigen wollte, machte ihr ein junger Fidalgo und kaiserlicher Kammerherr bereitwillig Platz. Wenn man in Europa von Sklaven spricht, so denkt man gewöhnlich an die Pariastellung des Schwarzen in den Vereinigten Staaten; dort ist er frei und genießt die Menschenrechte, aber von der weißen Gesellschaft wird er unbarmherzig ausgeschlossen. In Pará aber kann er nach jeder Würde streben; ohne zu feilschen wird man sie ihm einräumen, und wenn er die Examina bestanden hat und sonst geeignet ist, steht er mit dem Weißen auf völlig gleicher Stufe.

Schon am Tage nach seiner Ankunft erfuhr Wiener, daß für seinen vermißten Gefährten Günzburg eine Anzahl Briefe angelangt und eine Summe Geldes angewiesen war; er schloß daraus, daß jener sich noch am obern Marañon befinden, und daß er ihn dort aufsuchen müsse, wozu er außer Geld besonders eines Dampfboots und zuverlässiger Leute bedurfte. Und um beides zu erlangen, wandte er sich sofort telegraphisch mit einer Bitte an den Kaiser von Brasilien, welchem er bekannt war; in Erwartung der Antwort beschäftigte er sich damit, den großen Handelshafen Nordbrasiliens näher kennen zu lernen.

Um das Leben und den Organismus der dortigen Gesellschaft zu charakterisiren, stellt er die Formel auf: Pará = 300 Theilen Handel + 60 Theilen politisch-religiöser Fragen + 5 Theilen künstlerischer Diskussionen. Der Handel der Stadt mit Europa und New York ist durchaus verschieden von demjenigen, welcher zwischen Pará und dem Becken des Amazonenstromes, zu dem es den Schlüssel bildet, stattfindet. Ersterer ist normal; Pará ist der Hauptmarkt für Kautschuk und exportirt ansehnliche Massen von Kakao, Sassaparilla, Paranüssen und vegetabilischem Elfenbein.



Mägde und Verkäuferinnen in Pará. (Nach einer Photographie.)

An der Spitze des Großhandels steht England, dann folgen die Vereinigten Staaten; die Kaufleute dieser beiden Länder führen sieben Achtel von allen Waaren ein und aus, welche nicht nur in der Stadt selbst, sondern auch im ganzen Thale des Amazonenstromes verbraucht werden; ihre stets thätigen und unternehmenden Reisenden sind überall zu finden, sind bei allen Geschäften und Unternehmungen betheiligt, während Franzosen nur diejenigen Städte besuchen, wo sie bereits geschäftliche Beziehungen unterhalten.

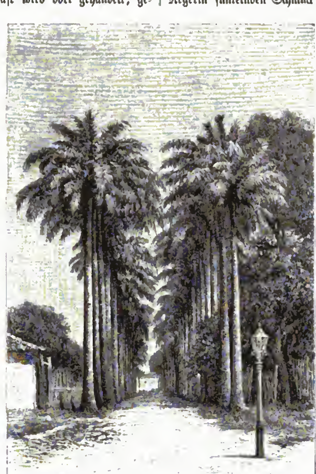
Die Portugiesen halten meist lojas, d. h. Kramläden, geben sich auch viel leichter als Neger zu Lastträgerdiensten her und ertragen selbst bei schwerer Arbeit in bewundernswerther Weise sehr ungünstige hygienische Bedingungen. Bei ihrer großen Rührigkeit und Nüchternheit ist es nichts Seltenes, daß Leute, die ohne einen Heller in Brasilien ankommen, mit hübsch runden Summen nach ihrem geliebten Portugal zurückkehren. Italiener sind in Pará wenig, Spanier gar nicht vertreten, und im Jahre 1880 gab es dort auch kein bedeutendes deutsches Haus. Am besten haben es die Engländer verstanden, sich in das Wesen des brasilianischen Lokalhandels einzuleben und seine drei Grundlagen: Schiffahrt, Einfuhr von Manufakturen und Ausbeutung der Wälder zu begreifen. Regelmäßige Schiffsverbindung erweckt die kleinen, weit von einander gelegenen Orte am Amazonenstrome erst zum Leben, und der Eingeborene macht sich an die Ausnutzung der Waldprodukte, um sich damit die ihm begehrenswerth scheinenden europäischen Erzeugnisse einzuhandeln. Der englische Kaufmann aber macht dabei ein vierfaches Geschäft: seine eigenen Schiffe bringen die europäischen Manufakturen stromaufwärts; er gewinnt ferner am Verkaufe der letzteren, nimmt drittens dafür Rohprodukte zu billigeren als den Marktpreisen und hat viertens wiederum eine einträgliche Rückfracht für seine Schiffe. Von gewissen Produkten, wie



Die Cirio-Procession (31. Oktober) in Pará.

Kautschuk, haben sich die Engländer durch verständig bewilligten Kredit schon eine oder mehrere ganze Ernten im Voraus gesichert und können, da sie die Marktpreise nach ihrem Belieben zu bestimmen vermögen, auch den Kautschuksammlern sehr hohe Löhne gewähren. Trotzdem könnte eine geschickt geleitete Gesellschaft, welche durch ihre Schiffe selbst der kleinsten Ansiedelung eine möglichst große Auswahl von Waaren zuführte, noch heutigen Tages auf dem Amazonenstrome glänzende Geschäfte machen.

Man lebt nicht in Pará zum Vergnügen, sondern um Geld zu machen; es wird dort fieberhaft spekulirt und bei Tag und Nacht an nichts anderes, als an das Geschäft gedacht. Ohne Ruhe und Rast wird dort gehandelt, gewonnen und verloren. Um dem Aerger, der stets mit solchem gewinnsüchtigen Treiben verbunden ist, Luft zu machen, wird raisonnirt und Opposition gemacht, einmal gegen den Bischof, einmal gegen den Präsidenten der Provinz, heute gegen den Polizeimeister und morgen gegen eine Opernsängerin; aber die ganze Opposition erschöpft sich in Worten. Denn der Brasilianer ist ruhig und seiner Obrigkeit unterthan. Immerhin verleiht diese Redesucht der Bevölkerung von Pará eine gewisse Lebhaftigkeit, welche man sonst in tropischen Ländern vergeblich suchen würde. Lateinische Citate fallen diesen Leuten nicht schwer und kommen häufig im Gespräche vor. Doktoren oder, wie sie dort genannt werden, Baccalaureen, giebt es von allerhand Sorten, in der Litteratur, den Naturwissenschaften, der Mathematik, der Medicin, der Ingenieurkunst u. s. w.; aber das sind keine steifen Doktoren in Mantel und Barett, sondern elegante, schlanke, oft zu schlanke Leute mit leider sehr enger Brust, die dem Kreolen des Amazonas-Gebietes eigenthümlich ist.



Die Straße São José in Pará. (Nach einer Photographie.)

Auf den Straßen sieht man nur Dienerinnen und Verkäuferinnen von Lebensmitteln. Damen kennen keine anderen Spaziergänge als die zur Kirche, und lassen alle Besorgungen durch ihre Sklavinnen verrichten, so daß man in Läden, auf Märkten und in Pferdebahnen nur Vertreterinnen des schönen Geschlechts von mehr oder weniger dunkler Hautfarbe zu sehen bekommt, welche ihre Lasten auf dem Kopfe tragen, stets vergnügt sind und lachen, in der Jugend Cigaretten, mit dreißig Jahren Cigarren und in ihren alten Tagen Pfeife rauchen. Ihre blassen, schönen Herrinnen liegen indessen, in weiße gestickte Gewänder gehüllt, das prachtvolle schwarze Haar lose herabfallend, in ihren halbdunkeln Zimmern in Hängematten, auf Ruhebetten oder Schaukelstühlen, starren stundenlang, ohne ein Wort zu reden, in die Luft und träumen. Nur im Theater — und Pará besitzt ein stark besuchtes, höchst stattliches derartiges Gebäude — thauen diese kalten Seelen auf und beleben sich die matten Gesichter. Die dramatischen Vorstellungen geben nicht nur im Zuschauerraume zu höchst lebhaften Scenen Veranlassung, sondern auch später zu Kämpfen in der ziemlich freien Presse, deren Bedeutung ein Europäer schwer zu erfassen vermag.

Der 31. Oktober ist in Pará ein großer Feiertag, der Tag des „Cirio“, an welchem Unsere Liebe Frau von Nazareth in Procession herumgetragen wird. Selbst der schlechteste Neger trägt an diesem Tage ein Festkleid, jede Negerin funkelnden Schmuck und ein helles Musselinkleid, zwar keinen Strumpf, dafür aber Pantoffeln mit hohen Absätzen à la Louis XV. Schon am Abend des 30. wird das wunderthätige Bild aus der kleinen Nazarethkirche zu den „Educandas“ gebracht, um am folgenden Tage an seine gewöhnliche Stelle zurückzukehren. Am 31. ist die Stadt schon um 5 Uhr in Bewegung; um 6 Uhr ertönt ein Kanonenschuß und setzt sich die Procession in Bewegung. Von den Häusern wehen die Flaggen aller Länder und aus den Fenstern hängen Teppiche. Was aber solchen Aufzügen hier zu Lande eine unvergleichliche Pracht verleiht, sind die Alleen königlicher Palmen, solche riesenhaften lebenden Säulenreihen, wie in der Straße São-José. Wenn die Volksmenge durch solch eine majestätische Wölbung zieht, so kann man durch Vergleichung des Menschenwuchses mit der Höhe der Bäume so recht deren imposante Größe ermessen.

Um das Ciriofest zu verstehen, muß man seine Entstehung kennen. Im Jahre 1793 ging ein Schiff, das dem Schutze der damals wenig bekannten Lieben Frau von Nazareth empfohlen war, nach 23 tägiger Fahrt auf dem Amazonenstrome verloren; aber der Bemannung glückte es, in einem Boote gesund und munter Pará wieder zu erreichen. Das war das erste Wunder, das „Nossa Senhora“ bewirkt hatte, und die Matrosen schenkten ihr das rettende Boot. Andere Wunder und weitere Weihgeschenke folgten, der Ruf der Madonna wuchs und heute hütet sich Jedermann, bei dem Feste zu fehlen.

In dem Festzuge figurirt zuerst eine plastische Darstellung des großen Mirakels aus Papiermaché, welche sich auf einem von acht bekränzten Ochsen gezogenen Wagen befindet und von kleinen Mädchen mit Flügeln aus Sammet und Federn begleitet wird; dieselben, offenbar Engel darstellend, reiten auf reich geschirrten Pferden, die von Lakaien

geführt werden. Dann folgt das Hauptstück, das neu gestrichene Boot, mit Blumen gefüllt, in welchem eine Schar weißer, brauner und schwarzer Kinder, mit Rosen bekränzt, lustig herumspielt, getragen von etwa 50 Seeleuten, die sich von Zeit zu Zeit abwechseln, und denen ein dicht gedrängter Haufen von Gläubigen folgt. Endlich erscheint inmitten ihrer Anhänger in einem von Menschen gezogenen Gallawagen die sehr kleine, nur 35 bis 40 cm hohe Statue der Jungfrau, dann folgen an der Spitze einer langen Reihe von Kutschen und Miethswagen der Bischof, die Stiftsherren und Diakonen und zuletzt eine unendliche Menge Volks. Der röthliche Staub des Bodens erfüllt die Luft, die Sonne scheint wie von Kupfer zu sein. In Massen werden Schwärmer losgebrannt, an sechs oder acht verschiedenen Punkten spielen Militärmusiken, und erst nach dreistündigem Marsche erreicht der Zug die Nazareth-Kapelle, wo das wunderthätige Bild zu Hause ist. Vor derselben findet nun eine Art Jahrmarktsfest statt, und Abends erleuchten Hunderte von venetianischen Lampen den Platz, auf welchem sich die Volksmasse ruhig bewegt. Früher scheint das Fest aber Anlaß zu starken Ausschweifungen und Beutelschneidereien gegeben zu haben; denn im Jahre 1880 sahen sich die Behörden genöthigt, „die Liebes- und Glücksspiele“ zu verbieten.

Sennaar.

Von Dr. Konrad Ganzenmüller.

III.

Die Bewohner des Nilthales sind im Allgemeinen heute noch so, wie sie in den Zeiten waren, da die alten Pharaonen ihre Kriegerscharen gegen das „Land Kusch“ führten; darüber belehrt uns jeder Blick auf die Darstellungen menschlicher Typen auf den Wandgemälden und in den Skulpturen alter Bauten von Memphis, Theben u. s. w. im Vergleich zu dem Aeußern, sowie zu dem Gebahren der gegenwärtigen Bevölkerung, das lehren uns viele aus dem Alterthum auf uns gekommene literarische Nachweise. Allerdings hat oft ein Stamm den andern besiegt; zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Nachbarn und Freunden sind durch häufige Kreuzungen gewisse schroffe Gegensätze mehr und mehr verwischt; allein es konnten nicht ganze Völkertypen vernichtet werden. Auch haben Einwanderungen stattgefunden; doch sind die eingewanderten Stämme fast gänzlich aufgegangen in der weit überwiegenden Masse einer autochthonen Bevölkerung. Die Bewohner Ost-Sudans, südlich vom fünfzehnten Breitengrade gehören zwei Haupttypen: einem dunkelfarbenen und einem hellfarbenen, an. Der dunkelfarbige Typus begreift eine Anzahl Negerstämme in sich, welche, auf verschiedenen Stufen der physischen und geistigen Ausbildung stehend, wenig mit den in der Nähe des Aequators wohnhaften, wahrhaft schwarzen Nationen gemein haben, sich vielmehr vor diesen zu ihrem Vortheil auszeichnen, physisch sich an die Berbern und an die Bedschastämme anschließen, sprachlich aber zu der großen Völkerfamilie Inner-Afrikas nördlich vom Aequator gehören und am besten (nach Hartmann) unter dem Namen der Nigritier zusammengefaßt werden. Unter allen diesen Nigritiern des Nilgebietes behauptet der große und weit ausgebreitete Stamm der Fundsch[1]), wie es scheint, seit ältester Zeit einen der hervorragendsten Plätze und bildete wahrscheinlich einen nicht unbeträchtlichen Theil jener schwarzen Bewohner des „Landes Kusch“, deren Repräsentanten uns in den ägyptischen bildlichen Darstellungen vor die Augen treten. Am reinsten haben sich die Fundsch-Berun, die Bewohner der Dschesireh zwischen dem zehnten und dreizehnten Breitengrade, erhalten. Sie haben schönen Körperbau, dunkelbronzefarbene, ins Schwarzbraune oder Schwärzliche übergehende Haut, regelmäßige, angenehme Gesichtszüge mit mildem, intelligentem Ausdruck, einen Gesichtswinkel von etwa 75°; die Lippen sind fleischig, aber nicht wulstig aufgeworfen, die Haare wachsen ziemlich starr und gekräuselt, aber nicht wollig, dicht hervor und erreichen mehrere Zoll Länge; sie werden in einige dickere Zöpfe oder viele dünnere Stränge geflochten. Priester scheeren den Kopf völlig kahl. Die Fundsch-Berun haben eine aufrechte Haltung und einen leichten, graziösen Gang. Als Kleidung dienen ein Hemd und Kniehosen; das Haupt bleibt meist unbedeckt; Männer und Frauen benutzen Sandalen, die oftmals niedlich gestickt und mit Krokodilshaut verziert sind. Unverheirathete Mädchen tragen meist nur einen Franzengurt (Rahad) um die Lenden. Zum Schmuck dienen Amulette, Glasperlen, Achatstücke, goldene und silberne Ohr- und Fingerringe[1]). Die Männer gehen fast stets bewaffnet und zwar mit einem Schwert, einem runden oder länglichen Schild, einem Dolch im Leibgurt, einem zackigen Wurfeisen, einer flachen, sanft gebogenen Holzkeule, einem Wurfstock und einer Lanze. Die Reiter tragen einen Stahlhelm und ein Panzerhemd; die Pferde werden durch schwere, aus baumwollenen Steppdecken verfertigte Rüstungen gegen Lanzenstiche, Pfeilschüsse und Schwerthiebe geschützt. — Die Fundsch bewohnen sogenannte Tokule. Dieselben dürfen als die älteste Art von Gebäuden in Inner-Afrika betrachtet werden. Der anhaltende Regen veranlaßt, das Hauptaugenmerk auf eine gute sichere Bedachung zu lenken. Eine oben zusammengebundene Garbe konnte die erste Idee dazu wecken, da jener mit seinen gewaltigen Güssen jede noch so dicke horizontale Lage von Schilf oder Stroh auf die Dauer durchdrang. Der Tokul ist kreisförmig; es werden Pfähle in die Erde gerammt und die Lücken mit zusammengebundenen Bündeln von Stroh oder Schilf ausgefüllt. Die auf diese Weise entstandenen Wände werden meistens innen und außen mit thon- und lehmhaltigem Nilschlamm überzogen und es scheint, daß sie vor dem Aufsetzen des Daches durch ein großes im Innern angezündetes Feuer hart gemacht werden, da sie eine Festigkeit wie gebrannter Thon haben. An die Pfähle befestigt man einen aus zähen Aesten

[1]) Singul. Funki, d. h. „ein freier Bürger“ oder „ein Eingeborener“. Hartmann, Skizze, S. 277.

[1]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 10 bis 12. Hartmann, Skizze, S. 210 bis 212. 273 bis 275. Hartmann, Die Nigritier. I. Abbildungen. Tafel XXIII, 2: Mädchen von Hellet Berun am Dschebel Gule; 3: Knabe aus Hellet Idris; 4: Schech aus Hellet Idris.

oder aus Bambusrohren hergestellten Dachstuhl; das aus Schilf bestehende Dach ist gewölbt, läuft spitz zu und fällt sehr schräg ab. Fenster findet man höchst selten, die Thüre ist ein länglich rundes Loch, etwa drei Fuß hoch und ebenso breit, durch welches man gebückt in die Hütte hineingeht. Der Durchmesser derselben ist selten mehr als zehn bis zwölf Fuß. Im Innern ist eine schrankartige, aus Stangen und Matten zusammengefügte Vorrichtung zur Aufnahme von Hausgeräthen. Zum Schlafen benutzt man den Ankarêb [1]), einen mit Riemen von Kameelshaut überspannten, auf vier gedrechselten Füßen ruhenden Holzrahmen. Einige Thonkrüge, Lederschläuche, Körbe, Kürbisschalen, eine geflochtene Eßschüssel, eine Backpfanne, eine Handmühle, einige bunt verzierte Matten bilden den Hausrath in einem Tokul. Wohlhabende Familien besitzen zwei oder mehrere Hütten, welche mit einem Dornzaune oder einer „Seribah" [2]) umgeben sind [3]). — Die Nahrung der Bewohner besteht hauptsächlich aus Durrahbrei; Fleischspeisen sind selten; Waldfrüchte genießt man auf Reisen. Als Getränke dient Wasser, sowie ein aus Durrah bereitetes gutes Bier: „Merisa", ferner Durrahbranntwein und Honigwasser. Die Fundsch-Berun sind im Allgemeinen ein biederes, gutmüthiges, mildes, intelligentes Volk, welches sich vortheilhaft von den Fellahîn Aegyptens, den nubischen Berâbra und dem gemischten Landvolk Nieder-Sennaars unterscheidet; Hang zum Diebstahl, sowie Treulosigkeit sind ihnen fremd. Sie halten gerne am Hergebrachten fest und hängen mit kindlicher Liebe an ihrem Lande. Es fehlt ihnen nicht an Nationalstolz. Gegen Fremde zeigen sie sich gastfrei und zuvorkommend; von Temperament sind sie heiter; plaudern, scherzen, singen und tanzen gerne. Junge Leute betragen sich sehr ehrfurchtsvoll gegen ältere. Die dem Melik el-Dschebel, dem „König der Berge", unterworfenen Fundsch-Berun sind Mohammedaner, kennen jedoch den religiösen Fanatismus nicht, sondern zeichnen sich durch große Toleranz gegen Andersläubige aus. Sie bedienen sich eines verdorbenen mit afrikanischen Wörtern gemischten Arabisch. Nur die Kinder der Reicheren erhalten nothdürftigen Unterricht im Lesen und Schreiben [4]). Die Bewohner der südlichen Fundschberge werden von ihren nördlichen Stammgenossen als Fundsch-Berun-Asin, als „rebellische" oder „abtrünnige Fundsch-Berun", bezeichnet. Sie haben etwas stumpfere Gesichtszüge und dunklere Hautfarbe, sind Heiden und behaupteten stets ihre Unabhängigkeit. Die meist unbekleidet gehenden, zum Theil tättowirten Bewohner von Abu Gones und der gegen den Sobat hin gelegenen Gegenden gehören ebenfalls zu diesen roheren Fundschstämmen [5]). In dem Distrikt von Fasokl leben die Dschebel-Awin, d. h. „Bergbewohner", ein Stamm der Fundsch, der den Uebergang zu den Bertat vermittelt, welche letztere stumpfe Gesichtszüge, dicke Lippen, sowie eine tiefschwarze Hautfarbe haben, sich theilweise den Körper mit rothem Ocker bemalen und ein sehr energisches Kriegsvolk sind [6]). Zu den Fundsch gehören auch die vom Sobat bis zum Dschebel Nyemati auf der rechten Seite des Weißen Nils wohnenden Dinka [7]).

[1]) Hartmann, Reise, S. 457. Abbildung.

[2]) Ein einzelnes Gehöft führt daher den Namen Seribah, während ein Dorf oder ein Flecken Helleh heißt.

[3]) Werne, Expedition, S. 111. Karte. Abbildungen: Allgemeine Form des Tokuls im Sudan; Tokul der Dinka u. s. w. Hartmann, Skizze, S. 275. Hartmann, Reise, S. 527 bis 530.

[4]) Hartmann, Reise, S. 532 bis 534. Hartmann, Skizze, S. 277. 278.

[5]) Ibid. S. 283. 284. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 11. 12.

[6]) Hartmann, Skizze, S. 284. 285.

[7]) Singul. Dinkâwi. Din = Regen, Dinka = Regenmänner, Regenvolk.

Dieselben sind meist groß, wohl gewachsen und ebenholzschwarz; merkwürdig ist ihre außerordentliche Magerkeit. Der Mund ist groß, die Lippen sind fleischig, das Haar ist kurz, der Gesichtsausdruck stumpf; Gesicht und Gehör sind sehr scharf. Viele Dinka-Männer gehen völlig unbekleidet, selten wird ein Thierfell um die Schulter geknüpft; die Weiber tragen ein mit Eisenringen, Kugeln, Kettchen geschmücktes Lederstück um die Lenden; Ringe von Elfenbein und Kupfer, Schnüre von Glasperlen gelten bei beiden Geschlechtern als Zierde. Männer wie Frauen sind daran gewöhnt, mit unglaublicher Leichtigkeit mehrere Tage hinter einander täglich zehn bis zwölf Stunden mit schweren Lasten auf dem Kopfe zu marschiren. Die Waffen bestehen in Lanzen, welche mit pfriemenförmigen Spitzen und Widerhaken versehen sind und auf zwanzig bis dreißig Fuß mit großer Sicherheit geworfen werden, in Holzstäben zum Schlagen, in Keulen von Ebenholz oder Horn und in langen Lederschilden; die südlicher wohnenden Stämme benutzen auch Bogen und — zum Theil — vergiftete Pfeile. Die Dinka bewohnen Tokule. Als Feuerungsmaterial benutzen sie am liebsten Kuhdünger; die Asche der abgebrannten Feuer scharren sie aus einander, legen sich der feuchten, kühlen Nächte und der Mücken wegen darauf und schlafen in derselben, während die Rinder in einem Kreise herum an Pfähle gebunden werden. Ihre Nahrung besteht in Durrahbrei, in saurer Milch, in Milch mit Zwiebeln gewürzt; selten genießen sie Fleisch von geschlachteten Ochsen oder auf der Jagd erbeuteten Thieren. Sie huldigen der Vielweiberei und erkaufen ihre Frauen für Rinder. Ihre religiösen Ansichten sind noch wenig bekannt, doch weiß man, daß sie an einen Schöpfer aller Dinge, an ein Princip des Guten, sowie an böse Geister glauben. Von Erziehung der Kinder kann kaum die Rede sein; doch fehlt es ihnen weder an Eltern-, noch an Kindesliebe. Da von dem regelmäßigen Eintreten der nassen Jahreszeit die Fruchtbarkeit ihrer Felder und die Ergiebigkeit ihrer Viehweiden abhängt, so stehen Leute, welche den Regen vorher verkünden, in großem Ansehen. Die Dinka haben eine Art republikanischer Staatsverfassung; die Dörfer bilden unabhängige Gemeinden, welche sich zum Zwecke gemeinsamer Kriegszüge und gemeinsamer Vertheidigung verbünden und dem Befehl eines Obern unterwerfen. An kriegerischer Tüchtigkeit fehlt es ihnen nicht; sie befehden einander ohne Unterlaß, vertheidigen auch Familie und Habe mit verzweiflungsvollem Muthe gegen die ruchlosen Händler. Als die ersten Türken und Franken zu ihnen kamen, erwiesen sie sich als offen, vertrauensvoll, gastfrei und mittheilsam; durch Betrügereien und wilde Uebergriffe des Chartumer Raubgesindels, von dem sie mit vollständigen Hetzjagden, mit Mord und Brand heimgesucht wurden, sowie durch eingeschleppte Laster sind sie verdorben und zu mißtrauischen, heimtückischen, grausamen und rachsüchtigen Menschen herabgewürdigt. Die Blattern, die früher unbekannt waren, sind unter ihnen verbreitet worden, richten schreckliche Verheerungen an und veröden ganze Dörfer. Die Cholera hat 1856, wie in Nubien, so auch unter diesem Volke furchtbar gewüthet [1]).

Der zweite Haupttypus der Bevölkerung von Sennaar begreift hellfarbene Menschen in sich; hellfarben sind sie jedoch immer nur im Gegensatz zu ihren sehr dunkeln Nachbarn; ein bald etwas ins Röthliche spielendes, bald etwas dunkles Bronzebraun charakterisirt ihre Hautfarbe.

[1]) Hartmann, Skizze, S. 292 bis 298. Hartmann, Reise, S. 546 bis 556. Hartmann, Die Nigritier. Tafel VI. 6: Dinkâwi (Abbildung). Werne, Expedition, S. 118. 489. 494. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 50, S. 2. 19. 21.

Die Nachkommen der ehemaligen Aloaner nebst verschiedenen Nomadenstämmen faßt man unter dem Namen der Bedscha-Völker zusammen; es sind mittelgroße Leute mit schön gewölbter Brust, dünnem Hals, gerundetem Kopf mit ziemlich hoher Stirn, fleischigen, aber nicht aufgewulsteten Lippen, länglichem Kinn, einem Gesichtswinkel von 75 bis 76°, sie haben üppiges, schlichtes, wenig gekräuseltes schwarzes Haar. Die Frauen zeigen in ihrer Jugend eine große Schönheit, man trifft nicht selten wahrhaft klassische Gestalten mit feinen, ausdrucksvollen Zügen, sehr schlanken Gliedern und einer vollendet schönen Haltung. Ein mächtiger hellfarbener Nomadenstamm bewohnt die Steppen und Buschwälder der Dschesireh im Norden von den Fundsch-Bergen, es sind dies die Abu-Röf. Die Männer tragen ihr schlichtes weiches Haar meist in herabwallenden langen Locken; nur die Frauen flechten dasselbe in viele kleine Zöpfchen. Mit ihren Herden gehen die Abu-Röf von einem Ort zum andern, in der trockenen Jahreszeit weit nach Süden bis in das Tumatthal hinauf, im Charif ziehen sie sich vor den Regen und den Fliegen weit nach Norden zurück; einige haben sich um die Stadt Sennaar und in den Fundschbergen niedergelassen und treiben Ackerbau [1].

Vielleicht das tüchtigste Element der ostsudanischen Bevölkerung sind die Bakârâ [2]; diese leben hauptsächlich im östlichen Kordofân und am linken Ufer des Weißen Nils, nordwärts vom elften Breitengrad, einige ziehen auch am Ostufer des Bahr el-Abiad hin und her, noch andere haben sich in und um Sennaar und Roseres niedergelassen, woselbst sie sich durch Ackerbau und durch Vermiethen von Pferden und Lastochsen ihren Unterhalt erwerben. Als Waffe dient ein Dolch und eine acht Fuß lange Lanze mit scharfer Spitze, selten ein Schwert. Die Geschicklichkeit der Bakara in der Jagd auf Elephanten, Giraffen und Strauße ist merkwürdig. Außer den hellfarbenen Nomadenstämmen trifft man in Sennaar noch seßhafte, jenen zwar physisch nahestehende, jedoch eine besondere Sprache redende Ureingeborene: die Berâbra — eigentlich Bewohner des nubischen Nilthales von Assuan bis zur Südgrenze der Provinz Dongola —, welche in der nördlichen Dschesireh theilweise als Grundbesitzer und Handelsleute sich angesiedelt haben, theilweise als Schiffer, Handarbeiter, Jäger das zum Leben Nöthige verdienen. Sie machen im Allgemeinen den Eindruck eines wohlgebauten, zierlichen Menschenschlages mit intelligenten Zügen und sind mild, gutmüthig, ehrlich. Hausgeräthe, Sitten, Gewohnheiten der Berâbra gleichen vielfach denen der Fundsch [3]. In dem südöstlichsten Theile der Dschesireh, südwärts von Fadasi, wohnt das Lega-Volk, ein Stamm der Galla von besonderer Reinheit. Die Lega haben eine helle Hautfarbe, heller als die bräunliche Färbung, welche Europäer an denjenigen Körpertheilen annehmen, die unter dieser Breite beständig der Sonne ausgesetzt sind; ihr Kopf ist klein, das Gesicht schmal, die Stirne hoch, die Gesichtszüge sind scharf und ausdrucksvoll, die kleinen Augen braun oder dunkelgrau, der Mund ist klein, die Wangen sind fleischlos; der Hals ist unmäßig lang, die Brust flach, der Leib in die Länge gezogen. Die Frauen sind durchweg kleiner als die Männer und kleiden sich in Röcke aus Kalb- oder Ziegenfellen von großer Geschmeidigkeit, welche häufig in reichem Maße ringsum mit Troddeln verziert sind; um die Schultern schlagen sie außerdem

[1] Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 159. 160. Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 51, S. 6. Hartmann, Reise, S. 556 bis 558. Hartmann, Skizze, S. 266. 267.

[2] Bakr = Kuh. Bakara = Kuhhirten.

[3] Hartmann, Skizze, S. 238 bis 244.

Tücher von blauem Baumwollenstoff [1]. — Sonst finden sich in der Dschesireh noch Abessinier, Sklaven und Pilger aus Wadai und Baghirmi, Türken, ägyptische Fellahin, Griechen, Armenier, Kopten, Juden und „Franken“.

Die Industrie der Bewohner Sennaars befindet sich noch auf einer sehr niedrigen Stufe; man spinnt wohl Baumwolle und verfertigt auf einem sehr primitiven Webstuhl grobe Zeuge, man macht zierliche Lederarbeiten, als Sättel und Zäume für Pferde und Kameele, Dolch- und Schwertscheiden, Sandalen u. s. w., man flicht buntverzierte Matten, schmiedet rohe Eisenwaaren, formt Thonkrüge, verfertigt auch goldene Ohr-, Nasen- und Armringe; aber diese Gegenstände eignen sich wenig zur Ausfuhr. Indeß ist das Land außerordentlich reich an Rohprodukten; unter denselben steht Elfenbein obenan; die Zähne gelangen nach Chartum und von da zum größern Theile nach Indien und China, zum kleinern nach Siut und Kairo. Honig wird nach Schendi gebracht; Gummi kommt häufig über Berber und Suakim nach Aegypten, Durrah bloß bis in die ärmeren nubischen Distrikte; rohe Rinds-, Schaf- und Ziegenfelle, erstere am besten von den Abu-Röf, gehen hauptsächlich nach Aegypten, Schmucksachen von Gold nach Aegypten, der Türkei und Vorderasien [2]. Eingeführt werden aus Europa englische Baumwollen- und Seidenzeuge, böhmische Henkelgläser, englisches und schwedisches Roheisen, Kupfer, Blei, Zinn, ferner Essig, Oel, Zucker, Seife, Pech, Gewürze, Arzneiwaaren, Papier, Pulver, Wein, Glasperlen; aus Aegypten und Arabien rothe Filzmützen, seidene Tücher zum Kopfputz, orientalische Waffen, Teppiche, wohlriechende Oele u. s. w. [3].

Zunächst unterhalb der Einmündung des Sobat ist das linke Ufer des Weißen Nils bevölkerter als das rechte, wo sich nur einzelne Hütten der Dinka zeigen; erst später treten hier kleine Ortschaften auf; nicht weit südwärts vom zwölften Breitengrad, wo sich von dem Strome im Osten ein Kanal abzweigt, der sich später wieder mit demselben vereinigt, findet sich die „Dinka-Stadt“ Mokhâdât el-Kelb. Das früher bedeutend gewesene unter 13° 45′ gelegene El-Ais ist zerfallen; man sieht jetzt nur einen großen mit Sand bedeckten Hügel, der größtentheils aus Ziegelstücken und Topfscherben besteht. Etwas nordwärts davon wurde Hellet el-Bakara gebaut. Die Tokule des unter 14° 32′, etwas nördlich von dem früher nicht unbedeutenden Mandschera, liegenden Woad Schellai stehen erhöht auf Sandhügeln. Das Landen ist hier wie auf der ganzen Strecke bis Chartum mit Schwierigkeiten verbunden, denn ein Schiff kann der ganz allmählich gegen den Fluß abfallenden Ufer wegen nicht weiter als bis hundert Schritte dem Lande sich nähern und die Reisenden sind genöthigt, sich auf dem Rücken der Leute durchs Wasser tragen zu lassen. El-Gethena unter 14° 50′ besteht aus drei je einen Kilometer von einander entfernten Weilern [4]. — Weit im Süden, 300 km aufwärts von der Mündung, liegt am Sobat der Ort Nasser und nordwärts davon im Innern

[1] Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 72, S. 25.

[2] Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 190 bis 194. Burckhardt, Travels, p. 285. 289. 309. 315. Vergl. Brugsch, Die Geographie des alten Aegyptens nach den Denkmälern. Leipzig, 1857. II. S. 4. „Zu den Zeiten der Pharaonen wurden von dem Lande Kusch Gold, Edelsteine, Ebenholz, Elfenbein, Thierhäute, Straußeneier, Straußenfedern, Giraffen, Ochsen und — auch Sklaven nach Aegypten eingeführt.“

[3] Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. XIV, S. 192.

[4] Werne, Expedition, S. 116 bis 118. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nils, S. 69. 79. Petermann, Mittheilungen. XXIII (1877), S. 5. Ibid. Ergänzungsheft 10, S. 126. 142; 50, S. 1; 51, S. 21. 41.

der Dschesireh die bereits mehrfach erwähnte Dörfergruppe Abu Gones; auch um den Dschebel Ulu und den Dschebel Karawit sind verschiedene Dorfschaften zu sehen. Unter 11° 45′ findet sich am Südwestfuße des Dschebel Gule das große Dorf Hellet Idris, in welchem Tokule mit Lehmhäusern abwechseln und das 2000 bis 2500 Einwohner zählen mag. Hier residirt der von den Türken tributpflichtig gemachte Melek el-Dschebel, das Oberhaupt der Fundsch [1]). Ein kleiner Regenteich ist an der Westseite, ein anderer an der Ostseite des Ortes gelegen, welch letzterer, wenn er durch die Regengüsse angeschwollen ist, mit seinem felsigen Hintergrunde „im trügerischen Schein des Vollmondes einem kleinen Alpensee verglichen werden kann“ [2]). In dem südöstlichen Theile des Landes liegt ein sehr bevölkerter, mehrere Dörfer zählender Distrikt, welcher den Namen Fadasi führt. Von dem westwärts hart am Rande des Hochplateaus gelegenen Inzing genießt man eine prachtvolle Aussicht in die walderfüllten Abgründe, welche sich in labyrinthischen Windungen in den Ebenen gegen den Weißen Nil hin verlieren. In Beni Schonkol, drei Tagereisen nördlich von Fadasi, wird jährlich einmal ein Goldmarkt abgehalten. Fasokl, am Fuße des gleichnamigen Berges, früher Residenz eines selbständigen Herrschers, ist jetzt nur ein elendes Dorf. (Gegenüber am rechten Ufer des Bahr el-Asrek liegt Famaka, und etwas weiter nordwärts Roseres.) Von dem Dorfe Hedebat führt die Straße nach dem Dschebel Gule [3]). — Die viel erwähnte, früher sehr bedeutende, jetzt zum großen Theile in Ruinen liegende Stadt Sennaar unter 13° 15′ zählt 10000 bis 12000 aus Fundsch, aus Nubiern, Abessiniern, Kopten, Türken, Armeniern und Griechen gemischte Einwohner. Der Boden, dicht am Ufer des Blauen Flusses, ist sehr uneben, und die Straßen sind krumm und winklig. Die Wohnungen bestehen theils aus viereckigen Lehmhäusern, theils aus rundgestalteten Strohhütten. Man findet in der Stadt eine aus gebrannten Ziegeln gebaute Moschee, eine Kaserne, ein Proviantamt, ein Regierungshaus, ein Pulvermagazin und ein Lazareth. Sennaar ist unsauber und ungesund; die Wege und Gräben starren von Unflath. Mitten durch läuft eine breitere Straße, an welcher Kaufläden, sowie Kaffee- und Bierschenken stehen. Im Freien wird Montags und Donnerstags Markt gehalten [4]). Woled Medina, dessen Lage als verhältnißmäßig gesund gilt, mit 4000 Einwohnern, war früher voll Leben, zeigte sich aber 1863 „verfallen wie der ganze Sudan“. (Gegenüber liegt Abu Haras.) Messalamia unter 14° 35′ stellt sich in dem weiten Flachlande als ziemlich große Stadt dar; es zählt 20000 Bewohner, hat eine Moschee und verschiedene Magazine; Lehmhäuser und Tokule sind gemischt; der daselbst regelmäßig stattfindende Wochenmarkt wird viel besucht. In Kamlin findet sich eine Seifenfabrik und eine Branntweinbrennerei. (Die Ruinen von Sobah, welches einst eine schöne Stadt mit Gebäuden aus gebrannten Ziegeln mit Kirchen, Palästen, Gartenanlagen gewesen sein soll, sind auf dem rechten Flußufer, bestehen aus großen Schutthaufen und haben etwa eine Stunde Umfang [1]). — An der Stelle, wo die beiden Wasserstraßen des Weißen und Blauen Nils sich nähern und dann vereinigen, auf der Nordspitze von Sennaar, standen im Jahre 1821 nur wenige armselige Fischerhütten. Da ward eine Truppenabtheilung hierher verlegt, und um die leichten Strohhütten der Soldaten gruppirten sich bald Magazine, sowie dauerhaftere Wohnungen einiger Officiere, Schreiber, Lieferanten und Handelsleute; es entstand ein Markt, den die Fellahin aus der Nachbarschaft mit Landesprodukten versorgten und auf dem man ägyptische Waaren einkaufen konnte. In wenigen Jahrzehnten war aus dem Lager und dem Dorfe die Stadt Chartum geworden, ein wichtiger Handelsplatz des ägyptischen Sudan und der Sitz eines Hakmdars oder eines die oberste Civil- und Militärgewalt vereinigenden, vom Khedive auf je vier Jahre eingesetzten General-Gouverneurs. 1840 hatte dieselbe 30000, 1862 45000 Einwohner und zählt gegenwärtig etwa 50000 Seelen. Chartum liegt unter 15° 37′ nördlicher Breite, 32° 53′ östlicher Länge von Greenwich, 378 m über dem Meere. Der Name bedeutet Elephantenrüssel [2]) und ist wohl von der Form der Landzunge hergenommen, auf welcher die Stadt gelegen ist [3]). Die Hauptseite derselben dehnt sich am Blauen Fluß aus, wo auch der Landungsplatz der Schiffe sich befindet, während die ärmlichen Hütten der Berabra am flachen Saume des Bahr el-Abiad zerstreut sind. Einige Stadttheile sind regelmäßig gebaut und manche Häuser sind ziemlich groß; zur Errichtung dieser sowie des stattlichen Palastes des Gouverneurs sind gebrannte Ziegel verwendet. Das einzige aus Stein bestehende Haus, in welchem die österreichischen, katholischen Missionäre wohnen, wurde von deutschen Handwerksleuten gebaut. Die vielfach engen und winkligen Straßen sind unsauber gehalten und liegen voll Unrath, welcher nicht allzu liebliche Düfte ausströmt; Vertiefungen des Bodens werden im Charif in Lachen stehenden Wassers verwandelt; die Flußufer sind zum Theil sumpfig; dies Alles trägt dazu bei, daß die Gesundheitsverhältnisse Chartums sehr schlechte sind. Im Mittelpunkte der Stadt liegt der Markt; der Bazar ist ziemlich ausgedehnt und bietet die Produkte des Sudan sowie importirte Handelsartikel. Da die südwärts gelegene Gegend sehr reich an wilden Thieren aller Art ist, so fehlt es auf dem Markte selten an jungen, zum Theil gezähmten Exemplaren von solchen; man sieht daselbst Löwen, Leoparden, Hyänen, mitunter auch Giraffen, ja selbst Flußpferde und Strauße für verhältnißmäßig geringen Preis feilbieten. Die Bevölkerung von Chartum, welche sich zum weitaus größten Theil mit Handel beschäftigt, ist ein buntes Gemisch von Berbern, Kopten, Aegyptern, türkischen Beamten, Schwarzen verschiedenen Stammes; dazu kommt noch eine kleine Kolonie europäischer Handelsleute und europäischer Konsuln [4]).

Der Khedive hat, wie bekannt, am 12. December 1883 sich dahin ausgesprochen, daß er den Sudan nicht preisgeben könne — er muß ihn aber nun doch aufrührerischen Stämmen überlassen —, da derselbe das Portal sei, durch welches die Schätze Inner-Afrikas nach Aegypten hereinströmen. Aus

[1]) Bisherige Grenze der ägyptischen Herrschaft: Stieler's Handatlas. Karte 70. Ferner: Der Kriegsschauplatz im ägyptischen Sudan 1883 und 1884 (Karte). Gotha 1884.

[2]) Hartmann, Reise, S. 473. Atlas, Tafel XVI, Abbildung: Teich bei Hellet Idris.

[3]) Petermann, Mittheilungen. Ergänzungsheft 72, S. 4.

[4]) Hartmann, Reise, S. 414. Werne, Reise in Sennaar, S. 54. 55. „Globus“ IV, S. 1 u. s. w., S. 2. Abbildung: Moschee in Sennaar; S. 5: Platz in Sennaar. Vergl. Monatsberichte der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Neue Folge. VII, S. 79 bis 82 (Bericht von Pater Krump).

[1]) Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Neue Folge. XIV, S. 196. Werne, Reise durch Sennaar, S. 16. Hartmann, Reise, S. 252.

[2]) Lepsius, Briefe aus Aegypten und Aethiopien, S. 156.

[3]) Daher nach Anderen: „Landspitze“. Werne, Expedition, S. 44.

[4]) Hartmann, Reise, S. 314. 319. 337 u. s. w. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nils, S. 3. Petermann, Mittheilungen. VII (1861), S. 13. 182. XXIV (1878), S. 78. 193. Journal R. G. S. IX, p. 167 etc.

dem hier Vorgetragenen erhellt, daß dieses Portal ein sehr hoch zu schätzender Besitz ist, und es noch mehr in der Hand dessen sein würde, der es verstände, mit der dortigen, nichts weniger als auf tiefster Kulturstufe stehenden, aber nicht mit Unrecht Aegyptern und Europäern gegenüber mißtrauisch gewordenen Bevölkerung — etwa wie die Holländer mit den Javanern — sich auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen und sie anzufeuern, die großen Naturreichthümer ihres Landes anders als bisher auszubeuten.

Die Begründung der belgischen Station Mpala am Tanganika-See.

Brief von **Paul Reichard** an die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" [1]).

Station bei Mpala, den 12. Juli 1883.

Am 26. März brachte man mir die Nachricht von Dr. Böhm's Verwundung, am 28. traf derselbe in Karema ein. Die Wunde war derart, daß mindestens zwei Monate erforderlich schienen, um Böhm wieder marschfähig zu machen. Es blieb uns nun die Wahl: entweder uns zu trennen oder die Heilung abzuwarten. Das erstere wollten wir unter keinen Umständen aus persönlichen Rücksichten, und dann weil von Seiten der Expedition schon beträchtliche Summen verwendet worden waren, welche im Falle einer Trennung umsonst verausgabt gewesen wären. Um den durch die Verzögerung entstandenen Verlust zu decken, sahen wir uns genöthigt, neue Mittel zu beschaffen. Wir beschlossen, dieselben in Udschidschi zu kaufen. Lt. Storms hatte die Freundlichkeit, uns anzubieten, den Einkauf selbst zu besorgen. Die Waaren sind zwar in Udschidschi bedeutend theurer als in Tabora, allein diese von Tabora kommen zu lassen, wäre bei der Unzuverlässigkeit der Leute und der Unsicherheit des Weges zu gewagt gewesen.

Um die lange Zeit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, begann ich die Pagasi, welche durch zu langes Verweilen an einem Platze leicht zur Desertion geneigt werden, nach und nach auf das andere Ufer des Tanganika zu bringen. Den 27. April brachte ich die erste Abtheilung hinüber in Begleitung des Lt. Storms, welcher die Gelegenheit benutzte, um am Westufer des Tanganika eine neue Station zu gründen. Wir fuhren Nachts 3 Uhr ab. Die Besatzung des als Kutter aufgetakelten Schiffes bestand aus 12 Pagasi, 15 unserer Askari, 25 bis 30 Askari der Station, einem Steuermann, unseren Dienern und uns beiden Europäern.

Ich hatte mich mit einem der Station gehörigen Log von T. Walker & Son in London versehen. Derselbe erwies sich jedoch für so geringe Geschwindigkeiten, wie sie z. B. beim Rudern vorkommen (60 bis 100 m pro Minute), als gänzlich unzuverlässig. Es zeigte am Ende der Fahrt nur 55,5 km, während ich die zurückgelegte Entfernung auf mindestens 75 km schätzte. Als ich das Log zum erstenmale ins Wasser warf, wurde es sofort von einem Krokodil erfaßt und wäre ich um ein Haar ins Wasser gerissen worden. Die Zähne waren deutlich in dem Metall sichtbar.

Nach guter Fahrt erreichten wir Abends 6 Uhr Songue [2]) (Zongwe Stanley's). Steile, etwa 1600 bis 1800 m hohe Berge erheben sich aus dem See. Unzählige Sturzbäche ergießen sich in denselben, deren Rinnsale mit echt tropischer Vegetation bestanden sind. Ihre sandigen Mündungen bilden die einzigen zum Landen geeigneten Stellen. Die Abhänge sind an den dem See zunächst liegenden Bergen bis zum Gipfel mit Wald bestanden, der hier ganz denselben Charakter trägt, den wir von Mgunda mkali [1]) an gewohnt sind.

Beim Annähern an die Küste war die Landschaft in Farben getaucht, wie sie nur den Tropen eigen sind. Der Tanganika in seinem tiefen Ultramarinblau, der weiße Strand, die Felsen bis zur alten Fluthlinie himmelblau, die näheren Berge im reinsten Smaragdgrün, während die ferneren im schönsten Kobalt bis tiefem Violett spielten. Der Himmel vom glühenden Roth der untergehenden Sonne überzogen, war durchschossen von stahlblauen Dämmerungsstrahlen.

Marungu ist außerordentlich bevölkert; man sieht überall die grasgrünen Felder hervorleuchten, während die Dörfer selbst erst ganz nahe der Küste sichtbar wurden. Die Marungu bauen sich vom Fuße bis zu den höchsten Gipfeln an, da man hier überall Wasser findet und Regen das ganze Jahr hindurch fällt, was wir mehrere Male auf unserer Reise empfindlich vermerken mußten.

Wir landeten in der Nähe von Songue und schlugen unser Lager bei einem geräuschvollen Wasserfalle auf. Kaum waren wir an Land gegangen, als auch schon eilig ein Boot mit etwa sechs Mann herangerudert kam, welche sich hastig nach unseren Absichten erkundigten, da man große Angst zu haben schien, wir möchten Böses im Schilde führen. Wir beruhigten die Leute und Storms erklärte ihnen, daß er gekommen sei, sich hier anzubauen; er wünsche am nächsten Tage den Mtemi von Songue bei sich zu sehen, was man natürlich sofort fest versprach, um es am andern Tage nicht zu halten.

Da sich hier das Terrain als nicht günstig erwies, beschlossen wir, weiter nordwärts zu fahren und brachen am 28. Nachmittags 3 Uhr auf. Wir lagerten in einer kleinen Bai, welche Storms zur Erinnerung an unsere Reise: „Internationale Bai" nannte. In dieselbe ergießt sich der Bach Jungue, welcher ein schönes weites Thal mit großem Gefälle durchströmt.

Den 29. brachen wir Morgens 6 Uhr auf. Von 3 Uhr an ging ein sehr heftiger Regen mit Gewittererscheinungen nieder. Die Berge treten auch hier bis an den See heran. Weiterhin weichen sie bis zu 6 bis 7 Meilen zurück. Ein etwa 100 bis 150 m hohes Vorland ist ebenfalls außerordentlich bevölkert. Gegen 11 Uhr kamen uns die für die Flußmündungen des Tanganika charakteristischen Bestände von niederen Mimosen und Ambatsch in Sicht. Wir landeten bald darauf an der Mündung des Mrungusi (Kassanya Stanley's) im Lande Manda Angesichts

[1]) Aus den „Mittheilungen" derselben, Bd. IV, Heft 2. Vergl. oben S. 48 über die Verwundung Dr. Böhm's bei der Erstürmung des Dorfes Katakwa und S. 80 über Lieutenant Storms.

[2]) Landschaft am Westufer des Tanganika, etwa unter 7° 10′ südl. Br., zu Marungu gehörig.

[1]) Zwischen der Ostküste und Tabora (Unjanjembe).

des Mrumbiberges, der allem andern ähnlicher sieht als dem Stanley'schen Bilde [1])!

Auch hier fanden wir zahlreiche Dörfer. Der Fluß ist etwa 20 m breit und höchstens knietief. Sofort versammelte sich eine Menge Eingeborener, um das niegesehene Schauspiel eines Weißen zu genießen und Lebensmittel anzubieten. Die Marungu sind tief dunkelbraun, im Durchschnitt nicht klein, die Gesichter häßlich mit plumpen Nasen und enormen Kinnladen. Die Weiber sind als Mädchen zum Theil ganz hübsch, sobald sie jedoch einmal geboren haben, werden sie dick und häßlich. Auffallend ist, daß die Brüste der jungen Mädchen gut gewölbt und voll sind.

Die Tracht bei den Männern besteht aus einem großen Schurze hinten und vorn, aus Baumrindenstoff, der jedoch viel schlechter wie bei den Wanjamuesi zubereitet ist. Beide Schurze werden durch einen Bast- oder Ledergürtel um die Hüfte gehalten. Der hintere Schurz wird mit zwei Enden an den Hüften festgehalten, der obere Theil des Gesäßes bleibt frei. Die Haare sind über der Stirn zwei Finger breit, über den Ohren und aus dem Nacken kreisrund abrasirt und das stehengebliebene Haar zu daumennagelgroßen Knollen zusammengebacken und mit Fett und rother Farbe beschmiert. Die Frisur sieht aus wie ein sogenannter Pflasterkuchen. Die Bewaffnung ist ausschließlich Bogen und Pfeil ohne Federn.

Die Weiber haben hinten einen kleinen Schurz, der ebenfalls mit beiden Enden an den Hüften durchgesteckt, den obern Theil des Gesäßes frei läßt. Vorn tragen sie einen ganz kleinen, oft kaum handgroßen Lappen. Beide werden durch Perlenschnüre gehalten. Die Frisur ist theilweise wie bei den Männern, theilweise Phantasie. Die Kinder werden in einem Felle auf dem Rücken getragen, dessen einer Riemen über eine Schulter läuft.

Die Hütten haben dieselbe Form wie bei den Wanjamuesi, ein Cylinder mit aufgestülptem Conus, alle sind mit großer Sorgfalt hergestellt; die Dörfer sind meist ohne Boma.

Wild findet sich hier gar nicht. Desto eifriger wird gefischt. Es wimmelt oft an den Flußbarren von Männern, welche mit gut gearbeiteten Netzen in ganz kurzer Zeit große Lasten von Dâgâ (Fischbrut) fangen. Außerdem wird am Ufer mit Schleppnetzen gefischt; man sieht überall im Wasser die Bogen der großen dreitheiligen Reusen zum Fangen der Singa, einer sehr großen Welsart.

Nachmittags besuchten wir den alten Mtemi Mtumpa. Storms schenkte ihm einen Kitambi, welches Geschenk zu erwidern er indeß nicht für nöthig hielt.

Den 30. früh war wieder ein sehr starkes Gewitter, so daß wir erst um 9 Uhr abfahren konnten. Abends 5 Uhr gingen wir bei einem kleinen Bache vor Anker. Hier traten die Berge wieder bis zum See heran, wir sahen mehrere große schöne Wasserfälle.

Den 1. Mai fuhren wir früh 6½ Uhr ab, nachdem wieder ein starkes Gewitter mit heftigem Regen niedergegangen war. Gegen 10 Uhr erhob sich eine sehr heftige Brise aus SO, begleitet von sehr hohem Seegange. Ich schätzte die Länge der Wellen auf 18 bis 20 m, die Höhe auf 2½ m. Da der Wind immer heftiger zu werden drohte und wir 20 bis 25 km vom Lande waren, steuerten wir auf eine durch die eben erwähnten Bäume angedeutete Flußmündung. Es gelang nur nach großer Anstrengung, durch eine sehr heftige Brandung hindurchfahrend, hinter einem kleinen Kap in einem ziemlich sichern Hafen vor Anker zu gehen. Wir befanden uns zufälligerweise an dem von Lt. Storms gesuchten Flusse Lufuko, welcher 1 km weiter nördlich in den See mündet. In den Hafen selbst mündet ein kleiner Bach, der merkwürdigerweise den Namen Karema führt.

Am Ufer empfing uns eine Menge Eingeborener, die uns erstaunt anglotzten. Ich wurde mit der Bemerkung empfangen, daß ich noch sehr jung sein müsse, da ich eine so helle Haut habe. Die Neugeborenen der Neger sind bekanntlich von fast weißer Hautfarbe.

Unser Lager schlugen wir auf einer Halbinsel auf. Den nächsten Tag kam der Mtemi Mpala (Mampara Stanley's) mit einem kleinen Gefolge von 30 Mann und einem seiner Weiber. Nachdem man ihn von unseren Absichten unterrichtet hatte, daß Lt. Storms sich hier ansiedeln wolle, versprach er sogleich mit seinen Waniapara Berathung zu pflegen und empfahl sich, nachdem Lt. Storms der Sitte gemäß dem Weibe ein buntes Tuch geschenkt hatte. Den nächsten Morgen wollte ich nach Karema zurückkehren, konnte aber eines heftigen Windes wegen nicht auslaufen. Ich machte nun mit Lt. Storms einen kleinen Ausflug, um einen passenden Platz für die Station zu suchen. Storms entschied sich für das Kap, an dessen Nordseite wir vor Anker gegangen waren. Auf der äußersten Spitze des etwa 10 m hohen Vorsprunges befindet sich ein Dorf. Ackerboden ist in Menge vorhanden und von ausgezeichneter Qualität; die Wahl des Platzes dürfte eine ungleich bessere sein als die von Karema.

Uebrigens ist Karema durch die Thätigkeit des Lt. Storms sehr erweitert und verbessert. Das Wohnhaus ist ausgebaut und comfortabel eingerichtet, eine Cisterne angelegt, mehrere Anbauten hinzugefügt. Große Strecken sind urbar gemacht und die Felder lieferten eine ausgiebige Ernte.

Denselben Tag noch hatte man sich mit Mpala geeinigt und das nöthige Terrain wurde in aller Form an Lt. Storms abgetreten, nachdem der Häuptling einige weitere Geschenke erhalten hatte.

Der Lufuko ist nicht schiffbar; wir mußten, nachdem wir ihn etwa 3 km aufwärts mit dem Kutter befahren hatten, von einem weitern Versuche, der starken Strömung halber, abstehen. Auch für kleinere Fahrzeuge ist er nur eine kurze Strecke weiter fahrbar, da sich weiter oben Wasserfälle befinden.

Den 4. Mai verließ ich Mpala und setzte den 6. Mai über den Tanganika. Morgens hatten wir im Anfange guten Wind. Gegen 10 Uhr drehte er sich, so daß wir nur schlecht segelten; Gewitter zogen sich überall zusammen, der Seegang war sehr hoch. Zuletzt wurde der Wind bei äußerst heftigem kalten Regen so stürmisch, daß man kaum das Vordertheil des Schiffes sehen konnte und Alles durch und durch durchnäßt wurde. Plötzlich schlug mit heftigem Stoße der Wind um, die Segeltaue verwickelten sich und die Leeseite des Schiffes lag im Wasser, welches sich in Strömen über Bord ergoß. Es war ein sehr unbehaglicher Moment, der dadurch noch verschlimmert wurde, daß sämmtliche Leute den Kopf verloren, mit Ausnahme des Steuermannes, und keiner einen Befehl auszuführen im Stande war. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, das Segel herabzulassen, um das Schiff wieder in Gleichgewicht zu bringen. Hätte die Situation nur noch einige Augenblicke länger gedauert, so wäre Alles verloren gewesen und das Schiff gesunken. An Rettung durch Schwimmen war nicht zu denken, da wir uns etwa 35 km von beiden Ufern befanden. Hätte man selbst das Land erreichen

[1]) „Durch den dunkeln Welttheil", II, S. 47, der deutschen Ausgabe (Leipzig 1878).

können, so würden die Krokodile nicht verfehlt haben, die Katastrophe zum Abschlusse zu bringen. Nachts 1 Uhr erreichten wir, alle aufs äußerste ermüdet, die Küste und mußten noch lange nach einem passenden Ankerplatze suchen. Den 8. Mai langte ich in Karema an.

Am 14. Mai brachte Raschid, der Steuermann des Schiffes, ein zweites Safari über den See, wobei einer meiner Sklaven in der Internationalen Bai von einem Krokodile beim Baden weggeschnappt wurde.

Am 24. Mai verließ ich per Schiff mit der Hälfte unserer Effekten Karema, während sämmtliche Leute, mit Ausnahme von 25 Askari, welche zur Bedeckung und Verpflegung Böhm's zurückgeblieben waren, über Land gingen, um bei Kirandu[1]) überzusetzen, da der Tanganika hier nur 45 bis 55 km breit und ruhiger ist; man kann daselbst auch Boote zum Ueberſetzen miethen. Am 4. Juni

[1]) 60 bis 70 km südlich von Karema.

war die Ueberfahrt bewerkstelligt und lagerte ich bei Kapapa[1]).

Ueber das Weitere, meine Reise durch Marungu, die Erstürmung von Kalimba rc., werde ich mit nächster Post ausführlicher berichten.

Heute nur so viel, daß ich am 5. Juni von Kapapa aus meine Reise durch die Gebirge von Marungu antrat und am 21. Juni wohlbehalten bei der neuen belgischen Station am Lufuko anlangte[2]). Ich habe den ganzen zurückgelegten Weg sehr genau mit Uhr, Kompaß und Aneroid aufgenommen, kann meine Aufzeichnungen aber vorläufig noch nicht redigiren.

Am 9. Juli kam Böhm, der am 12. Juni das Bett verlassen, fast hergestellt, hier an.

[1]) Am Westufer des Tanganika, Kirandu gegenüber, auf der Ravenstein'schen Karte: Kapampa's.

[2]) Diese Route dürfte fast durchweg neu sein, da Reichard's einziger Vorgänger in diesem Gebiete, Thomson, sich nirgends mehr als 10 km vom See entfernt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der zweiten Hälfte der Osterwoche (17. bis 19. April) soll der vierte Deutsche Geographentag in München sich versammeln. Die Hauptgegenstände der Verhandlungen werden bilden: Stand der Polarforschungen, der erste Meridian, die Eiszeit und die Herstellung von Schulwandkarten. — Die „Verhandlungen des dritten Deutschen Geographentages zu Frankfurt a. M." (Berlin, D. Reimer. 208 S. Mit zwei Karten. 5 Mk.) sind gegen Ende des Jahres 1883 unter Leitung der Professoren Rein und Wagner erschienen. Sie enthalten zunächst die allgemein geographischen Vorträge, unter welchen die von Ratzel und Neumayer die Polarforschung, die von Pechuel-Lösche, Buchner und Wißmann Afrika, der Penck'sche den „Einfluß des Klimas auf die Gestalt der Erdoberfläche" behandeln; ferner vier Vorträge über schulgeographische Fragen und zuletzt den Bericht über den Gang der Verhandlungen des dritten Deutschen Geographentages und die damit verbundene Ausstellung. Allen Theilnehmern an jenen Versammlungen wie allen Freunden der Geographie seien diese „Verhandlungen" bestens empfohlen.

— Auf Veranlassung der dänischen Regierung hat im vorigen Jahre eine Kommission die Küsten des Limfiords untersucht und ist der erstattete Bericht kürzlich veröffentlicht worden. Das Resultat der vorgenommenen Untersuchungen und Vermessungen ist, daß seit dem Jahre 1839 ein Areal von im Ganzen 2859 Tonnen Land (eine Tonne gleich 0,5 Hektar) im Werthe von 594 673 Kronen von der Strömung fortgespült worden ist, und daß die beständig stattfindenden Ueberschwemmungen der Ufergrundstücke eine Werthverringerung derselben um 717 061 Kronen verursacht haben. Die Mitglieder der Kommission sind der Ansicht, daß der größte Landverlust im Laufe der letzten 20 bis 30 Jahre erfolgt ist, und daß derselbe jährlich zu ca. 100 Tonnen Land veranschlagt werden kann. Die Kommission empfiehlt der Regierung dringend, zur Verhütung weitern Landverlustes, die Anlage von Schutzdeichen an den der Strömung besonders ausgesetzten Stellen.

Asien.

— Professor Hull's Expedition (s. oben S. 144) ist mit vielem neuen Materiale für eine geologische Karte von Palästina nach England zurückgekehrt. Er hat unter anderm die alte Küste der Meerbusen von Suez und Akabah in einer Höhe von 200 Fuß über der heutigen nachgewiesen, wonach also das ganze Gebiet um so viel sich gehoben hat. Professor Hull glaubt ferner, daß zur Zeit des Auszuges der Juden aus Aegypten das Mittelländische und das Rothe Meer zusammengehangen haben; wenn sich diese Ansicht bestätigen sollte, so würden alle mit jener biblischen Erzählung verknüpften Fragen von ganz anderen Prämissen aus zu behandeln sein. Das Todte Meer stand nach Hull einst 1400 Fuß über seiner heutigen Oberfläche, d. h. 150 Fuß über derjenigen des Mittelländischen Meeres. Auch hat er Spuren einer ehemaligen Seenkette im sinaitischen Bezirke und einer solchen im Mittelpunkte des Wadi Arabah, unweit der jetzigen Wasserscheide, gefunden. Nun erst wird es möglich sein, eine vollständige Theorie über die Entstehung jener merkwürdigen Depression aufzustellen, und dieselbe wird in vielen Einzelheiten von der Lortet'schen abweichen. Ferner wurden die Terrassen des Jordan untersucht, deren wichtigste 600 Fuß über dem jetzigen Spiegel des Todten Meeres liegt, und festgestellt, daß die angrenzenden Berge und Thäler bereits existirten, ehe das Wasser seinen einstigen hohen Stand erreichte. Außer seinem wissenschaftlichen Berichte wird Professor Hull eine populäre Reisebeschreibung (im Quarterly Statement of the Palestine Exploration Fund) veröffentlichen, während Hauptmann Kitchener's Kartenaufnahmen, weil er selbst Nil aufwärts beordert wurde, Mr. Armstrong übergeben wurden, welcher Jahre lang bei der Aufnahme von Westpalästina betheiligt war.

— Das 4. Heft des Jahrgangs 1883 des „Izwest. der kaiserl. russ. Geogr. Gesellschaft" enthält eine Karten-Skizze von Pamir oder dem Quellgebiete des Oxus, welche die merkwürdigen Resultate der Regel'schen Reisen (z. B. den großen, 3350 m hoch gelegenen Schiwa-See und die gewaltige, bisher unbekannte Schlinge des Oxus in der Landschaft Roschan) und die ausgedehnten Wanderungen der Herren Putjäta, Benderski und Iwanow im östlichen Pamir zum erstenmale zeigt (vergl. über Regel „Globus", Bd. 44, S. 333, über Putjäta, ebenda, S. 336). Die Expedition des Generalstabsofficiers Putjäta, des Geologen Iwanow und des Topographen Benderski hat im vergangenen Sommer das ganze Gebiet von 39° 30' nördl. Br. bis süd-

lich zur Quelle des Wachan-darja in 37° 10′ nördl. Br. und von 49° 20′ östl. L. Ferro bis 53° östl. L., d. h. bis an den Tagarma-Berg mit einem Netzwerke von Routen überzogen und erforscht und damit große bisher wenig oder gar nicht bekannte Gebiete erschlossen. Aber auch nur erschlossen; denn so viel sie auch barometrisch und trigonometrisch gemessen, geologisch und botanisch gesammelt und landschaftlich gezeichnet haben, so konnten sie doch nur einen ersten Anfang mit der Erforschung des bewußten Gebietes machen, das an Umfang der Schweiz nicht viel nachsteht. Trotzdem ist Putjäta's Reise eine der wichtigsten des Jahres 1883, und man darf seinem ausführlichen Berichte mit Spannung entgegensehen; zu seinen Resultaten gehört auch ein Wortverzeichniß der Sprache von Schugnan. Die wichtigsten Ergebnisse Regel's sollen botanischer, zoologischer und anthropologischer Natur sein.

— Dr. Regel ist über Samarkand nach Taschkend ins Winterquartier gegangen, will aber schon in einigen Wochen nach Baldschuan sich begeben, um im Frühjahre seine Reisen wieder aufzunehmen und bis an die kaschgarische Grenze auszudehnen.

Auch Ingenieur Lessar ist wieder zu neuen Aufnahmen an der persischen Grenze, welche ein bis anderthalb Jahre dauern werden, im Turkmenenlande eingetroffen.

— Der durch seine Reisen im südlichen Hinterindien bekannte (s. oben S. 47) Dr. Paul Néis hat Luang Prabang, die Hauptstadt eines siamesischen Vasallenstaates am mittlern Mekong unter 20° nördl. Br., erreicht, wie er von dort unter dem 15. Juni 1883 schreibt. Er gedachte dann den unweit nördlich von Luang Prabang mündenden Fluß Nam-hu, welcher im südlichen Jünnan entspringt, zu erforschen und über die Laos-Kolonie, welche Benzoë auf den Markt von Luang Prabang liefert, Tongking zu erreichen. „Das ist schwer, aber doch möglich“, schreibt er.

— Die französische Regierung hat beschlossen, im April eine wissenschaftliche Mission nach Java zu schicken; M. Brion und M. Korthals sollen die neulichen vulkanischen Veränderungen in der Sundastraße studiren, sowie zoologische und botanische Sammlungen machen. Ein Photograph wird sie begleiten.

Afrika.

— In der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient“ (1884, Nr. 2) behandelt Dr. Pechuel-Lösche auf Grund seiner vielfachen Erfahrungen „Das centralafrikanische Problem“ und stimmt die übertriebenen Hoffnungen, die vielseitig auf eine Erschließung Inner-Afrikas gesetzt werden, bedeutend herab. Er weist nach, daß die angeblich unermeßlichen Schätze Afrikas sich auf zwei schwer zu ergänzende Produkte, Elfenbein und Kautschuk, beschränken, welche zwar werthvoll, aber so allgemein verbreitet sind, daß sie keine Grundlage für weitgehende Berechnungen abgeben und den vorsichtigen Kaufmann nicht in das unzugängliche Innere locken können. Die jetzt zur Ausfuhr kommenden Bodenprodukte entstammen nicht dem Innern, sondern peripherischen Gebieten, welche den vielfach schon in ausreichender Zahl vorhandenen Faktoreien verhältnißmäßig nahe liegen. Die angeblich unermeßliche Fruchtbarkeit des Innern muß aber erst noch durch eingehende Untersuchungen nachgewiesen werden; eine Thatsache ist sie noch nicht. Aber Thatsache ist, daß die Ertragsfähigkeit des Bodens wesentlich durch ungünstige Regenvertheilung beeinträchtigt wird. Was der Eingeborene dort der Erde abringt, ist unzureichend und wird nur durch Raubbau gewonnen; der Handel, welcher diese verstreuten Produkte direkt im Innern aufsuchen wollte, bliebe, selbst wenn er kurze Zeit lohnen könnte, ein Raubhandel, welcher Afrika schließlich ärmer zurückließe, als es je zuvor war. Für eine Besiedelung durch Europäer eignet sich das tropische Afrika nicht. Kaufleute und Pflanzer können zwar dort bei verständiger Lebensweise eine Anzahl von Jahren ausharren, ohne ihre Gesundheit ernstlich zu gefährden, aber sie dürfen nicht selbst regelmäßige, schwere Arbeit verrichten. Zur Entwickelung Afrikas ist vielmehr an erster Stelle der Afrikaner berufen, und es ist auch möglich, denselben zu stetiger Arbeit zu erziehen, wozu freilich eine unendliche Geduld gehört. Das muß für Pflanzer, Missionare und Kaufleute an der Küste die erste Aufgabe sein, und darum ist zunächst die Anlegung von Pflanzungen von größerer Wichtigkeit, als die Gründung von Faktoreien.

— Der Titel eines Hadsch (Pilger) — erzählt W. Kobelt in „Nach den Säulen des Hercules“ (Bericht über seine im Sommer 1881 im Auftrage der Rüppel-Stiftung unternommene Reise) — ist in dem strenggläubigen Marokko ungleich häufiger als in Algerien, besonders seit die frommen Pilger nicht mehr die beschwerliche und zeitraubende Wüstenwanderung zu machen brauchen, sondern durch die bequemen Messageriedampfer direkt von Tanger nach Dschiddah am Rothen Meer befördert werden. Jeder Marokkaner, welcher das geringe Fahrgeld erschwingen kann, macht nun die Pilgerfahrt, häufig in Begleitung seiner Frau, besonders wenn sich dieselbe in interessanten Umständen befindet, denn dann erhält der später erscheinende Weltbürger den Ehrentitel Hadsch, ohne daß er sich selbst darum zu bemühen braucht. Mit diesem Titel sind übrigens im Leben keinerlei Vorrechte verbunden, nur beim Begräbniß genießt der Hadsch einer besondern Auszeichnung. — In dem Sultan von Marokko sehen die dortigen Araber den direkten Nachkommen Mohammeds, den allgemein anerkannten Chef von dessen Familie und den einzig legitimen Herrscher der Gläubigen. Bekanntlich hat Gerhard Rohlfs in seinen Reiseberichten aus Marokko den Scherif von Uësan als dieses Haupt der Familie des Propheten und als eine Art islamitischen Papstes dargestellt, dessen Einfluß den des Sultans weit überwiegt. In Marokko aber wollte man (nach Kobelt) davon nichts wissen; Herr Weber, der deutsche Ministerresident, welcher diesen Scherif, der übrigens vollständig wie ein Neger aussieht, persönlich kennt, sagte Herrn Kobelt, die Darstellung, welche Rohlfs von seinem Einflusse gegeben, sei sehr übertrieben; er sei ein Scherif (Nachkomme Mohammeds) wie andere auch, und verdanke seinen Ruhm nur dem Umstande, daß sein Großvater ein großer Heiliger gewesen sei. Schürfa (Mehrzahl von Scherif) giebt es in allen Ländern des Islam in Menge, und ihre Zahl nimmt ständig zu, denn sobald eine Tochter aus einer Familie von Schürfa in eine andere heirathet, beansprucht auch diese Familie den Ehrentitel. So giebt es ganze Stämme von Schürfa, ja sogar unter den Berbern machen manche Anspruch darauf, für Nachkommen des Propheten gehalten zu werden. Natürlich schließt die Heiligkeit nicht aus, daß viele Schürfa sehr arm sind und mitunter selbst in den Dienst von Ungläubigen treten müssen; so hatte z. B. Herr Weber einen Reitknecht, welcher ein Scherif war, und wenn seine Schwester spazieren ritt, kamen die begegnenden Araber herbei, küßten dem Reitknecht den Steigbügel und baten um seinen Segen.

— Gleichzeitig mit dem Italiener Sacconi, dessen Ermordung wir kürzlich (s. Band 43, S. 192) meldeten, unternahm auch ein Grieche Sottiro, Agent der Firma Mazeran, Viaunay und Bardey in Harrar, eine Handelsreise in das recht im Herzen des Somal-Landes zwischen 6° und 9° nördl. Br. gelegene Gebiet des Ogaden-Stammes und hat dieselbe glücklich durchgeführt, weil er es verstanden zu haben scheint, den Vorurtheilen der Eingeborenen sich anzubequemen, während Sacconi dieselben verletzt haben soll. Das Land der Ogaden schildert er als eine weite, von Harrar an nach Südwesten sich senkende Steppe ohne jede Erhebung und von einer mittlern Höhe von etwa 900 m, die Leute selbst demgemäß als Nomaden von unendlicher Faulheit, welche selbst die Besorgung des Viehes Weibern und Kindern überlassen und nur durch Kriegszüge gegen ihre Nachbarn aus ihrer Indolenz aufgerüttelt werden können. Nur am Wabi-Strome giebt es eine seßhafte und ackerbauende Bevölkerung,

auch ein reicheres Thierleben, als in der Steppe. Die Ogaden sind hochgewachsene Leute von mehr rother als schwarzer Hautfarbe; sie gehen barhäuptig, mit kurzgeschnittenen Haaren und in ziemlich reinen Gewändern; an der Seite tragen sie den Säbel und die Kürbisflasche zu den vorgeschriebenen Abwaschungen, in der Hand einen Stock, eine große und eine kleine Lanze und an den Füßen Sandalen. Sie sind fanatische Mohammedaner. Jedes Lager hat seinen Imam, der zu den gesetzlichen Stunden die Gebete absingt, jeder Stamm seine Gelehrten (Wodad), welche den Koran und die arabische Schrift kennen und Gedichte improvisiren. Ihre Herden bestehen aus Buckelochsen, kurzhaarigen Schafen, Ziegen, schlechten Pferden, milchenden Kameelstuten und aus Straußen. Von letzteren besitzt jedes Dorf einige Dutzende, die abseits unter Aufsicht der Kinder weiden, in den Hütten mit gefesselten Füßen am Feuer liegen und in der Karawane den Kameelen folgen, deren Größe sie fast erreichen. Jährlich drei- oder viermal werden ihnen die Federn gepflückt, jedesmal etwa ein halbes Pfund schwarze und 60 Stück weiße. Diese gezähmten Strauße, deren Federn mehr geschätzt werden als die der getödteten wilden, werden jung gefangen, dürfen sich aber in der Gefangenschaft nicht vermehren. Wilde Strauße giebt es viel; der Jäger nähert sich ihnen, indem er sich das Fell eines weiblichen Straußes überhängt, und erlegt die sich nähernden Männchen mit Pfeilschüssen. — Unter den Ogaden giebt es eine ziemlich zahlreiche Pariakaste, Mitgan genannt, welche nur unter sich heirathen; sie scheinen durchaus zu den Somal zu gehören und sprechen deren Sprache, werden aber von den übrigen verachtet. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Jagd auf Elephanten, Strauße u. s. w., sind in Stämme eingetheilt und dienen im Kriege als Spione und Verbündete. Die Ogaden essen das Fleisch vom Elephanten, Kameele und Strauße, die Mitgan aber auch das vom Esel und von Kadavern, was als Sünde gilt. Sie finden sich auch unter den Dankali am Hawasch-Flusse, bewohnen dort volkreiche Dörfer und sind berühmt als Jäger.

— Die französische Kammer hat für die **Bahnlinie** von St. Louis an der Mündung des Senegal nach Dakar am Grünen Vorgebirge fünf Millionen Franken bewilligt.

Australien.

— Mr. Charles **Winnecke** ist von seiner Forschungsreise durch das große unbekannte Gebiet, welches sich in dem zu Süd-Australien gehörigen **Northern Territory** nördlich vom Lake Eyre bis zur Grenze von Queensland hinzieht, zurückgekehrt. Wir haben im Jahrgang XLIV, Seite 160, bereits auf diese Expedition, welche die Regierung von Süd-Australien ausrüsten ließ, hingewiesen und die Grenzen des zu bereisenden Gebietes näher angegeben. Für den Transport dienten Kameele und Pferde, doch konnten die letzteren wenig benutzt werden. Die Reise ging von der nordöstlich vom Lake Eyre und in ungefähr 28° südl. Br. am Warburton-Flusse gelegenen Cowarie Station aus und durchstreifte das unbekannte Gebiet in nordöstlicher Richtung bis ungefähr 22° südl. Br. Wenige Tage, nachdem man die Cowarie Station verlassen, hatte man auf 200 bis 300 englische Meilen (320 bis 480 km) sehr hohe Sandhügel zu überschreiten, ehe man einen Tropfen Wasser fand. Die Kameele bewährten sich ausgezeichnet. Obgleich jedes derselben mit einer Last von 700 bis 800 Pfund (englisch) beladen war, so erholten sie sich doch, nachdem man Wasser gefunden, schon in zwei Tagen so weit, daß man die Reise fortsetzen konnte. Es folgte aber gleich wieder eine wasserlose Strecke von 150 Meilen (240 km), und später noch viele andere in der Länge von 100 bis 200 Meilen (160 bis 320 km). Häufig hatte man 300 bis 400 Fuß (90 bis 120 m) hohe und dabei sehr steile Sandhügel zu passiren. Zwei große Flüsse und ein ausgedehntes Gebirge wurden in der Nähe der Grenze von Queensland entdeckt. Im Ganzen waren es 40000 englische Quadratmeilen (etwa 100000 qkm), welche Mr. **Winnecke** bereiste und kartographisch darstellte.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der seit Jahren in Port Moresby auf Neu-Guinea stationirte Missionar Rever. **James Chalmers** unternahm im December 1883 eine Forschungsreise westlich von Port Moresby an der Küste entlang. Er entdeckte dabei die Mündung eines bisher unbekannten großen Flusses und traf mit einer Anzahl kannibalischer Stämme zusammen, welche nie zuvor einen weißen Mann gesehen hatten, sich aber gegen Mr. Chalmers freundlich benahmen. Sie zeigten ihm einen großen Tempel, in dem sich ein Altar befand und viele Götzen aufgestellt waren, während Hunderte von Menschenschädeln umherlagen.

Polargebiete.

— Im 4. Heft des 19. Bandes der „Izwestija der kaiserl. russ. Geogr. Ges." berichtet L. **Grinewetzki** über seine fünftägige Reise quer durch **Nowaja Zemlja** im April 1883. Er konnte bei der Südinsel drei verschiedene Theile unterscheiden: der nördliche reicht südlich bis zum Puchowaja-Flusse und wird von ganz unbekannten Bergen eingenommen. Der mittlere Theil wird zum Theil von fünf oder sechs parallelen Bergketten bedeckt, deren höchste Gipfel 800 Fuß (240 m) Höhe erreichen; dieselben haben nordwestliche Richtung und liegen an der Westküste; östlich von ihnen dehnt sich ein weites Plateau aus. Der Süden endlich ist eine Ebene von nur 450 Fuß (135 m) Höhe; Berge von 2000 Fuß, von denen berichtet wird, dürfte es kaum geben. Die Thäler sind hier tief eingeschnitten, während der Südwind ungehindert über die Hochebene bläst und sie von jeder Schneedecke entblößt. — Grinewetzki hält es für wahrscheinlich, daß es auf Nowaja Zemlja zwei Arten Renthiere giebt, die sich nicht vermischen, eine auf der südlichen und eine zweite auf der nördlichen Insel, welche letztere der auf Spitzbergen sich findenden Art sehr gleichen soll. Es wird nicht für unmöglich gehalten, daß die Renthiere der nördlichen Insel von Nowaja Zemlja in günstigen Jahren über das Eis Franz-Josefs-Land und von dort Spitzbergen erreichen.

— Unter dem Titel „**Jan Mayen und die österreichische arktische Beobachtungsstation**" (66 Seiten. Wien, Hartleben) hat Dr. Chavanne nach den Aufzeichnungen und Berichten des Leiters E. v. Wohlgemuth eine Geschichte dieser Station gegeben und ihre vorläufigen naturwissenschaftlichen Ergebnisse besprochen. Es ist das wohl der erste größere Bericht, welcher über eine der zahlreichen internationalen Polarstationen erscheint; beigegeben sind ihm 7 Porträts, 4 Landschaftsbilder und 1 Karte der Insel Jan Mayen, welche im Beerenberg zu 1945 m ansteigt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLV. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Amazonas und Cordilleren.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles Wiener.)

VI.

Inzwischen war aus Rio de Janeiro die Antwort des Kaisers eingetroffen: derselbe stellte dem französischen Reisenden telegraphisch ein Schiff der im Rio Negro stationirten Flottille nebst Officieren und Mannschaft für seine beabsichtigten Nachforschungen nach Herrn v. Günzburg zur Verfügung. Sofort begab sich Wiener wieder nach Manaos hinauf und wählte unter Beihilfe des Stationskommandanten die kaiserliche Schaluppe Nr. 1, welche alsbald in Stand gesetzt und verproviantirt wurde.

Am 1. December 1880 war man zur Abreise bereit. Um 10 Uhr Vormittags wurden die Anker gelichtet und kaum 3/4 Stunde später glitt das Fahrzeug bereits auf den Fluthen des Amazonenstromes dahin. Um 7 Uhr Abends ward Arapapa erreicht, welches etwa 60 Meilen von Manaos entfernt liegt. Diese kleine Ansiedelung ist Eigenthum eines Franzosen, Namens Berger; sein Besitzthum hat etwa eine Länge von 2 km, während die Breite nur 300 m betragen mag; im Ganzen wird die Pflanzung einen Flächenraum von etwa 60 ha einnehmen. Der Preis, den der Besitzer dafür zahlte, betrug nur die Summe von 12000 Reis oder 30 Franken. Die Anhöhe, auf der sich das Haus und die Pflanzung befindet, reicht etwa bis 5 m über den höchsten Wasserstand und bildet längs dem Flusse eine Art Wall. Und in der That, eine solche Vorsicht ist nöthig, denn nicht weit von der Niederlassung beginnen die sogenannten „Higapos“, Ländereien, welche sich 6 Monate im Jahre unter Wasser befinden, und wo die Kautschukranke besonders gut gedeiht. Herr Berger arbeitet ohne jede Hilfe, vollkommen allein. Etwa 10 ha sind mit Zuckerrohr bepflanzt, welches im Durchschnitt eine Höhe von 8 m und eine Stärke von 5 bis 6 cm erreicht und so dicht wuchert, daß es alle Unkräuter erstickt. Das Aussäten, das Jäten des Erdbodens und die Bewässerungsarbeiten, welche den Ansiedlern an der peruanischen Küste so viele und schwere Kosten verursachen, kennt man darum in den üppigen Ländereien des Amazonas überhaupt nicht. Das Zuckerrohr bringt auf den Quadratmeter etwa 10 Franken Reingewinn, wenn man Melasse fabricirt; dagegen werden nur 5 Franken erzielt, wenn die Branntweinbereitung die Hauptsache ist.

Am 2. December traf die Schaluppe in Manacapuru ein, dem Hafenort und Mittelpunkt von etwa 1000 Tapuyfamilien, welche ausschließlich den Kautschuk in dieser Gegend sammeln. Ihre ganze Ernte überlassen sie einem Zwischenhändler, welcher, Marokkaner von Geburt, der einzige Kaufmann des Ortes ist und glänzende Geschäfte macht.

Am Abend des genannten Tages ging die Schaluppe in der Nähe von Anaman zu Anker. Auch hier traf man einen französischen Ansiedler, einen Herrn Firmin, an, welcher den Handel mit Kautschuk betreibt und außerdem Castanhawälder ausbeutet. Die Kastanie des Amazonas (Paranuß) ist eine kugelförmige Frucht von 20 bis 30 cm im Durchmesser; die Schale ist rauh und ausnehmend hart. Wenn man sie mit Beilschlägen öffnet, findet man im Innern, ähnlich wie beim Apfel, etwa 12 bis 16 mandelförmige Kerne von angenehmem Geschmack. Es giebt in jener Gegend ganze Wälder dieses Baumes, eines der imposantesten des Amazonasgebietes. Uebrigens ist das Ein-

sammeln dieser Früchte keineswegs ohne Gefahr. Die kleinsten derselben wiegen 6 bis 7 Pfund, fallen, sobald sie reif sind, aus einer Höhe von 20 bis 25 m zu Boden und dringen in Folge des Falles und ihres Gewichts oft 30 bis 40 cm in den Erdboden ein. Daher wird es erklärlich, wenn bei jeder Ernte einige der Leute, welche die Früchte einsammeln, durch solche getödtet werden.

Das Weihnachtsfest fand die Reisenden an der Grenze Brasiliens in Tabatinga angelangt, der 6. Januar in dem peruanischen Orte Iquitos, einem Städtchen, welches auf seltsame Weise entstand und sein Dasein fristete. Das linke Ufer des Marañon erhebt sich eine Wegstunde vor Iquitos in steiler Böschung, und nur wenige Meter vom Ufer zeigen sich indianische Pflanzungen; zahlreiche Eingeborene beiderlei Geschlechts eilen herbei und starren die Reisenden mit offenem Munde an. Offenbar sind sie zu



Die Farm Arapapa. (Nach einer Photographie.)

einer Festlichkeit vereint; und in der That: es ist der Tag der heiligen drei Könige. Indessen, wäre es auch dieser Festtag nicht, so wäre es der Jahrestag irgend eines andern Heiligen, oder der Tag, an dem ein Familienfest, etwa eine Taufe, Hochzeit oder auch eine Beerdigung festlich begangen werden soll; irgend einen Vorwand, um zusammen zu kommen, dabei zu singen, zu tanzen und sich zu berauschen, würden die Leute jedenfalls finden. In diesem Punkte ermangelt der Indianer überhaupt niemals der Gründe, und der Pfiffigste unter ihnen bleibt stets der, welcher im Jahre 365 Gründe (unter Hinzurechnung eines weiteren für die Schaltjahre) ausfindig macht, um sich dem übermäßigen Genusse des Alkohols hinzugeben.

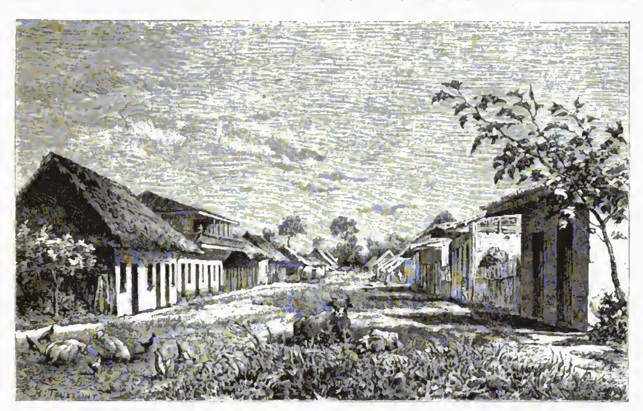
Um 4 Uhr passirte die Schaluppe das „Kap von Iquitos“, genannt Pongo von Nanak, und in einer Entfernung von etwa 500 m erscheint alsbald in reizender Lage der schon genannte Ort Iquitos.

Es hatte in der Absicht Wiener's gelegen, möglichst

still und verstohlen in Iquitos anzulangen, doch hatte er schon vorher an verschiedenen Orten die Erfahrung gemacht, daß das stets ein frommer Wunsch bleiben sollte und nun gar erst hier, wo sich ein Sitz hervorragender peruanischer Behörde befand. Schon von Manaos her war die bevorstehende Ankunft der Schaluppe der Behörde von Iquitos mitgetheilt worden, und da dieselbe doch immerhin ein brasilianisches Kriegsfahrzeug war, so rief ihr Erscheinen einen gewissen Argwohn hervor. Deshalb war auch nichts mehr angebracht, den Behörden das Mißtrauen zu benehmen, als daß Wiener ihnen in Begleitung der Officiere des Schiffes in großer Gala einen officiellen Besuch machte; die Folge war, daß man ihm alsbald diejenigen Papiere ausfertigte, welche zur weitern Verfolgung seiner Reise unerläßlich waren: die Befehle nämlich, welche ihm das ungehinderte Befahren der Gewässer des Departements von Loreto gestatteten.

Die Geschichte der Entstehung von Iquitos ist seltsam genug, um hier erwähnt zu werden, und macht auch den raschen Verfall des Ortes im Jahre 1880 verständlich. Früher, bis zum Jahre 1864 etwa, war Nauta der Haupthafen und das Handelscentrum desjenigen Theiles von Peru, welcher den obern Lauf des Amazonenstromes umgiebt. Zu jener Zeit faßte die Regierung von Lima den Entschluß, auch im Osten der Republik festern Fuß zu fassen. Man entsandte eine Kommission, um eine Stelle ausfindig zu machen, auf welche die Regierung ihren Segen ausströmen lassen konnte: die Farm Iquitos war damals eben entstanden und lenkte die Wahl auf sich, man weiß nicht, aus welchen Gründen. Schade, daß sein Hafen, in einem Nebenarme des Amazonas gelegen, bald darauf versandete.

Die Centralregierung schickte zunächst einen Unterpräfekten nebst einem Major als Ordonnanzofficier, einen



Straße in Iquitos. (Nach einer Photographie.)

Generalkommandanten, einen Hafenkapitän, einen Hauptmann, mayor de ordenes, mit zwei Adjutanten, 22 Marineofficiere, 10 Kommissäre und Hilfskommissäre der Marine, 15 Officiere von der Artillerie und Infanterie, 60 Soldaten, 36 Matrosen und 9 Zahlmeister, einen Civilgouverneur nebst Stellvertreter, einen Richter erster Instanz, zwei Friedensrichter, einen Municipalrath, einen Alcade, zwei Syndici und einen Regidor. Auf der andern Seite dagegen hatte man die nothwendigsten und elementarsten Einrichtungen vollständig vergessen: es gab kein Postamt; von Schuleinrichtungen war keine Rede. Bei alledem wuchs die Einwohnerzahl rasch auf 4- bis 5000 Personen an, von denen ein Drittel Fremde waren. Ackerbau ward gar nicht betrieben, ebensowenig die Ausbeutung der Waldungen, Fischerei oder Industrie. In Folge dessen fand natürlich auch nicht der geringste Export statt. Dagegen nahm der Import verhältnißmäßig erhebliche Dimensionen an. Alles lebte direkt oder indirekt von dem Gelde, welches die Centralregierung freigebig ihrer Schöpfung zuwandte. Wie daher leicht erklärlich, fand man zu jener Zeit in Iquitos nichts weniger als eine arbeitsame und achtungswerthe Schar von Menschen, mit der man im Allgemeinen eine im Entstehen begriffene Kolonie bevölkert glaubt: im Gegentheil, es war ein Haufen von Leuten, jedes höhern Strebens bar, nur darauf bedacht, ihren Lebenszweck im Vergnügen und Genusse zu suchen, und das leicht erworbene Geld mit größter Schnelligkeit wieder zu verprassen.

Von Seiten der Regierung wurden enorme Anstrengungen gemacht, um den Ort in Blüthe zu erhalten. Mit gewaltigen Geldopfern errichtete man eine „Factoria“, d. h. Zimmer-, Schlosser- und Schmiede-Werkstätten; man sprach in der Hauptstadt von alle dem wie von einem Wunder. Für ein schwimmendes Dock gab man 20 Millionen Franken aus: am Tage, an dem es vom Stapel lief, ging

es zu Grunde! Der europäische Unternehmer aber reiste wenige Wochen später ab mit einer Gratifikation von 50 000 Franken in der Tasche. — Die ganze Schöpfung war, wie man sieht, ein künstlich aufgerichteter Bau, der zusammenbrach, als in Lima der Staatsbankerott erklärt wurde: vom Abend zum Morgen verschwand das Geld und das Elend zeigte sein fahles Antlitz. Von 5000 sank die Zahl der Einwohner rasch auf 1000 herab. Die Häuser zerfielen und die Armuth nahm bald so erschreckende Dimensionen an, daß nicht einmal der Geistliche des Ortes mehr durch sein Amt seinen Unterhalt zu finden vermochte. Die Steigerung der Preise für die geringsten Lebensbedürfnisse stieg ins Unglaubliche. Wiener glaubte, sich dort bei einer Landsmännin einquartieren zu sollen: für drei Tage hatte er die Kleinigkeit von 400 Franken zu entrichten! — Nachdem man am 14. Januar dem heruntergekommenen



Indianer vom Ucayali. (Nach einer Photographie.)

Orte den Rücken gewendet, erreichte man am 14. Morgens den schon früher genannten Ort Nanta. Derselbe producirt nichts; er dient lediglich den wenigen Händlern vom Ucayali als Aufenthaltsort, wenn sie daselbst die Dampfer erwarten und dieselben mit Ladungen eingesalzener Fische nach Para befrachten.

Weiterhin, bei der Hacienda San Regis, welche noch am Abend desselben Tages erreicht wurde, fand sich eine Anzahl eingeborener Indianer ein. Dieselben hatten einem Barfüßler-Pater als Ruderer gedient und hielten sich an einer lichten Stelle des Ufers auf; dem Wunsche, sich photographiren zu lassen, willfahrteten sie gerne. Ihre Kleidung bestand aus dauerhaftem baumwollenen, mit gekochtem Achote gefärbten Stoff, bei dessen Anfertigung die Frauen dieser Stämme eine große Geschicklichkeit an den Tag legen. Ihre Bogen und Pfeile sind außerordentlich fein gearbeitet und mit originellen Zeichnungen bedeckt, welche wirklich künstlerische Anlagen verrathen; die An-



Cocamas-Indianer aus Parinari. (Nach einer Photographie.)

fertigung derselben ist Sache der Männer. Am 15. Nachts erreichten die Reisenden San José de Parinari, die Residenz des Gouverneurs jenes ungeheuren Distrikts, wo sie liebenswürdige Aufnahme fanden. Beim Verlassen dieses Ortes tritt man in die Gewässer des obern Marañon ein und nunmehr nimmt der eigentliche Zweck der Expedition seinen Anfang. Zuvor hatte man, der Nothwendigkeit gehorchend, noch einige Indianer des sanften, arbeitsamen und intelligenten Stammes der Cocamas angeworben, da die vorhandene Mannschaft nicht mehr im Stande war, gleichzeitig das Schiff zu bedienen und außerdem noch die schwere Arbeit des Holzfällens, die täglich erforderlich war, zu verrichten. Zugleich hatte sich auch der Gouverneur dieser Indianer, Reategni, welcher ihrer Sprache und des Quichua mächtig war, der Expedition angeschlossen. Am 20. Januar erreichte die Schaluppe mit einbrechender Nacht Achual de San Pedro. Einst befand sich hier ein kleiner Weiler: heute hat die Vegetation die Spuren des Menschen, der davon träumte, in das Reich des tropischen Waldes einzugreifen, vollständig verwischt. Wundervolle Achual-Palmen erheben sich dort am Ufer.

Nachdem man am 24. Januar die Mündung des Hualaga, den äußersten Punkt, bis wohin europäische Schiffe dringen, passirt und am 26. in San Antonio gelandet hatte, erreichte man am 28. früh Barrancas, die letzte indianische Ansiedelung am obern Marañon, wo die Kleidung des Indianers schon gleich Null, um so zahlreicher



Achual-Palme. (Nach einer Photographie.)

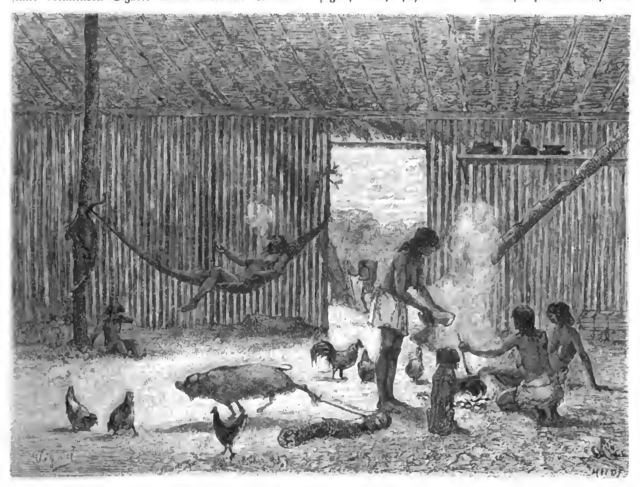


Landeplatz von Barrancas. (Nach einer Photographie.)

aber seine Schmuckgegenstände sind. Wiener war hier Zeuge einer originellen Familienscene: Am Tage vorher hatte die Frau des Hauses einem kleinen Indianer das Leben geschenkt. Die junge Mutter eilte trotzdem geschäftig im Wohnraume hin und her, während der Herr des Hauses den Leidenden spielte und von seiner Hängematte her sanfte Klagelaute ausstieß. Der arme Mensch hielt an Stelle seiner entbundenen Frau das Wochenbett ab. Am 29. traf man an der Mündung des Rio Morona, welchen Herr von Günzburg hatte erforschen wollen, ein. Derselbe erscheint den Wassern des Amazonas gegenüber winzig; doch ist er immerhin 120 bis 150 m breit und seine Ufer sind mit üppigster Vegetation bedeckt.

Am 3. Februar befand man sich in der Nähe der Mündung des Rio Mayuriaga, als man mehrere Pirogen von Wilden in einiger Entfernung ankern sah. Die an Bord der Schaluppe befindlichen Cocamas meldeten dies mit besorgter Miene, wurden indessen durch die Versicherung, daß man gut, sogar mit einem Geschütz, bewaffnet sei, beruhigt. Trotzdem wurden sämmtliche Schußwaffen bereit gehalten und mit Recht, denn alsbald erschien ein Dutzend Pirogen, jede etwa zehn Eingeborene tragend. Diese, vom Stamme der kriegerischen Muratos, versehen mit Spießen und großen Schilden, waren mit Schmuck bedeckt und trugen kurze Ponchos. Trotzdem die Indianer an Bord der Schaluppe freundschaftliche Rufe ausstießen, erfolgte doch alsbald ein Hagel von Wurfspießen, ohne indessen jemand zu verletzen. Das Geschütz ward zum Feuern bereit gemacht; als jedoch der Kanonier, ein Indianer, sich demselben näherte, stürzte er, von einem Speere durch-

bohrt, todt zu Boden. In diesem kritischen Augenblicke eilte Wiener selbst auf das Geschütz zu und feuerte es mit seiner brennenden Cigarre mitten unter die Wilden ab. Ein entsetzliches Gebrüll erfolgte. Doch die Wirkung war eine so radikale, daß innerhalb weniger Minuten kein Angreifer mehr sichtbar war. Am Ufer fand man elf todte



Inneres einer Hütte in Barrancas.

oder verwundete Muratos, und herumliegende Speere und Schilde gaben dem Platze das Aussehen eines Schlachtfeldes. — Eine Stunde später fuhr die Schaluppe weiter und machte um 4 Uhr Halt, um den todten Cocama zu beerdigen; nach ihrer Sitte tranken seine Gefährten auf seine Auferstehung.

Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße.

Von **Emil Metzger.**

I. Erzählung der Vorgänge.

(Zweite Hälfte.)

Der Kontrolleur von Katimbang hatte sich, wie erwähnt, mit seiner Familie und den Eingeborenen, welche in der Nähe wohnten, nach einem an einer höher gelegenen Stelle befindlichen Hause geflüchtet. Am Montag (27.) Morgen war die Luft noch hell und die Sonne schien; allmählich wurde es dunkler und nebelig; man hörte schreckliche Detonationen, viel furchtbarer, als je vorher der Fall gewesen war; gegen halb 12 Uhr begann ein Steinregen; die größten Steine erreichten etwa die Größe einer Faust. Um halb 1 Uhr war es ganz dunkel geworden, es begann nun ein heißer Aschenregen, der etwa eine Viertelstunde anhielt. Es war zum Ersticken, die Asche drang selbst durch die Ritzen im Fußboden ein. Der Zustand des Beamten mit Frau und drei Kindern war entsetzlich, die Frau, beinahe besinnungslos, flüchtete aus dem Hause; ihrem Gatten gelang es, sie wieder zu finden, als es etwas heller wurde. Als sie zurück kamen, fanden sie das Haus von Eingeborenen eingenommen, die ihre Verwundeten und Todten dorthin brachten; es war bereits voller Leichen und sie mußten daher anderwärts eine Zuflucht suchen.

Den weitern Verlauf ihrer Flucht theile ich weiter unten mit.

Der Rapport der „Berbice“ über ihr Schicksal am 27. fährt ebenso lakonisch fort, wie er angefangen hatte; man war eben schon an die furchtbaren Erscheinungen die ganze bange Nacht hindurch gewöhnt und nichts wirkt wohl so abspannend, als eine lange fortdauernde Gefahr, der man ganz passiv ausgesetzt ist. Der Kapitän erzählt nur: Um 11 Uhr erhob sich ein heftiger, anhaltender südöstlicher Wind, der Neigung zeigte zu räumen, wodurch das Schiff sich stark nach einer Seite neigte; um 3 Uhr Nachmittags kam plötzlich eine schwere See auf das Schiff los, die Welle erhob sich wohl 20 Fuß hoch und gab dem Schiffe einen Stoß, der alles vom Bug bis zum Ruder erschütterte. Das Gewitter hielt immer noch an. Das Quecksilber und der Zeiger der Barometer bewegten sich fortwährend zwischen 28 und 30 Zoll. Die Chronometer waren durch den furchtbaren Stoß, den das Schiff erhalten hatte, stehen geblieben. 6 Uhr Nachmittags wurde notirt: Dunkelheit und Gewitter dauerten fort, doch war das Meer verhältnißmäßig ruhig. Bei dem Schein der Blitze sahen wir, daß wir nach allen Seiten von einem Bimssteinmeer umgeben waren. Um Mitternacht ließ das Gewitter nach, die Blitze waren entfernter. Am 28. Morgens 4 Uhr konnte das große Marssegel beigesetzt werden. Um 8 Uhr wurde es Tag, das Wetter war ruhig und hell. Das Schiff lag wohl 8 Zoll dick voller Asche und Raaen und Taue überzog eine durch die Asche und die darauf gefallenen feinen Regen gebildete Kruste. Im Ganzen sind wohl 40 Tonnen Asche vom Schiff entfernt worden. Wir setzten mehr Segel bei. Um 12 Uhr segelten wir unter vollen Segeln direkt auf die Javaspitze los; die dicke Bimssteinlage, welche das Meer bedeckte, that der Schnelligkeit des Schiffes Eintrag. Um Mitternacht sah man das Leuchtfeuer auf Javas Spitze. Bei dem Passiren von Prinzeninsel bemerkte man $1^1/_2$ bis 2′ dicke Bänke von Bimsstein. Nachmittags (also am 29.) passirten wir Krakatau, östlich von der Insel. Soweit wir sehen konnten, war die Insel durch zwei Risse in drei Theile getheilt. Die See war noch immer mit Bimsstein bedeckt, und wir sahen hier und da Leichen treiben.

Der „Loudon“ wollte, wie oben schon gesagt ist, am 28. Morgens die Lampangbai verlassen; es fiel noch ein leichter Bimsstein- und Aschenregen. Auf der Sumatraküste sah es ungemein traurig aus; alles war kahl, die Bäume hatten dem Gewicht der Asche und des Schlammes größtentheils nachgegeben, insoweit sie nicht durch die Wellen mit fortgerissen waren. In der Richtung von Pulu Tiga war der Eingang der Bai durch ganze Bimssteininseln geschlossen, die wie Klippen in das Meer hinaus liefen und eine Verbindung zwischen Pulu Tiga, Sebuku und dem Festland bildeten. Da das Fahrwasser in der Lagundistraße im Vergleich hiermit offen war, setzte man Kurs nach dieser Richtung. Bald sah man auch dort eine Bimssteininsel, die ungefähr 3 m dick war und den Weg versperrte. Doch der „Loudon“ mußte um jeden Preis aus der Lampangbai kommen und dampfte wacker auf die treibende Masse an, die sich öffnete, aber hinter dem Schiff gleich wieder schloß. Wohl entstanden einige Störungen an der Maschine, doch die Gefahr war überwunden.

Da der Kapitän zunächst nach Anjer zurückkehren wollte, setzte man Kurs durch die Sundastraße, erst westlich, dann südlich von Krakatau und später zwischen dieser Insel und der Javaküste. Man sah hierbei, daß die Insel größtentheils verschwunden war. Eine steile Kraterwand stand noch, die andere Hälfte der Insel war im Meere versunken. In der senkrechten Kraterwand sah man große Risse und Sprünge, aus denen Dampf aufstieg. In dem Meere zwischen Krakatau und Sebassi, wo vor wenigen Stunden noch die größten Schiffe passiren konnten, sah man vulkanische Riffe, die sich aus dem Meere erhoben. Hier war die vulkanische Kraft noch in voller Wirkung. An acht Stellen sah man Säulen sich erheben, die sich aus einem schwarzen Punkt bildeten; ein solcher Punkt wurde nach und nach größer und bekam einen weißen Rand, die Säule erhob sich bis zu einer großen Höhe und verschwand, um bald einer neuen ähnlichen Erscheinung Platz zu machen. Waren dies Wasserhosen oder vulkanische Erscheinungen? Es ist schwer zu entscheiden. (Ich komme auf diesen Punkt weiter unten zurück.) Von der Rhede von Anjer sah man nur noch ein Stück des Leuchtthurmes (etwa 10 m hoch, ursprünglich war er, wie oben schon erwähnt, viel höher), das gewissermaßen ein Grabmal bildet und allein die graue Färbung unterbricht, die, wie ein Todtenkleid, über die Stelle ausgebreitet war, wo Anjer einmal stand. Selbst keine Ruinen sind stehen geblieben, nur hier und da ein paar ganz entblätterte, farblose Bäume. Ebenso sind die Inseln in der Straße verwüstet, das Meer überall mit Treibholz und Leichen bedeckt. Nachdem der „Loudon“ in Bantam gewesen, wendete er den Bug nach Padang und hatte in der Nacht vom 28. auf den 29. August noch einen Aschenregen.

Wiewohl die Berichte aus Katimbang, soweit sie oben nicht schon mitgetheilt sind, wenig Beiträge zur Ergänzung der bereits mitgetheilten Thatsachen liefern, erlaube ich mir bei denselben einen Augenblick stehen zu bleiben, weil in ihnen ein entsetzliches Bild des Leidens einer einzelnen Familie gegeben ist. Wie oben schon angegeben ist, hatte sie ihr schützendes Obdach verlassen müssen und sie zog, Mann, Frau und Kinder, mit Brandwunden bedeckt, einige Tage planlos herum; am Dienstag (28.) Morgens verlor sie ein Kind; sie mußte die Leiche zurücklassen. Es dauerte mehrere Tage, bis sie eine Ruhestätte fand, wo sie sich wenigstens etwas erholen konnte und erst am Sonnabend (1. September) bekam sie, und zwar durch einen glücklichen Zufall, Hilfe. Ein Dampfschiff nämlich, welches nach Telok Batang geschickt war, konnte wegen der ungeheuren Massen treibenden Bimssteins, welche das Meer bedeckten, nicht weiter vordringen, und man war daher gelandet um zu versuchen, hier längs der Küste nach Telok Batang vorzudringen; bei dieser Gelegenheit hatte man die Unglücklichen gefunden; am 2. September kamen sie in Batavia an.

Einige Berichte von Schiffen, welche während des Ausbruchs in der Javasee sich befanden, mögen hier noch eine Stelle finden. Der Chef der Arbeiten zu Merak befand sich am 26. August zu Batavia; am 27. in aller Frühe war er mit einer Hopperbarge nach Merak abgefahren. Unterwegs wurde er durch den Aschenregen überfallen, der mit feineren und stärkeren Steinstücken vermischt war; bald war es vollkommen dunkel geworden und das Meer fing an so ungestüm zu werden, daß man gegen 12 Uhr beschloß, den Anker fallen zu lassen. Kaum war dies geschehen, als das Schiff so furchtbar zu schlingern und zu stampfen anfing, daß der Anker losließ und das Fahrzeug hin- und hertrieb. Erst um 3 Uhr nahm diese Erscheinung an Heftigkeit ab, während es zugleich etwas heller wurde. Man dampfte dann bis etwa 5 Uhr weiter und hierauf ließ man, da man glaubte dicht am Lande zu sein, den Anker fallen. Während der Nacht sah man ein starkes Leuchten, ungeheuren Blitzstrahlen ähnlich, welches von vielen leuchtenden Kugeln im Süden und Westen begleitet war. Das Meer erbebte wiederholt so stark, daß man gegen den Grund zu stoßen glaubte, doch das Loth ergab eine Tiefe von etwa 12 Faden.

Plötzlich wurde das Meer todtenstill und das Wasser spiegelglatt. Nachdem man noch zwei in einem Boote in Noth befindliche Eingeborene aufgenommen hatte, wartete man den Tag ab und sah gegen 6 Uhr Morgens, als das Tageslicht wieder durchbrach, daß man sich in guter Richtung, etwas östlich von der St. Nikolasspitze befand, worauf die Reise fortgesetzt wurde. Das Meer war voller Bäume, Bimsstein und Treibholz. Je mehr man sich der St. Nikolasspitze näherte, um so grauer sah die Küste aus, während die Bergabhänge bis zu einer gewissen Höhe ganz von Bäumen und Sträuchern entblößt waren; die St. Nikolasspitze war ganz kahl geworden, die Inseln Tempora und Saleier waren verschwunden. Dwars in den Weg schien in fünf Stücke getrennt zu sein. Als man in die Nähe der Steingruben von Merak gekommen war, konnte man weder Pulu Merak noch die Javaküste wieder erkennen. Mit vieler Mühe erreichte man das Land, wo man den europäischen Buchhalter (nach dessen Mittheilungen ich oben bereits über die Vorgänge zu Merak berichtet habe) und zwei Eingeborene fand. Alles war verwüstet, keine Mauer war stehen geblieben, eine Lokomotive fand man etwa 500 m von der Stelle, wo sie gestanden hatte, landeinwärts; die Theile derselben waren wie schwaches Blech eingedrückt und verdreht. Die Höhe des Wassers wurde nach den Spuren, die dasselbe an den Felsen hinterlassen hatte, auf 30 bis 40 m geschätzt. Nachdem man noch zwei gerettete Personen und ein Kind, die man ebenfalls dort gefunden, aufgenommen hatte, kehrte man nach Batavia zurück.

Höchst interessant ist noch der Bericht des „Annesley", der am 27. mit Bestimmung nach der Sundastraße und Mauritius von Singapora abfuhr. In demselben wird gesagt: „Die letzten 24 Stunden hatten wir sonderbares Wetter, aber am 27., Morgens um 10 Uhr, war es so dunkel, daß man genöthigt war, alle Lichter anzustecken; ein Aschen- und Bimssteinregen fiel, der Barometer stieg und sank fortwährend etwa ½ bis 1 Zoll in der Minute. Der „Annesley" lief auf die unter dem Winde gelegene Seite des Nordwachter; gegen Abend fiel der Wind, der Aschenregen hörte auf, aber es war schwarze Nacht. Am 28. dampfte das Schiff in der Richtung nach der Sundastraße weiter durch Bimsstein und Trümmer jeder Art. Man sah, daß der Strom einer Fluthwelle sich auf die Küste geworfen und alles mit sich gerissen hatte. Anjer und der Leuchtthurm waren verschwunden, nur ein kleiner Theil des letztern stand noch. Man hatte Mühe die Küste zu erkennen. Der Wächter des Leuchtthurms auf Javas 1. Punkt fragte nach Neuigkeiten und erzählte, daß schreckliches Wetter gewesen sei; noch in 200 Meilen Entfernung von Javahead hatte der „Annesley" Aschenregen.

Ich werde nun noch in möglichster Kürze mittheilen, welche Beobachtungen an einigen anderen Stellen im Indischen Archipel gemacht wurden.

Zu Batavia selbst hörte man am Nachmittag des 26. starkes Geräusch in westlicher Richtung; es war wie ein entfernter Donner, in den sich vereinzelte starke Detonationen mischten; obwohl man schon seit einigen Monaten an derartige Erscheinungen gewohnt war, fing man an, sich in der Nacht zu beunruhigen, namentlich nachdem durch einen Schlag ein solcher Luftdruck erzeugt war, daß die Gasflammen erloschen. Als der Morgen kam, war der ganze Himmel wie in dichten Nebel gehüllt, die Sonne wurde nicht sichtbar; gegen 7 Uhr etwa bemerkte man den ersten Aschenregen, der bald stärker wurde; ehe die Mittagsstunde gekommen war, lag Batavia da in dichte Finsterniß gehüllt; die Temperatur sank bedeutend (einzelne Berichte sprechen von 10° Abnahme), alle Geschäfte standen still. Immer heftiger wurde der Aschenregen, viele Leute, namentlich im chinesischen Viertel, die sich einer Prau bemächtigen konnten, brachten ihre Familien, ihre Schätze und einige Lebensmittel in dieselbe, um sich auf diese Weise zu retten. Kurz vor Mittag stieg das Wasser plötzlich, warf eine Anzahl Fahrzeuge auf den Strand, richtete aber im Uebrigen keinen großen Schaden an; das Hafenlicht hatte in großer Gefahr geschwebt, viele Materialien wurden weggespült und einige Fischer, die auf dem Hafendamm standen, fortgerissen; die westliche Hafenmauer stürzte in einer Länge von 100 m ein, in die östliche Mauer wurden zwei, 50 und 100 m breite Breschen gelegt.

Größer waren die Verheerungen in der Nähe von Batavia; zu Amsterdam wurde das Trockendock von den Ankern geschlagen und trieb dem Meere zu. Onrust wurde überschwemmt; die ungeheuren Kanonen, an denen die Schiffe festgelegt werden, brachen wie Latten durch.

Als Grenze des Aschenregens während der Eruption kann Tjirebon bezeichnet werden; die Grenze der Wellenbewegung auf der Nordküste von Java war nach den indischen Berichten Pamanukan; am Hoek van Krawang und in der Nähe desselben fand noch eine Ueberschwemmung statt, die jedoch keine Menschenleben vernichtete; die Höhe derselben betrug etwa 8 Fuß, im Hafen von Priok, wie ich schon früher berichtet habe, 5,4 m. Bedeutendere Opfer, namentlich an Menschenleben, forderte die Ueberschwemmung westlich von Batavia bis zum St. Nikolaspünt; über diese ganze Breite hin sind die Wellen weit ins Innere des flachen Landes eingedrungen; über die Vorgänge an der Westküste von Java längs der Sundastraße habe ich meinem vorläufigen Berichte in sachlicher Beziehung nichts mehr hinzuzufügen. Längs der Südküste wurde das Seebeben weithin gespürt. Ueber die kleine Insel Deli spülten die Fluthen hin und längs der Südküste machte sich eine heftige Wellenbewegung fühlbar, welche jedoch, obwohl sie bedeutenden Schaden an Fischerfahrzeugen verursachte, nur wenige oder keine Menschenleben vernichtete.

Als Grenze, von wo noch eine genauere Beobachtung zu registriren ist, kann ich Tjilatjap nennen; es wird berichtet, daß dort in der Nacht vom 26. zum 27. eine Fluthwelle ankam, die anfänglich nur eine Höhe von 4 bis 5 Fuß hatte, später wieder abnahm, doch am 28. Nachmittags und zwar während der Ebbe so sehr zunahm, daß das Wasser im Kaliosokanal 6 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand stieg; der Hafendamm, der sonst bei dem höchsten Wasserstande noch etwa 3 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, wurde bei dieser Gelegenheit ganz überfluthet. Auch von weiter östlich gelegenen Orten an der Südküste sind Berichte über die Meeresbewegung eingelaufen, auf die ich jedoch nicht weiter eingehe, da dieselben theils nur sehr allgemeiner Art sind, theils aber auch uns insofern weniger interessiren, als ja bekanntlich die Bewegung des Wassers sich auf der ganzen Erde bemerkbar gemacht hat.

Was Sumatra betrifft, so will ich hier nur anführen, daß das Getöse und die Detonationen selbst in Atjeh auf der äußersten Nordspitze so deutlich gehört wurden, daß ein Theil der Garnison ausrückte, weil man glaubte, das Kanonenfeuer eines von den Atjinesen angegriffenen Forts zu vernehmen; ähnliche Beobachtungen von immer stärkeren Detonationen wiederholten sich bis zur Südküste hin; die Fluth wurde ebenso längs der Ost- und der Westküste beobachtet. Von der Ostküste meldete man aus Palembang (27. Aug.): „Letzte Nacht haben die meisten von uns wachend zugebracht. Die hier beobachtete Naturerscheinung war majestätisch und furchterregend. Die Detonationen

glichen Kanonenschüssen, die auf kurzen Abstand abgefeuert wurden. Tassen, Gläser, Lampen, alles war in Bewegung; ab und zu fühlte man eine Erschütterung, wie wenn der Blitz eingeschlagen hätte. Seit 12 Uhr sitzen wir heute beim Lampenlicht. Um 11 Uhr 30 Min. sah ich eine eigenthümliche Erscheinung im Südosten; ich kann sie nicht besser beschreiben, als indem ich sie mit einem Fächer oder Pfauenschweif von Silberfarbe vergleiche, der sich auf einer bleifarbenen Luft, wie man sie im Centrum oder an den Rändern eines Cyklon im Meerbusen von Bengalen sieht, scharf abhob. Nach etwa einer Viertelstunde war die Erscheinung verschwunden, der ferne Donner hörte auf und ein dichter Staub- (Aschen-) regen fiel, der die Luft so sehr verfinsterte, daß überall die Lampen angezündet wurden."

Als Grenze der Vernichtung, welche die Fluthwelle über das Land brachte, kann man Blakke Hoek ansehen. Der Fuß des aus Eisen konstruirten Leuchtthurmes liegt etwa 2,5 m über dem Wasserspiegel; zur Bedienung des Lichtes befanden sich dort fünf Europäer, denen 14 Zwangsarbeiter (Eingeborene) zur Dienstleistung beigegeben waren. Die Fluth hatte hier den untersten eisernen Flur des Thurmes zerstört, die Nebengebäude mit fortgerissen und zehn Eingeborene getödtet, drei Europäer und vier Eingeborene verwundet. Der Rapport des Residenten von Benkulen sagt weiter darüber, daß einige Dörfer in der Nähe der genannten Spitze ganz vernichtet wurden, wobei 34 Menschen umkamen; 122 retteten sich nach höher gelegenen Orten; weiter an der Westküste verursachte die Fluthwelle nur verhältnißmäßig geringen Schaden, während zu Kroë und auf der Insel Pulu Pisang, obwohl sie nicht weit von der Spitze entfernt sind, nichts von der Meeresbewegung bemerkt wurde, was man dem Umstande zuschrieb, daß beide in einer verhältnißmäßig tiefen Bucht liegen, so daß die Welle abgelenkt wurde. Uebrigens ist auch hier ein leichter Aschenregen beobachtet worden. Ueber die Grenze der Ueberfluthung an der Südostspitze von Sumatra wird es schwer sein, etwas Bestimmtes zu erfahren; mit Rücksicht darauf, daß ein großer Theil der Küste flaches Morastland ist, darf man wohl annehmen, daß die Wellen ziemlich weit landeinwärts gedrungen sind; der Aschenregen scheint durch eine Linie, die man etwas nördlich von Blakke Hoek nach Palembang zieht, begrenzt gewesen zu sein. Ueber die vulkanischen Erscheinungen, die vor und nach der Eruption im Archipel beobachtet wurden, werde ich weiter unten ausführlicher sprechen; hier will ich nur erwähnen, daß Dr. B. Hagen am 27., Nachmittags, weiße Dampfwolken sah, welche sich aus dem Vulkan Sipaiak erhoben. Viel heftigere Erscheinungen wurden am Merapi (auf Sumatra, 0° 20′ südl. Br. und 100° 28′ östl. L. Gr.) beobachtet. Ein Korrespondent schreibt hierüber aus Padang Pandjang: „In der Nacht war anhaltendes, fernes Getöse gehört worden, welches am Vormittag des 27. fortdauerte; um 8 Uhr 30 Min. hörten wir einen starken Schlag, worauf sich eine einzelne dicke Rauchwolke aus dem Berge erhob, die bald abtrieb; jetzt erhob sich auch Dampf an einer ziemlich weit vom Krater entfernten Stelle, von dem man nicht entscheiden konnte, ob er von ausgeworfenen Massen oder von neu entstandenen Fumarolen herrührte. Nach weiteren fünf Minuten wiederholten sich ähnliche Vorgänge, dann wurde es vollkommen still. Um 10 Uhr 50 Min. hörte man ein hohles Dröhnen, eine neue Rauchwolke erhob sich, Asche fiel in östlicher Richtung vom Krater nieder, zwei weitere Rauchwolken erhoben sich und als diese verschwunden waren, lag der Berg ebenso ruhig da wie am Morgen. Die ganze Zeit hindurch hörte man ein schreckliches Getöse in der Ferne, welches nach 11 Uhr heftiger wurde." Aus Tepalis (Priaman, Sumatra) wird berichtet: In der Nacht vom 26. auf den 27. wurde ein heftiges Geräusch auf allen Seiten vernommen, es war wie Gewehr- und Kanonenfeuer und man dachte allen Ernstes an ein Gefecht. Rauchwolken drangen aus dem Boden in der Nähe des Merapi. Am Morgen des 27. sah man Rauchwolken, die sich aus dem Krater des Merapi erhoben; die Erscheinungen werden in ähnlicher Weise beschrieben, wie dies eben nach dem Bericht aus Padang Pandjang schon geschehen ist. Am Nachmittag wurde eine ungewöhnlich starke Ebbe und Fluth beobachtet.

Ich muß davon absehen, weitere Berichte aus dem Indischen Archipel über die während des Ausbruchs beobachteten Erscheinungen auch nur auszugsweise mitzutheilen; ich will nur noch erwähnen, daß man die Detonationen weit über die Grenzen von Niederländisch Ostindien hinaus vernommen hat; in Singapore, auf Manilla, in Saigon wurden sie deutlich gehört, ja an verschiedenen Punkten, unter anderen an den beiden zuerst genannten, so deutlich, daß man Kriegsschiffe aussendete, um nach der Ursache der Schüsse (denn dafür hielt man sie) Erkundigungen einzuziehen.

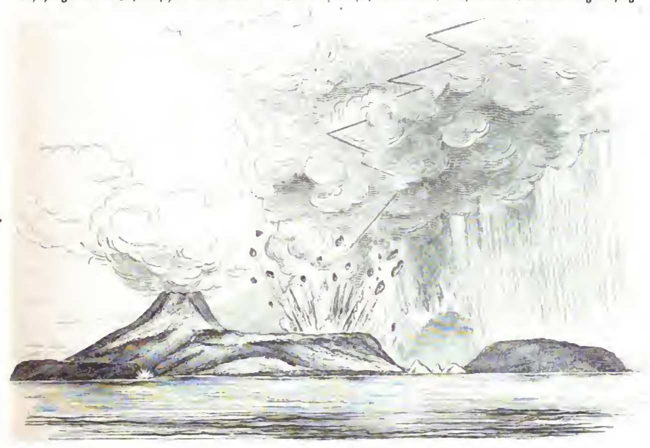
Einzelne der betreffenden Zeitangaben verdienen besondere Aufmerksamkeit, wie ich unten näher andeuten werde. Zu Pontianak (Borneo) wurden Detonationen gehört vom 26. Abends 7 Uhr bis zum 27. Morgens 8 Uhr (am heftigsten); von 1 Uhr bis Abends nach 10 Uhr wurden keine mehr beobachtet, worauf wieder eine kurze Zeit lang Geräusch gehört wurde; auf Bali vom 26. Morgens 8 Uhr bis 27. Mittags 1 Uhr; in Banda am 27. Nachmittags 4 Uhr (alles nach Ortszeit).

Ich glaube im Vorhergehenden den wesentlichen Inhalt aller mir zugänglichen Berichte erschöpft zu haben, wobei ich allerdings hinzufügen muß, daß es mir sehr leid thut, keine Berichte von dem Personal der Leuchtthürme auf Blakke Hoek und Javas „Erstem Punt" gesehen zu haben, was im Interesse nicht so sehr der Beschreibung der Vorgänge selbst, als vielmehr des aus den einzelnen abgebrochenen, unzusammenhängenden Angaben herzustellenden Gesammtbildes so sehr wünschenswerth gewesen wäre.

Trotzdem will ich dies jetzt in allgemeinen Zügen versuchen; die nähere Begründung meiner Annahme werde ich weiter unten geben.

Seit dem ersten Ausbruch im Mai hatten wiederholte Eruptionen stattgefunden, ja ein zweiter Krater hatte sich gebildet; die Ausbruchsstelle lag nur etwa 200 Fuß über dem Meere. Ich muß hier auf die Form Krakataus etwas näher eingehen, als ich früher gethan habe, da durch Illustrationen, Karten und Beschreibungen verschiedene Irrthümer über die Gestalt der Insel verbreitet worden sind. Vor dem Ausbruch, als die Insel noch über und über mit üppiger Vegetation bedeckt war, zeigte sie sich als eine Masse, die aus einem Kegelberge bestand, der an drei Seiten (West, Süd, Ost) ziemlich gleichmäßig ins Meer abfiel. Nach Norden zu jedoch reichte der Abhang des Kegels nur etwa bis zu 200 bis 300 m über den Wasserspiegel, um dann in einem langen Rücken hin auszulaufen, der erst ganz am Ende wieder ziemlich steil ins Meer abfiel; diese letzten Vorsprünge erreichten kaum eine Höhe von 60 bis 70 m und verbanden sich in ziemlich gleichmäßiger Neigung mit dem Fuß des großen Kegels. Eine gute Ansicht der Insel, aus Südwest gesehen, befindet sich in Junghuhn, Java (holländische Ausgabe), II, S. 6. Wenn man jedoch von Norden kam, sah man am Nordrande anscheinend eine kleine Erhebung, die auch in den Seekarten als Kuppe angedeutet ist, wenn man dagegen die Insel von einem

erhöhten Standpunkte aus überblickte — ich hatte Gelegenheit, sie mehrfach bei wunderbar heller Luft von der Spitze des Karang zu sehen —, so verschwand diese scheinbare Erhöhung und die Insel erschien wie die aus den Vorbildern zum Situationszeichnen bekannte Ellipse mit am Südende aufgesetztem hohen Kegel. Es ist möglich, daß sich in dieser Masse einzelne tiefere Einschnitte befanden, die sichtbar wurden, nachdem die Baumbedeckung versengt



Ausbruch des Krakatau im Mai 1883.

oder verbrannt war; sicher bin ich jedoch, daß kein zweiter Kegelberg von 822 m Höhe in der Mitte der Insel bestanden hat, wie es nach der Angabe einer holländischen Karte der Fall gewesen sein soll; sie läßt ihn bei der Eruption im Meere verschwinden. Ich würde diesen Umstand nicht so entschieden betonen, wenn nicht gerade auf



Krakatau nach dem großen Ausbruche im August 1883.

diesen zweiten 822 m hohen Kegel in einer Notiz, welche der betreffenden Karte zur Empfehlung dienen sollte, ein besonderer Nachdruck gelegt und das Fehlen derselben der Eckstein'schen Karte zum Vorwurf gemacht wäre und außerdem dieser verschwundene Kegelberg seinen Weg auch schon weiter gemacht hätte. Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich zur Sache zurück.

Durch diese anhaltende vulkanische Thätigkeit waren schon Veränderungen in der Form der Insel verursacht worden, denn daß sehr beträchtliche Auswurfmassen theil-

weise weit entfernt beobachtet worden sind, ergiebt sich aus zahlreichen Berichten. Es genügt, hier an einige derselben zu erinnern. So brachte die „Nature“ vom 27. September eine Mittheilung, daß das Schiff „Siam“ auf seiner Reise von König George's Sund nach Colombo am 1. August auf 6° südl. Br. und 89° östl. L. sich mehr als vier Stunden lang durch große Bimssteinmassen bewegte, welche sich, soweit man sehen konnte, ausdehnten. Trotz der großen Entfernung von Krakatau (700 Meilen) dürften diese Auswurfmassen doch mit der genannten Insel in Verbindung zu bringen sein; jedenfalls aber ist dies in Bezug auf die folgende Mittheilung der Fall: Das englische Kriegsschiff „Onetta“ hatte am 9. Juli die Sundastraße passirt und war dicht an dem damals thätigen Krakatau vorbeigekommen, dann passirte es ein unabsehbares Bimssteinfeld bis zum Abend des 12. Juli; die Mittagsbeobachtungen an genanntem Tage hatte die geographischen Koordinaten 93° 54′ östl. L. und 5° 53′ südl. Br. ergeben. Die Bimssteinmasse war nicht mit dem Schiffe mitgetrieben, da während der ganzen Zeit eine Gegenströmung konstatirt worden war; die Bimssteinstücke waren alle vom Wasser zerfressen und mit etwa einem Zoll langen Entenmuscheln bedeckt. Aus diesem Wenigen ergiebt sich, daß die Zerstörung schon seit längerer Zeit vorbereitet war. Der eigentliche Ausbruch fing am 26. bald nach der Mittagsstunde an und kurz darauf wurden die ersten Einbrüche des Wassers in die kochenden Massen und die hierdurch bewirkten Explosionen beobachtet. Anders doch glaube ich die scharf lokalisirten Wellen nicht erklären zu können, die sich in ganz bestimmter Richtung fühlbar machten und selbst auf kurzen Abstand von dem direkt getroffenen Punkte nur eine ganz sekundäre Wirkung zeigten. Ich werde die in Bezug auf die Meeresbewegung gemachten Beobachtungen im Zusammenhang weiter unten besprechen und begnüge mich vorläufig nur noch zu bemerken, daß die Richtung dieser Explosionen eine ziemlich konstante war. Nachdem der Ausbruch etwa 18 bis 20 Stunden lang gedauert hatte, die Einbrüche des Wassers immer stärker, die Explosionen natürlich auch immer heftiger geworden waren, kam endlich am 27. zwischen 9 und 10 Uhr die eigentliche Katastrophe. Ob durch dieselbe schon die Zerstörung der Insel vollendet wurde oder ob der Theil des Kegelberges, dessen Basis durch die Explosion untergraben war, später erst nachstürzte, ist eine ziemlich überflüssige Frage, doch scheint es mir nach den oben mitgetheilten Berichten möglich, daß auch noch in der Nacht vom 27. zum 28. vulkanische Thätigkeit, Lichterscheinungen &c. zu bemerken waren. Es ist jedoch auch sehr wohl möglich, daß wir hierbei nur an die Entwickelung von Wasserdampf (der sich in den treibenden glühenden Massen bildete, wenn Wellen mit denselben in Berührung kamen) zu denken haben, während die Lichterscheinungen vielleicht auf elektrische Wirkung zurückzuführen sind. Wenn man sich erinnert, daß der „Charles Bal“ in der Nacht vom 26. auf den 27. das Loth schon ganz warm aus einer Tiefe von 20 Faden heraufholte, so wird man es begreiflich finden, daß die treibenden Auswurfsmassen lange Zeit noch eine ungeheuer hohe Temperatur behalten konnten, wie dies denn auch der Bericht des Kommandanten des Aufnahmefahrzeugs „Hydrograaf“, des Lieutenants M. C. van Doorn, der Ende Oktober geschrieben wurde, bestätigt.

Sicher ist es jedoch, daß der „London“, der die Insel am 28. dreimal passirte, sie in ihrer jetzigen Gestalt fand. Der Bericht der „Berbice“ weicht nur scheinbar davon ab; er sagt, wie oben angeführt wurde, „die Insel schien durch zwei Risse in drei Theile gespalten zu sein“. Die drei Theile waren eben die Ueberbleibsel von Krakatau, ferner Verlaten Eiland und Langeiland. Früher hatte man, wenn man östlich von Krakatau passirte, die drei Inseln als eine geschlossene Masse gesehen; nachdem der größte Theil von Krakatau verschwunden war, bemerkte man sowohl diese Lücke als den zwischen „Langeiland“ und „Verlaten Eiland“ bestehenden Zwischenraum, der jetzt nicht mehr durch die Spitze von Krakatau ausgefüllt wurde.

Die vom „London“ zwischen Sebessi und Krakatau bemerkten Erscheinungen, über deren Natur man sich nicht entscheiden konnte (ob es nämlich vulkanische Erscheinungen oder Wasserhosen gewesen), die aber als 16 neue Vulkane in die nach Europa geschickten Telegramme sich eingedrängt haben — sie sind auch in meinem frühern Bericht durch ein ? ausgezeichnet — finden durch die Untersuchungen des Lieutenants z. S. van Doorn eine einfache und sehr einleuchtende Erklärung. Er sagt darüber: Die Inseln, welche zwischen Krakatau und Sebassi entstanden sind, liegen wie eine Gruppe rauchender und dampfender Felsen da; wenn man sie aus der Ferne sieht, erwecken sie wirklich den Gedanken an eine große Anzahl thätiger Vulkane. Aus der Nähe gesehen, zeigte es sich, daß diese Steinhaufen größtentheils aus sehr erhitzten Bimssteinmassen, die mit Eruptivgestein vermischt waren, bestanden; in diesen Massen befanden sich zahlreiche Risse und Sprünge, in welchen in Folge der heftigen Brandung sich fortdauernd Wasserdampf entwickelte. Eine ähnliche Erscheinung zeigte sich an dem stehen gebliebenen Theile des Kegelberges. Wenn solche Beobachtungen noch etwa zwei Monate nach dem Ausbruch gemacht wurden, so wird diese Thatsache einen Maßstab für dasjenige abgeben können, was man gleich nach dem Ausbruch beobachten konnte, und wenn man dies berücksichtigt, wird man es erklärlich finden, daß man in den rauchenden Bimssteinmassen rauchende Vulkane sah.

Ehe ich dazu übergehe, eine Uebersicht über die durch die Katastrophe hervorgerufenen Veränderungen zu geben und mitzutheilen, welche Verwüstungen angerichtet worden sind, muß ich eben noch auf die oben mitgetheilten Berichte des „Charles Bal“ eingehen, die, was die Zeitangaben angeht, mit allen anderen Berichten einen konstanten Unterschied von beinahe zwei Stunden zeigen. Ich habe mich vergebens bemüht, hierfür eine annehmbare Erklärung zu finden. Daß die Zeit nach einem Chronometer aufgezeichnet worden sei, dessen Stand mit der Ortszeit um den oben erwähnten Unterschied differirt, und man vergessen habe, die Korrektion mitzutheilen, scheint aus praktischen Gründen, die aus den an Bord der Schiffe herrschenden Gewohnheiten hergeleitet sind, beinahe ganz unannehmbar, obwohl es allerdings eigenthümlich ist, daß man am 27. bei hellem Wetter und Mondschein die Javaküste erst um 6 Uhr gesichtet haben sollte, wie der Kapitän angiebt. Doch selbst wenn man einen konstanten Irrthum in den Zeitangaben annehmen wollte, wird es immer noch schwer sein, andere Punkte aufzuklären. Nach dem Bericht des Kapitäns passirte das Schiff um 8 Uhr den Leuchtthurm und um 8 Uhr 30 Min. Anjer. Wenn man also annimmt, daß die Zeitangabe um beinahe zwei Stunden fehlerhaft ist, so würde anstatt der ersten Zahl etwa 6 Uhr, anstatt der zweiten 6 Uhr 30 Min. gelesen werden.

Daß aber in dieser Zeit die ersten der für den genannten Ort verhängnißvollen Wellen sich auf denselben stürzten, unterliegt nach allen anderen Berichten gar keinem Zweifel, und zwar muß diese erste Welle schon eine Höhe von 10 bis 12 m erreicht haben. Eine solche Wassermasse könnte aber der Beobachtung kaum entgangen sein.

Ebenso aber könnte eine solche Wassermasse der Beob-

achtung nicht entgangen sein, wenn das Schiff sich, so wie es angegeben wird, um 6 Uhr ganz nahe einer Krakatan mit Anjer verbindenden Linie befunden hätte. Auch hätte man die Welle, welche Merok zerstörte, ganz bestimmt früher beobachten müssen; hier zeigt sich ebenfalls ein unerklärlicher Unterschied in der Zeitangabe, während die Beobachtungen selbst, die einander folgenden Wellen, die Finsterniß ꝛc. gut mit anderen Angaben übereinstimmen. Ich will hinzufügen, daß es nicht gerade unmöglich ist, daß man an Bord des „Charles Bal“ wirklich Anjer gesehen hat, nachdem die ersten Wellen beinahe alles Lebendige dort vernichtet hatten, ehe die Gebäude und der Leuchtthurm durch die nachfolgenden Wellen zerstört waren. Hierbei ist nur auffallend, daß die Zeichen, die das Schiff machte, vom Leuchtthurm nicht erwiedert wurden; es darf wohl angenommen werden, daß die Menschen, welche sich dorthin gerettet hatten und sich von einem gräßlichen Tode in einer verheerten Umgebung bedroht sahen, gewiß ängstlich nach dem Meere ausschauten, wo ein ankommendes Schiff ihnen Rettung zu bieten schien, von wo aus sie aber möglicherweise durch eine neue Gefahr bedroht wurden. Ich glaube daher, daß man die im Bericht des „Charles Bal“ bei der Erzählung der Ereignisse des 27. gegebenen Zeitangaben verwerfen muß, während die Schilderung der Ereignisse selbst mit den übrigen Berichten sehr wohl zu vereinigen ist.

Wenn man die aus den verschiedenen Punkten des Archipels eingelaufenen Angaben über Detonationen auf die Zeit von Krakatau reducirt und die Geschwindigkeit des Schalles berücksichtigt, findet man auch einige Abweichungen, die zum Theil darauf hinweisen, daß nach der Katastrophe, die, wie schon erwähnt, etwa um halb 10 Uhr Morgens stattgefunden hat, die vulkanische Thätigkeit noch nicht erloschen war.

Die Sahara.

Von W. Kobelt.

Das Roudaire-Lesseps'sche Projekt hat die allgemeine Aufmerksamkeit wieder mehr auf die große Wüste gelenkt. Trotz allem, was darüber geschrieben worden, erhält sich in der populären Tageslitteratur die Furcht vor einer Verwandlung der Sahara in Meer und dadurch bewirkter Wiederkehr der Eiszeit oder doch einer wesentlichen Verschlechterung unseres Klimas, und namentlich die Ansicht, daß die Wüste, wenigstens zum größern Theile, relativ frisch gehobener Meeresgrund sei. Sehr zur rechten Zeit kommt darum eine Schrift von Zittel[1]), die eigentlich die Einleitung zu dem großen Werke über die Geologie und Paläontologie der libyschen Wüste bildet, aber auch separat erschienen ist und somit auch denen zugänglich wird, für welche das Hauptwerk zu theuer — und zu streng wissenschaftlich ist.

Zittel beschäftigt sich zunächst mit der Feststellung der mittleren Höhe der Sahara. Seine Resultate weichen erheblich von denen anderer Forscher ab, welche, durch einzelne starke Erhebungen verführt, geneigt waren, der Wüste eine mittlere Erhebung von 3000 Fuß und darüber zuzuschreiben. Dieselbe erscheint vielmehr, trotz einzelner Gebirgsmassen, als ein Flachland, ja sogar als ein Tiefland, dessen mittlere Erhebung nur 300 bis 400 m beträgt; sie ist in der Mitte angeschwollen und flacht sich nach den Rändern zu ab; nur kleine Randgebiete liegen in eigentlichen Depressionen. Das 1500 bis 2000 m aufsteigende Bergland der Ahaggar mit dem sich südlich daran schließenden Aïr oder Asben scheidet die Sahara in zwei Hauptabtheilungen, die westliche, im Norden vom Atlas begrenzte und theilweise durch ihn gehobene, und die östliche mehr eigentlich wüstenartige, welche durch eine theilweise unter den Meeresspiegel hinabsinkende Depression vom Plateau von Barka geschieden wird; in ihr liegt das Gebirgsland von Tibesti, anscheinend auch nur aus zerrissenen Terrassen bestehend, um welche sich aber erloschene Vulkane bis zu 2500 m Höhe gruppiren.

Die landschaftliche Erscheinung der Sahara klassificirt Zittel ebenso wie Desor in die drei Hauptformen der Plateauwüste, der Erosionswüste und der eigentlichen Sandwüste, des Erdj oder Aredj; er fügt ihnen als vierte Form die Gebirgswüste hinzu. Der geologische Bau ist ungemein einfach; die meisten Schichten liegen horizontal, völlig ungestört. An den Südfuß des Atlas schließen sich paläozoische, theils dem Devon, theils der Kohlenformation angehörende Gesteine, weiterhin auch noch ältere, hier und da von Granit und Porphyr durchbrochene Gesteine, dann folgen Schichten der mittlern und obern Kreide, bedeckt von quartären Anschwemmungen und Steinsalzlagern, und jenseits derselben bis zum Südrande wieder devonischer Sandstein, der die Hauptmasse der Wüste bildet. Jura, Trias und Dyas fehlen ganz. Tertiär ist nur in den Schotts und am Nordostrande in der libyschen Wüste und in Aegypten vertreten. Hier und da sind vulkanische Gesteine durchgebrochen, aber nur in geringer Ausdehnung und ohne große Störungen zu verursachen.

Die Theorie einer Meeresbedeckung der ganzen Sahara in tertiärer und späterer Zeit ist somit ein für allemal zur Ruhe verwiesen; weitaus der größere Theil der Sahara ist Festland seit der Grauwackenzeit, der größere Rest seit der Kreidezeit. Zweifelhaft bleibt die Angelegenheit für die Region der Schotts. Die Existenz des Cardium — dessen Identität mit edule L. übrigens noch nicht außer allem Zweifel steht — allein erweist noch keinen Zusammenhang mit dem Mittelmeere. Das Vorkommen von Nassa gibbosula, die freilich im vordern Mittelmeere, auch noch an der Ostküste Siciliens zu den größten Seltenheiten gehört und nur in ganz wenigen Exemplaren in den Sammlungen vorhanden ist, während sie an der syrischen Küste häufiger zu sein scheint, und von Balanus miser bei Buchana im Suf sind allerdings beweisender. Zu lösen wäre die Frage definitiv durch Beobachtung der Landschnecken. Finden sich um Biskra und am Südabhange des Aurès die charakteristischen Schnecken, welche das Mittelmeer in seinem ganzen Umfange begleiten und sich nirgends weit von der Küste entfernen, so muß noch in der recenten Epoche das Mittel-

[1]) Die Sahara. Ihre physische und geologische Beschaffenheit. Kassel, Fischer. 1883. 4°. 42 Seiten.

meer sich bis hierher erstreckt haben, im andern Falle war es nur eine Lagune, in welcher sich zufällig ein paar marine Formen erhielten. Letzteres ist allerdings wahrscheinlicher, denn es läßt sich nicht begreifen, warum in einem mit dem Mittelmeere zusammenhängenden Golf sich nicht ein viel reicheres Molluskenleben entwickelt haben sollte[1]). Das Vorkommen von Cerithium conicum in den Salzsümpfen der Oasen Siuah und Garah ist auch kein sicherer Beweis für den ehemaligen Zusammenhang mit dem Meere; diese Art kann gerade so gut durch Strandvögel verschleppt werden, wie die Pisidien und Paludinen des süßen Wassers.

Ist aber die Hypothese einer früheren Meeresbedeckung der Sahara ein für allemal widerlegt, so häufen sich in neuerer Zeit um so mehr die Beobachtungen, welche beweisen, daß sie in noch relativ neuer Zeit ein ganz anderes Aussehen dargeboten haben muß. Ueberall finden wir da Erscheinungen nicht nur der Verwitterung, sondern auch der Erosion durch fließendes Wasser und zwar durch gewaltige Ströme. Auch unzählige Blitzröhren deuten auf ehemals ganz abweichende atmosphärische Verhältnisse. Höhlen mit reichen Tropfsteinbildungen, Tufflager mit Pflanzenresten in heute ganz vegetationsleeren Gebieten, das Vorkommen von Krokodilen im Ahaggar-Gebirge, Bilder von Buckelochsen, Rindern und Elephanten an den Felswänden des Tuareglandes beweisen, daß die Sahara ihre heutige unwirthbare Beschaffenheit erst in der zweiten Hälfte der Diluvialperiode erlangt hat, und zwar nicht durch lokale geologische Ereignisse, sondern durch meteorologische Veränderungen allgemeiner Natur.

Zittel faßt schließlich die allgemeinen Ergebnisse seiner Forschungen in 17 Sätze zusammen, von welchen wir außer den auf die geologische Formation bezüglichen, welche in dem Vorstehenden schon enthalten sind, noch folgende anführen:

Während der Diluvialzeit war die Sahara sowie ein Theil des südlichen und östlichen Mittelmeeres Festland.

[1]) Ich hoffe im Laufe dieses Frühjahrs diese Frage an Ort und Stelle genauer prüfen zu können.

Die Hypothese eines diluvialen Saharameeres wird weder durch den geologischen Bau, noch durch die Oberflächenbeschaffenheit der Wüste bestätigt. Im günstigsten Falle stand die Region der tunesischen Schotts mit dem Mittelmeere, und vielleicht auch die schmale Depression zwischen Alexandria und der Ammonsoase mit dem (Rothen?) Meere in Verbindung.

Während der Diluvialzeit herrschte in Nordafrika ein feuchtes Klima, das wahrscheinlich bis zum Beginn der heutigen Erdepoche fortdauerte.

Die charakteristische Gestaltung der Oberfläche der Sahara, die Ausarbeitung zahlreicher Trockenthäler, die Auswaschung von beckenförmigen Vertiefungen, die Entstehung der Steilränder, Inselberge u. s. w. sind der erodirenden Thätigkeit süßer Gewässer zuzuschreiben.

Der Wüstensand ist aus der Zersetzung von Sandstein hervorgegangen, welcher in der mittlern und südlichen Sahara überall das herrschende Gestein bildet. Seine Vertheilung und seine Anhäufung zu Dünen wurde vorzüglich durch den Wind bewirkt.

Die Salzsümpfe, sowie die salz- und gypshaltigen Oberflächenbedeckungen entstanden durch Auslaugung älterer Gesteine aus der Verdunstung der in abflußlosen Niederungen sich ansammelnden Gewässer.

Für eine wesentliche Aenderung der klimatischen Verhältnisse der Sahara in historischer Zeit liegen keine Beweise vor.

Letzterer Satz gilt nicht nur für die Sahara, sondern für ganz Nordafrika. Die Verödung des Landes ist nicht einer Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse zuzuschreiben, sondern nur der Vernachlässigung der Bewässerungsanlagen, der Verwüstung der Wälder und der dauernden Mißregierung. Schon zur Römerzeit, wo Numidien die Kornkammer Italiens war, kamen Trockenzeiten von mehrjähriger Dauer vor und beruhte der Ackerbau in ganz Südtunesien auf Barragen und kolossalen Cisternenanlagen. Wo man diese wieder hergestellt hat, erweist sich die Fruchtbarkeit durchaus nicht geringer als im Alterthume.

Kürzere Mittheilungen.

Professor Dölter's Reise nach Nordwestafrika.

Dr. C. Dölter, Professor der Geologie in Graz, unternahm in den Jahren 1880 und 1881 eine wissenschaftliche Reise nach Nordwestafrika, und hat dieselbe für ein größeres Publikum in seinem Buche „Ueber die Capverden nach dem Rio Grande und Futah-Djallon" (mit zahlreichen Holzschnitten und 1 Karte. Leipzig, P. Frohberg, 1884) geschildert. Leider haben ihn Mangel an Zeit und Mitteln, sowie ein Kriegszug der Futah-Fullah gehindert, tiefer in den Kontinent einzudringen, was angesichts der Thatsache, daß „wir über die Geologie ganz Afrikas, mit Ausnahme des Kaplandes, fast völlig im Unklaren sind", ungemein zu bedauern ist. Die wissenschaftliche Bedeutung der Dölter'schen Reise liegt in seinen (schon früher veröffentlichten) geologischen Untersuchungen auf den Capverden, von welchen er auf der Hinreise und Rückreise S. Thiago und Mayo, auf der Rückreise namentlich die ganz vulkanische, landschaftlich außerordentlich schöne und bis 8000 Fuß hohe Insel Antao besuchte, wo er hochinteressante, seltene Mineralien fand und eine Karte des südlichen Theiles entwerfen konnte. Auf Mayo fand er unleugbare Reste eines ältern Kontinentes, der vielleicht das ganze Gebiet, auf welchem heute die Archipele der Capverden, Canaren und Madeira zerstreut sind, bedeckte und möglicherweise mit dem gegenüberliegenden afrikanischen Festlande zusammenhing. Auf letzterem ist die unmittelbare Fortsetzung zwar noch nicht nachgewiesen; dagegen finden sich auf den meisten der Capverden Belege für die Annahme eines solchen ältern, jetzt verschwundenen Kontinentes. Ja auch auf der Insel St. Paul scheinen Reste einer frühern Kontinentalformation vorhanden zu sein. „Bedeutende Botaniker und Geologen, wie Unger und Oswald Heer, haben, ausgehend von der Beschaffenheit der Floren Europas und Amerikas, und nicht nur der lebenden, sondern auch der Tertiärformation, die kühne Hypothese aufgestellt und vertheidigt, daß zwischen beiden Kontinenten in früherer Zeit eine Verbindung bestanden habe, und sie nehmen an, daß das Zwischenland, die Atlantis, zur Tertiärzeit von Island bis weit über die atlantischen Inseln sich ausgedehnt habe. Diese Rieseninsel würde durch geologische Vorgänge im Laufe der Zeiten verschwunden sein, was nicht ganz unmöglich erscheint, wenn man die, mit jenen häufig zusammenhängende Bildung von Vulkanen, welche überall im Atlantischen Ocean, sowohl an der afrikanischen wie europäischen Küste auftreten, in Verbindung bringt." (S. 44.)

Von den Capverden aus bereiste Professor Dölter die portugiesischen Kolonien am Rio Grande und Rio Geba (zwischen $11^1/_2$ und 12^0 nördl. Br.) und besuchte namentlich Bolama, die etwa 1000 Einwohner zählende Hauptstadt der „Guinee portuguesa", wo aber nur Französisch und Kreolisch gesprochen wird, ferner Buba, Bissao und Geba, Orte, welche man selten oder nie in der neuern geographischen Litteratur erwähnt findet. Von großem Interesse ist das 14. Kapitel, welches die portugiesischen Kolonien und die Fortschritte der Franzosen in Senegambien — nur Angehörige dieser Nation reisen jetzt dort in Sicherheit — behandelt. Wir wollen aus diesem interessanten Abschnitte hier nur anführen, daß die portugiesischen Kolonien nach Dölter entschieden im Aufsteigen begriffen sind. „In neuerer Zeit haben ebensowohl Regierung als auch Volk erkannt, daß es an der Zeit sei, dem traurigen Zustande, in dem sich lange Zeit die afrikanischen Provinzen befanden, ein Ende zu machen und anzustreben, dieselben auf gleiche Höhe mit denen der übrigen europäischen Nationen zu heben; so sind es namentlich die thätigen Minister Sa de Bandeira, d'Andrade Corvo und einer der letzten Kolonialminister, Viscoude de San Jannario, sowie der gegenwärtige, welche vieles zum Aufblühen derselben beigetragen haben; namentlich aber in den letzten fünf Jahren sind ungeheure Fortschritte gemacht worden, so daß, obgleich die portugiesischen Kolonien noch nicht den Reichthum und den hohen Aufschwung der englischen oder französischen zeigen, doch die Arbeiten der letzten Jahre einen bedeutenden Fortgang erkennen lassen, und ich meinerseits habe wenigstens den Zustand derselben weit besser gefunden, als nach den Schilderungen der Portugiesen selbst zu erwarten war." (S. 142.)

Auch scheinen die an der Küste sitzenden Portugiesen, welche sich an den englischen und französischen Bestrebungen, Futah-Djallon im Innern zu erschließen, nicht betheiligen, unbewußt den bessern Theil erwählt zu haben. Denn nach Berichten verschiedener Reisenden ist Futah-Djallon weit ärmer, als die Küstengebiete zwischen Rio Geba und Rio Nuñez, deren großartige Waldungen einen immensen Reichthum an Wachs, Kautschuk, Palmöl, Gummi und Bauholz liefern könnten, und wo auch Kakao- und Kaffeepflanzungen geeigneten Boden fänden. Dazu kommt, daß die Fullahs des Innern ein kräftiges, kriegerisches Volk sind, die Stämme an der Küste aber theils friedlich, theils schwach. Ueber diese, die Mandingas, Papels, Balantes, Biafadas, Mandiags und die Fullahs, bringen die Kapitel 15 bis 19 in zusammenfassender Weise viel Ethnographisches und Anthropologisches bei. „Nur wenig Erdenwinkel wird es geben, wo innerhalb eines kleinen Flächenraumes von nicht ganz 900 Quadratmeilen nicht nur anthropologisch verschiedene, sondern namentlich auf einer so ungleichen Kulturstufe stehende Völkerschaften dicht neben einander wohnen, wie den Landstrich zwischen dem untern Rio Grande und dem Casamança. Neben dem elenden, ganz dem Müssiggange ergebenen Papel (diese und die Bijagos hält Dölter für die Urbevölkerung, die Mandingas und Fullahs für Einwanderer) und Balanten wohnt der durch seine Industrie, seinen rührigen Fleiß und sein Handelstalent hervorragende Mandinga (dieselben sind wenig kriegerisch, treiben Ackerbau, kultiviren die Erdnuß und die Oelpalme und versehen alle Völker ringsum mit Waffen, Armringen, Löffeln, Lederwaaren, Gold- und Silberschmuck) und unweit der räuberischen, fast nackt einherschreitenden Bijagos und Fluvs, welche noch Lanze und Bogen führen, herrschen die, in kunstvoll gearbeitete Gewänder gekleideten Fullahs, mit ihrem hochentwickelten, an Europa erinnernden Staatswesen, deren König Armeen, mit Hinterladern bewaffnet und von einer glänzenden Kavallerie begleitet, auszurüsten vermag, dazu noch die Ackerbau treibenden, dem Weißen Knechtesdienste verrichtenden Mandiags und die stolzen, Sklaven haltenden Biafaden. So erhalten wir ein vollständiges Bild einer, wenngleich anthropologisch theilweise verwandten, doch durch ihre kulturelle Entwickelung weit verschiedenen Gruppe, welches die Aufmerksamkeit des Völkerpsychologen auf sich zu ziehen vermag." Dölter bestätigt übrigens auch von diesem Theile Afrikas, daß der Islam dort sich mit Macht ausbreitet und namentlich in den letzten Jahrzehnten in einer Weise im Aufblühen begriffen ist, von welcher viele unserer Gelehrten und antimohammedanischen Politiker keine Ahnung haben; die christlichen Missionare haben dagegen dort so gut wie gar keinen Erfolg zu verzeichnen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die Zustände in Bosnien und der Herzegowina schreiben die „Mittheilungen des k. k. Militär-Geographischen Instituts" (1883, Bd. III, S. 55) Folgendes: „Seit der Okkupation haben sich alle Verhältnisse in den beiden Provinzen gründlich geändert. Das Land besitzt eine geregelte Verwaltung, den Verhältnissen angepaßte Gesetzesbestimmungen, verbesserte Kommunal-Einrichtungen, Schulen, ferner in allen Hauptrichtungen gute Kommunikationen, selbst auch Eisenbahnen, ein ausgebreitetes Telegraphennetz, korrekt fungirende Postanstalten 2c. und dürfte in kurzer Zeit von manchen Provinzen der Monarchie wenig zu unterscheiden sein. Das Montan- und Hüttenwesen, der von der Verwaltung unterstützte Tabakbau und das Forstwesen erschließen dem Lande neue Einnahmequellen. — Alle diese Einrichtungen und Unternehmungen aber werden ihren Erfolg erst nach vollständiger Beendigung der Katastralvermessung und Schätzung gesichert haben, da sodann die Grundlagen zu einer gleichartigen und gerechten Besteuerung gegeben sein werden und nach Maßgabe des Fortschrittes dieser Arbeiten die Kolonisation in jenen Gegenden vorgenommen werden kann, wo guter Boden und schüttere Bevölkerung Ansiedelungen erheischen. — Die sonst mißtrauischen Bewohner des Landes, hauptsächlich aber die an ein beschauliches Leben gewöhnten Grundeigenthümer verfolgen alle Neuerungen mit großer Aufmerksamkeit. Den Katastralvermessungs-Arbeiten brachten sie anfänglich eine reservirte Haltung entgegen; nunmehr aber wissen sie recht gut den Nutzen und die Tragweite dieser Arbeiten zu beurtheilen und sind zur Einsicht gelangt, daß nur auf Grundlage des Katasters eine gerechte Besteuerung und Austragung der so vielfach verworrenen streitigen Eigenthumsverhältnisse und eine Konsolidirung des Besitzes möglich ist. — Das Vermessungsmaterial wird die Möglichkeit bieten, die zerstückten Gemeinden zu arrondiren, die Streitfragen der Grundbesitzer zu lösen, billige Ausgleiche zu treffen, den Umfang des Staatseigenthums kennen zu lernen, Kolonisationen ohne Schädigung der Interessen Einzelner vorzunehmen und das Steuerwesen nach dem Gesammtresultate der Einschätzung zu regeln."

Im Anschlusse hieran machen wir auf ein eben erschienenes Buch von Adolf Strauß: „Bosnien, Land und Leute". (Wien, Carl Gerold) aufmerksam, dessen zweiter Band die so gründlich zum Bessern veränderten dortigen Verhältnisse in folgenden Abschnitten behandelt: Kartographie,

Grenzen, Flächeninhalt, Bevölkerung; Beschreibung der Gebirge, einzelne Gebirgszüge, Wälder; Flüsse, das bosnische Wassernetz; Klima, Mineralien, Quellen; Flora, Fauna; bosnische Städte; Ackerbau; Viehzucht; Forstwesen; Handel; Industrie; Montanindustrie; Straßen, Post- und Telegraphenwesen; Schule und Kirche; politische Eintheilung und Verwaltung.

Asien.

— Der erste durch die russische Okkupation von Merw veranlaßte Schritt der englischen Regierung besteht in dem Beschluß, die Eisenbahn nach Quetta (an der belutschisch-afghanischen Grenze) fertig zu bauen. Dieselbe zweigt bei Ruddergi (27° 50′ nördl. Br.) von der Industhal-Bahn ab und wurde vor etwa vier Jahren in nördlicher Richtung durch die Katschi-Wüste bis Sibi gebaut, wo sie in das Engthal des Nari tritt. Indessen wurden vor einigen Jahren die schon über Sibi hinausgelegten Schienen wieder aufgenommen. Die Entfernung zwischen Sibi und Quetta beträgt in der Luftlinie nur 70 engl. Meilen; die Bahnlinie wird natürlich bedeutend länger werden.

Afrika.

— Bekanntlich starb Dr. Kaiser, Mitglied der deutschen ostafrikanischen Expedition, gerade als er die Aufnahme und Erforschung des östlich vom Tanganjika, etwa 780 m hoch gelegenen Rikwa-Sees begonnen hatte; dadurch wurde wahrscheinlich die Lösung mancher Probleme, welche dieses Wasserbecken darbietet, auf unbestimmte Zeit vertagt. Dr. Kaiser ist der Einzige gewesen, welcher den angeblich abflußlosen See wirklich erreichte (am 5. Oktober 1882), während der Engländer Joseph Thomson ihn am 27. April 1880 nur von den westlich anstoßenden über 4000 Fuß (relativ) hohen Bergen zu Gesicht bekam. Am Nordende, wo ihn Kaiser erreichte, waren seine Ufer durchaus sandig und ganz flach, während er sonst nach Thomson's Angabe ringsum in fast ununterbrochener Linie von Gebirgszügen von 8000 bis 9000 Fuß Höhe eingeschlossen ist; er soll im Wachsen begriffen sein und früher seine Ufer mehrere hundert Meter seewärts gehabt haben. Ein Beweis dafür war ein Baumstumpf, welcher sich etwa 15 m vom Ufer aus dem See erhob. In der Regenzeit soll der Rikwa um etwa 100 m weiter landeinwärts reichen. Das sind die wenigen Angaben, welche Dr. Kaiser über ihn hinterlassen hat. Seine Reisegefährten Reichard und Böhm, welche mehr als einen Breitengrad nördlicher die Katani-Steppe passirten, geben aber an, daß sich dieselbe von Ugué (6° 30′ südl. Br.) südwärts bis an den Rikwa hinzieht und augenscheinlich das Becken eines frühern Sees ist, dessen jetzt wohl auch allmählich versumpfender Rest eben durch den Rikwa gebildet wird. Jetzt überzieht sich die Boga oder Steppe ganz allmählich von den Grenzbergen aus mit Wald, der auf dem schwarzen, fetten Humusboden jedenfalls viel schnellere Fortschritte machen würde, wenn nicht in der trockenen Zeit die alljährlichen Grasbrände, während der Regenzeit die Ueberschwemmungen den jungen Baumwuchs an den Rändern größtentheils vernichteten.

— Am 29. Februar hat H. H. Johnston, welcher vor kurzem den untern Kongo bereiste, England verlassen, um sich über Aegypten und Zanzibar nach dem Kilimandscharo in Ostafrika zu begeben und dieses, den Berner Alpen an Ausdehnung gleichkommende Gebirge — denn das ist es, und nicht ein einzelner Gipfel, als welcher er auf unseren Karten kleinen Maßstabes erscheint — in Bezug auf Flora und Fauna zu untersuchen. Er unternimmt die Reise im Auftrage der Royal Society und der British Association hauptsächlich im naturwissenschaftlichen Interesse; denn das Gebirge ist noch wenig bekannt und seine Erforschung ist für die Entwickelungsgeschichte Afrikas unbedingt erforderlich. Namentlich erregt die Flora große Hoffnung auf wichtige Aufschlüsse. Man kennt vom Kilimandscharo — und ebenso vom Cameroons-Gebirge im Westen — bereits Pflanzen, welche Skandinavien angehören, woraus man schließt, daß Afrika einst eine viel niedrigere Temperatur als jetzt gehabt haben muß, wenn es nicht gar von Eis bedeckt war. Johnston wird deshalb möglichst große Höhen zu erreichen suchen, aber keine eigentlichen Gletschertouren unternehmen. Im Großen und Ganzen ist das Gebirge nur an seiner Südseite in einer Höhe von 3000 bis 5000 Fuß bewohnt; Bananenpflanzungen reichen noch 1000 Fuß höher; weiterhin folgt Grasland, Felsen und zuletzt Schnee und Eis. Von der Geographischen Gesellschaft ist Johnston mit Instrumenten versehen worden, in deren Gebrauch er sich geübt hat, so daß seine Reise vielleicht auch für die Kartographie einige Ausbeute ergeben wird.

— Durch den am 27. Februar in London unterzeichneten Vertrag wird die völlige, faktisch schon längere Zeit bestehende Unabhängigkeit von Transvaal oder der „Südafrikanischen Republik" von England anerkannt. Statt des bisherigen englischen Residenten wird dort nur noch ein Konsul fungiren.

Inseln des Stillen Oceans.

— Unter Leitung und zum größten Theile auch auf Kosten von Mr. Wilfried Powell wird anfangs März eine wissenschaftliche Expedition von England nach Neu-Guinea abgehen, an welcher u. A. ein Naturforscher und ein Geologe theilnehmen werden, und die etwa ein Jahr dauern soll. Powell will auf einem kleinen Dampfer den Ambernoh-Fluß im holländischen Theile der Insel hinauffahren und dann gegen Südwesten über das Finisterre-Gebirge vordringen, um an der Ostküste mit seinem Dampfer wieder zusammen zu treffen. Zuletzt will er von da quer durch die Insel nach Port Moresby gehen. Dieser Plan ist so entworfen, daß nur unbekannte Theile der großen Insel besucht werden.

— Die Neu-Guinea-Expedition, welche nach Rückkehr des Kapitän W. Armit von Mr. Julian Thomas fortgesetzt wurde (s. oben S. 80), ist am 16. December 1883 wieder in Cooktown (Queensland) eingetroffen. Die Jahreszeit (Regensaison) war für eine Forschungsreise im Innern von Neu-Guinea nicht geeignet und machte das Fortkommen sehr beschwerlich, wenn nicht unmöglich. Die Eingeborenen zeigten sich, soweit man kam, durchweg freundlich, und man konnte unbewaffnet in voller Sicherheit mit ihnen verkehren. Die Landfrage, bemerkt Mr. Thomas, dürfte auf Neu-Guinea noch zu vielen Schwierigkeiten führen. Eingeborene haben gar nicht das Recht, Land zu verkaufen. Sie verstehen darunter nur, daß sie Jemandem, welchem sie wohl wollen, Land für seinen Gebrauch überweisen, aber nicht, daß er dasselbe als freies Eigenthum wieder an andere Personen verkaufen könne. Eine nicht geringere Schwierigkeit würde die Arbeiterfrage bilden. So lange noch ein Stück Land in Queensland für Zuckerplantagen übrig ist, sollte Niemand daran denken, solche in Neu Guinea anzulegen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Gent und Ost-Flandern.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

I.

Nähert man sich der Stadt Gent, so fallen besonders die künstlichen Ueberschwemmungen auf, durch welche weite Wiesenstrecken in Seen verwandelt sind; bis an den Horizont dehnt sich oft der Wasserspiegel, und wenn der Wind weht, so erzeugt er kurze Wellen, die klatschend an die wenigen Dämme schlagen, welche die Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern vermitteln.

Gent zeichnet sich vor anderen Städten besonders durch drei Dinge aus: durch seine wohlbekannten Beginenklöster, durch seine zahlreichen Fabriken — wenn die Arbeiter dieselben zu bestimmten Tagesstunden verlassen, so entsteht auf den Straßen ein solches Getümmel und Gedränge, daß man einen Aufruhr vor sich zu sehen glaubt — und durch seine Treibhäuser. Wohin man in der Umgebung der Stadt blickt, nichts als große, parallel gestellte Glasfenster zwischen symmetrischen rechteckigen Blumenbeeten, welche mehrere hundert Hektare bedecken und die ganze Ortschaft mit einem breiten Gürtel umgeben. Gent ist vielleicht in Bezug auf Gartenbau die erste Stadt der Welt; in Wagenladungen führt es alljährlich Tulpen- und Hyacinthenzwiebeln, einst der Stolz der holländischen Gärtner, aus und besitzt in diesem Handelszweige heute ein unbestrittenes Monopol. Im Mai kann man im Etablissement Van Houtte nicht weniger als 20 Hektaren Landes von diesen bunten Blüthen bedeckt sehen, deren Duft der Wind stundenweit in die Nachbarschaft führt. Gent besitzt aber außer Handelsgärtnern auch Liebhaber, welche mit jenen in verschwenderischem Geldausgeben und Anschaffen von Prachtstücken wetteifern. Es ist das nicht nur etwas, worauf die alte Stadt mit Recht stolz ist, sondern es bringt ihr auch ein großes Stück Geld ein. Die Sache datirt auch nicht von heute; schon 1696 besaß ein Schöffe von Gent, Wilhelm von Blasere, weithin berühmte Gewächshäuser, die freilich den heutigen gegenüber an Ausdehnung und Glanz wenig bedeuteten. Das Etablissement Van Houtte allein nimmt einen Raum ein, der einer ganzen Kolonie zur Ansiedelung dienen könnte, besitzt ein hierarchisch gegliedertes Verwaltungspersonal, 50 Gewächshäuser und 100 Schuppen. Von den Bambus, Bananen, Karuben und Palmen Indiens, die ihre Wipfel hoch und stolz emporrecken, bis herab zu den zierlichsten Orchideen findet man hier jede Pflanzenform, Vertreter aller Arten und aller Breitenzonen, die prächtigsten wie die wunderlichsten in gleicher Fülle vertreten. So die Ataccia cristata, die einem Seeungethüme gleicht, die Cycas mit ihren Augensprossen, so spitz wie ein Schwert, abessinische Bananenbäume, deren Riesenblätter einem Elephantenohre an Gewicht gleichkommen, die Euphorbia havanensis mit ihrem Bauche, der dem einer riesigen broncefarbenen Eidechse ähnelt, die Mammilaria, welche mit ihren zitzenähnlichen über einander angeordneten Aufblähungen wie eine vegetabilische Isis aussieht, und die stolzen Farne von Neuholland, mit Schuppen bepanzert, wie Saurier, und obendrein mit tödtlichen Stacheln besetzt. An einer andern Stelle wieder wird das scheußliche Heer der Giftpflanzen sorgfam aufbewahrt; angenehmere Gedanken, als diese, erwecken die

Treibhäuser mit den Bromeliaceen, Chrysophyllen und Lianen, darunter als Seltenheit eine in dem Alter von zehn Jahren, welche eine Länge von 30 m besitzt. Dann durchwandert man ganze Gehölze von Orangenbäumen,



Künstliche Ueberschwemmung in der Umgebung von Gent.



Das Etablissement Van Houtte bei Gent.

Kamellien, Azaleen und die Krone von allen, das Orchideenhaus, in welchem Kunst und Natur zusammen zu wirken scheinen, um in dem Bau und dem Leben der Pflanze eine unsagbare Fülle von Verschiedenheiten hervorzurufen. Zur

Freude des Besitzers, Louis van Houtte, gediehen dort die seltensten Kostbarkeiten, welche er selbst aus den Wäldern der brasilianischen Provinzen Minas Geraes, Matto Grosso, San Paulo, Parana u. s. w. herübergeschafft und auf Genter Boden akklimatisirt hatte. Keiner seiner Rivalen, die sich an seiner Seite niedergelassen haben, hat den Glanz der Houtte'schen Gewächshäuser verdunkeln oder auch nur erreichen können. Van Houtte (er ist schon verstorben) war fast mehr Liebhaber der Blumen, als Geschäftsmann; so errichtete er neben seinen Glashäusern eine Anstalt, in welcher sein großes Prachtwerk „Flore des serres et des jardins de l'Europe" hergestellt wurde und noch wird. An zwanzig Künstler und mehrere Pressen arbeiten dort beständig, um die Blüthen in naturgetreuen farbigen Abbildungen nachzubilden. Diese vor mehr als 20 Jahren begonnene Publikation bildet heute schon eine kostbare Bibliothek, welche in der botanischen Ikonographie ohne Gleichen dasteht.

Wenden wir uns nun der Stadt selber zu. Das mittelalterliche Gent hat dasselbe Loos gehabt, wie andere auf Gewinn erpichte Städte: seine alten Giebel, seine Feudalschlösser, seine in Sandstein und Ziegeln geschriebene Geschichte wurden um und durch einander geworfen, um dem modernen Leben Platz zu machen. An und in der Burg der alten Grafen von Flandern hat sich kleines Volk eingenistet und bringt in dem einstigen Adlerneste seine Brut zur Welt, während hinter dem entfestigten Schlosse eine Spinnerei entstanden ist und ihren hohen Ziegelschornstein in die Lüfte streckt. Tritt man heute durch das noch erhaltene stolze Thor, an das zu beiden Seiten gewöhnliche Häuser mit Kramläden angeklebt sind, so findet man drinnen nur Rauch und Staub; drinnen wie draußen macht sich die Industrie breit; langsam, unmerklich hat sie das alte Bollwerk gesprengt und mit ihren Arbeitsräumen erfüllt, gleichwie ein Heer von Pygmäen einen Riesen erdrosselt. Der ganze Stolz der Feudalzeit ist dahingeschwunden, ihre Bauten mußten sich dem täglichen Verkehre erschließen oder weichen. Vom „Prinsenhof", der Geburtsstätte Karl's V., der 300 Säle, sechs befestigte Thore, ebensoviel Brücken und prachtvolle Gärten umfaßte, in denen die burgundischen Herzöge Löwen und Stiere mit einander kämpfen ließen, ist nichts übrig geblieben, als einzelne Theile, welche jetzt Fabriken und Werkstätten enthalten und Arbeiterfamilien zum Obdach dienen. Alles andere ist spurlos verschwunden. Und was nicht an alten historischen Gebäuden zerstört worden und verschwunden ist, hat sich die Umwandlung und Anpassung an höchst prosaische Zwecke der Gegenwart gefallen lassen müssen. In dem „Collaciezolder" am Freitagsmarkt, den ein zierliches Eckthürmchen, eine kreisrunde Galerie und ein bronzenes Basrelief schmücken, wohnt heute ein Bäcker und der gegenüberliegende Utenhovesteen mit seinem Spitzdache beherbergt eine Bierstube. Aus dem Geraard-Duivelsteen, dem angeblichen Schlosse Gerhard des Teufels, ist ein Archiv, aus dem Sint-Jorishof, dem einstigen Hause der Armbrustschützen, in welchem 1477 die niederländischen Generalstaaten die Artikel des Großen Privilegs der Maria von Burgund festsetzten, ist eine Herberge geworden: wie Einsiedlerkrebse haben sich überall in den Ruinen der Paläste des 15. Jahrhunderts Krämer und Handwerker eingenistet. Nicht anders erging es den religiösen Gebäuden: die große Abtei de la Biloque ist heute Spital und Hospiz, das Peterskloster Ingenieurkaserne, das Dominikanerkloster enthält Arbeiterwohnungen, das der Minoriten Baumwollenlager. Die Nothwendigkeit, sich auszudehnen, in den alten Mauern Wohnungen zu schaffen, sich und seine Kinder in den Ruinen der Vergangenheit unterzubringen — das hat dem mittelalterlichen Gent den Todesstoß gegeben.



Eingangshalle des früheren Palastes der Grafen von Flandern. (Nach einer Photographie.)

Heute ist Gent eine der Hauptstützen Belgiens in geistiger Beziehung durch seine 1816 gegründete Staatsuniversität, an deren Ergehen die ganze Stadt einen besondern Antheil nimmt. Mit Eifer werden die Vorlesungen hervorragender Professoren auch von den Bürgern der Stadt besucht. Es existiren hier litterarische Cirkel, musikalische und Zeichnenakademien, die an Urkunden zur Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts reichste Bibliothek des Landes und Gemäldekabinete, die unter den Künstlern sich eines großen Rufes erfreuen.

Die alte Kampflust der Genter Bürger, die sie einst auf so vielen Schlachtfeldern bewiesen, findet ihre zeitgemäße Fortsetzung im heutigen politischen Treiben. Zur Zeit der Wahlen muß man die zahllosen Kaffeehäuser besuchen, zu denen man — eine Genter Eigenthümlichkeit — auf Stufen hinabsteigt (daher ihr Name: „Kelders"), um sich von dem Eifer und der Erregtheit der Leute einen Begriff machen zu können. Man muß es sehen, wie Bürger und Leute aus dem niedern Volke sich um die Tische drängen, in der Hitze des Gespräches mit ihren energischen Gesichtern auf einander rücken und in der Luft herumfuchteln, um einen Begriff von ihrer Theilnahme am politischen Leben zu bekommen.

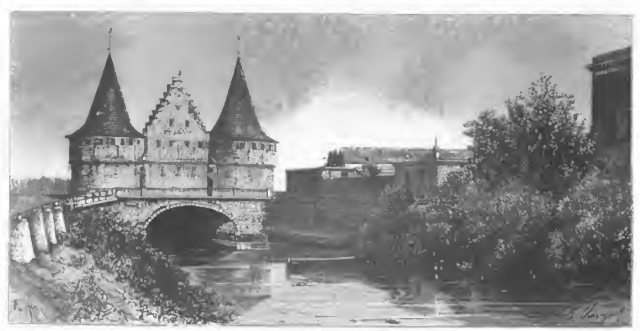
Aber durch all dieses emsige, arbeitsvolle Treiben der Neuzeit bricht doch stellenweise noch ein Ueberbleibsel der

großen mittelalterlichen Stadt hindurch. So auf dem Freitagsmarkte, einem weiten Platze, der von zackigen Häusergiebeln umgeben ist, und auf welchem von allen Seiten her Straßen zusammenlaufen. Vom Balkone des dort gelegenen Collaciezolder aus sprach Jakob van Artevelde zu der unten sich drängenden Volksmasse für den



Statue Jakob's van Artevelde auf dem Freitagsplatze in Gent. (Nach einer Photographie.)

König Eduard III. von England, und als er geendet, jubelte ihm das Volk zu und strömte, mit Aexten und Piken bewaffnet, aus den Thoren, den französischen Rittern entgegen. Mehrere Jahre lang leitete er, der Edelmann, der sich der Sitte

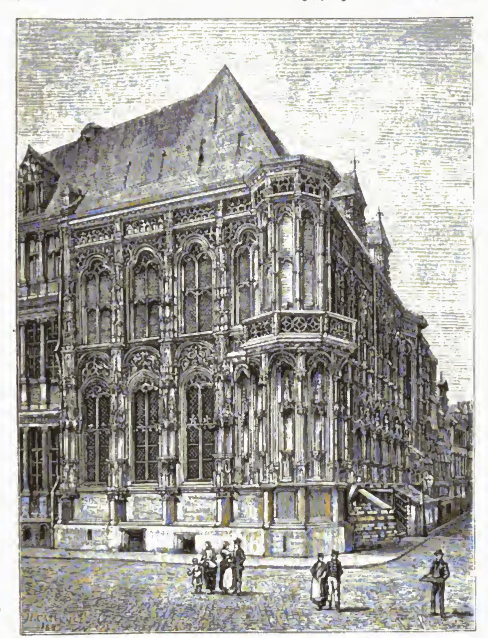


Der Rabot. (Nach einer Photographie.)

gemäß in die einflußreiche Zunft der Bierbrauer hatte aufnehmen lassen, die Politik Gents. Als er dann aber sich geneigt zeigte, den Prinzen von Wales an die Stelle des vertriebenen Grafen Ludwig von Flandern zu bringen, zieh man ihn der Verrätherei, und am 19. August 1345 fielen er und 70 seiner Anhänger unter den wüthenden Streichen

des Volkes. Später, sehr viel später erst erkannte man ihn wieder als großen Mann an, und seit 1863 erhebt sich auf dem Freitagsmarkte, dem Schauplatze seiner demagogischen Triumphe, sein Standbild, das ihn in vollem Waffenschmuck zum Volke sprechend darstellt. Vorher hatte an derselben Stelle eine Bildsäule Karl's V., der Gent so schwer gezüchtigt, gestanden, die dann einer jakobinischen Minerva hatte Platz machen müssen.

Das Rathhaus der Stadt ist leider durch Anbauten und fremdartige Zuthaten entstellt, wie ein Bild durch Uebermalungen; zu dem ursprünglichen, freilich schon gedrückten und mit einer Unmasse von Ornamenten überladenen Spitzbogen der Nordseite gesellen sich auf der östlichen Façade Pilaster und eine Kolonade in italienischem Stile, und das Gebäude ist in seiner ganzen Höhe mit bunt durch einander geschlungenem Laub- und Rankenwerk bedeckt, wie



Das Genter Rathhaus. (Nach einer Photographie.)

wenn sich ein riesiger, zu Stein gewordener Weinstock an ihm emporzöge. Es ist die Gothik in ihrer Entartung, der Flamboyantstil. Gerade gegenüber liegt der massive St. Georgshof von 1325, der einstige Sitz der Armbrustschützen, und unweit davon die alte Tuchhalle mit kleinem, von Thürmchen flankirtem Giebel und gothischen Fenstern, hinter welchen heute die edle, von Albert und Isabella gestiftete St. Michael-Brüderschaft ihre Fechtübungen abhält. Hier, im Herzen der Stadt, beginnt eine Reihe von alten Bauwerken, welche sich durch die Hoog-Port, über den Gemüsemarkt, den Platz Sainte-Pharaïlde, die Quais des Lys-Flusses bis hinaus zu den schwerfälligen Zwillingsthürmen des Rabot verfolgen läßt, die wie zwei dicke steinerne Pfefferbüchsen in den Fluß selbst hineingesetzt sind. Mehrfach wieder hergestellt, haben sie ihr stolzes, drohendes Aussehen sich bewahrt und erinnern an die Zeiten, wo die Bürger Gents die 40000 Soldaten Maximilian's von Oesterreich schlugen und im Siegestaumel solche Thürme

errichteten, die ihnen erlaubten, den fürstlichen Wegelagerern ein Schnippchen zu schlagen.

Fast in der Mitte der Stadt, an der Ecke der Straße Saint-Jean, erhebt sich die mächtige Verkörperung der flämischen Freiheit, der Belfried (Glockenthurm) zu 118 m Höhe, alle Bauwerke ringsum durch die kolossale Masse seiner Steinblöcke erdrückend. Und doch ist er nur bis zu zwei Drittheilen der beabsichtigten Höhe ausgebaut worden; der Bau dauerte von 1183 bis 1339. Hoch oben waren einst vier stolze Bildsäulen angebracht, die nach den vier Hauptrichtungen der Windrose schauten. Eine derselben, die von der Nordseite, ist vor gar nicht langer Zeit erst, nachdem sie Jahrhunderte lang über das flache Land Umschau gehalten, von ihrem hohen Piedestal herabgeholt worden und hat im Kloster St. Bavo eine Ruhestätte gefunden. Dort oben hing einst eine große Glocke in Gestalt eines Adlers, der berühmte Roland, deren Inschrift: „Myn naem is Roeland, als ick klippe, dann is't brandt; als ick luyde, dan is't victoria in Vlaenderlandt“ auf ihre Bestimmung und die des ganzen Thurmes als Feuerwachtstätte hinwies. Als Karl V. im Jahre 1540 das widerspenstige Gent bezwungen hatte, und ihm alle Privilegien, Waffen und Geschütze nahm, ließ er auch den Roland beseitigen, und von demselben, der so oft mit seiner gewaltigen Stimme Siege der Stadt verkündigt hat, ist nur das Uhrwerk eines Glockenspiels übrig geblieben.



Der Genter Glockenthurm. (Nach einer Photographie.)

Indessen ist die Stadt an derartigen melancholischen Erinnerungen überreich; auf Schritt und Tritt stößt man auf Dinge, welche einen in die Vergangenheit versetzen und an das Vergängliche alles Irdischen gemahnen. Und wozu könnte es auch dienen, solchen Gedanken nachzuhängen? Beweist nicht die Gegenwart durch ihr kräftig sich äußerndes geistiges und körperliches Schaffen und Arbeiten am besten, daß sie gewissermaßen ein Recht hat, Bauten der Vorfahren, mögen dieselben auch durch Alter und ruhmreiche Erinnerungen noch so sehr sich auszeichnen, ihren neuen Bedürfnissen dienstbar zu machen und nöthigenfalls zu beseitigen? Fahren wir also fort, staunenden Auges die Sehenswürdigkeiten Gents zu mustern, deren Zahl so groß ist, daß wir uns hier nur auf einige der hervorragendsten beschränken müssen.

Kehren wir noch einmal kurz zu dem Belfried zurück, der heute das städtische Gefängniß enthält; über dem Eingange fällt ein kolossales Hautrelief, in Stein gehauen, auf, welches jenen in Gemäldesammlungen so häufig wiederkehrenden, mit dem Namen „Caritas Romana“ bezeichneten Vorgang darstellt: ein Weib, das einem gefesselten Greise die Brust reicht. Den gemauerten Thurm, welcher auch ein Glockenspiel von 44 Glocken besitzt, schließt oben eine gußeiserne Spitze von 36 m Höhe ab, die vor dreißig Jahren erneuert wurde; dieselbe trägt als Wetterfahne einen über 3 m langen, vergoldeten Drachen, welcher sich früher auf der Hagia Sophia in Konstantinopel befand und 1204, nach

der Eroberung dieser Stadt, durch die Kreuzfahrer von Balduin IX. den Genter Bürgern geschenkt wurde.

Bei dem Pont du Laitage — Gent, am Zusammenflusse der Schelde und der Ley (Lys) gelegen, wird von zahlreichen Flußarmen und zum Theil schiffbaren Kanälen durchzogen und in 26 Inseln getheilt, die durch nicht weniger als 42 steinerne, 28 größere hölzerne und mehr als 200 kleinere Brücken unter einander in Verbindung stehen — ziehen zwei Häuser, bekannt unter dem Namen „Häuser der alten Burg (Maisons du vieux Bourg)", durch ihre malerischen Façaden, durch ihr steinernes Laub- und Rankenwerk und sonstigen reichen Skulpturschmuck den Blick auf sich. Das an der Ecke stehende trägt im Giebel zwischen Voluten und Guirlanden die drei theologischen Tugenden und darunter zwischen mythologischen Scenen einen geflügelten Hirsch, über dessen Bedeutung man sich nicht klar ist. Das Nebenhaus aber mit seinen sechs Basreliefs, die Werke der Barmherzigkeit darstellend, besaß als gutes Wirthshaus solchen Ruf, daß es nicht nöthig hatte, seine Außenseite auch mit der Darstellung des siebenten und letzten Werkes, der Gastlichkeit, zu versehen. Beide Häuser erinnern an jene tollen Launen des 17. Jahrhunderts, wo man in Brüssel beim Neubau des großen Platzes Häusern die Gestalt von Schiffen gab und an den Façaden ein lustiges Durcheinander von Seeungethümen, nackten Tritonen, Meerweibchen und Neptunen anbrachte.

Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße.

Von **Emil Metzger.**

II. Erscheinungen bei der Eruption und Folgen derselben.

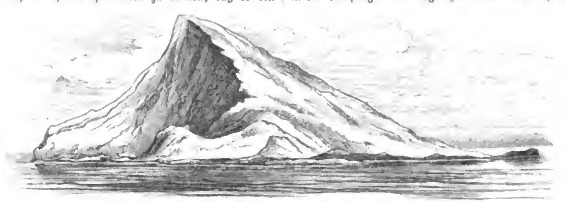
(Erste Hälfte.)

Die Verwüstungen und Veränderungen, welche in der Sundastraße und den angrenzenden Theilen von Java und Sumatra zu verzeichnen sind, ebenso wie verschiedene andere Erscheinungen, welche mit der Eruption in erwiesenem oder doch sehr wahrscheinlichem Zusammenhange stehen und über die ganze Erde hin beobachtet wurden, müssen zurückgeführt werden: erstlich auf die Ueberschwemmungen, welche von den den Ausbruch begleitenden furchtbaren Meeresbewegungen verursacht wurden, zweitens auf die Eruptivmassen und die verschwundenen Theile der Insel, welche Land und Meer bedeckten und den Seeboden veränderten, deren feinere Theile aber wahrscheinlich einen großen Einfluß auf die Atmosphäre der ganzen Erde gehabt haben, während die freigewordenen Gase und die Lufterschütterungen nicht ohne Wirkung geblieben sind, und endlich ganz örtlich auf den an einzelnen Stellen beobachteten Sturm. Was zunächst die Wellen angeht (um den gebräuchlichen Namen beizubehalten), so sind bei denselben ganz deutlich die Wirkungen der durch die Explosionen weggeschleuderten Wassermassen zu unterscheiden. Die Erscheinungen, die hierbei eintreten, sind gewiß sehr complicirter Natur; einigermaßen werden sie denjenigen ähnlich sein, welche entstehen, wenn man einem stark fließenden Strome plötzlich ein im Verhältniß zur ganzen Breite der Strömung schmales Hinderniß in den Weg stellt; Aufstauung des Wasserspiegels oberstrom, Erniedrigung desselben unterstrom vom Hinderniß, Strudelbildung werden die gewöhnliche Folge sein. Etwas Aehnliches wird eintreten, wenn in stillstehendem Wasser ein Theil der Wassermasse mit ungeheurer Gewalt fortgetrieben wird; hinter derselben wird der Spiegel der Flüssigkeit vertieft werden, in diese Vertiefung ergießen sich weitere Wassermassen, die bei dem Zusammentreffen mit den an den Seiten in entgegengesetzter Richtung entstehenden Strömungen vielfache Strudel bilden. Noch zusammengesetzter wird die Bewegung, wenn die fortgeschleuderte Wassermasse auf einen Gegenstand trifft, der ihr Widerstand bietet; erst wenn in diesem wilden Wirbel eine gewisse Ruhe eingetreten ist, wird von einer Wellenbewegung im gewöhnlichen Sinne gesprochen werden können. Endlich kann vielleicht ein Theil der Insel versunken sein, ohne daß gerade eine eigentliche Explosion stattfand, wenn nämlich dem verschwundenen Theile des Bergkegels ein Theil seiner Basis vorher weggesprengt war und die Masse also den nöthigen Stützpunkt verloren hatte. Allerdings scheint dies nicht sehr wahrscheinlich, da an der Stelle, wo dieser Theil sich befunden hat, jetzt eine große Tiefe gelothet wird; doch wenn es hier und da der Fall war, wurde hierdurch wieder eine besondere Art der Wasserbewegung hervorgerufen. Ich finde, es ist dies jedenfalls eine sehr approximative Angabe, 8000 Millionen Kubikmeter als Inhalt der Insel berechnet und hiervon ist der größere Theil verschwunden; eine solche Masse kann aber nicht, sei es durch Explosion, sei es durch Erdrutschungen, in das Meer befördert sein, ohne daß dasselbe in furchtbarer Weise erregt wurde. Eine weitere Veranlassung zu fortwährenden kleineren Explosionen gaben die ausgeworfenen glühenden Massen; wo dieselben mit dem Wasser in Berührung traten, erfolgte Dampfbildung. Die nöthigen Angaben fehlen mir, wie man gesehen hat, um den Bewegungen des Wassers während des ganzen Ausbruches zu folgen und ein Versuch hierzu würde auch ziemlich eintönig sein; ich beschränke mich darauf, aus dem ersten Theil einige Züge hervorzuheben, welche zur Bestätigung des oben Gesagten und des noch über die Wirkung der Explosionswellen (um dieses Wort zu gebrauchen) Beizubringenden dienen können.

Man hat nicht unrichtig den stehengebliebenen Theil von Krakatau mit dem Bodenstück eines ungeheuren, zersprungenen Mörsers verglichen, dieses Stück aber und namentlich die durch die Lothungen der niederländischen Marine am Meeresboden aufgefundenen Bruchstücke der Insel verbreiten ein genügendes Licht über die Richtung der bedeutendsten Explosionen. Aus der Karte ergiebt sich, daß der solide Theil des zersprungenen Bodenstückes darauf hinweist, daß die Richtung der Explosion von Nord zu West bis Nordost zu Ost gewesen ist. In dieser Richtung hin hat auch das nasse Element am längsten Vernichtung gebracht, die nur deshalb geringere Verluste als in anderen Gegenden herbeiführte, weil sie dünn bevölkerte Gegenden getroffen hat. Daß die Bewegung des Wassers in der Weise vor sich ging, wie ich oben angedeutet habe, wird durch ver-

schiedene der angeführten Beobachtungen bestätigt; eine der ersten Wogen am 27. August scheint gegen Tjiringin gerichtet gewesen zu sein; von dem beinahe am andern Ende einer durch Tjiringin und Krakatau gezogenen geraden Linie gelegenen Beniawang wird gleichzeitig außergewöhnlich niedriger Wasserstand gemeldet, dem allerdings bald darauf Ueberfluthung durch die zurückkehrende Wassermasse folgte. Wahrscheinlich ist dies dieselbe Welle, welche längs der Küste abgelenkt, die ersten Verheerungen zu Anjer hervorgebracht hat. Daß übrigens die Wellen nur in ganz bestimmter Richtung wirkten und dann erst, nachdem sie theilweise abgelenkt waren, längs der Küste dahinwirbelten, um an anderen Stellen Verwüstung anzurichten, beweisen schon die Beobachtungen am 26. Abends. Um sieben Uhr wurde Merak durch eine furchtbare Welle getroffen, während in Anjer nur eine verhältnißmäßig leichte Bewegung des Meeres stattfand; gleichzeitig wurde Katimbang bedroht und vorher schon war auf der Rhede von Telok Betong ernstliches Unheil angerichtet worden. Ja, schon um sieben Uhr hatte man es an letzterm Orte mit keiner gewöhnlichen Wellenbewegung mehr zu thun, sondern das Wasser war, vermuthlich in Folge von einander in kurzen Zwischenräumen folgenden Stößen, bald aufgedämmt; wenigstens glaube ich nur hierdurch erklären zu können, daß es den auf dem nur wenige Schritt breiten Hafendamm befindlichen Personen möglich war, ihren Weg nach dem über 1 km entfernten Festlande zurückzufinden, wobei ihnen das Wasser bis an die Brust reichte. Dies wäre wohl unmöglich gewesen, wenn die Wellenbewegung, die kurz vorher den Wasserspiegel in einem Augenblick um 2 m erhöht und viele Schiffe auf den Strand geschleudert hatte, fortgedauert hätte. Auch das Dorf Sirih, welches nur wenige Kilometer südlich von Anjer liegt, wurde bereits in der Nacht vom 26. auf den 27. August theilweise von den Fluthen zerstört. Am 27. August scheinen die einander folgenden Wellen die Lampongbai ganz gefüllt zu haben, denn nachdem die ersten Wellen Zerstörung gebracht hatten, erhielt sich das Wasser auf seiner Höhe und wuchs nur langsam. Außer dem direkt hierfür sprechenden Bericht eines Augenzeugen scheint diese Vorstellung auch wahrscheinlich, wenn man das Geschick der „Marie" berücksichtigt. Dieses Schiff war durch eine der ersten Wellen vollständig auf das Trockene geschleudert worden und lag ganz auf der Seite, wurde aber später während der eingebrochenen Dunkelheit durch das Wasser wieder flott gemacht, ohne daß die an Bord befindlichen Personen es bemerkten.

Wahrscheinlich hat diese Aufdämmung des Wassers in der Lampongbai das angrenzende Land vor noch ärgerm



Der Pik von Krakatau nach dem Ausbruche im August 1883.

Schicksal bewahrt, denn wie es scheint, hat sich die furchtbare Welle, welche der eigentlichen Explosion folgte, an dieser Wassermasse gebrochen und ist nach Osten abgeleitet worden. Wenigstens meldet der Bericht von Merak, daß die verheerende Wassermenge von Westen kam; ein Theil derselben floß in die Javasee, wobei sie verhältnißmäßig wenig Schaden anrichtete, da sie sich gleich über eine große Fläche verbreiten konnte. Fortwährende Erschütterungen erhielten die Wassermasse im nördlichen Theil der Straße aufgedämmt und verursachten noch partielle Wellenbewegung („Loudon", „Marie") und als sie aufhörten, floß die ganze Masse nach dem Indischen Ocean ab; es ist dies die Masse, welche der „Berbice" zwischen 2 und 3 Uhr einen solchen Stoß versetzte, daß die Chronometer stehen blieben; der Kapitän schätzt ihre Höhe auf 20 Fuß. Für diese Erklärung spricht auch noch der Umstand, daß im Hafen von Tandjong Priok zwischen 2 und 3 Uhr eine ungewöhnliche Bewegung im Wasser bemerkt wurde, das Meer trat aus dem Hafenbecken zurück, so daß die Baggerschiffe, welche an den Dämmen lagen, sich beinahe auf dem Trockenen befanden; darauf kamen die Wellen mit furchtbarer Gewalt zurück, so daß sie über den Damm schlugen und im Hafenbassin verschiedene Strudel verursachten. Die „Wilhelmina", ein großer Maildampfer, welche vor zwei Ankern lag, wurde losgerissen; auch in Tjilatjap, an der Südküste, wurde am Nachmittag des 27. diese Bewegung bemerkt, und ich glaube, daß diese zurückfließende Welle es hauptsächlich ist, welche man so ziemlich auf der ganzen Erde beobachtet hat. Ich will hier nicht die Namen aller der Orte anführen, wo sie bemerkt worden ist, sondern nur daran erinnern, daß de Lesseps in der Sitzung der Akademie des Sciences Beobachtungen, welche am 27. Abends 10 Uhr (Ortszeit) zu Colon am Atlantischen Ocean gemacht waren, mittheilte, wobei der Maréograph eine außergewöhnliche Schwellung des Wassers verzeichnet hatte — die Seite der Landenge, welche nach dem Stillen Ocean liegt, hatte nichts hiervon beobachtet. An diese Mittheilung schloß Faye noch einige andere an, deren Gegenstand die im Hafen von Rochefort am 28. August gemachten Beobachtungen waren; der Maréograph hatte da um 2 Uhr Nachmittags eine sehr große Welle nachgewiesen. Aus dieser Beobachtung hat Bouquet de la Grye die Schnelligkeit der Welle auf 350 Meilen per Stunde berechnet (in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam vom 24. November gab Dr. J. A. C. Oudemans die Schnelligkeit derselben, nach Beobachtungen zu Batavia und zu Colombo auf Ceylon, auf 140 m per Sekunde in der Richtung von O nach W an). Eine der interessantesten Beobachtungen, welche in dieser Beziehung gemacht wurde, ist die zu Mauritius, welche in der „Nature" vom 25. Oktober mit einem Diagramm veröffentlicht ist.

Am 27. August zwischen 4 und 5 Uhr fingen diese Störungen an und dauerten mehrere Tage lang fort; die Wellenbewegungen sind viel stärker, schneller auf einander folgend und die absoluten Maxima und Minima viel größer, als gewöhnlich.

Die Schnelligkeit der Explosionswellen in der Sundastraße muß außerordentlich gewesen sein; allerdings konnte man auf der „Marie“ (Rhede zu Telok Betong) noch die Luken vernageln, wozu übrigens wahrscheinlich alles vorbereitet war; doch zu Anjer versuchte eine der geretteten



Früherer Durchschnitt auf der Linie Krakatau-Sebessi-Sebuku.



Jetziger Durchschnitt auf der Linie Krakatau-Sebessi-Sebuku.

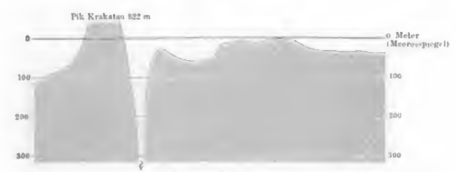
a. Krakatau, 822 m hoch. b. Lang Eiland. c. Steers Eiland. d. Sebessi, 859 m hoch. e. Sebuku, 426 m hoch.

Personen vergebens zu flüchten, was jedoch einer zweiten Person glückte.

Bei Beurtheilung dieser Angaben muß man sich erinnern, daß man vom Seestrande aus, die Höhe des menschlichen Auges zu 1,60 m über dem Wasserspiegel angenommen, eine 10 m hohe Welle auf beinahe 16 km an der Kimmung erscheinen sieht, ein Abstand, der sich auf etwa 19 km erhöht, wenn man annimmt, daß das Auge des Beobachters an Bord der „Marie“ etwa 4 m über dem Wasser sich befand. Was die Höhe der zerstörenden Fluth betrifft, so will ich hier einige sichere Resultate zusammenstellen. Am Vlakke Hoek hat sie wahrscheinlich 7 bis 8 m betragen,



Früherer Durchschnitt über den Pik von Krakatau in der Richtung des Meridians.



Jetziger Durchschnitt über den Pik von Krakatau in der Richtung des Meridians.

(Höhenmaßstab sämmtlicher Profile 1:10000; Längenmaßstab c. 1:360000.)

bei Telok Betong stieg sie bis auf 24 m, bei Merak erreichte sie 35 bis 40 m, bei Anjer erreichten die ersten Wellen schon eine Höhe von wenigstens 10 m, vermuthlich mehr.

In Tandjong Priok betrug der Höhenunterschied etwa 5,4 m, auf der nach Osten gerichteten Seite des „Hoek von Krawang“ nur noch 2,5 m, ebenso viel etwa in Tjilatjap an der Südküste. Die in der Nacht vom 27. auf den 28. August auf der gegenüber St. Nikolaspunt geankerten Hopperbarge beobachteten Stöße können, wenn man eine noch fortdauernde vulkanische Wirkung nicht annehmen will, vielleicht durch wiederholte Explosionen der glühenden, treibenden Eruptivmassen in Folge starker Gasentwickelung erklärt werden.

Entsprechend der Masse und der Gewalt der Wellen

sind auch die Verheerungen, welche sie an der Sundastraße angerichtet haben. Soweit das Wasser die Küste überströmt hat, ist alles fortgerissen und umgewühlt, Massen aufrecht treibender Bäume — ein Beweis, daß sie mit der Wurzel aus dem umgebenden Erdreich ausgerissen waren — wurden in den ersten Tagen der Katastrophe gesehen; das Meer schleuderte Felsblöcke, Hunderte von Centnern an Gewicht, auf das Land und ließ sie dort liegen; wie einer derselben, der wie von einer Katapulte geworfen wirkte, den Leuchtthurm zu Anjer zerstörte, habe ich oben bereits erzählt. Genanere Angaben über die Grenzen der vom Wasser verursachten Zerstörung, als die in meinem vorläufigen Bericht gegebenen, kann ich nur über den Küstenstrich von St. Nikolaspunt bis Tjiringin machen. Das topographische Büreau zu Batavia hat nämlich eine Karte desselben (Maßstab 1 : 100 000) herausgegeben, welche den Zustand vor und nach der Ueberschwemmung andeutet. Bei St. Nikolaspunt hört die Zerstörung plötzlich auf, zwischen der Stelle, wo Anjer lag und Merak, sind die Wogen theilweise 4 bis 5 km ins Land eingedrungen, von hier bis an den Leuchtthurm vorbei etwa 2 bis 2,5 km, in der nächsten Nähe von Tjiringin etwa 2 km und von hier nach Norden zu bis beinahe zum Leuchtthurm im Durchschnitt 1 km. Natürlich sind sie in jedes Thal, in jede Schlucht tiefer landeinwärts gedrungen, als an den Stellen, wo die Bergabhänge ihrer Wuth ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg stellten; im Allgemeinen ist die Küstenlinie selbst hier nur sehr wenig verändert. Die Insel Dwars in den Weg wurde ebenfalls überschwemmt und die am niedrigsten gelegenen Theile noch tiefer ausgewaschen. In Folge hiervon verbreitete sich das Gerücht, daß die Insel sich in fünf Theile getheilt habe. Im Ganzen kann man sagen, daß die Fluthwelle die meisten der bei der Katastrophe verlorenen Menschenleben vernichtet hat.

Wie die hydrographische Aufnahme mit höchster Wahrscheinlichkeit ergeben hat, liegen die Ueberreste der Insel Krakatau im Meere versenkt; in der Richtung von Nordost nach Nordwest auf einigen Abstand innerhalb des innern Streuungskreises finden sich einzelne Erhöhungen des Bodens; die Stelle, wo Krakatau verschwunden ist, ist tiefer als die Umgebung war, an einer Stelle hat man zwischen dem Punkte, wo etwa das Centrum der Insel lag, bis zum Fuße des stehen gebliebenen Kegels auf 300 m noch keinen Grund gefunden.

Verlaten Eiland hat sich bedeutend vergrößert; wenn man von hier in nördlicher Richtung bis zum Parallel von Sebessi eine Linie zieht, dann diesem Breitenkreise bis zur genannten Insel folgt, sich hier nach Südosten wendet, bis man einer von Krakatau in nordöstlicher Richtung gezogenen Linie begegnet, hat man ungefähr die äußere Grenze der Fläche bestimmt, wo die Trümmer von Krakatau den Meeresboden bedecken. Als innere Grenze kann man etwa



Der Pik von Sebessi und vorliegende vulkanische Felsen.

die frühere Grenze der Insel nehmen, wo, wie schon erwähnt, eine größere Tiefe gefunden wird. Lieutenant van Doorn berichtet auf Grund der unter seiner Leitung veranstalteten Aufnahme Folgendes: Man empfing den Eindruck, als ob man sich an der Stelle, wo einst Krakatau gestanden hatte (d. h. der verschwundene Theil), über einem Krater befand, der voll Wasser gelaufen und dadurch erloschen war. Die Lothungen ergeben mit großer Wahrscheinlichkeit, daß keine Erhebungen und Senkungen des Meeresbodens stattgefunden haben und daß die Veränderungen, welche zu verzeichnen sind, nur als durch die Bruchstücke der Insel veranlaßt betrachtet werden müssen. Da, wo eine Verminderung der Tiefe nachgewiesen wurde, fand man, daß das Loth, welches vom Boden aufgeholt wurde, mit schwarzem Sande oder verkohltem Staube gefüllt war; manchmal vermischten sich mit diesen Massen feiner Bimsstein oder kleine, schwarze Steinchen, die sichtlich in glühendem oder geschmolzenem Zustande gewesen waren. Außerdem muß bemerkt werden, daß die Tiefen ganz plötzlich wechseln und die neu gebildeten Felsen Steinbrocken gleichen, die in geschmolzenem oder sehr heißem Zustande mit Wasser in Berührung gekommen sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach wiederholen sich die über dem Wasserspiegel beobachteten eigenthümlichen Formen auch unter demselben, so daß man durch die Oberfläche der neu gebildeten Inseln ein treues Bild des Meeresbodens erhält. Ob sich auch unter dem Bimsstein eruptives Gestein befand, konnte nicht untersucht werden, da, wenn ein großes Stück in Bewegung kam, meistens starke Gasentwickelungen eintraten und die Arbeiter sich schleunig entfernen mußten. Die Bimssteinmassen waren noch sehr heiß, so daß die abgeschlagenen Stücke, welche man mit an Bord nahm, noch warm waren, nachdem sie eine Stunde lang im Boote gelegen hatten. Hervorgehoben zu werden verdient, daß die Veränderungen des Meeresbodens ganz plötzlich aufhören, und daß man über eine gewisse Grenze hinaus die früheren Tiefen unverändert wiederfand.

An Neubildungen, die sich über die Wasserfläche erheben, wären die Steers und Calmeijer Felsen zu nennen, die sich als Kuppen einer großen Bank bis über die Meeresfläche erheben; Verlaten Eiland hat sehr an Umfang zugenommen, ebenso hat die dasselbe umgebende Untiefe sich räumlich ausgedehnt, einige neue Klippen haben sich in diesem Raume gebildet und erheben sich aus Tiefen, die theilweise 50 m erreichen, bis beinahe zu der Wasserfläche; eine kleine Insel, die dicht bei Lang Eiland gelegen hatte, ist ganz verschwunden.

Ehe ich Krakatau verlasse, will ich noch einige Worte über den gegenwärtigen Zustand der Insel beifügen, deren Inhalt ich dem eben erwähnten Bericht entnehme. Der nördliche Theil der Insel ist, wie schon erwähnt, ganz verschwunden; an der jetzigen Nordseite erhebt sich der Pik mit einer zerbröckelten und zerrissenen Wand beinahe senkrecht vom Wasserspiegel und zeigt so einen über 800 m hohen

Vertikaldurchschnitt des Berges, auf dem die verschiedenen Erdlagen und das zu Tage tretende Gestein sich deutlich abzeichnen. Nur hier und da sieht man auf der braunen Fläche einzelne heller gefärbte Spuren geschmolzener vulkanischer Stoffe, welche noch, nachdem der halbe Berg verschwunden war, über die Wand gelaufen sind. Die noch bestehenden früheren Abhänge des Berges sind auch mit einer graugelben Lage bedeckt, die rauh und höckerig ist und ganz das Aussehen von Stoffen hat, welche in geschmolzenem oder sehr erhitztem Zustande mit Wasser in Berührung gekommen sind.

Wie Krakatau selbst, sind auch „Verlaten“ und „Lang Eiland“ ganz kahl, ganz unter Bimssteinmassen begraben und sie gleichen aus der Ferne gesehen, kolossalen Lehmklumpen, die in Folge der Einwirkung der Sonne oder des Feuers zerrissen und geborsten sind. Während der Aufnahme noch (Oktober) verursachten Dampfmassen, die sich in dem glühenden Gestein entwickelten, auf diesen gelbbraunen formlosen Flächen eine angenehme Abwechselung; sie glichen dadurch einer schneebedeckten Landschaft; man mußte das Fernrohr zu Hilfe nehmen, um sich zu überzeugen, daß diese weißen Felder durch zahlreiche Wolken gebildet wurden, die aus den Rissen emporwirbelten.

Ob diese Neubildungen hier von dauernder Art sein werden, ist eine Frage der Zeit und des Zufalls; wie sie jetzt daliegen, scheinen sie keine lange Dauer zu versprechen, wenigstens zeigen die erste flüchtige und die folgende gründlichere Aufnahme Unterschiede, die wohl kaum auf Ungenauigkeiten zurückgeführt werden können. Die traurigen Reste von Krakatau werden wohl theilweise der Witterung nicht lange Widerstand leisten und namentlich die neu gebildete steile Kraterwand sich etwas abflachen und damit die Höhe der Insel vermindern. Man hat noch im Oktober in der Wand, namentlich in den tieferen Rissen Wasserdampfbildung beobachtet, die von leichten Explosionen begleitet war, wodurch Wolken eines braunen Staubes aus allen Spalten aufwirbelten; durch die Erschütterungen stürzten dann Erdmassen und Felsblöcke in das Meer hinunter, welche theilweise so groß waren, daß das Wasser längs des Fußes der ganzen Insel in Unruhe versetzt wurde.

Nicht nur Auswurfmassen, sondern auch die verschwundenen Theile von Krakatau wurden während des Ausbruches in nördlicher (d. h. von nordwestlicher bis nordöstlicher) Richtung weggeschleudert und weit und breit zerstreut. Zunächst hatten die Inseln Sebessi und Sebuku zu leiden. Sebessi war von unten bis oben (Spitze des Kegelberges 859 m) ganz vollständig unter den ausgeworfenen Massen begraben und mit ihm die ganze auf 1500 bis 2000 Seelen geschätzte Bevölkerung, von der niemand entronnen ist. Ich hatte in meinem vorläufigen Berichte mitgetheilt, das Sebessi unbewohnt sei. Dies war unrichtig, denn seit einigen Jahren scheint sich dort eine permanente Ansiedelung gebildet zu haben; übrigens scheint man auch in Indien hiervon nichts gewußt zu haben, denn sehr spät erst hat man dort ganz erstaunt von Geretteten aus den Lampongs vernehmen müssen, daß die oben angegebene Zahl von Eingeborenen auf der genannten Insel ihr Grab gefunden hat. Während der Aufnahme im Oktober war die Sebessi bedeckende Lage jedoch schon dünner geworden, hier und da sah man verbrannte Stämme, die aus der Asche hervorragten; noch schrecklicher war das Bild der Verwüstung, welches die Insel Sebuku bot. Gerade weil hier die Vernichtung der Vegetation nicht so vollständig gewesen war, wie auf den südlicher gelegenen Inseln, weil man hier Gelegenheit hatte, Vergleiche anzustellen, empfand man den Eindruck viel lebhafter, an einzelnen Stellen waren die Bäume bis zum Gipfel unter der Asche begraben, daneben deckte nur ein dünnes Leichenkleid die Erde und daraus erhoben sich die kahlen, entblätterten Stämme, deren Laubwerk früher dem Vorbeifahrenden ein so anmuthiges Bild geboten hatten. Erst die kleinen Inseln im Norden von Sebuku zeigten hier und da wieder ein wenig frisches Grün.

Die Bimssteinmassen, welche zunächst die Sundastraße bedeckten, müssen ganz ungeheuer gewesen sein. Daß schon seit Mai bedeutende Massen ausgeworfen worden sind, kann man sich nach den oben mitgetheilten Notizen vorstellen; in welcher Weise aber der Ausbruch vom August die Sundastraße mit solchen Massen überschüttet hat, dafür werde ich einige weitere Beläge beibringen. Im ersten Theile habe ich schon erwähnt, daß die „Berbice“ schon am 27. Nachmittags beim Leuchten der Blitze sich auf allen Seiten von Bimsstein umgeben sah, und daß am 28. Mittags zwölf Uhr, als das Schiff unter vollen Segeln auf Javahead loshielt, die dicke Bimssteinlage, welche dasselbe durchdringen mußte, seiner Schnelligkeit Eintrag that. Ebenso ist schon berichtet, wie der „London“ sich einen Weg aus der Lampongbai bahnen mußte, und welche Beobachtungen er zwischen Krakatau und Sebessi machte. Lehrreicher noch sind die Beobachtungen, welche einige Tage später sowohl in der Sundastraße als in der Lampong- und der Semangkabai gemacht wurden. Zunächst möge der Bericht des „Prins Hendrik“, eines Kriegsschiffes von 400 nominellen Pferdekräften und 2000 Tonnen, welcher am 30. August von Batavia nach der Sundastraße dampfte, um die ankommenden Schiffe zu warnen, eine Stelle finden. Ich übergehe die Schilderung, die von dem veränderten Aussehen der Straße gegeben wird, und erwähne nur, daß er Bimssteinfelder in derselben antraf. Da er in der Nacht vom 1. auf den 2. September das Licht von Blakke Hoek nicht sah, wurde hier ein Landungsversuch gemacht, der der vorliegenden Bimssteinbänke wegen aufgegeben werden mußte. Erst einige Tage später glückte es einem andern Schiffe, mit dem Lande in Verbindung zu treten. Hierauf legte sich der „Hendrik“ vor die Passage zwischen Krakatau und Sebessi; Verlaten und Lang Eiland rauchten fortwährend, während man auch Nachts zuweilen eine Flamme bemerkte. Am 15. September wurde ein Versuch gemacht, in die Semangkabai, wo, wie man wußte, sich ganze Felder von Bimsstein befanden, einzudringen. Man fand auch eine offene Stelle, wo man eine Landung versuchte, mußte jedoch den Versuch aufgeben, weil da eine zu heftige Brandung stand. Wohl aber glückte es einem kleinen Fahrzenge der Eingeborenen, vom Lande her das Schiff zu erreichen. Das Boot war indessen zum zweitenmale mit besserm Erfolg nach dem Strande geschickt worden, der Seewind trieb jedoch den Bimsstein wie Treibeis in die Bai, wodurch das Boot trotz aller Anstrengungen von den treibenden Massen eingeschlossen wurde. Der Bimsstein erreichte um das Schiff hin eine Dicke von fünf Fuß, die Mannschaft erhielt Befehl, das Boot zu verlassen und ans Land zu gehen, was endlich auch mit vieler Mühe glückte. Der „Hendrik“ wollte nun die Bai verlassen, nur mit Kraftentwickelung seiner beiden Schrauben glückte es ihm mit vieler Mühe zu drehen; nach etwa einstündiger Arbeit war die Maschine verstopft und ein Kondensator explodirte. Die Lage war sehr ernst; man hatte nur für sechs Tage Lebensmittel, weshalb die Mannschaft sofort auf halbe Ration gesetzt wurde. Soweit man sehen konnte, war das Schiff von Bimsstein umringt, eine eintönige graue Fläche, die nur hier und da durch Baumstämme und größere Bims-

steinmassen unterbrochen wurde. Der Bimsstein war übrigens so dick, daß die Dünung ihn nicht aufheben konnte und er eine zusammenhängende Masse bildete. Am Abend, als der Landwind durchkam, ließ man sich mit den Bimssteinmassen aus der Bai treiben, am nächsten Tage mußte man, als der Seewind sich erhob, in 300 Faden vor Anker gehen. Nach dreißigstündiger Arbeit war es geglückt, die Maschine zu repariren. In der Nacht ließ man sich mit dem Landwind treiben und dampfte dann unter der größten Gefahr für die Maschine (man dachte selbst daran, die Feuer zu löschen, weil die Wasserstandsgläser verstopft waren) mit äußerster Vorsicht aus der Bai und befand sich nach vier Stunden wieder in offenem Wasser. Noch schwieriger war die Schiffahrt in der Lampongbai.

Schon am 4. September sah man zu Telok Betong keine Spur von Wasser mehr in der Bai, alles war mit Bimsstein bedeckt; erst am 8. September glückte es der Bemannung einer Hopperbarge, welche in der Bai gelandet war, auf dem Landwege Telok Betong zu erreichen und erst am 11. September brachte eine zweite Hopperbarge Lebensmittel, welche man sehr nöthig hatte, da schon seit dem 28. August alles auf halbe Ration gesetzt war. Das Schiff, welches sich endlich einen Weg durch die Bimssteinmassen bahnte, hatte dieselben bis 14 Fuß dick gefunden. Erst gegen Ende Oktober glückte es einem größern Dampfer Telok Betong zu erreichen, gleichwohl aber war wieder im November eine Hopperbarge, welche Lebensmittel brachte, 11 Tage lang im Bimsstein besetzt.

Wenn man nun annimmt, daß die beiden Baien im Durchschnitt in der Dicke von 2 m mit Bimsstein bedeckt waren (oben waren 5 und 14 Fuß angegeben), daß ferner Asche &c. in einer Dicke von einem halben bis einem Meter gefallen ist, so erreicht man schon eine so kolossale Totalziffer für die ausgeworfenen Massen, daß man über dieselbe erstaunt, und doch ist dies nur ein kleiner Theil derselben, da Stein- und namentlich Aschenregen sehr viel weiter gefallen ist. Daß diese Massen unter Umständen eine bedeutende Veränderung der Umrisse des Landes, wo sie sich etwa festsetzen, zu bewirken im Stande sein werden, liegt auf der Hand; werden sie nicht durch die Westmousson zerstört, so packen sich die Bruchstücke immer fester zusammen und es wird nicht lange dauern, bis sich einige Vegetation auf denselben entwickelt; in der Semangka- und Lampongbai sind sie übrigens nach den letzten Nachrichten beinahe gänzlich verschwunden; dagegen treiben in der Javasee bedeutende Bimssteinmassen, die der Schiffahrt hier und da sehr unbequem werden. Außer von Aschen- und Steinregen wird auch von Schlammregen gesprochen. Ich finde keine Angaben über die Bestandtheile des Schlammes; es ist daher problematisch, ob derselbe durch Vermischung des Seewassers mit den Ausbruchmassen, oder durch Vermischung der letzteren mit fallendem Regen gebildet worden ist. Es scheint eigenthümlich, daß die „Berbice", welche vom 26. Abends an der ganzen Wuth des Ausbruches ausgesetzt war, nichts von Schlammregen berichtet; nur als ein leichter Regen gefallen war, hatte sich aus der Asche eine Kruste gebildet. Uebrigens ist es sehr wohl möglich, daß die mit Meerwasser vermischte Asche, welche die Explosionen in nördlicher (NW bis NO) Richtung forttrieben, nicht hoch genug geschleudert wurde, um durch die Luftströmungen südwärts getragen zu werden. Oertlich scheint eine südliche Richtung der obern Strömung vorgeherrscht zu haben; bekam doch der „London" noch am Abend und in der Nacht vom 28. auf den 29. einen Aschenregen am südlichen Eingang der Sundastraße. Daß übrigens ein tüchtiger Regenguß einen Aschenregen sofort in einen Schlammregen verwandeln kann, dafür spricht meine eigene Erfahrung; ich erinnere mich, daß ich im Jahre 1863 einmal in einen vom Merapi (Java) herrührenden ziemlich starken Aschenregen gerieth und von einem Gewitter überrascht wurde. In einem Augenblick war meine Person und mein Pferd sowie mein Gefolge mit einem Schlammüberzuge bedeckt und die Asche, welche die Landschaft eingehüllt hatte, war theilweise von den Bäumen heruntergewaschen, der Boden aber sah weithin einem Morast ähnlich.

Nach einer Mittheilung von Daubrée in der Sitzung der Akademie des Sciences vom 19. November sah man unter dem Mikroskop in der Asche, welche notorisch von Krakatau herrührte, farblose Krystalle von Feldspath, wahrscheinlich Albit, kleine schwarze Fragmente von Augit, eine große Anzahl durchscheinender Krystalle von Hypersthen und Krystalle von Magnetit und Pyrit. Herr Rénard in Brüssel beschreibt die Asche als eine Zusammenstellung von Plagioklas, Augit, rhombischen Pyroxenen und Magnetit.

Was den Grad der beobachteten Dunkelheit betrifft, so stimmen alle Quellen, welche über dieselbe berichten, darin überein, daß dieselbe sehr tief war; man sah nichts mehr, so lange die Luft nicht durch Blitze erhellt wurde, und das ist sonst nicht oft der Fall; nur selten findet man auf dem Meere eine so tiefe Nacht, daß man nicht wenigstens theilweise Taue und Masten sieht und die Wellen, die sich am Schiffe brechen. Uebrigens stand die Dunkelheit nicht in direkter Beziehung zum Aschenregen; wenigstens wurde sie durch den „Annesley" auch beobachtet, ohne daß Asche fiel; natürlich war in diesem Falle das Licht der Sonne durch eine schwere Aschenwolke verhindert, die Erde zu erreichen. Wenn eine hinreichende Anzahl solcher Beobachtungen vorhanden wäre, könnte man vielleicht mit genügender Sicherheit die Höhe feststellen, welche die Auswurfmassen erreicht haben, die bei einer andern Gelegenheit durch das deutsche Kriegsschiff „Elisabeth" auf 10 000 m bestimmt wurde.

Die längste Dauer der Dunkelheit wurde an Bord der „Berbice" beobachtet; sie dauerte da von Sonnenuntergang am 26. Abends 6 Uhr bis 8 Uhr Morgens am 28.; überall sonst wurde, wenigstens am 27. Morgens 6 Uhr schönes Wetter beobachtet, wie es auch am 28. gleich um 6 Uhr hell wurde.

Wir sehen also, daß südlich von Krakatau die Finsterniß viel länger anhielt; auch scheint hier der Aschenregen am stärksten gewesen und am längsten ununterbrochen fortgedauert zu haben, selbst noch nachdem der Ausbruch beendet war. Es handelte sich also hier nicht um Massen, welche kurz vorher ausgeworfen waren und direkt niederfielen, sondern um Asche, die in die höheren Luftschichten eingedrungen und von denselben mitgeführt war. Es ist nicht nur die Kraft der Explosionen, welche die Asche in die obersten Luftlagen geführt hat, sondern namentlich die ungeheure Hitze, die einen furchtbaren nach oben gerichteten Zug veranlaßte. Man vergleiche hiermit die Beschreibung, die ein Augenzeuge vom Zustande von Krakatau im Mai giebt (siehe meinen Aufsatz im „Globus" XLIV, S. 234), wo er sagt, daß alles wie in einem ungeheuren Schornstein nach oben gerissen wurde, und in diesem Vorgange liegt auch der Grund, weshalb der Aschenregen gleichzeitig in verschiedenen Richtungen beobachtet werden konnte. Der Hauptzug aus dem Krater drängte nach oben; an der Grenze dieser Säule von furchtbar erhitzter, mit Gasen und Dämpfen geschwängerter Luft griffen die verschiedenen Strömungen der Atmosphäre in ungleicher Höhe ein und entführten den aufwärtsstrebenden Massen die trägeren Bestandtheile am schnellsten, während die mehr im Centrum

befindlichen und die leichteren Bestandtheile immer weiter von der Erde abgeführt wurden, bis die aufwärtstreibende Kraft erschöpft war, und das konnte sehr lange dauern. Ich will nur noch daran erinnern, daß man zugleich auch der Elektricität eine Rolle zugetheilt hat. Die Partikelchen nämlich, die in die Höhe getrieben wurden, rührten von der Erde her und besaßen negative Elektricität. Frei geworden stießen sie einander ab und zeigten auch ein Bestreben, von der Erde entfernt zu bleiben. Wie schnell und wie weit und nach wie ganz verschiedenen Richtungen die Asche geführt wurde, möge man aus Folgendem ersehen. Die Bark „Arabella" berichtet: Dienstag Morgen, 28. August 1883, fing ein Regen an, bei dem etwas Sandähnliches auf Deck fiel; dies dauerte den ganzen Tag und den nächsten fort. Am 28. Mittags befand sich das Schiff auf 5° 37′ südl. Br. und 88° 58′ östl. L.; es wehte leichter Wind aus WSW und von Zeit zu Zeit war es still. Javahead in der Richtung O halb S, etwa 970 Meilen entfernt. Die Asche muß nothwendigerweise durch den obern östlichen Strom über das Schiff hingeführt worden sein, um mit dem untern Westwind auf dasselbe zu fallen. Ein zweiter Bericht aus Australien sagt: „Auf unserer Reise vom Ashburton-Fluß her wurde die „Medea" (sie befand sich da etwa 50 bis 100 Meilen von der Westküste Australiens und etwa 1000 Meilen in südsüdöstlicher Richtung von Javahead) von einem starken Regen von vulkanischem Staub (der äußerlich zubereiteter Walkererde ähnlich sah) überrascht, welcher zwischen Sonnenuntergang am 30. und Sonnenaufgang am 31. August fiel." Wenn dieser Staub von dem Ausbruch von Krakatau herrührt, muß er in drei Tagen über 1000 Meilen zurückgelegt haben. Ich führe diese Beispiele, deren Zahl sich sehr vermehren ließe, nur an, um zu zeigen, daß selbst der grobe Staub sehr schnell in ganz verschiedenen Richtungen verbreitet wurde[1]).

Die beiden Punkte, an denen die eben mitgetheilten Beobachtungen gemacht worden sind, liegen in gerader Linie etwa 500 deutsche geographische Meilen aus einander und dieser Weg wurde in ein paar Tagen zurückgelegt! Weiter unten komme ich noch auf diesen Punkt zurück.

Daß während des Ausbruches das Barometer in der Nähe der Sundastraße sehr unruhig war, ist einleuchtend; die „Berbice" berichtet, daß es 2 engl. Zoll Unterschied in kurzen Pausen aufwies und die Zeiger der Aneroidbarometer sich in größter Unruhe hin und her bewegten. Auf dem „Annesley", der sich doch ziemlich weit von der Scene des Ausbruches befand, notirte man Unterschiede von ½ bis 1 Zoll in der halben Stunde; vom „Loudon" berichtet man, daß das Barometer auffallend hoch stand und in Tandjong Priok wechselte der Stand zwischen 759 und 763 mm[1]) und zwar in Zwischenräumen von 2 bis 5 Minuten, und diese Erscheinung hielt von 9 bis 12 Uhr an. Das Thermometer an demselben Orte wies nicht ganz 19° C., was wohl der Verdunkelung der Sonnenstrahlen zugeschrieben werden muß. Aus der Nähe der Katastrophe liegen keine Angaben über die Thermometerbeobachtungen vor; daß trotz der Dunkelheit die Temperatur nicht abgekühlt, sondern im Gegentheil noch erhöht wurde, ist auf naheliegende Ursachen zurückzuführen. Der Orkan, von dem der „Loudon" berichtet, war auch auf einen Theil der Lampongbai lokalisirt, wo er furchtbaren Schaden an Pflanzungen und in den Wäldern angerichtet hat; der Weg längs der Küste war beinahe unpassirbar; an einigen Stellen war die Verwüstung, welche der Wind verursacht hatte, viel größer, als diejenige, welche man der Fluthwelle und dem Aschenregen zuschrieb.

Hiermit glaube ich den Bericht über die Wirkung der Eruption auf die unmittelbare Umgebung erledigt zu haben und komme nun zu denjenigen Erscheinungen, welche sich weiterhin fühlbar machten, von denen ich jedoch die Fluthwelle oben bereits besprochen habe.

[1]) Uebrigens ist am 25. August ein Ausbruch in West-Australien beobachtet worden.

[1]) Ich finde angegeben 750 bis 763 und 739 bis 763, beides wahrscheinlich ein Druckfehler.

Die gegenwärtige Lage und die Aussichten des Mormonismus.

Von A. Freiherrn v. Moltke.

Wie bekannt, liegt das seit einigen Jahrzehnten so viel besprochene Territorium von Utah in einer für Naturforscher sowohl wie Naturliebhaber sehr interessanten Vertiefung des Beckens, welches sich zwischen den Sierras an dem Stillen Ocean und der gewaltigen Kette der „Rocky Mountains" hinstreckt. Bei weitem der größte Theil seiner Gewässer entleert sich in den Großen Salzsee, der mit dem Ocean in keinerlei Verbindung steht. Regen fällt in dem Territorium wenig und seine Kultur hängt fast ausschließlich von der Bewässerung aus den Strömen ab, die ihr Bett durch den geschmolzenen Schnee der östlichen Bergkette füllen. Das Klima zeigt eine große Temperaturverschiedenheit, doch ist es im Durchschnitt dem von Baltimore ähnlich. Sein Flächeninhalt beträgt ungefähr 80 000 Quadratmeilen; es ist also um ein Fünftel größer als ganz Neu-England, d. h. Massachusetts, Maryland, New Hampshire und Rhode Island. Die wasserreichen Ströme des Landes sind nicht zahlreich, weshalb die Produktion des Bodens nicht ausreicht, um eine dichte Bevölkerung zu ernähren.

Seit mehr als 30 Jahren liegt in diesem eben kurz skizzirten Territorium Sitz und Centrum des Mormonismus, mit dem sich unsere Zeitungen von Zeit zu Zeit eingehend befassen und erschöpfende Abhandlungen über dessen Entstehen und Entwickelung bringen. Das Publikum erinnert sich dann mit innerer Empörung der Thatsache, daß jenseits des Oceans in einem Lande, das sich berufen wähnt, demnächst an der Spitze der Civilisation zu schreiten, die Polygamie besteht, ja in gewissem Sinne geduldet wird. In allerneuester Zeit hat die amerikanische Presse schärfer wie früher zu dieser Angelegenheit Stellung genommen und auf rücksichtsloses Einschreiten gedrungen. Da dieselbe Anschauung sich auch bei den Staatsmännern der Union Bahn bricht, so dürfte es vielleicht von Interesse sein, die gegenwärtige Lage und die Aussichten des Mormonismus näher zu beleuchten.

Der Mormonismus ist für den Washingtoner Kongreß noch ein ungelöstes Problem; dieser Kongreß und mit ihm das amerikanische Volk befindet sich in seinen republikanischen Anschauungen über die Rechte einer selbständigen

Gemeinde und in seinen anglo-sächsischen Principien hinsichtlich der Schwurgerichte dem Mormonismus gegenüber in einer tief empfundenen Verlegenheit. Allerdings ist der Standpunkt überwunden, die Vielweiberei der Mormonen als eine in deren religiösen Anschauungen begründete Einrichtung zu betrachten. Diese Theorie fand selbst bei vielen Anti-Mormonen fruchtbaren Boden, die, sich auf den Grundsatz „free exercise of religious faith" berufend, jedes Einschreiten in dieser Richtung für einen Eingriff in die verbürgten Rechte eines amerikanischen Staatenbürgers erklärten. In neuester Zeit aber haben öffentliche Meinung, Kongreßakten und sogar der oberste Vereinigte-Staaten-Gerichtshof (Supreme Court of the United States) dahin entschieden, daß die Vielweiberei der Mormonen ein Verbrechen gegen die politischen Einrichtungen des Landes sei, also beseitigt werden müsse. Das „Wie?" ist jedoch die Frage, die noch immer einer befriedigenden Antwort harrt. Gewaltmaßregeln der benachbarten Gemeinden haben diese Beseitigung nicht vermocht, denn, sobald die Mormonen in einem Staate beunruhigt wurden, wanderten sie nach einem andern aus, bis sie im Jahre 1847 die damals noch menschenleere Stätte fanden, auf der sie gegenwärtig noch hausen. Die Abgeschiedenheit des Territoriums begünstigte die stetige Ausbreitung der Sekte wesentlich und man mußte sich gestehen, daß ihre Ausrottung aus dem bis vor 10 Jahren fast unnahbaren Thale des Salzsees mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft sein würde. In neuester Zeit haben jedoch der Bau der Pacific-Bahn, die Entdeckung reicher und ausgedehnter Minen in jenen Gegenden und der daraus sich entwickelnde lebhaftere Verkehr die im fernen Westen gelegene Mormonen-Oase in ihre nivellirende Umarmung geschlossen und der Civilisation näher gerückt. Die vormals exklusive Stellung der Mormonen hat damit ihr Ende erreicht; es muß nun in nicht allzu ferner Zeit entschieden werden, welchen Standpunkt die Gesammtheit der Vereinigten Staaten der Gemeinde gegenüber einnehmen will. Die Hoffnung und das wirksamste Vertheidigungsmittel der Mormonen liegt in der legislativen Selbständigkeit jedes einzelnen Staates der großen Republik. Sie strebten daher stets darnach, sich als Staat zu konstituiren, um mit Hilfe ihrer Anhänger in den Justiz- und Verwaltungsämtern der Polygamie und sonstigen den Gebräuchen der übrigen Staaten zuwiderlaufenden Institutionen ihrer Sekte den Stempel unantastbarer Gesetzmäßigkeit aufzudrücken. Dazu verstand sich nun der Kongreß in Washington, vielfacher stürmischer Anläufe ungeachtet, bisher nicht, aber er bewilligte 1849 den Petenten volle Freiheit, sich selbst zu organisiren. Damit war viel erreicht. Die Mormonen versäumten nicht, von dieser Bewilligung den umfassendsten Gebrauch zu machen, so daß Nicht-Mormonen sich zweimal besannen, bevor sie in das Utah-Territorium auswanderten. Im Jahre 1862 glaubte man der Sekte die Vernichtung zu dekretiren, indem der Kongreß eine Bill annahm, welche die Mormonen der auf Vielweiberei gesetzten Strafe unterwarf. Jahr für Jahr wurde dann im Kapitol zu Washington der Versuch erneuert, um dieser Akte durch Verordnungen aller Art thatsächliche Anwendung zu verschaffen. Aber nur in einem einzigen Falle war dieses Bestreben erfolgreich. Es ist der im Winter 1878 auf 1879 eingeleitete Proceß gegen den Mormonen Reynolds. Der oberste Vereinigte-Staaten-Gerichtshof verwarf die religiöse Seite der Frage gänzlich und zog nur die kriminelle Handlung der Vielweiberei in Betracht, womit formell ein Präcedenzfall geschaffen war.

Wie es möglich war, daß trotz der vorhandenen Gesetzesakte Strafurtheile gegen die Mormonen zu den Seltenheiten, Strafvollziehungen beinahe zu den Unmöglichkeiten gehören, muß dem, der die amerikanischen Verhältnisse nicht kennt, völlig unerklärlich erscheinen. Der Grund liegt in der amerikanischen Rechtspflege. In den Vereinigten Staaten müssen die Geschworenen einstimmig sein, um ein Urtheil zu erzielen. Ist also nur ein Mormone unter ihnen, der vorgiebt oder glaubt, die Polygamie für eine göttliche Einrichtung halten zu müssen, an der Menschenwitz nicht rütteln darf, so ist selbstverständlich die Sache des angeklagten Mormonen gewonnen. Nehmen wir aber an, daß sämmtliche Geschworenen in der Verdammung der Polygamie einig sind, so entsteht dem Gerichtshof eine neue Schwierigkeit. Das Gesetz verlangt direkte Beweisführung dafür, daß zwei oder mehr Heirathen mit noch lebenden Frauen von einem Manne geschlossen sind, um denselben als Polygamisten verurtheilen zu können. Diese direkte Beweisführung ist aber in Utah eine Unmöglichkeit, da die mormonischen Trauungen stets insgeheim, mit Ausschluß jedes Unberufenen, also jedes Nicht-Mormonen vollzogen werden. Die bei solchen Trauungen zugegen gewesenen Mormonen leugnen, sofern sie als Zeugen vorgeladen werden, ohne Bedenken jegliche Wissenschaft der Sache, einmal aus Korpsgeist und dann, weil ihnen das Verbot, irgend etwas auszusagen, als ein göttliches hingestellt wird.

Man sieht also, daß die mächtige, stolze Union in der neuen Welt dem Unwesen der Mormonen gegenüber machtlos dasteht. Wenn man der Statistik trauen darf, so ist bis heute ein stetiger Zuwachs der Utah-Gemeinde zu konstatiren. Im Jahre 1866 betrug die Bevölkerung Utahs (Mormonen) ca. 60 000; sie ist nach dem Census von 1880 in eben diesem Jahre auf 143 963 Seelen gestiegen, von denen ca. 72 000 über 18 Jahre alt waren. Gegenwärtig noch übertrifft in Utah die Anzahl der Polygamisten mit ihren Kindern die der Nicht-Mormonen bei weitem.

Die freie Verfassung der Vereinigten Staaten und die Beschaffenheit der Geschworenengerichte binden denjenigen die Hände, welche energisch einschreiten können oder wollen. Der oben angeführte Fall von Reynolds hatte nicht einmal den gehofften moralischen Erfolg. Mormonen-Delegationen pilgerten nach Washington und stellten in beredten Worten das Loos der Frauen und Kinder dar, sofern die Entscheidung des Gerichts als Norm angenommen würde. Humane Bedenken leiteten die Kongreß-Komités und man suchte der richterlichen Entscheidung die Spitze abzubrechen. Es ist kaum zweifelhaft, daß, wenn erst die Utah-Bevölkerung eine gewisse Höhe erreicht haben wird, der Kongreß triftige Gründe nicht mehr finden kann, die Konstituirung eines Utah-Staates abzulehnen. Damit aber wäre in Gemäßheit der Verfassung jede „interference" in die internen Angelegenheiten des Mormonenstaates abgeschnitten. Sofern die Sektirer dann noch die Oberhand hätten, genösse die Welt das interessante Schauspiel, inmitten eines mächtigen, blühenden und hochentwickelten Staates einen Theil desselben zu sehen, in welchem die Vielweiberei in ihrer abschreckendsten Gestalt unter dem Schutze des Gesetzes getrieben wird.

In anderen Ländern würde man unter ähnlichen Verhältnissen zu Ausnahme-Maßregeln schreiten, also etwa für das Utah-Gebiet besondere Gesetze schaffen und diese durch besonders organisirte Gerichtshöfe zur Geltung bringen. Derartige „Eingriffe" in die Gemeinde- und individuellen Rechte widerstreben aber der Mehrzahl der Amerikaner, weshalb bis jetzt alle dahin zielenden Anträge im Kongreß verworfen worden sind. Man scheint zu beab-

sichtigen, den Mormonismus sich todt bluten zu lassen, d. h. der seit ca. 12 Jahren in Gang gekommenen Einwanderung von Anti-Mormonen (Gentiles) allen möglichen Vorschub zu leisten und sie indirekt thunlichst zu begünstigen, damit dieselben im Laufe der Zeit das numerische Uebergewicht gewönnen, sich der Aemter und Würden bemächtigten. Dieser Weg dürfte jedenfalls ein langsamer sein, um so mehr, als die Mormonen-Legislative, die Gefahr erkennend und würdigend, vor wenigen Jahren beschloß, daß auch die Frauen zum Stimmrechte herangezogen werden sollen. Man erkennt leicht, daß sich die Mormonen hiermit die Majorität auf unabsehbare Zeiten gesichert haben und daß die Vereinigte-Staaten-Regierung, so lange nicht der oben angedeutete Weg der Expropriationen durch die Nicht-Mormonen der Sekte die Lebensader durchschneidet, ein machtloser Zuschauer des Treibens in Utah bleiben wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Da die Zeit für Reisen nach dem Süden herangekommen ist, erlauben wir uns, diejenigen unserer Leser, welche Italien als Ziel gewählt haben, darauf aufmerksam zu machen, daß von Gsell-Fels' Italien-Führern (Leipzig, Bibliographisches Institut) zwei Bände in neuer Bearbeitung erschienen sind: „Ober-Italien" in vierter, „Rom und die Campagna" in dritter Auflage, denen sich Kleinpaul's „Italienischer Sprachführer", ein, wie wir aus Erfahrung bezeugen können, vortreffliches Hilfsmittel, in zweiter handlicherer Ausgabe anschließt.

— In der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1884, Heft 1) macht Prof. Heinrich Kiepert bei der Besprechung der Administrativ-Eintheilung der neuen griechischen Nordprovinzen darauf aufmerksam, daß die Grenzlinie zwischen den beiden Nomen (Provinzen) Trikkala und Arta nicht, wie man hätte annehmen sollen, über den Hauptrücken des Pindos-Gebirges auf der Wasserscheide zwischen den Flüssen Salamvrias und Aspropotamos verläuft. Der Nomos Trikkala reicht vielmehr nach Westen über diese Wasserscheide hinaus bis an den Aspropotamos, ja über denselben bis an die Wasserscheide zwischen ihm und dem Arta, dergestalt, daß nicht nur Eparchien (Kreise), sondern selbst einzelne Demen oder Gemeinden wie Aethikes, Chalkis und Lakmon auf beiden Abhängen des Pindos-Gebirges liegen, Ortschaften aus beiden Stromgebieten in sich begreifen. So hätte man nicht verfahren können, meint Prof. Kiepert, wenn der Verkehr zwischen denselben nicht durch weit zahlreichere gangbare Pässe erleichtert wäre, als man bisher anzunehmen geneigt war; unsere Karten stellen das Scheidegebirge wahrscheinlich viel zu übertrieben und rein theoretisch als einen steilen und hohen Rücken dar. Da die Bereisung dieser hochinteressanten Gebirgslandschaft durch die griechische Besitznahme jetzt so bedeutend leichter geworden ist als früher, so wird die Vorstellung einer zusammenhängenden Hochkette des Pindos an dieser Stelle hoffentlich bald einer richtigern Auffassung der speciellen Terrainformen weichen müssen.

Asien.

— K. E. von Ujfalvy's letzte Reise, welche sich auf verschiedene Theile des westlichen Himalaja, namentlich Tschamba, Kaschmir und Baltistan erstreckte, verfolgte hauptsächlich anthropologische Zwecke. Die Schilderung, welche Ujfalvy's Gattin und Reisegefährtin davon gegeben, kennen unsere Leser aus den illustrirten Artikeln in Bd. 44, Nr. 14 ff., welche nächstens ihre Fortsetzung erhalten werden. Inzwischen hat Ujfalvy selbst in seinem Buche „Aus dem westlichen Himalaja" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884) über seine Erlebnisse und Forschungen Bericht erstattet. Er berücksichtigt darin weniger das Landschaftliche und eigentlich Geographische, als das Anthropologische (vergl. besonders S. 170 bis 186, 219 bis 235 und die vier Tabellen mit Körpermessungen am Schlusse), daneben die Verbreitung der Religionen in Centralasien (S. 265 ff.) und das Kunstgewerbe, namentlich die interessante Metallindustrie jener Länder (vergl. S. 66, 97, 196 bis 205). Er unterscheidet anthropologisch (nicht linguistisch) zwei arische Gruppen in den Gebieten nördlich und südlich des Hindukusch: 1. Pamir-Iranier und 2. Hindukusch-Indier, welche er folgendermaßen charakterisirt. Die iranische Gruppe ist von mittelgroßem Körperwuchs und gedrungen, hat schlichtes, dunkles, kastanienbraunes, selten blondes Kopfhaar, dunkle Augen, südeuropäische Hautfarbe, mäßig, besonders auf der Brust behaarten Körper, ist hyperbrachycephal, weit brachycephaler als die Tadschiken und usbekischen Nachbarstämme. Diese Gruppe umfaßt die Stämme der Galtscha und Berg-Tadschiken, sowie die Bewohner von Karategin, Darwaz, Schugnan, Sirikol, Wachan und dem obern Badakschan. Der Typus der indischen Gruppe (Bewohner von Kafiristan, Tschitral und Dardistan), zu welcher Ujfalvy auch auf Grund seiner Messungen die Burisch-Völker und Baltis rechnet, ist: über die Mittelgröße hinausragend, schlank; gelocktes, meist sehr dunkles, fast nie blondes Haupthaar; dunkle Augen; südeuropäische Hautfarbe; der Körper stark behaart, besonders auf den Beinen; hyperdolichocephal, noch dolichocephaler als die Afghanen.

Eine „Ethnographische (besser wohl „Anthropologische") Karte von Hoch-Asien" und eine solche von Baltistan helfen diese Verhältnisse erläutern; eine dritte zeigt die dortige Verbreitung des Islam und des Buddhismus (in dem dazu gehörigen Texte sind die Angaben über Reste der zoroastrischen Religion und des Brahmanismus im Himalaja von Interesse); eine vierte die Verbreitung der Polyandrie in Indien und Tibet; den Beschluß macht eine „Ethnographische und politische Karte von Kafiristan, Tschitral, Dardistan und dem indischen Kohistan."

Wir versagen uns hier, weiter auf die ethnographischen Theile des Buches einzugehen, weil wir demnächst ausführlicher auf dieselben zurückkommen müssen; erwähnenswerth scheint uns nur noch der ausgesprochene Haß Ujfalvy's gegen das Russenthum zu sein, speciell gegen General Kaufmann, Prof. Grigoriew u. A. (s. Vorrede S. XII, S. 9, 10, 21, 22 und 46). Fast unglaublich klingt folgender Passus (S. 217): „Der famose Pic Kaufmann, von einem russischen Ingenieur entdeckt und auf 26000 Fuß bestimmt, dürfte nur in der Einbildungskraft dieses kühnen Geographen existirt haben. Bei meinem letzten Aufenthalte in Petersburg versicherte mir eines der bedeutendsten Mitglieder der dortigen Geographischen Gesellschaft, „das Pikanteste an diesem Pic wäre, daß man ihn nicht mehr aufzufinden im Stande ist."

Afrika.

— Von dem französischen Reisenden Giraud ist nach zehnmonatlicher Pause Nachricht aus dem Innern nach Zanzibar gelangt, und zwar etwas verwirrte, da sie von einem seiner Träger herrührt, der seinen Herrn am 12. Juli 1883

in Kitinkura, vier Tagereisen vom Moero-See, verließ. Auf seinem Wege zum Njassa-See stieß der Reisende auf eine Schar Maviti oder Zulu, welcher er schweren Tribut zu zahlen hatte, fand aber Unterstützung beim Sultan von Urori, der ihm Träger stellte, überstieg dann das 2600 m hohe Gebirge am Nordende des Njassa-Sees und marschirte von dort nach dem Bangweolo-See, an dessen Ufer, in Konde, er zwei Wochen rastete, ehe er nach Nordosten aufbrach. Sein Wunsch war bekanntlich, den Kongo hinabzugehen; möglich, daß er bereits einen großen Theil dieser Aufgabe gelöst hat.

— Es ist G. Révoil leider nicht gelungen, wie französische Blätter meldeten, Ganane am Dschub zu erreichen (s. „Globus", Bd. 44, S. 320); die Feindseligkeit der Eingeborenen hinderte ihn, weiter als die kurze Strecke bis Gelidi oder Tschelidi am untern Wabi-Flusse vorzudringen. Wahrscheinlich erblickten sie in ihm einen Handelskonkurrenten und gestatteten ihm deshalb trotz seiner Versprechungen das Vordringen nicht.

Inseln des Stillen Oceans.

— Dem Beispiele der Besitzer der „Argus" und „The Australasian" in Melbourne, welche eine Expedition nach Neu-Guinea sandten, ist auch der Besitzer des ebenfalls in Melbourne erscheinenden „The Age" gefolgt. Er engagirte Mr. G. E. Morrison, welcher, begleitet von zwei Europäern und zwei Eingeborenen, von dem Hafenorte Port Moresby an der Südostküste von Neu-Guinea eine Forschungsreise ins Innere in nordöstlicher Richtung unternahm. Ungleich dem Mr. W. Armit, stieß Mr. Morrison von vornherein auf Widerstand und Feindseligkeiten von Seiten der Eingeborenen. Sie waren, wie er berichtet, sehr zahlreich, verrätherisch und in hohem Grade diebisch. Nachdem man dies eine Zeit lang ertragen hatte, schoß Mr. Morrison auf einen Eingeborenen, welcher ein Messer gestohlen und davon laufen wollte, und verwundete ihn tödtlich im Rücken. Dies machte natürlich böses Blut. Am nächsten Morgen wurden die Reisenden angegriffen und Mr. Morrison ward im rechten Beine und im Unterleibe von Speeren getroffen. Es blieb jetzt nichts Anderes übrig, als alles Gepäck zurück zu lassen und einen eiligen Rückzug nach Port Moresby, von wo man 160 km entfernt war, anzutreten. Nur durch den Muth des Mr. Lyons, eines der Begleiter, ward es möglich, den Hafenort glücklich zu erreichen. Ob und wie viel Eingeborene dabei noch erschossen wurden, darüber schweigt der Bericht. Die Gesellschaft kehrte dann ohne Verzug nach Queensland zurück. Dieser Vorfall ist in hohem Grade zu bedauern. Der freundliche Verkehr, welchen die Missionen mit den Eingeborenen unterhielten, und das dadurch gewonnene Vertrauen der letzteren zu Europäern überhaupt hat durch diese Unbesonnenheit des Mr. Morrison schwer gelitten und spätere Reisende werden dafür büßen müssen. Der in Port Moresby stationirte Missionar, James Chalmers, hat sich, wie berichtet wird, in Begleitung von zwei Europäern sofort zu denselben Eingeborenen begeben, um Frieden und Freundschaft wieder herzustellen und zugleich über das Verfahren des Mr. Morrison genaue Erkundigungen einzuziehen.

— Wie uns aus Australien gemeldet wird, hat die englische Regierung auf dem zum Salomons-Archipel gehörigen Treasury Island ein Marine-Depôt erreicht. Dies würde, fügt man hinzu, mit einer Annektirung dieser Inselgruppe ziemlich gleichbedeutend sein.

— Der englische Kolonialminister, Earl of Derby, hat erklärt, daß alle Landankäufe, welche neuerdings australische Kolonisten unter großer Uebervortheilung von Eingeborenen auf Neu-Guinea gemacht hätten, ungültig wären. Dergleichen Ankäufe sind mit 1 d = 8⅓ Pfennig für den Acre (= 40 bis 46 Ar) abgeschlossen worden.

Nordamerika.

— Gold in Nord-Carolina. Der Akademie in Philadelphia wurde in einer der letzten Sitzungen ein „Nugget" aus Nord-Carolina vorgelegt, das vier Pfund wog und für etwa 1000 Dollars Gold enthielt; es stammte aus Montgomery County. Man findet das Gold dort in zersetzten Quarziten, welche aus den verwitterten Felsen ausgewaschen sind, mitunter in recht erheblichen Quantitäten und häufig in schönen Krystallen; auch der Boden ist goldhaltig, doch scheint er das Auswaschen nicht zu lohnen. In Flußbetten und Löchern wird dagegen mitunter reiche Ausbeute gemacht; vor einigen Jahren erhielt ein Mann aus einem einzigen solchen Loche für 30 000 Dollars Gold.

(„American Naturalist".)

— Aus Matamoras in Mexiko kommt die Meldung, daß der Mönch Damato Soto in Concordia im Staate Veracruz einen Schlüssel zur aztekischen Schrift entdeckt habe.

Vermischtes.

— Von H. Guthe's Lehrbuch der Geographie in der Neubearbeitung von Prof. H. Wagner (5. Aufl., Hannover, Hahn'sche Buchhandlung) ist der 2. und Schlußband, Europa behandelnd, dem ersten (vergl. „Globus", Bd. 41, S. 352) in einer Zwischenzeit von nur anderthalb Jahren gefolgt. Der mit Register fast 53 Bogen starke Band zeigt eine fast überraschende Fülle eindringender Arbeit; nach den verschiedensten Richtungen hin ist der Autor ergänzend und bessernd vorgegangen und hat die neuere und neueste Literatur in umfassender Weise ausgenutzt. Besonders erfreulich sind die recht ausführlichen Abschnitte über die Kartographie der einzelnen Länder mit ihren, wie wir gern anerkennen, unparteiischen Urtheilen über Kartenwerke; wir möchten allerdings hier nicht jede Ansicht unterschreiben, aber dabei zu bedenken geben, wie wenig überhaupt auf dem Gebiete der Kartenkritik geschieht und wie überaus schwierig und zeitraubend eine solche ist. Darum verdienen die freilich kurzen Urtheile Wagner's entschieden mit Dank anerkannt zu werden. Der billige Preis (11 M. für die beiden starken Bände) wird das seinige zur weitern Verbreitung des beliebten Handbuches beitragen.

— Wir haben das Erscheinen der 6. und 7. Lieferung von Hölzel's Geographischen Charakterbildern, den Hafen Nagasaki, den Calvarienberg in der Adelberger Grotte die Thalsporne von Kronburg, die Weckelsdorfer Felsen, die Donau bei Wien und Mangroveküste von Venezuela darstellend, anzuzeigen. Die dazugehörigen Erklärungen sind von G. Kreitner, B. v. Haardt, Fr. Simony und K. Zehden verfaßt und mit vier Orientirungskarten ausgestattet. Die stets charakteristisch gewählten Landschaften in ihrer schönen farbigen Ausführung sind, wie wir wiederholt bekennen, wohl das vorzüglichste Hilfsmittel, um Schülern beim Geographie-Unterricht Anschauungen beizubringen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Gent und Ost-Flandern.

(Nach dem Französischen des M. Camille Lemonnier.)

II.

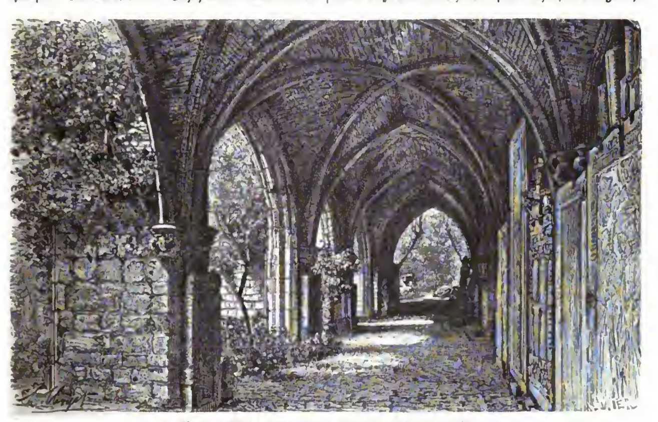
Schöner noch und interessanter als die beiden Gebäude am Pont du Laitage sind die vier alten Häuser am Quai aux herbes, in einem von Menschen wimmelnden Quartier am Wasser, wo man vor Rollwagen, Kippkarren und Handwagen kaum hindurchkommt und sich Schiffer und Gemüsegärtner drängen, wo das lärmende Ausladen der Bodenerzeugnisse an das Treiben in einem Seehafen erinnert und es so charakteristisch nach Theer riecht. Zwischen den anderen modernen, sehr gewöhnlichen Häusern nehmen sich die vier alterthümlichen Façaden aus, wie große Herren in einer Volksschenke. Namentlich das eine, in welchem die Schiffergilde ihre Sitzungen hielt, ein Bau in üppiger Gothik vom Jahre 1531, ist ein wahres Kleinod durch die zierlichen Steinranken, die namentlich die obere Hälfte des Giebels überziehen und sich zuletzt in den kleinen Dachthürmchen verlieren. Nebenan wohnten die Getreidemesser in einem Hause mit gezahntem Giebel; es ist viel weniger verziert und scheint mit seinem ganzen Gewichte seinen Nachbar zur andern Seite, ein winziges Gebäude, zu erdrücken. Dieses wird „het steenen huys“ genannt, und dort wurde in früheren Zeiten das Standgeld erhoben. Im Bilde wie in der Wirklichkeit bemerkt man kaum sein Giebelchen, eingeklemmt wie es ist, zwischen dem Sitze der Getreidemesser und einem schwerfälligen romanischen Bauwerk mit zwei zurückspringenden Stockwerken, worin während des Mittelalters das kraft des Stapelrechts erhobene Getreide lagerte. Die Zeit hat dies alte Gemäuer mit einer warmen Patina überzogen, die Ecken abgestoßen, das Rankengewinde abgenutzt und alles Holzwerk polirt und geglättet. Dieselbe wunderbare Arbeit der Zeit kann man im Kloster St. Bavo anstaunen; dort hat sie freilich viel mehr gewüthet als am Quai aux herbes. Schon im 7. Jahrhundert, ehe noch Gent in der Geschichte erscheint, stand dort ein Kloster, das um 1200 als ausnehmend reich gepriesen wird. Im Jahre 1369 fand dort die Hochzeit Philipp's des Kühnen von Burgund statt. Immer höher wuchs es an Einfluß, Macht und Reichthum, bis plötzlich Karl V. durch die wiederholten Aufstände der Genter Bürger gereizt, aus der Abtei eine Zwingburg zu machen beschloß. Die Einwilligung des Papstes blieb nicht aus, eine Citadelle erhob sich und von dem Kloster, an welchem Einhard Abt gewesen sein soll, sind nur eine Krypta, ein Stück des Kreuzganges und von Buschwerk überwachsene Trümmer übrig geblieben, die aber noch in ihrem tiefsten Verfalle die einstige Pracht des Ganzen ahnen lassen. Die Stadt benutzt die Trümmer jetzt als eine Art von Museum für Grabsteine, Statuen, Basreliefs und Architekturstücke, die an ihren ursprünglichen Stellen dem modernen Leben im Wege standen und hier in den verfallenen Gängen der einst so mächtigen Abtei an die Vergänglichkeit auch des Mächtigsten gemahnen.

Klöster giebt es noch genug in Gent; aber den Glanz von St. Bavo hat keines mehr erreicht. Der ist auf die Kirchen übergegangen und vornehmlich auf die Kathedrale, welche einst dem heiligen Johannes geweiht war, 1540 bei der Uebersiedelung des Kapitels auch den Namen St. Bavo



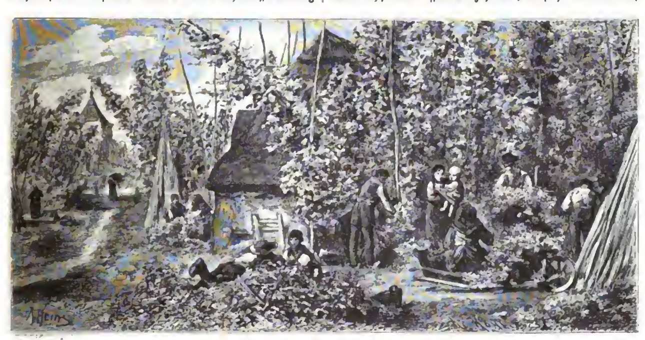
Die vier alten Häuser am Quai aux herbes in Gent. (Nach einer Photographie.)

erbte und reicher an Marmor und Gemälden ist als viele Paläste. Sie wurde im 13. Jahrhundert erbaut über der aus dem Jahre 941 herrührenden Krypta, in welcher unter anderen Hubert van Eyck und seine Schwester Margaretha



Reste des Klosters St. Bavo. (Nach einer Photographie.)

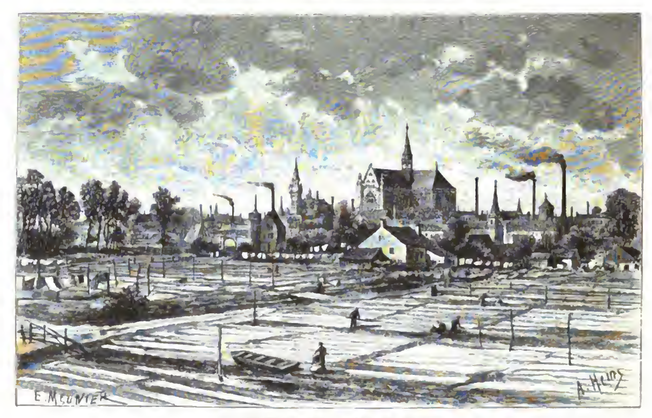
ruhen sollen; eine der Kapellen der prächtigen Oberkirche enthält seine und seines Bruders Jan berühmte „Anbetung des Lammes", das früheste in Oel gemalte Bild (1432 vollendet), von dessen dreizehn Tafeln sechs im Berliner,



Hopfengärten zwischen Wetteren und Aalst (Alost).

zwei im Brüsseler Museum sich befinden. Nicht minder reich an Gemälden, Reliefs und kostbaren Steinen sind auch die anderen Kirchen der Stadt, deren Gesammtzahl 55 beträgt. Unter ihnen zeichnet sich St. Michael aus, ein gothischer Bau aus dem 15. Jahrhundert, mit unvollendetem Thurme und einem prachtvollen sterbenden Christus von van Dyck; 1791 wurde diese Kirche zum Tempel der Vernunft erklärt und auf dem Hochaltare prangte damals

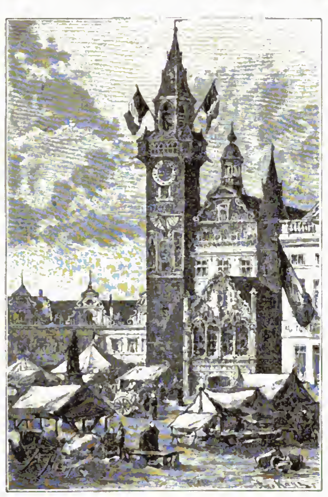
Der große Platz in Dendermonde (Termonde) mit dem Rathhause und der alten Tuchhalle.



Die Bleichereien von Aalst (Alost).

eine Bildsäule der Freiheit. Selbst in der romanisch-strengen Jakobikirche, die noch aus dem 10. Jahrhundert stammt, und in St. Nikolas, der ältesten unter den gothischen (aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts), behauptet die theatralische Ausschmückung ihr Recht, welche bei großen Festen durch Entfaltung und Ausstellung aller sonst verschlossen gehaltenen Schätze an Schenkkannen, Monstranzen, Reliquienschreinen, Dalmatiken und sonstigen Gewändern noch gewaltig erhöht wird.

Vom Thurme der St. Bavo-Kathedrale schaut man weithin das fruchtbare grüne Land, dessen Wiesen, Raps-, Klee- und Flachsfelder noch üppiger sind, als wie zwischen Mecheln und Antwerpen. Auch die Hopfengärten von Wetteren erblickt man im Osten. Von dort an bis Aalst (französisch Alost) führt die Bahn fast ununterbrochen durch wahre Wälder von Stangen, an denen sich die hellgrünen Ranken des Hopfens hinziehen, der für die Trinker Flanderns so unentbehrlich ist. Ein Netz von Kanälen und Bewässerungsgräben durchzieht das Land nach allen Richtungen hin; das Wasser ist es, was diesen Gegenden ihre Fruchtbarkeit und ihren Reichthum verleiht und seine Läufe erfüllen neben Eisenbahn und Chaussee außerdem ihren Zweck als vielbenutzte Verbindungswege. Beides trägt dazu bei, daß sich nicht alle Lebenskraft des flandrischen Landes nach der großen Hauptstadt Gent gezogen hat, sondern daß auch die kleinen Städte sich gewisser Industrien erfreuen, wie z. B. in dem abgelegenen Deynze mehr als 400 Hausarbeiter Seidenzeug weben, jeder täglich 10 Ellen, das bessere Preise erzielt, als die Lyoner Produkte.



Rathhaus von Aalst (Alost).

26 km östlich von Gent liegt das befestigte Dendermonde (französisch Termonde), einer jener kleinen Häfen, wie sie fast an jeder Biegung der Schelde vorkommen, aber bedeutender als die meisten derselben, weil dort sich die Dender mit dem Hauptstrome vereinigt. Am Flusse mit seinen großen und kleinen Schiffen und Barken herrscht auch reges Leben; aber drinnen im Orte, dessen 8700 Einwohner sich besonders durch Leinenfabrikation, Baumwollspinnerei und Bierbrauerei auszeichnen, herrscht fast Todtenstille, nur zuweilen durch Trompetensignale von den Wällen her oder durch das Glockenspiel des Belfried unterbrochen. Auf dem Hauptplatze des Städtchens sieht man mitunter keine drei Menschen. Die Originalität desselben besteht in dem Gegensatze zwischen dem ernsten, aber doch anziehenden Rathhause und der kleinen Tuchhalle, die sich an einen alten Thurm lehnt, und der eine Art Portikus, zu welchem von beiden Seiten im Bogen aufsteigende Treppen hinaufführen, vorgebaut ist. Sehr eigenthümlich nehmen sich diese angeklebte Treppe und die von antiken Säulen getragene Vorhalle neben dem stufenförmigen Giebel des Gebäudes aus; aber so unangenehm ein geschultes Auge vielleicht von diesem Nebeneinander berührt werden mag, so spricht sich doch darin der Geist und Sinn verschiedener Zeitalter aus, deren jedes auf die Beachtung späterer Geschlechter vollen Anspruch erhebt.

Das Rathhaus selbst hat wie viele ähnliche Gebäude in Belgien im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Veränderungen sich gefallen lassen müssen, in denen sich der veränderliche Geschmack der verschiedenen Epochen ausdrückt. Ein Theil ist erst unlängst in reinem Gothisch, aber sehr einfach und schmucklos renovirt worden, während sich der linke Flügel mit einem geschnörkelten Renaissancegiebel brüstet. Aus dem Gemäuer aber ragt wie ein Leuchtthurm auf der Klippe der zierliche viereckige Thurm empor; er reicht an imponirender Feierlichkeit nicht an den Belfried von Brügge, an gewaltiger Höhe nicht an den Thurm von Ypern heran, nimmt aber immerhin durch seine symmetrischen Verhältnisse und zierlichen Umrisse einen Ehrenplatz unter den Thürmen des flämischen Landes ein. Eine Reihe von Sälen im Rathhause sind zu einer der Stadt gehörigen Gemäldegallerie eingerichtet, deren Bestandtheile fast durchweg von Söhnen Dendermondes herrühren, Söhnen, welche derselben durchaus Ehre machen; mit ebensoviel poetischem Sinne als malerischem Vermögen verstehen sie es, der Natur ihres Heimathlandes ihre Geheimnisse abzulauschen und in Farben zu fixiren, und so erwarben sie sich den ehrenvollen Platz in der modernen Malerei Belgiens, den sie heute einnehmen. Kein Kunstfreund wird es daneben unterlassen, die Marienkirche zu besuchen, um einen Christus am Kreuz von Van Dyck und eine Himmelfahrt Mariä von Crayer zu bewundern.

Demjenigen Reisenden, welcher von Dendermonde kommt, kündigt sich Aalst (französisch Alost) durch seine Leinwandbleichereien an. Ganze Kilometer weit ziehen sich eines neben dem andern die bläulich-weißen Stücke der schönen flandrischen Leinwand hin, helle leuchtende Streifen auf dem grünen Rasen bildend, wie auf den Bildern Ruysdaels und des ältern Van der Meer. Sonst aber verräth den frühern Reichthum der kleinen, netten Stadt Aalst nur der große viereckige Belfried neben dem aus dem 15. Jahrhunderte stammenden Rathhause mit seinem köstlichen

Vorbau; das ist aber auch alles, was Aalst, ehemals die Hauptstadt von Oesterreichisch-Flandern, aus den Stürmen der Zeit gerettet hat, aus den schrecklichen Religionskriegen und vor den plündernden und sengenden Heeren Turenne's und der Republik. Kanonenkugeln und Brandfackeln haben ihr Werk gethan, die alten Wälle haben Straßen und Spaziergängen weichen müssen, und die unvollendete St. Martinskirche, deren Thurm übrigens das älteste Glockenspiel in Europa enthält, ist nur noch ein schwacher Abglanz der einstigen Stiftskirche; aber ein Meisterwerk birgt Aalst noch, das Zeugniß ablegt von dem Reichthume und der Pracht seiner mittelalterlichen Gilden, einen heil. Rochus, den Schutzpatron gegen Pest und Viehseuchen, welchen Rubens auf Bestellung der dortigen Brauer für ihre Kapelle malte. Ein eigenthümlicher Stoff für die blühenden, dicken Brauergestalten: der von himmlischer Glorie beschienene



Rathhaus in Audenaarde. (Nach einer Photographie.)

Heilige inmitten der, von den Schrecken des Todeskampfes gefolterten, leichenfarbig dreinschauenden, sich in ihrem Kothe wälzenden Pestkranken!

Und nun zurück an die Schelde nach Audenaarde, dem Geburtsort der Margarethe von Parma, Karl's V. natürlicher Tochter, einer kleinen, aber durch Bauwerke ausgezeichneten Stadt von noch nicht 5000 Einwohnern, aber berühmt durch den Sieg, welchen Prinz Eugen und Marlborough am 11. Juli 1708 unter ihren Mauern über die Franzosen unter dem Marschall Villars und dem Herzoge von Burgund erfochten. Der Stolz Audenaardes ist das 1525 bis 1530 im zierlichsten spätgothischen Stile erbaute und vor kurzem restaurirte Rathhaus. Es ist das dritte im Bunde neben denen von Brüssel und Löwen und braucht sich neben den majestätischeren Verhältnissen des Brüsseler und dem zierlichsten Spitzenwerke des Löwener Stadtpalastes, das der Meißel eines Benvenuto Cellini geschaffen zu haben scheint, nicht zu verstecken. Es ist allerdings kleiner, aber es ver-

bindet mit überreichem Schmucke eine ebenso elegante wie stolze Symmetrie; trotz des zierlichen, fast verführerischen Details waltet doch in dem Ganzen eine so vollkommene Harmonie vor, daß sich das Auge an der Klarheit der allgemeinen Anordnung erfreut.

Auf einem Portikus von sieben Bogen steigt der Bau in zwei Stockwerken auf, über deren oberstem sich das Dach, von einem prächtig durchbrochenen Geländer umgeben, erhebt. In der Mitte springt ein viereckiger Thurm vor, der sich oben in einen achteckigen verwandelt und nur wenig über das Dach hinausragt. Jede Seite des Thurmes ist mit Nischen geziert, jedes seiner beiden Stockwerke mit Balustraden umgeben und das Ganze mit reichen baldachinartigen Vorsprüngen und Schlußsteinen behängt, während die Façade des Gebäudes selbst zwischen je zwei Fenstern eine Nische für Bildsäulen zeigt und an den beiden Seiten gezackte Giebel und vor denselben drei kleinere Thürmchen sich aufbauen. Dieses Dach an sich allein ist schon ein Wunderwerk mit seinen zahlreichen Statuen, den kleinen Dachluken, den größeren, mit Spitzen und Zacken gekrönten Fenstern u. s. w. Der Tradition zufolge hätte Meister Van Pede, der Erbauer des Rathhauses, von den städtischen Behörden den ausdrücklichen Befehl erhalten, von den am meisten bewunderten Stadthäusern jener Zeit nur die schönsten Motive zu entlehnen; bei jeder Vergleichung aber gewinnt man die Gewißheit, daß das Gebäude mit dem edlen Gleichmaß der Linien und dem reichen Blüthenschmuck aus dem Kopfe eines erfindenden Meisters, nicht eines Nachahmers hervorgegangen ist. Auch im Innern enthält der Bau vieles Beachtenswerthe, namentlich ist das Portal des Rathssaales, 1530 von Paul van Schelden ausgeführt, ein Meisterstück der Holzbildhauerei.

Von den Kirchen verdienen St. Walburg, theils romanischen Styles aus dem 12., theils gothischen aus dem 14. und 15. Jahrhundert und Notre-Dame de Pamele im Uebergangsstile aus dem Romanischen ins Gothische mehr als flüchtige Aufmerksamkeit. Die Herren von Audenaarde und Pamele hatten sie auf den beiden Flußufern auf ihren respektiven Besitzungen erbauen lassen, und jede Familie hatte gesucht, die andere an Größe und Pracht des Gotteshauses zu übertreffen. Die Frauenkirche, dem 13. Jahrhundert angehörig, ist und wird durch verständige Restaurationen ihrer ursprünglichen Form täglich näher gebracht und erweckt mehr Interesse als St. Walburg, die zu oft umgebaut worden ist, um ihre ursprüngliche Architektur erkennen zu lassen.

Zur Physiologie der Hindus.

Von **Hugo Schanz**, Pf., Miss. a. D.

Die indische Welt wehet einen Europäer vorerst recht fremdartig an; aber je näher wir ihr treten, um so mehr erkennen wir, daß auch die Hindus bei allen Eigenthümlichkeiten Fleisch und Bein von unserm Fleisch und Bein sind, und gilt dann auch auf sie bezogen das bekannte Diktum: nil humani a me alienum esse puto. In diesem Sinne dürfen wir wohl auch einmal einen Blick hineinwerfen in die Anschauungen der Hindus in Ostindien über anthropologische, physiologische (auch wohl die Arzneiwissenschaft betreffende) Fragen. Vielleicht finden sich auch für den aufrichtigen Forscher unter ihren oft wunderlichen Ansichten manche für die Wissenschaft und das praktische Leben brauchbare Körnlein der Wahrheit. Insbesondere, meinen wir, sollten unsere Aerzte nicht ohne genauere Prüfung alles, was die Hindu-Physiologie und -Pathologie aufgestellt hat, absprechend verwerfen; denn es ist ja gewiß, daß das Wunderland Indien einen wunderbaren Reichthum heilkräftiger (ebensowie auch giftiger) Pflanzen und Kräuter besitzt und andererseits, daß die Hindus viel mehr als wir Occidentalen in und mit der Natur leben und viele Beobachtungen darin machen, die freilich, bei ihrer neben haarspaltendem Verstande einhergehenden und vorherrschenden Phantasie, gar schnell sich in Bilder und Poesie umsetzen. Die meisten ihrer gelehrten Werke sind in schwer verständlichen, ja ohne schriftlichen oder lebendigen Kommentator gar nicht verständlichen — Versen verfaßt. Dies gilt besonders auch von den wissenschaftlichen Büchern der Tamulen.

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen wollen wir uns ein wenig in die Physiologie der Hindus hineinwagen.

Die indische Physiologie, tatva-sâstra genannt, behandelt ihren reichen Stoff in 17 (Andere zählen 20) Abtheilungen, und zählt zusammen 96 Wesensbestandtheile des menschlichen Organismus, die wir selbstverständlich nicht alle besonders behandeln, aber doch der Merkwürdigkeit wegen kurz aufzählen wollen. Es sind folgende:

1) Die 5 Elemente, 2) die 5 Sinne, 3) die 5 Sinneswerkzeuge, 4) die 5 Organe der Thätigkeit, 5) die 4 (nach Anderen 5) geistigen Organe, 6) die 10 Puls- oder Schlagadern (oder Blutgefäße), 7) die 5 Zustände (physische und zugleich geistige) des menschlichen Organismus, 8) die 3 inhärirenden Leidenschaften, 9) die 3 Eigenschaften oder Gunas, 10) die 3 physiologischen Regionen, 11) die 6 physiologischen Fundamente, 12) die 3 Krankheitsstoffe und der dreifache Puls, 13) die 7 constituirenden Bestandtheile des Körpers, 14) die 10 Winde (oder Lüfte) im organischen Körper, 15) die 9 Oeffnungen des Körpers, 16) die 8 bösen Neigungen, 17) die 5 Scheiden oder Bekleidungen der Seele; [18) die 5 oder 6 Behältnisse für die Säfte rc. des Körpers u. s. w.]

Wir wollen uns nun bemühen, im Folgenden aus diesem weiten und reichhaltigen Gebiete nur das Interessantere und Wichtigere hervorzuheben.

Als die 5 Elemente, pancha bhûta, zählen die Hindus auf: 1) akâsha, Aether, 2) vâyu, Luft oder Wind, 3) têjas, Feuer oder Licht, 4) ap, Wasser, und 5) prithivi, Erde. Es wird aber noch außerdem ein Unterschied statuirt zwischen den 5 gröberen oder sichtbaren Elementen (sthûla-bhûta) und den, diesen zu Grunde liegenden geistigen und unsichtbaren 5 Urelementen (sûkshma-bhûta). Durch die — sehr verschiedenartige und verschiedenfache — Zusammensetzung dieser doppelten fünf Elemente werden alle lebenden Wesen, also auch der menschliche Organismus gebildet. Die geistigen Elemente bilden die Seele, die gröberen den sichtbaren Leib. — Das erste Element, der alles (selbst harte Gegenstände) durchdringende Aether, hat nur ein Merkmal oder Attribut, nämlich das

Gehör (d. i. er kann gehört werden); das 2. hat deren zwei: Gehör und Gefühl; das 3. drei: Gehör, Gefühl und Gestalt; das 4. vier: Gehör, Gefühl, Gestalt und Geschmack; das 5. endlich fünf, nämlich: Gehör, Gefühl, Gestalt, Geschmack und Geruch, — entsprechend den 5 Sinnen, welche bei den Hindus dieselben sind wie bei uns, und deren Gegenstand, panchavishaya genannt, die ganze materielle Welt ist. — Auch die Sinneswerkzeuge, gnânêndrya, sind die unserigen, nämlich 1) das Auge, Organ des Gesichts, das die Gestalt zum Objekt hat; 2) das Ohr, Organ des Gehörs mit dem Schall oder Ton als Gegenstand; 3) die Nase, Organ des Geruchs, Objekt der Duft; 4) die Zunge, Organ des Schmeckens, Objekt der Geschmack; 5) die Oberfläche des Körpers oder die Haut, Organ des Gefühls durch Berührung irgend eines Gegenstandes.

Unter den 5 Organen der Thätigkeit verstehen sie 1) den Mund (Organ der Sprache und der Ernährung), 2) die Füße (Organ der Fortbewegung), 3) die Hände (Organ des Arbeitens 2c.), 4) After (Organ der Absonderung) und 5) Geschlechtstheile (Organ der Absonderung und der Zeugung).

Als die 4 (oder 5) geistigen Organe bezeichnen sie 1) den Geist, manas, Organ des Denkens oder der Auffassung, der Idee; 2) Verstand, buddhi, Organ des Prüfens, Forschens, Reflektirens, Vergleichens, Erfindens, Experimentirens; 3) Wille, chitta, Organ des Wunsches, der Wahl; 4) Energie, ahankâra, Organ des thatkräftigen Entschlusses, der zur Ausführung des Vorhabens führt; [5) der abstrakte Geist, abgesehen von jeder geistigen Thätigkeit, oder das Innere, tamulisch ullam.]

Anmerkung. Die bisher besprochenen 24 (oder 25) Organe werden zusammen auch als Organe der Seele, âtmatatva, bezeichnet, was zwar kaum zutreffend ist, aber doch zeigt, daß sie die bisher genannten Organe und ihre Thätigkeiten mehr geistig auffassen.

Die 10 Pulsadern, dasanâdi, bespricht ausführlich das Schriftchen „Jananasâgara“ von Nandi-dêwer; hier können wir darauf nicht näher eingehen.

Interessanter ist, was sie von den 5 Zuständen lehren. Sie verstehen darunter physische und zugleich geistige (psychische) Zustände des menschlichen Organismus, in welchen die Seele je eine andere Position im Körper einnimmt, nämlich 1) Wachsamkeit, jâgra, die Seele weilt in der Stirne mit allen ihren Fähigkeiten in voller Kraft und Munterkeit; 2) Traum, svapna, die Seele sitzt im Nacken, und ihre Fähigkeiten sind suspendirt oder doch reducirt wie im Träumen 2c.; 3) tiefer, traumloser Schlaf, sushupti, gänzliche Empfindungslosigkeit, die Seele hat sich in die Brust zurückgezogen und ihre Thätigkeit ist noch mehr reducirt; 4) Geistesabwesenheit, dhuryya, Entzückung, die Seele ist bis in den Nabel (Ganglienystem, Sonnengeflecht?) herabgesunken; und 5) völliges Versunkensein, dhuryyâdhita, die Seele ist bis zum Gefäß herabgesunken und im Entweichen aus dem Körper begriffen.

Die drei inhärirenden Leidenschaften sind 1) Stolz, ahankâra, Anmaßung, Selbstbetrug oder die Einbildung, als thue man selbst etwas, anstatt alle Thätigkeit der Gottheit zuzuschreiben; 2) Verwirrung des Geistes, mâya, daß man nämlich diese Welt für wirklich existirend hält, während sie doch (nach der konsequenten Vedantaphilosophie, welche freilich von der Sankhyaphilosophie bekämpft wird) nur Schein, mâya, ist; und 3) Wollust, kâmya, das Princip der Fleischeslust. — In diesen drei Leidenschaften oder angeborenen Principien ist die Seele von Ewigkeit her verstrickt, durch sie wird sie zur Verrichtung moralischer (guter oder böser) Handlungen gereizt und von der Vereinigung mit der Gottheit zurückgehalten. Diese Leidenschaften müssen beherrscht und vernichtet werden, damit die Seele durch die Gnade (tamulisch arul) der Gottheit befreit werde. Gleichwohl sind sie der Seele von Nutzen als ein stimulus zum Kampfe.

Ueber die 3 Eigenschaften oder Gun'as (Satva, Râjasa und Tâmasa), welche die letzte oder innerste Quelle aller Beschaffenheit und Charaktereigenthümlichkeit in der Gottheit selbst und, durch Emanation aus derselben, auch in allen Kreaturen und besonders im Menschen sind, und welche in der indischen Wissenschaft eine sehr große Rolle spielen, dürfte es sich verlohnen, eine besondere Abhandlung zu schreiben; hier würde es zu weit führen.

Was die Hindu-Physiologen über die 3 physiologischen Regionen[1]) und ebenso über die 6 physiologischen Fundamente[2]) aussagen, sind mystische und mythologische Anschauungen über den menschlichen Leib, welchen sie als Mikrokosmus auffassen, und in welchem darum alles, was im Makrokosmus, d. i. der Welt, sich vorfindet, im Kleinen sich wiederspiegele. Die 3 physiologischen Regionen im menschlichen Körper sind 1) agnimandala, die Feuerregion, d. i. der untere Theil des Unterleibes, in welchem das Feuer regieren soll, 2) adityamandala, die Sonnenregion, d. i. der Magen und das Herz, darinnen die Sonne ihren Sitz und besondern Einfluß habe, und 3) chandra-mandala, die Mondregion, d. i. der Kopf und die Schultern, worinnen der Mond regieren soll.

Anmerkung. Daß sie den Mond in eine höhere Region versetzen als die Sonne, hängt jedenfalls mit ihrer falschen astronomischen Anschauung zusammen, daß der Mond (weil kleiner fürs Auge) vielmal weiter von der Erde entfernt sei als die Sonne. — Die mittlere Region wird als eine Lotosblume dargestellt und bei der Anbetung dreien von den weiblichen Energien (Saktis) zugeschrieben, worüber hier nicht Ausführlicheres berichtet werden kann. Ebenso übergehen wir die 6 physiologischen Fundamente.

Von großer Wichtigkeit für die indische Physiologie und Medicin und — nach unserm Dafürhalten — auch für uns sehr interessant und nicht ohne Bedeutung sind die 3 Krankheitsstoffe, dôsha, welche sich im menschlichen (und thierischen) Körper vorfinden; sie heißen 1) Wind, vâta, oder Blähung, deren Vorherrschen im menschlichen Organismus das melancholische Temperament erzeugt; 2) Galle, pitta, cholerisches Temperament; und 3) Schleim, slêshman, phlegmatisches Temperament beim Vorherrschen erzeugend. Sie werden auch als Wind, Feuer und Wasser bezeichnet. Das Vorherrschen des einen oder andern, oder mehrerer zugleich, oder auch die Verbindung mehrerer (denn im gesunden Zustande finden sie sich unvermengt im Körper), oder endlich das Zurücktreten des einen oder andern, erzeugt im und am menschlichen Körper die verschiedenartigen Krankheiten, denen der Mensch ausgesetzt ist. — Der 1. Stoff, Wind, bewirkt, wenn überreich vorhanden, sauren Geschmack im Munde, und erzeugt Schnupfen, Husten, Geschwulst, Krämpfe, Rheumatismus, Hypochondrie 2c. — Der 2. Stoff, Galle, im Uebermaß vorhanden, bewirkt bittern Geschmack im Munde und erzeugt die verschiedenen Arten von Fieber, Augenkrankheiten, Erbrechen 2c. — Der 3. Stoff, Schleim, im Uebermaß bewirkt süßen Geschmack im Munde und erzeugt Nieren- und Geschlechtskrankheiten, Wassersucht 2c. — Wenn alle

[1]) mandala.
[2]) âdhâra.

3 Stoffe im Uebermaß vorhanden sind, so entsteht eine tödtliche Krankheit, tri-dôshâtisâra genannt; doch kann natürlich der Tod auch schon durch einen der drei Krankheitsstoffe verursacht werden.

Zur Erforschung des regelmäßigen oder krankhaften Verhältnisses dieser 3 Stoffe dient der dreifache Puls, nâdi, welchen die indischen Aerzte annehmen und auch besonders im Handgelenk zu finden wissen. Sie legen dazu zu gleicher Zeit den Zeigefinger, Mittelfinger und Ringfinger auf die Pulsader etwas unterhalb der Wurzel des Daumens, und zwar bei Männern auf die Pulsader der rechten, bei Frauen auf die der linken Hand (weil sie so bei den beiden Geschlechtern am deutlichsten gefühlt werde), und finden mit dem Zeigefinger den Windpuls, vâta-nâdi, mit dem Mittelfinger den Gallenpuls oder Feuerpuls, auch Lebenspuls genannt, pitta-nâdi oder agni-nâdi, und mit dem Ringfinger endlich den Schleimpuls oder Wasserpuls, slêshma-nâdi oder eija-nâdi.

Der 1. Puls ist besonders lebhaft in der Zeit von 6 bis 10 Uhr Morgens und Abends, der 2. von 10 bis 2 Uhr bei Tag und bei Nacht, der 3. endlich von 2 bis 6 Uhr Nachmittags und gegen Morgen. — Den regelmäßigen Schlag des 1. Pulses vergleichen sie mit dem Gange des Schwanes, der Henne, des Pfaues, einer Armee; den des 2. Pulses mit dem nachschleppenden Gange der Schildkröte, des Blutegels; den des 3. Pulses mit dem hüpfenden Gange des Frosches, der Schlange. Danach bestimmen sie die Krankheiten, ihren Verlauf und die anzuwendende Arznei. — Ein Beispiel: Wenn früh zwischen 6 und 10 Uhr mehrere Tage der 3. Puls regelwidrig und übermäßig schlägt, so erfolgt in 4 bis 5 Monaten der Tod. — Wenn sich alle 3 Pulse tiefer aus dem Handgelenke herunterziehen und dies einen Monat anhält, so erfolgt der Tod in 10 Monaten 2c. — Wenn der Puls im Handgelenke gar nicht mehr gefühlt wird, so wissen geschickte Aerzte ihn oft noch an 9 anderen Orten zu finden (cf. oben die 10 Pulsadern) und durch geeignete Medikamente das Leben zu retten.

Die übrigen, von den Hinduphysiologen noch aufgezählten Wesensbestandtheile des menschlichen Organismus bieten nichts Interessantes weiter, und wollen wir nur in Bezug auf die 10 zum Leben gehörigen Winde noch bemerken, daß der letzte derselben, dhananjaya genannt, noch 3 Tage, nachdem der Tod eingetreten ist, im menschlichen Leibe bleibt und das Aufschwellen der Leichname bewirkt. Der Sage nach sucht er im ganzen Leibe herum nach seinen entwichenen 9 Gefährten, bläst den Leib auf und entweicht dann selbst, nachdem er den Kopf gespalten. — Außer diesen zum Leben nöthigen Winden giebt es auch krankhafte Winde im Körper, durch welche z. B. Geschlechtskrankheiten, Asthma, Kurzathmigkeit, Schlagflüsse, Lähmungen 2c. erzeugt werden (cf. oben den Windpuls und Schleimpuls).

Ueber die indische Arzneikunde zu berichten, findet sich vielleicht eine andere Gelegenheit.

Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße.

Von Emil Metzger.

II. Erscheinungen bei der Eruption und Folgen derselben.

(Zweite Hälfte.)

Daß der Ausbruch auch weitergehende Wirkung äußern, daß die Menge von Gasen und Dampf, die während desselben frei geworden waren, nicht ohne Einfluß auf die Atmosphäre bleiben, daß die kolossale Wärmeentwickelung und der nach oben gerichtete heiße Strom sowohl auf die Temperatur als auf die Luftströmungen wirken würden, war wohl a priori anzunehmen. Als unbestritten darf ich wohl die Erscheinung einer mit der Explosion von Krakatau zusammenhängenden Luftwelle anführen, welche um die ganze Erde hin bemerkt worden ist. In der Mitte des Monats December etwa wurde die Sache durch General Strachey in der Royal Society zur Sprache gebracht; aus den Beobachtungen, die ihm zur Verfügung standen, leitete er ab, daß die Erschütterung, welche die Luftwelle veranlaßt hat, um 9 Uhr 32 Min. Ortszeit stattgefunden haben muß, wenn man die Welle, die von Osten nach Westen um die Erde gelaufen ist, zu Grunde legt, und um 9 Uhr 13 Min. Ortszeit, wenn man von der von Westen nach Osten gerichteten Welle ausgeht. Hieraus ergiebt sich für die Wellen, welche von Osten nach Westen gingen, eine Schnelligkeit von 674 Meilen per Stunde und für die, welche von Westen nach Osten gingen, eine Schnelligkeit von 706 Meilen per Stunde. Die Schnelligkeit des Schalles beträgt bei 10° C. 757 Meilen und bei $26^2/_3$° 781 Meilen in der Stunde, bei einer Temperatur von — 15,8° würde diese Schnelligkeit immer noch 723 Meilen in der Stunde betragen, was doch noch mehr ist, als der aus der schnelleren von beiden Luftwellen resultirende Betrag. Daß die Welle, welche sich in der Richtung der Umdrehung der Erde bewegte, eine größere Geschwindigkeit besessen hat (etwa 32 Meilen in der Stunde), könnte durch Annahme eines Westwindes von 16 Meilen in der Stunde erklärt werden. Ein interessanter Punkt aus dem Berichte General Strachey's verdient besondere Aufmerksamkeit. Als der genannte Herr seinen Aufsatz schrieb, war ihm nur der im ersten Theil dieses Artikels ausführlich mitgetheilte Bericht des „Charles Bal“ bekannt, in dem am 27., wie ich nachgewiesen habe, alle Zeitangaben um etwa zwei Stunden fehlerhaft sind, und wo die Explosion auf 11 Uhr 15 Min. angegeben wird, während General Strachey, wie eben mitgetheilt ist, im Durchschnitt hierfür 9 Uhr 23 Min. gefunden hat.

Er sagt über diesen (scheinbaren) Unterschied: „Nach dem gegenwärtigen Zustande unserer Bekanntschaft mit den Thatsachen kann man nur annehmen, daß die Erschütterung, die Herr Watson (der Kapitän des „Charles Bal“) am 27. August um 11 Uhr 15 Min. beobachtet hat, dem zweiten Hauptabschnitte der Luftbewegung entspricht. Daß die Welle, welche den ersten Stoß zu derselben gegeben hat, um 11 Uhr 15 Min. entstanden sein sollte, ist anscheinend mit der beobachteten Geschwindigkeit nicht überein zu bringen, die sehr gut mit den Beobachtungen stimmt und auf eine frühere Zeit der Explosion hinweist.“ Daß diese Vermuthung vollständig begründet war, ergiebt sich aus

den oben mitgetheilten Berichten; ich stellte auf Grund derselben annähernd die Katastrophe auf 9 Uhr 30 Min. fest, zu einer Zeit, wo mir der Aufsatz des Generals Strachey und überhaupt die Beobachtung der Luftwelle noch unbekannt war. Auch der Berliner Astronom Dr. Förster hat am Barograph des Normal-Aichungs-Amtes ähnliche Beobachtungen gemacht, die er im Reichsanzeiger mitgetheilt hat; ebenfalls ist der Gegenstand von Dr. Neumayer in der Sitzung der Hamburger geographischen Gesellschaft vom 12. Januar besprochen worden. Der letztgenannte Herr erwähnte in seinem Vortrage auch die in Neu-Georgien gemachten Beobachtungen, die ebenfalls eine atmosphärische Störung nachwiesen; die Barometeramplitude betrug 2,5 mm, die Erscheinung wiederholte sich zwei- bis dreimal in Zwischenräumen von etwa einer Stunde. Auch eine starke Bewegung des Meeres wurde dort beobachtet. Die Luftwelle legte im Ganzen dreimal den Weg um die Erde in etwa 36 Stunden zurück.

Seit einiger Zeit sind ferner zwei auffallende Erscheinungen sehr häufig beobachtet worden, welche von Vielen ebenfalls mit den vulkanischen Ausbrüchen der letzten Monate in Verbindung gebracht werden.

Es sind dies die eigenthümlich gefärbte Sonne und die prächtigen Dämmerungserscheinungen. Wenn auch der Zusammenhang derselben mit dem Ausbruch von Krakatau oder anderer Vulkane nicht mit mathematischer Schärfe bewiesen ist und auch wohl nie bewiesen werden kann, ja auch manche andere Erklärungsversuche gemacht sind, die ebenfalls berücksichtigt zu werden verdienen, so scheint es doch angezeigt, in einem Aufsatz, der über die Folgen der Eruption von Krakatau handelt, diesen Punkt wenigstens zu berühren und den möglichen Zusammenhang mit den vulkanischen Ausbrüchen anzudeuten.

Bekanntlich wurde man in den verschiedensten Theilen der Erde schon in den letzten Tagen des August auf eine eigenthümliche Färbung der Sonnenscheibe aufmerksam. In den in der Nähe der Sundastraße gelegenen Ländern, in denen auch andere auffallende, aber unwidersprechlich mit dem Ausbruch in Verbindung stehende Erscheinungen beobachtet worden waren, lag es gewiß nahe, diese Erscheinung auf die Eruption von Krakatau zurückzuführen. Etwas verwickelter wurde die Sache, als Berichte von den entferntesten Theilen der Erde einliefen, wo man die Sonne in den verschiedensten Farben gesehen hatte; hatte sie in Englisch-Indien eine grünliche Färbung erhalten und war man geneigt, die Schwefeldämpfe, welche bei der Explosion, die man noch in Ceylon gehört hatte, frei geworden sein sollten, hierfür verantwortlich zu machen, hatte man in Japan die Abschwächung des Sonnenlichtes sofort den in der Luft befindlichen und in Japan gefallenen Aschentheilchen, welche von Krakatau herrührten, zugeschrieben, so wurde die Erklärung schwieriger, als — ich führe nur einige wenige Beispiele an — aus Brasilien Berichte einliefen, daß man die Sonne Anfangs September dort eine ganze Woche lang in mattem Silberschein bewundert, als man erfuhr, daß sie am 2. September in Paramaribo in blauem Lichte geleuchtet hatte.

Man fand die Entfernung doch zu groß, um eine so schnelle Verbreitung der ausgeworfenen Massen bis nach so entfernten Gegenden hin annehmen zu dürfen, wiewohl sich sehr bald Stimmen erhoben, welche sowohl auf die emporgeworfenen Aschentheilchen, als auch auf die freigewordene ungeheure Menge von Wasserdämpfen und anderen Gasen hinwiesen, die, wie man wohl anzunehmen berechtigt war, nicht ohne Einfluß auf die atmosphärischen Erscheinungen blieben. Die Sache wurde übrigens mehr oder weniger in suspenso gelassen, bis im Monat November in Europa die prächtigen Dämmerungserscheinungen beobachtet wurden, die, wie sich nach und nach ergiebt, schon im September im Stillen Ocean bemerkt worden waren; aus verschiedenen Berichten läßt sich mit genügender Sicherheit feststellen, daß diese auffallende Erscheinung zuerst am 5. September in Honolulu beobachtet wurde. Die Mittheilung scheint zu eigenthümlich, um sie nicht wenigstens im Auszuge hier beizufügen.

Herr Bischop schrieb in der zu Honolulu am 22. September veröffentlichten „Saturday Preß“: „Ich bemerkte diese besonderen Erscheinungen zuerst Mittwoch am 5. d. Mts., 7 Uhr Abends, so lange nach Sonnenuntergang, daß gewöhnlich zu gleicher Zeit keine Spur von Farbe mehr an dem Abendhimmel zurückbleibt. Das Himmelsgewölbe war dann von Südwest bis West mit einer dunkelrothen und mattgelben Gluth bedeckt, die sehr derjenigen glich, welche durch einen entfernten Brand hervorgerufen wird. Dieselbe dehnte sich bis zu einer Höhe von 15° oder 20° aus. Ich sah das Licht bis 7 Uhr 25 Min.“ Weiter führt er folgende Punkte an, wodurch sich seiner Ansicht nach die Erscheinung von einem gewöhnlichen Sonnenuntergang unterschied, und die er sich nicht erinnert, je gesehen zu haben.

1. Die Erscheinung scheint kein Reflex von einer Wolke, einem Stratum oder irgend welchen Dünsten zu sein. 2. Der besonders düstere Glanz wie von einem fernen Brande. 3. Die späte Stunde, bis zu welcher das Licht sichtbar blieb — bis lange nach der gewöhnlichen Zeit, wo das Dämmerlicht gewöhnlich verschwindet. 4. Endlich, daß der Mittelpunkt der Erscheinung mehr oder wenig südlich vom Westen lag. Dies Phänomen dauerte bis zum 30. September fort; einige Male wurde auch ein schwach röthlich gefärbter Kreis von 15 bis 20° Radius am Himmel beobachtet. Eigenthümlich ist es, daß ähnliche Erscheinungen (wie natürlich viel später erst bekannt wurde) nach dem Ausbruch in der Sundastraße schon vor dem 5. September längs der über die Sechellen, Ober-Guinea (Cape Coast Castle), Trinidad und Panama nach Honolulu laufenden Linie beobachtet wurden, während nach dieser Zeit die Beobachtungen aus allen Theilen der Erde in großer Zahl einliefen, welche, um dies gleich beiläufig zu bemerken, insofern sie von Schiffen herrühren, zum Theil von Aschenproben, die man während der Fahrt gesammelt hatte, begleitet waren, ein sehr werthvolles Material, dessen gründliche, aber zeitraubende Untersuchung jedenfalls sehr viel zur endgiltigen Entscheidung der Frage nach den Ursachen der auffallenden Dämmerungserscheinungen (insofern hier von „endgiltig“ überhaupt die Rede sein kann) beitragen wird. Durch eine mikroskopische Untersuchung nämlich wird es möglich sein, nachzuweisen, welchem vulkanischen Gebiete die gefallene Asche entstammt und sie wahrscheinlich mit der an der Ausbruchsstelle selbst gesammelten Asche zu identificiren resp. etwaige Unterschiede festzustellen.

Sobald die Erscheinung in unseren Gegenden beobachtet wurde, regte sich das Verlangen, die Ursache derselben kennen zu lernen, und es konnte nicht ausbleiben, daß verschiedene Theorien aufgestellt wurden. Die vorliegende Frage war jedenfalls eine sehr mißliche, da man ja über die Ursache der alltäglichen Abendröthe noch nicht ganz einig ist. Die einen sagen, das Vorhandensein des Wasserdampfes in der Atmosphäre, den die Sonnenstrahlen durchdringen müssen, ist die Ursache; der Dampf einer Lokomotive, durch den hin man nach der Sonne schaut, liefert ein tiefrothes Bild der Sonne und es mag vielleicht diesem leicht ausführbaren Experiment zuzuschreiben sein, daß die Zahl der Anhänger

dieser Theorie sehr groß ist. Einer andern Erklärung nach soll das Abendroth von seinem Staube in der Luft herrühren und durch Beugung des Sonnenlichtes erzeugt werden; wer die Sonne einmal im Höhenrauch oder auch die verschiedene Färbung gesehen hat, welche das Himmelslicht annimmt, wenn es hinter der von einem Vulkan ausgestoßenen Aschenwolke verschwindet, wird auch dieser Erklärung die Berechtigung nicht absprechen, und es läge vielleicht nahe zu fragen, ob nicht hier beide Ursachen als zusammenwirkend (d. h. je nach Umständen die eine oder andere als vorherrschend) angenommen werden dürfen? In unserm Falle handelte es sich nicht nur um eine Erklärung der Intensität, sondern auch, und dies scheint in mehrfacher Beziehung noch wichtiger, der langen Dauer der Dämmerungserscheinungen, die wohl zunächst auf abnorme Refraktionsverhältnisse zurückgeführt werden müßten; ob derartige äußergewöhnliche Zustände durch direkte Beobachtung von Himmelskörpern während der Periode der Dämmerungserscheinungen nachgewiesen sind und ob man überhaupt den Versuch dazu gemacht hat, ist mir nicht bekannt.

Kurze Zeit, nachdem man die Dämmerungserscheinungen zuerst in Europa beobachtet hatte, war es Norman Lockyer, der bekannte englische Astrophysiker, welcher mit Entschiedenheit dafür auftrat, daß die Dämmerungserscheinungen mit dem Ausbruch von Krakatau in Verbindung zu bringen seien.

Ein zweiter Erklärungsversuch lag in der Annahme, daß die Erde in ihrer Bahn einer Wolke kosmischen Staubes begegnet sei, wofür namentlich der berühmte Polarforscher Freiherr von Nordenskiöld eintrat. Rudolf Falb suchte die Erscheinung auf die Bildung von Eisnadeln in der Atmosphäre zurückzuführen; Professor P. Zech nimmt an, daß eine Dampfmasse des Weltraumes in die Anziehungssphäre unserer Erde gekommen ist, daß sie nur allmählich an der Oberfläche unserer Atmosphäre sich verbreiten und durch Diffusion in dieselbe eindringen kann; Professor Bezold endlich erklärt das Phänomen für eine gewöhnliche, aber diesmal sehr entwickelte Dämmerungserscheinung, die schon 1864 und 1872 durch Bezold selbst und durch Burkhardt in Poggendorff's Annalen besprochen worden ist.

Es kann natürlich meine Aufgabe nicht sein, in diesem Aufsatz auf die verschiedenen Gründe, die man für jede der erwähnten und noch einige andere Hypothesen vorgebracht hat, einzugehen und die noch viel zahlreicheren Einwürfe, die man gegen jede derselben geltend gemacht hat, zusammenzustellen, und dies um so weniger, als man das gesammte Beobachtungsmaterial bei der Royal Association zur weitern Bearbeitung gesammelt hat und man dort erst im Stande sein wird, mit voller Kenntniß der sehr ausgebreiteten Beobachtungen zu urtheilen. Nur insofern es die durch Norman Lockyer aufgestellte Theorie betrifft, die ja mit dem Gegenstande, der in diesen Zeilen behandelt wird, in engem Zusammenhange steht, möchte ich mir noch einzelne Bemerkungen erlauben.

Lockyer nimmt die Möglichkeit der Vertheilung des Staubes durch die ganze Atmosphäre ohne Weiteres an und beweist nun auf physikalischem Wege, daß hierdurch solche Brechungsverhältnisse der Lichtstrahlen eingetreten sein müssen, welche die beobachteten Lichterscheinungen erklären können. Demgemäß richten sich die Einwendungen weniger gegen den Schlußsatz seiner Theorie, sondern die Gegner bezweifeln hauptsächlich: 1) die Möglichkeit der Verbreitung der Aschentheile über die ganze Erde; 2) die Möglichkeit, daß die von dem Ausbruch von Krakatau herrührenden Stoffe sich so lange schwebend erhalten können; 3) meinen sie, daß nothwendigerweise die Dämmerungserscheinungen nur durch das Vorhandensein von Wasserstoff erklärt werden dürfen. Was den zweiten Punkt angeht, so möchte es genügen, daran zu erinnern, daß im Sommer dieses Jahres ein Ausbruch in Alaska beobachtet worden ist, der noch im Oktober fortdauerte [1]), der also auch der Atmosphäre eine Menge von Staubpartikeln zugeführt haben kann.

Was die anderen Punkte betrifft, möchte ich nur in Bezug auf den ersten noch einige Worte beifügen.

Ich habe bereits über die Wirkung des nach oben gehenden Stromes und die Berührung desselben mit Luftströmungen in verschiedener Höhe gesprochen; zur Unterstützung dieser Ansicht werde ich noch einen Bericht Ed. Whymper's anführen, der am 3. Juli 1880 bei einer Ersteigung des Chimborasso einen Ausbruch des Cotopaxi von einer Höhe von 15 800 Fuß beobachtete. Der Dampf stieg erst senkrecht etwa 40 000 Fuß hoch wie eine kohlschwarze Säule nach oben, wurde dann von einem östlichen Luftstrome erfaßt und über den Stillen Ocean weggeführt, von wo er durch eine andere Luftströmung wieder bis über den Chimborasso zurückgeführt wurde. Sobald die Wolke zwischen den Beobachter und die Sonne getreten war, sah er die Sonne grün, blutroth, dann wieder kupfergelb; er berichtet, daß die Farben durch ihre Pracht einen mächtigen Eindruck machten. Die schwersten Aschentheilchen fielen im Thale zu seinen Füßen, die leichteren auf den Abhängen des Chimborasso nieder, während die feinsten Theilchen in den oberen Luftlagen schweben blieben. In der feinsten Asche, die er sammelte, zählte er etwa 25 000 Körner auf ein Gramm.

Professor Langley, der Astronom des Alleghany- (Penn-) Observatoriums leitet aus verschiedenen persönlichen Beobachtungen, die er auf Vulkanen der alten und neuen Welt gemacht hat, und ebenso aus Berichten von Professor Piazzi Smith über die Erscheinungen, die derselbe vom Pik von Teneriffa aus gesehen hat, den Schluß ab, daß der feinere Staub zu einer sehr bedeutenden Höhe geführt wird und die ganze Erde umgiebt; er schließt seinen Aufsatz, den er über diesen Gegenstand in der „New York Daily Tribune" vom 2. Januar veröffentlicht, mit den Worten, daß er auf Grund dieser Erfahrungen nicht an der Möglichkeit zweifeln kann, daß die von Krakatau oder den Vulkanen in Alaska ausgeworfenen Massen die vielbesprochenen atmosphärischen Erscheinungen hervorgerufen haben.

Wie man nun auch über die Möglichkeit der weiten Verbreitung des Staubes und die Unmöglichkeit, eine solche durch unsere bisherige Bekanntschaft mit den atmosphärischen Strömungen zu erklären, denken mag, so ist doch die Thatsache der weiten Verbreitung von Aschentheilchen sicher und wahrscheinlich ist es sogar, daß dieselben von Krakatau herrühren.

Aus Madrid richtete Mr. Josef Mc Pherson, nach dem Urtheil von R. Proctor ein bedeutender Geologe, einen Brief an die „Times", in dem er sagt: „Da ich den Wunsch hegte, einen positiven Beweis für die glänzende Theorie (bezieht sich auf den Artikel Norman Lockyer's), welche in Ihren Spalten bezüglich der auffallenden Dämmerungserscheinungen auseinandergesetzt wurde, zu finden, habe ich dieser Tage etwas frisch gefallenen Schnee analysirt und dabei folgendes Resultat erhalten: ich habe Krystalle von Hypersthen, Pyroxin, magnetischem Eisen und vulkanischem Glas gefunden, welche Bestandtheile sämmtlich bei der kürzlich zu Paris vorgenommenen Analyse der von Java herrührenden vulkanischen Asche sich auch ergeben haben [2])."

Gleichzeitig mit diesem Briefe veröffentlichte die Londoner

---

[1]) S. oben S. 125.
[2]) S. oben S. 188.

„Nature“ einen Brief zweier Holländer, der Herren M. W. Beyerinck und J. van Dam zu Wageningen. Sie hatten bei einem am 13. December fallenden Regen, der mit Hagel gemischt war, bemerkt, daß jeder Tropfen, der angetrocknet war, einen grauen Rückstand hinterließ. An den Fensterscheiben, die gegen Norden lagen, war dies leicht zu bemerken; aus einer Vergleichung des Rückstandes mit Krakatauasche zeigte sich deutlich, daß beide 1) kleine durchsichtige glasartige Stückchen, 2) bräunliche, halb durchscheinende, drahtförmige Stäbchen, 3) tiefschwarze, scharfkantige Körnchen enthielten. Natürlich waren die im Rückstande des Regens gefundenen Partikelchen sehr viel kleiner als die von Java empfangenen Aschenproben.

Es konnte nicht ausbleiben, daß, nachdem Norman Lockyer einmal seine Theorie aufgestellt hatte, man sich viel mehr mit der Frage beschäftigte, als früher der Fall gewesen war; so erinnerte man denn auch sehr bald daran, daß schon 1783 (Erdbeben in Kalabrien, Ausbruch eines Vulkans im Meere an der Küste von Norwegen) Gilbert White eine ausführliche Beschreibung der im Sommer des genannten Jahres beobachteten Erscheinung gegeben habe: Die Sonne am Mittag war so matt, wie ein durch Wolken verhüllter Mond und warf ein rostfarbiges Licht auf den Boden, welches namentlich beim Auf- und Untergange sehr trübe oder blutigroth war. Auch wurden damals abnorme Temperaturverhältnisse beobachtet, wie ja auch dieser Winter bei uns zu den außergewöhnlich milden gehört, während aus anderen Gegenden das Gegentheil berichtet wird. Endlich sei hier noch daran erinnert, daß außer den Aschentheilchen auch ungeheure Mengen von verschiedenen Gasarten dem Dunstkreise der Erde zugefügt wurden, die auch aufgenommen und verarbeitet werden mußten; und es sei nochmals erwähnt, daß die Vermuthungen über den möglichen Einfluß des Ausbruches auf die Atmosphäre und das Wetter nicht, nachdem die erwähnten Wirkungen sich gezeigt haben, gemacht worden sind, sondern schon kurze Zeit, nachdem die telegraphischen Berichte über den Ausbruch nach Europa gelangt waren.

Daß seit Mai sich auf Java und Sumatra eine erhöhte vulkanische Thätigkeit bemerkbar gemacht hat, habe ich früher schon mitgetheilt, ebenso oben schon von den während des Ausbruches des Krakatau am Merapi (Sumatra) und Sipaiak beobachteten Dampfwolken und anderen Eruptionserscheinungen gesprochen; einige der weiter bemerkten Anzeichen, welche auf eine drohende unterirdische Thätigkeit hingewiesen haben, will ich hier noch anführen. Am 13. August wurde eine von starkem unterirdischen Geräusch begleitete Erschütterung auf Amboina bemerkt; am 10. September folgte eine ziemlich bedeutende Erderschütterung in dem östlichen Theile von Bantam, die bis an die Südküste hin beobachtet wurde, wo man ihre Dauer auf 10 Sekunden angab; dann folgte in der Nacht vom 13. auf den 14. September eine ziemlich starke Erderschütterung zu Padang und in der Nacht vom 30. September eine schwächere zu Benkulen.

Namentlich der Merapi auf Java wird mit so großer Besorgniß betrachtet, daß die Regierung sich im Oktober schon veranlaßt gesehen hat, den Zustand des Kraters untersuchen zu lassen; der dorthin unternommene Zug eines europäischen Beamten mißglückte, worauf einige Javanen denselben wiederholten. Sie fanden, daß sich seit dem Juli, wo sie den Berg zuletzt besucht hatten, auf dem Nordrande des Kraters ein neuer Kegelberg erhoben hatte, dessen Höhe sie auf 500 bis 600 Fuß schätzten; sie waren der Ansicht, daß wenn die Wirkung fortdauere, der verfügbare Raum für eine weitere Entwickelung nicht mehr genügen würde. Sie behaupten, elf bis zwölf Krater angetroffen zu haben, während sich ihrem Berichte nach sehr viel Fumarolen in Thätigkeit befinden sollten; an der Nordwestseite des Kraters war ein ungeheurer Riß vorhanden, der neuerer Entstehung zu sein schien. Von einem entferntern Punkte aus konnte man den Fuß der Wand desselben nicht sehen; als sie sich bis dicht an den Rand des Abgrundes vorwagten, fing der Berg an zu zittern und diese Erscheinung war von einem heftigen unterirdischen Geräusch begleitet, worauf die Besucher, ohne weitere Untersuchungen vorzunehmen, sich schleunigst zurückzogen. Wie neuerdings aus Indien berichtet wird, hat die Regierung einem Ingenieur des Bergwesens, demselben, der auch Krakatau nach der Eruption untersucht hat, den Auftrag ertheilt, den Zustand des Merapi festzustellen [1]). Es ist nicht unmöglich, daß alle diese Umstände dazu beigetragen haben, die Furcht vor einem Ausbruch des zuletzt genannten Berges zu erwecken, welcher selbst in Batavia mit großer Bestimmtheit für den Monat Februar vorausgesagt wird. Ob dies irgendwie mit den Weissagungen des Herrn Delaunay, über die ich gleich noch ein Wort sagen will, zusammenhängt, kann ich nicht mittheilen, es wäre dies jedoch nicht ganz unmöglich, da ein in Arnheim wohnender Besitzer von Chinapflanzungen auf Java sich an die Académie des Sciences gewendet hat, um von ihr ein Urtheil über die Prophezeiungen des eben genannten Herrn zu erhalten.

Die Prophezeiungen des Herrn Delaunay sind von älterm Datum; sie wurden schon im Jahre 1879 der genannten Akademie vorgelegt, um den Werth derselben zu prüfen, welche zu diesem Zwecke eine Kommission, bestehend aus den Herren Faye, Tisserand und Daubrée, ernannt hat. Die Kommission glaubte sich aus Gründen, die ich gleich näher andeuten will, eines Urtheils über die Arbeit des Herrn Delaunay enthalten zu sollen. Als jedoch die Ereignisse von Ischia und der Sundastraße bekannt wurden, sah Herr Delaunay hierin eine so glänzende Bestätigung seiner durch die Akademie todtgeschwiegenen Prophezeiungen, daß er mit Hilfe der Tagespresse die Erfüllung seiner Vorhersagungen nicht genug bekannt machen konnte, woran, wie leicht begreiflich, einige nicht gerade schmeichelhafte Bemerkungen über das Schweigen der Akademie angeknüpft wurden, während er gleichzeitig einige neue Prophezeiungen anschloß, die, wie wir eben gesehen haben, bewirkten, daß sich der Besitzer von Plantagen auf Java an die Akademie wendete, um ihr Urtheil über die Sache zu vernehmen. Alles dies bewog Faye, indem er gleichzeitig auch ohne ausdrückliche Vollmacht für seine abwesenden Kollegen auftreten zu können glaubte, in der Sitzung der Akademie vom 10. September eine vernichtende Kritik über Delaunay's Arbeit auszusprechen.

Er leitete dieselbe mit der Mittheilung ein, daß es Gewohnheit derartiger Kommissionen sei, ähnliche Arbeiten mit Stillschweigen zu übergehen, wenn man befürchten müsse, daß das Urtheil so abfällig sein werde, um den Verfasser der Arbeit zu entmuthigen. Dies sei nun hier der Fall. Nämlich Herr Delaunay habe in seiner Arbeit das Eintreten vulkanischer Eruptionen abhängig gemacht von dem Durchgang des Jupiter durch den Laurentiusschwarm, in Folge dessen habe er 1883, 5 (1. oder 2. Juli) bezeichnet als den Anfang einer Periode von vulkanischer Wirkung, die 1886, 3 (21. April 1886) ihren Höhepunkt erreichen würde. Hierbei habe er nun aber gar keinen

[1]) Nach den neuesten Nachrichten sieht er keine direkte Gefahr in der Thätigkeit des Merapi; übrigens gab der Lamongan Zeichen von Erregung.

Versuch gemacht, anzudeuten, welcher Zusammenhang seiner Ansicht nach zwischen dem erwähnten Durchgang und vulkanischen Eruptionen besteht. Mehr noch: die Bahn des Laurentiusstromes ist derart, daß Jupiter weder zu der angegebenen Epoche noch auch überhaupt jemals in den Schwarm der Körper desselben eindringen wird, und wenn auch 1883, 5, allerdings ungefähr einem Minimum des Abstandes entspricht, ist dieses Minimum doch beinahe noch gleich dem dreifachen Abstande der Erde von der Sonne!

Delaunay hielt sich hierdurch noch nicht für geschlagen, er dehnte nun seine Prophezeiungen bis zum Schluß des Jahrhunderts aus und nannte verschiedene Jahre, die durch heftige Erdbeben ꝛc. ausgezeichnet sein würden, ohne daß es ihm gelang, größere Theilnahme für seine Ansichten zu gewinnen; im Gegentheil machte eins der Kommissionsmitglieder darauf aufmerksam, daß es ein Wunder sein müsse, wenn keine dieser Vorhersagungen einträfe. Es vergehen doch wenige Jahre, in denen nicht von einem Erdbeben oder anderen vulkanischen Erscheinungen zu berichten ist. Sagt doch Alexander von Humboldt, Kosmos Bd. 1, S. 218 (der Jubiläumsausgabe): Wenn man Nachricht von dem täglichen Zustande der Erdoberfläche haben könnte, so würde man sich sehr wahrscheinlich davon überzeugen, daß fast immerdar an irgend einem Punkte diese Oberfläche erbebt, daß sie ununterbrochen der Reaktion des Innern gegen das Aeußere unterworfen ist.

Wenn man daher aus einer Reihe von zwanzig Jahren einige, sagen wir zwölf bis fünfzehn, herausgreift und für dieselben Erdbeben, vulkanische Thätigkeit u. s. w. vorhersagt, so ist die mathematische Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß eine solche Prophezeiung wirklich erfüllt werden wird.

Wenn dieser Aufsatz erscheint, wird es schon bekannt sein, ob die Furcht, die man betreffs des Merapi auf Java hegt, grundlos gewesen ist.

Kürzere Mittheilungen.

Die Metallschätze Tongkings.

Die Haltung Chinas in dem französisch-annamitischen Tongking-Konflikt bleibt unverständlich, wenn man annimmt, daß die Einmischung lediglich aus dem Grunde erfolgt ist, daß China die von ihm beanspruchte Oberhoheit über Annam, die von jeher eine ziemlich bedeutungslose gewesen ist, zu behaupten suchte. Weniger unverständlich erscheint indeß der Umstand, daß der Pekinger Hof es riskirt, mit einer großen europäischen Macht anzubinden, wenn man erfährt, daß ein anderer Grund vorliegt, der für China von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist. Man ist auf denselben aufmerksam geworden, als die chinesische Regierung der französischen kürzlich eine Theilung Annams proponirte und erstere dabei den nördlicheren Theil des Reiches, Tongking, für sich zu erhalten bestrebt war. China hatte dabei zweierlei im Auge und zwar erstens die reichen, fruchtbaren Niederungen des Rothen Flusses, von deren großer Reisernte bedeutende Quantitäten in die stets darbenden inneren Provinzen des Reiches der Mitte ausgeführt werden, und zweitens die höchst werthvollen Metallschätze, welche in den Gebirgen des obern Tongking aufgespeichert sind. Beide dürfen nach der Ansicht der Chinesen nicht in die Hände der Franzosen fallen: der Reiszufuhren kann man nicht entrathen und die Metalle, deren Gewinnung bisher fast ausschließlich durch Chinesen bewirkt wurde, die den größten Theil ihrer Beute in die Heimath sandten, will man ebenfalls nicht ohne Weiteres aufgeben.

Ueber den Metallreichthum Tongking's entnehmen wir einem Vortrage, den Herr Ed. Toda vor einiger Zeit in der nordchinesischen Abtheilung der Königlich Asiatischen Gesellschaft gehalten hat, die nachstehenden Mittheilungen.

Die ersten Nachrichten von dem Betriebe der Gold-, Silber-, Kupfer- und Zinn-Minen Tongkings reichen in eine sehr frühe Zeit zurück. Man weiß, daß chinesische Truppen, die unter der Ngo-Dynastie in Annam einfielen, dabei beschäftigt gewesen sind. Eine ausgedehntere Bearbeitung hat jedoch erst seit dem Jahre 1414 stattgefunden, wo eine Annexion Annam's durch China erfolgte. Man zwang die Annamiten, aus den Gold- und Silberminen Schätze zu heben, welche als gute Beute („Kriegsentschädigung" nannte man dieselbe) nach China wanderte. Nach weiteren drei Jahrhunderten, im Jahre 1708, gestattete der König Du-Tong Privatleuten die Ausbeutung der Minen, wobei verschiedene Regalien eingeführt wurden, die noch heutigen Tages existiren. In Folge der bekannten Apathie der annamitischen Bevölkerung bemächtigten sich indes bald die rührigeren Chinesen dieses lohnenden Erwerbszweiges und kultivirten denselben bald in so ausgedehntem Maßstabe, daß der König Du-Tong, um eine allzu starke Ueberfluthung seines Reiches durch chinesische Minenarbeiter zu verhüten, sich genöthigt sah, ein Gesetz zu erlassen, daß bei keiner Mine mehr als 300 Chinesen, welche außerdem verpflichtet sein sollten, sich den einheimischen Behörden unterzuordnen, beschäftigt sein dürften.

Seit dieser Zeit befindet sich der Betrieb der annamitischen Minen ausschließlich in den Händen von Chinesen, die einen sehr respektablen Gewinn machen müssen, da die tongkinesischen Mandarine schon häufig darauf aufmerksam gemacht haben, daß Annam binnen absehbarer Zeit ruinirt sein müsse, wenn dem Abflusse seines Goldes und Silbers nach China nicht ein Ende gemacht werde.

Die allergrößte Anzahl der annamitischen Minen befindet sich im nördlichen, gebirgigen Theile Tongkings. Nur eine einzige Goldmine liegt in der Provinz Bac-ninj. Das eigentliche Annam besitzt keine Metallschätze und nur einen sandigen, unproduktiven Boden. In Folge dessen legen die Franzosen auf diesen Theil des Landes nur einen sehr geringen oder gar keinen Werth, während ihnen der Reichthum der Gebirgsgegenden Tongkings sehr wohl bekannt ist, wie die Ablehnung des seitens der chinesischen Regierung vor kurzem gemachten Theilungsvorschlages beweist.

Die hauptsächlichsten Goldminen Tongkins befinden sich an folgenden Orten: Zu Phong-hang in der Provinz Bac-ninj; Thuang-maug, Kim-hi, Bao-mang und Sang-moc in der Provinz Thai-nguyen; Na-ap und Xuan-duong in der Provinz Lang-son, Thuong-ba, Ha-ba, Thanh-ba und Phu-noi in der Provinz Kao-bang; Dich-hop und Bang-tang in der Provinz Hung-hoa und endlich zu Niem-son, Ngaoc-lien, Linj-ho und Tien-kien in der Provinz Tuyen-kuang. Dieselben haben je nach ihrer Ergiebigkeit an die Regierung eine jährliche Abgabe von vier bis zwanzig Unzen Gold zu zahlen. Die höchsten Erträge werden aus den Minen der Provinz Thai-nguyen erzielt. Die Silberminen, fünf an der Zahl, liegen mit einer Ausnahme (Nam-dang in der Provinz Tuyen-kuang) sämmtlich in der Provinz Thai-nguyen. Die reichste Mine, zu Tien-son, entrichtet eine jährliche Abgabe von 400 Unzen Silber an die Regierung. Kupferminen finden sich zu Lao-zaong und Du-dang in der Provinz Hung-

hoa, die eine jährliche Abgabe von resp. 300 und 400 Pfund Kupfer zu entrichten haben; ferner zu Lini-tham in der Provinz Son-tai, 300 Pfund zahlend. Die bedeutendste Miue ist diejenige von Tu-long in der Provinz Tuyeu-kuang. Dieselbe liefert außer Kupfer noch Silber und beide Metalle in so bedeutenden Mengen, daß ihr eine Jahresabgabe von 80 Unzen Silber und 12000 Pfund Kupfer auferlegt worden ist. Die Zinngruben endlich liegen zu Guach-ujo in der Provinz Thai-nguven. Auch diese müssen recht ergiebig sein, da sie jährlich 600 Pfund ihres Produkts als Abgabe zu entrichten haben.

Wie aus obigen Angaben ersichtlich, ist die Ergiebigkeit der Minen Tongkings trotz der ungemein primitiven Bearbeitung derselben eine recht bedeutende und wird ohne Frage in sehr wesentlichem Grade erhöht werden können, wenn europäische Technik in rationeller Weise an die Ausbeutung geht. Bisher sind dieselben, soweit bekannt, von europäischen Sachverständigen noch nicht explorirt worden und kann angenommen werden, daß sich in den Gebirgen des nördlichen Tongkings noch eine weitere Anzahl von Orten vorfindet, welche edle Metalle bergen, zumal auch Eisen und Blei von den Gebirgsbewohnern häufig auf die Märkte in den Ebenen gebracht werden soll.

H. Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Alexander Freiherrn von Warsberg's „Homerische Landschaften" (Bd. I, „Eine Reise durch das Reich des Sarpedon". Wien, Karl Gräser. 1884) ist ein eigenartiges Buch, das seine zwei Seiten hat. Der Verfasser, österreichischer Generalkonsul in Korfu, schildert uns darin seine Reise durch das südliche Lykien und einen Aufenthalt auf Rhodos, aber weniger das Land und seine Bewohner, als die Eindrücke, welche beide in ihm hervorriefen. Hier treten allerdings 20 sehr schöne, nach Photographien gefertigte Lichtdrucke, welche Landschaften, Architekturen und Bewohner darstellen, hilfreich den Worten des Autors zur Seite. Warsberg's Schwärmerei für die landschaftlichen Schönheiten ohne Gleichen, welche der Süden Kleinasiens bietet, und welche in Itsch-ili ihren Gipfelpunkt zu erreichen scheinen, ist freilich durchaus berechtigt; Referent kann dies insofern behaupten, als er das benachbarte Karien bereiste und den wunderbaren Keramischen Golf kennen lernte. Warsberg ist ein glühender Verehrer des Alterthums und besonders Homer's; es ist oft sehr anziehend, wie er Verse desselben durch heutige Verhältnisse zu erläutern und zu beleuchten versteht. Schade, daß er so ganz über dem Klassischen alles Neuere übersieht, daß er sich so gar nicht um das gekümmert hat, was Andere über jene Landschaften berichtet haben. Gleich auf S. 3 erzählt er, wie 1881 Prof. Benndorf die Existenz der (jetzt in Wien befindlichen) Bildwerke von Gjölbaschi, wie man vermuthet (!) hatte, wirklich konstatirte; als ob es nie einen Professor Schönborn gegeben, der dieselben zuerst aufgefunden und beschrieben hat! Schönborn's Name wird überhaupt nirgends erwähnt! Benndorf läßt zwar in seinem Berichte über seine lykischen Reisen demselben alle Ehre widerfahren; aber diesen Bericht kennt leider Warsberg nicht. Aus ihm hätte er z. B. lernen können, daß an jenen Küsten (wie überhaupt im westlichen Kleinasien) das griechische Element recht rasch sich ausbreitet, überall prosperirt und die Türken mit Macht verdrängt; Warsberg klagt aber lieber (S. 31) über die „heute so einsam gewordene Küste von Kleinasien." Er hätte dann auch wohl seine Kritik gegen Heinrich Kiepert's übrigens nur als Manuscript 1882 vervielfältigte Karte „Lykia" (S. 210) unterlassen, daß dort nämlich der Berg Kragos südlich vom Antikragos angesetzt sei, in seinem Lehrbuch der alten Geographie von 1878 aber nördlich. Daß in der Zwischenzeit Professor Benndorf in den Ruinen des alten Sidyma eine Inschrift aufgefunden hat, durch welche der südliche Gipfel ausdrücklich als Kragos bezeichnet wird, hätte der Autor wohl wissen können. Und welche Unkenntniß auf S. 51, an eben jene archäologisch-topographische Karte, die den kleinen Maßstab 1:400000 hat, die Anforderung zu stellen, daß nach ihr der Kapitän eines Dampfers einen Hafen ansegeln solle! Auf S. 15 klagt er über die „neugebildete preußisch-deutsche Gesellschaft, die sich die Nutzbarmachung des Orients für deutsche Strümpfe und Kattune, scheußliche Petroleumlampen und geschmackloses Porzellan zum Ziel gesteckt hat." Wie anders urtheilt da Warsberg's Kollege K. von Scherzer, der vielleicht nicht so sehr für Homer schwärmt, aber in praktischen Dingen als recht bewandert gilt (Allgemeine Zeitung vom 5. März 1884, Zweite Beilage): „Wer nur einigermaßen mit dem Gebahren von modernen Aktiengesellschaften im Allgemeinen vertraut ist, den müssen die patriotischen und völlig uneigennützigen Gesichtspunkte unwillkürlich überraschen und wohlthuend berühren, welche der vornehmlich auf die Hebung des deutschen Exportes nach der Levante abzielende deutsche Handelsverein in Berlin in seinem neuesten Bericht für das Geschäftsjahr 1883 entwickelt." Auch darauf sei zum Schlusse hingewiesen, daß der Gedanke Warsberg's, Lykien für deutsche Einwanderer zu empfehlen (S. 161), kein neuer ist, sondern schon zu Anfang der vierziger Jahre in Berlin ventilirt und später von G. Oppert in einer längeren Abhandlung dargelegt worden ist.

— Nach dem letzten Berichte über indisches Erziehungswesen genießen von einer weiblichen Gesammtbevölkerung Ostindiens von 99476411 Seelen nur 126349 Schulunterricht, d. h. 0,84 Procent der Mädchen in schulpflichtigem Alter, während dasselbe Verhältniß sich beim männlichen Geschlechte auf 16,28 Procent stellt. Es wirken dabei verschiedene Gründe mit: die Gleichgiltigkeit der früheren ostindischen Kompagnie, sociale Gebräuche, namentlich die Sitte, schon Kinder zu verheirathen und dadurch die für den Schulbesuch geeignete Zeit im Leben der Mädchen abzukürzen, Mangel an Mitteln, an Lehrerinnen und Aufseherinnen und an passenden Schulbüchern. Die Kommission für das Erziehungswesen schlägt nun vor, eine bestimmte Summe für Mädchenunterricht auszusetzen, Stipendien zu errichten, um so die Zeit des Schulbesuchs zu verlängern, die Lehrer allmählich durch Lehrerinnen zu ersetzen, die möglichst aus dem Stande der Hinduwittwen zu entnehmen wären und geeignete Schulbücher herzustellen.

— Sowohl in Tschilas (am linken Ufer des obern Indus in Dardistan) als auch in Darel (am rechten Ufer) besteht die Sitte, in einem Keller gerührte Butter während vieler Jahre aufzubewahren (nach Major Biddulph, The tribes of the Hindoo-Koosh, citirt von Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaja, S. 304). Sie nimmt dann eine röthliche Farbe an, erhält sich mehr als hundert Jahre und wird dann als ein äußerst schmackhafter Leckerbissen betrachtet. Man pflanzt einen Baum über den Keller, um das Einstürzen desselben zu verhindern, und eine solche aufbewahrte Butter bringt einen reichlichen Gewinn ein. Gelegentlich kam — so erzählt Biddulph — eine Deputation aus Darel zu mir

mit dem Ansuchen, man möge weggelaufene Sklaven zwingen zu sagen, wo sie die Butter ihres Herrn vergraben hätten, da nur sie allein um das Geheimniß wüßten.

— Der Times-Korrespondent in Tongking erklärt dieses Land oder genauer das Delta des Rothen Flusses für eines der ersten ackerbauenden Gebiete Ostasiens, das alle südlichen Provinzen Chinas weit übertrifft, mit Ausnahme des Deltas des Kantonflusses, welches aber viel kleiner ist. Fast überall erzielt man im Jahre zwei Ernten und an manchen Stellen nicht selten deren drei. Zuckerrohr und Maulbeerbäume, zwischen dem Freihafen Hai-phong und Hanoi seltener, giebt es in der Provinz Nam-dinj in Massen. Da ferner das Klima derart ist, daß ein Europäer leicht im Jahre vier bis fünf Monate zu arbeiten vermag, so wird die Erwerbung Tongkings, auch abgesehen von den Mineralschätzen des gebirgigen Nordens, kein schlechtes Geschäft für Frankreich sein. — Die Freihafenstadt Hai-phong wächst jetzt natürlich beständig an, aber nicht schnell; denn sie ist auf einem künstlich aus Lehm und Schlamm aufgeworfenen Hügel erbaut, um vor den sommerlichen Ueberschwemmungen des Flusses geschützt zu sein. Alsdann gleicht das Delta einem ungeheuren See trüben Wassers, aus welchem nur hier und da eine Gruppe von Palmen und Bambus, die Lage eines Dorfes anzeigend, herausragen. Einer Vergrößerung Hai-phongs muß deshalb stets eine Vergrößerung der die Stadt tragenden Plattform vorausgehen, und dieses Uebelstandes wegen denkt man daran, auf die nahe Provinzialhauptstadt Kwang-jen die bisher von Hai-phong gespielte Rolle zu übertragen. — In der Hauptstadt Hanoi hat sich in letzter Zeit vieles geändert, und zwar zum Bessern. Selbst die Explosion der aus Son-tay dorthin geschafften Munition hat ihr Gutes gehabt, indem dabei alle Häuser an der Nordseite der französischen Koncession zerstört wurden und so Raum für einen öffentlichen Garten machten. Während Hanoi im August einer traurigen Einöde glich, ist jetzt alles, namentlich das Chinesenviertel und die Bazare, voller Leben. Ueberall werden Straßen erweitert und Laternenpfähle aufgerichtet. Die Häuser am See mitten im Orte, welche früher über das Wasser hinüberragten und jede Aussicht auf die Wasserfläche mit ihren Pagoden tragenden Inseln versperrten, sind weggeräumt worden, so daß hier einer der anziehendsten Punkte Hanois entstanden ist. Weniger erfreulich ist die Unmasse von Trinkstuben und Kneipen, welche neu entstanden ist und von den französischen Soldaten zu jeder Tageszeit eifrig besucht wird. Die Hauptstraße, welche vom Rothen Flusse hinter dem See herum nach der Citadelle führt, ist buchstäblich mit solchen Lokalen angefüllt, welche auf die Schlagfertigkeit der Truppen einen sehr bösen Einfluß ausüben.

Afrika.

— Was das Betreten des Rif (in Marokko) für den Fremden, Christen wie Mohamedaner, so gefährlich macht, ist am Ende weniger die Raubsucht, als die eifersüchtige Sorge um ihre Freiheit und Unabhängigkeit, welche die Uled Rif in Jedem einen Spion wittern läßt. Sie haben am Ende nicht Unrecht; der Sultan von Marokko hat schon mehr als einmal versucht, sie unter sein Joch zu zwingen; die Spanier haben, wo sie festen Fuß fassen konnten, Presidios gegründet, und nur ihre Schwäche hält sie vom weitern Vordringen ab, und die Nachbarn in Algerien endlich — nun, man braucht nur einen Blick in die algerischen Lokalblätter zu werfen, welche die Annexion von ganz Marokko als bloße Frage der Zeit hinstellen, um sich zu überzeugen, daß der Argwohn der Rifbewohner nicht ganz unbegründet ist.

In der Beziehung herrscht überhaupt eine unbehagliche Stimmung in Marokko. Seit die Spanier bei Tetuan die große Armee des Sultans auseinandergesprengt und die heilige Stadt erobert, ist es den Mauren auch dort unheimlich geworden und dämmert ihnen eine dunkle Ahnung auf, daß es mit der Herrlichkeit des Islam auch im Maghreb vorüber ist, und daß der Nachkomme des Propheten nur darum noch auf dem Throne sitzt, weil sich England bei dem jetzigen Zustande ganz wohl befindet, und Frankreich und Spanien einander den fetten Bissen nicht gönnen. Nicht umsonst hält der Sultan ängstlich jeden Fortschritt von sich fern und hat sich noch nicht einmal zur Aufnahme einer Anleihe verleiten lassen; mag das Land auch versumpfen und verarmen, er hält sich auf dem Throne, so gut er kann, nimmt, was er von seinen Unterthanen mit Güte und Gewalt bekommen kann, und läßt Allah für den Rest sorgen.

Und trotzdem hat Marokko eine Zukunft, eine bedeutendere wie Algerien. Der Raum zwischen Atlas und Meer, welcher dem algerischen Tell entspricht, ist ungleich größer, er hat günstigere Regenverhältnisse und er hat vor allen Dingen eine seßhafte, an Arbeit gewöhnte und arbeitswillige Bevölkerung. Der uncivilisirbare Nomade mit seinen Zelt-Duars und Herden tritt hier zurück gegen den fleißigen Mauren, der nur einer bessern Regierung und des Schutzes gegen Erpressung und Gewalt bedarf, um wieder zu werden, was er in Andalusien gewesen. Mit seinem Fanatismus ist es so schlimm nicht, wie man es gewöhnlich zu machen pflegt; wo ihn die Regierung nicht hegt und aufstachelt, merkt man nicht viel davon, und ein guter Theil der Mauren würde sich einer gerechten europäischen Regierung, welche die nationalen Vorurtheile schonend behandeln würde, ohne großes Widerstreben fügen.

Anders allerdings die Berber, welche in Marokko noch alle Gebirge inne haben und die Araber an Zahl überwiegen. Sie würden sich einer christlichen Fremdherrschaft eben so verzweifelt widersetzen, wie sie es der mohammedanischen gegenüber thun. Die Spanier haben erfahren, welcher verzweifelten Tapferkeit sie fähig sind, und was sie trotz ihrer schlechten Bewaffnung im Guerillakrieg leisten können. Eine civilisirte Regierung, welche alsbald europäische Bureaukratie und schablonenmäßige Behandlung auf sie übertragen wollte, würde schwere blutige Kämpfe zu bestehen haben. Könnte sie sich aber entschließen, mit der Schablone zu brechen und die freien Schluh und Amazirgh und Uled Rif unbelästigt in ihren Bergen nach eigenen Gesetzen und Rechten wohnen zu lassen, so würde sich bald ein ganz leidlicher modus vivendi ergeben, wie er sich neuerdings in Algerien überall ergeben hat, z. B. in der Dahra bei Mostaganem, deren Bewohner nach verzweifelten Kämpfen sich eine gewisse Unabhängigkeit erfochten haben; sie sind heute gute Freunde der Franzosen, treiben einen lebhaften Handel mit ihnen und kommen scharenweise herunter in die Scheliff-Ebene, um bei der Ernte zu helfen und sich als Tagelöhner so viel zu verdienen, daß sie sich ein Stück Land kaufen können. Aehnliche Zustände würden sich auch in Marokko herausbilden, sobald man den Berber friedlich seine Oelbäume pflegen läßt und seine demokratische Gemeindeverfassung nicht antastet. Schon jetzt kommen ganze Scharen von marokkanischen Berbern nach Oran, um Arbeit zu suchen; ja selbst am Senegal werden die Bahnen und Straßen vorwiegend von Marokkanern gebaut; sie gelten überall als fleißig und zuverlässig und würden natürlich noch viel fleißiger arbeiten, wenn man ihnen in ihrem Heimathlande ein Stück des herrenlosen Bodens als Eigenthum gäbe. (W. Kobelt, Nach den Säulen des Herkules.)

— Mr. O'Neill ist Anfangs Februar von seiner Reise nach dem Schirwa-See glücklich nach Mozambik zurückgekehrt. Er fand, daß der Ludschende, der größte südliche Zufluß des Rovuma, nicht aus dem Schirwa-See kommt (so hatte es 1882 der Missionar W. P. Johnson dargestellt), sondern aus dem nördlich davon gelegenen Amaramba-See. Der große Schirwa-See reicht nördlich bis 14° 59′ südl. Br.; auf 14° 52′ liegt der Sumpfsee Tschiuta, welcher durch den Msambiti-Fluß mit dem Amaramba-See in Verbindung steht; letzterer erstreckt sich von 14° 32′ bis 14° 19′, und in

14° 19′ beginnt auch der Ludschende als ein kleiner Wasserlauf. O'Neill hat durch seine wiederholten Reisen die Geographie des Makua-Landes, welches vor ihm so gut wie unbekannt war, schon bedeutend aufgehellt.

— In Paris ist ein Brief Savorgnan de Brazza's vom 27. December 1883 aus Lekeli an einem Zuflusse des Alima eingetroffen, welcher meldet, daß er mit der Bevölkerung der sehr reichen Umgegend in vorzüglichen Beziehungen stehe. Zugleich sandte Brazza ein Schreiben des Dr. Ballay ein, der den König Makoko, mit welchem ersterer bekanntlich ein Freundschaftsbündniß abgeschlossen hatte, besucht und ihn trotz aller Bemühungen als Freund Frankreichs wieder getroffen hat. Stanley soll den Kongo hinaufgefahren sein und dort sein Kolonisationssystem mit Waffengewalt fortsetzen.

Australien.

— Der telegraphische Verkehr zwischen Australien und den übrigen Kontinenten, namentlich Europa, mehrt sich von Jahr zu Jahr und zeugt von dem steigenden Kommerz. Die Kabelverbindung datirt vom 22. Oktober 1872, an welchem Tage der damalige Mayor von Adelaide die erste Depesche mit dem Lord Mayor von London wechselte. Schon im April 1869 war ein Kabel zwischen Tasmanien und Victoria gelegt worden, und im Jahre 1876 geschah es zwischen Neu-Süd-Wales und Neu-Seeland. Um gegen häufige Störungen im Kabel gesicherter zu sein, wurde im Januar 1880 ein zweites Kabel zwischen Australien (Port Darwin) und Java (Banjoewangi) eingerichtet. Im Jahre 1882 liefen in Australien überhaupt 19776 Kabeldepeschen ein und 19381 wurden abgesandt, und dafür resp. 110740 und 114828 Pfd. St. vereinnahmt, also in Summa 39157 Depeschen mit 225568 Pfd. St. Davon entfielen auf Victoria 12897 mit 79793 Pfd. St., auf Neu-Süd-Wales 11883 mit 67941 Pfd. St., auf Südaustralien 5805 mit 31135 Pfd. St., auf Neu-Seeland 5762 mit 34248 Pfd. St., auf Queensland 1783 mit 8703 Pfd. St., auf West-Australien 552 mit 1881 und auf Tasmanien 475 mit 1866 Pfd. St. Im Jahre 1883 stieg die Zahl der gesammten eingegangenen Kabeldepeschen auf 21364 mit 122269 Pfd. St. und die der abgesandten auf 21691 mit 128527 Pfd. St., also in Summa auf 43055 mit 250796 Pfd. St. Jedes Wort einer Depesche vom australischen Kontinente nach London kostet 10 Sch. 8 P. = 10,67 Mark, und von Neu-Seeland nach London 11 Sch. 10 P. = 12 Mark.

Das europäische Kabel mündet in Port Darwin (Palmerston), an der Nordküste von Australien, in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östlich von Greenwich. Von Port Darwin läuft der Ueberlandtelegraph durch Central-Australien, in der Länge von 1973 Miles = 3175 km, nach der City of Adelaide, von wo aus sich wieder telegraphische Verbindungen nach den anderen Kolonien des Kontinents abzweigen.

— Australien wurde in der ersten Hälfte des Monats Januar dieses Jahres von einer Hitze heimgesucht, wie sie dort seit 20 Jahren nicht erlebt ward, und die auf Menschen und Thiere um so schrecklicher wirkte, weil ein heftiger heißer Wind dabei wehte und mächtige Staubwolken aufwirbelte. Das Thermometer war im Schatten auf 110° bis 126° Fahrenheit (wie in Bourke am Darlingflusse), d. i. 33° bis 42° R. gestiegen, und in der Sonne auf 163° bis 168° F. oder 58° bis 60° R. Die Straßen waren verödet, denn wer nicht mußte, verließ nicht die Wohnung. Sonnenstiche waren häufig. Das Vieh krepirte in Masse. Die Vögel fielen todt von den Bäumen. Das Obst verdorrte. Das Wasser verlor sich und die Felder waren versengt. Dazu die vielen Feuersbrünste (Bush-fires), welche kolossalen Schaden anrichteten.

Südamerika.

— Nach zwanzigjährigen eigenen Beobachtungen und unter Benutzung der einschlägigen Litteratur hat Karl Ochsenius in dem Sammelwerke „Das Wissen der Gegenwart“ (Leipzig, G. Freytag. Bd. 22) Chile, Land und Leute, geschildert. Auf dem Titel heißt es „kurz geschildert“, aber augenblicklich dürfte es wohl kaum ein deutsches Werk über jenes Land geben, welches mehr bietet, als die 250 Seiten des Ochsenius'schen Buches. Unter den zahlreichen Abbildungen trifft man neben manchem alten Bekannten auch Neues und Interessantes, namentlich auch Städtebilder, deren Herkunft in lobenswerther Weise angegeben ist. Auf eine interessante Beobachtung, welche unseres Wissens von Ochsenius zuerst gemacht worden ist, sei hier hingewiesen, auf den Einfluß der immergrünen chilenischen Baumflora auf die Oberflächenbeschaffenheit und das Thierleben des Landes (S. 94 und 104). Der Umstand, daß alle Waldbäume und Sträucher Chiles mit alleiniger Ausnahme des Roble (Fagus obliqua) immergrüne Blätter haben und dieselben nicht regelmäßig abwerfen, hat höchst wahrscheinlich den eigenthümlichen, unwirthlichen und öden Charakter der chilenischen Anden und ihrer schutthaldenähnlichen Bergabhänge veranlaßt. Weil die Bäume ihr Laub nicht abwerfen, können sich die Zersetzungsprodukte der Gesteine nicht durch die Verbindung mit organischem Detritus in Pflanzenerde verwandeln, es wird also das fallende Regenwasser nicht durch eine Humusschicht zum Einsickern in den porösen Boden gezwungen, sondern fließt sofort ab und führt die Zersetzungsprodukte der Gesteine mit sich fort. Auch in den jetzt noch bewaldeten Geländen ist dies bemerklich; da bildet die verhältnißmäßig geringe Quantität der abgestorbenen Blätter keine Decke dürren Laubes auf dem Boden wie bei uns, welche wie ein Schwamm das Regenwasser einsaugt und festhält, weil die vereinzelt auf der Erde liegenden steifen, lederartigen, etwas eingerollten Strauch- und Baumblätter von Wind und Wasser leicht fortgeführt werden. Starke Moospolster finden sich ebenso wenig in derselben Ausdehnung wie in europäischen Wäldern und daher kann eine einigermaßen humusreiche Bodenzusammensetzung nur in dem angeschwemmten Lande der Tiefebenen zu Stande kommen, weil erst da der Wasserabfluß verlangsamt wird. Andererseits veranlaßt das Fehlen der Laubdecken des Bodens auch das spärliche Vorkommen von Kerbthieren (und in Folge dessen von Singvögeln), welchen (resp. deren Larven) wohl die Zusammensetzung und die geringe Menge des Detritus nicht behagt; deshalb sind die insektenfressenden und die Raubvögel auf die Nähe des Bodens angewiesen, und dies hat wieder die eigenthümliche Folge gehabt, daß die meisten Vögel Chiles wenig fliegen und meist auf dem Boden laufen. Auch die Seltenheit der Landschnecken scheint aus dem oben erwähnten Grunde sich zu erklären.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLV. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

IV [1].

Um 9 Uhr Abends erreichten die Reisenden den Munschibag (Schreibergarten), wo ein geräumiger, einstöckiger Bungalow, nicht weit von Srinagar gelegen, ihrer Aufnahme harrte. Die Barke, welche sie auf dem Flusse Dschelum ihrem Ziele zugeführt, legte an einer steinernen Treppe von nichts weniger als kunstvoller Bauart an, auf deren Stufen sie ein feister Brahmane im Auftrage seines Herrn, des Maharadscha, empfing, um ihnen nach den üblichen Begrüßungsworten das Gastgeschenk, bestehend in Melonen, Aepfeln und Trauben darzubieten. Nicht lange darauf ruhte alles von den Strapazen der Reise, nunmehr unter kaschmirischem Dache, aus.

Srinagar, das indische Venedig, wie es wohl genannt wird, ist längs der Ufer des Dschelum und einer großen Anzahl von Kanälen auf Pfählen gebaut; die Stadt mit ihren 11 Holzbrücken, welche sich nur durch ein Wunder von Gleichgewicht aufrecht erhalten, mit ihren baufälligen Häusern, zertrümmerten Quais, spitzdachigen Moscheen, welche an chinesische Pagoden mahnen, und ihren weiß übertünchten indischen Tempeln, bietet trotz ihres handgreiflichen Verfalles auf Schritt und Tritt des Malerischen in Hülle und Fülle. Besonders bei Mondlicht ist Srinagar von unvergleichlicher Poesie: bei dem echten Alpencharakter der Umgebung wähnt der Fremde nicht im fernen Indien, sondern in irgend eine herrliche Landschaft Tirols versetzt zu sein.

Von den Bauwerken der Stadt läßt sich nicht viel sagen. Alles Neue ist häßlich und alles wirklich Alte liegt in Ruinen: 19 verfallene Hindutempel legen dafür Zeugniß ab. Der Palast des Maharadscha, der doch der Stadt zur Zierde gereichen sollte, ist das Geschmackloseste in seiner Art; auch der zweite neuere Palast des Königs, welcher sich gegenüber dem Munschibag, wo die meisten Europäer wohnen, befindet, ist nur einfacher, aber keineswegs reicher an Geschmack, wie der erste. Die Residenz des englischen Beamten, der die Kaiserin von Indien am kaschmirischen Hofe zu vertreten hat, ist das einzige wirklich komfortable Gebäude in der ganzen Stadt. Alle sonstigen, den Europäern angewiesenen Bungalows gleichen schmutzigen Baracken.

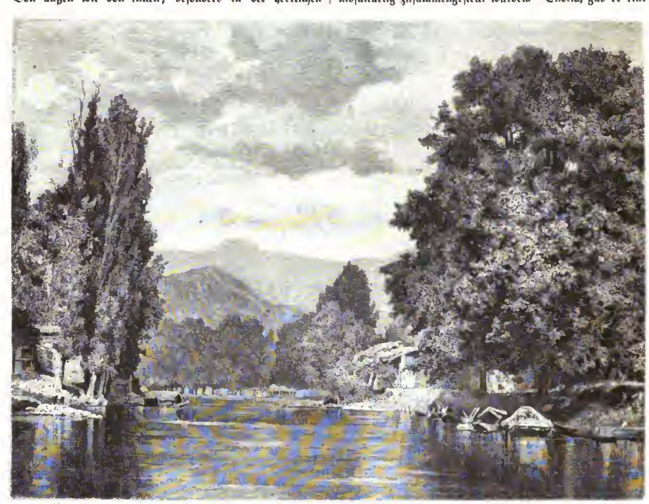
Indessen sind auch einige ältere, sehenswerthe Bauwerke vorhanden, so zuerst die Moschee von Schah Hamadan, welche mit ihrem spitzen Thurme lebhaft an chinesische Tempel erinnert. Ferner das berühmte Grabmal von Sein-ul-ab-ed-Din, welches, entgegen den Anschauungen früherer Forscher, die seine Erbauung um etwa 12 Jahrhunderte zurück verlegen, etwa zu Anfang des 15. Jahrhunderts errichtet wurde. Die zugespitzten Bögen dieses Grabmals beweisen keineswegs seinen indischen Ursprung, da dieselben sehr häufig in der mohammedanischen Architektur vorkommen. Ueberdies haben die mohammedanischen Baumeister in den von diesen Bögen gebildeten Nischen Laubwerke vorstellende Arabesken angebracht, während die Hindus ganz bestimmt die Figuren ihrer Götter hinein-

[1] Vergl. „Globus", Bd. 44, S. 209, 225 u. 241.

gestellt hätten. Auch der Tacht i-Soliman, ein Tempel, welcher die Stadt und das Thal ringsum beherrscht (siehe Abbildung „Globus" Bd. 44, S. 245), kann nicht ein sehr altes Bauwerk, wie aus dem angewendeten Stil hervorzugehen scheint, genannt werden; auch hier findet sich eine Reihe von nischenbildenden Bögen, die sich im Allgemeinen denen am Grabe Sein-ul-ab-ed-Din's nähern.

Unter den übriggebliebenen alten Bauten Srinagars ist der Tempel von Pandriten entschieden der interessanteste. Er befindet sich in der Mitte eines Wasserbeckens, das jetzt in Folge von Vernachlässigung der Leitung fast trocken liegt. Von außen wie von innen, besonders in der herrlichen Decke, bietet dieses Bauwerk alle charakteristischen Züge des kaschmirischen architektonischen Stils in einer solchen Vollkommenheit dar, wie kein zweiter des Landes.

In der Stadt begegnet man hier und da auf den Ueberresten mohammedanischer Bauwerke noch einigen Bruchstücken der aus emaillirten Ziegeln bestehenden frühern Bekleidung. Es giebt in Centralasien drei Gattungen von solchen Ziegeln, die zu jenen alten Bauwerken verwandt wurden. Der ein- oder mehrfarbige Schmelz (je nach der Zeichnung) wurde entweder auf der Oberfläche des Ziegels ausgebreitet oder auf einzelne Ziegelstücke angebracht, die dann mosaikartig zusammengestellt wurden. Endlich gab es eine



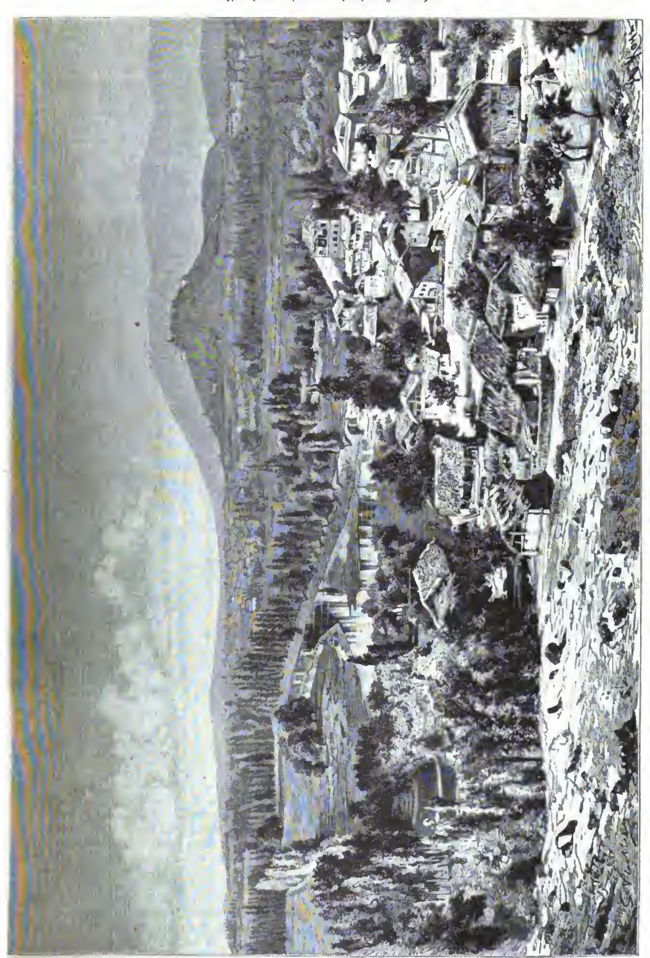
Der Munschibag (Schreibergarten) bei Srinagar.

dritte Art des Verfahrens, indem der mit einer Reliefskulptur verzierte Ziegel mit Schmelz überzogen wurde. In Srinagar kam einst nur die erstere Technik in Anwendung: in der Zeichnung derselben finden sich indische Muster mit fast chinesischem Kolorit.

Der Name der Stadt, Srinagar, im Sanskrit Srinâgara, bedeutet so viel wie „Stadt des Heils" (von Sri, d. i. Lakschmi, die Spenderin des (Acker-) Segens, und Nagara, d. h. die Stadt). Sie ist 1495 m über dem Meere gelegen und besitzt 132 000 Einwohner, von denen fast 40 000 Hindus sind und über 92 000 der mohammedanischen Religion angehören. Bei ihrer Entstehung erhielt die Stadt ihren heutigen Namen, welchen sie bis zur Eroberung durch die Mohammedaner beibehielt; dann nannte man sie Jahrhunderte lang Kaschmir, bis die Sik das Land an sich rissen und den alten Hindunamen Srinagar erneuerten, während die Mohammedaner sie auch heute noch Kaschmir nennen.

Der Aufenthalt Ujfalvy's und seiner Frau in Srinagar hatte nur erst wenige Tage gewährt, während welcher Zeit beide noch von einem heftigen Fieberanfall heimgesucht wurden, als der Maharadscha ihnen ankündigen ließ, daß er geneigt wäre, Herrn von Ujfalvy am kommenden Tage in Privataudienz zu empfangen.

Um 10 Uhr Morgens ward derselbe von einem der hohen Würdenträger des Fürsten in einem Hofboot abgeholt und 20 Minuten später langte das Fahrzeug an der großen Treppe des Palastes an. Derjenige Theil desselben, in welchem die verschiedenen Ministerien untergebracht sind, hat merkwürdiger Weise gar keine Treppen nach dem Flusse hinunter. Früher war das anders; es gab deren mehr als zwanzig, und über sie gelangten alle



Ansicht von Srinagar.

Bittsteller und Intriganten direkt in die Ministerien, so daß der Hof des Palastes selbst verödete. Das ärgerte den Maharadscha so, daß er in einer Nacht sämmtliche Treppen bis auf eine einzige, welche zu der Privatwohnung des ersten Ministers führt, abbrechen ließ. Am Eingange des Palastes empfing der Minister des königlichen Hauses bereits den Gast seines Herrn, während am Fuße der Treppe, welche zu den königlichen Gemächern führt, der Premierminister Divan Anant-Ram des Besuches harrte. Endlich gelangte man auf eine Terrasse, auf welcher der Maharadscha, dessen Vater, ein tapferer Soldat, durch den vorletzten Herrscher von Lahore erst zum Könige erhoben worden ist, mit seinen Söhnen dem Fremden entgegentrat. Der Fürst geleitete seinen Gast bis zu einem Stuhl, der zu seiner Rechten stand und lud ihn zum Sitzen ein. Zur Linken des Königs saßen seine drei Söhne, von denen der älteste durch seinen unsympathischen Gesichtsausdruck unliebsam auffiel. Hinter dem Fürsten hatten einige Große seines Hofes Platz genommen, unmittelbar hinter ihm sein Privatsekretär, Babu Nil-Omber, ein verschmitzt aussehender, doch wie man sagt, hochgebildeter Indier. Alsdann befand sich unter den Anwesenden ein besonders schöner Pandit, der Vicegouverneur von Srinagar, Ram-Dschu, der ganz geläufig das Französische beherrschte. Endlich nahm zur Rechten des Königs noch der Premierminister Divan Anant-Ram Platz. Der Maharadscha Ranbir-Singh ist



Der neue Palast des Maharadscha.

ein mittelgroßer starker Mann mit sehr angenehmen ausgeprägten Gesichtszügen, feurigen Augen, edel geschwungener Nase, wohl gepflegtem schwarzem Bart und nach Art der Radschputen hoch in die Höhe gewichstem Schnurrbart. Er trug ein weißes, anliegendes Leinenhemd, eben solche Beinkleider, keine Bekleidung an den Füßen, auf dem Kopfe einen Turban aus rosenfarbiger feiner Seide und auf demselben eine Agraffe aus Diamanten, Rubinen und Smaragden; ferner ein sehr schönes Perlenhalsband, einen Gürtel, ebenfalls mit Edelsteinen reich besetzt; in der Hand hielt er einen zierlichen Säbel, dessen Griff und Scheide gleichfalls von allerlei kostbaren Steinen blitzten. Er verband mit einem völlig ungezwungenen Benehmen ein liebenswürdiges Wohlwollen und eine gewisse Majestät.

Während der durch einen Dolmetsch geführten Unterhaltung sprach er zu seinem Gaste mit Interesse über Anthropologie, ja er behauptete sogar, sich selbst schon damit beschäftigt zu haben, die Länge und Breite des Gesichts von vielen seiner Unterthanen zu messen. — Er kam auf die Absicht des Herrn von Ujfalvy, noch Klein-Tibet behufs anthropologischer Studien zu bereisen, zu sprechen und machte ihm das Anerbieten, Hunderte der Bewohner jenes Landes, ja ganze Dörfer nach Srinagar kommen zu lassen, um seinem Gaste die Strapazen einer so beschwerlichen Reise zu ersparen. Dies liebenswürdige Anerbieten ward natürlich abgelehnt, worauf die Audienz ihr Ende erreichte.

Bei den Engländern erfreut sich der jetzige Maharadscha keines guten Rufes; sie schelten ihn falsch und grausam; auf Ujfalvy's Urtheil, der ihn sehr liebenswürdig und zuvorkommend fand, ist dagegen wegen seines kurzen Anfent-



Der Maharadscha von Kaschmir und sein Hof.

haltes im Lande weniger Werth zu legen. Doch giebt auch er zu, daß des Fürsten Umgebung nicht von der besten Art sei und daß der Haß, welchen dieselbe dem englischen Residenten Mr. Henvey entgegenbringt, letzterm nur zur Ehre gereiche. Uebrigens darf der Resident nicht einmal die britische Flagge aufhissen, wie denn der Maharadscha, dem die Engländer jede Sorge um die auswärtige Politik abgenommen haben, im Innern volle Souveränetät genießt. So darf kein Europäer, nicht einmal ein Engländer, Grundbesitz im Lande erwerben, kein Fremder länger als ein halbes Jahr in demselben verweilen, und alle Reisenden müssen beim Kommen und Gehen sich an bestimmte Routen halten.

Kaum wieder in seine Behausung zurückgekehrt, fand Ujfalvy bereits Gelegenheit, zahlreiche anthropologische Messungen an Kaschmiris vorzunehmen. Die schon erwähnte Theilung der Bewohner Srinagars in Mohammedaner und Hindus beruht danach nicht auf dem Glauben, sondern hier thatsächlich in dem physischen Unterschiede. — Als die Kaschmiris einst von den hereindringenden Mohammedanern genöthigt wurden, deren Glauben anzunehmen, blieb ein Theil doch dem alten Bekenntniß treu und bewahrte auch seinen Typus bis auf den heutigen Tag. Die jetzigen Nachkommen jener einstigen kaschmirischen Brahmanen nennen sich selbst Panditen, welche Benennung eigentlich nur auf die Gelehrten des eigentlichen Indiens angewendet wird. Der Pandit ist fanatischer Hindu. Abgesehen hiervon ist er jedoch in seinem Benehmen höflich und in seinem



Kaschmiri.



Pandit.

Wesen offen. Seine geistigen Anlagen befähigen ihn, mit Leichtigkeit fremde Sprachen sich zu eigen zu machen, woraus es sich auch erklärt, daß fast alle hohen Beamten Srinagars Panditen sind. Im Allgemeinen besitzt der Pandit eine hohe edle Stirn; die Nase, mit der Stirn in einer Linie gelegen, ist gerade oder ein wenig gebogen; die Augen, tiefschwarz, sind mandelförmig geschlitzt; Mund und Ohren sind klein, nicht minder die Hände und Füße. Seinem Wuchse nach ragt der Pandit über die Mittelgröße hinaus.

Wie anders dagegen der Kaschmiri! Dieser ist von Charakter falsch, kriechend, hinterlistig und feige, was um so überraschender erscheint, als er von robustem, ja oft vierschrötigem Körperbau ist. Der Schädel des Kaschmiri ist voluminös, das Antlitz zeigt oft einen raubvogelartigen Ausdruck und weist daher, wie erklärlich, nicht die feinen und zarten Züge, wie sie den Panditen eigen sind, auf. Während der Kaschmiri ein arischer Bergbewohner ist, dessen Typus sich durch eine über 800 Jahre andauernde Vermischung mit fremden Elementen wesentlich modificirt hat, ist der Pandit das Prototyp des arischen Indiers.

Einige Angaben über die Schädel beider Volkskategorien seien hier noch angefügt. Der Breitenindex betrug bei 30 Kaschmiris, an denen die Messung vorgenommen wurde, im Mittel 71,02, bei 30 Panditen dagegen 70,31. Das Indicium frontalis betrug bei derselben Anzahl von Kaschmiris 78,01, während es bei den Panditen nur 75,69 erreichte. Der größte Horizontalumfang des Schädels betrug bei beiden 540 mm, während der Vertikalumfang bei den Kaschmiris 335 mm, bei den Panditen aber nur 325 m erreichte. Aus diesen Ziffern ergiebt sich sofort, daß der Schädel des Panditen nicht so hoch und demnach auch weniger umfangreich als der des Kaschmiri ist.

Die charakteristischen Beziehungen Pommerns zu seiner Geschichte und seinen Bewohnern.

Von Dr. Zechlin.

I.

Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, den Einfluß, welchen die geographische Lage eines Landes und die Beschaffenheit seines Bodens auf seine Geschichte und den Charakter seiner Bevölkerung hervorbringt, für ein lokales Gebiet Deutschlands zu schildern. Es ist nicht nöthig, alle diese Beziehungen, von denen ein großer Theil als selbstverständlich gilt und durch Jahrhunderte lange Angewöhnung verwischt ist, sondern nur die Hauptmomente, die für die kulturelle Entwickelung ausschlaggebend sind, hervorzuheben.

Der Chronist Kantzow[1]) vergleicht Pommern mit der Gestalt eines Winkeleisens, das nach beiden Enden schmal, inmitten etwas breiter ist, ein Vergleich, der nicht unpassend erscheint, da die Küsten Vor- und Hinterpommerns fast rechtwinklig auf einander stehen und die Katheten des rechten Winkels von ungleicher Länge sind. Die Hypotenuse desselben von Arkona bis zur Nordostecke hinter Leba, dem Dorfe Wittenberg, beträgt ca. 300 km. Die Entfernung von Damgarten bis Ankerholz (Groß-Boschpol) ca. 380 km. Mißt man diese Entfernung über Stettin, um den Einfluß dieses Abstandes richtig schätzen zu können, so bekommt man eine Entfernung von ca. 450 km und nimmt man noch das alte Pommerellen bis Danzig hinzu, so sind die West- und Ostpunkte Pommerns ca. 500 km — die Bahnstrecke von Stralsund bis Danzig beträgt 519 km — entfernt, eine Entfernung, wie sie sich in keiner preußischen Provinz und keinem deutschen Staate wiederfindet, denn Schlesien hat nur eine Länge von 375 km, die Rheinprovinz eine solche von 300 km, Bayern von Norden nach Süden eine Länge von ca. 375 km. Diese große Länge Pommerns konnte nicht ohne Einfluß auf seine Geschichte und seine Bewohner bleiben. Dazu kommt noch, daß der Einfluß der Länge durch verschiedene andere Gründe verstärkt wird. Zunächst durch die geringe Breite, denn kein Ort Pommerns ist weiter als 135 km von der See entfernt; ferner dadurch, daß im Osten und Westen keine natürlichen Grenzen es von Westpreußen und Mecklenburg trennen, sondern alle diese Gebiete in einander laufen.

Wegen dieser weiten Entfernung konnten denn auch die centrifugalen Kräfte die Oberhand behalten und im Osten und Westen große Stücke von Pommern abtrennen. So ging die Landschaft Stavenhagen im Westen 1282 verloren und das Land Stargard, fast das gesammte Herzogthum Mecklenburg-Strelitz umfassend, blieb seit 1316 dem mecklenburgischen Stamme. Auf der östlichen Seite, deren Entfernung von Stettin nach Danzig ca. 350 km — Bahnlinie 368 km — beträgt, wurde noch mehr Land abgetrennt. Pommerellen mit Danzig ist für immer verloren. Lauenburg und Bütow waren lange ihrem Stammlande entfremdet, indem sie den Deutschen Orden und den König von Polen zum Herrn hatten; 1657 kamen sie unter die Herrschaft der Hohenzollern, wurden aber in Ansehung der Justizverfassung und der Konsistorialsachen mit Westpreußen vereinigt; erst 1804 wurde jede Verbindung mit letzterer Provinz aufgehoben. Stolp wäre vielleicht ebenfalls verloren gegangen, hätten nicht die Vasallen jenes Landes mit eigenen Mitteln die Summe, für die sie ihr Herzog Bogislaw und sein Bruder an den Deutschen Orden verpfändet hatte, bezahlt; dafür gelobte dann Herzog Bogislaw 1341 sie nimmermehr den Brüdern des Deutschen Hauses zu versetzen und zu verkaufen. Und im Lande sang man:

> O Stolpa, du bist ehrenrick
> Im Lande find man nich dyn Glick,
> Du hast dy dreymal löset vom Pande
> Deß hestu Rohm im ganzen Lande.

Die Bewohner des östlichen und westlichen Pommerns stehen sich fremd gegenüber, selbst die Sprache ist eine verschiedene. Der Vorpommer spricht die bekannte mecklenburgische und holsteinische Mundart; der Hinterpommer hat die breitere Aussprache, die, je weiter man nach Osten kommt, unverkennbare Anklänge an den ostpreußischen Dialekt zeigt. Ebenso haben sie in Sitten und Gebräuchen manches Besondere; es ist, als wenn sie nur der Zufall zu einer Provinz zusammengefügt hätte. Dem Hinterpommer steht der Brandenburger oder Westpreuße näher als der Vorpommer, dem Vorpommer der Mecklenburger näher als der Hinterpommer.

Noch eine andere Betrachtung führt zu einem ähnlichen Ergebniß. Es fehlt unserer Provinz eine geographische Einheit oder ein energisches politisches Centrum. Naturgemäß bildet das Oderthal das Centrum der Provinz, aber der Oder Lauf ist ein zu kurzer, als daß er einen großen Einfluß ausüben könnte; ihre Hauptnebenflüsse in Pommern erreichen sie erst kurz vor ihrer Mündung, wie die Ihna und Peene; die übrigen Flüsse der Provinz fließen selbständig zur Ostsee und bilden eigene kleine Stromgebiete. Wie ganz anders z. B. in Schlesien und Böhmen. In Schlesien bildet die Oder das centralisirende Becken, alle Flüsse Schlesiens rinnen zu ihr, und im Centrum der Provinz liegt Breslau. Die Oberflächengestalt Böhmens ist einer Mulde ähnlich, alle Flüsse rinnen zur Moldau oder Elbe und in der Mitte dieses Beckens liegt Prag. Eine ganz andere Bedeutung hatten demnach Breslau und Prag für die Geschichte ihres Landes als Stettin. Wer Prag besaß, hatte Böhmen. Würde ein Gebirge an der Grenze Pommerns von Nord nach Süd gehen oder wenigstens der pommersche Landrücken jene Richtung haben und seine Flüsse statt in die Ostsee in die Oder fließen, so würde der Einfluß des Oderbeckens bedeutend verstärkt werden. So

---

[1]) Pomerania von Thomas Kantzow, editio Kosegarten. Theil II, S. 394.

aber war der Mangel eines geographisch abgeschlossenen Ganzen und die nach allen Seiten offene Lage durchaus nicht geeignet, ein etwaiges Streben nach Centralisation zu unterstützen. Wie ganze Landestheile abgetrennt wurden, so wurde auch das übrige Pommern wiederholentlich von den Fürsten unter ihre Söhne getheilt, und diese vielen Theilungen sind der pommerschen Geschichte eigenthümlich; sie haben naturgemäß im Gefolge eine schwache Regierung, ein beschränktes Gebiet, Eifersucht und Uneinigkeit mit dem angrenzenden Bruder oder Vetter. Die pommersche Geschichte kennt vierzehn Theilungen unter den verschiedenen Linien, die allerdings immer nur kurze Zeit Bestand hatten und sich gewöhnlich zu zwei größeren Gebieten konsolidirten. Nur fünfmal, so lange es unter eigenen Herzögen stand, hatte ganz Pommern einen Herrscher[1]). Auch in den Besitz der Hohenzollern kam bekanntlich Pommern erst allmählich. Es soll damit nicht behauptet werden, daß allein die geographische Lage die Landestheilungen verschuldet hat, aber sie begünstigte die Neigung der pommerschen Fürsten und erleichterte das Bestreben derselben, ihren Söhnen einen gleichen Besitz zu hinterlassen. Das langgestreckte schmale Pommern, in dem die Flüsse, jeder für sich, zur Ostsee rieselten, konnte ohne Schwierigkeit in viele kleine Theile zerlegt werden. Andererseits kam dem Lande dafür der Vortheil der Decentralisation zu statten, die bewirkte, daß in vielen kleinen Städten fürstliche Hofburgen und Residenzen entstanden, aus denen fröhliches Leben schallte und die den Bürgern manche Quelle der Einnahme und der Wohlhabenheit verschaffte. So hielten die pommerschen Fürsten Hof in Stettin, Wolgast, Stargard, Köslin, Rügenwalde, Stolp, Belgard, Bütow u. a. und der Glanz dieser kleinen Fürstenhöfe warf auch seinen Schein auf die Bewohner dieser Städte.

In kirchlicher Beziehung waren die Angehörigen der Provinz verschiedenen Bischöfen unterworfen, Rügen gehörte zum Sprengel des dänischen Bischofs in Roeskilde; Demmin, Tribsees und Loitz zu dem Bereich des schweriner Bischofs; der Haupttheil Pommerns bis zur Leba dem kamminer; Lauenburg und Bütow und der südliche Theil Hinterpommerns zu Gnesen.

Nicht minder machten sich verschiedene Rechte auf dem Boden Pommerns den Rang streitig. Von der Altmark drang das magdeburgische Recht über die Uckermark in Pommern ein, von Lübeck her unter dem Einfluß der Hansa das lübische Recht, welches die weiteste Verbreitung fand. Auf dem Lande war die Modifikation desselben, das schwerinsche Recht, weit verbreitet, namentlich in Ortschaften, deren Städte lübisches Recht hatten. Aus dem deutschen Ordenslande hielt das kulmische Recht in unsere Provinz seinen Einzug. Endlich galt auch das brandenburgische Recht, welches von den Tempelherren hierher verpflanzt worden war, in Pommern[2]).

Wie der Osten und Westen der natürlichen Grenzen entbehrt, so auch der Süden, man müßte denn die Ausdehnung Pommerns bis zur Netze und dem Finowkanal rechnen. Wirklich dehnten sich die pommerschen Grenzen früher weiter wie heute nach Süden aus. Aber das Fehlen eines natürlichen Walles erleichterte das Eindringen feindlicher Mächte. Polens Könige drangen wiederholt bis an die Meeresküste; die brandenburgischen Markgrafen rissen ganze Stücke von Pommern ab. So wurde die Uckermark, das Land Bernstein u. a. von Pommern abgetrennt, Schivelbein und Dramburg erst in unserm Jahrhundert ihrem alten Stammlande wiedergegeben. Schlawe gelangte vorübergehend in den Besitz des Markgrafen Waldemar. Und Kolberg wäre vielleicht brandenburgisch geworden, hätte nicht der Bürgermeister Peter Schlieff auf eine diesbezügliche Frage des Kurfürsten Albrecht, der sich in Schivelbein aufhielt, sich betrunken gestellt, oder wie es bei Kantzow[1]) heißt, er stellte sich aus der witze vul und hätte gesagt: sankt Johann, sankt Johann, hern genug. Kantzow erzählt dann weiter: „Aber der Markgraf ließ nicht ab und sagte, wenn sie dann von ihren Herren vergewaltigt würden, wäre es dennoch gut, daß sie Zuflucht und Trost wüßten. Darauf antwortete Peter Schlieff wie ein vuller minsch: sankt Johann, sankt Johann und meinte, derselbe sollte ihm Zuflucht und Trost sein und was ihm der Markgraf hiervon mehr sagte, antwortete er immerzu: sankt Johann, sankt Johann.“

Im Norden bespült die Ostsee Pommerns Gestade; zu ihr hat das Land, des Name sich von dem Meere herleitet, mannigfache Beziehungen. Das Meer hatte früher bei dem Mangel an allen Wegen und Kunststraßen noch einen größern verbindenden Einfluß als jetzt. Daher sehen wir, sobald das Licht der Geschichte unsere Gegenden erhellt, Scharen fremder Völker an unseren Küsten landen. Wikinger und Dänen besuchen wiederholt unser Gestade, raubend und plündernd; Rügen wurde von Dänemark christianisirt, ihm längere Zeit tributpflichtig und ein Lehen Dänemarks. Dänische Flotten durchsegelten die Peene, fuhren durchs Haff nach Dievenow, plünderten unter ihrem König Waldemar Wollin, so daß der Sitz des Bischofs nach Kammin verlegt werden mußte (1175). Erst als die Macht der Städte erstarkte und sich zu dem Hansabunde vereinigte, konnten sie für die Verwüstung der Küsten Rache nehmen. Das waren die Zeiten, in denen die Ostsee eine größere Bedeutung als die Nordsee hatte, wo die Flotten, welche sie auf ihrem Rücken schaukelte, und zu denen Stralsund und Greifswald und andere kleine Städte Pommerns nicht den geringsten Theil beitrugen, Dänemark und Norwegen zittern machten. Kolberg z. B. stellte sechs Koggen und ebenso viel Schuten zum Kriege mit Dänemark. 1369 eroberten die Hansen Kopenhagen, zerstörten die Burgen Helsingör, Niköping u. a. auf Seeland und plünderten die ganze Insel. Nie hat solcher Glanz mehr über Stralsund gestrahlt, als im Jahre 1370, wo in den Hallen des dortigen Rathhauses Waldemar's Räthe in Gegenwart vieler Bürgermeister hansischer Städte einen demüthigenden Frieden entgegennehmen mußten. Sechzehn pommersche Städte gehörten zur Hansa[2]): kein Wunder, daß sich in denselben ein trotziges, selbstbewußtes Bürgerthum entwickelte, das sich auf seine eigene Kraft verließ und sich oft dem Landesherrn widersetzte. Abgesehen von den größeren Städten wurde selbst das kleine Kolberg von seinem Landesherrn Bogislaw im Jahre 1443 vergeblich belagert, und 1461 schloß der Bürgermeister von Kolberg einen Bund mit König Chri-

---

[1]) Die Anzahl der Theilungen ist nach Wutstrack, Beschreibung von Vor- und Hinterpommern, S. 143 angegeben.

[2]) Magdeburgisches Recht hatten: Prenzlau, Pasewalk, Stettin, Garz, Damm, Stargard, Greifenhagen, Pölitz, Pyritz, Gollnow, Massow, Penkun, Tempelburg.

Lübisches Recht: Stralsund, Anklam, Greifswald, Kolberg, Greifenberg, Köslin, Rügenwalde, Plate, Treptow, Labes, Regenwalde, Usedom, Belgard, Stolp, Schlawe, Zanow, Leba. Auch Städte, die das magdeburger Recht hatten, nahmen dasselbe an: Stargard, Gollnow, Damm.

Kulmisches Recht hatte Lauenburg und Bütow.

Schwerinisches nur Garz auf Rügen.

Brandenburgisches Recht galt in Schivelbein, Dramburg, Falkenburg, Callies und Nörenberg.

---

[1]) A. a. O. S. 111.

[2]) Die fünf Vororte: Stralsund, Greifswald, Kolberg, Anklam, Stettin; ferner Gollnow, Stargard, Wollin, Wolgast, Greifenberg, Treptow, Kammin, Rügenwalde, Stolp, Demmin und Pasewalk.

stian von Dänemark. Ihrer Lage verdankten es Stralsund und Greifswald, daß sie sich von dem Einfluß ihrer Landesfürsten emancipiren konnten; ihrer Lage am Meere verdankten es Stralsund und Kolberg, daß sie aus jenen weltberühmten Belagerungen siegreich hervorgehen konnten; aber die See begünstigte auch die Entfremdung vom eigenen Vaterlande, die eine fast zweihundertjährige Abtrennung Vorpommerns vom Hauptstamme zur Folge hatte.

Nicht bloß Raub und Mord, nicht bloß Kriegs- und Rachezüge sah die Ostsee, sondern sie vermittelte auch den friedlichen Verkehr und die Handelsbeziehungen zwischen den verschiedenen Nationen. Stolze Handelsflotten zogen nach dem Norden, brachten dort Leinwand, Wolle, Hopfen ꝛc. hin und tauschten dafür die Produkte jener Länder ein. Durch den Handel wurden Stralsund, Stettin und Greifswald groß und mächtig. Selbst kleinere Städte, die weitab von der See lagen, trieben Handel, wie Demmin, Stargard, Greifenberg und Köslin. Und wenn das Geschenk des Nordens, der Hering, an die Gestade der Ostsee fluthete, dann zog Jung und Alt aus, um eine reiche Ernte und reichen Ertrag zu gewinnen [1]). Als die Heringszüge von der pommerschen Küste zurückblieben und nur bis Schonen gingen, fuhren Treptower und Greifenberger dorthin, um unter dem Schutz der größeren Hansastädte die kostbare Waare einzuhandeln. Ueberhaupt wirkte der Verkehr mit anderen Nationen belebend und anregend auf die Bürger der Seestädte; der enge spießbürgerliche Sinn des Mittelalters erweiterte sich und man lernte andere Sitten und Gebräuche kennen und schätzen. Noch heute finden sich in unseren Seestädten viele Personen, die einen großen Theil der überseeischen Länder kennen. Daneben aber auch maßlose Ueberhebung und streng abgeschlossener Korporationsgeist. Auf dem Krämergestühl der Nikolaikirche in Stralsund ist ein Mann in Relief mit geschwungener Keule zu sehen und darunter die Worte zu lesen:

Dat le [2]) Krämer is, de blief buten
Oder ick schla em ob de Schnuten.

Noch immer spendet das Meer seine Schätze und giebt von seinem Ueberfluß den Anwohnern ab. Tagtäglich ziehen unsere Fischer hinaus, um in schwanken Nachen sich den kärglichen Lebensunterhalt zu suchen. Außer dem vorher erwähnten Hering fangen sie Sprotten, Schollen, Flundern, Steinbutten, Makrelen, Dorsche u. a. m. Sie sind auf das Meer angewiesen, und naturgemäß hat auch ihr Charakter und ihre Lebensweise etwas von jenem angenommen. Es ist ein ernstes, hartes und kühnes Geschlecht, unsere Fischer: ein ernstes, denn zu ihrem Geschäfte haben sie Gottvertrauen nöthig; ein hartes, denn ihr Beruf ist schwer, und Wind und Wogen stählen ihren Körper; ein kühnes, denn der Kampf mit den tobenden Elementen giebt Muth und Selbstvertrauen. Aber die Heiterkeit und Fröhlichkeit des Charakters fehlt den Küstenbewohnern. Jodeln hört man wohl auf den Alpenbergen, aber zu singbaren Weisen regt das Meer nicht an; dazu ist es zu majestätisch [3]). Nicht

[1]) Ueber die Bedeutung des Heringsfanges auf Rügen, s. Kutzen, Das deutsche Land, S. 420. Auch das alte Mönchguter Wiegenlied zeugt davon:

Hüsse, büsse lewes Kind,
Vatter de fängt Hiring,
Mutter de sitt an den Strand,
Vatter de kümmt bald an Land,
Mit en Föder Hiring.

[2]) Wer kein. Siehe Passarge: Aus baltischen Landen, S. 510.

[3]) Wie denn überhaupt die Pommern im Großen und Ganzen unmusikalischer Natur sind, wenn auch Chelopäus die Pyritzer wegen ihrer Liebe zur Musik rühmt.

bloß das Leben kann ihnen das Element rauben, sondern auch ihr Daheim. Unablässig lecken die Wogen am Gestade und zerstören dasselbe. Unwiderlegliche Zeugen des Landverlustes sind jene Steinriffe, die parallel der Küste gehen; unwiderlegliche Zeugen sind ferner die Stämme von Buchen oder Eichen, die man reihenweise aus dem Sande hervorragen sieht. So z. B. am Ausgange der Leba und Rega und zwischen Möllen und Bauerhufen. Besonders wird Land abgespült, wo steile und lehmige Ufer anstehen. „So weit als im Winter der Frost in die Lehmwände dringt, so weit stürzen sie im Frühjahr hinab [1])." Erst jetzt führt der Strandbewohner mit Hilfe des Staates einen erfolgreichen Kampf gegen die Wogen dadurch, daß er die Dünen bepflanzt oder Mauern und Schutzdämme errichtet. Wenn allerdings neuere Forscher [2]) recht behalten sollten, nach denen die ganze Küste von Calais bis Riga sich allmählich senkt, dann würde auch dieser Kampf auf die Dauer vergeblich sein.

Was zieht ferner so viele Bewohner unseres Vaterlandes an unsere Küsten? Es ist das alte, ewige, heilige Meer; sei es, daß der Wind leicht die Wogen kräuselt oder ein Orkan drüber hinwegbraust, immer fesselt es den Beschauer. Stehst du auf dem Kulm bei Heringsdorf oder auf dem Gosanberg bei Misdroy, so wirst du entzückt sein über das Panorama, welches sich deinen Blicken darbietet. Vor dir das wogende Meer; hier fährt eine kleine Fischerflottille mit schwellenden Segeln in den Hafen, dort durchfurchen große Dampfer die Fluthen. Vom Gosanberge erblickst du die waldumkränzten Villen Heringsdorfs, hoch oben das Kirchlein mitten im Walde; in weiter Ferne die steilen Ufer des Streckelberges. Vom Kulm aus die Waldungen Wollins und das Schmuckkästchen Misdroy; im Hintergrunde den Leuchtthurm Swinemündes, als hohes Warnungszeichen in die Luft ragend, daneben die rothen, aber öden Mauern des König-Wilhelms-Bades und den Hafen mit seinem Verkehr. Noch erhabener wird der Eindruck, wenn der Wanderer von der Stubbenkammer auf das Meer hinabschaut. „Dieses tiefe Blau des Himmels, sagt Kutzen [3]), über die nicht minder blaue Meeresfläche hin, auf die er in solchen Momenten wie auf einen Himmel zu seinen Füßen blickt und über den dunklen, saftig schwellenden Buchenkronen, durch welche die Sonnenstrahlen weben und wallen, diese gigantischen kreidigen Uferwände mitten in dem Waldesgrün — wahrlich, ein so wunderbarer Kontrast, daß er eine Sinnestäuschung zu erleben glaubt. Hier ist einer der bedeutenden von der Schönheit gleichsam geweihten Höhepunkte unseres Vaterlandes, nach welchem eine beständige Sehnsucht ihn fortan zurückzieht."

Und noch eins. Heute würde der Physiker Lichtenberg nicht mehr ein Werkchen schreiben wie im Jahre 1793 mit dem Titel: Warum hat Deutschland noch kein öffentliches Seebad? Allein unsere pommerschen Küsten von Prerow bis Leba besuchen jährlich ca. 38 000 Personen, für sich selbst Gesundheit und Stärkung suchend, für die Anwohner eine Quelle des Wohlstandes und des Erwerbes.

So sind die Beziehungen des Landes am Meere zu seiner See mannigfaltige und verschiedene. Auffallen könnte es, daß so wenig und bedeutende Niederlassungen sich an der See befinden; doch ist dies nicht nur Pommern eigenthümlich, sondern der ganzen Ost- und Nordseeküste. Die Städte wurden in einiger Entfernung vom Meere gegründet, um

[1]) P. Lehmann, Pommerns Küste von der Diewenow bis zum Dorß. S. 3.

[2]) Reclus-Ule, Die Erde und die Erscheinungen auf ihrer Oberfläche, I, S. 494.

[3]) Kutzen, Das deutsche Land, S. 424.

erstens geschützter zu liegen und zweitens um eine bessere Verbindung mit dem Binnenlande aufrecht zu erhalten. Die vier Städte, Kolberg, Swinemünde, Stralsund und Barth, die in Pommern am Meere liegen, sind keine Ausnahme, sondern ihre Gründung ist aus lokalen Ursachen zu erklären. Kolberg verdankt den Salzquellen seinen Ursprung. Swinemünde, erst im vorigen Jahrhundert entstanden, ist der Hafen von Stettin. Wo das Gesellschaftshaus und die Plantage, die man auf dem Wege zum König-Wilhelms-Bad durchwandert, steht, war noch vor einigen Jahrhunderten Meeresboden. Stralsund und Barth liegen gewissermaßen nur an einem breitern Flußarm und sind durch Außenland geschützt, ersteres durch Rügen, letzteres durch Zingst. Es ist kaum denkbar, daß eine Stadt wie Stralsund an jener Stelle entstanden wäre, wenn keine Insel vorläge. Gleich als wenn die Pommern das Bedürfniß gefühlt hätten, zu ihrem einflußreichen Meere engere und freundlichere Beziehungen in Form von größeren Niederlassungen zu haben, so verlegte die sinnige Sage die große Handelsstadt Vineta ans Meeresufer und belebte die Mündungen einzelner Flüsse mit Handels- und Hafenplätzen. So Regamünde am Ausfluß der Rega, Lebamünde am Ausfluß der Leba.

Um den Einfluß des Meeres auf das Land zu schätzen, nimmt man oft das Verhältniß der Küstenlinie zum Flächeninhalt zu Hilfe. Da die Küstenlinie Pommerns ca. 550 km lang ist, beträgt das in Rede stehende Verhältniß 1:8. Ebenso viel in Italien; 1:6 in England. Darnach müßte der Einfluß noch viel größer sein, als er in Wirklichkeit ist. Aber trotz dieses günstigen Verhältnisses ist Pommern ein wesentlich kontinentales Land. Das bedingt schon der Charakter der Ostsee als eines Binnenmeeres, die wenig gegliederte Küste, der flache für Schiffe schutzlose Strand und die seichten und wenigen Häfen.

Der vulkanische Ausbruch in der Sundastraße.

Von **Emil Metzger**.

III. (Schluß.)

35 000 [1]) Opfer etwa hat dieser Ausbruch gekostet; theils sind sie unter der Asche erstickt, theils hat das Tosen der wirbelnden Wellen ihren Todesschrei übertönt; die Zahl 32 835 war bis zum 1. November officiell festgestellt, und wenn sie nicht genau ist, so besteht nur die Möglichkeit, daß der Tod eine reichere Ernte gehalten hat. Für Java hat man die Zahl der Verunglückten mit beinahe vollkommener Sicherheit angeben können, in den abgelegenen Gegenden der Lampongs dürfte eine absolute Genauigkeit kaum erreicht sein, wiewohl der Fehler verhältnißmäßig nur unbedeutend sein kann. Sie sind dahingegangen; viele, ja die meisten ohne schweren Todesstreit, wenn auch einzelne wohl einen Kampf gekämpft haben, der an Höllenqualen seines Gleichen sucht. Ich erinnere nur an den im ersten Theile gegebenen Bericht über den Einsturz des Leuchtthurmes zu Anjer; welche Gefahr haben die Armen nicht ausstehen müssen, welche Angst, als sie die Stadt vor ihren Augen vernichtet sahen, als sie den gierigen Wogen entronnen waren und eine Zuflucht in dem Leuchtthurme gefunden hatten, der unter dem Andrange der Wellen erbebte. Wird er es aushalten, wird er nachgeben? Wie lange dieser Zustand der tödtlichen Angst gedauert hat, ich weiß es nicht; endlich aber schleuderte das entfesselte Element einen Felsblock gegen den Thurm und der stolze Bau stürzte zusammen und begrub diejenigen, welche dort Rettung zu finden gehofft hatten, unter seinen Trümmern; man denke an die Bewohner von Sebessi, die langsam mit glühender Asche überdeckt, einen qualvollen Tod starben. Von vielen ähnlichen Scenen, die mir bekannt geworden sind, könnte ich berichten, doch lassen wir die, welche dahingegangen sind, wenden wir uns zu den Ueberlebenden und sehen, wie der Schauplatz der Zerstörung aussah, als die Nacht, welche so lange den Streit der Elemente bedeckt hatte, der Morgenröthe des 28. August gewichen war.

Zwischen Anjer und Tjiringin besteht kein einziges Dorf mehr längs der Küste, selbst die Fundamente der gemauerten Häuser sind umgewühlt oder mit Trümmern bedeckt; hier und da liegen Haufen von verstümmelten, unkenntlichen Leichen von Menschen und Thieren, deren Verwesung durch die tropische Sonne beschleunigt wird. Dazwischen sieht man Ueberbleibsel von Häusern und Geräthschaften, von Bäumen und Felsblöcken, und der große Weg, der längs der Küste lief, ist durch die Fluthen zerstört; kaum eine Spur der prächtigen Bahn, die dort bestanden hat, ist noch zu erkennen. Zum Theil ist das Wasser nicht abgelaufen, es bildet stinkende Pfützen, deren Ausdünstung den Aufenthalt hier noch unerträglicher macht.

Und doch wimmelt es hier von Tausenden, die ausgezogen sind, um nach der verlorenen eigenen Habe zu suchen und auch fremdes Eigenthum mitzunehmen, wenn sie es finden können; warum sollten sie es nicht thun? Die Todten haben nichts mehr nöthig und die Lebenden werden ihre Ansprüche schon geltend machen!

Und in dieses Chaos sollte Ordnung gebracht werden! Um die ganze Bedeutung dieser Aufgabe hervorzuheben, muß ich einige Einzelheiten anführen. In der Abtheilung (Bezirk) Tjiringin waren alle europäischen Beamten verunglückt; am Tage der Katastrophe hatte der Regent dort ein Fest gegeben und die eingeborenen Beamten mit Frauen und Kindern eingeladen; seine Familie zählte 57 Personen, von denen 55 umkamen. So war denn der ganze Theil des Landes bis zur Südküste ohne Obrigkeit, und selbst wer indische Verhältnisse nicht näher kennt, wird sich ein Bild von dem Zustande machen können, wenn er sich ein Land von 100 000 Seelen vorstellt, welches plötzlich durch eine Naturgewalt getroffen wird und annimmt, daß diese Naturgewalt unter vielen anderen Opfern auch beinahe die ganze Obrigkeit mit Einschluß der Polizei weggerafft hat.

[1]) In dem Bulletin de la Société de Geographie 1884, p. 88, wird ein Bericht des französischen Konsuls mitgetheilt, der aus dem Munde des Generalgouverneurs vor dem 15. November die Zahl 38 000 vernommen haben will, was vermuthlich ein Druck- oder Schreibfehler anstatt 33 000 ist (genauer 32 835), welche Zahl Anfangs November festgestellt war. Die von mir approximativ angenommene Totalziffer von 35 000 beruht auf der viel spätern Schätzung des Komitees, dem die Sorge für die Verunglückten aufgetragen war.

Dazu kommt noch, daß keine Eisenbahnverbindungen bestehen, daß die Annäherung von der Küste her sehr erschwert, ja beinahe unmöglich, das Land theilweise, wo die Wellen es nicht erreicht, unter der Asche begraben ist, daß die Bevölkerung in ihrer abergläubischen Furcht in dem Ereigniß eine Strafe des Himmels sieht, welche von Allah gesendet ist, um die Blanda (die Holländer) zu züchtigen, weil sie die rechtgläubigen Atjinesen mit Krieg überzogen haben.

Ein Theil der Bevölkerung, der dem Untergange entflohen war, hatte sich in die Wälder und nach höher gelegenen Dörfern geflüchtet, die jetzt überfüllt, außerdem aber durch die eingetretene Verwüstung mehr oder weniger von aller Verbindung abgeschnitten waren. Und doch gelang es, die Ordnung zu erhalten und das zu thun, was die Pflicht für die Lebenden, die Sorge für die Todten erforderte. Ehre den Männern, die das in kurzer Zeit zu vollbringen wußten, und daß sie es thun konnten, ist ein glänzender Beweis für eine Seite der europäischen Herrschaft auf Java, für den unbegrenzten Einfluß, den sie sich auf den Eingeborenen zu verschaffen und zu erhalten gewußt hat. Solche Verhältnisse, wie sie in den letzten Augusttagen des vorigen Jahres in Bantam und den Lampongs stattfanden, sind eine Probe, die wohl nirgend glänzender bestanden werden würde, als dort im fernen Osten der Fall war.

Die Sorge für die Lebenden erforderte in erster Linie die Entfernung der Todten; von weit her wurde die arbeitsfähige Bevölkerung herbeigerufen, um die Leichen zu begraben; fünf Gulden wurden für ein Grab bezahlt, ein sehr hoher Lohn, der die Widerwilligen anlockte; Förmlichkeiten des bürgerlichen Standes waren nicht zu erfüllen, hätten auch beim besten Willen nicht erfüllt werden können, denn die furchtbar verstümmelten Leichen waren bald unkenntlich und man konnte den Eingeborenen nicht mehr vom Chinesen und vom Europäer unterscheiden. Bald mußte man es aufgeben, die Einzelnen zu begraben; man übergoß nun die verwesenden Reste mit Petroleum und verbrannte sie; 120000 Liter Petroleum hat man zu diesem Zwecke verbraucht. Die Begräbnißkosten der Opfer in Bantam (etwa 21000) haben über 7000 Gulden betragen; ein großer Theil der Dahingegangenen hat allerdings den Ueberlebenden jede Mühe erspart: er ruht im Schoße des Oceans.

Ein gelbgraues Leichenkleid bedeckte das Land; die Asche lag im westlichen Theile von Bantam etwa vier bis fünf Centimeter hoch, während nach Osten hin die Dicke derselben etwa einen Centimeter betrug. Die Reisfelder, deren Ertrag bekanntlich die dem Eingeborenen nothwendigste Nahrung liefert, waren in sehr verschiedenem Grade beschädigt worden, was theilweise von der Entwickelung der Pflanzen abhing. Die reifen Aehren waren großentheils zur Erde gedrückt und unter Asche und Schlamm begraben, mit vieler Mühe konnte man noch einen Theil derselben pflücken. Ganz verloren waren die Felder mit jungen Aehren, deren Wachsthum wegen der daran haftenden Asche nicht weiter fortschreiten konnte. Das Gewächs, welches sich in jeder andern Entwickelungsperiode befand, war ziemlich unbeschädigt geblieben; einige Tage nach der Eruption fiel ein wohlthätiger Regen, der die Pflanzen von der Last befreite, welche sie zur Erde drückte, so daß der Reis sich weiter entwickeln konnte. Namentlich da, wo Schlamm gefallen war, waren die Blätter und Kronen der Bäume durch das Gewicht, welches sie nicht zu tragen im Stande waren, vernichtet worden; außerdem versengte die feuchte Wärme die Blätter in viel höherm Grade, als die Asche es that, der Schlamm setzte sich fest und bildete, nachdem er getrocknet war, eine starre Kruste. Die verschiedene Wirkung der trockenen, heißen Asche und des warmen versengenden Schlammes zeigte sich deutlich an den Bäumen; unter der feucht-warmen Kruste haben sie sehr gelitten. Dagegen genügte der in den nächsten Tagen gefallene Regen, die Asche abzuwaschen und der Vegetation ihr frisches Aussehen zurück zu geben. Im Allgemeinen lautete das Urtheil (eines höhern Beamten, dessen Rapport ich bezüglich der Anpflanzungen gefolgt bin) dahin, daß keine Baumart lebensgefährlich beschädigt sei, wohl aber schien die Jahresernte der meisten Fruchtarten verloren zu sein. Aehnlich war es auch bei den Erdfrüchten; was über der Erde war, schien größtentheils vernichtet zu sein; was sich unter dem Boden befand, hatte wenig oder gar nicht gelitten. Selbst kurze Zeit nach dem Ausbruch schon war man wieder voller Hoffnung, da man bald sah, daß die Asche nicht alles Leben zerstört hatte, ja man schmeichelte sich schon mit der Erwartung, daß sie, wenn der Boden einmal umgepflügt sein würde, denselben poröser machen und zu seiner Fruchtbarkeit beitragen werde. Am meisten hat die Zerstörung die Kaffeegärten getroffen, die Bäume litten durch niederfallende Aeste großen Schaden und ihre Zweige bogen sich unter der Last, die auf sie drückte. Sie verloren ihre Blätter, trieben jedoch gleich wieder neue; die Blüthen, die sie getragen hatten und mit ihnen die Aussicht auf die Jahresernte waren zerstört, auch die jungen Pflanzen und die Schößlinge in den Baumschulen vollkommen vernichtet. Der Rapport, auf den ich oben hingewiesen habe, endete mit folgenden Worten: „Schließlich komme ich durch die mitgetheilten Beobachtungen zu dem Resultate, daß das Unglück, welches Bantam getroffen hat, wie furchtbar es auch in seinen ärgsten Folgen für den dicht bevölkerten und reichen Landstrich längs der Nord- und Westküste gewesen ist, doch auf denselben lokalisirt war und an der einen Stelle das Innere des Landes ein bis zwei, an anderen Stellen fünf bis sieben Paal[1]) weit vom Strande landeinwärts verwüstet hat. Ueber diese Grenze hinaus hat man im größten Theile der Residenz (Provinz) wohl an den Fruchtbäumen großen Schaden gelitten, doch abgesehen hiervon wird die Aschenlage vielleicht bald schon, jedenfalls aber später dem Boden eher zum Vortheil als zum Nachtheil gereichen."

Im ersten Augenblicke jedoch war die Noth, namentlich auch des mangelnden Viehfutters wegen, sehr groß; auch der ziemlich große Theil der Bevölkerung, welcher auf den Fischfang angewiesen ist, war mit einem Male brotlos geworden, da die Fluthwelle längs der ganzen Küste von Bantam mit einigen sehr vereinzelten Ausnahmen alle Fahrzeuge weggerissen hatte.

Noch schlimmer sah es in den Lampongs aus; der europäische Einfluß ist hier viel schwächer und macht sich nur an einigen vereinzelten Punkten geltend. Die zwischen denselben bestehenden Verbindungsmittel waren durch den Ausbruch zerstört, das Land selbst durch den Bimsstein beinahe unzugänglich gemacht. Nur vereinzelt sind daher die Nachrichten, die uns über diese Provinz zukommen, und die Hilfsleistung, die sich dorthin wendete, konnte trotz aller Aufopferung nur vereinzelt eingreifen; über den größten Theil des Landes wird ein trauriges Schweigen bewahrt. Wie sich in Telok Betong der Zustand am 28. August gestaltete, darüber habe ich oben schon einige Worte gesagt; man hatte nur wenig Lebensmittel, das Wasser war unbrauchbar, die Verbindung mit Batavia unterbrochen. Die Wachen wurden verstärkt, um die Magazine im Nothfalle zu vertheidigen; glücklicherweise fand man schon am folgenden Tage eine Quelle, so daß wenigstens kein Mangel an Trink-

[1]) Ein Paal etwas mehr als anderthalb Kilometer.

wasser eintrat. Erst am 2. September war man im Stande gewesen, die telegraphische Verbindung mit Palembang wieder herzustellen; dagegen war durch den Bimsstein die Verbindung mit der „Marie“, dem einzigen Schiffe, welches auf der Rhede übrig geblieben war, unterbrochen. Die Leichen verpesteten die Luft mit dem Verwesungsgeruch, denn man hatte weder Zeit noch Gelegenheit, sie zu bestatten. Am 8. September erst glückte es einem Adjutanten des General-Gouverneurs, bis zur Stadt vorzudringen und am 11. September kam eine Hopperbarge mit Lebensmitteln an; von nun an wurde das Rettungswerk fortgesetzt, so gut es die vorhandenen Mittel erlaubten, die Verbindungswege aufgeräumt, die Leichen begraben, für letztern Zweck wurden etwa 25 000 Gulden ausgegeben.

Nicht nur die Regierung suchte dem Elend zu steuern, sondern auch Privatpersonen in Indien und in Europa beeiferten sich, durch milde Beiträge die Mittel zu verschaffen und die Noth zu lindern; die Privatwohlthätigkeit hat etwa zwölfmal hunderttausend Gulden gesammelt, von denen ungefähr eine halbe Million in Europa beigetragen wurde. In Indien kannte man einem solchen Unglück gegenüber keinen Rassenunterschied, alle Nationen beeilten sich, ihr Scherflein beizutragen. Außer den Europäern waren es in Holländisch-Indien namentlich die Chinesen, welche sich sehr opferbereit bewiesen; reiche Gaben kamen aus den Straits Settlements, worunter ein fürstliches Geschenk — 25 000 Dollars — vom Gouvernement dieser Besitzung und aus Siam, dessen König ein gutes Beispiel gab.

Das für die Milderung des Unglücks eingesetzte Komitee hatte sich als erste Aufgabe gestellt, der dringendsten Noth zu steuern und den Bedürfnissen des Augenblicks abzuhelfen; in zweiter Linie wollte man den Geretteten, welche ihren Besitz ganz oder theilweise verloren hatten, behilflich sein, sich eine neue Existenz zu gründen und schließlich, soweit die Mittel reichten, den erlittenen Schaden ersetzen.

Die erste Aufgabe war in Bantam verhältnißmäßig leicht zu erfüllen und es war auch nicht besonders schwierig, der Bevölkerung die Mittel zu liefern, sich eine neue Existenz zu gründen. Einige hundert Büffel, die zum Theil aus dem mittlern Theil von Java eingeführt worden waren, und die nöthigen Ackerbaugeräthschaften wurden vertheilt; aus leicht begreiflichen Gründen war die Aufgabe in den Lampongs viel schwieriger. Nachdem dort die erste Landung geglückt war, hatte man ein Lebensmitteldepot angelegt und von dort aus die Vorräthe 25 Kilometer weit nach Telok Betong geschafft; der großen Zahl von Europäern wegen (die Garnison einbegriffen) war es sehr schwer, alle Bedürfnisse zu befriedigen; ebenso war es in der Semangkabai, wie schon erwähnt, beinahe unmöglich, der Noth so abzuhelfen, wie man es so gerne gethan hätte. In der Abtheilung Katimbang, die am meisten gelitten hatte (zu bemerken sind hier auffallend viele Brandwunden, verursacht durch glühende Asche), aber auch am leichtesten zu erreichen war, fuhr man Monate lang fort, an die Eingeborenen Lebensmittel, namentlich Reis und Kleider zu vertheilen, auch wohl um die Stimmung zu verbessern.

Ein großer Theil der Nothleidenden war anfänglich nach Batavia gebracht worden, später wurden sie, mit den nöthigen Existenzmitteln ausgerüstet, in ihre Heimath zurückgeschickt, da man mit aller Kraft dahin strebte, die verwüsteten Orte womöglich zu neuer Blüthe zu entwickeln, und größtentheils hat sich auch wirklich wieder eine neue Bevölkerung angesiedelt. Daß die Europäer, welche alles verloren hatten, nicht vergessen wurden, liegt auf der Hand; europäische und eingeborene Beamte, die den Verlust ihrer ganzen Habe zu betrauern hatten, erhielten von der Regierung sowohl als auch vom Komitee eine Geldentschädigung im Betrage von je sechs Monaten Gehalt. An die Wittwen der bei dem Unglück umgekommenen Beamten (die durch die reglementäre Pension eine lebenslängliche Beihilfe empfangen) wurde eine Geldsumme gleich einem Jahresgehalt ausbezahlt und ebenso allen Privatpersonen Beistand geleistet. Für die Europäer sorgt außerdem eine besondere Kommission, der durch die Sorge der Freimaurerlogen einige hunderttausend Gulden zur Verfügung gestellt sind. Gegen 40 000 Eingeborene sind unterstützt worden; man hat denselben den erlittenen Verlust je nach der Größe desselben bis zur Hälfte, einem Viertel und einem Achtel ersetzt (letzteres bei Beträgen über 10 000 Gulden).

Daß während des Ausbruches selbst die Eingeborenen gegenüber Europäern hier und da Zeichen der Mißstimmung gegeben haben, die zum Theil wenigstens durch das Betragen der letzteren provocirt gewesen zu sein scheinen, ist leicht erklärlich. Alle Unruhe verschwand übrigens sehr bald wieder; wenige Tage nach dem Unglück war die Bevölkerung wieder an ihrer Arbeit und befolgte die von europäischen und eingeborenen Beamten getroffenen Anordnungen nicht nur gehorsam, sondern auch freudig und vertrauensvoll.

So ist es denn geglückt, in wenigen Monaten viel zu erreichen; Wege und Brücken sind großentheils wieder in Ordnung gebracht, der Telegraph zwischen Java und Sumatra über die Sundastraße hin ist hergestellt, verschiedene Bauten sind in Angriff genommen, zum Theil auch um der Bevölkerung Verdienst zu verschaffen. Diese selbst hat sich neue Wohnungen erbaut. Die Marine hat alles, was für die Sicherung der Schiffahrt nöthig war, in sehr kurzer Zeit verrichtet; in der zweiten Hälfte des Oktobers schon war die Neuaufnahme des Fahrwassers in der Sundastraße beendet, und an der Stelle des eingestürzten Leuchtthurmes am 4. Punkt leuchtete ein Interimslicht, während lange vorher schon die Beschädigungen, welche die anderen Leuchtthürme erlitten hatten, ausgebessert waren.

Daß, um ein solches Resultat nach einer solchen Katastrophe aufweisen zu können, Alle, die berufen waren, an der Arbeit Theil zu nehmen, ihren Platz ganz und voll ausfüllen mußten, liegt auf der Hand. In Indien betrachtet man dies als die Erfüllung der gewöhnlichen Pflicht, wie man im Allgemeinen da gewöhnt ist viel zu arbeiten, ohne durch besondere Anerkennung verwöhnt zu werden. So war es auch nach der Katastrophe; einige der europäischen Beamten wurden belobt, einige eingeborene Beamte erhielten silberne Medaillen (es giebt deren goldene und silberne) und der Kommandant der Marine soll, Zeitungsnachrichten nach, erklärt haben, daß die durch sein Personal geleisteten Dienste nicht außergewöhnlich genug seien, um außergewöhnliche Belohnungen zu begründen.

So wird denn bald kein äußeres Zeichen mehr an die Katastrophe erinnern, da auch die wohlthätige Natur sich beeifert, die Scene der Verwüstung zu verhüllen. Schon im Oktober, ehe noch die Westmoussen eingetreten war, hatte der Regen angefangen, die Asche von den Hügeln zu spülen und frisches Grün kam zum Vorschein; selbst in dem Chaos, das die Ränder der Sundastraße bedeckte, sproßten in den verwüsteten Kokospflanzungen und an den Stellen, wo die Gärten und Dörfer sich befunden haben, junge Triebe. Nach Ablauf der Westmoussen wird wohl die Einfassung der Sundastraße wieder ebenso wie früher mit üppigem Grün bedeckt sein und nur die steile, nördliche Wand des Kegels von Krakatau wird wie ein riesiges Grabmal an die dreißig-

tausend Menschen erinnern, die am 26. und 27. August in der Sundastraße ihr Grab gefunden, wo jetzt das blaue Meer sich wieder ruhig wie ein Binnengewässer unter sanftem Murmeln an der Küste bricht.

Kürzere Mittheilungen.

Die spanische Sprache in den Volksschulen der Philippinen.

Schon im Jahre 1550 erließ die spanische Regierung ein Gesetz, welchem gemäß den Eingeborenen der amerikanischen und asiatischen Besitzungen Gelegenheit gegeben werden sollte, die spanische Sprache in Wort und Schrift sich anzueignen; doch wurde ausdrücklich bestimmt, daß kein Zwang obwalten sollte. In Uebereinstimmung mit diesem Gesetze beschloß das philippinische Provinzialkapitel der Augustiner 1590, daß in allen jenen Schulen, welche unter ihrer Oberaufsicht stünden, die Kinder auch in der spanischen Sprache unterrichtet werden sollten. Alles dies blieb ebenso wie die späteren Verordnungen aus den Jahren 1664, 1686, 1782 und 1792 ein Schlag ins Wasser, weil man einestheils keine des Spanischen genügend mächtige Schulmeister aufzutreiben vermochte, und weil andererseits die allmächtige Geistlichkeit anderen Ideen huldigte als im Jahre 1590. Dieselbe hatte nämlich erkannt, daß sie mit der Einführung der spanischen Sprache in die Schule ihre Omnipotenz bedeutend einbüßen müßte, denn bisher hatten die Mönche und Weltgeistlichen die Vermittler zwischen dem der malaischen Dialekte unkundigen spanischen Beamten und ihren farbigen Pfarrkindern gespielt und dadurch den Diener der Krone von ihrem guten Willen abhängig gemacht. Indeß war es auch der spanischen Regierung mit ihren Verordnungen nicht recht ernst, da sie seit der Losreißung ihrer Kolonien bei einer Hispanisirung der Philippinen ein Erwachen von Separationsgelüsten befürchtete. So schliefen jene Verordnungen ein und man huldigte jenem schönen Grundsatze divide et impera, dessen Befolgung noch jedem Staatswesen Unheil gebracht hat. Eine Zeit hindurch ging es; bald aber stellten sich die verderblichen Folgen der kurzsichtigen Politik ein; von allen Seiten liefen Klagen ein, so daß die Regierung im Jahre 1861 eine Enquete (Junta) in Manila zusammentreten ließ, welche sich mit der Reformirung des seit dem 20. December 1830 obligatorischen Schulunterrichts beschäftigen sollte. Trotz der formvollendeten Rede des geistreichen (spätern Bischofs) Fray Francisco Gainza beschloß diese Kommission, die Einführung des obligatorischen Unterrichts im Spanischen der Regierung vorzuschlagen, welche diesen Vorschlag durch Erlaß eines neuen Reglements für die Volksschulen am 20. December 1863 acceptirte und durch Errichtung eines, der Leitung der Jesuiten anvertrauten Lehrerseminars zu Manila und eines solchen für Lehrerinnen in Naga (Nueva Cáceres) auch Sorge für die Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte trug. Trotz alledem machte die Verbreitung der spanischen Sprache nur geringe Fortschritte und dies aus dem Grunde, weil die für die Uebergangsperiode erlassenen Verordnungen über Gebühr ausgedehnt und sehr milde gehandhabt wurden. Nur die von den Jesuiten in ihren Missionen und Pfarren auf Mindanao errichteten Schulen wurden strenge nach dem Gesetze organisirt und die Erlernung der spanischen Sprache als eine Hauptsache der Schulbildung angesehen, so daß bei den Prüfungen am Ende des Schuljahres viele Kinder die Prüfung aus der Religion im Spanischen ablegten und einzelne bereits spanische Gedichte deklamiren konnten.

Demzufolge erließ die Regierung am 12. September 1883 ein neues Gesetz, welches die Erwerbung der Kenntniß der Staatssprache als die Hauptaufgabe der Volksschule betrachtet. Nur die Schüler der ersten Klasse dürfen in den philippinischen Dialekten geschriebene Lehrbücher benutzen; sobald sie nur einige Kenntniß des Spanischen erlangt, haben sie sich nur spanischer Lehrbücher zu bedienen und im Schullokale unter einander nur spanisch zu sprechen. Alle Inspektoren und staatlichen wie municipalen Funktionäre haben strenge die Durchführung des aus 21 Paragraphen bestehenden Gesetzes zu überwachen. Säumige Lehrer werden mit Geldstrafen, Suspension vom Amte, ja mit gänzlicher Entlassung und dem Verlust der Lehr-Facultas bestraft.

Ob dieses Gesetz auch den erwünschten Erfolg herbeiführen wird, darüber läßt sich nicht so ohne weiteres sprechen; das eine aber ist sicher, daß die jämmerliche Besoldung der philippinischen Schulmeister ein Haupthinderniß für die Hebung des Unterrichts in jenem Archipel ist. Die Kenntniß der spanischen Sprache verschafft einem Indier bessere Stellungen als die eines Schullehrers, und wenn nicht die meisten oder doch viele von den im Seminar erzogenen Lehramtskandidaten von den Pfarrern ihres Heimathsortes die nöthigen Subsistenzmittel erhielten und auf diese Weise nicht sich verpflichtet hätten, die besten Köpfe würden dann dem Lehrerstande abtrünnig werden, wie dies ja zum Theile schon heute geschieht. F. Blumentritt.

Die Arbeiterfrage in Australien.

Die Chinesenfrage fängt wieder an, die Australier lebhafter zu beschäftigen. Um dem Strome der Chineseneinwanderung zu wehren, belegten die Kolonien, wie wir früher berichteten, vor etlichen Jahren jeden einwandernden Chinesen mit einer Kopfsteuer von 5 Pf. St., welche sich wiederholte, sobald derselbe Chinese aus einer Kolonie in die andere wanderte. Allein dieser gesetzliche Erlaß hat dem Andrange der Chinesen nicht allzu viel Einhalt gethan. Man denkt deshalb jetzt an neue Prohibitivmaßregeln. Der Gouverneur der Kolonie Queensland forderte bei Eröffnung des gegenwärtigen Parlaments die Versammlung auf, diese Angelegenheit in besondere Erörterung zu ziehen. Man hat die Devise ausgegeben: „Australien für die Australier und nicht für die mandeläugigen Blutsauger.“ Man wirft eben den Chinesen vor, daß sie durch einen billigern Arbeitslohn den weißen Arbeitern fast in allen Branchen Konkurrenz machen und daß sie von ihrem Verdienste nur $^1/_6$ in der Kolonie verausgaben, die übrigen $^5/_6$ aber mit nach China nehmen.

Die Zuckerplantagen im Norden der Kolonie Queensland mehren sich von Jahr zu Jahr. Man muß dort billige Arbeitskräfte haben, welche an ein tropisches Klima gewöhnt sind. Aber die Chinesen wollen zu hohe Löhne und geben sich auch für ein Engagement auf längere Zeit nicht her. Die Kanakas der Südsee-Inseln reichen um so weniger aus, als sie auf den Plantagen der Fidschi-Inseln und auf Neu-Kaledonien jetzt ebenfalls verwendet werden, und überdies hält es auch schwerer, sie zu bekommen, als früher. Der Versuch, Singalesen aus Ceylon zu importiren, war ein verfehlter. Die bessere Klasse der Singalesen will überhaupt nicht auswandern und die, welche sich dazu verstehen, sind ein faules, träges, widerspenstiges Volk. Die beste Klasse von Arbeitern sind unbedingt die ostindischen Kulis. Es sind gelehrige, anstellige, fleißige, folgsame und treu ergebene Menschen, wenn sie gut behandelt werden, und sind mit solchen Arbeiten zufrieden, wobei sie mit Europäern nicht

konkurriren. Sie kommen mit Frau und Kindern, lassen sich bleibend nieder und geben ihren ganzen Verdienst auch wieder aus, wo sie ihn erworben. Sie würden auf den Zuckerplantagen in Queensland gerne für 1 Schilling den Tag arbeiten, während Chinesen mindestens 20 Schilling pro Woche beanspruchen. Bei ihrer Einführung darf nur ein Punkt nicht außer Acht gelassen werden: die Kastenfrage. Bekanntlich theilen sie sich in viele Kasten, und wenn sie das auch nicht hindert, friedlich zusammen zu leben und mit einander zu arbeiten, so halten sie sich doch in Betreff ihrer Speisen, Wohnung ꝛc. aufs strengste von einander gesondert. Man muß daher bei ihrem Import auf Angehörige einer und derselben Kaste wohl bedacht sein. Es steht hier zur Zeit noch eine Schwierigkeit im Wege. Die ostindische Regierung will die Ausführung von Kulis nach Australien nur gestatten, wenn dieselbe unter die Kontrolle der Kolonialregierungen gestellt wird und nicht Privatpersonen, wie den Plantagenbesitzern, überlassen bleibt. Ist dieser Punkt geregelt, so sind die Chinesen für die Australier überflüssig geworden, und man wird sicher, um sie nach Möglichkeit auszuschließen, sehr strenge Maßregeln gegen sie ergreifen. Ob das international ist, würde eine andere Frage sein, um die man sich in Australien wenig scheren wird.

Die Lösung der Moundbuilderfrage.

Es sind in Amerika schon Bände mit der Beschreibung der Mounds gefüllt worden, jener eigenthümlichen Erdwerke, welche sich im Thale des Mississippi und seiner Nebenflüsse befinden und die namentlich im Thale des Ohio ihre größte Verbreitung haben. Namentlich aber hat die Frage nach den Erbauern dieser Mounds die Amerikaner beschäftigt und hierbei ist dann die Phantasie mehr als billig thätig gewesen. Man nahm allmählich ein besonderes Volk an, die sogenannten **Moundbuilders**, welches vor Urzeiten in den Vereinigten Staaten gehaust haben sollte und dann aus denselben verschwunden war. Daß sie in Bezug auf Kultur weit über den heutigen Indianern standen, galt als selbstverständlich, ja schüchtern vermuthete man, die Moundbuilders seien die Vorfahren der toltekisch-aztekischen Völker gewesen, welche nach Süden auswanderten und dann auf der Hochebene von Anahuac ihr eigenthümliches Kulturreich gründeten. Zwar hatten sich schon Stimmen erhoben, welche andeuteten, die Funde in den Mounds deuteten keineswegs auf eine hohe Kultur und manche Dinge darin schienen doch ziemlich jungen Datums — allein solche Stimmen wurden überhört.

Nun hat vor kurzem **Lucien Carr**, Assistant Curator am Peabody-Museum zu Cambridge in Massachusetts, eine Schrift veröffentlicht, welche gründlich mit obigen Ansichten aufräumt und die Mounds auf ihr richtiges Maß zurückführt. Sie führt den Titel: The Mounds of the Mississippi Valley historically considered und erschien im zweiten Bande der Memoirs of the Kentucky geological Survey.

Um kurz das Resultat vorwegzunehmen: Die Mounds sind ziemlich jungen Datums und ihre Erbauer sind die Vorfahren der heutigen Indianer. Die Indianer waren, das zeigt Carr ganz deutlich, nicht bloß Jäger- und Fischernomaden, wie man gewöhnlich annimmt, sondern sie waren auch bis zu einem gewissen Grade **Ackerbauer**, die den Mais und einige andere Früchte kultivirten. Dafür werden Hunderte von Beweisen aus der historischen Litteratur angeführt, ja häufig genug waren die ersten weißen Ansiedler, wenn sie nicht verhungern wollten, auf die Getreidelieferungen der Rothhäute angewiesen. Mit dem Ackerbau hängt aber allemal eine Art Seßhaftigkeit zusammen und auch diese war vorhanden, und wir wissen, daß, z. B. bei den Irokesen, ganz bestimmte Gesetze über das Eigenthum an Grund und Boden vorhanden waren, welcher vererbt werden konnte.

Die Mounds, oft von ungeheurer Größe, sehr verschiedener Form und zu verschiedenen Zwecken dienend, konnten nur mit vereinten Kräften, unter Anwendung zahlreicher Arbeiter errichtet werden. Die Bevölkerung saß auch nur dicht längs der Flußläufe und war durchaus nicht so über das Land verbreitet, wie wir es jetzt wohl nach dem Vorbilde der Prärie-Indianer annehmen, denn die Prärie lernte der Indianer erst bemeistern, nachdem ihm der Europäer das Pferd gebracht hatte. Die Mounds waren, wo sie nicht Begräbnißstätten sind, die Substruktionen der indianischen Dorfanlagen, die allemal mit einem Palissadenzaun umgeben waren. Hierfür sprechen nicht nur zahlreiche historische Berichte, nach denen die frühesten Reisenden noch solche Mounds erbauen sahen, sondern auch die Traditionen der Indianer selbst. Der Inhalt der Mounds endlich (gehämmertes Kupfer, Steingeräthe, Pfeifen ꝛc.) deutet auch völlig auf die Indianer als Erbauer hin.

Reste altskandinavischer Civilisation unter den Grönländern.

Ueber dieses hochinteressante Thema hat der bekannte Ethnograph E. B. **Tylor** im Anthropologischen Institut von Großbritannien (Vol. XIII, 348) einen Vortrag gehalten, in welchem er die Frage zu beantworten sucht, ob unter den modernen Grönländern (resp. Eskimos) sich noch Spuren irgend welcher Art von den alten Skandinaviern finden, die vom Jahre 1000 an bis ins 15. Jahrhundert in Grönland wohnten und dort allmählich zu Grunde gingen. Manche von den skandinavischen Ansiedlern mögen sich zuletzt mit den Eingeborenen vermischt haben, wovon man die großen Figuren eingeborener Eskimos herleiten will; allein um das Jahr 1500 etwa war es mit aller skandinavischen Civilisation auf Grönland zu Ende.

Die „Wiederentdeckung“ fand bekanntlich im vorigen Jahrhundert durch Egede statt, zu dessen Zeit die Grönländer noch Traditionen von den alten Skandinaviern besaßen, welche sie Kablunat nannten, ein Name, den sie auf die Europäer übertrugen. Tylor meint nun, die Kleidung der Grönländer, wie sie Hans Egede schildert, und wie sie sich ziemlich unverändert bis heute erhalten hat, sei ein skandinavisches Erbstück, denn sie besteht — wiewohl aus Fellen — aus Hosen, Hemden, Jacken und Kapuze. Diese Kleidung nun, meint Tylor, ist in ihrer Zusammensetzung außerordentlich verschieden von allen anderen amerikanischen Kleidungen und dürfte skandinavisches Erbstück sein. Wir geben dem gegenüber aber zu bedenken, daß diese Art Polarkleidung bei den meisten arktischen Völkern im Gebrauch ist, bei Samojeden, Ostjaken, Tschuktschen, Korjäken in Sibirien und daß sie auch in Alaska vorkommt — und hier überall doch sicher nicht von den alten Skandinaviern entlehnt wurde.

Schon eher läßt sich hören, was Tylor über die **Lampen** der Grönländer, resp. Eskimos bemerkt. Abgesehen von etwas Treibholz bietet ihre arktische Heimath ihnen nichts, womit sie sich erwärmen könnten. Sie griffen daher zum Speck und Thran der Seethiere, den sie zum Erwärmen und Erleuchten benutzen, und hierbei wenden sie eine eigenthümliche breite, aus Stein hergestellte Lampe an, deren Docht durch Moos ersetzt wird. Die Lampe aber, so sagt Tylor, ist ein durchaus europäisch-asiatisches Geräth, das sicher von den Skandinaviern zu den Eskimos gebracht wurde, worauf auch der grönländische Name Kollek für dieselbe hinweist, denn im Skandinavischen heißt diese Lampe Kola.

Auch die Uebereinstimmung verschiedener Spiele der Grönländer mit europäischen hebt Tylor hervor, doch möchten wir hierauf nicht allzugroßes Gewicht legen, da sich Spiele bei den entferntesten Völkern oft und ohne Entlehnung wiederholen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

Mit dem vom 17. bis 19. April d. J. in München stattfindenden Vierten Deutschen Geographentage wird eine Ausstellung verbunden sein, welche sich in folgender Weise gliedert: 1. Eine historische Ausstellung, bestehend aus: a) alten Karten und geographischen Werken, namentlich hervorragenden Seltenheiten der Kartographie und der geographischen Litteratur, aus den Sammlungen Münchener Bibliotheken und Museen; b) bayerischen Karten von den ältesten bis auf die neuesten; c) einer Reihe von kleinen, historisch und bibliographisch in möglichster Vollständigkeit geordneten Ausstellungen von Werken hervorragender bayerischer Geographen, Kartographen und Reisender. 2. Eine Ausstellung von Karten, Reliefs und Büchern zur Kenntniß der Alpen. 3. Eine Ausstellung geographischer und geodätischer Werkzeuge, vorzugsweise aus Münchener optischen Werkstätten, sowie von kartographischen Instrumenten. 4. Eine schulgeographische Ausstellung, bestehend aus guten und bezw. neu erschienenen a) Schulwandkarten, b) Schulatlanten, c) Reliefs, d) Tellurien und sonstigen geographischen Veranschaulichungsmitteln (zur mathematischen und physikalischen Geographie, dann Charakterbildern, Rassentypen und dergl.). Eine besondere Abtheilung der schulgeographischen Ausstellung wird bestehen aus e) Schülerzeichnungen aus dem geographischen Unterrichte. 5. Eine Ausstellung von Photographien, Zeichnungen und Farbenskizzen geographischer und ethnographischer Gegenstände.

— Den Hauptinhalt der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1883" bildet außer dem Haushalter'schen Aufsatze über die Sprachgrenze zwischen Werra und Bode (vergl. S. 350 des vorigen Bandes) eine 174 Seiten umfassende und mit Inhaltsverzeichniß versehene Zusammenstellung der „landeskundlichen Litteratur für Nordthüringen, den Harz und den provinzialsächsischen wie anhaltischen Antheil an der norddeutschen Tiefebene" (auch separat erschienen, Halle, Tausch und Grosse; Preis 3 Mark). Den geographischen Gesellschaften zu Greifswald und Halle gebührt das Verdienst, den ihnen zufallenden Theil dieses wichtigen ganz Deutschland interessirenden Unternehmens zuerst erledigt zu haben.

Asien.

— Der mit Ostturkestan Handel treibende englische Kaufmann Dalgleish brach Mitte November 1883 von Kaschmir nach Ladak und Jarkand auf, konnte aber wegen des frühen Winters in Kaschmir sein Ziel nicht erreichen. Der hohe Schnee auf dem Jogi-Passe war nicht zu überwinden, und Dalgleish mußte seine Reise bis zum Frühjahre verschieben.

— Von den Tschilassis, welche in Dardistan am linken Indusufer nördlich von Kaschmir wohnen, berichtet Ujfalvy in seinem eben erschienenen Reisewerke „Aus dem westlichen Himalaya" (S. 286) Folgendes: „Sie bilden unter sich kleine Republiken, welche eine jede von dem versammelten Rathe aller streitbaren Männer regiert wird. Damit eine Entscheidung zum Beschluß kommt, muß sie einstimmig gefaßt worden sein; im gegentheiligen Falle, und wenn auch nur ein Mitglied opponirt, wird der Beschluß suspendirt und die Majorität trachtet die Minorität durch Ueberredung zu gewinnen. Es ist das bei so wilden Räuberstämmen ein ganz eigenthümliches Verfahren, was auch anderswo Nachahmung verdiente."

— In Hinterindien hat kürzlich ein französischer Reisender, der Ingenieur Bruel, seinen Tod gefunden, und zwar noch auf dem Gebiete des unter französischer Oberherrschaft stehenden Kambodscha. Er hatte von der Regierung den Auftrag erhalten, den von Bassak am mittlern Mekong nach Huë führenden Handelsweg zu erforschen, unterwegs die Minen von Attopeu zu besuchen und verschiedene Widersprüche in den Angaben früherer Reisender aufzuklären. In Sombor (Kambodscha) erhielt er eine Eskorte von 15 Mann unter dem Untergouverneur der Provinz, welche ihn zu Boot bis Stungtreng in Siam bringen sollte. Unterwegs wurde er überfallen, erschlagen und wahrscheinlich geköpft, sein Gepäck geplündert. Auf die Nachricht davon hat sich sofort das Kononenboot „l'Escopette" nach Stungtreng begeben, um die Urheber zu ermitteln und zu bestrafen.

Afrika.

— Der steinerne Armring der Tuareg. Aeußerst selten kommen in Afrika noch Steingeräthe vor; desto interessanter ist, was Henri Duveyrier jetzt über einen Steinring mittheilt, welchen die waffenfähigen Männer der Tuareg am rechten Oberarme tragen. Derselbe dient als eine Art Schlagring beim Zweikampf, wo die Gegner sich mit den Armen packen und den Kopf mit diesem Ringe einzuquetschen streben. Diese Ringe bestehen aus grünem Serpentin, sind an der Oberfläche abgerundet und stammen aus dem Gebiete der Auelimmiden und der Azdjer, bei denen Serpentin vorkommt. Für das erstere Vorkommen in Asanäd ist Heinrich Barth Gewährsmann, für das letztere am Südabhange des Tasili (26° nördl. Br.) Duveyrier selbst. Wie die Ringe hergestellt werden, ist unbekannt; jedenfalls werden sie unter den Tuareg auf dem Handelswege verbreitet, von ihnen hoch geschätzt und nur schwer weggegeben oder verkauft. Duveyrier erhielt einige durch den General Gallifet, welcher sie auf einer Expedition in der Gegend von Wargla erbeutet hatte.

Duveyrier führt an, daß nach Nachtigal auch die Tebu und einige Kanembu solche Steinringe tragen, desgleichen die Bamano am obern Niger im ehemaligen Königreiche Segu aus Diorit; doch ist der Ring bei letzteren keine Waffe, sondern Amulet. Auch soll, nach Duveyrier, Rohlfs auf seiner Reise entlang der Bilmastraße Serpentinringe gefunden haben. (Revue d'Ethnographie 1883.)

— Bohndorf, Dr. Junker's Diener und Reisebegleiter, der kürzlich in Chartum anlangte, hat leider, weil er keine Träger erhalten konnte, unterwegs in Dem Ziber oder Soliman 60 Kisten, welche Dr. Junker's Sammlungen enthielten, stehen lassen müssen. Viele Vogelbälge mußten außerdem weggeworfen werden, weil sie durch eine Art Insekten, denen weder Arsenik, noch Kampher, noch Tabak etwas anhaben konnte, zerstört worden waren.

— Stanley ist am 21. Januar d. J. nach fünfmonatlicher Abwesenheit nach Stanley Pool zurückgekehrt, nachdem er am mittlern Kongo bis zu den unter dem Aequator gelegenen Stanley-Fällen hin Stationen angelegt hat. Den von Norden einmündenden Aruwimi befuhr er, bis Katarakte den Dampfer am Weiterkommen hinderten. Weniger günstig lauten die neuesten Nachrichten vom untern Kongo, wo Eingeborene die europäischen Faktoreien und die Handelskarawanen angegriffen und einige Weiße getödtet haben, worauf die internationale Association von Vivi aus eine Hilfsexpedition absandte.

Australien.

— Mr. Ernest Favenc, welcher kürzlich das bis dahin unbekannte Gebiet des Mc Arthurflusses, der unter 15° 40′ südl. Br. und 136° 44′ östlich von Greenwich in den Carpentaria-Golf mündet, bereiste und erforschte, ist von der Regierung der Kolonie Süd-Australien aufs Neue engagirt worden, dies Gebiet zu vermessen und für eine sicher bald erfolgende Ansiedelung vorzubereiten. Man hatte sich überzeugt, daß dort rasch eine blühende Kolonie entstehen werde. Mr. Favenc wird bei dieser Arbeit von Mr. Cuthbertson, welcher den Mr. David Lindsay auf seiner letzten Forschungsreise im Arnheim Land begleitete, unterstützt werden. Ein Dampfer soll das Personal von Adelaide aus nach dem Arthurflusse bringen und dort für weitere Verwendung verbleiben.

— In Queensland ist gesetzlich angeordnet worden, daß die Kanakas der Südsee dort in Zukunft nur für Feldarbeiten bei Anbau tropischer und semitropischer Erzeugnisse verwendet werden dürfen. Jede andere Arbeit muß den Weißen verbleiben. Nachdem man in Queensland auf Kosten des Staates weit über den Bedarf Arbeiter aus Europa importirt hat, scheint man sich, um den vielen Unbeschäftigten Arbeit und Verdienst zu schaffen, nicht anders helfen zu können.

— Die Maßregeln gegen die Chinesen in Queensland, welche man dort gerne gänzlich los sein möchte, sind noch weiter verschärft worden. Jedes in irgend einen Hafen der Kolonie einlaufende Schiff darf auf je fünfzig Tonnen seines Gehaltes nur einen Chinesen an Bord haben, und die vor der Landung zu zahlende Kopfsteuer ist von 10 Pfd. St., wie bisher, auf 20 Pfd. St. erhöht worden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Fidschi-Inseln umfassen ein Areal von 8034 englischen oder 380 deutsch-geographischen Quadratmeilen, wovon 7740 resp. 364 bewohnt sind. Die gesammte Bevölkerung belief sich am Schlusse des Jahres 1882 auf 130 079, wovon 72 376 männlich und 57 703 weiblich waren. Beide Geschlechter verhielten sich wie 100 : 79,72. Die weiße Bevölkerung zählte 2315. Im Jahre 1882 wurden 4552 geboren, 4933 starben und 1280 heiratheten. Die Revenüe ergab 111 314 Pfd. St., wovon 59 518 Pfd. St. aus der Besteuerung flossen, gegen 87 443 Pfd. St. im Vorjahre, und die Ausgaben stellten sich auf 109 986 Pfd. St. gegen 89 960 Pfd. St., so daß ein Ueberschuß von 1328 Pfd. St. verblieb. Die öffentliche Schuld betrug 254 025 Pfd. St. Der Import des Jahres bewerthete 303 329 Pfd. St. gegen 276 039 Pfd. St., und der Export 190 517 Pfd. St. gegen 174 146 Pfd. St. im Jahre 1881. Die Höhe des Imports wurde durch die sehr bedeutende Einfuhr von Maschinerien in den letzten beiden Jahren veranlaßt. Zu den vornehmsten Exportartikeln zählten Kopra (Kokosnuß) mit 64 788 Pfd. St., Zucker mit 58 857 Pfd. St., Baumwolle mit 31 920 Pfd. St., getrocknete Früchte mit 9140 Pfd. St., Melasse mit 5432 Pfd. St., Mais mit 3864 Pfd. St. und Kaffee mit 2782 Pfd. St. Die beiden Zollhäfen der Kolonie sind Levuka und Suva. Es liefen dort im Jahre 1882 im Ganzen 163 Schiffe mit einem Tonnengehalte von 43 768 ein und aus, gegen 164 mit 35 542 Tonnen im Vorjahre. Hauptstadt, früher Levuka an der Ostküste der Insel Ovalau, ist jetzt Suva an der Südostküste von Viti Levu, der größten Insel in der Gruppe, an dem ausgezeichneten Suva Harbour. Die Stadt ist gut angelegt, hat reichlich Wasser, woran es gerade in Levuka mangelte, und ist mit Kaufläden aller Art und sechs guten Hotels versorgt. Die Kolonie ist eine Kronkolonie und steht unter der Leitung eines Gouverneurs (jetzt Sir Geo. W. Des Voeux) und eines Executive Council. Der Legislative Council, bestehend aus sechs vom Gouverneur ernannten und sieben gewählten Mitgliedern, hat nur berathende Stimme. Eine Petition, der Kolonie eine Repräsentativverfassung zu gewähren, ist kürzlich, zahlreich unterzeichnet, an die Königin von England geschickt worden.

Nordamerika.

— Am 8. März d. J. ist die mexikanische Centralbahn, welche am Rio Grande, der Grenze der Vereinigten Staaten beginnt, bis zur Stadt Mexiko vollendet und am 10. März dem Verkehre eröffnet worden.

Südamerika.

— Ueber die zoogeographischen Resultate der antarktischen Expedition des Lieutenants Bove giebt sein Begleiter Dr. Vinciguerra einen vorläufigen Bericht, welcher einiges in zoogeographischer Beziehung Interessante enthält. So erwies sich der Rio Santa Cruz, an dessen Mündung die Expedition eine Zeit lang verweilte, als eine Grenzscheide in zoologischer Beziehung, obwohl die Fauna an beiden Seiten eine echt patagonische Ebenenfauna mit Puma, einer zweiten kleinern Katzenart (Felis pajeros oder F. Geoffroyi, Gato montès), dem Zorro (Canis Azarae), dem patagonischen Stinkthier, dem Guanako und dem Pampasstrauß (Rhea Darwini) ist, finden der patagonische Hase (Dolichotys patagonicus) und der kleine Dasypus minutus und möglicherweise einige kleinere Nager am Norduser des Flusses ihre Südgrenze. — Ebenso ergab sich Punta Arenas an der Magalhãesstraße als die Grenzscheide zwischen der patagonischen Ebenenfauna und der Andenfauna. Oestlich von Punta Arenas finden sich noch Puma, Guanako und Strauße, westlich verschwinden sie und werden durch den Andenhirsch (Huëmul, Cervus chilensis) und den Andenwolf (Canis magellanicus) ersetzt. — Auf Staaten-Island finden sich nur noch zwei Landsäugethiere, eine Otter (Lutra felina) und ein kleiner Nager, wahrscheinlich ein Hesperomys. Ziegen, welche Kommandant Buena 1868 hier aussetzte, scheinen das Klima nicht vertragen zu haben, wenigstens bekam die Expedition keine zu Gesicht. Von Meersäugethieren wurden der Seelöwe (Otaria jubata) und die Pelzrobbe (Arctocephalus australis) beobachtet, außerdem Knochen eines Delphins und eine riesige Balaenoptera; das Vorkommen des Seeleoparden (Stenorhynchus leptonyx) von den Falklandinseln bleibt zweifelhaft; der Seeelephant (Morunga elephantina) ist seit Jahren verschwunden. Ko.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
GLOBUS
Band XLV. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

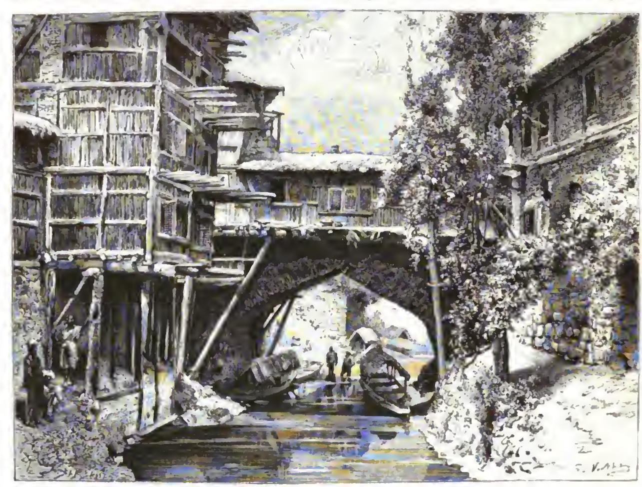
Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

V.

Zwei Dinge ziehen in Srinagar, um noch einmal auf die Stadt selbst zurückzukommen, den Fremden besonders an: die Kanäle mit dem sich an ihren Ufern abspielenden Leben und Treiben der Bevölkerung und der Bazar. Pfähle tragen die an den Wasserläufen stehenden Häuser, deren Balkone von bedenklicher Zuverlässigkeit über das Wasser vorspringen; verfallene Treppen mit dunklen, engen Wölbungen führen zu ihnen hinauf. Das Holzgetäfel, die vergitterten Fenster, die im Frühlinge mit Blumen bedeckten Erddächer verleihen den Gebäuden oft etwas Originelles, und fast alle sind sie, so schmutzig und schlecht unterhalten sie auch sind, malerisch. Alles ist so von der Zeit geschwärzt, so alt und wunderbar, und sehr gut stimmt es dazu, daß sich Männer und Frauen am Fuße jener Treppen ganz nach Belieben baden. Bei Sonnenuntergang kommen alle Frauen, einen thönernen oder kupfernen Topf auf dem Haupte, aus den Häusern heraus; graziös kleiden sie die weiten rothen oder blauen Gewänder und der einst weiß gewesene Schleier, der ihren harten Zügen etwas Duftiges verleiht. Ihr Gesichtsausdruck ist stets melancholisch, wohl eine Folge ihres traurigen, langweiligen Lebens. In dem oft lehmigen Wasser des Flusses waschen sie Füße und Gesicht, reinigen die Zähne mit den Fingern und zuletzt füllen sie ihren Krug mit demselben Wasser, um es daheim zum Trinken und Kochen zu verwenden. Das hätte vielleicht bei dem großen, stets fließenden Strome nichts zu sagen; aber wenn man die engen Kanäle sieht, die nur mit dem fast stagnirenden See in Verbindung stehen und in welche sich die Abtritte entleeren, so begreift man nicht, wie Menschen sich vergnügt in solchem Schlammbade zu tummeln und solches stinkende Wasser zu trinken vermögen.

Der Bazar hat einst schöne Treppen besessen; aber auch hier hat die Zeit gehaust und an Ausbesserungen wird nicht gedacht. Das Schönste, was er enthält, sind die Arbeiten der Goldarbeiter und Kupferschmiede. Die Bewohner Kaschmirs zeichnen sich durch eine bedeutende Geschicklichkeit in Handarbeiten und ein wunderbares Nachahmungstalent aus, welches sie z. B. befähigt, höchst komplicirte Uhrwerke oder moderne Gewehre zu imitiren. Leider hat die launenhafte Mode Europas der Hauptindustrie des Landes, der berühmten Shawlweberei, einen schweren Schlag versetzt; der Kaschmirshawl wird nicht mehr getragen und wird auch voraussichtlich nicht so bald wieder in die Mode kommen. Geschmackvolles leisten die Kaschmiris in emaillirten und niellirten Gold- und Silberarbeiten, in Papiermaché und in Malereien auf Holz; von Zeugstoffen empfehlen sich besonders der aus dem feinsten Ziegenhaare verfertigte Paschmina und der bedeutend gröbere Patu. Auch Holzschnitzereien wurden in früherer Zeit in großer Vollendung gefertigt. Das Schönste aber sind die vielen, auf dem Bazar vorhandenen alten Geräthe aus getriebenem, ciselirtem und niellirtem rothem Kupfer oder Messing, welche mit einer feinen Zinnkruste überzogen sind. Ein Theil dieser Sachen, meist Kaffeekannen, stammt aus Jarkand in Ostturkestan und ist durch Form und Arbeit leicht von den kaschmirischen zu unterscheiden. Letztere tragen neben den Verzierungen auch Inschriften, welche darthun, daß die Gefäße aus dem 15. bis 18. Jahrhundert stammen; an

Eleganz der Formen und kunstvoller Technik stehen sie weit über den persischen Arbeiten von Kaschan und Ispahan. Charakteristisch ist, daß ihr Henkel, der stets besonders zierlich ist und nach Ujfalvy chinesische Anklänge zeigt, aus gelbem Kupfer besteht, das Gefäß selbst aber aus verzinntem rothem Kupfer. Sehr selten sind alte Vasen, Leuchter, Näpfe ꝛc. aus sogenanntem Bidri, einer aus Kupfer, Zinn und Blei bestehenden Legirung, welche mit den zierlichsten Arabesken aus eingelegten Gold- und Silberplättchen und Fädchen verziert und dann mittels einer chemischen Lösung an der Oberfläche geschwärzt wird; die gelben und weißen Ornamente kommen dann durch Poliren zum Vorschein. Man muß zugestehen — sagt Herr von Ujfalvy („Aus dem westlichen Himalaja", S. 163) — „daß ein Volk, das seine Küche in herrlichen, mit den geschmackvollsten Inschriften verzierten Kesseln aus getriebenem und ciselirtem Kupfer bereitet, das seinen Thee oder Kaffee aus edel geformten prächtigen Kannen trinkt, das sich prunkhaft ausgestatteter Wasserkrüge und Bassins, getriebener und niellirter Platten, Vasen, Pfeifen, Leuchter, Lampen, Samovars, Lotas, Teller, ja sogar fein ciselirter Spucknäpfe bedient, daß ein solches Volk eine ganz besondere künstlerische Begabung besitzen muß. Wenn man dabei noch in Betracht zieht, daß alle diese Gegenstände zum täglichen Hausgebrauche, sowohl im Palast des Reichen wie in der Hütte des Bauern, gedient, so wird man noch mehr darüber erstaunen, und derjenige, der dies in Erwägung zieht, wird sich sagen: wir haben es hier mit einer besonders begabten



Brücke über einen Kanal in Srinagar. (Nach einer Photographie.)

Rasse von Ariern zu thun, welche, zu wenig zahlreich und zu schwach, um den eindringenden Barbaren zu widerstehen, sich mit Leib und Seele der Kunst in die Arme geworfen haben, um in ihrer erhabenen Ausführung Trost und Selbstvergessen zu finden."

Nachdem alle Vorbereitungen zur Weiterreise getroffen, Betten gekauft, die Zelte ausgebessert und ein Koch gemiethet worden war, verließen die Reisenden nebst dem Munschi, welchen der Maharadscha ihnen mitgegeben hatte, am 10. August 1881 in dem großen, von 30 Ruderern bedienten Staatsboote des englischen Residenten Srinagar; man legte die ersten beiden Tagereisen bis Bantipur, wohin die Pferde vorausgeschickt waren, zu Wasser zurück, um den beschwerlichen Weg durch die Reisfelder zu sparen, welche weite Strecken der sumpfigen Thalsohle von Kaschmir bedecken. Doch könnte der Reisbau dort noch in viel ausgedehnterem Maße betrieben werden, denn die Reisenden sahen weite unbebaute Strecken. Schuld daran mag zum Theil die schreckliche Hungersnoth tragen, welche kurz zuvor das Land heimgesucht hatte, zum Theil ist es aber auch die Folge des von der Regierung geübten Druckes. Bestimmt doch der Radscha durch ein Edikt den Tag, an welchem die Ernte zu beginnen hat; wenn es ihm beliebt, muß die Frucht auf dem Halme zu Grunde gehen oder unreif geschnitten werden!

Am Abend des ersten Tages erreichte man durch einen kleinen, vom Dschelum sich abzweigenden Kanal den See Manisbal, an dessen Ufer man übernachtete. Es finden sich dort Ruinen einer angeblich von den Mongolenkaisern herrührenden Burg und die Einsiedelei eines von den Mo-

hammedanern besonders verehrten Fakirs. Am 11. August früh kehrte das Boot der Reisenden in den Dschelum zurück, fuhr Nachmittags in den Bularsee ein, der zuweilen von gefährlichen Stürmen heimgesucht wird und landete Abends bei ihrem Ziele Bantipur, von wo sie sofort am nächsten Morgen die Reise zu Pferde fortsetzten. Der ziemlich gute Weg führt durch ein fruchtbares und bevölkertes Thal zu dem 3500 m hohen Tragbal-Passe, dessen Höhe sie jedoch wegen der Ermüdung der Pferde erst am 13. August überschritten. Ihr Lager schlugen sie in 3300 m Höhe an einem kleinen künstlichen See auf, neben welchem eine große Baracke, Dâk mit Namen, steht, die den Postboten des Maharadscha bei schlechtem Wetter als Zufluchtsort dient. Am nächsten Morgen genossen sie vom Passe aus einen prächtigen Ausblick über das Thal von Srinagar mit den Schlangenwindungen des Dschelum, welcher von dieser Höhe aus wie ein kleiner Bach erschien. Aber trotz der Höhe war die Vegetation dort von überraschender Ueppigkeit; Birken und Nadelhölzer umgeben Wiesen, auf denen eine Fülle aller möglichen blauen, weißen, gelben und rothen Blumen, darunter Malven, Vergißmeinnicht und Löwenmaul, blühten. Steil, wie beim Aufstieg, ging es dann auf der andern Seite hinab nach dem kleinen Weiler Kanzelvan, der, in reizender Einsamkeit am Ufer des Kischanganga gelegen, von einigen elenden Dardus bewohnt wird. Von dort führt ein schattiger, quellenreicher, aber schlechter Weg durch eine Gegend von ganz europäischem Charakter nach Gures, wo ein längerer Aufenthalt behufs anthropologischer Messungen genommen wurde. Es ist ein großes, von Dardus bewohntes Dorf, welches, rings von schönen Wiesen umgeben, in einer Höhe von ca. 2250 m in einer kesselartigen Erweiterung des Thales liegt. Unter schönen Nußbäumen bei dem hölzernen Grabmale eines Fakirs wurden Ujfalvy's Zelte aufgeschlagen; da Gures, in dessen Nähe der Maharadscha eine kleine Bergfestung besitzt, reizend liegt und nicht allzu schwierig zu erreichen ist, so

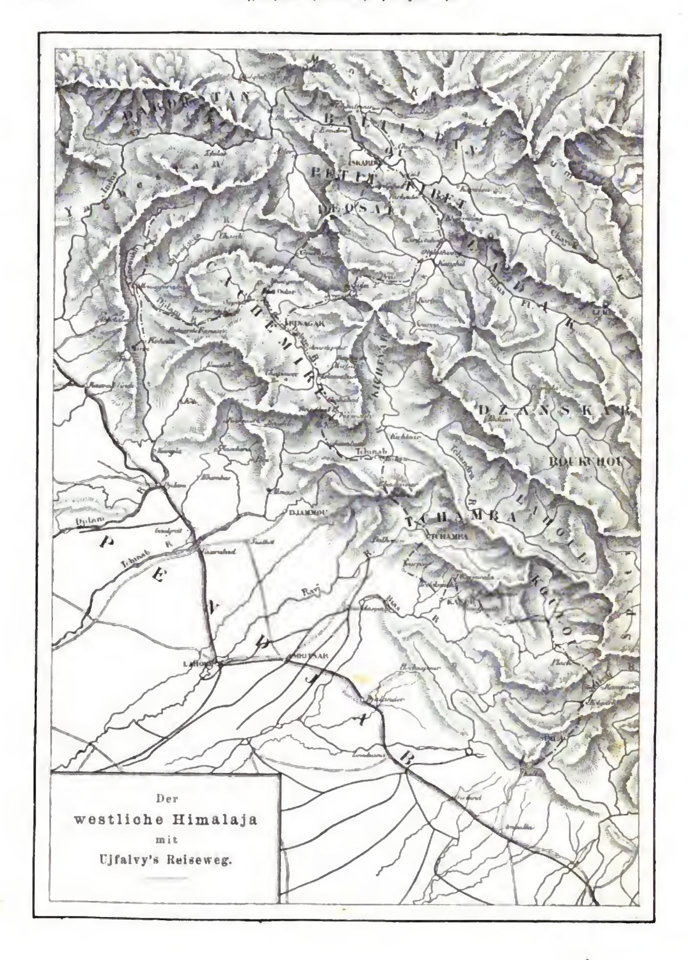


Zwei Theekannen, ein Samovar, ein Ketschkul und ein Schöpflöffel aus rothem, niellirtem und ciselirtem Kupfer (von Srinagar) und eine Wasserkanne aus Bronze (von Skardo).

dehnen die meisten Europäer, welche Kaschmir im Sommer besuchen, ihre Tour bis dorthin aus.

Die Dardus, welche dies Thal bewohnen, erklärt Ujfalvy für einen arischen Volksstamm ohne jegliche Beimischung von tibetischem Blute. Es sind lange, hagere Leute mit Raubvogelgesichtern, tiefliegenden Augen, Adlernasen und dunklem Haare. Der Schädel des Dardu ist verhältnißmäßig von geringem Umfange, die Stirn gerade, hoch, oft aber auch sehr niedrig; die Augenbrauen geschweift, sehr dicht und meist gekreuzt, die Augenbrauenwülste sehr stark hervortretend, ebenso wie die Jochbögen. Der Mund ist mittelgroß, die Lippen sind schmal, die Ohren klein und am Kopfe anliegend, die Zähne meist schlecht, die Haare wellig, der Bart dicht und von dunkler Farbe, die Haut sehr gebräunt, der Körper behaart, der Hals kräftig, ebenso der übrige Körper, Hände und Füße meist groß. Häufig kommen Krankheiten der Kopfhaut vor, wohl in Folge ihrer großen Unreinlichkeit. Sie sind sehr arm, bewohnen elende schmutzige Holzhütten und nähren sich spärlich von Ackerbau und Viehzucht. Was ihren Charakter anlangt, so bezeichnet Herr von Ujfalvy sie als faul, gleichgiltig, scheu, zum Diebstahl und Raube geneigt, aber nicht ohne Muth und Schlauheit. Frau von Ujfalvy aber rühmt, daß sie gutmüthig und gastfreundlich seien, und die Reisenden aufforderten, in ihre Behausungen zu treten. Obwohl die Dardus sunnitische Mohammedaner sind, so gehen ihre Frauen doch unverhüllten Antlitzes umher, und Ujfalvy konnte von denselben einige interessante Schmucksachen erwerben, darunter Muschel- und Korallenhalsbänder aus Ladak und ein Paar silberne Ohrringe von eigenthümlicher Form. — Am Abend vor ihrer Abreise brachte die Militärmusik des nahen Forts den Reisenden ein Ständchen und spielte mehrere sehr eigenartige Stücke, darunter die angenehm klingende kaschmirische Volkshymne; mehrere derselben konnte Frau von Ujfalvy zu Papier bringen.

Am 16. Morgens wurde die Weiterreise angetreten; bald hinter Gures verließ man das Thal des Kischanganga und zog in demjenigen seines reizenden Zuflusses Barzil hinauf. Allmählich wurden die Bergabhänge kahler, das Thal breiter und mit reifen Buchweizenfeldern bedeckt; zuletzt wurde der Weg sehr rauh und selbst gefährlich. Einige Stunden nach Mittag erreichte man Mapnon-bagh, das



Der
westliche Himalaja
mit
Ujfalvy's Reiseweg.

letzte Dorf vor dem Uebergange über das hohe, wilde Deosaiplateau, und lagerte dort. Durch ein Gewitter wurde die Temperatur gleich darauf so erniedrigt, daß es um 3 Uhr Nachmittags kaum + 14° waren. Die Leute zündeten Feuer an, um sich daran zu wärmen, bauten sich auf dem mit Gebüsch bewachsenen, gegenüberliegenden Bergabhange aus Zweigen kleine Hütten, wickelten sich ihre Decken um den Kopf und suchten so Schutz gegen die Kälte während der Nacht.

An diesem Tage waren die Reisenden einem Radscha zu Pferde begegnet, welcher stolz seinen rothen Schirm, das Zeichen seiner Stellung, gegen Sonne und Regen aufgespannt trug; er begab sich an den Hof des Maharadscha, welcher die sämmtlichen kleinen Fürsten von Ladak wegen



Dardu-Typen. (Nach einer Photographie.)

Empörung und Nichtbezahlung der Abgaben vor sich geladen hatte. Am nächsten Tage (17. August) stießen sie auf einen jagenden Radscha, der, die Flinte auf der Schulter, nach europäischer Weise gekleidet, umgeben von seinen Kulis, Bergpferden und Hunden zu Fuße marschirte. Ujfalvy's lagerten an diesem Abende in 3282 m Höhe am Fuße des Passes Dorikon bei einigen elenden Hütten zwischen lauter Gestrüpp und riesigen Felsblöcken. Es war kalt und regnete, trotzdem es heißt, daß es auf dem Plateau Deosai niemals regne.

Am frühen Morgen des 18. August schickten sie sich an, das im Mittel fast 4000 m hohe „Deosai- oder Teufelsplateau" zu ersteigen. Das Plateau ist ein weiter Kessel, ringsum von etwa 1000 m höher aufragenden Schneebergen umgeben, ganz kahl und steinigt bis auf wenige Alpenpflanzen und nur von rothfelligen Murmelthieren, wenigen kleinen Vögeln und Bären bewohnt. Deosai war einst, wie Moränenschutt und Gletscherschliffe beweisen, der Boden eines riesigen Gletschers; seine Oberfläche ist nur wenig geneigt, vollständig unbewohnt und nur im Sommer während vier Monate zu passiren, weil zur Winterzeit die Pässe durch Schnee unwegsam gemacht werden; dennoch bietet der

von SW nach NO das Plateau etwa in seiner Mitte schneidende Pfad die bequemste Verbindung zwischen Srinagar und Skardo, der Hauptstadt von Baltistan, dar. — Der erste beim Anstieg zu überschreitende Paß, Stakpilâr, ist 3930 m hoch und bildet die Wasserscheide zwischen Dschelum und Indus; man steigt von ihm in eine enge Schlucht hinab, in welcher der Schigar, ein Nebenfluß des Indus, entspringt. Dann geht es wieder aufwärts zum Passe Sarsangar (4210 m), mit dessen Höhe man das Plateau selbst erreicht. Es war 11 Uhr Vormittags, und das Thermometer stand auf nur + 4° C. Eine Unzahl kleiner Bäche, durch deren Vereinigung der Schigar entsteht, durchschneidet die Hochebene; an einem derselben in einer Höhe von 4600 m schlugen die Reisenden ihr erstes Lager auf, in welchem sie Mühe hatten, sich zu erwärmen. Dazu kam, daß es häufig regnete und hagelte. Wie es die an ein warmes Klima gewöhnten Hindus aushielten, war fast unbegreiflich; denn während der Nacht sank das Thermometer fast auf Null. Herr v. Ujfalvy litt dabei von der Bergkrankheit, hatte Athembeschwerden, starke Kopfschmerzen, Ohrensausen und Nasenbluten, so daß er beschloß, in Gewaltmärschen über diese ungastliche Strecke hinwegzueilen. Am 20. August, wo die Einförmigkeit des Marsches durch eine freilich erfolglose Bärenjagd eine erwünschte Unterbrechung erfuhr, lagerte man in 4800 m Höhe und brach am folgenden Morgen schon um 5 Uhr auf, um nicht noch eine Nacht, während deren die Bergkrankheit besonders heftig auftritt, in einer Meereshöhe zubringen zu müssen, welche fast diejenige des höchsten Berges von Europa, des Montblanc, erreicht. Der höchste von allen zu überschreitenden Pässen, der Burdschila (4950 m), lag noch vor ihnen.


Engpaß in den Bergen von Skardo.

Zuerst kam man über eine mit Kräutern bewachsene Hochebene; nach Angabe der Treiber sind dieselben giftig und die Lastthiere, welche davon fressen, erscheinen wie betrunken. Man heilt sie, indem man dieselben Kräuter unter ihnen verbrennt. Bei abwechselndem Hagel, Regen und Sonnenschein ging es dann über kahle Steinhalden im Zickzack zum Passe selbst empor, von dessen Höhe sich ein prachtvoller Blick auf das Thal des Indus und das Karakorumgebirge mit den Bergriesen Guschbrum (8193 m) und Dapsang (8609 m) eröffnet. Man überblickt die Landschaft Baltistan und die von grüner Vegetation umgebene Hauptstadt derselben, Skardo, welche 2560 m tiefer zu Füßen des Beschauers liegt.

Etwa 1 km weit war der Paßübergang mit Schnee bedeckt, den die Augustsonne erweicht hatte. Die Reisenden mußten deshalb von den Pferden steigen und zu Fuß den Abstieg versuchen. Sie brachen aber so oft ein, und ihr schlechtes Schuhwerk wurde so bald gänzlich durchnäßt, daß sie wieder aufsaßen. Das war aber nicht von langer Dauer; denn die armen Thiere sanken bis zur Brust ein und fingen dermaßen an zu zittern, daß die Reisenden den Rest des schwierigen Wegstückes halb gleitend, halb kletternd zu Fuß zurücklegten. Unten hatte sich in einer Spalte des Bergabhanges der Koch installirt, an dessen Feuer man sich erwärmte, um dann den Marsch fortzusetzen; man folgte dem Bette eines Bergstromes, der mehrmals verschwindet und darauf wieder zum Vorschein kommt, ehe er die Thalsohle des Indus erreicht. Nachdem die Reisenden — der Merkwürdigkeit halber sei erwähnt, daß sich dem Ujfalvy'schen Ehepaare in Srinagar ein junges amerikanisches angeschlossen hatte, das seine Hochzeitsreise nach den höchsten Gebirgen der Erde unternahm — nachdem die Reisenden 800 m hinabgestiegen waren, stärkten sie sich durch eine Mahlzeit; trotz ihrer Ermüdung mußten sie jedoch weiter ziehen, da die Thalschlucht zu eng war, um Raum für ihre Zelte zu bieten. Leicht begreiflich, daß ein solcher Weg zur Winterszeit schlechtweg unpassirbar ist. Selbst jetzt, in der besten Jahreszeit, brauchten sie fünf volle Stunden, um den von seitwärts einmündenden Gießbächen durchschnittenen Weg durch diese Klamm zurückzulegen. Erst ganz zuletzt zeigte sich ganz oben an den Abhängen einiger Pflanzenwuchs in Gestalt von Koniferen. Die Gesellschaft war zu ermüdet, um noch an demselben Tage bis nach dem noch acht englische Miles entfernten Skardo zu reiten, und so machte sie nach mehr als zehnstündiger Wanderung um 5 Uhr Nachmittags in Karpitn, dem ersten Balti-Dorfe, Halt inmitten von wohlbewässerten Wiesen, Feldern und Obstgärten. Menschen und Thiere waren diesen Abend vergnügt und froh, die Strapazen überstanden zu haben. Ein Greis brachte den Reisenden Milch und Früchte, nämlich Aepfel, Melonen, Trauben und sehr süße Aprikosen, derentwegen das Land Baltistan berühmt ist. Dieselben werden sowohl getrocknet, als frisch nach Kaschmir und Jarkand verschickt, und ihr besonderer Wohlgeschmack hat den Anlaß gegeben, daß chinesische Geographen Baltistan als das „Tibet der Aprikosen“ verherrlichen.

Die charakteristischen Beziehungen Pommerns zu seiner Geschichte und seinen Bewohnern.

Von Dr. Zechlin.

II.

Daß in den fluvialen Verhältnissen Pommerns keine Einheit stattfand, wurde schon vorher bemerkt. Unabhängig von einander rinnen die kleinen Flüsse zum Meere, indem sie eine Fülle an Beziehungen zu sich und den Bewohnern hinterlassen. Anmuthig durchschlängeln sie in gewundenem Laufe das Land, in ihren Thälern gedeihen blumige Wiesen, an ihren Abhängen ziehen sich fruchtbare Aecker oder Waldungen entlang; gar häufig erinnern sie, wenn sie über Gestein und Geröll fließen, an gebirgige Gegenden; viele zeichnen sich durch ihren Fischreichthum aus; Forellen finden sich in ihnen, und die Lupow und die Stolp sind reich an Neunaugen, Stör und Lachs.

Aber es hieße die Wichtigkeit der Flüsse unterschätzen, wollte man sie nur als Beleber der Landschaft betrachten. Zwar ist bei ihrer Kleinheit nicht zu erwarten, daß sie Grenz- und Völkerscheiden, wie z. B. der Lech, gewesen sind; selbst der größte Fluß, die Oder, verband beide Ufer mehr, als er sie trennte. Bei Stettin fand schon frühzeitig eine Verbindung mit dem rechten Ufer statt. In Greifenhagen und Fiddichow liegen die Wiesen der Stadt, ähnlich wie bei der Mosel am andern Ufer. Nur die Peene bildete zeitweise eine mehr künstliche als natürliche Grenze und scheidet auch heute noch zwei Verwaltungsbezirke. Trotzdem waren die Flüsse früher von ungleich größerer Wichtigkeit als heute. Mit einem Worte, an den Flüssen pulsirt das Leben der Städte. Bei dem Mangel aller Kunststraßen mußte bei der Gründung der Städte vornehmlich darauf gesehen werden, daß ihnen Wasserstraßen zu Gebote standen und sie durch einen Flußarm geschützt waren, wenn anders eine neue Städteschöpfung Fortgang haben sollte. Und da die Entwickelung der Städte wiederum einen großen Einfluß auf die ganze Provinz hatte, ihr Gedeihen aber durch die geographische Lage bedingt war, verlohnt es sich wohl der Mühe, darauf näher einzugehen. Es ist eine der interessantesten Aufgaben der lokalen Geographie, sich zu fragen und zu untersuchen, warum gerade aus jener Anlage eine Stadt hervorging und warum gerade jene Stadt sich vor einer andern entwickelte. Hier werden wir sehen, daß gerade die Flüsse der ausschlaggebendste Faktor sind.

Sehr viele von unseren pommerschen Städten liegen an einem Flusse so, daß entweder sich gerade an der Stelle der Fluß in zwei Arme theilt und die Anlage nun auf einer Insel geschah, oder ein zweiter Fluß in den erstern mündet und hier die Stadt an der Konfluenz gegründet wurde, oder drittens, daß an der andern Seite des Flusses sich sumpfige Niederungen hinzogen. Oft vereinigen sich zwei oder alle Bedingungen. Eine Reihe von Beispielen möge dies erläutern.

Stettin an der Oder: der größte Fluß — die größte Stadt. Die Stadt liegt auf einer durch eine Niederung inselartig ausgeschiedenen Diluvialscholle, wodurch sie von allen Seiten mit Sumpf und Wasser (undique cincta) umgeben war, so daß sie jedem Feinde als uneinnehmbar galt. Boleslaw von Polen konnte sie im Winter 1121 nur durch plötzliche Ueberraschung dadurch, daß die Sümpfe und Ströme mit Eis bedeckt waren, einnehmen. Diese Diluvialscholle bestand aus drei Hügeln, welche, was sehr zu beachten ist, bis zum Ufer des Flusses hinabreichten, so daß die Einwohner Stettins, durch Sümpfe unbehindert, zum Flusse gelangen konnten, während südlich von Stettin die Höhen etwas von der Oder zurücktreten. Dadurch war ein bequemer Uebergangspunkt geschaffen, und es konnte eine leichte Verbindung mit Vor- und Hinterpommern stattfinden. Nördlicher hätte sich kein größeres Gemeinwesen entwickeln können, denn der breitere Dammsche See und das Papenwasser erschwerten die Verbindung mit Hinterpommern; daher mußte Pölitz ein unbedeutender Ort bleiben. Hier aber, wo die alte Handelsstraße von den Nordsee- in die Ostseeländer über die Oder führte, befand sich schon seit den ältesten Zeiten eine Niederlassung.

Was die übrigen südlich von Stettin an der Oder gelegenen Städte, Greifenhagen, Garz und Fiddichow, betrifft, so haben sie alle drei das Gemeinsame in der Anlage, daß die Oderberge dicht an das Oderthal herantreten, so daß sie unmittelbar am Abhange, der besonders bei Fiddichow steil heruntergeht, aufgebaut sind; zur Seite und am andern Ufer breiten sich Wiesen und Sümpfe aus, an den meisten anderen Stellen treten die Oderberge zurück, so daß sich wenig andere Plätze zu einer größern Niederlassung geeignet haben dürften. An allen drei Orten waren daher schon frühzeitig wendische Ortschaften entstanden und waren besonders Garz und Fiddichow viel umworbene Eingangsthore nach Pommern.

An den flußartigen Ausgängen der Oder sind ebenfalls drei Städte zu erwähnen, Wollin, Kammin und Wolgast. Wollin, die alte berühmte Handelsstadt, liegt nicht weit von der Stelle, wo die Divenow sich vom Haff sondert und wo über den schmalen Arm derselben bequem eine Brücke gebaut werden konnte; ein Theil der Stadt in sumpfiger Gegend auf einer festgewordenen Insel, nach neueren Forschungen theilweise auf Pfahlbauten errichtet; der größere Theil der Stadt mit dem alten Kastrum höher und geschützter, doch nicht so durch die natürliche Lage begünstigt, daß es dauernden und wiederholten feindlichen Angriffen widerstehen konnte. Bedeutend fester war die Nachbarstadt, die Steinburg Kammin, am gleichnamigen Bodden, der Insel Gristow gegenüber; daher wagte Waldemar I. nicht, die Burg anzugreifen, während die Einwohner Wollins vor dem Dänenkönig nach Kammin flohen. Die Burg Wolgast lag auf einer Insel in der Peene; auf den Fundamenten des Schlosses erhebt sich jetzt ein Kornspeicher und eine Spiritusbrennerei. Der Insel gegenüber schloß sich das suburbium auf dem Festlande an.

An der Peene liegen incl. Wolgast fünf Städte; sie war von ihrem Eintritt in Pommern an schiffbar, daher trieben die Bewohner der Peenestädte eifrig Handel. Demmin liegt auf einem Hügel, der sich inselartig aus der Thal-

mündung erhebt; sie ist auf drei Seiten von der Peene und der Tollense umgeben, auf der vierten Seite, der östlichen, befand sich eine thalartige Einsenkung, in welcher der Stadtgraben floß, aus demselben führte ein Richtgraben in die Peene. Wenn die Wiesen bei Demmin überschwemmt sind, scheint die Stadt in einem See zu liegen. Die Wichtigkeit dieses Kastrums wurde noch dadurch erhöht, daß es ein Eingangsthor nach Pommern war. Außerdem führten über Demmin von Hamburg und Magdeburg mehrere Handelsstraßen nach Pommern, so daß sich hier seit den ältesten Zeiten eine Niederlassung befand. Von Anklam sagt schon Kantzow, daß sie sehr feste sei, denn von der einen Seite habe sie tiefe Wiesen und einen Damm, der länger als ein Viertel Weges sei, auf der andern Seite gute Gräben und Wälle. Auch Greifswald war von allen Seiten von Wasser umgeben; Dämme führten über dasselbe.

Gehen wir nun nach Hinterpommern und betrachten ebenfalls einige Städte. Zunächst Stargard an der Ihna, am Ausgange des großen Waldes, der sich von der Netze bis an die Ihna zog, die alte limes Zitarigroda, ein wichtiger Flußübergang, Ausgangspunkt der großen Straße, auf welcher einst Otto von Bamberg zog. Die Stadt ist auf der Ost- und Südostseite durch die drei Arme der Ihna geschützt, auf der andern Seite durch hohe Wälle und Gräben. Sie trieb lebhaften Handel; das Wasserthor, welches über den durch die Stadt fließenden Arm der Ihna zum Schutz des innerhalb der Ringmauer liegenden Hafens errichtet wurde, ist noch heute Zeuge davon.

Der städtereichste Fluß Pommerns ist die Rega, sechs Städte liegen in ihrem gewundenen Thale. Schivelbein lag auf einer Insel, von zwei Armen der Rega umflossen; noch heute bezeichnet ein kleiner Graben den schon lange versumpften Arm des Flusses. Ursprünglich eine wendische Niederlassung, wurde sie bald befestigt, und da die Hügel der Rega an dieser Stelle bis dicht an den Fluß herantreten, eignete sie sich vorzüglich zum Uebergang; einer lokalen Tradition zufolge führte hier eine Fuhrt durch die Rega, durch welche Handelskarawanen nach Kolberg zogen.

Greifenberg am linken Ufer der Rega, geschützt im Osten durch den Fluß, im Norden durch die Niederung des Schleumers, im Westen und Süden durch Sümpfe, eignete sich ebenfalls vortrefflich zur Anlage.

Noch klarer tritt die Gründung der Stadt Treptow hervor. Sie liegt auf einer Anhöhe, auf drei Seiten von der Rega, die auf der einen Seite sogar zwei Arme bildet, umflossen, auf der vierten Seite von weit sich ausdehnenden Wiesen umgeben; außerdem schützte früher ein Kanal diese Seite, der in der Gegend des pommerschen Hofes und des Alumnats sich befand. Nordwärts der Stadt erstrecken sich weite Moore, die bis Kolberg und Kammin streichen. Daher führte hier die alte Handelsstraße von Wollin nach Kolberg über die Rega, und war hier schon frühzeitig ein Gemeinwesen entstanden. Greifenberg und Treptow betrieben lebhafte Schiffahrt, geriethen aber in lange andauernden Streit, denn die Treptower mißgönnten den Greifenbergern die freie Schiffahrt und verhinderten dieselbe durch Schlagbäume und Schleusen.

Ebenso sind die Städte Dramburg und Falkenburg durch Flüsse und Niederungen geschützt.

An der Persante sind Belgard und Körlin zu nennen; die erstere, eine alte berühmte Stadt — regia und egregia nennt sie der polnische Chronist — liegt am Einfluß der Leitnitz in die Persante. Das Kastrum lag auf einer Anhöhe, noch heute von allen Seiten von Wiesen umgeben; an dasselbe schloß sich das suburbium an. Demjenigen, der von dem pommerschen Höhenzuge herunter kam, bot sie die erste passende Stätte zur Ansiedelung. Ihre Wichtigkeit wurde noch dadurch erhöht, daß sie eine alte Landwehr gegen Polen war; über sie führte die alte Handelsstraße von Kolberg über Zwielipp nach Polen; hier theilten sich die Straßen, die eine führte nach Nakel, die andere nach Usch da, wo die Küddow in die Netze fließt. Sehr fest war auch die Lage Körlins, ebenfalls an der alten Handelsstraße gelegen; die Stadt war auf drei Seiten mit Wasser umgeben, sie liegt am Zusammenfluß der Radüne und der Persante. Aus ersterer führt außerdem ein Mühlengraben in letztere, so daß das daranstoßende Kastrum im Westen der Stadt völlig auf einer Insel liegt.

Wo die Motze in die Wipper fließt, liegt in wiesenreicher Gegend Schlawe. Weit und breit sieht man nach allen Seiten hin Wiesen im Wipperthale sich ausdehnen und mit geringer Mühe konnte ein Stadtgraben an der von den Strömen entblößten Seite gezogen werden. Noch heute zeigt sich in den Gräben an der künstlich angelegten Promenade der Wasserreichthum Schlawes. Daher ist Alt-Schlawe trotz der Burg ein Dorf geblieben, während sich hier ein strebsames Gemeinwesen entfaltete. Ebenso suchten sich die Ritter des Deutschen Ordens am Zusammenfluß der Leba und des Kuhbach einen ähnlichen Platz aus und gründeten in schön romantischer Gegend die Löwenburg, das heutige Lauenburg.

Weniger Bedeutung hat der Zusammenfluß der Bütow und der Borre für die Gründung der Stadt Bütow gehabt; denn die Flüßchen, die nicht weit davon ihren Ursprung haben, sind noch zu klein; aber in dem von ihnen gebildeten Thale, welches von allen Seiten von Bergen eingeschlossen ist, erhebt sich ein Hügel, dem die Hand des Menschen die nöthige Gestalt gegeben hat, und auf diesem Hügel thront die alte Burg Bütow. Münden nun noch verschiedene Handelsstraßen in diesem Thale, wie die Straße von Stolp nach Konitz, so ist das Emporblühen eines kleinen Städtchens zur Genüge erklärt.

So tritt die Bedeutung der Flüsse für die Anlage der Städte klar hervor. Begründen wir dazu noch gleich die Anlage einiger anderer Städte, die nicht an Flüssen liegen.

Dammgarten und Tribsees sind die westlichen Eingangsthore Pommerns. „Wenn ich den Paß von Tribsees habe, ist Pommern verloren“, sagte der große Kurfürst [1]).

Stralsund liegt an einer besonders geschützten Stelle; von Sund, Franken- und Küterteich umgeben war es uneinnehmbar; erst den weittragenden Geschossen des großen Kurfürsten mußte es sich ergeben. Daher hätte Fürst Witzlaw gar nicht die von ihm gegründete, den Stralsundern benachbarte und von ihnen neidisch angesehene Stadt Schadegard zerstören lassen brauchen; ohne Zweifel hätten die Einwohner Stralsunds sie durch den Vorzug der Lage bald überflügelt und verdrängt.

In Hinterpommern erklärt sich die Anlage Neustettins als Schutz des Passes zwischen Vilm- und Streitzigsee und die Entwickelung Ratzebuhrs zur Stadt als pommersche Zollstädte nach Westpreußen.

Es mag genügen, von den 73 pommerschen Städten die oben erwähnten hervorgehoben zu haben. War also eine günstige geographische Anlage vorhanden, kamen dazu noch andere günstige Momente, z. B. eine Handelsstraße 2c. und schüttete die Gunst der Fürsten oder Behörden ihr Füllhorn über solchen Ort aus, so entwickelte sich bald ein fröhliches, strebsames Gemeinwesen.

Es fragt sich nun, ob sich auch andere Plätze zu Städteanlagen eigneten. Dies muß zugegeben werden; es lag

[1]) Droysen, Geschichte der preußischen Politik, III, 3, 543.

dann an lokalen Gründen, wenn keine Stadt entstand, oder es war kein Bedürfniß vorhanden, eine solche zu schaffen. So eignete sich z. B. die alte Burg Belgard an der Leba zur Anlage. Bei manchen Orten ist es auffallend, daß sich aus denselben vermöge ihrer geographischen Lage bis jetzt noch keine Städte entwickelt haben oder daß dieselben ihr Städterecht nicht behauptet haben. So nennt Brüggemann in seinem bekannten Werke Werben eine Stadt; sie liegt an der östlichen Seite des Madüesees am Ende der sich vom Berkenbrode'schen Paß hinziehenden Hügelreihe; heute ist sie ein Dorf, nur eine Synode Werben existirt noch. Lupow, an der alten Poststraße von Stolp nach Danzig erhielt 1689 von Friedrich III. die Rechte einer Mediatstadt, heute ist es ein Dorf. Beide könnten nach ihrer geographischen Lage sehr wohl den pommerschen Städtereigen vermehren.

Außerdem giebt es eine Reihe Städte, bei deren Gründung auf die geographische Lage wenig Rücksicht genommen wurde. Mächtige, adlige Geschlechter wollten auch ihre Städtlein besitzen; am Fuße ihrer Burgen siedelten sich Kolonisten an; die entstandene Ortschaft wurde dann mit Stadtrecht bewidmet. Das sind die sogenannten Mediatstädte. Sämmtliche Städte dieser Art sind klein und stationär geblieben; keine einzige hat sich zur größern Blüthe emporgeschwungen. So war Daber Mediatstadt der Dewitz; Pollnow gehörte den Glasenapp's, Plathe den Osten's, Penkun den Schulenburg's; an Bärwalde participirten vier Geschlechter [1]).

Immer glückte das Experiment nicht; mancher Ort hatte nur kurze Zeit die Freude, mit städtischem Recht bewidmet zu sein. So hieß das Dorf Stramehl, in schöner Lage zwischen Labes und Regenwalde, als Stadt Wulfsberg; wenn es auch noch im vorigen Jahrhundert Städtlein genannt wurde, war es doch schon seit 1348 zum Dorfe herabgesunken. Ebenso hatte Arnhausen im Mügglitzthale, eine halbe Meile von Rambin, das alte castrum Tharnus, auf einem ziemlich hohen, nach einer Seite steil abfallenden Berge gelegen, städtische Rechte. Durch den Willen Curt v. Manteuffel's wurde jedoch die Bevölkerung Arnhausens nach Polzin gezogen und letzter Ort zur Stadt erhoben. Auf alten pommerschen Landkarten ist noch Arnhausen als Stadt, Polzin als Dorf bezeichnet. Kummerow an der Straße von Demmin nach Malchin war eine Stadt und hieß noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine kleine Stadt.

Es kann auffallend erscheinen, daß sich in der Nähe der großen Klöster kein städtisches Gemeinwesen entwickelte, da sich doch in der Nähe derselben Gewerbetreibende niederließen; Kolbatz, Stolp an der Peene, Buckow hätten nach ihrer geographischen Lage Städte werden können. Einen Grund für diese Erscheinung wage ich nicht anzugeben, vielleicht fürchteten die Aebte dadurch eine Beschränkung ihrer geistlichen Macht.

Wie Städte vergangen sind, so entstehen auch neue Städte. Fast jedes Jahrhundert weist neue Städte auf. Im 16. Jahrhundert Polzin und Franzburg; im 18. Jahrhundert Swinemünde und Ratzebuhr; im 19. Jahrhundert wurde Jacobshagen vollständig Stadt, und als jüngste schließt den Städtereigen Grabow. Neue Städte werden entstehen und mancher pommersche Flecken mag über kurz oder lang Stadtrecht erhalten, wie Stolpmünde, Gülzow, Dölitz, Stepenitz u. a.

Die sittliche und geistige Kraft des Menschen beherrscht die Natur, überwindet sie und schafft sich andere Bahnen und Verkehrsstraßen. Die alten Verkehrsstraßen haben keine Bedeutung mehr, die meisten Flüsse eignen sich heute nicht zum Handel und zum Verkehr; neue Kunststraßen, besonders Eisenbahnen, sind entstanden und schaffen neue Centren. Städte, die sonst vom Weltverkehr abgeschlossen und deren geographische Lage nicht günstig war, kommen dadurch in den Vordergrund und entwickelten sich rasch; andere, deren Lage schon an und für sich eine günstige war, kommen dadurch zu freierer Entfaltung ihrer Kräfte, wieder andere treten zurück und haben nur eine verhältnißmäßig geringe Zunahme der Bevölkerung. Es ist interessant, auch hierauf einen vergleichenden Seitenblick zu werfen. Selbstverständlich haben alle pommerschen Städte im letzten Jahrhundert in ihrer Bevölkerung zugenommen, was allerdings in früheren Jahrhunderten nicht immer der Fall war. Wenn auch die Zunahme der Bevölkerung nicht so rapide war wie in Industriegegenden, so haben doch unsere Städte in 100 Jahren im Durchschnitt 240 Proc. zugenommen oder mit anderen Worten aus 100 Einwohnern des Jahres 1780 sind 340 Einwohner des Jahres 1880 geworden. Wenn auch im Einzelnen bedeutende Unterschiede in der Zunahme stattfanden, so haben sich doch kleine und große Städte daran betheiligt und selbst Stettin, welches die größte Zunahme hat, ist nicht außerhalb des Rahmens der übrigen Städte getreten. Die Zunahme Stettins betrug 496 Proc., dann kommt Köslin mit 474 Proc., Stolp und Lauenburg mit je 472 Proc., Naugard mit 470 Proc. und Neustettin mit 456 Proc. Die Städte, welche früher lebhaften Handel trieben, sind mehr oder weniger zurückgegangen oder zeigen doch nur eine verhältnißmäßig geringe Zunahme. So Barth, Stralsund, Wolgast, Wollin, Kammin, Greifenberg und Treptow a. R. Dieser Rückgang ist aus der Abnahme des Seehandels, aus der isolirten Lage und den schlechten Anschlüssen an den binnenländischen Verkehr zu erklären. Barth ist überhaupt die pommersche Stadt, welche die geringste Entwickelung zeigt, nämlich nur 76 Proc.; sie und Neuwarp sind die einzigen Städte, deren Zunahme nicht 100 Proc. beträgt.

Stettin verdankt wesentlich dem Handel seine Größe. Als Hafenplatz der größten deutschen Stadt wird es immer an der Spitze der pommerschen Städte stehen und sie in Zukunft noch weit mehr hinter sich zurücklassen. So günstig die Lage Stettins den übrigen Provinzialstädten gegenüber ist, so wenig günstig ist sie, wenn man sie mit den übrigen Provinzialhauptstädten vergleicht. Stettin kann nicht in dem Sinne Provinzialhauptstadt genannt werden, wie Breslau von Schlesien, Königsberg von Ostpreußen; das verhindert die schon anfangs erwähnte lang ausgestreckte Lage der Provinz und zweitens die Nähe von Berlin. Bis vor kurzem überwogen in Stettin die merkantilen und militärischen Interessen. Bemerkenswerth ist, daß auch die Universität der Provinz sich nicht in der Hauptstadt befindet. Die Bewohner der Provinz, falls sie Neues sehen oder hören wollen oder auch größere Einkäufe machen, fahren gewöhnlich einige Meilen weiter nach Berlin. Der Vorpommer kommt wohl noch seltener in seine Provinzialhauptstadt wie der Hinterpommer.

Wie Stettin durch die Nähe Berlins genirt wird, so Stargard durch die Nähe Stettins. Stargard ist augenblicklich noch die dritte Stadt Pommerns, sie hat aber eine gefährliche Konkurrentin, die sie bald überholen wird, nämlich Stolp. Vor 100 Jahren hatte Greifswald 5000 Ein-

---

[1]) Königliche Mediatstädte waren: Körtin, Ratzebuhr, Bublitz, Neuwarp, Massow, Jacobshagen, Zachan, Naugard, Jarmen. Adlige: Polzin, Bärwalde, Rummelsburg, Pollnow, Fiddichow, Freienwalde, Labes, Regenwalde, Wangerin, Plathe, Daber, Penkun. Städtische: Pölitz.

wohner und ebenso Stargard, Stolp dagegen nur 3000; 1880 hatte Greifswald 19 000, Stargard und Stolp 21 000 Einwohner, Stolp nur 225 Einwohner weniger. Ohne Zweifel ist Stolp bei der nächsten Zählung die dritte, vielleicht auch bald die zweite Stadt Pommerns. In isolirter Lage, d. h. von anderen größeren Städten weit entfernt, in fruchtbarer Gegend, erst in neuerer Zeit in das Bahnnetz hineingezogen, wird sie sich immer mehr entwickeln und, wie ihr Name sagt, eine Säule und ein Pfeiler jener Gegend sein[1]).

Auch Neustettin zeigt eine starke Zunahme, weil es Mittelpunkt von fünf verschiedenen Bahnen geworden ist, wie denn überhaupt die Städte an der Stettin-Danziger Bahn mehr zugenommen haben als die übrigen, z. B. Labes, Belgard und Lauenburg. Endlich ist zu erwähnen, daß die hinterpommerschen Städte sich bedeutend mehr vergrößert haben als die Städte des linken Oderufers, während die vorpommerschen im Allgemeinen einen saubereren und wohlhabenderen Eindruck machen. Die zurückgebliebenste Stadt ist Leba; sie hat noch nicht einmal Straßenbeleuchtung. Von den Städten über 400 Proc. liegt nur Stettin am linken Oderufer, die übrigen fünf in Hinterpommern; von den 15 Städten über 300 Proc. nur vier in Vorpommern, elf in Hinterpommern. So scheint den hinterpommerschen eine größere Zukunft bevorzustehen, dabei ist aber nicht außer Acht zu lassen, daß Vorpommern gewissermaßen mehr durch Städte gesättigt ist wie Hinterpommern, denn z. B. in einem Flächenraume von ca. 60 Quadratmeilen, die Kreise Greifswald, Grimmen, Franzburg umfassend, liegen elf Städte; im gleichen Flächenraume in Hinterpommern, die Kreise Stolp und Lauenburg umfassend, nur drei. Namentlich liegt Bütow isolirt. Die nächste Stadt Berent ist noch immer 39 km entfernt, Rummelsburg 42 km, Lauenburg 56 km, Konitz 60 km. Durchschnittlich kommt in Pommern auf 8 Quadratmeilen eine Stadt.

In der Tabelle gebe ich eine Zusammenstellung der Einwohnerzahlen sämmtlicher pommerschen Städte vom Jahre 1782 und 1880, erstere aus Kratz (Die Städte Pommerns) letztere aus Behm und Wagner (Die Bevölkerung der Erde), genommen. In der dritten Spalte findet sich der einfache Procentsatz der Vermehrung auf 100 Jahre berechnet. Wer dies letztere Verhältniß anders ausdrücken will, nämlich bestimmen, wie viel Einwohner des Jahres 1880 aus je hundert Einwohnern des Jahres 1782 geworden sind, braucht zu dem Procentsatz nur hundert zu addiren, um dasselbe zu erhalten.

[1]) Nach anderer Ableitung ist Stolp ein locus in fluvio arctatus ad copiendos pisces (piscinacatum, piscaria, cf. Begersdorf, Slavische Streifen, S. 55).

	1782	1880	Proc.		1782	1880	Proc.
1. Anklam	3021	12 361	308	38. Loitz	1152	4093	255
2. Bärwalde	533	2842	283	39. Massow	1002	2815	180
3. Bahn	1153	3146	172	40. Naugard	868	4949	470
4. Barth	3288	5792	76	41. Neustettin	1545	8604	456
5. Belgard	1621	7868	385	42. Neuwarp	1181	2280	92
6. Bergen	1382	3662	165	43. Nörenberg	797	2929	266
7. Bublitz	1091	4734	333	44. Pasewalk	3110	9469	204
8. Bütow	990	4941	398	45. Penkun	896	2060	129
9. Callies	1592	3499	119	46. Plate	590	2226	277
10. Cammin	1914	5856	205	47. Pölitz	970	4146	327
11. Körlin	894	3301	269	48. Pollnow	647	2538	290
12. Köslin	2933	16 834	474	49. Polzin	1414	4724	234
13. Kolberg	4006	16 027	300	50. Pyritz	2122	8123	282
14. Daber	649	2271	249	51. Ratzebuhr	974	2432	149
15. Damgarten	616	1800	198	52. Regenwalde	862	3370	290
16. Damm	1633	4987	206	53. Richtenberg	584	2000	259
17. Demmin	2279	10 507	361	54. Rügenwalde	2255	5442	141
18. Dramburg	1468	6049	312	55. Rummelsburg	1232	5304	330
19. Falkenburg	1305	4009	207	56. Schivelbein	1417	6069	328
20. Fiddichow	948	2931	209	57. Schlawe	1602	5565	247
21. Freienwalde	872	2384	173	58. Stargard	5612	21 816	286
22. Franzburg	492	1500	207	59. Stettin	15 372	91 756	496
23. Garz a. O.	1856	5182	179	60. Stolp	3744	21 591	472
24. Garz a. R.	738	2014	172	61. Stralsund	10 606	29 481	177
25. Gollnow	2070	8708	320	62. Swinemünde	1804	8478	369
26. Grabow	—	13 672	—	63. Tempelburg	1368	4747	247
27. Greifenberg	1890	5860	210	64. Treptow a. R.	2734	7052	157
28. Greifenhagen	2762	6906	150	65. Treptow a. T.	1800	4034	124
29. Greifswald	5020	19 924	296	66. Tribsees	1040	3094	197
30. Grimmen	1198	3392	184	67. Ueckermünde	1474	5405	266
31. Gützkow	685	2098	206	68. Usedom	787	1800	139
32. Jacobshagen	782	1900	148	69. Wangerin	634	2709	327
33. Jarmen	545	1600	211	70. Wolgast	3324	7832	135
34. Labes	1160	5603	382	71. Wollin	1908	5506	289
35. Lassan	982	2520	156	72. Zachau	603	1800	148
36. Lauenburg	1318	7545	472	73. Zanow	589	2517	327
37. Leba	503	2000	298				

Ueber Kulturgewächse der malaiischen Inseln und deren Anbau.

Von Prof. Dr. **M. Willkomm** in Prag.

I.

Im vorigen Jahre ist in Münster unter dem Titel „Blicke in das Pflanzen- und Thierleben in den niederländischen Malaienländern“ ein umfangreiches Werk erschienen, dessen Verfasser, Dr. Otto Mohnike, ein Deutscher, 25 Jahre als dirigirender Sanitätsofficier I. Klasse der Königl. niederländisch-ostindischen Armee, auf jenen Inseln zugebracht und daher die Natur, Produkte, Kulturzweige und Bevölkerung derselben gründlicher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, als alle Aerzte und Naturforscher, welche bisher über Niederländisch-Indien geschrieben haben. Sein Werk, dessen Inhalt beweist, daß sein Verfasser nicht nur Arzt, sondern auch ein sehr tüchtiger, methodisch geschulter Naturforscher ist, enthält unter anderm auch ausführliche Mittheilungen über die Kulturpflanzen und Kulturzweige und deren Erträge auf jenen hochinteressanten, von der Natur so reich gesegneten, von üppigster Fruchtbarkeit strotzenden Inseln, welche ein anschauliches Bild von deren landwirthschaftlichen Verhältnissen geben, weshalb es für die Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse sein dürfte, darüber einiges zu erfahren.

Vorausgeschickt sei, daß die landwirthschaftlichen Kulturzweige der malaiischen Inseln nach den Regionen, welche in vertikaler Hinsicht unterschieden werden können und müssen, verschieden sind, indem gewisse Kulturpflanzen nur in der untern heißen, andere nur in den Gebirgsregionen mit Erfolg angebaut werden können. Mohnike nimmt vier Regionen oder Zonen an: die Niederungszone (0 bis 2000 Fuß), die untere Gebirgszone (2000 bis 4500 Fuß), die obere (bis 7500 Fuß) und die höchste Gebirgszone (bis 10000 Fuß und darüber Meereshöhe). In letztere, innerhalb welcher von irgend einer Kultur keine Rede mehr ist, ragen nur die höheren Vulkane der Insel Java hinein. Die Niederungszone aller Inseln ist selbstverständlich die durch das Klima am meisten begünstigste und daher fruchtbarste, die Zahl der hier angebauten Kulturpflanzen sowie der spontanen nutzbaren Gewächse geradezu Legion. Die wichtigsten Zweige der Bodenkultur sind hier der Anbau des Reis, Zuckerrohrs, Tabaks, Indigos, Kaffeebaumes und der Gewürzbäume; die hervorragendsten Nährpflanzen nächst dem Reis der Pisang, die Sago- und Kokospalme, der Brotfruchtbaum, die Orangen- und andere Obstbäume, sowie Gemüse aller Art. Der Reisbau ist schon in prähistorischer Zeit vom indischen Festlande auf die malaiischen Inseln übergeführt worden. Sein Korn ist, ausgenommen im östlichsten Theile des Archipels, wo das Mark der Sagopalme seine Stelle vertritt, das Hauptnahrungsmittel der gesammten Bevölkerung, indem es die Grundlage jeder Mahlzeit bildet, bei den Aermsten wie bei den Reichsten, bei den Eingeborenen wie bei den Europäern; von seinen Hülsen befreit und in Wasser oder heißem Wasserdampf bis zu nicht völliger Erweichung gekocht, vertritt das Reiskorn bei der eingeborenen Bevölkerung zugleich das in Europa aus Mehl gebackene Brot und die Kartoffel. Angebaut wird vorzugsweise der gemeine, seit undenklichen Zeiten kultivirte Reis, Oryza sativa L. in mehreren Varietäten; außer diesem kommen aber auf den malaiischen Inseln wild vor und werden von den Eingeborenen auch mitunter angebaut: O. glutinosa Lour., O. praecox Lour., O. minuta Presl, O. montana Lour. und O. coarctata Roxb. Der Anbau geschieht sowohl auf nassen als trockenen Feldern. Erstere, „Sawah“ genannt, finden sich vorzugsweise und in größter Ausdehnung auf Java. Sie bedecken hier nicht nur einen großen Theil der niedrigen längs der Nordküste und an der Ostküste sich ausdehnenden Alluvialflächen, sondern auch sanft geneigte Berghänge bis zur Höhe von 2000 Fuß, ja höher, überall wo eine künstliche Bewässerung derselben möglich ist. Zu letzterm Behuf müssen die Bergabhänge natürlich terrassirt, und die Stufen sorgfältig nivellirt werden. Die außerordentliche Geschicklichkeit und große Intelligenz, welche die Eingeborenen Javas bei der Anlage solcher Reisterrassen an den Tag legen, beweisen ihre Befähigung für die Bodenkultur und die Landwirthschaft überhaupt. Sinnreiche Bewässerungsvorrichtungen machen es möglich, daß der Stand des Wassers auf allen über einander liegenden Stufen immer derselbe ist, d. h. 1/4 bis 1/2 Fuß hoch. Auf diese überschwemmten Felder werden die in besonderen Beeten aus Körnern erzogenen Reispflanzen verpflanzt. Monate lang gleichen die Sawahfelder überschwemmten Morästen, während dieselben, nachdem die Reispflanzen ihre Halme und Rispen vollständig entwickelt haben, bei Wind lebhaft an wogende europäische Kornfelder erinnern. Trockene Reisfelder findet man zwar auch auf Java, aber vorzugsweise auf der Osthälfte von Sumatra, auf Banka, Borneo und anderen westlicheren Inseln. Sie werden theils auf sehr fruchtbaren Boden, theils auf Waldboden, der durch Abbrennen des Waldes mit dessen Asche gedüngt worden, angelegt, müssen aber nach einer einzigen Ernte viele Jahre lang brach liegen, bevor sie wieder zum Reisbau benutzt werden können.

Im Verhältniß zum Reis spielt der ebenfalls überall angebaute Mais nur eine sehr untergeordnete Rolle. Die wichtigsten Nährpflanzen sind nächst dem Reis der Pisang, die Sagopalme, die Kokospalme und der Brotfruchtbaum. Da auf den Malaieninseln nicht weniger als sieben Arten von Musa wild wachsen, so ist es wahrscheinlich, daß auch die beiden Kulturarten des Pisang, M. sapientum L. und M. paradisiaca L., welche schon seit Jahrhunderten durch alle Tropenländer verbreitet sind, daselbst ihre eigentliche Heimath haben mögen. Diese beiden Arten werden auch auf den Malaieninseln in vielen Varietäten kultivirt und bilden ihre Früchte gleich dem Reis die tägliche Nahrung aller ihrer Bewohner. Dieselben sind nicht nur sehr nahrhaft und bei manchen Sorten ungemein wohlschmeckend (es giebt süße und säuerliche, aromatische und schleimige), sondern gelten auch für außerordentlich gesund, selbst für kleine Kinder, schwache und kranke Personen. Oft sieht man, erzählt Mohnike, Malaiinnen und Javanerinnen ihre kaum ein Jahr alten Kinder ganz in ähnlicher Weise, wie solches in Europa bei den Gänsen geschieht, mittelst der Finger mit zerquetschten rohen oder gekochten Pisangfrüchten

stopfen, ohne daß denselben hierdurch der geringste Nachtheil widerfährt. Die Pisangfrüchte werden theils nach ihrer vollkommenen Reife roh gegessen, theils, wenn sie noch nicht ganz reif sind, in welchem Zustande sie die größte Menge von Nahrungsstoff enthalten, gekocht, geröstet, in Oel oder Butter gebraten. Jeder Pisangstamm trägt ein einziges Mal Blüten und Früchte, worauf er als unnütz abgehauen und durch einen der Sprossen ersetzt wird, welche rings um seinen Fuß aus dem Wurzelstock sich zu entwickeln pflegen. Auf passendem Boden hat die junge Pflanze selbst bei geringer Pflege schon vor Ablauf eines Jahres ihr volles Wachsthum erreicht und auch bereits Früchte getragen. Der Pisang ist trotz seines baumartigen Ansehens eine bloße Staude, denn sein scheinbarer Stamm, der bis 1 Fuß Durchmesser erreichen kann, besteht nur aus den dicken, sich gegenseitig umschließenden Scheiden der riesengroßen Blätter und ist wegen des schwammigen Gewebes dieser Scheiden so wenig konsistent, daß er mit einem einzigen Säbelhiebe durchschnitten werden kann. Die Fruchtbarkeit dieser Riesenstaude ist fabelhaft, denn ein Fruchtkolben trägt nicht selten 200, mindestens aber 100 Früchte von 6 bis 8 Zoll Länge und 2 Finger Dicke. „Zwei Männer sind mitunter nöthig, um den abgeschnittenen Kolben mit den an ihm hängenden Früchten zu tragen.“ Die Nährkraft der Früchte ist so groß, daß die Menge des Nahrungsstoffes, welche ein jeder Pisangstamm gewährt, auf 40 bis 50 Pfund geschätzt wird. Man hat danach berechnet, daß eine Pisangpflanzung pro Jahr auf einem gleichgroßen Stück Land 133 mal so viel Nahrungsstoff erzeugt als Weizen und 44 mal so viel als die Kartoffel. Stücke der großen und schönen Blätter dienen überall in den Malaienländern den Verkäufern von Fleisch und anderen nicht trockenen Gegenständen anstatt des Papiers zum Einwickeln der Waare, sowie in den zahlreichen Volksgarküchen als Teller für die Speisen. Der Pisang kann auf Java und Sumatra bis gegen 4000 Fuß Meereshöhe angebaut werden.

Unter den Palmen, welche recht eigentlich die vegetative Physiognomie der Niederungszone bestimmen und deren Artenzahl kaum in irgend einem andern Theile der gesammten Tropenzone so groß ist, wie auf den Malaieninseln (circa 200!), wo sie vorzugsweise die zwischen 500 und 2000 Fuß Höhe liegende Region bewohnen, gebührt der Sagopalme als Nähr- und überhaupt Nutzpflanze der erste Rang. Dies gilt besonders von der östlichen Hälfte des Archipels, deren circa 2 Millionen betragenden Bevölkerung diese Palme die Mittel gewährt, um fast ohne alle Unkosten und auf mühelose Weise die ersten und nöthigsten Bedürfnisse des Lebens, Nahrung und Wohnung, vollständig befriedigen zu können. Das in dem Stamme befindliche Stärkemehl, der Sago (richtiger Sagu), dient nämlich jenen Insulanern fast ausschließlich als erstes und hauptsächliches Nahrungsmittel, während die Stämme selbst ihnen das zum Bau ihrer Hütten nöthige Holz und die Blätter das Material zu deren Bedachung liefern. Bezüglich der Nährkraft steht aber der Sago dem Reis und allen übrigen Cerealien weit nach, indem derselbe nur Stärke, aber kein vegetabilisches Eiweiß enthält. Aus demselben wird ein Brei, Papede, und ein Brot, Maruka genannt, bereitet, welche Substanzen mit etwas Salz und Citronensaft gewürzt, die tägliche Kost jener Bevölkerung bilden. Die Sagopalme (Metroxylon Rumphii) bewohnt, gesellig wachsend und förmliche Wälder bildend, die sumpfigen Niederungen und läßt sich sehr leicht durch Samen vervielfältigen. Sie wird nicht hoch, gehört auch keineswegs zu den besonders schönen Palmen. Aber ein einziger ausgewachsener Stamm giebt je nach seiner 12 bis höchstens 20 Fuß betragenden Länge 600 bis 800 Pfund Sagomehl, woraus 1800 bis 2400 jener Marukabrote bereitet werden können. Da fünf solcher Brote für die Ernährung eines starken Mannes pro Tag genügen, so reicht ein einziger Baum zum Lebensunterhalt eines Mannes für das ganze Jahr aus. Auf Amboina, wo jedes Stückchen Land seinen Besitzer hat, belief sich zur Zeit von Mohnike's Aufenthalt daselbst der Preis einer Sagopalme von mittlerer Höhe und Dicke auf nur 8 bis 10 holl. Gulden (13,6 bis 17 Mark). Nimmt man 800 Pfund als Durchschnittsbedürfniß einer erwachsenen Person pro Jahr an, so kann dort eine aus 5 Personen bestehende Familie mit fünf Palmen, d. h. für 66 bis 86 Mark ihr Hauptnahrungsmittel für ein Jahr sich verschaffen. Um den Sago zu erhalten, wird eine ausgewachsene Palme, bevor sie Blüthen getrieben hat, an der Wurzel abgehauen und ihr Stamm in vier bis fünf Stücke getheilt, welche hierauf der Länge nach aufgespalten werden. Mittelst eines eigenthümlichen keulenförmigen Instrumentes aus hartem Holze, in dessen Ende ein scharfer Stein eingefügt ist, wird das innere Gewebe jedes gespaltenen Stammstückes so lange gestoßen und geklopft, bis sich die Holzfasern von den Sagozellen gelöst haben, hierauf die ganze zerkleinerte Masse in Trögen, als welche solche ausgehöhlte Stammstücke selbst dienen, unter stetem Zufluß von frischem Wasser so lange zwischen den Händen geknetet und ausgedrückt, bis sich sämmtlicher Sago in Form eines feinen Satzmehles auf dem Boden des Troges niedergeschlagen hat. Aus diesem Satzmehl, Sagu-Manta auf Amboina genannt, formt man nicht allein die Marukabrote, sondern auch die Körner, welche als echter Sago oder Palmensago nach Europa ausgeführt werden und einen wichtigen Exportartikel der östlichen Malaieninseln bilden.

Nächst der Sagopalme ist die hochstämmige, schöne Kokospalme eine der wichtigsten Nähr- und Nutzpflanzen der Malaieninseln. Jeder Theil, jede Substanz dieses Baumes ist brauchbar: auf Ceylon, wo ein Wald von mehr als 10 Millionen Kokospalmen existiren soll, sagt ein altes Sprüchwort, daß diese Palme dem Menschen bereits für 99 Zwecke diene, der hundertste jedoch noch aufzufinden sei. Aber das wichtigste Produkt der Kokospalme sind doch ihre großen Früchte. Denn nicht allein bietet der in der sogenannten Nuß befindliche, im noch nicht ganz reifen Zustande mandelartig schmeckende Kern eine nahrhafte Speise und die dessen Höhlung ausfüllende säuerlichsüße, wässerige Flüssigkeit, die in Europa sehr uneigentlich „Kokosmilch“ genannt wird, ein erfrischendes Getränk dar, sondern der völlig reife Kern giebt auch durch Auspressen ein wohlschmeckendes fettes Oel, welches auf den malaiischen Inseln selbst in europäischen Haushaltungen als Surrogat der Butter benutzt, außerdem in den Lampen gebrannt, zur Bereitung von Pomaden und Seifen verwendet wird und zugleich einen wichtigen Exportartikel bildet. Daß die steinharte Schale zu allerlei Drechslerarbeiten Verwendung findet und aus der dicken Faserhülle der Nuß Matten und Tauwerk verfertigt werden kann, ist bekannt. Die Kokospalme läßt sich aus ihren Nüssen leicht erziehen, wächst auf einem leichten humosen Boden im feuchten Küstenklima rasch und trägt, nachdem sie mannbar geworden, alljährlich reichlich Früchte und zwar das ganze Jahr hindurch.

Für die Eingeborenen der Malaieninseln, insbesondere für diejenigen von Sumatra, sind auch mehrere Arten von Brotfruchtbäumen (Artocarpus) sehr wichtige Nährpflanzen. Am verbreitetsten und fast nur angepflanzt ist der zerschlitztblätterige Brotfruchtbaum (A. incisa L.), jener

berühmte Baum, welcher sich von seiner Heimath, dem indischen Archipel aus, nach den Südseeinseln verbreitet hat und für deren Bewohner im Verein mit dem Pisang und der Kokospalme geradezu von providentieller Bedeutung geworden ist. Dieser in der Niederungszone auf Gartenboden gut gedeihende und ebenfalls rasch wachsende Brotfruchtbaum erreicht 40 bis 50 Fuß Höhe, hat handförmig gelappte Blätter und bringt fast kugelrunde Früchte von der Größe eines Apfels bis zu derjenigen eines Kinderkopfes hervor, welche unter ihrer grünen, mit facettenförmigen spitzen Hervorragungen bedeckten Schale ein weiches weißes, meist ziemlich saftiges, süßschmeckendes Fleisch enthalten, in das die Samen eingebettet liegen. Dieses Fleisch wird vorzugsweise in Stücke zerschnitten und über dem Feuer geröstet gegessen, in welchem Zustande es lebhaft theils an die Krume frischen Weizenbrotes, theils an Kartoffeln erinnern soll. Eßbar sind ferner die Früchte von A. integrifolia L., eines stattlichen bis 80 Fuß hoch werdenden Baumes mit großen ganzen oder seltener dreilappigen Lederblättern, welcher ebenfalls häufig kultivirt wird. Seine unmittelbar aus dem Stamme hervorwachsenden Früchte sind die größte Baumfrucht der Malaieninseln, denn sie erreichen bei ovaler Gestalt bis 2 Fuß Länge und bis 1 Fuß Dicke und eine solche Schwere, daß mitunter ein Mann eine einzige solche Frucht kaum fortzutragen vermag. Das zur Reifezeit schön dottergelbe und honigsüße Fleisch dieser Riesenfrucht wird roh, das halbreife dagegen verschieden zubereitet, namentlich gekocht gegessen. Um die Früchte während ihres Reifens gegen die Angriffe fruchtfressender Vögel und Fledermäuse zu schützen, umgeben die Malaien eine jede solche Frucht mit einem Flechtwerk von dünn gespaltenem Bamburohr, was jenen Bäumen ein eigenthümliches Ansehen verleiht.

Groß ist die Zahl der Obstsorten und Gemüsearten in der Niederungszone. Unter ersteren nehmen neben den Früchten der Orangenbäume, die überall angebaut werden und unter denen die Früchte der auf jenen Inseln heimischen Arten Citrus grandis Hassk. und C. nobilis Lour. dort die Stelle der europäischen Limonen vertreten, die „Durian“ und „Mangostan“ genannten Baumfrüchte den ersten Platz ein. Die Durian, die Frucht von Durio zibethinus L., eines zur Sterculiaceenfamilie gehörenden Baumes, der auf den Malaieninseln wild wächst, außerdem sich aber in allen Gärten in mehreren Varietäten sehr häufig angebaut vorfindet, wird von Mohnike und Wallace für das köstlichste Obst der Tropenzone und für eine Frucht erklärt, mit deren Wohlgeschmack sich keine andere der ganzen Erde messen kann, und Durianessen für einen Genuß, welcher allein eine Reise nach den Malaieninseln lohnt. Aber nicht alle Europäer wagen sich an diese Frucht, weil sie einen sehr üblen an Knoblauch und faule Zwiebeln erinnernden Geruch verbreitet. Die Durianfrucht wird sehr groß (bis $1\frac{1}{2}$ Fuß lang) und ist über und über dicht mit harten Stacheln bedeckt, kann daher nur mittelst eines Beiles oder Hackmessers geöffnet werden; ihren genießbaren Theil bildet ein auf der Zunge zerfließender Brei, welcher die großen Samenkerne umgiebt. Beliebter ist bei den Europäern die Mangostan, die Frucht des Clusiaceenbaumes, Garcinia Mangostana L., eine kugelrunde orangenähnliche Frucht von braunschwarzer Farbe, welche inwendig durch schneeweiße Scheidewände in mit einem blutrothen, saftigen Fleisch von außerordentlich angenehmem, säuerlich süßem, würzigem und erfrischendem Geschmack erfüllte Fächer abgetheilt sind. Außer diesen allgemein beliebten Baumfrüchten werden auch die würzigen Früchte verschiedener Arten der Myrtaceengattung Jambosa und der im tropischen Amerika heimischen Gattung Anona als Obst gegessen und die betreffenden Bäume nebst noch verschiedenen anderen deshalb als Obstbäume kultivirt.

Unter den krautigen Gemüsepflanzen verdienen besonders Convolvulus Batatas L., verschiedene Arten von Dioscorea und Janipha Manihot Humb. Kth. hervorgehoben zu werden, welche wegen ihrer mehlreichen Knollen überall Gegenstände des Ackerbaues sind. Die Bataten und die Maniokpflanze stammen aus dem tropischen Amerika; letztere wird bis jetzt fast nur im westlichen Theile von Java angebaut. Ferner werden in den Gemüsegärten und auf Feldern viele Kürbisgewächse und Solaneceen, unter anderen verschiedene Arten des sogenannten spanischen Pfeffers oder der Paprika (Capsicum), desgleichen Bohnen (Phaseolus und Dolichos) und andere Pflanzen angebaut, endlich die jungen Blätter der Kokos- und anderer Palmen, der Cycas circinnalis, die Blätter und Früchte von Gnetum Gnemon L. und Gn. edule Bl., die Blumen von Agati grandiflora Desv., die jungen Sprößlinge des Bamburohres und andere Pflanzen als Gemüse benutzt.

Kürzere Mittheilungen.

Europäische Expeditionen im Meerbusen von Guinea.

Einem uns gütigst zur Verfügung gestellten Schreiben des Herrn Pantaenius in Cameroons, datirt 28. Januar 1884, entnehmen wir Folgendes über europäische Expeditionen in jenem Gebiete: „Wir haben hier eine polnische Expedition unter Stephan Szolz von Rogoszinski[1]). Dieselbe kam mit einem eigenen Schiffe „Lucie Marguerite“ über Madeira, die Kanarischen Inseln, Liberia, Assini, Fernando Po nach Cameroons; sie beabsichtigte, die noch unbekannten Liba-Seen zu entdecken und besteht aus fünf Herren, v. Rogoszinski, v. Oslaszewski, Janikowski, v. Hirszenfeldt und Tomaszek. Zuerst bauten dieselben ein Haus auf einer kleinen Insel Mondole in der Ambaßbay bei Victoria, um dort eine meteorologische Station zu gründen. Dasselbe ist jetzt fertig und es wohnt dort Herr Janikowski. Einer der Herren, v. Oslaszewski, ist Krankheits halber vor einiger Zeit nach Europa zurückgekehrt, und ein anderer, v. Hirszenfeldt, wird mit diesem Dampfer ebenfalls zurückkehren. Rogoszinski und Tomaszek sind vor einiger Zeit von hier über Bocunda ins Innere eingedrungen, aber vor einigen Tagen wieder hier eingetroffen; sie sind nicht weit gelangt, jedenfalls haben sie nichts Nennenswerthes entdeckt. Erstens waren ihre Mittel nur sehr schwach, und zweitens haben sie einen großen Fehler gemacht. Sie haben nämlich Bocundaleute als Träger angenommen; dieselben sind natürlich so weit mitgegangen, wie sie das Land kannten. Als sie aber in ihnen unbekannte Gegenden kamen, haben sie die Weiterreise verweigert und sind größtentheils entlaufen. In dieser Lage war Rogoszinski natürlich ge-

[1]) S. oben S. 44.

zwungen, umzukehren und ist nach Mondole zurückgekehrt. Gesprochen habe ich denselben noch nicht und kann Ihnen daher nichts über seine Reise mittheilen. Jedenfalls muß er nach Europa zurückkehren, wenn er keine Mittel aus Polen bekommt, weil dieselben völlig erschöpft sind. Im Uebrigen ist die Expedition vollständig falsch angelegt. Der Chef derselben, ein noch sehr junger Mann, kaufte in Havre ein Schiff sehr theuer, wie ich bestimmt weiß, während er bequem für das halbe Geld mit europäischen Dampfern nach hier reisen kann. Dann kaufte er Tauschwaaren, die hier vollständig werthlos sind. Am besten wäre es gewesen, in Hamburg Geld zu deponiren und dann sich hier auszurüsten, weil wir hier am besten wissen, was die Schwarzen brauchen. Dann hatte er auch noch das Unglück, sein Schiff, die „Lucie Marguerite", zu verlieren. Dasselbe scheiterte nämlich in Ambaßbay während eines Tornados und ist vollständig verloren. Hirszenfeldt war seit vier Monaten krank und wohnt bei mir auf der Hulk.

Mit dem letzten Dampfer, „Professor Woermann", ist nun eine schwedische Expedition gekommen, bestehend aus zwei Herren, Georg W. Waldau und Kanut Wilhelm Knutson, nebst zwei weißen Dienern. Dieselben beabsichtigen aber nur, das Cameroonsgebirge zu erforschen; sie sammeln für das Museum in Stockholm. Sie sind nach sechstägigem Aufenthalte hier auf der Hulk nach Victoria gereist. Ich hatte vor einigen Tagen einen Brief, wonach dieselben in Mans' Spring, 7000 Fuß hoch, sich eine Hütte gebaut haben, um von dort aus weiter hinaufzugehen. Nähere Nachrichten fehlen noch.

Es ist sehr schwer, hier einzudringen, weil die Negerstämme hier sich meistens vom Handel ernähren und daher meinen, jeder Weiße sei ein trader; sie können sich eben nicht denken, daß der Weiße nur deshalb kommt, um ihr Land zu sehen. Das Cameroonsgebirge und die dahinter liegenden Gegenden sind ebenfalls die unbekanntesten von ganz Afrika. Wir können die Budiman- und Wavaki-Berge sehen, wo noch kein Weißer gewesen ist. Die Ursache ist meiner Ansicht nach die, daß die meisten Expeditionen sich gefürchtet haben, hier einzudringen, weil sie wußten, daß es schwierig sei, und daß diejenigen, welche es versuchten, keinen Erfolg hatten, weil sie nicht genug Mittel hatten; es ist aber nur mit großen Mitteln und dann mit Gewalt möglich.

Mit dem Dampfer „Professor Woermann" kam auch noch die deutsche Expedition des Lieutenant Wißmann mit seinen Begleitern (Lieutenant v. François, Lieutenant Müller und Dr. Wolf) hier durch, um mit demselben Dampfer nach Loanda weiter zu reisen. Ich habe mit ihnen mehrere sehr vergnügte Tage verlebt; sie waren alle gesund und munter. Sie waren etwa sechs Tage hier und haben während der Zeit mehrere kleine Ausflüge gemacht.

Zur Anthropologie der Neger.

Dr. Karl Passavant aus Basel, ein Schüler Professor Kollmann's, hat im Jahre 1883 die Westküste Afrikas besucht, wobei sein Reisegefährte Dr. W. Retzer im Golfe von Cameroons am 17. Mai den Tod in den Wellen des Meeres fand. Wesentlicher Zweck des jungen Arztes war es, anthropologische Untersuchungen an Negern anzustellen, und das Resultat dieser Arbeiten liegt jetzt in einer Inaugural-dissertation vor, welche den Titel führt: Craniologische Untersuchung der Neger und der Negervölker (Basel 1884). Passavant beschäftigt sich rein anatomisch mit den Schwarzen und läßt die ethnologischen Beziehungen bei Seite; bei ihm ist der Schädel das Maßgebende, um die Rasse zu konstruiren. Das Ergebniß seiner Arbeit ist folgendes: 1) Die Negervölker sind nicht aus einer einzigen Rasse, sondern aus mehreren hervorgegangen und es giebt dolichokephale, mesokephale und brachykephale Neger. 2) Die Dolichokephalen bilden ein beträchtliches Kontingent, in runder Zahl 100 Millionen (60 Proc.), die Mesokephalen 45 Millionen (30 Proc.), die Brachykephalen 6 Millionen (4 Proc.). 3) Von allen Negervölkern sind die Kaffern die relativ reinsten. Sie bestehen zu 92 Proc. aus Dolichokephalen. 4) Die Zwergvölker Centralafrikas gehören nicht zu den Buschmännern. 5) Neger aller Rassen sind besonders unter den Congovölkern zu finden.

Die Vorstellung von der allgemeinen Dolichokephalie der Neger zerstört zu haben, ist ein Verdienst Dr. Passavant's; seine direkten Messungen und mitgetheilten Untersuchungen sind werthvoll; ob aber die zahlreichen allgemeinen Schlüsse, die er aus dem geringen, bisher vorhandenen Materiale zieht, Geltung haben, möchten wir nicht bejahen. Bloß nach den Schädeln die Rassen zu konstruiren, hat auch sein Mißliches und da ganze wichtige Nigritiergruppen, wie die Fulba, in der Arbeit überhaupt fehlen, auch die Literatur keineswegs erschöpfend benutzt ist, so möchten wir auf den generalisirenden Theil nicht den Werth legen, welcher sicher den direkten Messungen und Beobachtungen zukommt.

Dodge über die Indianer.

Ein Buch, welches wir mit dem größten Interesse gelesen haben und unseren Lesern angelegentlich empfehlen, ist das von Dr. Carl Müller-Mylius deutsch bearbeitete des Oberstlieutenant Richard Irving Dodge „Die heutigen Indianer des fernen Westens von Nordamerika" (Wien, A. Hartleben. Preis 5 Mk.). Derselbe ist während einer dreißigjährigen Dienstzeit an der Indianergrenze durch Jagden, Reisen, Feldzüge und den Aufenthalt auf Grenzposten und Forts in steter Berührung mit den Rothhäuten gewesen, hat ihre Sitten und Lebensweise genau studirt und führt uns nun dieselben in höchst anschaulichen, unterhaltenden und durchaus das Gepräge der Wahrheit tragenden Schilderungen vor. Eine Menge eingewurzelter falscher Anschauungen finden hier ihre Berichtigung; ohne die Regierung der Vereinigten Staaten und ihre Agenten von aller Schuld freizusprechen, weist Dodge doch nach, daß die Indianer, so wie sie jetzt sind und sich aufführen, das unüberlegte Mitgefühl und die Sympathie, welche ihnen vielfach entgegengebracht wird, keineswegs verdienen.

Einige interessante Punkte aus dem Buche anzuführen sei uns gestattet — dieselben alle hier zu erschöpfen, ist freilich unmöglich.

Auf S. 78 gedenkt Dodge des eigenthümlichen und unnatürlichen Stils, in welchem Reden gehalten werden, so oft Weiße und Indianer zu einer Berathung zusammentreten, und worin immer viel vom großen Geist, großen Vater und dergleichen gefaselt wird. Das ist keine angemessene und natürliche Ausdrucksweise für Weiße, und Dodge ist überzeugt, daß sie den Indianern ebenso fremd ist. Sie läßt sich füglich nicht durch die Wortarmuth der indianischen Sprachen erklären und muß unter den „Pilgrim-Vätern", den „Quäkern" Penn's und anderen Vätern entstanden sein, deren glühendes Verlangen nach Bekehrung der Wilden beständig mit der Unbekanntschaft mit deren Sprache zu kämpfen hatte, wodurch sie gezwungen waren, immer und immer wieder auf dieselben wenigen Ausdrücke zurückzukommen. Der Indianer hat diese Eigenthümlichkeit für die Ausdrucksweise des weißen Mannes gehalten und (als ein nachahmungslustiges Thier) dieselbe angenommen, und so fahren die Weißen Jahr um Jahr fort Reden zu halten und anzuhören, welche ebenso abgeschmackt für die Indianer, wie für sie selbst sind.

Auf S. 140 wird der „Stoicismus" der Rothhäute abgethan. Wenn ein Indianer beim Besuche der Kulturgebiete unempfindlich und ohne Erstaunen zu äußern Dampfschiffe und Lokomotiven betrachtet, so ist das keine Folge eines tief philosophischen Geistes oder der Fähigkeit sich zu beherrschen. Ihm ist vielmehr so vieles fremd, daß er aus dem Staunen nicht herauskäme, und so verfällt er in das andere Extrem

und wundert sich über nichts. Ihm ist die Herstellung einer Glasflasche ebenso unergründlich, wie das Rollen des Donners, der Mechanismus einer Lokomotive nicht Gegenstand höheren Erstaunens, als der eines Schubkarrens. Wenn aber Dinge im Bereiche seiner eigenen täglichen Erfahrung in einer Weise ausgeführt werden, welche für ihn merkwürdig ist, so legt er auch das tiefste Erstaunen an den Tag. Dodge hat z. B. mit angesehen, wie mehrere Hundert Indianer in der größten Aufregung und mit gespannter Neugierde einem Arbeitsmanne, welcher Kletterstiefeln mit Steigeisen an den Beinen trug, von einer Telegraphenstange zur andern folgten und jedesmal, wenn er, einen Fuß über den andern, an der Stange hinaufstieg, ihrem Staunen und Vergnügen in den lautesten Ausdrücken des Beifalls und der Bewunderung Luft machten. Eine Weiße, welche auf einem Damensattel reitet, in einer Stellung, welche dem Indianerweib beinahe unmöglich erscheinen dürfte, würde bei den Rothhäuten mehr Ueberraschung und Bewunderung hervorrufen, als die vollendetste Dampfschnellpresse in voller Thätigkeit.

Wir machen ferner auf das vereinzelte Vorkommen von Kannibalismus bei den Tonkaways (S. 302) aufmerksam; dieselben essen oder aßen Menschenfleisch zur Befriedigung nicht des Hungers, sondern des Rachegefühls.

Von Interesse sind die strengen Jagdgesetze (S. 80). Die sämmtlichen Jäger eines Stammes bilden eine Art Zunft oder Gilde und üben große Macht aus, z. B. ertheilen sie alle Marschbefehle, wählen die Lagerplätze und stellen die Wachen aus. Sie bezeichnen die zum Jagen bestimmten Abtheilungen und die zur Bejagung ausersehenen Gegenden und wählen, wenn die Büffelherden aufgesucht werden, die scharfäugigen Jäger, welche vorausgehen und alle Anordnungen für das Einkreisen der Büffel treffen sollen. Eine ihrer wichtigsten Obliegenheiten ist der Schutz des Wildes. Mit Ausnahme der Herbstzeit, wo man die Wintervorräthe an Fleisch einthut, dürfen immer nur so viele Büffel geschossen werden, als für den laufenden Bedarf des Lagers erforderlich sind. Man nimmt sich außerordentlich in Acht, die Herden nicht zu beunruhigen, welche Tage lang in der Nachbarschaft eines Indianerlagers von einem Tausend Seelen weiden, während ein Lager von einem halben Dutzend Weißen sie alle in einem einzigen Tage vertreiben würde. Nur eigens dazu bezeichnete Gesellschaften oder Individuen dürfen auf Herden oder einzelne Büffel schießen, und ein Indianer, welcher dazu nicht beauftragt oder ausersehen ist, wird eben so viel Vorsicht gebrauchen, um einer Herde auszuweichen, als er unter anderen Umständen daran setzen würde, um sich an eine solche anzuschleichen.

Ungemein scharf verurtheilt Dodge das Verhalten und die Milde der Regierung gegen die Indianer, welche ungestraft die scheußlichsten Verbrechen verübt haben. Die Regierung begeht namentlich drei Fehler: sie hält ihre Versprechungen nicht und duldet, daß die Eingeborenen von den Agenten schändlich betrogen werden; sie verkehrt mit ihnen durch zwei verschiedene Departements, welche sich leider nicht einander in die Hände arbeiten, sondern gegenseitig hindern, das Indianer-Departement, welches mit guten Worten, Schmeicheleien und Geschenken arbeitet, und das kleine, aber ausgezeichnete Heer, welches von jenem Departement nur Hemmnisse erfährt; drittens die allzu große Nachgiebigkeit gegen empfindsame Philanthropen, deren Reden zu Gunsten der blutbefleckten Rothhäute zwar freundlich aufgenommen, aber vollständig ignorirt werden müßten. Die Indianer sollten auf Reservationen gesetzt werden unter der Aufsicht praktischer Männer, welche keine Lieblingstheorien ausarbeiten, kein Problem lösen, kein Vermögen sammeln wollen. Sie sollten gut behandelt, genährt, gekleidet und zur Arbeit bewogen, nicht gezwungen werden. Man sollte ihnen durch Lehre und Erfahrung beibringen, daß ein Indianer nicht besser ist als ein weißer Mann; daß Behaglichkeit und Fülle der Lohn von Fleiß und gutem Betragen sei, und daß dem Verbrechen jeder Art die sichere und unmittelbare Bestrafung folgen wird!

Grönland im Jahre 1883.

Der Direktor des königlich grönländischen Handels zu Kopenhagen hat kürzlich seinen Bericht über die Lage der Kolonien in Grönland veröffentlicht, und entnehmen wir demselben das Nachfolgende.

Die Witterungsverhältnisse sind im vergangenen Sommer recht ungünstige gewesen und erst im August trat einigermaßen gutes und beständiges Wetter ein. Der Robbenfang war im Herbst 1882 in Nordgrönland recht gut gewesen, dagegen wurde der Winterfang durch stürmisches Wetter und ungünstige Eisverhältnisse beeinträchtigt. Im vergangenen Frühjahr und im Sommer wurde an den Küsten von Nordgrönland, mit Ausnahme des Distriktes Egedesminde, wo ungewöhnliche Eisverhältnisse herrschten, recht gut gefangen. In Südgrönland war der Robbenfang auf den meisten Stellen recht gut; in den Distrikten Sukkertoppen und Holstensborg mißglückte aber der Herbst- und Winterfang fast ganz, weil schweres Eis die Küste blockirte. Die Haifischerei gab überall wenig Ertrag. Der Fuchsfang war im Ganzen genommen ziemlich gut, besonders zu Anfang des Winters, und die Renthierjagd gab in einem Theile von Südgrönland eine verhältnißmäßig recht gute Ausbeute. Besonders günstig war die Jagd auf Seevögel, namentlich auf Alken, und hat dieselbe in Verbindung mit dem Ertrage der Küstenfischerei zum Unterhalte der Bevölkerung während der Winterzeit wesentlich beigetragen. Die Dorschfischerei hat im vorigen Sommer geringen Ertrag gegeben.

Der Gesundheitszustand unter den Eskimos ist, abgesehen von den gewöhnlichen Erkältungskrankheiten und einigen Fällen von gastrischem Fieber im Distrikte Julianehaab, überall sehr befriedigend gewesen. Nach den eingegangenen Zählungslisten betrug die Anzahl der Eskimos am Schlusse des Jahres 1882 in Nordgrönland 4254, in Südgrönland 5503, mithin im Ganzen 9757, und waren davon 4561 männlichen und 5196 weiblichen Geschlechts. Die Zunahme der Bevölkerung gegen die Ende 1882 gezählte belief sich auf 56 Personen. In Nordgrönland betrug die Anzahl der Geburten 141, die der Todesfälle 104; in Südgrönland resp. 227 und 240. Durch Unglücksfälle sind in ganz Grönland 30 Personen umgekommen, davon ertranken 20 mit dem Kajak.

Die von dem königlich grönländischen Handel vom 1. April 1882 bis zum 31. März 1883 angekauften Produkte betrugen 12260 Tonnen Robbenspeck und 1970 Tonnen Fischleber gegen resp. 10908 und 2348 Tonnen im Jahre 1881/82. Die Kolonien sind im Jahre 1883 von neun Schiffen des königlich grönländischen Handels besucht worden.

Unter den fremden Schiffen, welche grönländische Kolonien anliefen, sind zu erwähnen: das Dampfschiff „Sophia" mit der Nordenskiöld'schen Expedition; der amerikanische Walfängerdampfer „Proteus", Kapitän Pike, an dessen Bord sich eine Expedition unter Lieutenant Garlington befand, die den Zweck hatte, der an der Lady Franklin's Bay etablirten meteorologischen Station Hilfe zu bringen. „Proteus", der von der amerikanischen Korvette „Yantic", Kapitän Wildes, begleitet war, verunglückte bekanntlich am 23. Juli etwas nördlich von Littleton Island im Eise. Es ist indessen anzunehmen, daß die aus 37 Mann bestehende Besatzung des Dampfers sich in den Schiffsbooten nach Upernavik gerettet hat, wo die Korvette zu ihrer Aufnahme bereit lag. Schließlich haben sechs amerikanische Fischerschoner auf den Banken bei Holstensborg gefischt und einige englische Waledampfer statteten den Kolonien kurze Besuche ab.

Von dem Kryolithbruch bei Ivigtut wurden im vorigen Jahre 19 Schiffsladungen, enthaltend 530½ Kubikklafter Kryolith, exportirt. Das Arbeiterpersonal des Bruches bestand im vorigen Sommer aus 121 Mann. W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Wir erlauben uns auf den „Bericht über die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft 1882 bis 1883" (Frankfurt a. M. 1883) aufmerksam zu machen, welcher die 2. Abtheilung von W. Kobelt's „Nach den Säulen des Herkules" enthält. Diese überaus anregend und flott geschriebenen Reiseschilderungen unseres Mitarbeiters, aus welchen der „Globus" wiederholt einzelnes mitgetheilt hat, bringen über Spanien und das nördliche Marokko sehr viel Neues und Interessantes, und das in selten anmuthigem Gewande. Außerdem gewährt ein geographisches Interesse die auf vierjährigen Beobachtungen beruhende „Pflanzen-phänologische Karte der Umgegend von Frankfurt a. M." von Dr. Julius Ziegler, welche, mit Höhenkurven versehen, die auf den Eintritt der Vegetationserscheinungen im Frühling einwirkenden Faktoren (Höhenlage, Böschungswinkel und Himmelsrichtung der Böschung) erkennen läßt.

— Der Pfarrer der deutschen Botschaft in Rom, Karl Rönneke, giebt die Zahl der deutschen evangelischen Gemeinden in Italien auf zehn an und ihre Mitgliederzahl auf 3160. Dieselben sind, ihrer Entstehungszeit nach geordnet:

Livorno	seit	1773	(300 Mitgl.)
Bergamo	„	1807	(220 „)
Rom	„	1819	(400 „)
Neapel mit Filiale in Salerno	„	1825	(1000 „)
Florenz	„	1826 u. 1863	(300 „)
Messina	„	1845	(90 „)
Mailand	„	1850	(500 „)
Venedig	„	1850	(200 „)
Genua	„	1868	(100 „)
San Remo	„	1872	(50 „)

Außerdem giebt es 3 amerikanische, 12 englische, 3 französische und 5 schottische Gemeinden mit zusammen 3600 Mitgliedern. Unter den evangelischen Sekten italienischer Nation steht obenan die Waldenserkirche mit 15 Parochien in den piemontesischen Alpenthälern und 41 Gemeinden und 35 Stationen im übrigen Lande; 6 andere Sekten zählen zusammen 154 Gemeinden und Stationen. Alle 7 italienischen Sekten zusammen zählen etwas über 20 000 Kommunikanten. (Die Einwohnerzahl Italiens belief sich Ende 1879 auf fast $28^{1}/_{2}$ Millionen Seelen.)

Asien.

— Aus Tiflis schreibt man: der bekannte Erforscher des nördlichen Rußlands, M. Sidorow, hat alle linksseitigen Nebenflüsse des Kuban auf ihren etwaigen Goldgehalt untersucht. Er hat dabei gefunden, daß nur an den Quellen der Selengula, Marucha und des Kuban selbst solche Mineralien vorkommen, welche auf die Existenz von Gold schließen lassen. Alle Gerüchte über Goldfunde an anderen Orten sind unbegründet.

— Zwischen Orenburg und Taschkent, auf einer Strecke von mehr als 2000 Werst, befindet sich auf der ganzen menschenleeren Steppengegend fast keine einzige Stadt. Denn weder Orsk, noch Irgis, noch die verödeten, am Syr-darja liegenden Forts können auf den Namen von Städten Anspruch machen. Der bisherige General-Gouverneur Tschernajew erkannte mit Sicherheit, wo hier innerhalb der Einöde ein lebendiges Centrum geschaffen werden müsse, und lenkte die Aufmerksamkeit auf Kazalinsk. Und wirklich ist dieser Ort halbwegs zwischen dem Endpunkte der Eisenbahn und Taschkent schon lange ein Centralhandelspunkt für die ganze Steppengegend; von hier aus ziehen die Karawanen in das Amudarja-Gebiet, nach China, Turgai und Perowsk. Freilich hat Kazalinsk seit der Aufhebung der Aralflotillen und der Kron-Dampfschifffahrt auf dem Syr-darja als Hafen verloren, aber dennoch wächst die Kolonie und geht allmählich einer günstigen Entwickelung entgegen.

— Karl Huber aus Straßburg, dessen erste Reise in Arabien wir früher (Bd. 44, S. 255) erwähnten, hat aus Haïl, der Hauptstadt von Dschebel Schammar, vom 30. Nov. 1883 geschrieben. Zwischen Ibn Raschid, dem Herrscher von Schammar und Abdallah Ibn Sa'ud, dem Erben des Wahabiten-Thrones, war Krieg ausgebrochen, der erst im August 1883 durch die fast vollständige Unterwerfung der Stämme Ateibe und Monteir, welche zu Abdallah hielten, beendigt wurde. Von Paris aus hatte Huber dem Emir Ibn Raschid seine bevorstehende Ankunft angezeigt, und dieser hatte ihm sofort drei Reiter nach Damaskus entgegengeschickt. In ihrer Begleitung traf Huber — und zugleich ein anderer Straßburger, Prof. Euting — am 27. Oktober in Haïl ein und wurde vom Emir sehr gastfreundlich aufgenommen. Seitdem hat er zwei Ausflüge nach dem Dschebel Adscha (Agâ) im Westen und dem Dschebel Dschildiah (Gildiah) im Norden der Stadt gemacht und außer vielen geographischen Details (vergl. die Karte zu Doughty's Reisen, Globus Bd. 41, Nr. 14) mehr als hundert neue thamudische Inschriften zurückgebracht. In einigen Tagen wollte er einen Ausflug um den ganzen Dschebel Adscha herum unternehmen, um die wahre Richtung dieses Gebirges, über welche die Angaben von Palgrave, Blunt und Doughty sich widersprechen, festzustellen, und sodann das Hedschaz von Tebuk im Norden bis Dschiddah hin bereisen. Dschiddah will er berühren, um dort seine Briefe und Geschenke für den Emir in Haïl zu holen und die Abklatsche von Inschriften nach Paris zu senden. Schließlich wird er über Haïl nach Baghdad zurückkehren; auf einen Besuch von el-Arid im Nedschd, des noch nie von einem Europäer betretenen Wadi Dauasir südwestlich von Nedschd und des Nedschran muß er aber auch diesmal verzichten.

— Aus Kiachta wird gemeldet, daß Przhewalski in Urga sich 60 Kameele beschafft und am 8. November mit seiner Expedition den Marsch gegen Süden angetreten habe; die Mitglieder der Expedition waren damals alle gesund. Um Weihnachten hoffte man das Gebiet Alaschan erreicht zu haben.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

VI.

Am Morgen des 22. August legten die Reisenden den kurzen Weg von Karpitu nach der Hauptstadt von Baltistan, Skardo oder Iskardo, zurück; er führte durch wohlbestellte Felder in einer schönen, durchweg mit Pappeln und jungen Weiden bepflanzten und von Wassergräben eingefaßten Allee dahin. Die Stadt, 2255 m über dem Meeresspiegel gelegen, ist von einem gewaltig hohen Felsenkranze umgeben, auf welchem das Auge vergeblich nach einem Grashalme umherspäht; das von denselben herrührende Steingeröll bedeckt große Strecken Landes und schiebt sich vielfach zwischen die fleißig bebauten und von Bewässerungsgräben durchzogenen Ackerfelder hinein. Diese eingeschlossene Lage der Stadt macht, daß es trotz ihrer hohen Lage dort unangenehm heiß wird. Fruchtbäume giebt es in großer Anzahl. Die Stadt selbst macht mit ihren verfallenen Erdhütten, staubigen Straßen und elendem Bazare keineswegs einen günstigen Eindruck.

Als die Reisenden anlangten, exercirten gerade Soldaten des Maharadscha, sogenannte Dogras, Bergbewohner, welche die besten Truppen des Fürsten ausmachen. Ihre Uniform besteht aus einer in der Mitte von einem Gürtel zusammengehaltenen Bluse, Hosen, Turban und einer Luntenflinte, welche sie mit grenzenloser Bummelei auf der linken Schulter tragen. Der Maharadscha unterhält auch Balti-Jäger, welche eine höchst malerische, an unsere alten Tschakos erinnernde Kopfbedeckung tragen.

Skardo besitzt zwei Festungen, eine neue und eine alte, zur Hälfte in Trümmern liegende auf einem hohen Berge, der senkrecht zum rechten Ufer des Indus abfällt; obwohl dieselbe zumeist in Felsen gehauen ist und 300 m hoch über der Thalsohle eine beherrschende Lage einnimmt, so wurde sie doch, ebenso wie die anderen Bergfesten Baltistans, im Jahre 1848 von den Dogras Gulab-Singhs, des Vaters des jetzigen Maharadscha, mit großer Leichtigkeit eingenommen. Es gelang ihnen, zur Nachtzeit den großen, schlecht bewachten Thurm zu ersteigen und von dort aus die Festung zu bombardiren. Die Vertheidiger wurden fast sämmtlich getödtet, und nur wenige entkamen und retteten sich schwimmend über den Indus. Dann erbauten die Dogras auf einem mächtigen Felsen inmitten des Thales ein neues Fort mit Thürmen, das in gutem Vertheidigungszustande zu sein scheint. Es soll einen hohen Staatsgefangenen bergen, der in einen Käfig gesperrt ist, in welchem er sich nicht aufrichten kann. Ein Hauptgebäude der Stadt ist ferner ein großes viereckiges Gebäude, das eine Moschee zu sein scheint.

In einem Garten wurden die Zelte Ujfalvy's aufgeschlagen, im Schatten von Apfel- und Aprikosenbäumen, deren Früchte den Boden bedeckten und auf die Zeltleinewand herabfielen. Auch köstliche rothe und weiße Trauben und saftige Melonen erschienen nun auf ihrem Tische. Bäume scheinen früher in Skardo gefehlt zu haben, mit Ausnahme der Fruchtbäume. Unter dem jetzigen Dogra-Gouverneur, Manghel-Dschu, ist das anders geworden, wie denn derselbe überhaupt so große administrative Talente entfaltet hat, daß der Vasallenstaat Baltistan sich einer viel bessern Regierung erfreut, als das Hauptland Kaschmir. Die Wege sind außerordentlich gut unterhalten und mit schattigen Weiden und Pappeln bepflanzt; die Bergpfade, in Felsen gehauen, sind Meisterwerke menschlichen Fleißes



Die neue Citadelle von Skardo.

und menschlicher Ausdauer und das künstliche Bewässerungssystem, welchem das Land seine Fruchtbarkeit verdankt, ist mit großer Umsicht angelegt, lauter Einrichtungen, welche man in einem von Orientalen verwalteten Lande selten zu loben Gelegenheit hat. Leider konnten Ujfalvy's die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Mannes nicht machen, da er sich gerade am Hofe zu Srinagar befand; seine Stelle vertrat inzwischen sein Bruder Meta-Manghel.

Am Morgen nach ihrer Ankunft in Skardo weckte sie Militärmusik; es waren die Soldaten des Radscha, welche alle Tage bei Sonnenaufgang exerciren. Die erste Sorge der Reisenden war nun, ihre Koffer, Stiefel, Sättel und Küchengeräthschaften, welche es dringend nöthig hatten, ausbessern zu lassen. Auf ihren Wunsch erschienen Handwerker mit ihren Werkzeugen, ließen sich auf der Erde nieder und begannen ihre Arbeit, die zwar etwas grob, aber doch fest und solide ausfiel. Gleichzeitig begann auch der Doby oder Wäscher sein Geschäft, eine Art von Diener, welche der Reisende in jenen Gegenden mit sich führen muß; denn kleine Dörfer besitzen keine eigenen Wäscher, und andere Leute würden für kein Geld einem solchen Dienste sich unterziehen. Ujfalvy's Wäscher war ein braver Muselmann, der monatlichen Lohn erhielt und sein Handwerk gut verstand, aber von der Praxis der Hindus insofern abwich, als er zu seinem Geschäft außer Wasser und Klopfkeule, wie jene, auch noch Seife verwendete. Von den Hindus hatte er übrigens den Kastengeist angenommen, wie umgekehrt diese, wenigstens in den höheren oder reicheren Ständen, die mohammedanische Sitte, ihre Frauen zu verstecken.

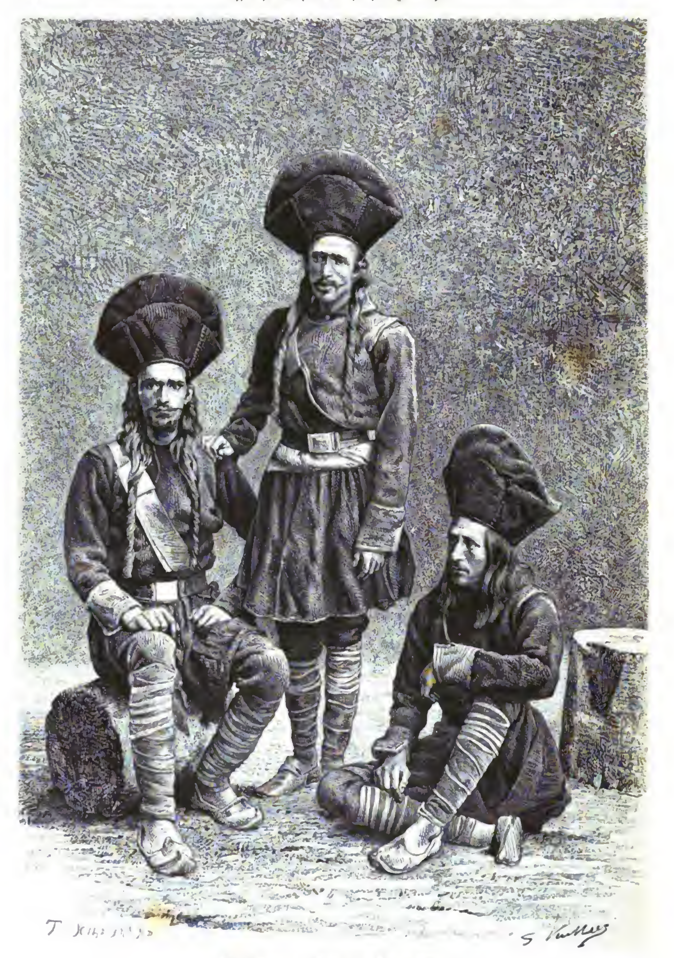
An diesem Tage statteten auch der Stellvertreter des abwesenden Radscha und dessen kleiner Sohn unter Entfaltung von vielem Pompe den Fremden einen Besuch ab. Sie waren von einem zahlreichen Gefolge begleitet und ritten luxuriös geschirrte Pferde. Meta-Manghel, der Stellvertreter, ist ein großer schlanker Dogra von etwa 30 Jahren, der an Fingern und Armen Goldringe und Spangen trug und vornehme Manieren besaß; er bot den Fremden allerhand Früchte und Gemüse an, darunter Kartoffeln, welche hier wegen ihrer Seltenheit sehr geschätzt



Hund aus Gilgit.

werden, und lud sie für den folgenden Tag zu einem Polospiele ein. Nicht lange danach schenkte er Ujfalvy einen besonders häßlichen und darum werthvollen Hund aus Gilgit, den derselbe vorher hatte kaufen wollen. Diese „Tasi", eine eigenthümliche Art von Windhunden mit langem, struppigem, fahlem Haar, sind äußerst wild und muthig und werden von den Bergbewohnern von Gilgit zu Wolfs- und Bärenjagden verwendet. Sie sind äußerst selten; nur der Engländer Hayward, der 1870 in Jassin von dem Neffen des jetzigen Radscha dieser Stadt ermordet wurde, brachte ein Exemplar bis nach Kaschmir, so daß Ujfalvy's Tasi der erste seiner Art ist, der nach Europa gelangte. Als Gegengeschenk erhielt Meta-Manghel zwei Ringe mit einem Türkisen und einem schönen Saphir, die er hocherfreut annahm.

Am 26. August wohnten die Reisenden einem Polo bei. Dieses ritterliche Vergnügen, ein Ballspiel zwischen Berittenen, stammt aus Baltistan und ist von dort nach Tschamba und in die Tiefebene Indiens verpflanzt worden. Auch in England und Nordamerika hat es dann seine Anhänger gefunden. Nirgends aber wird es mit solcher Leidenschaft und solchem Geschick betrieben, wie in seiner Urheimath Baltistan, wo jedes einigermaßen bedeutende Dorf seinen eigens dafür bestimmten Platz besitzt. Am schönsten und bequemsten ist ein viereckiges ebenes Stück Land, das etwas länger als breit und von einer niedrigen Steinmauer eingefaßt ist; doch findet sich nicht immer ein solches, und mitunter ist es so schmal, daß die Ponys nur schwer darauf manöveriren können, und die Reiter müssen sehr geübt sein, um die Felswände und Abstürze, welche zuweilen einen solchen Poloplatz umgeben, zu vermeiden. Auf jedem der entgegengesetzten Enden der rechteckigen Wiese stellt sich eine durch das Loos bestimmte und zusammengeführte Partei der Spieler auf, welche gewöhnlich aus 12 bis 14 Reitern besteht, deren jeder mit einem Polostocke bewaffnet ist. Es ist dies ein ca. $1\frac{1}{2}$ m langer Stock, an dessen Ende ein gekrümmtes, gegen die Spitze breiter werdendes, birnenförmiges Holz mit flacher Oberfläche von der Größe eines Kreises von 2 Zoll Durchmesser angebracht ist. Mit diesem Stocke, dessen Form übrigens wechselt, muß der Spieler



Balti-Soldaten. (Nach einer Photographie.)

eine Holzkugel von der Größe eines gewöhnlichen Apfels schleudern. Die Pointe des Spieles ist, diese Kugel dreimal nach einander in das feindliche Lager zu jagen, wobei sie jedesmal zwischen zwei Pflöcken, die vor der Front jeder Partei eingerammt sind, hindurchgehen muß. Dazu, um dies zu erreichen resp. zu verhindern, gehören ebenso geübte Reiter, als gut dressirte, sicher tretende Pferde, die geschickt ausweichen, in der schnellsten Gangart plötzlich anhalten und auf den Hinterfüßen sich herumdrehen können. Mitunter, aber selten, kommt es vor, daß ein Reiter dabei getödtet wird oder ein Pferd sich die Beine bricht. Die dazu verwendeten Thiere sind klein, stämmig und kräftig; ihre Mähnen und Schwänze sind sehr üppig und je nach dem Geschmacke des Reiters lang oder ganz kurz abgeschnitten. Die Engländer reiten dieses Spiel mit großer Eleganz, aber nicht mit solcher Passion, wie die Baltis. Man kann sich nichts Malerischeres denken, als diese kühnen Reiter mit buntem Turban, langen, fliegenden Locken, enganliegenden Hemden und weiten, faltigen Beinkleidern auf ihren kleinen Bergpferden, die auf den felsigen Ufern des Indus mit der Vorsicht und Leichtigkeit der Ziegen klettern und beim Polospiele bald im schärfsten Galopp dahinjagen, bald kurz pariren und wenden, als wären sie im Cirkus dressirt. Das Polo ist auch heute noch die Lieblingszerstreuung der Baltis; Alt und Jung, Hoch und Niedrig nimmt an demselben mit Leidenschaft theil und strömt aus der ganzen Umgebung auf viele Meilen in der Runde zu einem solchen Schauspiele zusammen.



Bewohner von Tschitral. (Nach einer Photographie.)

Die Polowiese von Skardo hat auf ihrer an die Berge stoßenden Längsseite eine erhöhte Terrasse, auf welcher Ujfalvy's Platz nahmen. Auch Musikanten waren zur Stelle, deren primitive Instrumente, zwei Trommeln, eine Querpfeife und eine lange Trompete, schlecht zu einander paßten. Sie treten nur bei großen Gelegenheiten auf und hatten hier die Bestimmung, jeden glücklichen Schlag eines der Spieler mit ihren Mißtönen zu feiern. Als das Spiel lebhafter wurde und sich das wilde Geschrei der Reiter in die Dissonanzen der Musikanten mischte, konnte man beob-

achten, mit welcher Theilnahme die Eingeborenen, vom gemeinen Manne an bis zu den Höchststehenden hinauf, dem Verlaufe der ritterlichen Uebung folgte, so namentlich der Stellvertreter des Radscha, welcher den Titel Disteri führt, und der zehnjährige Tschota Radscha (kleine Radscha), der Sohn Manghel-Tschus, ein Knabe mit prächtigen schwarzen Augen, langen Wimpern und feiner Nase, die nur leider von einem goldenen Reife als Schmuck durchbohrt wurde. Trotz seiner frühreifen Ernsthaftigkeit wurde er lebhaft, seine Augen leuchteten, und man merkte, daß er mit Ungeduld die Zeit herbeisehnte, wo er sich an diesen Kämpfen würde betheiligen können. Zuletzt stiegen die Reiter ab und setzten sich im Kreise neben die Musikanten; diese stimmten eine klagende, wilde Weise an, zu welcher ein Mann, in Bluse, Hosen und einen langärmeligen Mantel gekleidet, zu tanzen begann. Sein Tanz bestand in Schritten, Gesten und Verrenkungen, welche vielleicht eine Erklärung der heulenden Musik vorstellen sollten. Ein anderer folgte ihm, war aber auch nicht unterhaltender. Die Eingeborenen dagegen, unter welchen auch einige braungebrannte Gesichter von Tschitralis (Leute aus Tschitral, der Gebirgslandschaft im Nordosten von Kafiristan) sich bemerklich machten, sahen aus, als erfreuten sie sich des denkbar größten Vergnügens; sie sind an diesen Tanz gewöhnt, haben ein Verständniß dafür und identificiren sich mit dem Tänzer, während die Pantomime für die Reisenden stumm und unverständlich blieb. Auf den zweiten Tänzer folgte ein dritter, bei dessen Auftreten die Musik lebhafter und toller wurde; als er geendet, klatschten ihm die Zuschauer lärmend Beifall, und ihr Geschrei war der beste Beweis für die allgemein herrschende Freude.

Auf ein gegebenes Zeichen schwangen sich die Reiter wieder auf die Pferde, jagten davon und schleuderten die Kugel, aber offenbar nicht richtig; denn plötzlich ließ ein außerhalb des Poloplatzes stehender Mann einen Pfiff hören, worauf die Spieler sofort innehielten. Die Kugel wurde von neuem geworfen, und diesmal mit der erforderlichen Genauigkeit. Der „kleine Radscha" ließ nun auch seinen Erzieher, einen hübschen jungen Mann von 20 bis 25 Jahren, am Spiele theilnehmen. Derselbe erschien auf der Arena und schleuderte die Kugel mit offenbarer Meisterschaft; aber trotz seiner Geschicklichkeit konnte er nicht gewinnen, weil sein Pferd schlecht war und stets von den anderen überholt wurde.

Das Spiel dauerte ziemlich lange, bis schließlich die Pferde müde wurden und die Reiter ihrer Leidenschaft Zügel anlegen und aufhören mußten. Die Sieger begaben sich zu der erhöhten Terrasse und wurden mit Beifall begrüßt, während das Volk die Unterlegenen nach alter Uebung verspottete.

Bei Gelegenheit dieses Polospieles sah Ujfalvy eine Wasserpfeife (Huqqa) von, wie er meint, klassischer arabischer Arbeit; dieselbe befand sich schon vier bis fünf Jahrhunderte im Besitz der 1848 von Gulab-Singh entthronten Fürstenfamilie von Baltistan und gehörte jetzt deren letzten Sprossen Abbas Schah, dessen Vater Ali Schah ganz abgeschieden von einem sehr kleinen Einkommen in Skardo lebte. Die Pfeife ist einzig in ihrer Art: ein feines Gewebe aus Bronze, welches nur mit echten Spitzen zu vergleichen ist, umspinnt einen Trichter aus Stahl, der seiner Form nach ein Jakhorn vorstellen dürfte. Ein Beweis dafür, in wie hohem Ansehen diese Pfeife im Lande selbst stand, ist daraus zu entnehmen, daß alle Baltibauern Nachahmungen derselben aus rohem Holze mit einfachen Messingbeschlägen besitzen. Aber alle Angebote Ujfalvy's wurden von dem jungen Radscha zurückgewiesen, und derselbe erklärte, er werde sein Erbstück um keinen Preis hergeben. Darauf schickte Ujfalvy den ihm vom Maharadscha von Srinagar mitgegebenen Munschi mit seinem Revolver und der goldenen Uhr seiner Frau zum stellvertretenden Gouverneur und ließ ihm sagen, er wünschte jene Pfeife zu haben und böte dafür den Revolver oder die Uhr, nöthigenfalls auch beides. Nach kaum einer Stunde erschien der Munschi und brachte die ersehnte Pfeife und den Revolver zurück. Später erst erfuhr Ujfalvy, daß Meta-Manghel nach echt asiatischer Despotensitte die goldene Uhr seinem Neffen, dem „kleinen" Radscha, geschenkt und dem armen Abbas Schah die werthvolle Pfeife einfach abgenommen hatte, gegen ein paar feiste Schafe, die er ihm als Entgelt aufgedrungen hatte.

Ueber Kulturgewächse der malaiischen Inseln und deren Anbau.

Von Prof. Dr. **M. Willkomm** in Prag.

II.

Unter den Kulturpflanzen der Niederungszone, deren Produkte einen Gegenstand des Exports im Welthandel bilden, spielen das Zuckerrohr, die Indigopflanzen, der Kaffeebaum und die Gewürzbäume die hervorragendste Rolle. Der Anbau aller dieser Gewächse, sowie des Tabaks und des Theestrauches war früher Monopol der niederländischen Regierung, welches Holland Tausende von Millionen Gulden eingebracht hat. Die Kultur des Zuckerrohrs, der Kaffee- und Chinarindenbäume bilden noch gegenwärtig einen Theil des 1830 durch den Grafen Johannes van den Bosch eingeführten, sogenannten „Kultursystems", welches wesentlich auf demselben Princip beruhte, wie das so berüchtigt gewesene frühere Monopolsystem, nämlich durch unfreiwillige und erzwungene Arbeit der eingeborenen Bevölkerung gegen einen unverhältnißmäßig geringen Lohn die werthvollsten Produkte der Landwirthschaft und des Exporthandels zu erzeugen, und daher schwer auf der ackerbauenden eingeborenen Bevölkerung jener Inseln lastet. „Das Eigenthümliche der Zuckerkultur auf Java — berichtet Mohnike — besteht wesentlich und hauptsächlich darin, daß die niederländisch-indische Regierung Kontrakte mit Privatpersonen schließt, wodurch diese sich verpflichten, auf den ihnen angewiesenen Gründen nicht nur das Rohr anzupflanzen, sondern auch den Zucker daraus vorschriftsmäßig bereiten zu lassen. Die Regierung liefert zugleich aus den zu Herrendiensten verpflichteten Bewohnern der einer Zuckerplantage zunächst gelegenen Dörfer die erforderlichen Arbeitskräfte. Sie gewährt

außerdem, vor dem Beginne jeder neuen Anpflanzung, den Unternehmern sehr bedeutende Geldvorschüsse für die Aufrichtung und den Unterhalt der erforderlichen Baulichkeiten und Maschinen, die fast alle durch Dampf betrieben werden, sowie zur Bestreitung des gesetzlich bestimmten, freilich nur unbedeutenden Tagelohnes für die inländischen Arbeiter. Für diese Leistungen seitens der Regierung ist der Kontrahent verpflichtet, bei dem Abschlusse jedes der Arbeitsjahre, über welche der Kontrakt läuft, eine bestimmte Menge Zuckers, von einer sehr genau bestimmten Güte und Beschaffenheit, zu einem im Verhältnisse zu dem mittlern Marktpreise sehr niedrigen, noch lange nicht die Hälfte hiervon betragenden Preise für den Pikul, an die Regierungsmagazine abzuliefern. Diese abzuliefernde Menge von Zucker wird in den meisten Fällen auf zwei Drittheile des mittlern Ertrages von vier Jahresernten der betreffenden Fabrik berechnet. Das übrige Drittheil des Zuckers bleibt dem Kontrahenten zu seiner Verfügung übrig.“ Außer diesen von der Regierung betriebenen Zuckerfabriken giebt es aber auch viele private, deren Besitzer oder Unternehmer für eigene Rechnung und durch freie Arbeiter das Zuckerrohr anpflanzen und den Zucker bereiten lassen. 1873 gab es auf Java bereits 29 Privatunternehmungen, welche zusammen 213550 Pikuls (à 125 holl. Pfund) Zucker lieferten. In demselben Jahre belief sich die Produktion der 93 Regierungsunternehmungen auf 2639599 Pikuls im Werthe von 41649561 Gulden. Das Zuckerrohr gedeiht am besten in den niedrig gelegenen Alluvialflächen; den vorzüglichsten Boden für dasselbe bilden die reichlich bewässerten Reisfelder. Die Zuckerrohrplantagen der Regierung nahmen 1873 auf Java ein Areal von 40320 Bouws (à 500 Quadratruthen) ein.

Zur Gewinnung des Indigos werden auf Java — nur dort scheint die Indigofabrikation betrieben zu werden — vorzugsweise zwei perennirende Arten der zur Familie der Schmetterlingsblüthler gehörenden Gattung Indigofera, nämlich I. tinctoria L. und I. Anil L., die beiden erfahrungsmäßig den meisten Farbstoff producirenden, angebaut, doch entsprechen die malaiischen Benennungen „Tarum-Kembang“ und „Tarum-Kaju“ nicht vollkommen den genannten beiden Arten, sondern scheinen vielmehr die angebauten Indigoferen Kulturvarietäten jener Linné'schen Arten zu sein. Tarum-Kembang wird durch Stecklinge vermehrt und angepflanzt, Tarum-Kaju dagegen alljährlich gesät. Die Indigopflanzen gedeihen nur auf fettem schwerem Alluvialboden unter 1000 Fuß Seehöhe, sie werden reihenweis, in regelmäßigen Abständen gepflanzt und ihnen, sobald sie eine Höhe von 2 Fuß erreicht haben, die Blüthentrauben abgebrochen, weil erfahrungsmäßig die Entwickelung der Blüthen und Samen nachtheilig auf die Bildung des Pigments in den Blättern wirkt. Letztere können zwei- bis dreimal, bis zum dritten Jahre, gepflückt werden. Nach dem dritten Jahre muß aber das Indigofeld mindestens ein Jahr lang brach liegen. Seit der Indigobau aufgehört hat Monopol der Regierung zu sein, ist auch die Indigoerzeugung bedeutend gesunken, wenn auch immerhin noch beträchtlich. Denn während 1853 1323000½ Pfund im Werthe von 5072075 Gulden ausgeführt wurden, repräsentirte der Werth des Exports im Jahre 1873 nur 2666693 Gulden.

Zu den wichtigsten Produkten der im Besitz der Holländer befindlichen Malaieninseln, welche denselben unermeßliche Geldsummen zugeführt haben, gehören bekanntlich die Gewürze, insbesondere die Gewürznelken und Muskatnüsse. Der Gewürznelkenbaum (Caryophyllus aromaticus L.), eine Myrtacee, und der Muskatnußbaum (Myristica moschata L.), ein der Lorbeerfamilie verwandtes Gewächs, sind zwar wahrscheinlich auf dem indischen Festlande heimisch, aber schon seit prähistorischer Zeit auf den Malaieninseln angepflanzt worden. Und zwar wurde und wird noch jetzt ihre Kultur vorzüglich auf den Molukken und den sogenannten Bandainseln betrieben. Nach der Errichtung der schon lange nicht mehr bestehenden niederländisch-indischen Handelskompagnie wurde die Kultur beider Gewürzbäume und der Handel mit ihren Produkten zu einem Monopol jener Kompagnie gemacht, welches zwei Jahrhunderte lang furchtbar schwer auf der eingeborenen Bevölkerung der genannten Inseln gelastet und durch die Unmenschlichkeit, mit welcher es ausgeübt wurde, eine sehr beträchtliche Verminderung der Eingeborenen und einen Widerwillen derselben gegen die Kultur der Gewürzbäume, besonders des Gewürznelkenbaumes herbeigeführt hat. Was Wunder, wenn die Bevölkerung von Amboina, dem frühern Hauptsitz des Gewürznelkenhandels, den Anbau des Nelkenbaumes nach der erst am 1. Oktober 1873 erfolgten gänzlichen Aufhebung des Monopols (welches nach der Auflösung der Handelskompagnie auf die niederländische Regierung übergegangen war, die dasselbe allerdings viel milder handhabte) vernachlässigte und sich mehr dem des Muskatnußbaumes zuwandte, zumal da die Muskatnüsse höher im Preise stehen als die Gewürznelken. Der durchschnittliche Marktpreis in Holland für ein Pfund Gewürznelken betrug nämlich 1873 nicht mehr als 0,62 Gulden, derjenige einer gleichen Quantität von Muskatnüssen dagegen 2 und von sogenannter Muskatblüthe sogar 2,53 Gulden. In Folge davon hat die Produktion von Muskatnüssen und Muskatblüthe seit 1873 zu-, diejenige von Gewürznelken bedeutend abgenommen. Denn während 1770, d. h. zur Zeit, wo die Handelskompagnie das Monopol besaß, die Gewürznelkenproduktion 2200000 Pikuls betrug und sich vor 1873 immer noch auf circa 400000 im Werthe von 542500 Gulden pro Jahr belief, wurden schon im Jahre der Aufhebung des Monopols nicht mehr als 1086 Pikuls Nelken im Werthe von 38032 Gulden ausgeführt. Dagegen hatte sich die Erzeugung von Muskatnüssen und Muskatblüthen schon 1873 von 4341 Pikuls Nüsse auf 8797 und von 1356 Pikuls Blüthe auf 2793 gesteigert, welche zusammen einen Werth von 1523434 Gulden repräsentirten.

Der Gewürznelkenbaum, dessen noch geschlossene Blüthen getrocknet die in den Handel kommenden Gewürznelken sind, ist gleich dem Muskatnußbaum nur ein Baum mittlerer Größe mit einer pyramidal zugespitzten Krone und lorbeerartigen Blättern. Im Mai sprießen die neuen Triebe hervor, welche an ihren Enden die schließlich scharlachroth sich färbenden Blüthen entwickeln. Die Ernte findet vom Oktober bis December statt. Der Nelkenbaum trägt vom 7., spätestens vom 12. Jahre an alljährlich Früchte und erreicht als Kulturgewächs ein durchschnittliches Alter von nur 75 Jahren. Die Pflege, namentlich das Reinhalten des Grundes in der Umgebung des Stammes von allem Unkraut, erhöht wesentlich seine Fruchtbarkeit. Der Muskatnußbaum, dessen geruchlosen, gelblichweißen, traubig angeordneten Blüthen ihrer Größe und Gestalt nach an die Maiglöckchen erinnern, bringt Früchte von der Form und Größe einer kleinen Aprikose hervor, deren gelbe ungenießbare Fleischhülle schließlich der Länge nach in zwei Hälften spaltet und den dunkeln von einer blutrothen durchbrochenen fleischigen Haut umhüllten Kern, die sogenannte Muskatnuß, entblößt. Jene Haut, ein sogenannter Samenmantel (arillus), bildet getrocknet, wo sie sich braun färbt, die sogenannte Muskatblüthe des Handels. Aus dem Abfall der

Nüsse wird die Muskatseife, aus der Muskatblüthe das Muskatöl bereitet; beide bilden ebenfalls Handelsartikel der Molukken. Der Muskatbaum beginnt im achten Jahre Früchte zu tragen und entwickelt solche dann das ganze Jahr hindurch, weshalb sich an mannbaren Bäumen zu jeder Jahreszeit Früchte in den verschiedensten Entwickelungsstadien befinden. Die Haupternte der reifen Früchte findet aber in der Regel nur dreimal im Jahre statt, nämlich Ende März und Anfang April, Ende Juli und Anfang August und im November. Am fruchtbarsten ist dieser Baum im Alter von 20 bis 30 Jahren, doch wird er auch in der Kultur über 80 Jahre alt.

Seit 1826 sind auf Java auf Veranlassung der niederländischen Regierung auch umfangreiche Anpflanzungen des echten Zimmetbaumes (Cinnamomum zeylanicum L.) gemacht worden, namentlich in den südlichen Regentschaften des mittlern Theiles dieser Insel, in Bagelen, Banjumes u. s. w. In der letztgenannten Regentschaft gab es 1857 gegen 200 000 Zimmetbäume. Aber wie auf Isle de France, den Antillen und anderwärts, so hat auch auf Java die Kultur des Zimmetbaumes nicht den gehegten Erwartungen entsprochen und steht die erzeugte Rinde derjenigen von Ceylon, der Heimath des Zimmetbaumes und dem Hauptsitz der Zimmetproduktion, an Güte nach. Daher hat die Zimmetausfuhr von Java sich fortwährend vermindert, so daß sie schon 1875 nur noch einen Werth von 25 664 Gulden repräsentirte. Dasselbe gilt von der Vanille, deren Kultur man auch in Java eingeführt hat. Die auf Java erzeugte kann mit der amerikanischen nicht konkurriren. Immerhin belief sich der Werth des Vanilleexportes im Jahre 1873 noch auf 21 450 Gulden.

Von der größten Bedeutung dagegen ist die Kultur des Kaffeebaumes (Coffea arabica L.), doch wird diese weniger in der Niederungszone (und zwar nur in deren höheren Regionen) als in der untern Gebirgszone betrieben. Der Kaffeebaum wurde schon 1687 aus Arabien nach Java verpflanzt, der großartige Aufschwung seiner Kultur datirt aber erst aus der Zeit, wo das oben erwähnte Kultursystem des Grafen van den Bosch zur vollen Geltung gelangt war. Die Anpflanzung des Kaffeebaumes, die noch immer zu den Regierungskulturen gehört, geschieht auf Java in dreifacher Weise, einmal durch Anlegung regelrechter Kaffeeplantagen auf urbar gemachten Stücken wüsten Bodens, wobei zwischen die Reihen der jungen Kaffeebäumchen schnell wachsende Sträucher (am häufigsten die schöne purpurroth blühende Erythrina indica aus der Schmetterlingsblüthlerfamilie) als schattenspendende Gewächse zur Verminderung der allzustarken Einwirkung der Sonne gepflanzt werden; sodann in Wäldern, indem man auf dazu tauglichen Plätzen die Mehrzahl der Waldbäume in regelmäßiger Entfernung von einander fällt, den Boden von allem Unterwuchs und anderen Pflanzen säubert und die Kaffeebäumchen dann ebenfalls reihenweise pflanzt; drittens, indem der Kaffeebaum zur Umzäunung von Grundstücken und Dörfern benutzt wird. Der von diesen Kaffeezäunen gewonnene Kaffee wird „Paggerkaffee“ (von Pagger, d. h. Zaun), der in Wäldern erzeugte „Waldkaffee“, der von den Plantagen producirte „Dadapkaffee“ (von Dadap, dem malaiischen Namen der erwähnten Erythrina) genannt. Von Java ist der Anbau des Kaffeebaumes auch nach Sumatra, Celebes und Borneo verpflanzt worden, doch mit geringem Erfolge. Auf Sumatra (in der Regentschaft Menado und nach der Westküste dieser Insel) wurde von der Regierung die Zwangskaffeeanpflanzung schon 1830 versucht, gleichzeitig auch auf der nach Norden gerichteten Halbinsel von Celebes. Auf Sumatra ist der Zwang vor einigen Jahren aufgehoben und versucht worden, den Kaffeebau zu freier Volkskultur werden zu lassen. Allein der Kaffeebau will dort, wie auch auf Celebes und Borneo, nicht prosperiren. Anders auf Java, wo die Zwangskultur in dem halben Jahrhundert ihres Bestehens der holländischen Regierung bereits Tausende von Millionen Gulden eingetragen hat. Wie hart aber der Druck dieser Zwangskultur noch immer auf der eingeborenen Bevölkerung lastet, ergiebt sich daraus, daß die holländische Regierung den Eingeborenen, welche zum Kaffeebau gezwungen sind, für einen Pikul trocken abgelieferter Bohnen nur 14 Gulden bezahlt, während auf dem Markte in Holland der Preis des Pikuls 1873 schon 87,2 Gulden betrug. Da die Regie- und Transportkosten (mit Einfluß jener 14 Gulden) sich pro Pikul nur auf 26,84 Gulden beliefen, betrug der Nettogewinn der Regierung dort pro Pikul 60,36 Gulden. Früher war der Gewinn noch größer, so lange die kaffeebauende Bevölkerung den Pikul trockener Bohnen für den Preis von 3,75 Gulden abliefern mußte. Die Kaffeekultur gewinnt auf Java immer größere Ausdehnung. Während 1870 die Gesammtzahl der fruchttragenden Bäume, von denen geerntet wurde, mit Ausnahme der „Fürstenländer“ (d. h. der unter einheimischen Fürsten stehenden Residentschaften Djocjakerta und Surakerta, in denen der Kaffeebau dem Regierungszwange nicht unterliegt) 214 553 997 Gulden betrug, belief sich dieselbe 1873 bereits auf 239 079 225. Geerntet wurden in diesem Jahre 773 338 Pikuls Kaffee im Werthe von 36 165 850 Gulden. Von Privatpersonen wurden in jenem Jahre im Werthe von 15 965 225 Gulden an Kaffeebohnen exportirt. Java behauptet jetzt unter allen Tropenländern, wo Kaffee gebaut wird, nächst Brasilien die erste Stelle, könnte aber, wenn der Kaffeebau ganz frei, leicht das Doppelte, wenn nicht das Dreifache an Kaffee produciren und dann den Weltmarkt bezüglich des Kaffees vollständig beherrschen. Bei der Fortdauer der Zwangskultur auf Java droht aber Ceylon, wo der Kaffeebau vollkommen frei ist und in neuester Zeit einen enormen Aufschwung genommen hat, so daß derselbe schon jetzt mehr als ein Fünftel des gesammten Kulturbodens einnimmt, der Perle der Malaieninseln und Niederländisch-Indiens in Kurzem den Rang abzulaufen. Der Kaffeebau wird auf Java zwar schon, wie bereits erwähnt, in der Niederungszone betrieben, die meisten Plantagen und Waldkulturen befinden sich aber in einer Höhe von 2000 bis 4000 Fuß über dem Meere; einzelne liegen sogar noch höher. Die Verbreitung des Kaffeebaumes hat die vegetative Physiognomie der Insel wesentlich verändert, aber zu ihrem Vortheil, wegen der dichten Belaubung dieses Baumes mit dunkelgrünen, starkglänzenden Blättern. Der Kaffeebaum selbst bietet im blühenden und fruchttragenden Zustande durch seine schöngeformten schneeweißen Blüthen und kirschenartigen, mit zunehmender Reife immer röther werdenden Früchten einen sehr schönen Anblick dar. Uebrigens werden die Kulturbäume selten über 15 Fuß hoch, während in verlassenen und verwilderten Waldkulturen sich Kaffeebäume von mehr als das Doppelte jener Höhe finden, die mit ihren dichtbelaubten Kronen und bedeckt mit Moosen, Flechten, Farrenkräutern, Orchideen und anderen pseudoparasitischen Pflanzen einen höchst malerischen Anblick gewähren.

Einen sehr wichtigen Zweig des Ackerbaues bildet endlich auf Java die Kultur der Tabakspflanze, welche dort von den heißesten Gegenden der Niederungszone bis zu einer Höhe von 5000 Fuß betrieben wird. Aber auch auf allen übrigen malaiischen Inseln, selbst denjenigen,

welche nicht unter der Oberhoheit der niederländischen Regierung stehen, wird der Tabaksbau eifrig betrieben. Früher gehörte auch der Tabaksbau, wenigstens auf Java, zu den Regierungskulturen, doch ist derselbe schon seit langer Zeit frei gegeben. Obwohl die Güte der auf Java und den übrigen Malaieninseln erzeugten Tabaksblätter hinter denen von Cuba und Luzon (Manila) bedeutend zurücksteht, ist der Tabaksbau doch ein sehr einträglicher Zweig der Landwirthschaft insbesondere auf Java. 1873 wurde von dort, zum allergrößten Theil für den europäischen Markt, an Tabak im Werthe von 9 442 552 Gulden à 36 Cent pro Pfund ausgeführt und seitdem hat auch dort die Kultur der Tabakspflanze eine immer größer werdende Ausdehnung gewonnen.

In der untern Gebirgszone, der Zone der malaiischen Urwälder und der Forstwirthschaft, welche auf Java und Sumatra ebenfalls reiche Erträge liefert, werden neben dem Kaffeebaum und der Tabakspflanze keine Kulturpflanzen gebaut, welche von besonderer Bedeutung für die Bevölkerung der Inseln wären. Nur der in den Jahren 1840 bis 1842 (während des ersten englisch-chinesischen Krieges) aus China nach Java verpflanzte Theestrauch (Thea chinensis Sines.) verdient noch erwähnt zu werden. Obwohl derselbe in einer Höhe von 3000 bis 4000 Fuß ganz gut gedeiht, so hat sein Anbau, trotzdem von der niederländischen Regierung nichts versäumt wurde, um denselben zu fördern und in Aufschwung zu bringen, bis jetzt den gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Die Qualität des javanischen Thees ist und bleibt geringer als diejenige des chinesischen und nur die sich fortwährend steigernde Konsumtion von Thee, dessen Genuß sich immer weiter über die Erde verbreitet, macht es erklärlich, daß der javanische Thee doch Abnahme findet und daß z. B. 1875 doch für 2442445 Gulden an Werth Thee aus Java exportirt worden ist, das Pfund zu 1¼ Gulden berechnet.

Bei weitem mehr Aussicht auf Prosperität besitzt die in der obern Gebirgsregion Javas seit 1854 betriebene Kultur der Chinarindenbäume (Cinchona). In dem genannten Jahre wurden die ersten Chinapflänzchen von Dr. Harrkal (einem deutschen Botaniker in holländischen Diensten) nach Java gebracht und im Mai 1880 befanden sich in sämmtlichen Chinaplantagen der Regierung bereits 1 723 130 Bäume. Wenn aber auch die Mehrzahl der Chinabaumplantagen der Regierung gehört, so ist doch der Anbau der Chinabäume kein ausschließliches Monopol derselben, sondern auch Privatpersonen derselbe erlaubt. Und auch in den Regierungsplantagen geschieht der Anbau nicht zwangsweise, sondern theils durch freie ständige Arbeiter gegen feste Bezahlung, theils durch Tagelöhner. Die meisten Gouvernementsplantagen liegen in einer Höhe von 5000 Fuß und darüber über dem Meere, doch hat die Erfahrung gelehrt, daß die Rinde des Cinchona Calisaya, welche in Peru eine der besten Chinarinden liefert, auf Java selbst von bloß in 400 Fuß Seehöhe gewachsenen Bäumen von derselben Güte ist, wie bei 5000 Fuß Höhe. Die meisten Privatplantagen befinden sich auch nur zwischen 800 bis 1000 Fuß Seehöhe. Die Vermehrung geschieht theils durch in Mistbeeten und Glashäusern gezogene Stecklinge, theils durch Aussaat. Guten Samen liefern bereits alle älteren Plantagen; für die Gewinnung der Rinde sind aber die Bäume auch dieser Plantagen noch zu jung, doch hat man sich durch Versuche überzeugt, daß deren Rinde bezüglich des Gehalts an Chinin der peruanischen nicht nachsteht, weshalb die Kultur der Chinabäume für Java und die niederländische Regierung in der That eine bedeutende Einnahmequelle zu werden verspricht.

Schließlich sei noch des Bambusrohres gedacht, welches auf allen Malaieninseln als Baumaterial und zu allen möglichen technischen Zwecken benutzbar eine ebenso wichtige Rolle spielt, wie auf dem tropischen Theile des asiatischen Festlandes. Auf den Malaieninseln wachsen drei Arten dieses baumartigen Grases wild: Bambusa vulgaris Wendl. (das gemeine Bambusrohr), B. verticillata und nigro-ciliata Blume, deren bis schenkeldicken vollkommen verholzten Halme 60 bis 80, bisweilen aber sogar bis 170 Fuß Höhe erreichen. Außer den genannten drei Arten unterscheiden aber die Malaien noch mehrere andere, welche Varietäten oder Kulturformen zu sein scheinen. Die Bambus kommen nämlich nicht nur wild vor, sondern werden wegen ihrer Nutzbarkeit auch überall in der Niederungs- und untern Gebirgszone angepflanzt; ja es ist wahrscheinlich, daß von den existirenden Bambuwäldern viele, namentlich in unmittelbarer Nähe von Ortschaften befindliche, durch Anpflanzung entstanden sind. Die Stämme der Bambus liefern das gewöhnliche Baumaterial für die Hütten der Eingeborenen aller Inseln, für die Flöße auf den großen Flüssen von Sumatra und Borneo zur Abfuhr der Bodenerzeugnisse, zu den schwimmenden, „Rakkits“ genannten Häusern, aus denen in der Stadt Palembang zu beiden Seiten des Musistromes die überwiegende Mehrzahl der Wohnungen besteht und welche man auch in anderen an den großen Flüssen Sumatras gelegenen Ortschaften findet, Häuser, welche bloß durch Rotangrohrtaue mit dem Ufer verbunden leicht von einer Stelle zur andern, von Ort zu Ort versetzt werden können. Einzelne Glieder der dicksten Halme, denen man bloß eine Scheidewand gelassen, dienen überall als Wassereimer, während die dünnen Halme und Aeste zu allerhand Flechtwerk benutzt werden. Neben den eigentlichen Bambus ist aber noch besonders bemerkenswerth die zur Bambusaceengruppe gehörige Gattung Schizostachyum, deren Arten, ebenfalls Baumgräser, unter dem Namen „Auwer-Auwer“ von den Eingeborenen als Schutz- und Vertheidigungsmittel zu lebenden Wällen und Hecken benutzt werden. Die Halme und Zweige dieser den Malaieninseln eigenthümlich angehörenden Baumgräser sind nämlich dicht mit langen, starken, eisenharten Stacheln besetzt und selbst von eisenharter Beschaffenheit. In mehrere parallele Reihen dicht neben einander um Ortschaften gepflanzt, bilden dieselben, zu vollkommener Höhe erwachsen und mit ihren Aesten unter einander verschlungen, vollkommen undurchdringliche Wälle, unter denen hinweg oft nur unterirdische, bloß den Einwohnern bekannte Zugänge in das Innere führen. Manche dieser lebenden grünen Wälle, wie diejenigen der eigentlichen besten Plätze der Eingeborenen auf Sumatra und anderen Inseln, besitzen eine Dicke von 30 bis 40 Ellen. Dergleichen Wälle setzen selbst den Kugeln und Sprenggeschossen Krupp'scher Kanonen einen weit größern Widerstand entgegen, als Erdwälle und Steinmauern, weshalb neuerdings die Holländer diese Stachelbambus ebenfalls zu fortifikatorischen Zwecken in Niederländisch-Indien anzuwenden angefangen haben.

Eine Wanderung durch die Mongolei[1]).

C. H. Im Jahre 1872, als der neue zum Viehtransport geeignete Weg von Minussinsk durch die Mongolei nach Irkutsk noch nicht genügend bekannt war, erbot sich ein Kosakenofficier aus dem Dorfe Karatuskoje, Namens Iwan Alexeijewitsch Terskow, mir den bequemsten und kürzesten Weg aus dem Gebiete von Minussinsk ins Gouvernement Irkutsk zu weisen: über das Dorf Amylsk am Flusse Sistikem und von da über das Gebirge Jergik-Irgak-Taiga.

Da ich keinen Grund hatte, an der Wegkenntniß des Herrn Terskow zu zweifeln, so ging ich auf seinen Vorschlag ein. Ich kaufte in der Umgegend von Minussinsk 240 Pferde, um dieselben auf dem Wege, den Terskow mich führen wollte, nach Irkutsk zu treiben. Glückte die Expedition, so war damit viel erreicht, ein neuer Weg für den Viehtransport von Minussinsk nach Irkutsk eröffnet. Ich miethete mir elf tüchtige Arbeiter, nämlich acht Eingeborene und drei Russen, und am 20. Juli a. St. 1872 machten wir uns, begleitet von den guten Wünschen unserer Verwandten und Bekannten auf den Weg.

Wir marschirten von Minussinsk zuerst gen Osten nach Karatus, dann aufwärts im Thale des Flusses Amyl; dann überschritten wir die Wasserscheide, von welcher einerseits die Zuflüsse des das Gebiet von Minussinsk durchströmenden Amylsystems, anderseits die Zuflüsse des das Land der Sojoten durchziehenden Sistikemsystems ihren Ursprung nehmen, und stiegen am 3. August in das Thal des Flusses Sistikem hinab. Ich werde diesen Weg nicht beschreiben, weil die betreffende Lokalität bereits von einigen gelehrten Reisenden, darunter vom Astronomen Schwarz, besucht worden ist, und beginne meine Schilderung an der Stelle des Sistikem-Thales, wo der Fluß Bljälik in den Sistikem fällt.

Wir machten am 3. August Halt in einem weiten Wiesenthal, welches mit üppigem, reichlichem, den Waldwiesen eigenthümlichem Pflanzenwachsthum bedeckt war. Dasselbe ist allseitig durch Berge von beträchtlicher Höhe eingeschlossen; weit gen Norden konnte man die Schneegipfel des Jergik-Irgak-Taiga sehen. Die Berge waren mit Wald, hauptsächlich Kiefern, Fichten und Cedern bedeckt; hier und da bemerkte man einige entblößte Stellen.

Wir machten hier zwei Tage lang Halt, um ein Floß herzustellen, welches die Fortschaffung unserer Bagage stromabwärts auf dem Flusse Sistikem ermöglichen sollte. Dieselbe bestand im Ganzen aus 40 Pud, darunter 10 Pud getrockneten Fleisches, 20 Pud Zwieback, dazu ein geringes Quantum Thee, Zucker, Tabak und anderen zur Reise nothwendigen Dingen. Wir waren so sehr vom Erfolge unseres Unternehmens überzeugt, daß wir unsern Vorrath für vollständig ausreichend hielten.

Am 5. August machten wir uns wieder auf den Weg, dem Flußlaufe des Sistikem nach Süden folgend, in dessen Thal wir etwa 70 km zurückzulegen hatten. Wir gebrauchten dazu drei Tage; der Weg ist nicht gerade sehr bequem, hat aber keine besonderen Schwierigkeiten. Da aber der Sistikem sehr viele Windungen macht, und stellenweise die hohen Berge mit ihren steilen Abhängen bis an den Fluß herantreten, so mußten wir an mehr als 15 Stellen durch den Fluß waten. An zwei Stellen, etwa in der Mitte des Weges, strömt der Fluß zwischen hohen Felsen; über die Berge zu steigen wäre sehr beschwerlich gewesen, wir mußten daher mit der ganzen Pferdeherde den Fluß stromabwärts schwimmen. Der Charakter der Gegend fing an, sich bereits am zweiten Tage unserer Reise zu ändern: etwa nach 25 km zeigten sich Kiefern, abwechselnd mit Tannen- und Lärchenbäumen, dann begannen die Wälder lichter zu werden. Auch das Graswachsthum veränderte sich; es zeigte sich der Charakter der Steppenwiese. An Gewässern, welche den Namen von Flüssen verdienten, fanden sich auf dieser Strecke nur zwei: Sikem und Sebi; daneben viele kleine Quellen; beide Nebenflüsse, Sikem und Sebi, fallen von rechts in den Sistikem, der Sikem 60 km, der Sebi 40 km von der Mündung des Sistikem. Am Abend des dritten Tages schlugen wir unser Nachtquartier am Ufer des Sistikem auf, 10 km von seiner Mündung, gegenüber einem am andern Ufer gelegenen Uluß (Dorf) der Sojoten[1]). Der Uluß besteht nur aus drei Jurten, welche von konischer Form aus Birkenrinde aufgebaut sind. Die Menschen sind arm und leben von Viehzucht; ihr ganzer Viehstand war eine Pferdeherde von 15 Stück, dazu einige Kühe und Schafe; außerdem besaßen sie Renthiere, welche gegenwärtig in den nahen Bergen weideten, dieselben werden Winters vor die Narten (Schlitten) gespannt, im Sommer als Reitthiere benutzt.

Sehr interessant war uns die originelle Art und Weise Heu aufzubewahren. Den Gebrauch von Sensen zum Mähen des Grases kennen die Sojoten offenbar nicht; sie schneiden das Gras mit ihren gewöhnlichen 6 bis 7 Werschok (25 bis 29 cm) langen Messern; dann flechten sie daraus 2 bis 3 Saschen (4 bis 6 m) lange und etwa 3 Werschok (13 cm) dicke Taue und hängen diese an die nächsten Bäume, was einen sehr sonderbaren Anblick gewährt. Im Winter machen sie die Taue aus einander und haben ein sehr schönes, wohlriechendes, grünes Heu. In der Gegend, wo der Uluß liegt, hat das Thal eine Breite von 2 km; es wachsen hier nur einzelne Kiefern; an den Ufern des Flusses giebt es Faulbaum (Prunus padus) und Sandweide. Da wir uns von hier nach links zu einer zwischen dem Sistikem und dem Kamsara liegenden Ebene wandten, so mußten wir unser Floß aufgeben. Am 9. August legten wir nur 10 Werst zurück und machten auf jener Ebene inmitten einer prächtigen von Kieferwäldern eingeschlossenen Wiese Halt. Am 10. August gelangten wir an den großen Fluß Kamsara, einem Nebenfluß des Peikem, etwa 17 km vor seiner Mündung; wir bauten uns zum Zweck der Ueberfahrt ein Floß und schafften so unsere Bagage auf das linke Ufer; die Pferde durchschwammen den Strom. Die Kamsara ist ein recht großer, tiefer und schnellfließender Strom; die Ueberfahrt ist nicht gefahrlos, es liegen viele Steine mitten im Flusse, an welchen das Wasser braust, wie bei Untiefen. Wir übernachteten hier: die Gegend ist ebenes Wiesenland mit spärlichem Walde, an Futtergras kein Mangel.

[1]) Nach dem Russischen. „Orient-Rundschau" 1883, Nr. 7 und 8. Die Schilderung ist dem Tagebuche eines Herrn Sasjanow entnommen, welches der bekannte Reisende G. N. Potanin der Redaktion einsandte.

[1]) Die Sojoten gehören zum Chinesischen Reich.

Am 11. August brachen wir auf; unser Weg führte uns nach rechts zum Flusse Ija; soweit ich in Erfahrung bringen konnte, kommt derselbe aus einem großen, hoch im Gebirge Jergik-Irgak-Taiga gelegenen See, etwa 70 km von unserm Haltepunkte. Dieser See soll recht tief sein, einige Kilometer Durchmesser haben und einen beträchtlichen Fischreichthum besitzen. Die Fische sind so zahlreich, daß sie im Winter an seichten Stellen, wo kein Eis das Wasser bedeckt, mit den Händen gefangen werden. Die Sojoten gehen zum Zweck des Fischefangens einfach bis an die Knie ins Wasser, und ein Mann ist im Stande, ganze Haufen von Fischen aufzuwerfen. Am Abend schlugen wir unser Nachtlager am Flusse Ija auf. Hier befinden sich viele Jurten; die hier wohnenden Sojoten beschäftigen sich hauptsächlich mit Fischfang und Jagd. Nach ihrer Aussage bleibt das Niveau des Wassers im Flusse Ija das ganze Jahr unverändert.

Am 12. August überschritten wir den Fluß Ija und wanderten 15 km gen Osten über eine große offene steppenartige Ebene bis zum Flüßchen Togralem, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Peikem. Hier gelangten wir zu einem großen Uluß (Dorf), in welchem der Uchereda (Haupt) der Sojoten von Todtschinsk wohnt. Obgleich dieser Uluß bei allen hierher gehörigen Sojoten eine gewisse Berühmtheit genießt, so unterscheidet er sich in Folge seiner Aermlichkeit gar nicht von den anderen Ulussen des Gebiets. Alle Jurten sind aus Birkenrinde angefertigt, von konischer Gestalt. Die Einrichtung einer Jurte ist bei den gemeinen Sojoten äußerst ärmlich; statt der zusammengenähten Filzdecken (Woilok genannt), wie sie zum Ausbau der Jurten von den Sojoten der Steppe benutzt werden, werden hier Renthierfelle, welche meist sehr verrieben sind, verwandt; statt der bemalten Kisten (Abdra) hat man hier Säcke aus Häuten (Barba). Einzelne Jurten sehen ganz wie Zelte aus. Nur allein die Jurte des Uchereda war etwas behaglicher und mit einem gewissen Anspruch auf Luxus eingerichtet; hier traf ich bemalte Kisten, Filzdecken mit Stickereien, Gestelle zu den Geschirren und mancherlei, dessen ein so wichtiger Beamter, ein Besitzer von 200 Stück Vieh und 300 Renthieren bedarf. Mit Ausnahme zweier oder dreier, welche Vieh halten, besitzen alle übrigen Sojoten nur wenige Renthiere, und da die Jagd nicht so viel abwirft, um damit das ganze Jahr hindurch die Familie zu ernähren, so genießen sie viele Vegetabilien: Hundszahn, Lilien, Rinde von Lärchenbäumen, besonders aber Cedernüsse. Aus den Cedernüssen formen sie zum Winter faustgroße Kuchen. Hier und da essen sie auch Fische. Der Uluß des Uchereda liegt in einer von bewaldeten Bergen umgebenen Ebene; in der Nähe davon am linken Ufer des Flusses Peikem befindet sich der Götzentempel von Todtschinsk. Mir ist dieser Uluß deshalb besonders erinnerlich, weil hier Herr Terskow, unser Führer, zum erstenmale mir eröffnete, daß er weiter den Weg nicht kenne, er hätte nur gehört, daß man hier das nächste Gebirge übersteigen müsse, von dessen nördlichem Abhange der Irkut und die anderen Flüsse des Angarasystems herabströmen. Diese Entdeckung erschreckte unsere Karawane. Was sollte geschehen? Nach Minussinsk umzukehren, war unthunlich, ganz abgesehen von dem Verlust an Zeit und Geld. Anderseits erschien es äußerst riskant, eine so bedeutende Pferdeherde auf einem unbekannten Wege weiter zu treiben. Ich entschloß mich aber, unter allen Umständen weiter zu marschiren.

Da ich sojotisch sprechen kann und mit den Gebräuchen der sojotischen Diplomatie genugsam bekannt bin, so wandte ich mich zuerst an den Uchereda, um ihn auszuforschen. Im Laufe zweier Tage erfuhr ich etwa Folgendes: Der Uchereda wußte wirklich, daß ein Fluß Angara existirte, und daß an demselben eine große Stadt liegt, in welcher ein hoher russischer Dsjänsjun (chinesisch = Beamter) wohnt; im Sommer zum Angara zu gelangen, sei unmöglich, weil es keinen Weg dahin gäbe; sie, die Sojoten, welche an den Zuflüssen des Sistikem und Peikem wohnen, kommen um zu handeln, aber nur im Winter, auf dem nahe liegenden Grenzgebirge mit russischen Buräten zusammen, welche am Fluß Tissa und anderen Zuflüssen der Oka (linksseitiger Nebenfluß der Angara) leben. Bei den Unterhandlungen mit dem Uchereda mußte ich schlau zu Werke gehen; ich theilte ihm mit, daß die Pferde nicht mir, sondern der russischen Krone gehörten, und daß, falls die Sojoten mir keinen Führer geben würden, ich genöthigt wäre, meine ganze Herde der Verantwortung ihm, den Uchereda, zu überlassen. Das hatte zur Folge, daß man mir endlich gegen eine bestimmte Zahlung einen Führer bis zur russischen Grenze, d. h. bis zum Punkte der Zusammenkunft der Sojoten und Buräten, gab. Man schlug mir noch einen andern Weg, der bequemer sein sollte, längs dem Schischkit vor, allein ich ließ mich darauf nicht ein; der Weg war auch nicht recht bekannt, überdies länger als der erste.

Endlich am 17. August konnten wir unsere Reise fortsetzen: den neuen Führer bewachten wir sehr genau, aus Furcht, daß er uns verlassen könnte. Anfangs ging der Weg links vom Uluß etwa 6 Werst über die Ebene, dann stieg er eine Anhöhe hinan. Jenseits der Anhöhe machten wir in einem Walde von Lärchenbäumen und Kiefern zur Nacht Halt. Hier waren wir genöthigt, das erste Pferd zu schlachten, um unsere stark geschmolzenen Speisevorräthe zu vermehren, überdies konnte Terskow und drei Arbeiter kein Pferdefleisch essen, deshalb mußten wir ihnen ein größeres Quantum von anderen Nahrungsmitteln überlassen.

Am 18. August führte unser Weg uns weiter ins Gebirge hinein; wir gelangten zu einem kleinen Gebirgssee mit steinigem Grunde; rechts von uns war ein großer See sichtbar, dessen Namen ich nicht mehr weiß; vor uns dicht bewaldete Berge. Der Boden ist steinig, die Vegetation spärlich, Moose und Flechten walten vor. Wir legten an diesem Tage nur 10 Werst zurück; es war uns ernst zu Muthe, da wir immer weiter in eine uns ganz unbekannte Gegend geriethen.

Wir passirten keinen einzigen Uluß. Dagegen trafen wir drei reitende Sojoten; einer derselben hatte am Sattel ein originelles, aus Haaren angefertigtes Netz hängen. Auf meine Frage nach der Bedeutung desselben erklärte man mir, daß es ein Netz zum Fischen in flachen Gewässern sei; man erbot sich, natürlich gegen eine bestimmte Belohnung, in dem nächsten See Fische zu fangen, worauf ich mit Freuden einging. In etwa einer halben Stunde erhielten wir ein solches Quantum Fische, daß wir nicht allein zum Mittagessen für 14 Personen hinreichend hatten, sondern noch einen Vorrath von 1½ Pud (24 kg) einsalzen konnten. Die Art und Weise des Fanges war sehr einfach: der Sojote ritt ins Wasser, warf das Netz, welches er an einer Wurfschlinge befestigt hatte, aus und drehte sich einigemal im Kreise. Die Fische sammeln sich dabei wie in einem gewöhnlichen Schleppnetz. Innerhalb einer halben Stunde wurden bei zweimaligem Auswerfen des Netzes fast 3 Pud (ca. 48 kg) an Fischen gefangen.

Am 19. August machten wir nur 12 km. Wir marschirten auf einem kleinen Pfade durch den Wald; der Boden ist steinig, die Vegetation spärlich, hier und da Sümpfe, auf welchen außer Torfmoosen nur Heidelbeeren, Preißel-

beeren und andere kleine Sträucher wuchsen. Die Gegend ist reich an Seen, welche klein, nicht tief sind, einen steinigen Boden haben und durch kleine Kanäle oder Flüßchen mit einander in Verbindung stehen. Unsere Pferde mußten an diesem Tage sich mit der halben Futterration begnügen. Am 20. August kamen wir an den Fluß Baschkem, marschirten stromaufwärts durch dichten Cedernwald und schlugen nach 15 km in einem, am Ufer des Baschkem befindlichen Uluß der Sojoten unser Nachtlager auf. Der Uluß besteht aus 5 Jurten mit 20 Einwohnern, welche uns durch ihren kleinen Wuchs überraschten. Sie waren nicht größer als 2 Arschin (1,4 m), unterschieden sich jedoch in ihren Physiognomien nicht von den übrigen Sojoten des Gebiets, zu welchem sie gehörten. Einen alten Mann von 60 Jahren hob ich in die Höhe, er schien mir nicht viel über ein Pud (16 kg) zu wiegen. Unsere Ankunft setzte die Sojoten in Erstaunen; sie hatten noch nie Russen gesehen, zumal in solcher Anzahl und mit so vielen Pferden. Trotz der Armuth des Ulusses waren wir doch sehr erfreut, in einer so beträchtlichen Höhe, wo wir kaum menschliche Niederlassungen erwarteten, Menschen zu finden. Der ganze Besitz jener kleinen Leute bestand in einer unbedeutenden Herde von Renthieren, mit deren Milch man uns bewirthete. Am 21. August stiegen wir noch weiter höher hinauf ins Gebirge (Sajanische) und machten nach 15 km Halt. Die Gegend ist offen, mit niedrigen Cedern hier und da bestanden; der Boden stellenweise nackter Fels, stellenweise bedeckt mit einer arschinhohen (ca. 70 cm) Schicht von Renthiermoos. Seen giebt es hier keine, wohl aber zahlreiche in den Baschkem strömende Bäche. Am Abend fiel Schnee und die Temperatur sank bedeutend. Am 22. August stiegen wir noch höher und erreichten nach 7 km die Höhe, welche schon ganz mit Schnee bedeckt war. Wir schlugen in einer tiefen Höhlung (Mulde) unser Nachtlager auf; glücklicherweise war die Mulde schneefrei, sie war von Bergen umgeben und vor Winden geschützt, mit spärlichen aber grünenden Pflanzen bedeckt; außerdem gab es strauchartige Birken und Zwergcedern. Die umliegenden Berge waren entweder nackte Felsen oder mit Flechten bedeckt.

Vom 22. bis 30. August marschirten wir nun auf den Höhen des sajanschen Gebirgszuges gen Nordosten; wir machten nicht mehr als etwa 10 km täglich. Obgleich wir nur eine geringe Strecke auf ziemlich ebenem Wege zurücklegten, so ermüdeten die Pferde dennoch sehr, weil sie kein anderes Futter hatten als Moos und Flechten. Unser eigener Zustand war nicht viel besser als der unserer armen Pferde! Unserm Blicke boten sich nur unerfreuliche Bilder dar: Berge und wieder Berge, so weit das Auge dringt; die Breite des von uns durchwanderten Gebirgsrückens betrug etwa 30 und mehr Kilometer; stellenweise ragten einzelne isolirte Kegel hervor — die höchsten Spitzen des Gebirges, welche sich in den Wolken zu verlieren schienen. Wenn wir die Ueberzeugung gehabt hätten, daß wir nach einigen Tagen in Sicherheit sein konnten, so hätten wir uns an den großartigen Landschaften, welche uns von allen Seiten entgegentraten, erfreuen können. Aber wir waren niedergeschlagen, hungrig, halb erstarrt vor Kälte, voll Furcht, in dem Gebirgs-Labyrinth zu Grunde zu gehen, wir hatten keine Freude an Landschaftsbildern. Es gab viel trübe Stunden innerhalb jener acht Tage! — Die Gegend war nicht völlig baumlos; stellenweise fanden sich kleine Gruppen von Cedern, zumal dort, wo sie vor nordischen Winden geschützt waren. Etwa in der Mitte des Bergsattels kamen wir durch einen Cedernwald und fanden in demselben Spuren zeitweiligen Aufenthalts von Menschen, nämlich pyramidenförmig zusammengestellte dünne Stangen, das Gerüst konischer Jurten aus Birkenrinde. Birken gab es keine hier, wie ich aber erfuhr, führen die betreffenden Bewohner der Jurte die Rinden mit sich und nehmen sie wieder zurück. Hier eben haben die Sojoten und die Buräten alljährlich im Winter ihre Zusammenkunft.

Zu den Unbequemlichkeiten dieses Marsches gesellte sich noch die Sorge um die Pferde, welche auf den schlechten Wegen zusammenzuhalten keine leichte Mühe war. Glücklicherweise war das Wetter klar; der am 21. August gefallene Schnee schmolz freilich nicht, aber es fiel kein neuer.

Am 30. August endlich war der Marsch auf dem Bergrücken beendigt und wir stiegen am nördlichen Abhange hinunter in das Thal des Flusses Tissa, einem Nebenflusse der Oka, wie unser Sojotenführer uns erklärte. Hier höre, sagte er, seine Mission auf, weiter wisse er den Weg nicht, allein im Thale des Flusses Tissa könnten wir ungehindert zu den nächsten burätischen Niederlassungen kommen. Obgleich ich nicht völlig von der Wahrheit dieser Aussage überzeugt war, weil ich nicht die geringsten Spuren menschlicher Ansiedelungen sah, so durfte ich dennoch den Führer nicht zurückhalten. Er bekam den ihm zugesagten Lohn, ein Pferd und andere Geschenke und zog seines Weges.

Die Gegend, in welcher uns unser bisheriger Führer zurückgelassen hatte, war eine herrliche Bergwiese, bedeckt mit saftigem Grase, das unseren Pferden nach dem zehntägigen Bergmarsche ausgezeichnet mundete. Unsere Pferde befanden sich ganz wohl dabei, aber wir keineswegs. Wohin hat uns der Führer gebracht? Wo sind wir? Ist das wirklich der Fluß Tissa? In unserer Karawane bildeten sich Parteien; die eine wollte die Pferde zurücklassen und mit dem Führer zu den eben verlassenen Sojotenjurten zurückkehren; die andere wollte vorwärts. Es gelang mir endlich, die Murrenden zu überzeugen, daß eine Rückkehr nach Minussinsk undenkbar sei, daß uns nichts anderes übrig bleibe als weiter zu wandern, dem Flusse Tissa entlang.

Am 31. August begannen wir vom Gebirge in das Flußthal hinabzusteigen. Der Fluß ist bald fast 1 km breit, bald von dicht andrängenden Felsmassen eingeengt, daher für Viehtransport völlig ungeeignet. Am Nachmittage desselben Tages stießen wir auf ein natürliches Hinderniß, welches uns zwang still zu halten; die Pferdeknechte fingen abermals an zu murren. Wir waren in eine Art Falle gerathen: der Fluß Tissa bildet nämlich hier ein etwa 6 km im Umfange messendes, von hohen steil aufstrebenden Felsen umgebenes Wasserbecken, eine Art See. Ich ließ die Karawane zurück und wanderte in Begleitung eines einzigen Menschen am 1. September voran, um einen Ausweg zu erspähen. Wir kletterten im Zickzack auf die Höhe des unmittelbar am Flusse befindlichen Bergrückens hinauf: der Berg war mit Lärchenbäumen bewachsen, aber nicht sehr breit, etwa 30 Saschen (63 m). Hier oben geriethen wir auf einen kleinen Fußpfad, verfolgten denselben etwa 200 Saschen (420 m) und fanden auf demselben Pferdemist — das belebte unsern Muth. Wir traten auf eine mehr freie Stelle des Berges heraus und erblickten folgende Landschaft: vor uns öffnete sich ein recht großes und breites Thal, umgeben von bewaldeten Bergen; in dem einen Winkel des Thales stellt sich der Fluß als ein weiter See dar; zwei andere kleine Flüßchen durchschneiden das Thal. Wir stiegen vom Berge hinab in das Thal und nach einem Marsche von 2 km sahen wir ein weißes Pferd und daneben deutlich aufsteigenden Rauch. Wir rückten näher heran und erkannten einen Burjäten, welcher sich Fleisch am Spieße briet. Ich vermag das Gefühl der Freude nicht wiederzugeben!

Meine Kenntniß des Mongolischen reichte nicht hin,

um dem Buräten die ganze Sachlage aus einander zu setzen; doch konnte ich so viel wenigstens verstehen, daß in allernächster Nähe eine burätische Ansiedelung sich befinde und in derselben auch ein Russisch sprechender Buräte. Wir wurden, nachdem der Jäger mit uns sein Mahl getheilt, zur Ansiedelung geführt, welche nur aus 10 Jurten bestand. Ich begab mich sofort zu dem Dolmetscher, welcher freilich wenig Russisch konnte, jedoch genug, um sich mit uns zu verständigen. Zuerst hielt er mich für einen Kaufmann, welcher aus Irkutsk gekommen sei, um Vieh zu kaufen. Als ich ihm erklärte, daß wir aus der Mongolei über das Sajanische Gebirge kämen, zweifelte er daran; er war so fest von der Unmöglichkeit eines derartigen Marsches überzeugt, daß er uns für entflohene Sträflinge hielt. Um seinen Verdacht abzulenken, kaufte ich von ihm einen Ochsen und einen Hammel. Den Ochsen ließ ich bei ihm, dagegen wurde der Hammel geschlachtet und mit dem Fleische beladen, kehrten wir gegen Abend zu unseren Kameraden zurück, welche um uns wie um sich große Angst ausgestanden hatten. Unsere Ankunft erregte große Freude.

Am Morgen des 3. September brachen wir auf, marschirten 3 km zurück, um den See zu umgehen und stiegen dann in einer Schlucht bergan. Nachdem somit der See umgangen war, gelangten wir an die Stelle, wo wir den ersten Buräten getroffen, und Abends rückten wir mit der ganzen Pferdeherde in den Burätenuluß ein.

Nachdem wir einen Tag im Uluß verweilt, setzten wir am 5. September, dem Flusse Tissa folgend, unsern Weg fort. Der Fluß macht hier starke Krümmungen, bald zwischen Bergen, bald zwischen Niederungen dahinfließend. Auf den Niederungen waren häufig Sommerniederlassungen sichtbar: Jurten aus Balken erbaut und mit Rasen bedeckt. Die Besitzer dieser Sommerjurten trafen wir nicht mehr an, sie hatten dieselben bereits verlassen, um die Winterquartiere aufzusuchen. 25 km vom ersten burätischen Uluß machten wir zur Nacht Halt bei einer solchen Sommerniederlassung am linken Ufer des Tissa. Das Thal des Tissa hat hier nur eine Breite von 150 Saschen (circa 300 m). Futterkräuter waren nur spärlich vorhanden; hier und da gab es Salzmoräste. Nachdem wir am 6. September 20 km zurückgelegt hatten, immer dem Laufe des Tissa folgend, erreichten wir endlich die Oka und an derselben einen recht großen burätischen Uluß. Hier kauften wir ein Pud Roggenmehl um vier Rubel (circa acht Mark) und ein Pfund Salz um einen Rubel (circa zwei Mark), solche Leckerbissen hatten wir lange entbehrt. Besonders gut mundete uns der Saturan, d. i. Ziegelthee mit geröstetem Mehl.

Am 7. September setzten wir unsern Weg im Thale der Oka stromaufwärts fort bis zu der Quelle des Flusses Irkut; dann den Irkut stromabwärts folgend bis zum Wachthause von Mondinsk, woselbst wir am 17. September den Viehhändler Wesselkow aus Minussinsk trafen; Wesselkow hatte seine Herde auch auf einem neuen Wege durch die Mongolei über den See Kossogol und über Tunka glücklich durchgebracht; der Weg ist bereits in den „Nachrichten der K. Russ. Geographischen Gesellschaft“ beschrieben.

In Gesellschaft mit Wesselkow wanderten wir durch das Irkut-Thal nach Tunka am Irkut, woselbst ich einen Theil meiner Pferde verkaufte, freilich mit großem Verlust. Mit dem Rest traf ich endlich wohlbehalten am 20. Oktober in Irkutsk ein. Unsere ganze Wanderung hatte neunzig Tage gedauert; außer dem ausgestandenen Ungemach der Reise büßte ich baar 1500 Rubel (circa 3000 Mark) ein.

Der von uns zurückgelegte Weg ist zur Viehstraße ungeeignet, schon deshalb, weil nicht überall Futter unterwegs zu finden ist; einige Gegenden des Sajanischen Gebirges sind gänzlich futterlos. Zu berücksichtigen ist ferner, daß der Weg sehr steinig ist, daß man oftmals Flüsse überschreiten muß; gleichfalls ist zu betonen, daß der Weg etwa 300 km weiter ist als die bisher von den Minussinsker Viehhändlern benutzte Route über Sissim, Kansk und die Moskauer Heerstraße bis Irkutsk.

Kürzere Mittheilungen.

Pastorius' Geographische Beschreibung von Pennsylvania.

Am 6. Oktober 1883 waren zwei Jahrhunderte verflossen, seitdem dreizehn Familien aus Crefeld als die ersten deutschen Einwanderer beim heutigen Philadelphia amerikanischen Boden betraten. Einige Wochen früher, am 20. August war ihr Führer und Leiter, Franz Daniel Pastorius (geboren in Sommerhausen den 26. September 1651, gestorben Ende 1719 in dem von ihm gegründeten Germantown) gelandet; er ist es, dem wir die ersten Nachrichten über die deutsche Einwanderung in die Vereinigten Staaten verdanken. Die Briefe, welche er, ein studirter Jurist und frommer Mann, nach Hause schrieb, wurden zusammen gedruckt und erschienen 1700 in Frankfurt und Leipzig unter dem Titel „Umständige Geographische Beschreibung Der zu allerletzt erfundenen Provintz Pensylvaniae, in denen End-Gräntzen Americae in der West-Welt gelegen, Durch Franciscum Danielem Pastorium, J. V. Lic. und Friedensrichtern daselbsten.“ Dieses selten gewordene Buch hat der „Crefelder Verein für wissenschaftliche Vorträge“ jetzt zur Säkularfeier jener Einwanderung in möglichst getreuer Nachbildung erscheinen und durch Friedrich Knapp mit einer orientirenden Vorrede versehen lassen (Crefeld, Kramer und Baum. 1884). Mit großem Vergnügen wird jeder, der sich für historische Entwickelung interessirt, diese 140 Seiten lesen, welche, was ihnen an Methode, Styl und Wissenschaftlichkeit abgeht, durch Naivetät, Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit reichlich ersetzen; wir haben es in diesen fast nur Thatsächliches enthaltenden Briefen mit einer Quellenschrift zu thun, wie sie über die Anfänge nachmals großer Dinge nur selten vorhanden sind. Daß in der darin vorgetragenen „Geographie“ manches Wunderliche enthalten ist, entspricht durchaus dem damaligen Standpunkte. So, wo Pastorius Südamerika erwähnt: „An denen Grentzen, dieses Mittägigen Theils fliesset der Strohm Panama, oder Isthmus, auff welchem die Reichthümer Americae in das Meer, unn so fort in Hispanien geführt werden“ (S. 2). Auf den Canarischen Inseln existiren nach S. 4 „zween Wunder-Brunnen, deren einer die Natur hat, daß wo ein Mensch davon trincket, er anfähet zu lachen, und nicht auffhöret, biß er sich zu tode lachet, wann ihme aber aus dem andern zu trincken gegeben wird, so kommt er wieder zu rechte“. Höchst merkwürdig waren auch die Folgen eines Erdbebens, welches am 7. Juni 1692 auf Jamaika „bey

2500 Menschen vernichtet, ohne was für Landvolck von Bergen und Hügeln ist bedeckt worden. Unter denen auch mein guter Freund und vormahls gewester Reisgefehrde, Mardochai Loyd, in einen hohlen Berg zwar ist verschlungen, und doch in dessen Gängen durch Göttliche wunderbare Schickung also ist erhalten worden, daß er unten durch eine Höhle wiederum heraus gekrochen, und sein Leben als eine Beuthe davon gebracht. Und hat sich bey diesem grausamen Erdbeben auch dieses Wunder begeben, daß einige à la mode gekleidete Weibspersonen, die mit hohen Auffsätzen und Fontagen als mit doppelten Köpffen daher zogen, biß halben Leibs in die Erde versunken, die man auf keine Weise ausgraben oder von dem Orte removiren konnte, biß sie deß Todes erstarret, und gleichsam des Teuffels Prang-Säulen agiren müssen" (S. 53).

Besonders interessant in mehr als einer Hinsicht sind die hier und da zerstreuten Mittheilungen über die Indianer, mit denen die ersten Ansiedler sich sehr viel besser gestanden zu haben scheinen, als ihre heutigen Nachkommen:

„So viel — heißt es S. 27 ff. — die Wilden anbelanget, so sind solche insgemein starcke, hurtige und gelencke Leute, schwartzlecht vom Leibe, sie gingen anfänglich nackend, und hatten nur die Scham mit etwas Tuch bedecket, Nun beginnen sie Hembder zu tragen, sie haben insgemein kohlschwartze Haare, bescheren das Haupt, schmieren dasselbe mit Fett, und lassen an der rechten Seite einen langen Zopf wachsen; Sie bestreichen auch die Kinder mit Fett, und lassens an der Sonnen-Hitze kriechen, damit sie Nußfärbig werden, die doch sonst von Natur weiß genug wären.

Sie befleißigen sich einer auffrichtigen Redligkeit, halten genau über ihren Versprechen, betrügen und beleidigen niemanden; sie beherbergen die Leute gerne, und sind ihren Gästen dienstfertig und treue.

Ihre Hütten sind aus etlichen zusammen geflochtenen oder gebogenen jungen Bäumen gemacht, die sie mit Baumrinden zu bedecken wissen. Sie gebrauchen weder Tisch noch Bänck, noch andern Hausrath, als etwa einen eintzigen Topff, darinnen sie ihre Speise sieden.

Ich sahe ihrer einsten viere in hertzlicher Vergnügung miteinander speisen, und einen im blossen Wasser, ohne Butter und Gewürtz gekochten Kürbis essen. Ihre Tafel und Banck war die liebe Erde, ihre Löfel waren Muscheln, damit sie das warme Wasser aussuppeten, ihre Teller waren des nechsten Baumes Blätter, die sie nach der Mahlzeit weder mühsam abspühlen, noch zu künftigem Gebrauch sorgsam bewahren dörffen. Ich dachte bey mir, diese wilde Leute haben die Lehre JEsu von der Mässigkeit und Vergnügsamkeit ihr lebtag nicht gehöret, und thun es doch denen Christen weit bevor.

Sie sind sonsten ernsthafft und von wenigen Worten, verwundern sich, wann sie bey den Christen ein so überflüssig Geschwätz nebst andern leichtfertigen Geberden wahrnehmen.

Es hat ein jeder sein eigen Weib, und hassen sehr die Hurerey, das küssen und das lügen. Sie wissen von keinen Götzen-Bildern, sondern verehren einen einigen, allmächtigen und gütigen GOtt, der dem Teuffel seine Macht beschrencke. Sie glauben auch die Unsterblichkeit der Seelen, welche nach dem geführten Lebens-Lauff von der allmächtigen Hand GOttes eine gleichmässige Vergeltung zu gewarten habe.

Ihren eigenen Gottesdienst verrichten sie mit Gesängen, worbey sie wunderliche Gebärden und Stellungen mit Händen und Füssen bezeugen, und wann sie sich des Todes ihrer Eltern und Befreundten erinnern, fangen sie an sehr erbärmlich zu heulen und zu weinen.

Sie hören sehr gerne, und nicht ohne merkliche Gemüts-Bewegung reden von dem Schöpffer Himmels und der Erden, und von seinem göttlichen Liechte, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen sind, und noch kommen werden, und von GOttes Weisheit und Liebe, aus welcher er seinen eingebohrnen allerliebsten Sohn für uns in den Tod gegeben hat........

Ihre Oeconomiam und Hauswesen betreffend, so warten die Männer ihres Jagens und Fischens. Die Weiber thun ihre Kinder in fleissiger Auffsicht treulich erziehen und von Lastern abmahnen. Sie bauen umb ihre Hütten herum Indianisch Korn und Bonen, aber um weitläufftigen Feld-Bau und Vieh-Zucht sind sie unbekümmert, verwundern sich vielmehr, daß wir Christen umb Essens und Trinkens auch bequemlicher Kleidung und Wohnunge willen so vielfältig bemühet und bekümmert sind, als zweiffelten wir, daß uns Gott nicht versorgen und ernähren könnte.

Ihre National-Sprache ist sehr gravitätisch, und kommt in der Pronunciation der Italiänischen fast gleich, doch sind es gantz andere unbekannte Wörter. Sie pflegen ihre Angesichter mit Farben anzustreichen, trincken gerne Toback, so wol Manns- als Weibs-Personen, ihre Zeit vertreiben sie mit einer Pfeiffen oder Maul-Trummel in continuirlichen Müssiggang."

Zehn Jahre später, 1694, muß Pastorius bereits von dem starken Rückgange melden, den die Eingeborenen in Folge ihrer Berührung mit der Civilisation zu erleiden hatten. „Es sind dieser wilden Leute auch in Zeit meines Hierseyns sehr viele gestorben, so daß fast nicht mehr der vierdte Theil vorhanden der vor 10. Jahren, da ich ins Land kam, gesehen ward" (S. 66). Und noch vier Jahre später sind die Wilden ganz aus der Umgebung der Kolonie verschwunden (Brief vom 30. Mai 1698 S. 84): „Wir Christen zu Germanton und Philadelphia haben nun die Gelegenheit nicht mehr mit ihnen umzugehen, in Betrachtung, daß ihre wilden Könige vom William Penn ein Stück Geldes angenommen, und sammt denen Ihrigen sehr weit von uns hinweg in den wilden Wald hinein begeben haben, allwo sie ihrer angebohrenen Art nach sich mit jagen, Wild- und Vögelschiessen, auch Fischfangen ernehren, und nur in Hütten, von Büsch und Bäumen zusammen gezogen, wohnen."

Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Urbewohner Amerikas.

Nach dem gleichnamigen Werke des Marquis de Nadaillac, herausgegeben von W. Schlösser und Ed. Saler. Mit einem Titelbilde und 70 in den Text gedruckten Holzschnitten. Autorisirte Ausgabe. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke, 1884.

Es ist gerade ein Jahrzehnt darüber verflossen, daß die deutsche Ausgabe von Sir John Lubbock's „Vorgeschichtliche Zeit" ans Licht trat und in ebenso übersichtlicher als geistvoller Weise den damaligen Stand der prähistorischen Forschung zusammenfaßte. Seit jener Periode ist diese Wissenschaft wesentlich vorwärts geschritten und es verlohnt sich wahrlich der Mühe, wieder einmal ein Gesammtbild zu entrollen und zu zeigen, wie weit wir denn heute sind. So jung aber auch noch diese Disciplin ist, so zeigt sich doch auch bereits hier der Zug nach Specialisirung, denn der Einzelne kann beim besten Willen das weite Gebiet nicht mehr beherrschen, zu dessen Beurtheilung er die verschiedensten Wissenschaften sich dienstbar machen muß: Mineralogie und Geologie, Botanik und Zoologie, Ethnographie und Archäologie. Selbstverständlich müssen diejenigen, welche an ein solches Unternehmen sich heranwagen, die einschlägige deutsche, englische, französische, italienische, amerikanische und russische Litteratur beherrschen, weil ohne dieses die Lösung der Aufgabe undenkbar ist.

Marquis de Nadaillac, ein eifriger Forscher auf prähistorischem Gebiete, der, soweit wir seine bisherige Thätigkeit verfolgten, namentlich das vorgeschichtliche Frankreich und die Urgeschichte Amerikas zum Ziele seiner Studien nahm, hat sich nun an die große Arbeit gemacht. Wir kennen

sein Originalwerk nicht und müssen uns an die vorliegende deutsche Bearbeitung halten, die allerdings nicht erkennen läßt, wieviel dem Originale, wieviel den Herausgebern angehört. Das Werk geht die Steinzeit in ihren verschiedenen Abtheilungen durch, wendet sich alsdann den Kjökkenmöddings, Terramaren, Nurhagen und ähnlichen Bauten, weiter den megalithischen Denkmalen zu, um dann mit einem Sprunge auf die Schliemann'schen Ausgrabungen überzugehen. Dann kommen die Urbewohner Amerikas an die Reihe, die Ansichten über die Moundbuilders werden mitgetheilt und plötzlich befinden wir uns in diesem Werke über „die ersten Menschen" in ganz modernen Zeiten, indem die amerikanischen Kulturvölker (Mexikaner, Mayas, Chibchas, Inkaperuaner) geschildert werden, ohne daß irgend welche neue Gesichtspunkte hierbei hervortreten. Folgen anthropologische Nachrichten über die alten Rassen Amerikas, um dann, wieder auf europäischen Boden zurückkehrend, die Eiszeit und die Kultur der quaternären Menschen, die verschiedenen Rassen, das Alter des Menschengeschlechts und schließlich die Kontroverse über den tertiären Menschen zu prüfen.

Das Buch ist gut geschrieben, vielfach anregend und wohl geeignet, größere Kreise für den behandelten Gegenstand zu interessiren. Dagegen entspricht es wissenschaftlichen Anforderungen nicht. Der Verfasser steht auf zu einseitig französischem Standpunkte und, wenn er die ersten Menschen in Frankreich mit gelegentlichen Seitenblicken auf andere Länder hätte schildern wollen, so würden seine Kräfte wohl ausgereicht haben; die Herausgeber haben das wohl auch gefühlt und gelegentliche Zusätze aus deutschen Zeitschriften und Werken gemacht. Aber die gähnenden Lücken sind dadurch nicht gefüllt worden. Abgesehen von dem Studium zahlreicher, grundlegender selbständiger Werke, die hier nicht hätten übergangen werden dürfen, wäre es am Platze gewesen, das „Archiv für Anthropologie", die „Zeitschrift für Ethnologie", das „Journal of the Anthropological Institute", das italienische Archiv für Anthropologie und die „Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft" systematisch zu excerpiren und einzuarbeiten. Nadaillac kennt diese nicht und bei den Herausgebern findet man nur spärliche Andeutungen, daß hier und da eine einzelne Abhandlung benutzt wurde; so bleiben denn oft höchst wichtige prähistorische Sachen und Fragen ganz unberührt und werden nur unter dem einseitigen Gesichtspunkte Nadaillac's beleuchtet. Man nehme z. B. S. 132, wo die schottischen und französischen Glasburgen erwähnt sind — von denen der Lausitz, der Rheinlande, Böhmens und den neuen Erklärungen ist kein Wort gesagt. Man nehme S. 330 die dürftigen Notizen über den Nephrit, ohne Erwähnung der seit Jahren darüber geführten Fehden und der von den verschiedensten Forschern beigebrachten hochwichtigen Thatsachen. Wir hören wohl von Lagern und Befestigungen in Frankreich und anderswo, nichts aber von den Burgwällen und Hradischtjes in Deutschland und dem slavischen Osten, wie denn überhaupt der letztere mit seiner überreichen Ausbeute nur gelegentlich ein stiefmütterliches Wort erhält. System und gleichmäßige Vertheilung des Stoffes ist in diesem Buche nicht vorhanden und auch die Herausgeber vermochten diesem Mangel nicht abzuhelfen.

Daß eine Benutzung zu wissenschaftlichen Zwecken sich verbietet, wollen wir schließlich noch dadurch motiviren, daß die Quellen oft höchst ungenau oder falsch citirt, die Eigennamen sehr oft unrichtig geschrieben sind. Eine Naturforscherversammlung zu Konstanz 1877 (S. 73) hat nie stattgefunden, wohl aber eine Anthropologenversammlung, und die Herausgeber, welche über den vorliegenden Gegenstand arbeiten wollten, hätten zum mindesten das „Korrespondenzblatt" kennen müssen, und hier wurde die Echtheit der Zeichnungen auf Thierknochen von Thayingen erläutert und geprüft, während (S. 28) gelegentliche Aeußerungen Schaaffhausen's in Budapest für diese Sache sehr gleichgültig waren. Es fehlt in diesem Buche an Gründlichkeit. Die wiederholt citirten (z. B. S. 81 und 127) „Transactions and Proceedings of the Anthropological Society of Scotland" existiren gar nicht; es muß da wohl etwas ganz Anderes gemeint sein. Ebensowenig giebt es (S. 83) eine anthropologische Gesellschaft in Zürich; es wird sich wohl um die antiquarische handeln. Häufig steht Thaingen statt Thayingen; S. 86 lies Maltzan statt Maltzahn; S. 118 Warigaon statt Warigarh; S. 106 Dall statt Dale; S. 342 Hoffman statt Hoffmann und so sehr oft!

R. Andree.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im Wilajet **Smyrna** haben die türkischen Behörden damit begonnen, die **nomadisirenden Jürüken**, welche im Sommer mit ihren Herden in den Bergen hausen und zum Winter in die Ebenen und Thäler hinabsteigen, ansässig zu machen; auf gut türkische Art hat man ihnen ihre Zelte weggenommen und sie in Häusern untergebracht, zuerst im Bezirke von Tireh (Kaystros-Thal). Bis Ende Februar sollen schon 10 000 Nomaden ansässig gemacht sein. — Man braucht kein Prophet zu sein, um schon jetzt voraussagen zu können, daß auch diese Maßregel der türkischen Regierung, wie so viele andere, eine verfehlte ist, und daß es ihr ebensowenig bei den Jürüken gelingen wird, wie bei den Beduinen Mesopotamiens, aus Nomaden seßhafte Ackerbauer zu machen.

— Eine Anzahl Kaufleute aus **Taschkent** hat beim russischen Finanzministerium die Bitte eingereicht, eine **Pferde-Eisenbahn** von der Stadt Taschkent 400 Werst nach Osten erbauen zu dürfen. Die Kaufleute wollen die Bahn völlig aus eigenen Mitteln ohne jede Unterstützung von Seiten der Regierung bauen; sie stellen nur die Bedingung, daß es ihnen gestattet sei, während einer bestimmten Reihe von Jahren **grünen Thee** zollfrei nach Rußland einführen zu dürfen.

— Der bekannte Reisende **M. W. Pewzow** hat sich während der letzten zwei Jahre mit der Erforschung des Gebirges Saur, der nach Norden und Süden anstoßenden Ländergebiete und des nach dem letzten Vertrage mit China den Russen abgetretenen Gebirgstheiles des Altai beschäftigt. Er hat eine Anzahl Punkte astronomisch bestimmt, ebenso eine Anzahl Höhen gemessen, auch an der Feststellung der Grenzen Theil genommen. Das Resultat seiner Arbeiten ist eine genaue geographische Darstellung jener Gegenden mit einer Karte.

— In **Warschau** ist gegenwärtig die interessante Sammlung des bekannten Naturforschers und Reisenden **Dr. B. Dybowski**, jetzigen Professors der Zoologie in Lemberg, ausgestellt. Die Sammlung besteht fast ausschließlich aus Gegenständen, welche Dybowski während seines zum Theil unfreiwilligen Aufenthaltes in Sibirien und Kamtschatka gemacht hat. Außer zahlreichen zoologischen Objekten (Thierbälge 2c.) sind auch Pflanzen und Mineralien vorhanden. Die anthropologische Abtheilung der Sammlung zeigt verschiedene Kleider, Schuhwerk, Modelle von Wohnun-

gen, Jagd- und Hausgeräth und eine Menge Photographien der Bewohner Sibiriens und Kamtschatkas. Ein Theil der Sammlung ist für Lemberg, ein anderer Theil für die Akademie der Wissenschaften in Krakau bestimmt.

— Der Kommandeur des Hafens von Wladiwostok und der Häfen des Stillen Oceans, Contre-Admiral Feldhausen, beabsichtigt in Gemeinschaft mit dem Kriegsgouverneur der Seeprovinz („Primorskaja Oblast") eine topographische und statistische Untersuchung des Süd-Ussuri-Gebietes vornehmen zu lassen. Die Arbeit soll von den daselbst stationirten Land- und Seeofficieren ausgeführt werden. Das Bedürfniß nach einer genaueren Kenntniß des Landes als bisher ist sehr groß: es ist vorgekommen, daß einzelne russische Militärabtheilungen, welche gegen chinesische Räuber ausgeschickt worden waren, wochenlang in den dichten Wäldern umherirrten, vielleicht absichtlich von irgend einem Chinesen falsch geleitet; die eigentlichen Wege sind meist unbekannt. („Nowosti" 1884, Nr. 63.)

— Der Engländer Mc Nair, welcher im Jahre 1883 den Westen der Berglandschaft Kafiristan (im Süden des Hindukusch) durchreiste, sah dort künstlich angelegte, ovale Teiche, welche dazu dienen, wilde Gänse und Enten zu fangen, wenn dieselben in der Mitte des Oktober südwärts nach Indien ziehen. Das Verfahren ist roh, aber einzig in seiner Art. Die Teiche werden durch enge Gräben von den Flüssen und Bächen aus gefüllt; sie sind von einer steinernen Mauer umgeben, hoch genug, daß sich ein Mensch kauernd dahinter verbergen kann. Quer über die Hälfte oder einen kleinern Theil des Teiches ist ein rohes Geflecht aus dünnen Weidenzweigen gespannt; wenn sich nun die Vögel auf dem Wasser niederlassen, gerathen sie allmählich unter das Gatter, worauf die im Hinterhalte lauernden Männer plötzlich hervorstürzen und dasselbe schließen. Auf diese Weise werden während der Zugzeit täglich Hunderte von Vögeln gefangen; das Fleisch derselben wird gegessen und aus den Brustdaunen rauhe Oberröcke und Handschuhe verfertigt.

— In dem (nie ratificirten) Vertrage von Tschifu erhielt England das Recht, in Tschung-king in der Provinz Sze-tschwan, am obern Jang-tse-kiang, einen Konsularagenten zu unterhalten, dessen Aufgabe es sein soll, das südwestliche China zu erforschen und für die Entwickelung des dortigen Handels zu sorgen. Bekannt sind die Reisen, welche der frühere Inhaber dieser Stelle, Colborne Baber, unternommen hat; sein Nachfolger Hosie ist ihm darin nachgefolgt und ist zuletzt von seinem Sitze Tschung-king nach Tscheng-tu, der Hauptstadt von Sze-tschwan, und auf einem andern Wege zurückgereist. Ueber die europäischen Karten jener Gegend äußert er sich sehr absprechend; aber hat er selber sich bemüht, diesen Mangel abzuhelfen? „Die Zahl von Irrthümern in diesen Karten, was Grenzen, Ortsnamen ꝛc., von Auslassungen zu schweigen, anlangt, ist wahrhaft alarmirend. Da es ziemlich genaue einheimische Karten giebt, so ist das Vorkommen solcher Fehler erstaunlich." Wenn nur Mr. Hosie diese einheimischen Karten übersetzen und zugänglich machen wollte!

Afrika.

— Am 8. Oktober 1883 langten die Theile des Dampfers „Good News" der London Missionary Society glücklich in Liendwe an der Südspitze des Tanganika-Sees an. Das Verdienst, dieselben vom Njassa-See über Land hingeschafft zu haben, gebührt Mr. Frederik Moir von der „African Lakes Company", welche seit einigen Jahren am Njassa-See Handel treibt. Er legte die 292 engl. Meilen von Karonga am Nordwest-Ufer des Njassa bis Pambete, dem nächsten Hafen am Tanganika, in 31 Tagen zurück; von dort gingen die Schiffstheile zu Wasser nach dem 30 engl. Meilen entfernten Liendwe, wo Kapitän Hore seine Werkstätten zum Zusammensetzen des Dampfers hat. (Es ist das bereits das zweite Missions-Dampfschiff auf dem Tanganika, da nach „Ausland" 1884, S. 239 am 21. Mai 1883 in Udschidschi der „Morgenstern" vom Stapel gelassen wurde.)

— Aus Brüssel wird gemeldet, daß Hauptmann Grant Elliott zum Verwalter des Gebietes am Kwilu und Niadi, welches etwa den Umfang von England hat, ernannt wurde. Ferner hat die Internationale Afrikanische Association von den Eingeborenen die Küste zwischen 2° und 4° 40′ s. Br. erworben. Das Verhältniß ihrer Agenten zu denen Frankreichs soll ein herzliches geworden sein.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine nicht geringe wundärztliche Kenntniß besitzen nach Wilfred Powell („Unter den Kannibalen von Neu-Britannien", S. 144. Leipzig, F. Hirt u. Sohn, 1884) manche Eingeborene der Insel Neu-Britannien. Die Werkzeuge, deren sie sich dabei bedienen, sind ein Stück Obsidian, ein Haifischzahn und, wenn es zu beschaffen ist, ein Stück von einer Glasflasche. Im Falle eines Bein- oder Armbruches wird das Fleisch bis auf den Knochen aufgeschnitten, das zerbrochene Stück in seine richtige Lage gezogen, ein Stück Bambu unmittelbar auf den Knochen gelegt und die Wunde dann verbunden. Wenn der Knochen sich gesetzt hat, kommt der Bambu durch die Oeffnung des Schnittes heraus und die Wunde läßt man nun heilen. Powell hat Männer, welche sich dieser Behandlung unterzogen hatten, mit Leichtigkeit gehen sehen; ebenso sah er einen Mann, der falsche Zähne aus Perlmutter hatte. Um dergleichen einzusetzen, schneidet man das Zahnfleisch bis zum Knochen auf, führt ein Stück Perlmutter von der erforderlichen Größe in die Oeffnung ein, so daß es auf dem Knochen festsitzt, und läßt nun das durch ein Stück Bambu zusammengedrückte Zahnfleisch wieder zusammenheilen. Um die Heilung nicht zu stören, nimmt der Betreffende in der Zwischenzeit nur weiche Nahrung zu sich. Bei jedem örtlichen Leiden läßt man an der schmerzenden Stelle zur Ader. Hat jemand Kopfschmerzen, so binden sie ihm über der Stirne ein Band straff um den Kopf und machen dann tiefe Einschnitte in die Haut, bis reichlich Blut fließt. Wenn genug geflossen ist, hemmen sie die Blutung mit gebranntem Kalke. Es ist ein gewöhnliches Ding, jemanden mit solchen Aderlaßmalen auf Gesicht, Brust, Armen, Beinen und Bauch zu sehen.

Die Wundärzte sind auch Zauberer und Wind- und Regenmacher; sie behaupten, jede Krankheit heilen und jede Person, gleichviel wie weit entfernt, krank machen zu können, ebenso, daß sie Wind und Regen in ihrer Gewalt haben.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

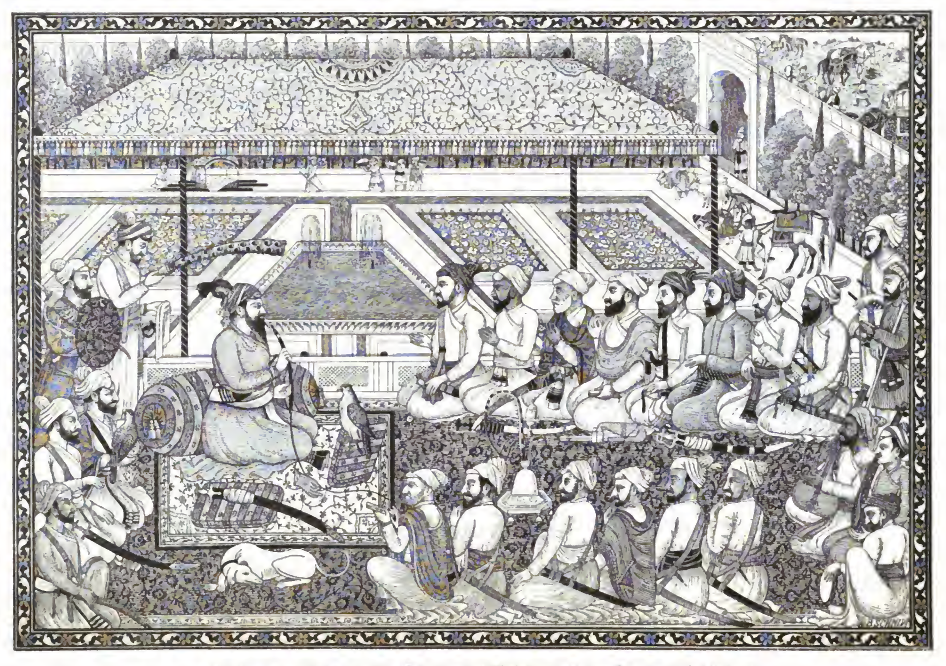
Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

VII.

Ueberhaupt erinnerte der Hofstaat Meta-Manghel's mit seinen malerischen Gewändern lebhaft an die alten einheimischen Gemälde, welche die Reisenden in Tschamba gesehen hatten. Es war eine Reihe von Miniaturbildern im Besitze des dortigen Radscha, welche Scenen aus dem Leben eines seiner Vorfahren vorstellten und die, was Frische des Kolorits und Zartheit der Ausführung anlangt, ihresgleichen suchen; sie stammen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Das bemerkenswertheste darunter ist dasjenige, welches unsere erste Abbildung wiedergiebt; es stellt einen Durbar am Hofe des Radscha dar und zeichnet sich durch die Menge der dargestellten Figuren (47) und feine, ausdrucksvolle Detailbehandlung aus. Man braucht die Gesichter der Personen nur genau zu betrachten, um sofort zu sehen, daß man es mit Porträts zu thun hat. Der Radscha, in geschmackvollem orangegelbem Gewande, mit einem reichverzierten Turban geschmückt, sitzt auf einem golddurchwirkten Teppich, der selbst wieder auf einem andern großen rothen indischen Teppich ruht, und lehnt sich gegen ein Ruhekissen. Hinter ihm stehen und sitzen seine Leibdiener und Waffenträger; der eine fächelt ihm mit einem Pfauenwedel Kühlung zu, der andere hält Köcher und Bogen, sowie einen prachtvollen, mit Gold eingelegten Schild; der dritte, mit besonders charakteristischen Zügen, trägt einen Edelfalken auf der Faust, und neben ihm sitzen noch zwei weitere Officiere. Auf dem golddurchwirkten Teppich des Radscha liegt sein Säbel und sein Handschuh aus feinem gesticktem Leder. Vor ihm sitzt ein anderer Edelfalke und etwas zur Seite liegt ein kaffeebrauner Tazi (persischer Windhund). Dem Fürsten gegenüber sitzen die Edlen seines Hofes, vierzehn an der Zahl; der eine stützt sich auf seinen Säbel, der andere hält ein Schreibzeug in der Hand, der dritte eine Blume; es sind durchweg scharf markirte Gesichter, deren Züge ihren nationalen Ursprung sofort erkennen lassen. Zur Rechten des Bildes, hinter den Edelleuten, sieht man drei Männer, welche singen und dazu Guitarre spielen, links im Hintergrunde eine Tragsänfte mit zwei Trägern, in der Mitte einige Landleute mit großen Körben voll Früchten, welche sie dem Radscha darbringen wollen. Rechts nahe dem Thore stehen zwei Pferde des Fürsten, die ein mit einem Jak-Wedel versehener Diener am Zaume hält, weiterhin zwei Ziegen, welche ein sich bis zur Erde verneigender Mann dem Radscha bringt. Unter dem Thore steht der Thürhüter auf seinen langen Stock gestützt, und außerhalb der Gartenmauer erblickt man einen Elephanten mit seinem Lenker, Soldaten, Musikanten, Polizeiofficiere und Pferde mit den Knechten. Dieses merkwürdige Bild genügt, um vor den Blicken dessen, der zu schauen versteht, ein Stück indischen Hoflebens zu entrollen; es ist in seiner Art ein Meisterwerk und von großem ethnographischem Werthe.

Der Bazar in Skardo, welcher aus einer einzigen langen Straße besteht, ist zwar arm an schönen Gegenständen, doch gelang es Ujfalvy, Kupfergeräthe von vollendeter Form und Arbeit, welche an die Gefäße aus Kangra und Tschamba erinnerten, zu erwerben. Der Radscha des letztern Gebietes hatte dem Reisenden bei dessen Anwesenheit als Gegengeschenk für einen kleinen Revolver jene herrliche alte Vase aus getriebener und gehämmerter Bronze übersandt, welche unsere zweite Abbildung darstellt. Der



Der Radscha von Tschamba und sein Hof. (Indisches Miniaturbild aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.)

Fürst, der sie von seinem Urgroßvater ererbt hatte, demselben, auf welchen sich das oben beschriebene Miniaturbild bezieht, hatte dies erwünschte Geschenk mit einem kurzen, nicht ganz fehlerfreien, aber doch leicht verständlichen und verbindlichen Billet in französischer Sprache begleitet. Unter den früher in **Kangra** erworbenen Gefäßen sind besonders einige Wasserpfeifen zu erwähnen, welche, wie die meisten dort verfertigten Metallgegenstände, aus einer Legirung von Kupfer, Blei, Eisen, Zinn, Quecksilber, Zink, Silber und Gold besteht. Zwei dieser Pfeifen stellen Blumenkelche dar, deren Blätter entweder mit zierlichen Ornamenten ciselirt oder reich mit Silber eingelegt sind; eine dritte aus gegossener Bronze ist viel älter und mit höchst eigenthümlichen primitiven Verzierungen versehen. Auch eine Lampe fand Ujfalvy dort, welche sieben schnabelförmige Brenner besitzt und dadurch an die alten hebräischen Leuchter erinnert, ferner Objekte aus der schon erwähnten Bidri-Legirung, welche nach der in Haiderabad gelegenen Stadt Bider ihren Namen führt und aus Kupfer, Blei und Zinn mit eingelegter Zeichnung in Silber besteht. Das Bidri, welches in Persien erfunden wurde, gehört zu den schönsten und kostbarsten Metallarbeiten; das South-Kensington-Museum in London besitzt davon etwa ein Dutzend Gegenstände, das „Musée de la marine“ in Paris fünf oder sechs, darunter zwei prachtvolle, über 75 cm hohe Vasen, für welche Napoleon III. 35 000 Francs bezahlt haben soll. Die alten Gegenstände aus Bidri sind übrigens sehr selten, und die Nachahmungen, welche in Purniah in Bengalen angefertigt werden, haben viel geringern Werth, da der Metallegirung viel Zink beigemischt ist, und die Silberplatten und Fäden sehr nachlässig eingelegt und überaus dünn sind. Das Bidri ist nicht mit den Damascirungen zu verwechseln, welche in Gudscherat und Sialkot fabricirt werden, und bei denen nicht Plättchen, sondern nur Fäden eingelegt werden. In Kaschmir, wohin diese Kunst gewiß aus Persien gelangte, verfertigte man früher eine besonders schöne Art Bidri mit Zeichnungen von Blumen, deren Blätter stets aus Silber, die Stengel und Staubfäden aus Gold bestehen.


Vase aus gehämmerter Bronze.
Geschenk des Fürsten von Tschamba.

In Baltistan erwarb Ujfalvy eine Anzahl alter Schmuckgegenstände, welche entschieden an ähnliche Objekte arabischen Ursprungs erinnern. Vielleicht, daß Handwerker dieser Nation einst von Fürsten Baltistan's in deren Land gezogen wurden, um ihrer Prachtliebe zu dienen. Jetzt wird nichts Derartiges mehr in Baltistan, wo diese Sachen sehr selten geworden sind, verfertigt, und auch aus dem benachbarten Kaschmir ist nichts Aehnliches bekannt. Eigenthümlich ist, daß in der baltistanischen Kunstornamentik, ebenso wie in derjenigen Jarkands, die heraldische Lilie eine große Rolle spielt, und man findet sie häufig als Silberanhängsel, in Jarkand auf Vasen aus getriebenem Kupfer und auf dem Rande von Teppichen. Von jenen alten Schmucken ist eine Anzahl auf unserer vierten Abbildung dargestellt; man findet dort sehr merkwürdige große scheibenartige Achselschnallen von Silber und Kupfer und mit Türkisen besetzt, welche eine Hauptzierde für die Baltis beiderlei Geschlechts bilden und wahrscheinlich nach arabischen Vorbildern angefertigt sind. Ferner giebt es sehr zierlich gearbeitete Armbänder, elegante Halsketten, reich mit Talismanen besetzte Frauenkappen, Zierrathe für kleine Mädchen, zahlreiche messingene Achselschnallen, oft von sehr geschmackvoller Arbeit, rechteckige, mit vielen Türkisen besetzte Talismane, wie sie sich ähnlich bei den Baschkiren von Orenburg und in Russisch-Mittelasien finden, und Peschawes, d. h. dreieckige silberne Schulterzierrathe mit an Kettchen hängenden Schellen, welche die Frauen von Skardo bis Tschitral hin tragen. Das Vorkommen all dieser Gegenstände beweist, daß das jetzt so arme, abgeschlossene und entlegene Ländchen in früherer Zeit einen ziemlich hohen Grad von Kultur besessen haben muß.

Außer derartigen Schmuckgegenständen kaufte der Reisende auch zahlreiche Kleidungsstücke von Baltis beiderlei Geschlechts; solche von Frauen waren oft ziemlich schwierig zu erwerben — „doch führte mir (so erzählt Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaja, S. 212) der Munschi Gân-Patra eines schönen Morgens ein ganz hübsches Baltimädchen zu, deren schmucke Kleidung mir aufgefallen war und für meine Sammlung erwerbungswerth erschien. Das Mädchen näherte sich ganz unerschrocken und ihre schwarzen feurigen Augen schienen gar keine Ueberraschung zu verrathen. Ich schickte mich eben an, den Munschi nach dem Preise der Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände zu fragen, als mir derselbe mittheilte, Meta-Manghel hätte mir das Mädchen als Angebinde überschickt. Ich erklärte meinem Freunde Gân-Patra, daß uns verheiratheten Europäern die Annahme von derartigen Geschenken untersagt wäre. Gân-Patra schüttelte ungläubig lächelnd das Haupt, ließ sich aber nichtsdestoweniger überzeugen, während das Mädchen bitterlich zu weinen begann über den angeblichen Schimpf, den ich ihr durch meine Weigerung angethan. Sie zog schmollend ab und meine Sammlung kam um einige interessante Kleidungsstücke und Schmuckgegenstände, und in der Folge gelang es mir nur mit der größten Mühe, einen entsprechenden Ersatz dafür zu finden.“

Anthropologische Messungen nahm Ujfalvy an acht verschiedenen Orten des Landes und an über 100 Individuen vor. Da die Baltis eine tibetische Mundart sprechen, welche von derjenigen in Ladak und bei den Tschampas nur wenig abweicht, so werden sie von englischen Reisenden, wie Cunningham, Drew und Biddulph, zu den „Mongolen“ gerechnet. Schon in Simla, wo Ujfalvy Gelegenheit hatte, zwanzig und einige Baltis zu messen, stieg ihm die Ansicht auf, daß er es mit Abkömmlingen von Ariern und nicht mit Tibetern zu thun habe. Der bekannte Dr. Leitner stimmte dieser Meinung bei, und auch Elisée Reclus hat sich in seiner „Géographie Universelle“ theilweise dazu bekannt; er sagt, daß bei den Baltis eine bedeutende Vermischung von arischem Blute vorkommt. Auch zeigt ein Blick auf die Abbildung von Dogra-Soldaten (siehe oben S. 244), daß man es in den Baltis nicht mit Tibetern zu thun hat, sondern mit Ariern, was auch die zahlreichen Messungen Ujfalvy's bestätigten. Die Nachbarschaft der

(tibetischen) Ladakis hat zwar zur Folge gehabt, daß sie häufig mit tibetischen Elementen versetzt sind; dennoch aber trennt sie eine tiefe Kluft anthropologisch von jenen und weist sie den Ariern zu.

Der Balti ist ruhig, sanft, arbeitsam, offen und gefällig gegen Reisende, weder so verschlossen wie der Ladaki, noch so verschmitzt wie der Dardu. Von den zahlreichen kleinen Völkerschaften, welche Ujfalvy im Himalaja kennen gelernt hat, hat ihm in moralischer Hinsicht keine so gut gefallen, als die freundlichen und friedsamen, dabei aber muthigen und gewandten Baltis. Sie sind Mohammedaner, entweder Schiiten oder Nurbakschi (eine Sekte, die zwischen den Sunniten, zu denen die Dardus gehören, und den Schiiten steht). Der Balti ist von mehr als mittlerer Größe, hat eine mäßig hohe, etwas gewölbte Stirn, vortretende Augenbrauenwulste, eine tiefe Einsattelung zwischen Nasenwurzel und Glabella, dichte, geschweifte, selten gekreuzte Augenbrauen, eine lange, gerade oder gebogene, im Ganzen schöne Nase, mittelgroßen Mund mit meist fleischigen Lippen, ovales Kinn, kaum merkbare Backenknochen und kleine an den Kopf anliegende Ohren, gerade geschlitzte, nahe an einander liegende Augen, stets gelocktes, rabenschwarzes, dichtes Haupthaar, dichten, meist schwarzen und seideartigen Bart, behaarten Körper, proportionirten Hals, kräftigen Rumpf und meist kleine Extremitäten. Vergleicht man diese Beschreibung mit der oben von den arischen Dardus gegebenen, so ergiebt sich, daß die Baltis diesen ziemlich nahe stehen; von den (tibetischen) Ladakis, auf welche später noch zurück zu kommen sein wird, unterscheiden sie sich namentlich in den Gesichtszügen, durch die Stellung der Augen, die Backenknochen, das Haupthaar und den Bart, lauter Merkmale, welche bei beiden Völkern derart von



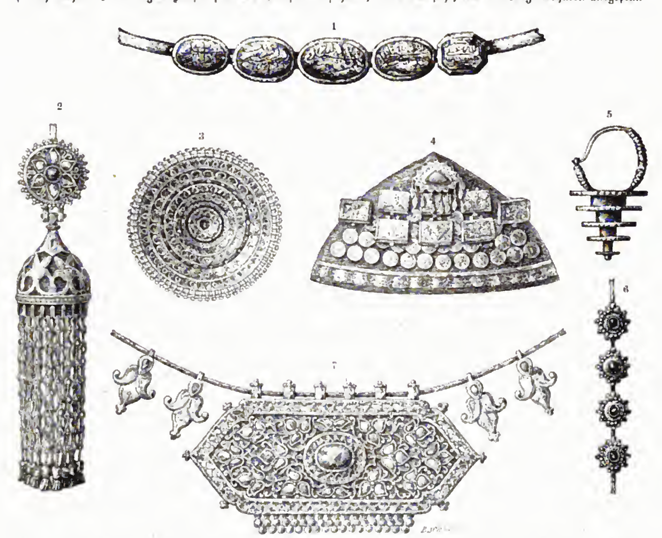
Antike Lampe und drei alte Wasserpfeifen aus ciselirter und niellirter Bronze (in Kangra erstanden).

einander abweichen, daß selbst ein Ungeübter auf den ersten Blick Angehörige beider Rassen von einander zu unterscheiden vermag.

Merkwürdig ist das Brandmal, welches die meisten Baltis in der Größe eines Fünfzigpfennigstücks auf dem Scheitel tragen; nach ihrer Angabe wird ihnen dasselbe in ihrer Jugend beigebracht, um sie von Kopfkrankheiten zu heilen oder dagegen zu schützen. Auch andere kranke Körpertheile werden gebrannt, um Heilung zu erzielen, wie ja auch die Hinduärzte bei heftiger Kolik glühende Eisenplatten auf die Fußsohlen der Kranken legen sollen.

Von Skardo aus besuchten die Reisenden das nördlich davon gelegene, vom Karakorum-Gebirge herabkommende Schigarthal. Die Straße zum Indus hinab ist mit Bäumen bepflanzt und senkt sich, beiderseits von Wassergräben eingefaßt, terrassenförmig ab. Eine primitive Fähre führte sie über den Strom; dann überstieg man auf einem in den Felsen gehauenen Wege einen kleinen Paß und gelangte in das Thal von Schigar, welches an großartiger Pracht dasjenige von Skardo noch übertrifft. Zu Füßen des Beschauers fließt der breite Schigar, ein Zufluß des Indus; an seinem Ufer zieht sich wohl 2 km weit eine herrlich grüne Oase hin, wohlbestellte Hirse- und Buchweizenfelder, Baumgärten, Gemüse- und namentlich Gurkenbeete, und aus dem Laubwerk ragen Moscheen, Grabmäler und Häuser freundlich hervor. In der Ferne zeigt sich der Boltoro-Gletscher, einer der größten auf der Erde, wenn man von denen Grönlands absieht, und ganz im Hintergrunde steigen die zum Karakorum-Gebirge gehörigen Bergriesen Gusch-brum (8043 m) und Dapsang (8613 m), der zweithöchste der bis jetzt gemessenen Gipfel, auf: ein Anblick von unvergeßlicher Pracht. Auch der Weg unten im Thale, welcher noch anderthalb Stunden für ein im Schritt gehendes Pferd in Anspruch nimmt, ist mit Bäumen bepflanzt und vortrefflich unterhalten, Dank der Einsicht des Gouverneurs Manghel-Tschu.

Die von Ujfalvy's Ankunft benachrichtigten Behörden von Schigar empfingen die Reisenden und boten ihnen unter einem schönen Baume Aprikosen, Aepfel und Trauben an, Früchte, welche als die besten in Klein-Tibet gerühmt werden. Der Ort ist weit ausgedehnter als Skardo und besitzt zwei, seit der Eroberung des Landes übrigens selten benutzte Polowiesen und, wie jeder größere Ort Baltistans, eine Bergfestung mit einer Besatzung von Dogras. Die Reisenden übernachteten in einem Hause, das sich durch Reinlichkeit auszeichnete; Möbeln oder Teppiche enthielt es freilich nicht. Die dortigen Häuser sind aus Rollsteinen und Strohlehm gebaut und besitzen im Erdgeschoß meist keine Fenster; die Einwohner, welche doch einen sehr langen Winter in diesen dunklen Räumen verleben müssen, begnügen sich mit der Thüre, vielleicht weil es wenig Holz giebt und Kohlenpfannen nicht im Gebrauche sind. Zur Sommerszeit errichten sie sich auf dem Dache eine Hütte aus Weidenzweigen. Als noch der etwa 5600 m hohe Paß Mustagh von den Karawanen benutzt wurde, war die kommercielle Bedeutung von Schigar gewiß bedeutender als heutzutage; aber die großen Schneemassen, welche sich dort angesammelt haben, und die Gefahr, von den Bergbewohnern ausgeplün-



1. Halsband aus gravirten Karneolsteinen (Skardo). 2. Antikes silbernes Ohrgehänge mit Türkisen (Skardo). 3. Antike silberne Achselschnalle mit Türkisen (Skardo). 4. Frauenkopfputz mit silbernen Verzierungen (Skardo). 5. Massiv silbernes Ohrgehänge (Gures). 6. Silbernes, mit Türkisen eingelegtes Kinderhalsband (Baltistan). 7. Antiker Halsschmuck aus Gold, Silber und Türkisen (Schigar).

dert zu werden, hat die Kaufleute von jenem Uebergange abgeschreckt. Der portugiesische Jesuit d'Espinha war der letzte Europäer, welcher ihn im Jahre 1760 überschritten hat. Unser Reisender aber konnte bei seinen beschränkten Mitteln nicht daran denken, diesen beschwerlichen und wegen der erforderlichen Menge von Lastthieren, Trägern, Lebensmitteln, Brennmaterial u. s. w. auch höchst kostspieligen Uebergang zu unternehmen; hatte er doch den Südabhang des Karakorum-Gebirges überhaupt nur erreichen können, weil er sich der Gastfreundschaft des Maharadscha von Kaschmir erfreute!

In Schigar, dessen Bewohner als die reinsten Vertreter des Baltivolkes gelten, erwarb Ujfalvy unter anderen alten Schmucksachen auch einen mit Türkisen reich besetzten Halsschmuck von Gold und Silber, welchen er für eine, mehrere Jahrhunderte alte arabische Arbeit zu halten geneigt ist (s. obenstehende Abbildung Nr. 7). Ebendaselbst werden aus einem grünen Specksteine, welcher sich ähnlich bei Wjernoje in Russisch-Turkestan findet, allerhand Gegenstände, wie Trinkschalen, Pfeifentheile u. s. w. angefertigt.

Zwei Tage später lagerten die Reisenden nahe der Stelle, wo der Schigar aus seinen zwei Quellflüssen, dem

Braldu und Bascha, entsteht, und Ujfalvy machte von dort einen Ausflug nach dem Dorfe Tschutrun am Bascha, wo er mehrere Pakschus und Schakschus traf und maß, welche über den Mustagh-Paß gekommen waren, um in Skardo für Goldstaub und Thierfelle Stoffe einzuhandeln. Ujfalvy fand, daß diese Stämme, welche im obern Thale des Jarkandflusses zwischen den Gebirgen Karakorum und Kwenlün nomadisiren und wegelagern, ihrer physischen Erscheinung nach zu den (arischen) Dardus gerechnet werden müssen. Den folgenden Tag erreichte man in einem an-



Blick auf das Karakorum-Gebirge bei Skardo.
(Nach einer Photographie.)

strengenden Marsche den fernsten Punkt, die kleine, romantisch gelegene Bergfeste Askole, welche fast am Fuße des Biafo-Gletschers liegt und den herrlichsten Ueberblick über das Eismeer des Karakorum gewährt. Ujfalvy erklärt, daß er diesen wirklich überwältigenden Anblick von ungeheueren Eismassen und himmelhohen Felsen der Aussicht von Schigar aus vorzieht. Wenn auch der Himalaja einen höhern Berg besitzt — ein Ruhm, den er bei besserer Untersuchung des Karakorum vielleicht einbüßen kann — so stellt sich letzterer doch als ein höherer und mehr einheitlicher

Kamm dar. „Am Abend — erzählt Ujfalvy — sahen wir am Horizont ein Naturschauspiel, welches man bei uns in Mitteleuropa Alpenglühen nennt; nur war es mehr ein schreckenerregendes Feuermeer, das wir vor uns hatten, als ein lieblicher Schimmer! Es ist eben immer alles vom asiatischen Standpunkte aus zu betrachten."

Nach einem beschwerlichen viertägigen Ritte langten die Reisenden wieder in Skardo an.

Die charakteristischen Beziehungen Pommerns zu seiner Geschichte und seinen Bewohnern.

Von Dr. Zechlin.

III.

Wir gingen von den Flüssen aus, um ihren Einfluß auf die Gründung der Städte und wiederum um den Einfluß der Städte auf das ganze Land zu zeigen; kehren wir nun zu unserm Ausgangspunkte zurück und sehen uns den Ursprung der Flüsse und ihr Quellgebiet näher an. Da haben wir die eigenthümliche Erscheinung, daß fast unsere sämmtlichen Flüsse Abflüsse von Seen sind. So entspringt z. B. die Leba aus dem Sianowosee, die Lupow aus dem Jassenersee, die Wipper aus dem Viallensee, die Persante aus dem (abgelassenen) Persanzigsee, die Rega aus dem Ritzigsee, die Drage aus den Fünfseen, die Ihna aus dem Enzigsee u. s. w. In ihrem obern Laufe durchströmen sie zahlreiche Seen, erhalten von denselben Zuflüsse und vergrößern dadurch ihre Gewässer. Daher sind die Seen die Wassersammler und Wasserreservoire unserer Flüsse und von um so größerer Wichtigkeit, als ein anderes Wasserreservoir, nämlich der Wald, immer mehr zu versiegen scheint. Ueberhaupt sind unsere Seen von großer kulturlicher Wichtigkeit; sie beleben aufs anmuthigste und schönste die Landschaft. Zwar fehlt ihnen der tiefblaue Untergrund der Alpenseen und deren pittoreske und malerische Ufer, aber trotzdem bringen sie ein erfrischendes und belebendes Element in jene; sie sind das flüssige, bewegliche Element im Gegensatze zum festen und steinigen. Sie überraschen um so mehr, je weniger man auf dem pommerschen Landrücken Naturschönheiten zu finden gewohnt ist. Wie schön nimmt sich der See aus, wenn man seine spiegelklaren Fluthen schaut, wenn man sich in schwankem Kahne auf seinen friedlichen Wellen schaukelt und sich in ihm das Blau des Himmels abspiegelt. Der Eindruck wird noch vermehrt, wenn die Ufer des Sees hoch sind und von Wald umgeben. So zeichnen sich einige Seen auf dem hinterpommerschen Landrücken durch malerische Lage aus, z. B. der Klantzigsee bei Schivelbein, die Fünfseen bei Polzin, der Virchowsee bei Neustettin, die Zechinenseen bei Gr. Pomeiske (Kr. Bütow); der Borresee an der Chaussee von Bütow nach Konitz; der Wussower- und Luggewiesersee bei Lauenburg. Neustettins Lage ist eine malerische, besonders wenn man die Stadt von dem gegenüberliegenden bewaldeten Ufer des Streitzigsees betrachtet. Daher hat sich auch die Volkssage der Seen bemächtigt, manche von ihnen sollen von unergründlicher Tiefe sein, ja eine ähnliche Sage, wie die griechische von Hero und Leander, spielt an den Ufern des Virchowsee. Namentlich dem heitern Völklein der Jugend sind unsere Seen eine ewig erfrischende Quelle der Freude und Erholung: im Sommer durch Baden und Kahnfahren, im Winter durch Schlittschuhlaufen und Schlittenschieben. Doch auch reellern Nutzen haben sie. An ihren Ufern wächst Schilf und Gras, sie selbst erzeugen viele und vorzügliche Fische, unter diesen ist die Madüe-Maräne wegen ihres Wohlgeschmackes geschätzt und berühmt, aber selten, dagegen die kleine Maräne in den Seen bei Tempelburg und Neustettin häufig. Auch die anderen Fischarten, wie Karpfen, Karauschen, Hecht, Barsch, Schleie u. s. w. gewähren einem großen Theil der Bevölkerung eine erhebliche Erwerbsquelle. In vielen Seen werden große Krebse gefangen, welche, wie aus den Seen um Falkenburg, bis nach Paris exportirt werden. Manche Seen des Belgarder und Neustettiner Kreises sind reich an Blutegeln, deren Einsammeln einen besondern Erwerbszweig ausmacht. Nach Meitzen [1]) werden jährlich über 14 Millionen Blutegel über Stettin ausgeführt, deren Gesammtwerth an Ort und Stelle bei mäßiger Veranschlagung 600000 Thaler übersteigt.

Ein großer Theil der Seen wird abgelassen. Sie bieten ein ergiebiges Feld durch Senkung des Wasserspiegels oder gänzliche Ablassung, neue zur Kultur geeignete Flächen, namentlich Wiesen, zu Tage zu fördern und die angrenzenden Grundstücke vor der Versumpfung zu befreien. So wurde 1856 der Dratzig-, Sareben- und Reppowsee im Neustettiner Kreise gesenkt, wodurch bedeutende Flächen trocken gelegt worden sind. Bemerkenswerth wegen ihrer Rentabilität ist die im Jahre 1859 mit verhältnißmäßig geringen Kosten ausgeführte Ablassung des Zemminsees, der früher für 14 Thaler jährlich verpachtet wurde, wogegen der abgelassene Seegrund von 190 Morgen für 16000 Thlr. verkauft wurde [2]). Auch zur Gewinnung von Mergel und Kalk werden Seen abgelassen. Namentlich ist im Lauenburger Kreise der Roschützsee, um Mergel zu gewinnen, trocken gelegt. So spenden sie gleichsam noch bei ihrem Scheiden Wohlthaten, indem üppiger Wiesenwuchs auf ihrem Boden gedeiht oder sie dem Forscher Kunde geben von einem längst verschollenen Geschlecht, das in ihnen Schutz vor Mensch und Thier suchte.

Nachdem wir nun des Wassers in seinen mannigfachen Beziehungen gedacht haben, erübrigt noch, auf die Beschaffenheit des Bodens, seine Fruchtbarkeit u. s. w. einzugehen und hieraus einige Schlüsse auf die Bevölkerung, ihre Lebensweise und ihre Sitten zu ziehen. Pommern gehört zur norddeutschen Tiefebene und hat dieselbe geologische Beschaffenheit wie diese. Der Hauptbestandtheil seiner Flächen ist das Diluvium und das Alluvialland, welches letztere sich durch Ansammlung der in den fließenden Gewässern fortgeführten theils schwimmenden, theils auf dem Grunde rollenden Sinkstoffe gebildet hat. Auf dem Diluvium lagern beträchtliche Massen fremdländischer Findlinge, die erratischen Blöcke, welche das Material zu den Bauten geben. Von älteren Gesteinen treten nur aus der Periode

---

[1]) Der Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates, Bd. II, S. 570.

[2]) Hoyer, Territorialgeschichte des Regb. Köslin 1868, S. 52. Hier findet sich auch ein Verzeichniß der im Kösliner Bezirk abgelassenen Seen.

der mesozoischen Formation in der Nordosthälfte Rügens, an der Peene bei Greifswald, auf Usedom-Wollin, bei Stepenitz und bei Schivelbein größere oder geringere Massen von Kreide auf; ebenso finden sich aus derselben Periode auf Wollin, bei Kammin und an der Persante weißer und brauner Jura. Unter dem Diluvium scheint die Braunkohlenbildung zu ruhen, wenigstens finden sich in ganz Pommern zahlreiche Stellen, wo dieselbe zu Tage tritt. So an der Oder und zwischen Wipper und Leba; allein im östlichen Hinterpommern hat die geologische Karte von Dechen 24 Punkte, an denen Braunkohle (Oligocän) konstatirt wurde, verzeichnet. Der Braunkohlenbildung entspringt die Soole, welche sich an den verschiedensten Stellen Pommerns findet. So finden sich Salzquellen, z. B. in Greifswald, Richtenberg, Kolberg u. a. O.[1]).

Aus dieser geologischen Beschaffenheit des Landes ergiebt sich, daß Pommern der Industrie, deren Entwickelung auf den Mineralschätzen der Erde beruht, entbehrt oder nach einem Ausdruck Kotta's keine bodenständige Industrie hat. Denn die Soole, die bei Kolberg dem Erdboden entquillt, wird nicht mehr zu Salz verarbeitet und ebenso steht der Braunkohlenbetrieb bei Podejuch still; nur einige Portland-Cementfabriken könnte man hierher rechnen. Solche giebt es zu Finkenwalde und Lebbin, auf der Insel Gristow und in Züllichow. Im Uebrigen beruht die Industrie Pommerns, wenn man von einigen Fabriken Stettins und Stralsunds absieht, wesentlich auf dem Schiffsbedarf oder den Bedürfnissen der Landwirthschaft und der Verwerthung ihrer Produkte. Solche Fabriken ersterer Art sind die großen Anstalten zum Bau von Schiffen und Maschinen in Stettin und Umgegend; Fabriken letzterer Art, die uns hier mehr angehen, sind über die ganze Provinz verbreitet. Auf der Ausnutzung des Holzes beruht der Handel mit demselben, die Dampfschneidemühlen, die Holzpappenfabriken, die Papierfabriken (Rathsdamnitz und Varzin), die Streichhölzerfabriken (Zanow) und die zahlreichen Glashütten. Zuckerfabriken giebt es verschiedene, selbst in Hinterpommern, z. B. bei Pyritz, bei Greifenhagen (Garden) und in Gramenz. Der Tabak, der besonders bei Fiddichow und Garz gebaut wird, wird in verschiedenen größeren Fabriken verarbeitet. Auf dem Bau der Kartoffel basiren die zahlreichen Brennereien, Stärke- und Dextrinfabriken (Daber). Außerdem in verschiedenen Ortschaften Fabriken mancherlei Art: Wollspinnereien in Ratzebuhr, Preßhefenfabriken, z. B. in Freienstein und Wopersnow; Dachpappen, Eisengießereien und Maschinenbauanstalten (Regenwalde). In einzelnen Gegenden werden noch besondere Industriezweige getrieben. In der Schlawer Gegend Leinwand- und Damastweberei; aus dem Dorfe Bale (Kreis Saatzig) kommen die Klammern.

In seinem plastischen Bau bietet Pommern im Ganzen betrachtet nicht große Verschiedenheit. Im Allgemeinen herrscht die Ebene vor, wenn sich auch häufig nicht unbedeutende Hügel finden, die eine abwechselnde Bodenbeschaffenheit bewirken. Ganz ebene Gegenden finden sich in Vorpommern, im Pyritzer und Saatziger Kreise und in einigen Küstenstrichen, in den übrigen Kreisen, besonders auf dem pommerschen Landrücken, ist das Terrain mehr oder weniger kupirt und hier erreicht es im Süden des Bütower Kreises bei Platenheim in einer Höhe von 256 m seinen Kulminationspunkt; in diesem und im Rummelsburger Kreise befinden sich zahlreiche Berge über 200 m. Ackerfelder, Seen, Sümpfe, Moore, Wiesen und Wälder ziehen in bunter Abwechselung an dem Auge des Reisenden vorüber. Ehe wir der ersteren gedenken, werfen wir noch einen Blick auf Pommerns Moore und Wälder. Die Moore, die ca. 10 Proc. der Gesammtfläche oder ca. 55 Quadratmeilen einnehmen, beschäftigen eine große Menge Menschen und versorgen uns mit Brennmaterial. In manchen Gegenden, wie z. B. in der Neustettiner, heißen dieselben Mössen. Dieselben machen einen eigenthümlichen Eindruck. Betritt man eine solche, so schwankt der Boden unter den Füßen, zu beiden Seiten des Weges stehen zwischen einzelnen Wassertümpeln große Torfhaufen; eine besondere Flora befindet sich hier, z. B. treten der Porst, die Sumpfheidelbeere und andere Moorpflanzen in großen Mengen auf; Kraniche und Kibitze umschwirren das Haupt des Wanderers, den ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit beschleicht. Die charakteristische Frucht des Moores ist der Buchweizen, auch Hafer, den aber gewöhnlich der Frost bezwingt, wird angebaut. Schon seit 100 Jahren hat man angefangen, die Moore zu entwässern und zu bebauen, wobei sich besondere Verdienste der Geheimrath Brenkenhoff erworben hat. Damals unter Friedrich dem Großen wurde ein Theil des Madüesees und des Vilm (bei Neustettin) abgelassen, die Moräste und Wiesen längs der Plöne urbar gemacht, ebenso das Thurbruch auf der Insel Usedom und die Sümpfe an der Leba und bei Schmolsin. Neue Ortschaften wurden angelegt und viele Kolonisten aus aller Herren Länder nach Pommern gezogen, allein unter Friedrich des Großen Regierung über 5000 Familien; manches schlechte Volk darunter, das sich mit der ansässigen Bevölkerung nicht vertrug und mit derselben in scharfen Gegensatz gerieth. Und noch heute sind die Unterschiede zwischen Bauern- und Kolonistendörfern nicht verschwunden.

Was den Wald betrifft, so beraubt sich Pommern leider dieses Schmuckes, den es früher in großem Maße besessen, immer mehr. Es ist eine der waldärmsten Provinzen des preußischen Staates, nur einige Kreise zeigen noch größere Waldflächen, wie der Ueckermünder (53 Proc. der Gesammtfläche), der Rummelsburger (35,9 Proc.) und der Bütower (30 Proc.); am wenigsten Wald besitzt der Pyritzer (5,3 Proc.) und der Greifenberger (8,8 Proc. der Gesammtfläche). So geht der kulturliche Einfluß des Waldes immer mehr verloren. Allerdings einige schöne Waldungen besitzt Pommern noch, z. B. bei Köslin, Misdroi, Heringsdorf, Saßnitz, Stettin u. a. O., in welchen sich der Wanderer an Waldesduft und Waldesfrische erquicken kann. Hoffen wir, daß die Ueberzeugung, die in dem Walde ein nöthiges Erholungs- und Erfrischungsmittel des ganzen Volkes erkennt, sich in immer weiteren Kreisen Bahn bricht. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbesitz, sagt Riehl[1]), ist gleich zu achten einer Nation ohne gehörige Meeresküste. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.

Abgesehen von diesen Beschränkungen kann der größte Theil der Bodenfläche zum Ackerbau verwandt werden, und Pommern ist daher mit Recht eine ackerbautreibende Provinz genannt worden, denn auch in den kleinen Städten nährt sich ein großer Theil der Bewohner vom Ackerbau, und viele Handwerker treiben die Landwirthschaft als Nebengewerbe. Auch in den höchsten Gegenden des Rummelsburger und Bütower Kreises, wenn sie auch klimatisch benachtheiligt sind, kann Ackerbau getrieben werden, daher

[1]) Vergl. von dem Borne, Zur Geognosie der Provinz Pommern. (Zeitschrift der geologischen Gesellschaft, Bd. 9, S. 473.)

[1]) Riehl, Land und Leute, S. 53.

übertrifft die Fläche, die bebaut wird, in allen drei Regierungsbezirken den Durchschnitt des ganzen Staates, in welchem die Ackerfläche 50 Proc. der Gesammtfläche beträgt. Dasselbe Verhältniß steigt im Rgbz. Köslin bis zu 52,6 Proc., im Rgbz. Stettin zu 54 Proc. und im Rgbz. Stralsund bis zu 64,7 Proc.

Allerdings ist die Ertragsfähigkeit des Bodens je nach der Zusammensetzung des Diluviums sehr verschieden. Im Verhältniß zu den übrigen Provinzen ist die Fläche der schweren Böden gering, dagegen sind die sogenannten gemischten Böden stark vertreten. Auf dem pommerschen Landrücken ist der Boden im Allgemeinen leicht, er leidet an zu großer Nässe und ist der Lehm, besonders in den Kreisen Rummelsburg und Bütow, von steriler Beschaffenheit; doch giebt es auch hier sehr schöne Güter, z. B. Hygendorf im Bütower Kreise; es wechselt die Beschaffenheit des Bodens sehr rasch; das eine Dorf hat fruchtbaren, humosen Lehmboden, während die Flächen des Nachbardorfes aus ödem Sande bestehen; besser ist der Boden in einzelnen Theilen des Neustettiner und des Dramburger Kreises. Die Hauptfrucht dieser Höhenkreise ist der Roggen und die Kartoffel, von der Rummelsburg und Bütow am meisten anbauen, nämlich über 12 Proc. der Ackerfläche. Weizen wird hier nur wenig, im Rummelsburger und Schivelbeiner Kreise gar nicht gebaut. Nach der Ostsee zu und an der nördlichen Abdachung des Landrückens wird der Boden recht ertragsfähig. Zwischen Stolp und Lauenburg befinden sich größere Striche tiefen Gerstbodens — das wendische Gerstland —, zwischen Stolp und Kolberg an der Küste entlang ein Strich milden und reichen Lehmbodens, der recht guten Weizen liefert. Leichte Strecken befinden sich zwischen Persante und Rega, hier liegt zwischen Körlin und Plathe eine ganz öde Strecke, das große Heideland genannt. Von letztgenannten Gegenden producirt der Kösliner Kreis am meisten Weizen, nämlich 3,5 Proc. der Gesammt- oder 6,8 Proc. der Ackerfläche, die zweite Stelle nimmt der Schlawer Kreis ein [1]).

Umgekehrt sind im Stettiner Regierungsbezirk die landeinwärts gelegenen Kreise bevorzugt vor den seewärts gelegenen; letztere haben neben vielem sandigen und moorigen Boden auch manchen fruchtbaren Lehmboden, z. B. im Kreise Greifenberg, wenn auch die Entwässerung eine schwierige ist. Nördlich von Stargard nehmen die sandigen Aecker zu. Gegen das Haff und den Dammschen See ist viel Bruchland; hier sind die pommerschen Wiesengründe. Auch Usedom-Wollin hat größtentheils Sandboden, ebenso Ueckermünde und Anklam. Dagegen beginnt südlich von Stargard der sogenannte Weizacker, den Merian feist und köstlich nennt, humoser Alluvialboden, der auch noch über Pyritz hinaus bei Bahn und Greifenhagen sehr ertragsfähig ist und erst dicht bei Fiddichow ganz steril wird, daher hier viel Tabak gebaut wird. Ebenso liegen auf dem linken Oderufer die vorzüglichsten Böden landeinwärts, wie im Demminer Kreise. In Folge dieser Bodenbeschaffenheit wird am meisten Weizen im Kreise Pyritz und Demmin (8,5 Proc. und 6,4 Proc. der Ackerfläche), fast gar keiner im Kreise Saatzig und Naugard producirt; viel Kartoffeln baut Ueckermünde (19,1 Proc. der Acker- oder 4,3 Proc. der Gesammtfläche). Wiesen haben am meisten die Kreise Anklam und Randow [2]).

[1]) Im Allgemeinen hat der Regierungsbezirk Köslin 8,3 Proc. Lehmboden, 34,9 Proc. gemischten Boden, 45 Proc. Sandboden, 7,8 Proc. Moorboden. Näheres bei Meitzen a. a. O. Neuere Daten giebt die „Bodenkultur des Deutschen Reiches“, herausgegeben vom Statistischen Amt 1878.

[2]) Im Allgemeinen hat der Regierungsbezirk Stettin 4,7 Proc. Lehmboden, 50,6 Proc. gemischten Boden, 29 Proc. Sandboden, 12,9 Proc. Moorboden.

Der Regierungsbezirk Stralsund hat fruchtbare, humose Lehmböden, die nur in der Mitte des Franzburger Kreises einen strengen Charakter annehmen. Auch die Insel Rügen hat guten fruchtbaren Boden; ganz leichten Sandboden hat nur die Insel Zingst und der Dars, daher auch auf ersterer im tiefen Sandboden Cichorien gebaut wird. Den besten Weizen producirt die Halbinsel Wittow, wie überhaupt der Kreis Rügen den meisten Weizen und die meiste Gerste im Regierungsbezirk und in der Provinz, nämlich 9,2 Proc. der Ackerfläche baut [1]). So konnte denn ein heimischer Dichter mit Recht singen:

Heil dir, Insel und Gruß, goldschollige, garbenbegabte.

Das Vorherrschen des Ackerbaues, das jahrhundertlange Wirken, Treiben und Beschäftigen in der unmittelbaren Natur bewirkt gemeinsame Eigenthümlichkeiten, die der ganzen Provinz eigen sind; die verschiedene Ertragsfähigkeit des Bodens modificirt dann den gemeinsamen Grundcharakter und verursacht in Bezug auf Bevölkerung, Ernährung, Sitten manche Verschiedenheiten.

Zunächst bedingt die Beschäftigung mit dem Ackerbau einen wesentlich konservativen Zug in der Bevölkerung, der noch in Pommern durch das Vorherrschen des großen Grundbesitzes verstärkt wird [2]). Der Landmann, an das ruhige, gleichmäßige Leben gewöhnt, ist Neuerungen abgeneigt und hält am Althergebrachten; neue Ideen finden nur langsam Verbreitung und Anklang; dabei ist er stolz auf seinen Besitz; er fühlt sich als freier Grundbesitzer und läßt sich nicht gerne von Anderen Vorschriften machen; am liebsten würde er auf seinem Gute selber die Exekutive ausüben. Ferner stählt die Beschäftigung mit der Landwirthschaft den Charakter, indem sie nur zu oft die Geduld des Landmannes auf eine harte Probe stellt und ihm ein ruhiges Ergeben in das Unveränderliche und Unvermeidliche zur Pflicht macht, sei es, daß die Ungunst der Witterung oder unverhoffte Unglücksfälle ihn treffen.

Der Mann bedarf der Geduld, er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen ruhigen Sinns und des graden Verstandes.

Wenn auch der Grad der Wohlhabenheit ein verschiedener ist, so ernährt doch die Provinz ihre Bevölkerung reichlich; Proletariat findet sich nur in den Städten, wenig auf dem Lande. Von den drei Hauptständen, Besitzer, Bauer und Tagelöhner erfreut sich der Bauer einer verhältnißmäßig großen Wohlhabenheit. Es giebt in Pommern, selbst auf dem Landrücken eine große Anzahl Bauerndörfer, deren Besitzer wohlhabend zu nennen sind. Dabei hat selbst der reiche Bauer einfache Bedürfnisse; er ißt und wohnt mit seinem Gesinde zusammen, geht selbst hinter dem Pfluge und läßt sich von seiner Frau oder Tochter sein Zeug weben; er hält das Geld fest und giebt nur ungern etwas aus. Nur bei besonderen Gelegenheiten, z. B. bei Hochzeiten, zeigt er seinen Reichthum; er ist zäh und starrköpfig und bildet sich nicht wenig auf seinen Stand ein. Heirathen unter seinem Stande sind streng verpönt; ja in manchen Gegenden, z. B. in dem fruchtbaren Rügenwalder Amt wird schon die Bauerntochter für verloren erachtet, die den Bauer eines Nachbardorfes heirathet. Daher giebt es in Haershagen (Kreis Schlawe) 23 Familien Hökendorf, die in Folge dieser Inzucht alle wenig Kinder haben. Wer den Bauer für dumm halten wollte, würde sich irren.

[1]) Der Regierungsbezirk Stralsund hat 6,4 Proc. Lehmboden, 62,6 Proc. gemischten Boden, 19,6 Proc. Sandboden, 10,0 Proc. Moorboden.

[2]) So z. B. beträgt die Zahl der Rittergüter im Stolper Kreise 165 mit ca. einer halben Million Morgen.

Wenigstens beobachte ich, daß die Juden, welche mit Bauern handeln, lange nicht so schnell sich ein Vermögen erwerben, als wenn sie mit Besitzern Geschäfte machen. Auch die Tagelöhner haben ihr Auskommen; außer ihrem allerdings geringen Tagelohn erhalten sie so viel an Naturalien, daß sie noch in guten Jahren etwas verkaufen können. Im Allgemeinen wird die Behauptung auf keinen Widerspruch stoßen, daß die Arbeiter bei wohlhabenden Besitzern, die Land und Leute kennen und Leute zu behandeln wissen, besser gestellt sind als auf Gütern, deren Besitzer oft wechseln. Dagegen herrscht in den Familien der freien Arbeiter oft bittere Armuth; für sie ist Fleisch ein Luxusartikel und nur Sonntags können sie sich einen Hering gestatten. Es würde zu weit führen und dem Zwecke dieser Arbeit nicht entsprechen, auf die mannigfachen Verhältnisse der Besitzer einzugehen. Unbestritten befindet sich ein großer Theil derselben in einer guten Lage; wo dies nicht der Fall ist, kommen oft andere, hier nicht zu erörternde Gründe in Betracht; namentlich kaufen sich häufig Besitzer aus anderen Provinzen in Pommern an, welche dann ihre agronomischen Grundsätze auf hiesige Gegend übertragen, Land und Leute nicht kennen, zu theuer wirthschaften und zumal bei geringem Kapital nicht im Stande sind, ihre Güter auf die Dauer zu halten.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

Von Zaisan über Chami nach Tibet und zu den Quellen des Gelben Flusses.

(Hierzu ein Kartenblatt.)

Der bekannte Asienreisende Prshewalski hat sich vor einigen Monaten abermals nach Tibet aufgemacht. Vorher aber hat er die Ergebnisse und Erlebnisse seiner letzten (der dritten), in den Jahren 1879 und 1880 unternommenen Reise in einem stattlichen, mit zahlreichen Abbildungen und Karten versehenen Bande der Oeffentlichkeit übergeben [1]). Wir wollen es versuchen, unseren Lesern hier in übersichtlicher Form die Hauptmomente der Reise vorzuführen; selbstverständlich können wir in das Detail der Schilderungen nicht eingehen.

I. Von Zaisan nach Satschen.

Die Expedition Prshewalski's sollte Tibet erforschen — das war die gestellte Aufgabe. Vom russischen Grenzposten Zaisan, welcher jetzt zur Stadt Zaisansk erhoben ist, über Hami, Satschen und Tzaidam wollte der Reisende in Tibet eindringen. Seinen früheren Erfahrungen nach durfte eine derartige Expedition nicht zu groß sein, nur 13 Personen zählte die Gesellschaft: Prshewalski nebst zwei Officieren, Eklon und Roborowski, einen Präparator, einen Dolmetsch, Abdul-Bassid-Jussupow aus Kuldscha, und acht Kosaken. Die Ausrüstung wurde so einfach als möglich gewählt. Zu einer mittelasiatischen Reise muß man vor allem viel Geld in der Tasche und gute Waffen in den Händen haben, sagt Prshewalski. An Provision wurde Ziegelthee, geröstetes Mehl (Dsamba), lebende Hammel und verschiedene Kleinigkeiten mitgenommen; zwei Zelte und die nöthigen Filzdecken; schließlich eine Anzahl vortrefflicher Gewehre, Flinten ꝛc. Die Geldmittel betrugen etwa 29000 Rubel (ca. 60000 Mark), davon ein Theil in Silberbarren und in Stücken. Das Gepäck wog im Ganzen ca. 200 Pud (1 Pud gleich 16 kg) und war in 46 Stücken so vertheilt, daß 23 Kameele gleichmäßig befrachtet werden konnten, d. h. je zwei Stücke auf ein Kameel kamen. Außer den 23 Lastkameelen wurden 4 als Reserve mitgetrieben; die acht Kosaken ritten auf Kameelen, die anderen Reisenden auf Pferden.

Am 21. März (a. St.) 1879 brach die Karawane vom russischen Grenzposten Zaisan [2]) auf, anfangs geführt von einem Kirgisen Mirsasch Aldiarow, mit dem Beinamen Batys, d. h. Bogatys (Held oder Ritter). Er war berüchtigt als Pferdedieb, hatte bereits gegen 1000 Pferde in seinem Leben gestohlen — allein als Führer schon eben deshalb brauchbar — er kannte Weg und Steg und hatte bereits 1877 Prshewalski von Kuldscha nach Gutschen geführt.

Bei 16 Grad Kälte und einem starken Schneegestöber kamen die Reisenden am 31. März an den See Ulungur und wandten sich um die Südspitze desselben zur chinesischen Station Bulun-tochoi, welche, obschon erst 1872 gegründet, dennoch schon wiederholt von den Dunganen zerstört worden war. An diesem See Ulungur war bereits 1253 der französische Mönch Rubruquis vorbeimarschirt.

Von Bulun-tochoi aus folgten die Reisenden dem Flusse Urungu, welcher, von Osten nach Westen fließend, in den See Ulungur fällt. Die Gegend ist eine Wüste, arm an vegetabilischem und animalischem Leben; nur dicht an den Ufern des Flusses waren Pflanzen und Thiere zu sehen. So ging es eine weite Strecke stromaufwärts, die große, von Gutschen nach Norden führende Fahrstraße wurde überschritten, immer weiter dem Flusse entlang. Der Fluß trägt hier den Namen Bulugun und nimmt erst, nachdem die von Norden kommenden Flüsse Tzagangol und Tschingil sich mit ihm vereinigt haben, den Namen Urungu an. Am 27. April war ein kleiner, südlich vom Bulugun gelegener See Gaschun-Nor erreicht; hier wurde gerastet und Jagd auf Wildschweine gemacht.

Während der Wanderung am Bulugun hin hatten die Reisenden wiederholt Gelegenheit, mit nomadisirenden Turgouten zusammenzutreffen. Dieselben, zum Stamme der Ölüt-Mongolen gehörig, sind nach der Meinung Potanin's die Ureinwohner dieser Gegend; sie nomadisiren jetzt an den Ufern der Flüsse Tschingil und Bulugun, also am Südabhange des Altai. Sie sind dem chinesischen Gouverneur in Kobdo untergeordnet und zerfallen in 5 Abtheilungen — Sumo — welche von eingeborenen Fürsten verschiedenen Ranges regiert werden; sie heißen deshalb Tabyn-sumin-turgout. Der andere Theil der Turgouten, Zochor-turgout genannt, wohnt in der nordwestlichen Dsungarei, südlich vom Tarbagatai- und Saur-Gebirge. Das sind dieselben Turgouten, deren Vorfahren von den Dsungaren verdrängt, am Ende des 17. Jahrhunderts in die Gegend zwischen Wolga und Ural eindrangen und in die russische Unterthan-

[1]) St. Petersburg 1883, 474 S. gr. 8°. Mit 2 Karten, 108 Bildern und 10 Holzschnitten im Text. (Die Kosten der Herstellung beliefen sich auf ca. 15000 Rubel.)

[2]) In Eigennamen bedeutet z den weichen s-Laut (wie im Französischen), s den harten, gleich dem deutschen ß.

schaft eintraten. Später, im Jahre 1770, zog der größte Theil dieser Turgouten nebst ihren Stammesgenossen, den Choschoten, Dulboten, Choiten und Olüten, welche erst kurz vorher vom Ili zur Wolga gewandert waren, im Ganzen etwa 460 000 Kibitken (Zelten = Familien) unter Leitung des Chans Ubaschi plötzlich wieder ins Innere von Asien zurück, zuerst an den See Balkasch, später in das Iligebiet. Trotzdem daß auf dem Marsche viele Menschen umkamen, erreichten dennoch etwa 280 000 Individuen beiderlei Geschlechts den Ili. Sie unterwarfen sich den Chinesen und wurden in verschiedenen Gegenden der Ili-Provinz, auch auf dem Plateau Juldus (im Tiën-schan) angesiedelt. Hier blieben sie bis zum letzten Dunganenaufstand. Nachdem sie aber von den chinesischen Insurgenten geplündert worden waren, zog ein Theil südlich vom Tiën-schan in die Umgebung der Stadt Karaschar, ein anderer Theil wandte sich in die Tsungarei zu den Stammesgenossen; wieder ein Theil siedelte sich im obern Ilithal an, in den früheren russischen Besitzungen von Kuldscha. Nach der schließlichen Eroberung des kaschgarischen Reiches durch die Chinesen im Jahre 1878 zogen die Turgouten abermals vom Ili zum Juldus-Plateau und nach Karaschar.

In ihrem äußern Ansehen unterscheiden sie sich scharf von den eigentlichen Chalcha-Mongolen. Sie sind von mittlerm Wuchse, nicht groß und ihr Körperbau ist nicht kräftig; derselbe ist eher als zart und hager zu bezeichnen, insbesondere die Weiber sehen sehr schwächlich aus. Es unterscheidet sich der Turgoute vom Chalcha-Mongolen auch in seinem Charakter. Freilich ist der Turgoute, wie jeder Mongole, vor allem faul und feige, aber der Chalcha ist gastfreundlich und gutmüthig. Die Turgouten dagegen können, von wenigen Ausnahmen abgesehen, sogar mit den Chinesen in Falschheit und Bestechlichkeit wetteifern. Ihre Kleidung besteht wie bei allen Mongolen aus einem langen Rock (schlafrockähnlich), welcher aus chinesischem Dalemba (Drillich) angefertigt ist und mittels eines ledernen Riemens in der Taille zusammengehalten wird; am Riemen hängt ein Feuerzeug und ein chinesisches Messer. Alle Turgouten tragen chinesische Stiefel, auf dem Kopfe einen niedrigen Filzhut. Im Winter tritt an die Stelle des Rockes ein Pelz, an die Stelle des Hutes eine Pelzmütze mit breiten Ohrenklappen und einem Nackenschild. Die Turgouten rasiren das Kopfhaar bis auf einen Zopf am Hinterhaupt; die Barthaare scheinen sie auszuzupfen. Die Frauen tragen Gewänder, welche denen der Männer sehr ähnlich sind; die Haupthaare werden sehr sorgfältig gekämmt, nicht selten mit starkem Leim geschmiert.

Die Sprache der Turgouten unterscheidet sich, wie es scheint, nur wenig von der der Chalcha. Ihre Religion ist die buddhistische, doch sind sie offenbar nicht so streng in der Beobachtung aller Vorschriften wie die übrigen Mongolen, welche immerwährende Beziehung zu Tibet unterhalten. Sie wohnen wie alle Mongolen in Filzjurten (Zelten). Solche Jurten stehen einzeln, oder einige beisammen, aber bilden niemals große Komplexe (Aul = Dorf), wie z. B. bei den Kirgisen. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht. An einigen geeigneten Plätzen wird wohl auch Ackerbau betrieben, doch nur nebenbei als Aushilfe; eine derartige Arbeit gefällt dem Turgouten ebensowenig wie jedem andern Nomaden.

Das durchwanderte Gebiet — eine trostlose Oede — bezeichnet Prshewalski als die tsungarische Wüste; sie wird nach Norden begrenzt vom Altai, nach Süden vom Tiën-schan, nach Westen vom Saur-Gebirge und den vom Tarbagatai zum Tiën-schan hinziehenden Bergen; nach Osten verengt sich das Gebiet, weil hier der Altai und der Tiën-schan sich einander nähern, hier geht die tsungarische Wüste über in das weite Wüstengebiet Mittelasiens. Einst war die ganze centralasiatische Wüste ein großes Meer, das Chanchai der Chinesen, und die tsungarische Wüste war damals ein kleiner Busen desselben. Die Wüste stellt jetzt eine wellige, etwa 2500 Fuß (750 m) sich über dem Meeresspiegel erhebende Ebene dar, in welcher sich im Norden und Osten Kieselsteine und Kies, im Westen Löß, im Süden Flugsand findet. Das Gebiet ist äußerst wasserarm, nur im Norden fließt der Fluß Urungu, welcher eine tiefe, 300 bis 400 Fuß (90 bis 120 m) unter dem Niveau der Ebene gelegene Rinne darstellt; mehr im Centrum liegt der See Ajar-noor mit seinen Zuflüssen, welche vom Tiën-schan kommen, und im Westen der Salzsee Orchu. Das Klima ist dem der Gobi gleich, außerordentlich rauh und namentlich reich an Stürmen, was für jene Wüste charakteristisch ist. Besonders im Frühling, aber auch im Winter wehen heftige Stürme aus Westen und Nordwesten, selten im Sommer und im Herbst, dann aber aus Süden und Südosten. Die Stürme sind das Resultat der ungleichen Erwärmung resp. Erkältung der Luftschichten in der Wüste und der angrenzenden Länderstrecken.

Die Vegetation ist überaus ärmlich, fast gar keine Bäume sind sichtbar, höchstens nur unmittelbar am Flusse. Unter den Pflanzen sind aber zwei von der größten Wichtigkeit für die Menschen und die Thiere: die eine ist der Salzstrauch (Saksaul, Haloxylon Ammodendri), dessen Verwendung als Brennmaterial bekannt ist; die andere, Lasiogrostis splendens, ist noch viel wichtiger; es ist ein hohes, zur Familie der Gräser gehöriges Gewächs. Der mongolische Name ist Dyrissun, der chinesische Tschij; es dient als Futter für das Vieh, als Zufluchtsort für die wenigen Säugethiere und Vögel der Steppe; den Einwohnern ferner zur Herstellung verschiedener Hausgeräthe und Körbe. Der Dyrissun ist gleich dem Saksaul über ganz Centralasien verbreitet; nach Norden bis zum 48° n. Br., die Südgrenze ist Tzaidam im Norden von Tibet und steigt hoch hinauf ins Gebirge bis zu einer Höhe von 13 000 Fuß (3900 m). Die Pflanze liebt einen lehmigen, etwas salzigen Boden, wächst in einzelnen Büschen und erreicht eine Höhe von 1,5 bis 1,8 m, bisweilen auch von 2,1 bis 2,7 m.

Auch die Fauna ist sehr arm. In der eigentlichen Wüste finden sich nur 13 verschiedene Species von Säugethieren; darunter zwei Antilopenarten (A. subgutturosa und A. saiga). Bemerkenswerth ist das wilde Kameel (Camelus bactrianus ferox) und das wilde Pferd (Equus Prshewalskii), daneben der Dschiggetai (Asinus hemionus) und der Chulan (A. onager). Da die Vögel kein besonderes Interesse (160 Arten) bieten, so bleiben wir bei dem interessanten Vorkommen des wilden Pferdes und Kameeles stehen.

Das von Prshewalski aufgefundene wilde Pferd, welches durch Poljäkow dem Entdecker zu Ehren E. Prshewalskii benannt worden ist, besitzt gewisse dem Esel eigenthümliche Kennzeichen, nähert sich aber in anderen zoologischen Merkmalen (Schädel, Hufe, Schwielen an den Hinterbeinen) und im ganzen Habitus außerordentlich dem Hauspferd, so daß es neben das letztere zu stellen ist. Nach Poljäkow steht das wilde Pferd zwischen Esel und Hauspferd, vielleicht ist es der Stammvater verschiedener Rassen des Hauspferdes, welche unter dem Einfluß der Zähmung durch die Menschen allmählich vom ursprünglichen Typus abgewichen sind. Das wilde Pferd — bisher besitzt die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg das einzige nach Europa gekommene Exemplar — ist klein, höchstens von mittlerer

Pferdegröße, der Kopf verhältnißmäßig groß, die Ohren kürzer als beim Esel, die Mähne kurz, borstig dunkelbraun, auf dem Rücken keine Streifen; die Farbe des Rumpfes ins Graue spielend, an der untern Bauchgegend fast weiß, am Kopfe röthlich, die Schnauze weiß. Das (Winter-) Haar ist ziemlich lang, die Beine verhältnißmäßig dick, von weißlicher Farbe, die Hufe rundlich und recht breit. Die Kirgisen nennen das wilde Pferd „Kertag" (nicht Surtake, wie Poljäkow nach Brehm schreibt; mit dem Namen Sustaj bezeichnen die Kirgisen den Tschiggetai, Asinus hemionus), die Mongolen Také. Es lebt in der wildesten Gegend der tsungarischen Wüste in kleinen Herden von 15 bis 20 Stück, welche unter Aufsicht eines erfahrenen alten Hengstes stehen. Die Thiere sind außerordentlich vorsichtig und mit ausgezeichnetem Gesicht, Gehör und Geruch begabt. Die Jagd auf sie ist deshalb außerordentlich schwierig.

Besonders hervorzuheben ist, daß das wilde Pferd nur in der Tsungarei vorkommt; in anderen Gebieten Centralasiens ist es nicht angetroffen worden. Die Erzählung der Mongolen, daß es am Lob-nor existire, hat sich nicht bestätigt.

Das wilde Kameel, welches gleichfalls in der tsungarischen Wüste lebt, ist längst bekannt; schon die alten chinesischen Chroniken erzählen davon, Marco Polo kennt es; die neuen Reisenden seit Pallas schreiben davon, doch scheint von diesen letzteren niemand ein Exemplar gesehen zu haben. Prshewalski war so glücklich, wilde Kameele schon auf der Reise zum Lob-nor zu sehen. Nach Poljäkow unterscheidet sich dasselbe vom gezähmten dadurch, daß es kleinere Höcker und keine Schwielen an den Knien der Vorderfüße hat; überdies existiren kleine Differenzen am Schädel. Das Gebiet, in welchem das wilde Kameel noch heute vorkommt, ist weit größer als das des wilden Pferdes. Es ist charakterisirt durch schwer zugängliche Partien von Triebsand, woselbst das Thier sich vor dem Menschen verbirgt. Das wilde Kameel bewohnt, außer der eben genannten tsungarischen Wüste, noch ferner die Wüsten am untern Tarim, am Lob-nor und die von Chami; dann die südliche Tsungarei nördlich von Gutschen und Manas, endlich die tibetischen Vorberge im nordwestlichen Tzaidam — die Sandanwüste bei Syrtju und die wüste Umgebung des Sees Chuitun-noor.

Bei Gelegenheit der letzten Reise hat Prshewalski dem wilden Kameele weiter keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt; vieles darauf Bezügliche hat er bereits früher in seinem Bericht über die Reise zum Lob-nor mitgetheilt.

Nachdem die Reisenden 4 Tage am See Gaschun-nor verweilt hatten, nahmen sie einen Turgouten als Führer und verließen am 2. Mai den See, um sich direkt nach Süden zu wenden. So wanderten sie weiter fort über die leicht wellige, hier und da von größeren Bergrücken durchzogene Wüste, hatten sehr warme Tage und sehr kühle Nächte, mitunter nur 2° am Morgen, dabei eine außerordentliche Klarheit der Luft, welche sie vielfach über die Entfernung täuschte. Am 18. Mai lagerten sie endlich 20 Werst von der Stadt Barkul, beim chinesischen Dorfe Sjänto-chaus in einer weiten Ebene.

Die Stadt Barkul liegt unweit des gleichnamigen Salzsees [1]), am nördlichen Abhange des Tiën-schan. In die Stadt selbst kamen die Reisenden aber nicht, denn sie vermieden die allzu nahe Berührung mit den Chinesen, speciell mit der chinesischen Armee, darum hatten sie nicht den direkten großen Weg von Bulun-tochoi über Gutschen nach Barkul gewählt, sondern waren auf einem Umwege nach Barkul gelangt. Von dort aus zieht sich eine große, zum Fahren geeignete Straße am nördlichen Abhange des Tiën-schan hin, welche deshalb auf chinesisch Bei-lu, d. h. die nördliche Straße genannt wird; sie läuft von Barkul über Gutschen, Urumtschi, Manas, Schiho, Dshinho, über den Engpaß von Talki bis nach Kuldscha. Bei Barkul überschreitet sie das Tiën-schan-Gebirge, um nach Chami zu gelangen, von wo aus eine zweite Fahrstraße am südlichen Abhange des Gebirges sich hinzieht, Nan-lu genannt, über Pitschan, Tursan, Karaschan, Kurtjä, Kutscha, Bay, Aksu nach Kaschgar.

In Barkul wurde durch Vermittelung des dahingeschickten Tolmetschen Einkäufe zu sehr hohen Preisen gemacht, denn in Folge der Anwesenheit größerer chinesischer Truppenmassen waren alle Gegenstände enorm im Preise gestiegen. Gleichzeitig wurde ein Führer nach Chami erbeten, welcher unter Begleitung von sechs chinesischen Soldaten als Ehrenwache die Reisenden geleiten sollten. Sobald derselbe eingetroffen war, wurde zum Weitermarsche aufgebrochen. Man gelangte bald auf die große, von Barkul nach Chami führende Landstraße, überschritt am 24. Mai den Tiën-schan (die Paßhöhe von ca. 8700 Fuß [2650 m] Höhe heißt Koschety-daban) und erreichte sehr bald die am südlichen Abhange des Tiën-schan liegende Stadt Chami, bereits 1067 Werst (Kilometer) vom Ausgangspunkte, dem Zaisanposten entfernt. Auf diesem Wege hatte Prshewalski in Folge der steten Beaufsichtigung seitens der ihn begleitenden chinesischen Wache die Wegaufnahme nicht machen können; überhaupt war die chinesische Wache eher hinderlich als förderlich.

Die schon in alten Zeiten bekannte Oase Chami oder Komul ist der östlichste Punkt einer ganzen Reihe von Oasen, welche sich längs dem nördlichen wie südlichen Abhange des Tiën-schan hinziehen; derlei Oasen trifft man am Abhange des Pamir, an den Abhängen des Kuen-lun, des Altyn-tag und des Nanschan. Es sind das die einzigen Punkte am Rande der großen Wüste, wo ein seßhaftes Leben möglich ist. Dort, wo ein Flüßchen vom Berge rinnt, wo Wasser sich sehen läßt, da kann der Mensch sich ansiedeln, da kann er dem Boden Früchte und Brot entlocken. Chami [1]) liegt etwa 40 Werst (Kilometer) vom südlichen Abhange des Tiën-schan entfernt, in der absoluten Höhe von 2600 Fuß (790 m); die Ausdehnung der Oase ist nur gering, etwa 12 bis 15 Werst (Kilometer) von Osten nach Westen und etwas weniger von Norden nach Süden. Der Boden ist lehmig-sandig, aber fruchtbar, ein kleines vom Gebirge herabströmendes Flüßchen spendet das segensreiche Wasser: Getreide, Weizen, Hirse, Gerste, Hafer, Erbsen gedeihen gut, daneben werden Gartengemüse gezogen; die Arbusen und Melonen, namentlich letztere, sind sehr berühmt. Gegenwärtig giebt es wenig Gärten und fast gar keine Bäume, weil in den letzten Kriegsjahren alles vernichtet wurde; nur in dem mohammedanischen Stadtviertel sind noch einige alte Bäume stehen geblieben. Die Fauna der Oase ist arm, und bietet nichts Bemerkenswerthes, bis auf das Vorkommen der bösartigen Phalange (Galeodes sp.).

Die Eingeborenen Chamis sind die Nachkommen der alten Uiguren, welche sich später zum Theil mit den Mongolen, zum Theil mit Einwanderern aus Turkestan vermischt haben. Es sind alles Mohammedaner und erinnern in ihrem Aeußern an die kasanschen Tataren. Sie nennen sich selbst Tarantscha; von den Chinesen werden sie Tschantu

[1]) S. Abbildung desselben, „Globus" Bd. 43, S. 114.

[1]) S. Abbildungen aus Chami, „Globus" Bd. 43, S. 100 und 101.

oder auch Choi-choi genannt, doch ist der letztere Name nicht charakteristisch, insofern damit alle Mohammedaner Chinas (die Dunganen) bezeichnet werden. — Die Volkstracht der Einwohner von Chami besteht aus einem weiten bunten Gewande. (Derartige schlafrockähnliche Gewänder nennt der Russe Chalat, im Deutschen existirt kein entsprechendes Wort; es ist ein weiter Rock ohne Taille, vielleicht am ehesten zu vergleichen mit einem Kleidungsstück, das als Talar bezeichnet zu werden pflegt; ein Talar ist aber faltig, ein solches Chalat nicht.) Charakteristisch ist eine zugespitzte, auf den Hinterkopf gesetzte Mütze, welche aus rothem oder grünem Sammet oder Tuch gefertigt und mit einer schwarzen Troddel verziert ist. Nach einer beigefügten Abbildung gleicht eine solche Mütze der Kopfbedeckung, wie Matrosen dieselbe tragen; während bei diesen aber die Spitze der Mütze durch einen Knopf verziert wird, tragen die Bewohner von Chami eine nach hinten herabfallende Troddel. Die Kopfbedeckung ist dieselbe bei Männern wie bei Frauen. Die Frauen tragen statt des Rockes einen langen hemdartigen Kittel und darüber eine Jacke ohne Aermel. Ein Turban wird nicht getragen. Einzelne bedienen sich auch der gewöhnlichen chinesischen Tracht. Die Männer rasiren sich das Kopfhaar gänzlich ab, und die im chinesischen Dienst befindlichen lassen einen Zopf stehen. Die Frauen tragen das prächtige Haar frei herabhängend; die unverheiratheten flechten das Ende zu einem, die verheiratheten zu zwei Zöpfen zusammen. Sie treten schon früh, oft mit 12 Jahren in die Ehe. Im Allgemeinen sind die Frauen von mittlerem Wuchs, hübsch, mit schwarzen Augen, Augenbrauen und Haaren und schönen Zähnen. Leider schminken sie ihr Gesicht gleich den Chinesinnen. Sie genießen große Freiheit, gehen auf der Straße ohne Schleier und sind sehr leichtfertig.

Die Tarantschen werden durch ihre einheimischen Fürsten regiert; ein solcher Fürst hat chinesischerseits den Titel Dsjun-wan, d. h. eines Fürsten dritten Ranges. Zur Zeit, als Prshewalski in Chami war, regierte die Wittwe eines im Kriege gefallenen Wans, eine Frau von 54 Jahren. Unter ihrer Botmäßigkeit standen 8000 Tarantschen, vor dem Dunganenaufstand aber war die Zahl viel größer gewesen. Damals war das Ansehen und die Macht ihrer Fürsten viel größer als jetzt, wo die Chinesen die Gewalt in ihren Händen haben. Die Tarantschen zahlen den Chinesen Steuern, aber die Fürstin erhält 40 Jamben Silber (= 8000 Reichsmark) „zur Schminke“, wie die Chinesen sagen.

Chami ist sowohl in strategischer, als in handelspolitischer Beziehung überaus wichtig, weil durch Chami der einzige Weg aus Westchina sowohl nach Satschen und Ansi, als auch nach Ostturkestan und der Tsungarei geht.

Wir können auf die Schilderung des fünftägigen Aufenthaltes in Chami nicht weiter eingehen; es genügt zu bemerken, daß die Stadt etwa 10 000 Einwohner hat, darunter 1500 Chinesen, 2000 Dunganen (Tarantschen) und 4500 chinesische Soldaten. Während der Insurrektion blieb es den Chinesen ergeben, wurde aber dreimal von den Dunganen genommen und geplündert. Der Kriegsgouverneur von Chami Min-tschun, welcher im Range eines Tschin-tsai mit dem Beinamen Da-shen (großer Mensch) stand, war äußerst zuvorkommend und erwies sich als intelligent und hilfreich. Die Officiere dagegen, sowie die Chinesen selbst, beunruhigten die Reisenden durch ihre stete Neugier und Habsucht, wie das auch sonst von den Chinesen bekannt ist. Nachdem die Reisenden verschiedene chinesische Diners beim Gouverneur mitgemacht und eine Anzahl Einkäufe besorgt hatten, verließen sie am 1. Juni unter dem Geleit einiger chinesischer Soldaten Chami. Der Officier, welcher die Soldaten befehligte, war auffallender Weise sehr zurückhaltend und belästigte die Reisenden gar nicht. Dagegen litten dieselben außerordentlich durch die Hitze; nur in der Nacht von 12 Uhr ab bis 9 Uhr Morgens konnte marschirt werden. Die Chamiwüste ist erschrecklich trostlos, der Wassermangel sehr groß. Die große, nach Ansi führende Straße, welche die Reisenden benutzten, war aber sehr belebt und dadurch der Wassergebrauch an den Brunnen sehr stark. An der Station Ku-si ließen die Reisenden den Weg nach Ansi links liegen und bogen westlich auf die große, nach Satschen führende Straße. Sie passirten einige unbedeutende Bergzüge, überschritten den Fluß Bulungir (welcher vom Nan-schan entspringt und bei Ansi vorbeifließt), hatten einen furchtbaren Südweststurm auszuhalten und kamen endlich in Satschen an. Die Chamiwüste mit ihren Schrecknissen lag endlich hinter ihnen.

Sklaverei und Panampoana auf Madagaskar.

H. G. Die Besitzer der „Argus“ und „The Australasian“ in Melbourne hatten zu Anfang dieses Jahres auf ihre Kosten einen ihrer Mitarbeiter, Mr. Garnet Walch, nach Madagaskar geschickt, um sich über die dortigen Zustände zu informiren und darüber an die Redaktionen dieser Blätter zu berichten. Wir entnehmen dem interessanten Kapitel über „Slavery and Panampoana“ die folgenden Notizen.

Sklaverei besteht noch immer in Madagaskar, und die Missionare sind dagegen machtlos. Jeden Freitag wird in der Hauptstadt Antananarivo ein Sklavenmarkt abgehalten, auf welchem ein- bis zweihundert arme Geschöpfe, meistens Knaben und Mädchen, feil geboten werden. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, würde ein Madagasse, welcher keine Sklaven besitzt, schlimm daran sein. Die Geistlichen, ja selbst die Kirchen besitzen solche. Die Sklaverei beschränkt sich indessen auf die Insel selbst; Export wird schon seit langer Zeit nicht mehr betrieben, und in Folge dessen haben denn auch die früheren häufigen Bürgerkriege, welche von den Häuptlingen nur unternommen wurden, um Gefangene zu machen und sie zu guten Preisen nach auswärts zu verkaufen, aufgehört. Die jetzigen Sklaven sind die Nachkommen früherer Kriegsgefangener. Ein männlicher Sklave wird mit ungefähr 6 Pfd. St. bezahlt, die weiblichen haben einen höhern Werth und erzielen 8 bis 10 Pfd. St., ja wenn sie die schönen seidenen Lambas zu weben verstehen, sogar bis 30 Pfd. St. Auf alten Besitzungen mit Sklaven, die dort geboren wurden, besteht eine Art patriarchalischen Verhältnisses. Oft werden die Sklaven vermiethet und sie behalten dann gewöhnlich die Hälfte vom Verdienste für sich. Manche miethen sich auch selber aus, um irgend eine Arbeit in Akkord zu übernehmen, und zahlen

in diesem Falle eine monatliche Pauschsumme an ihre Herren. Man sollte meinen, daß sie mit dem so gewonnenen Verdienste sich ihre Freiheit erkaufen wollen. Das ist aber nicht so. Sie ziehen in der Regel den Schutz ihrer Herren der madagassischen Pseudofreiheit vor und kaufen sich lieber für ihr Geld wiederum Sklaven, welche sie zu ihrem Vortheile ausnutzen.

Die Sklaven für häusliche Dienste werden mit Güte und zu viel Nachsicht behandelt und haben sehr wenig zu thun. Sie sind am besten daran und werden von denen, welche andere Arbeiten verrichten müssen, beneidet. In einem Haushalte, der sich füglich mit zwei oder drei Sklaven besorgen ließe, findet man eine ganze Anzahl derselben, die einander nur im Wege sind und ihre Zeit größtentheils mit Spielen vertändeln. Mit der Herrin des Hauses stehen sie in gleichem Range und verkehren mit ihr ungezwungen und familiär. Sie werden gekleidet und gut genährt, sind fast immer ungewöhnlich fettleibig und stets unverschämt faul. Werden sie einmal hart behandelt, so laufen sie davon und entkommen in der Regel; bekommen sie Schelte, so sind sie mürrisch und schmollen; wird eine Extraarbeit von ihnen verlangt, so sehen sie es als eine besondere Gefälligkeit an, wenn sie sie verrichten. In den Stadt- und Landhäusern ist es voll von diesen faulen Menschen, die man fast niemals arbeiten sieht. Kein Wunder, daß sie mit ihrem Loose völlig zufrieden sind. Der Herr schlendert in Müßigkeit stundenlang unter ihnen umher und schwatzt mit ihnen. Die Herrin leistet Folge und die Jugend, frei und unfrei gemischt, hüpft und springt lustig umher.

Den Sklaven, welche auf den Feldern beschäftigt werden, fällt schon mehr Arbeit zu. Reis ist das Hauptprodukt in Madagaskar; man baut aber davon nicht mehr als der Haushalt nöthig hat, und dadurch verringert sich wieder die Arbeit beträchtlich. Diejenigen, welche Lasten auf den Landstraßen transportiren müssen, haben es wohl am schwersten, indeß werden auch ihnen lange Pausen der Ruhe gestattet und überdies kommt ihnen die Hälfte vom Verdienste zu.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich, daß die Sklaven in Madagaskar keineswegs schlimm daran sind. Sie arbeiten nur für ihre Herren, oder die, an welche sie zeitweise vermiethet wurden, oder sich selbst vermietheten. Der Staat hat keinen Anspruch auf ihre Dienste. Ihre Herren sind ihre Beschützer, und sie fühlen sich unter deren Schutz sicherer und wohler, als wenn sie sich selber überlassen wären.

Die sogenannte freie Bevölkerung in Madagaskar steht unter dem Gesetze der Panampoana, d. i. des gezwungenen Dienstes, des Pflichtdienstes, und man kann wohl sagen, daß die Freien des Landes mehr die eigentlichen Sklaven der Insel sind. Nach der Panampoana ist jede als frei geltende Person gebunden, der Königin, sobald sie es verlangt, Dienste der verschiedensten Art zu leisten. Jemand mag heute dienender Kammerherr bei der Königin sein, — morgen wird er beordert eine Anzahl Ziegelstreicher oder Holzhauer zu beaufsichtigen, dann wieder wird er mit einem Auftrage nach einem entfernten Punkte der Insel geschickt oder er muß der Königin auf einer Vergnügungsreise folgen u. s. w. Das mag das ganze Jahr über andauern. Immer begleitet ihn eine Anzahl seiner eigenen Sklaven, auf einer längern Tour wenigstens acht bis zehn, und er hat dabei die Ehre, sämmtliche Kosten für sich und sein Personal auf sein Konto nehmen zu müssen, denn eine Entschädigung irgend einer Art wird nicht gewährt. Und dennoch werden alle diese Dienste ohne Murren mit gößter Folgsamkeit geleistet! Aber dieser Pflichtdienst greift noch weiter. Bald ist es der Premierminister, bald ein anderer höherer Staatsbeamter u. s. w., welche für ihre Zwecke hundert und mehr Personen nöthig haben und, um ihre eigenen Sklaven zu schonen, geschieht es, mit eingeholter Erlaubniß der Königin, unter dem System der Panampoana. Wovon diese armen Geschöpfe, da sie keinen Lohn für ihre Dienste erhalten, leben, ist fast ein Räthsel. Sie mögen sich in der Zwischenzeit etwas verdienen, ihre Frauen und Kinder werden ihnen vielleicht einige Unterstützung zuschicken, und das dann noch Fehlende muß gestohlen werden.

Die freie Bevölkerung vertheilt sich auf 16 Rangstufen mit eben so viel „Ehren", die wieder ihre kleinen Unterabtheilungen haben. Früher waren es nur 13, aber Radama I. fügte noch drei weitere Stufen hinzu. Ein Mann, welcher 14 Ehren hat, ist eine Standesperson, der mit 15 eine große und der mit 16 eine sehr große Standesperson. Die diesen drei Graden Angehörigen genießen eine Verehrung, die fast an Anbetung streift. Wenn sie in der Oeffentlichkeit erscheinen, sind sie von einem Gefolge von Adjutanten und höheren Sklaven umgeben, und das Volk jauchzt ihnen zu. In der Armee steht der gemeine Soldat auf der niedrigsten Stufe und hat nur eine Ehre, während der Höchstkommandirende der 13. Stufe mit 13 Ehren angehört. In der bürgerlichen Bevölkerung nehmen die, welche das Land pflügen, den niedrigsten Rang mit einer Ehre ein. Die Leibgarde der Königin besteht aus lauter Officieren der siebenten Rangklasse, welche die der Majore ist. Da es nun einmal gegen die Hofetiquette des madagassischen Hofes verstößt, für Dienste, sei es in der Armee oder sei es unter der Panampoana, Zahlung oder Alimente zu gewähren, so kann sich die Königin von Madagaskar diesen Luxus schon erlauben. Für einen europäischen Fürsten würde eine Leibgarde aus lauter Majoren eine sehr kostspielige Sache sein.

Die Hovas sind die größten Aristokraten der Erde. Es gelten bei ihnen die strengsten Heirathsgesetze, um eine Vermischung der Rangstufen zu verhindern. So darf z. B. ein Officier nur aus seiner Rangstufe oder aus der nächst höhern oder nächst niedern heirathen.

Der hohe Adel und die Officiere von Rang sind gezwungen, in der Hauptstadt Antananarivo zu residiren und dürfen, falls sie nicht auf höchsten Befehl nach einem andern Orte der Insel beordert wurden, die Stadt ohne besondere Erlaubniß, welche nur selten zugestanden wird, nicht verlassen. Den großen Häuptlingen, welche bedeutende Ländereien besitzen, wird es nur ausnahmsweise gestattet, von der Hauptstadt aus dieselben zu besuchen; vielleicht würde auch schon die ihnen innewohnende Trägheit sie daran verhindern. Die Verwaltung muß also einem Factotum übergeben werden.

Ebenso darf kein Hova die Insel verlassen und auf Reisen gehen. Die Erlaubniß dazu wird nie gewährt, es sei denn, daß es sich um eine diplomatische Mission handelt oder daß einige Knaben zur Erziehung ins Ausland geschickt werden sollen. Wer dennoch die Insel heimlich verlassen wollte, würde Schimpf und Schande auf seine Familie laden, sein Eigenthum würde konfiscirt werden, er selber als Verbrecher gelten und bei etwaiger Rückkehr den Kopf verlieren. Der intelligente Theil der Hovas, welcher eine gewisse Erziehung erlangt hat und Einsicht in europäische Bildung, Sitten und Gebräuche gewonnen hat, ist in hohem Grade zu bedauern. Sie seufzen nach Freiheit, wie der Vogel im Käfig. Sie sind im Grunde nicht freier, als es Leibeigene und Sklaven sind. Es giebt keinen auf der ganzen Insel, der sagen könnte, er sei sein eigener Herr.

Alle sind an erster Stelle das Eigenthum der Königin und an zweiter Stelle das des Premierministers, und dann weiter unter dem Systeme der Panampoana dem hohen Adel, den Häuptlingen u. s. w. dienstbar. Die Königin verlangt für sich den Dienst von 2000, der erste Minister den von 1500, und jeder dieser Dienstthuenden gehört wieder einer Rangstufe an, welche sie zu einer Anzahl dienender Personen berechtigt, sobald die Erlaubniß dazu von der Königin eingeholt ist. Es ist, wie unser Gewährsmann schließt, ein Gemisch von Barbarei und Civilisation, von Christenthum und Heidenthum, von Aufklärung und Aberglauben, von offener Gastfreundschaft und geheimem Geize, von Milch- und Wassertugenden und tief eingewurzelten Lastern. Um diesen Knäuel zu entwirren und ein nützliches Fabrikat daraus zu weben, dazu sind gerade die Franzosen die allerschlechtesten Meister.

Kürzere Mittheilungen.

Dänische Polarforschung.

Unter dem Titel: „Resumé des travaux de l'expédition polaire danoise internationale suivi d'un sommaire des observations météorologiques faites pendant la dérive du „Dijmphna" dans la mer de Kara" hat das königlich dänische meteorologische Institut soeben eine Uebersicht über einen Theil der wissenschaftlichen Beobachtungen herausgegeben, welche seitens der dänischen Circumpolarexpedition, zu Godthaab in Grönland, sowie seitens des Führers der Dijmphna-Expedition, Premierlieutenant A. P. Hovgaard, angestellt worden sind. Diese Uebersichten, welche sich für die erstgenannte Expedition auf den Zeitraum vom 1. August 1882 bis zum 31. August 1883, für die zweiterwähnte vom August 1882 bis September 1883 erstrecken, sind von den resp. Führern, Adam Paulsen und Lieutenant Hovgaard, verfaßt. Den einzelnen Kapiteln derselben sind gut ausgeführte Karten und Abbildungen (unter anderen eine Abbildung der Kolonie Godthaab, ferner eine solche der dänischen Observationsgebäude) sowie Karten des Karischen Meeres, auf denen die von der „Dijmphna" eingeschlagene Route bezeichnet ist, beigegeben.

Die seitens der Circumpolarexpedition abgegebenen Berichte umschließen die magnetischen Beobachtungen, die Nordlicht-Observationen, die Untersuchungen über die Elektricität der Atmosphäre, der Temperaturverhältnisse, Windrichtungen u. a. m. Wir lernen aus denselben unter anderem, daß die Anzahl von Nordlichtern einer gewissen Intensität und Höhe im December 1882 ihren Zenith erreichte. Vom August 1882 bis zum April 1883 (beide Monate eingeschlossen) beobachtete man in Godthaab bezw. 6, 13, 18, 21, 22, 20, 13, 12, 8 Nordlichter. Die Höhe von 22 Nordlichtern variirte zufolge der angestellten Messungen zwischen 0,61 und 67,8 km. Einige Nordlichter wurden unterhalb der Wolkenbildung wahrgenommen, außerdem beobachtete man zu verschiedenen Malen merkwürdige leuchtende Nebel oder Wolken. Am 21. August 1882 wurde z. B. ein grünliches Licht erblickt, das sich in tieferer Lage befand, als der Gipfel der Selle (1200 m); kurz darauf wurde im Süden ein anderer leuchtender Schimmer entdeckt, der die Farbe des Morgenrothes besaß und sich unter das große „Hirschgeweih" und der großen „Malene" (zwei Berge, deren Höhe 900 bis 1200 m beträgt und welche 8 bis 12 km von Godthaab entfernt sind) senkte.

Die Beobachtungen der atmosphärischen Elektricität ergaben das überraschende Resultat, daß dieselbe im Winter in reichlichem Maße, im Sommer dagegen nur schwach vertreten war. Wenn es schneite oder regnete, war die Luft in einem Grade mit Elektricität angefüllt, daß verschiedene Beobachtungen dadurch unmöglich gemacht wurden. Der niedrigste Wärmegrad ist bei Godthaab am 9. Februar 1883 mit — 26,7° C., der höchste am 22. Juni 1882 mit + 17° C. beobachtet worden. Die Expedition ermittelte, daß Godthaab von zahlreichen und starken Stürmen heimgesucht wird. Während der 13 Monate ihres Aufenthaltes stellte sich die Stärke des Windes nur in 60 Tagen unter 7° der Beaufort'schen Skala. Vom 1. März bis zum 1. August 1883 traten nicht weniger denn 26 Stürme auf.

Aus dem Berichte des Führers der „Dijmphna", der ungefähr den gleichen Zeitraum umfaßt, entnehmen wir unter anderem, daß im Karischen Meere durchaus nicht so stürmisches Wetter herrscht, wie man es sich bisher vorgestellt hat. Die von dem dänischen Schiffe während seines dortigen Aufenthaltes beobachteten Stürme sind weder häufig noch heftig gewesen. Von Nordlichtern hat man eine geringere Anzahl wahrgenommen, als die Circumpolarexpedition zu Godthaab. Diejenigen, welche beobachtet worden sind, zeigten indeß eine gleiche Skala, wie die in Grönland observirten. Ihre Anzahl hat während der Zeit des Aufenthaltes der „Dijmphna" im Karischen Meere (August 1882 bis September 1883) bezw. 1, 6, 7, 13, 11, 21, 18, 19, 5, 0, 0, 0, 1, 5 betragen.

H. Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In einer der letzten Sitzungen der K. Russ. Geogr. Gesellschaft berichtete Andrianow über seine Reise im Altai während des Jahres 1881. Von Tomsk ausgehend, besichtigte er zuerst die Steinkohlenwerke in der Umgebung von Bogatsk und Afoninaja. Im Dorfe Martinow fand er Knochen fossiler Thiere — Rind, Hirsch, Mammut. Die Thäler der Flüsse Kondoma und Mras-su erwiesen sich sehr reich an Granit und anderen Gesteinsarten. Im Altaigebiet stieß er auf ausgedehnte wüste Ebenen mit zahlreichen Seen. Der nördliche Abhang des Altai war mit Schnee bedeckt; von hier gelangte der Reisende nur mit Mühe hinab in eine wilde Schlucht, in welcher einige Sojotenjurten zerstreut da lagen. Andrianow schloß seinen Bericht mit der Schilderung der Fahrt stromabwärts auf dem Jenisei.

— Auf der Westküste von Sachalin liegen die beiden Ortschaften Due und Alexandrowsk in einer sehr bergigen Gegend. Die Verbindung zwischen beiden nicht weit von einander befindlichen Orten war außerordentlich beschwerlich; bis in die jüngste Zeit hinein existirte nur ein über die

Gebirge führender Saumpfad. Eine Kommunikation längs dem Meeresufer war unmöglich, weil die Berge steil zum Meere hin abfallen und gerade am Kap Shonkier kolossale Felsen den Weg versperren. Um nun hier längs dem Ufer eine Straße zu bahnen, wurde im Jahre 1880 der Anfang gemacht, die dazwischen liegenden Felsen zu durchbohren. Bei der Tunnelarbeit wurden zur Zwangsarbeit verurtheilte Verschickte verwandt. Jetzt nach dreijähriger schwerer Arbeit ist der Tunnel vollendet und der Posten Due ist mit Alexandrowsk durch eine am Ufer herlaufende Pferdebahn verbunden. Der Tunnel hat den Namen Kaiser Alexander's III. erhalten.

— Die Zahl hochgelegener meteorologischer Stationen ist jüngst durch die Eröffnung einer solchen in Poni auf dem Surampasse im Kaukasus vermehrt worden.

Afrika.

— Neueren Nachrichten zu Folge scheint der französische Forschungsreisende Giraud (s. oben S. 191) den Bangweolo-See bisher nicht erreicht zu haben. Am Tschambezi-Flusse wurde er von den dort zahlreich sitzenden kleinen Häuptlingen dermaßen gebrandschatzt, daß er seine Schritte nach Norden wendete, um sich auf der belgischen Station Karema mit neuen Mitteln zu versehen und seine Karawane neu zu bilden.

— Die Bremer geographische Gesellschaft unterstützt augenblicklich zwei Reiseunternehmungen, die Untersuchung der Bomio-Inseln durch den Geologen Dr. Gottsche, und eine gründliche, auf mehrere Jahre berechnete Erforschung des Ovambo-Landes (südlich vom unteren Kunene), welche Dr. Höpfner in Gemeinschaft mit einem andern Naturforscher beabsichtigt.

— Die Anzahl der Stationen der Afrikanischen Internationalen Association beträgt jetzt 30, die der Angestellten 1800 Neger und 128 Weiße, davon 40 Belgier, 39 Engländer, 23 Schweden, 11 Deutsche, 5 Franzosen, 4 Italiener, 2 Amerikaner, 2 Oesterreicher und 2 Niederländer. Die Flotille auf dem Kongo zählt jetzt 13 Schiffe.

Nordamerika.

— Unter dem Titel „Amerika" (Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung, 1884) hat Armin Tenner elf Abhandlungen von neun seit Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten ansässigen deutschen Schriftstellern von Ansehen und Sachkenntniß herausgegeben, deren Ziel es ist, an der Hand von historischen und unanfechtbaren Daten ein Bild des amerikanischen Lebens im Allgemeinen und des deutschen Lebens innerhalb desselben im Besondern zu geben. Eine Hauptursache, welche das Werk entstehen ließ, war die Erkenntniß, daß Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern auch in nationalökonomischer Beziehung viel zu wenig Gewicht auf seine ausgewanderten Söhne legt (Tenner schätzt, daß in den Vereinigten Staaten gegen zehn Millionen Menschen deutscher Abstammung wohnen), und daß alle Versuche von Reisenden, ein Gesammtbild des gewaltigen Treibens in der Union in sich aufzunehmen, dessen letzte Gründe zu erfassen und darzustellen, eben nur Versuche geblieben sind, welche sich keineswegs des Beifalls der Deutsch-Amerikaner zu erfreuen hatten. Die vorliegenden Studien umfassen alle Gebiete des geselligen, geschäftlichen und industriellen Lebens, schildern die gegenwärtige Lage jedes Zweiges der öffentlichen Thätigkeit, den sie behandeln, spüren seiner Vergangenheit nach und eröffnen einen Blick in die Zukunft, in das innerste Wesen des amerikanischen Lebens. Die einzelnen Abschnitte sind folgende: B. Güterbock: Der Hafen von New York; L. R. Klemm: Das Schulwesen; Wilhelm Müller: Die Bühne; Donai: Die Lage der Lohnarbeiter; Udo Brachvogel: Die deutsche Presse; Emil Rothe: Das deutsche Element; W. Jüngst: Die landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse; Liebhart: Der amerikanische Sonntag und die Temperenzfrage; Rümelin: Das Steuerwesen; Das Eisenbahnwesen; Das Postwesen. „Wenn auch das vorliegende Werk — sagt die Tenner'sche Vorrede S. 5 — nicht Alles enthält, was der Eine oder Andere über Amerika zu wissen wünschen könnte, so wird sich doch ein Jeder durch die Lektüre desselben eine tiefere Kenntniß des eigenartigen Landes und seiner rapiden Entwickelung verschaffen können, als es bei den bisherigen Hilfsmitteln möglich war: und das und nicht mehr ist es, was der Herausgeber erstrebt hat. Noch heute gilt vielen Deutschen Amerika als das Wunderland, welches es zu Columbus' Zeiten war, wo das Gold auf der Straße lag. Daß auch dort nicht mehr Alles Gold ist, was glänzt, daß vielmehr die neue Welt aus einem Eldorado längst zu einem Lande geworden ist, wo der Mensch, gleich seinen Mitbrüdern, im Schweiße des Angesichts sein Brod essen muß, und daß die größte Anspannung aller Kräfte das Leben dort viel intensiver macht, als in Europa, wissen die Bewohner des letzteren Erdtheils viel zu wenig." — Den Beschluß des Buches macht ein „Deutsch-amerikanisches Vademecum", Wörterbuch und Konversationslexikon zugleich, welches schwer verständliche Ausdrücke, Amerikanismen, Worte des Jargon (Slang) verdeutscht, biographische und geographische Notizen giebt und auch die juridische und parlamentarische Terminologie berücksichtigt.

— Gleichfalls für Auswanderer, nicht minder aber auch für Touristen von Interesse ist E. G. Ravenstein's „Englischer Sprachführer" (Leipzig, Bibliographisches Institut), ein ebenso hübsches, handliches, billiges und praktisches Büchlein, wie der unlängst von uns erwähnte „Italienische Sprachführer" von Kleinpaul. Besondere Aufmerksamkeit ist darin auf die Angabe der Aussprache verwendet.

— Man findet häufig, selbst in geographischen Lehrbüchern, die Angabe, daß der Mensch nicht dauernd, oder höchstens unter großen Beschwerden und Krankheitserscheinungen in Höhen von 3000 oder 4000 m zu leben vermöge. Dem gegenüber führt jetzt der französische Reisende D. Charnay an, daß er sich zu Tlamacas in Mexiko längere Zeit unter Indianern befunden habe, welche sich damit beschäftigten, den Schwefel aus dem Krater des Vulkans Popocatepetl zu gewinnen, d. h. unter Leuten, die ihr Leben in einer Höhe von 5500 m verbringen, und sie alle waren von vorzüglicher Gesundheit. Da war der Hauptmann oder Majordomus, der schon 27 Jahre im Krater arbeitet, während sein Bruder gar 32 Jahre dort wirkt. Beide waren niemals krank gewesen, noch hatten sie Schmerzen irgend welcher Art in der ungeheuren Höhe empfunden. Die übrigen Arbeiter hatten auch 15 bis 18 Jahre ohne irgend welche Beschwerden im Krater gedient, ausgenommen einige Trinker, die aber ihr Leben durch den Alkoholgenuß verkürzt hatten. Aber alle Arbeiter fröhnen einem mäßigen Trunke und benutzen hierzu den gegohrenen Saft der Agave, welcher in Mexiko als Mezcal bekannt ist.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

PRSHEWALSKI's

REISE NACH TIBET

1879 – 1880.

Maasstab 1 : 6,500,000.

Kilometer.

Höhen in Metern.

—— *Prshewalski's Route 1879 – 1880.*

- - - - *frühere Routen (1873, 1876, 1877.)*

M O N G O L E I

Wüste Gobi

Lob Nor

Sandwüste Kum Tag

Zaidam

T I B E T

Pitschan

Chamil

An-si

Sa-tscheu

Su-tscheu

Kuku Nor

Quellen des Hwangho

Grenze des Gebiets des Dalai-Lama



Band XLV. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

VIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Auch bei diesem abermaligen Aufenthalte der Reisenden in Skardo zeigte sich der stellvertretende Gouverneur, Meta Manghel, von ausgesuchter Zuvorkommenheit; seine Aufmerksamkeiten gipfelten schließlich darin, daß er einen Nautsch, d. h. ein Tanzvergnügen in einem nicht weit von der Stadt entfernt liegenden Garten veranstaltete. Der Weg dorthin wurde in Begleitung des Gouverneurs mit großem Gefolge zurückgelegt. Der Garten erwies sich als eine wohlgepflegte, mit gut unterhaltenen Wegen versehene Anlage, welche mit Obstbäumen seltenster Art bepflanzt war; er liegt am Fuße eines mächtigen Felsens, von welchem fünfzehn künstliche Wasserfälle herabplätschern. Dort nahmen die Reisenden sowohl als ihr zuvorkommender Wirth auf dargebotenen Stühlen Platz, während die gesammte Begleitung in malerischer Weise im Umkreise auf dem Boden lagerte.

Der Nautsch begann alsbald: bei einer im höchsten Maße eintönigen Musik producirte sich eine Anzahl Frauen in außerordentlich monotonen Stellungen, Beugungen des Leibes und Bewegungen der Arme, wodurch dem Ganzen ein etwas einschläferndes Gepräge aufgedrückt wird. Um Abwechselung zu bieten, führten die Tänzerinnen das auch in Europa hinlänglich bekannte Kunststück vor, einen Teller auf der Spitze eines Stockes zu balanciren. Diese Weiber mit den an den Knöcheln zusammengeschnürten Hosen, den weiten, schmutzigen Gewändern und noch viel schmutzigeren und zerrissenen, früher weißen Schleiern, mit ihren staubbedeckten Füßen und schwarzen Händen geben von dem Tanze der Bajaderen, den die Dichter mit so viel Entzücken preisen, nur einen mäßigen Begriff. Uebrigens sind die reichen Hindus und die Mohammedaner reinlich, nur die Armen lassen in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig. Sie wechseln das Zeug niemals, selbst wenn es völlig zerlumpt ist, und gewaschen wird es auch nur selten.

Nach zehntägigem Aufenthalte verließen die Reisenden am 2. September Skardo, um nach Srinagar zurückzukehren, und zwar auf einem längern östlichern Wege, als bei der Herreise, welcher auf einer weiten Strecke dem steilen Ufer des Indus aufwärts folgt. Oberhalb des Dorfes Gol kamen sie an der großartigen Stelle vorbei, wo sich der aus dem Pangong-See entspringende Schajok mit rasender Gewalt in den Indus ergießt; er ist der nördliche Quellstrom des letztern, ebenso reißend und vielleicht ansehnlicher als dieser. Die Eingeborenen nennen ihn den „weiblichen Indus". Am 9. September verließen sie das Thal des Indus und bogen südlich ab in dasjenige des Suru, welches viel enger ist als das des Hauptflusses. Die erste Station in demselben ist Oltinthang, wo Ujfalvy die Bekanntschaft eines neuen Völkchens machte.

Neben den eigentlichen Bewohnern von Baltistan, den Baltis, welche natürlich die Mehrzahl bilden, findet sich nämlich noch ein anderer, zu den Dardus gehöriger Stamm, die Brokhpas, vertreten. Sie hausen hoch oben in den Gebirgen und da es für die Reisenden zu beschwerlich und zeitraubend gewesen wäre, bis zu ihren Wohnstätten hinaufzusteigen, so ließ man eine Anzahl behufs

Vornahme anthropologischer Messungen von dort nach Oltinthang herunterkommen. Sie betrachteten die Fremden höchst erstaunt, ließen sich aber ganz ruhig messen und abzeichnen, und da sie für ihre Mühe einen guten Bakschisch erhielten, zogen sie nichts weniger als mißvergnügt wieder heim. Sie sind ein häßlicher Menschenschlag, der an Schmutz und Unsauberkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

In Karkitschu nahm Herr von Ujfalvy mehrere Messungen an Ladakis vor. Die schief liegenden Augen und hervortretenden Backenknochen derselben weisen auf ihre mongolische Abstammung hin. Der Mund ist groß und mit gesunden Zähnen versehen, das Haar gerade und straff, während der Bartwuchs sich nur spärlich entwickelt. Die Hautfarbe ist gelblich. Ein umfangreicher Schädel zeigt sich durch einen starken Hals mit einem gedrungenen, starken Rumpf verbunden. Der Charakter der Ladakis zeugt von hervorragender Indolenz, hinter welcher sich oft ein heimtückischer und verschmitzter Sinn zu verbergen strebt.

Die Tracht der Ladakis aus der Umgegend von Charghil ist eine sehr eigenthümliche. Die Gewänder der Männer sind schlafrockartig, faltenreich, aus farbiger Wolle gefertigt und bei den Reichen oft mit Pelz besetzt. Auf dem Kopfe tragen sie eine große dunkelfarbige Sammetmütze mit hellem Besatze, in der Form denjenigen der neapolitanischen Fischer ähnlich, nur weniger spitz und größer. Dazu Hosen,



Kaschmirische Tänzerinnen.

um die Beine eine baumwollene Binde gewickelt, welche von einem bunten Bande festgehalten wird, und etwas spitz zulaufende Schuhe aus grober Leinwand. Im rechten Ohre werden Ohrgehänge getragen, und am Gürtel hängt meist ein Feuerzeug.

Die Tracht der Frauen ist der der Männer nicht unähnlich, insbesondere was die Kopfbedeckung anlangt. Das Kleid ist mit grob gefaserter Wolle besetzt, um das Pelzwerk der Männer nachzuahmen. Der Kopfputz besteht aus einem langen Tuchstreifen, welcher vollständig mit großen durchbohrten Türkisen besetzt ist.

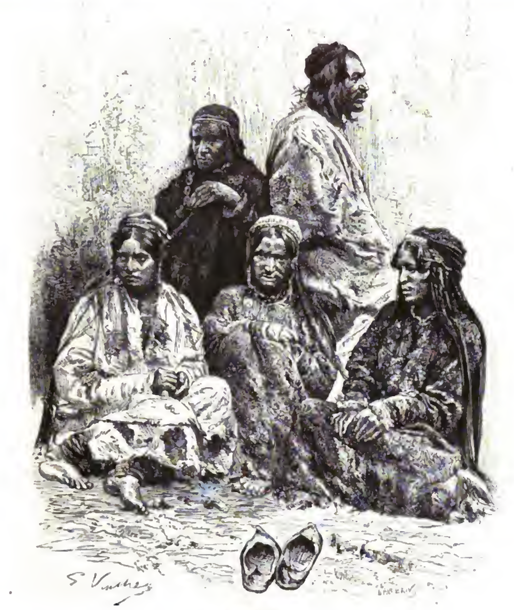
Die Sitten und Gebräuche im ehelichen Leben sind in Ladak höchst seltsame und nach unseren Begriffen geradezu unfaßbare. Um nämlich der Zersplitterung des Grundbesitzes vorzubeugen und vielleicht auch aus Sparsamkeitsrücksichten besteht dort die Sitte der Vielmännerei. Nachdem ein Mädchen die Ehe mit einem Manne eingegangen ist, steht es ihr frei, sich noch eine beliebige Anzahl von anderen Männern zu Gatten zu nehmen; freilich ist nur der erste der eigentliche Beschützer und Ernährer; jedoch bilden alle zusammen eine Familie. Meist sind indessen die später erwählten Gatten die Brüder des ersten, und hört man daher oft die Kinder von einem ältern oder jüngern Vater sprechen. Doch ist es den Frauen in Ladak gestattet, auch noch einen weitern fremden Gatten zu wählen, den sie, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, in die Ehegemeinschaft einführen dürfen. Indessen kommen auch Fälle von Vielweiberei vor; hin und wieder ereignet es sich auch, daß ein wohlhabendes Mädchen nur einem einzigen Manne nach ihrer Wahl die Hand reicht.

Der Handel der Bewohner liegt aus Mangel an Kommunikationsmitteln ganz darnieder und ist daher beispiels-

weise der Reis bei ihnen ein Luxusgegenstand. Auch das Holz ist spärlich im Lande vorhanden, trotzdem ein großes Bedürfniß danach sich geltend macht. Tannenwaldungen giebt es im Gebirge freilich im Ueberfluß: die Unmöglichkeit jedoch, die gefällten Bäume fortzuschaffen, macht die Ausbeutung derselben illusorisch. Als Ersatz brennt man häufig den Mist der Thiere oder kleinere Sträucher, die man zu Bündeln vereinigt.

Alle Häuser sind aus Stein gebaut und der Raum, in welchem sich der Wirth und seine Gäste versammeln, hat in der Mitte ein Herdfeuer mit einer darüber befindlichen Oeffnung, um den Rauch abziehen zu lassen, ganz wie in den kirgisischen Kibitken: vorn wird man gebraten, während man am Rücken jämmerlich friert.

Die Ladakis, mit denen die Reisenden in nähere Berührung kamen, waren wie die Brokhpas außerordentlich schmutzig. Da ihr Glaube sie zu religiösen Reinigungen nicht zwingt, so waschen sie den Körper niemals. Gleicherweise erscheint ihnen auch die Reinigung der Kleider als eine überflüssige Arbeit, sie warten, bis sie ihnen in Lumpen vom Körper fallen; erst dann werden sie allmählich erneuert.



Brokhpa-Typen.

Uebrigens sind die Ladakis ein kräftiger Schlag, auch die Frauen gehen häufig ebenso der harten Arbeit nach wie die Männer. Im Allgemeinen sind sie außerordentlich sanft und friedfertig, dabei aber vergnügungssüchtig. In Ermangelung des bei ihnen nicht wachsenden Weines berauschen sie sich stark an einer Art Bier, welches sie „Schang“ nennen. Auch bei ihnen finden sich die tibetischen Gebetmühlen; indessen gelang es dem Reisenden nicht, eine solche an sich zu bringen. Es ist das ein seltsames Instrument, dessen sich die Lamas oder Priester bedienen, um ihre Gebete zu verrichten, oder besser verrichten zu lassen. Der kleine cylindrische Gegenstand, den sie beständig drehen, überhebt sie jener Mühe und können sie daher gleichzeitig einer andern Beschäftigung nachgehen. Die Ladakis bauen vornehmlich Weizen und Gerste, bei deren Bestellung sie sich zum Pflügen der Kühe und Jaks bedienen. Das allgemein ver-

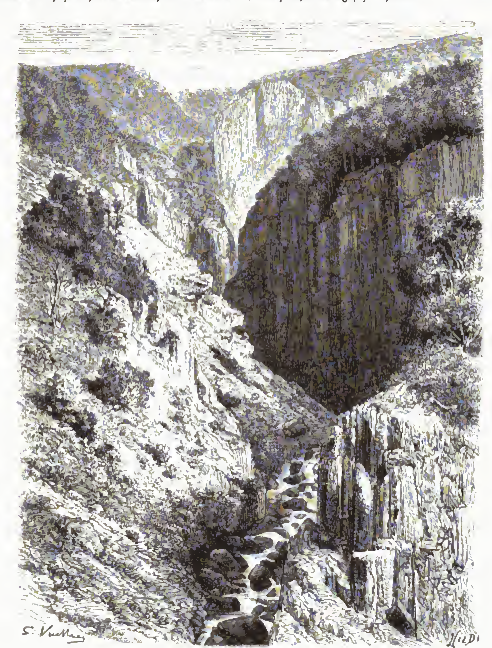


Gruppe von Ladakis.

breitete Getränk ist der Thee. Eine Theilung des Volkes in Kasten existirt bei ihnen nicht, wenn man davon absieht, daß die Musiker und die Schmiede vom übrigen Volke mißachtet werden und ganz für sich leben; denn nie wird einer der anderen, etwa ein Ackerbauer, sich mit jenen näher einlassen.

Ihre Todten werden nicht, wie einst und bei vielen asiatischen Völkern noch heute, den Raubthieren als Beute überlassen, sondern verbrannt, nachdem sie einige Tage lang im Hause bewahrt worden sind.

Gern hätten die Reisenden der Hauptstadt von Ladak, Leh, einen Besuch abgestattet; aber ihre geringen Mittel forderten gebieterisch die Heimreise und so überschritten sie nicht gerade frohen Herzens auf schwankender Brücke den Schigar, dessen Quelle sie einige Wochen früher auf dem Deosai-Plateau gesehen hatten.



Eingang zum Zodschila-Passe.

Anfänglich bot die von Reisenden sonst stark benutzte Straße nichts, was das Auge zu fesseln vermocht hätte, erst als man sich der Einmündung des Drâs, welchen der Schigar aufnimmt, näherte, ward die Gegend schöner und die Konturen des Gebirges nahmen mehr und mehr ein herrliches, malerisches Aussehen an. Einige Spuren von Vegetation stellen sich gleichfalls längs des Flusses ein: Weiden und Wachholder umsäumen sein Ufer und oft kratzen wilde Rosenbüsche dem Vorbeireitenden das Gesicht. Die Nächte sind hier außerordentlich kalt, die Morgen und Abende sehr frisch, während am Nachmittage die Sonne oft so brennend herabstrahlt, daß Menschen und Thiere den sich etwa darbietenden Schatten aufs beste auszunutzen suchen.

In der Gegend der Stadt Drâs beginnt das Land einen kultivirteren Anblick zu zeigen: da es gerade die Zeit der Ernte ist, so sind die Leute überall in emsigster Thätigkeit, das Getreide nicht zu mähen, sondern auszurupfen.

Die Stadt ist nur eine Vereinigung mehrerer kleiner Dörfer, welche in einiger Entfernung von einander in der Thalsohle des Flusses gleichen Namens gelegen sind und von einer Festung, der größten in ganz Baltistan, gleichsam beschützt werden. Obwohl die Höhe über dem Meere noch mehr als 3000 m beträgt, gedeiht dort das Getreide vortrefflich und in Menge, da die glühende Sonne in jenen geschützten Thälern mit Leichtigkeit die Kälte der Nacht auszugleichen vermag. Der Himmel ist von wolkenloser Bläue und gemahnt an denjenigen Turkestans. In Drâs kommen Mitglieder aller Völkerschaften, die dem Reisenden bisher bekannt geworden, zusammen: Ladakis, Dardus und Baltis, welche sich vielfach unter einander vermischen, so daß ihr Typus lange nicht so rein ist, wie in ihren respektiven Heimathländern. So kommt es, daß man dort Ladakis mit gebogenen Nasen, Baltis mit platten Gesichtern und Dardus mit vorspringenden Backenknochen begegnet, und das mag auch die Veranlassung für den Geologen Drew gewesen sein, die Baltis für Mongolen zu erklären.

In Drâs sitzt ein Radscha, ein Vasal des Maharadscha von Kaschmir; ferner ein Postmeister. Die Post von Drâs nach Skardo ist vortrefflich organisirt, denn obwohl es bis zur Hauptstadt Baltistans etwa zehn Stationen sind, so brauchen die Leute, welche den Postdienst versehen, da Tag und Nacht auf den Stationen frische Pferde bereit gehalten werden, nur zweimal vierundzwanzig Stunden, um diese Entfernung zurückzulegen.



Reicher Ladaki aus Karghil.

Im weitern Verlaufe der Reise nimmt die Gegend mehr und mehr einen alpenartigen Charakter an. Fettes Weideland nährt die Rinder-, Jak- und Ziegenherden der Eingeborenen; scharenweise begegnet man auch Pferden, welche von größerm Schlage sind, als die Berg-Tatus am obern Indus. Endlich beginnt man sich dem bequemen Passe zu nähern, welcher den Eingang zum Thale von Sind bildet.

Die zu passirenden Wasserläufe werden sämmtlich von dem die Gipfel der Berge bedeckenden Schnee genährt; in Folge dessen ist die Temperatur des Wassers eisig und kann den lechzenden Thieren nicht zur Erquickung verstattet werden. Der Weg ist überall mit Geröll und Moränenschutt bedeckt und macht das Vorwärtskommen unendlich schwierig. Zur Linken thürmen sich riesige, mit ewigem Schnee bedeckte Felsmassen auf. — Auf eine Entfernung von 100 m verschwindet jetzt das in der Nähe des Weges dahinstürzende Gebirgswasser unter einer Schneebrücke, um bald darauf wieder zu erscheinen und abermals unter einer neuen Schneemasse unterzutauchen.

Nur wenig entfernt davon hat sich aus dem geschmolzenen Schnee ein kleiner See gebildet, dessen Abfluß durch seine den bisherigen Gewässern entgegengesetzte Richtung den Reisenden anzeigt, daß sie im Begriff stehen, die Wasserscheide zum herrlichen Sindthal, der lieblichsten Gegend von ganz Kaschmir, zu überschreiten. Noch eine Moräne wird überschritten und man befindet sich nach hartem Anstieg auf dem höchsten Punkte des Zodschila-Passes in einer Höhe von 3390 m über dem Meere.

Die charakteristischen Beziehungen Pommerns zu seiner Geschichte und seinen Bewohnern.

Von Dr. Zechlin.

IV.

Wer sich eifrig um seine Wirthschaft bekümmert und die Arbeiten, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt, leitet, fühlt bei dem monotonen Einerlei der Beschäftigung auch das Bedürfniß, zu anderer Zeit sich heiterer Geselligkeit hinzugeben, zumal da auch in kleinen Städten die Genüsse, welche Kunst, Theater u. s. w. bieten, nur spärlich vertreten sind. So steht denn Pommern seit den Zeiten Otto's von Bamberg in dem Rufe, ein gastfreies und geselliges Land zu sein. Dessen Biograph Herbord sagt von der Gastfreiheit der Pommern: „Ihr Tisch wird niemals abgedeckt, steht niemals ohne Speise, sondern jeder Familienvater hat sein Haus für sich, sauber und anständig und nur

der Erholung bestimmt. Da wird der Tisch von allem Eßbaren und Trinkbaren niemals leer, sondern wenn das eine weggenommen, wird das andere aufgesetzt. Zu welcher Zeit es nun jemand belieben mag, sich zu stärken, mag es ein Fremder oder ein Hausgenosse sein, so findet er, eingelassen, auf dem Tische alles bereit." Eine andere Tugend der Pommern, von der er kurz vorher spricht, möchte aber für unsere Zeit nicht passen [1]). Mit der Gastfreundschaft ist dann ein Hang zur Geselligkeit verbunden, der sich in allen Kreisen der Bevölkerung findet und sich besonders bei festlichen Gelegenheiten zeigt, denn die Pommern halten auf gut Essen und Trinken und ihre Küche erfreut sich eines guten Rufes [2]). Kantzow findet diese Eigenschaft nicht löblich und drückt sich am Schlusse seiner etwas drastischen Ausführung folgendermaßen aus: Also es kham einer zur welt, und wann er in der welt ist, und widder von der welt scheidet, so muß geslemmet und gedemmet sein [3]). Auch eine andere Germanensitte, das Spiel, wird — und wurde früher in viel stärkerm Maße eifrig betrieben, wie denn bei Gelegenheiten, wo die Besitzer in die Stadt kamen, z. B. bei Viehmärkten mehr als billig dem Tanz ums goldene Kalb gefröhnt wurde.

Dem naiven Leben in und mit der Natur verdankt der Pommer auch seine Neigung zu Humor und Spott, eine Neigung, die noch durch den Gebrauch der plattdeutschen Sprache eine komische Seite mehr erhält. Zahlreiche Beispiele hierfür bietet die pommersche Geschichte, die reich an humoristischen Momenten ist. Hier wollen wir nur einiger Spottverse, die noch heute in aller Munde sind, gedenken. Wenn sich Wolliner, Kamminer oder Gollnower auf dem Haff begegneten, so wurden die ersteren als „Stintköppe, die Kamminer als Flunderköppe, die Gollnower als Pomuffelsköppe" begrüßt. Die Greifswalder führten den Spottnamen Lammsbraten; die Anklamer wurden Schweinetrecker genannt. Den Kreisen Bütow und Rummelsburg sagt man nach, sie hätten gemeinsam nur eine Lerche, die des Morgens zu Bütow, des Nachmittags zu Rummelsburg sänge. Auch Köslin hatte unter dem Spotte zu leiden. Spitznamen Köslins waren: Horsa Köslin, weil sie auf ihren Landesherrn Bogislaw X. einen Angriff gemacht hatten; Mus Köslin, weil ihr Bürgermeister Heidenreich ihnen den Rathsschatz mausete. Sacksöfer wurden sie genannt, weil sie einen katholischen Barbier, der den evangelischen Gottesdienst durch eine quakende Ente störte, in einen Sack nähten und lebendig ersäuften. In Penkun hängt der Hunger upn Tun. Massow — was so — is so — bliwt so. In Nörenberg haben die Krebse die Mauer abgefressen. Jacobshagen — Schafkopshagen. In Ratzebuhr weiden die Bürger ihre Kühe auf dem Markte. In Callies zieht nur Sonntags der Bürgermeister Stiefel an, wie denn dieser Ort wegen seiner Kartoffelbuddler vielfach verspottet wird. In Ball wohnen die Schelmen all. In Quisbernow (Kreis Belgard) stött de Kiwit de Osse dot (stößt der Kibitz den Ochsen todt). Wer seinen Buckel will behullen

[1]) So groß aber ist die Treue und Gemeinschaft unter ihnen, daß sie Diebstahl und Betrug gar nicht kennen und Kisten und Behälter nicht verschlossen haben. Denn ein Schloß oder einen Schlüssel haben wir dort nicht gesehen, sie selbst aber wundern sich sehr, als sie unsere Packsättel und Koffer verschlossen sahen.

Herbord, Leben des Bischofs Otto von Bamberg, lib. II, cap. 41 nach der Uebersetzung von Prutz.

[2]) Anderer Ansicht war der Italiener Mariotto, der sich über die pommersche Küche in folgendem Verse lustig machte: Ali mali, pulli nulli, pisciculi parvi; flackfischi heringi, dorsckki sunt pommersche richtki.

[3]) Kantzow a. a. O. II, 405.

heel, de höd sich vor Labs und Stramehl; wer seinen Buckel will hewwen vull, der goh nach Regenwull. Oder: Du bist auf mich gerüstet wie die Stargardschen auf den Stramehl. Ein Volk, welches solchergestalt sich noch über sich selbst lustig machen kann, muß noch ein kräftiges Volk sein, sagt Riehl [1]).

Zwar sind die Unterschiede in Bezug auf Bevölkerung, Lebensweise, Sitten in der Ebene nicht so bedeutend, wie im Gebirge, wo oft das benachbarte Dorf, das in einem andern Flußthale liegt, von einem ganz andern Stamme bewohnt wird, aber doch sind im langgestreckten Pommern mannigfache Unterschiede zu konstatiren. Hier bedarf es vor allen Dingen genauester lokaler Kenntniß, da manche Sitten und Gebräuche, von denen noch vor 30 bis 40 Jahren die Rede war, verschwunden sind. Zunächst wirkt die Ertragsfähigkeit des Bodens auf die Anzahl der Bevölkerung ein, wenn auch nicht so sehr, wie man glauben möchte, denn nicht immer braucht mit dem bessern Boden ein Plus der Bevölkerung verbunden zu sein. Die bloß fruchtbaren Gegenden sind selten übervölkert, bemerkt schon Cotta in seinem Buche: „Deutschlands Boden" (1858). Auch die ländliche Bevölkerung hat seit 50 [2]) Jahren erheblich zugenommen. Im Jahre 1832 hatten die vorpommerschen Kreise eine verhältnißmäßig starke Bevölkerung im Vergleich zu den hinterpommerschen. Es stand der am stärksten bevölkerte Kreis Rügen mit 1770 Einwohnern auf die Quadratmeile dem am schwächsten bevölkerten Kreise Dramburg mit 770 Einwohnern gegenüber. Dies Verhältniß hat sich seit 50 Jahren zu Gunsten der hinterpommerschen Kreise verschoben. Zwar sind erstere theilweise noch stärker bevölkert als letztere, aber da namentlich die Kreise des Regierungsbezirks Stralsund wie die Kreise Anklam und Demmin eine geringe Zunahme gehabt haben, sind sie von einzelnen Kreisen des Regierungsbezirks Köslin übertroffen, beziehungsweise erreicht worden; nur der Kreis Dramburg ist mit 1126 ländlichen Bewohnern auf die Quadratmeile der am schwächsten bevölkerte geblieben, wogegen die meiste Bevölkerung der Kreis Randow, nämlich 3433 Einwohner auf die Quadratmeile, hat.

Die Kreise Schlawe und Köslin übertreffen die sechs westlichen Kreise exkl. Rügen, der Kreis Neustettin übertrifft Greifswald und Grimmen, und Rummelsburg hat bald letztern erreicht. Das Nähere ergiebt sich aus der Anmerkung, wo erstens die ländliche Bevölkerung der einzelnen Kreise für die Jahre 1832 und 1882 zusammengestellt und zweitens die ländliche Bevölkerung auf die Quadratmeile berechnet ist, wobei bemerkt wird, daß ich den städtischen Besitz eines jeden Kreises zu einer Quadratmeile angenommen habe. In Parenthese ist die Bevölkerung von Stadt und Land zusammen angegeben [3]).

[1]) A. a. O. S. 144.

[2]) Auf 100 Jahre die Zunahme zu berechnen, macht große Schwierigkeiten, da ja bekanntlich Neuvorpommern erst 1815, Schivelbein, Dramburg 1816 zu Pommern kamen, überhaupt unsere jetzige Kreiseintheilung erst seit 1818 datirt.

[3]) I. Bevölkerung des platten Landes.

	1832	1882
Rgbz. Stralsund: Rügen . . .	30 091	40 440
Franzburg	27 515	32 774
Greifswald	21 924	27 282
Grimmen	21 727	26 530
Rgbz. Stettin: Anklam . . .	16 565	19 258
Demmin	27 438	32 371
Kammin	29 350	39 781
Greifenberg	20 043	25 056
Greifenhagen	27 884	44 054
Naugard	28 230	38 840

Im Verhältniß zur städtischen Bevölkerung ist die ländliche Bevölkerung am größten in den Kreisen Rügen und Kammin, wo sie ungefähr achtmal die erstere übertrifft; nicht viel größer ist die ländliche Bevölkerung im Kreise Saatzig; abgesehen von den Stadtkreisen Stettin und Stralsund, ist nur im Kreise Greifswald, der darum ein Unikum in Pommern ist, die städtische Bevölkerung größer.

Wenn wir auch in Bezug auf die Bevölkerung des guten und leichten Bodens keinen großen Unterschied fanden, und demnach die früher gering bevölkerten Distrikte Hinterpommerns die besser bevölkerten Vorpommerns zu erreichen scheinen, so bedingt doch die Art der Ernährung manche Differenz. Welch ein Unterschied wird sein zwischen dem reichen wohlhäbigen Bauern der Weizengegend, der stolz mit seinen Rossen zur Stadt fährt und dem armen Kossäten des hinterpommerschen Landrückens, der mit seinen beiden Kühen — oder auch nur einer — seinen Acker bestellt und höchstens Torf und Kartoffeln zu Markte fährt? Welch ein Unterschied in der Ernährung auf der Insel Rügen, wo der Morgen der ersten Ackerklasse zu 18 Mk. und dem Kreise Rummelsburg, wo der Morgen derselben Ackerklasse zu 6 Mk. eingeschätzt ist; wie anders muß der Menschenschlag aussehen, wo Weizen die Hauptfrucht und gutes Rindfleisch gäng und gäbe ist, oder wo Kartoffeln und Hering die Hauptrolle spielt? Einen weitern Beleg hierfür giebt die Aushebung der Rekruten. Im Kösliner Regierungsbezirk waren von 1000 Gestellungspflichtigen zeitig unfähig wegen körperlicher Schwäche 388, im Stettiner 371, im Stralsunder 364. Größer ist die Differenz im Körpermaß. Es waren von 1000 Gestellungspflichtigen unter 5′ im Kösliner Regierungsbezirk 71,5, im Stettiner 42,8, im Stralsunder 55,3. Unter 5′2″ im Kösliner 143, im Stettiner 119, im Stralsunder nur 75,9. Würde man die einzelnen Kreise berücksichtigen, so würde der Unterschied noch größer sein, namentlich in den ärmeren Gegenden des Neustettiner und Rummelsburger Kreises finden sich viele unbrauchbare, schlecht genährte und kleine Leute, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß die Leute erst Mitte der zwanziger Jahre ihre Vollkraft erreichen.

Auch das äußere Ansehen der Dörfer bietet manche Verschiedenheit. Zwar finden sich freundliche Edelsitze, umgeben von massiven Wirthschaftsgebäuden, an die sich ein Park oder See schließt, über ganz Pommern verbreitet, welche auch das Wohlgefallen des fremden Reisenden erregen, aber in Bezug auf Bauern- und Kossätendörfer kommt die Wohlhabenheit und der Sinn für Reinlichkeit 2c. in Betracht. Die Dörfer Vorpommerns und des Stettiner Regierungsbezirks machen, abgesehen von den Fischerdörfern, einen freundlichen Eindruck. Ein langgestrecktes Bauerndorf, dessen Häuser einen gewissen Wohlstand verrathen, welche mit Ziegeln gedeckt und deren Fenster mit sauberen Gardinen und grünen Läden versehen sind, zeugt von dem ordnungsliebenden Sinn der Bewohner. Wer z. B. von Pyritz über Bahn nach Fiddichow wandert, wird sich freuen über das anheimelnde, nette Aussehen der Dörfer, z. B. Rohrsdorf, Libenow, Lindow u. s. w.; die öffentlichen Gebäude solcher Dörfer, Kirchen und Schulhäuser, sind gewöhnlich massiw und präsentiren sich dem Auge angenehm. Wandert man dagegen von Neustettin nach Belgard oder von Rummelsburg nach Bütow, oder sonst im östlichen Hinterpommern, so findet man zwar auch einzelne Dörfer, die leidlich aussehen, z. B. Gramenz an der Chaussee von Bärwalde nach Bublitz; Großtuchen zwischen Rummelsburg und Bütow, Neuendorf zwischen Lauenburg und Leba, und manche andere, aber doch auch viele, die nur einen ärmlichen Eindruck machen. Halbzerfallene, unsaubere Wirthschaftsgebäude, ärmliche Holzkirchen und Schulgebäude, vor den meisten Häusern ein modriger Tümpel, in dem Enten oder fast ganz nackte Kinder spielen, zeigen zugleich, daß die Wohlhabenheit und mit ihr der Sinn für Reinlichkeit noch weit zurück ist. Solche Dörfer giebt es viele im Neustettiner Kreise; ferner Bischofsthum auf dem Wege von Sparsee nach Baldenburg; Gloddow an der Chaussee von Rummelsburg nach Bütow, Morgenstern bei Borntuchen und andere. Auch manche Dörfer des Bütower Kreises, die von polnischer Bevölkerung bewohnt sind, wie Oslaw-Damerow, Klonzen, Studnitz, Rekow, sehen ärmlich aus; hier ist die Bevölkerung durch die Ablösung der Waldstreu und Waldweide in der königlichen Forst sehr zurückgegangen und wird immer mehr von Deutschen verdrängt. Dagegen Sommin auf der Grenze zwischen Pommern und Westpreußen macht mit seinen Blockhäusern einen leidlichen Eindruck. Die Bevölkerung dieses Dorfes soll aus dem Elsaß stammen, und wurden gerade aus diesem Dorfe auffallend viele junge Leute zur Garde ausgehoben.

In der Anlage der Dörfer zeigt sich ein weiterer Unterschied, der uns zugleich auf die Abstammung der Bevölkerung hinweist. Wir wollen hier nur an die Hagendörfer

	1832		1882
Pyritz	27 951		36 932
Randow	36 230		79 009
Regenwalde	23 284		34 655
Saatzig	28 163		38 333
Ueckermünde	20 906		31 662
Usedom-Wollin	17 148		33 440
Rgbz. Köslin: Belgard	21 308		35 269
Dramburg	16 186		23 668
Fürstenthum	51 640	Kolberg-Körlin	22 688
		Köslin	29 556
		Bublitz	17 131
Lauenburg-Bütow	33 131	Lauenburg	35 033
		Bütow	19 969
Neustettin	34 968		59 748
Rummelsburg	16 532		29 484
Schivelbein	9 359		13 932
Schlawe	40 956		62 250
Stolp	46 681		78 659

II. Bewohner des platten Landes auf die Quadratmeile.

	1832			1882	
Rügen	1770	(2085)		2378	(2561)
Franzburg	1450	(inkl. Stralsund 2593)		1725	(exkl. Stralsund 2190)
Greifswald	1259	(2176)		1605	(3314)
Grimmen	1278	(1693)		1560	(2061)
Anklam	1506	(2159)		1750	(2635)
Demmin	1614	(2261)		1904	(2691)
Kammin	1334	(1580)		1812	(1984)
Greifenberg	1541	(1962)		1927	(2712)
Greifenhagen	1741	(2040)		2753	(3238)
Naugard	1344	(1676)		1849	(2617)
Pyritz	1552	(1671)		2051	(2371)
Randow	1575	(inkl. Stettin 3070)		3433	(exkl. Stettin 4543)
Regenwalde	1108	(1501)		1650	(2216)
Saatzig	1341	(1881)		1825	(3128)
Ueckermünde	1100	(1857)		1666	(2440)
Usedom-Wollin	1428	(2250)		2787	(3787)
Belgard	1121	(1323)		1856	(2393)
Dramburg	770	(1167)		1126	(1692)
Fürstenthum	1143	(1500)	Kolbg.-Körlin	1512	(3251)
			Köslin	2273	(3313)
			Bublitz	1427	(1681)
Lauenburg-Bülow	1104	(1263)	Lauenburg	1668	(2024)
			Bülow	1998	(2266)
Neustettin	999	(1186)		1680	(2162)
Rummelsburg	817	(938)		1551	(1734)
Schivelbein	1169	(1338)		1741	(2222)
Schlawe	1412	(1706)		2146	(2611)
Stolp	1167	(1357)		1966	(2445)

zwischen Köslin und Kolberg erinnern. Es sind langgestreckte Dörfer, die alle auf — hagen endigen, wo jeder Besitzer auf seiner Hufe inmitten seines Feldes und Gartens wohnt und die Grenze des einen Dorfes den Anfang des andern bildet. So hängen z. B. die Dörfer Kaltenhagen, Timmenhagen, Schulzenhagen, Borkenhagen und Kordeshagen eng zusammen.

Im nördlichen Theile des Neustettiner und einem Theile des Belgarder Kreises sind die Ländereien der Bauern durch einander gemischt; manche haben zehn und noch mehr Pläne, die hier und da liegen. Früher waren die einzelnen Ackerstücke mit Zäunen, welche aus umgeknickten und halb umgehauenen Eichen, Buchen und Dornen gebildet waren, umgeben. Von diesen Zäunen hieß ein solches Ackerstück Knick. Die ganze Anlage scheint auf Westfalen hinzuweisen. Ein solches Hauptknickdorf war Balm bei Bärwalde, wo noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts die Bauernhöfe nicht neben einander, sondern in drei Reihen hinter einander lagen, so daß der letzte durch den Hof des ersten fahren mußte. Im östlichsten Theile Hinterpommerns sind die Dörfer sehr eng gebaut und die Häuser in einander geschachtelt, so daß bei Feuersbrünsten gewöhnlich das ganze Dorf in Mitleidenschaft gezogen wird.

In den Sitten und Gebräuchen finden sich manche lokale Eigenthümlichkeiten und stehen auch diese nicht ohne Beziehung zum Acker. Es ist, als wenn der Lehm, der an den Rädern klebt, auch einen hemmenden Einfluß auf die Veränderung der Sitten ausübt. In den fruchtbaren Gegenden unseres Pommernlandes, wo der Besitz wenig wechselt [1]), finden sich noch manche alterthümliche Sitten. So haben die Dörfer des Pyritzer Weizenackers ihre besondere Tracht; dieselbe Tracht findet sich im Dorfe Jamund bei Köslin und in einzelnen Dörfern der Insel Rügen. In der fruchtbaren Rügenwalder Gegend findet sich auch manches Absonderliche. Hier braut noch jeder Bauer sein eigenes Bier; bei Hochzeiten bringen die Bekannten und Freunde des Hochzeitsvaters die betreffenden Lebensmittel zusammen. Die Frauen machen sich nur alle Woche einmal die Haare oder vielmehr lassen sie sich machen, indem sie am Sonntag Morgen zusammenkommen und mit Soda sich den Kopf waschen, wodurch die Haare hinten so fest wie Horn werden, vorn tragen sie dieselben gekräuselt. Erst jetzt läßt diese Sitte etwas nach, da manche Frauen in Folge dieser Haartracht die Krankheit des Weichselzopfes bekamen. Ueberhaupt sind die gewöhnlichen ländlichen Frauen in Handarbeiten weit zurück, wie denn bekanntlich die Schäfer allgemein das Knitten (Stricken) besorgen. In dem schon vorher erwähnten Dorfe Jaershagen hat der Lehmboden noch manche alterthümlichen Sitten bewahrt. Ist ein Kind geboren, findet nach einigen Tagen die Taufe statt, nach sechs bis sieben Wochen aber wird eine große Feierlichkeit, Taufklatz — wahrscheinlich eine Korruption von Kollation — veranstaltet, wozu eine Menge Verwandte und Bekannte eingeladen werden. Stirbt das Kind in der Zwischenzeit, so wird ebenfalls auf dieselbe Weise eine Leichenklatz veranstaltet und was das Eigenthümlichste ist, am nächsten Tage noch eine Taufklatz, damit dem Kinde seine volle Ehre werde. Der Hauptgevatter trägt das Kind allein zu Grabe, indem er vorn wie ein Säemann den Sarg in einem Bündel trägt. Bei Verlesung der Liturgie bleiben alle, welche Trauer haben, sitzen, welche Sitte auch in anderen Gegenden, z. B. der Schivelbeiner, stattfindet. Das Dorf Jaershagen ist ziemlich lang, in der Mitte fließt ein Bächlein, zu beiden Seiten sind zwei breite Straßen, welche im Frühling, Herbst und Winter unpassirbar sind, daher gehen noch zwei breite Fußwege an den Außenseiten der Straßen entlang. Mitten im Dorfe befinden sich noch sogenannte Rauchhäuser, d. h. Häuser ohne Schornstein, wo der Rauch durch ein Loch oberhalb der Thür abzieht. Eins von diesen Häusern war im Jahre 1742 gebaut; der Besitzer hatte noch seinen Kathenbrief. Solche Häuser eignen sich sehr zum Räuchern von Fleischwaaren ꝛc.; man kann eben räuchern, wo man will; daher finden sie sich auch in einigen Fischerdörfern, z. B. Lassehne und Nest. Es kann doch nicht zufällig sein, daß sich gerade in schwerem Lehmboden diese Gebräuche bewahrt haben, während in sandiger Gegend keine Spur davon zu finden ist. Der Wind hat sie gleichsam wie den Sand hinweggeweht.

Und auch der verschrieene Sand hat seine Vorzüge. Während der Bewohner des Gebirges oder der schwereren Gegend in Bezug auf Bebauung und Bewirthschaftung durch die Beschaffenheit des Bodens in seiner Auswahl beschränkt ist, ist dem Bewohner des Sandlandes hierin eine größere Freiheit gestattet. Das Sandland liegt vor ihm gleichsam wie eine leere Tafel, das er nach seinem Belieben und nach seiner Intelligenz bewirthschaften und das er durch bessere Düngung, durch Auswählen der passenden Früchte sehr wohl ertragsfähig machen kann. Ferner ist die Ackerbestellung auf schwererem Boden mit viel mehr Schwierigkeiten verbunden als auf dem leichten; viel Regen, namentlich zur Saatzeit, bringt den Bewohner der Lehmgegend zur Verzweiflung, dann ist, wenn das Wasser auf dem Acker steht, an kein Bestellen zu denken. Auch die Kommunikation und der Verkehr wird durch den Sand erleichtert. Schwer wird es den Bewohnern des Weizackers und anderer Gegenden, bei nassen Wegen auf den tiefen Landstraßen fortzukommen, wenn der leere Raum zwischen den Speichen mit Lehm gefüllt ist und kaum vier Pferde einen leichten Wagen fortbringen können. Dann ist der Landbewohner fast vollständig isolirt und die Verbindung mit der Stadt und den nächsten Nachbardörfern so gut wie abgeschnitten. Allerdings hemmt auch in der trockenen Jahreszeit der Sand den Verkehr, wenn die Pferde im tiefen Sande waten und derselbe unter den Rädern mahlt; jedoch sind die Wege und Landstraßen in solchen Gegenden gewöhnlich übermäßig breit, so daß man sich überall weiter helfen kann. Daher ist der Landmann der leichtern Gegend intelligenter, beweglicher, heiterer, auch leichtlebiger, in seinen Bedürfnissen zuweilen für seine Verhältnisse zu üppig und verschwenderisch.

Schließlich wird es dem aufmerksamen Beobachter und dem seine Heimath liebenden Menschenfreunde, wenn er die Flächen des Landrückens durchwandert, nicht entgehen, daß auf demselben die Kultur erst vielfach in ihren Anfängen sich befindet und noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat; ihn wird der Gedanke mit Freude erfüllen, daß noch viel Platz in Pommern ist, und durch intensive Bewirthschaftung noch blühende Ortschaften oder Weiler entstehen können, im Gegensatz zu gebirgigen Gegenden, wo die Natur ihre ewigen Schranken gezogen hat.

[1]) Auch der alte und befestigte Grundbesitz hält sich in fruchtbaren Gegenden länger. So gehören im Stolper Kreise 46 Besitzer zum alten und befestigten Grundbesitz; im Bütower Kreise 1, im alten Fürstenthumer Kreise wieder 28; im Schivelbeiner Kreise 2 und im Dramburger 5. (Nach Hoyer, a. a. O.)

Hammam Rirha.

Von W. Kobelt.

Es sind nun fünfzig Jahre her, seit die Franzosen in Algier herrschen, kaum vierzig, daß ihre Herrschaft fest begründet ist. Sie fanden ein Land vor, vollkommen verwildert, ohne Straßen und Kommunikationen, beherrscht von einer Räuberbande, deren ganze Regierungskunst darin bestand, ihren Unterthanen abzupressen, was abzupressen war, und sie in gegenseitiger Uneinigkeit und dadurch in Unterwürfigkeit zu erhalten. Weigerte sich ein Stamm, die verlangten Steuern zu zahlen, so wurden die benachbarten Stämme gegen ihn gehetzt und theilten den Raub mit den Gewalthabern in Algier; genügte ihre Macht nicht, so kamen die Malhzen zu Hilfe, einzelne Stämme, die von den Türken als Truppen im Solde gehalten wurden, und im schlimmsten Falle bot man die Zouaoua, kabylische Söldner aus dem Dschurdschura, auf und gab ihnen eine Anzahl Janitscharen bei, denen die Araber nur selten Widerstand zu leisten wagten. Erpressungen im Innern, Seeraub nach außen, und die schmählichen Kontributionen, welche die europäischen Handelsstaaten den frechen Räubern zahlten, lieferten dem Dey und seinen Türken, dem Odschak, die Mittel zu schwelgerischem Leben; das Land verkam dabei immer mehr, die Ebenen versumpften, die Berge wurden kahl, und die ehemalige Kornkammer des römischen Reiches konnte nicht einmal mehr ihre wenigen Bewohner ernähren.

Es war keine kleine Aufgabe, die Frankreich übernahm, dieses Land der Kultur zu gewinnen; sie wurde noch erschwert durch die geringe Kenntniß vom Lande und seinen Bewohnern, die man in Frankreich hatte, durch den ewigen Wechsel der Gouverneure, von denen jeder ein neues System mitbrachte und das seines Vorgängers völlig verwarf und durch den unseligen Irrthum, die Berber mit den Arabern zusammenzuwerfen und nach derselben Schablone zu behandeln. Erst die beiden letzten Decennien haben in vielen Punkten Abhilfe gebracht und seitdem nimmt das Land einen mächtigen Aufschwung. Man ist aus dem Groben heraus, die hauptsächlichsten Eisenbahnen sind gebaut oder doch im Bau begriffen, ein vorzügliches Straßennetz bedeckt in engen Maschen das ganze Land und durchzieht selbst die Gebirge. Der Kabyle, dem man seine Selbstverwaltung mit den unbedingt nöthigen Einschränkungen zurückgegeben, befreundet sich mit dem neuen Zustande und nimmt in Handwerk und Ackerbau gern Verbesserungen an, nur der echte Araber bleibt absolut unzugänglich und weicht lieber aus den besiedelten Gebieten, als daß er sein Nomadenleben aufgiebt. Doch davon später einmal.

Heute lade ich den Leser ein, mir nach einer Anlage zu folgen, die beweist, daß nun neben die dringendsten und einfachsten Bedürfnisse des Lebens schon andere Anforderungen treten, einer Anlage, die allerdings in vieler Hinsicht auf die Zukunft berechnet ist, aber doch ein bezeichnendes Licht wirft auf den Aufschwung Algeriens. Ich meine nicht die Villenanlagen im Sahel, die bis nach Bouzarea hinauf alle Thäler erfüllen und das öde Gebirge in einen herrlichen Garten umgewandelt haben, nicht den berühmten Jardin d'Essai von Hamma, das Produkt eines großen Gedankens, das nun aus Mangel an Mitteln langsam verkommt und halb Handelsgärtnerei, halb großartige Wildniß geworden ist, sondern das afrikanische Teplitz, Hammam Rirha, das aus tausendjährigem Todtenschlaf wieder erwachende Aquae Calidae der Römer. Wer kennt es in Deutschland, trotz der wunderbaren Heilkraft seiner warmen Quellen und seiner entzückenden Lage? Es kommen ja überhaupt so wenig Deutsche nach Algier und diese beschränken sich meist auf die Stadt selbst und den obligatorischen Ausflug nach Blida und der Schiffaschlucht. Nur Schwartz[1]) hat es ganz flüchtig besucht und beschreibt den Ausflug in seinem Reisebericht; die deutschen Aerzte werden wohl demnächst durch Valentiner, der in diesem Frühjahre dort war, darauf aufmerksam gemacht werden; die Engländer wissen es schon seit ein paar Jahren besser zu schätzen.

Es war ein klarer Märztag, als uns das Dampfroß durch die Metidscha führte. Die Ebene, einst ein weiter Sumpf, ist zum üppigen Garten geworden, ganz besonders grün in diesem Frühjahre nach einem so regenreichen Winter, wie man ihn in langen Jahren nicht gehabt. Hier und da ist sogar des Guten zu viel, die Felder haben von Nässe gelitten. Hochstämmige Eukalypten begleiten die Bahn und stehen überall horstweise zerstreut, das Aussehen der Gegend sehr zu ihrem Vortheil verändernd. Sie haben ja hier ihre zweite Heimath gefunden; in den Gärten der Herren Cordier und Trottier bei Hussein Dey wurden sie zuerst im Großen gezüchtet und aus ihnen sind die Millionen Exemplare hervorgegangen, welche das Fieber in Algerien haben bannen helfen. Von Orangenwäldern und ausgedehnten Baumschulen umgeben liegt Boufarik da, das Centrum der Metidschaebene. Cypressenreihen fassen die Felder und Gärten ein; sie haben heute ihre symbolische Bedeutung verloren, aber als man sie pflanzte, hieß die Stadt der Kirchhof der Metidscha und mehr als einmal verlor er in einem Jahre ein Viertel seiner Bewohner durch das Fieber. Es war ein schwerer Kampf zwischen den bösen Geistern, welche den unberührten Boden hüten, und der vordringenden Civilisation; drei, vier Ansiedlergenerationen erlagen ihnen, aber die Kultur siegte und heute ist Boufarik so gesund wie irgend ein Ort der Metidscha und dabei einer der wohlhabendsten im Lande.

Nun nähert sich die Bahn der Bergreihe, die man so lange als Atlas bezeichnete, bis man erkannte, daß sie kein Gebirge ist, sondern nur der zerrissene Rand der ersten Plateaustufe, in welcher Algerien vom Meere her aufsteigt. In ihren Orangenwäldern liegt Blida, die ville coquette, der selbst Mohammed ben Yusseff, der boshafte Marabut von Miliana, nichts Böses nachzusagen wußte; über ihr erhebt sich der Dschebel Beni Salah und neben ihm durch die berühmte Schiffaschlucht geschieden, der Dschebel Mouzaya, Reste des alten Hochlandes, die ein festerer Gesteinskern vor der Verwitterung schützte. Die Bahn läuft in

[1]) Algerien (Küste, Atlas und Wüste) nach fünfzig Jahren französischer Herrschaft. Leipzig, Frohberg, 1881. 8°.

geringer Entfernung von ihrem Fuße entlang; gegenüber nach Norden hin glänzt das weiße Kolea, die heilige Stadt der Uled Sidi Embarek, auf der langgestreckten Hügelkette des Sahel, und weiterhin hebt sich das Grab der Christin gegen den Horizont ab, das riesige Königsgrab Jubas und der Kleopatra Selene, das die ganze Ebene beherrscht und dennoch nur wie ein Maulwurfshaufen aussieht gegenüber dem Dschebel Chenoua, der unmittelbar hinter ihm aufsteigend das Ende des Sahel bezeichnet. Nun beginnt die Bahn sich zu heben und verläßt die Metidscha, die von hier aus unverkennbar als das Bett eines ehemaligen Sees erscheint, den die Trümmer der Hochterrasse ausfüllten und die Durchbrüche des Mazagran bei Kolea und des Harrasch bei Maison Carrée trocken legten. Mit den sauberen Aeckern der Kolonisten mischen sich immer häufiger solche, die durch Zwergpalmen, Dent du Chien und Meerzwiebel als arabisches Eigenthum bezeichnet werden; aber deren Zeit ist bald um, einer nach dem andern kommt in Europäerhände und wird zum Weinberg, mit deren Anlage man überall beschäftigt ist. Die Phylloxera, der Fluch des weinbauenden Frankreichs, wird hier zum Segen, denn sie treibt den französischen Winzer, der sonst so fest an seiner Scholle klebte, übers Meer und läßt hier ein neues Weinland entstehen, dessen Produkt an Quantität nichts und an Qualität auch nur wenig zu wünschen übrig läßt. Hier kann man sich überzeugen, daß der französische Kultivateur so gut zu kolonisiren versteht, wie irgend eine andere Nation; nicht er ist es, der die französischen Kolonialversuche so in Verruf gebracht hat, sondern das Heer hungriger Glücksjäger, ruinirter Boulevardexistenzen, die ohne die geringste Kenntniß des Landes herüberkamen, in der Hoffnung, dort ohne Arbeit reich zu werden.

Von El Affrun ab rücken die Berge näher zusammen. Die Bahn windet sich dem Thale des Uëd Dscher entlang, an Hügeln hin, die nur aus Schutt und verwittertem Schiefer bestehen. Im Buschwalde werden Dörfer von Eingeborenen häufiger, aber es sind keine Douars, keine Zelte nomadisirender Araber, sondern längliche Hütten mit Reiserdach, fast immer am Berge hinauf und ein Stück in ihn hineingebaut, echte Gurbis, ein Beweis, daß hier Kabylen das Land behauptet haben. Einzelne Gurbis sind mit Ziegeln gedeckt, ein erfreuliches Zeichen von Fortschritt, zu dem sich ein Araber nie verstehen würde; bei einigen sieht man auch blühende Birnbäume. Nur hier und da steht ein ärmliches Kolonistenhaus; seine Bewohner treiben mit den Kabylen zusammen etwas Handel mit Holz und Kohlen oder arbeiten an der Bahn. Schön kann man die Gegend nicht nennen; jetzt im vollen Frühlingsschmuck erinnert sie an die kahleren unter unseren deutschen Mittelgebirgen, der gelbblühende Cytisus gleicht sogar ganz auffallend dem heimischen Ginster; im Sommer soll es aber eine schreckliche verbrannte Einöde sein, in deren Thälern noch obendrein das Fieber wüthet. Noch durch ein paar Tunnels, dann halten wir in Bou Medsa, der Station für unser Reiseziel.

Es hat sich hier manches in den letzten Jahren verändert; wenn auch konkurrirende Hotelportiers noch nicht vorhanden sind, so halten doch zwei Omnibusse da, und eine dicke gesprächige Französin nimmt den Badegast in Empfang; auch an eleganten Reisekoffern fehlt es nicht. Der Bahnhof, von Eukalypten umgeben, liegt getrennt von dem Dorfe, das auf einer flachen Anhöhe Schutz gesucht hat vor den Miasmen, die hier noch im Sommer dem Boden entsteigen. Ueber ihm erhebt sich eine weißleuchtende Kubbah, natürlich wie immer im Maghreb (Nordwestafrika), dem großen Sidi Abd-el-Kader-el-Djilani gewidmet, ihr gegenüber eine Redoute, die den mächtigen Uebergang aus der großen Scheliffebene in die Metidscha deckt. Auf guter Straße — die Straßen sind in Algier durchschnittlich gut angelegt und sehr gut unterhalten — geht es den Uëd Dscher hinauf über eine Brücke, dann durch ein flaches Thal, in welchem die Ueberschwemmungen der letzten Tage vielfach ihre Spur zurückgelassen haben. Noch deckt der afrikanische Buschwald, aus Kermeseiche, Terebinthe, Wachholder und einer riesigen Binse (Arundo festucoides, der Diß der Araber) bestehend, den fruchtbaren Boden; er ist eben noch in den Händen der Eingeborenen. In ein paar Jahren wird es auch hier anders sein und der Kolonistenpflug nach neuestem Modell seine tiefen geraden Furchen ziehen statt des arabischen, der noch ganz dem antiken gleichend, sich begnügt zwischen den Büschen herumzukratzen. Im Hintergrunde des Thales erhebt sich, alles dominirend, die mächtige Glockengestalt des Dschebel Zaccar, und als wir um die erste Ecke biegen, zeigt uns der Kutscher in der Ferne auf einer hohen Terrasse die weißleuchtenden Gebäude des Badeetablissements. Sie scheinen nahe, aber die Fahrstraße mit ihren Serpentinen braucht von Bou Medsa doch beinahe drei Stunden (14 km), um die Höhe zu ersteigen.

Schon in halber Höhe empfangen uns die Zeichen der Civilisation, neu angerodete Ländereien, die bald in einen noch jungen, aber sorgsam gepflegten Park übergehen, in welchem sich die Bäume der Tropen und Neuhollands mit denen der gemäßigten Länder mischen. Unschwer unterscheidet man die verschiedenen Zonen der alljährlichen Erweiterung, namentlich an den hier prächtig gedeihenden Kasuarinen und den Eukalypten, die um so höher werden, je näher wir dem eigentlichen Etablissement kommen. Endlich sind wir oben und halten vor dem Hotel, aber der Blick des Reisenden wird hier mit Gewalt abgezogen durch die prächtige Landschaft, die sich vor ihm aufthut. Wir stehen auf einer Hochebene von 550 m über dem Meere, nur wenig unter dem höchsten Kamme, der im Winter Schutz vor dem rauhen Nord bietet, tief unter uns das Thal des Uëd Dscher, dahinter eine andere Hochebene, welche das freundliche Vesoul-Benian, eine Ansiedelung von Franche-Comtois trägt; weiterhin steigen die Höhenzüge auf, welche uns vom Scheliff trennen, und über sie hinweg ragen in blauer Ferne die Berge von Teniet el Had, die Stätte der prächtigen Cedernwälder. Zur Linken schließt der Dschebel Mouzaya das Bild, zur Rechten erhebt sich unmittelbar gegenüber der gewaltige Zaccar, 1580 m hoch, Nachmittags fast immer von Nebelwolken umzogen, die bei der wechselnden Beleuchtung ein wunderbar schönes Bild bieten. Freilich ist die Landschaft kahl, nur die nächsten Höhen um das Bad herum sind mit einem geschlossenen Walde von Strandkiefern bedeckt, aber daran gewöhnt man sich ja im Süden gar bald und die schärferen Formen der Berge und die wärmeren Tinten der südlichen Beleuchtung lassen das Grün kaum vermissen.

Das Badehotel ist völlig neu, leider ganz im Stile aller modernen Badehotels erbaut, dafür aber auch mit allen Erfordernissen eines solchen in musterhafter Weise versehen. Es erhebt sich über dem alten arabischen Hammam auf dem Plateau, das die Römerstadt trug, unmittelbar an den heißen Quellen, von denen die zum Badegebrauch dienende im Hotel selbst entspringt. Ein paar Grabinschriften und auch einige Statuenreste sind beim Ausgraben der Fundamente gefunden worden, sonst sind ein paar Säulenstücke aus Kalktuff alles, was von dem üppigen Römerbade übrig geblieben ist. Ueberall in Nordafrika ist ja die Zerstörung eine furchtbare. Die Van-

dalen haben da gehaust, heißt es gewöhnlich. Die armen Vandalen! Sie haben der herrschenden Kirche und der Nation, die uns allein litterarische Denkmäler hinterlassen hat, arg auf den Fuß getreten und darum müssen sie nun ewig als Typus der ärgsten Barbaren herhalten! Und doch wissen wir, daß wenige deutsche Stämme so viel Sinn für römische Civilisation, für Kunst und Musik hatten, daß die Vandalen schon lange mit den Römern in Berührung waren, als sie sich Nordafrikas bemächtigten, daß Genserich, der so verrufene Barbar, bei der Eroberung Roms die Kunstwerke nicht etwa zerstören, sondern sorgsamst einpacken und nach Karthago spediren ließ. Das Schiff, das sie trug, ging leider zu Grunde — und wir kennen aus den Schilderungen Prokop's die üppigen Paradiese, die sich die Vandalen in Nordafrika eingerichtet hatten. Aber ihr Name ist einmal unauflöslich mit Barbarei und Zerstörung verbunden, weil sie die Katholiken aus den Kirchen trieben und die Heiligenbilder zerstörten! Ganz anders haben die Byzantiner gehaust; der Patricius Salomo ließ rücksichtslos Tempel und andere Kunstbauten einreißen, um aus ihnen die Mauern seiner Citadellen aufzuführen und die Lücken wieder zu flicken, welche die Vandalen in die Stadtmauern gebrochen. Den Hauptschaden aber haben die wilden Bergberber gethan. Man hat bei der Beurtheilung der Vorgänge in Nordafrika vom Einbruche der Vandalen bis zu dem der Araber viel zu wenig Gewicht gelegt auf die Rolle, welche die Ureinwohner des Landes in den Kämpfen gespielt. Knirschend hatten sie das schwere Joch der Römer getragen, die Ebenen und die offeneren Thäler waren auch römisch geworden, selbst in dem Herzen der Gebirge und bis in die Wüste hinein erhoben sich Zwingburgen, aber in den Gebirgen selbst saßen die wilden Urstämme unbezwungen und unbeleckt von der Kultur, an ihren alten Göttern festhaltend und stets zur Erhebung bereit, sobald ihnen Gelegenheit zu Raub und Plünderung winkte. Die Zahl ihrer Aufstände gegen Rom ist Legion; den Vandalen waren sie neben den schwärmerischen Donatisten die besten Verbündeten, aber ebenso auch den Byzantinern, und nach dem Sturze der Vandalen benutzten sie das Interregnum, um ihren Haß gegen die ganze fremde Kultur zu befriedigen und die schutzlosen Städte — die Vandalen hatten ja alle Ringmauern gebrochen — von Grund aus zu zerstören. Nur zum kleinen Theile konnten die Byzantiner das Land wieder gewinnen, sie mußten sich begnügen, die wichtigsten Orte durch feste Citadellen zu behaupten, und als die Araber einbrachen, da waren es die durch die Berber zur Verzweiflung gebrachten romanisirten Bewohner der Städte und der Ebenen, welche sich den Eroberern anschlossen, während diesmal die Berber unter Führung der Kahina mit den Griechen zusammenstanden und auch nach deren Niederlage ihre Unabhängigkeit, wenn auch nicht ihre Religion zu bewahren wußten. Damals wurde zerstört, was sich noch von Städten im Innern erhalten hatte, und damals, wenn nicht schon früher, mag auch Aquae Calidae den Stämmen vom Zaccar und den Bergen des Beni Menacer erlegen sein, die es vom Grunde aus zerstörten.

Die Heilquellen freilich mußten auch sie unangetastet lassen, die warmen Wasser rieselten den Berg hinab und füllten ein paar kleine Becken, von denen eins den Arabern als Badeanstalt diente, während in das andere das liebe Vieh getrieben wurde, wenn es steif in den Knochen war. Ihre Phantasie verhalf dem Orte natürlich zu einer Legende; ein frommer Marabut hat die Quellen hervorsprudeln lassen und unterhält heute noch 2000 gespenstische Kameele, welche das Holz zur Heizung herbeischaffen müssen. Kein Araber besucht das Bad, ohne Sidi Sliman den Tribut seiner Verehrung darzubringen.

Die französische Regierung wurde schon ziemlich frühzeitig auf die warmen Quellen aufmerksam und sah sich veranlaßt, eine Anstalt für an Rheumatismus und Wunden leidende Soldaten über ihnen zu errichten. Dieses Bain militaire wird alljährlich am 15. April eröffnet und enthält durchschnittlich 40 bis 60 Patienten, für welche drei geräumige Piscinen und ein Schwitzsaal eingerichtet sind. Die ausgezeichneten Resultate, welche man dort erzielte, veranlaßten bald auch die Errichtung eines Bades für Civilisten, mit gesonderten Baderäumen für die Araber, die man nicht gut mit den Europäern zusammen baden lassen kann, weil beide Nationen zu grundverschiedener Ansicht sind über ein kleines Thierchen, das man in gebildeter Gesellschaft nicht gern nennt. Dem Araber ist die Kleiderlaus, „der auserwählte Liebling Allahs", das Thier, dem er die Krone der Schöpfung, den Menschen, als ausschließlichen Wohnplatz angewiesen; der Floh kann auch anderweit existiren und der frommste Muselmann macht sich kein Gewissen daraus, ihn, wenn er ihn gefangen, hinweg auf die Erde zu werfen; die Laus aber muß überall sonst zu Grunde gehen und nur ein Gottloser kann gegen den Willen Allahs handeln und sie tödten. Das macht die persönliche Berührung mit echten Arabern — die Mauren sind sehr sauber — immer etwas bedenklich und ist auch ein Hauptgrund, warum die Kolonisten so gegen die Ecoles franco-arabes sind und ihre Kinder von den arabischen möglichst entfernt halten; das kleine Schmarotzerthier ist in der Beziehung nicht minder einflußreich als die religiösen Vorurtheile. — Das alte Badehaus liegt etwas tiefer als das neue; es ist ein niederes einstöckiges Bauwerk, aus mehreren Gebäulichkeiten zusammengesetzt, die sich in maurischer Weise um zwei platanenbepflanzte Höfe, einer für die männlichen, der andere für die weiblichen Badegäste bestimmt, gruppiren und einen gar traulichen behaglichen Eindruck machen. Noch sind die Badegäste des Hotels auf die alten Piscinen angewiesen, erst im Laufe dieses Sommers wird die neue Badeeinrichtung in Betrieb kommen. Die Badebassins erhalten ihr Wasser hauptsächlich aus einer in geringer Entfernung über der Anlage entspringenden mächtigen Quelle von 70° C., nur bei großem Bedürfniß wird eine andere herangezogen, welche innerhalb einer Tempelruine im alten Aquae Calidae entspringt und für gewöhnlich das Araberbad versorgt. Der starke Zufluß gestattet ein fortwährendes Wechseln des Wassers und erhält die Temperatur im Badebassin ständig auf 48 bis 49° C., eine Hitze, vor der man sich anfangs entsetzt, die aber nicht wenig zu der günstigen Wirkung auf veraltete Rheumatismen beiträgt, die man in Hammam Rirha beobachtet. Aus dem Bade kommt der Patient unmittelbar in den Schwitzsaal und bringt dort, in Decken gehüllt, noch eine halbe Stunde zu; mittlerweile sind in einem durch das warme Wasser geheizten Metallgefäße seine Kleider durchwärmt worden und dann kann er ohne Furcht vor Erkältung den Baderaum verlassen und sich der Bergluft aussetzen. Die Heilerfolge sind bei alten Rheumatismen und rheumatischen Lähmungen überraschend und die Winterkuren sind namentlich bei den Engländern sehr in Aufnahme gekommen durch ein paar englische Aerzte, welche ihre Wirkung an sich selbst erprobt haben.

Hammam Rirha hat zwei scharf geschiedene Saisons, die eine im Winter von Ende Oktober bis Mitte April, fast ausschließlich für Fremde, die andere von Mitte April bis in den Oktober für die Einheimischen. Letztere ist natürlich die bedeutendere und der Berg wimmelt dann von

munteren Französinnen, die der Gluthhitze Algiers entronnen sind und nebenher etwas baden und die stärkende Luft genießen. Aber neben ihnen stellen auch die Rekonvalescenten ein starkes Kontingent, namentlich die vom Fieber geschwächten, deren in den neubesiedelten Theilen Algeriens ja immer noch gar viele sind; ihnen giebt die Bergluft meist gar bald die volle Spannkraft wieder. Im Winter herrscht eben noch England vor, da es ein paar englische Aerzte sind, die besonders für das Bad eintreten und ihre Patienten hierher schicken, denen eine Badekur im Winter nöthig ist. Vielleicht hat aber Hammam Rirha eine noch größere Zukunft als Ueberwinterungsstation für Brustkranke, in erster Linie im Frühjahr nach Beendigung der Regenzeit, wenn in Algier Staub und Hitze schon zeitweise lästig werden und die rasch wechselnde Temperatur mit Erkältungen droht. Aber auch den ganzen Winter hindurch ist Hammam Rirha zum Aufenthalt sehr geeignet, besonders für etwas nervöse und schon blutarme Patienten, für die das bunte lärmende Treiben in Algier zu angreifend ist und die Ruhe und Abgeschiedenheit wünschen. In Algier wird man ihnen allerdings sagen, daß Hammam Rirha furchtbar kalt sei und daß dort den Winter über Schnee liege und dergleichen mehr; die algerischen Hotelbesitzer fürchten entschieden die Konkurrenz des Bergbades. Aber man lasse sich dadurch nicht abhalten. Ein Blick auf die üppige Vegetation, welche das Kurhaus umgiebt, lehrt mehr als alle Witterungsberichte; Orangen, Mandarinen und Citronen gedeihen und erreichen eine Güte, wie in den berühmten Gärten von Blida; die Dattelpalme ist an verschiedenen Stellen aus zufällig weggeworfenen Kernen aufgekeimt und geht prächtig voran, neben ihr Latania borbonica und Chamaerops excelsa, und selbst das tropische Bamburohr. Das beweist, daß das Klima hier nur wenig kühler sein kann als in Algier, und für den geringen Unterschied entschädigt reichlich die staubfreie Luft und die prächtigen Spaziergänge im Park und in dem anstoßenden Strandkiefernwald, durch den sich prächtige Wege in bequemster Nivellirung hinziehen. Wer sich Algerien noch als ein halbwildes Land vorgestellt hat, wird nicht wenig überrascht sein, wenn er am Eingange des Waldes eine Tafel findet mit der Aufschrift: Route forestière, 28 km à Marengo. Fahrbare Waldwege durchziehen bereits die Waldberge des Dschebel Zaccar und der Beni Menacer, und man kann zu Pferde Exkursionen machen auf viele Stunden weit nach allen Richtungen. Es regnet zwar im Winter häufig und hatte namentlich in diesem Winter ausnahmsweise viel geregnet — der Regenmesser in Algier ergab bis zu Anfang April 650 mm — aber nur äußerst selten dauert der Regen mehrere Tage hinter einander und Wochen ohne mehrere schöne Tage kommen kaum vor. Auch vor wilden Thieren braucht man sich nicht zu fürchten, so gruselige Geschichten man darüber in Algier hört. Sidi el Houasch (der Herr der Thiere, der Löwe) ist längst aus dem ganzen Gebiete zwischen Scheliff und Meer verschwunden und auf ein paar Punkte der Kabylie und die tunesischen Grenzwildnisse zurückgedrängt. Der Panther soll noch an einigen Stellen in den Waldbergen der Beni Menacer vorkommen, und man will noch vor einem Monat nicht allzuweit von Cherchell ein Pantherpaar mit zwei Jungen gesehen haben, aber vom Zaccar, den Schwarz seinen Lieblingsaufenthalt nennt, ist er lange verschwunden, und selbst wenn sich einmal ein Exemplar verirren sollte, hat der Mensch nichts von ihm zu befürchten, da ihn der Panther ungereizt nie angreift. Er thut überhaupt nicht viel Schaden und ernährt sich vorwiegend von Wildschweinen; deshalb und weil seine Jagd viel gefährlicher ist als die des Löwen, läßt ihn auch der Kabyle unangefochten, und hat er sich noch in Gegenden halten können, aus denen der Löwe längst weichen mußte. Nur die Hyäne bewohnt noch die Umgebung und ein Exemplar kam fast allnächtlich in die Badanlagen, wo ihr ein Sohn Albions ebenso eifrig wie erfolglos auflauerte; sie ist für den Menschen völlig harmlos und flieht vor einem kleinen Kinde. Giftschlangen kommen um Hammam Rirha überhaupt nicht vor, wie sie im ganzen Algerien ziemlich selten sind, und die trägen Skorpione unter den Steinen können nur dem schädlich werden, der sie unvorsichtig anfaßt; ihr Stich ist übrigens nicht tödtlich, wie der ihres schwarzen Verwandten in der Sahara. Dagegen findet der Naturfreund überreichen Genuß am Studium der prächtigen Flora, auch die Fauna ist an kleinen Wirbelthieren, Insekten und Schnecken reich genug, und wer Jäger ist, kann an Rebhühnern und Hasen seine Jagdlust befriedigen und erlegt vielleicht auch eins oder das andere kleinere Raubthier aus dem Katzen- und Mardergeschlecht. Für die Deutschen ist es besonders angenehm, daß der Eigenthümer und Schöpfer der Anlage, Herr Arlès-Dufour, und nicht minder sein Sohn, des Deutschen vollkommen mächtig sind. Herr Arlès-Dufour kennt Algerien durch langjährigen Aufenthalt vollständig, war längere Jahre Mitglied der Landesvertretung und ist zu Mittheilungen über das Land jederzeit bereit. Deutsch hörten wir in Hammam Rirha überhaupt viel und unter den absonderlichsten Verhältnissen: in der Bahn sprach uns eine barmherzige Schwester in der Muttersprache an, als wir an dem Felsen nahe dem Bain militaire herumkrochen und eine reiche Ernte an seltenen kleinen Schnecken hielten, gesellte sich ein alter Knabe zu uns, der sich als ein ausgedienter Elsässer erwies, welcher im Kolonistendorfe am Abhang seine Pension verzehrt, und als wir bei Tafel saßen, fragte mich der Kellner schon beim ersten Gange: „Werden der Herr Doktor — er nannte meinen Namen — lange hier bleiben?“ und als ich mir ihn erstaunt betrachtete, da war es Meister Stephan, der Zahlkellner aus dem Wiener Kaffee auf der Kaiserstraße in Frankfurt und im Sommer Oberkellner im Englischen Hof in Kissingen, der bis zum Beginn der Kissinger Saison hier seines Amtes waltete und trotz der erschwerenden Umstände seinen Landsleuten für eine ausgezeichnete Bedienung sorgte. Ein deutscher Oberkellner im Hammam Rirha, am Ende der Welt, unter Kabylen und Hyänen, mich als Bekannten begrüßend, mehr konnte ich wahrhaftig nicht verlangen. Und sein Urtheil über Hammam Rirha soll auch hier stehen, denn er ist in dem Fache kompetent: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, man darf nicht vergessen, daß wir in Afrika unter Wilden sind, aber der Herr (Arlès-Dufour) thut wirklich alles Mögliche.“

Eine deutsche Expedition ins Innere von Brasilien.

Von **Oscar Canstatt.**

Von der großen Anzahl wissenschaftlicher Expeditionen, welche zur Zeit wieder von verschiedenen Punkten der alten Welt aus, theils mit staatlicher Beihilfe, theils ausschließlich mit Privatmitteln zur Bereicherung unserer geographischen, anthropologischen und physikalischen Kenntnisse ausgerüstet wurden, gehört das Unternehmen dreier deutschen Forscher, der Herren Dr. med. Karl von den Steinen, Landschaftsmaler Wilhelm von den Steinen und Dr. Otto Clauß, zur Erkundung des Innern von Südamerika neben den jüngst unternommenen Afrikareisen nach dem übereinstimmenden Urtheile der gegenwärtig in München wieder versammelt gewesenen Geographen wohl zu den vielversprechendsten. Am 20. Februar dieses Jahres verließen diese kühnen und opferfreudigen drei Pioniere der deutschen Wissenschaft mit dem Flußdampfer „Taraguy" die argentinische Hauptstadt Buenos Ayres, um sich zunächst auf dem La Plata nach Assuncion zu verfügen, von wo aus sie eine ebenso gefahrvolle wie hochinteressante Expedition quer durch das noch so gut wie gänzlich unbekannte Innere der brasilianischen Provinzen Matto Grosso und Grao Para nach den Ufern des Amazonenstromes geplant haben.

Alle drei Herren gehörten früher der am 25. September 1883 in Montevideo wieder eingetroffenen deutschen Südpol-Expedition an, die in Süd-Georgien überwinterte und deren Erlebnisse zum Theil schon aus einzelnen Briefen der Theilnehmer bei uns bekannt geworden sind. Die Schwierigkeiten, welche bei Durchführung des von unseren Landsleuten im Anschlusse daran neuerlich unternommenen Reiseprojektes, die Entbehrungen und Gefahren aller Art, welche ihrer warten, verhehlten sich die Genannten von Anfang an keineswegs; aber sie zeigten sich auch ebenso fest entschlossen, den Widrigkeiten, welcher Art immer sie sein möchten, die Stirn zu bieten und alles daran zu setzen, um ihr fast 30 Breitengrade entferntes Ziel zu erreichen. In Montevideo, Buenos Ayres und von Rio Janeiro aus hatte man erst Herrn Dr. von den Steinen sehr angelegentlich abgerathen, das allzu kühne Vorhaben durchzuführen, für den Fall aber, daß dennoch darauf bestanden werde, um Benachrichtigung der Centralbehörden gebeten, um seitens derselben nach Möglichkeit den drei Forschern namentlich bei ihrem Vordringen in den Flußregionen des Amazonas Vorschub leisten zu können.

Nach Privatbriefen aus Uruguay ist nun die Ankunft der kleinen Expedition in Assuncion bereits erfolgt und beabsichtigte der Physiker Herr Dr. Clauß hier zunächst die noch nicht mit positiver Genauigkeit festgestellte Länge dieses Ortes wissenschaftlich zu ermitteln. Zu diesem Behufe hatte sich Dr. Clauß bereits früher mit dem Direktor der Marineschule zu Buenos Ayres, Eugen Bachmann, verständigt, um mit demselben auf telegraphischem Wege eine Chronometervergleichung vorzunehmen, die den Längenunterschied zwischen Buenos Ayres und Assuncion ergeben sollte. Mit dem einmal monatlich von der paraguayanischen Hauptstadt abgehenden brasilianischen Postdampfer wollten sich dann alle drei Herren nach dem an der Mündung des Taquary in den Paraguayfluß gelegenen Grenzstädtchen Corumba einschiffen, um dort das Schiff zu wechseln und auf einer flachgehenden sogenannten Chata bis Cuyutá oder Cuyabá an dem gleichnamigen Flusse am Fuße der Serra Azul in der Provinz Matto Grosso zu fahren.

Welches Beförderungsmittel die Expedition von hier aus benutzen wird, um den langen Weg durch sehr wüste Strecken und die nur von wilden, keineswegs gutgearteten Indianerstämmen bewohnten Urwälder zurückzulegen, wußten deren Theilnehmer fürs erste absolut nicht zu sagen, da dies ganz von den Umständen und der Gelegenheit abhängt. Vermuthlich indessen werden sie viele Tagereisen auf den Maulthieren eines Tropeiros zuzubringen haben, da in jenen Regionen kaum eine der landesüblichen Carreten oder Ochsenfuhrwerke durch die Berge zu dirigiren sein dürfte. Der Naturforscher Page war unseres Wissens der einzige Europäer, welcher seit dem Jahre 1853 über die Beschaffenheit gerade jener abgelegenen brasilianischen Distrikte Einiges veröffentlicht hat. Von Carreten dortselbst berichtet er jedoch nichts.

Das nächste Ziel von Cuyabá aus soll der Flußlauf des Xingú (beziehungsweise dessen Nebenfluß, der Paranatingua) sein, einer der großen wasserreichen Ströme, die sich in den Amazonas ergießen. Der Xingú ist bisher nur einmal und zwar im Jahre 1842 durch den Prinzen Adalbert von Preußen ungefähr bis zum 6. Breitengrade von der Mündung aus befahren worden, sein ganzes Quellengebiet zwischen dem 14. und 15. Grade s. Br. sowie der obere Theil seines Flußthales sind vollständig unbekannt. Die Erkundung gerade dieses Flußlaufes erschien von jeher von besonderm Werthe, da der Strom ohne Zweifel, und bereits nach einem Berichte an den Präsidenten der Provinz Para vom Jahre 1844, die beste Wasserkommunikation nach Matto Grosso darbietet, wenn sein Lauf nicht größtentheils durch das Gebiet der feindseligen Indianerstämme der Puipaias oder Peapais, der Xixipaias und a. m. ginge, und wenn seine Beschiffung nicht größere Hindernisse darböte, als z. B. die des Tapajós, was allerdings nach dem Zeugniß des Prinzen Adalbert der Fall zu sein scheint. Von der Villa Porto de Móz nahe der Mündung bis Souzel, der südlichsten Niederlassung, welche zwei Tagereisen oder ungefähr 16 Leguas in gerader Richtung von Porto de Móz entfernt liegt, hat der Xingú mehr das Ansehen eines Meeresarmes als das eines Flusses, indem man sowohl stromauf- wie stromabwärts nichts als den endlosen Seehorizont erblickt. Seine Breite beträgt hier zwischen 3 und 5 Seemeilen und seine Tiefe 8 bis 20 Faden, so daß sich diese Strecke, wie schon öfter geschehen, ganz leicht mit Kriegsschonern befahren läßt. Oberhalb Souzel indessen nimmt der Xingú ganz das Ansehen eines Flusses an. Bergaufwärts, namentlich von Porto Grande aus, wo der Ausgangspunkt einer alten von den Jesuiten angelegten Landstraße ist, nehmen dann die Schwierigkeiten der Flußpassage ganz außerordentlich zu. Auf ausgehöhlten Baumstammböten, sogenannten Ubas, haben ältere Forscher gleichwohl auch diese Strecke, 147 Seemeilen, hinan von Souzel bis zu der kleinen Niederlassung Piranhaquára befahren. Weiterhin mehren sich aber die Stromschnellen und sogenannten Caroeiras (felsige Stromhindernisse) derart, daß zahllose Male die Stromfahrt eine lange Unter-

brechung erleidet, die Bootsleute über Bord springen und mit größter Anstrengung ihr Fahrzeug zu Lande fortschieben müssen.

Die Erreichung dieses Stromlaufes durch unsere Landsleute von Cuyabá aus, ist bei alledem noch höchst problematisch, und für wahrscheinlicher hält man es, daß sie sich schließlich doch lieber dem etwas leichter zu erreichenden Tapajós, einem andern Nebenflusse des Amazonas, zuwenden werden, um diesen hinunterzufahren. Hier ist ihnen auch auf das Bestimmteste die Unterstützung von brasilianischer Seite zugesagt worden; ob und in welchem Maße sich diese bethätigen wird, bleibt freilich bei der brasilianischen Vertröstungsart in allen Dingen sehr die Frage. Ueberaus schwierig wird es auch für die Herren werden, zu der Ausbeute an naturwissenschaftlichen Gegenständen geeignete und genügende Transportmittel bis zu ihrem glücklichen Einlaufe in den Amazonas sich zu verschaffen. Die anthropologische Seite der Expedition, welche besonders im Bereiche der Serra Azul die sorglichste Beachtung finden dürfte, fällt Herrn Dr. Karl von den Steinen zu. Nach alledem dürfen wir gewiß mit Spannung weiteren Nachrichten über den Verlauf dieser seltenen Reise entgegensehen, welche mit ihren wissenschaftlichen Ergebnissen an die heute noch wie vor Jahrzehnten so vollwerthigen Errungenschaften eines Bonpland, Humboldt, Spix und Martins anzuknüpfen hoffen darf.

Kürzere Mittheilungen.

Die Basken noch Steinkocher!

Das Kochen mit heiß gemachten Steinen ist ein äußerst primitives Verfahren, welches noch bei manchen Naturvölkern beobachtet wird. So erzählt davon Erman (Reisen III, 337, 423) bei sibirischen Völkern; es kommt in Afrika noch heute vor, z. B. bei den Habab („Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde" VIII, 464), bei den nordamerikanischen Indianern (Kane, Wanderings of an Artist 8). Von den Thlinkithen Nordwestamerikas wissen wir, daß sie Körbe aus Wurzelfasern flechten und diese mit kaltem Wasser füllen, das sie durch Hineinwerfen von glühenden Steinen zum Kochen bringen (Holmberg, Völker des russischen Amerika I, 23). Der alte Steller sah noch bei den jetzt verschwundenen Kamtschadalen, wie sie ihre Speisen in hölzerne Tröge legten, Wasser darüber gossen und dieses mit glühenden Steinen kochend machten (Steller, Kamtschatka 322) und so noch vielfach.

Interessant ist es nun zu erfahren, daß sich mitten im kultivirten Europa dieser Gebrauch, der sicher einst weiter verbreitet war, bis auf den heutigen Tag erhalten hat und zwar bei den Basken nach Mittheilungen von H. Germain („Bull. Soc. d'Anthropologie" 1883, 682), doch beschränkt derselbe sich auf die Milch. Diese wird in Gefäße aus Zitterpappelholz, die aus einem Stücke gedrechselt sind, und 6 bis 7 Liter fassen, gethan und dann mit faustgroßen Kieseln, die man in der Nive findet und heiß gemacht hat, gekocht. Die Milch erhält dadurch einen angenehmen Geschmack. Der Gebrauch existirt noch an verschiedenen baskischen Orten, wird aber speciell in Biddaray, zwischen Bayonne und St. Jean-Pied-de-Port beobachtet. R. A.

Die Edelmetallproduktion von Kolumbien.

Ueber die Edelmetallausbeute von Kolumbien bringt das Diario oficial dieser Republik Daten, welche bei der größeren Aufmerksamkeit, die den südamerikanischen Staaten seit einigen Jahren als Absatzgebiet für unsere Industrieerzeugnisse geschenkt wird, von hohem Interesse sind.

Wenngleich die meisten Zahlen nur auf annähernder Schätzung beruhen, so geben sie doch einen Anhalt zur Beurtheilung der Leistungsfähigkeit und Zukunft der Minenindustrie in Kolumbien.

Die Ausbeute wird veranschlagt

im 16. Jahrhundert auf	50 000 000	Dollar.
„ 17. „ „	170 000 000	„
„ 18. „ „	194 000 000	„
„ 19. „ bis 1882 auf	216 000 000	„
Total	630 000 000	Dollar.

Man nimmt an, daß von diesem Betrage 604 Millionen aus Gold und goldhaltigem Silber, der Rest von 26 Millionen aus Silber bestanden, und schreibt den verschiedenen Staaten der Föderation ihren Antheil an obiger Summe folgendermaßen zu:

Antioquia	252 000 000	Dollar.
Cauca: Chocó mit 126 000 000 und der Rest dieses Staates 116 000 000	242 000 000	„
Panama	74 000 000	„
Tolima	40 000 000	„
Santander	13 000 000	„
Bolivar	6 000 000	„
Cundinamarca	2 500 000	„
Boyaca und Magdalena	500 000	„
Total	630 000 000	Dollar.

Von der Produktion des gegenwärtigen Jahrhunderts fallen auf

Antioquia	122 000 000	Dollar.
Cauca: Chocó mit 47 000 000 und der Rest dieses Staates 31 000 000	78 000 000	„
Tolima	10 000 000	„
Panama	4 000 000	„
Bolivar	1 000 000	„
Santander	1 000 000	„
Total	216 000 000	Dollar.

Hiervon waren 206 000 000 Dollar Gold und goldhaltiges Silber und 10 000 000 Dollar Silber.

Der Unabhängigkeitskrieg, die Sklavenemancipation im Jahre 1851 und der Bürgerkrieg von 1860 haben, wie aus nachstehenden, die durchschnittliche Jahresausbeute bestimmter Perioden angebenden Zahlen hervorgeht, keinen so fühlbaren Einfluß auf die Bergwerksindustrie ausgeübt, als man gemeinhin voraussetzte:

1800 bis 1810	Jahresproduktion	2 789 000	Dollar.
1810 „ 1821	„	1 774 000	„
1821 „ 1846	„	2 679 000	„
1846 „ 1851	„	2 851 000	„
1851 „ 1860	„	2 532 000	„
1860 „ 1863	„	2 101 000	„
1863 „ 1869	„	2 615 000	„
1869 „ 1881	„	3 198 000	„
1882	„	4 316 000	„

Von dem Ergebniß des Jahres 1882 fielen auf Gold und das goldhaltige Silber der Sancudo-Minen in Antioquia 3 556 000 Dollar, auf Silber bloß 760 000 Dollar.

Statt abzunehmen wird die Edelmetallproduktion im Laufe der Zeit noch zunehmen. Sind einmal bessere Verkehrsmittel vorhanden, so kann die jetzige Jahresausbeute sehr leicht verdoppelt werden. Dafür sprechen alle Anzeichen. In Antioquia fing das Jahrhundert mit einer Goldprodukt-

tion von 1¼ Million an; 1858 stieg sie auf 1½ Millionen, 1866 auf 1,6 Millionen, 1871 auf 1,9 Millionen und 1882 auf 2,8 Millionen.

Selbstverständlich ist der Ertrag der Bergwerke ungeheuren Schwankungen ausgesetzt, besonders wenn Goldwäschereien dabei in Betracht kommen. So gab Chocó zu Anfang des Jahrhunderts 1 Million Gold, im Jahre 1821 nur noch ½ Million und nach der Sklavenemancipation wurden alle Minen verlassen. Gegenwärtig bringt es diese reiche Region nur auf 300 000 Dollar. Ganz das Gleiche fand in Barbacoas statt. Das Fallen der Silberpreise wirkt auf den Betrieb der Silberminen empfindlich ein. Augenblicklich arbeiten nur die im Norden von Tolima und Cauca gelegenen Bergwerke von Mariquita und Supia. Die Erze von Mariquita werden nicht am Platze selbst amalgamirt, sondern wandern nach England. Diejenigen von Supia unterliegen der Amalgamation im dortigen Etablissement selbst. Das gewonnene Feinsilber geht an die Münze von Medellin, während die goldhaltigen Barren vom Handel aufgekauft werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— D. N. Bucharow, Konsul in Finmarken, sprach in der Allgemeinen Sitzung der Kaiserl. Russ. Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 1. (13.) Februar über eine Reise, welche er im Herbste vorigen Jahres durch Lappland gemacht hatte. Die über den 66. Grad n. Br. hinaus wohnenden Lappen sind entschieden die ältesten Bewohner des Nordens; sie zerfallen je nach ihren Wohnsitzen in finländische, norwegische und schwedische Lappen. Die Zahl der finländischen Lappen beträgt 2027, der norwegischen 19 200, der schwedischen 6120. Der Zweck der Reise war, die Beziehungen der norwegischen Lappen zu den finländischen, und die der nomadisirenden zu den ansässigen aufzuklären. Bucharow verließ Vardö am 6. (18.) September und begab sich auf dem Flusse Pasa bis zum finnischen Ort Enare; dann besuchte er die Ansiedelungen der norwegischen Lappen: Palmak, Waraschau und Kaula-Keino und kehrte durch die von Lappen bewohnten Orte Finlands (Epantekis, Mupiopisk, Kittele, Rawaniemi und Kemi) am 17. November nach Uleaborg zurück. Man hätte meinen sollen, daß die Beziehungen der norwegischen Lappen zu den finländischen und der nomadisirenden zu den ansässigen feindselige seien, aber thatsächlich erweist es sich, daß sie in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse zu einander stehen.

Afrika.

— Seinem „Abyssinien“ (s. „Globus“ Bd. 44, S. 112) hat Prof. R. Hartmann rasch ein weiteres Bändchen „Die Nilländer („Das Wissen der Gegenwart“, Bd. 24. Leipzig, G. Freytag) folgen lassen. Das eigentliche Aegypten wird darin sehr kurz behandelt, weit ausführlicher Nubien und Sudan mit ihrer gerade jetzt allgemeines Interesse erweckenden bunten Bevölkerung, als deren vorzüglichsten Kenner einer der Verfasser unbestritten gilt. Das geographische Element tritt gegen das anthropologische und ethnologische zurück, sowohl im Texte wie auch in den Illustrationen, unter denen sich eine ganze Anzahl sehr interessanter Originalaufnahmen (wohl meist nach Buchta) befindet.

— Josef Menges, unser früherer Mitarbeiter, lebt seit längerer Zeit als Vertreter der Hagenbeck'schen Thierhandlung in Berbera an der Somali-Küste, wo er schon zwei Jahre lang Aneroid- und Thermometerbeobachtungen aufgezeichnet hat. Im Januar dieses Jahres unternahm er von dort einen 16tägigen Ausflug südwärts in das Innere, dessen Hochebene er glücklich erreichte. Dann wandte er sich westlich zu dem 2200 bis 2300 m hohen Berge Golis und kehrte nach seinem Ausgangspunkte zurück. Sehr enttäuscht war er, wie er an „Petermann's Mittheilungen“ schreibt, über die auf dem innern Plateau liegenden Ruinen; sie enthalten keine Reste einer alten und hohen Kultur, sondern stammen wahrscheinlich von den Galla her, welche hier von den Somali verdrängt worden sind. Mit den Eingeborenen kam Menges, von ihren Betteleien abgesehen, ziemlich gut aus, während ihm die ägyptischen Behörden in Berbera so viel Schwierigkeiten in den Weg legten, daß er glaubt, die Regierung sehe die Erforschung der unterworfenen Länder nicht gerne. „Es ist eben hier wie überall, wo die ägyptischen Beamten, weit von Kairo und jeder Kontrolle Europas, nach Belieben schalten können, dasselbe Spiel: Schikane, Tyrannei, Niederträchtigkeit und Erpressung.“

— Lieut. Becker hat von der Afrikanischen Internationalen Association den Auftrag erhalten, an den Ufern des Njassa-Sees, wo bereits englische Kaufleute und Missionare eifrig an der Arbeit sind, eine neue Station zu errichten.

— Die „Allgemeine Zeitung“ (1884 Nr. 110) bringt folgende Angaben über den Stand des deutschen Handels in Westafrika. Es sind dort 14 Hamburgische Firmen vertreten, welche wohl über 60 Faktoreien besitzen. Von jenen Firmen entfallen auf Sierra Leone 1, Liberia 1, Akkra 1, Whydah 1, Groß- und Klein-Popo 2, Lagos 2, Camerun bis Corisca-Bai 2, Gabun 3 und Ambriz 1. Bremische Firmen giebt es in Akkra, Klein-Popo, Keta, Lagos, Angra Pequeña und Adda am Volta. Für die hervorragende Stellung, welche Deutschland im westafrikanischen Handel einnimmt, ist es bezeichnend, daß von Hamburg aus zwei Dampfschiffslinien, eine englische und eine deutsche, mit monatlichen Fahrten die Verbindung mit Westafrika unterhalten, während weder Holland noch Belgien, noch selbst Frankreich, welches doch Kolonien daselbst besitzt, eine regelmäßige Linie nach dort aufzuweisen haben.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaja.

IX. (Schluß.)

Wie mit einem Schlage ändert sich jetzt die Natur. Die Eismassen und die kahlen Felsen verschwinden, Bäume und Gesträuch stellen sich ein und die ganze Natur ladet förmlich dazu ein, sich niederzulassen. Zur Linken zeigen sich senkrecht zum Sindthal abstürzende Felsmassen, deren Wände zum Theil mit Bäumen, die im herrlichsten Grün prangen, bedeckt sind. Im Vordergrunde erglänzen im schimmernden Weiß ihrer Rinde ganze Waldungen der heimischen Birke und tief, tief unten schlängelt sich in zierlichen mäandrischen Windungen der Fluß Sind das lachende und üppige Thal entlang, durch welches der weitere Weg der Reisenden führt. Nur Bewunderung und Entzücken ruft dieser Anblick hervor, welchem das doch an schöne Landschaften gewöhnte Ujfalvy'sche Paar keinen zweiten an die Seite zu stellen vermochte.

Der Abstieg ist außerordentlich beschwerlich, denn nicht allein, daß der Weg an sich schon sehr schlecht ist, er stürzt auch fast senkrecht in das liebliche und herrliche Thal hinab. Indessen büßt die Landschaft, wenn man sich ihr nähert, allmählich ein Weniges von ihrem Zauber ein, wenngleich der anheimelnde Eindruck auch jetzt noch nicht minder groß ist wie vorher. Der Weg im Thale bietet übrigens ebenfalls noch Hindernisse in Menge dar. Hier ist eine Brücke von dem reißenden Bergwasser hinweggeschwemmt, und dort kann das Wasser nur mühsam auf unsicherm Grunde durchmessen werden; dasselbe ist oft von so krystallener Klarheit, daß Menschen und Thiere sich daran mit Entzücken laben.

Endlich wird Sonmarg, ein wegen seiner Naturschönheiten berühmter Ort, von der Karawane erreicht. Indessen entsprach sein Ruf nicht den hochgespannten Erwartungen der Ankömmlinge, zum Theil deswegen, weil ihr Reisemarschall, der Munschi, ihre Zelte an einem feuchten Platz dicht am Flußufer und eingeengt von Bergen hatte aufschlagen lassen, dessen Umgebung durch einige alte verfallene englische Häuser, in denen jetzt Eingeborene wohnten, nicht verschönt wurde. Vor einigen Jahren nämlich flüchteten sich die in Srinagar weilenden Europäer während der großen Sommerhitze nach Sonmarg; da aber die Entfernung von Srinagar zu groß war und in Folge dessen die Verpflegung zu schwierig wurde, verließ man das reizende Thal und gründete in dem bequemer zu erreichenden Gulmarg (d. i. Blumenthal) in einem linken Nebenthale des Hydaspes eine andere Sommerfrische, die aber viel feuchter und weniger schön sein soll.

Weiterhin im Sindthale entdeckten die Reisenden wie zufällig, unter einer üppigen Vegetation verborgen, eine Anzahl interessanter antiker Ruinen, deren Anblick um so mächtiger wirkt, als man sie in der tiefsten und entlegensten Einöde zu Gesicht bekommt.

Beim Verlassen eines alsbald passirten Defilés erscheint das Thal von neuem groß und breit, jedoch ist der Anblick jetzt im Ganzen mehr imposant als schön. Eine fortgeschwemmte Brücke, an deren Stelle sich ein in der Eile quer über den Bach geworfener Baumstamm befindet, zwingt die Reisenden, einen andern Weg zu wählen, der jedoch über Bergeshöhen führt, so daß ihnen das erneute Irren durch Steingeröll und über scharfe Felsenkanten nicht erspart bleibt.



Der Zodschila-Paß. (Nach einer Photographie.)

Dieser unangenehme Umweg verzögert die Ankunft in Kolan, dem nächsten Wanderziele, natürlich um ein Beträchtliches.

Die Mühe wird aber reichlich belohnt, denn obwohl nur ein winziger Ort, ladet es doch unwiderstehlich zur Rast



Ruinen im Thale des Sind. (Nach einer Photographie.)

ein: die duftigen Sträucher, die prachtvollen Nußbäume, die natürlichen Geißblattlauben und der Jasmin erinnern lebhaft an die ferne europäische Heimath. Die Krone von allem aber und alle anderen Pflanzen an Wohlgeruch über-

Sonmarg. (Nach einer Photographie.)

treffend ist und bleibt die mit Recht berühmte Rose von Kaschmir.

Wie schade, daß jenes schöne Land so mangelhaft verwaltet wird. Wenn Europäer diesen Erdenwinkel zu eigen hätten, welche Wunder wären sie im Stande hervorzuzaubern! Alles könnte dort zu neuem freudigem Leben erstehen. Frohsinn und Heiterkeit träte an Stelle jener Melancholie, welche sich aller Gegenden bemächtigt, auf welche die Orientalen ihre Hand gelegt haben.

Die Dächer der Häuser sind mit Stroh gedeckt und machen durch ihre seltsame Form zunächst einen eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer. In Hajen, einem andern Orte des Sindthales, verweilten die Reisenden mehrere Tage auf Veranlassung des Herrn Dauvergne, eines dort seit mehr als 15 Jahren ansässigen Franzosen, der mit den in der ganzen Welt berühmten und verbreiteten Kaschmirshawls handelt und nebenbei ein großer Jäger ist. Das Sindthal wimmelt nämlich von Bären, Hirschen und sonstigem Wilde und gewährt reiche Beute. Die Zelte beider Parteien wurden neben einander aufgeschlagen und während des Beisammenseins blieb man im gegenseitigen anregendsten Verkehr.

Der Abend und Morgen sind in jener Gegend außerordentlich frisch und man kann nicht anders als die armen Hindus beklagen, deren Religion sie zwingt, fast nackt ihre Mahlzeiten zu sich zu nehmen.

Nach Ablauf dieser fröhlichen Rast ging die Reise weiter, das Sindthal hinab bis Gandarbal und dann, den eigentlichen Weg verlassend, stracks auf Srinagar zu, welches vor acht Wochen verlassen worden war.



Der älteste Sohn des Maharadscha von Kaschmir.
(Nach einer Photographie.)

Die Reisenden suchten und fanden bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt im Munschi Bag, also in derselben Behausung, in der sie bei ihrer ersten Anwesenheit bereits verweilt hatten, Aufnahme. Indessen behagte ihnen der Aufenthalt in den schmutzigen, hölzernen Häusern, welche der Maharadscha seinen Gästen zur Verfügung stellte, nicht allzusehr, nachdem sie während längerer Zeit an das lustige Zeltleben gewöhnt worden waren. Sie zogen sich also, der Einladung eines in der Nähe, in Gupikar, ansässigen Belgiers Folge leistend, nach diesem am schönen Dal-See gelegenen Orte zurück.

Fast gleichzeitig hatte sich auch der Maharadscha nach Dschamu, seiner Winterresidenz, begeben. Vorher hatte Herr v. Ujfalvy noch eine Audienz bei demselben nachgesucht, um seinen Dank auszusprechen für die vielerlei Unterstützungen, die ihm auf der Reise allerorten geworden.

Obwohl nur Wochen zwischen dieser und der ersten Audienz lagen, war der Fürst in seinem Aussehen doch sehr verändert, abgemagert und von schlechtem Aussehen. Trotzdem zeigte er für alles, was sich auf der Reise zugetragen, das lebhafteste Interesse. Dann und wann gab er sich einer melancholischen Anwandlung hin und sagte unter anderm: „Die älteren abgenutzten Gewänder müssen den jüngeren modernen Platz machen.“ Bei diesen Worten blickte er seinen Sohn, den muthmaßlichen Thronerben, bedeutsam an. Der letztere, in dem Rufe stehend, daß er den Europäern wenig Sympathien entgegenbringe, ist nichts weniger wie von einnehmendem Aeußern: er hat einen untersetzten Körperbau, seine Gesichtszüge zeigen einen harten und wenig anziehenden Ausdruck und stehen im lebhaftesten Kontrast mit dem liebenswürdigen und doch majestätischen Wesen seines Vaters.

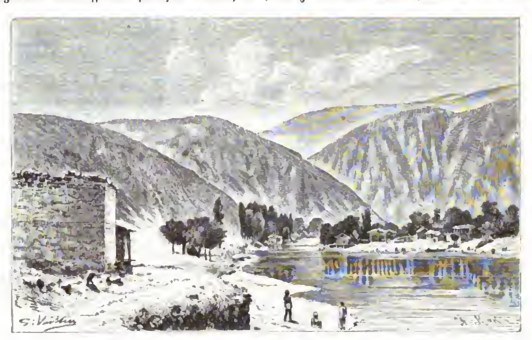
Der Aufenthalt in Gupikar ward fleißig dazu benutzt, die alten Lustschlösser und Parks zu besichtigen, welche einst aus den kolassalen Trümmern der alten Hindutempel von den Mongolenkaisern errichtet wurden. Es sind im Allgemeinen terrassenartig angelegte Gärten, in denen hundertjährige Platanen ihre herrlichen Laubkronen schattenspendend ausbreiten. Wasserwerke und Springbrunnen, geschmacklos bemalte Holzpavillons und Gallerien wiederholen sich fast überall: im Schlosse von Schischmenscheh, das seines guten Quellwassers wegen auch vom gegenwärtigen Maharadscha noch besucht wird, im Kiosk von Nischad Bagh, von welchem man eine herrliche Fernsicht auf die Hauptstadt und die sie umgebenden schneebedeckten Bergriesen genießt, endlich im Palaste von Schalimar, dem bedeutendsten von allen, wo eine Säulenflucht aus schwarzem Marmor, stilvoll errichtet, vom Rest vortheilhaft absticht.

Dieser letztere wurde vom Schah Dschehan erbaut und ist bedeutend größer als der Nischad, wenngleich die in ihm gebotenen Fernsichten weniger anziehend sind als in jenem. Die Ufer des an sich schon prächtigen Kanals, auf welchem man nach Schalimar gelangt, sind von saftigem Rasen und von wundervollen Platanenalleen umsäumt. An seinem Ende befindet sich ein Pavillon aus Marmor, welcher einen großen Block aus gleichem Material enthält, der einst das Material für einen Thron liefern sollte. Jenseits dieses Pavillons beginnt ein zweiter Kanal, welcher bis an das Ende des Gartens reicht und nicht bloß am Ufer, sondern durchweg, auch am Grunde, mit großen Steinen ausgelegt



Säulenhalle des Palastes von Schalimar. (Nach einer Photographie.)

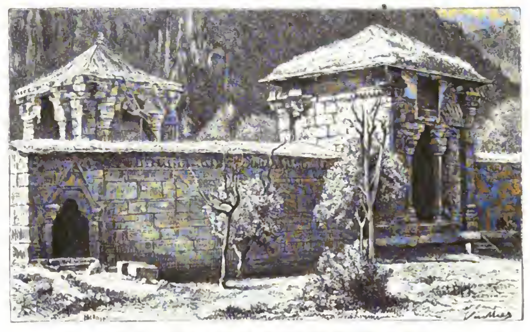
ist. In gewissen Abständen senden Springbrunnen ihre kühlenden Wasserstrahlen in die Lüfte; ein Gleiches gewahrt man auch unmittelbar am Ufer des Kanals: aus kleinen, etwas ausgebauten Becken sprudeln silberhelle Quellen, anmuthige Kaskaden bildend, hervor. Das Ende des Kanals bezeichnet der oben erwähnte prachtvolle Pavillon mit schwarzen marmornen Säulen, welcher an beiden Seiten von zwei kleineren Sälen flankirt wird. Im Innern be-



Baramulla. (Nach einer Photographie.)

merkt man noch Spuren von Vergoldung und Malerei. Sonst ist an Schmuck wenig mehr in diesem den Zwecken der heißen Länder angepaßten Palaste zu gewahren, wenn man etwa von den uralten Platanen absieht, von denen einige sich bereits unter der Last der Jahre zu neigen beginnen.

Anfangs Oktober ward endlich auch Gupikar verlassen, von wo aus der bisherige zuvorkommende belgische Gast-



Ruinen des Tempels von Baniar. (Nach einer Photographie.)

geber den Reisenden bis Baramulla das Geleit gab. Der Maharadscha hatte außerdem dem Munschi Gan Patra Befehl gegeben, dieselben bis Marri, einem außerhalb der Grenzen seines Reiches gelegenen Orte, zu begleiten. Man fuhr zunächst an den Ufern des Dal-Sees dahin, demnächst den Dschelum entlang, am neuen Bazar vorbei, aus der Stadt. Darauf ward ein Theil des Wular-Sees durchmessen, an dessen Beginn ein Sturm zum kurzen Anlegen zwang. Nach einigen weiteren Stunden Fahrens auf dem Dschelum war Baramulla erreicht. Diese zwar kleine, doch häufig

besuchte Stadt bildet gewöhnlich die erste Etappe für alle die Reisenden, welche dem wunderbaren Kaschmir, dessen Schönheiten kaum je genügend geschildert, und dessen Herrlichkeiten nie hinreichend besungen wurden, einen Besuch abzustatten gedenken. Von den thalaufwärts kommenden Reisenden müssen hier die Boote verlassen werden, da der bisher ruhig dahinfließende Strom nunmehr ein rascheres Tempo annimmt, in Folge des außerordentlich vermehrten Gefälles, mit dem er der indischen Ebene zuströmt.

Der Legende nach ist das Hochthal von Kaschmir früher ein umfangreicher See gewesen, was sich geologisch in der That nachweisen läßt. An seinen Ufern lebte bei Baramulla ein großer Heiliger, Namens Kascheb. Dieser befahl eines Tages den Bergen bei Baramulla sich zu spalten, welchem Befehle sie alsbald nachkamen: der See gewann einen Abfluß und das fruchtbare Dschelumthal blieb zurück. Heute freilich giebt es in Baramulla keine wunderwirkenden Heiligen mehr, dafür aber eine gewinnsüchtige, geldgierige Bevölkerung: ein Beweis dafür war, daß der dortige Fouragehändler die Pferde der Reisenden mit Maisstroh abfüttern wollte, während ihm der Preis für Gerste und Heu baar bezahlt worden war.

Der Weg, der von Baramulla nach Kohala führt, folgt beständig, oft in ansehnlicher Höhe, den zahllosen Windungen des Dschelum durch schattige Waldungen, an wohlbebauten Feldern und blühenden Dorfschaften vorbei und ist trotz seiner relativen Bequemlichkeit im Ganzen nur schlecht unterhalten. Von englischer Seite wird behauptet, der Maharadscha thue dies absichtlich, um den reisenden Europäern gleich beim Eintritt in sein Land den Besuch desselben zu verleiden. Der Schein spricht allerdings für diese Behauptung.

Bald hinter Baramulla gewahrt man unter einem dichten Laubdache einen sehr alten, umfangreichen Hindutempel, Baniar genannt, der noch in leidlichem Zustande sich befindet. Seine Architektur gemahnt durch ihre massiven Umrisse und die dicken Mauern an Avantipur. Der Tempel hat eine Breite von 145 und eine Tiefe von 120 Fuß. Die Kleeböger mit ihren schlanken Fenstergabeln, die angehefteten Säulen und die schönen Architrave fallen deutlich in die Augen; kurz, die ganze Ruine übermittelt ein deutliches Bild von der ehemaligen Architektur des Landes. Der Haupttempel ist klein, denn er mißt nur 26 Quadratfuß; sein Dach ist mit hölzernen Schindeln bedeckt; ob letzteres immer der Fall war, ist zweifelhaft.

Die Weiterreise wurde über Muzzaferabad, welches am rechten Dschelumufer, an der Mündung des Kischanganga amphitheatralisch gelegen ist, fortgesetzt und alsdann nach kurzem Aufenthalte nach Kohala, der Grenzstadt, wo ein Zollamt besteht, aufgebrochen. Das letztere hat besonders auf die genaueste Befolgung des Ausfuhrverbotes zweier „Artikel" zu wachen: der eine sind Pferde, welche ja auch in Ländern des Occidents oft jenem Verbote unterliegen. Die weitere schutzzöllnerische Maßregel dagegen bezieht sich auf — die Weiber. — Endlich trafen die Reisenden in dem oben schon genannten Marri ein, der ersten englischen Grenzstation von Bedeutung, welche, in einer Höhe von etwa 7500 Fuß gelegen, ein reizendes Sanitarium bildet. In Rawal-Pindi ward dann die Eisenbahn bestiegen; und nachdem Ujfalvy's noch in Lahore die herzlichste Aufnahme seitens des Gouverneurs des Pendschab gefunden, eilte man Bombay zu, um von dort nach Europa zurückzukehren.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

II. Von Satschen über den Nanschan nach Tzaidam.

Die Oase Satschen (oder Schatschen), auch Dunchuan [1]) genannt, am Südrande der Chamiwüste, 3700 Fuß (1128 m) über dem Meeresspiegel gelegen, ist eine der schönsten in Centralasien. Das Wasser des vom Nanschan herabströmenden Flusses Danche wird zum Bewässern der Felder benutzt und macht den Boden außerordentlich fruchtbar. Nächst dem Iligebiet ist die Oase Satschen die fruchtbarste, welche Prshewalski gesehen. Prachtvolle Felder, Obst- und Gemüsegärten, herrliche Bäume, hohe Weiden, Ulmen und Pappeln gewähren einen sehr angenehmen Anblick. Die Flora und Fauna ist nicht anders, als bisher geschildert; erwähnenswerth ist vielleicht eine neue Fasanenart. Die Bewohner sind Chinesen, etwa 10 000 Seelen, welche theils in der von Lehmmauern umgebenen Stadt, theils außerhalb derselben in einzeln stehenden Häuschen (Fansen) wohnen.

Die Umgebung der Oase ist eine öde, trostlose Wüste; im Westen erhebt sich eine Reihe von Hügeln aus Flugsand; wahrscheinlich erstrecken diese sich weiter bis zum Lob-noor als „Wüste Kumtag". Von ihnen erzählte man unserm Reisenden, als er am Lob-noor war, der nicht sehr weit von Satschen, höchstens 300 Werst (Kilometer) entfernt ist; damals konnte Prshewalski nicht vom Lob-noor nach Satschen gelangen, weil er keinen Führer erhielt, allein die Möglichkeit einer Verbindung ist vorhanden. Es ging in alten Zeiten sogar ein Karawanenweg von Chotan über Satschen nach China. Den Weg vom Lob-noor nach Satschen ging 1272 Marco Polo und 150 Jahre später in umgekehrter Richtung eine Gesandtschaft des Schach-Pok, Tamerlan's Sohn, von China nach Herat.

Die Reisenden lagerten 6 Werst (Kilometer) von der Stadt entfernt, um einigermaßen vor der Zudringlichkeit und Neugier der Chinesen geschützt zu sein; trotzdem kamen diese in Scharen herbeigeströmt, um die „überseeischen Teufel" zu sehen. Von Seiten der chinesischen Beamten wurde den Reisenden ein sehr kühler Empfang zu Theil; man suchte sie durch Erzählungen von drohender Gefahr von einer Weiterreise abzuschrecken; den ungarischen Grafen Széchenyi hatte man wirklich nicht weiter gelassen, derselbe war von hier aus umgekehrt. Prshewalski ließ sich aber durch die chinesischen Beamten nicht irre führen: unter Beihilfe des Officiers aus Chami, welcher bis Satschen mitgekommen war, wurden die nothwendigen Einkäufe gemacht, um sobald als möglich aufzubrechen. Die Chinesen baten, Prshewalski solle noch warten, man hatte nach Satschen zum Oberkommandirenden geschickt, um nähere Instruktionen einzuholen. Unter dem Vorwande, nur einen Ausflug in

[1]) Kreitner (Im fernen Osten, S. 660 u. f.) schreibt Tungboan-shien.

das nahe Gebirge zu machen, verließ der kühne Reisende endlich am 21. Juni die Oase, ein Theil seines Gepäckes absichtlich zurücklassend; von einem chinesischen Officier und drei Soldaten begleitet, welche ihm den Weg ins Gebirge weisen sollten. Prshewalski hoffte von hier auch ohne chinesische Führer schon weiter zu gelangen.

Nach einem kurzen Marsche von 12 km gelangte er plötzlich zu einem Engpaß, aus welchem ein Flüßchen, Schui-go, zwischen Ulmen ihm entgegenströmte: sie waren zu einer sehr bemerkenswerthen Stätte gekommen, zu den 1000 Höhlen (chinesisch Tschen-fu-dun). In der rechten Wand des Engpasses ist offenbar von Menschenhand in zwei unregelmäßigen Etagen über einander eine Unzahl kleiner und großer Höhlen gegraben; weiter nach Süden zu sind an einer Stelle drei Etagen über einander; sie sind durch Treppen unter einander verbunden und haben eine Länge von ca. 1 km. Sie sind freilich nicht alle unversehrt, die Dunganen während des Krieges, sowie die Zeit haben viele zerstört, so daß eine große Menge eingestürzt ist und die darin aufgestellten Götzenbilder frei dastehen. Am südlichen Ende der Höhlenreihe befindet sich ein buddhistischer Tempel, in welchem ein Mönch (Cheschen) haust, um die heilige Stätte zu hüten. Derselbe erzählte, daß die Höhlen in längst vergangener Zeit gegraben seien und daß der Bau sehr viele Mühe und Arbeit gekostet habe. Jede Höhle ist zuerst ausgegraben und dann mit Lehm ausgefüttert. Die Decke und die Wände sind damenbrettartig mit unzähligen kleinen Götzenbildern besetzt; hier und da sind größere Abbildungen hingezeichnet. Die kleinen Höhlen haben 4 bis 5 Saschen (8 bis 10 m) Länge und 3 bis 4 Saschen (6 bis 8 m) Tiefe und 4 Saschen (8 m) Höhe. Gegenüber dem Eingang ist in einer Nische ein großes Buddhabild aufgestellt; zur Seite stehen einige verschieden gestaltete Diener. Die großen Höhlen sind etwa doppelt so umfangreich als die kleinen; in den größeren stehen die Idole in der Mitte auf einer Erhöhung. In einem besondern Raume befinden sich die beiden größten Götzenbilder: die eine Statue, Buddha sitzend, heißt Da-fu-jän, hat eine Höhe von 12 bis 13 Saschen (25 bis 27 m) und eine Dicke von 6 bis 7 Saschen (12,6 bis 14,7 m) und die Länge des Fußes ist 3 Saschen (6 m). Der Abstand der großen Zehen beider Füße von einander beträgt 6 Saschen ($12^1/_2$ m); diese Figur ist leider von den Dunganen etwas schlecht behandelt worden. Das zweite große Idol Dsho-fu-jän ist um die Hälfte kleiner als das erst beschriebene. Außerdem befinden sich in zwei Höhlen ein Idol, einen liegenden Gott darstellend; eine Figur hat die Gestalt eines Weibes, die andere, Schi-fu-jän genannt, ist umgeben von ihren Kindern, 72 an der Zahl; der Kopf und die Hände dieses Idols sind vergoldet. Alle Götzenfiguren, die großen wie die kleinen, sind aus Lehm unter Beimischung von Rohr angefertigt. Vor dem Eingang in der Haupthöhle, hier und da auch im Innern derselben, sind die Figuren einzelner Krieger mit erschrecklichen thierischen Gesichtern aufgestellt, die Schwerter, Schlangen und dergleichen in den Händen halten; eine Figur sitzt auf einem Elephanten, eine andere auf einem fabelhaften Thiere. In einer Höhle ist eine Tafel mit einer chinesischen Inschrift; an den Wänden dagegen sieht man Inschriften, welche den Chinesen unverständlich sind. In einzelnen Höhlen befinden sich eiserne Glocken und eigenthümliche Trommeln. Ein geheimnißvolles Dunkel herrscht in jenen großen Höhlen, fremdartig schauen die Gesichter der kolossalen Figuren herab — leicht begreiflich, wie das auf die Phantasie jener einfachen Leute gewirkt haben mag, welche einst scharenweise zusammenströmten, um hier an dieser geheiligten Stätte die Knie zu beugen.

Nach Ueberwindung von mancherlei Schwierigkeiten erreichte die Karawane endlich den Fluß Danche, nachdem sie eine Strecke weit über eine sandige Ebene marschirt war. Der Officier und ein Soldat hatten sich bereits früher aus dem Staube gemacht; jetzt erklärten die beiden anderen Soldaten, sie wüßten keinen Weg weiter. Es stellte sich heraus, daß die Reisenden absichtlich irre geführt worden waren. Der chinesische Führer wurde weggejagt und Prshewalski blieb allein, auf sein Glück vertrauend. Nach Ueberschreitung des Danche wanderte er am linken Ufer weiter bis zu einem passenden Lagerplatze. Von hier aus wurde ein Rekognoscirungsritt unternommen: man begegnete zweien Mongolen zu Pferde, welche sehr erstaunt waren, hier „Oros-chun", d. h. „russische Menschen", zu sehen. Nicht gerade sehr bereitwillig, aber der Gewalt weichend, verstanden die Mongolen sich dazu, der Karawane den Weg nach Tzaidam zu zeigen. Sie geleiteten sie abermals über den Fluß auf das rechte Ufer und über einen offenbar viel betretenen Paß wieder zum Flusse zurück, woselbst sich die Reste einer Brücke und eines Wachthauses fanden. Noch einmal setzten die Reisenden über den Danche und folgten dann dem Laufe eines von links in den Danche einmündenden Nebenflusses, des Kulu-assu; hier wurde auf einer quellen- und futterreichen Wiese bald ein Lager aufgeschlagen. Die beiden Mongolen und zwei Kosaken ritten voraus, damit den letzteren der Weg über das Gebirge gezeigt werden sollte. Am andern Tage kehrten sie zurück, die Mongolen hatten ihnen die Stelle des Uebergangs über den Nanschan angegeben; reich beschenkt wurden die unfreiwillig zurückgehaltenen Führer entlassen und die Reisenden gaben sich der wohlverdienten Ruhe und der nöthigen Erholung hin. Thiere und Menschen mußten sich von den anstrengenden Strapazen des Marsches ausruhen, dazu bot die günstige Lokalität die beste Gelegenheit; überdies konnte von hier aus das Gebirge Nanschan in gehöriger Weise studirt werden.

Das gewaltige Gebirge Altyn-tag, welches Prshewalski bei seinem Aufenthalte am Lob-nor im Jahre 1876 entdeckt hat, bildet eine bis dahin unbekannte Verbindung zwischen dem Kuen-lün und dem Nanschan: auf diese Weise erstreckt sich eine ununterbrochene Gebirgsmauer von dem Quellengebiete des Hoang-ho bis zum Pamir. Dieses Gebirge begrenzt nach Norden die höchste Stelle der mittelasiatischen Hochebene und trennt dabei zwei scharf zu unterscheidende Gebiete von einander, die große mongolische Wüste im Norden und das tibetische Hochland im Süden.

Das Nanschan-Gebirge, welches aus einigen parallel neben einander laufenden Bergketten besteht, bildet ein Alpenland, das insbesondere im Norden und Nordwesten vom Kuku-nor seine größte Ausdehnung hat. Hier ragen viele Berggipfel in das Reich des ewigen Schnees hinein. Das Thal des Flusses Buchain-gol trennt dies Gebiet von dem Gebirge im Süden des Kuku-nor. In dem Meridian der Oase von Satschen verengt sich das Nanschan-Gebirge bis auf 40 km, um sich dann zu einem mit Schnee bedeckten Bergrücken, dem Anembar-ula, zu erheben. 90 km östlich von dieser Stelle erhebt sich abermals im Nanschan ein gewaltiger mehr als 100 km in der Länge messender Gebirgszug, welchen Prshewalski das Humboldt-Gebirge genannt hat. Einem andern ebenso gewaltigen Gebirgszuge, welcher von Süden her auf den ersten trifft, hat er den Namen das Ritter-Gebirge beigelegt. Die einzelnen Gipfel des erstern erheben sich bis zu einer Höhe von 19 000 Fuß (5800 m). Von dem westlichen Ende des Nanschan, den schneeigen Gipfeln des Anembar-ula bis zu dem Gebirge Altyn-tag südlich vom Lob-nor sind höchstens

150 Werst. Daß der Anembar-ula mit jenem Gebirge in ununterbrochenem Zusammenhange ist, daran zweifelt Prshewalski nicht; er schlägt vor, jenes nach Westen vom Anembar-ula zum Altyn-tag hinziehende Gebirge einfach zum Altyn-tag zu rechnen.

Das Nanschan hat in seinen Vorbergen ganz den Charakter der Wüste: nacktes Gestein, sehr ärmliche Flora; überall kommt die Lößformation zu Tage, an einigen Stellen Kiesel, an anderen größere Granitblöcke. Die Fauna bietet nichts Charakteristisches: Wölfe, Füchse und Chulan; die Seen und kleineren Flüsse sind ohne Fische. Menschen leben hier keine, hier und da zeigen sich nur Spuren derselben, insofern der Danche und andere Flüsse Gold führen, und man danach gesucht hat. Von 11 000 Fuß an zeigt das Gebirge Alpenweise, dann höher hinauf Steingeröll und nackten Boden, und zuletzt ewigen Schnee.

Zwei Wochen währte der Aufenthalt im Nanschan: die Zeit wurde zur Jagd und zu wiederholten Besuchen des naheliegenden Gletschers benutzt. Unterdeß wurde der Dolmetsch und zwei Kosaken nach Satschen zurückgesandt, um die zurückgelassenen Vorräthe zu holen; die chinesischen Beamten lieferten alles aus und theilten den Kosaken mit, daß der Oberkommandirende verboten hätte, den Reisenden einen Führer zu geben, man erwarte, daß die Reisenden entweder nach Satschen zurückkehrten, oder auf einem andern Wege nach Sinin sich begeben würden. Um die chinesischen Beamten in dem Glauben zu bestärken, daß er wieder nach Satschen sich wenden würde, ließ Prshewalski dort noch durch seine Kosaken verschiedene Bestellungen auf Mehl machen.

Kurz ehe die Karawane ihr bequemes Standquartier aufgab, war sie in Gefahr, ein sehr nützliches Mitglied, den Unterofficier Jegorow zu verlieren. Bei Gelegenheit einer Jagd hatte er sich verirrt, und als schon alle Hoffnung aufgegeben war, ihn wiederzufinden, als die Karawane bereits ihren Weitermarsch angetreten hatte, wurde der Verlorene nach sechstägiger Abwesenheit entdeckt. Er war in traurigem Zustande, halb verhungert, mit Wunden bedeckt, aber allmählich erholte er sich. Die Einzelheiten dieser Episode sind in wirklich rührender Weise geschildert worden.

Nachdem die Karawane ihr Lager am Flusse verlassen und eine Strecke in einem hochgelegenen Thale weitergewandert war, erreichte sie schließlich den Paß, welchen die Mongolen gezeigt hatten. Hier ging ein Saumpfad nordwärts nach Satschen. Man überschritt den etwa 13 200 Fuß (4030 m) hohen Paß mit großer Leichtigkeit und befand sich nun am Südabhange des Nanschan im Lande Tzaidam und zwar zunächst auf der Hochebene Syrtyn.

Mit dem Namen Tzaidam wird ein Gebiet im Westen vom Kuku-nor bezeichnet, welches die erste nördliche Terrasse des tibetischen Hochgebirges bildet. Im Norden wird es begrenzt durch Gebirgsketten, welche zum Altyn-tag und Nanschan gehören; nach Süden durch jene gewaltige Gebirgsmauer, welche sich vom Burchan-Buda nach Westen hinzieht; die westliche Grenze ist noch unbekannt, nach Osten sind es die östlichen Ausläufer der Gebirgszüge am obern Hoangho. Die Ausdehnung des ganzen Tzaidam beträgt etwa 800 km in der Länge; die Breite ist im östlichen Theile etwa nur 100 km, nimmt dagegen in der Mitte sehr beträchtlich zu. Die Höhe über dem Meeresspiegel ist etwa 9000 bis 11 000 Fuß (2700 bis 3300 m). Tzaidam besteht aus zwei, ziemlich stark von einander verschiedenen Theilen: das südliche, das eigentliche Tzaidam der Mongolen, offenbar der Boden eines frühern umfangreichen Salzsees, ist tief gelegen, eben und reich an Quellen und Salzmorästen; der nördliche, gebirgig und uneben, besteht aus unfruchtbaren Landstrecken, mit Lehm-, Kiesel- und Salzboden.

Abgesehen von einigen wenigen in Ost-Tzaidam lebenden Tanguten wird dies Gebiet von Mongolen bewohnt, welche, zum Stamme der Oluten gehörig, sich vielfach mit Tanguten und Chinesen vermischt haben. Man kann über diese Tzaidam-Mongolen nichts Gutes erzählen. Sie sind faul, apathisch, Spitzbuben und Betrüger, insbesondere diejenigen, welche in nähere Beziehung zu den Chinesen gekommen sind. Zu ihrer Bekleidung gebrauchen sie Stoffe eigener Arbeit; sie nähen sich lange Röcke für Männer und Frauen. Hemden werden nie getragen, überhaupt keine Unterkleider; sie waschen sich nie — ihre Unreinlichkeit kennt keine Grenzen. Im Winter tragen sie Hosen und Pelze aus Schaffell. Den Kopf bedecken sie im Winter mit einer Mütze aus Schaffell mit Klappen, im Sommer tragen sie ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen. An den Füßen haben sie chinesische Stiefel oder solche eigener Arbeit, welche sie Gutuly nennen. Die Kleidung der Frauen ist im Allgemeinen nicht anders als diejenige der Männer. Bemerkenswerth ist der Gebrauch, wie bei den Tanguten, den Pelz oder das Gewand von der rechten Schulter herabzulassen, so daß der rechte Arm und ein Theil der Brust nackt bleibt. Sie beschäftigen sich mit der Viehzucht, halten Schafe, Pferde, Rindvieh, auch Jaks und Kameele — doch sind die letzteren schlechter als die der Chalcha-Mongolen. Hier und da haben die Mongolen angefangen Ackerbau zu treiben; Gerste und Weizen wird in geringer Quantität gezogen.

Tzaidam ist dem Wan von Kuku-nor unterstellt und zerfällt in fünf Kreise (Choschun). Die Mongolen können aber dort nicht ruhig existiren, sie werden immerfort durch Ueberfälle der Charatanguten und der Golyken — beide als Räuber Orongyn zusammengefaßt — belästigt. Zum Schutz ist in jedem Kreise eine Art Festung (Chyrma) erbaut, ein quadratischer, von einer großen hohen aus Lehm bestehenden Mauer eingeschlossener Raum, der als Zufluchtsort für Menschen, Vieh und Vorräthe dient.

Die mongolischen Bewohner der Syrtyn-Ebene waren im Allgemeinen recht zuvorkommend gegen die Reisenden, sie brachten Milch und verkauften Butter und Schafe. Ein Führer, Tanto, fand sich sehr bald, doch übernahm derselbe es nicht, die Karawane in gerader Richtung durch das westliche Tzaidam nach Tibet zu führen, sondern nur auf einem Umwege über den Sitz des Fürsten von Kurlyk, offenbar weil er nicht wagte, ohne Wissen und Einwilligung des Fürsten die Fremdlinge in das Gebiet des Dalai-lama zu bringen.

Am 13. August trat Prshewalski die Weiterreise an. Der Führer Tanto erwies sich bald als ein guter und brauchbarer Mensch — er war aber auch schon von der Kultur beleckt — er wusch sich täglich, reinigte sich die Zähne und trug ordentliche Kleidung; diesen seinen Neigungen entsprechend, wurde er später mit Seife, Messern, Perlen und dergleichen reichlich beschenkt.

Der Marsch ging nach Osten, dann nach Süd-Osten durch eine ebene, wüste und sehr wasserarme Gegend; eine Tagereise von 65 km wurde gemacht, ohne Wasser zu sehen. Der Boden war nackt, lehmig und hier und da mit kleinen Kieseln bedeckt. Man durchwanderte die Syrtyn-Ebene, überschritt einen 12 400 Fuß (3780 m) hohen Paß, setzte über die Flüsse Oregyn-gol und Boshin-gol und kam an zwei Salzseen vorbei (Iche-Tzaidamin-nor und Baga-Tzaidamin-nor). Der erste hat einen Umfang von 35 km und liegt 10 800 Fuß (3290 m) hoch.

Die Karawane passirte das Ostende des Sees und dabei konnte das nach Westen gerichtete Ende des Rittergebirges deutlich gesehen werden; die Berge schienen auch hier noch 16 000 Fuß (ca. 4850 m) hoch. Immer weiter in süd-östlicher, oft sogar in östlicher Richtung marschirend, erreichte Prshewalski endlich den Fluß Balyn-gol, im Westen den See Kurlyk-nor, wohin ihm der Fürst (Beisse, d. h. ein Fürst fünften Ranges) entgegengekommen war. Er verweigerte mit Entschiedenheit einen Führer und erst später, nachdem Prshewalski im Gegensatz zu dem bisherigen freundlichen Bitten, ihn aus dem Zelte gejagt und recht grob behandelt hatte, zeigte er sich soweit geneigt, daß er wenigstens bis zum nächsten Fürsten Dsun-sasak einen Wegweiser zu geben einwilligte, direkt nach Tibet, das dürfe er nicht. Doch ließ er sich herbei, eine Reihe sehr nothwendiger Dinge, wie eine Filzjurte (Zelt), Schafe, gedörrtes Mehl u. s. w. zu verkaufen. Der gelieferte Führer war freilich fast als Idiot zu bezeichnen, dennoch brachte er die Reisenden am Kurlyk-nor und am Toso-nor vorbei in südlicher Richtung durch eine fast wasserlose Gegend bis an den Fluß Bajän-gol (d. h. der reiche Fluß), der sich hier als kein so gewaltiger Strom erwies, wie ihn Prshewalski bei seiner ersten Reise 1872 gesehen hatte. Nach Ueberschreitung desselben gelangte er bald zur Chyrma (Festung) Dsun-sasak, zu jenem Orte, den er bereits in den Jahren 1872 und 1873 bei Gelegenheit seiner ersten Reise nach Tibet besucht hatte. Sechs Jahre waren unterdeß dahingegangen; bald erschien auch bei ihm der damalige Bewohner jener Festung, Kamby-lama, welcher mit lebhafter Freude begrüßt wurde. Der Fürst von Dsun-sasak war aber keineswegs freundschaftlich gesinnt, sondern machte große Schwierigkeiten und erklärte, er hätte keine Leute, welche den Weg nach Tibet wüßten. Endlich nach langem Hin- und Herreden und nach einer Konferenz mit seinem Kollegen Barun-sasak entschlossen sich beide, einen Führer zu stellen, dem 50 Lan (Silber = 300 Reichsmark) versprochen wurden. Ein Theil des Gepäcks, die gesammelten Naturalien wurden dem bewährten Freunde Kamby-lama zur Aufhebung in der Festung gegeben, den beiden Fürsten aber wurden 20 Jamben Silber zur Aufbewahrung anvertraut. Das mitzunehmende Gepäck wurde aufs Neue geordnet und am 12. September frohen Muthes der Marsch gen Tibet begonnen.

Von Saisan bis zur Festung Dsun-sasak hatte Prshewalski mit seinen Getreuen 2060 Werst (Kilometer) zurückgelegt und was hatte er bisher erlebt? Von Saisan bis an den Fuß des Berges Burchan-Buda hatte er eine Wüste durchmessen — eine Wüste 2000 Werst (Kilometer) lang durchwandert. Nur ein einziges Mal, im Tiën-schan, hatte er wirklichen Wald angetroffen. Leicht begreiflich, daß unter diesen Bedingungen die besuchten Lokalitäten weder in Bezug auf das pflanzliche wie das thierische Reich große Ausbeute geben konnten. Innerhalb von fünf Monaten beobachtete er 43 Species Säugethiere (darunter 11 Hausthierspecies), 201 Species Vögel — 600 Exemplare wurden gesammelt. Fische wurden nur in den Flüssen Urungu und im Bajan-gol angetroffen. Für das Herbarium wurden 406 Arten von Pflanzen gesammelt. Dennoch war der Weg vielfach interessant, von Chami bis zum Burchan-Buda ist vorher noch nie ein Europäer gewandert: eine Aufnahme des Weges konnte gemacht werden, von einigen Punkten konnte die geographische Breite bestimmt, barometrische Höhenmessungen und meteorologische Beobachtungen angestellt werden. Zu ethnographischen Untersuchungen war nur spärlich Gelegenheit geboten, weil der zurückgelegte Weg durch Wüsteneien führte und nur selten bewohnte Oasen berührt wurden.

Dr. Irving Rosse's Beobachtungen über die Eskimos.

D—r. Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika schickte im Jahre 1881 eine Expedition zur Durchforschung verschiedener arktischer Gegenden nach Spuren der so schauerlich umgekommenen Jeannette-Expedition und zweier gleichzeitig vermißten Walfischfahrerschiffe ab. Dieselbe verließ auf dem Dampfer „Corwin" am 4. Mai 1881 San Francisco, gelangte Ende Juni nach St. Michael an der Küste von Alaska, welches die nordwestliche Spitze des nordamerikanischen Kontinents bildet, kreuzte dann das Beringsmeer nach der St. Lawrence-Insel und der sibirischen Küste hin, fuhr an dieser nordwestlich entlang und nahm hier eine Anzahl Leute an Bord, welche schon früher behufs Durchforschung der Küste mittels Schlittenpartien gelandet worden waren. Nachdem dann wieder nach St. Michael zurückgekehrt und ein kurzer Aufenthalt hier gemacht worden war, wandte sich die Expedition wieder nach Norden, besuchte alle Inseln der Beringsstraße, sowie die Küsten von Sibirien bis zum Nordkap und von Alaska bis nach Kap Barrow hin und landete auch auf der Herald-Insel und Wrangelland. Nachdem dann noch eine Zeit lang auf der Inselgruppe der Aleuten verweilt worden, trat das Schiff am 4. Oktober 1881 die Heimreise nach San Francisco an.

Die der Expedition beigegebenen Gelehrten haben über ihre Beobachtungen und Erfahrungen in Bezug auf die medicinisch-anthropologischen, botanischen und zoologischen Verhältnisse dieser Gegenden der Regierung Bericht erstattet [1]) und entnehmen wir demjenigen des Arztes der Expedition, Dr. Irving Rosse, Folgendes:

Was die Ausrüstung anbetrifft, so war die gewöhnliche Schiffsverpflegung vervollständigt worden durch Pemmikan, und die als skorbutwidrige Nahrungsmittel bekannten pflanzlichen Produkte, Kartoffeln, getrocknete Zwiebeln, Sauerkraut (welches übrigens auch im Englisch-Amerikanischen diesen deutschen Namen führt) und Moosbeeren. Die in Fässern mitgenommene Butter ist bis zuletzt schmackhaft und genießbar geblieben. Zur Abwechselung bot außerdem die Natur Fische und Wildpret. Als Bekleidung wurden Anzüge aus Renthier- und Seehundsfellen mitgenommen.

Wie verschiedenartig unter verschiedenen Bedingungen das Verhalten des menschlichen Körpers gegen die Einwirkung der Kälte ist, lehrt die auch schon früher gemachte

[1]) Cruise of the revenue-steamer Corwin in Alaska and the N. W. Arctic Ocean in 1881. Washington: Government Printing Office. 1883.

Erfahrung, daß Kälteeinflüsse, denen man sich in gemäßigten Klimaten nicht ungestraft aussetzen dürfte, in der arktischen Zone sogar von einem gewissen Wohlbehagen gefolgt sind. So erzählt Dr. Hayes, daß er in dem auf dem Gipfel eines Eisberges gebildeten Wasserbecken gebadet habe, und Walfischfahrer sollen häufig an der sibirischen Küste im Freien dasselbe thun. Auch Rosse benutzte einen der relativ wärmeren Tage dazu, sich in das eisige Wasser des Polarmeeres zu stürzen, ohne danach das geringste Unbehagen zu spüren; im Gegentheil übte das Bad sogar eine wohlthuende Wirkung aus. Diese räthselhaften Beziehungen zwischen der Körper- und Außentemperatur kommen auch zum Ausdruck bei der Thierwelt der Polarmeere, deren Blutwärme trotz der stark abkühlenden Wirkung der umgebenden Medien so hoch ist, daß das Blut frisch getödteter Thiere sich heiß anfühlt. Leider wurden die Forschungen über diesen Gegenstand durch den Verlust des einzigen zur Messung der Körpertemperatur geeigneten Thermometers unterbrochen.

In Zeiten außergewöhnlich starker oder ungleicher Lichtbrechung nahm man öfter Luftspiegelungen wahr; es erschien z. B. bei St. Michael nordwärts eine umgekehrt in der Luft schwebende Insel; sehr weit entfernte Bergspitzen wurden bald als prächtige Bauten und kurz darauf als riesige Fabrikschornsteine gesehen. Außerdem traten bei der dünnen Beschaffenheit der Atmosphäre verschiedene akustische Erscheinungen auf, so vielfache Echos (nach Wrangel soll ein an der Lena abgefeuerter Pistolenschuß hundertfach wiedergehallt sein) und das oft meilenweite Hörbarwerden von gewöhnlichen Gesprächen und Kommandoworten.

An den Orten, wo zunächst gelandet wurde, herrschte unter den Eingeborenen eine unter den Erscheinungen von Lungenentzündung verlaufende und viele Menschen fortraffende Epidemie; außerdem litten viele an Skorbut, Syphilis und typhösen Fiebern. Auf einzelnen Inseln waren fast alle Kinder geimpft, im Uebrigen waren die hygienischen Verhältnisse unglaublich ungünstige. Auf der Insel St. Paul z. B., welche ohnehin ein sehr feuchtes und unangenehmes Klima hat, läßt man die faulenden Leichentheile der Robben, deren jährlich ungefähr 80000 dort erschlagen werden, in unmittelbarer Nähe der menschlichen Wohnungen liegen. Der daraus sich entwickelnde aashafte Gestank ist so intensiv, daß die Mannschaft der Expedition nicht an Schlaf denken konnte, als einmal eine Nacht über eine Meile entfernt vom Ufer unter dem Winde geankert wurde. Zum Zwecke anatomischer Studien betrat Rosse dieses Land und watete hier förmlich in einem grünen schleimigen Schlamme, in welchen sich die zersetzten Reste der Thierleichen verwandelt hatten; übrigens standen ihm zu seinen Studien nicht weniger als etwa 1500 Tags vorher und 1200 am Tage davor getödtete Robben zur Verfügung. Sogenannte Aerzte fand er auf den Aleuten in den meisten besuchten Ortschaften, doch ist ihre Behandlungsmethode eine gewaltig primitive: Geduld und strengste Diät, oder besser gesagt, Hungernlassen sind ihre hauptsächlichsten Mittel; gewöhnlich verordnen sie jedem Kranken ein Gurgelwasser und nichts weiter an Nahrung als zwei Eßlöffel Trinkwasser in 24 Stunden. Bei äußeren Verletzungen wendet man noch die pulverisirte Kohle gebrannter Zähne mit einem Mäusefelle bedeckt und als Salben verschiedene Fette von Thieren an; ferner bei inneren Krankheiten Abkochungen von Kräutern, und schließlich wird besonders bei Lungenschwindsucht in den höheren Stadien die Operation des „Stechens“ vorgenommen. Von dem Gesichtspunkte aus nämlich, daß das Wesen der Krankheit auf böses Blut, ein Ferment oder einen Geist zurückzuführen sei, stechen sie, um den letztern aus dem Körper herauszulassen, beiderseits unmittelbar unter den Rippen mit steinernen Lancetten ein; doch läßt man diese Operation nur von den erfahrensten Aerzten vornehmen, da eine besondere Kenntniß der inneren Organe und der Quantität, wie viel von dem Geiste man herauslassen darf, ohne das Leben zu gefährden, dazu gehört. Wunden scheinen in der arktischen Zone außerordentlich gut zu heilen, eine Folge der hochgradig ozonisirenden Eigenschaft der Atmosphäre und der meist gänzlichen Abwesenheit von Krankheitserregern und organischen Verunreinigungen in derselben. Dies beweisen auch die häufigen Heilungen der furchtbaren Schädelverletzungen, die im Kampfe mit Bären durch den Schlag mit deren Tatzen oft vorkommen. Kahlköpfigkeit fand Rosse nur in einem einzigen Falle und scheint dies die Behauptung zu widerlegen, daß das stete Tragen von Pelzmützen den Verlust der Haare zur Folge habe, denn dann müßte fast jeder Eskimo kahlköpfig werden. Obgleich derselbe mehr an das kalte Klima gewöhnt ist, so ist seine Widerstandsfähigkeit gegen die Kälte nicht etwa größer als die des Weißen; man sah Eskimos vor Kälte zittern, während die Schiffsmannschaft in ihrem einfachen Matrosen-Winteranzuge keinerlei Unbehagen verspürte. Ferner erscheinen die nervösen Erkrankungen, Hysterie, Veitstanz, Epilepsie, Lähmungen, Geistesstörungen durchaus nicht als Produkte der Civilisation, wenn wir sehen, daß diese Zustände sämmtlich auch bei jenem Naturvolke von Rosse beobachtet wurden.

In anthropologischer Beziehung bezeichnet der Begriff Eskimo die Völker nördlich vom 64. Breitengrade, welche sich von den nordamerikanischen Indianern scharf abscheiden lassen, während der Unterschied zwischen ihnen und den Küstenbewohnern des nordöstlichen Asiens, den Tschuktschen, viel weniger deutlich ist. Rosse findet diesen Unterschied nicht viel größer als den zwischen Engländern und Dänen, Schweden und Norwegern bestehenden. Der allgemeine Typus ist der ausgesprochen mongolische; die Hautfarbe schwankt von einem selten vorkommenden Weiß bis fast Schwarz und ist meist gelbbraun. Die durchschnittliche Körpergröße beträgt 5' 7" (englisch) = 1,69 m. Große körperliche Gewandtheit ist dem Eskimo nicht gegeben, er unterlag stets, wenn mit ihm um die Wette gelaufen, Speere geworfen oder schwere Steine gehoben wurden. Nur auf St. Lawrence Island that es ein junger Eskimo den Schiffsmannschaften im Heben schwerer Lasten gleich. Dagegen erregen die Manövers mit den kleinen Booten die größte Bewunderung; es wird dabei Unglaubliches geleistet. Sonst hat man vor Wasser eine sehr starke Abneigung, es sei denn, daß es eben zur Schiffahrt dient; Baden wird streng vermieden und Schwimmen nicht gelernt.

In der Frage der Herkunft neigt sich Rosse der Ansicht zu, daß die Eskimos aus Asien stammen, was um so wahrscheinlicher ist, als der Verkehr zwischen der amerikanischen und asiatischen Küste über das Eis der Beringsstraße ein sehr leichter ist und sogar mit den rohesten aus Fellen gefertigten Booten gewagt wird. Daß, wie Brooks in einer Schrift der Akademie der Wissenschaften in Californien behauptet, diese Ueberwanderung aus Asien nach Amerika so stattgefunden hat, daß in vorchristlichen Zeiten 60 japanische Schiffe durch Wind und Meeresströmung an die nordamerikanische Küste getrieben, hier scheiterten und die so ans Land gekommene Bemannung derselben die Stammeltern der amerikanischen Küstenbewohner seien, glaubt Rosse bezweifeln zu müssen. Wenigstens hat er sich nicht davon überzeugen können, worauf Brooks unter anderm fußt, daß in der Sprache einiger Stämme specifisch japa-

nische Sprachgebräuche, Konstruktionen u. s. w. zu finden sind. Es sollen außerdem nach Brooks sich schiffbrüchige Japanesen mit den Eingeborenen auf einigen Inseln der Aleutengruppe haben verständigen können; Rosse bestätigt auch dies nicht; denn an Bord des „Corwin" befindliche Japanesen versicherten ihm, daß sie nirgends die Eskimos verständen und auch nicht ein einziges Wort in deren Sprache entdeckt hätten, welches mit ihrer eigenen nur einigermaßen übereinstimmt. Dagegen haben die Eskimos manche Ausdrücke der englisch redenden Walfischfänger, mit denen sie ja öfters in Berührung kommen, adoptirt und gebrauchen z. B. mit Vorliebe das englische „by and by". Doch bringen es manche von ihnen auch zu weiteren Fortschritten; es ist sogar erstaunlich, wie viele unter diesem sonst ganz ungeschulten und rohen Volke es durch den vorübergehenden kurzen Verkehr mit einigen Schiffsmannschaften dazu bringen, deren Sprache sich leidlich anzueignen. Einige Beispiele mögen darthun, in welcher Weise der Eskimo mit einfacheren Begriffen durch Agglutination komplicirtere bildet; das Boot, Canoe: heißt o-me-uk, das Schiff: o-me-uk-puk, der Dampfer: o-me-uk-puk-ignelik, und der Höhepunkt dieser Klimax liegt in dem Begriffe Abfahrt des Dampfers: o-me-uk-puk-ignelik-pik-a-nee-nee.

Die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse geschieht in einer dem civilisirten Geschmacke wenig entsprechenden Weise. Man ißt mäßig, sogar wenig, wie dies ja auch bei dem revoltirenden Charakter der Hauptgerichte — ein Topf geronnenen Blutes, warme Seehundseingeweide, stinkiger Fisch, ranziger Thran u. s. w. — nicht zu verwundern ist. Gleichwohl genießt der Eskimo, weil er durch seine Erziehung und seine individuelle Neigung stets auf solche Kost hingeleitet worden ist, diese mit derselben Befriedigung und demselben Behagen, wie die Bewohner anderer Breiten ihre Fleischgerichte, und schließlich genügen sie ja auch, physiologisch beurtheilt, betreffs des Nährwerthes den Anforderungen vollständig. Daß übrigens Walfischfleisch trotz seines für unsere Zungen unangenehmen Geschmackes [1]) einen hohen Nährwerth besitzt, beweist das wohlgenährte Aussehen der davon lebenden Leute und der Eindruck der Ueppigkeit und des Wohllebens in einem Eskimodorfe nach einem geglückten Walfischfange. Renthierfleisch ist weniger beliebt wegen seiner leichten und raschen Verderblichkeit, es soll ganz frisch geschlachtet am schmackhaftesten sein, und aus diesem Grunde wartet man nach dem Tode des Thieres nicht einmal dessen Abkühlung ab, sondern verzehrt das Fleisch noch warm und dampfend. Von pflanzlichen Produkten genießt man fast nur Moosbeeren als Zuthaten zum Fleische und als skorbutwidriges Mittel. In Bezug auf das Essen von Vogeleiern, die in Massen vorhanden sind, gehen unsere Geschmacksrichtungen und die des Eskimos sehr weit aus einander; der letztere liebt mehr das bebrütete Ei und es ist unbehaglich anzusehen, wie er ein derartiges Ei öffnet, den Enten- oder Gänseembryo an einem Beine herauszieht und mit der ganzen Lust eines Epikuräers verzehrt. Möveneier werden, zumal von den Frauen, verschmäht, weil sie, nicht minder eitel als ihre civilisirten Geschlechtsgenossinnen, glauben, daß sie Jugend und Schönheit dadurch verlieren. Die Männer andererseits schwärmen besonders für Seehundsaugen, einen Leckerbissen, durch welchen die Frauen deren Liebenswürdigkeit steigern zu können glauben und den sie ihnen in der von uns mit den Kindern geübten Manier: „Mund auf, Augen zu!" in den Mund stecken. Auf die Zubereitung der Kost verwendet man keine besondere Sorgfalt und ißt sie meist roh; zuweilen wird auch gekocht und Mehl und Zucker, die sehr beliebt sind, dabei verwendet, während eine gewisse Abneigung gegen Salz besteht. Uebrigens werden für uns die oben angeführten Gerichte, z. B. das geronnene Blut, der stinkige Fisch u. s. w. an Grauenerregendem verlieren, wenn wir vergleichsweise an unsere Blutwurst und unsern Limburger Käse, die doch so viele Verehrer finden, denken.

Die socialen Verhältnisse der Eskimos sind sehr einfacher Art. Brautbewerbung und Verehelichung gehen so wenig feierlich wie nur möglich von Statten. Die Frau ist in der Regel nicht sehr fruchtbar, da selten eine Familie mit mehr als drei Kindern gefunden wird. Außerdem besteht unter den Neugeborenen eine excessive Sterblichkeit, Dank der Unkenntniß und Vernachlässigung der gewöhnlichsten Regeln der Gesundheitspflege. Gleichwohl scheinen sie ihre Kinder zärtlich zu lieben. Bei den letzteren ist das gutmüthige zufriedene Temperament der Rasse schon ausgesprochen vorhanden, denn sie schreien viel weniger, als wir es von unseren Kinderstuben her gewohnt sind, und finden sich auch in die unbehaglichsten Situationen resignirt hinein. Rosse sah z. B. einmal ein Kind in Felle gewickelt in einem Boote liegen, welches während eines Schneesturmes ans Schiff anlegte; in den dünnen Händchen hielt es ein Stück Fisch, an dem es mit Behagen sog, ein Bild vollkommenster Zufriedenheit. Die gewöhnliche Tragweise kleiner Kinder ist die auf dem Rücken unter den zu einer Art Sack ausgebauchten Kleidern der Mutter, aus welchen das Köpfchen über die eine oder andere Schulter hervorlugt. Als Spielzeug haben Mädchen vielfach Puppen aus Elfenbein geschnitten und mit Fellen bekleidet, Knaben kleine Schiffchen. Von sonstigen Spielen fanden sich an der sibirischen Küste Football und sehr verbreitet durch die Walfischfänger Kartenspiel, bei welchem der Einsatz gewöhnlich in Tauschartikeln besteht. In Kunstgenüssen sind die Eskimos sehr anspruchslos. Von musikalischen Produktionen giebt es bei den entlegeneren Stämmen nur einen sehr monotonen Gesang und das Schlagen einer rohen Trommel. Sie verrathen auch nur wenig Sinn für bessere musikalische Genüsse; nur wo sie mit der Civilisation in nähere Berührung kommen, ist der Musiksinn weiter entwickelt, so daß sie z. B. Lieder richtig nachsingen und auf den Aleuten manche ganz gut das Akkordion und andere einfache Instrumente spielen können. Der Tanz ist ein sehr beliebtes Vergnügen und es bedurfte keiner langen Bitten, an Bord gekommene Eskimos dazu zu bewegen; doch fehlt ihrem Tanze Grazie, Harmonie und die doppelte Rotation unserer Tänze, es liegt etwas Springendes und Stoßendes in ihren Bewegungen. Bei gewissen Zusammenkünften, z. B. nach Beendigung der Jagd, pflegen die Männer eine Art Tanz aufzuführen und dazu nach Homerischem Stile von ihren eben vollbrachten Heldenthaten zu berichten. Andere Male tanzen die Frauen allein unter einander, etwas mehr noch dekolletirt als unsere Ballschönen, da sie die Jacke gleich ganz ausziehen, während die Männer sich durch Zusehen erbauen.

Es findet sich bei den Eskimos ein ziemlicher Grad von Geschicklichkeit im Schnitzen und Zeichnen. Sie schnitzen aus Walroßelfenbein Figuren von Vögeln, Thieren, auch menschliche Gestalten, die aber ihrer rohen Umrisse und des unvollkommenen Details wegen nicht sonderlich gefallen können. Auch an ihren Canoes bringen sie mancherlei

[1]) Daß der Geschmack des Walfischfleisches unangenehm sei, steht doch nicht so fest. Auf der Ausstellung in Kristiania (Norwegen) im Jahre 1883 gab es eine Restauration, welche solches verkaufte, und in Bodö besteht eine Fabrik, wo Walfischfleisch gebraten und in Dosen eingemacht wird. Das übliche „Beefsteak" der norwegischen Personendampfer soll jetzt zum Theil aus so zubereitetem Walfleische bestehen. Red.

Schnitzereien an. Gewisse Ereignisse ihres Lebens zeichnen sie mit Illustrationen auf, im Kartenzeichnen haben sie einige Fertigkeit und konnten ihnen vorgelegte Karten ihrer Heimath ganz gut lesen, ja zeichneten sogar noch unerforschtes Gebiet hinein. Sonst fand Rosse von plastischen Erzeugnissen nur auf der St. Lorenz-Insel rohe Töpferarbeiten mit Andeutungen sehr unreifer ornamentaler Ideen und einige Trinkgefäße aus Mammuthelfenbein.

Bei keinem Volke ist die Kampfesidee weniger herrschend, Streit und Eifersucht weniger vorhanden und das Streben nach Kriegsruhm weniger entwickelt, als bei den Eskimos. Der ewige Kampf mit Kälte und Hunger hält dem vollständig das Gegengewicht, während das Streben nach Frieden und einfachen patriarchalischen Verhältnissen in diesem Volke eine Art von häuslichem Stillleben erzeugt, welches im Verein mit dessen angeborener Leichtlebigkeit und Munterkeit auch hier glückselige Menschen schafft.

Ueber die geistige Begabung der Eskimos sind verschiedene Urtheile abgegeben worden. Der grönländische Missionar Hans Egede findet viele von ihnen klug und von gutem Fassungsvermögen; Frobisher hält sie für schlau und scharfsinnig; Barry sagt von ihnen, nachdem er ihre Rechtschaffenheit und edle Gesinnung hervorgehoben, daß man sie schon nach kurzer Beobachtung für fähig halten müsse, durch richtige Erziehung auf die gleiche Kulturstufe mit uns zu gelangen; Sauer erzählt von einer Frau, welche in weniger als 12 Monaten fließend Russisch sprechen lernte, und Beechy und andere sprechen sich anerkennend über die intelligente Hilfe aus, die sie bei den Eskimos auf ihren Forschungsreisen gefunden haben. Auch anatomisch beurtheilt stehen sie höher, als sie in der Regel geschätzt werden; die Messungen von 100 Schädeln, welche meist von der St. Lorenz-Insel stammten, ergaben, daß ihre durchschnittliche Kapacität dieselbe wie die für den Franzosen und Deutschen festgestellte war. Wir würden hiernach den nördlichsten Volksstämmen der Erde sogar einen hohen Grad von Intelligenz zusprechen müssen, den sie auch bei der Art und Weise ihres ausgedehnten Handelsverkehrs, der mit den Indianern, den Walfischfängern, den Pelzkompagnien und unter ihnen selbst besteht, an den Tag legen.

Die moralischen Eigenschaften des Eskimos, seine Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und sein Muth sind ausdrücklich hervorzuheben. Wo er das schlechte Beispiel des weißen Mannes noch nicht vor Augen gehabt hat, dessen Laster er natürlich, aber nicht etwa aus einem angeborenen Hang zur Schlechtigkeit, nachahmt, ist er ein Muster von Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit. Während er in dieser Beziehung sehr hoch steht, ist dies weniger in seinen Ansichten über das Geschlechtsleben der Fall; besonders die Frauen haben sehr lockere Grundsätze in dieser Beziehung und verhehlen nicht ihre große Neigung zu einem intimen Verkehr mit dem weißen Manne, den sie ihrem eigenen vorziehen. Daß auch gewisse Abweichungen im Geschlechtstriebe dort vorkommen, beweist der Umstand, daß sich in der Sprache der Eskimos einzelne Wörter dafür finden. Die Hauptlaster sind Hazardspiel und Alkoholmißbrauch. Der Genuß von Alkohol erschien Rosse nach seinen persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen als eine physiologische Nothwendigkeit in der arktischen Zone, doch fand er auch Leute, welche den Geschmack des Alkohols widerlich fanden, so daß sie z. B. Branntwein mit Ekel ausspien. In mäßiger Quantität genossen, hält Rosse und mit ihm viele andere Eismeerfahrer den Alkohol für gesund und auch Markham und Mac Clintock wollen von absoluter Enthaltsamkeit nichts wissen. Dem erstern erkrankten bei einer Expedition gerade die beiden Leute seiner Mannschaft ernstlich, welche keinen Alkohol genossen. Unter anderen dem beistimmenden Autoritäten seien Nordenskiöld und Palander angeführt, deren Leute während der Ueberwinterung in Spitzbergen im Jahre 1873 sich bei Genuß von Pemmikan, Zwieback, Salzfleisch, Butter, viel Kaffee und etwas Alkohol täglich sehr wohl befanden und sämmtlich gesund zurückkehrten. Auch Rosse, sonst ein Freund der Enthaltsamkeit, kennt nach seinen Erfahrungen keine Bedingungen, unter welchen der Alkohol, als Bier oder Whisky mäßig genossen, in gesundheitlicher Beziehung vortrefflicher wäre als bei arktischen Reisen. Bier würde sich am meisten empfehlen und unter Mitnahme der nöthigen Ingredienzien an Bord gebraut werden können. Auch für die Eingeborenen würde die Einfuhr von Bier und Wein als skorbutwidrige Mittel mehr Werth haben als der landesübliche Genuß des „Quaß“, eines in einer Abkochung von Mehl und Zucker bestehenden Nationalgetränkes. Dagegen ist für sie die unbeschränkte Einführung schlechter Branntweine sehr unheilvoll und auf der St. Lorenz-Insel herrscht in Folge dessen eine excessive Sterblichkeit. Das erste Dorf, welches die Expedition besuchte, fand sie verödet und verlassen; im zweiten zeigte sich kein lebendes Wesen, wohl aber fand man in den Häusern und um dieselben herum 54 Leichen, meist Erwachsener; ein drittes Dorf bot dasselbe grausige Bild dar. Schließlich fand man an der Nordspitze der Insel ein von einigen Hundert Eskimos bewohntes Dorf, wo schon mehrere Hundert an Hunger gestorben waren, und die Ueberlebenden nach Whisky verlangten, sogar nur gegen solchen ein Paar Renthierfelle verkaufen wollten, obgleich es ihnen sonst an jeglicher geeigneter Nahrung fehlte. So vereinigen sich Krankheit, Trunk und Hungersnoth zur Vernichtung dieser Volksstämme.

Die Idee eines höhern Wesens ist bei den Eskimos in gewissem Grade vorhanden, z. B. rufen die Eingeborenen in St. Michaels den Mond an, die in Point Barrow ihre rohen Götzenbilder, bevor sie zur Robbenjagd gehen, um Glück dazu zu erbitten. Sie haben auch eine gewisse Scheu vor dem Unbekannten und Unendlichen und scheiden nur ungern aus diesem Leben. Daß das letztere die sonst den nordischen Völkern zugesprochene lange Dauer erreicht, hat Rosse bei den Eskimos nicht finden können; bei ihnen reibt die harte Lebensweise, der schwere Kampf ums Dasein mit den steten Sorgen die Kräfte bald auf. Die Körper der Verstorbenen werden verschiedenartig bestattet; auf der Nounivak-Insel werden sie mit Steinen bedeckt und rings herum hölzerne Masken und während des Lebens gebrauchte Gegenstände angebracht; am Kotzebue-Sund bedeckt man sie mit Treibholz und in Tapkan an der sibirischen Küste läßt man die Leiche in der Nähe des Dorfes an einer langen Stange hängen, bis die Kleidungsstücke abgefallen sind, und bestattet sie dann auf dem Boden unter Steinen. Die Waffen und andere von dem Verstorbenen gebrauchte Gegenstände werden dann als letzte Gabe mit den gleichen Gefühlen wie bei uns Kränze und Blumen auf das Grab niedergelegt.

Die dereinstige Bestimmung dieses Volkes muß nicht nur vom politischen und religiösen, sondern auch vom wissenschaftlichen Standpunkte überhaupt aus interessiren. Manche glauben, daß die Volkszahl sich unter dem übeln Einfluß der sogenannten Civilisation mit ihren Lastern stetig vermindern müsse, doch liegt kein Grund vor, weshalb nicht auch die Segnungen der Civilisation diesem Volke zu Gute kommen und dasselbe auf eine höhere Stufe heben sollen. Daß die Anlagen dazu bei den Eskimos vorhanden, bestätigt neuerdings wieder Kirkby, der ganz kürzlich diese Gegenden als englischer Missionar besuchte und sich in lobendster Weise über ihre Intelligenz und ihr Verständniß für Belehrung ausspricht.

Nekrologe.

— H. J. Harman, englischer Ingenieurhauptmann, gestorben 14. April in Florenz an der Schwindsucht, deren Keim er dadurch gelegt hatte, daß er 1881 bei Aufnahmearbeiten am Fuße des Donkia-Passes an der Grenze von Nord-Sikkim und Tibet eine Nacht im Freien zubrachte, bei welcher Gelegenheit er auch die Hälfte seiner Zehen durch Frost einbüßte. Bekannt wurde er dadurch, daß er im Jahre 1887 durch einen von ihm unterwiesenen Tibeter R—m—g den Lauf des Jaru-dsang-po von Tschetang abwärts bis zu einer Stelle erforschen ließ, welche nur noch 90 engl. Meilen von dem nördlichsten bekannten Punkte des Dihong entfernt liegt, und so den Zusammenhang zwischen dem großen tibetischen Flusse und dem zum Brahmaputra gehörigen Dihong sehr wahrscheinlich machte. Noch in seinem Todesjahre veröffentlichte das India Office H.'s letzte Arbeit „Nepal. Map of the routes followed by explorers and some results of the Darjeeling survey (1:253000)“.

— Dr. William Farr, hervorragender englischer Statistiker, geboren 1807 in Kenley (Shropshire), gestorben 14. April in London. Anfangs Mediciner, wandte er sich bald statistischen Untersuchungen zu, erhielt 1838 eine Anstellung im Registrar General's Office und bearbeitete dort die Geburts-, Trauungs- und Sterbelisten. Er war es, der diesen wichtigen Zweig der Statistik organisirte und den Grund zu der heutigen Vollendung der englischen Ausweise über die Volksbewegung legte. Später richtete er das statistische Departement ein und wurde zu dessen Superintendenten ernannt. Er war auf seinem Gebiete ein sehr fruchtbarer Schriftsteller und namentlich Mitarbeiter am Journal der Londoner Statistischen Gesellschaft, deren Vorsitzender er längere Zeit war.

— Jordan Wisocky, argentinischer Ingenieuroberst, bekannt wegen verschiedener Reisen und Aufnahmen im Gran Chaco und in den Pampas, wo er am Feldzuge des Generals Roca gegen die Indianer sich betheiligte. Seine Reiseberichte sind im „Boletin del Instituto Geográfico Argentino“ enthalten. Er starb im Mai in Palermo in der Argentinischen Republik.

— Kuno Damian Freiherr von Schütz zu Holzhausen, geboren 15. Februar 1825 zu Camberg in Nassau, gestorben 23. Juni zu Bensheim. Er studirte Forstwissenschaft, wanderte aber schon 1846 nach Texas aus, von da 1849 nach Mexiko und Kalifornien, 1852 nach Peru, wo er sich 1853 einer Expedition anschloß, welche von der Regierung ausgesandt wurde, um am obern Marañon Niederlassungen zu gründen. Damals bereiste er den ganzen Amazonenstrom bis zu seiner Mündung und faßte den Plan zur Gründung einer deutschen Kolonie, welche 1859 am Pozuzo ins Leben trat und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten eine ansehnliche Blüthe gewann. Bis 1865 verweilte v. Schütz noch in Südamerika, bereiste wiederholt Peru und Bolivia und kehrte dann dauernd nach Europa zurück. Außer zahlreichen Aufsätzen geographischen und naturwissenschaftlichen Inhalts schrieb er „Die deutsche Kolonie in Peru“ (Weinheim 1870), „Das exakte Wissen der Naturforscher“ (Mainz 1878) und der „Amazonas“ (Freiburg 1883).

— August Schaumann, österreichischer Officier, geboren 1852 in Budapest, nahm am bosnischen Feldzuge theil, wurde 1882 Mitglied der Stanley'schen Kongo-Expedition und bereiste das Gebiet des Kuilu (Niadi), wo er die beiden Stationen Rudolfstadt und Stephanieville anlegte. Durch Krankheit zur Rückkehr nach Europa gezwungen, starb er am 28. Juni an Bord des Dampfers „Bonny“ auf der Fahrt von Sierra Leona nach Madeira.

— Abbé Jean Guyot, geboren 1841 in Montmerle an der Saône, ertrunken am 12. Juli im Kongo. Er fundirte und wirkte als Geistlicher in und bei Alger, wurde dann vom Erzbischof Lavigerie zum „Procureur“ der afrikanischen Mission ernannt und ging in dieser Eigenschaft zweimal, 1879 bis 1880 und 1880 bis 1881 von Zanzibar als Leiter von Karawanen nach dem Tanganika-See. Auf der zweiten Reise wich er von der gewöhnlichen Straße ab, indem er von Usseke dem Kisigo-Flusse und dem Ruaha durch bisher unbekanntes Gebiet folgte. Sein Routier wurde von Hauptmann de Lannoy konstruirt und soll im Pariser „Bulletin de la Société de Géographie“ erscheinen. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimath sandten ihn seine Oberen nach dem Kongo, wo er mit Lieut. Janssen zusammen den Kuango behufs Errichtung einer Station befuhr und untersuchte. Bei der Rückkehr von dort fand er unweit der Stanley'schen Station Msuata durch Kentern seines Bootes den Tod in den Wellen des Kongo, obwohl er ein vortrefflicher Schwimmer war und bei Alger siebenmal Schiffbrüchigen das Leben gerettet hatte.

— Maurice Adolphe Linant de Bellefonds, ägyptischer Pascha, geboren Dezember 1800 in Lorient, gestorben 18. Juli in Kairo. Auf einer Reise in Italien schloß er sich mehreren Gelehrten an, welche sich zum Studium der Monumente nach Aegypten begaben. Er blieb daselbst, wurde als Ingenieur beim Straßenbau angestellt und arbeitete auf Mohammed Ali's Befehl eine hydrographische Karte des Landes aus. 1821 nahm er an der ägyptischen Expedition nach Nubien theil und machte damals die ersten Positionsbestimmungen im Sudan und Kordofan. In Folge von Mißhelligkeiten gab er seine Stellung auf und besuchte Palästina, wo er die Panoramen von Jerusalem, Betlehem u. s. w. aufnahm, 1827 auch Arabien. Bald danach trat er als Chefingenieur wieder in ägyptische Dienste. Viele Kanäle und Straßen in Aegypten sind sein Werk. Er leitete im Jahre 1845 mit Hilfe der französischen Brigade unter Bourdaloue die ersten Untersuchungen wegen Durchstechung des Suez-Isthmus, 1847 überreichte er das erste bezügliche Projekt. Unter Said Pascha wurde er als Generaldirektor des Straßenwesens und Chefingenieur des Suezkanales bestätigt. Später lebte er in Zurückgezogenheit, namentlich nach dem Tode seiner zwei Söhne Erneste (1875) und Auguste (1874), welche unter Gordon Pascha sich an der Unterwerfung und Erforschung der Aequatorialprovinzen betheiligt hatten. Von seinen Karten sind zu nennen: Carte hydrographique de la partie septentrionale de la Haute Égypte (1845) und Carte de l'Etbaye (1854).

— Henry H. Pierce, Major im Heere der Vereinigten Staaten, starb im Juli im 44. Lebensjahre zu Foster Creek im Territorium Washington, während er eine wissenschaftliche Expedition in dem Gebiete zwischen dem obern Columbia und den britischen Besitzungen leitete. Einige Jahre vorher hatte er eine ebensolche im Cascade-Gebirge ausgeführt.

— Claude Trouillet, junger französischer Reisender, welcher Ende Juli oder Anfang August in Buba am Rio Grande (portugiesisches Guinea) dem Fieber erlag, als er im Begriffe stand, in Gesellschaft von F. Prins in Futa Djallon einzudringen.

— Robert Moffat, englischer Missionar und Reisender in Südafrika, geboren 21. December 1795 zu Ormiston bei

Haddington, gestorben 9. August in Leigh bei Tunbridge Wells. Ursprünglich Gärtner, wurde er Missionar und ging 1816 im Dienste der London Missionary Society nach Südafrika, wo er mit einer nur vierjährigen Unterbrechung bis 1870 blieb. Nach einigen vorläufigen Reisen unter den Betschuanen, deren Sprache er durch Uebersetzung einzelner Theile der Bibel zur Schriftsprache erhob, ließ er sich in Kuruman im Lande der Batlapinen nieder. Dort war Livingstone sein Mitarbeiter und wurde sein Schwiegersohn; von dort gingen lange Zeit alle wissenschaftlichen und Missionsreisen in Südafrika aus. 1842 erschien von ihm in London seine „History of Missionary Labours in South Africa" Sein Sohn Robert wurde Regierungs-Aufnehmer der Kapkolonie und machte in dieser Eigenschaft 1854 bis 1856 ausgedehnte Reisen im Namaqualande und zwischen Colesberg und Steinkopf.

— Bernhard Freiherr von Wüllerstorf-Urbair, österreichischer Viceadmiral und Handelsminister (September 1865 bis April 1867), geboren 29. Januar 1816 zu Triest, gestorben 10. August 1883 zu Klobenstein bei Bozen. Er trat 1828 in das Heer, ging 1833 zur Marine über und leistete Hervorragendes in Mathematik und Astronomie. 1839 bis 1848 war er Direktor der Marinesternwarte in Venedig. Allgemein aber bekannt wurde sein Name, als er 1857 bis 1859 die „Novara" auf ihrer großen wissenschaftlichen Expedition befehligte. Als Minister veranlaßte er unter anderm die Aufnahme und Untersuchung der physikalischen Verhältnisse des Adriatischen Meeres, ließ Studien zur Regulirung der Flüsse, besonders der Narenta, vornehmen, entwarf ein Programm für den Ausbau des österreichischen Bahnnetzes, welches in allen Hauptheilen zur Ausführung gekommen ist, und begann den Bau des Dockhafens in Triest. Erwähnt sei auch seine Berechnung der Resultate der Weyprecht-Payer'schen Nordpolarexpedition.

— Gaillardot, französischer Arzt und Direktor der Medicinschule in Kairo, geboren 1814 in Lunéville, gestorben 16. August in Bhamdun, vier Stunden von Beirut. In ägyptischen Diensten machte er 1839 den syrischen Feldzug mit und entwarf damals die erste Karte des Hauran. Er blieb dann als türkischer Militärarzt in Syrien und beschäftigte sich besonders mit Geologie und Botanik. 1861 war er Theilnehmer der Renan'schen, 1863 der de Saulcy'schen Expedition und ging 1863 als französischer Regierungsarzt nach Aegypten. Er verfaßte mehrere Arbeiten über Prähistorie und Flora des Orients.

— Juan Maria Schuver, Afrikareisender, geboren 26. Februar 1852 in Amsterdam, erschlagen den 23. August im Bahr-el-Ghazal-Gebiete. Nach vielfachem touristischem Umherstreifen in Europa, Nordafrika und Westasien ließ er sich seit 1879 in London im Anstellen von wissenschaftlichen Beobachtungen unterweisen und trat zu Neujahr 1881 eine Reise nach dem Sudan an, wo er das bergige Gebiet der Lega-Galla zwischen Blauem Nil und Sobat erforschte. Karten und Beschreibungen dieser Wanderungen erschienen namentlich in „Petermann's Mittheilungen". Im September 1882 durchstreifte er die Umgegend von Chartum und reiste dann nach dem Bahr-el-Ghazal. Sein letzter Brief an einen Verwandten in Amsterdam datirt aus der Meschera-er-Rek, 16. August 1883; danach wollte er am folgenden Tage, begleitet von einem Führer und fünf unbewaffneten Soldaten, sämmtlich Negern, die Grenze der aufständischen Dinka überschreiten, um die Seriba Ghattas zu erreichen. „Man hat sich manchmal — fügte er hinzu — einer geringern Gefahr mit Aussicht auf größere Ehre ausgesetzt." Wenige Tage darauf hatte sich seine Befürchtung verwirklicht.

— James Stewart, Civilingenieur und Afrikareisender, geboren 1845 in Kirkmichael, gestorben 30. August in Maliwanda zwischen Njassa- und Tanganika-See. Nachdem er elf Jahre als Ingenieur im Pendschab gearbeitet hatte, besuchte er 1877 während eines Urlaubes die eben errichtete Missionsstation Livingstonia am Südufer des Njassa-Sees und erbaute ohne Entgeld die 70 engl. Meilen lange Straße um die Murchison-Fälle des Schire, auf welcher der in 700 Stücke zerlegte Dampfer „Ilala" nach dem Njassa geschafft wurde. 1878 trat er ganz in die Dienste der Mission und nahm zunächst die westlichen und nördlichen Ufer und Häfen des Njassa auf. Im Oktober 1879 reiste er, gleichzeitig mit Mr. Thomson, aber auf einem andern Wege, vom Njassa zum Tanganika, und erhielt 1881 den Auftrag, auf dieser Strecke eine Straße anzulegen, für welchen Zweck James Stevenson in Glasgow 80 000 Mark hergab. Als diese mit Hilfe europäischer Arbeiter eifrig betriebene Arbeit eine Zeit lang wegen eines Angriffs der Eingeborenen ins Stocken gerieth, vollendete er die Aufnahme der Ostküste des Njassa. Zu Anfang des Jahres 1883 wurde auch die Straße fertig gestellt, auf welcher seitdem der Dampfer „Good News" nach dem Tanganika-See transportirt wurde. Leider holte er sich am Schire das Fieber, dem er Ende August erlag. Seine werthvollen Karten und Berichte sind in den „Proceedings of the R. Geogr. Soc." (1879, 1880, 1881 und 1883) erschienen.

— Ernst Marno, Afrikareisender, geboren 13. Januar 1844 in Wien, gestorben 31. August in Chartum. Er studirte in seiner Vaterstadt Zoologie und reiste schon 1866 mit dem Thierhändler Casanova in das ägyptisch-abyssinische Grenzgebiet. Im Winter 1869 ging er wiederum, jetzt auf eigene Kosten, nach dem ägyptischen Sudan, erreichte Fadasi und bereiste 1871 und 1872 die Gebiete am Bahr Seraf bis Gondokoro. 1873 und 1874 arbeitete er in Wien seine „Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nils" aus und begab sich dann wiederum an den obern Nil zu Gordon Pascha, bereiste mit Oberst Long das Makraka-Land und später Kordofan und kehrte im Frühling 1876 nach Europa zurück. Dort schrieb er seine „Reisen in der ägyptischen Aequatorialprovinz und in Kordofan in den Jahren 1874 bis 1876" (Wien 1878). Im Herbst 1877 begab er sich nach Ostafrika und machte im Januar bis März 1878 in Gesellschaft Cambier's eine Reise von Saadani nach Kwakioro, überwarf sich aber mit den Belgiern und kehrte nach Wien zurück. Im December desselben Jahres war er schon wieder in Chartum und wurde zum Vicegouverneur der Provinz Galabat ernannt. Bekannt sind seine Flußaufnahmen, welche er ausführte, als er seit Juli 1879 die mächtigen Pflanzenbarren im Bahr-el-Abiad, 1882 im Bahr-el-Ghazal wegzuräumen hatte. 1880 hatte er mit der Unterdrückung des Sklavenhandels in Faschoda zu thun, seitdem als Mudir von Fazogl mit dem Kampfe gegen die Aufständischen. Er erlag einer Lungenentzündung, als er auf der Heimreise sich in Chartum aufhielt.

— Giuseppe Haimann, italienischer Seeoffizier, starb 16. September in Ramleh in Aegypten. Er machte im Auftrage der Mailänder „Società d'esplorazione commerciale in Africa" 1881 eine Reise in der Cyrenaika und leitete später die Station Derna derselben Gesellschaft. Seine Berichte erschienen in den Zeitschriften „L'Esploratore" und „Bolletino della Società Geogr. Italiana".

— Dr. Konrad Bursian, ordentlicher Professor der klassischen Philologie an der Universität München, geboren 14. November 1830 zu Mutzschen im Königreiche Sachsen, gestorben 22. September 1883 in München. „Seine Geographie von Griechenland" (2 Bde. Leipzig 1862 bis 1872) ist ein unentbehrliches Handbuch für jeden, der sich für die antiken wie die modernen Verhältnisse von Hellas interessirt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In Mandale, der Hauptstadt Birmas, hat ein zerstörendes Feuer unter anderm auch den großen Buddhatempel ergriffen, und dabei sind durch die Hitze alle die goldenen Blätter geschmolzen, mit welchen Generationen von Andächtigen das bronzene Buddhabild geschmückt haben, und deren Werth auf 8 bis 10 Lakh Rupien (à 192000 Mark) oder $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Mark geschätzt wird. Dieser Umstand hat große Bestürzung erregt und wird als ein sicheres Vorzeichen für den Untergang des Staates Birma angesehen.

— In dem Berichte über eine Reise des Mr. Carles in Korea, welcher dem englischen Parlamente vorgelegt wurde, heißt es unter anderm: Die Abgeschlossenheit, in welcher hier Frauen und selbst Mädchen leben, ist merkwürdig; die Hütte, in welcher wir rasteten, mochte noch so elend sein, so konnten wir selten auch nur auf einen Augenblick die Weiber sehen. Begegneten wir ihnen unterwegs, so bogen sie entweder rechtwinkelig ab oder drehten uns den Rücken zu und standen still, bis wir vorbei waren. In der Nähe von Söul ließen nur Sklavinnen ihr Gesicht sehen, während die anderen Kopf und Schultern in den Falten ihres Mantels verbargen; auf dem Lande jedoch wird diese Sitte etwas nachlässiger befolgt. Der Handel Koreas scheint wesentlich ein Kleinhandel zu sein und kann auch bei dem Mangel guter Transportmittel kaum ein anderer sein. Bemerkenswerth gut ist das Vieh, namentlich das der Provinz Ping-an, und da die dortigen Stiere über 600 Pfund Gewicht tragen sollen, so fragt es sich, ob sie nicht bei einem etwaigen Feldzuge den Maulthieren behufs Fortschaffung des Gepäcks vorzuziehen wären. Durchschnittlich kostet ein Stück Vieh 80 Mark. Häute bilden schon einen ansehnlichen Exportartikel; Hafer soll im Gebirge sehr billig sein und fände vielleicht in den chinesischen Vertragshäfen Absatz. Bereits wurde ein Versuch gemacht, koreanischen Tabak für die Ausfuhr zuzubereiten. Honig ist vorzüglich, aber das Angebot darin ist noch klein. Von Industrieerzeugnissen zeichnen sich Jalousien aus gespaltenem Bambu und Strohdecken aus. Eigenthümlich ist, daß Beamte und Adelige beim Handel stark interessirt sind und daß manche ihr Vermögen durch Vermittelung von Agenten, welche bestimmte Jahreszinsen abliefern müssen, darin arbeiten lassen. Selbst der eigene Vater des Königs verwendet einen Theil seines Geldes in dieser Weise. Deshalb mögen auch die Beamten den Zufluß fremden konkurrirenden Geldes mit scheelen Augen ansehen.

— Hinsichtlich der Beobachtung von Etikettenvorschriften — erzählt Isabella Bird („Der goldene Chersones", Leipzig 1884) sind die Malaien ungemein streng, und gar mancher Europäer, der aus Unwissenheit einen Verstoß begangen, hat dafür mit seinem Leben büßen müssen. Gleich den Japanern legen sie vornehmlich Werth auf die genaue Beobachtung gewisser Formen beim Schreiben von Briefen; dieselben müssen aus sechs bestimmten Theilen bestehen, und ihre Abfassung ist so umständlich, daß die Schreiber, welche sie aufsetzen, förmlich als Gelehrte betrachtet werden. Briefumschläge und Siegel, deren Farbe und Zahl je nach der Stellung der betreffenden Korrespondenten verschieden sind, bilden eine weitere Frage der Etikette, und jeder Irrthum in Bezug auf alle diese Einzelheiten wird als schwere Beleidigung angesehen.

Afrika.

— In Echmim, einer großen Provinzialstadt, welche etwa halbwegs zwischen Siut und Theben liegt, hat Prof. Maspero bei der Rückkehr von seiner jährlichen Inspektionsreise auf dem Nil jüngst eine weit ausgedehnte und noch ungeplünderte Nekropole entdeckt, welche nach dem bisher Gefundenen aus der Ptolemäerzeit datirt, vielleicht aber noch ältere Gräber enthält. Bis jetzt wurden fünf große Katakomben, welche 120 Mumien enthielten, geöffnet, und binnen 3 Stunden konstatirte Maspero die Lage von mehr als 100 weiteren, durchaus unverletzten Katakomben. Die ganze Nekropole muß mindestens 5000 bis 6000 Mumien enthalten, und wenn davon auch nur ein Fünftel von archäologischem oder historischem Interesse ist, so stehen dennoch die voraussichtlichen Funde von Papyri, Juwelen u. s. w. ohnegleichen da. Echmim ist das alte Chemmis, das Panopolis der Griechen; seine baulichen Reste sind unbedeutend.

— Der portugiesische Marineminister hat den Kortes einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher die Regierung ermächtigt, für die Eisenbahnlinie von Loanda nach Ambaca in der Provinz Angola die Garantie für 6 Proc. Zinsen von einem Baukapitale von ca. 90000 Mark pro Kilometer zu übernehmen und das nöthige Land und Bauholz zu liefern. Es scheint also mit dem Bau jener Bahn, welche das beste Plantagengebiet der westafrikanischen Kolonie mit der Küste verbinden wird, Ernst werden zu sollen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Melbourner Zeitung „Age" hat eine zweite Forschungsexpedition, darunter einen Naturforscher und einen Künstler, nach Neu-Guinea geschickt. Dagegen ist die in England projektirte Powell'sche Expedition (s. oben S. 176), welche mehr wissenschaftliche Ergebnisse als andere ähnliche Unternehmungen versprach, wegen Mangels an Geldmitteln nicht zu Stande gekommen.

— Wie die Südsee-Insulaner eingefangen werden. Der Schoner „Stanley" ging im December 1883 bei den Lachlan Islands vor Anker, und der Kapitän verlangte die Einlieferung von Eingeborenen als Arbeiter für die Zuckerplantagen in Queensland. Auf Weigerung ließ er die Kokosbäume, Bananen und andere Anpflanzungen vernichten, ließ auf die Eingeborenen feuern und drohte, die Dörfer einzuäschern. Darauf hin wurden ihm 17 Eingeborene geliefert. Einem dortigen Deutschen ward seine Wohnung eingeäschert, weil er den Eingeborenen eröffnet hatte, daß die Ihrigen nicht auf drei Monate, wie ihnen vorgesagt worden, sondern auf drei Jahre zur Dienstzeit verpflichtet seien.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

Der französische Amerikanist Désiré Charnay, über dessen Ausgrabungen in Mexiko und Central-Amerika wir seinerzeit an dieser Stelle berichtet haben[1]), veröffentlicht neuerdings eine Schilderung seiner letzten im Jahre 1882 ausgeführten Tour durch Yucatan und das Gebiet der Lacandones-Indianer. Dem Bericht, in dem neben den Entdeckungen des archäologischen Forschers auch die Erlebnisse des Reisenden und seine Beobachtungen über Land und Volk von heute zur erwünschten Geltung kommen, entnehmen wir die nachstehenden Mittheilungen.

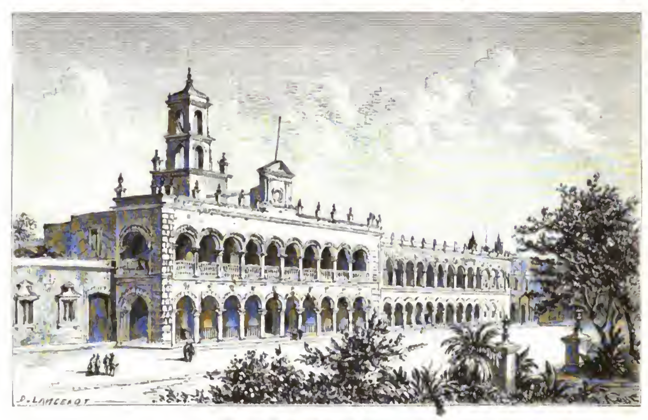
Am 1. December langte der Dampfer, auf dem sich Charnay und seine Begleiter befanden, vor dem kleinen Hafen von Progreso an der Nordküste von Yucatan an. Wegen der Untiefen, welche diese ganze Küste einfassen, können die großen Dampfer nur in beträchtlicher Entfernung, fast außer Sicht vom Lande vor Anker gehen, und die Ueberfahrt nach der kleinen hölzernen Mole dieses Hauptexporthafens von Yucatan ist bei einigermaßen hohem Seegange gefahrvoll genug. Vor fast 25 Jahren, bei seinem ersten Besuche der Halbinsel, war Charnay noch in dem weiter nach Westen gelegenen Hafen von Sisal ans Land gegangen. Das durch eine Eisenbahn von etwa 50 km Länge mit der Hauptstadt Merida verbundene Progreso ist erst eine neue Schöpfung, hervorgerufen durch das rasche Aufblühen des yukatekischen Handels, der namentlich in dem Hauptprodukte des Landes, dem Henequen oder Sisalhanf, seit einigen Jahren ungeahnte Dimensionen angenommen hat. Der Ort Progreso selber mit seinen auf dem sandigen Strande emporragenden Magazinen und Schuppen, dem Zollgebäude und den dahinterliegenden elenden Hütten macht einstweilen noch ebensowenig den Eindruck blühenden Reichthums, wie die es umgebende Landschaft. Unmittelbar hinter der Stadt führt die Bahn durch ödes sumpfiges Terrain, dann folgt eine weite Ebene, wo der sterile Kalkboden nackt zu Tage liegt und nur hin und wieder in kleinen Vertiefungen, in denen sich schon eine dürftige Humusschicht gebildet hat, niedriges Gestrüpp wuchert. Allmählich, je weiter man nach Süden kommt, verschwindet der grobkörnige Kalkstein, aus dem die Halbinsel besteht, gänzlich; die Schicht fruchtbaren Erdreichs, die ihn bedeckt, wird stärker und stärker, und auf dem welligen Boden zeigen sich, bis an den Horizont reichend, die einförmigen Agaveplantagen mit ihren unabsehbaren Reihen steifer, spitzblätteriger und scharfbewehrter Pflanzen. Hinter den aus Palmen, Wurzelbäumen und mächtigen Kiefern gebildeten Baumgruppen, die in weiten Zwischenräumen rechts und links von der Bahn sichtbar werden, verbergen sich die Wohnhäuser der Plantagenbesitzer. Hohe Fabrikschornsteine ragen daneben empor; denn der dem Fortschritt huldigende yucatekische Pflanzer läßt schon seit lange die glänzenden Spinnfasern der Agave durch Maschinen aus den fleischigen Blättern lösen, säubern und weiter präpariren, bis sie schließlich als zur Verarbeitung fertiges Henequen ebenfalls

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. XLI, S. 177, 193, 209, 225, 241 und 257.

mit Hilfe einer Dampfmaschine zu den großen Ballen geformt werden, in denen sie in den Handel kommen.

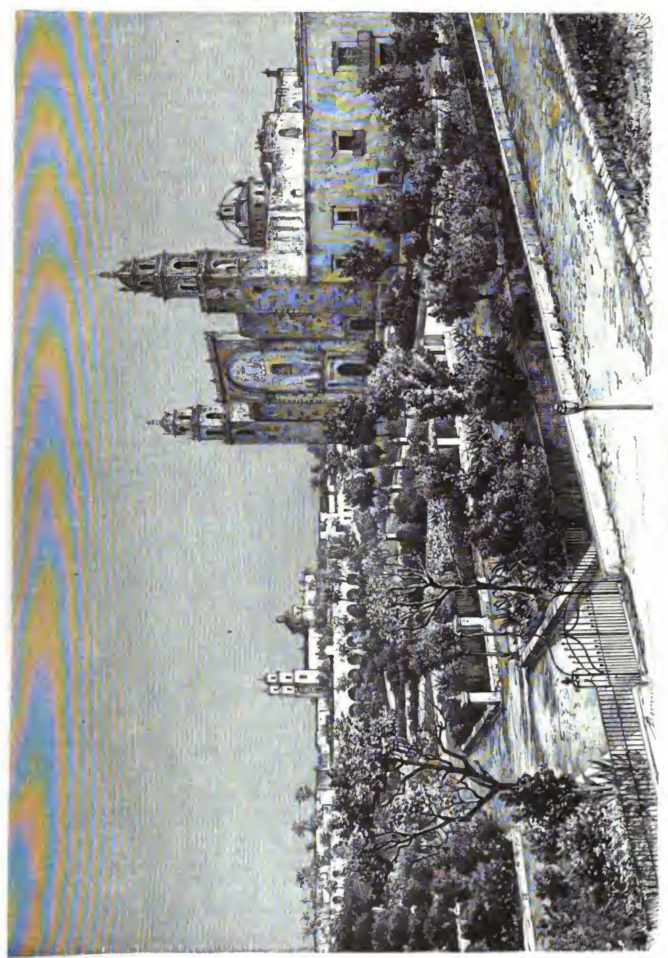
Auf der letzten Strecke der dreistündigen Fahrt zeigt sich hin und wieder ein vereinzeltes Indianerdorf mit länglichen, von hohem Strohdach überragten Hütten; in nebeliger Ferne aber, zur rechten Seite der Bahn zeichnet sich eine Reihe regelmäßig gestalteter Anhöhen gegen den Horizont ab: es sind alte Tempelhügel, Trümmerstätten der glänzenden vorspanischen Zeit, die ja gerade auf dieser von der Natur verhältnißmäßig wenig begünstigten Halbinsel eine reiche Fülle von Denkmälern hinterlassen hat.

Die Hauptstadt Merida selber liegt noch inmitten der weiten, von Agavenpflanzungen eingenommenen Ebene; erst viel weiter nach Süden hin fängt das waldreiche Hügelterrain an, das durch mehrere größere Höhenzüge mit den Ausläufern der Sierra Madre in Verbindung steht. Für die Unterkunft von Reisenden ist bis jetzt in Merida noch wenig gesorgt; die Stadt besitzt kein einziges Gasthaus und auch nur ein höchst fragwürdiges Restaurant. Erst durch vieles Bemühen des amerikanischen Konsuls Mr. Aymé, der, wie die ganze kleine Amerikanerkolonie von Merida, sich Charnay's auf das freundlichste annahm, gelang es diesem, für sich und seine beiden Begleiter ein leerstehendes, dürftig möblirtes Zimmer zur Miethe zu erhalten, das ihm, trotzdem es nur sieben Fuß im Quadrat maß, angesichts der hier herrschenden Verhältnisse wie eine große Errungenschaft erschien. Die Stadt, die heute 30 000 Einwohner zählt, wurde im Jahre 1542 von Francisco de Montejo gegründet, der sich schon auf seiner zweiten Expedition in Yucatan befand. Zum erstenmale war er im Jahre 1527 nach der Halbinsel gekommen, hatte nach mannigfachen vergeblichen Kämpfen gegen die einheimische Bevölkerung zwei



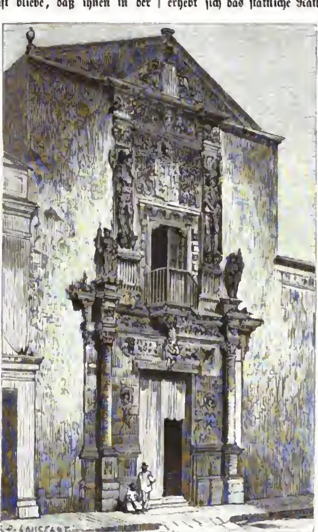
Rathhaus in Merida.

Jahre lang ihre mächtige Stadt Chichen besetzt gehalten, sich dann aber, da seine Truppen durch Hunger, Krankheit und die beständigen Angriffe der Indianer fast aufgerieben waren, zur Rückkehr nach Mexiko entschlossen. Den Erfolg seiner zweiten Expedition verdankte er nur der Verrätherei eines Häuptlings, und auch dann dauerte es noch lange Zeit, bis es endlich gelang, die spanische Herrschaft einigermaßen zu befestigen. Alles in allem genommen soll die Eroberung von Yucatan mehr Anstrengungen, Menschenleben und Zeit gekostet haben, als Cortez' Besitznahme von Mexiko, und der Gewinn, der der spanischen Krone daraus erwuchs, war verhältnißmäßig gering: ein von Natur nicht reiches Land, dessen kriegerische, jedes Joch hassende Bevölkerung allezeit zum Aufstande bereit war. Tritt uns aus der Geschichte dieser beständigen kleinen Kämpfe und Empörungen, die doch schließlich, wie dies ja nicht ausbleiben konnte, mit der gänzlichen Unterwerfung und Zugrunderichtung der Mayas endigte, das Bild dieses Indianervolkes im Lichte heldenhafter Tapferkeit entgegen, so zeigen uns auf der anderen Seite die großartigen Baudenkmäler Yucatans dieses selbe Volk im Besitze einer hohen Civilisation. Denn daß, trotz aller gegentheiligen Hypothesen phantasievoller Archäologen, auch diese Bauwerke nicht das lächerlich hohe Alter haben, das man ihnen andichten möchte, daß sie nicht einer bei der Ankunft der Spanier schon längst vergangen und vergessen gewesenen Kulturperiode angehören, ist durch die scharfsinnigen Nachweise des leider zu früh verstorbenen Lewis H. Morgan, sowie durch Charnay's und einiger anderer Forschungen wohl für alle, die da sehen wollen, außer Frage gestellt. Freilich muß nach einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit, wie sie seit der spanischen Eroberung vergangen ist, das Fehlen aller, einen festen Anhalt gebenden Dokumente überraschen. Daß die Spanier derartige Dokumente, Manuskripte auf Agavenpapier und auf Ziegenleder, Karten und Pläne vorgefunden haben, wissen wir ebenso genau, wie daß sie bemüht gewesen sind,



Kathedrale von Merida.

all dieses heidnische Werk und Wesen gründlich zu vernichten. Dem Beispiele des Bischofs Zumarraga von Mexiko folgend, veranstaltete unter anderen der Bischof Landa von Merida ein großes Autodafee in Campeche, bei dem er alle indianischen Schriftstücke verbrennen ließ, „deren er habhaft werden konnte“. Lange danach erst schrieb er seine „Geschichte der Begebenheiten von Yucatan“. Man könnte fürwahr den spanischen Conquistadores und ihren frommen Helfershelfern und Nachfolgern eine gewisse Anerkennung nicht versagen wegen ihres so gründlichen und so durchaus erfolgreichen Vernichtens, wenn es nicht eben bei alledem doch immer noch so räthselhaft bliebe, daß ihnen in der That auch nichts entgangen sein sollte, was uns heute eine Bestätigung unserer Annahmen, einen Schlüssel zu den Hieroglyphen geben könnte.


Haus des Francisco de Montejo.

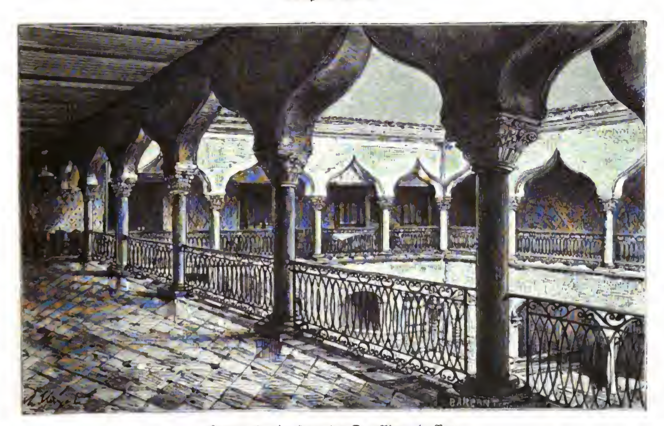
Das heutige Merida ist an der Stelle des alten Ti-hoo oder T hoo erbaut worden, einer der größten yukatekischen Städte. Die Angabe einiger spanischer Geschichtsschreiber, Ti hoo sei zur Zeit der Eroberung schon seit lange verlassen, seine Bauwerke von dichtem Pflanzenwuchs überwuchert gewesen, wird durch verschiedene Thatsachen widerlegt. Wenn auch aus dem Mauerwerk der künstlichen Pyramidenhügel vielleicht damals schon Buschwerk und Gesträuch emporgewachsen war, so waren die Gebäude, die sich auf ihnen erhoben, jedenfalls noch so wohlerhalten und fest, daß Montejo mit seinen Soldaten und dem Kontingent der Indianer von Mani sich darin niederlassen konnte. Cogolludo, ein sonst anscheinend zuverlässiger Chronist, erzählt überdies von dem Hauptheiligthume der indianischen Stadt, dem Tempel des H Chum-Caan (Mitte und Grund des Himmels), dasselbe habe „bei den Einwohnern von Ti-hoo in einem solchen Ansehen gestanden, daß, um sie ihrem blinden Glauben zu entreißen, den frommen Vätern nichts übrig geblieben sei, als den Tempel niederzubrennen und an seiner Stelle dem heiligen Antonius eine Kapelle zu erbauen“. Auch Landa erzählt in seinem Berichte, daß in der ersten Zeit nach der Eroberung die indianischen Priester noch in den Tempeln von Ti-hoo ihres Amtes gewaltet und die Einwohner der Stadt beherrscht hätten. Lange wird dies nicht gewährt haben; denn an anderer Stelle berichtet er wieder, daß die Trümmer der zerstörten indianischen Bauwerke das Material zu der neuen Stadt hergegeben hätten.

Wie alle spanischen Städte der Neuen Welt ist auch Merida mit schachbrettartiger Regelmäßigkeit angelegt; schnurgerade, rechtwinkelig sich kreuzende Straßen trennen die einzelnen Häuserquadrate von einander. Der unvermeidliche große Platz in der Mitte, den Charnay vor 25 Jahren noch mit der von mächtigen Ceibabäumen beschatteten Alameda kennen gelernt, hat sich, „den Anforderungen der Neuzeit entsprechend“, in ein modernes Square verwandelt mit einem an Wassermangel leidenden Springbrunnen, durstigen Blumenbeeten und jungen Bäumen, die den Enkeln der heutigen Generation vielleicht dürftigen Schatten spenden werden. Auf der einen Seite des Platzes erhebt sich das stattliche Rathhaus, das mit seinen beiden über einander befindlichen Gallerien eine gewisse Familienähnlichkeit mit allen anderen Rathhäusern der spanischen Kolonien nicht verleugnen kann. Anders die ihm gegenüberliegende Kathedrale, ein Prachtbau, der, wenn er heute schon zu der Stadt von 30 000 Einwohnern in keinem Verhältnisse steht, für das kaum 10 000 Seelen zählende Merida am Ende des 16. Jahrhunderts ein Wunder gewesen sein muß. Im Jahre 1598 vollendet, hat die Kathedrale eine Summe gekostet, die, auf heutige Verhältnisse übertragen, etwa 15 Millionen Mark gleichkommen würde. Man weiß nicht, soll man den frommen Eifer der beisteuernden Gläubigen mehr bewundern, oder die Geschicklichkeit ihrer geistlichen Lenker.

Die Südseite der Plaza weist noch ein Monument aus jener Zeit auf: das Haus des Eroberers von Yucatan, Francisco de Montejo. Es stammt aus dem Jahre 1549 und kann mit den Säulen, den Fratzengesichtern, den Wappen und dem Laubwerk seiner Façade für ein Muster des Renaissancestiles in Amerika gelten. Natürlich ist, wie ja bei der Kathedrale auch, nur der Entwurf spanisch, die Arbeit indianisch.

Außer diesen Gebäuden hat Merida nur niedrige, meist einstöckige Häuser aufzuweisen mit flachen Dächern und kleinen vergitterten Fenstern in den nüchternen nach der Straße gekehrten Mauern. Im Innern sind sie freilich oft von geradezu überraschender Schönheit. Da finden sich die maurischen, arkadenumgebenen Höfe mit dem plätschernden Brunnen, den Gartenanlagen, den weit über das Dach hinausragenden Palmen und die den Hof umgebenden schattigkühlen Gemächer der spanischen Heimath wieder. Als Sehenswürdigkeit wird dem Fremden in Merida das Haus des Don Alvaro de Peon gezeigt, dessen von zwei Gallerien

Straße in Merida.



Innerer Hof im Hause des Don Alvaro de Peon.

umzogener Hof in der That eine Perle maurischer Architektur ist.

Eine fast klösterliche Stille und Einsamkeit herrscht in den meisten Straßen der Stadt. Nur in der Umgebung des Marktes und auf diesem selber findet sich Leben und Bewegung, kann man die verschiedenen Volkstypen, Spanier, Indianer und Mestizen, in größerer Menge beisammen sehen. Gruppen von indianischen Weibern kauern in den Seitenstraßen des Marktplatzes am Boden, die Produkte ihrer Gartenkultur, Obst und Gemüse, zum Verkauf vor sich ausgebreitet. Zu den typischen Figuren aller spanisch-amerikanischen Städte, dem Wasserträger, dem Cargador, dem Zacatehändler, dem Indianer, welcher Töpferwaaren, und seinem schwer beladenen Genossen, der Holzkohlen feilhält, gesellt sich als yucatekische Specialität hier noch der Ramonverkäufer, ein stämmiger indianischer Bursche, der hinter seinem ungeheuren Bündel grünen Reisigs, dem ramon, das er als Pferdefutter verkauft, fast verschwindet. Bei dem auf der Halbinsel herrschenden Gras- und Weidemangel bildet das ramon eine stets willkommene Ergänzung des trockenen Futters für die freilich nicht sehr zahlreich vorhandenen Pferde. Wie die großen mit Henequenballen beladenen Lastwagen, denen man in den Straßen der Stadt begegnet, werden auch heute noch die Lieblingsfuhrwerke des Yucateken, die alte habanesische Volante und eine Abart derselben, der Coche volant, nur von Maulthieren gezogen.



Indianische Verkäuferinnen auf dem Markte von Merida.



Mayas aus der Umgegend von Merida.

Die modernen europäischen und amerikanischen Equipagen der reichen Kaufleute erregen einstweilen noch Aufsehen unter der farbigen Bevölkerung; ein Aufsehen freilich, das, wie alle Aeußerungen dieser Nachkommen der alten kriegerischen Mayas, nur leise und schüchtern sich offenbart. Es war Charnay und seinen Begleitern immer von neuem befremdlich, auf dem belebten Marktplatze, mitten im Gewühl der handelnden und feilschenden Menge, nie ein lautes Wort, einen Ruf zu vernehmen, immer nur ein leises summendes Durcheinander halblauter, fast flüsternder Stimmen. Immer wieder drängte sich dem Reisenden die Frage auf: Ist diese Eigenthümlichkeit in der Natur des Volkes begründet, oder ist sie eine Folge der jahrhundertelangen Unterdrückung?

Im Aeußern unterscheiden sich die Mayas noch heute vortheilhaft von dem Otomi Mexikos sowohl, als auch von der nordamerikanischen Rothhaut. Sie sind ein kräftiger schöner Menschenschlag mit rundem Kopfe, schwarzen, hellblickenden Augen, gebogener Nase, kleinem Munde und wohlgeformten, kleinen Ohren, gesunden, eckigen Zähnen, vortretendem Kinn und breiter Brust. Die Hautfarbe ist ein helles Rothbraun, das Haar straff, hart und tiefschwarz. Sie sind alle scharf ausgeprägt orthognat und brachykephal. Charnay fand unter den Indianern aus der Umgegend von Merida so schön gewachsene Gestalten und so intelligente Physiognomien, wie sie unter der europäischen Landbevölkerung nur äußerst selten einmal anzutreffen sind.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

III. Tibet.

Prshewalski kam auch auf dieser seiner dritten Reise nicht nach Lhassa. Zweihundert fünfzig Werst (Kilometer) vorher wurde er von der tibetischen Regierung angehalten und ein weiteres Eindringen in das eigentliche Reich Tibet wurde unter keiner Bedingung gestattet. Allein er war bei seinem Marsche dahin doch weiter gekommen, als irgend ein anderer Europäer vor ihm, auch weiter, als auf seinen früheren Reisen. Er hatte dabei aus eigener Anschauung diejenigen Gegenden kennen gelernt, welche nach der geographischen Auffassung zu Tibet gerechnet und als nördliches Tibet bezeichnet werden, welche aber in administrativer Beziehung als eine chinesische Provinz dem Gouverneur von Sinin unterstellt sind. Prshewalski hatte genügend Gelegenheit, Tibeter zu sehen und mit ihnen zu verkehren, und sowohl von ihnen als auch von den Mongolen viel Interessantes über ihr Land und ihre Hauptstadt Lhassa zu erfahren. Es sind deshalb seine Mittheilungen über Tibet, auch ohne daß er in Lhassa gewesen, sehr bemerkenswerth.

Wir unterbrechen daher vor der Hand die Schilderungen der Reise und des Aufenthaltes, um die an verschiedenen Stellen der Reisebeschreibung (insbesondere Kap. IX, X, XI und XII) zerstreuten Bemerkungen über Tibet und dessen Bewohner hier etwas zusammenzufassen, und erst später den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen.

Tibet, ein ausgedehntes Gebirgsland, erhebt sich 13 000 bis 15 000 Fuß (3900 bis 4500 m) über dem Meeresspiegel, hat die Gestalt eines unregelmäßigen Trapezes, ist von allen Seiten durch hohe alpenähnliche Gebirge umgeben und wird im Innern gleichfalls von beträchtlichen Bergen durchzogen. Abgesehen von dem Gebiet von Ladak und Baltistan ist ganz Tibet ziemlich unbekannt. Freilich kennt man den mehr bevölkerten südlichen Theil, das Bassin des Brahmaputra, insbesondere die Provinz Ngarikersum seit 1865 in Folge der Reisen der Pünditen; allein der nördliche Theil zwischen 30° und 39° nördl. Br. (bis zum Altyn-tag-Gebirge) ist ein völlig unbekanntes Land. Durch den östlichen Theil von Sinin bis Lhassa zu reisen, ist einigen wenigen Europäern gelungen (D'Orville, Huc u. a.); aber dieselben haben keine geographische Beschreibung ihrer Reise hinterlassen. Erst durch den Punditen Nain-Singh, welcher 1873 von Ladak am Tengri-nor vorbei bis Lhassa reiste, sind Höhenbestimmungen und Wegeaufnahmen gemacht worden. Prshewalski rückte 1872 bis 1873 von Osten her bis zum Flusse Mur-ussu, 1876 von Norden her bis an die nördliche Grenze (Altyn-tag-Gebirge), und erst auf der letzten Reise 1879 bis 1880 kam er weiter bis über das Tanlagebirge, 250 Werst (Kilometer) von Lhassa und an das Quellgebiet des Gelben Flusses.

Einer Durchforschung Tibets stellen sich aber bedeutende Schwierigkeiten entgegen: die Natur und die Menschen sind dem Eindringling feindlich. Die bedeutende Erhebung des Gebietes über das Meeresniveau, die scharfe schneidende Luft, das rauhe Klima, das extrem trocken oder extrem feucht ist; die große Winterkälte bei Mangel an geeignetem Brennmaterial; geringes Futter für die Lastthiere, die schwer zugänglichen Berge und Engpässe sind alles Momente, welche das Eindringen und den Aufenthalt von Europäern erschweren. Dazu kommt die entschieden feindselige Haltung der Tibeter gegenüber anderen Völkern.

Die Grenzen Tibets sind im Norden das Küen-lün-Gebirge mit seinen Ausläufern, im Süden der Himalaja, im Westen das Karakorum-Gebirge, im Osten die Gebiete von Sze-tschuan und Gansu (Kansu). Im Allgemeinen kann man Tibet mit Berücksichtigung seines topographischen Charakters in drei scharf von einander sich unterscheidende Gebiete theilen: das südliche, mit seinen hochgelegenen Thälern, den Quellen des Indus, Satledsch und Brahmaputra; das nördliche, ein fast vollkommen ebenes Plateau, und das östliche, ein Alpenland, welches allmählich sich abstufend weit nach China hineinreicht.

Prshewalski liefert eine ausführliche Beschreibung der einzelnen Gebirgsketten, aus welchen die großen Massen, deren Namen oben genannt wurden, gebildet werden; wir können hier dieser Detailschilderung nicht folgen. Nur auf einige ganz allgemeine Gesichtspunkte als Resultate jener Beschreibung mag die Aufmerksamkeit der Leser gelenkt werden. Auch das eigentliche Hochplateau Tibet besitzt Gebirgsketten, welche freilich oft nur als unbedeutende Hügel erscheinen. Diese sekundären Ketten des Plateaus haben nun viel Charakteristisches gemeinsam: alle haben die gleiche Richtung von Osten nach Westen und laufen einander parallel. Die absolut hohen Ketten erscheinen mit Rücksicht auf die gleichfalls absolute beträchtliche Höhe des ganzen Plateaus keineswegs sehr ansehnlich; die mit Schnee bedeckten Gipfel liegen gewöhnlich isolirt; die Formen der Gebirge sind, abgesehen von den Schneebergen, abgerundet, nicht wild, wenig abschüssig. Alle Gebirge sind zugänglich und die Pässe meist leicht passirbar; Felsen giebt es wenig; es sind meist Geschiebe, dazwischen Thonschiefer, Kalkstein und Sandstein. — Die Schneegrenze liegt zwischen 16 500 bis 17 000 Fuß (5000 m).

Zwischen den Bergketten befinden sich mehr oder weniger ausgedehnte Ebenen; der Boden ist lehmig oder sandig-lehmig, hier und da mit Kies bedeckt; Flugsand ist selten, dagegen giebt es an vielen Stellen Salzmoräste, doch sind eigentliche Salzseen selten.

Das nördliche Tibet ist keineswegs wasserarm, doch hat es, vom östlichen Gebiete abgesehen, keine Flüsse, welche in das Meer strömen. Alle Flüsse ergießen sich früher oder später in die hier befindlichen Seen, an denen kein Mangel ist; das Wasser in diesen Seen ist gewöhnlich salzig. Die Flüsse des östlichen Gebietes sind die Quellen der großen chinesischen Ströme, des Gelben und des Blauen Flusses und der beiden indo-chinesischen, des Saluen und des Mekong.

Das Klima des nördlichen Tibet muß unbedingt als ein äußerst rauhes bezeichnet werden; es ist charakterisirt durch ein äußerst niedriges Jahresmittel der Temperatur, trotz der südlichen Lage; ferner durch die hier namentlich im Frühling wehenden Stürme, den außerordentlich trockenen Zustand der Atmosphäre im Herbst, Winter und Frühling und den reichlichen Niederschlägen im Sommer. Der Herbst ist die schönste Jahreszeit im nördlichen Tibet, das Wetter ist klar und hell, warm, und die Stürme sind selten, doch giebt es frühe Nachtfröste.

In Bezug auf Flora und Fauna offenbart sich eine Eigenthümlichkeit: eine auffallend arme Pflanzenwelt und ein Reichthum an großen Säugethieren.

Die Flora des nördlichen Tibet ist außerordentlich arm. Bäume fehlen durchaus, und nur drei Straucharten kommen vor. Ziemlich selten ist eine Hippophae (sp. ?), häufiger ist eine Potentilla (sp. ? kurilischer Thee genannt), und weit verbreitet ist eine Reaumuria (sp. ?). Nur der erste Strauch erreicht eine Höhe von einem halben Fuß, die anderen kriechen am Boden. An Kräutern ist nur da kein Mangel, wo der Boden lehmig und sandig und wo hinreichend Wasser vorhanden ist, so am Murussu und in anderen Flußthälern; es kommen einige Grasarten vor, Zwiebelgewächse und Astragalusarten. Getreidebau ist nicht möglich und deshalb auch kein seßhaftes Leben. (Eine Ausnahme bilden nach Nain-Singh die kleinen Ansiedelungen am See Dangra-jum-tscho.)

Die Fauna zeigt gewisse Eigenthümlichkeiten, aber ist überaus einförmig; beobachtet wurden nur 17 Arten wilder Säugethiere, 5 Haussäugethiere, 51 Arten Vögel; über Reptilien und Fische konnte wegen der späten Jahreszeit von Prshewalski kein endgültiges Urtheil gefällt werden. Im Gegensatz zu der Einförmigkeit ist aber die Menge der hier lebenden Säugethiere erstaunlich. Es sind hier zu nennen der wilde Jak (Poephagus mutus), welcher als eine besondere Art — der stumme Jak — anzusehen ist, er giebt nie einen Laut von sich; der gezähmte Jak dagegen grunzt (Bosgrunieus nach Pallas); ferner zwei Antilopenarten: Orongo (Pantholops Hodgsoni) und Ada (Capra picticauda); zwei Arten wilder Bergschafe: Arkar oder das weißbrüstige Argali (Ovis Hodgsoni) und Kuku-jäman (Pseudovis Nahoor); ferner der Maral (Cervus sp. ?); der Pfeifhase (Lagomys ladacensis L. sp. ?) in unzähligen Scharen; das Murmelthier (Arctomys ? mong. Tarabagan); Hasen, ein neuer Bär (Ursus lagomyiarius), so benannt, weil er sich von den Pfeifhasen ernährt; der tibetische Wolf (Canis Chanko), Fuchs und eine neue Art Steppenfuchs (Canis Ekloni, russisch Korsak oder Kjars genannt), und zum Schluß der Chulan (Asinus Kiang), der in großen Herden die Bergthäler bewohnt. An Hausthieren sind nur zu nennen der zahme Jak, Schaf, Ziege, Pferd und Hund; gewöhnliches Rindvieh giebt es in Tibet nicht. — In Bezug auf die anderen Thiere ist nichts Besonderes zu sagen. — Ueber die Mineralien Tibets fehlen genauere Nachrichten. Sicher ist nur, daß es im südwestlichen Winkel des Plateaus Gold giebt und daß der Murussu mit seinen Zuflüssen Gold führt.

Durch die Ungunst der klimatischen Bedingungen ist das nördliche Tibet für den Menschen fast unbewohnbar. Von festen Ansiedelungen ist schon gar keine Rede, aber auch für Nomaden ist das Leben schwierig, weil es an geeigneten Weideplätzen fehlt. — Wegen des Mangels an Menschen und wegen des großen Thierreichthums heißt das nördliche Plateau bei den Mongolen Guréssu tzadsyr, d. h. das Thierland.

Und doch leben auch hier Menschen: nach den Mittheilungen der Mongolen und Chinesen existiren auf dem nördlichen tibetischen Plateau kleine Nomadenhorden; die im Westen hausenden führen den Namen Hor-pa, die im Osten den Namen Sok-pa. Sie werden als Unterthanen des Reiches Tibet betrachtet. Nain-Singh traf im Westen noch das Nomadenvolk Kam-pa. Schließlich mag hier erwähnt werden, daß die chinesischen Chroniken von einem Amazonenreich im nördlichen Tibet während des 6. und 7. Jahrhunderts n. Chr. erzählen.

Prshewalski hatte Gelegenheit, Vertreter der östlichen Tibet-Nomaden, der Sok-pa, und zwar in sehr unvortheilhafter Weise kennen zu lernen. Auf der ganzen Wegstrecke von Tzaidam aus traf er am Gebirge Tanla die ersten Nomaden. Es waren Jegrai, zum Stamme der Tanguten gehörig; sie nomadisiren gemeinschaftlich mit den Golyken, welche unserm Reisenden nicht zu Gesicht kamen, am Gebirge Tanla. Sie leben vom Raube, indem sie die mongolischen Pilgerkarawanen, welche von Norden nach Lhassa ziehen, anfallen und mindestens einen Tribut von ihnen erheben. Sie bewachen den Paß über den Tanla, so daß keine einzige Karawane ihnen entgeht. Im Jahre 1874 überfielen 800 Mann die Karawane des aus Lhassa nach Peking zurückkehrenden chinesischen Residenten; verjagten die ihn begleitenden 200 Soldaten, tödteten einige davon und nahmen ihm alle Sachen, darunter 30 Pud (= 480 kg) Gold. Um den vornehmen Chinesen recht zu ärgern, zerschlugen sie seinen Tragsessel, so daß der arme Mann, des Reitens unkundig, viel Ungemach auf

Lama aus Lhassa in Tibet. (Nach einer Photographie.)

seiner Heimreise auszustehen hatte. Neben dem Raube beschäftigen sich jene Nomaden mit der Jagd und mit Viehzucht; sie halten Schafe, Jaks und vortrefflich zu Gebirgsritten sich eignende Pferde. Man rechnet die Jegrai zu 400 Zelten; das macht (das Zelt zu 5 Individuen) etwa 2000 Individuen; die Gesammtheit der Jegrai ist dem Oberhaupte der Golyken unterstellt; sie zahlen ihm einen Jahrestribut, von jedem Zelt ein Gin (etwa 500 g) Butter und ein Lammfell.

Die Golyken, welche Prshewalski nicht zu sehen bekam, sind viel zahlreicher. Man zählt 1500 Zelte, also etwa 7500 Individuen beiderlei Geschlechts; sie treiben Viehzucht, Jagd und suchen Gold; daneben rauben sie gelegentlich, wie die Jegrai, und, da sie an den Ufern des Gelben Flusses sich aufhalten, so sind die von Lhassa nach Donkyr und Sinin ziehenden Karawanen ihren Anfällen ausgesetzt.

Die Jegrai wie die Golyken bekennen sich zum rothen Buddhismus (nach den rothen Mützen der Lamas so genannt); sie erkennen weder die Oberherrschaft des Dalailama noch die der chinesischen Regierung an, doch reist ihr Oberhaupt Artschun-Bum mitunter nach Lhassa, um dem Dalai-lama Geschenke zu bringen, und ebenso erhalten auch die chinesischen Beamten in Sinin Geschenke. Was die anderen nomadisirenden Tibeter betrifft, so kam Prshewalski mit ihnen zusammen, während er an der Grenze des tibetischen Reiches die Erlaubniß zur Weiterreise erwartete. Er berichtete über dieselben Folgendes:

Die Tibeter haben in ihrem Aeußern Vieles, was sie den Tanguten, ihren Stammesbrüdern, ähnlich erscheinen läßt. Im Allgemeinen übrigens sind die Tanguten und die Tibeter weder den Mongolen noch den Chinesen ähnlich; Prshewalski findet vielmehr, daß sie in mancher Beziehung an die (russischen) Zigeuner erinnern. Wenn man den Typus der Mongolen mit dem der Zigeuner vermischte, so ergäbe sich daraus der Tibeter.

Die Männer sind von mittlerer Größe, selten groß; die Brust flach, der Körperbau nicht kräftig; die Farbe der Haut dunkelgelb, ins Bräunliche spielend, fast hell kaffeebraun. Der Kopf (Schädel) länglich, seitlich eingedrückt, so daß das Gesicht vortritt; die Stirne flach; die Gegend oberhalb der Nase eingezogen. Die Nase meist gerade und fein; die Wangenhöcker nicht stark vortretend; die Augen groß, schwarz, nicht schief gestellt und nicht tiefliegend; die Ohren von mittlerer Größe, nicht abstehend; die Lippen bei einigen dick; das Kinn vorspringend. Die oberen Zähne (Schneidezähne?) breit, weit von einander abstehend und bei vielen stark hervortretend. Der Bart wächst sehr spärlich; meist werden die Barthaare ausgerissen. Haupthaare schwarz, lang, zu kleinen Büscheln verfilzt, fast wie die Schweifhaare des Jaks. Die Haare werden nie gekämmt und gebürstet, sondern fallen ungeordnet auf die Schultern; mitunter werden sie hinten in einen Zopf zusammengebunden. Die Lamas (Priester) rasiren sich das Haupthaar. Der Zopf wird mit seidenen Fäden geflochten und mit knöchernen Ringen, rothen Korallen, Edelsteinen (Türkisen) und mit kupfernen oder knöchernen Plättchen verziert. Einige tragen im linken Ohr silberne, mitunter recht große Ohrgehänge und an den Fingern silberne Ringe.

Die Weiber sind klein von Wuchs, häßlich und schmutzig; selten begegnen dem Beobachter erträglich hübsche Gesichter; die Gesichtsfarbe ist heller als bei den Männern; die vorderen Zähne sind regelmäßiger. Das Haupthaar wird gekämmt, in der Mitte gescheitelt und an der Seite wie hinten in viele kleine Zöpfe zusammengeflochten, welche über die Schultern und hinten herabhängen. Die neben einander liegenden Enden aller Zöpfe werden durch ein breites, querlaufendes Band zusammengehalten, welches mit Korallen, Türkisen, Schellen, silbernen oder kupfernen Blättchen, oder mit chinesischen Münzen verziert ist, ein zweites verziertes, die Haarstränge mit einander vereinigendes Band läuft über die Schultern. Hinten hängt vom obern Querband ein breiter, vier- oder dreieckiger, gleichfalls verzierter Bandstreifen fast bis zum Boden herab. Die Frauen tragen auch Ohrgehänge und Ringe an den Fingern. Die Winterkleidung der Männer wie Frauen besteht aus einem langen Schafpelz, welcher bei Wohlhabenden mit chinesischem Baumwollenzeug oder rothem Wollenstoff überzogen ist. Der Pelz wird durch einen Gürtel so zusammengehalten, daß sich hinten ein Sack bildet. Der rechte Aermel wird gewöhnlich nicht angezogen, sondern hängt herab, so daß der rechte Arm — auch bei Kälte, nackt bleibt. Hemden und Hosen werden nicht getragen; doch ziehen sie „Kniestücke“ aus Schaffell über die Knie. Die Stiefel werden aus grobem Wollenstoffe genäht und mit rothen und grünen Längsstreifen verziert; die Schäfte reichen bis an die Knie; die Sohlen sind aus Leder gefertigt. Strümpfe kennt man nicht. Männer wie Frauen tragen Mützen aus Schaf- oder Fuchspelz, doch gehen sie häufig auch bei strenger Kälte barhäuptig. Die Männer tragen am Gürtel stets einen Säbel mit sehr schlechter Klinge, aber äußerlich verziert mit Silber, Türkisen und rothen Korallen; außerdem hängt am Gürtel eine lange Pfeife, ein Messer und ein Beutel mit Kleinigkeiten. Hinten in den Beutel, welchen der Pelz bildet, thun sie eine Trinkschale, ein Beutelchen mit Tabak und bisweilen ein Tuch zum Schnäuzen der Nase. Die Weiber tragen am Gürtel ein Messer und ein Beutelchen mit Kleinigkeiten, mitunter Schlüssel und eine Kette chinesischer Kupfermünzen. Einige Männer befestigen auf der rechten Schulter nach hinten herabhängende nicht sehr große Fetzen aus chinesischem Zeug oder aus Tuch, welche mit Türkisen oder Korallen verziert sind. Das sind eine Art Talismane, welche vor Krankheit und anderm Ungemach schützen sollen; sie erhalten ihre geheimnißvolle Macht durch die Lamas.

Die Wohnung der Tibeter ist im Winter wie im Sommer ein Zelt, welches aus schwarzem grobem Filz hergestellt wird. Zur Bereitung des Filzes dienen die Haare des Jaks. Das Zelt ist fast viereckig und so hoch, daß ein Mann bequem darin stehen kann; sein Umfang wechselt je nach dem Reichthum und der Größe der Familie. Das Zelt hat ein fast flaches Dach mit einer Oeffnung zum Durchlassen des Rauches; in der Mitte gerade unter dieser Oeffnung befindet sich ein viereckiger Herd aus Lehm, auf welchem Winters stets Argal (Mist vom Jak) brennt; hier werden in einem eisernen Kessel Thee und Speisen bereitet. Neben dem Herde sind Felle zum Sitzen und Schlafen ausgebreitet. An den Innenwänden des Zeltes sind, wie eine Art Mauer oder Fundament, Massen von trockenem Argal aufgehäuft; darauf liegen Kleider, Hausgeräth und — recht appetitlich — die Vorräthe von Speisen. Das Hausgeräth ist sehr einfach, besteht aus Töpfen und Schalen und aus hölzernen Geschirren, in welchen kalte Milch aufbewahrt wird, und aus thönernen Gefäßen; hier und da werden auch die Hörner des Jaks als Behälter für frische Milch benutzt.

Eine Anzahl Zelte, zehn oder mehr oder weniger, stehen gewöhnlich bei einander. Der Standort wechselt je nach dem Futterbedürfniß des Viehes sehr oft.

Das Hauptnahrungsmittel der Nomaden Tibets ist Schaf- oder seltener Jakfleisch, das oft roh genossen wird; offenbar weil die Zubereitung aus Mangel an Brennstoff —

im Sommer ist der Argal stets naß — nicht möglich ist. Ab und zu wird aus den Knochen, welche während drei bis vier Monate gesammelt werden, eine Suppe gekocht; man schätzt solche Suppen sehr und schreibt ihnen einen guten Einfluß auf die Gesundheit zu. Neben dem Fleische genießt man Thee mit getrocknetem Quark (käsiger Theil der Milch, Käsebutter, russisch Twarog), Butter oder Milch. Als besonderer Leckerbissen gilt gekochte und dann sauer gewordene Milch (Taryk genannt).

Diejenigen Tibeter, welche Prshewalski zu sehen bekam, beschäftigen sich ausschließlich mit Viehzucht. Sie besitzen Herden von Jaks und Schafen, daneben einige Ziegen und Pferde, aber kein gewöhnliches Rindvieh. Der Jak hat hier in Tibet seine Heimath; er allein ist im Stande, unter den gegebenen klimatischen Bedingungen zu existiren. Die Jakkühe liefern eine vortreffliche Milch, aus welcher die Besitzer Butter und andere Produkte bereiten; daneben wird das Fleisch, das Fett und das Haar benutzt. Außerdem dient der Jak als Lastthier und als Reitthier; beim Gehen ist er sehr sicher und kann eine Last von 5 Pud (80 kg tragen. Bemerkenswerth ist, daß der Jak auch als Hausthier sehr wild ist und nur seinen Hirten und Pflegern gehorcht. Auch die Schafe sind den Tibetern äußerst nützliche Thiere. Das tibetische Hausschaf ist von großem Wuchs, meist von weißer Farbe mit schwarzem Kopfe, von wilder Natur; es dient nicht allein durch sein Fleisch und seine Wolle, wie anderswo, sondern wird ebenfalls als Lastthier benutzt. Schafböcke tragen fast 1 Pud (ca. 16 kg). Die tibetischen Pferde sind klein, langhaarig, aber stark und ausdauernd und sehr zahm; sie begnügen sich mit sehr geringem Futter; fressen aber auch getrockneten Käsequark, einige sogar rohes Fleisch.

Die Preise für die genannten Thiere sind verhältnißmäßig hoch: ein Schaf kostet 2 Rubel (4 Mark), ein Jak 10 Rubel (20 Mark), ein Pferd 30 bis 40 Rubel (60 bis 80 Mark), ein Gin (ca. 500 g) Butter 20 Kop. (40 Pf.), ein Gin getrockneter Käsequark 10 Kop. (20 Pf.).

In sittlicher Beziehung fällt unser Reisender über die Nomaden Tibets ein ungünstiges Urtheil. Gastfreundschaft und Gutmüthigkeit, welche die durch chinesischen Einfluß noch nicht verdorbenen Mongolen charakterisiren, sind den Nomaden des nördlichen Tibets durchaus fremd. Im Gegentheil können diese Nomaden trotz ihres Hirtenlebens in Schlauheit, Geldgier, Verschlagenheit und Heuchelei mit erfahrenen Großstädtern wetteifern. Bei allen Verhandlungen erwiesen sie sich als Leute ohne Gewissen, als Betrüger; so wurden sie auch von den Mongolen geschildert. „Ihre Seele ist wie Kienruß" — sagten die Mongolen — „einen Nebenmenschen, vor allem einen Fremden zu bestehlen und zu betrügen, wird in der Residenz des Dalai-lama fast als eine Ehre angesehen."

Die Religion der Nomaden Tibets ist, so weit es zu ermitteln war, der rothe Buddhismus. Bekanntlich giebt es in Tibet drei Hauptsekten des Buddhismus. Die älteste, am meisten von den beiden anderen sich unterscheidende, heißt Pon-bo; die zweite ist die Sekte der Rothen oder Rothmützen, deren Lamas eine rothe Kleidung tragen, sie ist im 7. bis 8. Jahrhundert nach Christi gegründet; die dritte ist die Sekte der Gelben oder der Gelbmützen, im 14. Jahrhundert p. Chr. n. gegründet; die letztgenannte ist die, welche jetzt in Tibet und in der Mongolei die herrschende und zahlreichste ist, ihr Hauptkennzeichen ist die Ehelosigkeit der Lamas. Ihre Religionsgebräuche vollziehen die Nomaden akkurat und gewissenhaft; immerfort murmeln sie Gebete; dabei drehen sie in der linken Hand wiederholt einen kleinen Cylinder, in welchem sich mit Gebeten beschriebene Fetzen Papier befinden. Am Halse tragen sie besondere Amulets in Form eines kleinen Kästchens; darin liegen kleine Idole, verschiedene Reliquien, Papierfetzen mit Gebeten und Beschwörungen. Der Einfluß der Priester-Lamas auf das gemeine Volk ist unbegrenzt; ihre Worte sind der Masse des Volkes ein Gesetz.

Charakteristisch für die Nomaden ist ihre Neugier und ihre Redseligkeit; vor den Reichen und den Mächtigen kriechen sie. Um an den Tibetern wenigstens etwas Gutes zu lassen, so muß man ihnen nachrühmen, daß sie, wenngleich eben so feig wie die Mongolen, doch im Allgemeinen energischer sind als diese.

Eine höchst eigenthümliche Seite ihres Familienlebens ist die Polyandrie. Zwei, drei, mitunter auch vier Männer haben eine Frau, mit welcher sie ohne Eifersucht und ohne Streit leben; nur sehr Wohlhabende halten sich eine eigene Frau oder sogar zwei. Als Grund führten die von Prshewalski Befragten an, daß die Weiber mit Abgaben belegt seien, und um zu sparen, begnügten sich mehrere Männer mit einer Frau. Die Weiber sind alle sehr leichtfertig und für Geld zugänglich, oft mit Wissen des Ehemannes. Die unverheiratheten Lamas bringen auch nur Sittenverderbniß unter das Volk.

Nach den Aussagen des mongolischen Dolmetschen, welcher sich sehr bequem mit den Tibetern verständigen konnte, reden die Nomaden dieselbe Sprache wie das Volk in Lhassa; doch soll sich ihre Sprache sehr beträchtlich von der der Kuku-nor-Tanguten unterscheiden, so daß diese letzteren sich nur schwer mit ihnen verständigen können.

Ueber die Sitten und Gebräuche der Tibeter ließ sich nur wenig in Erfahrung bringen. Bei Besuchen wechseln sie — statt der wie in Europa so auch in China üblichen Karten — Stücke weißen oder grünlichen Seidenzeuges, Chadak genannt; dieser Gebrauch ist zu den Tanguten und auch den südlichen Mongolen hingedrungen. Beim Begrüßen oder beim Abschiednehmen lüftet der Jüngere die Mütze, neigt das Haupt und — zeigt etwas die Zunge. Als Zeichen der Verwunderung zupft sich der Tibeter an der Wange. Beim Sprechen gestikuliren sie wie die Chinesen und Mongolen sehr lebhaft mit den Händen: der Daumen bedeutet eine Bejahung oder etwas Gutes, der kleine Finger das Gegentheil. Männer, Frauen seltener, rauchen Tabak, doch trinken sie keinen Branntwein. Ueberhaupt ist die Trunkenheit in Mittelasien ein fast unbekanntes Laster. Jeder Tibeter hat seinen eigenen Topf und seine eigene Schale, aus welcher er allein ißt und trinkt; Speise oder Trank aus einer fremden Schale, oder gar aus der eines Fremden nehmen, ist eine Entehrung und eine große Sünde; die Schalen sind oft aus kostbarem Holz und mit Silber verziert. Die Todten werden einfach aufs Feld hinausgeworfen, den Wölfen, Raben und Geiern zum Fraße; nur die Lamas, wie es scheint, werden begraben. In Lhassa selbst wird von den Lamas bestimmt, ob die Leiche verscharrt, in den Fluß geworfen, begraben oder den wilden Thieren überlassen werden soll. Im letztern Falle wird die Leiche in die Steppe hinausgeführt und unter beständigem Lesen von Gebeten in Stücke zerschnitten, welche den herankommenden Geiern zugeworfen werden. Die Geier scheuen sich nicht vor den Menschen, sondern halten ungestört ihr Mahl. Zuletzt werden auch die Knochen zerschlagen und ebenfalls den Geiern überlassen.

Die betreffenden Tibet-Nomaden sind in administrativer Beziehung nicht dem Dalai-lama, sondern den chinesischen Beamten in Sinin unterworfen. Sie zerfallen in sieben Abtheilungen (Oro im Tibetischen), deren jede ihren eigenen Namen hat; ein Theil nomadisirt am Fluß Tan-tschu, ein

Theil am San-tschn und bis an die Grenze des Dalai-lama-Gebietes. Man zählt etwa 1340 Zelte, demnach etwa 7000 Individuen beiderlei Geschlechts.

Ueber die Residenz des Dalai-lama berichtete einer der Mongolen (ein Lama), der sechs Jahre lang daselbst gelebt hatte, Folgendes:

Die Stadt wird von den Mongolen Barun-dsu oder Munchu-dsu (westliches oder ewiges Heiligthum) genannt und liegt am rechten Ufer des Flusses Ui-mureni (tibetisch Ki-tschu), eine Tagereise vor seiner Einmündung in den Jarudzampo. Die Häuser sind aus Lehm und Steinen aufgebaut. Die Zahl der beständigen Einwohner beträgt etwa 20 000, mit den Kaufleuten und Pilgern, welche im Winter zureisen, steigt sie auf 40 000 bis 50 000. Das priesterliche Element überwiegt. Ihrer Nationalität nach sind die Bewohner Lhassas Tibeter, Chinesen, Inder aus Butan (Pebu genannt) und Kaschmiren (Katschi genannt). Die letzteren sind Mohammedaner, bilden eine eigene Gemeinde unter einem besondern von der tibetischen Regierung anerkannten Oberhaupt und beschäftigen sich mit Handel. Die Inder (Pebu) sind Handwerker und namentlich berühmt als Metallarbeiter. Die Chinesen treiben meist Handel; außerdem befinden sich bei dem chinesischen Residenten stets einige hundert Soldaten. Die nach Lhassa eingeführten Waaren kommen hauptsächlich aus China, daneben aus Kaschmir und Indien. Die Theuerung ist in Lhassa sehr bedeutend; Geld ist in großen Mengen vorhanden. Das Volk ist moralisch sehr verdorben; es giebt viel Diebe und liederliche Frauenzimmer. Unter den Lamas ist Sodomie sehr verbreitet; doch werden nach der allgemein herrschenden Anschauung alle Sünden von Gott vergeben, weil sie in der heiligen Stadt begangen sind. Als Aufenthaltsort des Dalai-lama dient das ansehnliche Kloster Buddala, welches auf einem Felshügel bei Lhassa aufgebaut ist. Im Sommer lebt der Dalai-lama im Tempel Norbulinka in der Nähe des Klosters. In Lhassa selbst giebt es elf Tempel, außerdem liegen einige in der Nähe. Die Zahl aller Bonzen, d. h. aller derer, welche das Haupthaar rasiren und gelbe Kleidung tragen, beläuft sich im Gebiete des Dalai-lama auf etwa 50 000. Der Titel „Lama“ kann nur durch ein besonderes Examen erlangt werden; solcher Lamas giebt es nicht sehr viele.

Der Vorgänger des jetzigen Dalai-lama ist im Jahre 1874, 22 Jahre alt, gestorben. Wie man sich erzählt, wurde er auf Anstiften des weltlichen Beherrschers von Tibet, des Nomun-chan, vergiftet. Der jetzige Dalai-lama entstammt einer reichen Familie im südöstlichen Tibet und ist erst 9 Jahre alt.

Nicht ohne Interesse sind die Angaben der Mongolen in Betreff der Größe der Bevölkerung im eigentlichen Tibet. Im Gebiete des Dalai-lama wohnen in der Provinz Ui 13 Aimak (Stämme?) beim Bantschin-Irembutschi in der Provinz Dsang 9, in der Provinz Kam 64, in der Provinz Ngari, welche sehr schwach bevölkert ist, ließ sich die Zahl nicht ermitteln. Demnach im Ganzen 86 Stämme. Nimmt man etwa 10 000 Individuen beiderlei Geschlechts für jeden Stamm an, so macht das noch keine Million Menschen aus. Mit Hinzurechnung der Bewohner der Provinz Ngari und der im östlichen Tibet lebenden Nomaden kämen etwa $1^1/_2$ Millionen heraus. Diese geringe Anzahl, welche im grellen Gegensatz zu den kolossalen Ziffern anderer Reisenden steht, stimmt aber gut zu der unfruchtbaren Gegend, welche gar nicht im Stande wäre, eine größere Menschenmenge zu ernähren.

Jacksonville in Florida.

Florida — schreibt ein Times-Korrespondent („Mail“ 18. April 1884) — hat man bisher ausschließlich als das Land betrachtet, wo Romantik sich mit der üppigen Fülle der subtropischen Zone verbindet. Innerhalb der letzten Jahre jedoch hat sich diesen Merkmalen der mächtige Impuls amerikanischen Unternehmungsgeistes hinzugesellt; die Thatsache drängt sich dem beobachtenden Reisenden besonders in der Hauptstadt Jacksonville auf, welche neben der Eigenthümlichkeit, daß in ihr die Orangenbäume die Straße entlang und in den Hausgärten stehen, noch die weitere aufweist, daß sie durchaus nicht den in den südlichen Städten der Vereinigten Staaten vorherrschenden Typus der Indolenz und Versumpfung zeigt. Sie hat im Gegentheil die rastlose Energie sich angeeignet, die für die neuen amerikanischen Gemeinden des Westens charakteristisch ist und denselben zu ihrem ungewöhnlich raschen Wachsthume verholfen hat. Dieselben Pioniere, welche vor noch nicht langer Zeit den Westen der Vereinigten Staaten kultivirt haben, sind auch nach Jacksonville, und zwar mit reichen Kapitalien versehen, gekommen, haben dort großartige Bauten errichtet und die Stadt mit dem Binnenlande durch vorzügliche Kommunikationen verbunden. Die Folge blieb nicht aus; innerhalb dreier Jahre hat sich die Einwohnerzahl beinahe verdreifacht. Neue Häuser entstehen in allen Richtungen und die eiligen Fußgänger im Geschäftsviertel tragen den Stempel der Yankee-Energie im Gesichte, sie haben das Aussehen von Leuten, die „Geld machen“. Die längs dem Flusse hinführende Baystraße kennzeichnet sich durch eine Reihe von Läden und Waarenniederlagen, dort hauptsächlich herrscht ein ungemein reger Verkehr. Die Stadt hat eine wunderbar günstige Lage, da in ihr der Knotenpunkt des Eisenbahnsystems von Florida liegt und der stolze St. Johns River die Verbindung mit dem Süden des Staates auf Hunderte von Meilen herstellt. Kurz, Jacksonville hat jetzt ebenso gut seinen „Anlauf“, wie die neuen Städte des Nordwestens, von denen so viel geschrieben und gesprochen wird, und die beiden Tages- sowie verschiedene Wochenblätter der Stadt erörtern den Umschwung der Verhältnisse in keineswegs zu maßvoller Sprache. Jacksonville liegt auf dem nördlichen außenseitigen Ufer einer Biegung des St. Johns River. Dieser schöne Fluß mit seinen flachen, mit Bäumen bewachsenen Ufern fließt vom südlichen nach dem nördlichen Florida, macht bei Jacksonville eine scharfe Wendung nach Osten, um etwa 25 Meilen (englisch) weiter sich ins Meer zu ergießen. Das Geschäftsviertel liegt dem östlichen Ende der Kurve entlang, die Werften erstrecken sich eine Meile weit am Flusse hin, während die Bahnlinien im Westen des Viertels auf den Fluß ausmünden. Gen Süden erheben sich zu beiden Seiten des Flusses schöne Villen, bewohnt von Geschäftsleuten, die hier in bequemen Häusern zwischen Orangenhainen, Oleandern und Bananenbäumen von den

Mühen des Tages ausruhen. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die Verfasserin von Onkel Tom's Hütte, Frau Beecher Stowe, oberhalb der Stadt eine bedeutende Orangenanpflanzung besitzt, auf der sie den Winter zuzubringen pflegt.

Jacksonville bietet übrigens außer seiner kommerziellen Bedeutung auch dem Reisenden, der es im Winter aufsucht, Annehmlichkeiten, die ihn zum längern Bleiben bestimmen können. Die Stadt hat zahlreiche Hotels und Miethwohnungen, deren Zahl sich mit der Zunahme ihrer Ausdehnung vermehrt. Tausende von Bewohnern des Nordens kommen in den Monaten Januar, Februar und März, um sowohl in der Stadt selbst als auch in den Vorstädten und umliegenden Dörfern, welche mit der erstern durch regelmäßige Dampfschiffahrt verbunden sind, den Winter in angenehmer Weise zu verbringen. Sie finden allenthalben Bibliotheken, öffentliche Hallen und Banken; Jacksonville selbst geht sogar damit um, ein großes Opernhaus zu bauen. Diesen Zufluß von Menschen verdankt die Stadt in erster Linie ihrem gesunden, gleichmäßigen Klima, denn selten herrscht Frost und die mittlere Temperatur im ganzen Jahre beträgt 69° F., im Januar 52°. Im Sommer erreicht die Hitze noch nicht das Maximum in den nördlichen Staaten, wo sie häufig bis zu 100° F. steigt. In Jacksonville ist der Juli der heißeste Monat, die durchschnittliche Wärme in ihm beträgt 84° F. Die Winter sind in der Regel klar und trocken; in ihnen ist die Luft mitunter ebenso weich und mild, wie bei uns im Sommer. Die Regenzeit herrscht in Florida während der Sommermonate. — Die Wege nach den Vorstädten sind mit harten Muscheln bestreut, aber die breiten Straßen der Stadt sind ungepflastert und die Wagenräder sinken tief in den Sand, eine Wahrnehmung, die man in den meisten neuen amerikanischen Städten macht, da die Leute im Anfange viel zu beschäftigt sind, um an Kleinigkeiten wie das Pflastern der Straßen zu denken. Uebrigens gewähren die Straßen an und für sich einen prächtigen Anblick, da sie von stattlichen Eichbäumen eingefaßt sind, die mit ihrem grünen Blätterdache herrlichen Schatten spenden.

Einer sonderbaren Vorliebe der Jacksonviller soll hier gedacht werden, derjenigen für Alligatoren. Sie halten dieses niedliche Raubzeug als Hausthiere, die Skelette werden zum Schmuck der Wohnungen verwendet. Die Haut und die Zähne werden in phantastischen Formen bearbeitet und die Läden sind mit derartigen und sonstigen „Floridararitäten" angefüllt, die zum Theil, wie man sich dort erzählt, durch englische und deutsche Arbeiter in New York verfertigt worden sind. — Ein großes, wohl das einzige Hinderniß der kommerziellen Entwickelung Jacksonvilles ist die Versandung des Flusses an seiner Mündung; sie macht tiefgehenden Schiffen das Einlaufen unmöglich, jedoch läßt die Regierung ausbaggern, um die Einfahrt offen zu halten, wodurch wenigstens einigermaßen Abhilfe geschaffen wird.

Was nun den Staat Florida betrifft, so ist er — und hierin bildet er unter den Südstaaten eine Ausnahme — schon längere Zeit sowohl vom Norden der Vereinigten Staaten als auch von Europa als Ziel der Auswanderung ins Auge gefaßt worden und ein beträchtlicher Theil seiner Bevölkerung rekrutirte sich in dieser Weise. Sobald das Eisenbahnwesen, welches, wie überall in der Union so auch hier, nach dem Bürgerkriege an chronischem Bankerott litt, in die Hände thatkräftiger und, was die Hauptsache war, leistungsfähiger Unternehmer kam, war auch der Anfang zum Aufschwunge Floridas gemacht und die Lust nach Landerwerb geweckt. Die bedeutendste Gesellschaft, welche dort interessirt ist, ist die in England domicilirte Florida Land- und Hypotheken-Kompagnie, welche circa 2 300 000 Acres [1]) erworben hat und durch deren Territorium die Haupteisenbahnlinien des Staates, die Florida Central-, die Western- und die Florida Transit- und Peninsular-Eisenbahn führen.

Der Staat Florida umfaßt ungefähr 58 000 englische Quadratmeilen, von denen ein Zehntel auf Seen und Flüsse entfallen. Der Boden ist hauptsächlich mit Kiefernwaldungen bedeckt, ein nicht unbedeutender Theil ist Moorboden; außer Nadelholz finden sich in größerer Menge Eichen, Magnolien [2]), Gummi- und Wallnußbäume. Der Moorboden ist mit Cedern und Cypressen bewachsen. Der Kiefernwaldboden ist der fruchtbarste und ausdauerndste, denn es ist nachgewiesen, daß er vierzehn Jahre hinter einander ohne Zufuhr von Dünger ertragsfähig blieb. Nutzholz besitzt Florida in reichlicher Menge und hierin hat es einen unverkennbaren Vortheil vor den baumlosen Prärien des Westens voraus. Man schätzt den Grund und Boden, der mit Nutzholz und zwar vorzüglich mit Yellow Pine bedeckt ist, auf 30000000 Acres. Dieser Reichthum bedingt ohne Zweifel eine Zukunft für den Holzexport aus Florida, da bekanntlich im übrigen Amerika die Waldungen auf unverantwortliche Weise ausgerottet werden. Schon heute kann dieser Export aus Jacksonville, Fernandina und anderen Häfen Floridas sehr bedeutend genannt werden. Fürs erste jedoch muß als Hauptprodukt Floridas die Orange bezeichnet werden. Die Orangenanpflanzungen haben seit der allmählichen Verbesserung der Kommunikationsmittel einen derartigen Umfang gewonnen, daß demnächst Florida allein den ganzen Nordosten der Vereinigten Staaten mit diesen Früchten zu versehen vermag. Die berühmtesten Haine finden sich im Süden des Staates, insbesondere an dem Indian River entlang und in der Nähe der Seen am obern St. Johns River, aber auch in der Umgegend von Jacksonville werden größere Kulturen angetroffen. So z. B. besichtigte der Korrespondent bei Alexandria, einige Meilen oberhalb der Stadt, eine Orangenpflanzung von 40 Acres, wo die Bäume geordnet wie in einer Baumschule stehen. Sie ist das Eigenthum eines Eisenbahnkönigs des Nordwestens, welcher auf ihr den Winter zubringt. Das Flußufer ist zu einer herrlichen Promenade umgeschaffen, die ihren Schatten von Oleander- und Palmbäumen und Eichen erhält, um deren Stämme sich wilde Reben in üppiger Fülle ranken. Von hier hat man eine prachtvolle Aussicht auf den St. Johns River und die tiefer gelegene Landschaft. Der Reisende hebt bei dieser Gelegenheit besonders hervor, daß der Zutritt zu dieser Besitzung jedem gestattet ist, ja daß er sogar unbehindert sich die einladenden Früchte pflücken konnte.

Die größte und bekannteste Orangenpflanzung in Florida, die des Obersten Hart, liegt am St. Johns River gegenüber der Stadt Palatka. Ihr Besitzer kam im Alter von circa 20 Jahren in einem vorgeschrittenen Stadium der Schwindsucht von Vermont nach Florida; jetzt ist er ein kräftiger Mann von mittleren Jahren und von fester Gesundheit. Er besitzt 30 Acres, auf welchen über 2000 Orangenbäume von verschiedenem Alter, manche über 50 Jahre alt, stehen. Das Land wird gepflügt, gedüngt und möglichst ausgiebig bewässert und bringt jährlich etwa 2 Millionen Früchte, welche stets Absatz finden und einen reinen Nutzen von 80 000 bis 100 000 Mark abwerfen. Auch zieht er die feinsten Limonen, Citronen, Pampelmusen

[1]) 640 Acres = 1 Quadratmeile = 2,590 Quadratkilometer.

[2]) Es ist hier die Magnolia grandiflora gemeint, ein Baum, der bis zu 90 Fuß hoch wird.

und Mandarinen. Da der Markt der Nordstaaten willig alles, was nur immer wächst, aufnimmt, so nimmt diese Kultur mehr und mehr zu; fünf Jahre alte Pflanzungen werden zu 4000 Mk. pro Acre geschätzt, während die erste Anlage, der Preis für den Boden eingeschlossen, etwas weniger als 700 Mark kostet. Nach Ablauf der ersten fünf Jahre wächst der Baum und sein Ertrag mindestens 10 Jahre lang beständig und bewahrt die dann erlangte Kraft bei gehöriger Pflege ein Jahrhundert lang. Nach dem Census von 1880 besaß Florida 294 912 Orangenbäume, welche jährlich 96 Millionen Früchte im Werthe von fast 2 800 000 Mark trugen. Der Ertrag ist jetzt schon weit größer, aber immer noch ist die Nachfrage stärker als das Angebot, da die Vereinigten Staaten jährlich 600 Millionen Stück verbrauchen, wovon das meiste aus dem Auslande eingeführt werden muß. Die Orangen Floridas sind wie der Weizen im Nordwesten der Union so gut wie baar Geld, denn sie finden leicht Käufer und werden meist noch vor Eintritt der Reife an den Bäumen verkauft, wobei der Käufer aus dem Norden das Risiko und das Einsammeln der Ernte übernimmt und für das Stück 2 bis 3 Farthings bezahlt.

Nekrologe.

1883.

— Sir Richard Collinson, englischer Admiral und Polarfahrer, geboren 7. November 1811 in Gateshead, gestorben 13. September in Ealing bei London. Mit 12 Jahren trat er in die Marine und bildete sich bald zu einem geschätzten Ausnahme-Officier aus: 1828 war er an den Küsten Südamerikas, 1835 in Centralamerika, seit 1841 in China beschäftigt, wo er während des Krieges den Jang-tse-kiang 200 engl. Meilen weit aufwärts erforschte und nach Beendigung der Feindseligkeiten die Küste Chinas von Tschusan bis Hongkong und diejenige Formosas aufnahm. 1849 erhielt er als Kapitän den Auftrag, mit den Schiffen „Enterprise" und „Investigator" von der Beringsstraße aus Sir John Franklin zu suchen. „Investigator" unter Kapitän M'Clure, von der „Enterprise" getrennt, entdeckte die nordwestliche Durchfahrt, blieb aber im Eise sitzen; die „Enterprise" unter Collinson machte dieselbe Entdeckung etwas später und kehrte heil zurück. Sie verweilte viertehalb Jahre im arktischen Eise, untersuchte eingehend die Nordküste Amerikas und wurde nur durch Mangel an Brennmaterial zur Rückkehr nach England gezwungen, wo Collinson von der Admiralität so kühl empfangen wurde, daß er den Dienst quittirte. Die Geographische Gesellschaft dagegen würdigte seine Leistungen mehr, indem sie ihm die goldene Founder's Medal verlieh und ihn in ihr Council wählte. Bald nach 1857 wurde er jüngerer „Bruder", 1875 Haupt der Korporation des Trinity House, einer unter Heinrich VIII. errichteten Behörde, welcher die Sorge für die Leuchtthürme und Seezeichen der Häfen, die Aufsicht über das Lootsenwesen, die Prüfung der Officiere der Handelsflotte u. dergl. obliegt.

— Heinrich August Jäschke, der sprachengelehrte Missionar, geboren 17. Mai 1817 in Herrenhut, gestorben 24. September 1883 ebenda. Er war ein entschiedenes Sprachtalent, das in der Jugend außer den klassischen Sprachen Polnisch, Dänisch, Schwedisch, Madjarisch, Böhmisch, später, als er Lehrer am Nieskyer Pädagogium war, Arabisch, Persisch und Sanskrit erlernte. 1856 ging er im Auftrage der Brüdergemeinde als Missionar nach dem Pendschab, bald darauf nach Ladak, wo er rasch Tibetisch erlernte, in dürftigen Verhältnissen ein Vierteljahr lang mit armen Eingeborenen zusammenlebend. Dann kehrte er nach seiner Missionsstation Kyelang oder Kailang im Tschenab-Thale zurück und blieb dort bis 1868. Während dieser Zeit verfaßte er eine ganze Reihe von Abhandlungen und Schriften über das Tibetische und 13 tibetisch geschriebene Schul- und Missionsschriften. Von der Bibel übersetzte er fast das ganze Neue Testament. Sein Hauptwerk ist das „Handwörterbuch der tibetischen Sprache" (Gnadau 1881; englische Bearbeitung London 1881). Seinen Lebensabend verbrachte der tüchtige und bescheidene Forscher in seinem Geburtsorte.

— Charles Earl Somers, geboren 1819, gestorben 27. September. Er unternahm 1841 bis 1843 eine große Reise durch Kleinasien, während welcher er Brussa und den Olymp, den Tempel von Aezani, die Katakekaumene, Karien, Lydien, die Troas, später den Archipel, Lykien, Kilikien, von da Aleppo, Syrien, Palästina und Aegypten besuchte. Die von ihm geplanten Ausgrabungen fand er nie Zeit auszuführen; aber er gab den Anstoß zu zwei wichtigen Unternehmungen, der Wegführung der Bildwerke von Halikarnassos, welche er daguerrotypisch aufgenommen hatte, und der Expedition des Lieut. Spratt nach Cyrene. Ein anderes Projekt von ihm, die Untersuchung der Grabmäler bei der Korykischen Höhle in Kilikien, ist leider noch nicht zur Ausführung gekommen.

— Emond O'Donovan, irischer Zeitungskorrespondent und Reisender, geboren 17. September 1847 zu Dublin, fiel in der Schlacht bei El-Obeid, durch welche der Mahdi das Heer von Hicks-Pascha am 5. November 1883 vernichtete. Er bekleidete zuerst eine Stelle an der Bibliothek der protestantischen Universität zu Dublin, betheiligte sich dann auf französischer Seite am Kriege von 1870 und wurde bei Orleans verwundet und gefangen genommen, um in Stranding internirt zu werden. Dann schloß er sich als Streiter und Zeitungskorrespondent den Karlisten an, ging darauf nach Montenegro und trat dann (1879) seine bekannte Wanderung nach Merw an, wo er es bis zum Chan brachte. Sein Werk „The Merw Oasis" (London 1882, mit Karte) hat großen Werth für Geographie und Völkerkunde.

— S. C. J. W. van Musschenbroek, zuletzt Resident von Menado auf Celebes, geboren 1827, starb am 7. November zu Leyden. Als niederländischer Beamter auf Java, den Molukken und Celebes thätig, förderte er besonders die Sprachkunde und die Naturwissenschaften, unterstützte wissenschaftliche Reisende und sammelte für Museen. 1876 nach den Niederlanden zurückgekehrt, entfaltete er eine große schriftstellerische Thätigkeit; hervorzuheben sind seine Karten der Minahassa und des Golfes von Tomini und seine Herausgabe der Tagebücher Bernstein's über dessen Reise nach den Molukken und Neu-Guinea.

— Sven Nilson, schwedischer Natur- und Alterthumsforscher, geboren 8. März 1787 bei Landskrona, starb 30. November 1883 in Lund, wo er studirte und als Docent thätig gewesen war. Nur in den Jahren 1828 bis 1832 führte er die Aufsicht über das Stockholmer zoologische Museum. Außer zahlreichen Schriften über die Wirbelthiere Skandinaviens verfaßte er namentlich „Skandinaviska nordens urinvånare" (4 Bde., Christianstad 1838—1843; 2. Aufl. 1862—1866), welches Werk ins Deutsche („Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens", Hamburg 1863—1868), Englische und Französische übersetzt worden ist.

— François Lenormant, französischer Archäolog, geboren Januar 1835, gestorben 10. December zu Paris, wo er Professor der Archäologie und Bibliothekar an der Nationalbibliothek war. 1860 untersuchte er die Ruinen von Eleusis und beschrieb sie 1862 („Recherches archéologiques à Eleusis“ und „Monographie de la voie sacré éleusinienne“ 1864). Dann wandte er sich der ältesten Geschichte der orientalischen Völker zu, die er in zahlreichen Schriften behandelte (Manuel d'histoire ancienne de l'Orient 1868 bis 1869; Lettres assyriologiques 1881 ff.; Essai sur la propagation de l'alphabet phénicien dans l'ancien monde 1872—1873; Les premières civilisations 1874; Les sciences occultes en Asie 1874—1875 etc.). Zuletzt machte er Reisen und Ausgrabungen in Kalabrien (La Grande Grèce 1881), wobei er sich eine tödtliche Krankheit zuzog.

— William Morton, amerikanischer Polarfahrer, starb 31. December in Sitka (Alaska). Er nahm theil an den Reisen von De Haven und Kane zur Aufsuchung Franklin's 1850 bis 1851, Kane 1853 bis 1855 und Hall auf der „Polaris“ 1871 bis 1873. Auf seinen Aussagen basirte vornehmlich die Theorie von einem eisfreien Polarmeere.

— Ende December 1883 starb zu Tamontaca (Prov. Cotta-bató der Insel Mindanao) der Jesuitenmissionar P. J. Guerrico. Obwohl ihm sein Beruf wenig freie Zeit übrig ließ, so war er dennoch unausgesetzt wissenschaftlich thätig; er hinterließ mehrere werthvolle Manuskripte, darunter ein Vokabular und eine Grammatik der Tiruraysprache, beide leider noch unvollendet.

— Francisco de Paula Entrala, einer aus Andalusien stammenden Familie angehörig, schlug die Bahn eines Gerichtsbeamten der philippinischen Kolonialbehörde ein. Seine scharfe Auffassungsgabe sowie sein Mutterwitz trieben ihn, das Leben und Treiben der bunten Bevölkerung Manilas in prächtig geschriebenen Skizzen zu zeichnen. Einen besondern Ruf erwarb er sich durch seine Novela de Costumbre: Sintítulo und durch die Olvidos de Filipinas (ein Gegenstück zu Cannamaque's Recuerdos de Filipinas), denen die Escenas Filipinas, Cuadros filipinos (Lustspiele, Zwischenaktspiele) und eine Reihe von Zeitungsartikeln (im „Comercio“) folgten, welche allgemein freundliche Aufnahme fanden. Seine Sainetes sind eine Fundgrube für jeden, der sich mit dem Pidgin-Spanisch der Tagalen und Chinesen Manilas bekannt machen will. Er schrieb auch ernstere Sachen: Estadística judicial de las islas Filipinas (Manila 1881). Mitten in seinem regen Schaffen und in der Blüthe seiner Jahre raffte ihn die Cholera hinweg.

— Francisco Javier de Moya y Jiménez, trat nach Absolvirung der Artillerie-Akademie in die spanische Armee ein, in welcher er es bis zum Stabskapitän brachte. Zu dem Artillerie-Regiment der Philippinen versetzt, beschäftigte er sich mit dem Studium jenes Archipels, in welchem er auch Verwandte besaß. Seine Beobachtungen verwerthete er in einer Reihe von Schriften, von denen die bedeutendsten Situacion de Filipinas („La prensa“ Jahrg. 1874) und Las islas Filipinas (Revista de „España“, Bd. 85 bis 88, auch im Separatabdruck, bei M. Murillo. Madrid 1883, 4°. VI, — 358 Seiten erschienen) sind. Wo der Autor selbst aus eigener Anschauung berichtet (Manila, Sulu und Cotta-bató), verdient er alle Anerkennung; sonst ist er nicht sehr kritisch vorgegangen. Sein Todestag war nicht zu ermitteln.

Die Lubus auf Sumatra.

Wiewohl das Innere der Insel Sumatra, insoweit sie schon längere Zeit unter niederländischer Herrschaft steht, ziemlich gut bekannt ist, leben dort doch noch einzelne, mehr oder weniger im Aussterben begriffene Völkerstämme, zu denen auch die Lubus gehören, mit deren Eigenthümlichkeiten wir weniger vertraut sind. Wenn wir nicht irren, sind sie zuerst von Sal. Müller erwähnt; daß sie zu den Malaien gehören, aber schon vor der Einführung der Suku-Regierung von denselben losgerissen wurden, theilt schon Waitz mit [1]). Dr. J. J. de Hollander charakterisirt sie in seinem vorzüglichen Werke mit wenigen treffenden Worten. Er sagt u. a.: Sie sind noch unkultivirter als die Ulus (ein anderer Volksstamm Sumatras), mit denen sie äußerlich viel Aehnlichkeit haben. 1854 betrug ihre Anzahl 2600 Seelen; durch ihr früheres Abhängigkeitsverhältniß von den Häuptlingen in Mandeling haben sie einigermaßen an Kultur zugenommen. Seiner Angabe nach wären die Lubus diejenige Völkerschaft, welche sich am frühesten von den Malaien von Pagarrujung getrennt hätte, weshalb ihre Sprache auch von fremden Einflüssen frei geblieben wäre. Im Allgemeinen sind die Originalmittheilungen über diesen und ähnliche Stämme ziemlich selten, und um so erfreulicher ist es, daß „Het Batavia'sch genootschap van kunsten en wetenschappen“ schon vor einigen Jahren Schritte gethan hat, um über die Lubus nähere Mittheilungen zu erlangen. Als eine erste Frucht ihrer Bemühungen veröffentlicht die Gesellschaft im 29. Theil ihrer Zeitschrift einige Mittheilungen des Herrn van Ophuijsen, welcher Gelegenheit gehabt hat, die Lubus aus eigener Anschauung kennen zu lernen und seine Beobachtungen durch Mittheilungen zu ergänzen, welche ihm von einer diesem Stamme angehörigen Person gemacht worden sind.

Die Lubus werden von ihren Nachbarn Berg- oder Höhenbewohner (Orang Dolok), von anderen Halak Karangan, Waldbewohner, genannt. Jetzt leben sie größtentheils in Süd-Mandeling; einzelne kommen jedoch auch in Pandang Lawas vor, welches ihre eigentliche Heimath zu sein scheint, obwohl sie sich schon lange von ihren Stammgenossen getrennt haben. Folgende Legende hat sich in ihrem Stamme erhalten: Die älteste Heimath der Lubus war ein sehr waldreicher Distrikt in den Pandang Lawas in der Nähe des noch bestehenden Dorfes Rambah. Durch die Einwohner dieses Ortes angegriffen, wurden die Lubus besiegt und gezwungen, ihre geliebten Wälder zu verlassen; sie wanderten unter Anführung ihres Häuptlings Singatandang, einem Manne von solch altem Adel, daß er in dieser Hinsicht keinem Fürsten auf der Erde nachstand, aus. Nachdem sie einige Zeit herumgestreift waren, beriethen sie, wie und wo sie neue Wohnsitze suchen sollten; zu diesem Zwecke vertheilten sie sich in vier Stämme, welche nach verschiedenen Richtungen hin auszogen, um nach lubuscher Anschauung gute, d. h. bergige Wohnsitze zu suchen; sie kamen nie wieder zusammen.

Eine dieser Abtheilungen kam in die Landschaft Muwara Siponggi und bekam da den Namen Orang Ulu; sie selbst

[1]) Anthropologie der Naturvölker, V, I, S. 29 und 30. Er nennt sie Menschen des Tieflandes.

nennen sich Urak Muara Siponggi, die Bewohner von Mandeling nennen sie Halak Bukit. Größtentheils haben sie die heutigen malaischen Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten noch nicht angenommen. Nur ein kleiner Theil hat sich zum Islam bekehrt, zeigt sich aber durchaus nicht fanatisch; viele Frauen leben mit Soldaten in der Kaserne, wozu eine malaische Frau sich nur schwer verstehen würde. Scheidung und Heirath folgen bei den diesem Stamme angehörigen Schönen sehr schnell; sobald die Frauen ein schönes Kleidungsstück haben, lassen sie sich scheiden, um ein noch schöneres zu bekommen; je bunter die Kleidung ist, desto mehr entspricht sie ihrem Geschmack. Ihre Sprache soll das ursprüngliche Malaisch sein; einige von Herrn van Ophuijsen mitgetheilte Pantungs sind der ebenfalls mitgetheilten malaischen Transskription sehr ähnlich.

Zwei andere Unterabtheilungen der Lubus sind in die Gegend von Rau gelangt, wo sie nicht nur den mohammedanischen Gottesdienst, sondern auch malaische Sitten und Gewohnheiten vollständig angenommen haben, sie haben den Namen Lubu aro und L. idjan; die vierte Abtheilung unter Anführung von Singatandang ließ sich in Hutar Sijantar nieder. Es war dies früher einmal ein freies Dorf, wurde jedoch in einem Kriege von den Einwohnern von Panjabungan angegriffen, eingenommen und unterworfen, die Besiegten durften jedoch ihre eigenen Radschas behalten.

Wir übergehen die über ihre Geschichte mitgetheilten Ueberlieferungen und Legenden, um noch einige ethnographische Bemerkungen anzuschließen. Der Ursprung ihres Namens ist nicht mit Sicherheit festzustellen; mit dem malaischen Lubug, tiefe Stelle in einem Flusse, scheint er nichts zu thun zu haben, da die Träger desselben alle in gebirgigen Gegenden wohnen. In dem Dialekt von Menangkabau giebt es allerdings ein Wort Lubuh, gleichbedeutend mit Kumuh, und das bedeutet: jemand, der schmutzig ist; ein Wilder; jemand ohne Sitten und Erziehung. Ob sie nun ihren Namen von diesem Worte herleiten oder nicht, sie würden ihn jedenfalls verdienen; denn nach den empfangenen Berichten wären ihre Sitten und Gewohnheiten ziemlich thierisch.

Wie schon erwähnt, ziehen die Lubus den Aufenthalt im Gebirgslande jedem andern vor. Wohnungen besaßen sie früher ganz und gar nicht, wenn man nicht darunter auch ein Fleckchen Erde unter einem Baume, zwischen den Wurzeln desselben gelegen, rechnen will; bei den Vornehmsten waren diese Stellen von oben mit einer Art Dach geschützt; einzelne wohnten in Nestern, welche sie in Bäumen machten; sie geben denselben den Namen Pintau. Sie konnten sich nur selten oder nie dazu entschließen, sich zu waschen, und dieser Gewohnheit ihrer Voreltern bleiben die Nachkommen mit rührender Anhänglichkeit treu. Ihr Essen bestand aus allem Eßbaren, was der Wald nur lieferte, selbst Schlangen einbegriffen, und auch hierin ist wenig verändert. Ihr Trinkwasser verschafften sie sich, indem sie Bambu in den Bäumen aufhängten und das Regenwasser in denselben sammelten; solch einen Bambu ließ man hängen, bis er voll war, was manchmal ziemlich lange dauerte. Man hatte dann wahrlich kein Mikroskop nöthig, um lebende Wesen im Wasser zu bemerken; ob es jetzt noch so ist, ist nicht bekannt.

Männer, Frauen und Kinder schliefen früher durch und neben einander; nur zwischen unverheiratheten mannbaren Personen beiderlei Geschlechts lag dann ein Messer.

Ihre Kleidung war sehr einfach; ein Stückchen Baumrinde oder eine halbe Kokosnußschale für die Männer, ein 20 bis 30 cm breites Stückchen Baumrinde für die Frauen. Gegenwärtig kleiden sie sich manchmal, wobei sie die Bewohner von Mandeling nachahmen; bloß die alten Leute sieht man einhergehen mit nur einem kleinen Stückchen Tuch um die Lenden.

Wenn ein Lubu heirathen wollte, gab er früher dem Vater des Mädchens ein Blasrohr mit Köcher und Pfeilen und schlachtete einen Hund; kam aber gar ein Schwein an Stelle eines Hundes auf den Tisch (Tisch natürlich bildlich gebraucht), so erreichte die Freude der Gäste den höchsten Grad. Jetzt besteht der Brautschatz aus einem Hahn, einem Suwat (ein Maß) Reis, einem großen Bambu voll Tuwag (Palmenwein) und 900 Deuten (120 = 1 Gulden); der zukünftige Schwiegersohn mußte jedoch dem Vater der Schönen bei dem Bearbeiten seines Feldes beistehen und ein Fest veranstalten.

Die gegenwärtigen Wohnungen tragen die Spuren der innigen Berührung mit den Bewohnern von Mandeling, sie sind von Bambu mit Alang-Alang gedeckt; da dieselben bei ihren Reisfeldern sich befinden, liegen sie natürlich sehr zerstreut, und sind des hohen Alang-Alang wegen, der sie umgiebt, und in dem die Lubus sich zu verstecken lieben, beinahe unsichtbar. In den Wohnungen, die ziemlich klein und im höchsten Grade unsauber sind, schläft die ganze Familie durch einander; Hunde, Katzen, welche die Lubus sehr lieben, Ziegen und Schweine laufen ein und aus.

Wie groß die Zahl der Lubus jetzt ist, kann nur annähernd angegeben werden; wahrscheinlich giebt es ihrer nicht mehr als zweitausend Seelen.

Ueber den Gottesdienst war Herrn van Ophuijsen nicht viel bekannt, weshalb er sich darauf beschränkt, den Inhalt einer Eidesformel mitzutheilen, und über das bei der Einsegnung einer Ehe gebräuchliche Ceremoniell zu berichten. Die Formel wird durch einen Datu vorgesprochen, der für seine Mühe die Hälfte eines Huhnes und ein Gefäß voll Reis erhält. Wenn ein Lubu einen Eid ablegen soll, nimmt der Datu das Wort und erklärt, daß der Beeidete mit seiner ganzen Familie durch Tiger zerrissen, durch das Wasser entführt, durch Krokodile verschlungen, durch Schlangen getödtet werden soll, im Falle er nicht die Wahrheit spricht. Dann nimmt er ein brennendes Stück Holz, steckt es ins Wasser und sagt: „Ebenso wie dieses Feuer im Wasser erlischt, sollst du sterben, wenn du Unwahrheit sprichst." Wenn eine Heirath eingesegnet wird, werden alle möglichen Geister, auch der des Singatandang (des Begründers ihres Stammes) aufgerufen; man erbittet ihre Hilfe, damit die Heirath recht glücklich sei. Ein Huhn wird geschlachtet; fällt dasselbe zur rechten Seite, so ist dies ein Zeichen, daß auf der Verbindung des jungen Paares Segen ruhen wird.

Die Mandelinger sehen mit Verachtung auf die Lubus herab und schätzen sie noch geringer als Sklaven. Nach und nach wird dies wohl anders werden, wenn sich die Lubus mehr den Sitten der Mandelinger anbequemen. Jetzt haben erstere schon von der Regierung ernannte Häuptlinge, arbeiten an den Wegen, haben Antheil an den Kaffeegärten (d. h. an der Arbeit in denselben) und sind also auf dem schönsten Wege „Mensch zu werden".

Von Heirathen zwischen Lubus und Mandelingern hört man wenig oder gar nichts; sobald die Mehrzahl der Lubus den Mohammedanismus angenommen haben wird, wird auch dies anders werden.

Die Lubus leben jetzt hauptsächlich von Ackerbau und Jagd. Sie bauen Mais und Reis auf ihren an Bergabhängen gelegenen Feldern, in denen auch Pisangbäume gepflanzt werden. Der Reis aus ihren Ladangs (trockene Reisfelder an Bergabhängen) wird in Panjabungan auf den Markt gebracht und höher geschätzt, als der auf Sawahs

(nasse Reisfelder mit künstlicher Bewässerung) geerntete Reis.

Die vornehmsten Waffen, mit denen sie auf die Jagd gehen, ist das Blasrohr, welches ein hölzernes Mundstück hat. Es besteht aus Bambu; in denselben paßt ein zweiter, der überall gleich weit ist, ganz genau. Sie schießen mit kleinen Pfeilchen von Bambu oder von Holz, die eine vergiftete Spitze haben, welche leicht abbricht. Als Treibmittel bringen sie hinter den Pfeilchen im Blasrohr Schwamm an, den sie vom Baste eines Baumes abkratzen. Die Pfeilspitzen sind mit dem Safte eines Baumes vergiftet.

Welches die allgemeine Sprache der Lubus gewesen, kann Herr van Ophuijsen nicht mittheilen; die meisten sprechen nur die Sprache von Mandeling; nur die von Pidot Lombang haben unter einander eine besondere Sprache, doch auch hier sprechen die meisten mandelingisch, wenn auch mit einem besondern, singenden Tone.

Dr. van der Tunk hält ihre Sprache für einen Dialekt des menangkarbauschen Malaisch; Willer behauptet, daß sie eine Sprache sprechen, die vor einigen hundert Jahren zu Pagarrujung geredet wurde. Daß die Sprache der Lubus ein malaischer Dialekt ist, ist gewiß; ob es aber das ursprüngliche Malaisch ist, dürfte kaum je ausgemacht werden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In Schuscha ist der Schachzade Bachman Mirza gestorben, der Oheim des jetzt in Persien regierenden Schahs Nasr-Eddin, mit Hinterlassung von 15 Weibern und etwa 100 Kindern. Nach der in Persien üblichen Thronfolge hätte eigentlich Bachman Mirza den Thron besteigen müssen, allein der jetzige Schah riß das Scepter mit Gewalt an sich und nur mit Mühe rettete sich Bachman Mirza und stellte sich unter den Schutz Rußlands. Er lebte in Schuscha und erhielt von der Regierung eine Pension von 36 500 Rubeln jährlich. Er verfaßte eine Geschichte Persiens, welche bis zu der Zeit des letzten russisch-persischen Krieges reicht; leider ist dieses auf Dokumente sich stützende Werk noch nicht ins Russische übersetzt. — Beim Begräbniß betheiligte sich fast die ganze mohammedanische und christliche Bevölkerung; militärische Ehren wurden dem Leichenzuge bewiesen. — („Russischer Kourier".)

— Die Geographische Gesellschaft in Petersburg hat am 1. April über Kjachta folgendes Telegramm vom Obersten Prshewalski erhalten: „Alaschan, 8. Januar. Wir haben glücklich die Wüste Gobi passirt. Die Fröste überschritten im nördlichen Gebiete den Gefrierpunkt des Quecksilbers. Morgen marschiren wir zum Kuku-noor. Gerüchtweise flehen die Tibeter zu Gott, er wolle einen Hagel von Knochen (wohl Steinen) vom Himmel auf uns herabsenden."

Nordamerika.

— Ueber die Kriegsgebräuche der Osage-Indianer hat Reverend Owen Dorsey nach dem Berichte eines derselben, Namens Red Corn im „American Naturalist" (Februar 1884) sehr eingehende Mittheilungen gemacht. Wir entnehmen daraus, daß diese Bräuche so geregelt sind, wie nur bei europäischen Armeen, und daß sehr genaue Vorschriften für Marsch- und Lagerordnung bei diesem Stamme bestehen. Die Osages sind in zwei große Abtheilungen, die Tschi-zhu und die War-schar-schay eingetheilt, welche wieder in je sieben Sippen oder Klans zerfallen. Die ersteren sind das Friedens-, die letzteren das Kriegselement der Osages; die ersteren dürfen sich nicht selbst thierische Nahrung verschaffen, sondern müssen als Vegetarianer leben, wenn sie nicht von den letzteren (den War-schar-schay) sich Fleisch eintauschen können. Wird das Lager im Kreise aufgeschlagen, so liegen rechts von der zu verfolgenden Straße die Zelte der War-schar-schay, links jene der Tschi-zhu. Wir sehen aus der Abhandlung Dorsay's, daß die Osages, wenn sie im Sommer Kriegszüge unternehmen, ganz besonders organisirt sind, daß die Lieutenants gewählt und daß zwei Kriegsstandarten für jeden Kriegszug hergestellt werden. Diese sind große, oben bogenförmig gekrümmte und mit einer fahnenartig gespannten Schnur versehene Stangen, die eine mit sieben, die andere mit sechs Federn geschmückt. Sie werden den Kriegsparteien vorangetragen, die vor dem Ausbruche noch den U-dhu-ta-wa-tsi oder Kreistanz um das Lager ausführen.

Ist ein Kriegszug von Erfolg gewesen und ein Feind erschlagen, so wird ihm zunächst der Skalp genommen und einem Manne der Friedenspartei eingehändigt; der Erschlagene wird dann mit dem Kopfe nach Osten gelegt, auf der rechten Brustseite aufgeschnitten und die Standarte mit den sieben Federn in die Oeffnung gesetzt. Es folgen nun verschiedene Siegestänze, die von Dorsay sehr detaillirt geschildert werden, ebenso wie die dabei angewendeten Dekorationen. Es ist in der That erstaunlich zu sehen, wie viel Konventionelles bei diesen Indianern auf ihren Kriegszügen zur Anwendung kommt, und wie sie unter dem strengen Banne eines Formalismus stehen, von dem abzuweichen Sitte und Tradition ihnen verbieten. Die zahlreichen, höchst minutiösen Einzelheiten können wir hier nicht wiedergeben, wir müßten denn die ganze Abhandlung übersetzen.

Vermischtes.

— Die Blutkörperchen als Rassenmerkmal. Der französische Marinearzt E. Mauzel hat auf der Insel Guadeloupe Franzosen, indische Kulis, Neger und Chinesen auf die Beschaffenheit der Blutkörperchen untersucht und glaubt bei denselben durchgreifende Unterschiede in dieser Beziehung entdeckt zu haben. Das Resultat seiner Arbeit („Bull. soc. d'Anthropologie" 1883, 698 bis 704) ist folgendes: 1) Die Formen der Blutkügelchen bei den verschiedenen Rassen zeigen keinen Charakter, welcher einen Unterschied bedingt. 2) Die rothen Blutkügelchen sind bei Franzosen etwas zahlreicher als bei den Hindus und namentlich als bei den Negern. 3) Die Blutkügelchen zeigen gegen verschiedene künstliche Serums verschiedenen Widerstand je nach der Rasse, und hier ist vielleicht ein ethischer Unterschied zu konstatiren. 4) Die weißen Kügelchen, obgleich an und für sich ein sehr variables Element, scheinen weit zahlreicher bei den Franzosen als bei den Hindus und Negern zu sein.

Inhalt: (Schluß der Redaktion: 2. Mai 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

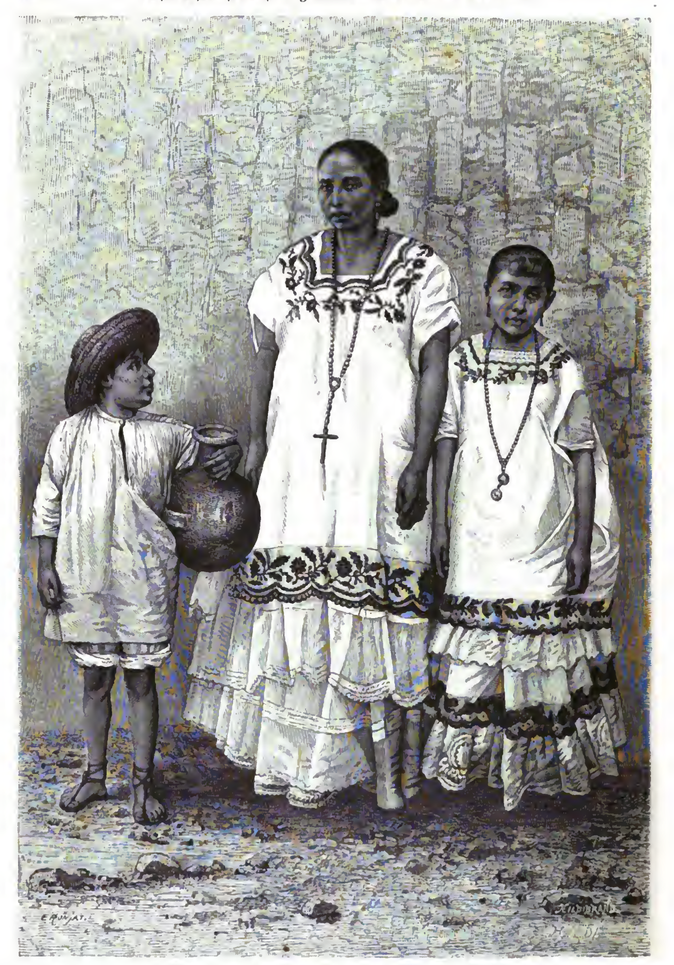
Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Die Abbildungen nach Photographien.)

II.

Weist die rein indianische Bevölkerung von Yucatan, die sich im Ganzen heute noch auf etwa 100 000 Seelen beziffert, namentlich unter dem männlichen Geschlechte Individuen von besonderer Schönheit und Kraft auf, so ist bei den zahlreich vorhandenen Mestizen das Gegentheil der Fall. Hier sind es vorzugsweise die Frauen, die durch ihre Erscheinung an die Schilderungen erinnern, welche die Chronisten der spanischen Eroberung von dem stattlichen Aeußern des kriegerischen Mayavolkes entwerfen. Mit ihren kräftigen, meist wohlgebauten Gestalten, den großen dunkeln, sanft und dabei doch feurig blickenden Augen, dem dichten schwarzen Haar, das sie am Hinterhaupte um einen großen silbernen Pfeil geschlungen tragen, machen die Mestizenweiber, ohne eigentlich regelmäßige Züge zu besitzen, doch den Eindruck einer ebenso eigenartigen wie imposanten Schönheit. Und sie sind sich dessen wohl bewußt. Trotz der untergeordneten und von den Weißen vollständig gesonderten Stellung, welche das Mischvolk im ganzen Lande einnimmt, tritt die mestizische Frau stets mit einem gewissen Selbstbewußtsein auf, und nur ihre, wie oben erwähnt, auffallend leise Stimme könnte für ein Zeichen unterwürfigen Wesens genommen werden. Wenn man sie bei den häufigen Kirchen- und Volksfesten scharenweise auf der Plaza und in den Straßen von Merida einherziehen sieht, in ihrer eigenartigen Tracht, dem sogenannten Uipile, einer weiten weißen, mit bunten Stickereien gezierten Tunika, und dem Fustan, dem ebenfalls weißen und faltenreichen, mit breiten Spitzen besetzten Rock, Hals und Hände mit Ketten und Ringen bedeckt, wird man unwillkürlich an die „Scharen von schönen reichgekleideten Weibern" erinnert, die, wie Landa berichtet, bei den Festgelagen der vornehmen Mayas sich versammeln und das Schenkenamt verrichten mußten. Die Sitte, deren er gelegentlich dieser Schilderung erwähnt, daß nämlich die Schenkin, sobald sie einem der Männer das Trinkgefäß gereicht, sich abwenden mußte, bis er dasselbe geleert hatte, herrscht noch heute unverändert unter der indianischen Bevölkerung von Yucatan.

Die ängstlich strenge Scheidung, die zwischen der weißen und der farbigen Einwohnerschaft von Merida aufrecht erhalten wird, hat die Mestizen aus der eigentlichen Stadt in die Vorstädte hinaus verbannt. Hier bewohnt jede Familie ihr eigenes kleines Haus inmitten eines weitläufigen baumreichen Gartens, dessen Ertrag ihr den Hauptlebensunterhalt gewährt. Das Haus, das mit seinem hohen Strohdache den Hütten der Dorfindianer gleicht, enthält, wie diese, auch nur das Nothdürftigste an Hausrath: die nöthige Anzahl Hängematten, einige roh zusammengefügte Kasten, in denen die Festkleider aufbewahrt werden, und als einziges Prachtstück die sogenannte Butaca, einen niedrigen lederbezogenen Lehnsessel, den Ehrensitz für das Familienoberhaupt oder den Gast. Interessant, weil unverkennbar auf die Kunst der alten Maya zurückweisend, sind die Verzierungen, welche die Mestizen von Merida an den Außenwänden ihrer Häuser anzubringen pflegen: ein in dunkler Farbe gemaltes, in Rauten sich kreuzendes Gitterwerk, dem an jedem Kreuzungspunkte zweier Linien ein farbiger



Indianischer Wasserverkäufer und Mestizenfrauen in Merida.

Stein erhaben aufgesetzt ist. Dieses selbe Rautenmuster mit kleinen Rosetten oder aufgesetzten Steinen in der Kreuzung hatte Charnay als immer wiederkehrendes Flächen- und Randornament der altindianischen Künstler bei seinen



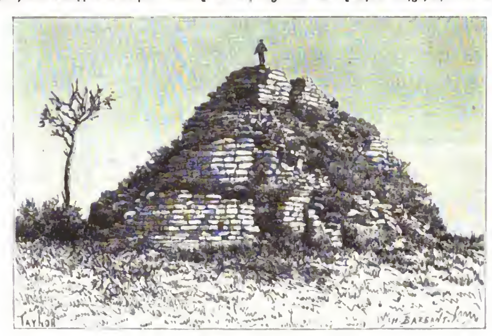
Mestizenhaus in der Vorstadt von Merida.

Ausgrabungen in Mexiko und Centralamerika zur Genüge kennen gelernt, an den großen Baudenkmälern sowohl als auch an Thongeräth. Auch an den Ueberresten der alten yucatekischen Kultur, die er im Laufe der nächsten Wochen zum Gegenstande seiner Studien zu machen gedachte, tritt dasselbe Motiv immer wieder auf: ein neuer

Yucatekischer Wagen (volan coche).

Beweis, wenn es noch eines solchen bedarf, daß toltekischer Einfluß auch hier gewaltet hat.

Die Einblicke, die Charnay während seines Aufenthaltes in Merida in das Leben der „hauptstädtischen Gesellschaft“ gewann, waren wohl dazu angethan, ihm die Zukunft von Yucatan in hellem Lichte erscheinen zu lassen. Ein so reges geistiges Leben, ein so energisches und bewußtes Vorwärtsdrängen auf industriellem wie auch kommerziellem Gebiete hatte er noch in keinem andern der mexikanischen Staaten gefunden. Die schweren Zeiten, die das Land durchgemacht hat, haben ein kräftiges Geschlecht erzogen, das den Segen der Selbsthilfe zu schätzen weiß. Der große Indianeraufstand des Jahres 1761, der alle gesetzliche Ordnung zu vernichten drohte, war bis zum Jahre 1846, wo er aufs neue an unzähligen Punkten zugleich ausbrach, nie vollständig erloschen gewesen; das Leben der eingeborenen Weißen, deren Gesuche um Truppenunterstützung stets ungehört verhallten, war in dieser ganzen Zeit ein beständiger harter Kampf ums Dasein. Und Hand in Hand mit diesen unaufhörlich drohenden Gefahren gingen die Schrecken des langen Bürgerkrieges, unter denen die Halbinsel bis in die neueste Zeit hinein schwer zu leiden gehabt hat. So ist es in der That bewundernswerth, wie das fast zu Grunde gerichtete Land, das weder an reichem Boden, noch an mineralischen Schätzen eigene ergiebige Hilfsquellen besitzt, in verhältnißmäßig so kurzer Zeit und, was viel sagen will, ohne jede Herbeiziehung fremden Kapitals auf seine heutige Höhe gelangt ist. Die Hafenanlagen von Progreso und zwei Eisenbahnlinien sind vollendet, zwei andere Linien sind im Bau; langsam, aber auf solider Grundlage vollzieht sich der Fortschritt. Freilich läßt die Verfolgung dieser großen weitgehenden Zwecke den strebsamen Yucateken über manches Näherliegende hinwegsehen. So war es Charnay immer von neuem befremdlich, daß keiner der wohlhabenden Meridaner Anstoß zu nehmen schien an dem unerhörten Zustande der hauptstädtischen Straßen. Von Gossen ist keine Rede, Unrath aller Art liegt vor den Häusern aufgehäuft: in der brennenden



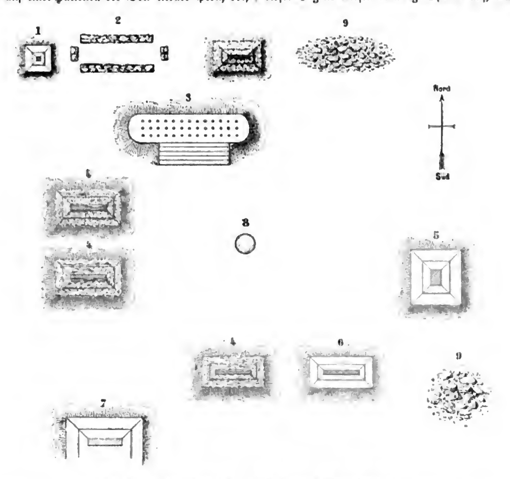
Pyramide von Ake.

Sonnengluth des Sommers ebenso widerwärtig und Augen und Nase beleidigend, wie während der Regenzeit, wo er sich mit dem unergründlichen Straßenkoth vermischt. Man hilft sich, wie man kann, lebt häuslich und begiebt sich nur im Wagen zur Kirche, zur abendlichen Reunion auf der Plaza, zum Theater und zur Koncerthalle. Ein Seitenstück zu dieser geduldigen Ergebung in leicht abzustellende Mißstände sah Charnay auch in der frommen Langmuth, mit der sich der Meridaner allmorgendlich schon um drei Uhr durch das vereinte, blechern unmelodische Geläute sämmtlicher Kirchenglocken der Stadt aus dem Schlafe stören läßt. Obgleich selber ein guter Katholik, wurde er durch diesen langanhaltenden ohrenzerreißenden Morgengruß jedesmal in eine unheilige Zornesstimmung versetzt.

Endlich waren die Vorbereitungen für die archäologische Tour, die den Reisenden über eine Woche in Merida aufgehalten hatten, glücklich beendet; von dem amerikanischen Konsul Mr. Aymé und dessen Gattin begleitet, traten Charnay und seine Gefährten die Reise an, die zunächst über Ake nach Izamal führen sollte. Bei den Fahrten, die sie von der Hauptstadt aus nach einigen in der Nähe belegenen Hacienden gemacht, hatten sie von landesüblichem Fuhrwerk nur die alte schwerfällige Kutsche, die Volante, kennen gelernt. Heute sollten sie die Bekanntschaft des volan coche machen, eines zweiräderigen Wagens, der bei dem yucatekischen Volke für das bequemste Gefährt zu weiten Fahrten über Land gilt, eine Ansicht, die Charnay nicht theilen konnte. Das primitive Fuhrwerk ist bis auf die eisernen Radreifen ganz aus Holz gebaut. Ueber dem plumpen, auf zwei hohen Rädern ruhenden Wagengestell hängt in zwei an Streben befestigten Lederriemen ein länglicher Rahmen, der mit einem starken Hanfnetz bespannt ist. Auf diesem Netze wiederum liegt eine dünne Matratze, der Sitz für die Passagiere. Der Kutscher sitzt auf dem Vordergestell; auf das Hintergestell wird das Gepäck geladen, kleinere Packete werden auch wohl von unten an das Netz des hängenden Sitzes gebunden. Ist man glücklich genug, der einzige Insasse eines volan coche zu sein, so kann man sich der Länge nach auf die Matratze hinstrecken und bei einigermaßen gutem Wege die Fahrt wohl wirklich erträglich finden. Zu Zweien oder Dreien aber ist man gezwungen, sich nach Türkenart niederzukauern. Wie angenehm diese Stellung auf die Länge in einem, trotz

des hängenden Sitzes doch tüchtig stoßenden Fuhrwerke sein kann, läßt sich denken. Man wird in allen Gliedern steif, und ein besonders kräftiger Stoß bringt oft genug die verzweifelten Insassen ins Durcheinanderrollen. Trotzdem gilt bei dem Volke, bei den Mestizen namentlich, eine Spazierfahrt in einem derartigen Marterkasten für das größte Vergnügen; zu sechs und acht Personen eng an einander gekauert, die dunkeln Gesichter vor Lust strahlend, der Lenker der drei Maulthiere gewöhnlich halb betrunken, so kann man sie an Sonn- und Festtagen in den Straßen und in der Umgegend der Hauptstadt zu Hunderten die Wonne einer Fahrt auf dem volan coche genießen sehen.

Die Ruinen von Ake liegen etwa 10 Stunden östlich von Merida auf einer Hacienda des Don Alvaro Peon, der, in der Hauptstadt ansässig, dem Reisenden bereitwillig die Erlaubniß zu Nachforschungen und Ausgrabungen ertheilt hatte. Auf der nach Izamal führenden Straße fuhr man zunächst stundenlang zwischen Agavenpflanzungen dahin, zwei ungeheure Ruinenhügel zur Rechten des Weges liegen lassend. Das Dorf Tixpeual, bei dem im Jahre 1541 die Indianer hartnäckig gegen Montejo's Truppen gekämpft haben, sah mit seinen verfallenen, rauchgeschwärzten Hüttentrümmern aus, als habe jene berühmte Schlacht erst gestern hier stattgefunden. Was man erblickte, waren aber die Spuren der Unruhen von 1848, wo die Aufständischen auf ihrem Zuge nach Merida das Dorf den Flammen überlieferten. Noch mehrere der spärlich vorhandenen Dörfer dieser Gegend wiesen derartige Spuren auf, was im Verein



Plan der Ruinen von Ake. (Nach einer Skizze Charnay's.)
1. Kleine Pyramide. 2. Tlachtli. 3. Große Galerie. 4. Zerstörte Paläste. 5. Akabna. 6. Xune. 7. Succuna. 8. Picoté. 9. Verschiedene Ruinen.

mit den einförmigen graugrünen Agaven, die den weißen trockenen Boden in unabsehbaren weitläufigen Reihen überzogen, der Landschaft einen ungemein traurigen Charakter verleiht. Tixkokob, das man gegen Abend passirte, liegt anmuthig zwischen hohen Palmen; die Einwohner des anscheinend wohlhabenden Ortes beschäftigen sich ausschließlich mit der Anfertigung von Hängematten, der wohlfeilsten, von den Indianern vorzugsweise gebrauchten Art. Durch die offenen Thüren der Hütten sah man allenthalben die weißen und buntgefärbten Netze aufgespannt, die auf dem Markte der Hauptstadt mit drei und vier Mark nach unserm Gelde bezahlt werden. Die feineren Sorten, die, ebenfalls aus Henequen, vielfach für den Export gearbeitet werden, kommen aus den Dörfern um Valladolid.

Hinter Tixkokob verließen die Reisenden die Landstraße, um auf holperigem Wald- und Bergwege, der alle Tücken ihrer Fuhrwerke zum Vorschein kommen ließ, Ake zu erreichen. Es war vollkommen dunkel, als die Wagen vor dem Wohnhause der Hacienda hielten, von dem wüthenden Gebell mehrerer großer Hirtenhunde empfangen. Es währte geraume Zeit, bis man Einlaß fand; denn die schweren Bohlen, mit denen die Thüren gegen etwaige nächtliche Ueberfälle der Indianer verwahrt zu werden pflegen, mußten erst durch den verschlafenen Majordomo entfernt werden.

Nach einigen Stunden erquickenden Schlafes in dem großen leeren Saale des ziemlich verfallenen Hauses machte man sich in der Frühe des Morgens auf den Weg nach den Ruinen. Durch den hier ziemlich dichten Wald gehend,

kam man an dem sogenannten Cenote von Ake vorbei, einem jener natürlichen großen Wasserbecken, deren die höhlenreiche yucatekische Kalkebene so viele besitzt. Bald eine offene, trichter- oder kesselförmige Einsenkung, bald ein unterirdischer See in einer tiefen hallenartigen Höhle, haben diese Reservoirs in dem an Wasserläufen armen Lande vor Zeiten stets die Centren abgegeben, um die sich eine Niederlassung bildete.

Die Ruinen von Ake sind fast ganz unbekannt. Stephens, der amerikanische Forscher, hat sie einmal flüchtig in Augenschein genommen, so flüchtig, daß die kurzen Angaben, die er darüber macht, von Irrthümern wimmeln. Er beginnt damit, dieses Ake mit einem 35 Meilen weiter östlich gelegenen Orte Ce-Ake zu verwechseln, bei dem Montejo im Jahre 1527 nach seiner ersten Landung heiße Kämpfe gegen die Indianer zu bestehen hatte. Was er über das muthmaßliche hohe Alter, über die Bauart und Größenverhältnisse der Ruinen angiebt, ist ebenfalls unrichtig und unüberlegt.

Wie gewöhnlich mußte Charnay seine Nachforschungen auch hier mit der Säuberung der Ruinenstätte eröffnen. Die Aexte und Machetes der von der Hacienda mitgenommenen Arbeiter räumten tüchtig unter dem alles überwuchernden Pflanzenwuchs auf, und schon nach wenigen Stunden war es möglich, einen Ueberblick zu gewinnen.

Ohne Zweifel ist Ake einst eines der wichtigsten Centren des Maya-Reiches gewesen. Nicht weniger als 20 Pyramiden verschiedener Größe finden sich hier auf einem Flächenraume von etwa 1 qkm vor. Die bedeutendsten liegen, ein großes Rechteck bildend, rings um einen wohlgeebneten hofartigen Raum, in dessen Mitte ein großer runder Stein, der sogenannte Pikote oder Gerichtsstein



Pfeiler der großen Säulenhalle von Ake.

der Indianer, aufgerichtet ist. Dieser Gerichtsstein, auch Stein der Bestrafung genannt, findet sich in Uxmal und noch an verschiedenen anderen Ruinenstätten vor. Von den spanischen Chronisten wissen wir, daß noch lange nach der Eroberung jedes indianische Dorf seinen Pikote hatte, an den der durch eine körperliche Züchtigung zu Bestrafende angebunden wurde. In einigen Gegenden Central-Amerikas hat die Einrichtung des Gerichtssteines noch bis in unser Jahrhundert hinein bestanden, wozu der indianische Glaube an die reinigende Macht der Strafe wohl das Seinige beigetragen hat. Noch heute soll es vorkommen, daß ein Indianer, um sich von einer heimlichen Schuld zu reinigen, freiwillig vor den Aeltesten seines Dorfes erscheint und um Bestrafung bittet.

Was nun die den Platz umgebenden Pyramiden anbetrifft, so erlaubt Charnay's hier beigefügter Plan, sich über ihre Lage zu orientiren.

Nr. 1, die Pyramide an der nordwestlichen Ecke des Hofes, ist ein aus zwei Terrassen gebildetes 40 Fuß hohes Bauwerk, auf dessen Gipfel ein kleines quadratisches Haus gestanden hat, dessen Mauern noch theilweise erhalten sind. Wie bei den Terrassenpyramiden von Palenque scheinen auch hier die Steine, aus denen der Bau besteht, ohne Mörtel oder anderes Bindemittel auf einander gesetzt zu sein, was zu der irrigen Ansicht Veranlassung gegeben hat, man habe es in Ake mit richtigen Cyklopenbauten und deshalb mit Denkmälern aus grauer Vorzeit zu thun. Es gelang Charnay während seines jetzigen Aufenthaltes durch einen glücklichen Fund zu beweisen, daß man hier wie dort Cement und Mörtel gehabt hat, die nur, weil vielleicht von schlechterer Beschaffenheit, fast vollständig verwittert sind. Die kleinen Dimensionen des nur aus einem Gemach bestehenden Hauses auf der Pyramide schließen die Annahme, daß es ein Wohnhaus gewesen sein könne, von vornherein aus. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man einen kleinen Tempel vor sich, der zu der dicht daneben liegenden Pyra-

mide Nr. 2, die er um ein Bedeutendes überragt, in irgend welcher Beziehung gestanden hat.

In der Pyramide Nr. 2 erkannte Charnay eine bis auf wenige unbedeutende Einzelheiten vollkommen genaue Wiederholung gewisser Bauten von Tula und Teotihuacan, die man lange Zeit als Citadellen bezeichnet hat, die aber wahrscheinlich nichts anderes gewesen sind, als die Gebäude, in denen das berühmte Tlachtli oder Ballspiel abgehalten wurde. Von dem Tlachtli, dem Nationalspiele der Indianer von Mexiko und Central-Amerika, und von der Bedeutung, die es in dem indianischen Leben hatte, wissen alle Geschichtsschreiber der spanischen Eroberung zu berichten. Ohne Zweifel haben die Tolteken es bei ihrer Invasion gegen Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts wie nach Tabasco, so auch nach Yucatan gebracht. Im Laufe der nächsten Wochen bei seiner Erforschung der Ruinen von Uxmal und Chichen-Itza fand Charnay an beiden Orten die nämlichen Gebäude in noch besserer Erhaltung vor. Sieht man die Pyramide Nr. 2 für ein Tlachtli-Haus an, so liegt die Vermuthung nahe, daß der kleine Tempel auf der ersten Pyramide vielleicht zur Abhaltung besonderer, auf das Spiel bezüglicher Ceremonien gedient hat.

Was nun die Pyramide Nr. 3 anbetrifft, so hat sie zu den verschiedenartigsten, einander gänzlich widersprechenden Konjekturen Veranlassung gegeben. Der Umstand, daß man ein ähnliches Bauwerk bisher nirgends gefunden hat, darf allerdings überraschen, ist aber keineswegs ein Beweis für seine Entstehung in fernster Vorzeit oder für eine geheimnißvoll mystische Bedeutung seiner einzelnen Theile.

Die rechteckige, an ihren schmalen Seiten abgerundete Pyramide mißt in ihrer obern Plattform, zu der man auf einer aus großen Blöcken zusammengesetzten Treppe hinaufsteigt, 65 m Länge und 15 m Breite. Auf dieser Plattform nun standen, in drei parallelen Reihen geordnet, 36 Pfeiler aus großen rohbehauenen Steinen. Von den 29 noch vorhandenen bestehen die höchsten aus je 10 aufeinandergesetzten Steinen; sie haben eine Höhe von etwa 5 m. Die Pyramide selber ist 6 m hoch. Von Mörtel oder Cement ist nirgends etwas zu sehen, doch kann man weder die Pyramide an sich, noch die Pfeiler oder die Treppe mit Cyklopenbauten vergleichen. Nirgends paßt hier ein Stein recht auf den andern; überall zeigen sich weite Lücken und die unregelmäßige Form und verschiedene Größe der einzelnen Pfeilersteine rühren durchaus nicht nur von Verwitterung her. Trotz aller Gegenreden seiner Begleiter blieb Charnay bei der Behauptung, daß die Steine durch ein Bindemittel aneinandergefügt und durch eine starke Cementschicht, wie man sie in Palenque und anderswo gefunden, verkleidet gewesen seien. Da sich keinerlei Trümmer eines Daches auf der Plattform vorfinden, nimmt er an, daß die Säulenhalle, die vielleicht ein öffentlicher Versammlungsort gewesen sei, ein hölzernes Dach gehabt habe.

Von den übrigen Bauwerken des Rechtecks sind nur zwei noch einigermaßen erhalten, die übrigen aber Trümmerhaufen. Auf der mit Nr. 5 bezeichneten Pyramide erhebt sich ein aus mehreren dunkeln Kammern bestehendes Gebäude, von den Indianern „Akabna", d. i. „Haus der Dunkelheit", genannt. Bis auf das Material, das aus größeren Hausteinen besteht, als Charnay sie anderswo gefunden, stimmt es mit verschiedenen Gebäuden von Palenque, Teotihuacan u. s. w. vollkommen überein.

Powell's Aufenthalt auf Neu-Britannien.

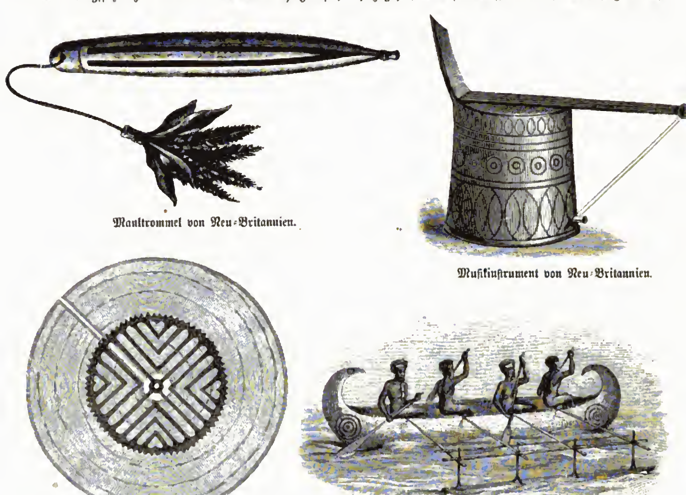
Der „Globus" berichtete früher (S. 176) von Wilfred Powell's Plan einer eingehenden Forschungsreise nach Neu-Guinea, welche leider hat verschoben werden müssen, weil die nöthigen Geldmittel nicht zusammengekommen sind. Man hatte in England gerade von diesem Unternehmen eine bedeutende Erweiterung unserer Kenntniß der mächtigen Insel gehofft, weil Powell bereits mehrjährige Erfahrungen im Verkehre mit den wilden Bewohnern Melanesiens besaß und durch Veröffentlichung seines Reiseberichtes seine Befähigung zu solcher Reise nach verschiedenen Richtungen hin dargethan hatte. Dieses Buch ist jetzt in deutscher Uebersetzung erschienen unter dem Titel „Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Drei Wanderjahre durch ein wildes Land. Von Wilfred Powell, frei übertragen durch Dr. F. M. Schröter (Leipzig 1884, F. Hirt und Sohn. 262 Seiten, 48 Illustrationen, 1 Karte). Dasselbe zählt unstreitig seinem Stoffe nach zu den interessantesten Reisebeschreibungen der letzten Zeit; wir lernen darin Stämme kennen, welche einen nicht unbedeutenden Grad von äußerer Kultur erreicht haben und dabei der entsetzlichsten Grausamkeit, der scheußlichsten Menschenfresserei fröhnen.

Fischkorb (Wuhp) von Neu-Britannien.

Mit Unterstützung einiger Herren in Sydney, welche Nachrichten über noch unbekannte Theile Neu-Irlands und Neu-Britanniens wünschten, unternahm Powell auf einem eigenen kleinen Fahrzeuge, das später scheiterte, seine Reise, welche vom 1. Juli 1877 bis in das Jahr 1879 dauerte. Er lernte während derselben die Südspitze von Neu-Irland, die Duke of York-Gruppe und den Nordosten von Neu-Britannien kennen; die specielle Kenntniß der letzteren Insel erweiterte er besonders durch eine Wanderung nach dem in dem Centrum der Gazellen-Halbinsel sich erhebenden ca. 550 m hohen vulkanischen Berge Beautemps-Beaupré, welchen ganz zu erreichen ihn leider die Feigheit und Verrätherei seiner einheimischen Begleiter hinderte, und zweitens durch eine Fahrt längs der ganzen bisher unerforschten Nordküste der Insel von Kap Lambert an bis Kap Gloucester, ihrer

westlichsten Spitze. Auf dieser Fahrt wurde die Küste zwar aufgenommen, aber nicht in das Innere eingedrungen. Als sich das Schiffchen Powell's dem Kap Gloucester näherte, sah er eine große Rauchwolke über dem Lande, welche die Berggipfel verhüllte, und entdeckte beim Näherkommen, daß der Rauch aus unzähligen großen und kleinen Vulkanen emporstieg, die alle in heftiger Thätigkeit begriffen waren. Es war ein ganz außerordentlicher Anblick; wohl hundert Vulkane oder noch mehr spien Feuer und Rauch aus — das ganze Land schien in Feuer zu stehen. In der Nacht war der Anblick geradezu wunderbar. Die Flammen schienen die Bergspitzen zu verdecken und es wäre leicht gewesen, bei ihrem Lichte zu lesen. Die Luft war erfüllt mit feiner Asche, welche alles mit hellgrauer Färbung bedeckte und sogar das Athmen etwas erschwerte. Auch die Tupinier-Insel war in vulkanischer Thätigkeit und das Getöse all der Ausbrüche glich einem ununterbrochenen dumpfen Donnern.

Die Bewohner der Insel erscheinen in einem recht ungünstigen Lichte; von Charakter sind sie (sagt Powell einmal, S. 235) habsüchtig bis zum höchsten Grade, auch verrätherisch und ihre Leidenschaft für Mord ist oft so stark, daß Eingeborene selbst ihn gewarnt haben, vor ihnen herzugehen, wenn sie bewaffnet wären, aus Besorgniß, daß



Maultrommel von Neu-Britannien.

Musikinstrument von Neu-Britannien.

Ohrring aus Schildpatt von der Spacious Bay.

Neubritannischer Kahn von der Gazellen-Halbinsel.

die Mordgier sie überwältigen möchte. Kriegsgefangene werden selbstverständlich gemartert und dabei entfalten die Frauen größere Erfindungsgabe als die Männer. Eine Art solcher Martern besteht darin, daß man Hände und Beine des Opfers an Pflöcke im Boden festbindet und ihm Feuer auf den Leib legt. Diese teuflische Quälerei wird durch die Frauen vorgenommen, welche weit grausamer sind als die Männer; letztere erlösen bisweilen den armen Gefangenen durch einen Speerstoß oder Beilhieb von seiner Pein, aber die Weiber lachen und jubeln dabei, stoßen auch wohl den Dulder mit einem Speere, um ihn aufzustören, falls er ihnen nicht genug zuckt und heult.

Die Frau wird durch die Heirath völliges Eigenthum des Mannes, der ihr gegenüber sogar Macht über Leben und Tod hat. So hatte z. B. (S. 82) ein Häuptling an der Blanchebai eine junge Frau gekauft; letztere weinte, sehnte sich zu ihren Freundinnen zurück und arbeitete nicht. Darüber zornig, sagte ihr der Gatte, da sie als Frau nichts nütze, wolle er sie anders benutzen, tödtete sie sofort und kochte sie zu einem Festmahle.

In einem andern Falle, der sich in Kininigunun an der Nordostküste der Gazellen-Halbinsel ereignete, wurde ein Mann, Mitglied eines Buschstammes, mit seiner Frau von einem der Unterhäuptlinge von Kininigunun und dessen Gefolge im Busche überrascht und gefangen genommen. Der Mann wurde getödtet, die Frau unter die Weiber des Unterhäuptlings aufgenommen, und den Hochzeitsbraten lieferte die Leiche ihres ermordeten Gatten. Powell selbst hat wohl oder übel einmal dem Abschlachten eines Mannes zusehen müssen, der seiner Ankunft zu Ehren das Leben

lassen mußte. Jeder Häuptling hat zwei ständige „Minister“: einen Sprecher und einen Schlächter. Ersterer besorgt das Reden, letzterer das Schlachten und Zerlegen. Das werthvollste Stück vom Manne ist der Schenkel, vom Weibe die Brust. Der Kopf wird nie gegessen; ebensowenig die Eingeweide; sie werden verscharrt. Bein- und Armknochen von Feinden werden am stumpfen Ende der Speere befestigt; die Eingeborenen glauben, dies verleihe ihnen die Stärke des Mannes, dessen Gebein sie tragen, und mache sie unverwundbar gegenüber den Verwandten des Gegessenen. Sie verzehren selten einen Mann ihres eigenen Stammes. Sollte aber einer von seinem Häuptlinge getödtet oder wegen eines Verbrechens hingerichtet worden sein, so kann der Leichnam an einen andern Stamm verkauft werden. Frauen werden öfter von ihren Stammesgenossen ermordet und gegessen.

Das Land, welches diese Unholde bewohnen, ist, wenn auch nicht überall, so doch an vielen Stellen von großer Schönheit und Fruchtbarkeit. Besonders lieblich ist nach Powell's Schilderung die Küste der Landschaft Kabakadaie und am Kap Corrokee; am Unamula-Flusse nennt er sie „im höchsten Grade großartig und schön“. Wir geben als Probe seiner Schilderung die Beschreibung der erstgenannten Gegend (S. 161), weil dieselbe zugleich ein anziehendes Bild neubritannischen Lebens entrollt:

Es ist ein liebliches Stück Erde, diese Küste von Kabakadaie, mit ihren vielen Palmenhainen und größeren oder kleineren Dörfern, während nach dem Innern zu hohe, hier und da mit vielfarbigen Büschen und Bäumen belebte Hügel dem Auge sich darbieten; am Strande liegen viele Kähne und mächtig lange Rohrseile (Cudda) sammt den Wuhp oder Fischfallen, welche durch sie im tiefen Wasser festgehalten werden sollen. An vielen Orten erblickt man den eigenthümlichen, phantastisch bemalten Zaun, welcher den Tabuplatz des Duck-Duck[1] kennzeichnet; innerhalb der Einzäunung sieht man das unvermeidliche Haus dieses Herrn, in welchem er dem allgemeinen Glauben nach wohnt. Zu Zeiten kann man hier fremdartige Gestalten auf dem Strande hintanzen sehen und das sonderbare Geschrei ausstoßen hören, welches seine Annäherung verkündet.

Anderswo ist auf einem offenen Platze eine Menge von Knaben in einem Scheingefechte begriffen. Sie theilen sich in zwei Hälften und jeder sammelt möglichst viel grüne Früchte eines an der Küste häufigen Baumes; auch hat sich schon jeder mit langen grünen Rohrstengeln versehen, welche auf sumpfigem Boden wachsen. Wenn genügender Schießbedarf vorhanden ist, beginnt der Krieg; die grünen Samen dienen als Schleudergeschosse, die Rohrstengel als Speere, und die kleinen Krieger gebrauchen beide Waffen mit großer Genauigkeit. Oft versieht ein Greis die Stelle eines Lehrers und Schiedsrichters. Solche Kriegsspiele setzt man mit lebhafter Theilnahme stundenlang fort, und dadurch gewöhnen sich die kleinen Burschen an den Gebrauch ihrer landesüblichen Waffen; einige erlangen in Anwendung der einen oder der andern Waffe, wohl auch in beiden, große Geschicklichkeit. Sich fangen zu lassen, ist eine große Schmach; daher üben sie sich sowohl im Rennen, als im Schleudern und Speerwerfen.

Weiterhin sieht man vielleicht einen Haufen von Kindern beiderlei Geschlechts, welche beschäftigt sind, mit den Händen kleine längliche Sandkuchen zu machen und sie in die Luft zu werfen, daß sie ins Wasser fallen. Es kommt darauf an, daß möglichst viele unzerbrochen das Wasser berühren, und je höher sie geworfen werden, desto besser. Wenn sie ganz ins Wasser fallen, so hört man dies an dem Tone, welcher dabei entsteht. Für jeden Kuchen, der nicht in der Luft zerbricht, macht der Werfer mit dem Fuße einen Strich in den Sand. Mißglückt aber ein Wurf, so muß er die Striche tilgen und von neuem anfangen. Oft sah Powell erwachsene Männer und Frauen dies Spiel treiben, hat es auch selbst versucht; der Erfolg ist aber nicht leicht. Die Eingeborenen lieben es sehr und spielen es wohl einen ganzen Tag.

Zuweilen kann man auch eine lange Reihe von Frauen sehen, welche mit ihren schweren Bürden zum Markte ziehen, einige mit Körben voll Yams, andere mit Aaronswurzeln, Kokosnüssen u. s. w. Die Tragbänder gehen über den Rücken und quer über den Vorderkopf hinweg. Oben auf den Körben liegt in einem maschigen Beutel wohl auch der jüngste Sproß der Familie, entweder ganz behaglich schlafend oder in ernsthaftester Weise die frische Luft athmend. Hier und da rennen und spielen Männer und Knaben im Wasser. Powell sah kleine Kinder, welche kaum laufen konnten, wie Fische schwimmen, sobald ihre Füßchen den Grund verloren; sie scheinen eine angeborene Neigung dazu zu haben, wie Wasserhunde. An schönen Tagen lassen die Knaben ihre Spielzeugkähne fahren; manche haben schöne kleine Kahnmodelle, andere sind ebenso vergnügt mit einer halben Kokosnußschale, in welcher sie einen aufrecht stehenden Stock mit einem Blatte daran, welches das Segel vorstellt, befestigen; letzteres ist etwas sonderbar, da weder die Neu-Britannier, noch die Neu-Irländer eigentliche Segel haben, sondern nur eben eine Matte an einer Stange, um sich vom Winde treiben zu lassen. Vielleicht kommt den Jungen der Gedanke von den Fahrzeugen, welche sie vorüberfahren sehen.

Alles in allem gewährt dies ein sehr belebtes Bild, und wenn man dem fröhlichen Treiben an der Küste zusieht und das herzliche Lachen vom Strande herübertönen hört, so kann man sich schwer die Thatsache vorstellen, daß vielleicht schon morgen einige der Leute einen armen Teufel, der in ihre Hände gefallen ist, martern und essen werden. Ein solcher Gedanke zu solch einer Zeit anscheinender Glückseligkeit und Unschuld ist recht störend und unliebsam — aber es ist nur zu wahr, daß hier, wo die Natur ihre größte Kunst angewendet zu haben scheint, um die Erde zu verschönern; hier, wo ihre verschwenderische Hand nichts gespart hat, um diese Inseln als ihre erlesensten Lieblinge zu kennzeichnen, daß hier ihr vollkommenstes Werk, der Mensch, das einzige schlechte, verworfene Geschöpf ist.

[1] Vgl. „Globus“, Bd. 41, S. 7, 24, 39.

Stanley's Fahrt nach dem obern Kongo.

Ueber Stanley's letzte Entdeckungsreise nach dem obern Kongo ist endlich in Nr. 3 des zu Brüssel erscheinenden Blattes „Le Mouvement Géographique“ eine eingehendere Schilderung aus der Feder von A. J. Wauters erschienen. Wir entnehmen derselben folgende, allgemeines Interesse erweckende Angaben:

Am 24. August vorigen Jahres reiste Stanley von Leopoldville am Stanley-Pool ab, um den obern Kongo und einige seiner Nebenflüsse zu erforschen, Allianzverträge mit eingeborenen Häuptlingen zu schließen und Stationen bis zu den oberen Fällen, den sogenannten „Stanley Falls“ zu errichten. Am 27. desselben Monats sehen wir ihn bereits an der neuen von dem Schweden Pagels am Einflusse des Kwango gegründeten Station Konamouth mit den vier Dampfern „En avant“, „Eclaireur“, „Royal“ und „Association internationale africaine“ anlangen. Nachdem er während eines mehr wie vierzehntägigen Aufenthaltes die zwischen dem Negervolke der Bayanzi und dem Stationschef zu Bolobo ausgebrochenen Streitigkeiten geschlichtet hatte, setzte er seine Fahrt nach der Aequatorstation fort. Unterwegs gründete er nach vorgängiger sorgfältiger Untersuchung eine Station am Kongo gegenüber der Mündung des Mbossi (Alima) in der Nähe des Dorfes Lukolela und erneuerte den schon früher geschlossenen Vertrag mit Irebu, dem Könige von Usindi. Auf der Aequatorstation hielt sich Stanley 14 Tage auf, einmal um die für seine bei Lukolela errichtete Station erforderlichen Bedürfnisse zu beschaffen und dann um seine Vorbereitungen für die weitere Reise zu treffen. Es sei hier bemerkt, daß bis zum 17. Oktober vorigen Jahres, dem Tage, an welchem Stanley mit seinen vier Dampfern in Gesellschaft von Roger, einem Belgier, den Maschinisten und 68 Schwarzen von der Aequatorstation stromaufwärts auslief, dieser Punkt noch nie überschritten worden war. Die Expedition begann unter den günstigsten Anzeichen. Stanley schloß mit dem Häuptlinge von Uranga, das an der Mündung des Nebenflusses Lulemgu liegt, ein Freundschaftsbündniß, erhielt von dem ihm ehemals feindseligen Stamme der Bangala die Erlaubniß zur Errichtung einer Station und zur Aufpflanzung der Flagge der internationalen afrikanischen Gesellschaft und erlangte Koncessionen von den zu Rubuga, Byruba und Yambinga seßhaften Stämmen.

Nicht ohne Besorgniß näherte sich Stanley dem großen Nebenflusse Aruwimi, wo er im Jahre 1877 solch fürchterliche Kämpfe zu bestehen hatte, um sein und seiner Gefährten Leben zu vertheidigen. Es war am 15. November, als er dort anlangte; er schlug sein Lager auf dem linken Ufer angesichts derselben großen Dörfer auf, welche sieben Jahre früher gegen ihn eine so beträchtliche Anzahl Kriegsboote entsandt hatten. Sofort belebte sich das entgegengesetzte Ufer. Wie ehedem ließen die großen Trommeln ihren kriegerischen Ruf ertönen und die Ufer des Flusses füllten sich mit Eingeborenen in Waffen. Doch nur zwei Boote zeigten sich, sie kamen bis auf eine gewisse Entfernung an das Ufer heran, wo Stanley sein provisorisches Lager aufgeschlagen hatte. Seine Leute verhielten sich unbeweglich und rauchten. Nach einer Stunde der Erwartung entschloß sich Stanley, zu handeln. Der unerschrockene Mann bestieg seine Dampfer wieder, kreuzte mit ihnen den Fluß und fuhr mit vollem Dampfe dicht am Ufer hin die Dörfer entlang. Die Wirkung hiervon war durchschlagend. Es erfüllte diese Naturkinder mit Erstaunen und Neugierde, als die Dampfer mit aufgezogenen Flaggen, unter dem schrillen Pfiff der Dampfpfeife dahinglitten und auf deren Verdeck weiße Männer Zeichen des Friedens machten und Worte freundschaftlicher Gesinnung hören ließen. Die Kriegstrommeln verstummten und es begann eine Unterredung. Am selben Abend erhielt die Expedition die Erlaubniß, sich in der Nähe der Dörfer aufzuhalten; am andern Morgen unterhandelte man und die Häuptlinge nahmen von dem weißen Manne Geschenke an, am Tage darauf ward der Friede besiegelt.

Bekanntlich kam Dr. Schweinfurth im März 1870 am Ufer eines gewaltigen Flusses, Uelle genannt, an. Nach seiner Ansicht war der Uelle der obere Lauf des Schari, des in den Tsad-See mündenden Flusses. Andere, wie vor allem Stanley selbst, neigten sich der Ansicht zu, daß der Uelle vielmehr einer der größten Nebenflüsse des nördlichen Kongo sein müsse. „Ich nehme keinen Anstand zu erklären“, schreibt Stanley im zweiten Theile seines letzten Reisewerkes, „daß der Aruwimi der Uelle Schweinfurth's ist.“ Nachdem er nach sieben Jahren auf den Schauplatz seiner Forschung zurückgekehrt war, strebte er danach, seine Annahme zur Thatsache zu machen, weshalb er am 18. November mit seinen vier Fahrzeugen den Fluß hinauffuhr. Die Ufer sind stark bevölkert, überall liegen große, an Elfenbein und Produkten reiche Dörfer. Die Bauart der Wohnungen ist von der an den Ufern des Kongo ganz verschieden, denn die Häuser haben das Aussehen von großen Löschhütchen. Die Bevölkerung ist zwar wild, doch furchtsam, denn nirgends hatte die Expedition feindliche Kundgebungen zu erfahren. Da es das erste Mal war, daß weiße Männer in diese Gegend eindrangen, so mußte der Anblick derselben und ihrer Dampffahrzeuge natürlicherweise die Bevölkerung in die höchste Bestürzung versetzen.

Am 20. November um 4 Uhr Nachmittags erreichte die kleine Flotte nach einer Fahrt von ca. 315 km auf einem breiten Wasserrücken das Dorf Yambuga, wo sich Stromschnellen befinden. Weiter aufwärts macht der Fluß alsdann eine Biegung nach Norden und Osten; er trägt da den Namen Bi-yere-Uerre.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr (?), daß der Aruwimi der Uelle Schweinfurth's ist. In der That ist der Fluß, welchen letzterer im Jahre 1870 und Dr. Junker 1880 gesehen hat, 1876 von dem Griechen Dr. Potagos erreicht worden, welcher neben anderen ziemlich dunkeln und der Aufklärung bedürftigen Angaben berichtet, unter dem 3. Grade nördl. Br. bei dem Dorfe Ingima angelangt zu sein, das an dem gegen Südosten fließenden Flusse Bere liege. Nun ist Stanley bis 2° 13′ nördl. Br. den Bi-yere hinaufgefahren, ein Name, welcher offenbar mit Bere identisch ist. Es bleibt also nur noch die Untersuchung des Flusses auf einer Strecke von 47 Breiteminuten übrig, um den Aruwimi oder Bi-yere Stanley's mit dem Bere des Dr. Potagos und dem Uelle Schweinfurth's zu verbinden.

Man ist also jetzt im Stande, die Linie der Wasserscheide zwischen den Becken des Nils und Kongos im Lande der Niam-Niam unter ungefähr 5° nördl. Br. zu ziehen.

Die Expedition verließ die Mündung des Aruwimi am 24. November. Den folgenden Tag begegnete sie einer wenigstens 1000 Boote starken Flotte, welche von Weitem wie eine schwimmende Stadt aussah. Stanley befürchtete anfangs einen Angriff, doch die Flotte passirte seine Fahrzeuge ohne jegliche feindliche Kundgebung. Tags darauf gewahrte man andere Flotten von einer geringern Anzahl Boote, welche den Fluß hinabruderten. Die Sache gewann den Anschein, als ob ein ganzer Volksstamm auf der Wanderschaft begriffen wäre; offenbar fand in dem Lande irgend ein außerordentliches Ereigniß statt. Die Erklärung hiervon wurde Stanley, als er bei den auf dem rechten Ufer wohnhaften Mawembes ankam. Hier war die ganze Gegend verwüstet, die Dörfer waren zerstört und niedergebrannt, die Palmen und Bananenbäume durch Feuer versengt und die Bevölkerung drängte sich in wilder Angst an den Ufern zusammen. Der Grund von all diesem war — die Menschenjagd. Banden, Schießwaffen in der einen Hand, Brandfackeln in der andern, waren bis zu den Mawembes vorgedrungen und hatten deren Wohnsitze in

der Nacht überrumpelt. Die Männer, welche Widerstand leisten wollten, wurden niedergemacht, die übrigen mit Frauen und Kindern in die Sklaverei geschleppt. Allenthalben herrschten Verwüstung und Schrecken und die angrenzenden Stämme flohen in wilder Flucht gen Norden. Am nächsten Tage traf Stanley auf die Angreifer, welche am Ufer des Kongo sich gelagert hatten. Es war dies das erste Mal, daß sie ihre Streifzüge so weit nach Westen ausgedehnt hatten. Sie luden Stanley ein, sich bei ihnen niederzulassen und bereiteten ihm, wie einstens zu Tabora, Udschidschi und Nyangwe, einen herzlichen Empfang. Mehr als 1300 Sklaven befanden sich in ihrem Lager; doch Stanley war außer Stande, irgend etwas zu deren Befreiung zu thun. Ueberdies wären sie im befreiten Zustande nur der Hungersnoth überliefert worden; auch würde durch einen derartigen Akt die Sicherheit der Europäer, welche sich dort niederlassen wollten, für lange Zeit gefährdet gewesen sein. Nur die Errichtung einer starken Kette schützender Stationen vermag dem Anprall dieser Menschenjäger einen wirksamen Damm entgegenzusetzen, wie ja das Beispiel von Karema beweist.

Am 1. December früh Morgens erreichte Stanley die nach ihm benannten Fälle; er hatte zuvor einen Schwarzen, der als Führer und Dolmetscher dienen sollte, an Bord genommen. Die Dampfer warfen ihre Anker auf eine gewisse Entfernung vom nördlichen Ufer aus, während sich der Führer nach den Dörfern begab. Bald kehrte er mit den vornehmsten Häuptlingen zurück, welche Stanley und seine Gefährten aufs Freundlichste willkommen hießen. Die Fremden wurden aufgefordert, mit ihren Schiffen näher zu kommen und bald hatten sie dicht am ersten Wasserfall Anker geworfen. Im Jahre 1876 sah sich Stanley, von Njangwe kommend, auf seiner Fahrt den Lualaba-Kongo hinunter durch eine Reihe Wasserfälle aufgehalten, die den Fluß nördlich und südlich vom Aequator sperrten. Keiner derselben kann eigentlich ein richtiger Wasserfall genannt werden, alle sind vielmehr Stromschnellen, welche durch vulkanische, den Strom hemmende Felsen gebildet werden. Oberhalb derselben bilden die zusammengedrängten Gewässer außerordentlich heftige Strudel, schwellen an, stauen sich und stürzen mit einem weithin vernehmbaren Getöse zwischen den Felsen hindurch. Stanley hat sieben solcher Schnellen gezählt, welche staffelförmig sich auf eine Strecke von 90 km vertheilen, und hat festgestellt, daß sie bedeutend östlicher liegen, als wie er sie früher auf der Karte zu seinem letzten Reisewerke angegeben hatte.

Da das Komitee der „Association“ die Errichtung einer Station in dieser Gegend anempfohlen hatte, so wurden die ersten Tage des Aufenthaltes mit der Wahl eines günstigen Platzes verbracht. Man beschloß, diesen Vorposten europäischer Civilisation mitten im Flusse zu errichten und zwar auf der Insel Uana-Rusani, welche 1800 bis 2000 m lang und 600 bis 700 m breit ist und ungefähr 4 km stromaufwärts von dem ersten Falle liegt. Sie ist leicht zugänglich, gesund, fruchtbar und sehr bevölkert. Etwa 1500 Menschen wohnen daselbst in zahlreichen Dörfern mit parallelen und querlaufenden Straßen. Die Bewohner gehören dem Wuenjastamme an, sind thätig und geschickt in Bebauung des Bodens, in Holzarbeiten und Weberei. Elfenbein wird dort in großer Menge gefunden. Nach Beendigung der Verhandlungen mit den Häuptlingen pflanzte Stanley auf der Insel die Flagge der Association, welche bekanntlich einen goldenen Stern im blauen Felde zeigt, mitten in Afrika, d. h. in gleicher Entfernung von den beiden Oceanen auf, und das Stationsgebäude wurde errichtet. Nachdem er den Maschinisten des „Royal“ als Chef mit Lebensmitteln auf ein Jahr zurückgelassen hatte, verließ er am 10. December die neue Station an den Wasserfällen und trat den Rückweg an.

Stanley verweilte unterwegs einige Zeit bei einem der großen auf dem rechten Ufer wohnhaften Häuptlinge, dessen Macht sich bis zu dem Upoto-Gebirge erstreckt. Er erlangte von ihm ein großes Territorium, auf welchem die Flagge der Association aufgepflanzt wurde. Einen weitern Halt machte er an der Mündung des Lulemgu, wo er zwei Wochen zuvor einen Freundschaftsvertrag geschlossen hatte. Die Eingeborenen verlangten einstimmig die Errichtung einer Station; heute weht die blaue Flagge über dem Dorfe der Urangas. Am 20. Januar 1884 warfen nach einer Abwesenheit von 4 Monaten und 26 Tagen die Schiffe der Expedition wiederum Anker in der kleinen Bucht von Leopoldville, wo Stanley alles in schönster Ordnung vorfand. Er selbst aber, der seine Fahrzeuge und Leute mit Ausnahme von Roger, welcher sehr krank zurückkehrte, im besten Zustande nach Leopoldville brachte, fühlte nachgerade die Nachwehen der Anstrengungen dieser Expedition; doch brachte die letzte Post aus Afrika die Nachricht, daß sich inzwischen sein Zustand bedeutend gebessert habe.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

IV. Der Marsch durch das nördliche Tibet von Dsun-sasak bis zum Berg Bumsa und zurück.

Am 12. September brach Prshewalski mit seiner jetzt aus 34 Kameelen bestehenden Karawane von der Festung Dsun-sasak auf. Um den direkten beschwerlichen Uebergang über das Gebirge Burchan-Budda zu vermeiden, wurde ein kleiner Umweg nach Westen bis zum Flusse Nomochun-gol gemacht und diesem Flusse folgend, ein Engpaß zum Uebergange gewählt. Der Weg bis zum Flusse führte durch eine unfruchtbare, kiesige Ebene, in der nur hier und da einige Rhamnus- und Potentillabüsche standen; an einer Stelle ganz in der Nähe des Flusses bei der Festung Nomochun-choto gab es aber Gerstenfelder. Das Gebirge Burchan-Budda hat an der Stelle, wo der Fluß dasselbe durchbricht, kolossale, sehr scharfe, spitzige Felsen aus feinkörnigem Grünstein. Der Weg durch den Engpaß war recht beschwerlich und wiederholt mußte der 5 bis 7 Saschen (10 bis 14 m) breite Fluß überschritten werden. Am 18. September war endlich das Gebirge Burchan-Budda passirt, und man befand sich in einer Höhe von 13 000 Fuß auf der untersten Stufe des eigentlichen Hochplateaus von Tibet. Nach kurzem Aufenthalt in Dsun-obo wurde der Bergrücken Schuga überschritten und der Reisende befand sich an einer Stelle, welche er bereits 1872 und 1873 besucht hatte. Die absolute Höhe des Gebirges Schuga, 15 300 Fuß (4660 m), machte sich unangenehm bemerkbar: Herzklopfen, Schwindel-

gefühl, schnelle Ermüdung und plötzlich eintretende Muskelschwäche traten auf; jedoch gewöhnten sich die Reisenden mehr oder weniger an die Einflüsse der Höhe. Die Witterung änderte sich leider zu ihren Ungunsten, Stürme mit Schnee hinderten das Fortkommen und doch durfte nicht gezögert werden. Das seinem allgemeinen Charakter nach nicht sehr wilde Schnga-Gebirge lag bald hinter den Reisenden, welche nun dem Flusse Schuga-gol folgend, stromabwärts weiter marschirten. Das Thal desselben wird auf der Südseite von einem gewaltigen Schneegebirge, das Prshewalski nach Marco Polo benannte, im Norden von den Fortsetzungen des Schuga-Gebirges eingeengt; es ist außerordentlich reich an Futter und deshalb der Aufenthaltsort für zahlreiche Thiere, namentlich tummelten sich hier große Scharen von Jaks und Bergschafen (Pseudovis Nahors). Prshewalski gab sich der ungestörten Jagdfreude hin, wenngleich dieselbe hier und da mit Gefahren verbunden war. Das Gebirge Marco Polo wurde in seinem östlichen Theile, woselbst der Paß Tschum-Tschum, 16 300 Fuß (4970 m), einen sehr bequemen Weg bietet, überschritten und damit ein hohes Plateau von 15 000 Fuß (4570 m) erreicht. Das Ungemach der Reisenden steigert sich; das Wetter wird schlechter; Sturm, Frost, Schneefall, dabei kein Feuerungsmaterial, weil das Argal (Jakmist) vom Schnee bedeckt und deshalb nicht zu finden ist; Futtermangel; dazu Augenleiden und Schneeblindheit. Beim Marsch über dieses Plateau wurde der oben bereits genannte Bär, welcher sich von Pfeilhasen ernährt, entdeckt. Zu allen Leiden kam noch der unangenehme Umstand hinzu, daß der Führer umkehren wollte, weil er den Weg nicht weiter wisse; doch ließ Prshewalski ihn nicht ohne weiteres fort, sondern nahm ihn eine Strecke weit mit Gewalt mit. Als der Führer aber die Karawane in eine enge Schlucht des Kukuschili-Gebirges hineingeleitet hatte, obgleich es, wie sich später herausstellte, einen guten Uebergang an einer andern Stelle gab, jagte Prshewalski den treulosen Mongolen fort, nachdem er ihm zur Belohnung noch eine körperliche Züchtigung hatte zu Theil werden lassen.

Nun war er wieder ohne Führung; aber sein gutes Glück verließ ihn nicht. Mit Mühe und Noth gelangte die Karawane aus dem wilden und unwirthbaren Kukuschili-Gebirge endlich heraus und befand sich in einer weiten Ebene; vor ihr lag abermals ein hohes Gebirge, Dumbure (die Namen der Berge und Flüsse erfuhr Prshewalski natürlich erst auf dem Rückwege von den ihn rückwärts geleitenden Mongolen). Nach einigem Suchen wurde ein Uebergang gefunden und entlang einem nach Süden laufenden Flusse, dem Dumbure-gol, kamen die Reisenden in das Thal und an das linke Ufer des großen Flusses Mur-ussu, eines Quellflusses des berühmten Blauen Flusses. Hier in diesem Thale, nur etwas weiter nordöstlich, war Prshewalski bereits im Januar 1873 gewesen, aber hatte dann umkehren müssen.

Die Reisestrapazen steigern sich für die Menschen und Thiere, trotzdem daß das Thal des Mur-ussu reich an Wiesen und Thierleben ist; vier Kameele und ein Pferd müssen als unbrauchbar zurückgelassen werden; ein Theil des Gepäcks wird, um die Thiere zu erleichtern, eingegraben, um beim Rückwege mitgenommen zu werden. Menschen- und Thierschädel werden gefunden, einmal auch die Leiche eines Mongolenpilgers, umringt von Geiern und Wölfen. Endlich wird ein Zufluß des Mur-ussu passirt und die Karawane befindet sich abermals dicht am Ufer des Mur-ussu und zwar nur 7 Werst (Kilometer) oberhalb der Fuhrt, mittels welcher die Pilgerkarawanen den Fluß passiren, um nach Lhassa zu gelangen. Spuren einer kürzlich hier lagernden Karawane werden zur großen Freude aller entdeckt — jetzt ist der richtige Weg gefunden. Die Pilgerkarawane, welche vor nicht langer Zeit vor unseren Reisenden hermarschirt war, brachte ihnen, den Nachfolgenden, noch den großen Vortheil, daß sie ihnen den Weg über das mit Schnee bedeckte Plateau des Tan-la-Gebirges festtrat und ebnete, so daß für die ermüdeten Kameele Prshewalski's der Marsch leichter wurde. Es ist sehr fraglich, ob er ohne dieses glückliche Zusammentreffen den Weg nach Tibet gefunden hätte.

Der Mur-ussu in einer absoluten Höhe von 14 000 Fuß (4270 m) hat an der Stelle der Fuhrt eine Breite von 30 Saschen (60 m) und war damals $2^1/_2$ Fuß (75 cm) tief; das Wasser war offenbar gefallen und hätte zu anderer Jahreszeit ein Hinderniß für das Weiterkommen abgegeben. Sieben Tage lang dauerte der Marsch über das vor dem Gebirge Tan-la sich ausdehnende Plateau. Beim Uebergange über den Paß, 16 700 Fuß (ca. 5000 m), hatte die Karawane einen Ueberfall von Seiten der früher schon geschilderten Jegrai zu bestehen; doch verjagten die schnellschießenden Gewehre der Kosaken die lästigen Gäste sehr bald. Auf die anziehend geschriebene Skizze des Gefechts können wir nicht weiter eingehen.

Der Paß über das Tan-la-Gebirge ist sehr bequem; auf der Höhe war ein buddhistisches „Obo" errichtet. Auf großen kegelförmigen Steinhaufen lagen die Schädel von wilden und zahmen Jaks, dazwischen steckten Stangen, welche durch Fäden mit einander in Verbindung gesetzt waren; an diesen Fäden hingen mit Gebeten beschriebene Fetzen herab. Die russische Expedition begrüßte ihrerseits die Paßhöhe mit einer Freudensalve.

Beim Abstieg kamen die Reisenden an heißen Mineralquellen vorbei; früher hatten hier Zelte gestanden, in welchen Kranke aus Lhassa Heilung suchten; doch war jetzt niemand hier, aus Furcht vor den räuberischen Jegrai und Gorlyken. Man folgte nun dem Flusse Tan-tschu (mongolisch Bagyn-gol), welcher in den San-tschu fließt. Hier begegnete der Reisende dreien Mongolen, darunter einem alten Bekannten, Dadai, welcher tibetisch reden konnte. Diese brachten schlechte Nachrichten: die Tibeter seien entschlossen, unter keiner Bedingung die Russen nach Lhassa gelangen zu lassen; es habe sich das Gerücht verbreitet, sie seien gekommen, um den Dalai-lama zu stehlen, und in Folge dessen sei das Volk in Lhassa in hohem Grade aufgeregt. Um die ungebetenen Gäste zurückzuhalten, seien von der tibetischen Grenze bis zum Paß Tan-la Wachtposten ausgestellt gewesen, welche nur des herannahenden Winters wegen aufgehoben seien. An der Grenze selbst sei tibetisches Militär jetzt versammelt, um das Eindringen der Russen zu hindern, und von Naptschu, dem ersten Orte auf tibetischem Boden, kämen tibetische Beamte mit 10 Mann Soldaten den Russen entgegen.

Bald trafen unsere Reisenden mit den letzteren zusammen, welche sich sehr anständig benahmen, Namen und Zahl der Begleiter Prshewalski's aufschrieben, seinen chinesischen Paß prüften und schließlich baten, die Russen möchten weitere Nachrichten aus Lhassa abwarten. Um ihre Bewegungen zu überwachen, blieben fünf tibetische Soldaten bei ihnen, am Fuße des Berges Bum-sa, an dem kleinen Flusse Nier-tschungu wurde darauf ein Lager aufgeschlagen; denn eine Erholung, selbst eine erzwungene, that allen Mitgliedern der Karawane nöthig. Prshewalski dachte noch immer an die Möglichkeit, weiter vorzudringen; der Weg von Naptschu bis Lhassa, ca. 250 Werst (Kilometer) lang,

ist für Kameele sehr anstrengend, so daß die Pilger- und Handelskarawanen gewöhnlich ihre Kameele in Naptschu zurücklassen und für die Weiterreise Jaks benutzen.

Am Fuße des Berges Bum-sa (17 100 Fuß = 5210 m), in einer absoluten Höhe von 15 500 Fuß (4720 m) verweilte Prshewalski mit seinen Begleitern 18 Tage; 10 Werst (Kilometer) südlich davon lief die Grenze zwischen den Besitzungen des Dalai-lama und der chinesischen Provinz Sinin. Die Zeit des Zuwartens wurde ausgefüllt, so gut es ging, mit Jagden auf Geier, mit Beobachtung der in der Nähe befindlichen nomadisirenden Tibeter; viel Zeit raubte auch die Unterhandlung mit den tibetischen Beamten, welche schließlich doch zu nichts führte. Eine Gesandtschaft Prshewalski's nach Naptschu kehrte unverrichteter Sache wieder zurück.

Eine Abwechselung brachte das Eintreffen einer Handelskarawane tibetischer Kaufleute, welche von Lhassa nach Sinin zogen. Die Karawane zählte 200 belastete Jaks, einige Kameele und 22 Menschen und führte Tuch, Räucherkerzen und andere Gegenstände, welche beim Kultus benutzt werden, heilige buddhistische Bücher, Arzneimittel, Süßigkeiten, Zucker u. a. mit sich. Diese Waaren finden ihren Absatz über Sinin, zum Theil in China selbst, der größte Theil davon aber in der nördlichen Mongolei. Umgekehrt werden von Sinin nach Lhassa verschiedene chinesische Waaren, namentlich aus Peking ausgeführt, so Seidenzeug, Dalemba (chinesisches Baumwollenzeug), Geschirre, Sättel, eiserne Trink- und Eßschalen, Stiefel, Feuerzeuge, Messer, Pfeifen und allerlei Kleinigkeiten, unter anderem auch chinesischer Essig. Die Fracht von Lhassa nach Sinin und umgekehrt ist nicht theuer, denn die Lastthiere, die Jaks, begnügen sich mit dem Grasfutter am Wege, und die Zeit — die Reise dauert zwei bis drei Monate — hat, wie bei allen Asiaten, gar keinen Werth. Freilich werden mitunter die Handelskarawanen angefallen, aber schlaue Händler verstehen es, sich loszukaufen von den Räubern, welche besonders die Pilgerkarawanen verfolgen. Die Handelskarawanen zwischen Lhassa und Sinin gehen alljährlich im Herbst, Winter und im frühen Frühling. Die Händler (tibetisch Sumbun) sind stets dieselben; zur Unterhaltung nehmen sie oft ihre Frauen mit.

Endlich am 30. November, nachdem Prshewalski bereits 15 Tage gerastet, erschienen zwei Beamte aus Lhassa in Begleitung des Gouverneurs von Naptschu mit der Meldung, daß ein Abgesandter des (weltlichen) Beherrschers von Tibet, Nomun-Chan, in Naptschu eingetroffen, aber wegen Unpäßlichkeit nicht hierher kommen könne. Die Beamten meldeten weiter, daß Nomun-Chan und seine Würdenträger den Entscheid gegeben hätten, die Russen nicht nach Lhassa reisen zu lassen. Prshewalski begnügte sich mit dieser mündlichen Meldung nicht, er wünschte den Abgesandten selbst zu sehen und verlangte auch die Ansicht des chinesischen Residenten von Lhassa zu hören, da die chinesische Regierung doch die Erlaubniß zum Besuch von Lhassa ertheilt hätte. Die Beamten kehrten um und am andern Tage erschien der Abgesandte selbst; er war nach Aussage der Beamten ein sehr hoher Würdenträger, vielleicht einer der vier Kalunen, d. h. der Gehilfen Nomun-Chan's. Sein Name war Tschshigmed-Tschoisch-shor. Mit ihm erschienen die Vorsteher der drei wichtigsten Klöster und Vertreter der 13 Bezirke (Aimak) der eigentlichen Länder des Dalai-lama.

Der tibetische Abgesandte und seine Begleiter machten erst die nöthige Toilette und dann erschienen sie vor Prshewalski: Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Gesundheit und die Reise, erkundigte sich der Gesandte vor allem danach, zu welcher Nation die Reisenden gehörten, ob sie Russen seien oder Engländer. Dann hielt er eine längere Rede des Inhalts, daß Russen noch nie in Lhassa gewesen seien, daß von Norden her nur drei Nationen zu ihnen kämen, Mongolen, Tanguten und Chinesen, daß die Russen eine andere Religion hätten als die Tibeter, und schließlich, daß das ganze tibetische Volk, der Herrscher Nomun-Chan und der Dalai-lama selbst, die Fremden nicht ins Land lassen wollten. Prshewalski antwortete, wenngleich die Russen einen andern Glauben hätten, so gäbe es doch nur einen Gott für alle Menschen, daß nach göttlichen Geboten man alle Pilger, wer sie auch seien, freudig aufnehmen müsse, aber nicht fortjagen dürfe; daß er ohne böse Absicht gekommen sei, lediglich um Tibet zu sehen und im Interesse der Wissenschaft zu erforschen, und daß er mit seinen 12 Begleitern doch in keinem Falle ihnen Gefahr bringen könne. Die Antwort darauf war immer dieselbe, vom andern Glauben, von den drei Nationen u. s. w., dabei flehten der Gesandte und seine Beamten, die Hände vor der Brust zusammenschlagend, in demüthigster Weise, man solle ihnen ihre Bitte erfüllen und nicht weiter vordringen. Die Tibeter drohten in keiner Weise, sie erboten sich im Gegentheil, alle Reisekosten den Russen zurückzuerstatten, wenn sie nur abzögen.

Es fiel dem unermüdlichen und unerschrockenen Reisenden schwer, so nahe vor dem Ziele den Entschluß zu fassen, abermals umzukehren — abermals! Es war nicht das erste Mal, daß er seinem Ziele nahe gerückt war — aber was war zu thun? Wie sollte er mit seinen 12 Begleitern es wagen, dem Fanatismus eines ganzen Volkes zu trotzen? Das war unmöglich — die Nothwendigkeit der Umkehr stand fest.

Vorher aber verlangte Prshewalski von den Abgesandten, daß sie ihm das Verbot, ins Land Tibet einzudringen, schriftlich geben sollten; wenn sie das nicht thäten, so marschire er morgen direkt vorwärts. Der Gesandte machte Ausflüchte, er wolle aus Lhassa ihm die Abweisung zusenden. Prshewalski ließ dem Gesandten antworten, er reise nun viele Jahre herum, aber so schlechte und ungastliche Leute, wie die Tibeter, habe er nirgends gefunden; er werde das in aller Welt erzählen; früher oder später kämen doch die Europäer zu ihnen und würden sich mit Gewalt den Zugang erzwingen — er möge das alles nur seinem Vorgesetzten Nomun-Chan und dem Dalai-lama mittheilen. Eine Antwort darauf erfolgte nicht; es schien das alles dem hohen Gesandten sehr gleichgültig zu sein; vor der Hand war ihm nur eines wichtig: die Russen von Tibet fern zu halten.

Am andern Morgen in aller Frühe überbrachten die Gesandten das betreffende Schreiben; es wurde feierlich verlesen und ins Mongolische und weiter ins Russische übersetzt, dann vom Gesandten untersiegelt und übergeben[1]). Darauf erklärte Prshewalski, er werde umkehren, und gab Befehl, das Lager abzubrechen. Während das geschah, nahmen die tibetischen Gesandten in freundschaftlicher und liebenswürdiger Weise Abschied — sie standen noch lange und sahen der russischen Karawane nach, bis diese hinter den nächsten Bergen verschwand.

So mußte Prshewalski abermals umkehren, als er nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten nur noch 250 Werst (Kilometer) von Lhassa entfernt war.

Der Rückmarsch nach Dsun-sasak wurde zum Theil auf einem andern Wege als der Hinmarsch gemacht, unter der bewährten Führung des Mongolen Dadai, einem

[1]) Der Text des Schreibens in russischer Uebersetzung von Professor Wassiljew findet sich a. a. O., S. 276.

Neffen jenes Mannes, der unsern Reisenden in den Jahren 1872 und 1873 geführt hatte. Prshewalski hatte von den Tibetern wenig Vorräthe kaufen können; nur einige Pferde waren herbeigeschafft worden, um die ermatteten Kameele zu entlasten. Glücklich, ohne von den tibetischen Räubern belästigt zu werden, kam man über den Paß des Gebirges Tan-la, wobei der mongolische Lama ihnen eine Legende von einem bösen Geiste und einem Steinregen erzählte, an den Fluß Mur-ussu, dessen Wasser unterdeß fest zugefroren war. Im Gebirge Zagan-Obo wurde einige Tage gerastet, weil ein Kosak schwer erkrankt war; unterdeß machte Prshewalski Jagd auf Bären, und hatte die Freude, ein großes und kräftiges Exemplar zu erlegen. Sobald der Kosak sich gebessert hatte, wurde der Marsch fortgesetzt, doch wurde nicht wie bisher der alte Weg gewählt, sondern ein anderer, welcher mehr westlich lag. Das Gebirge Durumbu wurde auf einem westlicher gelegenen Passe überschritten, ebenso das Kukn-schili- und das Marco-Polo-Gebirge. Aber schwierig war der Marsch wegen der großen Kälte, Schneestürme und Futtermangel; die Lastthiere blieben oft länger als 24 Stunden ohne jegliche Nahrung, auch den Menschen fehlte bald das Nöthigste; das Mehl ging zu Ende. Endlich im Flußthale des Naidschin-gol trifft man Mongolen, welche Nahrungsmittel verkaufen und Jaks als Lastthiere vermiethen; denn von den Kameelen sind nur noch 17 übrig geblieben. Dabei wird es etwas wärmer; trotz des Januar sind es 2 Grad Wärme. Noch einmal muß das Gebirge, eine westliche Verlängerung des Burchan-Budda, auf einem Paß Kukutom überschritten werden, weil das Flußthal nicht passirbar ist und dann erst bei weiterm Fortmarsch in der weiten Ebene Tzaidam ist das Schwerste überstanden; der Weg wendet sich in der Ebene nach Osten und am 31. Januar 1880 wird die Festung (Chyrma) Dsun-sasak wieder erreicht. Von 34 Kameelen, mit denen Prshewalski von hier auszog, kehren nur 13 zurück, die übrigen sind den Reisestrapazen, besonders dem Futtermangel erlegen; die Reisenden selbst sind ermattet und abgezehrt.

Etwa eine Tagereise vor der Festung Dsun-sasak passirte Prshewalski den Aufenthaltsort der Mutter seines Führers Dadai. Als die Mutter die heranziehende Karawane erblickte, aber ihren Sohn vermißte, warf sie sich den Ankommenden mit der Frage entgegen: „Lebt mein Sohn? Wo ist er?" Als man sie beruhigte, fragte sie sofort: „Hat sich Dadai etwa die Haare so lang wachsen lassen, wie die Tibeter?" Als nun Dadai — o weh! mit sehr langen Haaren erscheint, da empfängt ihn die Mutter mit Vorwürfen, führt ihn ohne weiteres in ihre Jurte, und nach einer Stunde kehrt er — mit glattrasirtem Kopf und einem Zopf im Nacken wieder. Doch neues Ungemach wartete des Armen; als er seine Heimath verließ, hatte er sich verlobt und — nun aber war die Liebe verraucht! Aber die Braut war da und verlangte Erfüllung des gegebenen Versprechens, d. h. sofortige Eheschließung. Dadai, im Besitz des Lohnes für die geleisteten Führerdienste — 40 Lan Silber — war eine gute Partie! Nur mit Hilfe der Kosaken konnte er sich von seiner Braut losmachen.

In Dsun-sasak wurde eine kurze Zeit gerastet und dann auf schon bekannten Wegen der Marsch zum Kuku-nor angetreten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nachdem die landeskundliche Litteratur bereits für Thüringen, Vorpommern mit Rügen und die Provinz Sachsen nebst Anhalt und dem Harze zusammengestellt worden ist, hat sich jetzt Dr. Karl Ackermann der gleichen Arbeit für das frühere Kurfürstenthum Hessen unterzogen und veröffentlicht ein „Repertorium der Landeskundlichen Litteratur für den preußischen Regierungsbezirk Kassel" (Kassel, F. Keßler, 1884), worin auf 156 Druckseiten ca. 1150 Schriftstücke über Boden, Hydrographie, Klima, Flora und Fauna, ca. 700 über die Bewohner und ca. 750 über eigentliche Landes- und Ortskunde aufgeführt werden.

— Der isländische Geologe Th. Thoroddsen hat im vergangenen Herbst während zwei Monaten die Halbinsel Reykjanäs auf Island vollständig untersucht. Er hat hier 30 Vulkane mit gegen 700 Kratern gefunden; sechs dieser Vulkane haben sicher Ausbrüche in historischer Zeit gehabt, von vier anderen ließ sich dies nicht zuverlässig konstatiren. Auf dieser Halbinsel finden sich also wahrscheinlich nicht weniger als zehn moderne Vulkane, während bisher in diesem Theile von Island nur drei bekannt waren.

— Der Minister der russischen Reichsdomänen hat dem Reichsrathe eine Vorstellung über die Nothwendigkeit gemacht, den südlichen Ural in geographischer und geologischer Hinsicht zu untersuchen. Der Minister schlägt die Ausrüstung einer speciellen Expedition vor, an welcher ein Geologe, ein Bergingenieur, ein Geodät, zwei Topographen, ein Naturforscher, zwei Steiger, ein Feldscheer und eine Anzahl Arbeiter theilnehmen sollen. Die Dauer der Expedition ist auf 4 bis 5 Jahre, die Kosten auf 25 000 Rubel jährlich veranschlagt worden.

— Russische Zeitungen agitiren sehr lebhaft für die Gründung einer russischen Schule in Konstantinopel. Die Kinder der dort lebenden Russen besuchen bis jetzt griechische oder andere abendländische Schulen. Die Zahl der russischen Kinder sei etwa 200, die der Bulgaren, Montenegriner und anderer Slaven etwa 600.

— In dem Sammelwerke „Das Wissen der Gegenwart" hat F. Meyer von Waldeck die Schilderung des eigentlichen Rußland übernommen und führt uns im 23. Bändchen das Entstehen und Wachsen des Reiches, seine Beschaffenheit und seine Bevölkerung nach ihrer Vertheilung, Herkunft, Tracht rc. vor. Der Verfasser, welcher als Universitätslehrer und Redakteur 30 Jahre lang in Rußland gelebt hat, sagt in der Vorrede, daß er alles, was er giebt, selbst erfahren, erlebt oder aus authentischen Quellen geschöpft habe, und daß es die Wahrheit über Rußland sei; dieselbe Zuverlässigkeit nimmt er auch für die in der That vortrefflichen Illustrationen in Anspruch. Uns erscheinen von besonderm Interesse die Charakteristiken, welche er von den Russen selbst, den Deutschen, deren Anzahl er auf 2 Mill. schätzt, und von den Juden entwirft. Auch Meyer von Waldeck betont, daß die jüngsten Ausschreitungen gegen letztere lediglich socialen, durchaus nicht religiösen Ursprunges seien.

Asien.

— Nach Meldungen, welche der Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg zugegangen sind, befindet sich die Russische Lena-Expedition unter Lieutenant Jürgens gegenwärtig in Bulun an der Lena, einem theilweise von nomadisirenden Jakuten bewohnten Ort. Um hierher zu gelangen, mußte sie sich in vier Abtheilungen trennen, weil nicht genügende Transportmittel zum Fortschaffen der Bagage auf einmal vorhanden waren.

— Der Reisende Lessar hat der St. Petersburger Geographischen Gesellschaft die Mittheilung gemacht, daß er von Aschabad sich nach Merw begeben werde, um die neue dem russischen Reiche einverleibte Provinz in topographischer, geologischer und ethnographischer Hinsicht zu untersuchen.

— Aus Taschkend wird am 12. (24.) März telegraphirt, daß der Reisende Dr. Regel (vergl. oben S. 159) abermals von dort aus eine Reise angetreten habe. Er geht durch Buchara nach Tschardschui, Kelif, Kabadian und Baldschuan, dann weiter nach Pamir bis zur kaschgarischen Grenze. Der Astronom Schwarz begleitet die Expedition.

— Von der russisch-chinesischen Grenze schreibt man der „Oestlichen Rundschau" (1884 Nr. 14): Chinesische Händler und Beamte, welche aus Kaschgar kommen, erzählen, daß die Chinesen bald nach der Einnahme jener Stadt nicht unterlassen haben, über den todten Jakub-Bek Gericht zu halten und seine Leiche zu beschimpfen. Der Oberbefehlshaber rückte an der Spitze der Truppen zum Grabe des Fürsten, ließ eine volle Salve abfeuern, das Grabdenkmal stürmen und bis auf den Grund zerstören. Dann wurde der noch recht wohl erhaltene Leichnam hervorgeholt und in eine sitzende Stellung gebracht. Der Untersuchungsrichter stellte nun ein Verhör an, beschuldigte den Jakub-Bek des Treubruchs, des Ungehorsams gegen den Sohn des Himmels, des Aufruhres u. s. w. Dann hieb der Scharfrichter dem Leichname den Kopf ab; der Körper wurde verbrannt und das Haupt am Hauptthore der Festung von Kaschgar, Jengischar, aufgehängt.

— Das russische Schiff „Minin", an dessen Bord sich der Reisende Potanin befindet, ist in Batavia angelangt, wie ein Brief vom 17. (29.) Januar meldet. Von Aden bis Batavia hat die Reise 50 Tage gedauert. Da die Schiffsschraube in Batavia ausgebessert werden mußte, so wird Potanin mit seinen Begleitern die Weiterreise auf der Korvette „Skobelew" bis Saigon machen und von hier den Landweg einschlagen. Gegenüber den unrichtigen Angaben einiger russischer Zeitungen über die Mitglieder der Expedition betont die „Orient-Rundschau" (Nr. 11 vom 15. März), daß außer Potanin und seiner Frau und Begleiterin Theil nehmen der Topograph Skassi, bekannt durch seine Arbeiten während der Expedition Sewerzow's und ein Student Beresowski, welcher bereits früher mit Potanin gereist ist.

Nach den neuesten Nachrichten soll die Korvette „Skobelew" schon in Saigon eingetroffen sein.

— Nach Angabe des „Kawkas" soll Serachs, jene wichtige Festung am untern Heri-rud, von Persien an Rußland abgetreten worden und bestimmt sein, Hauptstadt des an Merw grenzenden Tedschend-Bezirks zu werden. Damit hätte sich verwirklicht, was Oberst C. M. Mac Gregor vor fünf Jahren über den Ort schrieb: „Wenn England Serachs nicht für die Vertheidigung gebraucht, wird Rußland es für den Angriff ausnutzen." Mac Gregor besuchte den festen Platz im Jahre 1875 als der dritte Engländer — seine Vorgänger waren Burnes 1832 und Taylor Thomson 1840 — unter dem Schutze einer die dortige Garnison ablösenden persischen Truppenabtheilung; damals war die Gefahr vor den raubenden Turkmenen noch groß. Aus den letzten Jahren haben wir die Berichte des russischen Ingenieurs Lessar, welcher viel dort herumgereist ist; der Fall von Göktepe und die Nähe der Russen hatte 1882 die Turkmenen so eingeschüchtert, daß die Perser jetzt ohne jede Bedeckung dort reisten, ohne befürchten zu müssen, gefangen und in die Sklaverei geschleppt zu werden. Der persische Kommandant der Festung, der früher nie ohne eine Eskorte von mindestens 50 Reitern deren Thore verlassen hatte, begnügte sich 1882 mit deren 10. Während Mac Gregor 1875 nur wenige Felder in der öden Umgegend von Serachs fand, nennt Lessar sieben Jahre später dieselbe „belebt"; es haben sich dort Merw-Turkmenen angesiedelt, welche mit persischer Erlaubniß gegen Entrichtung des Zehnten Ackerbau treiben. Auch darin hatte also Mac Gregor recht, als er schrieb: Der Boden ist leicht und sandig, aber Wasser findet sich etwa 20 Fuß tief so reichlich, daß Serachs nach Beseitigung der Turkmenen-Gefahr leicht eine schöne Ackerbauoase und Handelsstation zwischen Buchara und Chiwa einerseits, Meschhed und Herat andererseits werden könnte (vergl. „Globus" Bd. 36, S. 185). Das wissen die Russen auch sehr wohl; bereits befindet sich Fürst Dondukow-Korsakow auf dem Wege nach Serachs, um Maßregeln zu ergreifen für die Verbesserung der Verbindungswege zwischen Aschabad und Merw einerseits und Merw und Buchara resp. Russisch-Turkestan andererseits. Auch soll durch eine direkte Telegraphenleitung Aschabad mit Merw, Tschardschui, Buchara und Turkestan in Verbindung gesetzt werden, während jetzt noch Depeschen den weiten Umweg über Orenburg machen müssen.

Nordamerika.

— Am 19. April kam der Guion-Dampfer „Oregon" in Sandy Hook an, nachdem er die schnellste von allen bisherigen Reisen über den Atlantischen Ocean gemacht hatte. Er brauchte von Queenstown (Irland) aus nur 6 Tage, 9 Stunden und 22 Minuten, 12 Stunden weniger als jedes frühere Schiff.

— Die älteste Stadt in den Vereinigten Staaten, eine der wenigen, welche Antiquitäten besitzen, ist St. Augustine in Florida. Nachdem Don Juan Ponce de Leon auf der Suche nach dem Jugendbrunnen am Palmsonntage, 2. April 1512, Florida entdeckt und nach dem lateinischen Namen des Tages (Pascua Florida) benannt hatte, dauerte es noch über ein halbes Jahrhundert, ehe die spanische Regierung beschloß, von dem Lande Besitz zu ergreifen. Erst 1565 wurde eine große Expedition unter Menendez von Cadiz ausgeschickt, landete am St. Augustinstage (28. August) unweit südlich der Mündung des St. John's River und gründete die Stadt St. Augustine. Sie hat etwa 1500 ständige Einwohner, meist Abkömmlinge der alten spanischen, zum größten Theile von Minorka stammenden Einwohner, welche übrigens nicht spanisch, sondern den südlichen Negerdialekt reden; im Winter dagegen wächst die Bevölkerung durch Besucher aus dem Norden der Union auf 7000 bis 8000 Seelen an. Der Kontrast zwischen den großen modernen Hotels und zahlreichen Villen und andererseits den alten Gebäuden, darunter einem gut erhaltenen Beispiel spanischer Befestigungskunst, dem alten Fort Marion (früher San Juan de Pinos), der kleinen Kathedrale mit ihrem maurischen Glockenthurme, dem ehemaligen Gouverneurspalaste, jetzt Postamt 2c. ist höchst merkwürdig. Die Stadt liegt auf einer sandigen Ebene und ist während des trockenen Winters sehr staubig. Die Straßen sind sehr eng, manche nur wenige Fuß breit, so daß die Balkone von beiden Seiten her sich fast berühren. Bürgersteige giebt es nicht, da die mit coquina gepflasterten alten Straßen nur von Fußgängern benutzt wurden. Die alten Häuser sind gleichfalls von coquina gebaut, einem eigenthümlichen Muschelsteine, der auf der Anastasia-Insel gebrochen wird und an der Luft erhärtet. Zwei oder drei nordsüdlich verlaufende Straßen, welche von ein paar anderen unter rechten Winkeln geschnitten werden, und eine breitere Straße längs der Strandmauer machen die ganze Stadt aus, an deren nördlichem Ende das Fort Marion liegt, während am Südende sich die Kaserne der Soldaten befindet. Letztere umschließt Theile des ehemaligen Klosters San Francisco, vielleicht das älteste Mauerwerk in

der Union. Aus dem „ältesten Hause“, einem einfachen viereckigen Gebäude aus coquina, haben Reliquienjäger nach und nach alles Holzwerk entführt. — St. Augustine hat unruhige Zeiten durchgemacht. Gleich nach seiner Gründung ließen sich etwa 15 englische Meilen nördlicher am St. John's River französische Hugenotten nieder, welche Menendez sofort angriff. Zuletzt erschlug er sie fast alle und ließ einige Gefangene hängen; an dem Baume ließ er eine Inschrift anbringen, welche besagte, daß sie den Tod erlitten hätten „nicht als Franzosen, sondern als Lutheraner“. Aber die Franzosen erhielten Verstärkung, griffen St. Augustine an, vergalten Gleiches mit Gleichem, und die Inschrift, welche sie über den Leichen ihrer Opfer anbrachten, lautete an der betreffenden Stelle „nicht als Spanier, sondern als Räuber und Mörder“. 1586 griff Sir Francis Drake die Stadt an, plünderte und verbrannte sie zum größten Theile. Dann hatte sie über ein Jahrhundert lang von Indianern, Piraten und Engländern viel zu leiden, bis 1763 letztere sie auf drei Jahre in Besitz nahmen, um sie dann wieder abzutreten. 1821 kam sie an die Vereinigten Staaten und war während des langwierigen Seminolenkrieges, sowie im Secessionskriege, wo sie gleich anfangs von den Nordstaatlern erobert wurde, ein wichtiger Militärposten.

Südamerika.

— Der Bremer Angra Pequena-Kolonie in Afrika und der Hamburger Borneo-Kompagnie ist nunmehr ein drittes Unternehmen ähnlicher Art gefolgt. Vor Kurzem hat sich eine Gesellschaft angesehener Hamburger und Altonaer Großhändler gebildet, welche in Patagonien Faktoreien gründen will, um die Erzeugnisse des Landes, meist in Häuten und Pelzen bestehend, an den deutschen Markt zu bringen. Die ersten Pioniere sind bereits an ihren neuen Bestimmungsort abgegangen, um die nöthigsten Verbindungen in diesem ungeheuren Lande, welches größer als Deutschland ist, aber nur ungefähr 30 000 Einwohner zählt, anzubahnen und geeignete Häfen und Anlageplätze zu ermitteln.

Polargebiete.

— Expedition nach der Westküste von Grönland. Mitte April ging von Kopenhagen mit dem grönländischen Handelsschiffe „Lucinde“ eine wissenschaftliche Expedition nach Holstensborg in Grönland ab. Die Leitung derselben ist dem Marinepremierlieutenant Jensen übertragen, der bereits dreimal umfassende Untersuchungen in Grönland vorgenommen hat, zuletzt im Sommer des Jahres 1879, wo er in Gesellschaft mit Lieutenant R. Hammer und dem verstorbenen Docenten Kornerup die Gegend von Holstensborg nordwärts bis Egedesminde bereiste. Diese Untersuchungen südwärts von Holstensborg nach Sukkertoppen, wo das Vorland zwischen der Küste und dem Inlandseise bis 20 Meilen breit sein soll, fortzusetzen, ist der Zweck der diesjährigen Expedition. Diese Gegend ist noch nie von Europäern besucht worden und die Naturverhältnisse sind nur äußerst mangelhaft durch einige Berichte der Eingeborenen bekannt. Es sollen sich hier tiefe Fjorde befinden, begrenzt von hochliegenden Plateaus, die theilweise mit isolirten Gletschern bedeckt sind, so daß sich der Expedition hier ein weites Feld für Untersuchungen darbietet. Lieutenant Jensen wird begleitet vom Museumsassistenten Lorenzen als Geolog und Kunstmaler Riis-Carstensen als Zeichner. Im Oktober soll die Expedition wieder nach Kopenhagen zurückkehren.

— Woher die Grönländer stammen, wissen wir jetzt ganz genau. Gabriel de Mortillet, ein französischer Prähistoriker, der durch lebhaftere Phantasie mehr als durch gediegene Beweisführung ausgezeichnet ist, hat es herausgefunden. Die Urahnen der Grönländer sind nämlich die französischen „Magdaléniens“. Mit letzterm Ausdrucke bezeichnet man in Frankreich die Menschen, welche in der paläolithischen Zeit (ältern Steinzeit) in der Höhle von La Madelaine im Thale der Vézère lebten. G. de Mortillet vergleicht nun die Funde aus jener Periode mit den Steingeräthen der „Grönländer“, findet eine große Uebereinstimmung und verkündigt triumphirend, daß jene die Ureltern dieser seien. Sie sind allmählich mit dem Charakterthiere der ältern Steinzeit, dem Ren, nach dem Pole zu ausgewandert. Harpunen, Schaber, Knocheninstrumente hier wie da, ja die künstlerischen Versuche, die Einritzungen von Thierfiguren auf Knochen, gleichen sich ungemein. „Die Grönländer — sagt der weise Mortillet — haben keinen Kultus, keine religiöse Ideen ganz wie der fossile Mensch.“ Das erstere ist falsch und das letztere wissen wir nicht, doch genügt diese ressemblance zu schließen, daß die Grönländer von den paläolithischen Bewohnern von la Madelaine stammen. (Vergl. „Bull. soc. d'Anthropologie“ 1883, S. 868.)

Der Vergleich zwischen den Menschen der ältern Steinzeit und den Eskimos ist nicht neu und vor allem von Sir John Lubbock mit vortrefflicher Sachkenntniß durchgeführt worden; auch A. Ecker hat die Zeichnungen der Eskimos von heute und der alten Höhlenbewohner vergleichsweise behandelt. Tollgewordene Analogien hier aber verwendet zu haben, um die Abkunft der „Grönländer“ von den Menschen der Steinzeit zu beweisen, blieb G. de Mortillet vorbehalten. R. A.

Vermischtes.

— Mastodonfund in Amerika. Zur Frage nach dem Alter des Menschen in Amerika ist der nachstehende Fund von Wichtigkeit, den R. B. White dem Londoner Anthropologischen Institut (Journal Bd. XIII, S. 244) mittheilt. „Vor fünf Jahren, so schreibt er, wurde bei Concordia (Republik Columbia) eine Salzquelle entdeckt, die augenscheinlich durch einen bedeutenden Erdsturz überdeckt worden war. Man entdeckte dabei einen gepflasterten Steinkanal, durch den das Salzwasser zu einem Kochhause geführt wurde. In diesem Steinkanale lag das vollständige Skelett eines Mastodon, dessen Stoßzähne fünf Fuß lang waren. Das Elfenbein der letzteren war noch völlig erhalten und es scheint richtig zu sein, daß das Thier von dem Erdsturze getödtet wurde, als es gerade im Begriffe war, von dem Salzwasser zu trinken. Ich habe auch Halsschmuck aus Indianergräbern gesehen, dessen Perlen aus Sektionen von den Zitzenfortsätzen der Backenzähne (fangs of the molars) des Mastodon bestanden. Der Nervenkanal wurde von den Indianern als fertige Oeffnung zum Aufreihen der Perlen benutzt. Die vollständige Erhaltung dieser Knochen ist so bemerkenswerth, daß ich nicht daran glaube, die Indianer hätten fossile Zähne ausgegraben und benutzt. Ich bin geneigt zu glauben, daß das Mastodon noch in recenter Zeit in diesem Lande mit dem Menschen zusammenlebte.“

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

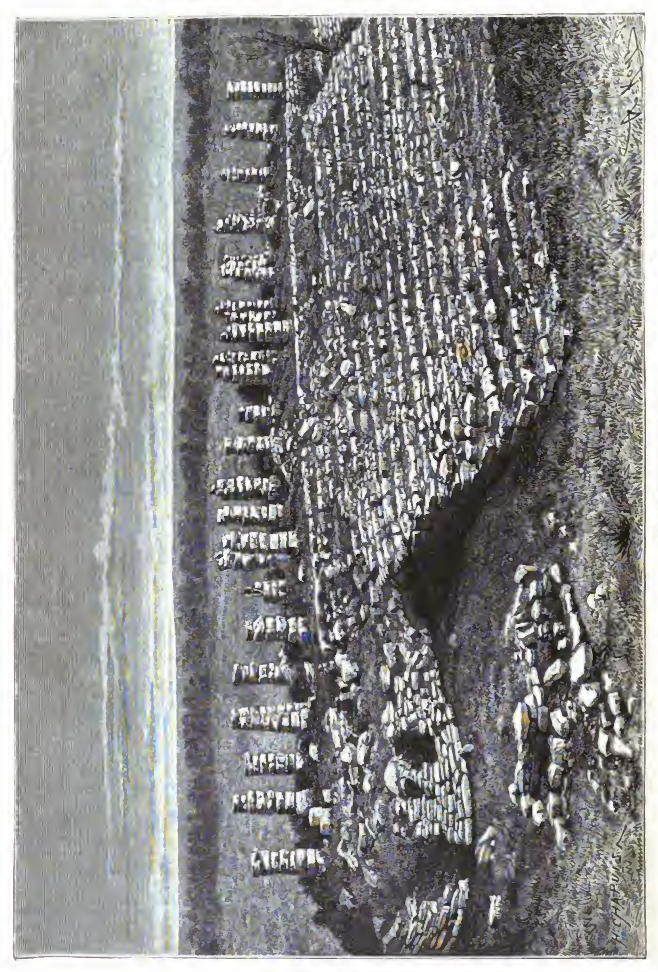
Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

III.

Trotz stundenlangen eifrigen Suchens hatte Charnay weder in der großen Säulenhalle von Ake, noch in einer der angrenzenden Ruinen auch nur die geringsten Ueberreste von Mörtel oder Cement zu finden vermocht. Enttäuscht, wenn auch keineswegs überzeugt, beschloß er, diese ebenso zeitraubenden wie fruchtlosen Nachforschungen aufzugeben, sich mit einer flüchtigen Besichtigung der noch nicht untersuchten Pyramiden an der Südseite des Hofes zu begnügen und dann die Weiterreise anzutreten. Als er sich anschickte, zu der einen dieser Pyramiden (Nr. 6 des Planes), die von den Indianern Xnuc oder Eule genannt wird, emporzuklimmen, rieth ihm sein Begleiter Aymé von dem mühevollen Beginnen ab: er sei selber schon einmal dort oben gewesen und rings um das alte noch stehende Mauerwerk herumgegangen; dasselbe unterscheide sich in nichts von dem der anderen Gebäude des Platzes. Zum Glück ließ sich Charnay nicht durch ihn zurückhalten. Oben angelangt, hatte er kaum den von hohem Gestrüpp durchwucherten Raum zwischen den Mauern betreten, als sein Blick auch schon auf ein wohlerhaltenes Cement-Basrelief fiel, welches das von Palenque her bekannte Rautenmuster mit in den Zwischenräumen aufgesetzten Halbkugeln zeigte. Das Basrelief bildete die rechte Seite eines großen Rahmens, der ein Figurenbild eingefaßt hatte, von dem noch einige Ueberreste zu erkennen waren. Ueber dem Raume aber, den das Bild mit dem Rahmen eingenommen haben mußte, lief ein wohlerhaltenes Stück des weit vorspringenden Simses entlang, der sich an allen altyucatekischen Bauwerken vorfindet. Eine dicke Cementschicht verkleidete das rohe Mauerwerk; die Fugen zwischen den schlecht behauenen Steinen desselben waren zum Theil noch mit der nämlichen Bindemasse ausgefüllt; an einigen Stellen der Wand zeigten sich sogar deutliche Spuren von Bemalung. Weitere Nachforschungen in dieser augenscheinlich durch günstige Zufälligkeiten besonders geschützten Ruine führten auch noch zur Entdeckung der für die toltekische Architektur so charakteristischen übereinander gelegten Cementschichten, die Charnay in Palenque, Teotihuacan, Tula und an verschiedenen anderen Ruinenstätten gefunden hatte. Auf diesen Umstand vornehmlich begründet der Reisende seine Annahme, daß die Pyramidenbauten von Ake bald nach der toltekischen Invasion entstanden sein müssen und deshalb der ersten Periode einer Kultur angehören, die als maya-toltekisch bezeichnet werden darf.

Von Ake aus setzten Charnay und seine Begleiter die Reise nach Izamal fort, wo man nach mehrstündiger heißer Fahrt Nachmittags gegen drei Uhr anlangte. Die Stadt, die mit ihren nahezu 6000 Einwohnern zu den bedeutenderen Ortschaften der Provinz gehört, zeigte sich den Reisenden im günstigsten Lichte. Dem Feste ihres Schutzheiligen zu Ehren waren sämmtliche Gebäude, öffentliche wie private, frisch geweißt; auch den zierlichen maurischen Arkaden, welche die beiden Marktplätze der Stadt umziehen, ja selbst den alten verfallenen Mauern der Vorstädte hatte man diesen hier zu Lande seltenen Schmuck der Reinlichkeit angedeihen lassen.



Große Säulenhalle von Aké.

Wie Merida und viele andere Städte der Halbinsel ist auch Izamal einst auf dem Grunde und Boden einer indianischen Stadt erbaut worden, und wie dort, so hat auch hier die erste Thätigkeit der spanischen Eroberer darin bestanden, die alten glänzenden Tempel und Paläste niederzureißen, die etwa vorhandenen Schriften zu vernichten und die im indianischen Volke lebenden Traditionen nach Kräften zu unterdrücken und auszurotten. In seinem um das Jahr 1565 abgefaßten Berichte erzählt Bischof Landa von den zwölf großartigen indianischen Bauwerken, die sich noch in der Stadt Izamal befänden. Der Spanier Lizana, der 60 Jahre später, im Jahre 1626, über Yucatan schreibt, hat nur noch fünf von jenen Gebäuden vorgefunden, von denen er uns aber, was sein Vorgänger nicht gethan hat, Lage, Namen und Bestimmung angiebt. Danach ist es leicht, sich über die mächtigen Ruinen zu orientiren, zu deren Füßen sich die niedrigen Häuser des heutigen Izamal hinziehen. Die große, im Norden der Stadt gelegene Terrassenpyramide von 80 Fuß Höhe trug zu Landa's Zeit noch einen „prächtigen Tempel, der ganz aus schön und sorgfältig behauenen Steinen erbaut war". Nach dem Götzenbilde, das in diesem Tempel angebetet wurde, nennt Lizana die Pyramide Kinich-Kakmó, d. h. „Sonne mit dem Feuerstrahlen-Antlitz", und wie dieser Name, so läßt auch die ganze Anlage des Bauwerkes, seine Orientirung und das Verhältniß der einzelnen Terrassen zu einander eine gewisse Beziehung zu dem Sonnenkultus des mexikanischen Tafellandes und der toltekischen Centren, von Teotihuacan, Cholula u. s. w. erkennen.

Südlich von dieser Pyramide befand sich eine zweite von fast gleicher Größe, die den Namen „Haus der Köpfe und Blitze" führte. Auf ihr hatte sich der prachtvolle Palast erhoben, der den Priestern der alten Stadt als Wohnung diente, der aber bald nach der Eroberung und zwar, wie Landa höchst unglaubwürdig berichtet, „auf inständiges Bitten des indianischen Volkes" einem Kloster und Kirche des heiligen Franciscus hatte Platz machen müssen.



Cement-Basrelief aus den Ruinen von Ake.

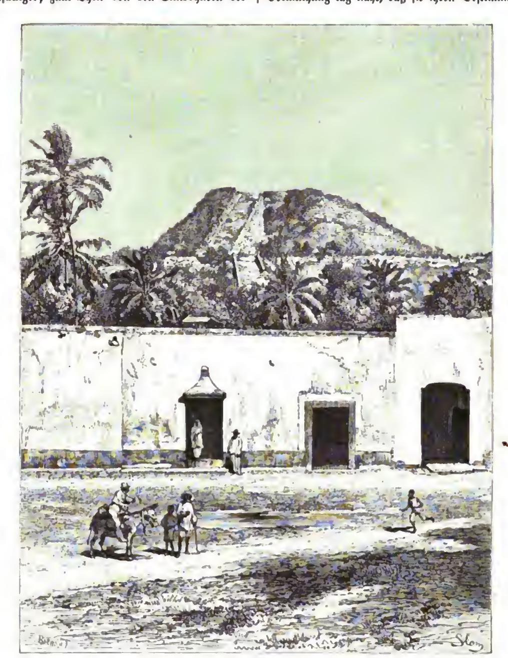
Eine dritte, weiter nach Osten gelegene Pyramide trug den berühmten Tempel, der dem Ytzamat-ul, dem Gründer der Stadt, geweiht war. „Dieser falsche Gott oder Herrscher", sagt Lizana, „wurde unter dem Bilde einer großen Hand dargestellt, und die Leute erzählen, daß man ihm die Kranken und die Todten hingebracht habe, die durch die Berührung der Hand geheilt und wieder zum Leben erweckt worden seien; darum haben sie den Tempel Kab-ul genannt, das heißt „die wirkende oder die wunderthätige Hand."

Von dem Tempel Kab-ul, der ein viel besuchter Wallfahrtsort war, führten vier breite feste Straßen nach Norden, Süden, Osten und Westen bis an die Grenzen des Landes, und wenn Lizana erzählt, daß zu seiner Zeit noch einzelne Strecken dieser steinernen (d. i. cementirten) Pilgerstraßen vorhanden gewesen seien, so war es Charnay bei seinem ersten Aufenthalte in Yucatan vergönnt, die noch heute deutlich erkennbaren Ueberreste einer derselben zu erkennen, die, von Izamal aus nach Osten gehend, das Heiligthum Kab-ul mit den an der Meeresküste, der Insel Cozumel gegenüber belegenen altindianischen Ortschaften verbunden hatte.

Die vierte, heute wenigstens noch theilweise vorhandene Pyramide von Izamal trug, wie Lizana berichtet, den Palast des obersten Feldherrn der Maya und wurde deshalb „Hunpictock", d. h. „Befehlshaber von 8000 Feuersteinlanzen" genannt. Ihr oberer Theil ist leider nur noch ein Trümmerhaufen, am untern Theile aber, der aus denselben rundlichen rohen Hausteinen errichtet ist, wie die Bauten von Ake, haben sich merkwürdige kolossale Cementskulpturen vorgefunden. Das eine dieser großen Bilder freilich, das Stephens noch ganz wohlerhalten an der Nordseite der Pyramide gesehen hat, ist heute schon gänzlich verschwunden; dafür aber weist die Ostseite ihren seltsamen Schmuck, ein kolossales Menschenantlitz, noch ziemlich unversehrt auf. An dem 4 m hohen Kopfe, der, aus einiger Entfernung gesehen, ungemein ausdrucksvoll erscheint, läßt sich die Art der Arbeit deutlich erkennen. Alle vortretenden Partien des Gesichtes, Augen, Nase, Unterlippe und Wangen sind, wie auch die zu beiden Seiten befindlichen Ornamente, durch aus dem Mauerwerke vorspringende große Steine gebildet. Die Modellirung des Cementes, der das Ganze überzieht, ist, wo die Verwitterung sie noch erkennen läßt, äußerst fein ausgeführt; namentlich ist dies bei den Seitenornamenten der Fall, die unter anderm wieder die doppelten Spiralen aufweisen, die Charnay als Symbole des Windes oder der Sprache schon an den Skulpturen von Palenque und Mexiko gesehen hatte, und die er in den nächsten Tagen auch in Chichen-Itza wiederfinden sollte.

Auf der westlichen Seite dieser selben Pyramide zeigte sich, durch eine kürzlich erst vorgenommene Hinwegräumung von Schutt und Trümmern freigelegt, ein Cementbasrelief, das sowohl hinsichtlich der Zeichnung als auch der bis ins Kleinste sorgfältigen und liebevollen Ausführung zu den hervorragendsten Leistungen der altyucatekischen Künstler gezählt werden darf. Der große sitzende Tiger mit menschlichem Antlitz, der die Mitte des Bildes einnimmt, erinnert an die Tiger, Adler und Falken, die als Symbole der altmexikanischen Ritterorden an so vielen Baudenkmälern Hochmexikos sich vorfinden. Der Tiger war als Personifikation des Muthes und der Kraft das Emblem des höchsten dieser Orden, und so ist das Tigerbasrelief an dem „Feldherrnpalast" von Izamal sicher keine zufällige Ausschmückung gewesen, sondern ein Ergebniß der Uebertragung toltekischer Kultur, die in Izamal eines ihrer Hauptcentren gehabt zu haben scheint.

Von den Resultaten seiner Nachforschungen in Izamal durchaus befriedigt, setzte Charnay nach zweitägigem Aufenthalte die Reise nach Chichen-Itza fort. In der grauen Morgenbeleuchtung — er war früh um vier Uhr aufgebrochen — erschien ihm der Weg und die Landschaft öde und trostlos. Auf einer Strecke von vier Meilen passirte man nur eine einzige Ortschaft, das ärmliche Dorf Sitilpech, einen Haufen baufälliger, zum Theil von den Einwohnern verlassener Hütten, und doch bot selbst diese einförmige Fahrt dem Reisenden Gelegenheit zu ergötzlichen und belehrenden Studien. Während seines Aufenthaltes in Merida hatte Charnay zu verschiedenen Malen Veranlassung gehabt, sich über die mangelhafte Post- und Telegraphenverwaltung von Yucatan zu ärgern. Mehrere richtig und theuer bezahlte Telegramme waren unbeantwortet geblieben und die Vermuthung lag nahe, daß sie ihren Bestimmungsort wohl



Die große Pyramide Kinich-Kakmó von Izamal.

nicht erreicht hätten. Auf des Reisenden dahin zielende Fragen hatte der höfliche Beamte jedesmal geantwortet, „man könne das nicht so genau wissen, die Leitung sei wahrscheinlich nicht in Ordnung." Jetzt, auf der Fahrt von Izamal nach Chichen-Itza wurde es Charnay klar, was es mit dieser Leitung für eine Bewandtniß hatte. Der Telegraph, der hier neben der Straße entlang lief, hatte von den elektrischen Leitungen anderer Länder gewiß den unschätzbaren Vorzug geringster Anlage- und Erhaltungskosten, daneben aber war er eine harmlos-kindliche Einrichtung. Ein Telegraphendraht war wirklich vorhanden, von Pfählen oder Isolatoren aber nirgends etwas zu sehen. Am Rande des Waldes zog sich der unglückliche Draht dahin, an Baumzweigen befestigt, die, wenn sie vom Winde gebeugt wurden, ihn tief herabhängen, und wenn sie abbrachen, ihn gänzlich fallen ließen; bald hing er in langen Festons fast bis auf den Boden hinab, bald lag er im Gestrüpp und auf dem Felsen. Er machte einen bedauerlichen Eindruck;



Marktplatz von Izamal und Ruinen der Pyramide Hunpictod.

aber freilich, mehr noch bedauerte man diejenigen, die auf seine Leistungen bauten. Und doch ist Yucatan stolz auf seinen Telegraphen, der von Zeit zu Zeit wirklich funktionirt, wirklich in die Ferne spricht und manchmal Antwort bringt, der, mit einem Worte, wirklich vorhanden ist. Welch ein Vorzug vor Tabasco zum Beispiel, dessen Telegraphen kaum gelegt, auch schon immer wieder zu verschwinden pflegen, da die Einwohner den Draht für ihre Privatzwecke stets besser zu verwerthen wissen.

Nachdem die Reisenden den Cenote von Xcolac passirt hatten, ein großes, mitten im Walde belegenes Wasserbecken, an dem sich seltsamerweise keinerlei Niederlassung, weder Rancho noch Hacienda, geschweige denn ein Dorf gebildet hat, langten sie bald in dem kleinen Garnisonsorte Tunkas an. Das früher wohl nicht ganz unbedeutende Dorf macht mit seinen von den letzten Indianerüberfällen herrührenden Ruinen heute den kläglichsten Eindruck. Und nicht minder elend und jammervoll waren die Einwohner des Ortes, die sich um die seltene Erscheinung der drei vor der Tienda haltenden Wagen scharten, die Reisenden blöde anstierten und endlich auf das Zudringlichste in den Saal des kleinen Gasthauses verfolgten. Erstaunt musterten Charnay und seine Begleiter diese traurige Schar: zitternde Greise, hektische Männer und Weiber mit hohlen Wangen und fleckiger Haut, kränkliche Kinder — es war als befände man sich in einem Siechenhause. Der Kommandant der Garnison, der die Reisenden in der liebenswürdigsten Weise aufnahm, erklärte ihnen den Grund dieser Erscheinung: alle gesunden und arbeitsfähigen Leute des Dorfes waren draußen auf dem Felde mit dem Säen der Maiskörner beschäftigt, nur die Schwachen und Kranken waren daheim geblieben. Freilich ihre große Anzahl stellte dem Gesundheitszustande des armen, mehrfach gänzlich ausgeraubten Dorfes das ungünstigste Zeugniß aus.

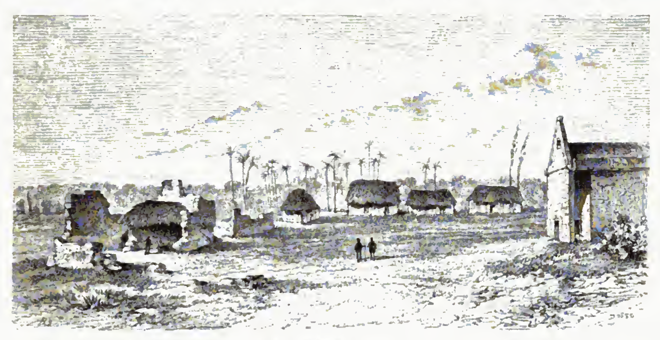
In Anbetracht der immer noch unsicheren Zustände, die in diesem ganzen Theile des Landes herrschten, war bestimmt worden, daß eine Abtheilung der Garnison von Tunkas die Reisenden nach Chichen-Itza begleiten sollte. Die Leute konnten erst am nächsten Tage ausrücken, und da die Aussicht auf ein Nachtlager in der ärmlichen Tienda keineswegs verlockend war, beschloß Charnay, nach Citas, das er von seiner frühern Reise her als einen großen und wohlhabenden Ort kannte, voranzufahren und lieber dort die Eskorte zu erwarten. Bei vollständiger Dunkelheit langte man in Citas an, todtmüde nach einer ungewöhnlich schnellen Fahrt auf dem volan coche; aber die Hoffnung auf ein leicht zu erlangendes Nachtlager erwies sich als Täuschung. Man hatte die Reisenden so spät nicht mehr erwartet, nichts war für sie vorbereitet — ein Gasthaus nicht vorhanden. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, von den aus ihrer Ruhe gestörten mißlaunigen Einwohnern Auskunft zu erhalten, gelang es endlich, den Richter und den Bürgermeister des Ortes aufzufinden, die denn auch Rath schafften. Das zur Zeit gerade unbenutzte Schulhaus, dessen Bänke und Tische auf der einen Seite des einzigen Innenraumes hoch auf einander gepackt wurden, gewährte den Fremden wenigstens ein Obdach, das sie sich mit ihren Feldbetten und Hängematten bald in einen erträglichen Schlafraum verwandelten. Die Unmöglichkeit, zu so später Stunde ein Abendessen zu erhalten, verschwand vor dem Anblick einiger Geldstücke, mit denen Charnay seine Fragen unterstützte. Nur mit Mühe erkannte der Reisende am nächsten Morgen aber das Citas wieder, das er vor 25 Jahren besucht hatte. Die einst so blühende Stadt war durch den Indianerüberfall von 1863 zur Hälfte in einen Trümmerhaufen verwandelt, in den noch erhaltenen Häusern schien die Armuth zu wohnen; nur die neuerbaute massive Kirche erhob sich stolz und triumphirend inmitten der Ruinen.



Cement-Basrelief von der Pyramide Hunpictock.

Um von Citas nach Chichen-Itza zu gelangen, mußten die Reisenden die große Straße verlassen und einen Weg durch den Wald einschlagen, der für Wagen nicht passirbar war. Es war bestimmt worden, daß man die Fuhrwerke hier am Orte zurücklassen und anstatt derselben Träger, sowie Last- und Reitthiere miethen würde. Das hielt in dem verarmten Städtchen aber schwerer, als man es sich gedacht hatte; die Leute betrachteten die Fremden als

gute Beute und forderten unverhältnißmäßig hohe Preise, jeden Versuch einer Beschränkung derselben durch lange Klagen über ihre Armuth und die stets drohende Gefahr räuberischer Ueberfälle unterbrechend. So war es Charnay denn nicht wenig überraschend, als er am ersten Tage seines Aufenthaltes von einem indianischen Einwohner der Stadt zu einer jarana, einem Ballfeste, geladen wurde und dabei erfuhr, daß es hier, trotz aller Armuth, unter den Indianern und Mestizen Sitte sei, mehrtägige Feste zu veranstalten, bei denen sie oft nahe an hundert Personen mit dem Besten bewirtheten, was das Land zu bieten habe. Was er an dem Abend bei seinem Gastgeber sah, ließ diese Angaben nur zu glaublich erscheinen. Während unter einem strohgedeckten Schuppen, der durch einige qualmende Lampen erleuchtet war, eifrig getanzt wurde, gingen in dem ärmlich aussehenden Hause des Wirthes die großartigsten Vorbereitungen für die Speisung der funfzig bis sechzig Gäste von statten. Hühner, Truthähne, geviertheilte Schweine hingen an langen Spießen aufgereiht über dem Feuer, Kuchen und allerhand Speisen aus Maismehl, Gemüse u. s. w. wurden in Massen zubereitet, als gelte es, eine doppelt so große Anzahl von Menschen zu beköstigen. Der Richter von Citas, der sich, wie ein großer Theil der Weißen der Stadt, auch zu dem Feste eingefunden hatte, erzählte Charnay, daß dasselbe dem Gastgeber mindestens 300 Piaster (etwa 1500 Francs) kosten müsse. „Das ist“, fügte er hinzu, „für einen Indianer wie für einen Mestizen ein ungeheures Vermögen, und doch setzt er seinen Ruhm



Marktplatz von Tunkas.

und Stolz darein, womöglich Alles, was er besitzt, draufgehen zu lassen; weiß er doch, daß nächstens die Reihe, eine ebensolche Lustbarkeit zu veranstalten, an einem seiner Freunde oder Verwandten ist. Die Sorge um den morgenden Tag ist dem Indianer fremd; hat er sein ganzes Vermögen an eine mehrere Nächte dauernde jarana verschwendet, so geht er am Morgen wie gewöhnlich an seine Feldarbeit. Ist die Ernte gut, so lebt er bescheiden und legt beständig etwas zurück, um seinerzeit ein neues Fest zu geben; ist sie schlecht, so hungert er geduldig.“

Diesem Berichte über eine heute fast unbegreiflich scheinende Sitte stellt Charnay einen Auszug aus Bischof Landa's Geschichte der Eroberung von Yucatan entgegen, aus dem deutlich hervorgeht, daß wir es hier mit einer unbewußt im yucatekischen Volke fortlebenden Tradition der Bräuche ihrer Vorfahren zu thun haben. Nachdem Landa im 22. Kapitel die Orgien der Mayas, ihre Vorliebe für Feste und Schmausereien geschildert hat, fährt er fort: „Die Mayas verschwendeten oft in einem einzigen Gastmahle, was sie sich durch mühevolle Arbeit vieler Tage erworben hatten. Sie hatten zwei Arten, ihre Feste zu veranstalten. Die erste Art war die der Adeligen und der Vornehmen. Die Einladung zu einem dieser Feste verpflichtete jeden der Gäste, dasselbe durch eine eben solche Lustbarkeit zu erwidern. Dabei gab man jedem der Geladenen ein gebratenes Huhn, sowie Brot und Kakaogetränke im Ueberfluß und beim Ende des Mahles einen Mantel, um sich damit zu bedecken, und ein kleines Gestell nebst dem darauf zu setzenden Becher, der von schönster Arbeit sein mußte. Starb einer der Gäste, ehe er das Fest erwidert hatte, so ging die Verpflichtung, dies zu thun, auf sein Haus oder auf seine Verwandten über.“

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

V. Am obern Lauf des Gelben Flusses.

Mit dem Abmarsche von Dsun-sasak beginnt die dritte Periode der Reise Prshewalski's; sie umfaßt den Weg südlich vom See Kuku-nor bis nach Sinin, den Aufenthalt am obern Laufe des Gelben Flusses und den Rückweg östlich vom Kuku-nor zum Alaschan-Gebirge und von da durch die Gobi nach Urga und Kjachta. Wir können in unserm Referate über diese dritte Reiseperiode sehr kurz sein, weil sie — abgesehen von dem Ufergebiete des Gelben Flusses — durch Gegenden führt, welche von der ersten Reise Prshewalski's (1872 und 1873) bekannt sind, insofern Prshewalski damals denselben Weg nahm und seine Reiseerlebnisse beschrieben hat (s. „Globus“ Bd. 28 bis 30).

Der östliche Theil Tzaidams, welchen die Reisenden jetzt passiren mußten, zeigt in seiner südlichen Hälfte dieselben Salzmoräste, nur hier und da etwas mehr Graswuchs als bisher; in der nördlichen Hälfte ist die Bodenerhebung bedeutender, das Land wellig, aber zugleich unfruchtbarer. Der Boden besteht aus Lehm und Kieseln, ist wenig bewachsen, weist Flugsand, auf welchem nur Saksaul gedeiht. Die den östlichen Theil nach Osten abschließenden Berge bilden das Verbindungsglied zwischen dem Burchan-Budda, dem Gebirge am Oberlaufe des Gelben Flusses und dem Gebirge südlich vom Kuku-nor. Ihre Höhe ist nicht sehr bedeutend.

Der Marsch der Karawane bewegte sich auf derselben Route, welche Prshewalski in den Jahren 1872 und 1873 genommen hatte: über den Fluß Bajan-gol am Sumpfe Irgitzyk vorbei, wo Jagd auf Fasanen gemacht wurde, bis zum Kloster Dulan-kit, welches bereits am Fuße der südlichen Kuku-nor-Berge liegt. Hier erfreuten sich die Reisenden an dem lange entbehrten Anblick von Wäldern. Tannen (Abies Schrenkei) und baumähnliche Wachholder (Juniperus Pseudo-Sabina), die für Mittelasien klassischen Waldbäume, waren in Menge vorhanden. Jenseits des Kuku-nor-Gebirges, an dessem nördlichen Abhange, wurde die Vegetation noch besser, weil hier eine größere Regenmenge fällt als im Süden. Glücklich erreichte die Karawane den See Kuku-nor, an dessen westlichen Ende, an der Mündung des Flusses Buchain-gol gerastet wurde, an derselben Stelle, wo im März 1873 das Lager gestanden hatte. Hier wurde Prshewalski von zwei Chinesen begrüßt, welche ihm aus Sinin zu seinem Empfange entgegengeeilt waren, offenbar abgesandt, um die Reise nach Sinin zu beschleunigen; sie suchten deshalb Prshewalski zu bewegen, nördlich vom See direkt nach Sinin zu marschiren. Darauf ließ er sich aber nicht ein, sondern wanderte längs dem Süduser des Sees bis an dessen östliches Ende, wo der Fluß Ara-gol in den See fällt und machte erst beim Wachtposten Schala-choto, etwas östlich vom See Halt.

Der See Kuku-nor, in einer Höhe von 10 800 Fuß, ca. 3300 m, allseitig von Bergen eingeschlossen, liegt da wie ein Becken; er hat etwa die Form einer Birne (dreieckig) mit dem stumpfen Ende nach Nordwesten, dem verjüngten Ende nach Südosten gerichtet. Die Länge beträgt etwa 100 Werst (Kilometer), die größte Breite etwa 59 Werst (Kilometer), der Umfang etwa 250 Werst (Kilometer). Das Wasser hat bei sonnenklarem Himmel eine tief dunkle Farbe, daher der Name; denn Kuku oder Chuchu bedeutet auf Mongolisch „blau“ (Nor = See). Die Tanguten nennen ihn Tzok-gumbum, die Chinesen Tzin-choi.

In der Geschichte vieler Nomaden Mittelasiens spielte der Kuku-noor unbedingt eine große Rolle. An der Grenze zwischen dem (chinesischen) Kultur- und Nomadenleben, dort wo Mongolen, Tanguten und Chinesen zusammenstoßen, auf dem Wege von China nach Tibet gelegen, mit den schönsten Weideplätzen ausgestattet, und dadurch die Nomaden anlockend, war das Becken dieses Sees seit alten Zeiten ein Schauplatz von Räubereien, Eroberungen und Anfällen. In Folge dessen wechselten die dort lebenden Nomaden immerfort; die Chinesen strebten danach, die Anwohner des Sees unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Das gelang erst am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts unter dem Kaiser Kan-si, dem würdigen Zeitgenossen Peter des Großen. Seit der Zeit steht das Gebiet des Kuku-nor unter chinesischer Macht. Für die eingeborenen Bewohner dieses Gebietes müssen wohl die Tanguten gelten, welche unter den Namen Fan oder Si-fan bekannt sind; doch die Herrschaft hatten Mongolen, welche im 17. Jahrhundert unter Guschi Chan zum Kuku-nor kamen. Dieselben gehörten dem Stamme der Choschoten (Olüt-Mongolen) an; ihnen gesellten sich später zu die Torgouten, Choiten, Tschorossen und Chalchen. Doch wollte sich lange Zeit keine Ruhe hier einstellen, bis die Tanguten endlich in die Gegend des obern Laufes des Gelben Flusses übersiedeln mußten. Seit dem letzten Dunganenaufstande aber hat das tangutische Element wieder die Oberhand gewonnen.

In Schala-choto stieß eine Wache von 15 chinesischen Soldaten unter einem Officier zur Karawane und andern Tages erschienen eben so viele aus der naheliegenden (24 Werst = Kilometer) Stadt Donkyr, um Prshewalski nach Sinin zu begleiten. Die Karawane blieb in Schala choto und Prshewalski ritt mit einer kleinen Eskorte über Donkyr, einem belebten Handelspunkte zwischen Tibet und China, nach Sinin, wo er feierlichst empfangen, aber vielfach von den Chinesen belästigt wurde. Hier wurde mit dem Amban (General von Sinin) wegen der Weiterreise zum Oberlaufe des Gelben Flusses unterhandelt, derselbe wollte die Reise verhindern und rieth durchaus ab, aber als Prshewalski nicht nachgab, leistete er weiter keinen Widerstand, sondern ließ sich nur eine Bescheinigung geben, daß Prshewalski auf seine eigene Gefahr hin in das Gebirge ziehe. Die nöthigen Geschenke wurden gewechselt; Einkäufe gemacht und ein Führer gemiethet. Statt der Kameele sollten Maulesel als Lastthiere benutzt werden.

Die Gegend im Norden der Stadt Sinin ist hügelig und bergig; sie ist, wie die Ebene von Sinin selbst, sehr dicht bevölkert, trotz der Wirkungen des Dunganenaufstandes. Freilich finden sich hier und da noch zerstörte Dörfer, doch werden diese Plätze schnell von neuen Ansiedlern eingenommen. Die hier bei Sinin zusammentreffenden verschiedenen Nationalitäten stehen ihrer Menge nach in folgender Reihenfolge: Chinesen, Dunganen, Tanguten, Dalden, Mongolen und Kirgisen.

Die Chinesen bilden das vorwaltende Element; sie

verstärken sich immerfort durch neue Ansiedler aus dem Reiche, unterscheiden sich aber nicht von ihren anderswo lebenden Brüdern.

Die Dunganen sind muhammedanische (schiitische) Chinesen; sie sind trotz der vielen Verfolgungen bei Sinin sehr zahlreich, etwa 50 000 bis 60 000 Familien. Prshewalski findet, daß sie nicht im Geringsten den Chinesen ähnlich sind, theilweise an Tataren erinnern; sie selbst weisen auf ihre Zugehörigkeit zum Turk-Volke hin und erzählen, daß sie vor 400 Jahren unter einem Imam Rabbane aus der Gegend von Samarkand hierher gekommen seien. Die Dunganen, von den Chinesen Choi-choi genannt, hängen fest an ihrem muhammedanischen Glauben und hassen alle anderen Chinesen, sind aber sonst vollständig zu Chinesen geworden; sie tragen die chinesische Kleidung, scheren das Haupt bis auf einen Zopf im Nacken u. s. w. Sie sprechen alle chinesisch — aber beim Gottesdienste wird die arabische Sprache benutzt. Sie essen wie die Chinesen alles, ausgenommen Schweinefleisch, sind etwas energischer als die übrigen Chinesen, sehr fleißig, besonders gute Ackerbauer, treiben aber mit Vorliebe Handel und verstehen es in gehöriger Weise Geld zu verdienen.

Außerdem leben Kirgisen unter den Tanguten und Mongolen; sie sind ebenfalls Muhammedaner, haben aber ihre Muttersprache fast ganz vergessen; nur noch die alten Leute verstehen kirgisisch, die Jugend nicht mehr; sie kleiden sich wie die Chinesen. Sie erzählen, daß sie vor 200 Jahren, 500 Familien stark hergezogen seien, ein Theil sei nach Alaschan gewandert. Bis zum Dunganenaufstande lebten hier auch wirklich etwa 200 Familien; gegen Ende des Aufstandes wurden alle als Muhammedaner von den siegreichen Chinesen umgebracht.

Die Tanguten, chinesisch Si-fan genannt, sind an Zahl in der Gegend von Sinin, wie überhaupt in der Provinz Gan-su, sehr beträchtlich. Die Chinesen unterscheiden die gelben (bei-fan) und die schwarzen (chei-fan). Die ersten sind bei den Mongolen unter dem Namen der Tanguten schlechtweg bekannt. Sie wohnen im Norden von Sinin und an den Ufern des Flusses Tetung-gol; ein Theil treibt Ackerbau und lebt in chinesischen Häusern (Fansen), ein anderer in hölzernen Häusern im Gebirge, ein dritter nomadisirt und wohnt in schwarzen Filzzelten. Die schwarzen Tanguten, mongolisch Chara-Tanguten genannt, unterscheiden sich auch äußerlich von den anderen, sie wohnen am obern Laufe des Gelben Flusses und am Kuku-nor. Nur ein kleiner Theil beschäftigt sich mit Ackerbau, der größere Theil nomadisirt, will die chinesische Herrschaft nicht anerkennen und stand während des Aufstandes auf Seiten der Dunganen. Im Gebiete von Chetschen, südöstlich von Sinin, leben die Salyr-Tanguten, welche Muhammedaner sind.

Nördlich von Sinin wohnt ein kleines, aber interessantes Völkchen, die Dalden oder Dolden (der Name ist mongolisch); sie werden von den Tanguten Kar-lun, von den Chinesen Tun-shen genannt. An Zahl etwa 10 000 Individuen beiderlei Geschlechts, sitzen sie vor allem südlich von den Tetung-Bergen in der Umgebung der Städte Ujam-bu und Mu-baischinta, sowie in den Städten selbst; die übrigen wohnen zerstreut zwischen anderen Nationen; sie beschäftigen sich meist mit Ackerbau. Die Männer sehen zum Theil den Chinesen, zum Theil den Mongolen ähnlich, tragen chinesische Kleidung und rasiren das Haupthaar bis auf einen Zopf. Die Frauen dagegen unterscheiden sich von den Chinesinnen nicht nur durch ihre Physiognomie, sondern auch durch ihre Tracht, eine eigenartige Frisur und einen besonders großen Kopfputz. Sie erinnerten Prshewalski am ehesten an russische Bäuerinnen. Der Kopfputz ist sehr mannigfaltig und schwer zu beschreiben (Prshewalski giebt eine Anzahl Abbildungen davon). Die Männer sind von mittlerer Größe, die Weiber klein und, wie es scheint, sehr heitern Sinnes. Die Sprache der Dalden ist sehr gemischt: außer ihren eigenthümlichen Worten finden sich darin vor allem mongolische, tangutische und chinesische. Sie bekennen sich zum Buddhismus. Die Mongolen und Chinesen loben ihren Fleiß und ihre geistigen Eigenschaften. Ueber ihre Herkunft wissen sie nichts zu berichten; nur die Mongolen erzählen, daß die Dalden ihnen stammverwandt seien. Eine Legende meldet Folgendes: Tschingis-Chan, während er in Ordos weilte, jagte am Kuku-nor; einst hatte er eine Abtheilung von Kriegern unter einem Anführer mitgenommen. Auf dem Rückwege verirrte sich die Kriegerschar und blieb bei Sinin; von dieser Schar stammen die Dalden, welche von den Ordos als Tzagan-Mongolen, d. h. als weiße Mongolen bezeichnet werden. Von wo die Dalden hergekommen, ist unbekannt, jedenfalls sind es Fremdlinge unter den Chinesen; sie verloren zum Theil ihren Typus und vermischten sich mit den Chinesen. Die Weiber haben ihren eigenen Typus offenbar besser bewahrt als die Männer, und es scheint fast, daß sie nach ihrem ursprünglichen Typus eher zu den Ariern als zu den Mongolen gehören.

Die hier bei Sinin lebenden Mongolen sind wenig zahlreich, sind offenbar vom Kuku-nor hierher gekommen und wohnen in der Nähe der Klöster Altyn und Tscheibsen.

Die Stadt Sinin selbst liegt im Thale des gleichnamigen Flusses in einer Höhe von 7560 Fuß (2300 m), hat etwa 60 000 Chinesen und einige Dunganen zu Einwohnern. Sie ist ein wichtiger Platz für den Handel nach Tibet, war acht Jahre lang in den Händen der Dunganen und wurde erst 1872 von den Chinesen zurückerobert.

Nach der Rückkehr Prshewalski's zum Wachtposten Schala-choto, wo die Karawane lagerte, wurde alles zum Abmarsche in die Berge am Gelben Flusse vorbereitet. Namentlich das Umladen des Gepäcks auf die Maulesel — Kameele sind hier nicht zu brauchen — machte viel Mühe. Endlich wurde aufgebrochen; der Marsch war bequemer und leichter, die Winterkleidung war abgelegt, weil es jetzt (Monat März) recht warm wurde. Ueber zwei Bergrücken gelangte man zum Gelben Flusse. Die Berge sind kahl, Wälder nicht vorhanden, nur Sträucher. Am Ufer des Flusses bei Balekun-gomi, der äußersten Ansiedelung, wurde Halt gemacht, um die Umgebung zu studiren, doch erwies sich die Flora wie Fauna sehr arm, mit Ausnahme der im Flusse lebenden Fische. In Balekun-gomi leben Chara-Tanguten in chinesischen Fansen. Am 30. März ging es weiter längs dem Gelben Flusse stromaufwärts, aber das steile Ufer gestattete das bald nicht mehr, so daß die Richtung nach Westen eingeschlagen, ein wasserloses Plateau, ein Gebirgsrücken, der Fluß Bagagorgi passirt und hier längere Zeit gejagt wurde. Weiter wußte der aus Sinin mitgenommene Führer den Weg nicht. Die Gegend war hier besonders reich an Rhabarberpflanzen, welche ungestört wachsen können, da niemand aus Furcht vor den räuberischen Chara-Tanguten zum Einsammeln hierher kommt. Abgesehen von den auch die Reisenden bedrohenden Tanguten war der Aufenthalt in den schönen stattlichen Wäldern recht angenehm. Längs einem andern Nebenflusse des Gelben Flusses, dem Tschurmyn, wurde noch einmal ein Versuch gemacht, an das Ufer des Gelben Flusses selbst zu gelangen; man kam auch bis zum Flusse, aber es ließ sich keine Fuhrt zum Ueberschreiten

finden. Man kam nicht weiter, sondern mußte umkehren und marschirte auf dem alten Wege zurück nach Balekun-gomi, hier und da gestört durch die beginnende Regenperiode. Von hier aus wurde abermals auf Umwegen die Stadt und Oase Gui-dui am Huang-ho besucht, der Fluß auf einer Barke überschritten und längs dem Flüßchen Mudshik-che ein Marsch ins Gebirge hinein gemacht und der Schneeberg Dshachar bestiegen. Bei der Rückkehr nach Gui-dui traf Prshewalski chinesische Beamten aus Sinin, welche ihm den Vorschlag machten, über Sinin nach Alaschan zurückzukehren; doch ließ er sich durch nichts abhalten, sondern wandte sich zum Kuku-nor, dessen Ufer er — an der Mündung des Ara-gol — den 23. Juni erreichte.

Drei Monate hatte der Aufenthalt in den Gebieten des Huang-ho gedauert. Die eigentlichen Quellen des berühmten Gelben Flusses, des Huang ho (Prshewalski schreibt Chuanche), sind bisher noch nicht von Europäern besucht worden, weil diese Gegend Mittelasiens wenig bekannt und schwer zugänglich ist. Natürliche Hindernisse hemmen den Zugang. Die Quellen des Huang-ho liegen südlich vom See Kuku-nor im nordöstlichen Winkel des tibetischen Plateaus, wo sich dasselbe unter dem Einfluß geologischer und klimatischer Bedingungen in ein rauhes und wildes Alpenland verwandelt. Dann gelangt der Fluß in das Gebiet der kolossalen Gebirge, durch welche er sich mit Mühe seinen Weg bahnt. Prshewalski verfolgte den Lauf des Flusses, wie oben beschrieben, etwa 250 Werst (Kilometer) aufwärts von der Oase Gui-dui, weiter kam er nicht.

In dem Rayon des obern Laufes des Huang-ho, wo er weilte, zeigte die Gegend einen wechselnden Charakter: hohe, schwer zugängliche Berge, dazwischen liegende wüste Ebenen und ein Labyrinth tiefer Spalten (Engpässe), welche die Ebene durchziehen.

Die hohen Gebirge gehören zum System des Central-Kuen-lün und haben die Richtung von Westen nach Osten; sie haben alle einen wilden Alpencharakter, doch erreichen nur einzelne Berge die Schneelinie. Die Ebenen oder Plateaus sind von sehr verschiedener Ausdehnung; wahrscheinlich waren es früher Seen; hier haben sich mächtige Schichten von Sand, Kies, Blöcken, hier und da auch Löß abgelagert. In den dazwischen sich hinwindenden Spalten strömen die Flüsse und Flüßchen mit rasender Geschwindigkeit über mächtige Steinblöcke fort, hier und da Wasserfälle bildend; die Spalten und Risse geben der Gegend ein sehr eigenthümliches Ansehen; eigenartig aber ganz unzugänglich sind die Risse.

Die Ansiedelung Balekun-gomi liegt an einer Krümmung des Huang-ho in einer Höhe von 8600 Fuß (2620 m); der Fluß hat hier eine Breite von 50 bis 60 Saschen (100 bis 200 m). Seine Tiefe ist beträchtlich, eine Fuhrt giebt es nicht und die Schnelligkeit beträgt 300 Fuß (91 m) in der Minute. Im Sommer schwillt das Wasser bedeutend an. Das Thal hat eine Ausdehnung von 2 bis 3 Werst (Kilometer); es ist beiderseitig von hohen Bergabhängen eingeschlossen und mit allerlei Sträuchern, Tamarix, Berberis, Nitraria Scheberi, Kalidum sp., nahe dem Wasser mit Weiden (Salix sp.) Hippophaë rhamn. bewachsen; auch Pappelhaine sind hier und da sichtbar.

Von Balekun-gomi strömt der Huang-ho in rein östlicher Richtung bis zur Stadt Lan-tschen-fu (300 Werst, Kilometer), um dann nach Norden umzulenken. Von diesem östlichen Laufe lernte Prshewalski nur 65 Werst (Kilometer) von Balekun-gomi bis zur Oase Gui-dui kennen. Auf dieser Strecke fällt der Fluß um 1300 Fuß (390 m); Gui-dui hat eine absolute Höhe von 7300 Fuß (2225 m). Der Fluß ist etwas breiter, aber der Charakter ist derselbe; nur ist die Waldvegetation etwas reicher.

Die Nebenflüsse des Huang-ho, der Tschurmyn und der Baa sowie der Baga-gorgi, welche Prshewalski kennen lernte, sind in tiefen Spalten und Rissen verlaufende Bergströme. An der Mündung des Tschurmyn hat ein solcher Engpaß eine Tiefe von 1600 Fuß (480 m), also fast 1/2 Werst (Kilometer). Hier in diesen Gegenden giebt es wenig Bäume und Gesträucher. Weiter oberhalb der Einmündung des Flusses Baa wird der Huang-ho noch mehr als bisher von Felsen eingeengt, so daß die Gesammtbreite nur 25 Saschen (50 m) beträgt; brausend stürzt sich das Wasser über kolossale Felsblöcke und macht jeden Uebergang ganz unmöglich, es sei denn im Winter, wenn alles gefroren ist.

Der Gebirgszug, welcher etwa 60 Werst (Kilometer) südlich vom Baa-Flusse vom Huang-ho durchbrochen wird, ist offenbar eine Fortsetzung des gewaltigen, Tibet vom südlichen Tzaidam trennenden Gebirges. Der Theil des Gebirgszuges östlich vom Huang-ho heißt Dsun-mulun, wie der westliche Theil genannt wird, konnte Prshewalski nicht in Erfahrung bringen. Wahrscheinlich geht dieser westliche Theil ohne Unterbrechung in die Gebirge Urundusch und Schuga über.

Das von Prshewalski besuchte und untersuchte Gebiet am obern Laufe des Hoang-ho ist durch die Chara-Tanguten bevölkert; ein kleiner Theil derselben ist in der Nähe der Oase Gui-dui angesiedelt; der größere Theil nomadisirt. Die ersteren werden Dshachu, die letzteren Runwa genannt. Die nomadisirenden Chara-Tanguten zerfallen in mehrere Geschlechter, welche von selbst gewählten Aeltesten regiert werden; sie erkennen die chinesische Herrschaft nicht an und zahlen keinerlei Steuern. Ihre Gesammtzahl ist nicht zu ermitteln; die einzelnen Geschlechter leben in steter Zwietracht, hauptsächlich wegen der Weideplätze.

In ihrem äußern Habitus unterscheiden sich die Chara-Tanguten wesentlich sowohl von den anderen Tanguten als auch von den Tibetern. Sie haben ein breites Gesicht, abstehende Ohren, schief gestellte Augen; kurz, gewisse Charaktereigenthümlichkeiten der mongolischen Rasse. Die Knaben und Jünglinge sind mitunter hübsch, die älteren Männer alle sehr häßlich; die Hautfarbe, im Allgemeinen wie Zimmet, wird im Alter sehr dunkel. Bart und Schnurrbart tragen sie nie; es scheint, daß die Haare im Gesichte schlecht wachsen; das Haupthaar rasiren sie und lassen nur im Nacken einen kleinen Zopf stehen. Ihre Bewaffnung besteht aus einem langen Säbel, einer Lunte, Flinte und einer Lanze. Die Weiber sind klein, in der Jugend mit erträglichen, hier und da sogar hübschen Physiognomien, sind alle schwarzhaarig und schwarzäugig und lieben, wie alle Vertreterinnen ihres Geschlechts, Schmuck und Putz. Ihr Haar scheiteln sie in der Mitte, flechten davon eine Menge kleiner Zöpfe und vereinigen diese durch zwei breite Bänder, welche hinten vom Nacken fast bis zum Boden herabfallen. Diese Bänder werden mit allerlei Zierrath, Korallen, Muscheln, silbernen Plättchen u. s. w. besetzt. Die Kleidung ist bei Männern wie Weibern ein Schafpelz, ein langes Gewand aus Tuch oder chinesischem Baumwollenzeug, ebensolchen Hosen und chinesische Stiefel; statt der Hemden tragen sie mitunter Jacken aus Baumwollenzeug. Auf dem Kopfe tragen sie enge Hüte oder eine Art Mützen. Bei warmer Witterung ziehen weder Männer noch Frauen den rechten Aermel ihres Pelzes oder Rockes an, sondern lassen denselben frei herabhängen.

Die Chara-Tanguten wohnen in schwarzen Filzzelten, wie die Tibeter; ein auffallender Unterschied besteht aber in der

Form der Herde, welches bei den Chara-Tanguten dreieckig ist. Sie brennen, trotz des Holzreichthums in einzelnen Gegenden, nur Argal.

Es stehen immer mehrere Zelte, wohl der Sicherheit wegen, bei einander oder in nächster Nähe. Bei jedem Zelte werden einige große, sehr böse Hunde gehalten, um Zelt und Herden zu bewachen. Die Viehherden, vorzüglich aus Jaks und Schafen bestehend, sind der einzige Reichthum der Chara-Tanguten, Pferde werden nur wenig, Kameele und gewöhnliches Rindvieh gar nicht gehalten. Die Herden gewähren ihnen die tägliche Nahrung: Fleisch, Milch und Butter; Thee und geröstetes Mehl (Dsamba) beziehen sie von den Chinesen; außerdem essen sie die Wurzel der Gänseblume, Potentilla anserina (Dshuma genannt), welche sie selbst sammeln. Die Pflanze treibt an ihrer Wurzel kleine längliche Knollen, welche eßbar sind. Der Geschmack der rohen Knollen erinnert etwas an frische Haselnüsse und gekocht schmecken sie wie Bohnen oder junge Kartoffeln; mit Butter und Salz angerichtet, geben sie ein sehr wohlschmeckendes Essen. Die Knollen werden im Anfang des Frühjahrs oder im Herbste ausgegraben, gewaschen und getrocknet; mit dem Sammeln beschäftigen sich die Weiber. Dshuma wird als Leckerbissen sehr geschätzt.

Erwähnenswerth ist, daß die Chara-Tanguten, wie alle Nomaden des Tzaidam und des Kuku-nor, ihre Vorräthe und alle Schätze an entlegenen Orten in die Erde vergraben.

Die Chara-Tanguten sind mürrische Leute. Prshewalski sah sie nie lächeln oder gar lachen; auch die Kinder sind mürrisch und spielen nicht. Neben der Viehzucht beschäftigen sich diese Nomaden nur mit Plündern und Rauben; vor allem haben die Mongolen des Kuku-nor und von Tzaidam darunter zu leiden. (Von den Mongolen werden diese Räuber Orongynen genannt.) Doch sind die Chara-Tanguten, welche von Mongolen wie von Chinesen in gleicher Weise gefürchtet werden, ebenso feig wie alle Asiaten. Jäger sind sie nicht. Ihr Leben ist ein faules, sorgenloses, wie bei allen Nomaden. Schmutzig sind sie in ihrer Kleidung wie beim Essen. Wenn sie einander anreden, sagen sie „Oro“, d. h. Kamerad. Ihre Todten werfen sie hinaus auf das freie Feld, den Vögeln und wilden Thieren zur Nahrung; nur die Leichen der Lamas werden verbrannt.

Bei den nomadisirenden Chara-Tanguten pflegt jeder sein Weib, oft eine geraubte Mongolin, zu haben. Bei den ansässigen Chara-Tanguten dagegen wie bei den Tibetern haben zwei oder drei Männer zusammen nur eine Frau; sie erklären diese Erscheinung mit der auffallenden Bestimmung, daß die Weiber viel Steuern zahlen müssen. Die Weiber müssen arbeiten wie das Vieh. Ihre Sprache unterscheidet sich von der Sprache der Tibeter. Sie bekennen sich alle zum Buddhismus und sind trotz ihres räuberischen Lebens sehr eifrig und man sieht sie oft beten. Ein Theil des geraubten Gutes bergen sie in den Tempeln und Klöstern. Sehr verbreitet ist unter ihnen Aberglaube und Zauberei. Mit dem Zaubern beschäftigen sich vor allem einige Lamas, wenigstens tragen die Zauberer die Kleidung der Lamas, gelbe oder rothe Gewänder. Sie werden von den Tanguten Saksä, von den Mongolen Sangnswa genannt. Von den anderen Tanguten unterscheiden sich die Zauberer durch einen ungewöhnlichen Kopfputz, welcher aus einer großen Masse von Haaren besteht, welche zu feinen Stricken zusammengedreht sind und wie eine Art Turban um den Kopf geschlungen werden. Die Haare sind theils eigene, theils fremde und stammen von Personen, welche eines unnatürlichen Todes starben, von Ertrunkenen oder Erschlagenen. Die Zauberer stehen im Rufe, allerlei Wunder vollbringen, Wetter machen und dergleichen zu können. Sie genießen großes Ansehen: man reicht ihnen die besten Bissen und fürchtet sich, sie durch Worte zu beleidigen. Ueber die Macht der Zauberer cirkuliren die sonderbarsten Erzählungen. Einem Zauberer wird z. B. von einem Tanguten ein Stück Vieh gestohlen, geschlachtet und gekocht, beim Kochen verwandelt sich jedoch das Fleisch plötzlich in Pilze, eine den Tanguten verächtliche Speise. Trotzdem essen der Tangute, sein Weib und seine Kinder davon; alle sterben an dem Essen und der abgeschnittene Kopf des Thieres wandert zu dem ursprünglichen Besitzer zurück.

Nach kurzem Aufenthalte am Kuku-nor schickte sich Prshewalski zur Rückreise an. Welchen Weg sollte er wählen? Den Herweg über Sa-tscheu, Chami durch die Dsungarei nach Saisan oder den Weg durch Alaschan nach Urga, auf welchem der Rückweg im Jahre 1873 vom Kuku-nor zurückgelegt war. Der erste Weg war bequemer, aber zu beiden Routen waren Kameele nöthig und es war fraglich, ob solche in Tzaidam beschafft werden konnten; in Alaschan sicher. Daher wurde der Rückweg über Alaschan gewählt.

Am 6. Juli wurde das Lager am Kuku-nor abgebrochen, vom See Abschied genommen und zunächst die Richtung nach Osten bis zum Kloster Tscheibsen eingeschlagen, woselbst Prshewalski mit unverhehlter Freude von seinen alten Bekannten (1872 und 1873) begrüßt wurde. Neu waren ihm diesmal Wassergebetmühlen, d. h. Gebetmühlen, welche durch Wasserkraft getrieben werden. Ueber die Berge am Tetung-gol, welche Prshewalski in seiner frühern Reisebeschreibung unter dem Namen der Berge von Gan-su geschildert hat, durch das Gebiet der Tanguten, denen er damals große Aufmerksamkeit geschenkt und in seinem frühern Reisewerke ausführlich beschrieben hat, marschirte die Karawane zum Kloster Tschertynton, das sich einer außerordentlich malerischen Lage im Gebirge erfreut. Weiter ging der Weg über den Fluß Tschagryn-gol und das Gebirge von Da-i-gu zur Stadt Dadshin; dann wurde die große chinesische Mauer passirt und der lange Marsch durch Alaschan und die Wüste Gobi angetreten. Am 19. Oktober 1880 traf die Reisegesellschaft glücklich in Urga ein; die Karawane wurde aufgelöst und die Reise nach Kjachta (300 Werst = Kilometer) in Wagen zurückgelegt. Am 29. Oktober trafen alle wohlbehalten in Kjachta ein. Damit endigte die dritte Reise Prshewalski's nach Centralasien.

Dr. Töppen über Paraguay als Land für deutsche Kolonisation.

Am 2. Mai hielt die Geographische Gesellschaft in Hamburg ihre 103. Sitzung ab, in welcher Dr. Hugo Töppen über seine mit Unterstützung der Gesellschaft ausgeführte Reise nach Paraguay berichtete. Zum Schlusse seines Vortrages beleuchtete er die für eine etwaige Kolonisation des Landes in Betracht kommenden Punkte in unparteiischer, sach-

licher Weise. Da dieses Thema in Deutschland auf der Tagesordnung steht, so beeilen wir uns, Dr. Töppen's Ausführungen nach einem Berichte des „Hamburgischen Correspondenten", welcher uns von der Geographischen Gesellschaft in Hamburg zuging, zur Kenntniß weiterer Kreise zu bringen.

Die Lage Paraguays — sagt Dr. Töppen — mitten im südamerikanischen Kontinent, mit keinem Punkte die Seeküste erreichend, scheint auf den ersten Blick durchaus ungünstig zu sein. Der Paraguay ist jedoch sehr weit hinauf schiffbar, und seine Nebenflüsse gestatten bis weit ins Land hinein den Schiffahrtsverkehr, so daß der scheinbare Mangel dadurch aufgehoben wird. Der Parana ist wegen seiner Stromschnellen weniger günstig. Das Klima des Landes ist bis jetzt ungenügend bekannt. Für Asuncion hat Konsul Mangels sehr fleißige und dankenswerthe Beobachtungen angestellt und ist dadurch zur Angabe einer mittleren Temperatur von 23° C. gekommen. Seine Beobachtungen entbehren jedoch der wissenschaftlichen Gründlichkeit, und selbst die benutzten Apparate sind ungenügend. Meine Beobachtungen weichen um mehrere Grade von denen des Herrn Mangels ab, und außerdem ist die bedeutende Abkühlung der Nächte und die frische Temperatur der Wintermonate nicht in Rücksicht gezogen. Man darf bei dem Klima Paraguays nicht an das feuchtwarme Brasiliens, Afrikas oder Indiens denken. Nach meiner Meinung können Europäer, speciell Deutsche, dort nicht nur leben, sondern auch ohne Beschwerde arbeiten. Selbstverständlich müssen sie ihre Lebensweise den Landessitten anpassen, früh aufstehen, Siesta halten, sich vorsichtig und ja nicht zu leicht kleiden und vor allen Dingen alle starken Getränke vermeiden. Die Gesundheitsverhältnisse sind in Paraguay sehr günstige. Die Akklimatisation ist nicht nur leicht, sondern manche Krankheiten verschwinden bei der nothwendig einfachen Lebensweise. Das vielberedete Fieber ist einfaches Wechselfieber. Ich habe während meines Aufenthaltes nur zwei Fieberkranke gesehen, und ein junger Arzt, welcher Studien über das Fieber machen wollte, suchte 3½ Monate lang vergeblich nach einem Fall. In der deutschen Kolonie San Bernardino ist in zwei Jahren und sechs Monaten nur ein Kind an Dissenterie gestorben. Auch die Feinde aus der Thierwelt sind von geringer Bedeutung. Der berüchtigte Sandfloh findet sich in größerer Anzahl nur in unreinlichen, schlecht ventilirten Wohnungen und bei Leuten, die es an der Sauberkeit des Körpers, speciell der Fußpflege, fehlen lassen. Die Wanderheuschrecke ist sehr selten, dagegen kommen Ameisen in zahllosen Arten und in ungeheuren Massen vor. Dieselben sind dem Ackerbau gefährlich und müssen sorgfältig vertilgt werden. In den Waldgegenden wird das Vieh durch Zecken vielfach geplagt. Schlangen, Krokodile und Jaguare gehören mehr den phantastischen Ausschmückungsobjekten sensationslustiger Reisender als der Wirklichkeit an. Zum Ackerbau eignet sich am besten der Waldboden. Europäisches Getreide gedeiht nicht, dagegen kommen Kartoffeln und viele Gemüsearten sehr gut fort. Durch Kartoffelbau hat ein Anbauer aus einer Quadratcuadra ca. 6000 Mk. in einem Jahre bezogen. Die Hauptkulturprodukte sind Mais, Reis, Maniok und Bohnen; Kaffee, Zucker, Baumwolle und Tabak gedeiht auch, jedoch ist ihr Anbau nicht rentabel, da der Absatz fehlt. An Baumfrüchten finden sich Apfelsinen und Pfirsiche, Aepfel und Birnen vegetiren nur kümmerlich. Das Land hat einen großen Reichthum an wildwachsenden Früchten. Die Wälder sind reich an Nutzhölzern, Faserpflanzen, gerbstoffhaltigen Rinden und Farbhölzern. Für die Viehzucht ist Land und Klima gut, namentlich für Rindvieh, Schafe, Ziegen und Geflügel. Die Pferde sind viel von einer Krankheit behaftet, die mal de cadera heißt. Das Mineralreich liefert Sandstein, Ziegelerde, diverse harte Steinarten zu Hafenbauten, auch Eisen, dagegen keine Edelmetalle. Kohlen hofft man mit Bestimmtheit zu finden. In politischer Beziehung ist das Land besser daran, als seine nächsten Nachbarn. Die Revolutionsmacherei von Argentinien und Uruguay ist dem friedlichen Volke von Paraguay noch ganz unbekannt. Die innere Einrichtung des kleinen Staatsmechanismus läßt dagegen viel zu wünschen übrig. Die Zinsen der Schuld werden an England nie bezahlt, daher ist keinerlei Kredit vorhanden. Die Einnahmen der Zölle ꝛc. decken die Ausgaben nicht, speciell da ein großer Theil des Geldes in falsche Taschen fällt. Die Beamten sind mit wenigen Ausnahmen bestechlich. Religiöse Unduldsamkeit ist nicht bekannt, die korrupten Zustände der Geistlichkeit berühren den Einwanderer wenig, da er nichts mit ihnen zu schaffen hat. Im ganzen Lande herrscht große Sicherheit in Bezug auf Person und Eigenthum, und vor allem eine große Achtung vor der Heimstätte des Bewohners. Ein unberufener Eindringling in die Umzäunung des Hauses kann vom Hausherrn sofort niedergeschossen werden. Die Eingeborenen sind kindlichen Charakters, aber sehr heftigen Temperaments. Einen eingeborenen Arbeiter zu necken möge man sich wohl hüten, da er ohne Besinnen sein Messer zur Abwehr gebraucht.

Grundbesitz ist leicht zu erwerben, eine Quadratlegua (ca. 18 qkm) des besten Landes kostet ca. 6000 Mk. Beim Ankauf ist aber insofern große Vorsicht nöthig, als für ein Grundstück häufig ältere Besitztitel vorhanden sind, wodurch der neue Ankauf einfach null und nichtig wird, ohne daß es gelänge, die bezahlten Summen zurückzuerhalten. Das Staatsland ist von dieser Kategorie nicht ausgeschlossen, denn es soll an England verpfändet sein als Deckung der Anleihe.

Vor einiger Zeit war eine ganze Ortschaft auf solchem neu angekauften Privatbesitz gebaut, ein Proceß wurde von dem ursprünglichen Besitzer angestrengt und von ihm auch gewonnen.

Somit lägen im Allgemeinen die Verhältnisse für Kolonisationspläne recht gut. Der Schwerpunkt für den Einwanderer liegt aber in einem günstigen Verhältniß des Absatzes zum Erwerb, und dies ist in Paraguay absolut nicht vorhanden. Der kleine Ackerbauer kann seine Produkte nicht verkaufen. Die 300 000 Einwohner des Landes sind bedürfnißlos, und die Preise für die Erzeugnisse sind lächerlich billig. Eine Arrobe (11⅓ kg) Mais kostet vor der Ernte bis Mk. 3,20, nach der Ernte oft nur 30 bis 40 Pfennig. Außerdem wird noch massenhaft Mais aus Argentinien eingeführt. Die Eingeborenen, welche die Kenntniß der Landesverhältnisse vor den Kolonisten voraus haben, ziehen die Produkte für ihre eigenen Bedürfnisse selbst, und was sie mehr erzielen, verkaufen sie zu lächerlich billigen Preisen.

Nicht viel besser geht es dem kleinen Viehzüchter. Milch, Butter und Käse sind schwer und nur in kleinen Portionen im Lande abzusetzen, da auch diese Artikel von Argentinien eingeführt werden. Die Herden vermehren sich übrigens schnell, und große Verluste sind selten. Ein Stück Rindvieh hat ungefähr einen Werth von 50 Mk., wenn man die Zeit zu gelegentlichem Verkauf abwarten kann. Augenblicklich deckt der Viehbestand noch nicht das Bedürfniß, späterhin wird eine Ausfuhr möglich werden.

Der Handel ist ganz von Buenos-Ayres abhängig, da direkte Verbindungen mit Europa fast gar nicht existiren. Ein großer Nachtheil in allen Kaufgeschäften ist auch das landläufige Geld. Nominell hat man wohl Pesos oder Dollars à 100 Centavos, die einzige kursirende Münze ist aber der Real = 40 Pfennige, so daß jede Kleinigkeit sofort einen Real kostet, zum Vortheil der schlauen Italiener, die hauptsächlich als Kaufleute im Lande ansässig sind und dasselbe als Hausirer durchziehen.

Die Frage: „Soll man zur Auswanderung nach Paraguay rathen, und wem?" ist also sehr schwer zu beantworten, und eine unbedingt bejahende oder verneinende Auskunft oft gar nicht zu ertheilen. Vor allen Dingen dürfen nur solche Auswanderer Paraguay zum Ziel ihres Reisezuges wählen, welche an baldige Rückkehr mit einem erworbenen Vermögen nicht denken, sondern ganz drüben bleiben wollen. Auf lange Zeit hinaus ist noch nicht die geringste Möglichkeit vorhanden,

erworbenes Kapital aus den Anlageobjekten wieder herauszuziehen. Ackerbauer ohne Kapital können sich selbständig nicht halten, sie müssen in die Regierungskolonien gehen und können sich erst in Jahren bei großem Fleiß eine bescheidene Selbständigkeit erwerben.

Leute mit einigem Kapital, welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur den Anbau der Landesprodukte in größerem Maße betreiben wollen, bleiben besser dem Lande fern, da sie höchst wahrscheinlich nur ihr Geld zusetzen würden.

Wer mit einem Kapital von ca. 10000 Mk. hinübergehen will, um Viehzucht zu betreiben, sollte zunächst einige Zeit darauf verwenden, den Schauplatz seiner künftigen Thätigkeit kennen zu lernen und den Rath älterer Einwanderer zu hören. Wenn er dann nach erlangter Sachkenntniß sein Kapital in der Viehzucht anlegt, so kann er darauf rechnen, in einiger Zeit ein für dortige Verhältnisse reicher Mann zu werden, aber immer unter der Voraussetzung, daß er dauernd im Lande bleibt.

Handwerker würden nur in sehr geringer Zahl ein leidliches Fortkommen finden, jedoch dürfen sie auch nicht ganz ohne Mittel hinübergehen. Dasselbe ist von Kaufleuten zu sagen, welche den ansässigen Italienern gegenüber einen schweren Stand haben würden. Gelehrte, Juristen, Aerzte und alle Leute ähnlicher Berufsklassen können ihr Fortkommen absolut nicht finden, sie müßten sich denn dem Ackerbau oder der Viehzucht widmen wollen, wobei aber auch nur sehr selten etwas herauskommt.

Unbemittelten Einwanderern müßte man die Möglichkeit geben, Produkte für den Export zu bauen, unter denen nach den bisherigen Erfahrungen in erster Linie Baumwolle, Zucker, Tabak und Kaffee in Frage kämen. Um diese Produkte exportfähig zu machen, ist die Anlage besserer Verkehrswege, Eisenbahnen und Hebung der Flußschiffahrt auf dem Paraguay und Parana unumgänglich nothwendig. Der jetzige Frachtsatz von Asuncion nach Buenos-Ayres oder Montevideo von 60 Pfennig für die Arrobe, was ca. 50 Mk. für die Tonne ausmacht, hebt allein schon die Möglichkeit des Handels auf. An Plätzen, die nach Erfüllung solcher Vorbedingungen zu Niederlassungen geeignet sein würden, fehlt es nicht.

Die bisherigen Kolonisationsversuche sind entweder ganz gescheitert oder doch wenig glücklich ausgefallen. Den ersten Versuch machte Yaguaron; seine Kolonisten zogen in ein Waldterrain, wo ihnen Weide und Wasser fehlte. Von der ganzen Expedition ist nur noch ein Mann vorhanden. Ihm folgte Itapé mit ca. 100 Engländern. Als die Leute ankamen, war für nichts gesorgt, und die Expedition verlief sich gänzlich. In Villa Occidental siedelten sich Franzosen und Italiener an. Der Entwickelung dieser Kolonie ist neben den sonstigen noch der Umstand besonders hinderlich, daß die Regierung von Paraguay ihre Sträflinge ebenfalls dorthin sendet. Quistorp's mit so vielem Pomp in Scene gesetzter Versuch ist total im Sande verlaufen. Dr. Förster will noch ein Jahr dort bleiben und dann hierher zurückkehren, um eventuell Auswanderungslustige wieder mitzunehmen.

Die Kolonie San Bernardino, welche 1881 angelegt ist, hat ebenfalls wenig Aussicht, vorwärts zu kommen. Ihre Anlage ist ungünstig, die Lage schlecht, man braucht von Asuncion zwei Tage per Bahn oder vier Tage per Fuhrwerk, und an Absatz der Produkte ist nicht zu denken. Die Eingeborenen haben die besten Plätze inne, und in trockenen Jahren, wie im verflossenen, fehlt es für gedeihliche Viehzucht sogar an Wasser. Die Aufnahme der Kolonisten ist ohne Kritik erfolgt, wodurch ungeeignetes Material aus allen Fächern vertreten ist. Für Unverheirathete ist das Leben der Kolonisten ganz ungeeignet, sie werden leicht zu Bummlern und ihren Nachbarn lästig, da sie nicht mitarbeiten wollen, sondern nur dumme Streiche machen. Nach und nach sind immer mehr von diesen Elementen verschwunden, so daß von den angeblich angekommenen 500 Köpfen jetzt nur noch 200 vorhanden sind. Aber auch diese können ohne Unterstützung nicht weiter kommen und die Kolonie wird wohl über kurz oder lang ebenfalls eingehen. Aus der Einwanderung ungeeigneter Elemente entstehen nicht nur den Einwanderern, sondern auch dem Lande selbst nur Nachtheile. Speciell das Deutschthum ist sehr diskreditirt, da die meisten Verbrechen in Paraguay in der letzten Zeit von eingewanderten Deutschen begangen worden sind. Die deutsche Einwanderung steht überhaupt der französischen und italienischen in Paraguay nicht ebenbürtig gegenüber.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß Paraguay zwar klimatisch ein geeignetes Land für deutsche Einwanderer ist, aber durchaus nicht ein Eldorado, wie es auswanderungslustigen Europamüden vorgestellt zu werden pflegt, welches sie freilich nirgends in der Welt verwirklicht finden werden. Absolut maßgebend können meine Ansichten natürlich nicht sein; um ein unfehlbares Urtheil fällen zu können, hätte ich mich eben so viel Jahre als jetzt Monate drüben aufhalten müssen. Zu einem abschließenden Votum sind nicht nur theoretische, sondern auch praktische Erfahrungen aller Art nothwendig."

Der Redner schloß seinen Vortrag mit einem Dank an die Geographische Gesellschaft für die ihm gewährte Unterstützung. Für diejenigen, welche sich über die La Plata-Länder genau orientiren wollen, weisen wir auf das in diesen Tagen bei L. Friederichsen & Co. in Hamburg erschienene Werk von Karl Friedrich hin: „Die La Plata-Länder unter besonderer Berücksichtigung ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse, Viehzucht und Kolonisation."

Reise von Essegg durch einen Theil Sirmiens[1]).

Von Ernst Kramberger.

I.

Nach einer Reise voll Staub und Schweiß auf grobbeschotterter und daher Muskel erschütternder Landstraße kamen endlich die langersehnten Thürme von Slavoniens Hauptstadt Essegg in Sicht. Die trüben Fluthen der Drau zur Linken, eine staubgesättigte und doch sumpfdurchfeuchtete Ebene zur Rechten, den dampfenden Schlot eines Remorqueurs, der die zahlreichen Reiher und Störche im Geschäfte des Fischens störte und zur Flucht auf die benachbarten, mit Röhricht bedeckten Inseln zwang, nebst einem stromabwärts treibenden großen Flosse zum Begleiter, näherten wir uns gemach der Stadt, die man als solche nur an der Frequenz verschiedener Fuhrwerke muthmaßt, denn man

[1]) Die historischen Notizen nach Feßler und Klaić.

kann nicht sagen erkennt, weil das Terrain so eben ist, daß man aus dem Westen kommend eben nur die nächstliegenden Kirchthürme der Stadt wahrnimmt. Zuerst betritt man Rétfalu, ein langgedehntes Dorf mit solchen Häusern und Bäumen davor, wie man sie von Dolnji Miholjac herwärts überall antrifft. Rétfalu, geziert mit einem hübschen Schloß und daranstoßendem Park des Grafen Pejačević, schließt sich unmittelbar an die Oberstadt an. Man hat ein hübsches Stück Weg zu überwinden, bis man endlich den Platz dieses Stadttheiles erreicht, und dies geschieht, nachdem man in halbstündiger Fahrt Rétfalu nebst der durch respektable Breite sich hervorthuenden Hauptstraße, die am Ausgange sich verengert, geduldig durchzogen und sich die niedrigen, doch reinen, hernach an Höhe zwar zunehmenden, jedoch ein Stockwerk nicht überschreitenden Häuser nebst dem Treiben der Buben mit Muße besehen, da an ein schnelles Fahren theils der entgegenkommenden Wagen, theils des holperigen Pflasters wegen nicht zu denken ist.

Esseg ist, wie sich ein kroatischer Schriftsteller vergleichsweise ausdrückt, wie der Mantel eines Bettlers, in vier Theile zerrissen: die Ober-, Unter-, Neustadt oder die Maierhöfe und die Festung. Alle diese Theile bilden ein abgesondertes Ganzes für sich, indem sie je eine etwa zwanzig Minuten lange Allee trennt und zwischen ihnen wiesenähnliche, ausgedehnte Gründe liegen. Sieht man aus einem dieser Theile auf den andern, so bieten sich dem Auge einige Häuser und die Kirchthürme zur Ansicht dar, etwa die Unterstadt ausgenommen, die sich mit einem Stück ihres nördlichen Theiles an das etwas in Hügelform erhöhte Drauufer lehnt. Und doch weist die königliche Frei- und Landeshauptstadt die Einwohnerzahl von 18 300 Menschen auf. Wie die Lage, so trennt jeden Stadttheil ein besonderes Gepräge vom andern. Der ansprechendste und jedenfalls lebhafteste ist die Oberstadt. Seit einem Decennium und etwas mehr machte sie auf dem Gebiete der Verschönerung erkleckliche Fortschritte und ist im Ganzen, wie sie vor etwa 40 Jahren war, nicht mehr zu erkennen, da sie in dem kurzen Zeitraume aus einem in Koth versunkenen Dorfe zur Stadt geworden, die in der Komitats- oder Kapuzinergasse viele Häuser besitzt, deren sich eine Großstadt nicht zu schämen brauchte.

Von den schöneren Gebäuden sei hier das Haus der Gespanschaft, das Theater und der israelitische Tempel erwähnt. Die Oberstadt hat ihr eigenes Post- und Telegraphenamt, ihre Normalschule, ihre Pfarre nebst dem im ganzen Lande einzigen Kapuzinerkloster mit seiner Kirche, ihr Steueramt und ihr Waisenhaus. Hier ist der Sitz der Viroviticer Gespanschaft mit dem Obergespan und dem zahlreichen dazu gehörigen Beamtenpersonale, ferner ein Zoll- und Salzamt.

Das Treiben am Drauufer ist zeitweilig recht anziehend, da hier die Fischer ihr Feilschen mit unerläßlichem Geschrei und die Holzverlader ihre Lasten nicht ohne die üblichen Flüche und Rufe zu begleiten pflegen. Berge von Dauben liegen hier zu gewissen Jahreszeiten aufgestapelt. Am Platze werden alle möglichen Obstsorten, des Sonntags auch Kernfrüchte feilgeboten. Eine bunte Menschenmenge strömt durch einander, geputzte Slavonierinnen, stattliche schlanke Figuren aus Petrievci stechen vortheilhaft ab gegen die in einen Wust von Unterröcken gehüllten tschechischen Kolonistinnen, die einherschreiten wie lebende Fässer, ihnen zur Seite ihre Ehemänner im herkömmlichen langschößigen blauen oder grünen Bratenrocke mit duftender Wasserackpfeife. Darunter mischen sich Ungarn mit kurzen, knopfbesetzten Westen und, um das Bild zu vervollkommnen, taucht das spitzbübische Gesicht eines herumlungernden Zigeuners auf. Darüber glüht eine drückende Sonne, zieht eine feine Staubwolke hoch hinan, es rasseln dazu vielgestaltige Wagen über das aus runden Steinen bestehende Pflaster, und eine Menge geschäftiger Komitats- und Gerichtspanduren handhabt den Dienst der Sicherheit. Esseg ist eine ziemlich theure Stadt, besonders sind die Fiaker in ihren Forderungen einem Fremden gegenüber, der sie auf einige Stunden miethen will, geradezu unverschämt.

Die übrigen Gassen der Oberstadt, die vier erwähnten ausgenommen, weisen zwar einzelne hübsche Häuser auf, jene nach Südwest gelegenen jedoch auch viele, die sich von besseren Bauernhäusern wenig unterscheiden. In solchen Theilen ist das Leben ein stilles, dorfähnliches. Aus manchen Wohnungen dringt das Stampfen des Webestuhles, und ausgehängte Töpfe, Seile, Opanken, Blechhüte u. dergl. belehren uns, daß hier Handwerker ihr Domicil haben. Ein großer Theil der in dieser Richtung und in Rétfalu liegenden Häuser ist mit Stroh gedeckt und die Einwohner betreiben außerdem Ackerbau. So liegt Stadt und Land, Bürger, Bauer, Großhändler oder Bau- und Binderholz- und Produktenspekulant, Krämer und Hökerin, Hütte und Modestilgebäude beisammen. Bedenkt man übrigens, welchen Aufschwung die Stadt in so kurzer Zeit genommen trotz dem Schaden, den ihr die naheliegende Festung gethan durch die Unmöglichkeit, dem natürlichen Bedürfniß der Ausdehnung eben gegen die Festung hin Rechnung zu tragen, so muß man anerkennen, daß ihre Lage als Handelsplatz sehr günstig ist, und sehr bedauern, daß man damals beim Bau der Vukovar-Broder Bahn nicht unmittelbar Brod mit Esseg verband durch die direkte Linie über Djakovar und auch die geringe Vorsorge der Stadt für ihr eigenes Wohl rügen, wenn der Vorwurf, den man ihr macht, richtig ist und sie selbst es verschuldete, daß der herrliche neue Dom, den Bischof Stroßmayer mit viel Zeit- und Geldaufwand in Djakovar erbauen ließ, nicht in Esseg seinen Platz fand und in Folge dessen der Bischofsitz sammt dem Kapitel und dem bischöflichen Seminar in Djakovar blieb. Jedenfalls ein herber Verlust für die Hauptstadt, den nichts mehr gut machen kann, um so herber, da Esseg schon im zweiten Jahrhundert Residenz der Bischöfe war.

Hat man die Oberstadt nach Durchschreitung der zur Festung führenden Allee auf etwa 4 Schuh breitem Ziegelpflaster dahinwandelnd zurückgelegt, dann südlich, also rechts den Oberstädter Bahnhof, ein geräumiges Gebäude, in viertelstündiger Entfernung besehen und dem knapp vor dem Festungsthore liegenden sogenannten Regimentsgarten einen Besuch gemacht, sich bei der Gelegenheit überzeugt, daß an schönen Frauen und namentlich Mädchen die Fülle da ist, den Tönen der Regimentskapelle, um die sich das wandelnde Publikum im Kreise dreht, wie Mücken um eine Lichtflamme, ein Weilchen gelauscht, sich auch, den Windungen eines Weges folgend, bis knapp an das Ufer der Drau verirrt und das drohende Summen zahlreicher Gelsen im Dunkel des Gebüsches gehört, so betritt man das erste Festungsthor, um das Innere zu besehen. Welch ein Kontrast zwischen Festung und Oberstadt! Dort Leben, hier Stille; dort Handel, hier kaum einige Gewölbe für die Bedürfnisse des Familienlebens. Dort eleganter, solider Bau nebst Lehmziegelhäusern, hier alles fest und nach militärischem Schnitt gebaut, dort Waarenlager, hier Kasernen und Zeughäuser. Eine Reihe von Mauern und Gräben links und rechts folgt abwechselnd auf einander, an Höhe und Tiefe immer mehr zunehmend. Ein Labyrinth von nun trockenen Gräben und verdeckten Gängen zieht sich in der Tiefe dahin und das ganze Werk mag wohl bei der geringern Tragweite

der Geschütze einst sehr fest gewesen sein. In Friedenszeiten freilich war der frühe Thorschluß, der Jahre lang mit der größten Pedanterie und überflüssiger Weise um die neunte Abendstunde stattfand, für das Publikum im Civilrocke höchst lästig. Manchmal mußte man eine gute halbe Stunde lang und oft eine ganze pochen und schreien, bis es dem dienstthuenden Korporal bequem war, durch das lange Gewölbe des Thores zu erscheinen und die kleine Einlaßpforte zu öffnen.

Nebst den vorhin erwähnten Kasernen und Zeughäusern birgt die Festung die innere Pfarre, ein Franziskanerkloster nebst Kirche, ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, erstere sehr modern gebaut, ein eigenes Postamt, eine eigene Telegraphenstation, den Stadtmagistrat, das Platzkommando, mehrere Militärbehörden und Elementarschulen. Vor hundert Jahren gehörten zum Kloster an hundert Mönche, die meist als Bettelmönche im Lande herumstrichen. Jetzt ist ihre Zahl auf einige beschränkt. Laien fällt die nicht angenehme Aufgabe zu, Almosen einzusammeln, die spärlich sein mögen. Die Klosterbibliothek hat einige werthvolle Bücher, allein sie ist, sowie man mir sagte, nicht geordnet und Bücher werden nicht verliehen. Aus Erfahrung weiß ich, daß man in mehreren Klöstern selbst beim ausdauerndsten Bestreben kein Buch zur Einsicht bekommt.

Um die Festung zieht sich eine gute Promenade, nur die Nordseite lehnt sich an die Drave, deren jenseitiges Ufer ein festes Hornwerk schützt. Leider ist diese Allee zu gewissen Tageszeiten der Tummelplatz winziger Mücken, die juckende Stiche versetzen, und Abends quälen die Lustwandler zahllose Gelsen.

Sobald man durch das Unterstädter Thor, das an der Morgenseite liegt, die zur Unterstadt führende Allee betritt, erblickt man links neben dem Hornwerk zwei Brücken, deren eine, die östlichere, für die Eisenbahn, die westlichere für den Wagenverkehr bestimmt ist. Die Eisenbahnbrücke, welche ich sah, ist jene, welche das bekannte Unglück herbeiführte, indem sie einstürzte und einen Eisenbahnzug mit Soldaten in die Fluthen versenkte. Kurze Zeit vorher war ich hinübergefahren und muß offen bekennen, daß es mir kalt über den Rücken lief, als ich das Stöhnen und Knirschen hörte und beim Hinaussehen bemerkte, daß sich die einzelnen Wagen hoben und senkten, da die Schienen nicht horizontal, sondern wellenförmig liefen. Seitdem ist eine neue gebaut, und hierbei hätte man wohl die Einrichtung für die Eisenbahn und gewöhnliche Fuhrwerke treffen können. Unterhalb der Brücken liegt die Dampfschiffahrtsagentur, ihr gegenüber das sogenannte Dörfel, eine gemischte, jährlich der Ueberschwemmung ausgesetzte Kolonie, berühmt wegen ihres Fischfangs und der Zubereitung einer mit Paprika reichlich gewürzten Fischbrühe.

Der Grund, daß die Leute an dieser, durch Wassergefahr so unleidlichen Stelle unzertrennlich kleben und, obgleich von den Fluthen oftmals verjagt, immer wieder, sobald die Gefahr vorüber, in die mit Feuchtigkeit gesättigten Wohnräume einziehen, ist nicht nur die für den Fischfang und auch sonst bequeme Lage, sondern auch der nach jeder Ueberschwemmung zurückbleibende fette Erdboden, der die Pflege der Gartengewächse besonders begünstigt. Ein Umstand, der in Anbetracht des nahen Marktplatzes und guten Verkaufes nicht zu verachten ist. Die Ebene, die sich jenseits der Drave ausbreitet, ist sehr sumpfig, ein schilfreicher Grund, welcher durch eine auf hohem Damme mit großen Kosten hergestellte Kunststraße für den Wagenverkehr zugänglich gemacht werden mußte. Die Unterstadt bildet, wie die Festung und die Oberstadt, ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Mit Ausnahme eines sehr hübschen, ganz modern gebauten Spitals, einiger hübschen Privathäuser und einer Glasfabrik, weist dieser Stadttheil nichts Besonderes auf. Die Kirchen sind nicht bemerkenswerth, das Leben und Treiben nicht sehr bewegt. Obzwar hier Fruchthandel getrieben wird, ruht eine gewisse Leere und Abgestorbenheit über dem Ganzen. Auch hier ist ein Bahnhof, so daß Esseg also deren zwei hat. Die Neustadt, die von der Festung in südlicher Richtung liegt und ebenfalls durch eine Allee mit ihr verbunden ist, kann uns nicht weiter interessiren, da sie nichts bietet, ausgenommen den großen Stadtgarten mit seinem Saale, dem sonntäglichen Vergnügungsort und Tanzplatz der rührigen jungen Männer und Damen.

An Schönheiten und graziösen Tänzerinnen ist kein Mangel und es läßt sich nicht leugnen, daß es in dieser Beziehung keine Stadt, relativ genommen, Esseg zuvorthut. Die Bevölkerung ist gemischt, die der Umgebung ebenfalls, indem sich neben deutschen auch ungarische und böhmische Ansiedelungen finden. Am zähesten bewahren die Böhmen ihre Sprache, die Deutschen (Württemberger ausgenommen) erlernen das Kroatische leicht und sprechen es gut.

Im Allgemeinen wird meist mit Früchten, Vieh, Leder, Holz und verschiedenen Rohprodukten Handel getrieben; außerdem bestehen Fabriken für Oel, Leder, Eiseninstrumente und Handwerkszeug, mehrere Sparkassen und eine Bank.

Für das Landvolk giebt es in der Ober- und Unterstadt eine ganze Menge von Hut-, Opanken-, Czizmenmachern, Riemern, Schneidern und Kürschnern, welche die gebräuchlichsten Kleidungsstücke anfertigen. Nichts interessanter als ein Jahrmarkt: die neuesten Modewaaren auf der einen und die Bedürfnisse des Landvolkes auf der andern Seite. Besondere Eigenthümlichkeiten etwa in der Struktur des Bauernhauses, oder irgend eine Sitte, die absticht gegen andere Gebräuche, wird man hier kaum mehr finden: die alles absorbirende Gleichmachung der Nationalitäten in Bezug auf Lebensgewohnheiten, Sitten, Tracht u. dergl., die sich allenthalben an größeren Verkehrsplätzen Europas geltend macht, hat auch hier ihren Zoll verlangt. Die weiße Tracht weicht immer mehr der dunkeln, buntfarbigen und damit hört leider auch die bei allen Südslaven einst allgemein gewesene Hausindustrie immer mehr auf; die Kunst macht der mühelos gekauften Waare Platz. Dieses Uebel schleicht von solchen Emporien des Handels immer tiefer ins Herz des Landes hinein.

Die Stadt hat ein hübsches Stück Geschichte hinter sich, und obgleich ihre Lage wegen der Nähe der Dravemündung in die Donau für ihre Entwickelung günstig gewesen, so hat ihr das andererseits, besonders während der Kreuzzüge und der Türkenkriege viel Unheil gebracht. Auch im Jahre 1848 machte sie ihre Tage der Bedrängniß durch. Ein Steinmonument von 3 Schuh Höhe, das man 1785 bei Anlegung des oben erwähnten, nach Ungarn führenden Straßendammes aus dem alten römischen Damme grub und dem Damminspektor Dost überbrachte, nennt den Kaiser Hadrian als Gründer des einstigen Mursa [1]). Dem aber widerspricht die allgemeine Meinung, daß Kaiser Augustus im Jahre 8 n. Chr. die Stadt gegründet, Hadrian sie nur mit einer Ringmauer umgürtet, mit schönen Gebäuden geschmückt und eine römische Kolonie hinein verlegt habe. Dies könnte richtiger sein, denn Mursa lag nicht am linken Draveufer, wo man jene Inschrift fand, sondern am rechten, eben an jener Stelle, wo die Unterstadt sich befindet, wie zahlreiche hier gefundene Säulen, Inschriften, römische Goldsachen u. dergl. beweisen. Leider liegt von

[1]) Corpus Inscr. Lat. III, 3279.

dem gefundenen vielen Stein- und Mauerwerk sehr viel als Straßenpflaster in den Landstraßen, da man im Jahre 1740, als man die Mauern ausgrub, keine bessere Verwerthung für die Inschriftensteine fand.

Im kurzen sei erwähnt, daß hier Constantius am 25. December 350 n. Chr. den Vetranius schlug und ihn dadurch zwang, dem Thron zu entsagen, und im folgenden Jahre am 28. September ebenso den Magnentius. Hier residirte der Statthalter von Unterpannonien und seit dem 4. Jahrhundert der Kommandant der Donauflotille. Nach den aufgefundenen Spuren zu schließen, scheinen damals prachtvolle Gebäude hier gestanden zu haben. Bald fand das Christenthum Eingang, denn, wie schon erwähnt, im zweiten Jahrhundert saß hier ein Bischof; im Jahre 351 war es ein Grieche und Arianer, Valens.

Nach 591 schweigt die Geschichte lange Zeit über Mursa, da es wahrscheinlich die Avaren zerstört hatten und erst im Jahre 1196 unter König Emerich kommt es als Marktflecken Osiek wieder vor im Besitze der Slaven. Später gehörte es der Vukover Gespanschaft, hatte mehrere Eigner, die auf einander folgten und wurde im 15. Jahrhundert zum oppidum, beschützt von einem Kastell, fiel dann 1526 unter türkische Botschaft, in der es bis 1687 verblieb, einverleibt dem Požeganer Sandschak unter dem Befehle eines Aga. In diese Zeit fallen mehrere blutige Schlachten, die hier stattfanden. So 1537 unter Muhamed Jahi Oglu und Katzianer, Ludwig Pekri und Paul Bakić. 1664 brannte Nikolaus Zrinjski die 8565 Schritt lange Brücke nieder, die der Sultan unter blutigen Geißelhieben und dem Aufgebot von Alt und Jung, Arm und Reich der umwohnenden Christenheit, 25 000 Mann an Zahl, in 15 Tagen über die Drave und die Sümpfe hatte schlagen lassen. Nach der verlorenen Schlacht bei Harkány verließ der Großvezier und mit ihm alle Türken fliehend Esseg, das sie zwar dreimal wieder, aber jedesmal vergebens, zu erkämpfen suchten. Die durch viele Stürme und die Fahrlässigkeit der Türken arg mitgenommene Festung ließ Karl VI. niederreißen und legte im Jahre 1712 den Grundstein zur neuen, die 1719 fertig wurde. 1809 wurde es königliche Freistadt, 1848 trat es General Jović ab an Graf Kasimir Batthyány, der ein Bataillon Honveds und 5 Kanonen kommandirte und es am 13. Februar 1849 fliehend verließ; seine Mannschaft fiel den Kaiserlichen in die Hände.

Der große Straßendamm über die Sümpfe wurde unter Maria Theresia von 1773 bis 1777 aufgeworfen und führt bis Belye. Die Arbeit beaufsichtigte und leitete der Veröcer Obergespan Nicki mit einem Kostenaufwande von 600 000 Gulden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Drohung französischer Blätter, daß Frankreich sich Hainans bemächtigen werde, bis China eine Kriegsentschädigung erlegt haben würde, hat die Aufmerksamkeit wieder einmal auf diese noch wenig gekannte Insel gelenkt. In Folge dessen kommen manche werthvolle Berichte ans Licht, darunter ein solcher des Mr. Henry in der „China Review" über eine Reise durch Hainan. Wie in anderen abgelegenen Besitzungen Chinas, so haben auch hier die Eingeborenen bis zu einem gewissen Grade sich gegen die andringende Fluth der chinesischen Einwanderung gehalten. Das Centrum und der Süden der Insel sind bergig und dort sitzen die eingeborenen Stämme der Les, 15 oder 16 an Zahl, wahrscheinlich malaischen Ursprunges. Dieselben führen verschiedene Namen und unterscheiden sich mehr oder weniger in Tracht, Sprache und Sitten, gehören aber offenbar alle zu einer Rasse, sind durch enge Bande mit einander verbunden und leben meist mit einander in Frieden, wie sie auch gegen Fremde herzlich und gastfreundlich sind. Flora und Fauna der Insel sind besonders reich, aber noch wenig untersucht; fand doch der verstorbene Swinhoe binnen wenigen Wochen 172 Species Vögel, von denen 19 für die Wissenschaft neu waren. Eine besondere Plage für den Reisenden sind die massenhaft auf Blättern und Zweigen nach Beute lauernden Blutegel, die sich nur mittels Feuer oder, wenn sie vollgesogen sind, vom Körper entfernen lassen. Die Einwohner Hainans scheinen zwar von einer gewissen ländlichen Wohlhabenheit zu sein; aber der Außenhandel ist gering, das Klima schlecht und Frankreich hätte (wenigstens nach Ansicht des Engländers) mit der Besitznahme der Insel wenig gewonnen.

— Frankreich hat einen bedeutsamen Erfolg in Ostasien errungen; das, was wir auf S. 239 des 44. Bandes als den wahrscheinlichsten Ausgang der Tongkingfrage bezeichneten, ist eingetroffen: China hat in einem am 11. Mai dieses Jahres zu Tientsin abgeschlossenen Vertrage das französische Protektorat über Tongking und Annam in den bestehenden Grenzen anerkannt. Außerdem werden unter später noch festzustellenden Bedingungen die angrenzenden chinesischen Provinzen Jünnan, Kwangsi und Kuangtung dem französischen Handel geöffnet — ein Zugeständniß, durch welches China sich offenbar von der ihm wegen seines mehr als zweideutigen Verhaltens drohenden Kriegsentschädigung zu befreien gewußt hat. So hat Frankreich in dem Wettstreite, den es seit Jahren gegen England hinsichtlich der Eröffnung des metallreichen Jünnan unternommen hat, einen erklecklichen Vorsprung gewonnen.

Afrika.

— Mr. Mackay schreibt, daß es nach allen Erkundigungen, welche er bei den Baganda eingezogen hat, keinen See Baringo im Nordosten des Victoria Njanza giebt. Das Wort „Baringo" bedeutet „Volk des Leoparden" (ba ist Präfix, ngo = Leopard, r euphonische Einschiebung) und bezeichnet einen Stamm, dessen Krieger Leopardenfelle tragen, ebenso wie ein ihnen benachbarter Stamm Bamporogoma oder „Volk des Löwen" (ba Präfix, mporogoma = Löwe) heißt, weil er sich mit Löwenfellen schmückt. Der Irrthum, Baringo für einen See zu halten, ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß man es mit dem arabischen bahr = Meer, See, Strom, zusammenbrachte.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLV. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

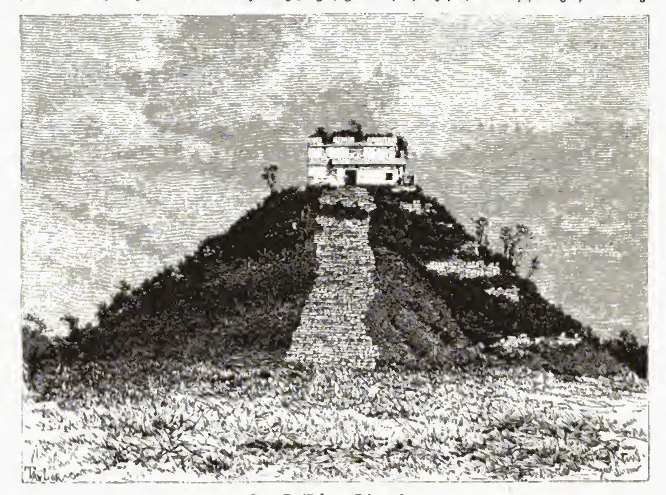
IV.

Unter dem Schutze einer aus 50 Mann bestehenden militärischen Eskorte verließ Charnay mit seiner großen Schar indianischer Arbeiter und Träger und einem langen Zuge schwerbeladener Maulthiere am frühen Morgen die Stadt Citas. Langsam, weil auf einem durch dorniges Gebüsch und Schlingpflanzen dicht verwachsenen Waldwege, der alten Straße nach Chichen-Itza, ging es vorwärts, bis man gegen Mittag die Ueberreste von Piste erreichte, das Charnay vor 25 Jahren noch als ansehnlichen Ort gekannt hatte. Einige rauchgeschwärzte Mauern und eine halbverfallene Kirche inmitten einer dürren, unsäglich traurigen Ebene ist Alles, was seit dem letzten Indianerüberfall noch von dem Städtchen vorhanden ist. Die wenigen Einwohner, die dem Gemetzel entgangen sind, haben die Gegend verlassen — die verfallene Kirche beherbergt heute eine aus 25 Mann bestehende Truppenabtheilung, den am weitesten vorgeschobenen Grenzposten gegen die Indianer. Es ist ein trostloser Aufenthalt, der von den Soldaten auch wie ein Verbannungsort betrachtet wird, trotzdem die Ablösung des Kommandos regelmäßig alle drei Monat stattfindet. Uebrigens ist die Gefahr hier heute nur noch gering; die Indianer, die früher um ihre Freiheit kämpften und jeden ihrer Ueberfälle mit einem allgemeinen Gemetzel beschlossen, greifen heute lediglich zum Rauben und Stehlen an, und dazu finden sie in der gänzlich verödeten Gegend keine Gelegenheit.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als die Reisenden die Ruinenstätte von Chichen-Itza vor sich erblickten. Trotzdem es für Charnay schon das dritte Mal war, daß er hierher kam, machte der Anblick des gewaltigen Castillo, das sich auf seiner steilen Pyramide scharf gegen den hellen Himmel abzeichnete, heute wieder einen ebenso großartigen Eindruck auf ihn, wie nur je zuvor. Während die Soldaten und die indianischen Arbeiter am Fuße der Pyramide ihre Zelte aufschlugen, installirten sich Charnay und seine Begleiter im Innern des Castillo; die Dunkelheit brach herein, ehe alles geordnet war, und mit der Dunkelheit stellten sich auch die von dem ersten Abend an einem neuen Lagerplatze fast untrennbaren kleinen Schwierigkeiten ein. In dem ungewissen Mondlicht wurde das Gepäck nach noch vermißten Gegenständen wieder und immer wieder durchstöbert; das Abendessen sollte bereitet werden, und dabei zeigte es sich, daß sämmtliche Gefäße zum Wasserschöpfen von den Trägern in Citas vergessen worden waren. Man half sich, so gut es eben ging, und vergaß diese kleinlichen Beschwerden und Unannehmlichkeiten auch bald genug über der Großartigkeit der Umgebung. Von dem sternhellen Nachthimmel goß der Vollmond sein mildes Licht über die weite bewaldete Ebene, deren vom leisen Winde bewegte Wipfel in dem bläulichen Schein wie ein wogendes Meer erschienen; wie hohe Inseln ragten im Vordergrunde die kolossalen Massen des alten Mauerwerkes und mehrere mit dunkler Vegetation bedeckte steile Hügel daraus empor. Mit der Lage der einzelnen Ruinen wohl vertraut, bezeichnete Charnay sie der Reihe nach seinen Gefährten. Die Mitte der ganzen Trümmerstätte nimmt das Castillo ein, das auf

seiner fast 70 Fuß hohen Pyramide die anderen Gebäude überragt. Am Fuße der Pyramide dehnt sich auf der östlichen Seite ein mit zahlreichen Säulentrümmern bedecktes, von zwei kleinen Palästen flankirtes Feld aus: nach Charnay's Annahme der Markt der alten Mayastadt. Nördlich vom Castillo zeigen sich die Ueberreste eines großartigen, leider gänzlich zusammengestürzten Prachtbaues, unweit davon der heilige See oder Cenote mit einem am Ufer emporragenden Tempel. Im NW sieht man das berühmte Tlachtli, das Ballspielhaus von Chichen-Itza, im O und SO aber das zweite große Wasserbecken, den sogenannten Nonnenpalast und die unter den Namen des Chichanchob, Caracol und Akab-sib bekannten großartigen Ruinen, denen sich weiter im Hintergrunde eine der Neuzeit angehörige verfallene Niederlassung anschließt, die seit lange schon verödete Hacienda von Chichen. Eine lautlose, nur hin und wieder durch die eintönigen Rufe der ausgestellten Wachen unterbrochene Stille herrschte ringsum und gestattete den Reisenden, sich ungestört in die weitentlegene Zeit zurückzuträumen, wo der Mond hier noch glänzende, mit reichem Schmuck versehene Tempel und Paläste, und anstatt des unabsehbaren Waldes fruchtbare Maisfelder beschien, und wo aus den breiten Straßen der Stadt vielleicht auch die Schritte und Zurufe der indianischen Wächter heraufschallten, welche die Heiligthümer gegen einen feindlichen Ueberfall bei Nacht schützen sollten.

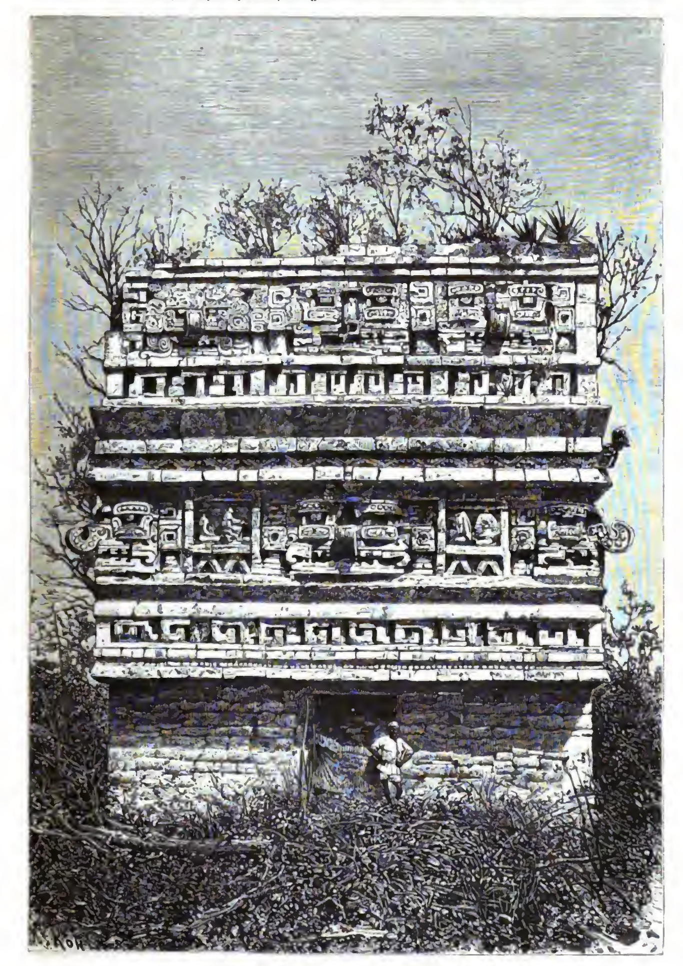
Wenn die spanischen Chronisten der Eroberung von Yucatan so oft erzählen, die Mayastädte glichen in Anlage



Das „Castillo" von Chichen-Itza.

und Bauart den großen Städten ihrer Heimath, namentlich dem herrlichen Sevilla, so liefert diese Angabe uns nur einen neuen Beweis für die charakteristische Oberflächlichkeit und Urtheilslosigkeit jener Schriftsteller. Nach dem, was uns heute noch von den Niederlassungen der Maya erhalten ist, sind diese ausgedehnten Ortschaften eigentlich nie Städte in unserm Sinne gewesen. Es waren vielmehr bewohnte Centren des Kultus oder der weltlichen Macht, und deshalb auch die Bauwerke, aus denen sie sich zusammensetzten, überall die nämlichen: eine kleinere oder größere Anzahl von Tempeln, die Paläste des Fürsten und der Kaziken und verschiedene, in scheinbar willkürlicher Anordnung über einen weiten Raum verstreute Gebäude, die alle augenscheinlich öffentlichen Zwecken dienten; dazwischen zogen sich die breiten cementirten Straßen und auch wohl Gartenanlagen hin; ringsum aber lagen wahrscheinlich die Hütten der Diener und Sklaven.

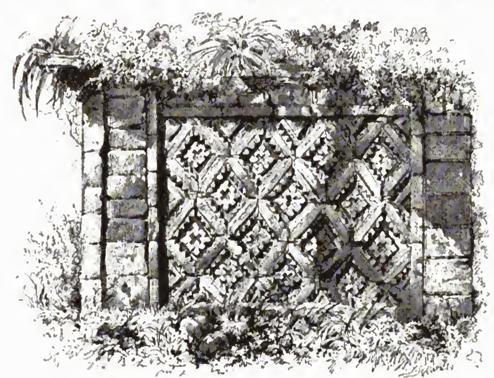
Chichen-Itza, d. h. „bei dem Brunnen des Itza", verdankt seinen Namen wie seine Entstehung den beiden großen Wasserbecken, an denen es sich ausbreitet. Die Stadt ist, wie aus verschiedenen Merkmalen hervorgeht, nicht so alt wie Izamal und Ake, doch aber älter als Uxmal, wenn sie auch, wie dieses, schon der Zeit angehört, in der das Cementornament in der Architektur durch in Stein ausgeführte Skulpturen verdrängt worden war. Was wir über die Geschichte von Chichen-Itza vor der Eroberung wissen, ist ebenso unsicher und lückenhaft wie alles, was sich auf die vorspanische Zeit Yucatans bezieht. Es hat in der That den Anschein, als seien alle Nachrichten über die Vorgeschichte des einst so blühenden und reichen Landes absicht-



Linker Flügel des Nonnenpalastes von Chichen-Itza.

lich unterdrückt und der Vergessenheit überantwortet worden. Nur eine historische Thatsache scheint hinsichtlich Chichen-Itzas festzustehen: die gemeinsame Auswanderung der Einwohner der Stadt, die etwa zwischen 1440 und 1460 stattgefunden haben dürfte, und als deren Veranlassung Cogolludo die Furcht vor der Rache eines benachbarten Fürsten angiebt, dem der Canek oder Häuptling der Itzas die neuvermählte Gattin entführt hätte. Möge diese romantische Geschichte nun auf Wahrheit beruhen oder nicht, soviel ist sicher, daß um die angegebene Zeit die Bewohner von Chichen-Itza ihre Stadt in Masse verlassen haben, um nach weiter Wanderung an der mehr als 100 Meilen südlich von ihrer alten Heimath belegenen Lagune Petén ein kleines Fürstenthum zu gründen, dessen Hauptstadt Tayasal Cortes bei seiner Reise nach Honduras besuchte, und das erst im Jahre 1697 von den Spaniern erobert wurde.

Jedenfalls war Chichen-Itza trotz mancher gegentheiligen Behauptungen bei der Ankunft der Spanier im Lande wieder bewohnt und seine Bauwerke noch alle wohlerhalten; es wäre auch einfach undenkbar, daß sich in der Stadt, die an ihren beiden großen Wasserbecken den für yucatekische Verhältnisse größten Vorzug und Reichthum besaß, nicht schon bald nach dem Abzuge der Auswanderer neue Einwohner angefunden haben sollten. Als Montejo im Jahre 1527 mit seinen 400 Mann bei Cozumel gelandeter Truppen hier ankam, war das Gerücht von dem Siege, den er, freilich erst nach schwerem zweitägigem Kampfe, über die bei Ce-Ake vereinigten Indianer erfochten hatte, ihm schon vorangeeilt. Von Schrecken ergriffen, setzte die Bevölkerung von Chichen-Itza den durch ihre Feuerwaffen furchtbaren Fremdlingen keinen Widerstand entgegen; ruhig ließen sie es geschehen, daß Montejo seine Truppen in den Tempeln und Palästen ihrer Stadt einquartirte, und ohne



Flächenornament an dem Nonnenpalast von Chichen-Itza.

Murren lieferten sie, was gefordert wurde. So machte die Unterwürfigkeit der Einwohner den Spaniern die Sache leicht genug; allmählich aber wurden es die Eingeschüchterten müde, für den Unterhalt der fremden Eindringlinge zu sorgen, von denen jeder an einem Tage fast so viel verbrauchte, wie eine ganze indianische Familie während eines Monats. Die Zufuhr von Lebensmitteln hörte auf, und als Montejo die Säumigen zur Rechenschaft ziehen wollte, verschwanden diese selber. Die Indianer zogen sich aus der Gegend der Stadt in die Wälder zurück, und die Fremden sahen sich plötzlich von gänzlicher Leere und Oede umgeben. Anstatt des anfänglichen Ueberflusses trat jetzt bitterster Mangel ein. Um sich nur das Nothwendigste an Nahrungsmitteln zu verschaffen, mußten täglich weite Raubzüge nach entfernten Indianerdörfern unternommen werden, und diese beständigen Kämpfe, sowie die durch den Mangel hervorgerufenen Krankheiten decimirten Montejo's Schar bald in so schreckenerregender Weise, daß er beschloß, mit den 250 Mann, die ihm noch blieben, und von denen die meisten schon in Folge von Krankheit und Verwundungen kampfunfähig waren, den Rückzug nach seinen an der Küste liegenden Schiffen anzutreten. Und dieser Rückzug war ein trauriges Widerspiel des triumphirenden Einzuges, den die Spanier zwei Jahre zuvor in Chichen-Itza gehalten hatten. Nach einem Tage blutigen Kampfes, der Montejo die letzten noch brauchbaren Leute geraubt hatte, verließ die zusammengeschmolzene Schar im Dunkel der Nacht die Stadt, in der man, um die Wachsamkeit der im Hinterhalte liegenden Indianer zu täuschen, zuvor mehrere Feuer angezündet hatte. Diese, sowie das weithin schallende Geheul und Gebell eines Hundes, den man an einen Baum gebunden zurückließ, erfüllten ihren Zweck vollkommen. Die Fliehenden, die, um jedes Geräusch zu vermeiden, die Hufe ihrer Pferde mit Tüchern umwunden hatten, waren schon eine weite Strecke auf ihrem Wege vorwärts gekommen, ehe das Tageslicht die belagernden Indianer die Ueberlistung gewahr werden und die vergebliche Verfolgung antreten ließ.

Von den Gebäuden von Chichen-Itza, die Montejo als „fest und leicht zu vertheidigen“ rühmt, und die Bischof Landa vierzig Jahre später noch in ihrem ganzen Glanze sah, sind heute nur noch drei einigermaßen erhalten: der Nonnenpalast, das Castillo und das Tlachtlihaus. Mit ihrer gründlichen Untersuchung und Aufnahme begann Charnay seine Arbeiten.

Ob der Palacio de las Mounchas, wie die spanischen Eroberer den großen Prachtbau genannt haben, wirklich ein indianisches Nonnenkloster gewesen ist, läßt sich bei der ungeheuren Dürftigkeit ihrer Schilderungen nicht mehr feststellen. Möglich, daß sie dieses Gebäude, wie auch den „Nonnenpalast“ von Uxmal nur wegen seiner Aehnlichkeit mit einem mexikanischen Bauwerk so benannt haben, möglich aber auch, daß die von einigen Schriftstellern geschilderte Sitte der mexikanischen Azteken, die Töchter der vornehmen Geschlechter für einige Jahre den Göttern zu weihen, d. h. sie in besonderen Gebäuden unter der Aufsicht von Matronen in strenger, mit Kasteiungen verbundener Klausur zu halten, sich auch nach Yucatan verpflanzt hatte. Wie dem auch sein möge, daß der sogenannte Nonnenpalast von Chichen-Itza seiner Zeit eine hohe Bedeutung und wichtige Bestimmung gehabt haben muß, das läßt sich heute noch aus der großartigen Pracht seiner Anlage und Ausführung erkennen. Das Gebäude besteht aus einem mittlern Hauptbau und zwei Seitenflügeln, deren Façaden den reichsten Skulpturenschmuck aufweisen. Die charakteristischen, weit vorspringenden Simse aller altyucatekischen Architekturdenkmäler fassen hier kunstvoll skulptirte breite Friese ein, in denen sich an allen drei Façaden dieselben Motive wiederholen. Der untere Fries enthält zwei Hautreliefs in breiter, vorspringender Einrahmung; von den beiden sitzenden Männergestalten, welche dieselben darstellen, steckt die eine mit dem ganzen Unterkörper in



Façade des Castillo.

einer großen Schildkrötenschale. Der Mittelbau des Palastes, der sich an eine steile Terrassenpyramide anlehnt, besteht aus drei Stockwerken, oder, da die beiden oberen auf je einer Stufe der Pyramide erbaut sind, eigentlich aus drei einzelnen, übereinanderliegenden und nach oben zurücktretenden Gebäuden. Das mittlere derselben zeichnet sich durch die ganz besonders reiche Ornamentirung seiner Façade nicht nur vor den beiden anderen, sondern auch vor allen anderen Bauten von Chichen-Itza aus. Ziemlich breite, in Rauten sich kreuzende Streifen, die, wo die Verwitterung es noch erkennen läßt, ein an feinste Spitzenarbeit erinnerndes Muster aufweisen, rahmen kassettenartig vertiefte Felder ein, die von einem Zackenrande umgeben sind und in der Mitte je eine erhabene Rosette zeigen. Auch die innere Ausschmückung des mittlern Stockwerkes ist bedeutend reicher als die der beiden anderen; leider sind von den mit Skulpturen und Inschriften bedeckten Oberschwellen und Pfosten der Thüren die meisten stark verwittert; nur von dreien war es noch möglich, Abklatsche zu nehmen. Die Eintheilung des innern Raumes in eine große Anzahl kleiner mit Nischen versehener Gemächer, die zu beiden Seiten eines die Mitte des Gebäudes durchziehenden Korridors liegen, könnte in der That an die Zellen eines Klosters erinnern.



Thürpfeiler aus dem Castillo.

Der von den Spaniern wegen seiner kastellartigen Anlage el Castillo genannte Bau war ursprünglich ein Tempel des höchsten Mayagottes Cuculcan, der seinerseits nur wieder der nach Yucatan übertragene toltekisch-aztekische Quetzalcoatl war. Die Bedeutung des Namens ist in beiden Sprachen die gleiche; Cuculcan und Quetzalcoatl heißt beides „gefiederte Schlange“, und die gefiederte Schlange, das Symbol des großen Gottes, zeigt sich wieder und immer wieder in dem Skulpturenschmuck des Castillo, wie sie ja auch an den Tempeln



Säule von dem Castillo zu Chichen-Itza.



Toltekische Säule in Tula.

und Palästen Hochmexikos als stets wiederkehrendes Motiv der ganzen Ornamentirung auftritt. Die nahe an 70 Fuß hohe Pyramide, die den Tempel trägt, ist fast genau nordsüdlich orientirt; sie erhebt sich auf einer quadratischen Grundfläche von 54 m Länge und Breite und besteht aus neun Terrassen. Die breiten Treppen, die in der Mitte jeder Seite zu der obern Plattform hinaufführen, haben je neunzig Stufen. Der quadratische Tempel selber zeichnet sich durch große Einfachheit, aber daneben durch vollkommene Harmonie der einzelnen Theile aus. Die von je einer Mittelthür durchbrochenen Ost-, Süd- und Westseiten weisen außer zwei breiten Simsen keinen Schmuck auf. An der Nordseite, der Hauptfront, aber bilden zwei mächtige Säulen einen breiten Portikus, hinter dem sich vor der ganzen Breite des Gebäudes eine Gallerie hinzieht. Von dem schönen Fries und dem großen Figuren-Hautrelief, die diese Seite schmückten, ist nur noch wenig erhalten. Aus der Gallerie führt eine Thür in ein großes Gemach, dessen Doppelwölbung durch zwei Pfeiler mit eckigen Kapitellen getragen wurde und das ohne Zweifel das Heiligthum des Gottes war. Die Treppe, die zu dieser Hauptfront des Tempels emporführte, war bedeutend breiter als die drei anderen und an jeder Seite von einem steinernen Geländer eingefaßt, das eine ungeheure gefiederte Schlange vorstellte. Der große Schlangenkopf mit weit geöffnetem Rachen und lang heraushängender Zunge bildete am Fuße der Pyramide den Abschluß des Geländers. An den Säulen und Pfeilern und namentlich an den steinernen Pfosten und Oberschwellen der Thüren fand sich eine Menge zum Theil trefflich erhaltener Skulpturen, Ornamente, Hieroglypheninschriften und Figuren (meist überlebensgroße Kriegergestalten im vollen Schmucke) vor, und die Arbeit, von allen diesen sorgfältig ausgeführten und darum werthvollen Kunstwerken Papierabdrücke herzustellen, beschäftigte Charnay und seine Begleiter mehrere Tage hindurch auf das Angestrengteste. Jeder neue Abklatsch aber, den der Reisende seiner Sammlung hinzufügte, war für ihn auch ein neuer Beleg für seine Theorie von dem Zusammenhange der toltekischen mit der Mayakultur. Und nicht nur in den nebensächlichen Einzelheiten der Ornamente trat diese unverkennbare Uebereinstimmung hervor. Die massiven Säulen des Portikus an der Hauptfront erkannte Charnay sogleich, wenn nicht als Kopien, so doch als merkwürdig passende Seitenstücke einer toltekischen Säule, die er in Tula gefunden und photographirt hatte. Die Basis der Säulen bildete in beiden Fällen ein großer Schlangenkopf, die Schäfte zeigten das charakteristische Federornament, das gemeinsame Motiv war unmöglich zu verkennen. Und doch waren diese den nämlichen Ursprung verrathenden Kunstwerke durch eine räumliche Entfernung von 300 Wegstunden von einander getrennt, und das eine war mehrere Jahrhunderte vor dem andern entstanden. Von einem Zufall kann hierbei nicht wohl die Rede sein, aber eben so wenig auch von der uralten, originalen Kultur der yucatekischen Mayas, an die wir so lange als an eine unanfechtbare Thatsache haben glauben müssen.

Wie die Bauwerke von Mexiko und Palenque haben auch die Paläste und Tempel von Chichen-Itza augenscheinlich nie Thüren in den Thüröffnungen gehabt. Hier wie dort zeigte sich nirgend eine Spur von Angeln oder sonstigen Vorrichtungen zur Anbringung einer Thür; wohl aber fand Charnay auch hier überall die kleinen Löcher in den Pfosten, durch welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Schnüre gezogen wurden, an denen man zur Verkleidung der Oeffnung Matten oder Vorhänge aus gewebten Stoffen befestigt hat.

Reise von Essegg durch einen Theil Sirmiens.

Von Ernst Kramberger.

II.

Von Essegg aus machte ich einen Ausflug zur Ruine Kaljužić, sonst Kolodjvar und Hermangrad genannt. Eine gründliche Erkundigung nach der Lage dieses aus so vielerlei Munde als merkwürdig geschilderten Ortes führte zu dem Endziele, daß zwar jede der den Weg schildernden Personen den Platz, wie sie versicherte, genau kenne und ihn auch leicht finde, daß man aber nicht garantiren könne, ob ihn ein des Weges Unkundiger erreichen werde. Endlich erbot sich ein Kutscher mit einem leichten Federwagen um 5 Gulden fahren, erklärte den Weg, den er zwar nicht kenne, schon finden zu wollen, und rückte mit einem ganz gemeinen Leiterwagen, in den er zur Noth einen in der Auflösung begriffenen Federsitz geklemmt hatte, an. Kein Wunder, daß trotz der geringen Entfernung von der Stadt die Ruine nur Jägern und Leuten, die in der Nähe davon Grundstücke besitzen, bekannt ist. Man fährt zwar etwa eine halbe Stunde auf der Straße hin, die südlich über Čepin und Vuka nach Djakovo führt, biegt dann aber links in die sumpfige Ebene ein, die sich ringsum nach allen Richtungen ausbreitet, irrt die Kreuz und die Quere auf schlechten Wegen, die, wenn auch, wie eben jetzt im Hochsommer, trocken doch furchtbar holperig sind, ruft und schreit fragend nach jeder auftauchenden Gestalt, holpert nach einer im Felde stehenden Scheune hin und kommt endlich an einem einsamen Gehöfte vorbei zu dem in der Ferne schon längst gesehenen schwäbischen Dorfe Držanica. Die Leute droschen rührig in ihren Höfen und wiesen uns auf eine mit sonnverbranntem Grase bedeckte weite Ebene hinaus, in der sich trostlos zwei Ziehbrunnen, wie zwei Galgen und Massen, wie es schien, auf einander gethürmter Erde erhoben. Rinderherden zogen in der Ebene herum und Schwärme verschiedener Sumpfvögel umflogen die vermeintlichen Erdmassen, die man uns als „das alte Gschloß“ bezeichnete. Endlich lag es vor uns, mitten in einem weiten Sumpfe auf niedrigem Erdhügel, zwischen hohem Röhricht. Trübe, ganz schwarze Wasser, dem Erdboden hier an Farbe gleich, machen es unmöglich hinüber zu kommen. Mehrere Schweineherden, die das warme Wasser doch kühler fanden als die glühende Luft, lagen grunzend mitten darin: es sah aus, als ob da Schweinsköpfe aus dem Moore wüchsen. Einige Knaben, die unbesorgt um die badenden Säue, mit Pfeifen und Singen

sich die Zeit vertrieben, gaben, befragt, zur Antwort, es wohne ein Fischer drüben auf der Insel, den man nur zu rufen brauche, wenn man hinüber wolle. Wir thaten so und siehe da, aus der zwischen dem Rohre offen gelassenen Wasserstraße bog ein Kahn heraus, in dem ein Mann stehend und mit langer Stange in den Morast stechend den Nachen dem Ufer zuschob. Ein Sprung über den Koth brachte mich in das Fahrzeug. An der Ruine ist nicht viel mehr zu sehen. Sie beträgt im Umfange einige hundert Schritte, war mit Wall und Graben umgeben, ganz rund von Gestalt, aus hellrothen, gutgebrannten Ziegeln gebaut und ist ganz verfallen, kaum daß die Reste einiger Schießscharten zu sehen sind. Von Fenstern und Thüren keine Spur mehr, da das Gebäude nicht viel höher war und nun ganz eingestürzt ist. Im Burghofe wuchs des Fischers Kukuruz. Welch eine Existenz aber führt dieser in elender Hütte neben dem einstigen Eingangsthore wohnende Mann Jahr aus Jahr ein! Entfernt von jeder menschlichen Gesellschaft hatte dieses Geschöpf, ein Deutscher, für nichts mehr Sinn und hatte auch das Sprechen theilweise verlernt, denn auf alle Fragen, die ich in verschiedenen deutschen Dialekten an ihn stellte und oft wiederholen mußte, gab er ungenügende Antworten. Er klagte über die Schweine, die ihm viele Fische wegfressen, wenn im trockenen Sommer die Flossenthiere nur noch im feuchten Schlamme leben können und eine leichte Beute der gefräßigen Säue werden, was jedoch nicht häufig geschehen mag, denn nie trocknet der Sumpf ganz aus und in feuchten Jahren dehnt er sich ringsum eine Meile weit aus.

Dieser Mensch erinnerte mich durch sein einsames und trauriges Einsiedlerleben lebhaft an die volksthümliche Erzählung, daß hier einst ein gutes Weib Namens Dora gelebt und mehr als hundert Jahre vergebens auf den Bräutigam gewartet habe. Neuere Schriftsteller halten die Burg für das Eigenthum der einst so berühmten Familie Gara. Später wurde sie an die Herzoge von Ilok (Ujlak) abgetreten und in den Türkenkriegen soll der Renegat Mehmed Sokolović ihr Herr gewesen sein.

Verschiedenartiges Wassergeflügel treibt hier, mit vielerlei Stimmen durcheinander kreischend und schnarrend, ungestört sein Wesen und stieß und flatterte über unsere Köpfe dahin. Eine herrliche, weißblühende Wasserpflanze mit sehr großer Blume erfreute das Auge und stach, den dunkeln Wasserspiegel stellenweise ganz bedeckend, wie ein Schneefeld vom Grunde ab.

Am 6. August brachte mich der Eisenbahnzug von Esseg nach Erdut, einem Dorfe von etwa 150 Häusern und zwei Kirchen. Die einzige gebildetere Person ist der Lehrer. Ich kam des Terrains und dessen Eigenthümlichkeiten wegen hierher. Von Esseg durchfährt man eine unabsehbare Ebene und sieht auch von Erdut aus nichts als eben diese. Vom Bahnhofe aus gegen Norden dem Dorfe zuschreitend bemerkt man wohl, daß sich der Boden auf die Entfernung eines halben Stündchens hin wie eine sanft geneigte schiefe Ebene kaum wesentlich erhebt und erstaunt um so mehr, wenn man im Dorfe angekommen an den Zäunen vorbei nach rechts sich wendend der Burgruine zuschreitet und plötzlich am 100 m hohen Donauufer steht, von wo aus der Blick in ungemessene Fernen über die Ebenen Ungarns hinschweift und am Horizonte die weißschimmernde Häusermasse Zombors bemerkt. Kommt man von Esseg zu Schiffe, so präsentirt sich unvermuthet von Almaš aus das Ufer der Donau wie ein aus dem Boden urplötzlich erstandenes, blauschimmerndes Gebirge.

Von den beiden Thürmen der Ruine Erdut, deren einer eben damals ausgebessert wurde und etwa vier Stockwerke hoch sein mag, schweift das Auge hinüber nach Bukovar bis an die weit im Südwesten in matten Linien sichtbare Fruškagora-Kette. Ein äußerst steiler Fahrweg, ganz ähnlich jenen, die vom Donauufer in Sirmien in die Fruškagora führen, senkt sich hinab zum Spiegel des großen Stromes. Der Boden ist sandig und lehmig, der Bergabsturz mit kurzem Grase bewachsen, reich an kahlen Stellen, in der Höhe mit Obst- und Weingärten bedeckt. Am Ufer steht ein Wirthshaus, davor eine Reihe von Wagen. Eine Schar eben aus Slavonien gekommener ungarischer Bauern, die sich beim Getreidedreschen Geld und Kornfrüchte verdient hat, sieht sich die mit Wagen und Pferden beladene Ruderfähre im Kampfe mit den Fluthen an, wie sie mit Mühe und Noth dem jenseitigen Ufer zustrebt. Jetzt taucht ein Dampfer auf und kommt eilig stromab. Vermehrtes Schreien und angestrengtes Rudern der Fährleute, die nun, über die Mitte hinausgelangt, mit verdoppelter Schnelligkeit aus dem Bereiche der Wogen zu kommen trachten, die der Dampfer, einer der größten, aufwerfen wird.

In dieser Jahreszeit ist der Verkehr über die Donau sehr bewegt und es wäre im Interesse der Sicherheit, wenn die Fähre an eine Kette gelegt oder auf andere Weise die Gefahr des Uebersetzens vermindert würde, die sich steigert, je größer der Wasserstand und je unruhiger die Zugthiere sind, welche die Planken des Flosses betreten.

Kinder und Frauen stiegen die steilen Fußpfade herab, an dem Reste alter, mit Zacken und Schießöffnungen versehener Mauern, wie es scheint eines dritten Thurmes, der auf halber Höhe stand, vorbei und trugen in Krügen Donauwasser ins Dorf. Befragt, warum sie sich so weit Wasser holen, sagten sie, es schmecke die Donau besser als Brunnenwasser. Späterhin fand ich in anderen Orten ähnliche Ansichten, und es läßt sich nicht leugnen, daß viele Brunnen ein Wasser süßlichen und faden oder salzigen und laugigen Geschmackes geben.

Die Einwohner Erduts, etwa 1260 Köpfe, einst der Hauptsache nach Fischer, betreiben Ackerbau und Schafzucht. Zahlreiche kleine Herden dieser Thiere wurden auf die Felder, der Ebene zu, zur Weide getrieben. Frauen, den Spinnrocken und die Spindel führend, guckten neugierig aus den Fenstern. Unter dem Vorwande des Durstes trat ich in ein Haus, wo ich eine freundliche Bäuerin bemerkte. Nachdem ich sie mit eingehenden Gesprächen über Kirche und Schule kirre gemacht hatte, lobte ich ihre Poculica (Haube). Sie verstand mich nicht. Auf meine Erklärung sagte sie, die Kopfbedeckung hieße bei ihnen Kapa. Eitel gemacht zeigte sie mir eine Haube, deren Scheiteltheil auf Leinen mit Ziegenhaar in Schwarz und gelben, blauen, rothen und weißen Mustern gestickt war. Ich sah bei ihr einen Teppich auf blaugewebtem Grunde in Roth, Schwarz, Gelb und Grün, wie er seines Gleichen sucht. Ich dankte ihr, schenkte ihrem Kinde einen Groschen (fünf Kreuzer) und schied. Ein pelzgekleideter Mann übernahm unaufgefordert die Rolle eines Mentors, indem er bereitwillig das Gitter öffnete, um mich zur Ruine zu begleiten, die in einer Weinanpflanzung steht. Sie ist der Stammsitz der Familie Bakač gewesen, die davon ihr Prädikat Erdödy führt, kam 1526 in türkischen Besitz und wurde damals zur verödeten Stätte. Unweit davon beschreibt das Donauufer einen Bogen nach Süd. Hier unter den Berg schiebt der Strom einen versumpften Arm, das alte Bett, bis knapp unter die mit Reben bepflanzten Hügel. Eine Eisenbahnbrücke über diesen Arm führt, von der Station Erdut kommend, den Schienenstrang bergab, immer an der Hügelwand hart entlang bis an das eigentliche Strombett hinan, in dem die

Dampffähre von Gombos harrt, welche die Züge von Gombos herüberbringt. Ich machte die sausende Fahrt mit und bemerkte hierbei, daß der gewaltige Strom um ein gutes Stück vom hohen Ufer zurück und in die Ebene hinausgetreten ist, indem bis gegen Dalja hin Sumpf und Rohr sich ausbreiten. Der Wein, der hier wächst, ist nicht so gut wie jener, der weiter oben auf den höchsten Punkten bei der Burg gedeiht, schmeckt zwar besser als Gartenwein, ist jedoch nicht haltbar.

Ueber die Fahrt von Erdut über Dalja nach Vukovar ist am besten zu schweigen, denn nicht genug an dem, daß die Aufenthaltszeit in Alt-Dalja eine volle halbe Stunde währt, in der man übrigens seinen Appetit stillen kann, hält der Zug der ungarischen Staatsbahn, den man inzwischen bestiegen, eine Viertelstunde weiter im Neu-Daljer Bahnhofe wieder eine halbe Stunde. Endlich rollt man mit Schneckengeschwindigkeit in einer ausgedehnten Ebene durch unübersehbare Maisfelder und kommt nach Vukovar. Hier steht der Zug wieder ein halbes Stündchen; warum? Niemand weiß es und niemand weiß auch weshalb die Bahnhöfe von Dalja und Vukovar, beides ansehnliche Orte, so weit außen liegen, daß man als guter Fußgänger dreiviertel Stunde, in Vukovar sogar eine volle Stunde bis zum Hotel braucht. Der Umstand ist um so merkwürdiger, da der Verladungen wegen ein langer Flügel bis an eine Stelle, wo Schiffe halten können, eigens gebaut werden mußte und dieser Punkt liegt nahe am Orte. Dieses Princip der Entfernung befolgte übrigens die Baugesellschaft in allen folgenden Orten bis Brod.

Ich bestieg den Omnibus, der mich nach Vukovar bringen sollte und betrachtete von meinem Sitze aus die östlich laufende Zufahrt. Links die Donau, rechts die Vuka, die trägen Laufes dahinschleicht und bei hohem Wasserstande bis an die zwischen beiden Flüssen wie eine schmale Zunge bis an den Ort dahinlaufende Straße reicht und sie wohl oft genug mit Ueberschwemmung bedroht. Vor dem Marktflecken wendet sich die Vuka südlich und die Straße steigt etwas hinan. Im ziemlich ausgetrockneten Vukabette, das schöne Baumgruppen umsäumen und das im Südosten mit Rebenpflanzungen bedeckte hohe Ufer eindämmen, wandelten zwischen Herden trinkenden Viehes zahlreiche weiße und schwarze Störche.

Die Gasse, durch die man vom Bahnhofe kommend seinen Einzug hält, ist recht breit und lang; vor den Häusern, die mitunter recht ansprechend, im Ganzen gut gebaut sind, stehen bis in die Nähe des gräflich Elz'schen Schlosses Bäume. Dieser Stadttheil, der nur wenige Nebengassen hat und sich bis an die steinerne Brücke an der Vuka hinzieht, ist Neu-Vukovar. Hier befinden sich die Gebäude der Vicegespanschaft und des Gerichtshofes, das Steueramt, eine Elementarschule, die Schiffahrtsagentie, eine Druckerei, viel Leben. Jenseits der Vukabrücke, die sich ganz nahe in die Donau ergießt, hügelauf und ab liegt Alt-Vukovar, eine dichtgedrängte, vom Klosterberge mit der Franziskanerkirche beherrschte Häusermasse. Ein Theil von Alt-Vukovar reicht in einen links und rechts hinter den Häusern mit Gärten gekrönten Engpaß hinein, der nach Sirmiens Gefilden hinausführt. Angenehm ist die Aussicht vom Franziskanerkloster aus. Am Fuße des steilen, beinahe senkrecht zur Donau abfallenden Berges liegen, wie die Zellen eines Bienenstockes, die Hütten der Fischer beisammen, auf dem kleinen Fleck Erde, wo sie stehen, der Gnade des Stromes anheimgegeben. Die Fischerei wird in großem Maßstabe betrieben; außerdem liegt nahe an diesen Fischerhütten eine Schiffswerfte, wo man kleinere Fahrzeuge zimmert. Vukovar liefert an Ziegeln ein ansehnliches Quantum; an die 300 000 Stück braucht Rumänien allein. Die Bevölkerung ist sehr rührig und Töpferarbeiten sah ich in Vukovar sehr schön. Die Zahl der Einwohner mag über 8000 betragen und ist gemischt aus Kroaten katholischer und griechisch-orientalischer Religion, Ungarn und „Schwaben". Letztere bewohnen vorzugsweise den sogenannten Schwabenberg. Hier macht sich der Unterschied in der Confession leider schon mehr geltend als in den stillen Ortschaften des Papuk- und Sujnik-Gebirges, indem sich Katholiken (Šokac) und Griechen (Vlah, Pravoslavni oder, wie sie sich selbst nennen, Srbin) oftmals scheel ansehen, ein Umstand, der freilich in gebildeten Kreisen durch die Konvention übertüncht wird und nur bei jungen Leuten und beim Pöbel zu Differenzen führt, sehr oft aber auch, geschürt durch die Geistlichkeit, zu Spannungen in besseren Kreisen und wenigstens zeitweisen im Stillen ausgefochtenen Reibungen Veranlassung giebt. Solche kleinliche Ansichten kann einzig und allein die Zeit und eine verallgemeinerte Bildung tilgen. Namentlich bei Wahlumtrieben spielt die Religion eine gewaltige Rolle, indem sich die Wähler wohl vorsehen, nur ihren Religionsgenossen und keinen andern zu wählen. Die Griechischorientalen haben eine hübsche Kirche in Alt-Vukovar, die Juden ihren Tempel.

Am Donauufer fielen mir mehrere Mädchen in blau und roth gestickten weißen Skute (Röcken) mit bauschigen, ebenfalls gestickten Aermeln und dunkeln Gürteln, an denen Flittern glänzten, auf. Die Füße staken in Opanken, das Haupt bedeckte ein buntes Mützchen und darunter funkelten glühende, schwarze Augen aus einem gebräunten, wohlgeformten Gesichte.

Es waren Bäuerinnen aus einem entfernteren Dorfe. Durch das Gedränge in den schmalen Straßen Alt-Vukovars gewann ich das Freie und stieg am Kloster vorbei bergan und ab bis zum einzigen Promenadegarten, dem sogenannten Neubauer'schen Garten, hinauf. Es ist an ihm nicht viel Sehenswerthes, allein die Lage entschädigt für den Gang. Auf der senkrechten Wand des hoch aus dem Donaubette emporragenden Ufers breitet sich ein kleines Plateau, von Bäumen beschattet und mit Rasen und einigen Kieswegen versehen, aus. Die Mädchen schäkern oder singen mit einander, haschen sich im Grase, man sieht vor einer Veranda eine Gesellschaft Trinker, eine Zigeunermusik, deren Vukovar mehrere hat, geigt Wiener Walzer und ungarische Tänze nebst slavischen Liedern bunt durcheinander. Der Zigeuner läßt die einen lustig über Ungarn losziehen, die anderen über Serben oder Kroaten schimpfen, er geigt fürs Geld, und wer mehr zahlt, dem spielt er nach Belieben vor. Bei Rauchtabak und schwarzem Kaffee tobt er auf seiner Cimbel, streicht mit zwischen den Zähnen hängender Pfeife seine Geige und wird immer wilder und musikbegeisterter, je wilder der Lärm um ihn herum. Kleine Buben stehen vor den spielenden Vätern und sehen mit gierigen Augen nach der bogenführenden Hand, im Geiste schon Künstler auf der Geige.

Auf den Gassen Alt-Vukovars gegen Sotin hinaus herrscht an Sonntagen ein buntscheckiges Leben. Gruppen gehender, stehender, sitzender, lachender, schreiender und singender Menschen überall. In den kleineren Schenken rauscht Zigeunermusik oder klingen die Nasaltöne des Dudelsackes und eine zum Fenster herausziehende Staubwolke belehrt uns, daß hier in Backofenhitze getanzt wird. Jeder Scherz wird mit allgemeinem Gelächter begrüßt, und ein lustiges Zwiegespräch lockt selbst aus der Ferne Zuhörer heran. Wenn man aus dem Neubauer'schen Garten durch die nach Sotin führende Straße herabkommt, kann man sich die eigenthümlichen Keller besehen, die rechter Hand

liegen. Sie sind in die Erdwand gegraben, mit guten Thüren verschlossen und über ihnen ragen Reben und schattige Bäume in die Straße herein, die dadurch ein ganz besonderes Aussehen bekommt. Nicht minder sonderbar sieht eine Gruppe roth angestrichener Häuser aus, die am Hügel gegenüber um den katholischen Friedhof herumliegen.

Am nächsten Tage besuchte ich eine Kapelle der heiligen Petka, einen wichtigen Andachtsort der orientalischen Griechen. Der Weg dahin führt in südwestlicher Richtung über die Landzunge, welche die Buka durch eine so große Biegung bildet, daß sie von Nordost kommend nach der Wendung wieder nach Nordost fließt. Der Weg ist reizend, indem er sich in einem Wäldchen verliert und an der Buka endet. Diese überschreitet man mittels Nachen. Das Kirchlein steht auf dem rechten Ufer auf feuchtem Grunde. Tiefe Schatten, von den Hügeln geworfen, lagern darüber und dichtes Rohr und Schilf ragt ringsum aus dem schlammigen Bette des Flusses. Das Innere des Gotteshauses ist düster, dunkle Bilder hängen an den Wänden. Eins davon ist zwar klein, doch gut gemalt, allein eine eingesetzte goldene Krone benimmt dem Kopfe des Erlösers viel von seiner Schönheit. Lämmer staken an den Spießen und eine zahlreiche Gesellschaft, die Vormittags fromm gewesen, erfreute sich Nachmittags an leiblichen Genüssen. Als ich den Heimweg suchte, entstand ein förmlicher Kampf unter den Kahnführern, deren jeder sich meiner Person bemächtigen wollte, da sie hörten, ich beabsichtige die Rückfahrt zu Wasser zu machen. Ich wollte mich eben dem ärmst aussehenden von ihnen zuwenden, um ihn etwas Geld verdienen zu lassen, als zu meiner Ueberraschung eine Art Lizitation unter ihnen entstand. Sie unterboten sich und ich konnte sie nur loswerden, indem ich einiges Kupfergeld unter sie warf. Da sich jedoch auch mein auserwählter Fährmann an der Balgerei betheiligen wollte, mußte ich ihn in den Nachen befördern. Die Ufer sind nicht sehr hoch, allein lieblich in der Zier der über ihnen wuchernden Reben, die sich in dem bläulichen Wasser, wo es von Schilf frei ist, spiegeln. Halbwegs ragen die Ueberreste eines römischen Gebäudes aus dem Grün und sehen recht grau und verwittert in das frische Leben ringsum hinein. Noch nie sah ich so viele kleine Fische und so viele dumm glotzende Frösche beisammen wie hier. Freilich ist das Bild ein wesentlich anderes, wenn bei Regenwetter die Buka trübes schlammiges Wasser dahinwälzt.

Der Goldene Chersones.

Auf S. 126 des 44. Bandes hat der „Globus" bei Besprechung der de la Croix'schen Arbeit „Ueber die Zinngewinnung in Perak" auf die neuesten englischen und französischen Werke über Malakka aufmerksam gemacht. Zu diesen ist noch ein populäres Buch der bekannten Schriftstellerin Isabella L. Bird hinzugekommen, welches kürzlich in deutscher Uebersetzung erschien: „Der goldene Chersones". (Mit Karte und Illustrationen. Leipzig, F. Hirt und Sohn 1884.) Manchen von unseren Lesern wird die sehr anziehende und unterhaltende Schreibweise der weitgereisten Verfasserin noch von ihrer „Reise durch Japan" her bekannt sein, welche im 39. Bande des „Globus" im Auszuge erschien; aber Isabella Bird plaudert nicht nur angenehm, sie hat auch ernstliche Studien gemacht und werthvolle Erkundigungen eingezogen, die das Gewicht ihrer Arbeit wesentlich erhöhen und dieselbe für manche Theile zum Range einer Quellenschrift erheben. Sie beschreibt namentlich Hongkong, Kanton, Saigon, Singapur und die englischen Besitzungen und Schutzstaaten auf der Westküste der Halbinsel, bespricht den dortigen Bergbau, die Plantagenwirthschaft, den mächtig aufblühenden Handel, die Malaien, ihr Verhältniß zu den Engländern, die Chinesen; Politisches, Statistisches, Erlebtes und Erkundetes führt sie in buntem Wechsel vor und wird nicht müde, die über alles großartige Vegetation und das reiche Thierleben in farbenprächtigen Bildern zu schildern.

Ueber die „wilden" Eingeborenen in den englischen Besitzungen und Schutzstaaten erfahren wir nicht viel; dagegen hat sie den später eingewanderten Malaien und namentlich den Chinesen große Aufmerksamkeit zugewandt. Letztere spielen die erste Rolle auf der Halbinsel. So sagt Mrs. Bird einmal (S. 218): „Es mag befremdlich erscheinen, daß ich so viel über die Chinesen geschrieben und der Malaien, der Besitzer des Landes dem Namen nach, so selten erwähne, und doch hat dieser scheinbare Widerspruch seine vollste Berechtigung. Die Chinesen sind überall, die Malaien nirgends; man muß sie suchen, will man sie wirklich finden, denn das Verhältniß ist gleich 10 zu 2." Auf der Halbinsel und den beiden kleinen Inseln Singapur und Pinang wird ihre Zahl auf nahezu eine Viertel Million geschätzt und dieselbe steigt durch direkte Einwanderung fortgesetzt. Ihr Kapital, Fleiß und Unternehmungsgeist hat in erster Reihe dazu beigetragen, die Hilfsquellen des Landes zu erschließen und es läßt sich fast mit Bestimmtheit voraussehen, daß sie in Zukunft den Handel in diesen Gebieten beherrschen werden. In Kleidung, Lebensweise und Gewohnheiten — von der Fußverstümmelung bei Mädchen abgesehen — sind sie sich selbst treu geblieben und selbst die zum Christenthum Bekehrten haben Tracht und Haarzopf bewahrt. Die in den Ansiedelungen geborenen Chinesen, Babas genannt, blicken als geborene britische Unterthanen stolz und verächtlich auf ihre eingewanderten Landsleute herab, welche zum Unterschiede als Sinkehs bezeichnet werden.

Malakka selbst (vergl. S. 144 ff.) ist im Großen und Ganzen eine chinesische Stadt, in welcher das malaiische Element, von den Europäern zu schweigen, zurücktritt und noch immer bringt der Nordost-Monsun zahlreiche Dschunken voll von Einwanderern aus dem Reiche der Mitte. Der Küstenhandel der Straits Settlements liegt so vollständig in ihren Händen, daß z. B. in Malakka kein einziger ansässiger englischer Kaufmann sich findet. Dabei kommen die Chinesen hier nicht, wie anderswo, um ein Vermögen zu erwerben und dann nach China zurückzukehren; sie kommen vielmehr dorthin mit ihren Frauen und Kindern; die schönsten Häuser, die größten Bungalows in dem nahen Kokospalmenhaine und die meisten der landeinwärts gelegenen Pflanzungen gehören ihnen und ebenso haben sie den schönsten Theil der hinter der Stadt sich erhebenden Hügel behufs Anlage ihrer Grabstätten erworben. Die Häuser der reichen Kaufherren liegen zumeist inmitten großer, von hohen Mauern umschlossenen Gärten und sind nach dem Muster

derjenigen Kantons erbaut; aber während der reiche Chinese sich in der Heimath durch triftige Gründe gezwungen sieht, eine jede äußere Entfaltung seines Wohlstandes zu vermeiden, liebt er es, ihn hier unter dem Schutze der britischen Herrschaft frei und offen zur Schau zu tragen. Sie sollen ungeheure Schätze an Diamanten, Perlen, Saphiren, Rubinen und Smaragden besitzen, und jeden Nachmittag rollen zahlreiche schöne Gefährte dem Palmengehölze zu, um die reichen Handelsherren nach ihren stattlichen Bungalows zu befördern, in welchen sie sich dann für den Rest des Tages dem Vergnügen des Rauchens und Spielens hingeben. Die Frauen allerdings scheinen aus den guten Tagen, die ihre Eheherren genießen, keinerlei Vortheile zu ziehen, sondern führen, die nach rückwärts gelegenen Räume ihrer Häuser bewohnend, in strengster Abgeschlossenheit ein einförmiges Dasein.

Außer ihrem Fleiße und dem sie auszeichnenden Handelsgeiste haben die Chinesen auch ihre Leidenschaft für das Spiel und das Opiumrauchen mit nach Malakka gebracht. Von der gesammten, von Indien nach China ausgeführten Opiummenge kommt ein Siebentel auf die Straits Settlements und die Einkünfte, welche die Regierung in Malakka aus diesem Genußmittel zieht, sind sehr bedeutend, denn der Opiumpächter, d. h. derjenige, welcher von der Regierung das alleinige Verkaufsrecht erwirbt, hat für dieses Monopol die Summe von 50 Pfd. St. (1000 Mark) pro Tag zu zahlen.

In allen für einen Kolonisten nothwendigen Eigenschaften stehen die Chinesen nach Isabella Bird's Ansicht (S. 206) den Engländern in keiner Weise nach; sie sind aus dem gleichen Stoffe, besitzen aber mehr Arbeitskraft, Sparsamkeit und Nüchternheit; sie können die größte Tropenhitze ertragen, ohne schlimme Folgen befürchten zu müssen und sind im Stande, auch da noch Erfolge erringen zu können, wo für Engländer der Untergang unvermeidlich sein würde. Das einzige Bedenken, welches gegen das übermäßige Anwachsen des chinesischen Elementes sich geltend machen läßt, ist der Umstand, daß die Chinesen weit weniger von allgemeiner Vaterlandsliebe als von provinzialen oder nach Stämmen sich scheidenden Sonderinteressen beseelt erscheinen, und daß die meisten unter ihnen obendrein den „Hoeys“, d. h. geheimen Verbindungen und Gesellschaften angehören.

Sehen wir nun an dem Beispiele einiger Städte, wie sich die Dinge auf der Halbinsel entwickelt haben. 1819 erwählte Sir Stamford Raffles die ganz mit Urwald bedeckte Insel Singapur zur Anlage des ersten Freihafens in jenen Gewässern; 1824 wurde sie vom Sultan von Djohore an die Ostindische Kompagnie abgetreten, 1867 ging sie in den Besitz der Krone über und wurde Hauptort der Straits Settlements. Außer Pfeffer und Gambir erzeugt die Insel nichts; aber sie ist ein Stapelplatz für eine große Menge von Produkten der heißen Zone — Zucker, Muskatnüsse, Sago, Tapioka, Reis, Kaffee, Tabak, Farbstoffe, Malakkarohr, Harz, Gummigutt, Zinn, Büffelhäute und Hörner gehen von hier nach den verschiedensten Ländern. Im Jahre 1823 erreichte Ein- und Ausfuhr einen Werth von 42400000 Mark, 1859 und 1860 von 207420000 Mark und stieg 1880 auf 461 Mill. Mark. In demselben Jahre belief sich der Tonnengehalt der in dem Hafen von Singapur vor Anker gehenden Schiffe auf 3 Mill. Tonnen.

Nach der letzten Zählung im Jahre 1881 gab es 20462 Haushaltungen mit 139208 Personen, davon 105423 männlichen und nur 33785 weiblichen Geschlechts. Europäer, von der Besatzung abgesehen, sind darunter nur 1283 Köpfe, die 19 verschiedenen Volksstämmen angehören; am stärksten vertreten sind die Engländer, demnächst die Deutschen. Außerdem giebt es 86766 Chinesen, 22114 Malaien, 10475 Tamulen, 5581 Javanen und 3091 Eurasier. Die Bevölkerungszunahme innerhalb der letzten zehn Jahre vertheilt sich folgendermaßen: Europäer und Amerikaner 823, Eurasier 930, Chinesen 32194, Malaien, Atjinesen 2c. 6954, Tamulen und sonstige indische Stämme 637, Araber und sonstige Nationalitäten 559. Die Zahl der Dienstboten beläuft sich auf 15368, darunter nur 844 Frauen.

Auf der Insel Pinang, welche seit 1786 direkter englischer Besitz ist, leben nicht weniger als 15000 Klings, Chuliahs und andere indische Stammesangehörige, zahlreiche Araber, darunter viele reiche Bankiers und Kaufleute, 24000 Malaien, 612 Europäer, die aber keine hervorragende Rolle spielen und 45000 Chinesen, welchen der Vorrang zukommt, und welche in solcher Anzahl in den Kaufmannshäusern und öffentlichen Anstalten sich finden, daß das Räderwerk des öffentlichen Lebens gar gewaltig ins Stocken gerathen würde, wenn es ihnen einmal einfallen sollte, die Arbeit einzustellen. Sie sind immer dieselben, tüchtig im Geschäfte, mit einem erstaunlichen Scharfblick, aber auch mit einem guten Theile Eigennutz begabt, sparsam, mäßig, im Allgemeinen ehrlich, unabhängig im Denken wie in ihrem Auftreten und ohne eine Spur orientalischer Kriecherei.

Die Insel Pinang ist ca. 13 engl. Meilen lang, 5 bis 10 Meilen breit und hat ein Areal von 107 Quadratmeilen, ist also etwas kleiner als Wight. Ein breiter Gürtel von Kokos- und Arekapalmen säumt die Insel ringsum und umschließt ein theils ebenes, theils wellenförmiges Gebiet fruchtbaren Ackerlandes, welches von zahlreichen kleinen Flüssen durchschnitten wird. Das Innere ist dicht bewaldet und noch wenig angebaut; an der Süd- und Südwestküste aber befinden sich zahlreiche schöne Reis-, Zucker-, Kaffee- und Pfefferpflanzungen mit prächtigen Gärten und niedlichen Landhäusern dazwischen. Der die Mitte der Insel durchziehende Hügelrücken erhebt sich im Norden zu einer fast 3000 Fuß hohen Spitze, welche einen Luftkurort trägt und eine entzückende Aussicht, auch auf das waldbedeckte Innere der Insel, darbietet. Das Thermometer schwankt dort oben zwischen 12° und 19° R., während es in der Stadt Georgetown und den tiefer gelegenen Strecken von 21° bis 26° zeigt. Der Handel Pinangs hatte im Jahre 1860 einen Werth von 70 Mill. Mark, zwanzig Jahre später bereits einen solchen von 160 Millionen; der Ort hat sich wie Singapur zum Range eines bedeutenden Stapelplatzes emporgeschwungen.

Eine ähnlich rasche Entwickelung zeigt der der Insel Penang gegenüber auf dem Festlande gelegene Staat Perak (sprich Perah), welcher seit 1876 unter englischer Oberhoheit steht. Unter seinen Mineralprodukten sind Gold, das durch primitives Waschen gewonnen wird, Diamanten, Granaten und vor allem Zinn zu nennen. Auch dieses wird nur durch Waschen gewonnen, und trotzdem ergab die Ausfuhr im Jahre 1881 einen Werth von 8720000 Mk. gegen 2880000 Mk. im Jahre 1876. Die Ausbeutung des Zinns ist es auch, was die Chinesen in so großer Anzahl nach Perak lockt, daß ihre Zahl in dem Zeitraume von 1879 bis 1881 sich auf das Doppelte, von 20000 auf 40000 erhöht hat. Ebenso ist der Handelsverkehr im raschen Steigen begriffen. Der Export hatte 1876 einen Werth von fast 3 Mill. Mark, 1881 aber schon $10^1/_4$ Mill., der Import hob sich von $3^1/_3$ Mill. im Jahre 1876 auf $9^3/_4$ Mill. im Jahre 1881, so daß 1881 ein

Gesammtumsatz von 20 Mill. stattfand. In derselben Periode hob sich das Steuererträgniß von 853 660 Mk. auf 2 771 440 Mk., das Ausgabebudget von 905 540 Mk. auf 2 611 740 Mk. Oeffentliche Arbeiten, wie die Erbauung von Fahrstraßen, Brücken, Kanälen, Schiffbarmachung von Flüssen, Einrichtung von Versuchsgärten, Hebung der Viehzucht, Vermessung unangebauter Distrikte und Erbauung und Unterhaltung von Städten in den Bergbaugegenden werden mit großem Eifer betrieben. Was die Bevölkerung anlangt, so beträgt sie etwas über 100 000 Seelen und setzt sich zusammen aus 56 000 Malaien, 40 000 Chinesen, 850 anderen Asiaten, 90 Europäern und 1000 Urbewohnern, wozu noch etwa 4000 Sklaven und Schuldsklaven kommen. Letztere der Freiheit wiederzugeben, ist das stete Bemühen der englischen Beamten, welche die Abschaffung der Sklaverei im Jahre 1883 durchzusetzen hofften; ob es ihnen schon gelungen, ist uns nicht bekannt. Jedenfalls stand der mit dem Sultan abgeschlossene Vertrag, nach welchem dieser „malaische Brauch“ nicht angetastet werden sollte, hindernd im Wege. Diesem Brauche zufolge kann jeder, Mann oder Frau, wenn er eine Schuld zu bezahlen nicht im Stande ist, jederzeit vom Gläubiger ergriffen und als Sklave behandelt werden. Alsdann muß er alle Arbeit, die seinem Herrn beliebt, verrichten und sein ganzer Verdienst gehört dem Gläubiger, ohne daß dadurch seine Schuld verringert wurde. Obendrein kann der Gläubiger Zahlungsanerbieten von Freunden oder Verwandten seines Sklaven einfach zurückweisen. Indessen hat die Sache noch eine viel schlimmere Seite. Sobald nämlich ein verheiratheter Mann verschuldet, so verfallen nicht nur sein Weib und seine schon vorhandenen Kinder, sondern auch alle, die noch nachgeboren werden, sowie deren Nachkommen ohne Ausnahme der Sklaverei. Alle müssen für ihren Herrn arbeiten und es kommt nicht selten vor, daß dieser die Frauen und Mädchen um seines Vortheils willen zwingt, ein Leben der Schande zu führen. Ebenso geräth, wenn ein lediger Sklave sich verheirathet, auch der andere Theil und die aus der Verbindung entstehende Nachkommenschaft in Sklaverei. Am schlimmsten ist es, wenn der Gläubiger ein Radscha ist, weil alsdann fast keine Aussicht vorhanden ist, sich durch Loskauf zu befreien; denn da nach der Zahl des Gefolges sich der Einfluß eines Radscha richtet, so werden Schuldsklaven, wenn sie erst einmal dem Haushalte eines Radscha einverleibt sind, ebenso als Theil seines Besitzstandes gerechnet, wie sein Rindvieh und seine Elephanten. Dabei ist ihre Behandlung eine überaus schlechte, und es sind Fälle vorgekommen, daß ein Radscha Schuldsklaven aus bloßer Laune tödtete. „Die Grausamkeiten“ — schreibt der englische Beamte Swettenham — „wie solche in Perak gegen die Schuldsklaven verübt werden, erregen sogar bei den Malaien der übrigen Staaten lauten Umwillen.“

Mrs. Bird theilt (S. 382) zur Illustrirung dieser Sitte folgendes Beispiel mit. Die Tante eines Polizeisoldaten in Larut hatte auf der Landstraße, in der Nähe eines Dorfes, einen Bekannten getroffen und, während sie mit ihm plauderte, sich auf einen Stein, den sie zu dem Zwecke herbeigeschoben, niedergesetzt. Als sie aufstand, vergaß sie den Stein wieder aus dem Wege zu räumen. Eine Stunde später kam ein Kind aus dem Dorfe daher, stolperte über den Stein und zog sich eine leichte Verletzung an der Stirne zu. Die angestellten Nachforschungen ließen die Frau für den Unfall verantwortlich erscheinen, worauf dieselbe zu einer Geldstrafe von 25 Dollars verurtheilt und, da sie nicht im Stande war, diese Summe aufzubringen, sammt ihren Kindern dem Vater des verletzten Kindes überantwortet wurde. Ein englischer Officier streckte sofort dem Polizisten die erforderliche Summe vor, um seine Tante loszukaufen, aber umsonst; denn, obschon dem Gläubiger die Zahlung zu verschiedenen Malen angeboten wurde, so zog er es doch vor, sein Recht zu wahren und die Frau nebst ihren Kindern als seine Sklaven zu behalten.

So viel ist sicher, Sklaverei und Vielweiberei, diese beiden Begleiter des Islam, tragen die Hauptschuld an dem Rückgange der unabhängigen Malaienstaaten, der erst nach dem Eingreifen Englands in das Gegentheil umzuschlagen beginnt.

Rama-Sitei-Klage am Tage vor der Hochzeit.

Eine Episode aus der tamulischen Bearbeitung des Ramayana, frei aber möglichst treu aus dem Tamulischen übertragen

von **Hugo Schanz**, Miss. a. D.

Vorbemerkung. Um in den Charakter, die Anschauungsweise, die Sitten und Gebräuche eines Volkes einen Einblick zu gewinnen, dürfte kaum ein Mittel geeigneter sein als: die poetischen Erzeugnisse desselben besonders seine etwa vorhandenen epischen Gedichte einer nähern Betrachtung zu würdigen. Dies gilt ganz besonders von orientalischen Völkern, welche bekanntlich mit außerordentlicher Zähigkeit festhalten an den von ihren Urvätern her ererbten Sitten und Gewohnheiten.

Zu diesen Völkern gehört auch das im Ganzen noch wenig gekannte, aber höchst interessante und hoch begabte, etwa 12 Millionen Seelen zählende Volk der braungelben bis schwarzbraunen Tamulen in der Madras-Präsidentschaft Vorderindiens, welches durch seine liebliche Sprache und überaus reiche und uralte Litteratur ein Rival des arischen Sanskritvolkes geworden ist. — So hat der berühmteste epische Dichter der Tamulen, Kampen, auch die ursprünglich im Sanskrit behandelte Ramasage (das hochberühmte Ramayana) selbständig und vortrefflich in 12 000 klassisch-schönen epischen Strophen der Litteratur der Tamulen einverleibt. Aus diesem tamulischen Ramayana ist die folgende Episode entnommen, zu deren Verständniß wir nur noch einige wenige geschichtliche oder vielmehr mythologische Notizen vorausschicken.

Rama ist bekanntlich eine der zehn Inkarnationen (d. i. Erscheinungen in Menschen- oder Thiergestalt) des Gottes Vishnu, der mit Brahma und Siva die indische Trimurti oder göttliche Dreiheit bildet. Der Zweck dieser Inkarna-

tion war, die Insel Ceylon und ganz Vorderindien von den Gewaltthätigkeiten des Riesenkönigs Ravana zu erlösen. Dazu wurde Vishnu als Rama Mensch und kam als ältester Sohn des Königs Dasaratha von Ayodhya (oder Ajozia, jetzt Oude, nordwestlich von Benares) auf die Welt. Als dieser Königssohn herangewachsen war, sollte er sich mit der schönen Tochter des Sanaka (oder Dschanaka), des Königs von Mithilēja, der Sitei (tamulische Form für Sita) verheirathen, welche wiederum eine Inkarnation der Lakschmi, der Gemahlin des Gottes Vishnu, war. In die Nacht vor der Hochzeit, in welcher nach strenger indischer Sitte die Brautleute sich nicht sehen und sprechen durften, versetzt uns die nachfolgende Episode, welche in ergreifenden Worten die Sehnsucht der beiden Liebenden nach ihrer Vereinigung schildert. Die Klagen selbst sind in elegischem (Hexameter und Pentameter), Anfang, Uebergang und Schluß in epischem (Hexameter) Versmaße wiedergegeben; eine Nachbildung der tamulischen epischen Strophe in deutscher Sprache dürfte kaum möglich sein oder würde doch unseren Ohren allzufremd klingen. Die Tamulen besitzen eben eine ganz eigenthümliche, bis ins Einzelnste geregelte Poetik (Dichtkunst).

Sanaka weilte beim Mahl, Mitilējas ruhmreicher König,
Heiter und frohen Gemüths mit den vielen vortrefflichen Gästen,
Welche, von nah und von fern geladen, gern kamen zur Hochzeit
Sitei's, der herrlichen Braut, und Rama's, des wackersten Helden.
5. Rama's Vater auch kam, Dasaratha, Ayodhyas Herrscher,
An Elephanten und jeglichem Gut reich, mächtig und vornehm,
Mit des Rama jüngeren Brüdern, den mannhaften Recken.
Alle ja nahmen gar herzlich sie Antheil an Rama's Vermählung
Mit der herrlichen Sitei, des Sanaka fürstlichen Tochter. —
10. Alle die stattlichen Gäste mit Sanaka weilten im Festsaal,
Und nicht seliger können wohl sein, die mit sammt ihrem Leibe
Aufgenommen schon sind in Vaikuntha's [1]) herrliche Auen.
Einsam nur und traurig verweilten Rama und Sitei,
Nach des Landes strengem Gebrauche getrennt bis zur Hochzeit.
15. Sitei, die Arme, an Sehnsucht noch reicher als goldenen Spangen,
Traurig, dem Kuckuck gleich, der sich härmt um sein abwesend Liebchen,
Siechte dahin vor Liebe verschmachtend, gleich einem vom Durste
Weidlich Geplagten, der, aus der Ferne den Springquell vernehmend,
Den zu ihm führenden Weg nicht findend, langsam verschmachtet.
20. Also hob die Gequälteste an voll Jammer zu klagen.

Sitei's Klage.

1. Giebt es wohl Solche, die, trugvoll im Sinne, den Kraftlosen Hilfe
Sicher versprechend, danach, was sie versprochen, nicht thun? —
Nimmer! — So täuscht auch nicht die morgende Sonne [2]) mich Arme,
Die mir die Ankunft verheißt meines ersehnten Gemahls.
Du aber, schaurige Nacht, wie lang doch, o Grausame, währst du!
Raum gieb dem wonnigen Tag; weiche, ach weiche doch bald!
2. Giebt es wohl Solche, die keinen Tag rastend beständig umschweifen?
Warum doch thust nur du also, mein ruhloses Herz?
Ist's nicht genug, daß du dann ihm nahest und bei ihm verbleibest,
Wann sich morgen zu mir nahet der strahlende Held?
Warum mußt du denn jetzt in dieser entscheidenden Stunde
Einsam mich lassen, o Herz! kannst du nicht dulden mit mir?
3. Weh dir, du Unglücksvogel, o Nachtigall, warum doch spottest
Du meiner Herzensnoth, weil du beim Liebchen verweilst?
Willst du mich tödten mit deinem Gesang, auf hoher Palmyra
Müßig vertändelnd die Zeit? weiche, ach weiche von hier!
Wenn auch die Nacht meerschwarz um meiner, der Sünderin, Sünden
Willen so langsam weicht, — weiche doch, Nachtigall, du!
4. Giebt es wohl Solche, die auch der Schuldlosen Leben ertödten,
Daß ihnen kraftlos der Leib sinke dahin in das Grab? —
Warum doch schieß'st du auf mich, o Mond, so brennende Strahlen [1]),
Gleich wie die Sonnengluth, gleich wie ein tödtender Pfeil?
5. Suchst auch du mich zur Beute, o Südwind, heute nur feurig,
Strahlst du zur Hochzeit doch sonst Kühlung und Wohlgeruch aus!
Der du Malājas [2]) Höhlen bewohnst, des mondnahen Berges,
Warum, dem Tiger gleich, stürzest du doch dich auf mich?
6. Nicht verläßt mich bei Tag und bei Nacht der grausame Krieger [3]),
Welcher mit Bogen und Pfeil rings alle Straßen durchstreift,
Aller Herzen verwundend, o Wunder! — Wann wird doch zur Jungfrau
Der von Fürstengeblüt nahen, der bräunliche [4]) Held?
7. Meine verborgene Sünde zu tilgen, wann sieht doch der Holde
Auf meine Schulter gelehnt? — Gleichend dem tiefschwarzen Meer
Ist meine Sehnsucht nach ihm, nicht kann ich ein Ufer gewahren.
Ist diese finstere Nacht gar wohl das Ende der Welt?
8. Dauert der Lautengesang denn ewig dort drüben im Festsaal?
Kommt denn der Tag nicht herauf? weicht meine Sehnsucht denn nicht?
Will wohl die Nacht nie vergehn? wird nie meine Krankheit verschwinden?
Und bei all diesem Leid lebe ich wirklich denn noch?
Ach daß die Augen doch nur ein wenig erquickenden Schlummer
Finden noch möchten! Warum ist doch solch Leiden mein Theil?
9. Du, o unruhig Meer, warum doch brausest und tos'st du,
Und wirfst schäumend empor kostbare Muscheln [5]) ans Land?
Fürchtest auch du wohl, o Meer, das Geschoß des mächtigen Kriegers?
Ruhest ja nie, bist du wohl auch eine liebende Braut? —

Rama's Klage.

Während die innig Betrübte so klagend des Kummers gedachte,
Den sie durch Gutes empfand: was hatte der strahlende Gute, —
Einsam im tiefen Dunkel der Nacht verweilend im Hause, —
4. Wohl für Gedanken indeß? — Das wollen wir nunmehr erzählen.

1. Sah ich denn nicht schon zuvor [6]) ein Weib von ähnlicher Schönheit?
Ja ich sah sie fürwahr, sagt es doch deutlich mein Herz.
Nun ich sie wiedererblickt, die Holde, wo find' ich ein Ende
Für meine Liebesgluth, die mich zur Sitei hinzieht?

---

[1]) Vishnu's Paradies. — [2]) Sonne = Tag, ist zugleich Bezeichnung des Rama, ebenso wie Mond = Sitei.

[1]) In Indien „sticht" auch der Mond, Psalm 121, 6. — [2]) Ein Höhlenberg im Süden bei Kap Comorin. — [3]) Manmatha, der indische Cupido. — [4]) Eigentlich der bläuliche (dunkelblaue) Held, blau ist die Farbe des Rama. — [5]) Das Bild ist außerordentlich kühn. Das tamulische Wort bedeutet beides: Muscheln und Armspangen. Gleichwie die Armspangen den liebekranken Bräuten von den abzehrenden Armen fallen, so läßt die mit Muscheln geschmückte Meeresbraut aus Sehnsucht diesen ihren Schmuck fallen. — [6]) Sitei eine Inkarnation der Lakschmi, Gemahlin des Vishnu-Rama.

Sahst du den Blitz aufflammen, und konntest du wieder ihn finden?
So auch entschwand sie mir. Schuld meiner Sünde ist dies!
2. Der du den Liebenden sonst ja so hold und günstig gesinnt bist,
O du lieblicher Mond, gleichend der Lakschmi Gesicht,
Sag, was hast du nun vor? Warum doch nur mit mir Einem
Schließest du Freundschaft nicht? Warum doch quälest du mich?
3. Stirbt denn die Nacht gar nie? — gleich dem ewig währenden Leben
Deß, der Sitei erblickt; gleich auch dem ewigen Schimpf,
Welcher den Furchtsamen trifft, der, anstatt das Leben des Königs
Vor dem tödtlichen Wurf wacker zu schützen, entflieht.
4. Du, mein untreues Herz, warum hast du doch meiner vergessen,
Warum verließest du mich, warum entflohst du zu ihr?
Ist denn der Weg von Sitei zurück so gar weit? warum nicht
Kehrest du wieder zu mir? giebt sie dir Urlaub denn nie?
Sie, die der schlanken Hindin des Waldes Gleichende, forscht wohl
Gar nicht einmal danach, weshalb du kommst, wann du gehst?
5. In den zahlreichen Augen der feuersprühenden Schlange[1])
Wohne, — so sagte man einst, — grausames mächtiges Gift:
O ein veraltetes Wort! — Das was aus den Augen der Sitei
Sanft bis ins Herz mir dringt, — das ist wahrhaftiges Gift.
6. Giebt es doch Blüthengärten zu Hauf mit üppigen Blumen,
Giebt es doch, Sitei, auch sonst liebliche Plätze genug;
Warum doch wähltest du dir mein Herz, o Sitei, zum Spielplatz,
Du mit dem lockigen Haar, lieblicher nichts sonst als du!

Während Solches der himmlisch Erhabene im Herzen gedachte,
Rüstete Alles für morgen zur Hochzeit der fürstliche Vater,
Und die Königsstadt bald prangte im festlichen Schmucke.
Aber sobald sich nahte der fröhliche Tag, da erschallten
Liebliche Hochzeitsgesänge und scheuchten das nächtliche Bangen
Rama's und Sitei's zugleich und brachten zu Ende die Klage.

[1]) Âdiśeshan, die Urschlange, die nach der Hindumythologie auf ihren 1000 Köpfen die Erde trägt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der „A. Z." wird aus Südtirol geschrieben, daß sich mit staatlicher Unterstützung eine recht ansehnliche Auswanderung aus den waldarmen, kargen und übervölkerten Thälern Südtirols nach Bosnien vollzieht, welche beiden Ländern zum Segen gereicht. Bereits sind einige hundert Familien besonders in der Nähe von Banjaluka theils auf Staatsländereien, theils auf den Gütern großer Grundbesitzer angesiedelt, wo fruchtbarer Waldboden noch in Menge zu sehr billigen Preisen zu bekommen ist und des Anbaues harrt. Der genügsame, thätige, mäßige, an warmes Klima gewöhnte, dem Trunke nicht ergebene Wälschtiroler, dessen Geschicklichkeit als Maurer, Wegearbeiter und Steinsprenger allbekannt ist, muß als der geeignetste Kolonist für Bosnien und die Herzegowina angesehen werden, und da ihn seine Heimath nicht mehr ernähren kann, nutzt der Staat ihm und sich selber, wenn er ihm in dem menschenarmen Bosnien zu neuen besseren Ländereien verhilft.

— Der Plan, einen für die größten Schiffe fahrbaren Kanal durch das südliche Frankreich zu bauen, hat Aussicht auf nahe Verwirklichung. Er soll von der Gironde ausgehen, Toulouse berühren, das Languedoc durchschneiden und bei dem überaus günstig gelegenen Narbonne das Mittelländische Meer erreichen. Der Kontrakt über seine Ausführung soll bereits zwischen den Gründern und den Erbauern des Suezkanals abgeschlossen sein; erstere haben die französische Regierung um eine Garantie von 10 Millionen Francs jährlich vom Jahre 1889 an, bis wohin der Bau voraussichtlich vollendet ist, gebeten, und der Bautenminister soll dem Plane günstig gesinnt sein und einen Ingenieur zur Prüfung der Trace abgeordnet haben. In Spanien ist die Meinung für das Projekt äußerst günstig: man glaubt, daß Frankreich dadurch eine neue Vertheidigungslinie gewinnt und in Folge dessen die Einwürfe, welche seine militärischen Behörden gegen die Durchbohrung der Pyrenäen an den für Spanien geeignetsten Punkten, z. B. Canfranc, fallen lassen wird; ferner würden die Häfen des nordöstlichen Spanien nicht nur denen Englands und Nordeuropas, sondern auch denen in den Baskenländern, Asturien und Galizien näher gerückt. Andererseits befürchtet man — aus welchen Gründen, ist nicht recht klar — Einbuße für die südspanischen Häfen und eine Verminderung der strategischen Wichtigkeit von Gibraltar, was den Spaniern zunächst doch gleichgültig sein kann.

— Nachrichten aus Thessalien vom Anfang Mai zufolge hat die Auswanderung der Mohammedaner von dort nach Kleinasien, eine Folge der griechischen Besitzergreifung (vergl. „Globus", Bd. 44, S. 304), aufgehört. Indessen wird nicht gesagt, wie groß die Zahl der ausgewanderten oder diejenige der wohnen gebliebenen ist. Am 4. Mai hat dort der Betrieb auf der Eisenbahn Larissa-Volo begonnen; eine frühere Eröffnung war durch die vorjährigen Regengüsse und Ueberschwemmungen, welche am Bahnkörper großen Schaden anrichteten, unmöglich gemacht worden.

Asien.

— Die französische Dampfschiffahrtsgesellschaft, welche den Verkehr zwischen England und dem Persischen Meerbusen unterhält, hat sich entschlossen, in Zukunft monatlich einmal Smyrna von ihren Schiffen anlaufen zu lassen. Weiterhin sollen dieselben spanische, nordfranzösische, belgische und holländische Häfen berühren. In Smyrna herrscht große Freude über diese neue Verbindung.

— In Heft 5 von „Petermann's Mittheilungen" beginnt Eduard Glaser die Schilderung einer, wie es scheint, an archäologischen, geographischen und ethnographischen Resultaten reichen Reise, welche er zu Anfang dieses Jahres in die südarabischen Landschaften Arhab und Hâschid (nördlich von Sanâ) unternommen hat und bei welcher er sich der mächtigen Unterstützung des Generalgouverneurs Izzet Pascha zu erfreuen hatte. Derselbe scheint, nebenbei gesagt, seine Provinz mit großer Kraft und Umsicht zu verwalten, so daß der türkische Einfluß, der sonst vielfach Abbruch erleidet, an jener fernsten Grenze des Reiches Zuwachs erhält. Nördlich von Sanâ liegt ein vulkanisches, mit Basaltkegeln bedecktes Hochplateau zwischen dem Wadi Chârid und dem Ghail (d. i. fließendes Wasser) Hirrân, auf welchem zahlreiche himjarische Burgen liegen; dies ist das Gebiet, welches Glaser nach allen Richtungen durchkreuzt und mit Sextanten, Barometer und Thermometer sondirt hat. Bemerkenswerth ist die Angabe, daß dieses Gebiet zunehmend

verödet. Nur in den tieferen Partien, namentlich den Betten der Suyûl (Gießbäche) wird etwas Getreide gebaut. Zwischen den höheren Partien, namentlich zwischen den Basaltkegeln, dehnen sich allerliebste Ebenen aus, in denen Glaser die meisten himjarischen Ruinen gefunden hat. Dieselben waren unzweifelhaft früher bebaut, während sie heute wegen des Regenmangels wüst und öde sind. Ueberhaupt nimmt die Verarmung und Verödung dieser nicht fruchtbaren Gegenden in greifbarer Weise auch heute noch zu. So gedeiht die Weinrebe, welche auf den meisten althimjarischen Denkmälern des Landes als Ornament angebracht ist und welche noch vor ca. 20 Jahren köstliche Trauben trug, gegenwärtig nirgends mehr, und eine ähnliche Abnahme des Ertrages wollen die Einwohner auch bei den übrigen Feldfrüchten bemerkt haben. Diese seit vielen Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden fortschreitende Verarmung des Ostabhanges des Serat — so heißt das westarabische Längengebirge — hat die an Unabhängigkeit und Wohlleben gewohnten Stämme bewogen, von anderwärts ihre Bedürfnisse zu decken. Wir sehen deshalb auch fast sämmtliche Bakil- und Haschidstämme entweder im Kriegsdienste der benachbarten Herrscher oder aber selbst als Eroberer in den fruchtbaren und reichen Ländern des West-Serat auftreten; gegenwärtig, wo dieses Ausgreifen nach Westen und Süden durch die türkische Regierung verlegt ist, ergeben sie sich mehr oder weniger dem einfachen Diebstahl.

— Die „Official Gazette“ in Kalkutta enthält eine Notiz des Regierungs-Meteorologen Bransord über den Einfluß des Schneefalls im Himalaya auf den Monsun. Danach kann die Dicke und Ausdehnung des Schnees im Frühling als zuverlässige Basis für eine Vorherbestimmung des Sommerregens dienen. Im letzten Winter hatten die höheren Bergketten im Himalaya einen großen und stellenweise sogar ungewöhnlich heftigen Schneefall und das von Schnee bedeckte Areal ist in diesem Jahre größer als gewöhnlich. Wenn dasselbe während der nächsten zwei Monate (Mitte Mai bis Mitte Juli) nicht sehr an Ausdehnung zunimmt, wird der Monsun nicht ernstlich geschädigt werden; andernfalls aber wird es in bedenklicher Weise an Regen fehlen.

Afrika.

— Im Sommer vorigen Jahres unternahm der Ingenieur A. M. Mackay von der Missionsstation Natele in Buganda eine Fahrt längs der Westküste des Victoria Nyanza nach Kageje und erforschte von dort aus die schmale Südspitze des riesigen Sees, den Smith Sound. Dabei bestimmte er auch die Höhe seines Wasserspiegels und fand sie zu ca. 3300 Fuß oder 1000 m, d. h. um etwa 500 Fuß niedriger, als Stanley. Dessen Karte bezeichnet er als eine bloße Skizze und sehr, sehr weit entfernt von jeder Genauigkeit, doch immerhin in Anbetracht der kurzen darauf verwendeten Zeit als eine erstaunliche Arbeit. Inzwischen ist das Schiff der Church Missionary Society „Eleanor“ vom Stapel gelaufen, mittels dessen Mackay die gesammten Ufer des Sees aufzunehmen gedenkt, wie er es schon mit einem Theile der Westküste durchgeführt hat. Allerdings wird das eine Arbeit von vielen Monaten sein, aber sie muß gethan werden, schon im Interesse der Missionare selbst und ihrer Reisen auf dem Gewässer, namentlich zur Nachtzeit. Die bisher dort verkehrenden Boote sind bekanntlich sehr primitiv, können keinen Sturm aushalten und versinken leicht. Ganze Ladungen kostbaren Elfenbeins müssen oft nach Mackay über Bord geworfen werden; trotzdem ertrinken viele Eingeborene, die selten schwimmen können und obendrein eine entsetzliche Angst vor Krokodilen haben (deren Fleisch und namentlich deren fetten Schwanz sie sehr lieben, so daß sie für letztern zwei Ziegen hergeben). Darum auch die große Furcht der Baganda und Basese vor dem Seegotte Mukasa oder Lubari (vergl. „Globus“ Bd. 38, S. 107), welchen sie sich jedesmal vor Antritt einer Seefahrt durch das Opfer einiger Bananen günstig zu stimmen suchen. Auch die Araber machen das den Heiden nach; ehe sie die Soswa-Bai kreuzen, suchen sie einen kleinen Elephantenzahn aus, halten ihn in die Höhe, so daß ihn alle Bootsleute sehen können und werfen ihn dann in den See, um den Gott zu versöhnen.

— Von dem auf einer Entdeckungsreise im obern Kongogebiete begriffenen französischen Schiffsfähnrich Giraud (siehe oben S. 191 u. 272) liegt jetzt ein Brief an die Internationale Afrikanische Association, datirt Karema, 14. Januar 1884, vor, welcher manche interessante Angaben enthält. So sagt er, daß er am Bangweolo, wo er einen See zu finden hoffte, nur einen riesigen Sumpf sah, worin er fast einen Monat lang herumpatschte. Der Luapula oder Kongo tritt nicht, wie Livingstone angab, aus der Nordostecke des Sees heraus, sondern gerade gegenüber am Südufer, fließt mehr als 100 Seemeilen gegen Südwesten und biegt dann erst nach Norden um. Giraud befuhr den Fluß mit acht Begleitern, während er den Haupttheil seiner Karawane zum Fürsten Kazembe von Lunda vorausgeschickt hatte. Gerade dort, wo der Luapula nach Norden umbiegt, hinderte ihn jedoch der große Wasserfall Monbottuta an der Weiterfahrt und er mußte sich den Eingeborenen, welche ihm schon drei Tage lang heulend am Ufer gefolgt waren, als Gefangener ergeben, sein Boot, das er mit der größten Mühe durch ganz Usagara und über die hohen Berge nördlich vom Njassa-See mit sich geführt hatte, sowie die Hälfte seiner Ausrüstung preisgeben. Er wurde zu Meremere, dem Häuptlinge der Ronanmi, welcher 10 Tagemärsche gegen Norden, etwa in der Breite des Bangweolo, sitzt, geschleppt und dort unter großen Entbehrungen zwei Monate lang gefangen gehalten. Schließlich gelang es ihm, beim Kazembe mit seiner Karawane wieder zusammenzutreffen; doch hatte dieser Fürst die Hälfte seiner Flinten geraubt und zwang ihn obendrein, ihm seine letzten Vorräthe an Zeug gegen Elfenbein zu überlassen. Halb entwaffnet und ohne Lebensmittel war Giraud gezwungen, in der belgischen Station Karema am Tanganika-See Hilfe zu suchen. Anderthalb Monate dauerte der Marsch durch die bisher nur von Livingstone betretene Landschaft Itawa, wo so große Hungersnoth herrschte, daß Giraud nicht eine einzige Hand voll Mehl kaufen konnte und seine Leute mit Hilfe seiner Büchse ernähren mußte. In Karema, dessen Lage er — im Gegensatze zu J. Thomson — sehr lobt, fand er dann die liebenswürdigste Aufnahme bei Lieut. Storms. Von dort wollte er Mitte März aufbrechen nach Mpala, der neuen Station am Westufer des Tanganika (wo sich nach den letzten Nachrichten auch unsere deutschen Reisenden Böhm und Reichard aufgehalten haben), um dann etwa auf dem 6. Breitengrade das ganze Kongobecken zu kreuzen und Leopoldville am Stanley Pool zu erreichen. Ein großartiger Plan, dem wir vollen Erfolg wünschen!

— Im Auftrage der Niederländischen Geographischen Gesellschaft wird sich demnächst Hr. Veth, bekannt durch seine Bereisung Sumatras, mit zwei Begleitern nach Angola begeben, um das Land zwischen Kunene und Kubango zu erforschen. Dieses von den Amboellas bewohnte Gebiet ist bisher nur von zwei Weißen betreten worden, in den Jahren 1879 bis 1881 von dem jungen Franzosen Henri Dufour, welcher zu Anfang 1881 auf der Rückreise nach Mossamedes ermordet wurde, und von welchem nur einige Briefe veröffentlicht wurden, und danach von dem katholischen Pater Duparquet, welcher dort eine Missionsstation angelegt, aber über seine Entdeckungen bisher so gut wie nichts mitgetheilt hat.

— Es scheint, als wollte Portugal zur Besetzung des untern Kongo schreiten, welche ihm England in einseitiger Weise zugestanden hat; ob es sich wirklich herausnehmen wird, den Einspruch Deutschlands, der Vereinigten Staaten, Frankreichs unberücksichtigt zu lassen, wird sich zeigen. Vorläufig hat L. Cordeiro, der Generalsekretär der Lissaboner Geographischen Gesellschaft, in den Cortes einen Gesetzentwurf eingebracht, durch welchen eine Provinz

Kongo mit der Hauptstadt Kabinda und den Distriktsorten Landana, Banana, Ponte da Lenha, Boma und Nokki eingerichtet werden soll.

— Die Internationale Afrikanische Gesellschaft hat den Tod des seit drei Jahren in ihren Diensten stehenden Kapitäns Anderson von der schwedischen Marine zu beklagen. Er befand sich an Bord des kleinen Dampfers „Héron", welcher den Dienst zwischen Banana und Boma versieht. Als derselbe zur Nachtzeit stromauswärts fahrend sich bei Kinsangha befand, fiel der Kapitän durch einen Zufall über Bord und ertrank.

Südamerika.

— Der „Pionier" bringt einen ausführlichen Artikel über die in Rio de Janeiro gegründete Central-Gesellschaft für Einwanderung, welche vorzüglich ein Werk dortiger einflußreicher Deutschen ist. In diesem Artikel heißt es: „Ihr vornehmlichster Zweck besteht in der Schaffung eines freien Kleingrundbesitzerstandes, der in allen wirthschaftlich vorgeschrittenen Ländern die Grundlage des Volkswohlseins bildet. Sie verwirft die jetzigen Arbeits- und Miethskontrakte, sie verwirft die Kolonisation im unzugänglichen Urwalde und desgleichen den nominellen steuerfreien Besitz großer unbebauter Landstriche. In ihrem Manifeste an die Provinz S. Paulo hat sie klar ausgesprochen, daß vorerst zwei Maßregeln unumgänglich nothwendig sind, ehe eine Kolonisation in großem Maßstabe möglich ist: 1) Grund- und Bodensteuer auf unkultivirte Ländereien; 2) Enteignung und Parzellirung alles zu Seiten von Eisenbahnen gelegenen Landes, das nur nominelle Besitzer hat, d. h. über welches zwar einigen wenigen Personen Besitztitel zustehen, ohne daß es jedoch bewohnt und bebaut wird. — Hier haben wir die Andeutung zu dem umfassendsten und praktischsten Kolonisationssystem, das man sich zu denken vermag. Schaffung mäßiger Bauerngrundstücke am bequemen Verkehrswege — ein besseres Kolonisationssystem existirt nicht. Und um es durchzuführen, ist eigentlich nichts nothwendig als die Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften. Nach mäßiger Berechnung sind allein auf jetzt brachliegenden Ländereien zu Seiten der Eisenbahnen gegen 40 000 Bauernfamilien zu placiren möglich. Bei dieser Berechnung ist nur die nach der Bahn zu liegende Front in Berücksichtigung gezogen, nicht das Hinterland, welches mit Hilfe einiger guter Landwege die zehnfache Zahl Ansiedler aufnehmen kann. Wir haben also in günstigster Lage auf Jahre hinaus für eine zahlreiche Einwanderung Platz. Bekommen wir sie jetzt nicht, nun, so mögen unsere Politiker die Schuld auf ihr Gewissen laden, daß sie das Land aus der heutigen wirthschaftlichen Noth, die in der Dünnheit einer arbeitsamen Bevölkerung ihren Grund hat, nicht befreien wollten."

Polargebiete.

— Prof. Nordenskiöld hat eine detaillirte Karte desjenigen Theiles der grönländischen Ostküste jenseits Kap Dan, welche er im vorigen Sommer nach seiner Wanderung auf dem Binneneise besuchte, entworfen. Die Halbinsel, zu welcher jenes Kap gehört, hat er „König Christian's Insel", den Hafen, in welchem er landete, „König Oskar's Hafen" und verschiedene andere Punkte nach berühmten Schweden und Dänen genannt.

— Der bekannte Mäcen der Polarforschung Augustin Gamél in Kopenhagen, hat sich erboten im Sommer 1885 die „Dijmphna" unter Lieutenant Hovgaard nach Franz-Joseph-Land zu schicken, wenn die dänische Regierung einen Theil der Kosten bestreiten will. Von fremden Nationen sollen keine Beiträge angenommen werden.

Vermischtes.

— In seiner interessanten Notiz über das in einigen Baskenorten bis in die Gegenwart fortgesetzte uralte Kochen mit erhitzten Steinen bemerkte jüngst Richard Andree („Globus" Bd. 45, S. 287): Steinkocherei sei auch in Europa „sicher einst weiter verbreitet" gewesen. Das bestätigt sich vollkommen für Südrußland. Als dort im Alterthume die Skoloten (die „Skythen" der Griechen) wohnten, wurde bei diesen in Ermangelung des Holzes, ähnlich wie noch kürzlich in der Pampassteppe, mit Knochen gekocht und, wenn man keinen Kessel zur Hand hatte, ersetzte man denselben sogar durch die Haut des geschlachteten Thieres, dessen Fleisch man kochen wollte. Herodot erzählt (IV. 61): Das von den Knochen abgelöste Fleisch wird in das Fell des Schlachtopfers gethan, sodann Wasser zugeschüttet und darunter ein Feuer mittels der Knochen entzündet; „so kocht das Rind sich selber gar". Natürlich liegt dabei ein Mißverständniß (wahrscheinlich der Verdolmetschung) vor: man kochte in diesem Falle eben nicht auf Knochenfeuer, wodurch ja das den Kessel ersetzende Fell einfach verbrannt sein würde, sondern ganz unzweifelhaft mit eingefüllten heißen Steinen.

Halle. A. Kirchhoff.

— In der eben erschienenen „Nouvelle Carte Générale des Provinces Asiatiques de l'Empire Ottoman. Dressée par Henri Kiepert" (6 Blatt in 1 : 1 500 000. Berlin, D. Reimer. Preis 10 Mark) begrüßen wir ein Kartenwerk, welches insofern einzig dasteht, als keinem andern lebenden Geographen in gleichem Maße das erforderliche geographische, historische und philologische Wissen zusammen mit dem technischen Können zu Gebote steht, um etwas ähnliches für vorderasiatische Landeskunde zu leisten. Seit fast einem Jahrzehnt sammelte Heinrich Kiepert an dem Materiale zu diesem Werke, das bestimmt ist, seine vor vierzig Jahren erschienene „Karte von Kleinasien", die seinen Ruf begründen half, zu ersetzen. Zu dem gesammten, in Form von Karten und Reisewerken edirten Quellenmaterial kamen zahlreiche unveröffentlichte Reiserouten, die zum Theil erst konstruirt und kritisch behandelt werden mußten, namentlich von Purser, Humann, Briot, Hirschfeld, Ramsay, den Pressel'schen Eisenbahningenieuren, Benndorf, Niemann, Petersen, Wünsch, Hartmann u. a. m. Dieses ganze Material wurde im Maßstabe von 1 : 500 000 kombinirt, in welchem es auch später zum Besten künftiger Reisenden und Quellenforscher veröffentlicht werden soll, und danach eine Reduktion auf ein Drittel (1 : 1 500 000), eben vorliegende Karte, gezeichnet und veröffentlicht. Ein Beiblatt zeigt die administrative Eintheilung der asiatischen Türkei im Jahre 1300 der Hedschra (1883). — Wenn nicht in Folge von politischen Umwälzungen fremde Mächte, also Russen oder Engländer, in Kleinasien, Armenien, Kurdistan oder Westpersien ihre Truppen einrücken und mit einem großen Stabe von Officieren die regelrechte Aufnahme jener Landschaften beginnen lassen, wird diese Kiepert'sche Karte so bald nicht durch andere ersetzt werden; aber auch dann würde sie noch auf Jahre hinaus für Geographen und Archäologen unentbehrlich bleiben.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Die Abbildungen nach Photographien.)

V.

Unweit des Nonnenpalastes von Chichen-Itza erhebt sich auf einer mäßig hohen, nicht terrassirten Pyramide die Ruine Akab-sib, d. h. „Schrift in der Finsterniß“. Diesen ihm von den heutigen Indianern beigelegten Namen verdankt der geräumige Bau einem Basrelief mit großer Inschrift, das sich oberhalb einer Thür in einem halbfinstern Gemache an der Südseite des Gebäudes befindet. Das Bild, das der einzige Skulpturschmuck in den achtzehn großen Innenräumen des Akab-sib gewesen zu sein scheint, stellt einen sitzenden Mann in reicher Kleidung dar, der, die linke Hand auf den Sessel hinter sich stützend, die Rechte wie befehlend oder warnend erhebt; vor ihm steht ein hohes enges Gefäß mit unkenntlichem, hoch aufgehäuftem Inhalt. Ohne Zweifel bezieht sich das in allen Einzelheiten sorgfältig ausgeführte Kunstwerk auf einen besondern Vorgang, dessen Andenken bewahrt werden sollte; für eine bloß ornamentale Darstellung, wie es die übrigen Skulpturen von Chichen-Itza mehr oder minder zu sein scheinen, dürfte die Figur zu ausdrucksvoll und bewegt sein. Was die an den Seiten und über dem Bilde befindliche Inschrift anbetrifft, so ist die fast genaue Uebereinstimmung ihrer hieroglyphischen Charaktere mit denen der Inschriften von Palenque höchst auffallend. Im Uebrigen bietet der Akab-sib, zu dem eine breite Treppe an der Ostseite der Pyramide hinaufführt, nichts, was ein besonderes Interesse beanspruchen könnte; wie die Wände seiner Innenräume, so sind auch die Außenmauern des umfangreichen Gebäudes vollständig kahl und schmucklos.

Ein eigenthümliches Bauwerk, dessen seltsame Anlage keinerlei Schluß auf seine ehemalige Bestimmung zuläßt, ist auch die „el Caracol“, d. i. die Schnecke, benannte Ruine, die in geringer Entfernung von dem Akab-sib steht. Der runde, thurmartige Bau hat etwa 7 m im Durchmesser; sein innerer Raum, in dessen Mitte ein starker Pfeiler emporragt, ist in zwei schmale koncentrische Gänge abgetheilt, an deren stark verfallenen Mauern von Skulpturenschmuck nichts mehr vorhanden ist.

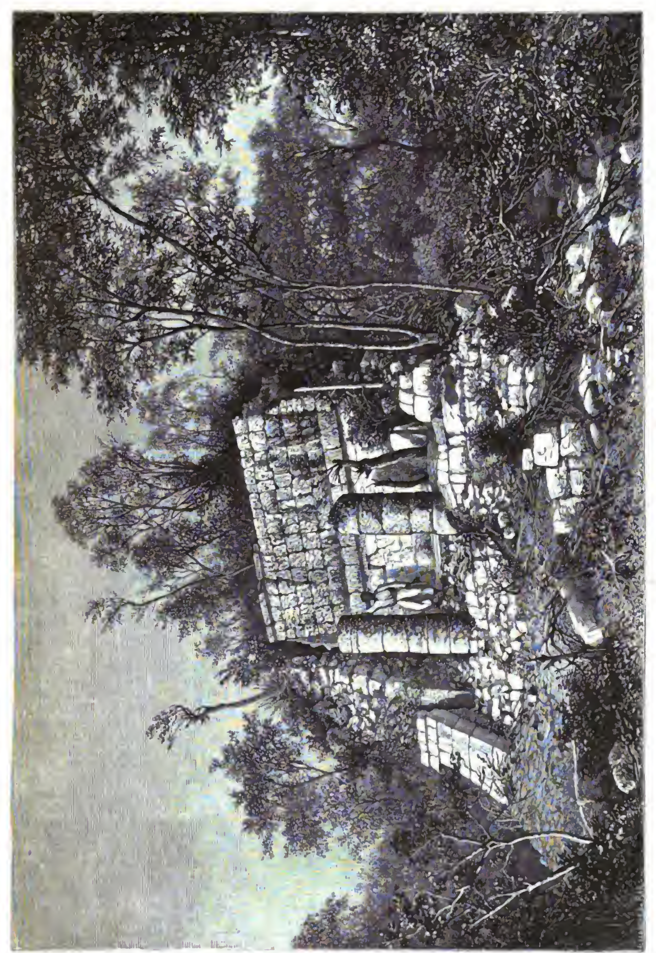
Bei weitem besser erhalten ist das sogenannte Chichanchob (das rothe Haus), das die spanischredenden Indianer heute auch wohl „el Carcel“, das Gefängniß, zu nennen pflegen. Etwas nördlich vom Caracol gelegen, enthält es drei kleine Gemächer, die in einen über die ganze Breite des Gebäudes gehenden Korridor münden. Eine breite, leider jetzt schon stark verwitterte Inschrift bedeckt die volle Längswand dieses Ganges.

Mit der Freilegung und gründlichen Durchforschung des Chichanchob waren Charnay's Arbeiten auf dem südlichen und südöstlichen Theile der Trümmerstätte beendet; ehe er an die Aufnahme der im N und NO des Castillo belegenen Ruinen ging, wandte er seine Aufmerksamkeit den beiden großen Wasserbecken zu, die einst der Mittelpunkt gewesen sind, um den sich das bunte Leben einer zahlreichen, theils ansässigen, theils fluktuirenden Bevölkerung gesammelt hat. Die Cenotes von Chichen-Itza sind große, steilwandige Einsenkungen, deren tiefe Wassermasse durch unterirdische und so ergiebige Zuflüsse gespeist wird, daß selbst

in Zeiten größter Dürre ein Sinken des Wasserspiegels nie stattfinden soll. Die Natur liefert hier freiwillig den reichsten Ueberfluß, und die Bewohner dieser Gegend brauchten sich weder den mühevollen Bohrungsarbeiten zu unterziehen, deren Resultate Stephens in den alten, 80 Fuß tiefen Felsenbrunnen von Zibilnocas im südlichen Theile der Halbinsel entdeckt hat, noch auch bedurften sie der künstlichen Cisternen und großen Teichanlagen, wie sie sich bei Kabah und Urmal vorfinden. In Chichen-Itza wurde allem Anscheine nach nur das Wasser des einen, inmitten der Stadt belegenen Sees benutzt, zu dem breite, in den Felsen gehauene Stufen in einem unregelmäßigen, schluchtartigen Einschnitt der steilen Uferwandung hinabführen. Der zweite, der heilige Cenote, liegt nördlich vom Castillo, weit entfernt von den großen Ruinen und wahrscheinlich auf der äußersten Grenze der alten Stadt. Heute ist er von dichtem Walde umgeben und der Zugang zu ihm durch Schlingpflanzen und Strauchwerk so verwachsen, daß Charnay und seine Begleiter sich erst mühsam mit Aexten und Machetes einen Weg bahnen mußten. Auf der Hälfte des Weges ungefähr, noch 150 m von dem See entfernt, fanden sie in dem dichten Gestrüpp den obern Theil einer großen Bildsäule des Gottes Tlaloc, des toltekischen und, wie es scheint, auch yucatekischen Gottes des Regens und der Fruchtbarkeit. Bei weiterer Nachforschung zeigten sich denn auch an dieser Stelle zwei große, von üppigster Vegetation gänzlich überwucherte Trümmerhaufen, deren Freilegung keine geringen Schwierigkeiten machte. Was man fand, belohnte die Mühe freilich auch reichlich. Es waren die Ueberreste zweier Tempel, die, nach den unvermeidlichen gefiederten Schlangenköpfen zu urtheilen, welche sich wieder vielfach zwischen den Trümmern vorfanden, dem Cuculcan oder Quetzalcoatl, augenscheinlich der Hauptgottheit von Chichen-Itza, geweiht waren. An einigen noch aufrecht stehenden Mauerstücken entdeckte Charnay trefflich erhaltene Basreliefs, deren eines einen großen Fisch mit Menschenhaupt darstellt, während das andere eine reichgekleidete menschliche Gestalt mit einem Todtenschädel auf den Schultern zeigt. Der heilige Cenote ist ein länglichrundes Becken von etwa 40 und 50 m Längs- und Breitendurchmesser. Seine mindestens 20 m hohe, senkrechte Uferwandung zeigt nirgends die kleinste Kluft oder Abdachung; so ist der Wasserspiegel vollständig unzugänglich. Ob die dunkle, fast schwarze Färbung des Sees vielleicht durch eine sehr bedeutende Tiefe bedingt oder nur durch die finstere Waldumgebung hervorgebracht ist, vermochte Charnay nicht zu entscheiden; jedenfalls macht der schwärzliche, regungslose Wasserspiegel inmitten der wilden Waldeinöde einen so unsäglich traurigen Eindruck, daß man unwillkürlich an alle die Schreckensgeschichten gemahnt wird, welche die spanischen Geschichtsschreiber von dem heiligen Cenote zu berichten wußten. Denn unter den Heiligthümern von Chichen-Itza nahm dieser See und der an seinem Ufer stehende Tempel, dessen Lage uns heute noch ein überwucherter Trümmerhaufen anzeigt, eine hervorragende Stelle ein. Eine breite, cementirte Straße führte nach dem Cenote, auf der die mit reichen Opfergaben beladenen Pilger zu dem Tempel zogen. Daß neben den kostbaren Geschenken für die Gottheit, den goldenen und silbernen Gefäßen, den mit Edelsteinen besetzten Halsbändern und anderen Schmucksachen, von denen Landa noch im Jahre 1560 eine reiche Sammlung in diesem Tempel sah, hier auch häufig Menschenopfer dargebracht zu werden pflegten, wird eben durch sein Zeugniß, wie durch das vieler anderer Chronisten der spanischen Eroberung außer Zweifel gestellt. Ueber die Art dieser geheimnißvollen Opferungen gehen die Angaben freilich aus einander; die einen lassen die dem Cenote geweihten Opfer im Tempel getödtet und erst als Leichen in den See versenkt werden, während sie nach anderen im reichsten Schmucke und mit Kostbarkeiten bedeckt, an das Ufer des Sees geführt und lebend in die Tiefe gestürzt worden sein sollen. Wie Landa aber ausdrücklich hervorhebt, haben zur Zeit seines Aufenthaltes in Chichen-Itza, also mehrere Jahrzehnte nach der Eroberung, noch mehrmals derartige Opferfeste am heiligen Cenote stattgefunden.


Basrelief aus der Ruine Akab-tib.

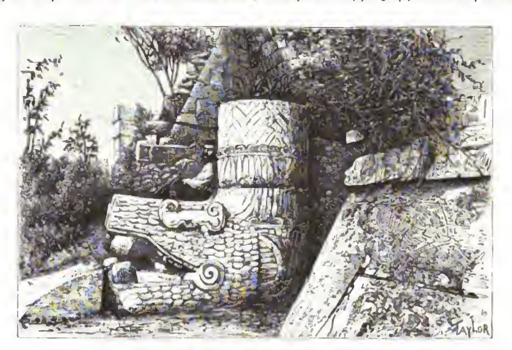
Das berühmte Tlachtlihaus von Chichen-Itza, dessen Durchforschung Charnay nun vornahm, ist unter den zahlreich vorhandenen Ruinen der für denselben Zweck bestimmt gewesenen altindianischen Bauwerke das großartigste und am besten erhaltene. Wenn die Existenz eines Ballspielhauses in der yucatekischen Stadt und die Uebereinstimmung seiner Anlage mit der der Tlachtlis von Hochmexiko wieder ein unwiderleglicher Beweis für die Uebertragung toltekischer Kultur ist, so lassen die großartigen Dimensionen und die reiche Ausführung des Gebäudes zugleich erkennen, daß das Nationalspiel der alten Tolteken bei seiner Verpflanzung unter die Mayas von Yucatan nichts von seiner traditionellen Bedeutung im Leben des Volkes eingebüßt hatte. Das Tlachtli von Chichen-Itza besteht aus zwei parallel von N nach S laufenden massiven Mauern von je 10 m Stärke und 100 m Länge, die einen 35 m breiten Gang zwischen sich ließen. An beiden Enden dieses Ganges, des eigentlichen Spielraumes, befinden sich zwei kleinere Bauwerke, von denen das nördliche, das leider sehr verfallen ist, aus einem einzigen Gemach bestand, welches sich nach S, d. h. nach dem Gange zu, in einer breiten Säulenhalle öffnete. Charnay's Annahme, daß dieser Raum den vornehmen Zuschauern des Ballspiels vielleicht einen gegen Sonne und Hitze geschützten Aufenthalt gewähren sollte, hat viel Wahrscheinliches für sich. Ueber die Architektur



Nördliche Halle am Tlachtlihause von Chichen-Itza.

und die äußere Dekoration des Gebäudes läßt sein verfallener Zustand kein Urtheil mehr zu, wohl aber ist noch deutlich zu erkennen, daß es im Innern außerordentlich reich geschmückt gewesen ist. Die Wände und die Säulen sind über und über mit Skulpturen bedeckt, großartigen Basreliefs, auf denen sich lange Figurenreihen, wahrscheinlich Krieger- und Festzüge, zeigen. Freilich war der geübte Blick eines so erfahrenen Forschers, wie Charnay es ist, auch hier nöthig, um aus den wenigen noch vorhandenen Spuren überhaupt etwas anderes zu erkennen, als größere oder geringere zufällige Unebenheiten eines stark verwitterten Steines. In der Mitte des von den mächtigen Mauern eingeschlossenen Ganges, die Breitseiten einander zugekehrt und etwa 15 Fuß von einander entfernt, waren die beiden großen Steinringe eingefügt, durch welche die Bälle der Tlachtlispieler geworfen werden mußten. Die Größe dieser Ringe, deren einer sich noch an seinem Platze befindet, stimmte beinahe mit der des großen Steinringes überein, den Charnay im Jahre 1881 bei den Ruinen von Tula gefunden und sogleich als wahrscheinlich aus dem Tlachtli der alten Toltekenstadt stammend, bezeichnet hatte (siehe „Globus", Bd. 41, S. 211).

Aus den in den Ruinen des Ballspielhauses verstreuten Skulpturenfragmenten, unter denen zahllose Stücke größerer und kleinerer gefiederter Schlangenleiber sich befinden, glaubt Charnay annehmen zu dürfen, daß die Bewohner der Stadt ihr Tlachtli dem Cuculcan, ihrem Hauptgotte, geweiht hatten. In der That könnte auch ein am südlichen Ende des Ganges befindliches, an die Ostmauer sich lehnendes Bauwerk, in dem die Symbole des Gottes das Motiv aller Zierrathen bilden, für ein besonderes Heiligthum des Cuculcan angesehen werden. Der prachtvolle Bau enthielt zwei reich verzierte Gemächer, vor deren einem sich ein Porticus aus „Schlangensäulen" hinzog. Als Charnay vor 24 Jahren zum ersten Male die Ruinen von Chichen-Itza besuchte, befand sich dieses Gebäude noch in weit besserem Zustande der Erhaltung; seitdem ist es leider durch den Eifer barbarischer Forscher oder durch den Vandalismus



Ruine des Schlangenportikus am Tlachtlihause.

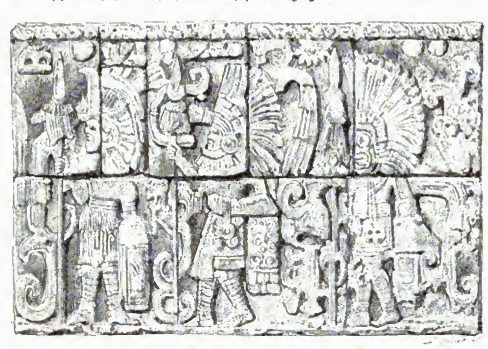
der früheren Einwohner des heute verlassenen Piste, die sich ihr Baumaterial von hier zu holen pflegten, gründlich verwüstet worden. Von den gewaltigen Säulen der Vorhalle sind nur noch wenige Bruchstücke vorhanden, darunter ein kolossaler, 3 m langer Schlangenkopf, der den Säulenfuß bildete, und der mit seinem geöffneten Rachen, aus dem die heute halb abgebrochene Zunge weit heraushing, einen Begriff geben kann von der Großartigkeit des ganzen Werkes, wie von der feinen Ausführung aller Einzelheiten. An der Südfront des Gebäudes zeigten sich noch einige Stücke eines breiten Frieses, der eine lange Reihe sitzender Tiger mit emporgehobener Tatze aufwies, auch eine schon in Izamal wiedergefundene Personifikation des toltekischen Quetzalcoatl. Mit der gänzlich eingestürzten Seitenwand des Heiligthums waren leider auch die großen Wandmalereien verschwunden, die, wie Charnay sich deutlich erinnerte, vor 24 Jahren das zweite, nischenartige Gemach geziert hatten. Wie schon oft zuvor, bedauerte er bei der Entdeckung dieses Verlustes, daß er damals weder die Erfahrungen, noch die Hülfsmittel besessen hatte, über die er jetzt verfügte. Eine photographische Aufnahme jener Bilder, die Scenen aus dem öffentlichen und häuslichen Leben der Mayas darstellten, wäre von unschätzbarem Werthe gewesen. Zu seiner Freude fand er wenigstens die Skulpturen noch wohlerhalten, mit denen die breiten Thürpfeiler auf drei Seiten bedeckt waren, und unverzüglich ging er nun daran, Abklatsche derselben herstellen zu lassen. Die großen Kriegergestalten mit dem scharfgebogenen Profil erscheinen nur wie eine Wiederholung der schon bekannten und oft geschilderten Bilder, welche die Civilisatoren Hochmexikos, die toltekischen Fürsten und Häuptlinge, darstellen. Das ist fast die nämliche Tracht, wie wir sie an den reichgekleideten Figuren des mexikanischen Steines von Tizoc sehen: mit dem hohen Federschmuck auf dem Kopfe, dem großen, mit Edelsteinen besetzten Halsband, dem Bündel Pfeile in der linken Hand, in der rechten die seltsam gestaltete Waffe, welche Sahagun, der zuverlässigste unter den spanischen Schilderern altmexikanischen Lebens, als ein großes aus Holz geschnittenes und halb roth, halb weiß angestrichenes Messer beschreibt; so könnten die lebensgroßen Figuren an

den Thürpfeilern des Tlachtli von Chichen-Itza ebensowohl eine Illustration sein zu des erwähnten Schriftstellers Schilderung der Feste in Anahuac und der Pracht, die die vornehmen Indianer dabei zu entfalten pflegten. Interessant ist, daß die beiden Pfeilerfiguren, von denen Charnay uns Abbildungen giebt, ebenso wie auch die Kriegergestalten des aus dem Hauptsaale genommenen folgenden Basreliefs den eigenartigen Schmuck aufweisen, den Sahagun folgendermaßen schildert: „Auch trugen die Vornehmen über der Nase einen Gegenstand von blauem Papier, der eine kleine Mitra vorstellte und herabhängend, eine Art Krone für den Mund bildete."

So traten Charnay und seinen Begleitern hier allenthalben ungesucht neue Belege für ihre Ansicht über Ursprung und Alter der Mayakultur entgegen; es müßten in der That hartnäckige Zweifler sein, die Angesichts aller dieser in die Augen springenden Analogien noch an der alten Meinung festhalten wollten, daß die großartigen Bauten Yucatans von einem Volke herrührten, das seine Blüthezeit vor etwa 2000 Jahren gehabt habe und bei der Ankunft der Spanier seit Jahrhunderten schon untergegangen gewesen sei. Bei der großen Menge der aufgefundenen Kunstwerke, die toltekischen Einfluß verrathen, kann auch nicht wohl der Versuch gemacht werden, ihr Vorhandensein in Yucatan durch eine zufällige oder auch absichtliche direkte Ueberführung der Gegenstände selber zu erklären. Als vor nunmehr sieben oder acht Jahren ein amerikanischer Archäologe bei Chichen-Itza eine große Statue des toltekischen Regengottes Tlaloc auffand, die mit einer andern, bei Tlascala gefundenen, die größte Aehnlichkeit zeigte (vergl. „Globus" Bd. 35, S. 42), wurde noch allgemein angenommen, daß ein Zufall das Bildwerk von der Hochebene hier nach der Halbinsel verschlagen haben müsse. Das obere Stück einer Bildsäule desselben Gottes, das Charnay dieses Mal auf dem zum heiligen Cenote führenden Wege entdeckt hatte, zeigte nun eine von dem frühern Funde ganz verschiedene, weit sorgfältigere Arbeit; die Figur selber und ihre Lage aber ließ erkennen, daß man es hier mit einer stereotypen Auffassung und Darstellung zu thun hatte. Der Gott Tlaloc wird als ein auf dem Rücken liegender Mann dargestellt, der mit beiden Händen ein flaches Gefäß auf dem Bauche hält, das den Regen aufnehmen soll; ein eigenartiger Kopfschmuck, eine Binde, welche die Stirn fast bis zu den Augen verdeckt, kennzeichnet überdies das Bild des Regengottes.



Thürpfeiler aus dem Tlachtlihause.



Basrelief aus einem Saale des Tlachtlihauses.

Nach der Aufnahme des Tlachtlihauses, die viel Zeit und mühevolle Arbeit kostete, blieb Charnay nur noch die Untersuchung des sogenannten Säulenplatzes von Chichen-Itza übrig, über dessen ehemalige Bestimmung schon viel

hin und her gestritten worden ist. Das große quadratische Feld, das sich östlich vom Castillo, etwa 50 m von dem Fuße der Pyramide, ausbreitet, ist wie besäet mit Hunderten kleiner gleichartiger Säulen von 2 m Höhe, die, je aus fünf Schafttrommeln und einem viereckigen, durchaus schmucklosen, aber gut behauenen Kapitell bestehend, zum



Der Stein von Tizoc.

größten Theil auf dem Boden liegen. An mehreren Stellen freilich stehen noch ganze Gruppen aufrecht, und ihre seltsame Anordnung, immer vier oder fünf in einer Reihe neben einander und von der nächsten Reihe durch einen Zwischenraum von 4 m getrennt, hat zu den sonderbarsten Konjekturen Veranlassung gegeben. An zwei Ecken des



Bildsäule des Regengottes Tlaloc.

viereckigen Platzes haben große Bauwerke gestanden, die, nach den unter den Trümmern befindlichen Skulpturenfragmenten zu schließen, eine gewisse Pracht aufgewiesen haben. Nach den Berichten der spanischen Eroberer von Mexiko haben alle größeren Städte des Hochlandes, wie ja dies bei ihrer reichen Bevölkerung kaum anders möglich

war, ihre an orientalische Bazars erinnernden Märkte gehabt. An einen jener Berichte namentlich, der eine eingehende Schilderung entwirft von dem Markte der Stadt Tlatelolco mit seinen Kolonnaden, seinen Gallerien und den beiden Gerichtshäusern, in denen die Richter über die beim Handel entstehenden Streitigkeiten aburtheilten, mußte Charnay denken, als er vor dem Säulenplatze stand. Die Lage des Marktes dicht am Mittelpunkte der Stadt würde auch hier zutreffen; die durch die Säulen gebildeten Abtheilungen, von einem auf hölzernem Gerüst ruhenden Stroh- oder Mattendache gegen Regen und Sonne geschützt, beherbergten die Verkäufer und ihre Waaren, und die beiden Gebäude an den Ecken des Platzes waren auch hier für die Obrigkeit bestimmt. Neben allen den wunderbaren Bestimmungen, die die archäologischen Besucher von Chichen-Itza für das räthselhafte Säulenfeld ausfindig gemacht haben, hat Charnay's Erklärung wenigstens das für sich, daß sie, wenn auch vielleicht nicht richtig, so doch jedenfalls möglich ist; denn daß eine Stadt mit einem so lebhaften Verkehr, wie ihn der Besuch der großen Heiligthümer hervorgerufen haben muß, keinen festen Verkaufsplatz besessen haben sollte, ist zum mindesten ebenso undenkbar, wie daß man die Menge der Käufer und Verkäufer und sämmtliche Waaren ohne Schutz gegen die tropische Sonnengluth gelassen hätte.

Der Aufbruch von Chichen-Itza, den Charnay ins Werk setzte, sobald die letzten Abklatsche der Tlachtliskulpturen trocken waren, brachte noch manche Schwierigkeiten. Es war keine kleine Sache, die 60 qm Papierabdrücke, die man von hier mitnahm, so sorgfältig zu verpacken, wie dies bei einem so empfindlichen und zugleich unersetzlich kostbaren Artikel nothwendig war. Vorsichtig trugen Charnay und seine Gefährten selber die langen, in Gummistoff eingeschlagenen Rollen vom Castillo hinab, um sie hier den zuverlässigsten Trägern zu übergeben und dieselben durch Versprechen einer Extrabelohnung für unbeschädigte Ablieferung zu ganz besonderer Achtsamkeit zu bestimmen. Die Reit- und Lastthiere, die schon Tags zuvor aus Citas gekommen waren, standen gesattelt und beladen am Fuße der Haupttreppe, die militärische Eskorte, die, da von feindlichen Angriffen nicht die Rede gewesen war, eifrig bei den Ausgrabungen geholfen hatte, ordnete sich zum Zuge, und mit lebhaftem Bedauern, das der Trennung von dem interessanten Ruinenorte galt, wurde der Rückmarsch angetreten. Schweigend und nachdenklich, weil mit der Rekapitulation der in den letzten Wochen empfangenen Eindrücke beschäftigt, legten Charnay und seine Begleiter den Weg nach Citas zurück. Nach kurzem Aufenthalte in dem elenden Städtchen setzten sie ihre Reise nach **Merida** fort, wo sie zwei Tage später anlangten.

Sprichwörter (Omiano) der Ovaherero.

Von **G. Viehe**, Missionar in Omaruru, Damaraland.

Nachfolgende Sprichwörter (Omiano) sind sämmtlich in der Weise gesammelt, daß ich von Zeit zu Zeit einzelnen Eingeborenen den Auftrag gab, mir die ihnen erinnerlichen Omiano mit erklärenden Bemerkungen aufzuschreiben. Tiefe Weisheit ist in denselben nicht zu suchen, doch sind sie in ethnologischer Hinsicht nicht ohne Werth. Form und Inhalt läßt manche derselben als recht alt erscheinen. Dafür spricht auch der Name Omuano (pl. omiano), dessen Ableitung und ursprüngliche Bedeutung dunkel ist. Wahrscheinlich ist es von dem Verbum „okuyana" = schwören, abzuleiten, woraus jedoch nicht ohne weiteres zu schließen wäre, daß Omuano Schwur bedeutet, denn zur Zeit, als dieses Substantiv von dem Verbum abgeleitet wurde, kann letzteres sehr wohl eine von der jetzigen abweichende Bedeutung gehabt haben. Statt „omuano" sagt man mitunter auch „omukokozira", welche Bezeichnung nach Ableitung und Bedeutung ganz klar ist und „krumme Antwort" heißt. Doch kann dies Wort wohl nur als Adjektiv zu dem (hinzugedachten) Omuano angesehen werden, weil man nach dem jetzigen Sprachgebrauche sonst die Form Ekokozira (statt Omukokozira) erwarten sollte.

1. **Ohimbihimbi ya Kanguatura.** Ohimbihimbi des Kanguatura.

Erklärung: Das Wort Ohimbihimbi hat außerhalb dieses Omuano keine Bedeutung, wenigstens jetzt nicht mehr. Hier heißt es ungefähr „Augendienerei", und Kanguatura (= welcher wohnhaft geworden ist) muß als nomen proprium aufgefaßt werden. Man braucht dieses Omuano vornehmlich gegenüber einem neuen Knechte, welcher sich durch Augendienerei in die Gunst seines Herrn zu setzen weiß.

2. **Ngu noze u noze.** Wer seine hat, hat seine (sc. Zuneigung).

Erklärung: Das Pronomen noze (= seine) weist auf das Subst. Ozongama = Geburtswehen, Mitleiden, Zuneigung. Das Omuano will sagen, daß die Liebe das Urtheil trübt; wenn z. B. eine Mutter es mit zwei Kindern zu thun hat, von denen nur das eine ihr eigenes ist, so wird ihr Urtheil über dieselben parteiisch sein. (Vergl. „Globus" Bd. 39, S. 127, Nr. 5.)

3. **Kora okoye, kovandu ke rueza.** Ziehe dein eigenes (Kind) auf; bei den Menschen hat es Raum.

Erklärung: Der Sinn ist ziemlich dunkel. Die Anwendung ist fast die gleiche wie die des vorhergehenden Omuano.

4. **Ovanatye va uru ovina.** Kinder beherrschen ihre Mütter.

Erklärung: Darum ist zur Erziehung auch die festere Hand des Vaters nöthig.

5. **Kakuiikuii kotyari kombanda, kamakuiya kehi.** Kakuiikuii am Busen an der Oberfläche, nicht Dornen unterhalb.

Erklärung: Dies ist ein besonders schönes Omuano, doch läßt es sich mit wenigen Worten nicht klar stellen. Kakuiikuii muß als Interjektion des Mitleids aufgefaßt werden; otyari heißt zunächst Busen, dann Barmherzigkeit; omakuyo sind Dornen, dann aber auch Schmerzen, besonders des Mitleids. Das Omuano will sagen, daß der äußere Ausdruck des Mitleids noch keine Bürgschaft dafür ist, daß das Herz auch Mitleid empfindet.

6. **Ondanambe yomukuenu, ndyi u ria amo yoro, muhuka oyoye ngai te amo tupura omeho motyiuru.**

Du freust dich, während du die (gestorbene) Kuh deines Nächsten issest; morgen wirst du die Augen im Kopfe aufreißen, während die deine stirbt.

Erklärung: Du freuest dich jetzt, da du Vortheil aus dem Unglück deines Nächsten ziehest; aber bald wird das gleiche Unglück dich treffen. Das bedenke!

7. Aze hi noukue ze nourarangauda. Haben sie (z. B. die verlorenen Rinder) keine Verwandten (von dir), so haben sie doch Freunde.

Erklärung: Gute Freunde sind oft mehr werth als Verwandte; wenn z. B. deine Rinder verloren gehen und ein guter Freund findet sie, so wird er sie dir zurückbringen.

8. Muatye Motyinyo tyomunene mu za omuinyo mbua ora, kamu zu eraka nda ora. Kind, aus dem Munde des Alten kommt verweslicher Athem, nicht kommt daraus verwesliches Wort.

Erklärung: Das Wort des Alten soll man beherzigen, wenn er auch gebrechlich und unansehnlich ist.

9. Tyi ri meyo, tyi kenda eraka. Es steckt im Zahn, es belästigt die Zunge.

Erklärung: Wen das Uebel trifft, der fühlt es selbst am besten.

10. Ua vera, moo koka. Du bist krank, du wirst sterben.

Erklärung: Auch das verborgene Uebel führt zum Tode.

11. Epango kari karerere kotyikoro tyondundu. (Menschliche) Gesellschaft verharrt nicht im Schoße des Berges.

Erklärung: Menschen sind nicht unzertrennlich wie Berge; der Tod und andere Umstände scheiden sie von einander.

12. Tyi riua omuhurua, omurekua u ri pe ri. Es wird gegessen von der Geliebten, die Gehängte (Erwürgte) bleibe, wo sie bleibe.

Erklärung: Oft läßt man die unschuldig Verachtete statt der schuldigen Geliebten büßen.

13. Tya ta omuini, katyi nombeze nomundu. Der Herr selbst hat's verbrochen, es findet keine Rüge beim Menschen.

Erklärung: Wenn der Herr sich auch etwas zu Schulden kommen läßt, danach kräht kein Hahn.

14. Otyingundi tyi enda ku matyi yorerua. Der Schwache (Unselbständige) geht dahin, wo man ihn auslacht.

15. Omuenda u parura omuini nonganda. Der (wohl aufgenommene) Fremdling ernährt den Besitzer der Werft.

Erklärung: Gastfreundschaft macht nicht arm.

16. Ve ta, ve parura; ve kara, ve parura. Sie sterben, sie ernähren; sie leben, sie ernähren.

Erklärung: Wohlwollende Reiche ernähren die Armen, während sie leben; bei ihrem Begräbnisse wird viel geschlachtet und dann genießt man die Hinterlassenschaft.

17. Omuruvandu, ngu pena a tya: Ji, okuhepa. Das ist ein Geizhals, welcher empfängt und sagt „danke".

Erklärung: Der Geizige vergißt bald der empfangenen Wohlthat.

18. Ua posa, moo ru. Du zankst, du wirst streiten.

Erklärung: Gezänke führt zum Handgemenge.

19. Ua hindua nu ua hupa. Er ist gesandt (hat sich senden lassen) und ist erhalten.

Erklärung: Wer sich zu etwas gebrauchen läßt, der findet seinen Unterhalt.

20. Ve puka, ve kotoka; ve te, ve ka rara. Sie gehen irre, sie kommen zurück; sie sterben, sie schlafen.

Erklärung: Von allerlei Irrwegen (Gefahren) kommt man wohl zurück, vom Tode aber niemals.

21. Omuovisiua ke nozondunge. Der Belogene hat keinen Verstand.

Erklärung: Der Verständige läßt sich nicht belügen.

22. Omundu ke ri i tye nuka. Der Mensch selbst weiß nicht, wie er riecht.

Erklärung: Der Mensch hat manches an sich, was ihm selbst verborgen bleibt, bis Andere ihn darauf aufmerksam machen.

23. Ve vakerua, kave roveua. Sie werden zwar bestohlen, sie werden aber nicht bezaubert.

Erklärung: Von einem Reichen stiehlt man wohl, aber einen Angriff auf sein Leben wagt man nicht.

24. Ehiha ra parura ombandye. Die Ehiha ernährt den Schakal.

Erklärung: Ehiha ist die Stelle, wo etwas gestorben, geschlachtet, getödtet ist; also: „Wo das Aas ist, da sammeln sich die Geier."

25. Ngue ku rire kongotue, mu rira kongotue; nungue ku rire kekoro, mu rira kekoro. Wer dich von hinten rira, den rira von hinten und wer dich von vorn rira, den rira von vorn.

Erklärung: Rira hat jetzt nur die Bedeutung „werden"; ob es zur Zeit, als dies Omuano gebildet wurde, eine andere Bedeutung gehabt hat, sei dahingestellt. Die Bedeutung des Omuano ist ganz klar und entspricht dem „Auge um Auge, Zahn um Zahn".

26. Oungundi kaukururume. Schwäche (sc. des Kindes) ist nicht Altersschwäche.

Erklärung: Für das schwache Kind ist Hoffnung vorhanden, für den Altersschwachen nicht.

27. Puu puu! okukuata kaku nomunene. Ja wohl! Fortpflanzung weiß nicht von Größe.

Erklärung: Das Kind bleibt dem Vater zum Gehorsam verpflichtet, auch wenn es erwachsen ist.

28. Nokokure ku novoye. Auch in der Ferne sind deine (i. e. sind Menschen wie du).

Erklärung: Wo man auch hinkommt in der Welt, überall findet man Menschen, welche einem Hilfe leisten können. (Eine andere Erklärung s. „Globus" Bd. 39, S. 127, Nr. 3.)

29. Humbuhumbu kai uru omuini. Humbuhumbu ermüdet seinen Eigenthümer nicht.

Erklärung: Humbuhumbu ist an sich (jetzt) ohne Bedeutung. Hier muß es heißen „die schwerste Last". Der Eigenthümer wendet alles zur Rettung seines Eigenthumes an, während der Miethling bald ermüdet. (Vergl. „Globus" a. a. O. Nr. 1.)

30. Otyipurukisa tya uru onbante. Die Verwirrung (Gedankenlosigkeit) überwindet den Helden.

Erklärung: Auch der Tapferste kann überwunden werden, wenn er nicht auf seiner Hut ist.

31. Ougurunyoka i ku vaza au hi nokati. Die alte Schlange erreicht dich, während du keinen Stock hast.

Erklärung: Man muß stets gegen alle Gefahren (besonders gegen die im Verborgenen schleichenden) gerüstet sein.

32. Mba kambura enga meso. Ich habe den (nach mir geworfenen) Speer am Blatt gefaßt.

Erklärung: Bild großer Tapferkeit und Unerschrockenheit. (Vergl. „Globus" a. a. O. Nr. 9.)

33. Omumenga ua za move. Der Anfang kam von dir.

Erklärung: Wer beim Bösen den Anfang macht, der trägt die Hauptschuld.

34. Kongotue ye ku ria nu kai ku raere. Er hat dich von hinten gegessen, aber er hat dir's nicht gesagt.

Erklärung: Er hat dich verleumdet.

35. Ehorera ri ya kekuao. Das Vorbild (Beispiel) kommt zum andern (sc. Vorbild).

Erklärung: Wie ich jemand handeln sehe, so mache ich's ihm nach, und andere folgen in gleicher Weise wieder meinem (guten wie bösen) Beispiele.

36. Ehorero ri ya kekuao. Ein Glück kommt zum andern (sc. Glück).

Erklärung: Ein Glück bleibt nicht allein. Gegenstück zu unserm: „Ein Unglück kommt nicht allein."

37. Omuruvandu otya omuhepundu okatiti. Der Geizige (ist) wie eine junge Wittwe, d. h. wie eine unlängst Verwittwete.

Erklärung: Beide sind freudlos, indem beide das Gefühl haben, als ob sie nichts besäßen. Omuhepundu (Wittwe) heißt wörtlich „bedürftiger Mensch", und darin eben liegt der Vergleichungspunkt. Zu diesem Omuano lasse ich hier als Beispiel die Bemerkungen folgen, welche die Herero hinzugefügt hatten: „Wie die Wittwe, der ihr Mann gestorben ist, voll Sehnsucht ist nach ihrem verstorbenen Manne und beständig trauert in dem Gefühle, daß sie nichts mehr besitzt, so ist auch der Geizige."

Brasilianische Bäder.

Von **Oscar Canstatt.**

Je mehr die Welt in Folge der heutigen Geringschätzung jeglicher Entfernung in den Augen der modernen Menschenkinder zusammenschrumpft, um so weiter schweifen mit dem Anbruch der Badesaison alljährlich die Pläne der reiselustigen glücklich situirten oberen Zehntausend, denen die anmuthigen Kurorte des Salzkammerguts, des Rheins, in Böhmen, in der Schweiz, vielleicht sogar das sonnige Italien längst etwas Altgewohntes sind. Was diesen blasirten Menschenkindern ein Meyer oder Bädeker allenfalls als Zielpunkt ihres Wandertriebes in Vorschlag bringen könnte, ist ja bald genug mit dem sich immer wiederholenden „connu" verworfen. Und mehr noch wie die Gesunden lechzen die Kranken nach etwas Abwechselung auch auf der Reise, besonders wenn sich daran erneute Hoffnungen auf Genesung knüpfen. Man wird es mir daher gewiß Dank wissen, wenn ich mich einmal zum unmaßgeblichen Fürsprecher einer transoceanischen Badereise mache. Es sind die Mineralwasserquellen Brasiliens, welche ich im Auge habe.

Fast in ebenso großer Menge wie in Europa finden sich solche heilkräftige Gewässer in den verschiedensten Regionen des den halben südamerikanischen Kontinent einnehmenden Kaiserreiches, unter denen eisenhaltige, gashaltige, salzhaltige, schwefelhaltige Quellen, Alkali enthaltende und heiße Schwefelthermen nahezu für jedes Leiden Heilung zu gewähren scheinen.

Gleich in der Hauptstadt des Reiches, in dem malerisch-überwältigend schönen Rio de Janeiro, giebt es nicht weniger denn neun analysirte Eisenquellen. Als die wichtigsten ihrer Fülle und ihres größern Eisengehaltes wegen betrachtet man die von Andarahy-Pequeno, Riachuelo, Silva Manuel, Serra da Tijuca und Lagoa de Rodrigo de Freitas. Eine derselben, die am Fuße des Tijucagebirges in einer der angenehmsten und gesündesten Vorstädte liegt, ist eine öffentliche. Zwar hat man seit Jahren, vielleicht in Folge wiederholter in der Nähe angestellter Ausgrabungen eine Abnahme des Wassers in dieser Quelle bemerkt, doch ist dieser Verlust durch andere eisenhaltige Wasseradern, die weiter unten emporquollen, ausgeglichen.

Eisenhaltige Quellen, welche von den Aerzten analysirt und als heilkräftig anerkannt wurden, überhaupt existiren elf in der Provinz Rio de Janeiro, neun in Minas-Geraes, ferner viele in S. Paulo, einige in Maranhão, Piauhy, Rio Grande do Norte, Espirito-Santo und anderen Provinzen. — Sie alle enthalten das Eisen in Form von Karbonat aufgelöst in Ueberfülle von Kohlensäure, indessen in sehr verschiedenen Proportionen.

Unter den gashaltigen Bädern sind die besuchtesten die sogenannten Aguas Virtuosas im Kirchspiel Alambary, nächst der Stadt Campanha und 396 km von der Reichshauptstadt entfernt, sowie die, früher Aguas-Santas, jetzt Carambú benannten im Municipium Baependy, ungefähr 7 km von der Stadt gleichen Namens entfernt. Sie enthalten im Allgemeinen große Mengen freier Kohlensäure und in wechselndem Verhältnisse von doppelt kohlensaurem Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Kieselsäure und Eisensesquioxyd. Das Wasser beider Quellen kommt bereits zum Versandt, wenn es auch bei den europäischen Mineralwasserhändlern noch vergeblich erfragt werden dürfte.

Minder wichtige Mineralwasser der Provinz Minas-Geraes sind jene von Cambuquira und auf der Fazenda Contendas nahe der Straße, welche von Alambary nach der Ortschaft Carambú führt.

Alambary selbst hat sich schon vollständig als Badeort eingerichtet und verfügt zum Erstaunen der zufällig etwa dort Halt machenden Reisenden bereits über eine nach den besten europäischen Mustern eingerichtete Badeanstalt mit möblirten, geräumigen, luftigen Zimmern und marmornen Badewannen. Die Wirksamkeit des Wassers von Alambary aber bei Beschwerden der Verdauungswerkzeuge und ähnlichen Krankheiten steht angesichts einer langen Reihe von Thatsachen bei den Brasilianern außer allem Zweifel. Auch gegen chronische Leberbeschwerden und Frauenleiden soll die inmitten des Ortes befindliche Nebenquelle „Paulina" mit glücklichstem Erfolge angewandt werden. Nur ist dieselbe bis jetzt nicht genügend geschirmt und kann aus diesem Grunde zur Regenzeit keine Dienste leisten. Bei alledem verbindet das Kirchspiel Alambary mit dem Vortheil des Besitzes seiner Quellen den eines gemäßigten angenehmen und unbestreitbar gesunden Klimas. Dasselbe gilt von dem Nachbarkurorte Carambú, dessen Quellenreichthum eigentlich noch größer und für den seit dem Jahre 1868 außerordentlich viel geschehen ist. Die sechs dortigen Heilquellen sind längst mit kleinen Chalets überdacht und somit das ganze Jahr über benutzbar. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach mögen sie etwa den Wassern von Baden, Falkenhalde, Spa, Plombières, Vals oder Contrexeville vergleichbar sein. Die Zahl der Brunnengäste wird freilich hier noch

lange etwas hinter jener in den genannten Bädern zurückbleiben. Gleichwohl ist Alambary sowohl, wie auch Carambú von Rio de Janeiro aus nicht allzuschwer zu erreichen. Die Reise von der Reichshauptstadt dahin läßt sich auf der D. Pedro-Segundo-Eisenbahn und der Cachoeira-Zweigbahn ja leicht genug bis in die Nähe der Picú-Bergkette, wo die genannten Orte liegen, bewerkstelligen.

Von den salzhaltigen Quellen Brasiliens sind am Ende die bedeutendsten die von Itapicurú in der Provinz Bahia. Vorzugsweise davon genannt wird der Salzbrunnen Mãe d'Agua do Cipó nahe bei Villa Soure, Mosquete in Villa Itapicurú und Rio Quente. Sie enthalten durchweg Kohlensäure, Sodasulphate, Soda-Bikarbonate, Kochsalz, Chlorcalcium und Chlormagnesium, Kieselsäure, kohlensauren Kalk und Magnesia und Eisenoxyd in kleiner Quantität. Verschrieben wird ihr Gebrauch von den Jüngern Aeskulaps in der Regel bei Gelbsucht, Steinbeschwerden, Lähmungen, chronischem Rheumatismus und Hautkrankheiten.

Brasiliens Schwefelquellen, z. B. jene bei der Ortschaft S. Domingos do Araxá, an der Grenze von Minas-Geraes und Goyaz, finden sich schon in den Werken St. Hilaire's erwähnt, und nach den chronographischen Schilderungen des brasilianischen Schriftstellers Ayres da Casal wurden dieselben von jeher von den wilden Thieren schon aufgesucht, wie sie heutzutage den Hausthieren zum Trunke dienen, als Ersatz für das gewöhnliche Salz, dessen Preis in jenen Gegenden ungemein hoch ist. Quellen mit ähnlichen Wassern trifft man an den Ufern des Rio Verde in Minas-Geraes; in S. João da Boa Vista in der Provinz S. Paulo und in Guarapuava in der Provinz Paraná.

Unter den warmen Mineralwassern am bekanntesten sind die Heilquellen von Bittencourt mit einer Temperatur von 35,5° R.; diejenigen nördlich vom Cubatão mit 36° R.; jene südlich vom Cubatão mit 45° und die Heilquellen vom Tubarão in der Provinz Santa Catharina.

Um einige derselben besser benutzen zu können, hat man nahe der Provinzialhauptstadt, über die Stadt S. José hinaus an einer fahrbaren Straße, ein Gebäude unter dem Namen „Hospital der Gesundbrunnen der Kaiserin" errichtet. Dasselbe liegt in anmuthiger und gesunder Gegend in der Nähe eines ausgedehnten prächtigen Urwaldes und eines pittoresk abstürzenden Baches mit vortrefflichem Wasser. Verwöhnte europäische Kurgäste würden also höchstens die fehlende Kurkapelle noch vermissen, an deren Stelle zur Noth als Ersatz das Morgen- und Abendkoncert der Brüllaffen genommen werden könnte. — Rheumatiker, Lungen- und Blasenleidende, Hautkranke ꝛc. rühmen den Gesundbrunnen dabei als sehr wirksam.

Die Auswahl an warmen Mineralwassern ist aber damit noch keineswegs erschöpft. In der Provinz Rio Grande do Norte, ungefähr 40 km von der Stadt Principe entfernt, existiren die Thermen vom Sertão do Seridó; in der Provinz Matto-Grosso jene von Frade und Palmeiras. Ferner werden den Quellen der Lagoa-Santa in der Provinz Minas-Geraes, welche in einer Länge von beinahe 2 km und einer Breite von 3 km sich stets lauwarm erhalten, Heilkräfte zugeschrieben. Vor wenigen Jahren endlich sind noch in der Nähe der Ortschaft Guarapuava in Paraná, sowie an anderen Stellen dieser Provinz heiße Quellen entdeckt worden. Vielfach gepriesen werden weiter die in der nächsten Umgebung der hohen Gebirgskette von Caldas, Provinz Goyaz, entspringenden Alkali haltenden Thermen, deren eine einen kleinen See von 33 m Länge bildet. Stellenweise steigt die Quellentemperatur hier bis auf 48° und in der ersten Zeit der Benutzung der Alkalibäder von Caldas glaubte man in ihnen das untrüglichste Mittel gegen Elephantiasis, Flechten, Rheumatismus, Skropheln ꝛc. gefunden zu haben. Heutzutage denkt man schon etwas weniger sanguinisch von der Heilkraft jener Thermen.

Unstreitig am wichtigsten unter Brasiliens sämmtlichen Mineralwassern sind die heißen Schwefelquellen in der Provinz Minas-Geraes. Sie befinden sich nahe dem Städtchen Caldas am rechten Ufer des Rio Verde und werden jedes Jahr fast in der weniger kalten Jahreszeit, also gegen Weihnachten zu, von 2000 bis 3000 Personen, namentlich Hautkranken, Skrophulösen, Rheumatikern u. A. besucht. Nach der Meinung einiger einheimischer sowie fremder Aerzte sind die Gesundbrunnen von Caldas vielleicht sogar die ersten in der Welt. Allerdings läßt sich nicht leugnen: das Klima ist gerade in dieser mit zu den gesundesten Regionen des Kaiserreiches gehörenden, 1828 m über dem Meeresspiegel sich befindenden Lage ein so mildes und angenehmes, wie immer nur ein Kranker es sich wünschen kann. Weder Sümpfe noch Moräste giebt es in der Nähe der Brunnen; die Luft ist rein, trocken und klar, ja man kennt dort weder Morgennebel noch Abendthau und die Sonne tritt plötzlich in ihrem ganzen Glanze hervor, während ein beständiger Wind die Atmosphäre reinigt.

Auch auf dem Monte-Sião, nahe der Grenze von S. Paulo und Minas-Geraes befindet sich eine reiche Mineralquelle ungefähr mit der nämlichen Temperatur (von 41°) und, wie man annehmen darf, mit denselben Heilkräften begabt, wie jene von Caldas. Diese sprudelt in einer Höhe von 1524 m über dem Meeresspiegel.

Minder bedeutsam sind endlich vereinzelte heiße Schwefelquellen in den Provinzen Rio Grande do Norte und Ceará.

Will man Dr. Friedreich's jüngst aufgestellten Behauptung zustimmen: die chemische Zusammenstellung der Mineralien in den Heilbädern sei nach ärztlichen Erfahrungen durchaus nicht immer die der Gesundheit zuträglichste, auch seien die etwa als Medikamente benöthigten Substanzen ja in jeder Apotheke zu erhalten, so muß man dem Arzte doch andererseits ebenso beipflichten, wenn er bei Anrathen einer Badereise sich von der Luftveränderung, den klimatischen Einwirkungen des Badeaufenthaltes eigentlich die größte Heilwirkung verspricht. Und angesichts dessen kann ich für meine Person in einer Badereise nach Brasilien, um die Saison an dem einen oder andern der oben erwähnten Orte zu verleben, nichts so gar Absonderliches erblicken. Klimatisch versetzt man sich doch in Wahrheit in eine gänzlich neue Welt.

Wer aber Freude an der Natur hat und sich nicht vor Brasiliens unheimlichen Amphibien oder dergleichen ängstigt, wer etwa Blumenliebhaber, Fischer oder Jäger ist, der kommt auch hinsichtlich des Vergnügens in den brasilianischen Bädern nicht zu kurz. Entwickelt sich doch gerade an den Seen und Flüssen dort die ganze Pracht der Tropen mit ihren Palmen und Farnkräutern, mit ihren herabhängenden Riesengräsern und den wunderbarsten fremden Blumen und Früchten. Und neben dem welches Thierleben!

Was wissen die Brasilienreisenden — der unglückliche Kaiser Maximilian von Mexiko obenan — nicht alle davon zu erzählen! Mit am sehenswerthesten sind die Manguewälder, der Wohnort der Krokodile. Aber nur nicht ängstlich! — Kein Brasilianer noch wollte mir zugeben, je gehört zu haben, daß ein solch gefräßiges Jacaré einem Menschen ein Leid zugefügt hätte. Sein Nest macht das Jacaré (Alligator sclerops) auf dem Barranco, der höhern Erdstufe, auf welcher der Hochwald mit einer Verschanzung

von mannshohem Farnkraute und wilder Ananas beginnt. In hohlen Stämmen weiterhin pflegt sich der Waschbär aufzuhalten, der den Caranguejos, feuerrothen Seekrabben mit bewimperten Beinen, nachgeht. Wenn der Waschbär eine Krabbe verzehren will, steckt er seinen Schwanz in ihren Bau. Die Krabbe, darob erbost, beißt zu, wird aber sofort herausgezogen, am nächsten Bächlein abgespült und verspeist. Der Vollmond soll die Caranguejos, welche übrigens gekocht auch dem Menschen sehr wohl schmecken, vollständig verwirrt machen. Sie fallen dann hierhin und dorthin, wollen auf die Bäume klettern, taumeln herab und geberden sich überhaupt ganz sonderbar.

Von den vielgestaltigen anderen Thieren, von den farbenprächtigen Vögeln, die auch das theilnahmloseste Auge bezaubern, von den tausendfachen Reizen des Fischerlebens und den vegetabilischen Schätzen Brasiliens — mit einem Worte, von den Naturwundern sonst und im Einzelnen dort will ich gar nicht reden. Davon nur bin ich überzeugt, daß die Badereiselustigen, welche meiner Anregung Folge leisten sollten und einmal in Brasilien sich umschauen, bei ihrer Rückkehr ganz gewiß genug zu erzählen haben werden.

Dr. Fischer über das geistige Leben der Massai.

Das 1. Heft der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1882 — 1883“ enthält auf S. 36 bis 99 einen allgemeinen Bericht Dr. G. A. Fischer's über seine Reise in das Massailand, der unseren Lesern in den allgemeinsten Zügen aus Nr. 1 des Bd. 44 bekannt ist. Wir besitzen von den bereisten Gebieten bereits Karten, die nach den Erkundigungen des bei Mombasa ansäßigen englischen Missionars Wakefield und des deutschen Reisenden Cl. Denhardt entworfen sind; dieselben genügten zwar, um Dr. Fischer's Route im Allgemeinen zu verfolgen, doch geben sie nach seiner Ansicht ein der wahren Natur der Verhältnisse nur wenig entsprechendes Bild und enthalten die sonderbarsten Mißverständnisse, wozu der Umstand beiträgt, daß nicht selten dem Erkundigungen einziehenden Europäer absichtlich falsche Angaben gemacht werden. Es ist deshalb erfreulich, daß das nächste Heft dieser „Mittheilungen“ die von L. Friedrichsen bearbeitete Originalkarte des Reisenden mit seinen definitiven Höhenbestimmungen und einen detaillirten rein geographischen Bericht bringen wird. (Bekanntlich reist augenblicklich der englische Geologe J. Thomson in demselben Gebiete; doch ist von ihm, wenigstens nach seinen bisherigen Leistungen in der Kartographie zu schließen, kein großer Zuwachs für die Karte zu erwarten.)

Ueber das interessante Volk der Massai, welche nach Dr. Fischer, der Körperbildung, Lebensweise und Sprache nach, mit den Somal, Wakuavi und Galla eine gemeinsame Abstammung haben, hat der „Globus“ bereits früher (Bd. 44, S. 13) einige ethnologische Angaben gebracht; im Folgenden tragen wir solche über das geistige Leben dieser Erzräuber und Diebe nach.

Religiöse Gebräuche treten bei ihnen in keiner Weise hervor; Fetische besitzen sie nicht. Ein Mohammedaner theilte Dr. Fischer mit, daß sie vor dem Kampfe zuweilen „Ngai“ bitten, daß er ihnen Glück verleihe. Vielleicht sind die Vorbereitungen zum Kampfe, wozu sich die Krieger auf kurze Zeit in den Wald zurückziehen und während deren sie ausnahmsweise nicht stehlen oder tödten dürfen, mit religiösen Vorstellungen verknüpft. Das Wort Ngai hat Dr. Fischer oft genug gehört. Wenn es donnerte, riefen sie „Ngai“; den in ihrem Lande befindlichen, circa 1730 m hohen Vulkan nennen sie Dönyo Ngai; wenn Fischer Raketen steigen ließ, schrien sie „ngai, ngai“, und viele sagten, als sie ihn zuerst erblickten, „ngai“, besonders immer, wenn er Streichhölzer anzündete. Wenn man will, kann man ja dieses Wort mit „Gott“ übersetzen; jedenfalls ist es ein Ausdruck für Dinge, die ihnen unerklärlich sind und ihnen eine übernatürliche Kraft zu sein scheinen.

Wie bei allen unkultivirten Völkern beschäftigt man sich auch hier nur mit dem bösen Princip und ist bemüht, durch allerhand Zaubermittel das Unheilbringende zu bannen. All der mittelalterliche und zum Theil noch heute bei uns zu findende Aberglaube von Hexen, bösem Blick, guten und unheilbringenden Tagen steht hier noch in voller Blüthe. Leute, die verdächtig sind, gefährlichen Zauber auszuüben, werden nicht selten getödtet. Vor bösem Zauber sucht man sich dadurch zu schützen, daß man Rindermist auf Stirn und Backen streicht; viele kamen nur in Fischer's Lager, wenn sie sich mit diesem Schutzmittel versehen hatten. Junge Mädchen tragen gespaltene Hölzchen um den Hals, um gegen bösen Blick gesichert zu sein; sehr interessant mit Bezug darauf, daß noch heute die Italiener vielfach ähnliche Dinge tragen, um dem bösen Blicke zu begegnen.

Eine eigenthümliche Rolle spielt bei den Massai das Handspucken, bei welchem der Glaube an eine Zauberkraft mitwirkt. Für das ganze Massaigebiet giebt es einen Mbatián oder Oberzauberer, dessen Aufgabe es ist, den günstigen Augenblick zur Unternehmung von Raubzügen zu bestimmen und durch seine geheimen Künste den Kriegern Sieg und Glück zu verleihen. Vor jedem Raubzuge ziehen einige Krieger zum Mbatián hin, der für seine Bemühungen eine gewisse Anzahl Rinder erhält. Er ist der besitzendste Mann des ganzen Landes und soll über 5000 Rinder haben; er hat dagegen auch die Krieger, welche sich bei ihm Raths erholen und die sein Gebiet passirenden Karawanen als seine Gäste zu verpflegen; doch betragen die Geschenke, die er erhält, wohl mehr, als die Rinder werth sind, die er spendet. Wenn nun der Mbatián oder überhaupt ein Mann, dem man Zauberkräfte zutraut, besucht wird, so hält man die Hand hin, damit jener darauf spucke. Von Dr. Fischer wurde das auch verlangt, und da er anfangs etwas blöde darin war, so hieß es immer „mehr!“ Als er nach einem sechsstündigen heißen Marsche in das Gebiet von Kibalbál kam, wo sich viele Lager befanden, kamen die jungen Krieger in solcher Anzahl mit dem Verlangen, ihnen auf die Hand zu spucken, daß sein Speichel schließlich nicht mehr ausreichte. Auch bei Verkäufen und Geschenken ist dies Sitte. Nachdem man Handels einig geworden, spuckt der Verkäufer auf das Verkaufsobjekt, ebenso der Geber eines Geschenkes auf dieses, zum Zeichen, daß er es nicht mehr zurückfordern werde. Als Zeichen der höchsten Betheuerung der Wahrheit gilt das Zerbeißen

einiger Grashalme. Der Handel mit den Massai ist ein sehr langwieriger; man erhält niemals, wenn man nach dem Preise einer Sache fragt, eine definitive Antwort und ist nie sicher, daß der Verkauf nicht wieder rückgängig gemacht wird. Als Fischer eines Tages nach langen Unterhandlungen ein Rind gekauft hatte, der Kaufpreis bezahlt und das Thier geschlachtet worden war, verlangte der frühere Besitzer noch eine Zugabe, wegen des „unerwartet vielen Fettes“, das das Rind zeige. Zuerst wurde sie ihm abgeschlagen; als er dann aber die Leute seiner Klasse (es giebt vier Klassen der unverheiratheten Krieger, drei der verheiratheten Nichtkrieger und die Uebergangsklasse der Leveléß, Leute, die schon verheirathet sind, aber unter Umständen noch in den Krieg ziehen) zusammenberief und eine Besprechung des Falles verlangte, und die Reden kein Ende nehmen wollten, war der Reisende froh, den Lästigen durch Zugabe von 15 Schnüren Perlen loszuwerden.

Obwohl die Karawanen nun schon eine lange Reihe von Jahren das Massailand besuchen, hat sich doch — abgesehen von den unter den Massai wohnenden Wakuavi — nirgends ein freundschaftliches Verhältniß zu den Eingeborenen gebildet. Daran sind hauptsächlich die jungen Krieger schuld, in denen, ihrer Tigernahrung (Muskelfleisch, Milch und Blut des Rindviehs) entsprechend auch eine Tigernatur wohnt. Stehlen können auch die älteren Leute nicht unterlassen, doch sind sie wenigstens bemüht, thätliche Streitigkeiten so viel wie möglich zu verhindern; nicht selten brachten sie auch gestohlenes Gut zurück. Ein häßlicher Zug im Charakter der Massai ist ihr großer Geiz. Auch der ärmlichste Negerstamm in Ostafrika bringt, nachdem er Tribut erhalten, ein Gegengeschenk, und wenn es nur in etwas Mais und Bananen besteht. Die Massai aber, welche fast tagtäglich Tribut einheimsten, gaben niemals etwas, auch die Leibön (Zauberer), die häufig noch besondere Geschenke beanspruchten, gaben nicht einmal eine Ziege von den Hunderten, die sie besaßen — mit einer einzigen Ausnahme. Die Frauen sind dagegen sehr umgänglich und den Fremdlingen von großem Nutzen. Trotz ihres schweren Schmuckes sind sie unermüdlich; sobald eine Karawane angekommen ist, schleppen sie Holz, Laubwerk und Gras herbei, wofür sie einige Perlen erhalten, holen oft Wasser für die ermüdeten Träger, ziehen dann zu ihrem Lager zurück und bringen Milch und Häute zum Kauf, aus welchen letzteren sich die Träger Hütten bauen. Sie bleiben dann oft den ganzen Tag im Lager, scherzen und lachen mit den Trägern, und es kam auch wohl vor, daß einige, von der Dunkelheit überrascht, Nachts im Lager zubrachten. Die Weiber hinterbringen sogar den Fremdlingen feindliche Absichten der jungen Leute und sind in jeder Weise bemüht, Streitigkeiten zu schlichten. Sie haben auch, so zu sagen, eine internationale Stellung in dem Verkehr; sie können unangefochten nach Kikuju, nach Tschaga, nach Groß-Aruscha wandern, während die jungen Leute mit den Bewohnern dieser Gebiete in steter Fehde leben. Ebenso können Weiber von Kikuju ungehindert das Massaigebiet betreten. Das Massaiweib hat bei Verkäufen auch eine gewichtige Stimme, und nicht selten kommt ein Kauf nicht zu Stande, weil das Weib irgend einen besondern Wunsch hat, den der Fremdling nicht erfüllen kann. Die schwere Arbeit scheint der Mann ihr mit möglichst viel Schmuck versüßen zu wollen.

Kürzere Mittheilungen.

Sommerfahrten in Norwegen.

Daß L. Passarge's 1881 erschienene „Sommerfahrten in Norwegen“ bereits in zweiter sehr vermehrter Auflage (2 Bände, Leipzig, Bernhard Schlicke, 1884) vorliegen, ist wohl als ein in hohem Grade erfreuliches Zeichen dafür aufzufassen, daß das Interesse der Deutschen an dem Lande und dem Leben ihrer nordischen Vettern im Wachsen begriffen ist, daß sie in immer größerer Anzahl ihre Schritte einem Gebiete zuwenden, das an eigenartiger Größe, an charakteristischen Erscheinungen in Natur und Volksleben keinem anderen Theile Europas nachsteht, das in gleicher Weise dem gewöhnlichen Touristen, wie dem Politiker, dem Naturforscher wie dem Historiker und namentlich dem Geographen gegenüber eine außerordentliche Anziehungskraft ausübt. Passarge, welchem wir den größten Theil von Bädeker's mustergiltigem „Schweden und Norwegen“, Uebersetzungen norwegischer Dichtungen und Beiträge zur norwegischen Litteraturgeschichte verdanken, führt uns in diesen zwei Bänden in die Sinnesart der Norweger, in die unendlich großartige Natur ihres Gebirgslandes ein, und zwar in so trefflicher Weise, daß wir neben Hartung's und Dulk's „Fahrten durch Norwegen und die Lappmark“ kaum ein anderes deutsches Buch zu nennen wüßten, welches so geeignet wäre, als Vorbereitung für eine Nordfahrt oder nach einer solchen zur Auffrischung der Erinnerung zu dienen. Er schreibt mit der ausgesprochensten Vorliebe für das Volk, und das mit vollem Rechte; wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, sich die Sprache nur etwas anzueignen, muß, wenn nicht Zuneigung, doch mindestens die höchste Achtung für dieses Volk empfinden, das an Zahl eines der kleinsten in Europa, an Kraft und Bürgertugenden vielleicht das größte ist.

„Man kann sich nicht in norwegische Zustände vertiefen“ — sagt Passarge einmal (II, S. 42) — „ohne von einem gewissen Neide erfüllt zu werden. Eine Bauernrepublik mit dieser unerschütterlichen gesunden Grundlage, wo jeder Arbeiter seinen „Hunger nach Erde“ befriedigen kann; wo es keine Latifundien, keine bevorrechtete Klasse, kein großes stehendes Heer giebt; wo jeder einseitigen Verknöcherung die Küstenbevölkerung wehrt, welche mit der ganzen Erde in Verbindung steht; wo der Trieb nach Bildung so groß ist, daß es kaum jemand giebt, der nicht lesen und schreiben könnte; wo der Staat, auf die Initiative einer großen Versammlung von Bauern hin, seinen Dichtern und Künstlern erhebliche Pensionen auf Lebenszeit verleiht; wo große wissenschaftliche und Kunstsammlungen die Städte schmücken, die Arbeiter sich große Paläste erbauen, um ihre Abende in geselliger und wissenschaftlicher Unterhaltung zuzubringen, und verfallene Dome und mittelalterliche Hallen in alter Pracht erstehen; wo — um nicht eine Hauptsache zu vergessen — die Branntweinvöllerei im Wesentlichen aufgehört hat, bloß weil das Volk zu der Ueberzeugung kam, der Branntweingenuß müsse eingeschränkt werden: in einem solchen Lande zu reisen wäre eine Erquickung, auch wenn es nicht seine große Natur, nicht seinen Himmel und nicht das Meer hätte, aus welchem aller Segen strömt.“

Das jetzige Wesen der Norweger, ihre Mäßigkeit, ihre Achtung vor dem Gesetze ist um so merkwürdiger, als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Zustände des Volkes nicht nur, sondern namentlich auch der Geistlichen und Lehrer

große Uebelstände zeigten (II, S. 282). Die meisten der letzteren waren nach Bischof Pontoppidan der Trunksucht verfallen; der eine kam oft betrunken in die Kirche, und seine wöchentliche Portion französischen Branntweins betrug zehn Pott. War er mit den ihm gewordenen Opferspenden nicht zufrieden, so spuckte er ganz offen auf den Altar; der andere ging stets in Stiefeln mit Sporen, ein dritter predigte sinnlosen Gallimathias. Das Volk war fast überall vollkommen verwahrlost. Es kostete die größte Mühe, die „Todtenwachen“ mit ihrem Kartenspiel und die unsittlichen „Fjösgange“ (Kiltgänge) einzuschränken. Die alten Schlägereien hatten zwar nachgelassen, aber dafür herrschte eine unerträgliche Prozeßsucht. Die Trunksucht war so allgemein, daß, als ein Kapellan eines Sonntags in Harö die Kirchenthüre schließen ließ und eine Untersuchung vornahm, von allen Männern nur zwei nüchtern befunden wurden. Und heute? — „Vielleicht giebt es, diesen Thatsachen gegenüber, keine schönere Genugthuung als die, daß sich die heutige norwegische Geistlichkeit ebenso durch Sittenreinheit wie durch Pflichttreue auszeichnet, das norwegische Volk aber das Laster der Trunksucht so gut wie ganz abgelegt hat.“ Und an einer andern Stelle (II, S. 91): „Auch die Menschen kennen ihren scharf umschriebenen Kreis; jeder achtet den des andern. In Norwegen kennt man nicht den neckenden und so leicht verletzenden Ton unserer Gesellschaft. Man behandelt sich, auch im engsten Kreise, höflich, ja förmlich. Wer die Björnson'schen Bauernnovellen gelesen hat, in denen die Menschen sich alle so benehmen, als lebten sie in den feinsten Weltkreisen, wo Wohlwollen die Handlungen bestimmt und überall die Höflichkeit des Herzens mitspricht, ist in Norwegen erstaunt über die Treue der Schilderung. Es gilt hier, auch in den allereinfachsten Kreisen, als unpassend, sich über andere Menschen tadelnd auszusprechen, ihre Fehler zu belächeln. Man athmet dauernd die Luft einer wahrhaft gebildeten Gesellschaft.“

Referent hat bei zweimaliger Durchwanderung Norwegens diese Charakteristik des Volkes nur bestätigt gefunden und ist stets gut gefahren, wenn er den Regeln, welche Passarge für den Verkehr mit dem Volke aufstellt, gefolgt ist. Fast aber will es ihm scheinen, als ginge der Autor im Preise der Landschaft etwas zu weit, wenn er z. B. (II, S. 116) heißt: „Ich frage nur immer, warum die Menschen im Sommer denn durchaus in den glühenden Süden müssen mit seinen langen Nächten, die keine Kühlung bringen, während hier (bei Söholt) selbst die Hitze des heißesten Tages von der frischen Brise gemäßigt wird und die Nacht nur ein schöner traumhafter Tag ist. Was wollen alle Alpenseen gegen die Schönheit und Frische dieser Fjorde mit ihren unzähligen Seevögeln, ihren Fischzügen und dem erhabenen Ausblick auf den Atlantischen Ocean!“ oder S. 232: „In der sonnenklaren Schönheit eines norwegischen Augustmorgens kann kaum ein italienischer See mit der Frische und Farbenpracht des Lystersjordes wetteifern; hier ist ein Glanz, ein Lichtmeer, eine Farbensattheit, gegen welche der Süden matt, ja dürftig erscheint.“ Wir glauben, daß Norwegen des Großartigen wie Lieblichen eine solche Fülle besitzt, daß es solcher fast überschwänglichen Lobpreisung auf Kosten anderer und anders gearteter Länder nicht bedarf, und die Frage erscheint uns wohl berechtigt, ob durch dergleichen Aussprüche nicht Vorstellungen im Leser hervorgerufen werden, denen später die Wirklichkeit nicht vollständig gerecht wird und werden kann.

Die Commandeur-Inseln.

In der allgemeinen Sitzung der Kaiserl. Russ. Geogr. Ges. in St. Petersburg am 7. März sprach Dr. Benedikt Dybowski „über die Commandeur-Inseln und Kamtschatka“ in ökonomischer Beziehung. Einem Berichte der „Nowosti“ (1884, Nr. 68) entnehmen wir darüber Folgendes: Dr. Dybowski war fünf Jahre lang Bezirksarzt in Petropawlowsk (Peter-Paulshafen) und als solcher hatte er wiederholt weite Reisen ins Land hinein machen müssen. Dabei stellte er sich die Aufgabe, Materialien zum Studium des Landes in ethnographischer, zoologischer, botanischer und mineralogischer Hinsicht zu sammeln. Da die reichlichen Sammlungen noch nicht bearbeitet werden konnten, so wählte der Vortragende ein ganz allgemeines Thema: Die ökonomische Lage des Landes. Die Gruppe der Commandeur-Inseln besteht aus zwei großen Inseln, der Berings- und der Kupfer-Inseln und aus zwei kleinen. Dieselben wurden 1741 durch den Kapitän Bering entdeckt, als dessen segel- und steuerlos im Meere treibendes Schiff hier strandete. Man glaubte zuerst, daß man sich auf dem Festlande befände, aber Dr. Steller erkannte sofort, daß es sich um eine Insel handele. Bekanntlich starb Bering daselbst und nach ihm wurde die Insel benannt. — Die Commandeur-Inseln sind reich an Flüssen und Seen, welche viele Fische enthalten. Der Boden ist zu landwirthschaftlicher Kultur geeignet. Auf den Kupfer-Inseln findet sich, worauf schon der Name deutet, viel Kupfererz und außerdem Steinkohle. Die Eingeborenen erzählen auch vom Vorkommen von Gold. Die hier dem Jagderwerb obliegende Kompagnie hat es für zweckmäßig gehalten, bis jetzt die Mineralreichthümer der Insel nicht zu berühren. — Die Vegetation der Insel ist nicht reich, doch ist der Vortragende davon überzeugt, daß Waldungen angepflanzt werden könnten. Der Ueberfluß an Renthiermoos gab die Möglichkeit, Renthiere auf den Inseln mit Erfolg einheimisch zu machen. Die zuerst hingeschafften 15 Renthiere haben bereits im April gekalbt, während in Kamtschatka dies erst Mitte Mai geschieht. Das Klima der Inseln ist unbeständig. Ein Theil des Jahres ist verhältnißmäßig mild, so friert z. B. das Meer während des ganzen Winters nicht zu, dennoch kommen äußerst strenge Winter vor — das ist der Grund des Verschwindens der sogenannten Steller'schen Seekuh. Gegenwärtig werden die Inseln von Aleuten bewohnt, Leute von kräftigem Körperbau, mit kurzen Beinen und schwarzen Augen. — Die Frauen sind hübsch, einige darunter können als Schönheiten gelten. Sie sind fleißig, lieben Feste und Tänze — ihr einziger Fehler ist die Trunksucht. Bisher lebten sie sehr schmutzig in ärmlichen Erdhütten, jetzt sind ihnen von Seiten der amerikanischen Gesellschaft kleine Häuser aus amerikanischem Holze aufgebaut. In den Häuschen auf den Kupferinseln zeigte sich schon der Anfang eines gewissen Komforts, doch außerhalb der Häuser herrscht der alte Schmutz wie bisher. Die Kleidung der Aleuten ist nicht mehr charakteristisch, weil die Leute meist Kleider tragen, welche ihnen aus S. Francisco zugeführt werden. Der Vortragende zog eine Parallele zwischen der Lebensweise der Aleuten und derjenigen der Kamtschadalen. Die Kamtschadalen befinden sich in ökonomischer Beziehung in völliger Abhängigkeit von den Händlern, welche ihnen unnütze und überflüssige Luxusgegenstände liefern, z. B. Spiegel, Atlas, Gold- und Silbersachen u. s. w. Die Kamtschadalen sind deshalb stark verschuldet. Die Commandeur-Gesellschaft dagegen befolgt ein anderes System, sie bemüht sich, den Wohlstand der Bevölkerung zu befördern und liefert daher fast nur solche Gegenstände, welche zum Lebensunterhalt nöthig sind: Thee, Fleisch u. s. w. Die Jahreseinnahme der Arbeiter ist auf den Inseln eine verschiedene; auf den Kupferinseln verdient der einzelne erwachsene Arbeiter bis 135 Rubel (ca. 270 Mk. jährlich), auf der Beringsinsel nur 64 Rubel (ca. 120 Mk.), und in Kamtschatka gar nur 6½ Rubel (ca. 13 Mk.). Die Einwohner der Inseln beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem Fang der Robben, wobei nur die Felle benutzt werden; das Fleisch bleibt liegen, verfault und verpestet die Luft.

Das Missionswesen auf Neu-Guinea.

Als im Jahre 1870 die London Missionary Society ihre Thätigkeit auf Neu-Guinea und die Inseln der Torresstraße

ausdehnen wollte, wurde der Rever. S. Mc Farlane, welcher bis dahin auf der zu den Loyalty Islands gehörigen Insel Lifu als Missionar stationirt gewesen war, aufgefordert, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Er willigte ein und traf um die Mitte des Jahres 1871, begleitet von dem Rever. Murray und acht eingeborenen Lehrern mit ihren Frauen von den Loyalty Islands, an seinem neuen Bestimmungsorte ein. In Darnley Island, einer ziemlich gesunden Insel der Torresstraße in 9° 33′ südl. Br. und 143° 46′ östl. L. von Gr., nahm die Missionsthätigkeit ihren Anfang. Von hier aus wurden zunächst die beiden zwischen den Flüssen Barter und Fly gelegenen großen Dörfer Tureture, in 9° 7′ südl. Br. und 143° 5′ östl. L. von Gr., und Katau, in 9° 11 südl. Br. und 142° 55′ östl. L. von Gr., mit eingeborenen Lehrern von Lifu und Maré versorgt. Im folgenden Jahre ward eine andere Station an der Redscar Bay, östlich vom Golf of Papua und in 9° 10′ südl. Br. und 146° 52′ östl. L. von Gr., mit Lehrern aus Raratonga (Hervey-Inseln) eingerichtet. Aber diese Plätze erwiesen sich für die Lehrer als höchst ungesund, wie ja überhaupt das Missionswesen auf Neu-Guinea durch das dortige böse Klima (Malaria) behindert wird. Im Jahre 1873 wurde dann Port Moresby, in 9° 10′ südl. Br. und 147° 30′ östl. L. von Gr., zum Hauptorte für die Mission auf der südöstlichen Halbinsel gemacht, und der ganze Distrikt im nächsten Jahre unter die Leitung des Rever. W. G. Lawes gestellt. Drei Jahre später sandte die London Missionary Society in der Person des Rever. J. Chalmers, welcher bis dahin auf den Südsee-Inseln gewirkt hatte, noch einen Missionar nach Neu-Guinea.

Die Missionsthätigkeit auf Neu-Guinea vertheilt sich jetzt auf den westlichen, mittlern und östlichen Distrikt.

Der westliche, mit Centralsitz auf Murray Island, umfaßt den Golf of Papua und die Inseln der Torresstraße und steht unter der Oberleitung des Rever. S. Mc Farlane. Murray Island, in 9° 57′ südl. Br. und 144° 5′ östl. L. von Gr. und 160 km nordöstlich von Cape York, ist von Trepang- (bêche de mer-) Riffen umgeben und zählt gegen 300 Eingeborene. Die Insel ist sehr fruchtbar. Kokoswäldchen, Bananen, der Melonenbaum (Carica papaya) und Zuckerrohr sind auf der ganzen Insel, selbst bis zur Höhe von 240 m, verbreitet. Ebenso finden sich der einheimische Mango, der Brotfruchtbaum, eine Dattelart, welche zweimal im Jahre reichliche Früchte trägt u. s. w. in Ueberfluß. Yams (Dioscorea) werden von den Eingeborenen in großer Menge kultivirt. Mc Farlane hat auf Murray Island ein Institut unter dem Namen „The Papuan Industrial School and Teachers Seminary“ errichtet, in welchem Eingeborene aus diesem Theile von Neu-Guinea, der wegen des dort herrschenden Sumpffiebers für Fremde besonders gefährlich ist, zu Lehrern herangebildet werden. Das Institut zählt gegen hundert Knaben und junge Leute. Zehn Zöglinge desselben konnten bereits im letzten Jahre in Dörfern am Flyflusse, welcher in 8° 33′ südl. Br. und 143° 15′ östl. L. von Gr. mündet, und westlich davon als Missionslehrer eingesetzt werden. Mc. Farlane beabsichtigt, eine Reihe von Missionsstationen an dem großen Flyflusse hinauf anzulegen und hofft dadurch das Innere von Neu-Guinea leichter und gefahrloser zugänglich zu machen.

Der mittlere Missionsdistrikt erstreckt sich von Bald Head, in 7° 45′ südl. Br. und 144° 46′ östl. L. von Gr. bis zur Orangerie Bay, an der Südostküste in 10° 30′ südl. Br. und 149° 35′ östl. L. von Gr., und steht unter Leitung der Revs. Lawes und Chalmers. Der Centralort ist Port Moresby, so genannt nach dem Kommandanten des britischen Kriegsschiffes „Basilisk“, welcher den Hafen im Jahre 1873 entdeckte. Es ist ein guter und sicherer Hafen, in den man durch die 2½ km breite Basilisk-Oeffnung in den Barrier Reef gelangt. Den Ort selbst halten Einige für gesund, Andere wieder nennen ihn „das Grab der Mission“. Zu einer Ansiedelung empfiehlt er sich auf alle Fälle nicht. Er ist von Berghöhen eng umschlossen und es fehlt an Wasser. Der Boden ist steril und ausgedehnte Sümpfe breiten sich in der Nähe aus. Indeß ist Port Moresby ein wichtiger Handelsplatz, wo die Eingeborenen von Westen und Osten zu Zeiten zusammen kommen und Tauschhandel betreiben. Die Bewohner von Port Moresby, welche ungefähr 600 zählen, standen früher in sehr üblem Rufe, es hat sich dies aber unter dem Einflusse der Missionare geändert. Auch hier besteht ein Seminar für Ausbildung von Eingeborenen zu Lehrern, jedoch nicht von dem Umfange, welchen das auf Murray Island hat.

Der östliche Missionsbezirk umfaßt den Theil der Halbinsel, welcher zwischen Orangerie Bay und East Cape in 10° 13′ südl. Br. und 150° 55′ östl. L. von Gr. liegt. Während in dem mittlern Distrikte, von Bald Head bis Orangerie Bay Kannibalismus nicht vorkommt, ist er dagegen hier gang und gäbe. Auch jenseits vom Golf of Papua stieß der Rever. Chalmers unlängst auf einer Forschungsreise auf Stämme von Eingeborenen, in deren Götzentempel Hunderte von Schädeln verzehrter Menschen gelagert waren. Der östliche Distrikt steht zur Zeit noch unter der Leitung der Revs. Mc Farlane und Chalmers, es wurde aber, nach den neuesten Nachrichten, ein Missionar aus England erwartet, welchem der Bezirk unterstellt werden soll.

Chalmers schließt aus der Dichtigkeit der Bevölkerung von Bald Head bis East Cape, daß die Gesammtbevölkerung von Neu-Guinea sich auf höchstens 2½ Millionen belaufe. Die Eingeborenen sind eine gemischte Rasse. Der Malaien- und der Papuatypus zeigen sich in denselben Gemeinden, doch herrscht der erstere im Westen, der letztere im Südosten vor. Es ist nicht zu verkennen, daß die Mission schon gute Früchte unter ihnen getrieben hat. Ihre frühere Grausamkeit und Wildheit hat sich gemildert und sie sind, wenigstens gegen ehemals, gesitteter geworden. Europäer, welche ihnen Vertrauen entgegenbringen, können jetzt mit Sicherheit unter ihnen leben. D'Albertis bahnte sich seinen Weg durch sie mit der Flinte in der Hand; der Reisende Morrison knallte gleich auf einen Eingeborenen los, welcher ihm ein Messer stehlen wollte, und hatte dafür zu büßen. Wo die Weißen so verfahren, braucht man sich nicht über die Feindseligkeiten der Eingeborenen, welche sie dann auch auf Unschuldige übertragen, zu wundern. Die Missionare fürchten, daß ihr ganzes Werk wieder verloren gehen werde, wenn europäische Abenteurer sich auf Neu-Guinea ansiedeln. Wir glauben, sie haben recht; denn das Missionswerk wirkt nur immer so lange segensreich, als die Missionare und Eingeborenen allein gelassen werden. Ueberdies ist den letzteren das Land, welches sie nicht bebauen, als Jagdgebiet nöthig und sie können es darum nicht entbehren. Mit dem Einzuge von Abenteurern, welche doch nur nach raschem Glücke haschen, sind blutige Fehden mit den Eingeborenen verknüpft, und die Folge wird dieselbe sein, wie in Australien und Tasmanien — die Ausrottung der Eingeborenen. Sie fühlen sich, allein gelassen, glücklich und nehmen die freundliche und gütige Belehrung der Missionare für sich und ihre Kinder gern entgegen. Nach der Civilisation, welche ihnen jene Abenteurer zutragen und die doch nur in Spirituosen und bösen Krankheiten besteht, haben sie kein Verlangen. Henry Greffrath.

Der Toberran-Tanz auf Neu-Britannien.

Von den wilden Tänzen, welche bei den Bewohnern Neu-Britanniens im Schwange sind, beschreibt Wilfred Powell in seinem früher besprochenen Buche „Unter den Kannibalen in Neu-Britannien“ als den merkwürdigsten den Toberran, der einmal alle zwei Jahreszeiten bei Vollmond abgehalten wird, und bei welchem nur auserlesene Tänzer beiderlei Geschlechts mitwirken.

„Etwa 9 Uhr Abends saßen wir alle in einem großen Halbkreise da; die andere Hälfte des Kreises bildeten Holzstöße, fertig zum Anzünden. Noch war kein Tanzkünstler zu

sehen, aber nach und nach begannen sehr langsam die Tamtams zu tönen, und die Frauen, welche vorn als Orchester saßen, fingen eine Art zauberhaften Gesanges an, den ich nur als eine Verschmelzung von Katzen- und Hundegeheul bezeichnen kann und der immer schneller wurde. Plötzlich flammte ein Holzstoß auf, und wir sahen überall räthselhafte Geschöpfe aus dem Busche herauskriechen; sie sahen wirklich wie Teufel aus, wie denn das Wort „Toberran" die Bedeutung „Teufel" hat. Einige trugen Masken aus halbirten Schädeln, die mit Gummi zur Form eines menschlichen Gesichts ausgefüllt waren. (Die Eingeborenen haben nämlich die Vorstellung, daß der Schädel nach dem Tode der Platz ist, wohin der Geist des Verstorbenen bei der Rückkehr von seinen Wanderungen sich begiebt. Aus diesem Grunde gebrauchen sie die Schädel verstorbener Freunde bei ihren Tänzen. Sie schneiden dieselben halb durch, entfernen alle kleinen Knochen und Weichtheile von der Gesichtshälfte und geben der Außenseite durch Auffüllung mit Gummi, Kalk u. s. w. möglichste Aehnlichkeit mit einem Menschenantlitz. Quer über die Rückseite des Unterkiefers befestigen sie ein Stück Holz, welches die tragende Person in den Mund nimmt.) Auf dem Kopfe trugen die Tänzer lange schwarze Perrücken aus Kokosnußfaser, während der Körper mit abgestorbenen Blättern bedeckt war. Andere trugen keine Masken; ihr Gesicht war überirdisch grün bemalt, und an den Schultern hatten sie eine Art Flügel — hinterher fand ich bei näherer Besichtigung, daß diese wirklich in der losen Oberhaut seitwärts vom Nacken befestigt waren.

So kamen denn diese überirdischen Gestalten heran, auf jeder Seite aus dem Busche kriechend, manche mit Schwänzen, manche mit Stacheln am ganzen Rücken herunter, alle, gleichviel mit welcher Körperhaltung oder -lage, in schönstem Takte.

Auf einmal schwiegen die Tamtams, und alle Toberrans stürzten mit einem schrecklichen Schrei in die Mitte des offenen Platzes.

Jetzt ertönt die Musik von neuem, und nun beginnt ein Tanz, welcher jeder Beschreibung spottet. Köpfe hier, Arme dort, Beine rechts, Schwänze links — und dabei alles in schönstem Einklange: denn wenn ein Arm auf der einen Seite war, so war dementsprechend ein Bein auf der andern. Das Kreischen und Heulen wurde lauter, das Singen wurde Schreien, und während des Tanzes glühten und flammten die Feuer und warfen unheimliche Lichter auf eine der scheußlichsten Scenen, welche zu sehen mir je beschieden war. Hier Teufelsfratzen, dort zahnlose Schädel, oben alles voll von blutbeschmierten Armen, unten Beine scheinbar in den letzten Todeszuckungen, und überall der Mond mit seinem, durch die überhängenden Bäume zitternden Lichte, während die Feuer bald riesig aufloderten, bald in sich zusammensanken und absonderliche Schatten gaben, welche Dinge sehen lassen, noch schrecklicher als die furchtbare Wirklichkeit. So entsetzlich wir auch einen „Todtentanz" auf unseren Bühnen darzustellen versuchen möchten, nimmer könnte er dem der Eingeborenen in seiner teuflischen und scheußlichen Wirkung gleichkommen!"

W. Reiß über die Fundstellen fossiler Säugethierknochen in Ecuador.

Im ersten Bande der im Verlage von G. Reimer (Berlin) erscheinenden „Paläontologischen Abhandlungen" veröffentlicht W. Reiß eine Arbeit über „die geologischen Verhältnisse der Fundstellen fossiler Säugethierknochen in Ecuador", welche aus mehr als einem Grunde das Interesse der Leser verdient. In einer knappen, mit nachahmenswerther Klarheit geschriebenen Einleitung präcisirt der Verfasser seine Aufgabe.

Zahlreich sind in Südamerika die Funde fossiler Knochen; sie beeinflußten bereits die Mythenbildung der Indianer und erregten die Aufmerksamkeit der ersten Einwanderer. Indessen liegen trotz der im 19. Jahrhundert eifrig gesammelten Stücke wenig systematisch geordnete Reihen vor. „Die wichtige Frage nach der Gleichheit und Gleichzeitigkeit der so ähnlichen Faunen in den heißen Küstengegenden und den zwischen 2000 und 3000 m über dem Meere gelegenen Andenthälern harrt noch immer der Entscheidung. Noch bleibt es festzustellen, ob diese ausgestorbenen Thierarten auf dem Hochgebirge lebten, oder ob wir es nur mit einzelnen, verirrten Exemplaren zu thun haben; ja, der Gedanke könnte nahe liegend erscheinen, daß erst nach Ablagerung der knochenführenden Schichten die Hebung der Anden stattgefunden habe. Mit der Lösung dieses Problems stehen im innigen Zusammenhange alle jene wichtigen Fragen, welche auf Aenderungen der klimatischen Verhältnisse, auf Schwankungen der Erdfeste, auf Bildung der Kettengebirge, der sie trennenden Einsenkungen und sie durchschneidenden Querthäler Bezug haben."

Verfasser unterzieht nun die in Ecuador, speciell die bei Punin in der Nähe Riobambas gemachten Entdeckungen einer eingehenden Untersuchung und kommt zu dem Resultate, daß die Schichten, in denen die fossilen Knochen gefunden sind, zu den neuesten Gebilden (Tuffbildungen, wahrscheinlich subaërischer oder äolischer Natur) gehören und daß dieselben abgelagert wurden zu einer Zeit, als die Anden im Wesentlichen bereits ihre heutige Gestalt hatten. Die Thiere, denen die gefundenen Knochen gehörten, müssen mithin in der beträchtlichen der Jetztzeit entsprechenden Höhenlage gelebt haben und können nicht durch einen Wechsel des Klimas, der durch eine Erhebung der Andenkette bedingt wäre, vernichtet sein. Sehr unwahrscheinlich ist es, daß sie durch Aschenregen und vulkanische Katastrophen zu Grunde gingen, denn diese Erscheinungen treten immer nur auf einem im Verhältnisse zu dem Verbreitungsgebiete der Thiere sehr beschränkten Raume auf. Die vulkanischen Aufschüttungen und Ablagerungen, welche besonders an den Innenseiten der beiden die Hochthäler von Quito bis Riobamba begrenzenden Ketten hervortreten, verdanken nicht einer plötzlichen Katastrophe, sondern einem successiven Bildungsprocesse ihre Entstehung. Es können nicht lokale Veränderungen gewesen sein, die das Aussterben der großen Säugethiere bedingten, welche einst den Norden und Süden, die Höhen und Tiefen des südamerikanischen Kontinents bewohnten; Ursachen allgemeinerer Natur müssen diesem in seinem Kausalnexus noch nicht entschleierten Wechsel der Thierformen zu Grunde gelegen haben!

Vortrefflich ist die klare Skizze der Bodenplastik, von Interesse die Darlegung, daß sich im Becken von Riobamba keine Anhaltspunkte finden lassen, die auf ein ehemaliges Seebecken hinweisen. Verfasser macht den Versuch, die Thalbildung völlig der Erosion zuzuweisen, die aus einem breit gewölbten Hochlande allmählich die Form zweier Ketten, der Hochebenen und der sie trennenden Gebirgsknoten herausgemeißelt habe, und vermeidet es auf diese Art, für die Erklärung der großen die West- wie die Ostkette durchschneidenden Querthäler (Rio Guaillabamba und Rio Pastazza) zu Zerreißungen des Gebirges seine Zuflucht zu nehmen. Referent kann nicht verhehlen, daß ihn diese Argumentation stutzig machte, obwohl er sie lieber annimmt als plötzliche gewaltige Kataklysmen und alle Vorgänge, die in die „vermaledeite Polterkammer der Wissenschaft" (Goethe) gehören.

Gerade nach den geologischen Daten von Reiß, der die Ostkette als aus steilgestellten krystallinischen Gesteinen gebildet, die Westkette als aus jüngeren Sedimenten mit zum Theil sogar horizontal gelagerten Sandsteinen bestehend darstellte, befestigte er in sich die Vorstellung von einer großen Doppelfalte. Der durch die ältere Kette gehende Rio Pastazza bliebe dann freilich Problem, während sich das Querthal des Guaillabamba bei einer allmählichen Aufwölbung der jüngeren Westkette durch die sägende Thätigkeit des Flusses ungezwungen erklären ließe. In der Bildung der großen, alte Gebirgsmassive durchschneidenden Thäler bleiben trotz

des von Tietze gegebenen Schlüssels „Gebirgs- und Thalbildung sind gleich alt" noch immer Fragen, die ihrer Lösung harren.

Der Verfasser erklärt am Ende seiner Abhandlung, daß er nur „brauchbare Bausteine zum stolzen Bau" herbeischaffen könne. Da dieser Ausdruck so häufig von Leuten usurpirt wird, welche das wüsteste Material zusammenraffen und anschleppen, sei hier schließlich die Bemerkung gestattet, daß in diesem Falle Beschaffenheit und Bearbeitung des Materials vortrefflich sind. P. L.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Baron Knop hat zwar beschlossen, seine Bemühungen zur Herstellung eines Seeverkehrs zwischen Nord-Europa und Nord-Sibirien aufzugeben und keine Schiffe mehr hinauszusenden; dagegen setzt nach der „Moskauer Zeitung" Sibiriakow seine Unternehmungen, welche dasselbe Ziel verfolgen, unentwegt fort. Er beabsichtigt in nächster Zeit zwei weitere, ausschließlich mit Russen bemannte Dampfer von Archangelsk nach dem Jenisei und der Petschora gehen zu lassen.

— Nach einem Berichte der „Times" soll die französische Regierung beschlossen haben, den verschiedenen Gebieten, welche sie jetzt in Hinterindien besitzt, noch auf lange Zeit hinaus ihre relative Autonomie zu belassen und von der sonst beliebten Centralisation und Unifikation Abstand zu nehmen. So soll zwar ein Generalgouverneur von Französisch-Indochina ernannt werden, ein Posten, für welchen der frühere Gouverneur von Französisch-Cochinchina Le Myre de Villiers in Aussicht genommen ist, unter demselben aber zwei Provinzialgouverneure für Cochinchina und Tongking und Residenten für Kambodja und Laos, wo Frankreich eine Art Protektorat ausübt. Der Generalgouverneur soll in Hüé, der Hauptstadt von Annam residiren und dort zugleich als Ministerresident für Annam amtiren, erstens weil dort der König dieses Landes wohnt, und dann weil Annam ein unproduktives Land ist, so daß ein Ministerresident wenig zu thun hat und ihm in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur volle Zeit bleibt, die allgemeine politische und administrative Leitung Indochinas zu handhaben. Ein besonderer Gouverneur soll für die Grenzgebiete zwischen China und Tongking ernannt werden, um dieselben in geordnete Zustände überzuführen, ein schwieriges und auch langwieriges Werk, für welches ein General erforderlich sein wird. Was die Einkünfte des neuen Gebietes anlangt, so weiß man, daß Französisch-Cochinchina seit einigen Jahren einen Ueberschuß abgeworfen hat, der jetzt etwa auf 4 Mill. Franken sich beläuft. Von Tongking erwartet man außer kommerziellen Vortheilen jährlich einen Ertrag von 10 bis 12 Mill. und will deshalb die Provinzialgouverneure hinsichtlich ihres Gehaltes so stellen, daß sie ihren Rang mit Würde behaupten und das „Prestige" ihres Landes unter der noch zurückhaltenden oder gar feindlich gesinnten Bevölkerung der neu eroberten Gebiete rasch zu heben vermögen.

— Vielfache, gewissenhaft vorgenommene Versuche haben ergeben, daß die niederen Bergregionen in Perak, dem wichtigsten und reichsten unter englischem Schutze stehenden Staate auf der Halbinsel Malakka, sich trefflich für den Anbau von Thee, Chinarindenbäumen und arabischem Kaffee eignen, während liberischer Kaffee auch in den tiefer gelegenen Landstrichen sehr wohl gedeiht. Da der Kaffee auf Ceylon seine Rolle ausgespielt zu haben scheint, so haben viele der dortigen Pflanzer ihr Augenmerk auf Perak gerichtet, und nun, da die indische Regierung die versuchsweise Einführung von indischen Kulis unter gewissen Beschränkungen gestattet hat, läßt sich dem Kaffee hier wohl mit ziemlicher Gewißheit eine gute Zukunft vorhersagen.

(Isabella L. Bird, Der Goldene Chersones.)

Afrika.

— In dem Berichte über seine Reise ins Masailand („Mitth. der Geogr. Ges. in Hamburg" 1882—83, Heft 1) erzählt Dr. G. A. Fischer Folgendes: Die Mohammedaner nehmen beim Passiren krokodilreicher Gewässer wenn möglich die Eingeborenen zu Hilfe. Sie rufen zwar auch Allah an, er möge sie vor jenen Ungeheuern beschützen, doch scheinen sie den Zaubermitteln der Kafir noch mehr zuzutrauen. Besonders berühmt in dieser Beziehung sind die Warumu, welche sogar mit den Krokodilen auf sehr freundschaftlichem Fuße leben sollen, so daß diese ein schon gepacktes Stück Vieh auf den Zuruf ihrer Freunde wieder fahren lassen. Der Eingeborene erhält für seine Müheleistung einige Stücke Baumwollenzeuges. Er tritt sodann ins Wasser, in der linken Hand die Zaubersubstanz, welche er, mit der rechten Hand im Wasser plätschernd und einige Worte murmelnd, unter Wasser vertheilt. Sodann geht die Karawane hindurch; der Fischer'schen ist dann auch niemals ein Unglück zugestoßen. Es wäre nicht unmöglich, daß den Eingeborenen eine Substanz bekannt wäre, welche den Thieren einen Widerwillen einflößt und sie von der Stelle zurückschreckt.

— In der Kongo-Frage — von einer solchen darf man bereits sprechen — stehen sich augenblicklich zwei Parteien gegenüber, auf der einen Seite England und Portugal, gegen deren eigenmächtigen Vertrag auch Deutschland Einsprache erhoben hat, auf der andern die Internationale Afrikanische Association, welche kürzlich von den Vereinigten Staaten anerkannt worden ist und sich mit ihrem bisherigen Rivalen Frankreich geeinigt zu haben scheint. Der zwischen beiden geschlossene Vertrag soll bestimmen, daß, wenn die Association jemals genöthigt sein sollte, ihre Besitzungen zu veräußern, Frankreich das Vorkaufsrecht besitzt; jede andere Macht aber, welche mehr bietet, würde die Ländereien erwerben können. Die Hoffnung der Association, am Kongo einen civilisirten Staat zu gründen, muß freilich jedem Einsichtsvollen bis jetzt als eine höchst unwahrscheinliche vorkommen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Globus.

XLVI. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Sechsundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1884.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Slavonien.

Griechenland.

(Belle's Reise.)

Asien.

Persien.

(Dieulafoy's Reise.)

Hinterindien.

Philippinen.

(Montano's Reise.)

Nordamerika.

Mexiko.

(Charnay's Reise.)

Nordwestküste.

Nordpolargebiete.

Vermischtes.

Karten und Pläne.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

I.

Den 19. Juni 1879 langte der französische Gelehrte Dr. J. **Montano** mit seinem Gefährten Dr. **Paul Rey** glücklich in Singapur an, nachdem beide Frankreich am 20. Mai verlassen hatten, um im Auftrage des Unterrichtsministeriums eine Forschungsreise nach dem östlichen Theile der malaischen Inselwelt anzutreten. Ihr nächstes Ziel bildete Manila; da aber der Postdampfer, welcher die Verbindung zwischen den Philippinen und Singapur aufrecht hält, noch nicht eingetroffen war, so wollte Montano die Frist nicht unbenutzt verstreichen lassen, ohne sich bis zur Ankunft des Dampfers mit jenen interessanten Völkerschaften zu beschäftigen, welche unter dem Namen der Manthras (Mantirás), Udaïs, Knabouïs, Jakuns, Sakkays, Orang-Bidnanda-Kallang, Orang-Binnas (von Johore) und Semangs das Binnenland der Halbinsel Malakka bewohnen und mehr oder minder den Negritos der Philippinen gleichen. Die beiden Franzosen schifften sich auf einem chinesischen Fahrzeuge ein, das sie nach dem stillen Malakka brachte. Das einstige Handelsemporium des Ostens ist heute auf den Besuch Fremder nicht eingerichtet; so mußten Montano und Rey die Gastfreundschaft des französischen Missionars P. Ponget in Anspruch nehmen. Durch ihren liebenswürdigen Wirth erfuhren die Reisenden die Anwesenheit eines andern Landsmannes Namens Rolland, der 40 km nördlich von der Stadt bei Kessang ein Landgut besaß. Montano war über diese günstige Gelegenheit, zu den Wohnsitzen der Manthras zu gelangen, um so mehr erfreut, als Rolland ihm von Paris her schon bekannt war und sich sofort bereit erklärte, die beiden Gelehrten nach seinem Besitzthum mitzunehmen.

Ehe man die Stadt verließ, machte man dem Gouverneur die Aufwartung, welchem die schwierige Aufgabe obliegt, Malaien, Chinesen und die Eingeborenen des Innern dem englischen Interesse dienstbar zu machen. Die Söhne des himmlischen Reiches leben hier in nicht geringer Anzahl, man kann sie in zwei Klassen eintheilen: Rentiers und Squatters. Die ersteren sind ehemalige Kaufleute von Singapur und Penang, die sich nach Erwerbung eines Vermögens hier dauernd niedergelassen haben, so daß Malakka eine Art Buen-Retiro dieser sonst stets sich nach der Heimath zurücksehnenden Rasse geworden ist. Ihre eleganten oder zum mindesten solid gebauten Häuser unterscheiden sich schon von weitem von den Bambuhütten der Malaien, wie auch auf den Straßen die hübschen Kutschen der Chinesen stark gegen die primitiven Karren abstechen, in denen die Frauen der malaischen Vornehmen auszufahren pflegen. Dieser Klasse von Rentiers stehen die ärmeren Chinesen gegenüber, welche theils zu Malakka selbst den Kleinhandel und verschiedene Handwerke betreiben, theils der Bebauung des Bodens und zwar der Kultur des Maniokstrauches (Jatropha manihot) sich widmen. Sie sind es, welche die dichten Wälder ausroden und mit jener Nährpflanze bestellen. Die Regierung giebt ihnen Landkoncessionen giltig für zehn Jahre; diese Einschränkung der Nutznießung erfolgt aus dem Grunde, weil die Kultur dieser Pflanze den Boden in einem solchen Grade erschöpft, daß er dann ein Vierteljahrhundert brach liegen muß. Als echte Squatter überschreiten die wenig skrupulösen Chinesen sehr gerne die Grenzen ihrer Koncession, so daß es der regsten Aufmerksamkeit der Behörden bedarf, um

Gesetzesüberschreitungen auch anderer Art zu verhindern. Das malaiische Element wird in der Stadt Malakka immer mehr und mehr von dem chinesischen verdrängt, so daß erst die umliegenden Dörfer sich als malaiische Ansiedelungen präsentiren können; sie sind durch gute fahrbare Straßen mit einander verbunden. Alle diese malaiischen Ortschaften weisen dasselbe Aeußere auf: in der Mitte ein oder zwei chinesische Kaufläden, ein Polizeiposten und rings verstreut unter Bunga-Radjahs (Hibiscus Rosa Sinensis, eine Malvacee) und Kokospalmen die Hütten der Malaien, in deren Umgebung Büffel oder doppelhöckerige Rinder schweifen. Tiefe Stille herrscht allhier, nur des Abends tönen monotone Gesänge herüber. Wenn nicht der Fanatismus oder ein besonderes Ereigniß die Wuth des Malaien entfacht, so bringt er seine Zeit damit zu, unter der Veranda kauernd seine Kinder zu schaukeln und zu rauchen, während die Frau Holz und Wasser herbeischleppt und die Last des Hauswesens ganz auf ihre Schultern nimmt. Auffallend ist das schweigsame Betragen der Kinder. Auf dem Wege nach Kessang, den die Reisenden auf der Hinreise zur Nachtzeit, auf der Rückfahrt aber bei Tage zurücklegten, fesseln die Aufmerksamkeit des Fremden die Polizeiposten, die von je zwei bis sechs eingeborenen Soldaten (Mata-mata) bezogen werden, die mit der übrigen Welt durch die chinesischen Hausirer und die Straßenaufseher und Arbeiter in Verbindung stehen; dies sind Leute von der Malabarküste,



Chinesische Pflanzung in Malakka im Beginne. (Nach einer Skizze Montano's.)

welche durch ihren schlanken Körperbau und die Adlernase sich auffallend von den Malaien unterscheiden.

Am 29. Juni erreichte Montano mit seinen Gefährten das Reiseziel, Kessang, dessen Hütten meist vom Centrum des Ortes entfernt in den Reisfeldern liegen, die von bewaldeten Bergen umsäumt werden. Durch die Vermittelung des Herrn Rolland war es geglückt, einen jungen Manthra als Führer anzuwerben, welchen einst der Hunger aus den Wäldern nach Kessang getrieben, wo er sich auch die malaische Sprache so ziemlich angeeignet hatte. Unter seiner Leitung brach man nach Bukit Kumunin auf, einer Niederlassung seiner Stammesbrüder, etwa 20 km nördlich von Kessang gelegen. Der Weg führte durch einen prächtigen Wald bis Bukit Kumunin selbst, das aus einer einzigen kleinen Hütte besteht, welche unter dem Eindrucke, den die sie beschattenden Riesenbäume hervorrufen, wie eine Zwergbehausung den Reisenden erschien. Der Führer Pang-Lima war mit Geschenken beladen vorausgeeilt, um seine Stammesgenossen von der Ankunft der Europäer zu benachrichtigen, sonst wären diese scheuen Leute auf und davon gelaufen. Trotz dieser Vorsicht blieben sie bei dem Erscheinen der ungewohnten Weißen wie versteinert stehen und erst den freundlichen Worten Pang-Lima's wich die Blödigkeit der schier versteinerten Waldmenschen, so daß man sie ausfragen und an ihnen anthropologische Messungen vornehmen konnte.

Die Tribus von Bukit Kumunin bestand nur aus neun Erwachsenen und vier Kindern. Die armen Leute waren halbnackt, entsetzlich schmutzig und abgehungert und mit Hautkrankheiten behaftet, wie sie denn auch an anderen

chronischen Leiden litten. Die Behausung erschien so gebrechlich, wie deren Insassen; die Hütte birgt in ihrem Innern einen stets in Gluth gehaltenen Brand, um das mühsame Feueranmachen durch Aneinanderreiben zweier Bambusplitter sich zu ersparen. Die Einrichtung der Hütte beschränkte sich auf einige grobe Gefäße und Körbe und ein Mosquitonetz, daß die Manthras offenbar von einem chinesischen Händler eingetauscht hatten, um sich vor der unerträglichen Plage zu retten, welche die zahllosen Stechmücken dem Bewohner der Wälder Malakkas bereiten.

Der Ackerbau wird in sehr primitiver Weise betrieben; man rodet ein Stück Wald aus, brennt die noch zum Theil grünen Stämme ab, so daß nur das Laub, die kleinen Aeste und die Lianen zu Asche verbrennen; zwischen die verkohlten Stämme, welche der Sonne das Licht verwehren, pflanzen sie nun etwas Reis, Ubi-Manis (Dioscorea Species) und Maniok. Außerdem leben sie von dem Ertrage der Jagd, in welcher sie sich sehr geschickt erweisen, obwohl sie als Waffen nur den Parang, ein breites Waldmesser, und das Blasrohr kennen, mit welch letzterem sie vergiftete Pfeile abschießen, die aber nicht weit tragen. Den Parang erwerben sie sich durch den Tauschhandel, das Blasrohr ist ihr eigenes Fabrikat. — Die Manthras sind nicht unbegabt, aber der angeborene Hang zum Nichtsthun im Vereine mit ihrem Leichtsinn hindern sie an jedem Fortschritt zu Besserem. Ihr Körperwuchs, sowie andere anthropologische Merkmale erinnern an die Negritos der Philippinen; nach den Messungen Montano's beträgt die Körperlänge bei den Männern 1489 mm, bei den Weibern 1424 mm.

Montano besuchte hierauf noch einzelne Tribus der Knabuis, Jakuns und Udaïs, welche den Manthras mehr oder minder gleichen. Alle diese Stämme des Binnenlandes, deren Idiome zum Theil nichts Anderes als ein mit siamesischen Worten gemengter Dialekt des Malaischen zu sein scheinen, führen ein elendes Dasein, da die ihnen innewohnende Trägheit sie davon abschreckt, durch Arbeit in den chinesischen Plantagen sich einen gesicherten Nahrungszweig zu verschaffen. Die Malaien rauben ihnen ihre Frauen und Kinder, um selbe in die Sklaverei zu schleppen. Die britischen Behörden bestrafen zwar derartige Vorfälle mit unerbittlicher Härte, aber nur selten gelangt die Kunde solcher Verbrechen zu den Ohren der Obrigkeit, von deren Existenz die unglücklichen Opfer malaischer Raubgier keine



Malabarischer Straßenarbeiter und chinesischer Kleinhändler in Malakka. (Nach Photographien.)

Ahnung besitzen. In Ayer-Salak, in der unmittelbaren Nähe von Malakka, befindet sich eine katholische Mission für diese Wilden, und ein von Nonnen geleitetes Pensionat, in welchem man Mädchen aller Rassen der Halbinsel findet. Die jungen Manthra-Mädchen dieses Institutes kehren nach Vollendung ihrer Ausbildung nicht mehr zu ihren Landsleuten zurück; sie ziehen es vielmehr vor, als Gattin eines Chinesen ein besseres Leben zu führen, als es ihnen an der Seite eines Manthra-Kriegers bevorsteht. Nach der Besichtigung jener Institute Ayer-Salaks kehrte Montano mit einem chinesischen Steamer von Malakka nach Singapur zurück, welches er am 15. Juli verließ, um an Bord des spanischen Dampfers „Panay" nach Manila aufzubrechen.

Am 21. Juli fuhr der „Panay" in die Bai von Manila ein, deren westliche Gestade von dem Höhenzuge der Sierra de Mariveles beherrscht werden; zwei Stunden später erblickte man die rothen Dächer der Hauptstadt der Philippinen, welche reizend am Fuße blauer Berge mitten im Grünen liegt. Manila selbst ist in raschem Wachsthum begriffen, die eigentliche, ummauerte Stadt ist rings von zusammenhängenden, großen Vorstädten umgeben, mit denen zusammen die von Legazpi im Jahre 1571 gegründete Kapitale des spanischen Asiens 92256 Einwohner im Jahre 1879 zählte. Die Hauptmasse der Bevölkerung der Stadt bildet der tagalische Zweig der malaischen Rasse; nächst diesem Volke sind auch die Chinesen und deren Mischlinge stark vertreten, während Weiße und deren Mischlinge nur in geringer Anzahl vorhanden sind. Die Tagalen bewohnen den mittlern Theil der Insel Luzon; sie sind ebenso wie die Vicols, Bisayas, Pampangos ꝛc. Christen, während die malaischen Bewohner der Berglandschaften Heiden, die Bewohner der westlichen Küsten Mindanaos, sowie des Sulu-Archipels, der südlichen Hälfte der Insel Paragua (Palawan) und Balábacs Mohammedaner sind, welche von den Spaniern Moros genannt werden. Außer diesen Stämmen malaischer Abkunft bergen die Wälder und Gebirge Luzons, ferner der Inseln Tablas, Pánay, Negros, Cebú und Mindanao eine fremdartige Rasse, die ein großes Interesse für Anthropologen bietet; es ist dies jene Rasse, welche von den Spaniern mit dem Namen der Negritos bezeichnet worden ist, und die man als die Urbevölkerung des Archipels erkannt hat. Die Negritos leben auf einer viel niederen Stufe der Kultur als die Malaien des Archipels, vor denen sie sich scheu in die Bergwildnisse

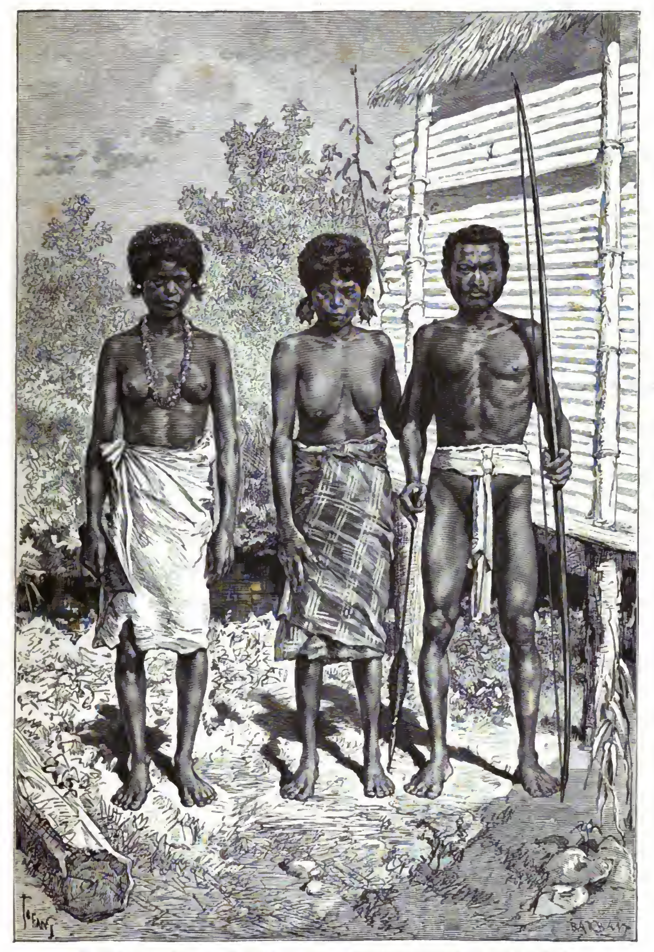
zurückgezogen haben, um dort eine unstäte Lebensweise zu führen. Diesen merkwürdigen Volksstamm näher kennen zu lernen, war eine der Aufgaben, welche Montano durchzuführen sich vorgenommen hatte. Zu diesem Behufe schifften sich die Franzosen nach Balanga ein, der Hauptstadt der benachbarten Provinz Bataán, in deren Gebirgen Negritos hausen, an welchen bereits die deutschen Forscher F. Jagor, Dr. A. B. Meyer und Dr. A. Schadenberg ihre Studien angestellt haben. Der Dampfer mußte schon in beträchtlicher Entfernung vom Gestade stoppen, da die Küstenwässer seicht sind und die von Jagor und Semper eingehend beschriebenen Fischereivorrichtungen der Tagalen eine größere Annäherung an das Land nicht gestatten. Die liebenswürdige Aufnahme durch den Gouverneur der Provinz und einen von Manila aus von befreundeter Hand empfohlenen Gerichtsnotar Namens Don Cipriano del Rosario ermöglichte die rasche Realisirung der von den Reisenden gefaßten Pläne. Die Negritos der Provinz Bataán sind durch die kluge Güte des Gouverneurs in friedliche Leute verwandelt worden, welche niemanden mehr mit dem Leben bedrohen, weil auch sie nicht mehr, wie in vergangenen Zeiten, von den Tagalen wie ein schädliches Wild gejagt und abgeschlachtet werden. So konnte nun der Gouverneur den Franzosen die Ueberraschung bereiten, daß bereits den Tag nach ihrer Ankunft eine Deputation von Negritos vor den freudig erregten Gelehrten erschien.



Veranda eines malaischen Hauses. (Nach einer Photographie.)

Diese Leute erschienen im einfachen Naturgewande, nur der Chef der Gesandtschaft trug zwar keine Hosen, dagegen einen Frack nach der Mode des Jahres 1830 und einen schwarzen Hut, dessen Seidenhaare sorgfältig gegen den Strich gebürstet waren. Alle benahmen sich sehr unterwürfig und luden die Franzosen zum Besuche ihres Dorfes ein. Diese Negritos gleichen durch ihre Hautfarbe und das gekrauste Haar den afrikanischen Negern und den Papúas von Neu-Guinea, obwohl sie sich von beiden durch charakteristische Eigenthümlichkeiten unterscheiden. Ihr Schädel ist brachykephal, ihr Körperwuchs stark zurückgeblieben; nach den von Montano angestellten Beobachtungen beträgt die mittlere Höhe beim Manne 1,48 m, beim Weibe 1,46 m, der Brustkasten ist wenig entwickelt, die Beine entbehren der Waden, die Füße sind einwärts gestellt. Trotz ihrer armseligen Gestalt haben sie nichts Widerliches an sich und erscheinen viel einnehmender als die Wilden Malakkas.

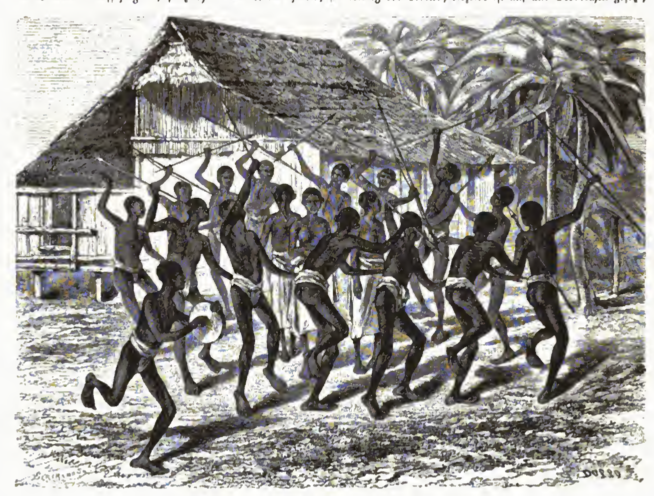
Montano säumte nicht, der Einladung des Häuptlings zu folgen und brach zu Pferde nach dem Negritodorfe auf. Als der Weg beschwerlicher wurde, ließ man die Ponys zurück und erreichte zu Fuß die neue, nach tagalischem Muster erbaute Hütte des Häuptlings, welche von den übrigen verstreuten Häuschen der Niederlassung umgeben war, welche nur aus zwölf Männern und wenig mehr Weibern bestand. Die Einrichtung der Häuptlingshütte bestand aus zwei Bogen, fünf bis sechs Pfeilen und einem halben Dutzend Teller, die wohl von den Tagalen eingehandelt worden waren, denn diese bringen den Negritos Tabak, Zeuge und Eisen (für die Pfeilspitzen), wofür sie



Negritos von der Sierra de Mariveles auf Luzon. (Nach Photographien Montano's und Rey's.)

Reis, Baumharz und Honig (wilder Bienen) in Empfang nehmen. Geld nehmen sie nicht an, können auch nicht über vier und fünf hinaus zählen (?). Die Negritos führten vor den Reisenden zunächst den Hochzeitstanz auf. Die Männer bildeten einen Kreis, wobei jeder mit der linken Hand sich auf die Hüfte seines Vordermannes stützte, während die rechte den Bogen in den Lüften bedrohlich schwang; sie drehten sich langsam und ruckweise im Kreise herum, wobei sie mit der linken Ferse auf den Boden aufstampften. Inmitten des Ringes standen drei Weiber, welche aus Leibeskräften ein Lied in schrillen Tönen sangen. Ein junger Negrito, der ein mit Schweinsborsten verziertes Band um die Kniekehle trug, sprang, von Zeit zu Zeit auf ein Tamburin aufschlagend, plötzlich in den Kreis hinein, lief um die Weiber herum, um wieder aus dem Kreise hinauszuspringen; dies that er wiederholt und mit der Miene eines Diebes, der befürchtet, erwischt zu werden. Nach dem Tanze zeigten die Negritos ihre Gewandtheit im Schießen, zeichneten sich aber nicht aus, so daß der Ertrag ihrer Jagd ein kärglicher ist, wenn sie auch durch Fallenstellen ihre mangelnde Treffsicherheit zu ergänzen suchen. Wo sie nicht verfolgt werden, bauen sie auch Bananen und Camote (Convolvulus Batatas, Bl.) an.

Alle Streitigkeiten innerhalb der Tribus schlichtet der Häuptling im Verein mit den Greisen, falls überhaupt die schwache Horde außer dem Oberhaupte noch andere bejahrte Leute zählt. Sie kennen keine andere Strafe als die Verwirkung des Lebens; dieselbe ist auf alle Verbrechen gesetzt,



Hochzeitstanz der Negritos. (Nach einer Skizze Montano's.)

auf den Diebstahl und Ehebruch eben so gut als auf den Mord. In der letzten Zeit war es dem Sr. Chaves, dem Gouverneur der Provinz Bataán, gelungen zu erreichen, daß der Chef der von Montano besuchten Tribus die von ihm verurtheilten Verbrecher den spanischen Behörden auslieferte, welche sie nach einem der Bagnos der Philippinen abführte. Die genannten Verbrechen werden sehr selten begangen, wie überhaupt auch die jungen Negritos eine durchweg untadelige Lebensweise führen, da der geringste Argwohn über ihre Sittlichkeit ihnen jede Hoffnung benähme, eine Gattin zu finden. Der Negrito erwirbt sich das Weib nicht durch Kauf; er übergiebt wohl seinem zukünftigen Schwiegervater ein kleines Geschenk, dieser aber schenkt der Tochter eine Anzahl von Gegenständen, welche nicht die Mitgift der jungen Frau, sondern deren ausschließliches Eigenthum bilden, über welches ihr allein das Verfügungsrecht zusteht. Die Hochzeit giebt zu großen Festlichkeiten Anlaß. Braut und Bräutigam kriechen jedes auf einen elastischen Baum, welcher in der unmittelbarsten Nähe des andern steht. Die Brautleute klettern bis in die Wipfel der Bäume, welche dann vom Häuptlinge so an einander gezogen werden, daß die Stirnen der Verlobten sich hierbei berühren; damit ist der Trauungsakt zu Ende.

Das Eigenthum beruht auf solider Basis. Die urbar gemachten Waldflächen gehören dem Ausroder und dessen Erben. Stirbt ein Familienvater, so wird, im Ueberlebensfalle der Mutter, das Erbe in zwei gleiche Theile getheilt, die eine Hälfte erhält die Wittwe, die andere fällt an die Kinder des Verstorbenen, welche nun ihrerseits die Theilung weiter vornehmen.

Die Liebe der Eltern zu den Kindern ist eine außerordentlich lebhafte; sie wird auch in vollem Maße erwidert; Liebe und Ehrfurcht, beides offenbart sich im Verkehre des jungen Negritos mit seinen Erzeugern. Diese Gefühle enden nicht mit dem Tode des Objektes, wie die den Grabstätten gewidmete Verehrung bezeugt. Montano konnte sich nicht über die Anschauungen, welche die Negritos über das Jenseits hegen, unterrichten.

Die Lage des Dorfes (Limay?) selbst ist eine reizende; von der Hütte des Häuptlings aus überblickt man die ganze Bai von Manila mit ihrem Kranze von blauen Bergketten; zu den Füßen des Beschauers breitet sich zwischen den ersten Vorbergen der Sierra de Mariveles und der Küste eine herrliche, wohl angebaute Ebene aus, welche mit den regelmäßigen Vierecken der Reisfelder, den dazwischen auftauchenden Baumgruppen und den Silberbändern der Wasseradern sich wie ein wahrer Garten präsentirt. Darüber ragten die mächtigen Berggipfel der Sierra in die Höhe, bedeckt mit undurchdringlichem Walddickicht, das nur in der Umgebung des Dorfes zu Ackerbauzwecken ausgerodet war.

So schieden beide Theile mit Sympathien von einander, die Franzosen erfreut über die gutmüthige Aufnahme und das Entgegenkommen der Naturkinder, diese dankbar erregt von den Geschenken der Fremden, von denen der Anisado (Anisschnaps) und Cigarren den meisten Anklang gefunden hatten.

Reise von Esség durch einen Theil Sirmiens.

Von Ernst Kramberger.

III.

Der im Ganzen so unscheinbare Vukafluß ist für das nordöstliche Slavonien von größerer Bedeutung als man denken mag. Er entspringt in den Höhen des Vukagebirges bei Paučje, fließt nach einem 18 km langen Wege im Hügellande in die ebenen Gefilde bei Bračevci, wo er sich östlich wendet und viele große Krümmungen bildet. Sein Lauf ist in Bezug auf das Gefälle sehr ungleich, auch die Breite wechselt, dürfte jedoch im Ganzen 20 m nicht übersteigen. Die größere und kleinere Geschwindigkeit des Laufes verursacht eine Menge von größeren Lachen und Pfützen am linken Ufer, die stellenweise zu Sümpfen sich ausdehnen und dem tiefliegenden Lande linker Hand, also der Ebene gegen Esség hin, viel Schaden zufügt. Da das rechte Ufer hoch ist, so scheidet die Vuka die an dieser Seite liegende Ebene von Djakovar, deren Position dadurch höher und gesunder wird, von der oben erwähnten um Esség.

Schon die praktischen Römer kannten die böse Seite der Vuka; sie thaten nach Möglichkeit das ihre, um den



Uebergang über die Vuka bei hohem Wasserstande.

„Hiulca flavius" durch Regelung seines Laufes und Austrocknung seiner Sümpfe der Kultur nützlich zu machen, was ihnen soweit gelang, daß er sogar schiffbar und das anliegende Land trocken und gesegnet wurde. Da kam die indolente, kulturfeindliche Lotterwirthschaft der Türken, und da diese wohl zu zerstören, zu erhalten aber oder neu zu schaffen nicht verstanden, wurde die Vuka die alte, tückisch dahinschleichende, Verderben brütende Naturtochter. Wo die Nothwendigkeit des Verkehrs zwischen beiden Ufern größer ist, da helfen sich die Bauern, indem sie Pfähle paarweise in gewissen Abständen einrammen und darüber zugehackte Balken legen, die sie lose oder nur durch ihr Gewicht verbinden und festhalten, und die Brücke für Fußgänger ist fertig.

Ein großer und ziemlich tiefer Kanal, der in der neuern Zeit ausgehoben wurde, sammelt die Gewässer aus den Sümpfen südöstlich von Esség und führt sie der Vuka zu, die sie bei Brčedin aufnimmt. Hierdurch wird eine hübsche Strecke Landes der bessern Kultur zugeführt und ein guter Ackerboden gewonnen. Die Ortschaften Gaboš, Markušica, Pačetin und Bobota verbinden meilenweite mit Weizen, Hafer und Mais bebaute Felder, durch

die den Weg von einem Orte zum andern zu finden nicht so leicht ist. Es gedeihen hier nebst schönen Kürbissen vorzügliche Melonen. Die Bauern befassen sich mit der Zucht von Schweinen, Schafen und Hornvieh. Der stete Begleiter der Schafherde, wie beinahe überall in Sirmien, ist nebst dem Schäferhunde meist ein langohriges Grauthier oder auch ein Paar dieser geduldigen Geschöpfe, die den Schäfer oder dessen Pelz tragen und seine Wohnung ziehen. Diese ist ein auf zwei Rädern ruhender Kasten, der einer fahrenden Hütte ähnlich sieht und mit der in den weiten Ebenen herumstreichenden Herde wandert. In ihr hält der Schäfer sein Nachtlager. Während des Tages folgt er, entweder allein oder einem Kameraden beigesellt, mit dem Dudelsacke oder der Doppelflöte (Diple) ausgerüstet seinen Schafen. In seinen Pelz gehüllt, der ihn auch an den heißesten Tagen nach seiner Behauptung kühl hält, bietet er uns das Bild eines ruhigen Philosophen, der den vorbeiziehenden Wanderer ganz gleichgiltig den harten Strauß mit seinen wüthenden Hunden ausfechten läßt und erst auf das in der Noth ausgestoßene Hilfegeschrei sich entschließt, die bissigen Thiere durch gellende Pfiffe abzurufen. Der Esel wird nicht mit dem ehrenrührigen Namen Magarac, wie anderwärts, sondern mit dem klangvolleren Ovčiji konj (Schafspferd) bezeichnet.

Die Bepflügung des Bodens verursacht in den westlich von Bukovar liegenden Orten immer viel Umstände. Das Erdreich ist etwas zähe und der Bauer deshalb gewohnt, zehn, auch zwölf Ochsen vor den Pflug zu legen, um mehr Kraft zu entwickeln. Zur Bedienung dieser Gespanne gehören daher immer mehrere Menschen. Einer führt an der Spitze des Zuges das erste Ochsenpaar, um beim Wenden leichter zum Ziele zu kommen. Der zweite feuert, mit klafterlanger Peitsche an eben so langem Stocke ununterbrochen knallend, die Rinder an und der dritte hält die Ručica (Pflugsterze) und lenkt den Pflug, mit dem übrigens trotz alledem die von allen Seiten angerufenen und gequälten Thiere oft genug querfeldein ausreißen. Der Pflüger, gedrückt durch den schweren, sehr breitkrämpigen Hut, ermüdet bei so komplicirter Arbeit leicht und umsomehr, da er die üble Gewohnheit hat, zur Arbeit sehr spät auszurücken, wenn im Beginn des Herbstes oder im Spätfrühjahre die Sonnenhitze schon lästig wird. Da er für die Thiere nur dann Futter mitnimmt, wenn er sehr weit zu fahren hat, sonst aber nur den Pflug führt, so kehrt er nach einigen kurzen Arbeitsstunden wieder heim, um seines Viehes zu warten und auch selbst zu frühstücken. Hierbei geht mit dem Hin- und Wiederfahren sehr viel Zeit verloren, nicht minder mit dem Vorspannen so vieler Ochsen und dem Zurichten des Pfluges. Anderwärts tragen die Frauen singend und die Spindel drehend in überbundenen Körben den Arbeitern das Essen aufs Feld. Ebenso ungeschickt wie die Pflugführung fand ich um Bobota herum die Egge. Der zähe Boden bildet gern große Schollen und würde also zu deren Zertrümmerung eine schwere Egge erfordern. Man führt jedoch hier ganz leichte hölzerne Eggen, die kaum mit einem Steine oder mit einigen Ziegelstücken belastet über die Schollen hinhüpfen, ohne sie wesentlich zu zerkleinern. Hier kann nur Beispiel belehren, damit hat es aber wieder seine Schwierigkeit. Der hiesige Bauer ist als griechisch-orientalisch konservativ im höchsten Grade; die Scham würde ihn umbringen, wollte er etwa seine Pferde oder Ochsen so praktisch einspannen, wie z. B. der Böhme, und hierzu ein Kummet benutzen. Das Althergebrachte ist für ihn ein Gesetz, an dem nicht gerüttelt werden darf.

Von der Frömmigkeit unter dem griechisch-orientalischen Landvolke, wie ich sie bei den Bewohnern des Gebirges um Orahovica schilderte [1]), fand ich hier kaum einen Theil. Fleißige Kirchenbesucher sind die Frauen, die Männer stehen in Gruppen vor den Häusern oder dem Gemeindeamte und verhandeln im Sastanak (Versammlung) die wichtigsten Tages- und Gemeindefragen. Die Glocken bewegen höchstens hier und da einen älteren Mann, in die Kirche zu treten. Ein Uebelstand für die religiöse Erziehung des griechisch-orientalischen Bauern ist meiner Meinung nach der Umstand, daß die griechische Geistlichkeit im Allgemeinen und auf dem Lande überhaupt gar nicht predigt, also das Volk nicht belehrt und ihm auf diese Weise leider von Moral nichts beibringt. Sie beschränkt sich auf das Absingen der Apostoli (Episteln), Beten, Beerdigen und andere allgemeine Funktionen äußerlicher Art. Für die Erziehung und die moralische Haltung sorgt eben das Gesetz. Nur der natürlichen Gutmüthigkeit des Südslaven überhaupt ist es zum Glücke für das orientalisch-griechische Volk zu verdanken, daß die Neigung zum Bösen nicht den Trieb nach dem Bessern überwuchert und bei allem Mangel der kirchlichen Belehrung denn doch noch Ordnung und Gesittung herrschen. Die statistischen Tabellen ergeben gegen andere Provinzen für Kroatien und Slavonien an strafgerichtlichen schwereren Fällen jährlich relativ wenig, welche der griechisch-orientalischen Bevölkerung zur Last fallen. Bedenkt man, daß zwei Drittel davon gar keine Schulbildung besitzen, so bestätigt sich meine oben aufgestellte Behauptung.

Bukovar kann als Hauptstapelplatz aller Orte gelten, die von Vinkovce und Brědin herwärts und zwischen Ilok, Šid und Tovarnik liegen. An Hausindustrie hat sich in den umliegenden Orten Weberei erhalten.

Bukovar, angeblich bei den Römern ebenfalls Hiulca oder Ulca genannt, wechselte mehrmals seinen Herrn und kam 1526 in türkische Gewalt. Nach ihrem Abzuge blieben von der einstigen Burg nur elende Trümmer, die jetzt ganz verschwunden sind. In den Jahren 1738 bis 1740 wüthete hier die Pest. Denkwürdig ist das Jahr 1848, da eine Schaar serbisch gesinnter Bukovarer in das Schloß des Herrn von Bukovar, des Grafen Elz, eindrang und ihn in seinem Zimmer ermordete.

Das Klima ist der nahen Sümpfe wegen fieberbefördernd und da die Nordwinde freien Zutritt haben und die Abkühlung der Luft oft plötzlich und größere Temperaturgrade ebenso unvermuthet eintreten, so sind beim Landvolke entzündliche Krankheiten sehr häufig.

Von Bukovar fährt man gegen Osten in kurzer Zeit auf ein freies, etwas erhaben gelegenes Plateau, wo der Blick auf Maulbeeralleen, die allenthalben in der Ferne auftauchen, trifft. Die Fruška-gora ist von hier aus nicht recht sichtbar, da sie sich, obschon eigentlich an der Mündung der Buka beginnend, kräftiger und massenhafter erst hinter Tovarnik entwickelt und dann in östlicher Richtung hinzieht, dem Beschauer also von hier aus nicht die Längenachse, sondern die unbedeutende Breitseite bietet. Recht freundlich liegen die schönen mit Mais bestandenen Felder da, und die Weingärten linker Hand, die recht gut gehalten sind, erhöhen den einfachen Reiz des Bildes, das seinen Abschluß findet im Orte Sotin, einem Dorfe mit etwa 350 Häusern und 1800 Einwohnern. Eine breite Straße, wie wir sie schon mehrmals in Slavonien von Dolnji Miholjac gegen Esseg hin trafen, öffnet sich vor uns. Vor den Häusern sind Maulbeerbäume angepflanzt, unter deren Schatten die grünen Fensterladen der hübsch gemauerten

[1]) „Globus" Bd. 39, S. 333.

Häuser und die mit rhombischen Figuren gezierten Eingangsthüren ganz nett hervorgucken. Ihr Anstrich ist grün und roth, die Rhomben weiß. Geschnitzte Zäune, die ganz regelmäßige Figuren aufweisen, verbinden die einzelnen Häuser mit einander. Zwei Familien sind Ungarn, eine Hälfte der Einwohner Kroaten, die andere Deutsche. Mit Ausnahme von 13 griechisch-orientalischen Häusern sind alle katholisch. Ein steil abfallender, hohlwegartiger Absturz führt zur Donau und der dort haltenden Dampffähre, die den Verkehr mit dem linken Donauufer, mit Novo-selo, Plavna und weiter vermittelt.

Solche jähe Abstürze, steile Hohlwege, die aus den Tiefen des Donauthales hinaufführen in die Fruška-gora und aus festen, lichtgelben Lehmwänden bestehen, die oben üppig bewachsen, an den der Straße zugekehrten Theilen aber ganz kahl sind, bilden eben das Charakteristische dieses Landestheiles. Beim Dorfe Opatovac fährt man wieder tief hinunter in eine schmale Mulde, welche ein Bach durchfließt. Es ist der Abfluß der nicht weit oben liegenden Sumpflache Badnjaca. An der Holzbrücke liegt die griechisch-orientalische Pfarrkirche. Die Katholiken behelfen sich mit einem verwitterten und lückenhaften Glockenstuhle, dessen Vordach als Bethaus dienen soll. In den meist mit Rohr gedeckten Häusern, die in der Tiefe zusammengepfercht sind, wohnen zu gleichen Theilen Ungarn (Katholiken) und Slaven (griechische Orientalen).

Aehnlich wie die Lage von Opatovac ist auch die von Mohovo. Auch dieses liegt in einer jäh abfallenden Mulde an einem Bache. 80 mit Stroh gedeckte Häuser beherbergen die Dorfbewohner, Griechen. Eigenthümlich ist der Umstand, daß man von diesen jäh in die Tiefe führenden Abstürzen gar keine Anzeichen wahrnimmt und erst in nächster Nähe erkennt, daß die Straße plötzlich vor dem rollenden Wagen fällt. Dieses Schauspiel wiederholt sich vor Sarengrad abermals. Plötzlich sieht man sich vor einer Tiefe, die alle bisherigen übertrifft, so daß man die Räder sperren muß, um das Fuhrwerk sicher hinunterzubringen. Die Trümmer einer alten Burg am hohen Ufer der Donau links, der blaue Wasserspiegel des schönen Stromes mit den unübersehbaren Ebenen Ungarns, ein stromab eilender Dampfer, Weingärten und Obstbäume, rechts Gerölle und dürre Sträucher, vor uns tief unten die 292 gut aus Stein und Ziegeln gebauten Häuser mit ihren zwei Kirchen, dem alten Franziskanerkloster, dem wüthenden Bache Dobra voda mit der Brücke darüber: alles das fesselt uns zu längerem Beschauen und nur ungern klettern wir, da wir den Wagen verlassen, bergab. Die Dobra voda, die aus dem Thale gleichen Namens kommt und ihrem Namen Ehre macht, da sie in Wahrheit ein klares und gutes Wasser ist, liegt hinter uns. Wir betreten das Gasthaus. Eine artige junge Frau empfängt uns, und da wir essen wollen, müssen wir in ihrem Wohnzimmer Platz und an ihrem Mittagstische theilnehmen. Die Krone setzt dem Ganzen die Jagnjetina, der Lammbraten, auf, der in Slavonien nirgends fehlen darf. Wir klagen, daß er etwas zu fett sei, worauf die Wirthin lachend eine große Flasche Wein bringt, an der ein Kenner seine Herzensfreude haben könnte und sagt: „Wasser und Fett verträgt sich nicht, Wein aber wohl.“ Unterdessen ist auch die Tochter vom Hause von Ilok heimgekommen und nun umgarnen die beiden dunkeläugigen Frauen mit witzigen Reden, Lachen und Singen den von der Fahrt etwas ermüdeten Reisenden und wissen ihm die Zeit so zu kürzen, daß er endlich nur durch den lauten Schlag der Uhr ermahnt wird, sich umzusehen und den Ort genauer kennen zu lernen. Ich zeichnete Ort und Ruine ab, da sie ein reizendes Bild bieten. Aus allen Häusern wollte man mir Stühle bringen, und während mein Reisegefährte mit der Wirthin und ihrer Tochter durch lautes Schäkern mein Ohr, die Landschaft mein Auge ergötzte, bereitete der Notar einen Gaumenkitzel vor. Er lauerte den Zeitpunkt ab, wann mein Bild fertig wurde, und lud mich und meinen Freund ein, mit ihm zum Kaufmann zu einem Glase Wein zu gehen. Ich konnte die höfliche Einladung doch wohl nicht ablehnen und muß bekennen, daß der Wein wohl vorzüglich, die an der Wand hängenden Bilder des heiligen Sava und Dimitrije herzlich schlecht, die Gastfreundschaft der Leute sehr schön, aber das Glas, ein Humpen von mehreren Litern, zu groß und die Zeit zu kurz war. Zum größten Bedauern des Hausherrn, der mit Gewalt einen Imbiß bereiten lassen wollte, trennten



Weg aus der Fruška-gora hinab zur Donau.

wir uns von ihm. Doch ließ es sich der Bürgermeister, der hinzugekommen war, nicht nehmen, uns einen Wagen nach Ilok zur Verfügung zu stellen. Die Ruine liegt, umgeben von Graben und jetzt nur noch theilweise kenntlichem Wall, über der etwa 150 m tief unten fließenden Donau. Ihre Mauern, ein noch jetzt etwa fünf Klafter hoher Ziegelbau, messen in ihrer beinahe quadratischen Form 150 Schritte im Umfange. Ein im Vorbau erhaltener Kreuzbogenrest deutet darauf hin, daß im Schlosse eine Kapelle vorhanden war.

Einige hübsche Mädchen, die wir oben antrafen und befragten, ob sie uns nichts über die Trümmer zu erzählen wüßten, antworteten mit der Gegenfrage: „Odkuda ste i što ste?“ (Wer sind Sie und was sind Sie?). Sie blieben, als wir scherzweise der Antwort auswichen, beharrlich bei dem Verlangen unsern Stand zu erfahren. Als wir endlich mit der Lüge herausrückten, wir seien Komitatsbeamte aus Vukovar, riefen sie uns im Davonlaufen zu: „Wir wissen nichts, fragt den Četnik (Sicherheitswächter) Stivić, der kennt allerlei Geschichten für fremde Neugierige.“ Von dem erfuhr ich denn, das Schloß habe einst Saringrad (Burg der Sara) geheißen und sei Eigenthum einer Frau Sara gewesen, deren Schwester Ilka (Helene) als Eignerin von Ilok genannt werde. Eine zweite Version nennt neben Saringrad ein nun ganz verschwundenes Schloß Maringrad, als die Burgen zweier Schwestern. Mir ist nach dem Auszuge des „Itinerarium des Adam Freiherrn von Eberstein“, der zur Ratificirung des Dorofer Friedens 1608 nach Konstantinopel reiste und aus dessen Sekretärs Maximilian Prandstetter Reisebeschreibung nur so viel bekannt, daß der Freiherr an einem Hochlande rechter Hand auf der Donau vorbeifuhr an einem zerstörten Kastell und Kirche bei einem Dorfe Zatha und etwas weiter unten an einem zerstörten Schlosse und Kloster Athia vorbeikam, daß er ferner zu Mittag nach Villach kam, also im Ganzen vier Meilen machte. Unter Villach versteht die Reisebeschreibung Ilok (in alten Handschriften Wylak, Wjlak, Woilach, Cuccium der Römer, Ujlaky der Magyaren), welches von Šarengrad eine Stunde östlich liegt. Da Prandstetter des Namens Athia unmittelbar vor Ilok Erwähnung thut, so könnte wohl darunter Šarengrad gemeint sein. Leider wechseln die Namen der kroatischen und slavonischen Burgen in den verschiedenen Quellen so vielfach, daß man oftmals nur schwer sich zurechtfindet.

Interessant ist die im Thale liegende Klosterkirche der Franciskaner, denn sie liefert den deutlichsten Beweis, wohin es Unverständniß und Gleichgiltigkeit in der Verstümmelung stilvoller und schöner alter Bauwerke bringen kann. Ganz schön erhalten ist der freilich schon baufällige Thurm, alles übrige von gothischer Bauweise an der Kirche ließen die sachunkundigen und mechanisch arbeitenden, gedankenlosen Komitatsingenieure mit Mörtel und Anwurf „ausbessern“. Das Schiff der Kirche ist gründlich „ausgebessert“ im Komitatsingenieurssinne und nur Reste von Gothik im Sanctuarium, an den Fenstern und der Thür lassen die einstige Schönheit erkennen. Mit Recht klagt ein sach- und fachkundiger Agramer Universitätsprofessor über das gedankenlose und schablonenmäßige Verfahren der Ingenieure, die das Verderben aller ehrwürdigen Baudenkmäler sind.



Glockenstuhl der Katholiken in Opatovac.

An Hausindustrie ist hier weniger als ehedem zu finden, der mühelose Kauf hat den Sinn für selbsterzeugte Waare theilweise erstickt. An allen Ecken und Enden weideten Pferde mit zusammengekoppelten Vorderfüßen. Am Nachmittage oder, wenn Arbeit da war, des Abends reiten die Buben oder Jünglinge auf den Gäulen in verschiedenen Stellungen sitzend zur Weide hinaus, zünden Feuer an und überlassen den mit je zwei Vorderfüßen zusammengefesselten Pferdepaaren das Feld oder die Grasflächen zum Weiden. Sie selbst sammeln sich um die Feuer, erzählen und schlafen schließlich ein. Im Traume hören sie zwar das Geläute der den Rossen angehängten Blechglocken, allein sehr oft fehlen des Morgens mehrere Pferde. Schaden in den Getreide- oder Maisfeldern ist etwas Gewöhnliches, da die in Gruppen beisammen sitzenden oder mitsammen spielenden Hirten auf das Vieh nicht achten.

Unter den Indianern von Guiana.

I.

In höchst fesselnder Weise schildert unter dem Titel „Among the Indians of Guiana" (London 1883) Everard F. im Thurn seine Wanderungen durch das noch wenig bekannte Innere von Britisch-Guiana, die er vom Juli 1877 bis December 1879, also fast 2½ Jahre lang und meist mit und unter den Indianern lebend unternahm.

Er unterscheidet vier Landstriche, deren Grenzlinien parallel zur Meeresküste verlaufen und von denen nur der der Küste zunächst liegende kultivirt und in einiger Ausdehnung bewohnt ist; nach innen schließt sich an diesen eine nur von wenigen Holzhauern, und zwar Weißen, Negern und Indianern, bewohnte Gegend an, noch weiter einwärts folgt dann der Waldbezirk und am weitesten von der Küste entfernt die Savannah, eine ungefähr 14000 (englische) Quadratmeilen große einförmige Grasfläche. Die Wald- und Savannengegend wird nur von Indianern bewohnt. Straßen finden sich nur längs der Küste, von welcher aus vier große Flüsse, der Essequibo, Demerara, Berbice und Corentyn, unter einander wieder durch Nebenflüsse und kaum erkennbare Indianerpfade verbunden, in das Innere führen. Auf diesen Flüssen wird Schiffahrt mittels Dampfern von der Mündung bis zu den Stromschnellen und Katarakten, die fast allen Strömen Guianas eigenthümlich sind, betrieben und zwar auf dem Essequibo ungefähr 35 Meilen[1]) von der Mündung an stromaufwärts.

Der Ausgangspunkt der Reise ins Innere war Georgetown, von wo aus nach zweistündiger Fahrt mit dem Dampfer an der Küste entlang die Mündung des Essequibo erreicht und die Reise auf diesem bis Bartica Grove fortgesetzt wurde. Diese früher blühende Missionsstation besteht jetzt nur aus wenigen Holzhütten und einer fast ruinenhaften Kirche. Hier wurde ein Trupp Macusi-Indianer zur Weiterreise auf Booten engagirt, an der noch zwei Europäer, Flint und Eddington, theilnahmen. Der Fluß war zunächst 1½ bis 2 Meilen breit, verengt sich aber etwa 15 Meilen oberhalb Bartica Grove bis auf weniger als ¼ Meile; unmittelbar oberhalb dieser Monkey Jump (Affensprung) genannten Verengerung des Flußbettes erschien dies weiter als unterhalb. Hier liegt Moraballi, eine Gruppe von drei von einer Holzhauerfamilie bewohnten Häusern, für die Expedition bedeutungsvoll als die letzten civilisirten Wohnungen für die nächsten sechs Monate. Bald darauf erreichte man ca. 60 Meilen von der See entfernt die ersten Stromschnellen bei Aretaka, die den Flußlauf auf 15 Meilen unterbrechen; es erweitert sich der Strom zu einer unabsehbaren Wasserfläche, aus der einzelne Felsen und Inseln der verschiedensten Form und Größe, zwischen welchen das Wasser brodelnd und schäumend dahinschießt, hervorragen. Auf den größeren Inseln wohnen Indianer und Mischlinge aus diesen und Negern, genannt Cobungrus, welche die guten Eigenschaften beider Rassen, besonders der letztern Körperkraft, zu besitzen scheinen. Bei einem von diesen, welcher das ihm vom Gouvernement übertragene Amt eines Landkonstablers mit dem eines Indianerhäuptlings verband, wurde einige Tage Quartier gemacht und dabei die weitgehende Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit dieses Stammes kennen gelernt. Ueberhaupt wurden diese Eigenschaften bei den Indianern verschiedener Stämme gefunden.

Nachdem hier der Proviant und das Personal wieder ergänzt war, wurde mit zwei Booten die Weiterreise angetreten und die Mündung des Nebenflusses Potaro und die Warraputa-Katarakte passirt. Jetzt begann Mißgeschick die Expedition heimzusuchen, indem sowohl der Brotvorrath erschöpft und bei den wenigen Indianerniederlassungen am Flusse kaum zu ergänzen war, als auch Krankheiten das Fortkommen der Reisenden hemmten. Besonders ein klimatisches Fieber, die Folge der brennend heißen Tage mit relativ kalten Nächten bei großer Feuchtigkeit der Luft, machte vielen zu schaffen, ist aber bei kräftigen Menschen und mäßiger, regelmäßiger Lebensweise kaum lebensgefährlich; höchstens bei Alkoholmißbrauch und anderen Excessen kann es verhängnißvoll werden. Außer diesem Fieber kam noch Dysenterie und Augenentzündung, letztere überhaupt bei den Indianern ein sehr verbreitetes Uebel, vor. Vierzehn Tage nach Abfahrt von Aretaka gelangte man endlich nach Port-Arinda und ruhte hier einige Tage aus. Dann ging es weiter, indem man die mehrfachen Fälle und Katarakte meist umging und die Boote mühsam auf schon vorhandenen oder erst angelegten Seitenpfaden zu Lande transportirte. Weil der Essequibo von der Einmündungsstelle des Rupuuni in denselben an bis zu seiner Quelle wegen der Unzahl von hohen Wasserfällen und Stromschnellen kaum mehr passirbar ist, so wurde die Fahrt auf jenem Nebenflusse, der solche Schwierigkeiten nicht zu bieten schien, fortgesetzt. Trotzdem wurde hier die Weiterfahrt durch Sandbänke, welche oft das ganze Flußbett versperrten und zuweilen nur durch einen durch dieselben gegrabenen Kanal passirt werden konnten, so erschwert, daß die indianischen Begleiter, durch Krankheit geschwächt und infolge Brotmangels verdrossen, schließlich den Gehorsam verweigerten und die Hände in den Schooß legten. Da unternahm es Eddington, der damals noch der rüstigste von allen war, von einer großen Niederlassung der Macusi her, genannt Quartama, Hilfe zu holen, und langte dann auch endlich nach langer Erwartung am fünften Tage mit frischen Leuten und Lebensmitteln wieder an. Nach im Ganzen 49 Tagen Kanoefahrt wurde endlich Pirara erreicht und nunmehr das Savannengebiet betreten. Hier führte die Wanderung über eine meist öde wellenförmige mit trockenem Grase und verkümmerten Sträuchern bewachsene Fläche hin; nur in den feuchten Thälern gedeiht das Gras üppiger und finden sich sogar Gruppen und Wälder von Palmen. Ganz zerstreut zeigten sich die kuppelförmigen, Heuschobern ähnelnden Hütten der Indianer. Das Endziel der Reise, San Joaquin, wurde schließlich erreicht. Es ist dies eine am Takutu-Flusse, der in den Nebenfluß Branco des Amazonenstromes einmündet, gelegene brasilianische Militärstation von wenig Bedeutung als solcher, so daß die brasilianische Regierung dieselbe auf-

[1]) Hier und späterhin stets als englische Meilen zu verstehen.

zugeben beabsichtigt. Zur Rückfahrt wurden möglichst Wasserstraßen benutzt und mit um so besserem Erfolge, als inzwischen die Regenzeit eingetreten und selbst kleinere Flüsse für Boote passirbar waren. Es gelang so, fast unmittelbar aus dem zum Stromgebiet des Amazonas gehörigen Takutu in die Nebenflüsse des Essequibo zu gelangen und auf diesem abwärts treibend nach vielen Abenteuern und sechsmonatlicher Abwesenheit Georgetown wieder zu erreichen.

Die interessantesten Naturschönheiten im Innern Guianas sind der Kaieteur-Fall und der Berg Roraima. Nur den erstern hat E. im Thurn selbst besucht; er wurde erst im Jahre 1871 von Barrington Brown entdeckt und wird gebildet dadurch, daß der Potaro, ein Nebenfluß des Essequibo, sich über eine schroffe 741 Fuß hohe Felswand in die Tiefe stürzt. Seine Breite beträgt bei Hochwasser 370 Fuß, nimmt aber bei niedrigem Wasserstande bis unter die Hälfte ab. Was diesen Fall aber zu einem der sehenswerthesten macht, ist die herrliche Scenerie, die ihn umgiebt und die auch in den vortrefflichen Abbildungen davon einen großartig schönen Eindruck macht. Der Berg Roraima wurde zuerst von den Gebrüdern Schomburgk beschrieben, die ihn 1840 sahen; seitdem sind nur wenige Reisende in diese westliche Ecke Guianas nach Brasilien zu gekommen. Nach der Beschreibung ist er eine 2000 Fuß hoch senkrecht aufsteigende Sandsteinmasse, welche auf der sich bis zu 5000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebenden Savannah auflagert. Der Berg selbst ist oben tafelförmig abgeflacht, sein Umfang ist unbekannt, weil bis jetzt noch kein Forscher ihn umgangen hat; dabei ist er von Waldungen bedeckt und an den Seiten ergießen sich zeitweilig ansehnliche Wasserläufe. Bis jetzt wurde der Berg noch nicht erstiegen und ist möglicherweise auch ohne weiteres weder für Menschen noch Thiere besteigbar, so daß angenommen werden kann, daß sich dort oben ein Urtypus von Fauna und Flora unbeeinflußt durch später aufgetretene Formen erhalten hat. Ein Besuch dieser Gegend bedarf übrigens wegen der ganz besonders schwierigen Verkehrsverhältnisse und der Unmöglichkeit, unterwegs den Proviant zu ergänzen, der sorgfältigsten Vorbereitungen.

Britisch-Guiana mit einem Flächeninhalt von 70 000 Quadratmeilen ist von einer Anzahl unter einander mehr oder weniger verschiedener Gruppen rother Indianer bewohnt, deren Kopfzahl sich nur annähernd bestimmen läßt, da sie sehr unregelmäßig vertheilt und in zum Theil noch unerforschten Landstrecken wohnen. Nach einer im Jahre 1881 vorgenommenen Volkszählung werden sie auf 12 000 bis 20 000 Köpfe geschätzt, welche ungefähr 30 verschiedene Namen, worunter allerdings manche synonym zu sein scheinen, tragenden Stämmen angehören. In der Hauptsache giebt es in Guiana vier Zweige der amerikanischen Rasse, die Warraus, Arawaks, Wapianas und Cariben; dieselben haben durchaus verschiedene Sprachidiome, die höchstens einzelne Wörter, offenbar durch Zufall aus der einen in die andere Sprache übergegangen, gemeinsam haben. Der äußern Gestalt nach sind die Warraus die kleinsten und schwächlichsten; ihr kurzer dicker Hals, der im Verhältniß zu den Beinen zu lange Rumpf, ihre breiten flachen Füße lassen sie unschön erscheinen, während ihr Gesichtsausdruck stupid und unintelligent ist. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel, wohl auch zum Theil in Folge der ihr anhaftenden Schmutzkruste. Höher stehen die Arawaks, während die hellerfarbigen Wapianas sogar als groß und wohlgestaltet, als Indianer beurtheilt, gelten können. Von ihnen unterscheiden sich die Cariben wieder besonders durch ihre dunklere Hautfarbe. Auch in Bezug auf ihre Wohnungsverhältnisse stehen die Warraus mit ihren über Wasser und Sümpfen errichteten Pfahlbauten am tiefsten, während die Arawaks, durch die Berührung mit Europäern mehr civilisirt, in reinlichen Hütten mit Tischen und Stühlen wohnen und nebenbei fast ausnahmslos etwas englisch sprechen und europäische Kleidung tragen. Von den vier genannten Stämmen scheinen die drei ersten eingeboren, die Cariben dagegen eingewandert zu sein von den westindischen Inseln her, daher sich auch jene, obgleich selbst unter einander durch die Sprache verschieden, in einer gemeinsamen Aversion gegen die Cariben vereinigen. Nur selten heirathen Angehörige verschiedener Stämme unter einander, und zwar so, daß der Mann eines Stammes eine Kriegsgefangene des andern heimführt, dagegen gehen die Glieder verschiedener Familien nach bisher sehr streng festgehaltenen Regeln die Ehe mit einander ein; besonders die Arawaks waren sehr streng in der Beobachtung dieser Bestimmungen, werden aber neuerdings auch lässiger in der Beziehung. Sie theilen sich in eine große Anzahl von Familien, welche meist die Namen dort einheimischer Pflanzen und Thiere tragen. Die Descendenz wird nicht vom Vater, sondern von der Mutter hergeleitet, deren Namen das Kind jedesmal trägt. Zwischen Verwandten mütterlicherseits darf keine Ehe geschlossen werden; bei seiner Verheirathung tritt der Mann in den Hausstand seines Schwiegervaters ein und arbeitet für ihn.

Der äußeren Erscheinung nach ist der Indianer nichts weniger als schön; bei einem kleinen, kurzen Körperbau fehlt auch die Entwickelung der Muskulatur, deren Formen noch weniger hervortreten in Folge der dicken fettreichen Haut. Die Färbung der letzteren ist weniger kupferfarben, eher entspricht sie der Farbe des Zimmets. Um das etwas an mongolischen Typus erinnernde Gesicht hängt das dicke, lange, tiefschwarze Haupthaar, am Nacken gerade abgeschnitten; bei sonst mildem Gesichtsausdruck bekommt dieser durch die Gewohnheit, den Blick meist gegen den Boden zu richten, etwas Furchtsames. Wenn auch der Indianer körperlicher Anstrengungen fähig ist, so fehlt ihm doch die Ausdauer darin, so daß er es z. B. niemals fertig bringen wird, lange Märsche durch die Savannen Tag für Tag zu machen, und nach großen Jagden und ähnlichen außerordentlichen Anstrengungen jedesmal tagelang hinter einander in seiner Hängematte liegt, um auszuruhen. Obgleich der Eingeborene in völliger Unklarheit über sein Alter dahinlebt, ist doch mit Gewißheit anzunehmen, daß er kaum älter als 40 bis 50 Jahre wird; an Stelle des Ergrauens des Kopfhaares bekommt dieses eine hellgelbliche Färbung, aber in nur sehr wenigen Fällen kommt es dazu. Schon vom dreißigsten Jahre ab verliert sich die Fülle durch Schwinden des Fettes und die Haut hängt dann in häßlichen Falten um den Körper herum. Außer bei den Warraus ist man im Allgemeinen sehr reinlich in der Kleidung und hält viel auf Körperpflege; es wird täglich gebadet und leidenschaftlich und gut geschwommen. Uebrigens geschieht das letztere nicht durch Spreizen der Beine, sondern diese werden stark gebeugt an den Rumpf angezogen und dann kräftig gerade nach hinten gestoßen.

Künstliche Veränderungen der Körperformen sind allgemein üblich. Einzelne Stämme erzeugen durch Einschnürung des kindlichen Kopfes mit Bändern eine Abflachung desselben; sehr verbreitet aber ist die Sitte, durch Anlegung von Bändern an den Gelenken der Gliedmaßen junger Mädchen, die nie mehr entfernt werden, eine Formveränderung derselben zu bewirken. Ueber und unter diesen Bändern schwellen die Glieder stark an und bleiben andererseits an den umschnürten Stellen selbst dünn, so daß ein so be-

handeltes Bein die Konturen einer Schachfigur bekommt. Vom Haarwuchs läßt man nur das Kopfhaar stehen, alle anderen Haare werden ausgezogen. Abgesehen von einem kleinen schürzenartigen Tuch, welches meist blau von Farbe und europäischen Ursprungs ist, trägt man in der Regel kein Kleidungsstück; zuweilen bedient man sich hierzu auch eines selbstgewebten rohen Baumwollenstoffes. Als Fußbekleidung werden Sandalen aus dem Blattstiele einer Palmenart getragen, die zwar nur kurze Zeit halten, dafür aber auch jederzeit in wenigen Minuten erneuert werden können.

Entgegen der Sitte bei civilisirten Völkern ist bei den Indianerstämmen Guianas der Gebrauch von Schmuckgegenständen mehr bei dem männlichen Geschlecht üblich. Das Tatuiren beschränkt sich meist auf das Anbringen farbiger Linien im Gesicht, besonders an den Mundwinkeln. Der Hauptschmuck der Männer aber ist ein Halsband aus den Zähnen des Bisamschweins (Dicotyles), die, weißer als Elfenbein, mit der rothen Haut lebhaft kontrastiren; dasselbe hat neben der Eigenschaft als Schmuckgegenstand noch die Bedeutung einer Jagdtrophäe, da nur die Zähne selbst erbeuteter Thiere dazu verwendet werden. Außerdem tragen die Männer Armbänder aus baumwollenem Stoff und als Kopfputz bunte Federn in verschiedenster Gruppirung. An durch die durchlöcherte Nasenscheidewand gesteckten Holzstückchen hängt eine halbmondförmige oder runde glänzende Metallscheibe über die Oberlippe herab. Die Toilette der Frauen ist einfacher, da sie nie Federn und nur ausnahmsweise Thierzähne tragen, doch hängen sie breite Schnüre aneinandergereihter Perlen und Samenkörner um Hals, Hüfte und Gliedmaßen. Von europäischen Bekleidungsstücken haben sich nur einzelne Bahn gebrochen, besonders werden von den um die Missionsstationen herum lebenden Indianern Beinkleider getragen.

Je nachdem der Indianer in dem waldreichen Theil des Landes oder in den Savannen wohnt, ist die Anlage der Wohnungen eine andere; während er in den Wäldern ganz zerstreut und so vereinzelt lebt, daß z. B. auf der 250 Meilen langen Strecke des Essequibo von dessen ersten Fällen an aufwärts kaum ein halbes Dutzend Wohnungen gefunden wurden, bilden in den Savannen in der Regel 20 bis 30 Familien ein zusammenhängendes Dorf. Die in den Wäldern stehenden Hütten sind viereckig, ebenerdig und so dicht bewohnt, daß solche von 30 Fuß Breite und 20 Fuß Länge 22 Insassen hatten. Besonders die Wohnungen der Arawaks machen einen freundlichen reinlichen Eindruck und sind von wohlgepflegten Baum- und Blumenpflanzungen umgeben. In den Savannen haben die Häuser eine rundliche oder ovale Form und sind aus einem festen mit Erde oft bis zu 2 Fuß Dicke verdichteten Flechtwerk errichtet und mit einem Palmblätterdach gedeckt; ein Nebenbau dient als Küche und häufig ein dritter zur Unterbringung von Gästen. Der Mangel von Fenstern läßt das Innere dunkel erscheinen; die einzige Oeffnung der Hütte bildet der enge Eingang, der häufig durch eine Thür von Blättern oder Häuten geschlossen wird. Unter den zahlreichen Hängematten sieht man Aschenreste liegen, denn jeder Indianer schläft, ob zu Hause oder auf der Wanderung, über einem gerade unter ihm brennenden Feuerchen. Manche, auch auf festerm Boden errichtete Hütten stehen auf Pfählen, offenbar eine Nachahmung der in den Küstengegenden gebräuchlichen Pfahlbauten. Der Grund der rundlichen Form der Hütten in den Savannen liegt in deren größerer Widerstandsfähigkeit dem Winde gegenüber.

In socialer Beziehung walten sehr einfache Verhältnisse vor, die einen durchaus patriarchalischen Charakter tragen. Das männliche Familienoberhaupt besitzt eine sehr weitgehende Autorität über alle Familienglieder, unter die auch die Schwiegersöhne gerechnet werden; beim Zusammenleben mehrerer Familien unterwerfen sich deren Väter den Anordnungen des Häuptlings, als welcher meist der beste Jäger von ihnen gewählt wird. Er hat das Arrangement der Jagdzüge und des Fischfanges, und bei Feindseligkeiten die Eröffnung derselben zu erklären. Außerdem besitzt der „peaiman“ (Medizinmann) mit seinem Einfluß auf alle guten und bösen Geister eine große Macht über seine Stammesgenossen. Zu diesem ursprünglichen System hat die Kolonialregierung noch ein neues hinzugefügt, indem sie für jeden Distrikt einen Indianer, der sich zu diesem Zwecke in Georgetown dem Gouverneur vorgestellt, als „captain“ einsetzte. Bei der großen Autorität derselben über alle Indianer ihres Distriktes kommt diese Einrichtung den Reisenden sehr zu statten, da ein Befehl des captain, wenn dieser für die Pläne des Reisenden geneigt gemacht ist, genügt, um eine beliebige Zahl von Begleitern und den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln für die Reise ins Innere zu erlangen.

Der Indianer im Naturzustande besitzt eine bewundernswerthe Moralität, ist dankbar und friedfertig, liebevoll gegen Frauen und Kinder und achtet die Rechte seiner Mitmenschen. Beim Fehlen jeglicher polizeilicher Einrichtungen hält er an den hergebrachten Rechtsgesetzen sehr fest, und diese sind nur von der einen Idee durchdrungen, daß jedes auch noch so kleine oder auch unabsichtlich zugefügte Unrecht an dem Thäter in derselben Weise gesühnt werden müsse, also Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es wurde z. B. einmal ein Arawak auf der Jagd nach Affen von einem Weißen in dem Augenblick angeschossen, als er auf einen Baum gestiegen war, um einen getödteten Affen von da herunter zu holen. Die unbedeutende Verletzung hatte die Stelle des Körpers getroffen, die für gewöhnlich dem Stuhle am nächsten ist. Wüthend kam der Indianer herunter und verlangte, daß der unglückliche Schütze ihm dieselbe Körperstelle hinhalte, damit er Wiedervergeltung üben könne, andernfalls werde er ihn an einem andern Körpertheil gefährlicher verwunden. Mit Mühe und nach langem Zureden wurde er von seinem Vorhaben abgebracht.

Das Tagewerk wird vor Sonnenaufgang begonnen; man erhebt sich von den Hängematten und bringt diese in Ordnung; dann folgt das Reinigen des Körpers durch Waschen oder Baden. Gehen die Männer nun nicht auf die Jagd, so legen sie sich wieder in die Hängematten und bleiben fast den ganzen Tag darin, indem sie Cigaretten (Tabak in die innere Rindenschicht eines Baumes gewickelt) rauchend in höchst bequemer Weise Pfeilspitzen oder andere Gebrauchs- oder Schmuckartikel anfertigen. Die schwerere Arbeit fällt den Weibern zu; sie reinigen die Wohnung, soweit dies nöthig erscheint, holen Wasser und Brennholz, kochen, backen Brot, pflegen die Kinder und verrichten die Feldarbeit; geht der Mann auf Wanderung, so trägt das Weib das etwa nöthige Gepäck. Sind alle Geschäfte erledigt, so wird der Brotvorrath wieder durch Brotbacken aufgefrischt, und dies geschieht so häufig, daß man selten eine Indianerhütte betritt, in welcher nicht einige oder alle Weiber beim Backen begriffen sind. Außerdem liegt es ihnen noch ob, die Hängematten für den eigenen Gebrauch oder zum Tauschhandel zu fertigen, zu spinnen, oder „queyus“, Schürzen von Perlen, ihr einziges Kleidungsstück, herzustellen. Geht der Tag zu Ende und haben die Weiber genug Brennholz für die Nacht herbeigeschafft, so legen sie sich zur Ruhe. Bis spät in die Nacht hinein erzählen sich die Männer endlose Geschichten, die zuweilen in einen monotonen Gesang übergehen oder von lebhaften Gestiku-

lationen begleitet sind; währenddessen laufen die Knaben und jungen Leute draußen herum und blasen auf Hörnern oder Pfeifen. Viel Nachtruhe findet man also in einem Indianerdorfe nicht. Die Männer, welche jederzeit am Tage, wenn auch nur auf kürzere Zeit, aber dann öfter, schlafen, haben das Bedürfniß nach Nachtruhe weniger als die Weiber; schließlich schlafen sie theilweise mitten während der Erzählungen ein, und es wird allmählich ruhig für eine Zeit lang; denn jetzt erhebt sich eine der Frauen, um die Feuer wieder zu erneuern und nach anderen häuslichen Geschäften zu sehen. Dieses Geräusch genügt, um alle Hunde der Ortschaft zum Bellen und Heulen im Chor zu veranlassen, worauf dann die Kinder mit Geschrei erwachen. Die Männer drehen sich auf ihrem Lager herum und nehmen an der Stelle, wo sie vorhin aufhörten, den Faden der Erzählung wieder auf, bis dann in derselben Weise wie vorher eine kurze Ruhepause eintritt. Wird andern Tages auf die Jagd ausgezogen, so geht eine Stunde vor Tagesanbruch der Lärm mit Pfeifen und Trommeln wieder los, damit Alle erwachen.

Melibokus, Berg an der Bergstraße, richtiger Malchen.

Von Dr. F. A. Finger in Frankfurt a. M.

Wer von Frankfurt mit der Neckarbahn nach Heidelberg fährt, sieht beim Städtchen Zwingenberg einen bis obenhin bewaldeten Berg, auf dessen Spitze ein weißer Thurm die Wipfel der Bäume überragt. Fragt er nach dem Namen des Berges, so heißt es wohl: „Das ist der Melibokus.“ Stattlich und die Berge in seiner Nähe an Höhe weit übertreffend erscheint er von Oppenheim, Worms, Lorsch aus. Er ist zwar nicht, wie häufig gemeint wird und sogar in manchen Büchern zu lesen ist, der höchste Berg des Odenwaldes; im weniger besuchten östlichen Theile des Gebirges kann man vom Krähberg aus über Eulbach und weiterhin stundenweit in einer größeren Höhe wandern, als sie der Gipfel unseres Berges hat; aber er ist doch der höchste Berg der Bergstraße bis an den Neckar. Der lohnenden Aussicht wegen wird er viel bestiegen.

Daß der Name Melibokus ihm mit Unrecht gegeben wird, daß er eigentlich Malchen (nicht „Malchenberg“) heißt, ist längst bekannt. Nicht so bekannt aber ist, wer die Einschmuggelung des jetzt gebräuchlichen Namens verschuldet hat nnd wann dies geschehen ist. Und doch hat dies bereits vor zehn Jahren Herr Dr. Max Rieger in Darmstadt, ein tüchtiger Forscher auf dem Gebiete seiner Heimath, klar und wesentlich richtig im „Archiv für hessische Geschichte“ u. s. w. Bd. XIII, Heft 3, S. 409 bis 421 dargelegt. Das Hauptsächlichste daraus folge hier, nebst einigen Bemerkungen des Einsenders theils in eckigen Klammern, theils am Fuße der Rieger'schen Darstellung.

Der berühmte Geograph Claudius Ptolemäus [im zweiten christlichen Jahrhundert] nennt unter den Bergen oder Gebirgen Germaniens das Melibokon Oros, das die Cherusker und Chamaver von den Katten scheide. Richtig wird es — so schon 1530 von Wilibald Pirkheimer — für den Harz erklärt. Wie kommt es nun, daß jener Name unserm Berge im Süden Deutschlands beigelegt wird? Dilthey [weiland Gymnasialdirektor in Darmstadt] sprach 1853 (s. „Archiv für hessische Geschichte“ u. s. w. Bd. VII, S. 87 bis 94) die Vermuthung aus, es sei dies etwa um die Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts von Heidelberger Gelehrten, die als Gäste des Bischofs von Worms Johann von Dalberg von Lorsch aus wohl öfters den Berg gesehen, verschuldet worden. Die Vermuthung war zwar nicht begründet, aber eine richtige Ahnung war es, daß Dilthey den Ursprung des Mißgriffs in jene Zeit verlegte und ihre Urheber im Kreise der Humanisten suchte. Konrad Celtis [gewöhnlich Celtes genannt, 1459 bis 1508, Schüler Agricolas in Heidelberg, später eine Zeit lang Professor in Ingolstadt, zuletzt in Wien] sah den Odenwald als das Gebirge an, welches Cherusker und Katten scheide; unter den Katten verstand er die Hessen, so blieb denn — wunderbar! — für die Cherusker nur der Sitz südlich vom Odenwalde übrig. Beatus Rhenanus [1485 bis 1547, Stubengelehrter in Schlettstadt, der wohl nie in diese Gegend gekommen] erklärte („Rerum Germanicarum“ Bd. I, erste Ausgabe 1531) „Catthos Meliboci accolas“ für „Catthos Melibocos“, aus welchem heimische Einfalt (vernacula simplicitas) „Catzenelenbogios“ gemacht hätte. Also der Name des Städtchens und der Grafschaft Katzenellenbogen soll von den Katten von Melibokus herkommen. Rhenanus rühmt sich dieser Entdeckung und sagt, die Nation der Melibokischen Katten sei ihm Dank dafür schuldig. Er setzt hinzu: „Es ist jetzt leicht zu sehen, wo er [der Melibokus] sei, da das Gebiet der Melibokischen Katten niemandem unbekannt ist.“ — Beide, Celtis und Rhenanus, fanden solche, die ihnen beistimmten oder doch nachsprachen [1]. — Wenn man so den Melibokus in der Grafschaft Katzenellenbogen suchte, so war es immerhin noch zweifelhaft, ob man damit die obere [2]) Grafschaft meinte, oder die räumlich von ihr ganz getrennte untere [3]). Beatus Rhenanus spricht sich nicht darüber aus. Freher, um 1600, sucht den Melibokus in der unteren Grafschaft. — Phil. Cluverus („Germania antiqua“, 1616), der richtig des Ptolemäus Melibokon Oros für den Harz erklärt, ist der Ansicht, daß jene anderen bei ihrem Melibokus nur die nntere Grafschaft, „um das Städtchen Katzenellenbogen, das zwischen der Lahn und dem Taunus liegt“, im

---

[1]) Bereits sieben Jahre nach dem Erscheinen von des Beatus Rhenanus Werk, 1538, sagt Sebastian Frank im „Germaniae Chronicon“ — zwar S. 290a: „Melibocios, der Hartzwald“, aber — S. 291a: „Catti die Hessen. Cattimelibacenses seind die inn der landschafft Hessenberg dem Berg Melibaco wonenn, Teutsch Katzenelenbogen.“ Sebastian Münster („Cosmographia“, 1545, S. 200) sagt: „Catti . . . die Hessen vnnd die von Catzenellenbogen. Cherusci die kreichgöwer hinder Heidelberg oder die Otenwalder.“ Allerdings setzt er hinzu: „Ptolemeus nimpt sie für die Meißner“, — und S. 461 heißt es bei ihm: „Nun ist schier jederman der meynung, daß die Cheruschen haben gewont bei der Elb.“ Das Kraichgau hat seinen Namen von dem zwischen Heidelberg und Bruchsal dem Rheine zuströmenden Flüßchen Kraich.

[2]) Die Gegend von Darmstadt, südlich bis Auerbach, nördlich bis Rüsselsheim und Kelsterbach am Main.

[3]) Zum größten Theile in Nassau: Schwalbach, Nastätten, Katzenellenbogen, St. Goarshausen, Braubach u. s. w.

Auge gehabt hätten. — Bis dahin war also von einem Berge des Odenwaldes noch gar nicht deutlich die Rede. — Der erste [4]), der unsern Malchen für den Melibokus erklärte, ist Kuchenbecker, in der Vorrede zur zweiten Sammlung der Analecta Hassiaca, 1729. Er sagt: „Cattimelibocia ist ohne Zweifel aus Catti und Melibocus zusammengesetzt. Aus Cattimelibocus entstand Catzmelboc und aus diesem leicht Catzenelmboc und Catzenelenbogen. Auf ähnliche Weise wurde für Melibocus Malches gesagt, einer der höchsten Berge [arge Uebertreibung] vom ganzen Deutschland, in der obern Grafschaft Katzenellenbogen bei Zwingenberg gelegen.“

Allerdings wurde auch später noch von manchen das Richtige behauptet [5]). Aber auch der Irrthum lebte fort, und durch die Inschrift am Thurme auf dem Malchen [6]) bekam er so zu sagen amtliche Geltung. Selbst Jakob Grimm („Geschichte der deutschen Sprache“ S. 567) läßt sich verleiten, mit dem ptolemäischen Melibokon Oros das Wort Cattimelibocus und den deutschen Namen der Grafen von Katzenellenbogen, „in deren Gebiet ein Malchenberg (Mallobergus) diese Anwendung erleichterte“, in Verbindung zu bringen.

Im Jahre 1785 bestieg denn auch auf einer Reise J. H. Campe den „Melibokus“, und jetzt thun das jährlich Hunderte. — Auf einer im Jahre 1808 in Darmstadt herausgekommenen Karte vom Odenwald steht „Melibocus“. Dieser Name findet sich jetzt in allen Büchern, in manchen dabei „oder Malchen“ oder auch (z. B. Ferd. Dieffenbach, Das Großherzogthum Hessen, 1877) „richtiger Malchen genannt“.

Rieger schlägt vor, zur Austilgung des Unnamens die Wegweiser mit dem richtigen Namen Malchen zu versehen. Es ist das bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen; überall liest man da „Melibokus“. Aber bei der Bevölkerung umher lebt noch, wie ich mich davon erst ganz neuerlich überzeugt habe, der alte richtige Name, und es heißt wohl: „Die Fremden nennen den Berg Melibokus, wir nennen ihn Malchen.“ So ist denn die Hoffnung noch nicht geschwunden, daß der richtige Name auch allgemeiner wieder zur Geltung kommen könne, und es sollten, dies zu befördern, namentlich alle Verfasser von Lehrbüchern und Reisebüchern und alle Lehrer ernstlich dazu beitragen.

[4]) Kuchenbecker ist doch nicht der erste, der den Melibokus in der obern Grafschaft zu finden glaubt. Reichlich siebzig Jahre vor ihm, 1655, ist in der „Topographia Hassiae“ (Frankfurt a. M., Merian's Erben) der Melibokus — zwar S. 135 in die Gegend des Eichsfeldes, aber — S. 150 an die Bergstraße in die Nähe von Zwingenberg verlegt. Ob hier zum ersten Male? Ich möchte das noch nicht behaupten.

[5]) J. B. Hübner, Real-Lexikon, 1753: „Melibock, Berg auf dem Hartze.“

[6]) Der Thurm wurde 1772 erbaut. Die Inschrift beginnt: „Dis Denkmal, Cattenberg, du Ursprung aller tapferen Hessen.“

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Gelegenheit von Arbeiten, welche im Rhonebette bei Genf behufs Ausnutzung der Wasserkraft zu mechanischen Zwecken kürzlich unternommen wurden, fand man außer Ueberresten aus der Pfahlbauzeit eine lateinische Inschrift aus dem Ende des 2. oder dem Anfange des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, welche ein Soldat der 22. Legion dem Neptun geweiht hat, wahrscheinlich wegen Errettung aus Wassersgefahr auf dem Lacus Lemanus oder Genfer See. Dazu bemerkt der betreffende Korrespondent der „Times“, denen wir diese Notiz entnehmen, daß Neptun einst am Genfer See große Verehrung genoß. Im Hafen von Genf ragen zwei große Granitblöcke aus dem Wasser, Pierres du Niton (Neptune) genannt, auf welchem der Sage nach diesem Gotte Opfer dargebracht wurden, und Spuren desselben Kultus lassen sich noch jetzt in Liedern und Erzählungen nachweisen.

— Die Royal Geographical Society in London interessirt sich lebhaft und werkthätig für bessern geographischen Unterricht auf Universitäten und Schulen Englands. Sie hatte zur Hebung desselben jährliche Schulpreise ausgesetzt, aber damit keine Resultate erzielt; es fanden sich nur wenige Bewerber ein und zwar immer von denselben Anstalten. Deshalb hat die Gesellschaft dieses System aufgegeben, nicht aber ihr Bestreben, die mittleren und niederen Schulen doch schließlich dahin zu bringen, daß sie dem geographischen Unterricht den gebührenden Platz in der Bildung der englischen Jugend einräumen. Zu diesem Zwecke will sie einen Inspektor nach dem Festlande, besonders nach Deutschland und der Schweiz, schicken, damit er die dort befolgten Methoden kennen lernt, die besten Schulbücher, Atlanten, Wandkarten und anderen Hilfsmittel sammelt und darüber berichtet. Auf dieses Material gestützt, hofft dann die Gesellschaft, die Schulaufsichtsbehörden schließlich zu veranlassen, daß Geographie in England ein Unterrichtsgegenstand wird.

Asien.

— Im April d. J. hat W. A. Ramsay eine sehr sorgsame und ins Einzelne gehende Untersuchung Kappadociens unter steter Berücksichtigung der byzantinischen Schriftsteller durchgeführt. Er kommt zu dem Schlusse, daß Tavium, die Hauptstadt der trokmischen Galater, welche Hirschfeld neuerdings in Iskelib nördlich vom Halys gesucht hat, vielmehr mit Nefezköi identisch ist, wie Texier, Perrot und H. Kiepert schon längst behaupteten. Mr. Ramsay setzt seine archäologisch-geographischen Wanderungen in Kleinasien, denen er bereits mehrere Sommer gewidmet hat, noch weiter fort und hofft bis zum Herbste aus den schon vorhandenen Daten und seinen eigenen Resultaten ein ziemlich richtiges Bild von der Westhälfte des anatolischen Plateaus zu Stande zu bringen.

— Der russische Gouverneur von Merw hat die Freilassung aller persischen Gefangenen angeordnet, auch die Kanonen weggenommen, welche die Tekkes im Jahre 1860 von den Persern erbeuteten. In Koschut-Chan-Kala, dem Centrum der Oase Merw, wird ein russisches Fort erbaut.

— Aus Schanghai wurde am 27. Mai lakonisch telegraphirt: „Ein Dekret ist erlassen worden, welches die Eröffnung der Bergwerke in Jünnan anordnet.“ Offenbar hat man es hier mit einer Folge des französisch-chinesischen Vertrages („Globus“ Bd. 45, S. 352) zu thun, und zwar mit einer sehr bedeutsamen. Der letzte Reisende, welcher über die Bergwerke in Jünnan berichtete, ist Colquhoun; derselbe hat indessen keine solchen besucht, weil er meinte, daß nichts den Verdacht des Volkes und der Behörden so

sehr errege als der Wunsch, Gruben in Augenschein zu nehmen. Der Mineralreichthum Jünnans — schreibt er (s. „Globus" Bd. 43, S. 28 und Bd. 44, S. 78) — ist ohne Zweifel bedeutend, aber ehe nicht die Regierung dessen Ausbeutung unterstützt, dürfte dieselbe schwerlich sich heben. Bisher aber beförderte die Regierung den Bergbau in keiner Weise; ohne ihre specielle Erlaubniß durfte keine Grube eröffnet werden. Die Erklärung dafür ist einfach: Der chinesische Mandarin hat kein Interesse und keine Sympathien für den Bergbau, weil er die unruhigen Elemente der Bevölkerung, die sich mit Vorliebe nach den Bergwerken ziehen, kennt und fürchtet. — Das wird nun vielleicht durch das Eingreifen der Franzosen anders werden.

Afrika.

— Im italienischen Senate zeigte Mancini an, daß er demnächst ein Gesetz einbringen werde, welches die Erbauung eines Hafens und Leuchtthurmes in Assab bezweckt. Die Unterhandlungen, welche wegen Anknüpfung von Handelsbeziehungen zwischen Assab und dem Innern betrieben werden, sollen guten Fortgang nehmen.

— Demnächst wird auf Veranlassung des in Angra Pequena ansässigen Bremer Hauses Lüderitz eine deutsche Expedition, bestehend aus Lieut. S. Israel, Dr. Höpfner, Herrn Lüderitz und einem Ingenieur, von Angra Pequena in nordnordöstlicher Richtung in das Innere aufbrechen (wenn die Zeitungen sagen „nach dem oberen resp. mittleren Laufe des Kongo", so ist dieses Ziel so weit entfernt, daß es einstweilen schwerlich in Betracht kommen wird). Der Zweck ist, eine Straße zu finden, auf welcher eventuell der Waarenverkehr aus dem Innern nach Angra Pequena geleitet werden könnte. Die deutsche Regierung erweist sich dem Unternehmen insofern hilfreich, als die Theilnehmer der Expedition die Fahrt nach der Kapstadt und von da nach Angra Pequena auf deutschen Kriegsschiffen zurücklegen dürfen.

— Die portugiesischen Forschungsreisenden Capello und Ivens haben von Port Pinda in der westafrikanischen Provinz Mossamedes aus einen vergeblichen Versuch unternommen, längs dem nördlich von Pinda mündenden Flusse Coroca gegen Südosten marschirend den Cunene zu erreichen. Die Beschreibung, welche sie von diesem Theile der portugiesischen Besitzungen geben, ist nicht ermuthigend. So weit sie kamen, war das Land eine von tiefen Schluchten durchschnittene wilde und wasserlose Zone von Gneisfelsen, eine sonnendurchglühte Wüste, wo nur Löwen, Leoparden und Rhinoceronten hausen.

Nordamerika.

— Die Küste Labradors wird nach Dr. K. R. Koch („Deutsche Geographische Blätter" VII, Heft 2, S. 160) bewohnt von Eskimos und im Süden außer den Eskimos von sogenannten Settlers, d. h. Engländern oder Kanadiern, die sich an der Küste niedergelassen haben und in ihrer Tracht, Charakter und Wesen nur wenig von den Eskimos abweichen. Die Zahl der Eskimos wird 1200 nicht übersteigen; sie sind im Aussterben begriffen, wie es vielen anderen Völkerschaften ebenfalls gegangen ist, sobald sie in Berührung mit Europäern kamen. Während die Ehen der Eskimos oft kinderlos sind und der größte Theil der Kinder frühzeitig stirbt, sind die Familien der Settler meist sehr stark, die Kinder gesund und kräftig, die Sterblichkeit gering; die Zahl der Settler nimmt deshalb von Jahr zu Jahr zu, und dieselben rücken dabei immer weiter nach Norden vor. Treten nun außer diesem allgemein konstatirten Rückgange der Eskimobevölkerung noch Epidemien auf, die meist durch den Verkehr mit den Fischerschonern eingeschleppt werden, so stirbt ein ganz außerordentlich großer Procentsatz derselben. Beispielsweise wurden durch auftretende Masern vor etwa drei Jahren gegen 20 Procent hinweggerafft.

— Eine Fülle von praktischen Rathschlägen für Touristen jeder Art enthält Heinrich Semler's „Das Reisen nach und in Nordamerika, den Tropenländern und der Wildniß" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, 1884); das Buch ist hauptsächlich für Besucher der Vereinigten Staaten und der Landenge von Panama bestimmt, behandelt aber auch andere Länder und die Reise um die Welt. Referent ist zwar nicht im Stande, alle Angaben des weitgereisten Verfassers zu kontrolliren, fand aber so vieles, das mit seinen eigenen Erfahrungen stimmte, daß er es zunächst allen nach Nordamerika Reisenden, namentlich Auswanderern getrost als zuverlässigen Begleiter empfehlen möchte. Zwar erleichtert ein gutes Inhaltsverzeichniß die Uebersicht sehr; aber vielleicht ließe sich das Büchlein durch geeignete Kürzungen doch noch handlicher und billiger machen, was gewiß seine Verbreitung nur fördern könnte. Wir sind jedoch überzeugt, daß z. B. allein die Warnung vor den englischen Schiffen (S. 33 ff.), wenn sie ein Auswanderer berücksichtigt, die Auslage für das Buch reichlich lohnt.

— Von einem augenblicklich zu Zwecken des Unternehmens in Europa befindlichen mexikanischen Ingenieur erfährt die „A. Z." Daten, nach welchen die Ausführung einer Schiffs-Eisenbahn über die mexikanische Landenge von Tehuantepec bereits als gesichert zu betrachten wäre. Es ist eine Linie ausfindig gemacht, auf welcher nur geringe Steigungen und Einschnitte nöthig sind. Die Bahn wird eine Länge von 220 km haben und die Cordilleren an einem 200 m über dem Meeresspiegel liegenden Punkte durchschneiden. Auf 25 Geleisen wird ein Riesenwagen mit 3300 Rädern sich bewegen und jedes dieser Räder wird eine Last von 100 bis 120 Centnern tragen. Der Wagen hat ein Gewicht von 170760 Centnern und wird die größten Seeschiffe befördern können. An jedem Endpunkte der Bahn wird ein Hafen mit zwei Reihen Thürmen erbaut, die mit hydraulischen Elevatoren zur Bewegung des Wagens ausgerüstet werden.

Vermischtes.

— Aus Freiheit (Böhmen) erhalten wir folgende dankenswerthe Mittheilung von Herrn Lehrer Caj. Bayer:

„Die Notiz über Steinkocher im „Globus" Bd. 45, S. 287 veranlaßt mich, Ew. Wohlgeboren mitzutheilen, daß das gleiche Verfahren auch in Kärnten im Dienste der Bierbrauerei im Kleinen Anwendung findet, indem die Dorfwirthe, welche sich ihr Bier selbst erzeugen, die Würze in hölzernen Kufen durch hineingeworfene erhitzte Steine auf den gewünschten Wärmegrad bringen. Das Erzeugniß dieser Kleinbrauerei wird deshalb als Stänbier bezeichnet.

Ich habe dieses Verfahren im Jahre 1877 in der gemischtsprachigen Umgebung von Klagenfurt gefunden und kann leider nicht angeben, ob dieser Gebrauch den dortigen Deutschen oder den windischen Slaven besonders eigenthümlich ist, und ob er nicht auch in anderen Gegenden jenes Landes geübt wird."

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

II.

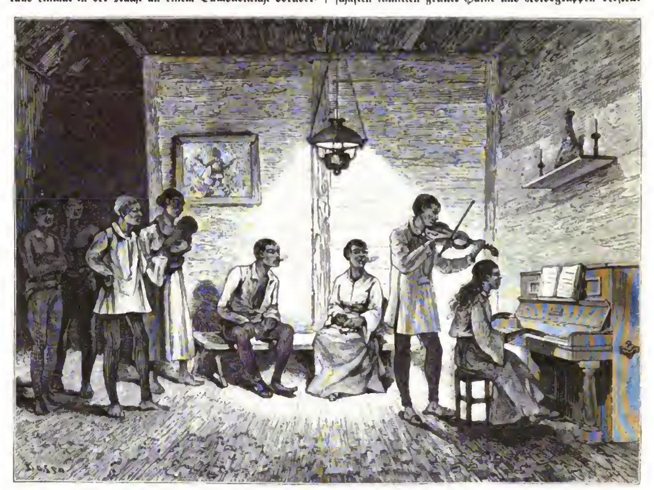
Die Negritos kennen zu lernen, waren die Franzosen nach Bataán gekommen, aber ihre Aufmerksamkeit wurde unwillkürlich auch auf die civilisirtere Rasse der Tagalen gelenkt, welche, wie erwähnt, die Küstengegenden der Bai von Manila (mit Ausnahme der nordwestlichen Gestadelandschaften, welche von den Pampangos eingenommen werden) bewohnen. Schon zu Abucay hatten sie eine Eigenartigkeit dieses Volkes kennen gelernt: Auf einem Felde stand ein Quartett, das sich aus einem Schlangenhorn, einer Guitarre und zwei Flöten zusammensetzte; nach dem Dreivierteltakte der Melodie setzte ein Haufe von Männern und Weibern Reissetzlinge ein; auf das erste Tempo wurde die Pflanze in den Boden gesteckt, auf das zweite mit dem linken Fuße die Erde festgescharrt und auf das dritte ein Schritt zurückgemacht. Andere Völker kennen eine Tafelmusik; die Tagalen haben es noch weiter gebracht, sie besitzen eine Feldmusik im wahren Sinne des Wortes.

In Balanga hatte Montano Gelegenheit, mehreren Abendgesellschaften oder Tertulias beizuwohnen, welche von dem Gobernadorcillo (Bürgermeister) und anderen tagalischen Honoratioren des Ortes zu Ehren der Franzosen stattfanden. Beim Eintritte in den Salon ist es sehr schwer, wenn nicht unmöglich, die Herren von den zahlreichen Dienern zu unterscheiden, denn gemeiniglich tragen beide Klassen sich in der Kleidung gleich und gehen barfuß einher. Erst wenn die Gäste sich im Salon niederließen, entfernten sich die Diener, drängten sich aber in dem Zwischenraume der geöffneten Thüren, um den seltenen Anblick eines Europäers zu genießen, der weder Priester, noch Beamter oder Officier war. Ebenso unterdrückten sie durchaus nicht die Aeußerung des Vergnügens, welches ihnen das Zuhören der im Salon exekutirten Musikstücke gewährte. Ueberhaupt herrscht zwischen Dienern und Herren ein sehr freundliches Verhältniß, wenn auch mitunter das spanische Rohr von Seiten der letzteren gehandhabt wird. Das Piano bildet das wichtigste Möbelstück in der Wohnung eines reicheren Tagalen, es repräsentirt auch an und für sich schon ein kleines Kapital; außerdem sind die Harfe und die Violine sehr beliebt, da Musiciren eine Hauptrolle bei den Tertulias der philippinischen Eingeborenen spielt. Herren wie Diener kauen beide gleichmäßig ihren Buyo, d. h. Betel. Das Mobiliar eines vornehmen tagalischen Hauses ist sehr einfach; es besteht aus den erwähnten Musikinstrumenten, Rohrsesseln verschiedener Gestalt, Heiligenbildern, welche die Wände zieren sollen, mitunter auch aus einem religiösen Erbauungsbuche, das zwar erst in moderner Zeit in Manila gedruckt wurde, den Typen und dem Papiere nach aber im 17. Jahrhunderte erschienen sein könnte [1]). Manchmal erblickt man auch unter einem Glassturze eine Statuengruppe, die Madonna oder Heilige darstellend. Diese Figuren haben einen großen Werth: die nackten Gliedmaßen sind korrekt aus Elfenbein geschnitzt, die Gewänder aus massivem Golde; diese Schnitzwerke werden von eingeborenen Künstlern in Manila hergestellt.

[1]) Dies gilt nur von den billigen Volksbüchern; die wissenschaftlichen in Manila gedruckten Publikationen weisen eine glänzende Ausstattung, was Papier und Druck anbelangt, auf; man nehme nur Vidal's neuestes botanisches Prachtwerk und die Boletines de la Real Sociedad de Amigos del Pais filipino zur Hand.

Alles, was mit dem Kultus zusammenhängt, weist einen gewissen Luxus auf: die Kirchen, Glockenthürme und die Pfarrhäuser pflegen gewöhnlich die einzigen steinernen Gebäude des Ortes zu sein. Wenn in der Nacht tiefe Finsterniß den Pueblo (Dorf, Stadt) einhüllt, dann leuchtet eine breite Nische der mächtigen Kirchenfaçade von den zahlreichen Lämpchen, welche die bemalte Statue des Kirchenheiligen umgeben, der hier über seinen Gläubigen, die im tiefen Schlafe liegen, zu wachen scheint als ihr getreuer Beschirmer. Trotz der großen Kirchengläubigkeit sind noch genug Rudimente der alten heidnischen Religion in Gestalt von abergläubischen Vorstellungen vorhanden. Als Montano einmal in der Nacht an einem Bambudickicht vorüberging, erzählte der Führer den Franzosen, daß in der Nacht bei Mondenscheine große weiße Reiter mit Hunden jene Gebüsche singend umkreisen, doch brächte die Erscheinung dieser Gespenster nur Unheil, denn wer sie erblicke, müsse bald sterben. Es ist dies offenbar eine Erinnerung an den gefürchteten Dämon Tigbalang.

Am 15. August kehrte Montano mit seinen Gefährten nach Manila zurück, um von dort mit dem Dampfer „Cebú“ sich nach dem südlichsten Theile der Insel Luzon, der Provinz Albay, zu begeben. Die Fahrt längs der Küste von Luzon bis zur Höhe von Mindoro bietet ein reizendes Panorama: dichte Wälder bedecken die Berge, während die Ortschaften inmitten grüner Haine und Kokosgruppen versteckt



Abendunterhaltung in einer Tagalenfamilie. (Nach einer Skizze Montano's.)

liegen. Von da ändert sich das Bild der Landschaften, die Wälder sind von einander durch unermeßliche Cogonales, d. h. Prärien getrennt, deren Gras, Cogon genannt (verschiedene Gramineen), zum Dachdecken Verwendung findet oder in Ermangelung von besserm Futter auch für Pferde und Büffel geschnitten wird. Nach einem kurzen Aufenthalte in Pasacao, dem ersten von Vicols bewohnten Pueblo, den Montano berührte, erblickte man bald die regelmäßige Kegelform des durch seine furchtbaren Ausbrüche bekannten Vulkans Máyon, den bereits zwei deutsche Forscher, F. Jagor und R. von Drasche, besucht hatten. Die Küstengegend zwischen Pasacao und Sorsogon erschien, so viel die Morgennebel zu sehen gestatteten, ziemlich öde und verlassen. In der That befinden sich dort fast nur die Schlupfwinkel von „Remontados“, d. h. von Leuten, welche um den Steuern, der Rekrutirungspflicht oder dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entgehen, sich in diese verlassene Gegend flüchteten, um dort ein den Briganten der Abruzzen ähnliches Leben zu führen. Den 4. September fuhr der „Cebú“ in die große Bai von Sorsogon ein, die rings von hohen Bergen umrahmt ein landschaftliches Bild bietet, das an Liebreiz jenes des Golfs von Neapel, an Großartigkeit das der Bai von Singapur übertrifft. Vor allem fesselt die Aufmerksamkeit des Beschauers der Vulkan Bulusan und der Doppelgipfel des hohen von Wolken umflorten San Miguel. Diese große herrliche Bai, welche selbst in den stürmischen Zeiten der Monsunwechsel ganzen Flotten Schutz gewähren kann, hat außer der Stadt Sorsogon nur wenige Fischerhütten aufzuweisen, sonst stehen ihre Gestade verlassen da. Den 4. September um 8 Uhr Abends hatte der „Cebú“ die Straße S. Bernardino passirt, um den folgenden Tag gegen 5 Uhr Morgens in den Golf von Albay einzulaufen;

rechts und links zeigen sich zerklüftete und bewaldete Bergmassen, im Hintergrunde erhebt sich der gewaltige Mayon, dessen obere Hälfte in dürrer Nacktheit Zeugniß ablegt von seinen jüngsten Eruptionen, während die untere Hälfte im Schmucke der üppigen Vegetation prangt. Eine Stunde später warf der „Cebú" vor der kleinen Stadt Legaspi Anker, welche den Hafen der etwa 2 km landeinwärts gelegenen Stadt Albay bildet, wo der Gouverneur der gleichnamigen reichen Provinz Südluzons residirt.

Die liebenswürdige Zuvorkommenheit eines mexikanischen Kaufmannes, der den Franzosen seine Kutsche zur Verfügung stellte, ermöglichte die sofortige Abfahrt nach Albay, wo der Gouverneur D. Juan Alvarez Guerra, ein durch seine Werke über Luzon und die Marianen bekannter Schriftsteller, die fremden Forscher in das Gouvernementsgebäude, die sogenannte „Casa Real" einquartirte. Von diesem Platze aus genossen sie den majestätischen Anblick des Mayon, der schon so viel Unheil über diesen gesegneten Landstrich gebracht hatte. Der Reichthum dieser Provinz ist sprichwörtlich im Archipel der Philippinen; auf dem vulkanischen Boden des Landes gedeiht die **Musa textilis** am besten, welche den so werthgeschätzten Manilahanf, welcher von den Spaniern Abacá genannt wird, liefert. Es ist ein Verdienst des vor mehr als vierzig Jahren hier waltenden Gouverneurs D. José María de Peñaranda, welcher den Anbau der Manilahanfpflanze in großem Stile durchsetzte und die trägen Vicols (welche einem zwischen den Tagalen und Bisayern stehenden Zweige der malaischen Rasse angehören) in arbeitsame Ackerbauer verwandelte. Durch den großen Export des Manilahanfs ist viel Geld ins Land geflossen, wie dies die zahlreichen volkreichen Ortschaften, die alle den Eindruck der Wohlhabenheit machen, beweisen. Auch die guten Straßen (eine Seltenheit in den Philippinen!) legen von der Intelligenz der Vicols Zeugniß ab. Ein großer Theil der Oberfläche dieser Provinz ist zwar noch von Urwald, der Krongut ist, bedeckt, aber immer mehr und mehr breitet sich das kultivirte Terrain auf Kosten der Wälder aus, zumal der Preis, um welchen die Regierung Kronland verkauft, ein sehr geringer genannt werden muß, er schwankt nämlich zwischen 3,60 bis 7,20 Francs für den Hektar. Die Sicherheit der Provinz ist nur in der Nähe des Berges Isarog von den Atas bedroht, einem mit Negritoblut vermengten Volksstamme, welcher den deutschen Gelehrten bereits durch Jagor bekannt geworden ist. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die erwähnten Vicols; außerdem sind noch Chinesen und Weiße und die Mischlinge der hier angeführten Rassen vorhanden. Bei beiden Geschlechtern der Vicols werden die oberen Zähne durch Feilen verstümmelt. Gegen Migräne, ein hier zu Lande häufiges Uebel, wenden sie eine eigenthümliche Operation an, wenn das einfache Mittel — ein um den Kopf festgebundenes Zeug — nicht zu helfen vermag: Man packt die Genickhaut des Patienten derart, daß zwischen den drei Mittelfingern sich zwei erhabene Wülste bilden; durch das Pressen und Drücken entsteht bei häufiger Wiederholung eine Cyste, welche man an den Bewohnern Albays oft zu sehen Gelegenheit findet.



Ein Gobernadorcillo. (Nach einer Photographie.)

Die Hauptstadt Albay wird an Bedeutung noch von Cag-Saua übertroffen, welches im Volksmunde allgemein Daraga genannt wird. Cag-Saua lag nämlich früher näher an dem Vulkane Mayon, der die Stadt im Jahre 1814 unter seinen Auswurfsmassen begrub; sie wurde nicht mehr an derselben Stelle erbaut, sondern auf dem Platze, wo ein kleines Dörfchen Namens Daraga lag; daher der Doppelname. Daraga verdankt seine Bedeutung dem Umstande, daß daselbst die Manilahanfmärkte der Provinz abgehalten werden und die spanischen Kaufleute und Agenten daselbst ihre Komptors und Wohnungen besitzen. Von einem isolirten Felsen aus, auf dem sich die Kirche und das Pfarrhaus befinden, genießt man einen herrlichen Ausblick: zur Linken den aus den Wolken ragenden, rauchenden Mayon, vor sich zu seinen Füßen die weite Ebene, bedeckt mit Reisfeldern und Bananengruppen, unter diesen versteckt Hütten der Eingeborenen, dann die blaue Fläche des Golfs, umrahmt von dunkeln Wäldern. Am Fuße jenes Felsens breitet sich der Marktplatz von Daraga aus, welchen Magazine und Läden umgeben. Wie schon Jagor erwähnt, finden die Märkte hier erst des Abends bei Fackelbeleuchtung statt. Der wichtigste Artikel, mit welchem hier gehandelt wird, ist natürlich der Manilahanf. Auf schwerfälligen Karren, welche von Büffeln gezogen werden, bringen die Bauern ihre Waare zu den Magazinen der Europäer. Diese kaufen nicht unmittelbar vom Producenten, sondern vermittels der Zwischenkäufer oder vielmehr Zwischenkäuferinnen, denn bei den Vicols werden alle Verkäufe und Geschäfte nicht von den Männern, sondern von den Weibern abgeschlossen, welche hier nicht als das schwache, sondern als das starke Geschlecht auftreten. Die Männer fügen sich ohne Widerstreben dem Pantoffelregiment. Auf dem Marktplatze erblickt man eine Menge junger Leute, welche aber mit der Absicht Geschäfte abzuschließen sich durchaus nicht tragen; es sind vielmehr die Verkäuferinnen, welche eine

solche Anziehungskraft auf die Bicol-Jünglinge ausüben, und in der That das prachtvolle schwarze, mit Gogo (Entada pursœta, eine Mimosacee) parfümirte Haar der jungen Mädchen würde schon genügen, um den Marktplatz für die Herrenwelt anziehend zu machen.

Mit dem Eintritt der Dämmerung beginnt der Markt, beginnen auch die Soireen der Spanier und Europäer, mit dem Eintritt der Dämmerung beginnt ferner die Zeit der Leichenzüge, welche unter heiteren Musikklängen sich zur Kirche bewegen. Montano sah hier das Begräbniß eines Kindes. Unter Trompetengeschmetter wurde der kleine Leichnam auf einer mit Zweigen und Spitzen gezierten Bahre getragen. Das Kind lag mit seinen besten Kleidern angethan mit entblößtem Antlitz da, es schien unter dem Blüthenmeer von weißem Ylang-ylang (Unona odoratissima, Bl. Anonaceae) und Calachuchi (Plumiera alba, Bl. Apocyneae) zu schlafen. Die Mutter folgte weinend dem Liebling, während die andere Menge lärmend mitzog, denn der Tod scheint in dieser mit herrlichen Naturreizen ausgestatteten Gegend seine Schrecken verloren zu haben; wenigstens giebt jedes Leichenbegängniß Anlaß zu rauschenden Festlichkeiten und Banquetten.

Die Chinesen haben in dieser Provinz den Eingeborenen den Betrieb der meisten Handwerke entrissen, so daß letztere nur mit der Agrikultur und der Flechtindustrie sich beschäftigen. Außerdem sind die Chinesen überall als Krämer vorhanden, ja es giebt unter ihnen auch sehr begüterte und einflußreiche Kaufleute. Bei ihrer Ankunft im Lande sind

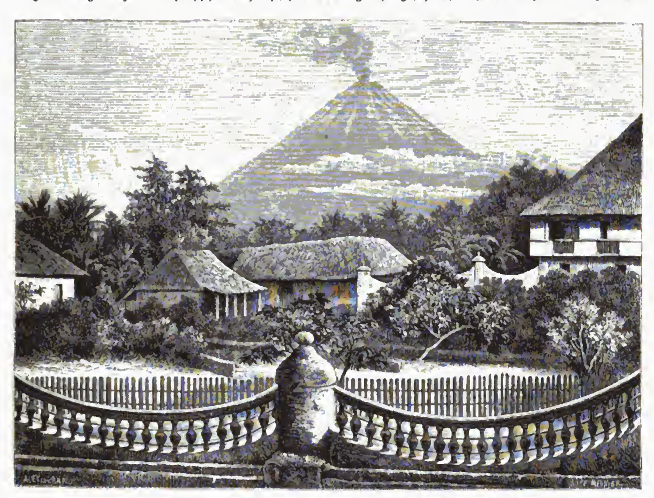


Tagalische Ortschaft auf Luzon (Mahayhay). (Nach einer Photographie.)

sie arme halbnackte Teufel, die jede Tagelöhnerarbeit verrichten, welche ihnen von den hier bereits ansässigen Landsleuten verschafft wird, denn der chinesische Egoismus weicht im Auslande dem Gefühle der Zusammengehörigkeit. Vom Tagelöhner zum Händler avancirt, fühlt er das Bedürfniß, sich taufen zu lassen, um einerseits durch den Taufpathen sich einen weißen Protektor zu verschaffen, und andererseits um ein Weib zu nehmen, denn nur christliche Chinesen dürfen heirathen. Die Bicolmädchen hegen zwar eine starke Abneigung gegen die Zopfträger, da aber selbe vermögend sind und ihren Frauen ein viel angenehmeres Leben verschaffen können, als die braunen Söhne des Landes, so findet jeder Chinese seine Frau, ja, wenn er Geld im Ueberfluß besitzt, so hält er sich trotz seiner Taufe neben der legitimen Frau einen Harem weiblicher Dienstboten. Nach den Erkundigungen des Herrn Montano bleiben die meisten Chinesen dauernd im Lande, nur die Minorität kehrt wieder zurück, oft fluchtartig das Baarvermögen mitnehmend, während Frau und Kinder zurückgelassen werden. In den anderen Provinzen Luzons ist letzteres allgemein der Fall, nur deponiren die chinesischen Ehemänner einen Theil ihres Vermögens, damit ihre Familie nicht Mangel leide, „wenn sie eine Reise nach China unternähmen“, von der sie nicht mehr zurückkehren. Montano wurde einmal in das Haus des reichen chinesischen Geschäftsmannes Don Narciso zu einer Abendunterhaltung geladen, welche derselbe auf Antrieb des Gouverneurs veranstaltet hatte. Eine prächtige Treppe aus gebohntem Camagonholze (von der Ebenacea Diospyros pilosanthera, Blanco) führte zu dem in dem ersten und einzigen Stockwerke befindlichen Salon

und dem anstoßenden Speisegemach, welche mit unzähligen Kerzen, die in prächtigen Armleuchtern und Lüstern staken, glänzend erleuchtet waren. Der Gastgeber empfing in Galatracht, mit entfaltetem Zopfe, die Serviette unter dem Arme und umgeben von seinen Geschäftsgenossen die Gäste auf der obersten Stufe der Treppe, um sie in den Salon zu geleiten, wo mehrere geladene chinesische Mestizinnen die Stelle der nach chinesischer Etiquette unsichtbaren Hausfrau vertraten. Unter dem Lichtmeere der Hängeleuchter und Kandelaber sprühten die großen Diamanten und Brillanten, mit welchen sich die Damen reichlich geschmückt hatten, in allen Farben des Prismas. Im Speisesalon erblickte man eine Unzahl buntgefärbter Gerichte, hergestellt aus den ekelerregenden Ingredienzien der chinesischen Kochkunst, sie beleidigten das Auge durch die Farbe, die Nase durch das unsagbare Parfüm, das ihnen entströmte. Das Service bestand aus schwerem Silber. Besser stand es mit den Getränken; da waren alle Alkohol enthaltenden Gebräue, vom Gin angefangen bis zum echten Champagner, vorhanden. Nach aufgehobener Tafel wurde getanzt, die Musikkapelle von Daraga, welche schon während des Soupers ihre Weisen hatte ertönen lassen, rückte in den Salon vor und mit einer wahren Leidenschaft wurde nun dem Tanze gehuldigt, Walzer wechselten mit spanischen Tänzen, der Jota, Habanera ꝛc. ab.

Mit den Wilden der Provinz konnte Montano sich weniger beschäftigen, da die schon erwähnten Atas vom Berge Isarog sich empört hatten, doch konnte er zwei Gefangene, welche diesem den Tagalen und Bicols nahe verwandten Stamme angehörten, untersuchen. Nach Montano's jedenfalls irriger Ansicht bezeichnet Ata nur die Lebensweise, nicht die Rasse (die Negritos der Philippinen werden im gesammten Archipel von den verschiedenen Dialektstämmen: Ata, Aëta, Eta, Ita genannt). Bei den Thermen von Tibi wohnen auch Negritos, welche aber mit Bicols gemengt sind.



Der Vulkan Mayon, von der Casa Real in Albay aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Der Golf von Albay zeichnet sich besonders in seinem südlichen Theile durch die herrlichen Reize aus, womit die Natur diese klippenreichen Gestade ausstattete. In den Bergen traf Montano tiefe Schluchten, welche durch die lianenumschlungenen hohen Ficus- und Dipterocarpusbäume wie Tempel erscheinen. Die Berg- und Hügelgipfel präsentiren sich wie ein zu Stein gewordenes stürmisches Meer, das mit seinem erstarrten Wogengange den Mayon oder den Bulusan bedroht. Besonders die letzten Stunden der Nacht sind von sinnberückender Schönheit, so daß der neuangekommene Reisende zu träumen glaubt.

Die Provinz Albay ist, wie die gesammte Halbinsel Camarines, sehr höhlenreich. Da in vielen dieser Grotten sich alte heidnische Begräbnißplätze vorfinden, wie dies die Funde Jagor's im Bisayer-Archipel ꝛc. beweisen, war Montano eifrig bemüht, eine solche Höhle aufzufinden, zumal er die Gewißheit besaß, daß derartige Felsengräber am Golfe von Albay vorhanden wären. Das war aber keine so leichte Sache, denn die durch die Annahme des Christenthums nicht ausgerottete Scheu vor den Begräbnißstätten

der heidnischen Ahnen, deren Seelen eine Entweihung ihrer Ruhestätte ahnden, hielt die Eingeborenen ab, die Reisenden zu den verborgenen Stätten zu führen. Endlich erhielt man die Nachricht, daß auf der Insel Cagraray das



Ein Theil der Provinz Albay nach einer unpublicirten Karte des Obersten Don José Maria de Penaranda.

Markt in Daraga. (Nach einer Skizze Montano's.)

Gewünschte zu finden wäre. Um etwaige Hindernisse, die der Aberglauben der Eingeborenen den Absichten der Franzosen entgegenstellen konnte, durch seine Gegenwart zu beseitigen, beschloß der Gouverneur Alvarez Guerra, sich an

der Expedition zu betheiligen. Ein Regierungsboot (Falúa) von zwölf Riemen trug, von einer leichten Brise begünstigt, die Reisenden bald nach dem Eilande; das ersehnte Ziel war aber schwer zu finden, denn eine dichte Vegetation verhüllte das Land vor den Blicken der Suchenden. Erst nach 1½ stündiger Rundfahrt um die Insel erblickte man bei der an der Südseite gelegenen Punta Cagraray Anzeichen, daß hier das Gehoffte zu treffen wäre. Man landete und nach kurzem Suchen fand man in der That den Eingang zu einer Höhle, in die man nach Hinwegräumung der vorgelagerten Felsblöcke eindrang. Die stalaktitenreiche Grotte war hoch und geräumig; im Halbdunkel lagen hier Gebeine und Schädel auf dem Boden, sämmtlich Menschen angehörig, von Thierknochen wurde nur der Humerus eines Flatterthieres gefunden. Auch chinesische Porcellangefäße, für die Reisgabe des Todtenopfers bestimmt, waren vorhanden. Im Hintergrunde der Höhle lag einer jener Mörser, welche zum Reisenthülsen verwendet werden. Von der Grotte aus hat man eine herrliche Aussicht auf die benachbarten Küsten von Batan und Rapu-Rapu, sowie das unendliche Meer. Mit reicher Beute verließen die Forscher den alten Todtenplatz; mit Grauen und Unwillen sah die eingeborene Bemannung des Regierungsbootes der Einschiffung der unheimlichen Ladung zu; denn wenn auch das Christenthum bereits seit mehr als drei Jahrhunderten hier die herrschende Religion geworden ist, so hat sich bei allen Malaien des Archipels eine tiefe Scheu vor den Begräbnißplätzen der heidnischen Zeit erhalten. Denn die Leichen der Vornehmen und großen Krieger wurden mit Vorliebe an den Ufern des Meeres bestattet, besonders gern an in die Augen fallenden Klippen, wie dies hier auch der Fall, damit die Vorüberfahrenden den Anitos (Geistern der Verstorbenen) ihre Huldigung in Gestalt von Speisegaben oder Pfeilschüssen darbringen könnten. Als die Brise, welche sie Morgens nach Norden getragen, jetzt durch ihr Anschwellen die Heimkehr der Gesellschaft verzögerte, da glaubten die Matrosen, die ob dem Frevel an ihren Gebeinen empörten Geister wollten die pietätlosen Fremden bestrafen; doch langte man glücklich in Legaspi an. Als aber der chinesische Koch des Gouverneurs, welcher an jener Expedition theilgenommen hatte, nachträglich erkrankte, da entstand Aufregung unter den Bicols, welche diesen Zufall mit der Profanation jener Stätte in Zusammenhang brachten. Einem andern Aberglauben begegnete Montano, als er zu einem Kranken gerufen ward: man hatte unter der Veranda des Hauses einen schwarzen Schmetterling und zwei Fledermäuse erwischt und hielt dies für das sichere Anzeichen des Todes. Als die Operation gelang, schrieb man die Genesung nur den kräftigeren Beschwörungsmitteln zu, welche der Fremde heimlich gegen den bösen Zauber angewandt hätte.

Unter den Indianern von Guiana.

II. (Schluß.)

Um nun das Leben eines Indianers von seinem Eintritt in die Welt zu schildern, sei zunächst gesagt, daß wir auch hier die sonderbare, aber vielen rohen Völkern verschiedener Weltgegenden eigene Sitte der „couvade“ finden. Noch vor der Geburt des Kindes enthält sich der Vater eine Zeit lang gewisser Fleischspeisen, während die Frau bis wenige Stunden vor ihrer Niederkunft ihre gewöhnliche Arbeit verrichtet. Dann geht sie allein oder mit einigen anderen Weibern in den Wald, macht sich ein Lager zurecht und kommt dann einige Stunden nach der Geburt des Kindes wieder zurück an ihre gewöhnliche Arbeit. Der Vater legt sich statt dessen als Wöchner hin, wird sorgsam gepflegt, und vermeidet den Genuß gewisser Speisen, das Rauchen, Waschen, Berühren von Waffen. Wie Schomburgk (Reisen in Britisch-Guiana, Leipzig 1847) berichtet, soll er sich sogar nicht einmal seiner Nägel zum Kratzen bedienen dürfen, sondern einen Span aus einer bestimmten Palme dazu gebrauchen. Dieser Zustand dauert Tage und Wochen. Für diese eigenartige Sitte, durch deren Befolgung E. im Thurn mehrmals der Dienste seiner besten Jäger und Ruderer verlustig ging, hat er folgende Erklärung: Die couvade scheint als Grundidee die Existenz eines geheimen Konnexes zwischen Vater und Kind zu haben, derart, daß wenn der Vater in der ersten Zeit nach der Geburt des Kindes eine der Vorschriften dieser Sitte nicht befolgt, das Kind dadurch Schaden erleidet. Wenn er z. B. das Fleisch eines Nagethieres mit stark vorspringenden Zähnen genießt, so würden die Zähne des Kindes wie die dieses Thieres wachsen; ißt er das Fleisch eines gefleckten Thieres, so würde die kindliche Haut Flecken bekommen. In ähnlicher Weise hat man sich die übrigen Regeln der couvade zu erklären[1]).

Das Kind wird bis zum 3. und 4. Jahre gestillt; ist dies bei mehreren zugleich vorzunehmen; so soll die Großmutter zuweilen bei den älteren Kindern aushelfen. Fast immer, auch bei der Arbeit, trägt die Mutter das kleine Kind in einer um den Nacken oder die Schulter gehängten Hängematte mit sich herum. Die Eltern sind sehr zärtlich zu den Kleinen und mißhandeln sie nie. Wachsen sie heran, so richten sich die Spiele der Knaben schon auf die Nachahmung von Jagd und Fischfang und die Beschäftigung der Mädchen besteht in der Unterstützung der Weiber in häuslichen Geschäften. Jedes Kind hat zwar bald nach der Geburt schon einen Eigennamen erhalten, der meist dem Pflanzen- oder Thierreiche entnommen ist, wie Nachtaffe, Eule, Tabakblüthe u. s. w., doch werden diese Namen wenig angewendet. Man geht hierbei von dem Gesichtspunkte aus, daß der Name einen Theil des Menschen darstellt und daß, wer den Namen kennt, den Träger desselben in gewisser Beziehung in seiner Gewalt hat. Deshalb vermeidet man es geradezu, den Namen zu nennen und redet

---

[1]) Die couvade findet sich bei Völkern verschiedenster Weltgegenden; so berichtet van der Burg („De Geneesheer in Nederlandsch-Indie“ vgl. „Globus“ Band XLIV, Seite 46) über dieselbe Sitte, wie er sie auf den Inseln des ostindischen Archipels gefunden hat. Eine andere Erklärung, als die oben gegebene, ist übrigens die: Da die Frau durch die Niederkunft mehr oder weniger geschwächt ist und den Einflüssen der bösen Geister dann weniger Widerstand zu leisten vermag, so sucht der Mann die Aufmerksamkeit dieser Geister von ihr abzulenken, indem er sich selbst krank stellt.

sich gegenseitig nur mit dem Verwandtschaftsgrade oder anderen allgemeinen Eigenschaften: Bruder, Mutter, Knabe, Mädchen, Gefährte u. s. w. an. Im Verkehr mit Europäern bittet der Indianer diese, ihm einen Namen zu geben, den er dann auch beibehält. Ist dieser einfacher, etwa John, Peter &c., so behält er ihn allenfalls im Gedächtniß, sonst läßt er sich die schwieriger auszusprechenden oder zu behaltenden Namen auf ein Papierchen schreiben, welches er sorgfältig verwahrt und beim Zusammentreffen mit anderen Europäern auf die Frage nach seinem Namen statt der Antwort vorweist.

Kommt das Alter der Mannbarkeit, so wählt der junge Mann nach gewissen schon besprochenen Regeln seine Weiber. Schon vorher kann er verlobt gewesen sein, ohne die Verlobte gerade zur Frau nehmen zu müssen; er verlangt sogar alles, was er ihr früher an Perlen und sonstigem Schmuck geschenkt hat, zurück. Ein weiterer dunkler Punkt im Frauenleben ist der, daß das Mädchen ihrem Bewerber von den Eltern meist verkauft wird; ist die Ehe geschlossen, so zieht der Mann mit seinem Besitzthum in das Haus des Schwiegervaters, den er als sein Haupt und als seinen Dienstherrn ansieht. Nach dessen Tode verlassen die ihm unterstellt gewesenen Familienväter dessen Haus, bauen sich jeder einzelne neue Wohnungen und bilden den Kern für eine neue Niederlassung. Bei allen Stämmen findet sich in größerer oder geringerer Verbreitung Polygamie.

Schon früh unterliegt der Indianer bei seiner schwachen Konstitution den schädlichen Einflüssen seiner Lebensweise; meist erfolgt der Tod an Dysenterie (Ruhr) oder Auszehrung. Das Alter genießt gar keine Achtung bei ihnen und wird von den jüngeren Angehörigen sogar roh und lieblos behandelt. Auch beim Tode ist kaum etwas von Trauer oder Ernst bei den Verwandten zu bemerken; die Bestattung selbst ist ein Freudenfest. Sie geschieht durch Vergraben der Leiche in der früher bewohnten Hütte in sitzender oder aufrechter Stellung; darüber wird ein Feuer angezündet und unter Tanzen, Trinken und Singen werden die guten Eigenschaften des Verstorbenen verkündet; dann wird das Haus für immer verlassen. Mit diesem Brauche hängt es zusammen, daß man so außerordentlich viele verlassene und verfallene Indianerhütten antrifft. Das Grab selbst wird stets als heilig betrachtet.

Die Hauptbeschäftigung des Mannes ist die Jagd, der solche Wichtigkeit beigelegt wird, daß sogar der Rang des Häuptlings nach der Tüchtigkeit als Jäger erworben wird. Furchtsam, wie der Indianer ist, geht er niemals allein auf die Jagd, und nimmt, wenn er einen männlichen Begleiter nicht finden kann, sein Weib, seine Mutter, oder gar sein Kind mit hinaus, um wenigstens noch ein Paar Augen um sich zu haben, die eine nahende Gefahr bemerken könnten. Die eigentlichen Waffen sind Bogen, Pfeile und Blasrohr, doch geht jetzt das Streben jedes Indianers dahin, durch Arbeit so viel zu verdienen, daß er sich eine Flinte verschaffen kann. Manche, besonders die Macusis, haben vergiftete Pfeile, und bereiten sich hierzu selbst ein vegetabilisches Gift (ourali genannt), welches, ins Blut gebracht, herzlähmend wirkt. Mit dem Blasrohr von 9 Fuß Länge werden mit wunderbarer Sicherheit vergiftete, 5 bis 6 Zoll lange Holzpfeile auf eine Entfernung von 40 bis 50 Fuß geschossen und besonders Vögel damit erlegt.

Indem so der Mann für die Herbeischaffung der animalischen Nahrungsmittel durch Jagen und Fischen Sorge trägt, ist es Sache der Frau, die pflanzlichen Produkte dazu zu liefern und außerdem die Zubereitung der Gerichte zu übernehmen. Kochen würde für den Mann eine Schande sein, das Brotbacken kann er gar nicht. Auf Expeditionen begnügt er sich daher auch mit der allerprimitivsten Ernährungsweise, und genießt das Fleisch gewöhnlich halbroh, nachdem er es an einem Stabe etwas ins Feuer hineingehalten hat. Zum Glück für die vielbeschäftigten Weiber ist der Speisezettel ein sehr einfacher und besteht meist aus dem „Pfeffertopf“ und Cassavabrot. Es wird zur Bereitung des ersteren das nöthige Fleisch oder auch Fisch mit Pfeffer und „cassareep“ (einer aus Cassavamehl gewonnenen dicklichen Flüssigkeit von Syrupkonsistenz) in einen Topf gethan und zu einer dicken Suppe gekocht; der Topf wird nie leer gegessen, sondern immer wieder nach Bedarf neues Fleisch zu dem Reste gefügt und wieder gekocht. Das Essen ist auf diese Weise, da es nur etwas gewärmt zu werden braucht, stets in wenigen Minuten fertig; ist der Mann hungrig, so facht die Frau das Feuer an, setzt den Topf einige Minuten hinein, und der Mann ißt dann das Gericht gewöhnlich in der Hängematte liegend, indem er Stückchen Cassavabrot hineintaucht und diese verzehrt. Niemals essen die Weiber zugleich mit den Männern, sondern machen dies während des Kochens mit ab. Die jedesmal genossene Quantität ist nur gering; nach beendetem Mahle rollt der Mann wieder in die Hängematte zurück und die Weiber räumen die Reste ab. Daß diese letzteren nicht verderben, hängt mit der fäulnißwidrigen Wirkung von cassareep zusammen. Die nothwendige Zuthat zum Pfeffertopf, das Cassavabrot, wird auf eine eigenthümliche Art von den Weibern aus den Wurzeln der Cassavapflanze (Manihot utilissima) in Form flacher Kuchen gebacken. Dieses Brot benutzt man weiterhin zur Herstellung eines alkoholhaltigen Getränkes, des paiwari, welches von Groß und Klein jederzeit genossen wird. Zu dessen Bereitung wird recht scharf gebackenes oder vielmehr schwarz gebranntes Cassavabrot zerkleinert, mit Wasser in einem Krug angesetzt, die darin schwimmenden größeren Stücke von den Weibern gekaut und wieder hineingethan, die schwach gekochte Masse gährt dann einige Tage, welcher Proceß durch das Kauen jedenfalls beschleunigt wird, und wird dann noch durch Zucker versüßt. Man gewinnt so eine milchkaffeeartige Flüssigkeit von leicht säuerlichem, nicht gerade unangenehmem Geschmack. Anderwärts bereitet man statt dessen ein anderes Getränk („casiri“), aus Kartoffel, Mais, Zuckerrohr und Cassava, welches von schöner blaßrother Färbung ungefähr wie dünner Rothwein schmeckt. Eine große Vorliebe besitzt der Indianer für Salz, welches viel von England und Brasilien aus eingeführt wird; es bildet einen Bestandtheil des Pfeffertopfes, jedoch nie des Brotes, wird aber andererseits von Kindern wie bei uns Zucker massenhaft pur gegessen.

Außer den besprochenen alltäglich üblichen Nahrungsmitteln giebt es andere, welche mehr den Charakter von Delikatessen haben oder nur im Nothfalle gegessen werden, und zwar gehören dazu besonders Eier, Insekten und Früchte. Vogeleier werden so gut wie nie genossen, wohl aber solche von Schildkröten, Eidechsen, seltener von Krokodilen. Von Insekten werden Ameisen, Termiten, Heuschrecken, Käfer u. a., häufig gleich Händevoll davon, verzehrt. Unter den Früchten sind besonders die gewisser Palmenarten beliebt; außerdem wird auch aus dem Safte von Palmen ein gegohrenes Getränk gewonnen. Wilden Honig, der massenhaft vorkommt und sich von dem bei uns erzeugten durch seine flüssige Beschaffenheit und säuerlichen Geschmack unterscheidet, trinkt man gleichfalls mit Wasser verdünnt.

Ihre einfachen Hausutensilien, Waffen und Schmuckgegenstände machten sich früher die Indianer alle selbst,

kommen jetzt aber in mancher Beziehung davon ab, weil sie die europäischen Erzeugnisse besonders die Waffen bei sich einzuführen wünschen. Mit leichter Mühe, meist durch eine geringe Arbeitsleistung, erlangen sie ein europäisches Gewehr, wenn auch gerade keins von den besten, denn die meisten der zu diesem Zwecke importirten Gewehre haben den Werth von 1 bis 2 Pfund Sterling. Im Uebrigen ist es eine Eigenthümlichkeit, daß verschiedene Erzeugnisse von verschiedenen Stämmen fast ausschließlich, weil am besten, hergestellt werden, so gelten z. B. die Warraus als die besten Bootbauer, die Macusis als die Lieferanten des Pfeilgiftes (ourali) und der besten Hängematten, die Arecunas haben gleichsam das Monopol für Blasrohre, weil die das Material hierzu liefernde Palme in ihrer Heimath, an der Grenze von Venezuela, wächst. Die besten Töpferwaaren werden von den Kariben fabricirt und, obgleich sie nur mit der Hand nach dem Augenmaß geformt sind, sind sie doch fast so vollkommen wie die auf der Töpferscheibe angefertigten. Nachdem kurz erwähnt worden, daß Korbflechtereien, Gespinnste, Gewebe, dann Boote und das sonst zur Schiffahrt Gehörige, ferner Kriegswaffen und Musikinstrumente gleichfalls von den Indianern selbst gefertigt werden, sei noch auf die Bereitung des ourali näher eingegangen. Unter mancherlei Ceremonien werden die verschiedenartigsten Ingredienzien, Rinden, Wurzeln, Pfeffer, Ameisen, Schlangengift mit Wasser 24 Stunden lang bis zur Syrupskonsistenz zusammengekocht. Das Wasser wird ziemlich weit hergeholt und während des Herbeischaffens alle paar Schritte auf den Boden gesetzt, denn, sagt der Indianer, ein mit dem Giftpfeil getroffener Vogel soll nur soweit noch fliegen, wie das dazu verwendete Wasser ohne Pause getragen worden ist. Nachdem das Gift durch verschiedene andere Zusätze noch dicklicher, etwa wie eine feste Gallerte, geworden ist, wird es in kleine Kürbisse gepackt und so verkauft. Seine Güte wird durch ein Experiment mit einem Vogel nachgewiesen, der nach leichter Verletzung mit einem vergifteten Pfeile nach 6 Minuten zu leben aufhören muß. Die wirksamen Bestandtheile rühren ohne Zweifel von der Rinde verschiedener Strychnosarten her, die den Haupttheil der abzukochenden Ingredienzien bilden.

Der Gebrauch des Tabaks ist bei den Männern allgemein und auch fast jeder Knabe raucht. Die abgepflückten Blätter werden oft in Honig getaucht und in Bündeln unter dem Dache der Hütte zum Trocknen aufgehängt; dann wird der in seiner Qualität verschiedene, manchmal aber vortreffliche Tabak in das innere Rindenhäutchen verschiedener Palmen eingewickelt und in Form von Cigaretten geraucht.

Die gegenseitige Abneigung der verschiedenen Stämme unter einander zu nähren, dazu trägt sehr das sogenannte Renaima-System bei. Man versteht nämlich unter Renaima den Ursprung jeglichen Uebels, sei dies Unglück, Krankheit, Tod oder ein sonstiges Geschick, mag es durch die Schuld eines andern Menschen verursacht sein oder durch den Willen eines außerhalb der Menschheit stehenden Wesens. Es kann also Renaima sowohl ein Mensch sein, der einem andern Böses zufügt, als auch ein böser Geist, der mit Krankheit und anderm Uebel den Stamm heimsucht, wie auch ein Thier, besonders der Jaguar (Tiger genannt), oder ein Sturm, Fluß u. s. w. Jedenfalls aber vermuthet man den Renaima stets als von einem andern Stamme gesendet oder ihm angehörig, und darin liegt der Hauptanlaß zu gegenseitigem Haß und Mißtrauen. Derjenige, welcher diesen Geistern gegenüber Macht hat, ist der peiman, welcher Arzt und zugleich Priester und Magier ist, und möglichst aus solchen gewählt wird, welche an epileptischen Anfällen leiden. Allerdings muß er eine strenge Vorbereitungsschule durchmachen, ehe er mit dem Amte betraut wird, muß fasten, große Wanderungen durch die Wälder allein und ohne Waffen unternehmen und u. a. sich auch daran gewöhnen, reizende, narkotische Mittel (Tabakjauche in Wasser) in großen Quantitäten zu genießen. Dies letztere spielt nämlich bei den Geisterbeschwörungen eine große Rolle, die sonst in einem Frage- und Antwortspiel bestehen, indem der Medicinmann mit Donnerstimme dem Geist Fragen stellt, die dieser dumpf und zwar vermöge der Bauchredekunst des Fragenden beantwortet. Manchmal ist ein Renaima auch eine Pflanze, ein Stein oder Fluß, indem der böse Geist in diese Dinge der Natur eingedrungen ist. Alles, was der Indianer mit seinen Augen wahrnimmt, denkt er sich aus zwei Theilen bestehend, dem Körper und dem Geist, welche auch wieder getrennt von einander existiren können. Da es nun seiner Vorstellung nach in seiner Umgebung fortwährend von Geistern wimmelt, so ist es kein Wunder, daß er sich aus Furcht nicht leicht dazu entschließt, ohne einen Feuerbrand mitzunehmen, sich von seiner Hütte weg in die Dunkelheit der Nacht zu begeben. Nach dem Tode leben die Geister in einer andern körperlichen Form und in einem andern Lande der Erde fort, wo ihnen bisher feindliche Stämme als Sklaven dienen und die einzige Beschäftigung in der Jagd besteht. Da alles sichtbare Wesen aus einem Körper und einem Geist besteht, und diese Geister sich nur durch ihre größere oder geringere Kraft unterscheiden, ohne daß der eine dem andern untergeordnet wäre, so giebt es bei den Indianern den Begriff eines höhern Wesens in unserm Sinne nicht. Wenn sie von dem „Alten im Himmel“ oder „unserm Vater“ sprechen, so meinen sie damit zweifellos nur einen ihrer Vorfahren, der schon im Lande der Seligen weilt.

In ihrer Beziehung zu den geistigen Wesen unterscheiden sie nun gute und böse Geister, von denen die letzteren fortwährend das Bestreben haben, den Menschen und anderen Geschöpfen Leid zuzufügen, während die ersteren sich mehr passiv verhalten. Deshalb nimmt der Indianer alles Gute, was ihm zu Theil wird, als selbstverständlich oder als das Resultat seiner eigenen Handlungsweise entgegen, betrachtet aber andererseits alles Uebel als zugefügt von übelwollenden Geistern; er hat also keinen Grund, sich die Gunst der guten Geister zu erwerben, wohl aber alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit der Bösen auf ihn lenken könnte. Er vermeidet deshalb die Erwähnung gewisser Felsen und anderer Dinge in der Natur, den Genuß des Fleisches gewisser Thiere, besonders aller derer, welche im Lande nicht einheimisch, sondern importirt sind, z. B. Ochsen, Schafe, Geflügel, offenbar in der Idee, daß etwas Fremdes und Ungewöhnliches eher von einem bösen Geiste beseelt ist; im alleräußersten Nothfalle würde solches Fleisch dadurch genießbar gemacht werden können, daß ein peiman oder eine alte Frau den bösen Geist durch öfteres Blasen darauf aus demselben vertriebe. Im Zusammenhang damit steht die ganz allgemeine Sitte, beim erstmaligen Passiren eines Kataraktes, beim ersten Anblick eines fremden Ortes, und jedesmal, wenn man einen der später zu beschreibenden mit Skulpturen versehenen Felsen oder eigenthümlich gestalteten Berge zu Gesicht bekommt, sich rothen Pfeffer (capsicum) in die Augenlider zu reiben, um die Mißgunst der hier hausenden Geister von sich abzuwenden. Außerdem wird der Name der verhängnißvollen Stelle nicht genannt, und da in Folge der heftigen Augenreizung es dem Indianer nicht möglich ist, etwas davon zu sehen, so mag er dieselben Beweggründe dabei haben,

wie der Vogel Strauß, der angeblich sich dem Jäger dadurch verbirgt, daß er seinen Kopf in den Sand steckt, um den Jäger selbst nicht zu sehen. Bei dem Versuche, Indianer zu photographiren, waren diese Ideen recht störend; sobald die Klappe des Apparates entfernt wurde, hielten sie die Hände vor ihre Augen, damit der in dem Kasten befindliche und mit seinem großen Auge aus demselben herausschauende böse Geist sie nicht sehe.

Die in Guiana verbreiteten Lehren über die Herkunft des Volkes weichen bei den verschiedenen Stämmen etwas von einander ab. Bei den Arawaks geht der Glaube, daß vor der Existenz von Menschen ein Wesen Zweige und Rinde eines Baumes abgebrochen und um sich herumgeworfen habe, wobei dann ein Theil in Vögel, ein anderer, der in Wasser fiel, in Fische und die übrigen in Thiere und Menschen verwandelt wurden. Die Warraus erzählen ihre Urgeschichte anders; sie beginnen sie da, wo ihre Urahnen noch im „Himmellande“ wohnten; es verfolgte einer von ihnen, ein ausgezeichneter Jäger, mehrere Tage lang einen Vogel, ohne ihn zum Schuß zu bekommen. Endlich gelang es ihm, denselben zu treffen, doch stürzte der Vogel in eine tiefe Grube und war anscheinend verloren. Als der Jäger hineinblickte, sah er tief unten Tageslicht und zu seinem Erstaunen vierfüßige Thiere herumwandeln, was ihn bewog, mit Hilfe seiner Stammesgenossen an einem langen Seile hinabzuklettern. Von hier brachte er so reichliche und wohlschmeckende Jagdbeute mit herauf, daß die Warraus beschlossen, einmal mit hinunter zu gehen. Ein Theil war schon unten, da blieb eine Frau, welche nach Einigen sich in anderen Umständen befand, nach Anderen überhaupt sehr korpulent war, in der engen Oeffnung stecken, und obgleich man von oben und unten her Luft zu schaffen versuchte, gelang es nicht, sie von der Stelle zu bewegen. So mußten die bereits herabgestiegenen Warraus unten bleiben. Die Kariben erzählen dieselbe Geschichte über ihre Herkunft mit der Modifikation, daß sie als Grund ihres Herabsteigens aus dem „Himmellande“ angeben, daß sie das Land auf der Erde hätten reinigen wollen, eine Wendung, die ihre Erklärung darin findet, daß die Warraus recht wenig, die Kariben sehr auf Reinlichkeit halten. Jene erzählen eine weitere Geschichte über den Ursprung der Kariben. In einem Teiche badeten zwei Warrau-Weiber, als die eine davon einen aus dem Wasser hervorragenden Baumstumpf berührte; dieser umschlang sie sofort und machte sie zu seinem Weibe. Als sie nach einiger Zeit ein Kind gebar, wollten die Brüder der Frau, eifersüchtig auf die Ehre ihrer Schwester, jenes tödten, standen jedoch von ihrem Vorhaben ab. Als nun das Kind trotzdem bald starb und die Schwester wieder auf die gleiche Weise wie das erste Mal eines Knaben genas, verbarg sie ihn, eingedenk der früheren Drohungen ihrer Brüder, im Walde. Diese entdeckten ihn aber und schossen Pfeile auf ihn ab, ohne ihn zu tödten. Der Knabe wuchs unter der Pflege seiner Mutter heran, fiel aber wieder in die Hände von deren Brüdern, die seinen Körper zerstückelten. Aus seinem Grabe erstand ein Indianer, viel mächtiger und stärker als je ein Warrau gewesen, der erste Karibe, der wie seine Nachkommen ein steter Feind der Warraus und zu ihrer jetzigen trostlosen Lage die Veranlassung war. Diese Geschichten, ferner eine Anzahl Fabeln, historische Legenden, Erlebnisse im Kriege und auf der Jagd bilden den Stoff für die Unterhaltung der Indianer unter einander, die sie, wie oben geschildert, in ihren Hängematten liegend sowohl am Tage wie in der Nacht führen.

Unter den Resten einer früheren Kultur sind zunächst die Malereien und Skulpturen an Felsen zu erwähnen. Man muß bei den Indianern nicht viel von der Erinnerung an die Vorfahren erwarten; sie wissen gewöhnlich gerade noch, daß der betreffende eigene Vater ein renommirter Jäger auf Tiger, Schlangen u. s. w. war, erinnern sich aber kaum noch oder gar nicht des Großvaters. Das ist mit ein Grund, weshalb die Ueberbleibsel vergangener Zeiten bei den Indianern selbst keine genügende Erklärung finden, und so verhält es sich auch mit den erwähnten Felsen. Manche sagen, daß „Gottes Sohn“, als er auf Erden wandelte, die Malereien und Skulpturen mit seinem Finger auf den Steinen angebracht habe, offenbar eine in späterer Zeit unter dem Einfluß des Christenthums geschaffene Erklärung. Humboldt erfuhr am Orinoko darüber, daß sie von den Vorfahren aus einer Zeit stammten, wo diese in Folge Hochwassers mit ihren Booten die jetzt zum Theil unzugänglichen Stellen erreichen konnten. Die Bildwerke sind entweder mit rother Farbe gemalt oder, muthmaßlich mittels Steinwerkzeugen, eingehauen oder mit Stein und Sand eingeschliffen. Sie bestehen aus einzelnen Figuren verschiedener Größe, in einem Falle bis zu 13 Fuß Länge und $5\frac{1}{2}$ Fuß Breite; Menschen und Affen werden oft nach einer gleichen Auffassung, wie wir sie bei unseren Kindern sehen, mit wenigen Strichen dargestellt, dann Schlangen und andere Thiere, ferner sehr einfache Kombinationen von zwei oder drei Strichen oder Kurven zu einer Figur. Wird hiervon vielerlei zusammen gefunden, so beträgt die Größe jeder einzelnen Menschen- oder Thierfigur etwa 12 bis 18 Zoll. Der Hauptfundort so bearbeiteter Felsen ist in der Nähe von Wasserfällen und Katarakten. Entgegen der Ansicht Richard Andree's (Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878) hält E. im Thurn die in der ganzen Welt gefundenen „Steinritzungen“ nicht für das Produkt müßiger Langeweile oder des knabenhaften Strebens, sich durch Schrift und Bild zu verewigen; er glaubt vielmehr, daß sie bestimmte Vorstellungen andeuten sollen, die eben nach einem ungebildeten Auge und nach simpeln Begriffen geformt sind, wie dies Andree auch betreffs der in Northumberland gefundenen Steinritzungen anzunehmen geneigt ist. Daraus, daß sich manchmal auch Schiffe von einer im 16. Jahrhundert in Europa üblichen Bauart auf den Felsen abgebildet finden, schließt E. im Thurn, daß die Skulpturen aus der Zeit nach der ersten Ankunft der Europäer stammen. Möglich ist es auch, daß dieselben einen schwachen Zusammenhang mit mexikanischer Kultur haben, da manche der Figuren in Guiana mit solchen in Mexiko gefundenen große Aehnlichkeit zeigen.

Weitere Ueberbleibsel aus der Vorzeit sind die „shell-mounds“, wörtlich Schalenhaufen; es sind dies Haufen von ungenießbaren Ueberbleibseln der Nahrung, also zunächst der Schalen von shell-fish-Schalthier (Austern, Krebs ꝛc.), dann Gräten, Thierknochen u. s. w. Dann wurden auch unbrauchbar gewordene Geräthschaften, Waffen u. a. darauf geworfen. Ein solcher Haufen war meist für eine ganze Niederlassung gemeinsam und ging von der Nothwendigkeit aus, daß alle scharfen und spitzen Gegenstände, welche die bloßen Füße der Indianer hätte verletzen können, beseitigt werden mußten. Die Größenverhältnisse der Haufen sind verschieden, der zu Warramoori ist ungefähr 20 bis 25 Fuß tief und 130 Fuß breit, der zu Sireeki, der größte bekannte, soll 250 Fuß lang, 90 Fuß breit und 20 bis 25 tief sein; den Schalenhaufen zu Piracea hat E. im Thurn selbst auf 38 Fuß im Durchmesser bei nur 4 Fuß Tiefe bemessen, so daß dieser der kleinste bis jetzt bekannte sein würde. Sie stimmen in der Art der Anlage und ihrem Inhalte nach alle überein, und enthalten neben schichtweise über einander liegenden Schalenmengen (meist von Neritina

lineolata) Fischgräten, Thierknochen, Waffen, scharfkantige Quarzstücke, selten auch silbernen Schmuck, zierlich aus Knochen geschnitzte Gegenstände, nur in einem Falle ein zerbrochenes Thongefäß. Was besonders wichtig ist, ist der Fund von einzelnen Menschenknochen, nicht etwa im Ganzen als Skelett, und zwar waren diese Knochen gespalten, offenbar zur Herausnahme des Markes. Aus dem letztern Umstande geht hervor, daß zur Zeit der Anlage der Haufen ein gewisser Grad von Kannibalismus daselbst herrschte. In sehr geistreicher Weise liefert E. im Thurn durch Zusammenstellung aller darauf bezüglicher Momente den Beweis, daß die Schalenhaufen nicht von Ureinwohnern des Landes, sondern von Eingewanderten angelegt wurden, daß ferner diese von der See her und zwar von den Antillen ins Land kamen und später als Kariben einen besondern Stamm hier bildeten. Deshalb sind auch nur in der Nähe des Pomeroon nordwärts bis zum Orinoko diese Ueberreste vergangener Zeiten, ungefähr acht an der Zahl, gefunden worden, die übrigens interessante Aufschlüsse über eine frühere Kulturepoche geliefert haben. Den in ihnen gemachten Funden verdanken wir besonders auch die Kenntniß der veralteten Steinwerkzeuge und Steinwaffen, von welchen sich auch jetzt noch einzelne Exemplare im Besitz der Indianer von Guiana, die sie fast wie Heiligthümer verehren, finden.

Das sehr interessant und geistvoll geschriebene Werk E. im Thurn's bietet außer dem hier kurz Erzählten besonders dem Naturforscher und Ethnologen auf allen Gebieten eine Fülle werthvoller Beobachtungen.

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger**.

IV.

Am 9. August fuhr ich in Ilok ein, dessen breite Straße mit der Allee vor den Häusern wieder wie in vielen schon genannten Orten gar bekannt erscheint. Dieser Theil des Marktfleckens, mit der Kavana („Kaffeehaus“ nennt man in allen folgenden Ortschaften das Gasthaus), der Pfarrkirche, dem Franziskanerkloster und dessen Kirche, sowie dem Schlosse des Fürsten Odescalchi und den Resten der Burg ist der hübschere und zugleich hochgelegene Theil, während der andere unterhalb des Schloßberges sich ausbreitet. Der obere „Stadttheil“, wie man ihn nennt, enthält recht hübsche, meist aus Ziegeln gebaute Häuser und namentlich ist die Rundschau von mehreren Punkten aus auf Erdut, Sotin, Palanka und die dahin befördernde Dampffähre, Neusatz und die Fruška-gora sehr lieblich. Ringsum wechseln Weingärten mit Obstanpflanzungen ab. Die fruchtbaren Ackerfelder gegen Süden beherrscht ein hübsches fürstliches Landgut „Principovac“ auf einer Anhöhe.

Aus der alten Burg der einstigen Herzoge von Slavonien, der Herren von Ujlaky oder Ilok, die an Reichthum mit den Königen von Ungarn wetteiferten, ja einigen als Gläubiger dienten, wurde jetzt ein Steueramt. Gut erhalten ist der Theil mit dem runden Thurm, der nach Osten, und ein Theil der Festungsmauer, die nach Norden gekehrt ist. Alles andere liegt in Ruinen. Bemerkenswerth ist ein türkisches Badehaus und besonders ein türkischer Brunnen.

Das neue Schloß, dessen Hofseite mit dem vorspringenden Treppenhause an die italische Baukunst und die Renaissance streift, und ebenso alle Gemächer tragen die Spuren, daß die Herrschaft niemals oder höchstens nur vorübergehend hier wohnt. In den Zimmern findet man türkische Möbel, arabische Bücher aus dem 17. Jahrhundert, Gemälde von Familiengliedern, Bilder des Papstes Innocenz XI. aus der Familie der Odescalchi, dessen Herz, Milz, Mütze und Silbergeschirr. Im Treppenhause ist eine arabische Inschrift in die Wand gemauert, im Hofe ein großer Brunnen. Das oben erwähnte Itinerarium des Freiherrn Eberstein erwähnt, daß 1608 das Schloß bis auf den äußern Theil schon Ruine gewesen und durch vier auf einander folgende Thore über eine Brücke, die von der Südseite über einen tiefen Graben führte, zu erreichen gewesen sei. Die vorhandenen Gebäude zeugten noch von ihrer einstigen Schönheit. Unter der Burg wohnten, wie es im Texte heißt, Razen (Raizen) in elenden Hütten. In der Stadt wohnte Ali Pascha und mehrere Begs. Als Eberstein in die Stadt fuhr „auf zwei Kuthien“ (Kutschen), lud ihn der Pascha zu sich in sein hübsches, doch hölzernes Haus. Eberstein wurde bewirthet und mit Musik „der Zithern, Pfeifen und Hackbretter“ nebst Gaukelkünsten unterhalten und da „der Chiai von Ofen“ und „Habili Effendi, ein vornehmer Pfaff“, ebenfalls anwesend waren, „gab es keinen Wein“. Dach, Böden und Fenster der Burg waren eingebrochen, die Gräber in der Kirche aber noch ganz. Jetzt sind davon noch zwei Denkmäler der Familie Ujlak erhalten. Das des heiligen Ivan Kapistran, des muthigen Vertheidigers von Ilok, der hier lebte, starb und begraben liegt, konnte man nicht finden, trotz eifrigen Suchens. Sein Zimmer ist in eine stillose Kapelle umgewandelt, im übrigen ist die Kirche sehr baufällig und der reine, gothische Bau an den Fenstern, dem Thurm, den Pfeilern u. s. w. durch allerlei Zusätze verdorben. Das daranstoßende Kloster, eine Masse von Bauwerk, hat nichts Interessantes. Die einst große Zahl der Geistlichen ist auf einige Ordensbrüder eingeschränkt, denen die Größe ihres Klosters wegen der Erhaltungskosten zur Last wird. Die Grabmäler der Familie Ujlak zeigen gemeißelte Ritterfiguren; die in der rechts liegenden Kapellenwand trägt die Inschrift: Hic est sepultus illustris d̄is Lavrecius dux de Wiilak. Filī olim serenissī dn̄i Nicolai regis Bozne una cū cōsorte sua dn̄a Katherina F . . . acz qui obiit an̄o MCCCCC. In der Wand links ist eine ebenso gemeißelte Figur, die Schrift nicht leserlich, vielleicht das Grab des Nikolaus Ujlak oder des Hunjadi Johann, den man hier begrub. Außerdem liegt in der Kirche ein: „illm̄us dn̄us Michael lib: baro de Bergnakovich alias Grubissich de Plumbo syndicus et benefactor seraphicae religionis“ etc.

Die Iloker Klosterkirche wäre wohl einer gründlichen Fürsorge und Wiederherstellung, natürlich durch einen tüchtigen Baumeister, werth und hier könnte sich die

Familie der Odescalchi, die doch das Gut seit Leopold I. als Geschenk dieses Kaisers besitzt, ein großes Verdienst erwerben, umsomehr, da sie ja dem Lande der Kunst entsprossen und aus ihrer Mitte einen Papst hatte, einen Beschützer der Religion und Kirche. Die Revenüen Iloks sind es wohl werth, ein ehrwürdiges Denkmal der religiösen Baukunst vor dem Verfalle zu bewahren und ein gottgefälliges Werk zu üben.

Ilok besitzt den Ruhm einer glänzenden Vergangenheit; hier residirte der Herzog, hier war der Hof der Bischöfe von Sirmien, ein Augustiner- und ein Kloster des Ordens der heiligen Klara und das schon erwähnte der Franziskaner. Unterirdische Minen und Kellerräume zogen sich unter der Stadt dahin, in letzteren lagen viele Tausende von Eimern prächtigen Sirmiers und jetzt noch hat eine „Weingesellschaft" dahier ihre Keller und entfaltet ihre Thätigkeit zur Hebung der Weinkultur und zur Ausbreitung des Handels mit sirmischen Weinen.

Von den vier Kaisern, die Sirmien dem römischen Reiche schenkte, gestaltete namentlich Probus das Land zu einem Lustgarten, begünstigt durch das milde Klima und den fruchtbaren Boden. Er pflanzte auf den Hügeln und Bergen Reben, belebte die schönen Thäler, hegte die alten Eichenwälder, durchzog die Ebenen mit guten Straßen. Kein Wunder, daß die Franken beim Durchzuge im 9. Jahrhundert neben den seßhaften Slaven sich niederließen. Das Land bekam nach ihnen den Namen Francavilla, *Φραγγοχώρεον*, woraus „Fruška-gora" entstand. Byzantiner folgten auf die Franken, dann die Magyaren, endlich die Türken: alles ist dahin gegangen, die Schönheit des Landes aber blieb, und Ilok ist der schönsten Punkte einer. In der Umgebung, namentlich jenseits des Gebirges, weben die Bäuerinnen schöne Teppiche, die Männer tragen schön ausgenähte „Torbas" [1]) und ganz merkwürdig ausgesteppte „Kožuhs" [2]). Die Holzschnitzerei hier herum ist auf wenige Erzeugnisse beschränkt; die sonst eigenthümlichen Trachten weichen auch hier immer mehr fremden Elementen, worüber sich der Volkswitz in spottenden Liedern lustig macht und die Sucht der Bäuerinnen straft, die gerne modische Damentracht nachahmen.

„Ajde, care, pogodi,
Zašto žito nerodi.
A kako će da rodi,
Tunika je u modi.
Dok tunike nije bilo,
Žito još je sve rodilo."

Zu Deutsch:

„Wohlan, Herr Kaiser! kannst errathen,
Warum die Früchte nicht gerathen?
Weil „Tunika" den Sieg erworben,
Die Früchte sind im Feld verdorben.
So lang die „Tunika" man nicht erfand,
Da blühte auch der Weizen noch im Land."

Die Benutzung fremder Stoffe wird ebenso zum Gegenstande der beißenden Spottsucht, ein Beweis, daß noch Kern und Gefühl für Erhaltung des Einheimischen genug da wäre, wenn es nur die intelligenteren Klassen verstünden, diesen gesunden Sinn zu erhalten und anzuspornen; allein sehr oft trifft man gerade dort, wo man es nicht erwarten sollte, auf Gleichgültigkeit. Nicht minder erstaunt man, wenn es hier und da sogar einem katholischen Geistlichen einfällt, gegen die von Alters hergebrachten Schmuckgegenstände ganz origineller Art zu eifern, um damit die Gefallsucht und Eitelkeit abzutödten. Damit wird aber der Hausindustrie kein Dienst geleistet und der Eitelkeit, die sich mit fremden Moden zu genügen sucht, der Weg nicht verlegt. Vor zwei Jahren wurde eine Ausstellung von Gegenständen der heimischen Volksindustrie in Agram veranstaltet, zu welchem Endzwecke der Professor Dr. Kršnjavi durch einen Theil Sirmiens und der früheren Militärgrenze reiste, um zur Ausstellung zu ermuntern. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie viel Schönes noch an Schnitzerei und Weberei nebst Stickerei und Schlingerei producirt wird. Kršnjavi beklagt mit Recht, daß man das Volk in seinem eigenthümlichen Streben zu wenig unterstütze.

Ich sagte vorhin, daß es Lieder gebe, die ihren Witz an der Einführung fremder Kleiderstoffe versuchen. Ein solches ist folgendes, welches sich die ausländischen Namen mundgerecht macht:

„Maca nosi sukuju od „pargara",
I kecelje sitna „gazimira",
Papučice na crvene „štiklice
Maco, seko, alaj jesi gizdava."

Die Uebertragung wäre etwa:

„Maca (Marie) trägt ein Barchentröckchen schier
Und ein Schürzchen aus feinem Cachemir,
Stiefelchen mit rothen Absätzen dazu.
Maca, Schwester, ach wie stolz bist Du!"

Die Lieder werden mit weithin tönenden Stimmen gesungen und namentlich zur Zeit der Frühjahrsarbeiten, der Ernte, bei der Weinlese so unermüdlich fortgesetzt, daß sich die Sängerinnen ganz heiser singen. Gewöhnlich hebt eine Vorsängerin, die Prvačica oder Počimaljka, ein Lied an, giebt also den Ton an, und die anderen fallen entweder in harmonischem Chor oder unisono ein. Viele Lieder haben harmonische Takte, die dann sehr oft unisono und in sehr gedehnten Noten endigen. Diese Gesänge haben, namentlich aus der Ferne gehört, etwas so Eigenthümliches, daß sie im Zuhörer ein wehmüthiges Gefühl wachrufen. Die Prvačica hat gewöhnlich die kräftigste Stimme und kennt die Texte genau. Ihre Kehle wird oft rauh, wenn sie spricht; sobald sie aber zu singen beginnt, verliert sich diese Rauhheit.

Die Mädchen sind heiter, gesprächig und manche geben so treffende, auch satirische Antworten, daß der an solche Dinge nicht gewohnte Städter verblüfft drein sieht, wenn ihn ein einfaches Bauernmädchen an Geist übertrifft. Es giebt ihrer viele sehr stolze darunter, die durch ihr würdevolles und selbstbewußtes Benehmen imponiren.

Eine Schar, die außerhalb Ilok im Felde beisammen stand, sang unter Gelächter:

„Meni moje govore,
Da će prodas volove,
Da mi kupe tri tunike
I suknju u cvikle."

Ich will's versuchen, die des Ausdruckes wegen etwas schwierige Übersetzung in schlechten Reimen wieder zu geben:

„Meine Leute sagen mir:
Unsre Öchslein verkaufen wir;
Drei Tuniken sollst du haben
Und ein Zwickelröckchen tragen."

Jenseits der bei Ilok schon ansehnlich hohen Fruška-gora giebt es in einigen Orten reiche Häuser. Mit dem Reichthum, wie natürlich, ist auch die Prachtliebe verbunden, und die Mädchen, deren Eltern vermögend sind, tragen mit

[1]) Torba ist die an einem Tragbande oder Riemen über die Schulter getragene lederne oder gestickte Seitentasche zur Aufbewahrung von Brot, Speck, Wasser, Salzfaß, Stahl und Zunder &c., die nie abgelegt wird.

[2]) Kožuh, ein pelzgefüttertes, ledernes, einer Weste ähnliches Kleidungsstück, vorn mit Schnüren, hinten mit Lederrosetten, Spiegelstückchen oder Knöpfen besetzt.

Gold gestickte Gewänder, Stajačice, und stolz sagen sie, daß es sie im Golde fröre. Wie überall in Slavonien, tanzt auch hier der Einheimische bei Kirchweihfesten und Märkten das Kolo, das sich übrigens in Bezug auf die Musik und die Schrittweise von den Koloarten Oberslavoniens etwas unterscheidet. Die ungarischen Kolonisten in Šid, Tovarnik und Erdevik walzen, polken und hopsen Mazurka unter schmetternden Trompetentönen. Eine Hinterlassenschaft aus der Zeit der Türkenherrschaft sind viele Namen von Geräthschaften, Eigenthum des Volkes aber die Kunst aus vegetabilischen Stoffen die schönsten Farben zum Färben der Wolle zu gewinnen und die reizendsten Zusammenstellungen derselben beim Weben und Sticken zu erfinden. Die Güte des Bodens bringt es mit sich, daß neben Mais, Hirse und Bohnen der beste Weizen wächst und bei einigem Fleiß die geringe Mühe reichlich lohnt.

Eine Gesellschaft der „Tamburaši" aus Vukovar fand sich am letzten Tage meines Verweilens in Ilok in der „Kavana" ein und producirte sich in Spiel und Gesang. Obschon die „Tambura", ein Instrument mit Drahtbünden für die Griffe wie an der Guitarre und vier Metallsaiten, und ihrer Konstruktion nach zwischen Zither und Guitarre stehend, da die Saiten mit einem Kielfederstümpfchen und schnell vibrirender Hand geschlagen werden, ein nur unvollkommenes Musikwerkzeug ist, so kann man nicht leugnen, daß es diese Gesellschaft zu einem hübschen Grade von Kunstfertigkeit gebracht hat und mittels ihrer in allen Größen vorhandenen 12 Instrumente, deren Bässe aus riesigen Guitarren mit Drahtsaiten bestehen, recht anziehend zu spielen versteht.

Die Lieder, die sie hier und da einflechten, sind zum Theil bekannte Volks-, zum Theil Originallieder, die einem oder dem anderen gelingen. Hier wurde mir wieder ein Lied in Erinnerung gebracht, das ich schon lange nicht gehört hatte. Es ist dies ein in Slavonien in früheren Jahren oft gesungenes und deshalb anziehend, weil es mit merkwürdiger Schärfe die einzelnen Städte und das daran Auffallende charakterisirt. Ich werde der Kürze halber nur einige der Strophen in der Uebersetzung wiedergeben, da dies genügen wird, den sarkastischen Sinn desselben zu verdeutlichen.

Des bessern Verständnisses wegen will ich im vorherein bemerken, daß Essegg immer eine große Garnison und in den Glacis schöne Wiesen hat; Vinkovci und Mitrovica waren die Stabsorte des Broder und Peterwardeiner Regiments, in denen des Militärs halber viel Deutsch gesprochen wurde. Es spricht ein Sohn zu seiner Mutter:

„Roth sich färbt der Apfel schon,
Mutter, freien will dein Sohn;
Keine nehm ich aus der Stadt,
Auch das Dorf noch Mädchen hat.

Städterinnen, larum la!
Eilen nicht zur Arbeit, ha!
Glätten nur und zieren sich,
Thun dazu gar zimperlich.

Esseg's Mädchen Gräser mäht
Um Soldaten in Trauer geht,
Gräser wachsen weit und breit,
Nur Soldaten liebt die Maid.

Prahlend spricht in Vinkovci
Sieben deutsche Worte sie,
„Meine Mutter, gieb mir Brot
Leiden will ich keine Noth.

Mitrovica, ebnes Feld,
Gut ist deine Mädchenwelt,
Jede heilig glaubt zu sein,
Liebt sie ein Kadettelein &c. &c."

Von Ilok ließ ich meine Tasche die steilen Treppen bergab durch die untere Gasse bis ans Donauufer tragen und setzte mittels Dampffähre ans jenseitige Ufer nach **Palanka** über, um den Dampfer zu erwarten, der mich nach Čerević bringen sollte. An allen durch Verkehr belebteren Orten von Vukovar abwärts traf ich die sehr bequeme und nützliche Einrichtung der Dampffähren, die schnell und gefahrlos die schwer beladenen Wagen hinüber setzen, wodurch viel Zeit, Mühe und auch Gefahr bei hohem Wasserstande oder bei heftigem Winde erspart wird.

Die Bauart dieser Flosse ermöglicht eine größere Anzahl von Fuhrwerken zu gleicher Zeit aufzunehmen, und können Unglücksfälle in Folge der Unruhe der Zugthiere nicht leicht vorkommen. In sehr kurzer Zeit erreicht man Čerević. Vom Schiffe bis zur Agentie sind 20 Schritte und die genügten, um mich vom strömenden Regen gründlich durchnässen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich wahrnehmen, mit welcher Gewalt die Wasser aus den hinter den Häusern aufsteigenden Bergen herabschossen, die Gassen überschwemmten und sich in die Donau hinab verloren. Eine Viertelstunde nach dem gewaltigen Regen war alles wieder wie zuvor, bis auf den Koth, der sich gebildet hatte. Der Ort ist wohlhabend, hat schöne Weingärten, eine katholische Kirche, die bis auf das etwas verfallene, gemauerte Thurmdach in nichts sich unterscheidet von den schablonenmäßigen Kirchenbauten, die unter Maria Theresia in vielen Orten im Lande entstanden.

An der griechisch-orientalischen Kirche fällt ein hübscher schlanker, mit durchbrochenem Dache gezierter Thurm auf. Čerević hieß einst Cereuth; doch ist bis auf den Namen „grad" eines Weinberges, wo die Feste stand, von dieser nichts mehr da. Ich fand eine römische Inschriftentafel in die Kirchenmauer eingefügt, aus der ich, da sie sehr beschädigt und nicht mehr recht leserlich ist, bloß die Worte MIL COH II ALPINOR.M EX ANN IIX S.PEN zusammenlesen konnte. Ausgefallene Buchstaben habe ich hier mit Punkten angedeutet. Eine zweite Tafel betrifft eine Kirchenstiftung, die dritte ist gar nicht mehr zu lesen.

Die Fahrt von Čerević nach Kamenica ist eine sehr hübsche. Links hat man die Donau in etwas tieferem Niveau als die Straße, davor liegen herrliche Maisfelder, deren viele Eigenthum des Klosters Rakovac, rechts üppige, zahlreiche Weingärten und eine reiche Vegetation, welche alle nicht kultivirten Hügel bis hoch hinauf überwuchert. Vorn gegen Osten liegt auf hohem Hügel **Kamenica** und darüber ragen ernst und massenhaft die Festungsmauern von **Peterwardein**, tiefer unten die Thürme von **Neusatz**.

Mein Weg führte mich vorerst ins Gebirge hinein, dem vorher erwähnten Kloster zu. Der Weg dahin beginnt zuerst eben, macht dann zwei nicht bedeutende Steigungen. Man kommt zwischen Hügel hinein, die alle Obstgärten und Weinreben tragen, ein reizender Anblick. Nur die hoch emporragenden Spitzen der Fruška-gora hinter dem Kloster sind mit schönem Walde bestanden. An dem murmelnden Bache Rakovac vorbei kommt man bald dem Kloster näher, und unvermuthet ragt aus dunkelm Grün der weiße Thurm mit dem glänzenden Goldschmucke am rothen Kupferdache hervor.

Das Kloster ist stockhoch, außen und innen sehr rein und einladend, und wird von dem Vorsteher, hier einem Archimandriten, und drei Kaludjeri bewohnt, denen auch die Bewirthschaftung der Grundstücke obliegt. Ich wurde vom Vorsteher, einem schönen Greise, zwar freundlich, doch etwas erstaunt empfangen und gefragt, ob ich die Erlaub-

niß zum Zeichnen des Klosters und zur Nachfrage um dessen Geschichte vom Patriarchen eingeholt hätte. Als ich bewies, daß ich zum Zeichnen keine Erlaubniß brauche und auch um keine Geheimnisse des Klosters frage, sondern nur allgemeine Daten über dessen Entstehung wünsche, rief er mir bereitwillig einen der Brüder herbei. Dieser vernahm zwar den Befehl, das Buch der Brüder, Bratski Knjigu, also die laufenden Annalen, zu holen, kam aber bald mit der Ausrede zurück, er könne es nicht finden, indem es verlegt sei. Zugleich nannte er mir einen Kalender, in dem ich finden könne, was ich brauche, auch sei der Lehrer Zivan Milošević bewandert in der Klostergeschichte. Ich wußte wohl, daß nur höchst wahrscheinlich Mißtrauen den Bruder bewogen habe, mit Ausflüchten herauszurücken. Die Gründung des Klosters fällt etwa in den Beginn des 15. Jahrhunderts.

Was die Klöster Sirmiens im Allgemeinen anbelangt, sei hier in gedrängter Fassung gesagt. Von der Geschichte derselben werde ich gelegentlich und zwar nur von den wichtigsten Einiges, so weit es interessiren dürfte, kurz erzählen.

Sirmien hat 13 Mönchsklöster, von denen zwei an der Nordseite, zehn an der Südseite der Fruška-gora und eines, Fenek, in der Nähe der Save liegt. In Folge dessen nennt man die Fruška-gora ebenfalls „Athos". Alle sind dem Patriarchen zu Karlovic untergeordnet. Einst war die Zahl der Brüder in den Klöstern viel größer als jetzt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts z. B. betrug sie in Sirmien 113, fiel aber wenige Jahre darauf auf 96. Seitdem ist die Zahl noch viel geringer geworden. Rakovac hatte beispielsweise noch im Jahre 1819 zehn Mönche, jetzt nur vier, den Archimandriten mit eingerechnet. So wechselt der Stand in den übrigen zwischen drei bis vier, auch fünf. Die Vorstände kann man füglich als die Herren und Eigenthümer, die untergeordneten Mönche aber als deren Beamte bezeichnen. Sie bewirthschaften und verwalten die zum Kloster gehörigen Gründe und Besitzungen, deren jedes Kloster mehr oder minder hat, nebst einem zu jedem derselben gehörigen Dorfe „Prnjavor". Die Einkünfte müßten nebst den Ausweisen des Verbrauches einem alten Gesetze nach an den Nationalfond zu Karlovic abgeliefert werden. Nun, die Sache nimmt man nicht so genau. Viele Fremde und Gäste überlaufen die Klöster und die Einkünfte und Ausgaben zeigen kleine Unterschiede. Die Klöster liegen alle sehr lieblich in den Thälern, in halbstündiger Entfernung von den Straßen, an rauschenden Bächen, überragt von den waldigen Gipfeln des Gebirges, umgeben von üppiger Vegetation, Obst- und Weingärten, und stehen von jeher im Rufe großer Gastfreundschaft, — kein Wunder, daß immer Gäste da sind. Im Uebrigen speisen die Vorstände, welche in Rakovac, Šišatovac, Opovo, Grgeteg und Krušedol Archimandriten, in Ravanica, Beočin, Kuveždin, Privinaglava, Bešenovo, Fenek, Remete, Jazak aber Igumani sind, gewöhnlich für sich allein und geben jedem Mönche nur etwa 50 Fl. jährlich. Die Vorstände haben mehrere schöne Wohnzimmer mit guter und sogar eleganter Einrichtung, die Mönche keine Zellen, sondern hübsche Wohnzimmer, in denen es sich gemüthlich und freundlich leben läßt. Die Vorstände sind gebildeter und gelehrter als die Mönche, haben Gymnasien besucht, zum Theil auch juristische Studien gemacht, und aus ihnen werden die Bischöfe rekrutirt.

Da die griechischen Mönche nach den Institutionen des heiligen Basilius (370 Bischof in Cäsarea) leben sollten und früher auch wirklich lebten, so sind die Ordensregeln sehr strenge. Jetzt natürlich hat auch in mancher Beziehung die alles umgestaltende Zeit daran viel gelockert. Früher kosteten die Mönche nie Fleisch, bis der Erzbischof Jovo Georgiević, ein aufgeweckter und freier denkender Mann um 1770, begann, außer der Fastenzeit Fleisch zu genießen.

Alle Mönche unterscheiden sich von den Weltgeistlichen durch die Kapa, eine cylindrische hohe Mütze, an der die Kamilavka, ein von der Mütze aus über die Schultern sich ausbreitender, schwarzer Tuchlappen befestigt ist.

Das Klosterleben scheint übrigens eine ausgedehnte Thätigkeit zu beanspruchen. So hat beispielsweise der „Namjestnik" oder Stellvertreter des Vorstandes, sofern es durch den Personalstand möglich ist, ein solches Amt zu schaffen, vollauf zu thun, die zum Kloster gehörigen Gebäude im Stande zu erhalten, die Rechnung zu führen, selbe den Brüdern zur Durchsicht fertig zu unterbreiten, um sie an das Konsistorium absenden zu können. Er muß die ganze Wirthschaft führen, indem er die Oberaufsicht hat, im gegebenen Falle aber Gärten, Felder, Wälder, Wiesen und Rebenkulturen selbst bearbeiten läßt. Der „Duhovnik", Seelsorger, hört die Beichte theils im Kloster selbst, theils in den Ortschaften. Ein „Djakon" dient zum Unterrichte der Jugend und verrichtet leichtere liturgische Dienste. Er kann auch die Stelle des Exarchos vertreten, indem er die Bücher in der Kirche bewahrt, die Kirchenreinigung zu beaufsichtigen hat und die Mönche zum Gebete zusammenruft. Letzteres geschieht mittels eines an dicken Schnüren aufgehängten, tönenden Brettes, worauf er schlägt. Da dies auch oft des Nachts geschieht, so sind die Mönche zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten im Gebete begriffen. Die kirchlichen Funktionen dauern alle lange. Gar der Besuch des Bischofs oder des Patriarchen bringt in die Regelmäßigkeit des Alltäglichen auch noch die Strenge des ernstesten Dienstes. Ein Glück für die Klöster ist es, daß sie begütert sind, denn in dieser realistischen Zeit ist selbst der sonst äußerst bigotte Grieche weniger freigebig. Die Dörfer, die an die Klöster stoßen und zu diesen gehören, Prnjavor, wie oben gesagt, entstanden allgemach aus den Wohnungen der Klosterdiener, denen man sie außerhalb des Klosters anwies. Dazu kamen aus Serbien eingewanderte Glaubensgenossen. Diese Dörfer zahlten bis zum Jahre 1751 gar keine Steuern oder trugen sonstige Lasten. Unter Maria Theresia befreiten sie sich durch Erlegung von 600 Fl. von dem im Jahre 1751 über sie verhängten Beitrage in die „Sirmier Domestical-Cassa", wurden jedoch schließlich wie alle anderen Unterthanen behandelt. Versuche, die Klöster nach anderm als dem von Alters hergebrachten Gebrauche zu regeln, die inneren Institutionen zu ändern, die Anzahl derselben zu vermindern, scheiterten, obschon von 1772 bis 1778 mehrmals wiederholt, an der Ausdauer, mit der dagegen gekämpft wurde, gänzlich. Schließlich bliebe noch zu bemerken, daß die Klöster als Zufluchtsstätten gegen die hereinbrechenden Türken betrachtet, daher sehr fest und in den Thälern versteckt gebaut wurden. Die Kirchen sind alle im byzantinischen Stil gehalten.

Die Vogelnesthöhlen von Gomanton auf Nord-Borneo.

Im „North Borneo Herald" vom 1. März findet sich eine Schilderung der Vogelnester und Guanolager enthaltenden Gomantonhöhlen am Kinabatangan-Flusse und in der Nähe von Malapi und Sandakan, welche folgende interessante Einzelheiten enthält:

Der sogenannte „Simud Putih" (weißer Eingang) am Gomantonberge liegt ungefähr 500 Fuß über dem Meeresspiegel, ist ca. 30 Fuß hoch und 50 Fuß breit und führt zu den hauptsächlichsten Vogelnesthöhlen. Das Ersteigen des Gomantongipfels, der wohl 1000 Fuß absolute Höhe hat, ist nicht ohne Schwierigkeit, da der Berg zuweilen sehr steil, ja fast senkrecht abfällt. Auf dem Gipfel befindet sich ein schmales Loch, unter welchem in einer Tiefe von 850 Fuß die Simud Putih-Höhlen liegen. Die Eingeborenen bedienen sich der Leitern aus Rottan, welche sie oben am Loche festmachen und woran sie nach unten steigen, um sich der Nester zu bemächtigen. Es ist dies selbstverständlich ein höchst gefährliches Unternehmen und dünkt dem Europäer unmöglich, wenn er das primitive Material sieht, womit gearbeitet wird.

Wenn man von unten her sich in die Simud Putih-Höhlen begiebt, so hat man zunächst eine unter einem Winkel von 25° abfallende Fläche zu passiren, die in eine ungeheure Höhle, an die mehrere kleinere stoßen, führt. Sämmtliche Höhlen tragen inländische Namen. Gleich am Eingange in die Haupthöhle befindet sich ein großes Loch oder besser ein Abgrund, der noch nicht erforscht ist und, wie man annimmt, nach der Simud Itam- (schwarzer Eingang) Höhle führt, die sich tief unten hinzieht. Oben in den Seitenhöhlen liegt brauchbarer Guano, es ist aber Guano von den Schwalben, der demjenigen der Fledermäuse an Werth nachsteht. Er liegt hier weit über 5 Fuß tief, ist jedoch schwierig herauszuschaffen, da man ihn erst nach oben zum Simud Putih-Eingang und von da wieder 400 Fuß tief zum Flusse zu bringen hätte. Einfacher wäre es, ihn nach unten in die vorgenannte Simud Itam-Höhle zu schaffen, weil diese mit dem Flusse auf einer Höhe liegt.

Sobald der Abend einbricht, kann man von der Simud Putih-Höhle aus ein eigenthümliches Schauspiel genießen. Tief unten vernimmt man ein Sausen und Zischen gleich dem entweichenden Dampf einer Maschine; es sind die Fledermäuse, welche die Simud Itam-Höhle verlassen, um ihre nächtlichen Streifzüge nach Nahrung zu unternehmen. Ihr Flug ist ungemein gewandt und rasch, sie erheben sich in dichten Massen in spiralförmigen Windungen bis zu einer gewissen Höhe, dann löst sich ein beträchtlicher Theil ab, beschreibt einen regelrechten Kreis und wendet sich darauf im jähen Fluge der See zu. Andere wieder steigen, in kreisförmiger Bewegung bleibend, höher und höher, um schließlich ebenfalls dem Meere zuzueilen. Während die Fledermäuse also ihre Wohnstätten verlassen, ziehen über ihnen Seeadler ihre majestätischen Kreise, um plötzlich nach einem Nachzügler oder einer seitwärts fliegenden Fledermaus zu stoßen. Um annähernd einen Begriff von der Anzahl der Fledermäuse, beziehungsweise dem vorhandenen Mist zu geben, sei erwähnt, daß nach gemachten Beobachtungen der Ausflug etwa um 5 Uhr Nachmittags beginnt und 10 Minuten vor 6 Uhr, also nach 50 Minuten, endigt, in welcher Zeit fortwährend dichte Massen herauskommen.

Es möchte fast scheinen, als ob diese beiden Bewohner der Höhlen, die Fledermaus und die Schwalbe, ein Abkommen getroffen haben, um sich nicht gegenseitig im Gehen resp. Kommen zu stören. Genau nachdem die letzten Schwärme Fledermäuse ausgeflogen sind, kehren die Schwalben zurück und umgekehrt. Uebrigens fliegen die Schwalben nicht in der bei den Fledermäusen beobachteten Ordnung, indem sie die ganze Nacht durch in kleinen Trupps heimkehren.

Die Ansicht, daß diese ungeheuren Höhlen einstens, als der Gomantonhügel und seine Umgebung noch unter Wasser standen, durch das Seewasser allmählich ausgewaschen worden sind, scheint durch den Umstand ihre Bestätigung zu finden, daß in einer Höhe von 500 Fuß über der See Korallenansätze, versteinerte Seemuscheln u. s. w. gefunden werden.

Der Simud Itam liegt, wie bereits bemerkt, auf gleicher Höhe mit dem Flußufer und hat eine prachtvolle Wölbung von ca. 250 Fuß Höhe und 100 Fuß Breite, welche in eine große, luftige Kammer ausläuft. Hier findet man enorme Mengen von Fledermausguano, er liegt dort mindestens 50 Fuß tief. Proben dieses besten Guanos wurden auf 8 bis 15 Pfd. St. die Tonne geschätzt. Die Höhle ist zwar nach ihrer Breite noch nicht erforscht, aber man darf unbedingt annehmen, daß sie sich sehr weit nach innen erstreckt und daß sie viele Schiffsladungen dieses werthvollen Artikels liefert. Da der Sapugayafluß, welcher nur 12 Meilen unterhalb in die Bucht von Sandakan mündet, dicht an den Simud Itam tritt, so steht der Ausbeutung der unteren Höhle kein Hinderniß entgegen.

Wie bekannt, sind die Gomantonhöhlen mit ihren Schätzen an Guano Eigenthum der englischen Nord-Borneo-Gesellschaft, deren jährliche Einnahme aus diesem Handelsartikel auf 25000 Pfd. St. berechnet wird [1].

[1] Man wird sich erinnern, daß von Overbeck seiner Zeit erst mit dem Deutschen Reiche wegen Erwerbs der Niederlassungen im nördlichen Borneo unterhandelt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der 1882 auf dem Geographentage zu Halle gefaßte Beschluß, die deutsch-landeskundlichen Studien nachdrücklich und systematisch zu betreiben, beginnt bereits Früchte zu tragen. Mit Unterstützung der Geographischen Gesellschaft in Halle versendet jetzt Dr. Rackwitz und Lehrer K. Meyer in Nordhausen Fragebogen zur Erforschung thüringischer Volksart, welche auf Ort, Feldflur, Tracht, Sitte und Brauch Bezug nehmen und deren Endzweck die Herstellung einer Gaukarte von ganz Thüringen

ist. Dieselbe soll aus sechs Blättern bestehen und enthalten: alle bestehenden Dörfer und die Wüstungen, die Gau- und Centgrenzen, Dialektgrenzen und Grenzen der Festfeuer, alte Heerstraßen, Klöster, Pfalzen und Burgen, Dingplätze, vorhistorische Burgen, Kultusstätten, bedeutungsvolle Oertlichkeiten und Namen, sowie die Flußnamen in alter und neuer Form. Der erläuternde Text dazu wird eine Zusammenstellung bieten der Orte nach ihren Namensendungen und zwar mit ihren im Laufe der Jahrhunderte wechselnden Formen nebst Jahreszahlen und urkundlichem Beleg, die Orte mit vlämischer und wendischer Bevölkerung und die urkundlichen Begründungen für Gau-, Cent- und Dialektgrenzen, Heerstraßen, Dingplätze u. s. w. Endlich sollen die Resultate sämmtlicher Gaukarten in einer Generalkarte zusammengefaßt werden, welche die Grenzen der Gaue, Dialekte und Festfeuer, die alten Heerstraßen und sämmtliche bestehenden und untergegangenen Ortschaften zur Darstellung bringen wird. Jenen Fragebogen mit Erläuterungen und einer „Karte der unteren Cent des thüringischen Helmegaues" von Karl Meyer als Probe hat kürzlich Dr. Rackwitz unter dem Titel „Zur Volkskunde von Thüringen, insbesondere des Helmegaues" (Halle a. S., Tausch und Grosse) veröffentlicht. Möge das Schriftchen seiner guten Sache recht viele Freunde werben!

Asien.

— A. Marche, welcher 1874—75 den Marquis de Compiègne nach dem Ogowe, 1876—77 de Brazza nach dem Kongo begleitete und 1880 im Auftrage des französischen Unterrichtsministers die Insel Luzon bereiste — eine Reise, über welche der „Globus" demnächst zu berichten anfangen wird — ist im Jahre 1883 wiederum nach den Philippinen gegangen, wo er die bisher wenig bekannte langgestreckte Insel Paragua oder Palawan und eine Anzahl kleiner benachbarter Eilande untersuchte. Dieselbe zieht sich von Nordost nach Südwest ca. 450 km weit hin und ist nur 50 km breit, wird der Länge nach von einer anscheinend nicht sehr hohen (140 m), waldbedeckten Bergkette durchzogen und enthält zahlreiche, guten Schutz bietende, aber wegen Felsen und Sandbänken schwer zugängliche Buchten. Die Insel wird von vier verschiedenen, fast ganz in wildem Zustande lebenden Stämmen, Malaien, Tagbanuhay, Battak und Negritos, bewohnt. Die Malaien bewohnen hauptsächlich den Süden der Insel und die Westküste. Die Tagbanuhay, welche ihrem Aeußern nach zur malaiischen Rasse zu gehören scheinen, sind über die ganze Insel zerstreut, sitzen aber vornehmlich auf den kleinen Inseln an der Westküste; sie bezahlen dem Sultan von Sulu Tribut und sind beständig den Besuchen malaiischer Piraten ausgesetzt, welche ihnen ihre geringe Habe mit Gewalt nehmen, wenn sie sie nicht freiwillig hergeben. Sie haben keine Art von Religion und besitzen keine Fetische, glauben aber, daß Menschen, die bei Lebzeiten gegen ihre Nächsten gut waren, als höhere Wesen fortleben, während Böse nach ihrem Tode für immer todt sind. Die Battaks, welche nur im gebirgigen Innern der Insel leben, sind von dunklerer Hautfarbe als die Tagbanuhay, fast schwarz, und haben krause Haare. Sie sollen nie in ihren Hütten schlafen, sondern dieselben nur momentan als Obdach benutzen; ihre Schurze verfertigen sie aus der Rinde des Ficus. Die Negritos oder Ajetas scheinen Nachkommen der Ureinwohner des Archipels zu sein; sie sind schwarz, klein, untersetzt und äußerst beweglich. Sonderbar gestaltete Gegenstände werden von ihnen angebetet; sobald sie einen solchen finden, machen sie ihn in Folge ihrer lebhaften Einbildungskraft zum Gegenstande eines neuen Kultus. Für ihre Todten zeigen sie große Verehrung; mehrere Jahre lang legen sie auf die Gräber Betel und Tabak, sowie Bogen und Pfeile, weil sie glauben, daß die Todten Nachts heraufkommen und im Walde jagen. Sie leben in großen Familien von 60 bis 80 Personen ohne feste Wohnsitze und wechseln ihren Aufenthalt je nach der Menge des Wildes, zu dessen Erlegung sie sich des Bogens mit außerordentlicher Geschicklichkeit bedienen.

Hauptstadt der Insel ist jetzt die spanische Militärkolonie Puerto Princesa auf der Ostküste, wo ein Gouverneur, etwa zehn Officiere (darunter zwei Aerzte) und zwei Kanonenboote stationirt sind. Die Bewohner sind meist Deportirte von Luzon und Mindanao. Der alte im Norden der Insel gelegene Hauptort Taytay ist fast ganz verlassen. — Die auf Paragua hausende Vogelwelt besteht zur einen Hälfte aus Bewohnern der malaiischen Inseln, zur andern aus solchen Luzons; Marche hat bereits über 110 Species Vögel, darunter 62 neue, und an Säugethieren, welche besser als auf den Philippinen vertreten sind, über 60 Species, darunter 17 neue, gesammelt. Nach den letzten Nachrichten gedachte er von Taytay aus den Norden der Insel zu untersuchen.

— Die in St. Petersburg bestehende Kommission zur Neuregelung der Verwaltung des Generalgouvernements Turkestan hat sich über die territoriale Eintheilung desselben schlüssig gemacht. Es wird das Generalgouvernement in zwei „Gebiete" getheilt. Das nördliche Gebiet ist das des Syr-Darja, das südliche das von Taschkent. An letzteres angelehnt, aber mit selbständiger Verwaltung, wird ein „Amu-Darja-Bezirk" organisirt. Der Sitz des Generalgouvernements bleibt Taschkent. Das Syr-Darja-Gebiet umfaßt 324 000 Quadratwerst und enthält 628 655 Einwohner, darunter nur 56 305 mit festen Wohnsitzen, die übrigen Nomaden. Das Taschkent-Gebiet hat einen Flächenraum von 174 859 Quadratwerst und wird von 1 641 350 Einwohnern bewohnt, von denen 219 815 zur Nomadenbevölkerung gezählt werden. Das Syr-Darja-Gebiet wird in die vier Kreise von Kasalinsk, Perowsk, Tschitkinsk und Aulieata zerlegt; das Taschkent-Gebiet umfaßt die neun Kreise Taschkent, Chodschent, Dshisak, Samarkand, Katta-Kurgan, Kokand, Margellan, Namangan und Osch. Der Sitz der Verwaltung des Amu-Darja-Distrikts ist Fort Alexandrowsk am unteren Amu-Darja.

— Dr. Néis ist es nicht gelungen, von Luang Prabang am Mekong nach Tongking vorzudringen (vgl. „Globus", Bd. 45, S. 159), sondern ist im April dieses Jahres nach Bangkok, der Hauptstadt Siams, zurückgekehrt, nachdem er mehrere Flüsse, welche nördlich von Luang-Prabang in den Mekong münden, erforscht hat. Zur Rückkehr hat ihn einerseits der absolute Mangel an Mitteln gezwungen, andererseits ein Einfall der Hôs. Es sind das chinesische Banden, welche seit etwa zehn Jahren in Folge der Uebervölkerung und des Elends im südlichen China von dort auswandern und in immer steigender Menge weiter und weiter nach Süden in die hinterindische Halbinsel vordringen.

— Zur Erforschung des Weges von Buchara nach Merw über Tschardschui sind zwei Officiere entsendet worden, denen sich der Forschungsreisende Dr. Regel angeschlossen hat. Dieselben sollen auf einem andern Wege über Burdalyk nach Buchara zurückkehren.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

III.

Der kranke Koch Apollonio wurde von den beiden Franzosen mit Beihilfe eines Mediquillo, d. h. eines eingeborenen Kurpfuschers, bald hergestellt und da damit der Glaube der Bicols an die Strafen der Geister etwas erschüttert war, so rüstete man sich zu einer neuen Fahrt, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß eine zweite Grabhöhle zu finden wäre. Die Reisenden brachen zu Pferde auf; die Straße, welche Legaspi mit Libog verbindet, verfolgend. Der Weg führte durch eine schöne, fruchtbare Landschaft, die nur an einer Stelle von der verderblichen Thätigkeit des Vulkans Mayon Zeugniß ablegte: Ruinen von zerstörten Hütten, ein aschenhaltiger Boden und Lavablöcke wurden in dem Kasuarinendickicht bemerkbar. Wie in allen spanischen Kolonien war die Zahl der Brücken eine spärliche, doch war das Bett jener Wasserläufe, welche die Straße durchkreuzten, leicht zu durchwaten. In Libog wurde Halt gemacht; es ist dies ein netter kleiner Ort mit steinerner Kirche, Pfarre und Rathhaus (Tribunal), welche Bauten den Hauptplatz umgeben, von dem aus die von Palmen, Bambus und Kakaobäumen beschatteten und eingerahmten Straßen auslaufen. Es war die Zeit der Frühmesse, als die Reisenden hier ankamen, um einen Führer zu suchen; so sahen sie die Bicolweiber mit ihren Pantoffeln zur Kirche schlürfen, indeß der Gesuchte aufgetrieben wurde. Es war dies ein Cuadrillero; auf den Philippinen steht nämlich dem Municipium eines jeden Pueblos eine gewisse Anzahl von Milizsoldaten, welche Cuadrilleros genannt werden, zur Bewachung des Gefängnisses, zur Eskortirung der Verbrecher und zu Polizeizwecken zur Verfügung. Jeden Mann trifft einmal wenigstens die Reihe, unter die Cuadrilleros zu treten, für welche Dienstleistung er keinen Sold, sondern nur Steuerfreiheit erhält. Von einer Uniform ist auch keine Rede, und so präsentirte sich der erschienene Führer zwar beritten, aber nur mit Hosen und Hut (dem sogenannten Salacó) bekleidet. Sein Pferd wurde nur mit der Halfter gelenkt und der Sattel entbehrte des Gurtes; trotzdem tummelte der Cuadrillero seinen Gaul in allen Gangarten herum und erwies sich als ein fester Reiter. Man verließ nun die gebahnte Straße und schlug den Weg zwischen Reisfeldern und Bananenpflanzungen ein. Ueberall herrschte Wohlhabenheit, wie man dies hier aus der Zahl der Büffel und der auf die Erhaltung der Hütten verwendeten Sorgfalt allein schließen kann, denn weder Möbel, noch Wäsche und Küche sind in diesem Lande die Anzeichen des Reichthums. Höchstens im Geschmeide, das mitunter sehr kostbar ist, steckt viel Geld. Die Hütten selbst ruhen auf Pfeilern, etwa mannshoch über dem Erdboden; Wände und Dachsparren sind von Bambusrohr, das Dach ist entweder mit den Blättern der Palme (Nipa fruticans Thub.) oder mit dem schon erwähnten Cogongras gedeckt. Die Thüren und Fenster werden mit Matten, welche aus denselben Materialien wie das Dach hergestellt sind, geschlossen. Am gesammten Bau wird man vergebens auch nur nach einem einzigen Eisenbestandtheile suchen; alle Verbindung wird mittels Rotang (Bejuco in den Philippinen genannt) hergestellt. Die Hütte umfaßt gewöhnlich nur ein einziges Zimmer. Der elastische Bau zeigt besonders bei Erdbeben eine große Widerstandskraft oder vielmehr Elasticität, und dies ist in einem so erdbebenreichen Lande, wie es Süd-Luzon ist, von großer Wichtigkeit. Der Anblick der lachen-

den Landschaft wurde den Reisenden bald durch einen strömenden Regen entzogen, der nicht enden wollte, so daß Montano sich entschließen mußte, unter einer Sintfluth nach dem Weiler S. Pedro weiter zu traben. Hier schiffte man sich ein, um Sula zu erreichen. Da der Regen inzwischen aufgehört hatte, so konnte Montano während der Fahrt mit Muße die zahlreichen, von dichter Vegetation bedeckten Inselchen betrachten, welche aus dem Meere emporsteigen und von zahlreichen Rudeln von Affen und Nashornvögeln belebt sind.

Sula selbst ist ein kleiner Weiler, der nur aus wenigen Hütten sich zusammensetzt, welche sich unter Riesenbäumen verlieren; sein Ankerplatz ist aber von großer Wichtigkeit, da er bei scharfem Ost vollkommene Sicherheit gewährt. Hier erfuhr man, daß in der That eine andere Grabhöhle noch existire, und zwar auf derselben Insel Cagraray, wo man bereits mit Erfolg gearbeitet hatte. So segelte Montano wieder nach jenem Eilande hinüber, wo man an der Punta Sula einen ca. 30 m hohen Kalkfelsen fand, in welchem in bedeutender Höhe über dem Boden sich die gesuchte Grotte fand. Vorsprünge, sowie die hereinhängenden Zweige des Balete (Ficus indica) und die Beihilfe der Diener ermöglichten das Erreichen des ersehnten Zieles. Man benannte diese Grotte nach einer äußern Aehnlichkeit zum Unterschied von der ersten Gruta de Levante getauften, die „Büffelgrotte"; sie ist zwar auch pittoresk gelegen, hat aber nicht das majestätische Gepräge im Innern, wie die erstbesuchte Höhle. Mit den erbeuteten



Eine Straße von Libog. (Nach einer Photographie.)

Schädeln kehrte die Gesellschaft wieder glücklich nach Albay zurück.

Hier gab es genug des Neuen und Ungewohnten zu sehen; denn es galt das Fest Mariä Geburt zu feiern, und in diesem Punkte wetteifern die Bicols mit ihren Nachbarn, den Tagalen und Bisayern, welche alle kirchlichen Feiertage mit großem Pompe begehen. Hier in Albay kam noch hinzu, daß der neugewählte Bürgermeister oder Gobernadorcillo, ein reicher Bicol, seinen Amtsantritt würdig feiern wollte. Schon seit mehr als einem Monate übte die junge Welt der Stadt die Verse eines in der Bicolsprache von einem Volksdichter verfaßten Dramas ein, während Knaben damit beschäftigt waren, buntgefärbte Papierlampions zu verfertigen und an Bambugestellen zu befestigen. Am Festabende erstrahlte die Stadt im hellen Glanze der Illumination: Triumphbögen, Obelisken, Guirlanden, gebildet aus auf Bambulatten befestigten Lampions waren in unzählbarer Menge vorhanden; dazwischen drängten sich die Bewohner der Stadt und die Bauern der Umgegend, letztere kamen zu Fuße, zu Pferde oder auf dem Rücken gewaltiger Büffel hierher, um das Feuerwerk zu bewundern und der dramatischen Vorstellung beizuwohnen. Letztere fand in einem Theater statt, das man erst vor einer Woche eigens zu diesem Zwecke errichtet hatte. Es enthielt nur die Bühne und zu jeder Seite derselben eine Loge, in welchen die Honoratioren der Stadt sich einfinden, während die spanischen Beamten und — das Orchester auf der Scene selbst Platz nehmen. Die übrigen Zuschauer stehen oder sitzen

unter freiem Himmel. Dekorationen fehlen, es wird eben wie im chinesischen Theater mit der Genügsamkeit des Publikums gerechnet.

Das Sujet der philippinischen Volksdramen, welche nicht von berufsmäßigen Schauspielern, sondern stets nur von Dilettanten zur Darstellung gelangen, ist immer dasselbe, wenn auch stets in neuem Gewande und unter anderm Namen: es handelt von mit Liebesepisoden gewürzten Kämpfen zwischen Christen und Moros, d. h. Mohammedanern, und endet immer mit der Vernichtung der letzteren oder mit deren Bekehrung. Die zahlreichen Schlachtscenen werden mit großem Enthusiasmus aufgenommen, da die Moros oder die dämonischen Ungeheuer, welche der Teufel ihnen zu Hilfe sendet, regelmäßig geschlagen werden. Die Rührung des Publikums erreicht den Höhepunkt, wenn der Häuptling oder König der Ungläubigen zu den Füßen der heroischen Christin, welche die weibliche Hauptperson ist, niedersinkt und seine Bereitwilligkeit erklärt, sich taufen zu lassen. Um diese Gattung dramatischer Poesie und deren Einwirkung besser zu verstehen, muß erwähnt werden, daß die Geistlichkeit auf den Philippinen eine ähnliche Macht erlangt hat, wie bei uns in Tyrol oder Oberbayern, so daß der Katholicismus den Sinn der Eingeborenen ganz umfangen hält, ja daß diese Leute mit einer unbegrenzten Verehrung zu ihrem Klerus aufsehen, sich jener Zeiten erinnernd, wo die Geistlichkeit allein sie vor den Bedrückungen der habsüchtigen Alcalden von ehedem zu schützen vermochte. Dies der eine Grund, weshalb alle diese Dramen religiös gefärbt sind. Daß die Bühnensiege der Christen über die Moros eine solche Begeisterung bei dem Publikum erwecken, beruht aber nicht allein auf dem streng christlichen Bewußtsein: Jahrhunderte lang plünderten die Moros von Sulu, Borneo und Mindanao die Küsten des Archipels; Städte und Dörfer wurden verbrannt, ihre Bewohner theils erschlagen, theils in die Sklaverei geschleppt; dazu kam noch, daß die christlichen Waffen selten siegreich waren. So entstand in den Herzen der philippinischen Christen ein unauslöschlicher Haß gegen die mohammedanischen Piraten des Südens, der nun bei der Aufführung von Gefechtsscenen zum Ausdruck gelangt. Bei diesen Dramen spielt das Ballet eine große Rolle, insbesondere der Tanz Moro-Moro, der eine künstlerische Darstellung des Kriegstanzes der Moros bilden soll.



Inneres einer Bicol-Hütte. (Nach einer Skizze Montano's.)

An diesem Abende gaben der Gobernadorcillo und die meisten der Cabezas oder Stadtviertel-Präfekten einen Catapusan, d. h. Festschmaus mit Ball und Spiel. Letzteres wird eifrig kultivirt, insbesondere das furchtbare „Monte“, eine Art Landsknecht. Die ganze Stadt schien von einem Freudenrausche erfaßt zu sein, selbst die aufgebotenen Cuadrilleros waren von der allgemeinen Lustbarkeit angesteckt; nur die Gensdarmen, deren Soldaten aus in der Linienarmee gedienten Eingebornen bestehen, vergaßen in dem Tumulte nicht, ihrer Pflicht nachzukommen.

Das Fest von Albay hatte man gesehen; noch weiter sich hier aufzuhalten gestattete der Reiseplan nicht, welchem gemäß Montano nach dem Süden des Archipels aufzubrechen hatte. So kehrten nun die Franzosen nach Manila zurück, wo sie sich auf dem Dampfer „Pasig“ einschifften,

welcher am 5. November die Anker lichtete; am 7. langte man in der Calamianesgruppe an, am 8. in Puerto Princesa, einer neuen spanischen Niederlassung auf Palawan oder Paragua; am 10. hielt der „Pasig“ vor Balábac, jenem spanischen Fort, das den Eingang in die Mindorosee beherrscht, dann berührte man noch Zamboanga, Isabela de Basilan und erreichte endlich am 15. die Rhede von Sulu. Diese spanische Stadt ist jüngsten Datums; es erscheint daher nothwendig, einiges über die Geschichte dieses Landes hier zu erwähnen. Sulu ist nicht nur das Handelscentrum des östlichen indischen Archipels gewesen (nur von den reichen Molukken wurde es hierin übertroffen), es war vielmehr auch eine politische Macht ersten Ranges und galt den Bekennern des Korans als des Mekka des Ostens. Das Sultanat, dessen Herrscher sich edler Abkunft rühmten, hatte wohl manche schlimmen Tage erlebt, aber sich auch immer wieder rasch von diesen Schlägen erholt. Es beruhte, wie dies noch heute der Fall ist, auf dem Lehensystem: die großen Barone des Reiches, die sogenannten Dattos, leisteten je nach den Umständen einen größern oder geringern Gehorsam dem regierenden Sultan, der sich mit vollem Rechte den Chef eines Piratenstaates nennen konnte, denn der Seeraub war es hauptsächlich, welcher alle Freien Sulus ernährte. Besonders die Philippinen waren es, welche wegen des christlichen Glaubens seiner Bewohner und der geringen hier stationirten Streitkräfte das Ziel ihrer Raubzüge bildeten. Um ein Haar wäre noch vor 30 Jahren ungefähr Professor C. Semper in die Hände dieser erbarmungslosen Piraten gefallen, als er an der Nordostküste Mindanaos sich befand. Die Spanier unternahmen mehrere Expeditionen gegen Sulu, schossen seine Städte und Schiffe in Brand und zwangen den Sultan zum Abschlusse von Friedensverträgen, welche aber nie lange gehalten wurden, denn der Sultan besaß keine Macht über seine trotzigen Barone. 1876 machten die Spanier endlich Ernst; sie eroberten die Stadt Sulu und setzten sich in ihr dauernd fest. Die alte Stadt ging in Flammen auf, die neue spanische wurde auf einem ebenen Terrain von Genieofficieren aufgeführt; sie ist zwar noch klein, verspricht aber ein rasches Aufblühen. Der Stadtbau und



Ein Cuadrillero. (Nach einer Skizze Montano's.)

die Befestigungen wurden von Sträflingen aufgeführt, deren es drei Klassen giebt: Disciplinarkompagnien, welche auch Truppendienste verrichten; Deportirte und endlich Presidianos, d. i. gemeine Verbrecher. Die Garnison besteht aus 500 Mann eingeborenen Fuß- und Geniesoldaten, deren Officiere fast nur aus Spaniern bestehen.

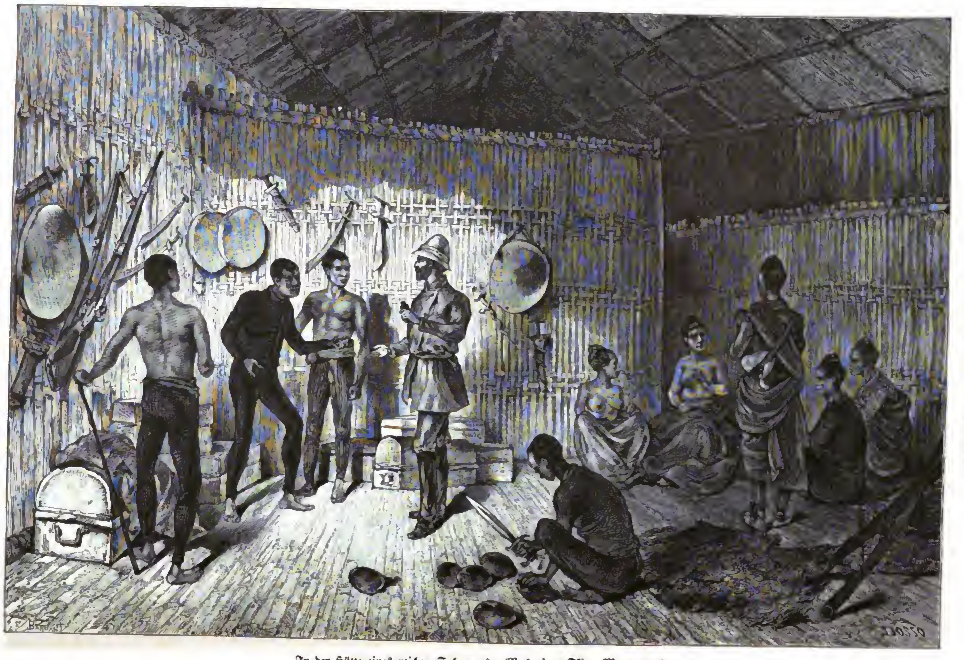
Die Franzosen fanden die Stadt noch im Stadium des Ausbaues vor, so daß es auf Schwierigkeiten stieß, eine Wohnung aufzutreiben, bis endlich die Zuvorkommenheit des Interimsgouverneurs und des Feldgeistlichen die Reisenden aus aller Verlegenheit riß. Die halbvollendeten Straßen waren sehr belebt; vor den Kaufläden der Chinesen drängten sich die Leute, doch konnte man keinen Schritt machen, ohne daß man nicht Soldaten, mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonet gerüstet, begegnet wäre; die Ursache dieser eigenthümlichen Erscheinung war die Furcht vor den Juramentados. Der Sultan nämlich hat sich willig dem spanischen Protektorate gefügt, das ihn mit einer Rente von 12 000 Francs bedachte (sein Gesammteinkommen schätzt man auf 30 000 Francs), nicht so aber die Dattos, denn durch das Aufhören der Piraterie, wie es die Etablirung der Spanier im Lande selbst mit sich brachte, versiechte ihre wichtigste Einnahmequelle. Einzelne versuchten es und versuchen es noch heute, durch offene Auflehnung die Spanier zu vertreiben; sie mußten aber ihren Wahnwitz mit dem Niederbrennen ihrer Dörfer und der Vernichtung ihrer Herrschaft büßen. Nun griff man zu einem andern Mittel. Die Schuldsklaverei ist ein hier landesübliches Institut, das in der schonungslosesten Härte ausgeübt wird: die Familie des Unglücklichen verfällt dem harten Gläubiger, der die Kinder von den Eltern, die Frau von dem Gatten trennt, um sie in die Ferne zu verkaufen. Solchen Leuten schenkt der Datto die Freiheit unter der Bedingung, so viele Christen als möglich niederzumetzeln. Bedenkt man, daß die Panditen (Priester) des Sulus heimlich und offen den heiligen Krieg gegen die Spanier predigen, bedenkt man ferner, daß der Malaie ein sehr reizbares Temperament besitzt, wie dies sich besonders im Amoklaufen offenbart, so darf es einen nicht Wunder nehmen zu erfahren, daß die Zahl der Juramentados und der von ihnen

verübten Menchelmorde eine nicht geringe ist. Obwohl die Stadtthore sehr scharf bewacht werden und die Palissadenmauer von zwanzig zu zwanzig Schritten ein auf Pfählen ruhendes Wächterhaus besitzt, in welchem vier Soldaten mit geladenen Gewehren streng aufpassen, so gelingt es doch den verwegenen Fanatikern, sich in die Stadt einzuschleichen, obwohl der Gouverneur gewöhnlich von einem beabsichtigten Anfalle im Voraus unterrichtet ist, denn die Verschwörer gehen nicht heimlich genug bei Besprechung ihrer Pläne zu Werke und der spanische Peso (1 Silberstück = 4 Mark) geht auf der ganzen Insel auf Reisen. Gerade als Montano in Sulu eintraf, war eine solche Warnung von befreundeter Hand dem Gouverneur zugekommen, weshalb man die herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln verschärfte. Ein Kapitän rieth den Franzosen, nur mit dem Revolver in der Hand die Gasse zu betreten und den von den Palissaden umzäunten Raum nicht zu überschreiten; der Forschungseifer aber trieb Montano dennoch aus den Thoren der Festung heraus, um mit dem geologischen Bau der Insel sich vertraut zu machen. Während die meisten Eilande des Suluarchipels ihre Existenz den Korallenthierchen verdanken, ist dies bei der Hauptinsel nur in der Küstenregion der Fall, während das Bergland vulkanischen Ursprunges ist; große und kleine Lavablöcke findet man in dem Bette der Bäche und in den von den spanischen Genietruppen eröffneten Steinbrüchen, welche das Material zur Ausfüllung der Sümpfe lieferten, an deren Stelle heute die spanische, von Forts umgebene Stadt liegt. Montano zog botanisirend und mit dem Insektenfange beschäftigt im Walde herum, ohne auf Juramentados zu stoßen, dagegen stieß er auf eine mit Palissaden umzäunte Hütte, in welcher sich entlassene tagalische Sträflinge angesiedelt hatten. Auch diese riethen dem Fremden, so bald als möglich nach der Festung zurückzukehren. Montano gab aber auch dieser Warnung kein Gehör, sondern setzte seine Wanderung im Walddickicht fort, bis er Sträflinge traf, welche unter dem Schutze einer Infantriekompagnie Bäume fällte. Auf das Zureden des Kapitäns kehrte er mit dieser Truppe nach der Stadt zu-



Anblick der spanischen Stadt Joló oder Sulu. (Nach einer Photographie.)

rück. Mehrere Tage flossen in Ruhe dahin und Montano hatte bereits die Juramentados vergessen, als an einem Morgen der Franzose plötzlich mehrere Gewehrschüsse hörte, welchen wirres Geschrei folgte; dann war es plötzlich todtenstill. Montano stand allein auf dem Marktplatze, nur zwei Soldaten patrouillirten über denselben. Da kam mit einem Male ein Weib daher gelaufen, der ein Suluaner mit blutigem Kriß (Dolch) auf den Fersen folgte. Das Weib rief dem Reisenden das Schreckenswort: „die Juramentados!“ zu, rannte ihn aber auch schon in ihrer blinden Hast zu Boden; in demselben Augenblicke fielen zwei Schüsse. Als Montano sich erhob, sah er, daß der Juramentado verwundet auf dem Boden lag; plötzlich schnellte er sich aber in die Höhe und stürzte sich gegen die beiden Soldaten, deren einer ihm das Bajonet in den Leib stieß. Da aber der Wüthende auf seinen Gegner nochmals einen Hieb führen wollte, so schoß ihn der andere Soldat, der inzwischen wieder geladen hatte, nieder. Von allen Seiten hörte man Schüsse fallen, in der Hauptstraße wälzten sich mehrere Männer in ihrem Blute, während drei Juramentados mit der Tollkühnheit eines wahnwitzigen Fanatismus sich einem Zug Infanterie entgegenwarfen: eine Salve, und die Assassinen hatten aufgehört zu leben. Fünfzehn Todte und Verwundete zählte man als die Opfer dieser „Invincibles“ Ostasiens. Sie hatten sich in drei Gruppen, zusammen elf Mann, als Wasserträger dem Thore genähert; während der Posten den ersten von ihnen nach Waffen durchsuchte, rissen die übrigen den Kriß aus dem Bambugefäße, welches zum Wassertragen gebraucht wird, hieben die Wache nieder und drangen so in die Stadt, überall Tod und Schrecken verbreitend. Nach einem solchen Attentat pflegt für längere Zeit eine Ruhepause einzutreten; alles athmet wieder auf, für einige Wochen kann man wieder auf den Frieden zählen, wenn auch die militärischen Vorsichtsmaßregeln nicht außer Acht gelassen werden. So konnte Montano mit seinem Gefährten sich wieder ohne Gefahr mit der Sammlung von Pflanzen und Thieren, sowie anthropologischen Messungen beschäftigen, wobei ihn die Freundschaft eines Pandita, d. h. eines eingeborenen Priesters, besonders unterstützte. Derselbe stammte, wie dies schon seine semitischen Gesichts-



In der Hütte eines reichen Suluaners. (Nach einer Skizze Montano's.)

züge andeuteten, von einem jener Araber her, welche in früheren Zeiten häufig als Koraninterpreten von Niederländisch-Indien oder von Arabien selbst nach Sulu kamen. Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts kommen nur mehr wenige Araber hierher, in der Zeit von 1600 bis 1650, d. h. der Blütheperiode des Sultanats Sulu, bildeten sie eine zwar auch nicht individuenreiche, aber dafür allmächtige Kaste in dem Hofstaate dieses Fürsten.

Unter den Eingeborenen lernte Montano einen Mann kennen, der zu den wenigen freien Grundbesitzern des Landes gehörte, denn hier giebt es meist nur Dattos, Vasallen und Sklaven, der Stand der Freibauern ist so gut wie gar nicht vorhanden. Montano nahm mit Vergnügen die Einladung jenes Suluaners an, ihn in seinem Hause zu besuchen. Dieses war geräumig und in gutem Zustande erhalten; es wimmelte von Bewohnern, Greisen, Verwandten, Müttern, Säuglingen, vielen Sklaven jeglichen Alters und vor allem von vielen Weibern. Alles lief halbnackt herum, denn in Sulu werden ebensowenig wie in den anderen Theilen des indischen Archipels von den Muselmanen die Lehren und Vorschriften des Korans peinlich befolgt; so fällt hier der Schleier, mit welchem die mohammedanischen Frauen ihr Gesicht verhüllen, weg, nur in den Straßen der spanischen Stadt sieht man die Suluanerinnen beim Begegnen von Europäern den Versuch machen, ihr Antlitz mit einem Zeuge zu bedecken; in der eigenen Behausung dagegen gehen sie fast unbekleidet einher. Die von Montano besuchte Hütte enthielt eigentlich nur ein einziges Zimmer; durch eine Zwischenwand zerfiel es aber in zwei ungleiche Räume. Das Mobiliar bestand aus den kleinen Koffern, in welchen alle Suluaner, Freie wie Sklaven, ihr Hab und Gut verwahrt haben; sonst waren noch Gongs (hier und auf Mindanao „Agun“ genannt), chinesisches Porcellan und Waffen vorhanden. Von letzteren gab es eine große Zahl: Lanzen, Krisse (malaischer Dolch) verschiedenartiger Formen und endlich ein elendes, ganz verrostetes Feuersteinschloßgewehr, das beim Gebrauche jedenfalls dem Schützen gefährlicher war, als dem ausersehenen Objekte. Montano goß seinen Wirthen Rum in die Kokosmilch, was ihnen sehr gut zu behagen schien. An der lebhaften Unterhaltung nahmen



Ein ackernder Sklave auf Sulu. (Nach einer Skizze Montano's.)

Herren und Sklaven ungenirt theil, so daß von einem Unterschiede beider Klassen wenig zu merken war. Die Suluaner behandeln ihre Sklaven im Allgemeinen sehr milde. Zu jenen Zeiten, wo der Seeraub die wichtigste Beschäftigung der Bewohner dieses Archipels war, wurden die gefangenen Christen zum Rudern bei kärglicher Nahrung verwendet; so bald aber der Galeerensklave sich bereit erklärte, zum Islam überzutreten, erfuhr er sofort eine Erleichterung seines Looses; es wurde ihm gestattet, sich ein Weib zu nehmen und eine Familie zu begründen. Dies bewirkte, daß auch nach der Etablirung der spanischen Herrschaft im Lande selbst nur wenige der zahlreichen Tagalen- und Visayer-Sklaven ihren Herren entwichen, um von den Spaniern wieder in die Heimath zurückgebracht zu werden, obwohl Gelegenheit zur Flucht den männlichen Sklaven in Hülle und Fülle geboten ist. Die Suluaner behandeln nämlich die Familie eines flüchtigen Sklaven auf das Herzloseste, indem sie die Kinder von der Mutter trennen und in entferntere Gegenden oder nach anderen Inseln verkaufen. Da die Weiber sich den herrschenden Sitten gemäß nicht gut vom Hause entfernen können, ist es einem Sklaven unmöglich, bei seiner Flucht seine Familie mitzunehmen; so bleibt er nun lieber in der Gefangenschaft, zumal, wie schon erwähnt, er von seinem Herrn nie jene Mißhandlungen zu gewärtigen hat, durch welche die Plantagenbesitzer der Südstaaten Nordamerikas sich einen traurigen Ruhm erworben haben. Die Sklaven beschäftigen sich vorwiegend mit dem Ackerbau und dem Fischfang. Angebaut werden vorzugsweise Reis, dann aber auch Mais, Zuckerrohr, Kaffee, Kakao und Manilahanf. Die Ackergeräthe sind primitiv; als wichtigstes Hausthier erscheint der Kerabau-Büffel, dann das Rind und ein ponyähnliches Pferd. Da der Feldbau nicht rationell betrieben wird, so ist auch die Anstrengung der Feldarbeiter keine große und da der Haussklave auch Tabak und Betel genug hat, so führt er ein nach seiner Weise nicht schlechtes Leben. Schlimmer haben es aber jene armen Teufel, welche zur Perlenfischerei als Taucher verwendet werden. Die Perlmuschel ist nämlich in diesen Wässern nicht selten, so daß noch im vorigen Jahrhunderte Sulu als das Land der Perlen und des Ambras galt.

Die Muschelbänke liegen durchschnittlich in einer Tiefe von 10 bis 20 m; die zu dem Fange auserſehenen Taucher müſſen wiederholt am Tage dem Meeresgrunde die koſtbare Beute abjagen, ſie bekommen deshalb bald die Lungenſchwindſucht und ſterben ſchon in jungen Jahren. Die Sklavenmenge kann heutzutage nicht mehr durch Beutezüge nach den Philippinen wie ehedem vermehrt werden; die Beſitzer ſind demnach nur auf den natürlichen Zuwachs angewieſen, denn die Kinder der Sklaven bleiben in der Kaſte der Eltern. Zahlungsunfähige Schuldner verfallen mit ihrer geſammten Familie dem Gläubiger und die Zahl der Schuldſklaven iſt in der neuern Zeit erheblich gewachſen, da durch die ſeit 1876 erfolgte Unterdrückung der Piraterie den meiſten Suluanern der einzige Erwerb genommen worden iſt und man in Folge deſſen, weil hier wie in jedem Sklavenlande die Arbeit eines Freien unwürdig iſt, ſich genöthigt ſah, bei den beſſer ſituirten Dattos Schulden zu machen.

Büttikofer's Bericht über Liberia.

I.

Das Land und ſeine Erzeugniſſe.

Im Jahre 1879 reiſten auf Veranlaſſung des verſtorbenen Profeſſors H. Schlegel in Leiden die Herren Büttikofer und Sala nach Liberia, um dort zoologiſche Unterſuchungen anzuſtellen. Den Zweck und die Art derſelben beſchrieb Schlegel mit folgenden Worten: Schon in früheren Jahren war ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die wahre Wiſſenſchaft der Zoologie allein auf gründlicher und umfaſſender Bekanntſchaft mit den Grundformen, welche wir Species und Konſpecies nennen, mit Inbegriff der konſtanten und individuellen Varietäten beruht, und daß die Zoologie erſt dann den Namen einer Wiſſenſchaft verdient und zu ihrem vollen Rechte kommt, wenn ſie vom Standpunkte der phyſiſchen Geographie betrachtet wird.

Mit Rückſicht auf dieſen Grundgedanken, deſſen weitere Entwickelung nicht hierher gehört, war der Plan entworfen worden, zu deſſen Ausführung ſich Herr Büttikofer, damals Aſſiſtent von Profeſſor Schlegel, bereit erklärte; ihm wurde die Leitung der Expedition anvertraut und Herr Sala, ein erfahrener Jäger und guter Schütze, der eine Reihe von Jahren auf Java und in Angola zugebracht hatte, ihm beigegeben; erwähnt ſei hier noch, daß die nöthigen Geldmittel ganz und gar aus Profeſſor Schlegel's Privatmitteln hergegeben wurden. Am 15. November 1879 verließen die Reiſenden Rotterdam und im Mai 1882 kehrte Büttikofer nach Holland zurück, Sala war am 10. Juni 1881 zu Hokhié geſtorben. Während der Dauer der Expedition waren bereits Auszüge aus den Tagebüchern in den „Notes from the Leiden Museum" und „Tijdschrift Aardrijkskundig Genotschap 1881" veröffentlicht worden; im verfloſſenen Jahre hat die eben erwähnte holländiſche Geſellſchaft den Reiſebericht Büttikofer's als zwölftes Beiheft in einem ſtattlichen Bande (XVI und 147 Seiten in 4° mit einer Karte) herausgegeben. Der Verfaſſer hat nicht bloß einen Auszug ſeines Tagebuches geliefert, ſondern denſelben ſyſtematiſch geordnet; der erſte Theil beſchäftigt ſich mit dem Lande und ſeinen Erzeugniſſen, der zweite mit der Bevölkerung, in einem dritten Theil „Skizzen aus unſerem Leben in Liberia" kommt die eigentliche Reiſebeſchreibung zu ihrem Recht, wobei allerdings auch Manches, was in den erſten und zweiten Theil hätte aufgenommen werden können, hier nachgeholt wird, wodurch der dritte Theil entſchieden noch an Intereſſe gewinnt.

Wir werden in Folgendem den Verſuch machen, eine gedrängte Ueberſicht des Inhalts dieſer reichen Abhandlung zu geben, hier und da aber auch, wo es möglich iſt, den Verfaſſer ſelbſt zu Worte kommen laſſen, um zu zeigen, wie vielſeitig er ſeine Aufgabe aufgefaßt, wie er ſie zu erfüllen geſucht und was er geleiſtet hat. Die dem Bericht beigegebene Karte umfaßt den Raum von etwa 10° 16' bis 11° 36' L. und etwa 6° 5' bis 7° 20' Br., ſie iſt im Maßſtabe von 1 : 3 000 000 entworfen; ein Karton im Maßſtab 1 : 50 000 iſt von Grundemann's Miſſionsatlas herübergenommen. Ueber den Werth der erſtern ſagt Büttikofer Folgendes: „Die beigefügte Skizze (im Maßſtabe von 1 : 3 000 000 nämlich) macht durchaus keinen Anſpruch auf mathematiſche Genauigkeit, doch wird ſie dem Leſer dienen können, um ſich zu orientiren, um ſo mehr, als keine Karte, welche Vertrauen verdient (ſiehe hierüber weiter unten) von dieſem noch ſo unbekannten Gebiete und ebenſowenig von Liberia im Allgemeinen beſteht. Auf meinen vielen Reiſen habe ich immer mein Möglichſtes gethan, um, da die nöthigen Inſtrumente für die Ortsbeſtimmungen fehlten, mit Hilfe von Kompaßpeilungen und durch möglichſt genaues Schätzen der Abſtände ein genaues Bild der durchreiſten Landſtriche zu geben. Als Stützpunkt für die Zuſammenſtellung der Karte dienten die mathematiſch beſtimmten Punkte Monrovia und Grand Cape Mount, ſowie auch die Mündung des Little Cape Mount-Fluſſes; die Ortsbeſtimmungen des liberiſchen Reiſenden B. Anderſon und der Bericht über ſeine Reiſe nach Muſſardu ſind ebenſo wie die beigefügte Karte ſehr ungenau; von der dem Aufſatz „Britiſche Annexionen an der Sierra Leone-Küſte" in Petermann's Mittheilungen 1883, S. 431 erſchienenen Karte konnte kein Gebrauch mehr gemacht werden."

Liberia bildet den Theil von Ober-Guinea, welcher früher die Pfefferküſte genannt wurde und zwiſchen der Elfenbeinküſte und Sierra Leone liegt. Die Küſte iſt wenig entwickelt und hat einen ziemlich flachen Strand, der ſich ohne Dünenbildung nur wenige Fuß über das Meer erhebt; viele aus dem Innern kommende Ströme unterbrechen ſie, ebenſo verſchiedene Vorgebirge, die eine eigenthümliche Uebereinſtimmung in der Form haben; ſie ſpringen alle in weſtlicher Richtung vor und fallen nach Süden und Weſten ſteil ab. Ihre nördlichen Abhänge bilden mehr oder weniger wichtige Meerbuſen, welche dem Schiffer einen guten Ankerplatz bieten. Hinter der Küſtenlinie, in geringer Entfernung, liegt ein 4 bis 10 Meilen (überall Seemeilen, 60 auf einen Aequatorgrad zu verſtehen) breiter Moraſt, in dem ſich hier und da kleine Grasſteppen befinden. Außer den Flüſſen unterbrechen viele ſogenannte Creeks die Moraſtfläche; dies ſind ruhige, ſchwarze Waſſerflächen, häufig ſehr tief, manchmal auch

sehr breit; während der Regenzeit und auch an den meisten Stellen bei Fluth steht alles unter Wasser. Die Morastfläche ist dicht mit Mangrovebäumen bewachsen, einzelne höher gelegene, inselartige Stellen werden das ganze Jahr hindurch oder wenigstens während der trockenen Jahreszeit durch Eingeborene bewohnt, die da ihrem Erwerbe nachgehen. Hinter dem Morast steigt der Boden nach und nach an, dann geht er in Hügelland über, welches sich endlich zu solcher Höhe erhebt, daß es füglich Bergland genannt werden könnte. Dieser Theil des Landes ist ziemlich dicht mit Eingeborenen bevölkert, auch haben sich viele liberische Kolonisten längs der Flüsse angesiedelt. Das Bergland ist nur schwach bewohnt und der Urwald an einzelnen Stellen ein wenig weggehackt, um einem armseligen Negerdorf und seinen Anpflanzungen Platz zu gewähren; hinter diesem, mehrere Tagereisen breiten Landstrich liegt eine ausgedehnte Hochfläche mit vielen Weiden, die sogenannte Mandingo-Ebene. Es ist dies ein wellenförmiger Landstrich mit vielen hohen, gut bewachsenen Hügeln, in dem sich 10 bis 20 Tagereisen weit nach dem Innern hin die langen, quer durchbrochenen Bergrücken des Kong-Gebirges erheben, welche die Hochfläche und also das Quellengebiet der liberischen Flüsse vom Flußgebiete des Niger trennen. Die Flüsse entspringen in verschiedener Entfernung von der Küste; sechs derselben kommen aus den Thälern des Kong-Gebirges, andere entspringen aus der Mandingo-Ebene oder dem Hügellande. In dem Morastlande schleichen alle langsam dem Meere zu; weithin macht sich in ihnen Ebbe und Fluth bemerkbar, beinahe alle stehen mit einander in Verbindung. Bis zu dem höher gelegenen Lande, wo Stromschnellen und Wasserfälle häufig gefunden werden, kann man mit Booten, vielleicht selbst mit kleinen Dampfschiffen auch in der trockenen Jahreszeit fahren; die Ausdehnung, in welcher der untere Lauf der Flüsse schiffbar ist, ist bei den einzelnen verschieden, sie beträgt von 20 bis 70 Meilen und noch mehr. Die nasse und trockene Jahreszeit folgen einander, nur durch eine kurze Uebergangsperiode geschieden, welche sich durch heftige Stürme und Gewitter (die Zeit der Tornados) auszeichnet; wiewohl sie nicht scharf von einander getrennt sind, rechnet man die trockene Jahreszeit von Mitte November oder Anfang December bis Ende April, so daß diese Jahreszeit fünf, die nasse sieben Monate dauert. Während der ersten Hälfte der trockenen Jahreszeit weht ein empfindlich kalter, sehr trockener Landwind, der Harmattan, besonders in der Nacht; die Moräste trocknen aus, die Waldbäche und die Creeks werden kleiner, die feuchte Erde entwickelt ungeheuere Mengen Wasserdampf, der sich in kalten Nächten als Regen und Thau niederschlägt. Nur Januar und Februar bleiben ganz ohne Regen; jetzt entwickelt sich ein reges Leben in den Wäldern, Kolonisten und Eingeborene fällen das Holz da, wo sie zu pflanzen wünschen; es ist in wenigen Tagen ausgetrocknet und wird dann verbrannt, wobei die starken Stämme halb verkohlt zurückbleiben. Schon gegen Ende Februar bedeckt sich der Himmel wieder mit Wolken; endlich, nachdem er durch schweren Sturm angekündigt ist, bricht ein Tornado los und der erste Regen fällt. Im März und April wiederholt sich dies häufiger und die Vegetation erwacht aus ihrem Sommerschlaf, um in kurzer Zeit ihre ganze tropische Pracht zu entwickeln. Jetzt wird gesäet und der Boden mit der ihn bedeckenden Asche durcheinandergearbeitet; in diesem warmen, fruchtbaren Bett entwickelt sich die Saat schnell, und nach zwei Monaten steht alles in voller Blüthe. Im Mai nehmen die Gewitter ab, ein allgemeiner Landregen tritt ein; graue Wolken bedecken den Himmel, regenlose Tage sind eine Seltenheit, dadurch wird die Hitze noch unerträglicher; dies macht sich auch bei den Bewohnern, Einheimischen wie Fremden, fühlbar, Unwohlsein und Krankheit suchen sie in dieser Periode am meisten heim. Endlich in der Mitte Juli zerreißt die Sonne den Wolkenschleier und einige sonnige Tage unterbrechen die traurige Regenzeit; man beeilt sich zu ernten und die Frucht in die Scheuern zu bringen, ehe die zweite Hälfte der nassen Saison dies zu einer Unmöglichkeit macht. Bald nämlich kommt der Regen mit verdoppelter Kraft, das Wasser fluthet vom Himmel, die Waldbäche werden zu Strömen, Creeks und Moräste zu Seen. Die Verbindung zwischen den Dörfern und Plantagen wird vielfach unterbrochen; viele Tage lang liegen die Neger mit ihrer Familie ohne zu arbeiten in ihren Hütten und leben vom Ertrag der Ernte und träumen, in Schlaf gewiegt durch das eintönige Geräusch des niederstürzenden Wassers. So vergeht der August und September; endlich bricht die Sonne durch die Wolken, im Oktober treten die Tornados wieder ein, im November wird der Regen seltener, bis der Harmattan sich einstellt und so der Jahreskreislauf vollbracht ist. Das Klima ist natürlich ein rein tropisches, wird jedoch wie überall durch oro- und hydrographische Verhältnisse modificirt. Die Durchschnittstemperatur kommt der heißer europäischer Sommertage etwa gleich, selten nur wird die Wärme unerträglich, häufiger findet man die Temperatur kühl. Durchschnittlich beträgt dieselbe im Schatten 27,5° C., ausnahmsweise nur fällt sie in der Nacht unter 25° und steigt über 31° (gewöhnlich wies das Thermometer um 6 Uhr Morgens 25° C., um 12 Uhr 30° C., Abends 6 Uhr 29° C.). In der Regenzeit ist der Unterschied zwischen Tag und Nacht am kleinsten, während der Herrschaft des Harmattans am größten. Die höchste Temperatur, welche Büttikofer im freien Felde in der Sonne beobachtete, war beinahe 46° C. (115° F.). Durch den Einfluß einer solchen Wärme muß nach einiger Zeit die Widerstandskraft des Europäers ermatten, und wenn er auch sich nach und nach akklimatisirt, so entgeht er doch nie den vernichtenden Einflüssen des Klimas und im Allgemeinen hat auf der Westküste des tropischen Afrikas das Axiom Geltung, daß Weiße nach dreijährigem Aufenthalt daselbst, wenigstens für sechs Monate einen kühlern Himmelsstrich aufsuchen sollten; jedenfalls ist das Klima von Liberia besser als das der Küste von Guinea, vom Lagos bis zum Camerun, da das afrikanische Sumpffieber, welches jene Gegend so gefährlich macht, in Liberia beinahe nie einen tödtlichen Ausgang nimmt. Viele in Europa vorkommende Krankheiten der Athmungsorgane bessern sich in diesem Klima; andere, wie Typhus, Pocken, sind unter den Eingeborenen ganz unbekannt; letztere Krankheit tritt erst viel weiter südlich auf. Das Sterblichkeitsverhältniß der Weißen kann in Liberia nicht außergewöhnlich ungünstig genannt werden und im Allgemeinen hat wohl die Westküste einen schlechtern Ruf als sie verdient.

Fieber treten gewöhnlich als intermittirend, seltener anhaltend auf; außer den gewöhnlichen Erscheinungen ereignet sich hier zuweilen bei großer Schwäche des Patienten der Fall, daß er in Gesellschaft, ohne daß er die geringsten Fiebererscheinungen bemerkt und während er an einem lebhaften Gespräch Theil nimmt, plötzlich ganz verkehrte Antworten giebt, allerlei Unsinn ohne Zusammenhang schwatzt und zuletzt auf seinem Stuhl sitzend mit offenen Augen in ein vollkommenes Delirium verfällt, lacht und singt. Gewöhnlich hängen alle Fieber mit gestörter Verdauung zusammen; übrigens treten die verschiedenen Arten desselben auch noch auf, nachdem die betreffende Person sich in ein

kühleres Klima und selbst nach Europa begeben hat. Chinin ist das beste, wiewohl kein radikales Mittel. Tägliche Fieberanfälle sind am häufigsten und werden nicht für so gefährlich wie die zwei- und dreitägigen gehalten; während des Paroxysmus erreicht die Temperatur zuweilen die Höhe von 42°; übrigens kommt die Krankheit auch bei Americo-Liberianern, dagegen nie bei Eingeborenen vor. Oben ist schon erwähnt worden, daß die Fieber gewöhnlich mit heftigen Verdauungsstörungen komplicirt sind, doch treten letztere auch allein auf, wobei Milz und Leber am meisten durch den klimatischen Einfluß zu leiden haben. Eigentliche Blut-Dysenterie hat Büttikofer nicht bemerkt, dagegen nimmt Diarrhöe leicht einen chronischen Charakter an; doch kommt sie nur selten vor, eher findet das Gegentheil statt. Hämorrhoiden sind selbst bei jungen Leuten sehr gewöhnlich. Im Allgemeinen scheinen alle diese Krankheiten Blutzersetzung zur Folge zu haben, welche übrigens auch selbständig eintritt; man hört häufig, daß bei Weißen, welche sich lange an der afrikanischen Küste aufgehalten haben, in Folge eines Nadelstichs zunächst ein Tropfen Wasser hervortritt und dann erst Blut folgt. Auch geschwollene Füße und Beine, namentlich in der Regenzeit, sind häufig, Wassersucht ist eine bekannte und gefährliche Krankheit. Wunden werden sehr schmerzhaft und gefährlich, gleichviel ob sie, wie oft der Fall ist, von selbst entstanden oder eine Folge äußerer Einwirkung sind; die Hitze und starke Schweißabsonderung verzögern die Genesung, Ameisen und Muskiten bereiten dem Patienten viele Schmerzen. Eine allen tropischen Gegenden eigenthümliche Krankheit ist die „prickly heat", der „rothe Hund" der Holländer, eine brandige Entzündung der Hautdrüsen, welche namentlich in Folge des heftigen Juckens sehr unangenehm wird. Gefährlicher wird der Sandfloh, eine bekannte Plage, die vor einigen Jahren in Monrovia noch ganz unbekannt war, während jetzt wohl zwanzig Procent der Bewohner der Stadt mit verbundenen Füßen herumhinken, auch wohl eine oder einige Zehen verloren haben; die Farbigen haben hiervon viel mehr als die Europäer zu leiden.

Die Angaben über Geologie, Flora und Fauna des Landes, welche wir jetzt folgen lassen, beziehen sich auf den von Büttikofer besuchten Theil des Landes, nämlich die Umgegend von Monrovia, das Gebiet von St. Paul und den Distrikt von Grand Mount Cape; doch soll nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen der allgemeine Charakter des Landes ziemlich mit dem übereinstimmen, was er selbst zu sehen Gelegenheit hatte.

Wenn man den Strand hinter sich hat, bemerkt man, daß der Boden aus stark eisenhaltigem Lehmboden besteht, in welchem man viele kleine, abgerundete Steine findet, die durch Form und Gewicht den Eindruck von Erz machen; selbst die höchsten Hügel sind mit Lehmlagen bedeckt, welche sichtlich als verwittertes Gestein zu betrachten sind. Der Kern besteht aus jungem Eruptivgestein, welches häufig an den Abhängen, noch mehr an den Felswänden, durch welche die Flüsse sich einen Weg gebahnt haben, zu Tage tritt; die Lagen sehen durch den eisenhaltigen Lehm ganz roth aus. Außer Eisen wird in Liberia kein Metall ausgenutzt; das Waschgold, welches auf der Hochfläche und vermuthlich auch im Kong-Gebirge angetroffen wird, nimmt seinen Weg nach Sierra Leona. Uebrigens besitzt Liberia auch noch andere Metalle, wahrscheinlich Gold, sicher Kupfer, welches Büttikofer sogar gediegen gefunden hat. Vor Jahren sind ansehnliche Mengen Gesteins zum Zwecke der Untersuchung nach England geschickt worden, worauf ein englisches Konsortium eine Koncession zur Gewinnung von Metallen nachsuchte, die jedoch nicht gewährt wurde, weil man den Engländern keine Gelegenheit geben wollte, in Liberia festen Fuß zu fassen. Aus Gesteinsproben, welche Büttikofer mitgebracht hat, hat sich ergeben, daß dort auch alte, krystallinische, metallreiche Gesteine vorkommen, ebenso wie jüngere mit ihren Verwitterungsprodukten bedeckte Eruptivmassen (dies ist festgestellt durch Professor Martin). Lagen, in denen Versteinerungen angetroffen wären, sind nirgends gefunden.

Aus der Lage und der Art des Landes ergiebt sich, daß es von einem üppigen Pflanzenkleide bedeckt ist, dessen Charakter sich mit der Höhenlage ändert; in anschaulicher Weise führt Büttikofer seine Leser von den Mangrovewäldern, welche das Morastland bedecken und den mit dornigen Sträuchern bewachsenen Stranddünen, neben welchen sich hier und da eine mit prächtigem Dunkelgrün, glänzenden Blättern und schönen Blüthen einer Convolvulaceen-Art (Ipomoea sp.?) bedeckte Stelle zeigt, von einer einzelnen Gruppe einer Fächerpalme, die kaum 1 m hoch wird (wahrscheinlich Hyphaene guineensis), nach dem höher gelegenen, mit Pandanus und Papyrus bedeckten Lande, bis endlich die Mangrove ganz verschwindet. Daß Büttikofer als Zoologe mit Vorliebe bei dem sich in den Mangrovewäldern entwickelnden Thierleben verweilt, ist natürlich und die Beschreibung, welche er von demselben giebt, ist so anziehend und lebendig, daß wir es uns nur ungern versagen, sie hier mitzutheilen. Den Uebergang nach dem Innern bilden sandige Grasflächen, deren Eintönigkeit hier und da von Sträuchern, strauchartigem Holz und Palmgruppen, besonders von Wein- und Oelpalmen unterbrochen wird; letztere (namentlich Elaeis guineensis L.) nimmt die erste Stelle ein; sie gedeiht auf jedem Boden und kommt vom Morastlande bis zu den unteren Höhenlagen der Mandingo-Ebene vor, wo der Urwald nicht mehr so dicht ist und kleine Baumgruppen mit Grasflächen abwechseln. Sie ist mit ihrem bis zu 30 m hohen, nie mehr als mannsdicken Stamme, über dem sich die prächtige Blätterkrone im leisesten Winde schaukelt, nicht nur eine Zierde der Landschaft, sondern auch das dem Eingeborenen nützlichste Erzeugniß des Landes. An sie schließt sich die Weinpalme und die Kokospalme an, andere Arten von weniger praktischer Bedeutung mögen unerwähnt bleiben; neben und zwischen denselben bieten herrliche Tamarinden, die echten Akacias und Mimosen schattenreiche Stellen. Ein ganz anderes Bild zeigt der Hochwald, welcher sich nach dem Innern zu jetzt vor uns öffnet; der tropische Urwald kann mit keinem unserer heimischen Wälder verglichen werden, da er immer einen gemischten Charakter behält; in bedeutender Höhe über dem Boden wölbt sich das Blätterdach, getragen von den ungeheuren Säulen, die in Brusthöhe bis zu fünf Meter Umfang haben, und erst in einer Höhe von 25 bis 30 m anfangen ihre Krone zu entwickeln; unter diesen Riesen fällt der Wollbaum (Eriodendron anfractuosum D. C.) schon von weitem durch seine weiße Rinde auf. Unter diesem Dache erhebt sich ein zweiter Hochwald, ein Wald im Walde; dazwischen hat sich undurchdringliches Gestrüpp entwickelt, dessen Zweige durch Lianen noch fester mit einander verknotet sind; selten nur findet man hier einen geraden Stamm. Ueberall fällt das Auge auf die dunkelgrünen lederartigen Blätter, zwischen denen nur hier und da sich hellere Farbentöne zeigen; auf den Bäumen sprossen Orchideen mit ihren schönen Blumen. Im Allgemeinen hat die Pflanzenwelt von Liberia mehr einen großartigen als einen lieblichen Charakter, das Auge genießt durch die verschiedene Färbung der Blätter mehr als durch den abwechselnden Farbenton der Blüthen; nirgends herrscht Symmetrie; im größten Gewirre, im un-

durchdringlichsten Gestrüpp erhebt sich plötzlich vereinzelt eine feine zierliche Pflanze; die Blüthen haben gar keinen oder einen berauschenden Duft, alles, was man sieht, trägt den Charakter des Fremdartigen und Neuen. An eine Beschreibung der wildwachsenden, nützlichen Pflanzen schließt sich eine längere Abhandlung über die Kulturpflanzen an. Hierher gehören: Knollengewächse, ölhaltige Pflanzen, beide mit verschiedenen Vertretern, die berühmte Kaffeepflanze von Liberia, die man ja auch in die englischen und niederländischen Kolonien eingeführt hat; Kakao, Tabak, Gemüse und die zahlreichen Früchte, worunter auch einige Baumfrüchte, und an der Küste der auch in Gruppen vorkommende Mangobaum; einige Anonaarten scheinen nicht einheimisch zu sein. Ferner giebt es verschiedene Spezereigewächse und einige Pflanzen, welche versponnen werden. Auch die Thierwelt des Landes behandelt Büttikofer sehr ausführlich; leider können wir ihm auch hier nicht folgen, sondern müssen uns begnügen, Einzelnes hervorzuheben. Unter den Säugethieren nennt er zunächst den Chimpanse, drei Arten Colobus, fünf Arten Meerkatzen und einen Halbaffen (Nyticebus potto), die er gesehen und von denen er Exemplare mitgebracht hat, dann unter den Nagethieren Baum-Eichhörnchen in verschiedenen Arten, Grund- und fliegende Eichhörnchen, zwei Arten von Stachelschweinen, das Erdschwein, einheimische Mäuse, importirte Haus- und braune Ratten, sowie die ägyptische Ratte, eine ganze Reihe von Mäusen, worunter die Zwergmaus, welche in Hecken und hohem Rohre etwa einen Meter über dem Boden kleine, zierliche Nester baut. Sind die Fledermäuse zahlreich vertreten und für den Naturforscher wichtig, so beschränkt sich der Antheil Liberias, was die Raubthiere betrifft, auf die kleineren Arten, Leopard und Tigerkatze und ihre zahmen Verwandten, die Hauskatzen, welche man in den abgelegensten Negerdörfern findet; ein kleiner Insektenfresser schließt sich an (Crossarchus obscurus), sowie unter den Wiederkäuern verschiedene Antilopenarten, wilde Büffel und Elephanten, die sich jedoch von der Küste ins Innere zurückgezogen haben; Büttikofer selbst hat nur ihre Spuren gesehen. Rhinoceros und das eigentliche Nilpferd fehlen, doch kommt von letzterem eine besondere Art, Hippopotamus (Choeropsis) liberiensis vor. Es wird bei einer Höhe von $2^1/_2$ Fuß nur 4 Fuß lang und ist im Ganzen eine Miniaturausgabe seines Verwandten im Nil, lebt übrigens mehr im Walde als im Wasser und zwar paarweise, beansprucht ein großes Jagdgebiet und kommt nicht häufig vor. Das grobe, jedoch wohlschmeckende Fleisch ähnelt dem des Schweines. Von einheimischen Schweinen kommt nur Sus penicillatus vor, neben ihnen drei Arten Schuppenthiere und ein merkwürdiges Wassersäugethier, dem wir einige Augenblicke schenken wollen; es ist dies Manatus senegalensis, in Liberia Malentine genannt. Diese Thiere leben in Trupps und nähren sich beinahe ausschließlich von Wasserpflanzen; sie ziehen in den Flüssen bis zu den ersten Wasserfällen und sollen eine Länge von 4 bis 5 m erreichen, freiwillig gehen sie nie ins Meer. Der Reisende konnte sich nur eines Exemplares bemächtigen, welches 3 m lang und 300 kg schwer war.

Auch die Vogelwelt bot eine reiche Ernte, viele durch ihr prächtiges Gefieder und ihren Gesang ausgezeichnete Arten beleben die Einsamkeit der Wälder von dem Seestrande an bis zu den höher gelegenen Theilen des Landes; sie gehören theils weiter verbreiteten, theils specifisch afrikanischen Familien an. Unter den Kriechthieren stehen verschiedene Arten von Schildkröten, worunter Riesenschildkröten bis zu 800 Pfund Gewicht, an der Spitze der Liste; hieran schließen sich Krokodile, die sowohl im untern Lauf der Flüsse, in den Morästen, namentlich aber auf den Sandbänken an den Mündungen häufig vorkommen; sie werden im Allgemeinen sehr gefürchtet, obwohl sie kaum sehr gefährlich sind. Ihr Fleisch wird gegessen. Weiter kommt Varanus (monitor) stellatus und eine Anzahl Eidechsen vor. Liberia ist sehr reich sowohl an Gift- als an anderen Schlangen; es ist wunderbar, daß mit Rücksicht auf die große Zahl der ersteren nicht mehr Unglücksfälle bekannt werden. Als ein sehr beliebtes Mittel gegen den Biß sah Büttikofer mehrmals Alkohol mit gutem Erfolg (bis zur Berauschung und folgendem Schlaf des Patienten) anwenden; als gefährlichste Schlange nennt er die Natter, namentlich die bis sechs Fuß lange Vipera rhinoceros; auch andere Species der Familie kommen vor, ebenso eine Brillenschlange (Naja atropos). Unter den nichtgiftigen Schlangen stehen einige Mitglieder der Riesenfamilie Python an der Spitze; es sollen bis zu 6 m lange Exemplare vorkommen; Büttikofer selbst fing eins von 4 m Länge. Auch an Batrachern ist Liberia ziemlich reich; unter ihnen wird ein Verwandter des amerikanischen Riesenfrosches genannt; ferner kommt eine eigenthümliche, wurmförmige, in der Erde lebende Art vor, Caecilia tentaculata, die sich gerne in Ameisenhaufen aufhält.

Unter den Fischen wäre zunächst der elektrische Malapterurus electricus zu bemerken, der sich in allen Flüssen, namentlich aber in den Creeks aufhält. Er wird nicht länger als einen Fuß, ist aber sehr dick; selbst kleine Exemplare können sehr starke elektrische Schläge austheilen. Einzelne Fische halten in der trockenen Jahreszeit, im Schlamme begraben, eine Art Winterschlaf, aus dem sie durch die Negerfrauen in recht unangenehmer Weise geweckt werden. Ein ganz eigenthümlicher Fisch ist Periophthalmus Koelreuteri, der in den Mündungen der Flüsse, den Creeks und Morästen häufig vorkommt; auf den verkrüppelten, fußähnlichen Brustfinnen hüpft er lustig am Strande umher und scheint das Wasser nur als Zufluchtsort zu betrachten. Die im Meere vorkommenden Fische gehören größtentheils weit verbreiteten Arten an; neben dem Hai kommt auch ein ungeheurer Sägehai, Pristis, vor, der auch die Flüsse hinaufschwimmt; Büttikofer hat ein Exemplar bekommen, dessen Länge mit der 3 Fuß langen Säge 15 Fuß betrug und über die Brustfinnen gewiß mehr als 6 Fuß breit war.

Wir übergehen die Weichthiere, die Insekten, Krustaceen und Würmer, mit denen sich Büttikofer's Arbeit noch beschäftigt, um zum zweiten Theile überzugehen, welcher von den Einwohnern handelt.

Reise von Essegg durch einen Theil Sirmiens.

Von Ernst Kramberger.

V.

An der Straße nach Kamenica liegt nicht weit von dem nach Rakovac führenden Wege eine große Cementfabrik. Der Berg ist schon zum großen Theile abgegraben und andere Berge unbrauchbaren Materials aufgeworfen. Ueber dem Ganzen hängt hoch oben an den Wänden eine üppige Vegetation herein, gleichsam als wollte sie die kahlen Stellen bedecken. Solcher Cementfabriken giebt es in Sirmien mehrere. Große Kalkbrennereien finden sich an der Südseite des Gebirges.

Kaum eine Viertelstunde von der Fabrik zieht sich abermals ein Thal nach rechts hinein, das aber bald in Hügel übergeht. Hier liegt zwischen Weingärten ein griechisches Dorf mit 1400 Einwohnern in 240 Häusern, zwischen und hinter denen sich in tiefem Bette ein rauschender Bach hindurchwindet, der „Ledinački potok". Das Dorf, Ledinci, ist bemerkenswerth wegen eines in halbstündiger Entfernung weiter im Gebirge liegenden Blei- und Silberbergwerkes. Ich hatte die Ueberreste einer Kirchenruine in einem Weingarten oberhalb des Dorfes besehen, die nach der Sage von den Königen Milutin und Dragutin erbaut worden sein soll, und in ihr noch an der Decke und an den Wänden Freskomalereien gefunden, als ich zu meinem Leidwesen über die Fruška-gora furchtbare Gewitterwolken aufsteigen sah. Dies nöthigte mich, den Besuch des Bergwerkes aufzugeben.

Während mein Kutscher die Pferde vorlegte, kaufte ich beim Kaufmanne Cigarren. Sein hübsches Wohnhaus, deren man in Sirmien beinahe in jedem Dorfe nach neuer Bauart mehrere findet, umstanden in kurzer Zeit mehrere Neugierige, die „den fremden Ingenieur" sehen wollten, der die alte Kirche des Milutin behufs Wiederaufbaues „gemessen und in sein Buch eingeschrieben" habe. Unter den Leuten bemerkte ich einige hübsche und zwei sehr schöne Mädchen mit orientalischen Gesichtszügen und bräunlichem Teint. Ihr prächtiger Wuchs und die kleinen Hände schienen für die groben Arbeiten nicht geschaffen, denen die Schönheit der Bäuerinnen bald zum Opfer fällt. Schade, daß sie über die rothgeschlungenen, selbst gefertigten Röcke von Hausleinwand solche von geschmacklos bedrucktem blauem Kattun geworfen hatten. Auf meine Frage, warum sie nicht Oberkleider trügen wie einst, von eigener Hand gefertigt, antworteten sie: „Eh, tako je moda." Also auch hier hatte schon die Mode ihr Recht geltend gemacht!

Im Zurückfahren bemerkte ich drei alte Grabsteine mit cyrillischer Schrift an jener Stelle, wo vor Alters die Kirche und das Dorf Ledinci gestanden hatte. Beide sind verschwunden, und das neue Dorf liegt weit davon. Es ist dies eine sich in Slavonien wiederholende Erscheinung, daß alte Ortschaften verschwunden und ganz neue Ansiedelungen desselben Namens an anderer Stelle entstanden sind. An den Wegen sind alle Bäume und Zäune vollbehangen mit Flaschenkürbissen (Tikvica), welche hier in derselben Weise gekocht, gebraten und gegessen werden, wie die „Turkinje" oder „Misicke", türkischen Kürbisse, anderwärts in Slavonien, wo man die Flaschenkürbisse nur zu Hebern und zu Wein- und Branntweingefäßen benutzt. Die mit langen, dünnen Hälsen eignen sich vortrefflich zu Hebern, jene mit kurzen, bauchigen Hälsen zu Flaschen. Letztere versteht der Bauer in Sirmien mit sehr zierlichen und künstlichen Ornamenten zu verzieren, die er flach einschneidet und etwas dunkler beizt. So eine Tikvica sieht äußerst zierlich aus. So lange die graugrüne Frucht an ihrer Rebe hängt, würde man kaum denken, daß sie sich nach der Reife zu solchen braunen Fläschen umgestalten läßt.

Einen der günstigsten Eindrücke in Sirmien macht auf den Reisenden wohl Kamenica. Die Lage des Ortes hügelan mit freundlichen, reinen Häusern, beherrscht von dem Hügel, auf dem das riesige, jetzt freilich leere Militärerziehungshaus steht, mit seinem herrlichen Ausblick auf die lange Linie des Gebirges, donauaufwärts bis Ilok und abwärts auf die drohenden Mauern Peterwardeins und die schlanken Thürme von Neusatz mit der zwischen beiden auf den Wellen der Donau sich schaukelnden Schiffbrücke, und die grünen Obstgärten fesseln das Auge des Beschauers. Eine leichte Brise streift über die Höhen und bewegt die Bohnenstauden, die zwischen den Weinstöcken wachsen. Und alles ringsum ist Weinberg, bis an die Festungsmauern Peterwardeins reiht sich Rebe an Rebe. Merkwürdig fand ich den Umstand, daß die Weingärten der Winzerhäuschen ganz entbehren, die in Oberslavonien eben den Schmuck derselben bilden. In Karlovic beispielsweise führen sogar sehr wenige Fahrwege in die Rebenpflanzungen hinein. Die Leser tragen die Trauben in Holzbutten heim und haben oft ein hübsches Stück Weges zurückzulegen. In Folge dessen dauert die Lese natürlich lange und ist beschwerlich.

Die neuere Zeit hat wohl die Weinpressen theilweise eingeführt, doch pflegt auch hier noch, in Oberslavonien beinahe durchgehends, der Bauer die Trauben in einen Sack zu schütten und sie in einem Fasse auszutreten. Ganz natürlich, daß viel Flüssigkeit hierbei verloren geht.

Ich besichtigte die in byzantinischem Stil von Stein gebaute griechisch-orientalische Kirche. In der Kuppel des mit vielen Fenstern gezierten Dachreiters sind die Linien des Muttergottesbildes wegen des Alters und der dadurch entstandenen Schwärze einer Auffrischung bedürftig. Es ging hier wie mit anderen Kirchen: der schöne Thurm bekam zur Zeit der Militärverwaltung statt seines stilgerechten, doch schadhaften Daches eine im schönsten Schablonenstile aufgesetzte mit vielen Bänchen ausgestattete Kappe von Blech.

Die Zierrathen an den Fenstern büßen dadurch ihre Wirkung vollständig ein und es ist nur zu bedauern, daß sich in der langen Zeit der Militärverwaltung gar Niemand fand, der diese Bauten zu würdigen verstand. Bei der katholischen Kirche steht eine zwar schadhafte, doch immer noch sehenswerthe Česma, ein türkischer Brunnen, ohne Wasser. Es wäre wohl werth, ihn zu erhalten; jetzt geht er seinem gänzlichen Verfalle entgegen. Am Donauufer zieht sich bis knapp vor Peterwardein hin ein Park des Grafen Karacsony, in dessen Nähe eine Dampffähre, die zehnmal des Tages nach Neusatz und eben so oft zu-

rück fährt, anlegt. Im Ganzen ist der Ort recht still, die Einwohner sind Ackerbauer und etwas Handwerker. Die Barbierstube, in die ich trat, war mehr besucht als die „Kavana“ und scheint hier für einige die Stelle des Kaffeehauses zu vertreten. Einer der Barbiere unterhielt die Kunden mit allem möglichen Gewäsch, das er mit dem Spiel auf seiner Tambura unterbrach, um ein Lied zu begleiten. Die beiden anderen rasirten und dazwischen hinein erschollen Witze und Gelächter der geduldig auf den Stühlen herumsitzenden Kunden, welche die Tagesneuigkeiten erörterten, ihre Gemeindeobrigkeit durchhechelten und ihren Zorn über die Steuereinhebung seitens jener hier verrauchen ließen.

Vor dem am linken Donauufer befindlichen Hornwerke und Brückenkopfe der Festung Peterwardein und vor der Pontonbrücke landet die Dampffähre, mittels der man aus Kamenica anlangt. Die Festung sieht von da majestätisch aus. Auf einem von Weingärten umgebenen ziemlich hohen Fels erhebt sich die Citadelle mit den unter ihr liegenden Festungsmauern. Zwei Thürme mit Uhrwerken schmücken sie, von wo aus jedes ankommende Schiff signalisirt und ihm ein Durchlaß in der Pontonbrücke geöffnet wird. Hoch ragen aus dem Strombette die Steinpfeiler der Eisenbahnbrücke, und es gähnt uns die Oeffnung des Tunnels unterhalb der Citadelle entgegen. Er ist ohne Untermauerung durch den Fels gebohrt, auf dem die Citadelle ruht, und die Bahngeleise laufen auf der Südseite zwischen den Festungsmauern heraus. Peterwardein ist eben nur Festung, in ihr ist kein Verkehr, kein Leben. Die zahllosen Wagen abgerechnet, die ununterbrochen über die Brücke hin und her rollen, herrscht, im Gegensatze zu Neusatz am linken Ufer, hier vollständige Ruhe. Zwei von Nord nach Süd laufende Straßen, eine Reihe von müßig stehenden, aber sehr theueren Fiakern, alte mit Inschriften versehene Kanonenrohre als Eckpfeiler verwendet, Hökerinnen, die zwar schönes, aber theueres Obst feilhalten und mit den vorbeiwandelnden Soldaten überlaut sprechen, einige Läden und eine Reihe von Thoren und Gräben auf der Südseite ist alles, was man sieht. Gegen Karlovic zu liegt die Vorstadt, die sogenannten Maierhöfe „Majuri“. Hier stehen dem Fahrlustigen Bauernwagen zur Verfügung, die um billiges Geld nach allen Richtungen fahren. Die zweite Vorstadt, Rokovo, hat ihre eigene Pfarrkirche.

Peterwardein ist eine Freistadt mit über 3000 Einwohnern. Der römische Name ist Cusum, unter der byzantinischen Herrschaft hieß es Petrikon. Im 13. Jahrhundert im Besitze eines gewissen Petar Garwe, kam es um 1223 in die Gewalt der Wittwe des Isaak Angelot, Margarethe, der Besitzerin eines großen Theiles von Sirmien. Im Jahre 1237 schenkte es Bela IV. einem Cistercienserkloster. Damals stand ein Königspalast in „Petar varad“, wie es hieß. Das „castellum Petervaradin“ (heute Petrovaradin und kurz Varadin) belagerte Suleiman II. 1526 und nahm es nach 5 Tagen ein. Im Jahre 1716 schlug hier Prinz Eugen von Savoyen den Großvezir Ali-Pascha, wobei er 150 Fahnen und 146 Kanonen eroberte. An der Stelle, wo die Schlacht stattfand, erheben sich in halbstündiger Entfernung von der Festung die Thürme der Kirche „Maria Schnee“, mit dem türkischen Namen „Tekije“ geheißen. Zur Zeit der denkwürdigen Schlacht war dort nur eine Höhle mit einer Česma. In der Höhle wohnten zwei Derwische, hielten die Quelle in gutem Stande und nahmen dafür Almosen entgegen. Die Habsucht verwandelte die Höhle alsbald in eine „Dschamija“ oder Moschee. Noch steht bei der Kirche eine uralte Ulme, die, obgleich schon ganz hohl, doch noch immer grünt. Sie ist mit einem Drahtgitter umgeben und zum Andenken erhalten an den Marschall Grafen Brenner, den im Jahre 1716 die Türken mit Eisenketten an den Baum gefesselt und erschossen haben. Unweit davon liegt der Hügel „Vezirac“, wo vor der Schlacht das Zelt des Großvezirs stand. Maria Theresia erhob Peterwardein zur ansehnlichen Festung, die 1848 unter General Blagović die ungarische Fahne aussteckte und 1849 kapitulirte.

Der schönste Punkt in der Umgebung von Peterwardein ist die in romantischer Gebirgsgegend und durch die schöne Aussicht anziehende „Česma“ (Quelle) „Vilina voda“. Das Wasser ist wahrlich des Namens „Feenquelle“ würdig und der Ort werth, der Mittelpunkt reizender Märchen zu sein. Auch hieher pilgern, wie ich dies früher in Bezug auf Orešac geschildert habe, alljährlich zahlreiche Fromme und Hilfesuchende, um sich und namentlich die Kinder in den klaren Wellen des Gesundheit bringenden Wassers zu baden und zu waschen. Der Fels, aus dem die Quelle rieselt, ist der Zielpunkt zahlreicher Ausflüge.

Die Fahrt von Peterwardein nach Karlovic ist kurz und hübsch, namentlich aber von der Donau der Anblick der Stadt mit den vielen Kirchen ein anziehender. Das Bild verliert an Reiz, wenn man in Karlovic landet. Eine breite, recht staubige Straße, die zum Glück nicht lang ist, empfängt uns. Ein einziger „Taljigaš“ war da und lud mich und mein geringes Gepäck auf seinen vierräderigen von einem in der Gabel gehenden Pferde gezogenen Karren. Die „Taljigaš“ ist ein nur Sirmien angehöriges Fuhrwerk. Der Wagen ist recht schmal, der Gaul sehr kurz gespannt, so daß die Knie der Hinterfüße unter den Wagen kommen. Das Geschirr ist mit vielen Riemen geziert und ein breiter Gurt geht um den Hintertheil des Rosses unter dem Schwanze herum und dient zum Halten, wenn es bergab geht. Der Schwanz des Pferdes wird immer in einen Knoten gebunden, wahrscheinlich, um dem Kutscher, der nahe sitzt, nicht unangenehm zu werden.

Der „Taljigaš“ führt zwar eine dicke Peitsche, doch treibt er, da er knapp hinter dem Zugthiere sitzt, dasselbe mit Stößen seines opankenbekleideten Fußes an und nimmt hier und da, wenn er grimmig wird, auch das Pfeifenrohr zu Hilfe, um damit das träge Roß in die Schenkel zu stechen. Auf der Südseite der Berge sah ich auch einen ähnlichen Karren auf zwei Rädern, dessen Kutscher sich auf der Achse balancirend weidlich rütteln ließ.

Mein „Taljigaš“ Stevo (Stefan) saß lediglich auf den Brettern und versicherte, daß er kein Heu als Unterlage brauche.

Der Platz mit dem einfach aussehenden Wohnhause des Patriarchen, der griechischen Kathedrale und der katholischen Pfarrkirche bekommt durch einige alte Gebäude ein etwas düsteres Aussehen. Namentlich ist das Gasthaus ein altes, winkeliges Gebäude, in dem nur der gute Wein Anziehungskraft hat. Die Freistadt liegt zur Hälfte in einer wellenförmigen Ebene, zur Hälfte auf Hügeln und ein Theil ist zwischen den Eselsberg (Magarečije brdo) und den Berg Vorosov hineingeklemmt. Aus dieser schluchtartigen Mulde fließt der Vorosov-Bach, an dessen Ufer weiter gegen Süden hinein ein Weiler Bjelils liegt. In Vorosov hat der Patriarch seinen Park mit Glashäusern und guten Kellern.

Am Marktplatze macht sich die zweithürmige Metropolitankirche Sveti Nikola mit dem Wohnhause des Kirchenfürsten bemerklich. Erstere ist im Innern reich ausgestattet und sonst hübsch, letzteres ein einfaches Gebäude und rührt von dem Patriarchen Arsenije Joanović her, als er im Jahre 1737 den Sitz des Patriarchats hierher verlegte. Als es 1788 abbrannte, bauten es die Erzbischöfe Mojsije

Putnik und Stevan Stratimirović wieder auf. Man denkt übrigens an den Bau eines schönen Palastes.

An die griechische Kathedrale stößt die katholische Pfarrkirche, gegenüber steht das Stadthaus und in demselben ist das Bezirksgericht. Karlović hat ein Gymnasium mit acht Klassen. Als Gründer desselben kann man füglich einen vom armen durch Fleiß und Sparsamkeit zum reichen Manne gewordenen Schneider Dmitar Anastasiević bezeichnen, da er den oben erwähnten Metropoliten Stratimirović, dem der Schulunterricht besonders am Herzen lag, mit dem Entschluß überraschte, 20 000 Fl. zur Gründung einer Mittelschule schenken zu wollen. Sein Beispiel wirkte so, daß die Anstalt zu Stande kam und heute noch aus diesen alten Fonds erhalten wird.

Die große Cesma am Platze bekommt ihr Wasser aus den Bergen. Um sie herum reiht sich eine Menge von Brotverkäufern, die Brote in solchen Quanten zum Kaufe auslegen, daß man staunt, wer dies alles verbraucht. Freilich waren damals zahlreiche Arbeiter in Karlović, die beim Baue der Semlin-Belgrader Bahn thätig waren; doch sagte man mir, daß täglich soviel Brot in der Stadt aufgehe.

„Gospodine, kupite od mene", — Herr, kaufen Sie von mir — schrien mich alle Stimmen aus Nah und Fern zu gleicher Zeit an, und es herrschte eine Konversation zwischen den entferntesten Ständen, daß ich staunte, um so mehr, da sich dieses laute Zurufen, Lachen und Witzeln den ganzen Tag fortsetzte. Namentlich waren es italienische Arbeiter, die des Morgens mit ihren zweiräderigen Einspännern zum Broteinkaufe anrückten und Stoff zu lustigen Nachahmungen ihrer heimischen Laute gaben. Eine der Verkäuferinnen, eine dunkelhäutige, üppige Schöne, lockte durch ihre fröhliche Art die meisten Käufer an. „Oj šinjore, hajde qua, Evo Kruha, evo, na!" rief sie lachend und streckte den Ankommenden den Laib entgegen, womit sie meist ihren Zweck erreichte.

Das Obst, schön und saftig, fand ich verhältnißmäßig theuer, da doch gerade diese Gegend reich daran ist. Als Grund gab man mir an, daß die Ausfuhr sehr groß sei.

Schön ist die Fernsicht vom „Magarečije brdo", so benannt, weil einst der Vezir Ahmet Cuprilic seine Maulthiere und Esel dort weiden ließ, und vom Hügel, auf dem die Kapelle der „heiligen Frau vom Frieden" steht. Das Kirchlein, das fünfte Gotteshaus hier, wurde zum Andenken an den Karlovicer Frieden 1699 in Form der Konferenzhalle erbaut, in der die Vertreter der Mächte verhandelten. Es hatte anfangs, wie die Halle, vier Eingänge; jetzt sind nur noch drei vorhanden, der gegen Südost ist vermauert. Die Kapelle geht dem Verfalle entgegen, ein Theil der Kuppelverkleidung und eine der im Innern ringsum laufenden Gallerien liegt als Schutt auf dem gepflasterten Boden.

Von der Burg, die einst Karl, ein Sohn des Banus Ivan Horvat, erbaut haben soll, ist keine Spur mehr vorhanden.

Die Bevölkerung der Stadt beträgt 5000 Seelen, darunter 2000 Katholiken und 2000 Juden.

Die meisten leben vom Weinbau, eine ziemliche Anzahl betreibt verschiedene Handwerke. Die Straßen sind krumm, viele davon ziemlich steil und alle mit runden Steinen, „Kaldrma", gepflastert; die Häuser in der Ebene ansprechend, auch schön, auf den Höhen viele nach Art der Bauernhäuser gebaut. Merkwürdig ist, daß trotz des Verkehrs und der Lage an der Donau die Läden ohne die heutzutage üblichen Auslagen, im alten, düstern Stile gehalten sind. Im Ganzen findet man hier viel Altes beisammen, da, wie schon einmal bemerkt, der Grieche konservativ ist. Um so mehr staunte ich, gerade hier gar keine Spur mehr von der schönen, weißen, mit Stickerei besetzten Tracht des Landes zu finden; binnen 30 Jahren ist dieselbe hier ganz verschwunden. Die oben erwähnte Brotverkäuferin, befragt, ob sie denn keine Skute, ein gesticktes Hemd, unter dem dunkeln Kattunanzuge verborgen trage, wie ich es anderwärts bemerkt hatte, gab erstaunt zur Antwort: „Wer sollte sie denn weben und schlingen?" Sie gebrauchte das deutsche Wort schlingen statt „vegti". Das Leben ist im Allgemeinen recht matt, trotz des großen Handels mit Obst und Wein. Nur an Sonntagen geht es in den Schänken bei Tanz und Sang laut zu, und an den Cesmas, deren jede Gasse eine hat, ist regelmäßig der Versammlungsort der Schönen.

Berühmt ist der Rothwein und der Tropfwermuth, die hier erzeugt werden. Wie Feuer fließt es nach dem Genusse durch die Adern, und ich weiß nicht, ob sich der Wein in Bezug auf Güte und Aroma nicht mit den besten der Welt messen kann. Den Unterschied zwischen Griechen und Katholiken fand ich in Karlovic gar nicht schroff; die Leute leben friedlich neben einander. Ob die beiderseitige Toleranz noch so weit geht, wie einst, wo z. B. ein Bischof von Djakovo als Katholik den Einwohnern in Bračevic zum Baue ihrer griechischen Kirche Holz, Ziegeln und Kalk schenkte nebst einem neuen Meßgewande für den Popen, weiß ich nicht. Doch ist mir bekannt, daß es doch noch unter der Geistlichkeit im Lande Männer giebt, die über kleinliche Begriffe erhaben sind. Sah ich doch einmal in einem abgelegenen winzigen Dorfe einen armen griechischen Geistlichen ohne Bedenken einen dortselbst verschiedenen protestantischen Handwerker mit allen Ehren beerdigen. Ich konnte dem einfachen Greise, der als Mensch sich fühlte und als Mensch dachte, meine Anerkennung nicht versagen.

Kürzere Mittheilungen.

Eine Reliquie aus Montezuma's Zeit.

Das unter F. v. Hochstetter's Leitung schnell und schön aufblühende ethnographische Museum in Wien ist jetzt in den Besitz eines Schatzes seltener Art gelangt, um den es von anderen Museen beneidet werden darf. Es handelt sich um ein altmexikanisches Banner, das unzweifelhaft aus der Periode Montezuma's stammt, ja mit Wahrscheinlichkeit sich unter den Schätzen und Trophäen befand, welche Cortez an Kaiser Karl V. sandte. Dieses Stück erworben, restaurirt und gedeutet zu haben ist Hochstetter's Verdienst, welcher uns in einer Wiener Akademieschrift „Ueber mexikanische Reliquien aus der Zeit Montezuma's" (mit fünf farbigen Tafeln, Wien, Gerold, 1884) darüber nähere Auskunft ertheilt.

Altmexikanische Federarbeiten aus der Zeit der Eroberung sind sehr selten. Hochstetter kennt nur zwei farbenprächtige, 75 cm im Durmesser haltende runde Schilde im Stuttgarter und einen $1^1/_2$ m langen rothen Federmantel im Brüsseler Museum. Uebertroffen werden sie aber durch die prachtvolle

Standarte, welche bald als „morischer Hut", bald als „indianische Schürze" oder als „mexikanischer Hauptschmuck" in der Ambraser Sammlung vorkommt und dort bereits im Inventar von 1596 verzeichnet ist. Hochstetter fand das seltene Stück in höchst defektem Zustande wieder, ließ es restauriren und deutete dasselbe. Es zeigt die Form eines großen ausgespannten Fächers und ahmt gleichzeitig die Gestalt eines Vogels mit ausgebreiteten Flügeln nach, dem nur der früher vorhandene Kopf fehlt. Der Fächer zeigt koncentrische Farbenbänder von blauen, rothen, grünen und braunen Federn und ist mit einem hervorragenden Mittelstück besetzt; er bedeckt eine Fläche von $1^1/_4$ qm. Der Haupttheil besteht aus den grüngoldig schimmernden Prachtfedern des heiligen Vogels Quetzal (Prachttrogon, Trogon pavoninus), deren Zahl heute noch 459 beträgt und die nach dem Werthe, den jetzt diese Schmuckfedern im Handel haben, 5000 Gulden repräsentiren! Belegt ist der Fächer an seinem untern Theile mit gleichfalls koncentrisch angeordneten, halbmondförmigen, runden und schuppenförmigen Goldblättchen, zusammen etwa 1000 Stück.

Interessant und von wissenschaftlichem Werthe ist besonders der von Hochstetter geführte Nachweis, daß es sich weder um einen Hauptschmuck, noch um eine Schürze oder um einen Fächer handelt, sondern daß wir eine königliche Standarte vor uns haben, die auf einem Stiel getragen wurde. Alte mexikanische Gemälde, sowie die Abbildungen bei Kingsborough lassen darüber keinen Zweifel aufkommen, und auch die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß es sich hier um ein von Cortez 1519 an Karl V. geschicktes Stück handelt, welches dann später seinen Weg in die Ambraser Sammlung fand.

Anders verhält es sich dagegen mit der „Streitaxt Montezuma's". Diese, welche gleichfalls aus der Ambraser Sammlung in das ethnographische Museum zu Wien überging, soll von Cortez dem Papste und von diesem wieder dem Erzherzoge Ferdinand, dem Stifter jener Sammlung, geschenkt worden sein. Es ist ein halbmondförmiges Steinbeil von charakteristischer Form aus Syenit. Hochstetter zeigt uns, daß heute noch derartige Streitäxte bei den Indianern im Innern Brasiliens vorkommen — ganz ähnliche enthält das Dresdener ethnographische Museum, andere das Wiener und jenes in Rio — und daß solche Steinäxte in Mexiko nicht im Gebrauch waren. Wenn die Art wirklich, wie ein alter Zettel der Ambraser Sammlung angiebt, von Cortez in Mexiko erbeutet wurde, so müsse sie, meint von Hochstetter, „entweder als Geschenk oder als Kriegsbeute von einem brasilianischen Volksstamme" in die Hände Montezuma's gelangt sein. Allein auch diese Vermuthung dürfen wir nicht gelten lassen, da von einer Verbindung Mexikos zur Zeit Montezuma's mit Brasilien uns absolut nichts bekannt ist, ja eine solche im höchsten Grade unwahrscheinlich ist.

R. A.

Die Bworana-Galla.

Der Name der Bworana oder Borani, eines der mächtigsten Gallastämme, ist uns zwar schon seit Pater Lobo, der 1624 die Mündung des Dschub besuchte, bekannt, aber erst in neuester Zeit hat der seit 1865 an der ostafrikanischen Küste ansässige Missionar Thomas Wakefield umfangreichere Erkundigungen über dieselben eingezogen, welche E. G. Ravenstein in den „Proceed. R. Geogr. S." (Mai 1884) veröffentlicht. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Dschub-Flusse westwärts ca. 500 englische Meilen bis Konso, einem Bezirke südlich von Kaffa; gegen Westen reicht es bis zum 38° oder 37° östl. L. Gr. und grenzt dort an Negerstämme. Es ist ein ausgedehntes Weideland mit einzelnen Bergen und Hügeln, aber ohne fortlaufende Bergketten, ohne perennirende Flüsse, reich an Bäumen und stellenweise auch an Wäldern, mit viel Wild. Der Kaffeebaum wächst an manchen Orten wild; es findet sich Eisen, Zink und Natronsalpeter, der nach der Küste ausgeführt wird, wo ihn die Somal als abführendes Mittel gebrauchen oder mit dem Schnupftabak vermischen.

Die Bworana zerfallen in zwei große Abtheilungen, die Jä im Nordwesten, welche nur Hirten sind und Herden von Pferden, Rindvieh, Kameelen, Eseln, Ziegen und Schafen besitzen, und die Jül, welche bei reichem Besitz an Herden doch auch Hirse, Gewürze und die Arzneipflanze Dawa anbauen. Außerdem werden noch zwei Stämme, die Biltu und Bararetta, als ihnen verwandt angeführt. Nach allen Berichten sind sie ein kriegerisches, unruhiges Volk, dem die doch gleichfalls nur für den Krieg lebenden Massai nicht standhalten können, während sie von ihren näheren Verwandten, den Somal, öfters geschlagen worden sind. Berühmt sind sie als Reiter; sie bedienen sich hölzerner Sättel, eines Zaumes, Gebisses und Steigbügel, welche aus Riemen und einem daran befestigten eisernen Ringe für die große Zehe bestehen. Außerordentlich ist die Sorgfalt, mit welcher sie ihre Pferde behandeln; dieselben erhalten als nahrhaftestes Futter Milch und Butter und werden, um sie zu stärken, mit Butter eingerieben. Während der größten Tageshitze werden sie in steinernen, mit Gras gedeckten Ställen untergebracht, deren Thüren mit eisernen Bändern versehen sind; denn die Pferde sind so feurig, daß einfach hölzerne Thüren nicht genügen würden. Früh Morgens und Nachmittags werden sie geritten, und viermal täglich giebt eine messingene oder kupferne Glocke in jedem Lager oder Dorfe das Zeichen, daß für die Pferde Gras geschnitten werden muß. Auf der Jagd werden ihnen die Ohren verbunden; die Jäger sind mit Speeren, Schwertern und Bogen bewaffnet und verfolgen Elephanten und Rhinocerosse in derselben Weise, wie die berühmten Schwertjäger (Agagir) der Homran im östlichen Sudan.

Krieg ist die Hauptbeschäftigung der Bworana, ihre Waffen sind Wurfspieß, Speer und Schild. Wer einen Feind erschlagen hat, darf eine Straußenfeder am Hinterkopfe und einen bunten Turban tragen. Alle Krieger reiten, aber wegen des mitzuführenden Viehes dauert der Marsch stets lange. In der Nähe des anzugreifenden Dorfes angelangt, steigen alle von den Pferden, binden sie an Bäume und rücken zu Fuß vor. Irgend welche Schlachtordnung wird nicht befolgt, sondern jeder handelt nach bestem Ermessen. Wird ein Dorf überrumpelt, so wird es in Brand gesteckt, die Männer erschlagen, Weiber und Kinder aber als Sklaven fortgeschleppt. Die getödteten Feinde werden verstümmelt, und diese Trophäen von jungen Kriegern mit heimgebracht, von älteren aber in Feindesland begraben. Das erbeutete Vieh wird zuerst in einem Gehege gesammelt, dort vertheilt, wobei dem Anführer der größte Theil zufällt, jedes Stück vom Besitzer gezeichnet und dann nach dem Heimathsdorfe getrieben. Sklaven werden gut behandelt.

Bei der Rückkehr einer solchen Kriegerschaar herrscht großer Jubel. Zuerst wird das erbeutete Vieh in das Dorf geschickt, während die Krieger zurückbleiben, Siegesrufe ausstoßen und dadurch die Weiber herauslocken, welche tanzend, händeklatschend und schrilles Geschrei ausstoßend die Ankömmlinge umringen. Während der Zug sich in das Dorf begiebt, fällt kein Wort über die Gebliebenen und Vermißten. Den Müttern und Frauen, welche ängstlich nach einem Sohne oder Gatten forschen, wird gesagt, daß der Gesuchte noch weiter hinten verweile. Nun bringen die Weiber Gefäße mit einer Mischung aus Milch und Butter herbei und salben den Kriegern, welche einen Feind getödtet haben, das Haupt und andere Körpertheile und malen ihnen einen schwarzen Strich auf die Stirn, zwei weiße auf die linke Backe und mit Blut einen rothen auf die rechte. Nun beginnen die Krieger ihre Gesänge, in deren Verlauf mit möglichster Schonung die Namen der Gefallenen genannt werden. Jede solche Ankündigung wird durch einen leisen monotonen Gesang eingeleitet, auf welchen die Weiber antworten, und wenn ein Name eines Getödteten genannt ist, so fallen seine Ange-

hörigen mit lautem Weinen nieder und sind taub gegen alle Lobpreisungen. Ist diese Pflicht gegen die Todten erfüllt, so werden die Thaten der Sieger gepriesen und dann die von den jungen Kriegern heimgebrachten Trophäen in einem Loche außerhalb des Dorfes öffentlich bestattet.

Die Religion der Bworana, wie aller unverfälschten Galla, ist ein reiner Theismus; sie glauben an ein höchstes Wesen, Wake, an ein zukünftiges Leben, an die Wirkung von Gebet und Opfern, aber haben keine Priester. Schöne, auf den Ebenen weithin sichtbare Bäume werden gerne als Stätten für Gebet und Opfer gewählt, zu welchen letzteren schwarzes Vieh genommen wird. Außerdem aber bringt in jedem Dorfe der Häuptling in jedem Frühling und Herbst ein Opfer in Gestalt einer schwarzen Ziege dar. Wenn Bworanaknaben mannbar werden, so versammeln sie sich mit ihren Eltern und älteren Verwandten in einer zu diesem Zweck erbauten Hütte, wo ein Bulle geschlachtet wird, so daß sein Blut auf die Erde läuft. Dann taucht jeder Anwesende seinen Finger hinein und berührt damit, die Männer ihre Stirn, die Frauen die Luftröhre; letztere schmieren sich außerdem mit dem Nierenfett des Opferthieres ein und legen sich einen schmalen Streifen von der Haut um den Hals, welchen sie bis zum nächsten Tage tragen. Der Bulle wird dann verzehrt, wozu die Männer Dadi (Meth) trinken und alle Anwesenden den Chorgesang „Woh! mála sa vai!“ anstimmen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In den „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg“ (1882—83, Heft 1, S. 100 bis 187) veröffentlicht Dr. H. Michow einen sehr beachtenswerthen Aufsatz über „Die ältesten Karten von Rußland“, welcher sein Thema entschieden fördert und einen bisherigen Irrthum beseitigt. Peschel, Ruge, Vivien de St. Martin nennen nämlich als älteste Karte Rußlands die vom Jahre 1549, einen Holzschnitt des Nürnbergers Hirsfogel in den „Rerum Moscovitarum Commentarii“ des Ritters Sigismund von Herberstein, welcher von Kaiser Maximilian 1516 nach Moskau geschickt wurde, um zwischen Polen und Rußland den Frieden zu vermitteln. Diese Angabe ist aber irrig. Denn älter als die Herberstein'sche ist zunächst die (der Michow'schen Arbeit in Facsimile beigegebene) Karte Sebastian Münster's, in dessen dickleibiger Kosmographie, welche zuerst 1544, also fünf Jahre vor der Herberstein'schen erschien, selbst aber nur ein Auszug aus der des Anton Wied von Danzig ist, welche Dr. Michow das Glück hatte, in einem Exemplare von Ortelius' Theatrum orbis terrarum wieder aufzufinden, und welche seine Arbeit in photolithographischer Reproduktion begleitet. Dieses eine Exemplar trägt zwar die Jahreszahl 1555; doch führt Dr. Michow den vollen Beweis, daß die Karte nicht vor 1537 und nicht später als 1544 entstanden sein kann, letzteres, weil die 1544 erschienene Münster'sche Karte vielfach Legenden aus der Wied'schen entnommen hat. Sein Material erhielt Wied, wie er selbst sagt, von einem Bojaren Johann Ljätzky, der sich 1534 aus Rußland zum König Sigismund von Polen geflüchtet hatte und diesen zu einem unglücklichen Kriege gegen Rußland bewog. Der damalige Kriegsschauplatz, das Gebiet zwischen Desna, Dnjepr und oberer Düna, zeigt sich in Folge dessen auf Wied's Karte besonders reich an Detail; dieselbe enthält unter anderm die Festung Welisch an der obern Düna, welche erst 1531 angelegt wurde, und kennzeichnet das Gebiet im Osten der Stadt Gomel durch eine politische Grenze als litauisch; dies ist aber erst 1537 von Rußland abgetreten worden. Noch älter als die Wied'sche ist indessen eine für des römischen Litteraten Paolo Giovio (Jovius) Buch „De legatione Moschovitarum“ bestimmte Karte, welches 1525 gedruckt wurde und auf den Mittheilungen des in jenem Jahre sich in Rom aufhaltenden russischen Gesandten Dmitry Gerassimow beruht. Die Karte ist anscheinend vor dem Jahre 1881 nie veröffentlicht worden, findet sich aber handschriftlich auf der Marcusbibliothek in Venedig in einem Atlas des Kartographen Battista Agnese von Genua; neuerdings wurde sie von Th. Fischer in Photographie herausgegeben und danach von Dr. Michow ein Facsimile für die „Hamburger Mittheilungen“ hergestellt. Es ist demselben also gelungen, zwei resp. drei Karten von Rußland nachzuweisen, die älter sind, als die bisher für die erste gehaltene Herberstein'sche; die älteste im westlichen Europa angefertigte Karte jenes Landes datirt nicht aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, sondern um ganze 24 Jahre früher. Auf die sehr ausführlichen Erklärungen der in den Karten von Wied und Agnese-Jovius enthaltenen Namen, welche Dr. Michow giebt, hier einzugehen, ist nicht gut möglich; aber aufmerksam wollen wir machen auf die ergötzlichen Legenden und Bilderchen, welche Wied nach damaliger Sitte auf seiner Karte anbrachte. So malte er in das Weiße Meer und an dessen Küsten zwei Walrosse und berichtet von ihnen, daß sie mit Hilfe ihrer krummen Zähne die Felsen erklettern und sich auf der andern Seite derselben hinabgleiten lassen. Andere Bilder zeigen die Erlegung eines Urs, dann wie die Bären mit langen hölzernen Gabeln gefangen werden, und wie sich der Vielfraß, nachdem er sich vollgefressen, zwischen zwei dicht neben einander stehenden Bäumen durchquetscht, um sich des verschlungenen Fleisches zu entledigen und Raum zu neuer Atzung zu haben. Im äußersten Nordosten, zwischen Petschora und Ob, ist ein Götzenbild, eine Frau mit einem Kinde auf den Armen, nebst Anbeter dargestellt, die Slata Baba (goldene Frau), welche die Ostjäken und Wogulen verehrten; vielleicht war dasselbe nichts als ein dorthin verschlagenes, vergoldetes Madonnenbild.

Polargebiete.

— Die hauptsächlichen Resultate der kürzlich auf Nowaja Zemlja angestellten meteorologischen Beobachtungen sind bereits berechnet. Der kälteste Monat während des Jahres 1882—83, wo in Karmakuli beobachtet wurde, war der Januar 1883, dessen mittlere Temperatur — 19° C. betrug. Zuweilen fiel das Thermometer bis auf — 34°, nichts Außerordentliches in Anbetracht der hohen Breite (73°). Die Nordost- und Nordwestwinde zeichneten sich durch äußerste Heftigkeit aus und waren für die Bewohner der Polarstation sehr gefährlich, da sie unerwartet eintraten und stets von Schneetreiben begleitet waren.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

IV.

Montano's Absicht, dem damals regierenden Sultan von Sulu Mohamed Yamalul Alam einen Besuch abzustatten, wurde durch die Zuvorkommenheit eines Deutschen ermöglicht, welcher eine einflußreiche Stellung im Lande sich erworben hatte. Derselbe heißt Kapitän Schück und ist Besitzer von Plantagen, deren guter Zustand im „North Borneo Herald" und in den „Straits Times", sowie der Presse Manilas schon oft rühmend hervorgehoben wurde. Beim Sultan eine persona gratissima, war er die geeignetste Person, die Franzosen demselben vorzuführen oder zu empfehlen. Die Plantage des Herrn Schück liegt auf dem Wege von Tiangui (oder Tiangi) nach Maïbun. Der erstere Name bedeutet im Visaya und dem Suluanischen so viel als „der Markt"; der Name entstand, als die Spanier vor ihren Forts, darunter dem Reducto Alfonso XII., eine von chinesischen Händlern errichtete Krämerstadt entstehen sahen, welche die Eingeborenen „Tiangui" benannten, ein Name, der seitdem auf die ganze spanische Stadt angewendet worden ist, obwohl er nur dem Bazar derselben zukommt. Maïbun ist die bedeutendste Stadt der Insel Sulu, seitdem die Sultane des Reiches hierher an die Südküste ihre Residenz verlegt haben. Der Tiangui ist mit Maïbun durch eine Straße verbunden, welche nicht mehr ausgebessert zu werden scheint, seitdem mit der Unterdrückung der Piraterie die Sklavenanzahl zurückgegangen ist. Am 17. December brach Montano und seine Gefährten auf, um Schück von seiner Plantage abzuholen. Sie fanden sein Haus für eine Belagerung vorbereitet: die Treppen, welche zu der Veranda führten, waren abgebrochen, die Eingänge und die Umzäunung wohl verschlossen. Die vorhergehende Nacht hatte eine Bande von Suluanern das Haus zur Nachtzeit überrumpeln wollen, es gelang aber dem tapfern Deutschen, der unter dem Guerillaführer Mina sich schon in den Bürgerkriegen Spaniens ausgezeichnet hatte, den Angriff zurückzuschlagen, und der Versuch der Banditen, das mit trockenen Nipablättern gedeckte Dach durch Brandpfeile anzuzünden, scheiterte an dem niederströmenden Gewitterregen. Schück saß sofort zu Pferde auf, um die Reisenden zum Sultan zu geleiten, dem er auch über den Vorfall Bericht erstatten wollte. Auf dem Ritte stießen sie in einem mit hohem Grase bestandenen Cogonal (Prärie) auf vier suluanische Banditen, welche hier offenbar Herrn Schück einen Hinterhalt gelegt hatten; bei dem unerwarteten Erscheinen von vier Reitern warfen sie ihre Waffen weg und flüchteten sich in das Grasdickicht; sie zu verfolgen war keine Zeit vorhanden. Zwischen den Bergen But-Dato und But-Pulah auf der einen und dem Tuman-Tangis auf der andern Seite führt der Weg wieder durch einen Wald. Verfallene oder verlassene Hütten, welche hier und da an der einsamen Straße sichtbar wurden, bezeugten, daß mit dem Aufhören der Unabhängigkeit Sulus und der Unterdrückung der Piraterie allgemeiner Rückgang sich bemerkbar machte. Erst in der unmittelbarsten Nachbarschaft Maïbuns stößt man wieder auf bewohnte, wenn auch armselige und schmutzige Häuser. Nachdem die Reisenden jenen eben erwähnten Wald verlassen, gelangten sie auf eine ausgedehnte Prärie; es war dies der Schießplatz des Sultans, dessen Palast, ein ausgedehntes und kunstloses Gebäude aus Rohr und Nipablättern, jetzt auch sichtbar wurde. Der Sultan huldigte

gerade seinem gewohnten Nachmittagsvergnügen, dem Scheibenschießen seiner Leute zuzusehen, ohne selbst ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Die Schützen bedienten sich zum Schießen schwerer Musketen, welche in alten Zeiten in Borneo fabricirt wurden, deren Rohre und Schlösser sich ohne Ausnahme in einem elenden Zustande befanden, wie denn alle Besucher des Suluarchipels einstimmig betonen, daß die Insulaner ihre Feuerwaffen entsetzlich vernachlässigen. Sklaven luden hier die Gewehre, welche dann in eine Gabel gelegt wurden, um das Zielen zu erleichtern.

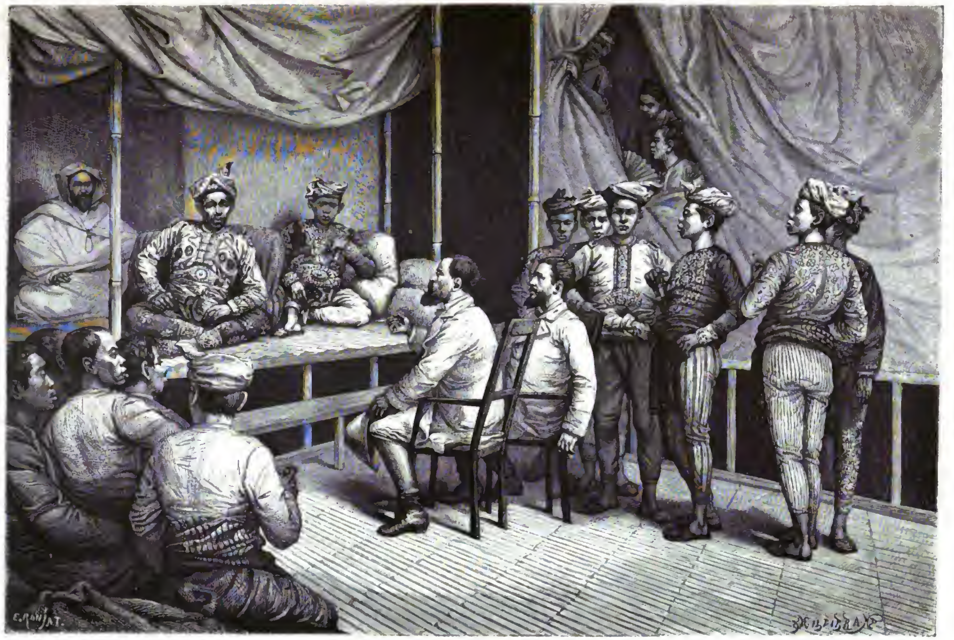
Die Reisenden stiegen nun von den Pferden und näherten sich dem Sultan; dieser saß umgeben von seinen Höflingen auf einem prächtigen Fauteuil unter einem armseligen, aus Nipablättern geflochtenen Schutzdache. Neben dem Fürsten erblickte man seinen Sohn Brahanuddin, dessen Mienen und Gesichtszüge Intelligenz und aufgewecktes Wesen verkündeten. Der Sultan und der Prinz prangten in äußerst kostbarem chinesischem Atlasgewande, auf dem Kriß (Dolch) und den Ringen funkelten schöne Edelsteine. Das Gefolge war minder prächtig gekleidet; nur der Griff der Krisse war auch hier mit Perlen, Diamanten und Rubinen ausgelegt. Das Benehmen der Hofleute gegenüber ihrem Fürsten war ein ziemlich freies, wenn auch respektvoll. Der Sultan selbst war ein Mann von ernstem, würdigem Wesen und einnehmenden Manieren. Er ließ den Fremden Sitze herbeischaffen, und es begann sich sofort eine lebhafte Konversation zu entwickeln, die um so leichter zu führen war, als der Sultan das Malaische sehr gut und frei von allen Barbarismen sprach; dagegen vermochte er das geschriebene Malaisch nicht zu lesen, da die auf Sulu übliche Form der arabischen Lettern etwas verzerrt ist und den Accent ganz außer Acht läßt. Diese seine Unkenntniß wollte aber der Sultan nicht eingestehen und so erklärte er, daß er den von Montano geschriebenen malaischen Brief aus dem Grunde nicht beantwortet hätte, weil er krank gewesen wäre.



Mohamed, Sultan von Sulu (1880). (Nach einer Photographie.)

Inzwischen brach die Nacht herein; der Hof verließ den Schießplatz und die Europäer folgten der Einladung des Sultans, seinen Palast zu besehen. Das Haus (denn einen andern Titel verdient es nicht) ruht wie alle Hütten des Archipels auf Pfählen, an denen Büffel und Pferde befestigt sind, die mit ihren Hufen den Boden in ein unergründliches Kothmeer verwandeln. Auf einer leiterartigen Treppe erklimmt man das Vestibül, das zu dem Audienzsaale führt, welcher die ganze Länge und die halbe Breite des Gebäudes einnimmt. Dieser Raum ist von dem Haremlik nur durch dünne Vorhänge und eine breite Bambu-Estrade geschieden. Rechts, entlang der Längsseite der Wand, ist eine Bank angebracht, auf welcher sich die Sklaven und alle Suluaner, welche die Neugierde hertreibt, niederlassen, denn um die Abendzeit steht der Palast allen Besuchern offen; jeder Mensch, der Freie wie der Sklave, hat das Recht, dann den Sultan zu sprechen und so lange als es ihm beliebt, den Audienzen beizuwohnen. Möbel sind nahezu keine vorhanden, die Dielen weisen klaffende Lücken auf, einige Gongs hängen an den Wänden des wenigstens zur Genüge beleuchteten Raumes. Am Ende des Saales befindet sich ein Podium unter einem von grellfarbigen Zeugen gebildeten Baldachin: es ist dies der Thron des Sultans, auf welchem dieser nach türkischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen sitzt, wobei mit reicher Stickerei gezierte Kissen ihm zur Stütze dienen. Zur Seite des Fürsten hockte der präsumptive Thronerbe, im Hintergrunde der Loge kauerte aber der Majordomus des Palastes und allmächtige Günstling des Regenten. Es ist dies ein Afghane, der durch die Mekkapilgerfahrt sich den Titel eines Hadschi erworben hat und nach mannigfachen Abenteuerfahrten endlich in Sulu sich niederließ, wo er trotz seiner Unwissenheit und Eitelkeit sich einen unbeschränkten Einfluß auf den Sultan sowie dessen Thronfolger zu verschaffen wußte. Vor dem Throne des Fürsten scharten sich, die rechte Faust auf den Dolchgriff gestützt, die Dattos.

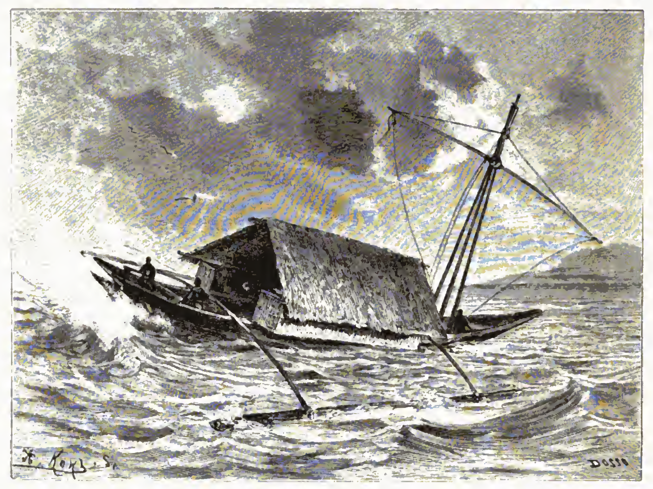
Man brachte den Europäern Lehnstühle und einen Tisch herbei, auf welchen man eine abscheuliche Chokolade und eine Reihe von Gerichten auftrug, welche mit scharfen, pikanten Saucen gewürzt waren. An diesem Hofe herrscht keine spanische Etiquette; die Diener, Weiber und sonstigen Suluaner drängten sich an die Gäste ihres Herrn heran, um sie essen zu sehen; wenn sie aber zum Sultan sich wandten, so geschah dies immer mit dem Ausdrucke tiefer Hochachtung, und wer ihm etwas zu übergeben hatte, der that dies mit beiden Händen und in einer Weise, als ob er eine Opfergabe darbrächte. Im übrigen rauchten oder kauten (Betel) Fürst und Unterthanen auf gleiche Weise. Nach beendetem Mahle beschäftigte sich der Sultan, der inzwischen Audienzen ertheilt hatte, wieder mit seinen Gästen. Er erklärte sich bereit, sich photographiren zu lassen und zwar sollten die Franzosen in einigen Tagen zu diesem Zwecke wiederkehren; er wollte ihnen ein Haus in Maibun, das in der unmittelbarsten Nähe des Palastes liegt, einräumen. Dagegen wollte der Fürst nicht bewilligen, daß die Reisenden den See von Panamaut besuchten, da er für ihre Sicherheit nur dann garantiren könnte, wenn sie eine



Empfang beim Sultan von Sulu. (Nach einer Skizze Montano's.)

starke Eskorte mitnähmen, denn der Sultan war von Natur aus ein friedliebender Fürst, der vor jeder neuerlichen Verwickelung mit Spanien sich fürchtete. Bei den Rauchwölkchen der Cigaretten wurde das Gespräch noch weiter fortgesetzt. Den Sultan interessirte besonders zu erfahren, welche Rolle Spanien im europäischen Staatenkoncerte spiele, ebenso fragte er eifrig nach der Stärke der Land- und insbesondere der Seemacht der europäischen Reiche. Montano mußte ihm mehrmals die Zahlen der Soldaten und Kanonen wiederholen. Seine lebhafte Neugierde suchte nähere Details über den Besuch des Schahs von Persien zu Paris zu erfahren, doch konnte Montano ihm nur weniges hierüber erzählen. Dann fragte er, ob in Frankreich der Radschah (Herrscher) erblich, wie in Sulu oder nur für eine gewisse Zeit, wie in Amerika, seine Gewalt besäße. Er kam dann mit der Frage nach den Agrikulturverhältnissen Frankreichs und schien überaus erstaunt zu sein, daß in jenem Lande aller produktive Boden bereits in Anbau genommen wäre und daß es dort keinen einzigen Sklaven gäbe. Dagegen war ihm der Regierungsmodus von Frankreich recht gut verständlich, da die Suluaner auch ein Parlament besitzen, welches Rumah Bitschara genannt wird und sich aus den Dattos zusammensetzt, ohne deren Zustimmung der Sultan keinen Vertrag oder sonstigen wichtigern Regierungsakt abschließen beziehungsweise vornehmen darf.

Das Gespräch mit dem Sultan schien kein Ende nehmen zu wollen; die von dem langen Ritte erschöpften Reisenden kämpften mit aller Mühe gegen den Schlaf, wie Blei lag



Eine Prau mit Ausliegern.

es auf ihren Lidern. Der Sultan merkte endlich die Müdigkeit seiner Gäste und lud sie ein, sich einfach niederzulegen, während er weiter Audienz halten wollte. Montano und Rey säumten nicht, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, sie streckten sich auf einer Bambubank, welche den Thron vom Harem schied und schliefen, von der Müdigkeit übermannt, trotz des Lärmens der Sprechenden bald ein; nur zweimal wachten sie in der Nacht auf, als aus dem Harem ein Sklave herauskam und jedesmal auf einen zu Häupten der Reisenden aufgehängten Gong ein Signal anschlug. Wenn der Wächter sich wieder in die Frauengemächer zurückzog, benutzten die Franzosen den Augenblick, wo der schützende Vorhang gelüftet wurde, um einen Blick in das Heiligthum ihres Wirthes zu werfen. Bei dem unsichern Scheine qualmender Lampen konnten sie aber nur einen wimmelnden Haufen von Weibern und Kindern, die mitten unter einem Chaos von Kistchen und Kissen lagerten, erblicken.

Am 18. December brachen die Reisenden auf, um das nahe Maibun zu besuchen. Man ritt zunächst über jene Prärie, auf welcher, wie erwähnt wurde, das Palais des Sultans liegt, setzte dann über einen tiefen und breiten Wasserlauf und gelangte so in einen schattigen Hain, welcher die Begräbnißstätte der Bewohner Maibuns zu sein schien; wenigstens deuteten auf eine solche Verwendung die halb verfallenen Grabmäler hin. Nach dem Verlassen des Waldes zeigten sich die ersten Hütten des Reisezieles. Diese schmutzigen und verwahrlosten Gebäude liegen in bunter Unordnung an den schlammigen Ufern eines in endlosen Mäanderwindungen dahinströmenden Flusses. Zur Fluth-

zeit kann man auch zu der höchst gelegenen Hütte mit dem Boote gelangen, wie es ja die Malaien so gerne haben. Zu ihrem Unglück langten die Reisenden gerade zur Zeit der Ebbe an, und so blieb ihnen denn nichts übrig, als von Haus zu Haus auf dem schlüpfrigen Bambusteg zu klettern, immer von der Gefahr bedroht, in den ekelhaften Schlamm herab zu stürzen, der von den Abfällen malaischer Unreinigkeit strotzte. Nach kürzeren Stationen in einzelnen Häusern, deren Inneres an Unreinlichkeit mit der äußern Umgebung wetteiferte, gelangten die Reisenden endlich an das Meer, das hier eine flache Bucht mit seichtem Fahrwasser bildet. Am Horizonte zeigte sich die Insel Teombal. Am Gestade erheben sich auf hohen Pfählen die geräumigen Magazine der chinesischen Händler, welche in Kompagnie mit dem Sultan das Monopol des Export- und Importhandels ausüben. Der Geschäftsumsatz Maïbuns übertrifft an Bedeutung jenen des spanischen Platzes an der Nordküste. Einen wichtigen Exportartikel bilden die Perlmuscheln, welche zwar selten Perlen enthalten, des Perlmutters wegen aber sehr gesucht sind und von den Chinesen eifrig gekauft werden. Daran reiht sich Guttapercha, das von verschiedenen Pflanzen, besonders aber von dem Genus Isonandra der Sapotaceae gewonnen zu werden scheint. Diese beiden Artikel, sowie verschiedene Gattungen Theer sind erheblichen Preisschwankungen unterworfen. Von Trepang (Holothurien), Kaffee und anderen Naturprodukten war nur wenig am Lager, was wohl mit der Jahreszeit zusammenhing, denn der Trepang und die eßbaren Schwalbennester Sulus werden in ziemlicher Menge ausgeführt. Den wichtigsten Importartikel bilden gefärbte Baumwollzeuge, welche von deutschen Firmen Singapurs eingeführt werden. Die deutschen Fabrikanten wissen so gut die Muster und Farbentöne, welche bei den Malaien beliebt sind, nachzuahmen, daß sie bei der Billigkeit ihrer Erzeugnisse immer auf einen reichen Absatz rechnen können, obwohl die Eingeborenen Zeuge besserer Qualität herstellen, dessen Preise aber bedeutend höher sind, als die der deutschen Fabrikate. Die Chinesen importiren überdies Waffen, Munition, Krisse und Eisenmetall; man findet in ihren Magazinen lange Bronzeröhren; es sind dies jene für Steinkugeln bestimmten Kanonen, wie sie in den vergangenen Jahrhunderten üblich waren, die aber in diesem Winkel Ostasiens noch immer auf Käufer rechnen können. Außer diesen mehr malerischen als brauchbaren Kriegsmaschinen sind noch gezogene Enfield-Karabiner (Modell 1857) und englisches Pulver zu erwähnen. Zu den chinesischen Importartikeln gehört noch Tabak, der in elender Qualität aus China direkt eingeführt wird. Die zahlreichen auf der Rhede ankernden Praue (malaisches Segelboot mit Auslegern) bergen noch eine andere Waare: nämlich Sklaven. Dieser Handel wird mehr oder minder geheim betrieben, da die spanische Regierung ein solches Vorgehen nicht duldet; da aber in Maïbun weder ein spanischer Resident, noch europäische Konsuln amtiren, so wird hier mit lebendigem Menschenfleisch noch immer gefeilscht, wenn auch nur verstohlen.

Die Reisenden begaben sich in das Haus eines chinesischen Händlers, mit welchem Kapitän Schück ein Geschäft abzuschließen hatte. Während diese beiden mit einander unterhandelten, sahen Montano und Rey zu, wie die Frau des Chinesen, eine reinblütige Malain, sich die Langeweile vertrieb. Sie saß an einem Stickrahmen, beschäftigt, einen prachtvollen Turban zu sticken. Die Arbeit war herrlich, nur schritt sie sehr langsam vorwärts, denn alle fünf Minuten rief sie einen Sklaven, welcher ihr eine brennende Cigarette und ihren kleinen Jungen bringen mußte: so lange die Cigarette brannte, so lange säugte sie das Kind, dann aber schob sie ein Stück Betel in den Mund und beugte sich nieder über ihre Stickerei, während der Sklave, der Befehle seiner Herrin gewärtig, abwechselnd Cigaretten rauchte oder Betel kaute. Das ist keine vereinzelte Erscheinung; im Gegentheil, die Frauen der Wohlhabenden Sulus führen alle ein gleiches Leben.

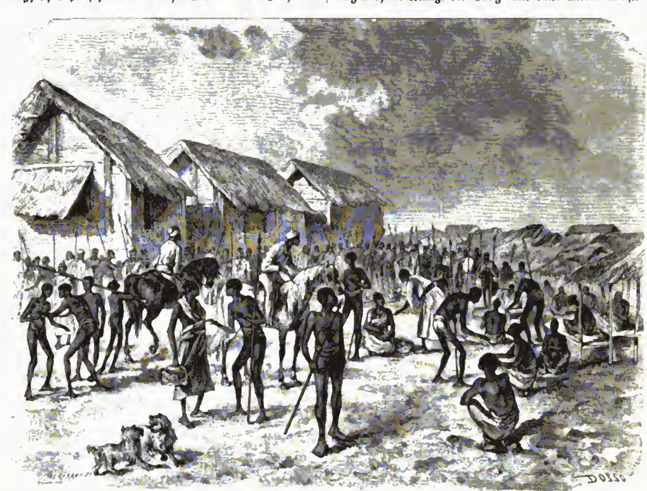


Mädchen von Sulu. (Nach einer Photographie.)

Bei der Rückkehr in den Palast des Sultans wurde den Reisenden eine zweite Audienz gewährt, in welcher der Fürst die Franzosen einlud, Montags wieder hierher zu kommen, und wobei er dem Kapitän Schück mittheilte, daß ein von demselben gefangener Bandit zum Tode verurtheilt worden wäre. Die Hinrichtung ist auf Sulu ein Akt scheußlicher Barbarei, indem an dem armen Sünder die Höflinge ihre Revolver und Krisse erproben, so daß er buchstäblich in Fetzen zersäbelt wird.

Die Reisenden kehrten nun zu Pferde nach der spanischen Stadt zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zur photographischen Aufnahme des Sultans zu treffen. Als die Frist herannahte, beschloß Montano, die Anwesenheit eines Kouriers des Sultans zu benutzen, um auf einem malaischen Fahrzeuge längs der Westküste der Insel segelnd nach Maïbun zu gelangen und auf diese Weise eine neue Gegend kennen zu lernen, während Rey zu Pferde sich ebendahin begeben sollte, um, da er dort früher eintreffen mußte, das Haus in Besitz zu nehmen, welches der Sultan ihnen zum Aufent-

halte angewiesen hatte. Der 22. December kam heran, Montano und Rey nahmen Abschied von einander, um jeder auf einer andern Route demselben Ziele zuzustreben. Das Schiff, welches Montano bestieg, war eine große Piroge mit Ausliegern an der Seite; sie schien ganz neu zu sein. Die Bemannung des Fahrzeuges hatte der Oberst Carlos Martinez unter den Bewohnern eines kleinen Dörfchens ausgesucht, welche, obwohl Mohammedaner, dennoch sich Spanien unterworfen hatten. Montano bewunderte die Tüchtigkeit dieser in den Ruhestand versetzten Piraten; so ausgezeichnete Seeleute hatte er noch gar nicht zu Gesichte bekommen. Da der Wind sich ungünstig gestaltete, so griffen die Matrosen zu den Riemen und ruderten nun ohne Unterlaß, ohne Pause, als wären ihre Muskeln von Stahl und ihre Lungen von Kautschuk. Das Boot hielt in beträchtlicher Entfernung von der Küste, auf welcher Montano mit bewaffnetem Auge Bató-Bató und andere von Kokoshainen beschattete Dörfer erblickte. Diese Ortschaften bergen viele der erwähnten „Juramentados“, wie die Ruderer sagten, welche keine Lust zu haben schienen, sich mit ihren unabhängigen Landsleuten in Verbindung zu setzen. Um vier Uhr Nachmittags fuhr man an dem großen von 4000 Seelen bewohnten Orte Parang vorüber, dessen Fischfangapparate, die sogenannten Corrales, sich weit in die See hinaus erstrecken. Die Nacht brach endlich herein; man konnte das Gestade nunmehr an den Lichtern erkennen, welche in den Häusern brannten. Der Wind trug auch die Klänge der Gongs und eines andern Musikinstrumentes, des Kuling-tangan, herüber, denn die Bewohner Sulus lieben es, wie alle Malaien, am Abende durch eine freilich monotone Musik sich zu zerstreuen. In voller Finsterniß langte endlich Montano auf der Rhede von Maïbun an, deren Seeboden bei tiefster Ebbe oft ganz trocken liegt. Trotz der tiefen Dunkelheit vermochten die scharfen Augen der Seeleute die Mündung des Maïbunflusses zu entdecken, in welchen das Fahrzeug nun glücklich einlief und an der Seite eines mächtigen Geschwaders malaiischer Praus Anker warf.



Marktplatz in Maibun. (Nach einer Skizze Montano's.)

Rey kam seinem Landsmanne entgegen, und beide machten sich nun auf den Weg, um das vom Sultan ihnen angewiesene Haus in Besitz zu nehmen; es sah etwas besser aus als die anderen Hütten Maïbuns, wohl nur deshalb, weil es ein Neubau zu sein schien. Schlimmer sah es mit der Bedienung und Bewirthung aus, denn man fand nichts Anderes vor, als einen alten Sklaven, welcher auf einer Matte neben einem leeren Topfe hockte; zum Glück waren die Reisenden mit eigenen Vorräthen hinlänglich versorgt. Offenbar hatten die vom Sultan zur Beköstigung seiner Gäste ausgeworfenen Gelder ihren Weg in die Taschen irgend eines seiner Höflinge genommen. Am andern Morgen erschien ein Datto, ein Herkules von Gestalt mit einer wahren Galgenphysiognomie, um im Auftrage des Sultans die Europäer zu begrüßen; er hatte die Frechheit zu fragen, ob es den Reisenden an nichts gemangelt hätte. Um nicht vielleicht durch eine verdiente Rüge die photographische Aufnahme des Sultans ganz in Frage zu stellen, machten Montano und Rey gute Miene zum bösen Spiele und begaben sich in Gesellschaft jenes dunkeln Ehrenmannes auf

einem mit Korallenstücken und Polypengehäusen geschotterten Wege in den Palast. Der Sultan empfing die Fremden freundlich, erklärte jedoch, augenblicklich ihrem Verlangen nicht entsprechen zu können, da er jetzt anderweitig beschäftigt wäre; so wurde das Photographiren auf den andern Tag verschoben. Das Gefolge blickte auf die Fremden mit Augen, die einen lebhaften Argwohn bekundeten; diese Leute sahen wie boshafte Hunde aus, die fletschend nach dem Wanderer äugen. Die Reisenden begaben sich nun auf den Marktplatz von Maïbun, wo ein sehr reges Treiben herrschte. Zahlreiche Käufer erschienen zu Fuß und zu Pferde, alle mit dem Kriße, die von auswärts kommenden sogar mit langen Lanzen bewaffnet. Die eingeborenen Verkäufer saßen unter einem niedrigen von Nipablättern geflochtenen Dache auf einem Bambupodium. Die Chinesen selbst besitzen große Hütten; sie vertreten in diesem Lande die Stelle der polnischen Juden Osteuropas. Sie beschäftigen sich nicht allein mit dem Handel, sondern auch mit dem Geldwucher, Pfandleihen und der Hehlerei, kurz mit allem, was einen Nutzen abzuwerfen verspricht.

Der Sultan, der anfangs eine solche Geneigtheit gezeigt hatte, sich photographiren zu lassen, begann jetzt sich dagegen zu sträuben, indem er sich unwohl stellte, während Montano erfuhr, daß die abergläubische Furcht, er müßte dann bald sterben (er starb in der That im folgenden Jahre) im Verein mit religiösen Bedenken (der Koran verbietet bekanntlich Abbildungen von Menschen und Thieren) die wahren Ursachen seines Zögerns wären. Endlich am 27. December saß der Sultan; als er sich getroffen sah, faßte er einen wahren Enthusiasmus für das Photographiren und ließ sich in den verschiedensten Stellungen aufnehmen. Eine Gefahr nahte, indem die Dattos nicht gestatten wollten, daß ein Bild ihres Sultans nach der spanischen Stadt und dann nach Manila käme, damit ihr Fürst nicht als Gefangener in effigie nach der Kapitale der Philippinen gebracht würde. Doch gelang es den Franzosen, ihre Platten glücklich nach Joló, der spanischen Stadt zu retten. Hier schifften sie sich am 18. Januar 1880 an Bord des „Royalist“ ein, um Sandakan im nördlichen Borneo anzulaufen.

Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien (Pendschab).

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Heimath und Auszugsland der Zigeuner ist nach ihren Körpermaßen verglichen mit Hinduschädeln, wie nach ihrer Sprache, im nordwestlichen Indien, der heutigen Provinz Pendschab, zu suchen. Zu Vergleichen der Sitten und Gebräuche der in Europa herumziehenden Zigeuner mit jenen im indischen Fünfstromlande fehlte bisher ausreichendes Material. Der Hindu in besseren Verhältnissen hält sich von diesen Leuten aus Kastenvorurtheil fern; selbst der Europäer muß Ekel überwinden können, will er sich mit ihnen näher einlassen; dabei sind diese Stämme schwer zu Aufschlüssen zu bewegen. Durch die Bemühungen der englischen Regierung ist aber jetzt diese Lücke in unserer Kenntniß der indischen ethnographischen Verhältnisse ausgefüllt worden. Von Distrikt zu Distrikt wurde diesen Stämmen nachgeforscht; bei der Volkszählung, die im Pendschab wie im ganzen englischen Indien am 17. Februar 1881 vorgenommen wurde, waren ihnen eigene Erhebungsformulare gewidmet; ebenso wurde ihnen im amtlichen Volkszählungsberichte ein besonderes umfangreiches Kapitel bestimmt. Unter der kundigen Hand von J. Ch. Ibbetson vom Bengal Civil Service gestaltet sich der Pendschabbericht zu einem Quellenwerke ersten Ranges, und als Beitrag zur Lösung der schwierigen Frage, inwieweit Unterschiede in der Gesittung dazu mitwirkten, daß die Arier bei ihrer Einwanderung in Indien zwischen sich und den früheren Bewohnern die Schranke des Kastengesetzes aufrichteten, seien hier aus der einschlägigen neuesten amtlichen Litteratur Auszüge vorgeführt [1]). Dem Treiben der Zigeuner auf ihren Reisen ist noch vielfach nachgeforscht worden.

[1]) Report on the Census of the Panjab taken on the 17. of February 1881. By Dawzil Charles Jelf Ibbetson of Her Majestys Bengal Civil Service. Folio 3 Volumes von 560 Seiten Text. Vergl. auch für die vorliegende Abhandlung insbesondere: Gazetteer of the Bombay Presidency, bis jetzt 16 Bände.

Wanderstämme und niedere Handwerkerkasten stehen mit einander in innigster Verbindung; die letzteren sind aus ersteren hervorgegangen. Eine Sippe, die von Walddickicht zu Walddickicht, von Dorf zu Dorf sich wendet, dem Schakal, Fuchs und kriechenden Gewürm nachzieht und von Aas lebt, das es auf dem Wege findet, sich mit einem Dache aus Riedgras als Hütte behilft, geschlechtlich sich ohne Rücksicht auf Verwandtschaft den Mitgliedern, gegen Geld Dritten hingiebt, Gelegenheit zu Diebereien sucht, nicht aber meidet, eine solche Gesellschaft zeigt die Lebensgewohnheiten des Zigeuners und findet sich zahlreich im Pendschab. Die nächste Stufe ist die Niederlassung in Dörfern zur Verrichtung verachteter Arbeit; man lebt noch von Aas. Auf der gesellschaftlichen Leiter steigt weiter, wer vom Mattenflechten aus Gräsern zum Gerben von Häuten übergeht; dem Essen von Aas entsagt diese Gruppe noch nicht. Erst der Gerber, der zur Weberei greift, wird vom Hindu als Seinesgleichen erklärt und ist dem unsaubern Mahle von Gewürm und Aas entfremdet. Dieser Wandel geht im Pendschab fortgesetzt unter den Augen der lebenden Generation vor sich; es ist deshalb unmöglich, die Wanderstämme, als Bodensatz der außerhalb des Hinduismus stehenden Gesellschaft, zu trennen vom Weber auf der untersten Stufe der vom Hindu anerkannten Gesellschaftsordnung; keine Gruppe innerhalb dieser Abgrenzung reicht über die Linie hinaus, welche das Herkommen zwischen geachteten und verworfenen Kasten gezogen hat; jede Gruppe ist vom Kastenstandpunkte aus gleichgewerthet. Im Laufe der Jahrhunderte erfolgte theilweise Besserung der ökonomischen Lage, und dieses hatte mehrfach Erhöhung des gesellschaftlichen Ansehens zur Folge. So sind die Dschabel in Multan, die von Krokodilen im Indusflusse lebten, unter ihren mehr im Gebirge an den Zuflüssen des Indus wohnenden Mitgliedern zu Fischern nach ehrbaren Gerichten geworden, und die Kahar genannten Mitglieder

der Fischerzunft nehmen unter Mohammedanern sogar die geachtete Stelle als Hausköche ein. Bei allen solchen Erhebungen hat sichtlich auch mitgewirkt, daß der Brahmane, der abseits seiner Mitgenossen in den Dörfern lebt, weniger ängstlich unterscheidet als der Städter; so nimmt der Brahmane am Fuße des Himalaya von jedermann Wasser an, wenn er auch in Speisen wählerisch ist. Wie viel aus solchen Aeußerlichkeiten wie aus Wandel der Religion für die gesellschaftliche Stellung der zur Kasten-Gemeinschaft gezogenen Klassen folgert, ergiebt sich aus dem lehrreichen Gutachten, das Sardar Gurdial Singh, Beamter im englisch-indischen Civildienst, in einem Rechtsfalle erstattete: „Unter den Bhagats, die im Bhagatmal gezählt wurden, sind einige von sehr niederer Klasse. Sie waren in der Zeit, als der Hinduismus seine schlimmsten Blüthen trieb, als Glaubensreformatoren aufgetreten, verwarfen das heimliche Thun wie die Vorrechte der Brahmanen und den Gebrauch des Sanskrit als heilige Sprache. Ihre Schriften sind angezogen im Adi Granth, der heutigen Bibel der Sikhs. Die Religion der Sikhs wollte das Kastenwesen ausrotten; einige der untersten Kasten machten sich dieses zu nutze, unterzogen sich den Sikhvorschriften, vertauschten ihre verachteten Beschäftigungen mit lohnenderen und änderten den Namen. Selbst beim Sikh klebt solchen Uebergetretenen der Makel geringer Herkunft an; aber solche Bhagats stehen innerhalb der Gesellschaft, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie im Laufe der Jahrhunderte unter besonderen Kastennamen allgemein über ihre Hindumitgenossen gestellt werden.“

Unterabtheilungen unter den dienenden Klassen. Die Mitglieder der als verachtet lebenden Kasten erhalten noch heute Zuwachs auch aus höheren Schichten der indischen Gesellschaft. Ein Mann aus angesehener Kaste greift bei Verarmung zunächst zur Weberei und richtet sich hiermit in dieser Kaste ein; nur wenige fallen noch tiefer. Die Weber sind so zahlreich, daß sie in Indien drei Viertel aller Handwerkerkasten ausmachen. Häufiger sind die Fälle der Wandelung in Kaste in den Ackerbau treibenden Kasten, sobald in Folge Einführung neuer Kulturpflanzen (z. B. Thee) oder Urbarmachung von Weideflächen durch Bewässerung und Beackerung bisher öde Striche besiedelt werden. Hier drückt die große Nachfrage nach landwirthschaftlicher Arbeit vielen Handwerkern den Pflug in die Hand; die ersten Ankömmlinge halten sich in der Frauenwahl noch an das Herkommen in der alten Kaste, aber bald ist die Herkunft vergessen und neue Verbindungen bilden sich. Nur selten zeigen die neuen Gebilde geographische Erinnerungen; zur Regel wird die Austheilung der neuen Kolonisten nach ihren ökonomischen Verhältnissen. Eine bis zwei Generationen hindurch ist ein heftiges Schwanken in der socialen Stellung der einzelnen Beschäftigungen zu bemerken, dann tritt dieselbe Verknöcherung ein, wie sie altbesiedelte Kreise kennzeichnet. Während früher der Kehrer noch zum Geschäfte des Zimmermanns oder Schmiedes greifen konnte, bleibt ihm in der Zeit der Organisation der Gemeinde nur Auswanderung in eine zurückgebliebene Kolonie übrig, will er seine Lage durch Uebertritt in eine andere Erwerbsart verbessern. Die Goldschmiede sind meist aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen und nehmen entsprechend ihrer in ganz Indien bevorzugten Stellung, auch wenn sie unter niedrigen Kasten ausschließlich verkehren, eine Mittelstellung ein und bilden hier die Brücke, über welche verachtete Kasten mit höher gestellten in Berührung kommen. In den Dörfern stehen die Handwerksleute, welche die Geräthe verfertigen wie sie in Wirthschaft und Haus täglich benöthigt werden, nicht außer persönlicher Verbindung mit ihren Abnehmern, sondern sind gebrödete Diener gegen Gehalt. Der Zimmermann, Grobschmied, Töpfer, Sattler und, wo die Frauen nicht öffentlich sich zeigen dürfen, auch der Wäscher erhalten einen festen Jahreslohn in einem durch das Herkommen bestimmten Antheil an dem landwirthschaftlichen Ertrage, wogegen sie alle in ihr Gewerbe fallenden Arbeiten fertigen. Das Rohmaterial stellt der Auftraggeber. Auch die übrigen Handwerker, wie der Weber, Färber und Oellieferant werden nicht baar bezahlt, sondern in Korn und Früchten; der Goldarbeiter allein nimmt nur Geld, hält einen Laden und ist eben so oft Pfandleiher als Verkäufer. Die Stellung der übrigen Tagelöhner scheint ein Ueberrest alter Hörigkeit; die meisten setzen ihrer Kastenbezeichnung den Namen des Dorfes, der Kaste bei, denen sie dienen, führen diesen Beinamen aber fort, auch wenn sie den Wohnort wechselten. Der Volksmund bezeichnet solche Einwanderer als Bhumbhai, d. i. Brüder der Erde, und fragt man den Arbeiter selbst, wie er oder seine Vorfahren zur Ansiedelung im Dorfe kam, so giebt jeder zur Antwort: „Sie nahmen mich als Bruder auf.“ Das Gefühl der Hörigkeit spricht sich auch in den Gaben aus, welche diese hörigen Arbeiter am Dewalifeste dem Dorfvorsteher darbringen. Das Fest hat manches gemein mit unseren Kirchweihen (Kirmeß); es fällt in den November, hat den Zweck, die Glücksgöttin günstig zu stimmen und wird wie bei uns mit einer gründlichen Reinigung und Erneuerung der Farbe der Häuser eingeleitet. An einem bestimmten Tage des über eine Woche sich erstreckenden Festes wird der Ort beleuchtet — Hauptstädte wie Bombay strahlen dann im Lichterglanze —, die Untergebenen bringen ihren Arbeitgebern und Vorgesetzten Glückwünsche dar, seine Bekannten bewirthet der Hausherr. An Hoflagern indischer Fürsten wie in den Häusern eingeborener Handelsherren werden den Europäern und ihren Damen Diners gegeben, bei denen in Tafelverzierung wie in Küche großer Glanz entfaltet ist.

Die Wanderstämme. Im Verhältnisse zur Gesammtbevölkerung beziffern diese Stämme mit 5 Proc. im Pandschab mehr als das Doppelte der Zahl in den westlichen Provinzen des indischen Kaiserreiches; zählt man die reinen Zigeuner dazu, so erhöht sich hier die Ziffer auf 7 Proc. Die Scheidelinie zwischen den beiden Gruppen ist von den Behörden dahin gezogen, daß die Jäger, Nomaden und die von Verbrechen lebenden Klassen den Wanderstämmen zugetheilt wurden, dagegen Seiltänzer, Gaukler, Bärentreiber, Wahrsager, Dämonenbanner und dergleichen als Zigeuner ausgeschieden sind. Beide Gruppen haben mit einander gemein, daß sie niemals im Laufe der Jahrtausende fremdes Blut in sich aufnahmen. Darin haben sie zwar Genossen in anderen indischen Volksgruppen, wenn diese auch gesellschaftlich höher stehen; dagegen haben die Wander- und Zigeunerstämme noch uralte religiöse Vorstellungen und Gebräuche bewahrt, auch enthält ihre Sprache viel Eigenartiges. Für den amtlichen Gebrauch stellte der Darogha oder Unterinspektor des Lahorer Centralgefängnisses ein Glossar fertig; ein anderer Beamter sammelte über die Sprache der über das ganze westliche Indien bis über Bombay hinab verbreiteten Gruppe der Ramasi (Ramotschi), deren Sprache die Lingua franca unter den indischen Wanderstämmen bildet, ein größeres Buch. Die Volkszählungsberichte bringen die Wanderstämme in drei große Gruppen. Die erste umfaßt Stämme von bestimmter Beschäftigung, aber wechselndem Wohnsitze; der zweiten Gruppe sind die Jäger und Fischervölker zugetheilt; die dritte Gruppe enthält die Verbrecherkasten.

Unter den Wanderstämmen beanspruchen ein besonderes Interesse die **Beldar** wegen der Versuche der Brahmanen, dieses noch heute urwüchsige Volk, das sich schon nach seinem Aeußern niemals mit Ariern vermengte, als einen aus dem Hinduismus ausgeschiedenen Stamm darzustellen. Die Beldar sind Erdarbeiter. Zuweilen formen sie Ziegel aus Lehm oder helfen sie beim Aufbauen der Grundmauern an einem Hause mit. Ihre eigentliche Beschäftigung, aus welcher die angegebenen Handleistungen ausnahmelos hervortreten, sind Erdarbeiten, speciell Ausgraben von Teichen und Brunnen. Es wird im nordwestlichen Indien kaum einen größern Teich oder kunstvollen Tiefbrunnen geben, der nicht von Beldars hergestellt wurde. Bei solchen Arbeiten stellt sich einer der Ihrigen als Unternehmer an die Spitze; die Geschickteren unter ihnen sind Vorarbeiter; alle arbeiten mit sichtlichem Verständnisse für alle Zwischenfälle und vollenden die übernommene Aufgabe befriedigend und pünktlich. Bei solchen Fähigkeiten waren diese Leute den Brahmanen unentbehrlich zur Herstellung der zu den religiösen Waschungen erforderlichen Badeteiche. Es durfte aber doch nicht der Heiligkeit des Badeplatzes Abbruch thun, daß der Hersteller einem verachteten Stamme angehörte. Zur Beseitigung dieses Makels verknüpften die Brahmanen die Beldars mit der Geschichte des heiligen Sees Puschkar. Dieser See liegt 10 km westlich der Stadt Adschmir in Radschputana und ist jetzt mittels einer schmalspurigen Eisenbahn in den Verkehr gezogen. Der Gott Brahma, welcher der Religion der heutigen Hindus den Namen giebt, ist der Herr des Gebetes; es entsprach der Herrschaft der theologisirenden Opferpriester des indischen Alterthums, diese geistige Kraft des Gebetes als oberste persönliche Gottheit wie als Schöpfer der Welt hinzustellen, weil Brahman, das Gebet, als Maskulinum auch den Priester bezeichnet, den Brahmanen, der als Kenner des heiligen Wissens die Opfer richtig zu leiten versteht. Ein volksthümlicher Gott ist Brahma, der Schirmherr der stolzen Brahmanenkaste, niemals geworden; einen berühmten, von Wallfahrern stark benutzten Tempel hat er nur am Puschkarsee, und über die Entstehung dieses Wallfahrtsortes wird dem gläubigen Hindu folgende Legende geboten. Alle Insassen des Hindu-Götterhimmels hatten Tempel auf Erden, nur Brahma nicht; er war deshalb in Verlegenheit, wo er das Opfer verrichten könnte, denn es mußte unter Beachtung aller Vorschriften verrichtet werden, da davon Festhaltung der von den anderen Göttern bestrittenen Herrschaft Brahmas über diese wie die andere Welt abhing. Während Brahma nachdachte, wo er sich zum Opfer niederlassen solle, entfiel eine Lotusblüthe seiner Hand; sofort beschloß der Gott, sein Opfer da zu vollziehen, wo die Blume niederfalle. Auf die Erde gekommen, schnellte der Lotus zweimal wieder auf, ehe er in dem Boden stecken blieb; an den drei Stellen entquoll dem Boden Wasser, das Quellwasser sammelte sich zu einem See, weil eine vorgelagerte Sanddüne der Wüste den Ablauf der Wasser hinderte. Die Götter legten dem Opfer Brahmas mancherlei Schwierigkeiten in den Weg; er überwand alle und zeigte seine Wunderkraft an den im neu entstandenen See Badenden; sie erhielten nicht nur Jugendkraft und Schönheit wieder, sondern wurden auch von allen Sünden entlastet und in den Himmel als Halbgötter erhoben. Wegen dieser Wirkungen wurden die Badenden im Puschkarsee so zahlreich, daß der Himmel sich übervölkerte und Brahma deswegen gezwungen war, die volle Wirkung des Bades auf die Zeit vom elften Tage des achten Hindumonats bis zum Eintritte des Vollmondes einzuschränken. Zur Heranziehung der Pilger umgaben die Brahmanen im Laufe der Jahrhunderte den See mit zahlreichen Gebäuden; der See selbst wurde regelrecht ausgehoben und gefaßt, und diese Arbeiten verrichteten einzig und allein die Beldar. Ihre Vorarbeiter wurden zu Brahmanen erhoben und ist dies damit begründet, daß sie von einem Bhagirat abstammen oder einem Angehörigen des berühmten Königs, der den großen Gangesfluß zum Strömen brachte; dieser Bhagirat habe geschworen, um die Zahl der wohlthätigen Teiche zu mehren, niemals zweimal aus einem Teiche zu trinken; er habe mit den Seinen täglich einen andern Brunnen gegraben und durch ihre Beschäftigungen seien die Arbeiter um ihre Kaste gekommen. Wenn auch die Puschkarana genannten Brahmanen der Beldargruppe außerhalb der Provinz Radschputana geringes Ansehen genießen, so wurde die Legende und Rangerhöhung doch das Mittel, daß Brahmanen mit Beldars persönlich verkehren können. In ihren Lebensgewohnheiten sind die Beldaren echte Heimathlose; sie wohnen in Hütten aus Schilfrohr, nehmen als Nahrung alles, was eßbar ist, kleiden sich anders als Hindu oder Muselmann und reden ihren besondern Dialekt.

Ein Jägervolk sind die **Bavaria** (Bowrie); sie jagen nicht mit Waffen, sondern legen im Walddickicht Schlingen, verlappen dann die Zugänge zu dem mit Schlingen verlegten Distrikt und treiben dann das Wild in das Lappengehege; beim Austritt bleiben Antilopen, Zwerghirsche und Hasen in den Schlingen hängen und werden dann abgeschlachtet. Ebenso gerne wie der Jagd geben sich Bavaria dem Diebeshandwerke hin; vor größeren Einbrüchen bringen sie der Göttin Dewi blutige Thieropfer dar. Vielleicht sind die Bavaria gleich den Sansi, einem andern Diebsvolke, in die Verbrecherlaufbahn durch die hochmüthige Behandlung seitens der strenggläubigen Hindus getrieben worden; denn vor einer Generation lebten wenigstens die Sansi noch ehrbar von der Jagd, vom Wahrsagen und Uebernahme der niedersten Dienste.

Büttikofer's Bericht über Liberia.

II. Die Bevölkerung.

(Erste Hälfte.)

Hinsichtlich der Bevölkerung hat man natürlich die Autochthonen von den angesiedelten freien Negern zu trennen; beschäftigen wir uns zunächst mit den letzteren. Es war im Jahre 1816, als die nordamerikanische Kolonisationsgesellschaft errichtet wurde; der menschenfreundliche Zweck derselben war, der großen Anzahl frei gewordener

Neger, welche sich in den Vereinigten Staaten befand und keine passende Arbeit hatte, Gelegenheit zu geben, auf ihren heimischen Boden zurückzukehren. Man beschloß zu diesem Zwecke auf der Westküste eine Kolonie zu gründen, mit deren Errichtung viele den philantropischen Gedanken verbanden, durch den Einfluß der angesiedelten Neger für die Kultur der freien Neger im Innern wirksam zu sein.

Die ersten Kolonisten kamen 1820 nach der Pfefferküste, und trotz vieler anfänglichen Schwierigkeiten entwickelte sich die junge Kolonie, von der Union kräftig unterstützt, immer mehr; jeder Kolonist bekam freie Reise, ein Häuschen und ein Stück Land, immer weiter dehnte sich die Ansiedelung aus, bis sie endlich die ganze Küstenlinie von Sherbro bis Kap Palmas in Besitz genommen hatte; leider spielte bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen der Branntwein eine große Rolle. Die Fürsten waren um so eher geneigt, ihr Gebiet zu verkaufen, als sie ihre Hoheitsrechte gegenüber ihren Unterthanen behielten. So lange die Republik unter der Leitung eines weißen Gouverneurs stand, machten sich manche Uebelstände nicht so sehr bemerkbar, als später der Fall war; die Blüthe des Landes nahm zu, Volksschulen wurden errichtet, 1862 eröffnete man sogar eine Universität mit ausschließlich schwarzen Professoren (seit dem Sommer 1883 zählt sie auch zwei weiße, amerikanische Mitglieder). 1847 glaubte man sich stark genug, auf eigenen Füßen zu stehen; man erklärte Liberia zu einer von der Union unabhängigen Republik, die auch bald von den europäischen Mächten, von Amerika jedoch erst 1857 anerkannt wurde; die Konstitution, welche im Allgemeinen nach amerikanischem Muster abgefaßt ist, enthält die Bestimmung, daß ein Weißer nie in Liberia Eigenthum besitzen oder ein Staatsamt bekleiden darf. Wenn die Republik sich auch anfänglich gut weiter entwickelte, so machte sich bald ein Rückschritt fühlbar, woran dem Grundsatze, die Weißen aus dem Lande zu halten, auch ein bedeutender Antheil zuzuschreiben ist; hat man doch denselben alle Häfen bis auf sechs verschlossen. Hierdurch wird der ganze Zwischenhandel zu einem Monopol des liberischen Handelsstandes, der die Eingeborenen aussaugt; der Handel selbst aber wird flau, da die letzteren wenig Neigung haben, dazu mitzuwirken, und natürlich nimmt auch das von demselben abhängige Einkommen des Staates ab. Der Handel nach der Mandingohochfläche ist aus denselben Grunde beinahe ganz aufgegeben worden, und das Land, welches reich sein könnte, verarmt immer mehr, wozu auch die vielen Guerillakriege zwischen den einzelnen Stämmen beitragen. Die Finanzen befinden sich in schlechtem Zustande; dazu kommt noch, daß bis 1886 die Schuld an England bezahlt sein muß; das Papiergeld, dessen Kurs bis zu Anfang der siebziger Jahre seinem Nennwerth entsprach, sank bis auf die Hälfte desselben. Wir können die Geschichte der Schuld und die Verwickelungen mit England und Deutschland füglich übergehen, doch schließen wir aus derartigen Vorgängen, daß die Regierung selbst zu schwach ist, die Ordnung im eigenen Lande zu erhalten; ebenso ungenügend ist ihr moralischer Einfluß. Wenn die christlichen Missionare und die Sendboten des Islam, welch letztere übrigens viel mehr Erfolg zu verzeichnen haben, nicht unter den Eingeborenen thätig wären, würde es noch trauriger aussehen. Bei Berührung der kirchlichen Zustände entwirft Büttikofer ein dunkles Bild von „Erweckungen“ und ähnlichen Auswüchsen; dagegen zollt er dem Wenigen, was auf dem Gebiete des Unterrichts zu Stande gebracht ist, volle Anerkennung. Im Umgange sind die Liberianer angenehm und freundlich, wiewohl die Unterhaltung sich nur selten über die herkömmlichen Phrasen erhebt; doch versteckt sich hinter dem scheinbaren Wohlwollen eine Abneigung gegen die im Lande wohnenden Weißen. Die Sklaverei ist verboten, doch man umgeht das Gesetz, indem man sogenannte boys hält, welche entweder direkt von ihren Stammhäuptern gekauft oder Schulden halber in die Hände der Liberianer gekommen sind, die sich weit erhaben dünken über die „schmutzigen, stinkenden Buschneger“, wie sie dieselben nennen.

Die Wohnungen der Kolonisten sind beinahe alle nach demselben Plan in Holz erbaut und mit Kalk geweißt, letzteres zum Schutz gegen Sonnenstrahlen, Wind und Wetter. Nur in den Bevölkerungscentren, sowie auf den blühendsten Plantagen, findet man steinerne, mit Dachziegeln oder Zink gedeckte Häuser; dieselben stehen nicht direkt auf dem Boden, sondern auf Pfählen oder steinernen Pfeilern 2 bis 6 Fuß über der Erde. Es ist dies eine aus Gesundheitsrücksichten sehr zu lobende Anordnung, wodurch es selbst in der Regenzeit möglich ist, die Häuser trocken zu erhalten und besser gegen die Angriffe der Termiten zu schützen. Auf acht bis zwölf solcher Pfosten ruht das ganze Gebäude. Das Parterre besteht aus einem Wohnzimmer, einigen Schlafzimmern und verschiedenen Vorrathskammern; an der Vorderseite ist die sogenannte Piazza angebracht, ein überdeckter, freier Platz, wo sich ein paar Strohsessel und Hängematten befinden, welche andeuten, daß dieser Raum sowohl bei Tage als während der kühleren Abendstunden mit Vorliebe aufgesucht wird. Die Küche, gewöhnlich ein besonderes, kleines Gebäude, steht hinter dem Hause; der Feuerherd, der sich auf dem Boden befindet, wird durch einige Stein- oder Holzblöcke gebildet, die das Feuer einschließen und den Topf tragen. Das Haus mit Nebengebäuden und dem Grundstück, auf dem alles steht, ist häufig durch eine Umzäunung abgeschlossen. Die Bretter, welche die Wände der Häuser bilden, liegen wie Schuppen über einander; das Dach ist ganz aus Holzkonstruktion gebildet; Thür- und Fensteröffnungen sind schlecht bearbeitet und schlecht verschlossen; Glasfenster sind mit wenigen Ausnahmen nicht gebräuchlich. Ebenso vermeidet man gewöhnlich innere Wände anzubringen, theils um den freien Luftzug zu befördern, theils des Ungeziefers wegen. Die Möblirung der Häuser ist im Allgemeinen sehr einfach; einige geflochtene Stühle, ein roh bearbeiteter Tisch, einige Kasten und Koffer, einige breite Bettstellen mit sehr harten Betten — weiche sind zu warm —, werden für genügend gehalten; womöglich fügt man noch einen Schaukelstuhl für die Hausfrau, einen Spiegel zweifelhafter Güte und einige dem Spiegel entsprechende Bilder hinzu. Selten nur begegnet man einer Wanduhr, die in diesem Lande aus verschiedenen Gründen entbehrlich ist. Natürlich findet man in größeren Orten, wie in Monrovia, auch mehr Luxus.

Das wichtigste Nahrungsmittel ist der Reis, welcher nach Art der Eingeborenen bereitet wird, d. h. er wird gekocht, ausgedämpft und mit etwas frischem oder gekochtem Palmöl übergossen. Brot wird als ziemlich überflüssig betrachtet. Dazu werden häufig Batatenblätter, in Oel gekocht und mit Fisch vermengt, als Nebengericht gegessen; anstatt Reis genießt die ärmere Bevölkerung häufig Kassaven und Bataten. Außer in Monrovia und anderen Küstenplätzen kommt kein Rindvieh vor, auch Schafe und Ziegen sind selten, daher sieht man wenig Fleisch und Milch auf dem Tische; das Fleisch der Schweine, welche in halb wildem Zustande umherlaufen, wird für zu ungesund gehalten. Gesuchter ist das Fleisch der Antilopen und wilden Schweine und mancher anderen Thiere, da der Liberier in dieser Beziehung ganz vorurtheilsfrei ist; Hühner und ihre Eier sind selten; zu gewissen Jahreszeiten

werden viele Schildkröteneier verbraucht. Wenn man von den Nahrungsmitteln spricht, darf man namentlich die herrlichen Früchte nicht vergessen. Als Getränk dient Kaffee, der gewöhnlich schwarz mit oder ohne Zucker getrunken wird, dazu kommen noch Ingwerbier, Palmwein, importirter Rum und Branntwein. Im Ganzen kann man sagen, daß die Nahrung des gewöhnlichen Liberiers ziemlich schlecht ist. Aehnlich ist es mit der Kleidung. Die Männer tragen Beinkleider, Rock und Weste von blauem Baumwollenzeug oder auch alte, abgelegte Kleider, die sie an Bord der Postdampfer erhandeln; den Kopf bedecken sie mit einem Stroh- oder Filzhut. Zu Hause und bei der Arbeit laufen sie meistens barfuß, auch die Frauen verwenden an gewöhnlichen Tagen wenig Sorgfalt auf ihre Kleidung und zeichnen sich namentlich durch große Unsauberkeit aus, aber an Sonn- und Festtagen ist dies ganz anders; alle, Männer und Frauen, suchen die besten, farbenprächtigsten Gewänder hervor und übertreffen in ihrer Kleidung nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die Nachbarn in Sierra Leona. Trotz der sehr günstigen Verhältnisse wird der Boden nicht so bebaut, wie es geschehen könnte; Reis und Tabak, für welche jetzt jährlich viel Geld ausgegeben wird, wären die Liberier sehr gut im Stande selbst zu ziehen. Die Kultur von Kaffee und Zucker bildet die wichtigste Erwerbsquelle, doch wird dieselbe nur nachlässig betrieben; im Allgemeinen ist das Urtheil über die Bewohner, was ihren Sinn für Sparsamkeit, ihre Sorge für die Zukunft betrifft, ein sehr ungünstiges. An der Küste hat man weder Pferde noch Esel, wiewohl es viele der ersteren auf der Mandingofläche giebt; man begnügt sich mit einigen wenigen, mageren Kühen. Futtermangel ist allerdings die direkte Veranlassung, doch wäre hier Abhilfe zu finden. Dieser Mangel an Thätigkeit, an Arbeitslust zeigt sich auch auf den Märkten; das Bild derselben steht z. B. dem in Freetown (Sierra Leona) gebotenen sehr nach.

Der Handel ist eigentlich nur ein Tauschhandel mit Landesprodukten gegen importirte Artikel, so daß im Allgemeinen wenig baares Geld im Umlauf ist. Ein amerikanisches, ein deutsches (Woermann) und ein holländisches Haus haben denselben beinahe ausschließlich in Händen; die zuletzt genannten Häuser besitzen in jedem der geöffneten Häfen eine Niederlassung. Zwei englische Gesellschaften besorgen den Postdienst; wenn die Boote anlegen, entwickelt sich an Bord auch noch ein recht lebhafter Kleinhandel. Als Ausfuhrprodukte wären zu nennen: Palmöl, Kautschuk, Rothholz als Waldprodukte und, wie schon erwähnt, Kaffee und Zucker, außerdem kleine Quantitäten von Ingwer, Erdnüsse, etwas Elfenbein, aber keine Thierhäute und auch keine lebendigen Thiere, mit denen in den südlicher gelegenen Gegenden ein lebhafter Handel getrieben wird. Importirt werden: Lebensmittel, Spirituosen, Kleider, Hausrath und Galanteriewaaren, Bilder, Waffen, die allerdings oft für den, der sie gebraucht, am gefährlichsten werden.

Liberia, welches seit 1879 Mitglied des Weltpostvereins ist, unterhält auch diplomatische Beziehungen, besonders mit Amerika, welches sich in Monrovia durch einen Ministerresidenten und einen Generalkonsul vertreten läßt; Deutschland und Holland haben Konsulate (an der Spitze derselben stehen die Vertreter der betreffenden Firmen), ebenso Dänemark und Belgien, welche Einheimische mit diesem Amte betraut haben.

Nach dem Vorhergehenden brauchen wir das Endurtheil Büttikofer's über die Republik kaum noch anzuführen. Er sagt, daß er mit voller Unparteilichkeit geurtheilt habe, und doch meint er, er habe vielleicht die Zustände allzu schwarz geschildert. Die Wurzel des Uebels liegt seiner Ansicht nach darin, daß der Staat sich zu früh von der schützenden Hand Nordamerikas losgelöst hat, und daß die große Menge nicht im Stande ist, die Fragen der Zukunft ins Auge zu fassen; auf den Enthusiasmus ist die Lethargie gefolgt. In einer seiner Abhandlung angehängten Nachschrift kommt Büttikofer noch einmal auf diesen Punkt zurück, wozu er durch einen in „Petermann's Mittheilungen“ (1883, S. 366) veröffentlichten Aufsatz von St. v. Rogozinsky veranlaßt wurde. Er glaubt allerdings, daß dieser Reisende das Land von der besten Seite kennen gelernt habe, da ein Senator Travis sein Cicerone gewesen sei, trotzdem glaubt er in den Ansichten v. Rogozinsky's einen Optimismus zu erkennen, den er gerne theilen möchte, zu dem er sich jedoch nicht bekennen kann; auch in Bezug auf einige untergeordnete Punkte glaubt er ihm widersprechen zu müssen.

Die Eingeborenen sind von den Kolonisten sehr verschieden, doch zeigen sie in Folge der Vermengung der verschiedenen Rassen auch kein ganz reines Gepräge mehr, wiewohl sie, insofern sie kein amerikanisches Blut aufgenommen haben, wenigstens echte unverfälschte Neger der Pfefferküste sind. Im Allgemeinen sind sie gesund, groß, kräftig; alle, selbst die Mulatten von Liberia, haben kleine Hände und Finger, welche aussehen, als ob sie eingeschrumpft wären; Gesichts- und Schädelform stehen über dem allgemein angenommenen Negertypus. Büttikofer eröffnet seine Beschreibung, die wir gleich folgen lassen, mit einer Bemerkung, deren Wahrheit sich jetzt immer mehr Bahn bricht; er sagt nämlich: „Der Ausdruck des Gesichts weist auf große individuelle Verschiedenheit, in ihrer Art nicht viel geringer als bei Europäern, und nur der Mangel an Uebung ist Schuld, daß wir die Neger anfänglich so schwer von einander unterscheiden können. Später, wenn das Auge sich an die neuen Formen gewöhnt hat, findet man den Unterschied der verschiedenen Individuen sehr leicht.“ Es ist demgemäß auch nicht leicht, einen allgemeinen Typus aufzustellen. Alle haben einen ziemlich stark dolichokephalen Schädel, doch tritt der Prognathismus viel weniger hervor, als man nach den gewöhnlichen Beschreibungen erwarten sollte; ebensowenig springen die Wangenbeine weit vor, doch wird der Schädel nach oben bedeutend schmäler, die Stirn ist schmal und hervortretend. Die Nase ist an der Basis ziemlich breit, die Nasenflügel öffnen sich weit und die ganze Nase ist „unästhetisch“, doch bei weitem nicht so sehr, wie Büttikofer dies bei den Kongonegern gesehen hat. Ihre Spitze ist nur selten nach oben, häufig nach unten gerichtet, so daß man eher, sofern dies bei einer Negernase möglich ist, an eine Habichtsnase zu denken hat. Die Lippen sind nicht so dick und aufgeworfen, wie man in der Regel annimmt, bei einzelnen selbst dünn. Das Gesicht hat eine ziemlich volle ovale Form und wird bei dem Lachen selten bis zum Grinsen verzerrt, die größte Breite hat es über den Wangenbeinen, während es nach oben und unten gleichmäßig abnimmt. Eine Zierde für das Gesicht sind die weißen, gesunden Zähne, welche durch eifriges Ausspülen des Mundes rein erhalten und mit einem Stückchen weichen Holzes oft geputzt werden. Die Gewohnheit, die Zähne zu feilen oder die mittelsten Schneidezähne auszuziehen, ist hier so gut wie unbekannt. Die dunkelbraunen Augen treten voll tropischer Gluth hinter den langen Wimpern hervor; wenn man sich einmal an den Anblick gewöhnt hat, kann man auch schöne Neger unter ihnen finden. Die Hautfarbe ist hell- oder dunkelbronzefarbig; hierdurch unterscheiden sie sich auf den ersten Blick von den Kolonisten, bei denen alle möglichen Farbentöne, bis zum Ebenholzschwarz, vertreten sind. Alle Gelenke sind auffallend dunkler als der übrige Körper ge-

färbt. Die Negerkinder sind bei der Geburt ziemlich hell, eigentlich röthlich weiß, werden nach einigen Tagen dunkler und haben in wenigen Wochen die natürliche Farbe ihres Stammes bekommen. Albinos kommen unter Kindern häufig vor, einen erwachsenen Albino dagegen hat Büttikofer nie gesehen. Die Haut ist gewöhnlich kalt und feucht, weich wie Sammet; sie ist schwammiger als die des Weißen und sondert eine starkriechende Fettsäure ab. Einen einzigen aber interessanten Fall von Elephantiasis hat Büttikofer bei ihnen beobachtet. Der Neger ist sehr empfindlich gegen die Kälte und die Feuchtigkeit, er hat daher bei Nacht immer Feuer in der Hütte; unempfindlich scheint er gegen die Hitze, wenn der Schweiß an seinem Körper herunterströmt, erwacht in ihm erst das Leben, und unter lautem Lärm und Geschrei verdoppelt er seine Anstrengungen; ist er einmal aus seiner Trägheit aufgerüttelt, so kann er eine erstaunliche Arbeit verrichten. Lungen und Magen sind stark, namentlich letzterer entwickelt eine Leistungsfähigkeit in der Verarbeitung von Fetten und Spirituosen, die an Eskimos erinnert. Fleisch, welches er mit großer Gier, in welcher Gestalt er es auch erreichen kann, genießt, scheint ihm Bedürfniß. Wie so viele Naturvölker suchen sie den Kleidermangel durch allerlei Verzierungen, die sie am Körper selbst anbringen, zu ersetzen. Tatuirungen in Form von Perlschnüren den Rücken entlang, zuweilen mit Indigo oder Kohle blau oder schwarz gefärbt, die Kennzeichen des Stammes auf Gesicht oder Armen eingegraben, sind ein gewöhnlicher Schmuck. Auch wird das Gesicht, wohl auch der ganze Körper mit weißem oder gelbem Lehm bemalt. Eine wohlriechende, aus Palmöl bereitete Pomade dient, um die Haut geschmeidig zu erhalten. Gewöhnlich tragen sie das Haar kurz ohne einige Frisur, manchmal aber suchen sie durch Flechten die Eigenthümlichkeiten desselben zu besiegen, Frauen namentlich sind einander dabei behilflich, und einen eigenthümlichen Anblick bietet es, wenn ihrer 20 bis 30 im Kreise sitzen und jede das Haar der vor ihr Sitzenden ordnet, wobei dann gleichzeitig eine Jagd beginnt, deren Ausbeute ihren Weg zwischen die Zähne der Jägerinnen findet. Die Männer rasiren sich manchmal den Schädel ganz glatt oder benutzen ihren üppigen Haarwuchs, um mittels des Rasirmessers auf ihrem Kopfe die wunderbarsten Figuren hervorzubringen.

Brasilianische Kirchenfeste.

Von **Oscar Canstatt**.

Der Pessimist ist dazu geneigt, die Zeitkrankheit einer allgemeinen Rastlosigkeit, einer inneren Zerrissenheit, eines Unbefriedigtseins mit dem irdischen Dasein, mit einem Worte, seinen Weltschmerz der ganzen heutigen Menschheit anzudichten; in den tropischen Ländern indessen habe ich für meinen Theil wenigstens nicht viel von jener geistigen Modeströmung entdecken können. Die allerdings ziemlich oberflächliche religiöse Ueberzeugung hat vielmehr — wenn wir von den eingeborenen heidnischen Naturkindern ganz absehen — gerade fern von der europäischen Kultur und Civilisation weit mehr Wurzel geschlagen als bei uns, und läßt so leicht keine ungesunde philosophische Richtung aufkommen. Man ist im Allgemeinen, in Folge der klimatischen Einflüsse, denen sich niemand zu entziehen vermag, auch viel zu apathisch gestimmt, um sich häufiger momentanen tiefsinnigen Grübeleien hinzugeben oder zweifelnd an den Grundvesten des christlichen Glaubens zu rütteln. Und selbst jene, welchen die religiösen Ansichten des christlichen Kultus und die transscendentalen Vorstellungen der civilisirten Welt nicht genügen, sind weit davon entfernt, um jeden Preis den Gesichtskreis ihrer naiven Umgebung unter südlichen Himmelsstrichen zu erweitern.

So ist es denn ganz erklärlich, daß z. B. in Brasilien die Ausübung der Religion heutigentages noch mit der Aufklärung unseres Jahrhunderts im grellsten Widerspruche steht und mehr an die mittelalterliche Christenheit erinnert. Dem inferioren Bildungsgrad der brasilianischen Geistlichkeit entsprechend, ist eben der Schwerpunkt des gesammten katholischen Gottesdienstes — der katholische Glaube ist ja bekanntlich in Brasilien zur Staatsreligion erhoben — lediglich auf Aeußerlichkeiten verlegt. Ist daher in anderen katholischen Ländern die Zahl der Kirchenfeste schon beträchtlich, so giebt es deren in Brasilien bald so viele, als Tage im Jahre sind. Die Feier derselben dient dem Volke vielfach aber auch zur einzigen Ergötzlichkeit und Erbauung während eines oft entsetzlich nüchternen Daseins, dem Priesterthum dagegen zur zeitweisen Hebung seines nur allzuhäufig aus leichtbegreiflichen Ursachen gesunkenen moralischen Einflusses. So unbedeutend deshalb auch im Allgemeinen das kirchliche Einkommen in Brasilien ist und so gering die Mittel sind, über welche der dortige Klerus im Gegensatz zu der Geistlichkeit im spanischen Amerika zu verfügen hat, so wird an den Kirchenfesten doch mit nichten gespart. Die Geistlichkeit der verschiedenen Gotteshäuser bietet vielmehr alles an Gepränge auf, die Andächtigen wie die Schaulustigen herbeizuziehen. Unter den Festtagen selbst wird ein großer Unterschied gemacht, indem man sie in zwei Klassen theilt: in die großen Feiertage, Dias santas da Guarda, und in die kleinen Feiertage, Dias santas de Remissão. Erstere werden beinahe alle mit großer Gala und Handkuß bei Hofe gefeiert.

Am besten läßt sich das kirchliche Leben in der brasilianischen Residenz, zu Rio de Janeiro, selbst beobachten, wo so leicht kein Heiliger ignorirt und ein Eifer im Kirchenbesuch, namentlich an den höheren Festtagen, entwickelt wird, wie er kaum in Rom zu finden ist.

Zuerst ruft ein betäubender Lärm der Glocken zur Kirche. Dieselben werden nur in wenigen Kirchen nämlich durch Stricke in Bewegung gesetzt, meist begeben sich ein paar Neger auf das Kirchendach und bearbeiten dort die Glocken mit eisernen Hämmern nach eigener afrikanischer Phantasie. Vor dem Eingange der Kirche lärmt dazu die türkische Musik einer schwarzen Bande, und endlich sind Vorrichtungen getroffen, im Augenblicke der Wandlung eine Menge Raketen auf einmal steigen zu lassen, welche mit hundertfältigem Geknatter beim blendendsten Sonnenschein in der Luft zerstieben. Ist der gefeierte Heilige gar von Rang, so donnern noch die Kanonen des Kastells zu seiner Verherrlichung.

Vor allem zeichnet sich an solchen Tagen die kaiser-

liche Kapelle durch religiösen Pomp aus. Der Kaiser sitzt dann auf einem prächtigen Throne zur Seite des Hochaltars, neben ihm, doch etwas tiefer, der Bischof, ihm gegenüber die Kanoniker der Hofkirche. In der Mitte der Kirche befinden sich die Hofchargen, der Senat und die Ritter des Christusordens, in einer besondern Loge endlich die Kaiserin mit ihren Kindern in Begleitung einiger Hofdamen. Bei den Mysterien der Messe salutiren die Forts und die vor dem Portal postirten Truppen geben drei Salven, dann betritt der Hof-Kanonikus die Kanzel und hält eine kurze Predigt.

Zum alltäglichen Volksfeste gestaltet sich das abendliche Ave Maria in den Kirchen Rio de Janeiros. Sobald die Dunkelheit eintritt, werden Holzhaufen und Theertonnen vor der Kirche aufgerichtet und mit Beginn des Gottesdienstes angezündet. Ein langer Zug vorantretender Knaben und Kirchendiener in ärmellosen, rothen Talaren verkündet jedesmal die Ankunft der prächtig gekleideten Priester, welche in der mittlerweile von Andächtigen gefüllten Kirche vom Chore herab mit rauschender Musik und lebhaftem Gesang begrüßt werden.

Mit besonderm Prachtaufwande, mehr noch als an dem allerwärts in katholischen Ländern so feierlich begangenen Frohnleichnamsfest, wird das von der Königin Carlotta von Portugal seiner Zeit gestiftete und vom Papste bestätigte Herz-Jesu-Fest, Feita do coracão de Jesú, gefeiert. Kein Staats- oder Hofbediensteter darf bei strengster Ahndung der bei dieser Gelegenheit stattfindenden Procession fern bleiben. Sämmtliche Bruderschaften der Stadt eröffnen den Zug mit ihren Fahnen, die Kinder der Aristokratie umgeben, als Engel in große Reifröcke gekleidet, die Haare gepudert, das Gesicht weiß und roth geschminkt, das Allerheiligste und der Kaiser selbst trägt mit den höchsten Beamten den Baldachin über dem Hochwürdigsten. Die ganze Garnison bildet unterdessen in den Straßen, durch welche sich die Procession bewegt, Spalier, um bei dem Erscheinen der Monstranz auf die Knie zu fallen und die Bajonette zur Erde zu senken, während die Forts und die Kriegsschiffe im Hafen wieder mit donnerndem Getöse salutiren.

Unter den Heiligen wird der Schutzpatron des Reiches, der heilige Georg, und der heilige Antonius als Generalissimus von Portugal am höchsten verehrt. Ersterer wird an seinem Namenstage in großer Procession von der Festung Conceissão abgeholt, in voller Rüstung auf ein Pferd befestigt und von einer berittenen, aus Negern bestehenden Musikbande im Triumphe durch die Stadt geführt.

Dem heiligen Antonius, welchen die Brasilianer sehr häufig anzurufen pflegen, wenn sie eine verlorene Sache wiederfinden möchten, wird der Tribut kirchlicher Verehrung namentlich mittels der unmäßigsten Verschwendung von Pulver und Feuerwerk gezollt.

Eigenartiger ist die alljährliche Begehung des Festes der heiligen Anna auf der Praça d'acclamacão. Dort nämlich steht die St. Annenkirche, vor deren Thor am Namenstage der Patronin ein festlich geschmückter, schön beleuchteter Triumphbogen aufgerichtet ist, zu dessen beiden Seiten sich Tribünensitze für die angesehensten Mitglieder der Bruderschaften befinden. Auf einem abgesonderten Platze, zu dem einige Stufen hinaufführen, ist ein Thron errichtet, auf dem ein mit Krone und Scepter geschmückter Knabe sitzt. Geputzte Kinder gleichen Alters umgeben den kleinen gekrönten Kameraden und schauen mit nicht geringer Würde drein. Vor dieser Gruppe sind eine Menge großer Körbe aufgestapelt, welche durchweg Geschenke von frommen Gläubigen, besonders von den Trägerinnen des Namens Anna, in der Gestalt von Brot, Früchten, Hühnern, Schweinchen und sonstigen Viktualien enthalten, welche an den Meistbietenden versteigert werden. Ein Kirchendiener übernimmt meist die Rolle des Auktionators, indem er den Werth seiner Waare auf nicht eben zarte Weise, aber oft genug mit durchschlagendem Witze anpreist. Viele betrachten es als eine Ehrensache, die Gegenstände nach Möglichkeit im Preise hinaufzutreiben, da der Erlös zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist. So ist es denn gar nichts Seltenes, daß am St. Annenfest ein altes zähes Huhn mit 10 und 20 Mark lachend bezahlt wird.

Eine nicht übele Schilderung von dem St. Annenfeste finde ich in einem ältern Reisewerk von Weech.

„Gegen 5 Uhr Nachmittags" heißt es da, „hatten sich wohl gegen 50000 Menschen auf dem Akklamationsplatze versammelt, welcher in wenigen Augenblicken in ein großes Lager verwandelt wurde. Menschen, die sich vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht mehr gesehen hatten, begegneten sich hier; befreundete Familien vereinigten sich und ließen sich auf die mitgebrachten Strohmatten (Esteren) nieder; andere lagerten sich auf dem Rasen oder suchten ihre Bekannten auf. Viele sahen den Vorbereitungen zu einem Feuerwerke zu, andere wurden durch den Klang einer Viola herbeigelockt, die sie mit ihrem Gesange begleiteten, oder vereinigten sich zu einem Nationaltanze, welchen sie zur großen Zufriedenheit der zahlreichen Zuseher ausführten. Schmucke, gut gekleidete Negerinnen (Quitandeiras) drängten sich, mit der ihnen eigenen Gewandtheit, durch die Menge, jedermann Süßigkeiten und Erfrischungen anbietend; andere hatten sich in unübersehbaren Reihen gelagert und riefen den Vorübergehenden zu, von den herrlichen Früchten und von dem Doce zu kaufen, welche sie in vorzüglicher Auswahl auf reinlichen Strohmatten ausgebreitet und mit einer Menge Wachslichter umgeben hatten.

Festlich gekleidete Sklaven trugen von allen Seiten Erfrischungen für ihre Gebieter herbei, von welchen manche, wahrscheinlich um mit ihren Reichthümern zu prahlen, ihre in einem großen Kreise gelagerten Freunde mit einem überreichlichen Abendessen, das in großen silbernen Schüsseln aufgetragen wurde, bewirtheten. Menschen von allen Farben und der verschiedenartigsten Abstammung waren nebendem Theilnehmer dieser außergewöhnlichen Volksansammlung.

Das schöne Geschlecht benutzte ohne Zurückhaltung die ihm so selten gestattete Freiheit, sich ungezwungen in männlicher Gesellschaft zu bewegen, und selbst der ernste phlegmatische Portugiese entäußerte sich für den Augenblick seiner gewohnten Grandezza.

Indessen hatte die Nacht sich in tropischer Sternenpracht über die Gegend gelagert; alles sah mit Ungeduld dem Beginn des Feuerwerkes entgegen, dessen Anfang endlich Kanonenschüsse verkündeten. Gleich darauf stieg eine Girandole von Raketen in die Luft, um hoch über den Häuptern der Menge knallend zu explodiren. Sie gaben das Zeichen zu dem allgemeinen weithin hallenden Rufe: „Viva a santa Anna!" Dann begann das eigentliche Feuerwerk, welches mit Ausnahme der leuchtend emporsteigenden Raketen eben, wie bei allen derartigen Gelegenheiten hier zu Lande, nicht viel zu bedeuten hatte. Zwei Feuer und Flamme speiende, mit einander kämpfende Tiger bildeten den Schluß des Schauspiels und ernteten von all den pyrotechnischen Kunststückchen den meisten Beifall. Dann begab sich das Volk höchst vergnügt, wenn auch nicht in großer religiöser Erbauung, nach Hause."

Mit gleichem Glanze pflegt man das Pfingstfest (Feita do espirito santo) auszustatten, dem ich in Südbrasilien

wiederholt beizuwohnen Gelegenheit hatte. Es ist dies überdies der Firmungstermin, wodurch das Interesse an jenem Feiertage sich von selbst nicht unwesentlich steigert. Die eingesegneten jungen Leutchen werden von den kirchlichen Bediensteten an diesem Tage zu der Procession besonders inmitten eines von Rohrstäben gebildeten Vierecks geleitet.

Sehr reich an kirchlichen Festen ist die Charwoche und der Vorbereitungen zu diesen beschäftigen die Geistlichkeit und Bevölkerung in gleichem Maße oft schon viele Wochen im Voraus. Die wohlhabendsten Familien drängen sich zu der Ehre, ihre Kinder bei der stattfindenden Procession als Engel, denen selbst die Flügel nicht fehlen dürfen, figuriren zu lassen. Dom Pedro II. selbst und seine Minister kann man bei dieser Gelegenheit ein großes Christusbild von einer zur andern Kirche tragen sehen, obwohl die kostbare Bürde keineswegs leicht sein soll.

Wie in unseren europäischen katholischen Städten beginnt die Osterwoche mit dem Besuche der Gräber, welche durch die Ausschmückung mit den herrlichsten tropischen Gewächsen oft einen überraschend schönen Anblick gewähren. Die Fußwaschung wurde von dem obersten Bischof in der Regel zu Rio in der Igreja da Candelaria vorgenommen. Eine feierliche Procession stellt endlich die Beerdigung Christi vor. Sie geht hergebrachtermaßen erst um 10 Uhr Abends von einer der Hauptkirchen aus, zieht durch den größten Theil der Stadt und dient, wie man sich denken kann, nicht gerade als Förderungsmittel der öffentlichen Sittlichkeit. Außer den mit den grellsten Farben bemalten, die Leiden Christi vorstellenden Bildhauerarbeiten, welche als Stationsbilder von Ordensgeistlichen hierbei einhergetragen werden, pflegt man dem Zuge noch allen erdenklichen sonstigen Mummenschanz beizugeben. Sehr beliebt ist zum Beispiel die Anreihung einer Abtheilung römischer Krieger, die in brasilianischem Geschmacke aufgeputzt, in ihren pappendeckelnen Harnischen mit Röthel und Kienruß angemalt mehr zum Lachen reizen, wie einer kirchlichen Procession zur würdigen Zier gereichen.

Am volksthümlichsten und lärmendsten ist der Tag des Auferstehungsfestes in Brasilien. Jung und Alt, Arm und Reich freut sich von einem Jahre zum andern, wenn der Erzverräther, der Apostel Judas, in effigie mißhandelt und verbrannt wird.

Wer es nur immer vermag, verfertigt eine, nicht selten lebenden, bekannten und unbeliebten Personen ähnliche Gestalt, kleidet sie nach eigener Phantasie, hängt sie am Halse an einer Straßenecke oder über seiner Hausthüre auf und befestigt ein Säckchen mit Pulver an irgend einem Theile der Maske, um es zur rechten Zeit anzuzünden.

Mühsame und sehr kostspielige Anstalten werden zugleich von der wohlhabenden Kaufmannschaft, meistens Portugiesen, getroffen, welche unter sich namhafte Beträge sammeln, um die Auferstehung Christi mit möglichst großem Prunk und Geräusch zu feiern. Gewinde von Laubwerk, an welchem große Töpfe von ungebrannter Erde hängen, schlingen sich auf ihr Zuthun von Haus zu Haus; in der Mitte der Straße aber ist ein Gerüst aufgerichtet, auf dessen höchstem Punkte der Satan in eigener Person thront. Seinen Leib umgeben Raketen vom stärksten Kaliber, und unter ihm schwebt Judas im reichsten orientalischen Gewande von einer Tatze des Teufels festgehalten.

Masken zu Fuß und zu Pferde belustigen bis zum entscheidenden Augenblicke, dem alles erwartungsvoll entgegensieht, das Publicum. Kaum aber ist der letzte Schlag der Uhr verhallt, welche die Mittagsstunde verkündete, dann werden alle Glocken der Stadt geläutet und gehämmert, gleichviel, ob das oft gesprungene Metall auch längst schon keinen Klang mehr giebt. Die Salven der Hafenforts donnern mit entsetzlichem Getöse dazwischen, Raketen schwirren knatternd durch die Lüfte und fallen da oder dort, wohl zuweilen noch glühend, einer dekolletirten schwarzen Schönen in den Nacken. Der Teufel führt Judas unter fürchterlichstem Geprassel empor, ihm folgen die übrigen Puppen und bald sind die Straßen allerwärts mit den zerrissenen Gliedern derselben bedeckt. Dieses Augenblickes längst gewärtig, stürzen sich Neger unter dem Rufe: „Hallelujah!“ auf die Reste des Judas und schleifen diese, von den Bewohnern zur größten Ausgelassenheit fort und fort ermuntert, jubelnd durch die Straßen. Andere bemächtigen sich der Töpfe an den Blumengehängen und zerschlagen diese, um den Inhalt zu theilen. Gewöhnlich besteht derselbe aus Früchten, Tauben und dergleichen, zuweilen aber sehen sich die Beutelustigen durch Ratten und Mäuse getäuscht. — Kurzum, der Spektakel des Auferstehungsfestes in Brasilien ist einzig in seiner Art. Die Beimischung von rohen Späßen und Belustigungen fehlt den kirchlichen Festlichkeiten überhaupt nur selten. Selbst die Kirchenmusik ist in diesem Lande jeder Würde und Erhebung bar. Oft genug kann man sogar in den Gotteshäusern eine lustige Polka spielen hören, mit der die umherknienden Gläubigen nicht minder zufrieden scheinen, wie andere mit einem Choral.

Bei diesem Hange zur Ausgelassenheit ist es auffällig genug, daß die brasilianischen Katholiken einen Fasching nach unseren Begriffen eigentlich nicht kennen. Erst in neuester Zeit werden, namentlich dort, wo sich fremdländischer Einfluß stärker geltend macht, Maskenaufzüge veranstaltet. Der landesübliche Scherz zur Fastenzeit (Tempo do entrudo) besteht sonst nur in dem Brauche, am Faschingstage sich gegenseitig bis auf die Haut zu durchnässen. Wer sich auf dem Balkon eines Hauses oder in den Straßen blicken läßt, wird alsbald ein Gegenstand des allgemeinen Angriffs; Kugeln von feinem Wachse, mit wohlriechendem oder gewöhnlichem Wasser gefüllt, treffen ihn zu Hunderten, bis er in einem Hause Schutz vor seinen Verfolgern und Gelegenheit findet, sich zu revanchiren. Kein Ansehen der Person gilt an diesem Tage und selbst die Mitglieder der kaiserlichen Familie finden bei den Schönen Rios keinen Pardon, wenn sie denselben gerade in den Wurf kommen. Von rohen Personen wird wohl zuweilen auch zu Wachskugeln gegriffen, deren Inhalt in nichts weniger als Parfüm, sondern oft gar in purem Scheidewasser bestehen soll. Welche Perspektiven eröffneten sich da unseren europäischen Feniern, Kommunarden, Anarchisten, Socialisten und Nihilisten, wenn es eine sociale Frage im Sinne derselben überhaupt in Brasilien gäbe. Dieselbe vom Lande fern zu halten, tragen am Ende zum Theil auch die oben geschilderten Kirchenfeste bei. Sie liefern zwar kein Brot an die Bedürftigen, aber desto häufiger die Circenses!

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In seinem Wanderbuche „Unterwegs" (Wien, H. Engel) hat Johannes Nordmann 39 kürzere Aufsätze über Wanderungen in den österreichischen und italienischen Alpenländern und einen Ausflug nach England aus den letzten zwölf Jahren gesammelt, welche nicht nur in ihrer gemüthvollen, ansprechenden Art recht lesenswerth erscheinen, sondern auch Wanderlustige auf manchen entzückenden Punkt im weiten Alpengebiete hinweisen können.

— Der Albufera-See bei Valencia. D. Juan Vilanova nennt ihn einen Küstensee von 8500 ha Oberfläche; er steht mit dem Meere durch den Kanal Perelló in Verbindung. Die Landzunge, welche die Wässer der Lagune von jenen des Balearenbeckens trennt, ist sandigen Bodens, aber mit Wald bedeckt. Ihre Länge beträgt 14 km, die Breite ca. 1400 m. Der Spiegel des Sees liegt höher als die Fläche des Mittelmeeres, die Tiefe seines Wassers beträgt bei normalen Verhältnissen 1 m nahe dem Ufer, 4 bis 5 m in der Mitte des Sees. Beim niedrigsten Wasserstande hängt jene schon angeführte Landzunge, welche „Dehesa" genannt wird, mit der Insel Palmar zusammen, auf welcher 40 bis 50 Hütten stehen, welche aber nur zur Winterszeit von Fischern bewohnt werden. Auf der Dehesa liegt noch ein anderer Ort Namens Sales, der aus Fischerhütten und einigen besser gebauten Häusern besteht, in welchen die Sportslustigen, welche die Jagd auf Wassergeflügel schätzen, abzusteigen pflegen. Obwohl der Albufera eine Reihe von Bächen und Zuflüssen besitzt, so genügen diese nicht allein, das Wasserbecken gefüllt zu erhalten, deshalb vermuthet man, daß unterirdische Quellen oder Zuflüsse (wie bei den Sümpfen von Almenara und Canet der Provinz Castellon) hier mitwirken. In früheren Zeiten hatte der See einen größeren Umfang. Schließlich ist zu bemerken, daß unsere deutsche Benennung „Albufera-See" eine Tautologie ist, der richtige Name jenes Wassers ist die Albufera von Valencia oder rein deutsch der See von Valencia.

— Eine der schönsten Städte in den Alpen, gleichermaßen durch Natur wie Kunst geschmückt, behandelt das Doppelheft 68/69 der Europäischen Wanderbilder „Graz" (Orell Füßli u. Komp., Zürich). Es enthält 23 vorzügliche Bilder von J. Weber und schildert eine Fülle herrlicher Ausflüge, zu denen ein Aufenthalt in der Hauptstadt der grünen Steiermark Gelegenheit bietet.

Asien.

— Ueber die Malaien und ihr Verhältniß zu den Engländern auf der Halbinsel Malakka äußert sich Isabella L. Bird in ihrem Buche „Der goldene Chersones" (Leipzig, F. Hirt und Sohn, 1884) in sehr beachtenswerther Weise. Nach ihrer Ansicht sind dieselben, Männer sowohl als auch Frauen, entschieden häßlich zu nennen, und obendrein liegt in ihrem Wesen, selbst gegen solche Engländer, mit denen ihr Verkehr ein freundschaftlicher ist, so viel kalte Unnahbarkeit, daß man sich unwillkürlich abgestoßen fühlt. Ein Hauptgrund für diese offenbare Abneigung mag in religiöser Unduldsamkeit zu finden sein; die Malaien sind strenggläubige und dabei ihrer Mehrzahl nach unwissende und fanatische Muhammedaner, und es ist J. Bird's feste Ueberzeugung, daß der Engländer, dem sie das höchste Maß von Achtung zollen, doch immer „ein Hund von einem Ungläubigen" für sie bleibt. So wie die Verhältnisse liegen, werden die Malaien in Wahrheit nach den Gesetzen des Korans regiert, und mit Ausnahme der sehr selten vorkommenden Fälle, da sein Wahrspruch mit den englischen Rechtsbegriffen nicht übereinstimmt, bestätigt der englische Gerichtshof einfach das Urtheil des das heilige Buch auslegenden Imam. Die Malaien wissen die Vortheile der englischen Verwaltung, besonders die ihnen durch dieselbe gewährleistete Sicherheit der Person und des Eigenthums sehr wohl zu schätzen; bietet ihnen dieselbe doch die Möglichkeit, ohne Furcht vor Beraubung oder Erpressung Reichthümer zu erwerben und in den Straßen von Malakka selbst ihre kostbaren Juwelen zur Schau zu tragen. Aber wenn sie es auch vorziehen, mäßige Steuern an die Engländer zu entrichten, anstatt sich von ihren eingeborenen Fürsten bedrücken und ausplündern zu lassen, so sind sie doch weit davon entfernt, eine wirkliche Zuneigung für jene zu hegen. Es ist übrigens mit allen anderen orientalischen Völkerschaften das Gleiche der Fall: das gute Einvernehmen mit ihnen ist immer nur ein rein äußerliches, es fehlt das gegenseitige Verständniß und überall, wo es die Engländer mit Muhammedanern zu thun haben, liegt zwischen beiden ein wahrer Abgrund von Abneigung und Verachtung, den alles Entgegenkommen englischerseits nur selten zu überbrücken im Stande ist.

— Der Befehlshaber des deutschen Kriegsschiffes „Leipzig", Korvettenkapitän Herbig, berichtet, daß das Klima von Korea trotz seiner oceanischen Lage ein mehr kontinentales und mehr dem Chinas als Japans in gleicher Breite ähnlich sei. Auf einen heißen Sommer folgt nach einem kurzen Uebergange ein strenger Winter. Die kalten Nordwinde gewähren noch verhältnißmäßig das angenehmste Wetter, während die wärmeren aus West, wenigstens in der Zeit von Oktober bis December, sehr viel Feuchtigkeit und schlechtes Wetter mit sich bringen. Eine meteorologische Eigenthümlichkeit an der Westküste Koreas sind die häufigen Luftspiegelungen; Inseln, welche sechs Seemeilen und weiter entfernt liegen, erheben sich hoch über den Horizont und besonders ihre Endpunkte scheinen emporgehoben, wodurch die Ortsbestimmung des Schiffes durch Landpeilungen unsicher wird. Ebenso erscheinen häufig die Spiegelbilder von Sandbänken mitten im tiefen Fahrwasser, und erst in nächster Nähe kann man sich von dem obwaltenden Irrthum überzeugen.

Afrika.

— Joseph Thomson[1] ist von seiner Reise nach der östlich und nordöstlich vom Victoria Nyanza gelegenen Gegend glücklich nach Zanzibar zurückgekehrt; er hat seine Reise gegen Ende des Jahres 1882 von England aus angetreten in der Absicht über den Kilimandscharo nach dem beinahe unbekannten Land der Masai vorzudringen und die Frage über das Bestehen eines Sees östlich von Victoria Nyanza zu entscheiden. Im Frühling des vergangenen Jahres verließ er Zanzibar, mußte jedoch nach kurzer Zeit von weiterem Vordringen Abstand nehmen, da durch die Reise des Dr. Fischer das Land sich in einer gewissen Aufregung befand, und sich sogar schleunigst nach Mombasa zurückziehen. Im Juli jedoch brach er wieder auf und hat seine Aufgabe in einer Weise erfüllt, die seiner früheren Leistungen würdig ist. Nachdem er um die nordöstliche Seite des Kilimandscharo gezogen war, marschirte er in nördlicher Richtung nach dem See Naiwascha halbwegs zwischen dem Kilimandscharo und Mount Kenia, dann auf den genannten Berg zu und längs

[1] „Globus", Bd. 44, S. 16.

des Sees Baringo [1]) nach den Küsten des Victoria Nyanza. An den Küsten dieses Sees zog er entlang bis zu dem Abfluß des Nils, hierauf in mehr nördlicher Richtung, wobei die Westküste des Baringo-Sees berührt wurde, und gelangte endlich, indem er nach Süden und Südosten abbog, über Ukambani nach Mombasa. Trotzdem man befürchtet hatte, daß der Zug durch das Gebiet der gefürchteten Masai nicht ohne Gewaltthätigkeiten ablaufen würde, ist doch der Verlust keiner Menschenleben (außer durch Krankheit) zu beklagen. Es ist dies die dritte Expedition, die Thomson mit Glück und Geschick geführt hat.

Das Telegramm, welches die „Royal geogr. Society" von Sir John Kirk empfangen hat und dem wir diese vorläufigen Mittheilungen entnehmen, giebt natürlich nur wenig Einzelheiten. In demselben ist nicht ausdrücklich erwähnt, daß Thomson an der Stelle, wo der Baringo-See auf unseren Karten verzeichnet ist, einen See gefunden hat, doch da im Telegramm gesagt ist, daß „der Baringo berührt wurde, so ist es höchst wahrscheinlich, daß der Bericht, den Wakefield von den Eingeborenen empfangen hat, richtig ist.

Kein Weißer vor Thomson hat diesen muthmaßlichen See erreicht und das Bestehen desselben schien so zweifelhaft, daß Speke denselben als eine Bucht des Victoria Nyanza an die nordwestliche Ecke desselben verlegte; auch der ganze Landstrich im Norden des Naivascha-Sees ist bisher unbetretener Boden, da Dr. Fischer auf seiner Reise nur bis zum letztgenannten See kam. Aus dem Telegramm darf man wohl schließen, daß Thomson über das östliche und nordöstliche Ufer des Victoria Nyanza, vielleicht auch über den Abfluß des Nils wichtige Mittheilungen zu machen haben wird.

Wie dies auch sein möge, jedenfalls ist eine neue wichtige Arbeit zu einem glücklichen Ende geführt, deren Resultaten man mit Spannung entgegensehen darf.

— Im Herbste 1884 wird Dr. Dominik Kammel Edler von Hardegger aus Mähren eine umfassende Expedition nach Ostafrika unternehmen; in erster Linie gilt es der Erforschung des Gebietes zwischen Sela und Harar, dann jener Stadt selbst und ihrer Umgebung, endlich, wenn die Verhältnisse günstig sind, einem Vordringen in das Binnenland der Somal, vornehmlich nach Ogaden, oder einem Durchbruche durch die Adâl-Länder nach Schoa. Das Geographische und Ethnographische bei dieser Reise wird Prof. Paulitschke übernehmen, Geologie und Zoologie Dr. von Hardegger selbst; außerdem werden sich ein Arzt und ein Präparator betheiligen. Als Vorstudien für diese Expedition hat Prof. Paulitschke soeben eine Abhandlung „Die geographische Erforschung der Adâl-Länder und Harârs in Ostafrika" (Leipzig 1884) veröffentlicht, in welcher er die ganze Litteratur über jene Gebiete vom Alterthum an durch die arabische Zeit, Marco Polo, die Portugiesen u. s. w. bis auf den heutigen Tag herab verfolgt und bespricht. Dem an litterarischen Nachweisen reichen Buche fehlt leider die Beigabe von Karten, welche das Verständniß ungemein erleichtern könnten, ein Mangel, dem vor Antritt der Reise vielleicht noch abgeholfen wird.

— Fernando Póo und die spanischen Besitzungen im Golf von Guinea. Die Spanier haben ihren äquatorialen Kolonien in Afrika bisher wenig Beachtung geschenkt und sie meist nur als Deportationsort für gemeine und politische Verbrecher betrachtet. Erst in neuerer Zeit beginnt man in Madrid auf die Wichtigkeit dieser von der Natur reich bedachten Gebiete aufmerksam zu werden. Die hier internirten Cubaner, von denen die Mehrzahl der Klasse der Neger und Mulatten angehört, beginnen Mais und Tabak auf Fernando Póo zu pflanzen. Es wäre nur wünschenswerth, wenn auch die Familien dieser Verbannten die Erlaubniß erhielten, ins Land zu kommen. Die Kolonisation von Fernando Póo würde auch durch die Einwanderung von Canarischen Bauern einen großen Aufschwung nehmen, denn diese wandern bis jetzt in großer Anzahl nach Südamerika aus, um sich dort in Landstrichen niederzulassen, welche ein ungesunderes Klima als die Insel Póo besitzen, denn hier sterben nur 3,10 Proc. der Europäer jährlich. Das wichtigste Produkt der genannten Insel ist der Kakao, dann folgt der Kaffee; man hat auch den Versuch gemacht, Chinarindenbäume, Zimmet und Vanille zu kultiviren, über die Resultate ist aber noch nichts bekannt geworden. Noch vernachlässigter als Fernando Póo ist Annobon, deren Bevölkerung von Gomez San Juan auf 5000 Seelen geschätzt wird, denn man findet hier nicht einmal eine spanische Behörde installirt, obwohl diese Insel ein ziemlich gesundes Klima besitzt. Neuestens sollen die Franzosen den Versuch gemacht haben, Annobon als herrenloses Land anzusehen und die französische Flagge dort aufzuhissen. Sie besitzen ferner die Insel Corisco und jenen Theil der gegenüberliegenden Küste des afrikanischen Kontinents, der im Norden den Rio de Campo zur Grenze hat, während im Süden gemäß den im Jahre 1843 mit den Negerkönigen abgeschlossenen Verträgen der Gabun das spanische Gebiet begrenzen sollte, doch haben die Franzosen die Grenzlinie weiter nach Norden verrückt. Besondere Bedeutung besitzen hier die Elobey-Inseln, doch haben die Spanier es bisher versäumt Forts hier anzulegen.

[1]) „Globus", Bd. 45, S. 352.

Australien.

— Von Port Darwin, der bekannten Hafenstadt des Northern Territory, wird gemeldet, daß Mitte Februar dieses Jahres an zwei Stellen, welche nur 6,4 resp. 33 km von Port Darwin entfernt liegen, Perlmuschelbetten entdeckt und werthvolle Perlen aufgefunden wurden. Für die Ansiedelung bei Port Darwin, mit welcher es bis jetzt keinen rechten Fortgang haben wollte, würde diese Entdeckung von größter Bedeutung sein.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der Vorwurf, schreibt man aus Australien, daß die australischen Kolonien resp. Queensland die Annektirung von Neu-Guinea nur aus dem Grunde erstreben, um billige Arbeitskräfte für die Zuckerplantagen zu erlangen, ist ein unberechtigter. Man hat bisher noch nie den Versuch gemacht, die Eingeborenen von Neu-Guinea für derartige Dienste zu engagiren oder gar zu zwingen, weil man weiß, daß sie sich dazu nicht qualificiren und daß sie es auch nicht wollen. Sicherlich würde man nicht Arbeiterschiffe (labour vessels) 800 englische Meilen weit fortschicken, um Kanakas zu holen, wenn in der Nähe eine Gelegenheit dazu geboten wäre. Ueberdies würde gerade mit der Stellung von Neu-Guinea unter englischer Hoheit jeder Versuch, Eingeborene von dort nach den Plantagen von Australien zu exportiren, für immer beseitigt sein, ähnlich wie es mit den Fidschi-Inseln der Fall war.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLVI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

VI. [1]

Von Merida begab sich Charnay südwärts nach Ticul, um die schönen Ruinen von Kabah kennen zu lernen. Vom Wege selbst ist nichts zu berichten; denn Yucatan ist kein malerisches Land, und kennt man eine der dortigen Straßen, so kennt man sie eben alle. Nur daß nach dieser Richtung hin die Hacienden oder Fincas näher bei einander liegen als sonst. Der Reisende war wie gewöhnlich früh am Morgen aufgebrochen und traf um 9 Uhr in Uayalceh ein, wo er rastete. In solchen großen Wohnungen wird die Gastfreundschaft nicht umsonst gewährt, aber die Aufnahme ist gut und die Preise sind mäßig. Uayalceh, ein indianischer Name, der „Ruhe des Hirsches" bedeutet, ist das größte und reichste ackerbauende Gut des Landes, wo außer dem zur Ernährung der zahlreichen Bediensteten erforderlichen Mais ausschließlich die Gespinnstpflanze Henequen gebaut wird, welche einen ganz bedeutenden Gewinn abwirft. Der Ertrag soll sich jährlich auf 50 000 Piaster oder 200 000 Mark belaufen. Und dabei wird die ganze Besitzung zu nur 800 000 Mark, dem Vierfachen der Jahreseinnahme, zum Verkaufe ausgeboten! Sie beschäftigt 1200 Leute; ein Theil arbeitet in der Fabrik, ein anderer macht aus dem Abfalle des Henequen Stricke von jeder Stärke und Güte. Selbst die Kinder werden in Gruppen unter Aufsicht eines alten Indianers mit dem Reinigen eines gewissen Rohstoffes beschäftigt. Die einen machen Werg, andere transportiren Steine, und in langen Zügen gehen und kommen die Weiber mit ihren leeren und gefüllten Krügen nach und von der Noria, eine reizende, von den Dampfmaschinen abgesehen, fast biblisch zu nennende Scene. Auf der Terrasse sind abwechselnd Fruchtbäume und Rosen gepflanzt; ein dichtes Gehölz umgiebt die Fabrik, und Breiäpfelbäume, Bananensträucher, mächtige Kokospalmen und Orangenbäume, so groß wie die Eichen, spenden köstlichen Duft und Schatten. Im Freien, unter einer der Gallerien, wird das reichliche gute Frühstück aufgetischt, dazu catalanischer Wein und hinterdrein eine vorzügliche Tasse Kaffee. Dann erfolgt die Bezahlung.

Ueber Mucuiche, eine jetzt verlassene Hacienda, und das einst blühende, aber im Indianerkriege 1848 heruntergekommene Sacalun hatte man um 5 Uhr Abends **Ticul** erreicht, wo Charnay's Freund, Don Antonio Fajardo, für ihn ein Haus hergerichtet hatte. Denn von dort aus wollte der Reisende die Ruinenstätten von Kabah und Uxmal besuchen. Ticul ist eine richtige Stadt, mit schönen Häusern und großen Läden, wohlhabend und hübsch gebaut, nicht weit von der Hügelkette gelegen, welche in der Richtung von Nordwesten nach Südosten die yucatekische Halbinsel durchzieht. Alle Spuren des Indianerkrieges scheinen verwischt zu sein; alles sieht neu aus, mit Ausnahme der Kirche und des verfallenen großen Klosters, in welchem einst der Abt Carillo lebte, den Stephens, der Erforscher der Alterthümer Yucatans, so sehr feiert. Die Aufnahme, welche die hervorragenden Personen der Stadt dem fran-

[1] Vergl. „Globus", Bd. 45, S. 305, 321, 337, 353 und 369.

zösischen Reisenden bereiteten, war eine höchst liebenswürdige. Dieselben bezeichneten ihm die 3 km entfernte Hacienda San Francisco als eine alte indianische Niederlassung mit noch unerforschten Grabhügeln. Aber Charnay, der dieselben öffnete, fand nur werthlose Bruchstücke. Zum Troste dafür schenkten ihm seine Bekannten zwei früher dort gefundene Vasen, welche unsere erste Abbildung darstellt, zusammen mit dem Bruchstücke einer solchen, welche von San Juan de Teotihuacan bei Mexiko stammt. Dieses Nebeneinander zeigt recht deutlich die Verwandtschaft zwischen der yucatekischen Keramik und der toltekischen des mexikanischen Hochlandes. Schön sind die ersteren Erzeugnisse kaum zu nennen, aber merkwürdig sind sie wegen ihrer Aehnlichkeit und der eigenthümlichen Verzierung. Die große yucatekische Vase ist mit einer symbolischen Figur geschmückt, die zweite zeigt eine sitzende Person mit Federkopfputz und darüber ein Mäanderband, das Bruchstück von Teotihuacan einen vorn übergebeugten Menschen mit einem Stocke in der Hand. Man könnte behaupten, daß alle drei Stücke von demselben Orte herstammten und derselben Civilisation angehörten.

Die Ruinen von Kabah liegen nur 4 km von der 4 Stunden von Ticul entfernten Hacienda Santa Ana, zu welcher sie gehören, entfernt; aber es führt kein Weg dorthin, so daß der politische Chef auf Charnay's Ersuchen eine Abtheilung Indianer aus dem Dorfe Santa Helena beorderte, um einen solchen durch den Wald zu hauen. Das nahm zwei Tage in Anspruch.

Die sehr alte Hacienda Santa Ana wurde während des Bürgerkrieges verlassen und befand sich damals (1882) im Wiederaufbau. Die dabei verwendeten Materialien kamen ganz aus der Nähe, von mehreren ansehnlichen, einst mit Gebäuden gekrönten Pyramiden, die jetzt vollständig verfallen sind. Unter diesen Bausteinen befanden sich ganz neu aussehende viereckige Pfeiler mit dorischen Kapitälen, an deren Kanten, wie bei unseren Hau- und Trottoirsteinen,



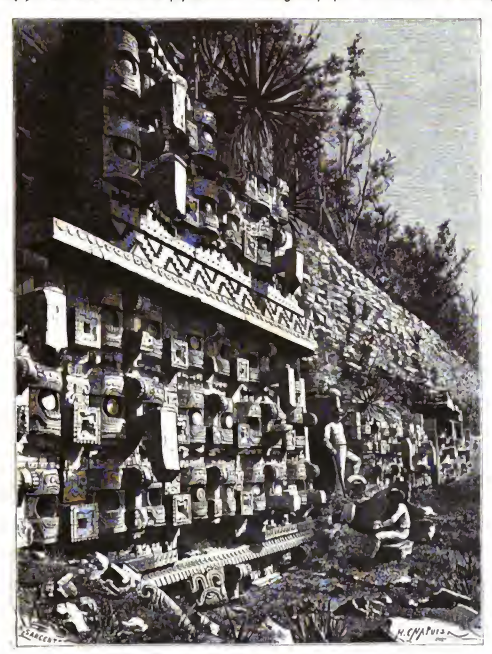
Vasen aus Yucatan und Teotihuacan.

deutliche Spuren gezahnter Metallwerkzeuge erkennbar waren. Mit Steingeräthen war es auch unmöglich, solche Pyramiden, Tempel, Paläste und Basreliefs zu skulpiren; die Indianer müssen metallene Instrumente gehabt haben, wahrscheinlich Aexte und Meißel aus einer sehr dauerhaften Mischung von Kupfer und Zinn. Ohne solche wäre die Schnelligkeit undenkbar, mit welcher z. B. der große Tempel in Mexiko aufgeführt worden ist. Derselbe hatte einen gepflasterten Hof von etwa 200 m Seitenlänge und umschloß eine solche Masse von Einzelgebäuden, daß man ihn mit einer Stadt verglich. Seine massive Pyramide war 35 m hoch, hatte an der Grundfläche 100 m Seitenlänge und war mit riesigen Skulpturen geschmückt. Und doch war das Ganze in sechs Jahren vollendet worden!

In den Werken der Geschichtsschreiber werden die Ruinen von Kabah, ebenso wie diejenigen von Labnah, Sacbey, Labphak, Iturbide u. s. w., lauter alte Städte 30 bis 40 Stunden südlich von Merida, kaum erwähnt; nur gelegentlich bezeichnen sie die Fürsten derselben als „Leute der Sierra“, weil sie jenseits der oben erwähnten Hügelkette wohnten. Nach seinen Denkmälern zu schließen muß jedoch Kabah einer der wichtigsten Orte Yucatans gewesen sein; hohe Pyramiden, ausgedehnte Terrassen mit prächtigen Ruinen darauf, Triumphbogen und stolze Paläste bedecken dort einen weiten Raum und geben zusammen mit den Bauwerken von Uxmal und Chichen-Itza ein vollständiges Bild von der durchaus einheitlichen yucatekischen Architektur. Alle diese Gebäude, von den ältesten bis zu den jüngsten, z. B. von Ake an bis herab auf Uxmal, haben denselben Ursprung, rühren von einem und demselben Volke her und gleichen sich mit wenigen Varianten einander durchaus. Nehmen wir den ersten Palast von Kabah. Seine Vorderseite ist von einem unvergleichlichen Reichthume, enthält aber dieselben großen Figuren, wie man sie in Chichen-Itza sieht, und welche an die großen, aus über einander gestellten Köpfen bestehenden Holzidole der Südsee erinnern. Die Ausschmückung ist an diesem Gebäude bis zur Verschwendung getrieben, bis zum Uebermaße verwendet worden, so daß die Architektur vollständig den rein dekorativen Motiven hat weichen müssen. Trotzdem fordern die beiden vor-

springenden, vorzüglich gearbeiteten Gesimse, welche die gewaltigen Friese einschließen, unsere Bewunderung heraus und würden unseren schönsten Bauwerken durchaus nicht zur Unzierde gereichen.

Der verfallene Zustand des Gebäudes erlaubt leider nicht, sich über das Ganze ein Urtheil zu bilden; doch muß dasselbe etwas ganz Außerordentliches gewesen sein, wenn man bedenkt, daß jene überladene Dekoration sich über eine Façade von 50 m Länge hinzog. Wie alle yucatekischen Denkmäler steht der Palast auf einer zweistöckigen Pyramide; vor demselben lag ein weiter freier Platz mit zwei großen Cisternen zu den Seiten und in der Mitte einer Strafsäule, dem Picoté. Ueber der Façade erhob sich, etwas zurückliegend, noch eine verzierte Mauer, wie sie allgemein in dieser Architektur Verwendung gefunden hat. Merkwürdigerweise sind die Denkmäler in Kabah, abweichend

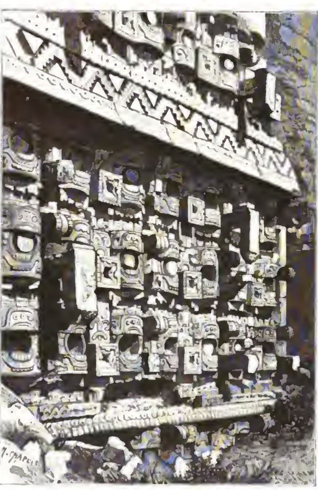


Reste des ersten Palastes in Kabah.

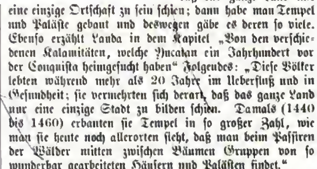
von dem gewöhnlichen Gebrauche, nach Südwest und Nordost orientirt. Der erste Palast umschließt eine doppelte Reihe von Sälen, die schönsten, welche Charnay gesehen hat; sie sind etwa 9 m lang, 3 m breit, 6 m hoch und haben leicht gewölbte, falsche Bögen.

Unser viertes Bild zeigt das Innere eines dieser Säle mit seiner Treppe von drei Stufen, die aus einem einzigen Steine gehauen ist, der unten zu einem Wulste sich aufrollt. Die reiche Einfassung derselben ist zwar halb zerstört, läßt aber noch dieselben Motive, wie an der Façade erkennen, namentlich die Augen mit den großen runden Augäpfeln. Diese Treppe setzt den Vorderraum mit dem dahinter liegenden in Verbindung. In allen Sälen waren die Mauern mit Figuren und Inschriften bemalt, wie man noch aus kleinen Ueberresten erkennt; vielleicht war auch die Außenseite der Gebäude selbst in gleicher Weise geschmückt, wodurch die wilde Pracht der Skulptur eigenthümlich gehoben wurde.

150 m nordöstlich vom ersten liegt der zweite Palast, gleichfalls auf einer Pyramide und mit einem Vorplatze, zwei Cisternen und dem Picotés versehen; nur erhebt er sich außerdem auf einem Unterbaue, der eine Reihe verfallener Säle enthält. Dieses nur 5 m hohe Gebäude steht durch seine Einfachheit in einem merkwürdigen Gegensatze zu dem vorher besprochenen. Seine fast ganz erhaltene Façade ist über 50 m lang und hat sieben Oeffnungen, von denen zwei, die von Säulen mit rohen Kapitälen getragen werden, in enge niedrige Räume führen. Ueber den glatten Wänden springt ein einfaches Gesims vor und trägt einen Fries, der abwechselnd drei kleine Säulen neben einander und ein glattes Mauerstück zeigt. Wie in Palenque weicht dieser Fries nach oben zurück, anstatt wie bei den meisten yucatekischen Bauwerken senkrecht zu stehen. Hinter der ganzen Façade erhebt sich dann wie gewöhnlich die verzierte Mauer, nur hier und da von dem das Dach bedeckenden Pflanzenwuchse versteckt und durchbrochen. Die hintere Partie liegt vollständig in Trümmern. Der Mittelraum zeigt gleichfalls noch Reste von Malereien. Links von diesem Gebäude liegt eine Pyramide von mehreren Stockwerken, ein großes Rechteck von 50 und 35 m Seitenlänge, auf welches vier Treppen hinaufführten zu den jetzt ganz zerstörten Gebäuden. Ringsum standen Baulichkeiten von verschiedener Größe mit einfachen oder von Säulen getragenen Thüren. Hier wie in dem zweiten Palaste sind die Stürze von Stein, im ersten Palaste dagegen, wo die größeren Räume auch viel größere Thüren besaßen, von Holz, das sich meistens vollkommen gut erhalten hat. Ueber die Geschichte von Kabah ist, wie gesagt, den Historikern wenig zu entnehmen, doch giebt es für dieselbe einige Anhaltspunkte. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war Yucatan in unabhängige Fürstenthümer mit ebenso vielen Residenzen getheilt, während überliefert ist, daß ein Jahrhundert früher der Fürst einer Stadt Mayapan die ganze Halbinsel beherrschte, d. h. er hatte die umliegenden Gebiete sich unterworfen und wie gewöhnlich die Hauptstädte seiner Rivalen zerstört. Die Kaziken der Sierra, die Beherrscher von Uxmal, Kabah, Labnah u. s. w. befanden sich, wie wir weiterhin sehen werden, unter den Besiegten. Der Fürst von Mayapan aber bewahrte seine Oberherrschaft nur mit Hilfe einer mexikanischen Garnison. Nun wissen wir, daß die Azteken dem Könige von Azcapozalco Tribut zahlen mußten und erst um 1425 unter Itzcoatl ihre Unabhängigkeit erkämpften, daß sie erst unter Montezuma I. um 1440 mächtig wurden und sich siegreich ausdehnten, und daraus folgt, daß sie erst in dieser Epoche dem Könige von Mayapan Hilfstruppen senden konnten. Um seine Vasallen besser beim Gehorsam halten zu können, zwang dieser die Häupter der mächtigen Familien, als Geiseln an seinem Hofe zu leben; denn sein Joch wurde um so schwerer empfunden, weil er es mit Hilfe fremder Krieger ihnen auferlegt hatte. Es bildete sich dann auch unter den Leuten der Sierra, d. h. eben jenen Bewohnern von Uxmal, Kabah rc. eine Verschwörung; der Krieg brach aus, der König von Mayapan wurde besiegt, seine Stadt von Grund aus zerstört und jene Kaziken gewannen Freiheit und Herrschaft wieder. Das geschah 1420 nach Landa, 1460 nach Herrera, von denen letzterer offenbar der besser Unterrichtete ist. Er sagt ausdrücklich: „Es verflossen 70 Jahre zwischen der Zerstörung von Mayapan und der Ankunft der Spanier; es folgten sich 20 Jahre Ueberfluß und ein Orkan, 16 Jahre neuen Ueberflusses und die Pest, weitere 15 Jahre Ueberfluß und ein Bürgerkrieg, dann 20 Jahre Ruhe, worauf die Spanier ankamen.“ Das giebt zusammen 71 Jahre, und wenn man von 1528 bis 1531, der Zeit, wo Montejo Chichen besetzte, rückwärts rechnet, kommt man auf das Jahr 1460 als dasjenige, in welchem Mayapan fiel. Herrera fügt noch hinzu, daß nach der Zerstörung jeder Fürst sich bemühte, so viel wissenschaftliche Bücher als möglich nach seinem Lande mitzunehmen, wo jeder Tempel errichtete; und das sei der Hauptgrund, warum in Yucatan so viele Gebäude aufgeführt wurden. Und nach der Theilung des Landes in selbständige Fürstenthümer habe sich das Volk derartig vermehrt, daß das ganze Land nur eine einzige Ortschaft zu sein schien; dann habe man Tempel und Paläste gebaut und deswegen gäbe es deren so viele. Ebenso erzählt Landa in dem Kapitel „Von den verschiedenen Kalamitäten, welche Yucatan ein Jahrhundert vor der Conquista heimgesucht haben“ Folgendes: „Diese Völker lebten während mehr als 20 Jahre im Ueberfluß und in Gesundheit; sie vermehrten sich derart, daß das ganze Land nur eine einzige Stadt zu bilden schien. Damals (1440 bis 1460) erbauten sie Tempel in so großer Zahl, wie man sie heute noch allerorten sieht, daß man beim Passiren der Wälder mitten zwischen Bäumen Gruppen von so wunderbar gearbeiteten Häusern und Palästen findet.“

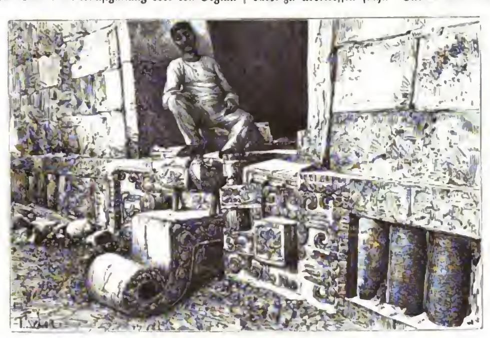



Einzelheiten vom ersten Palaste in Kabah.



Danach darf man also behaupten, daß diese Denkmäler nicht prähistorisch sind, wie manche Autoren glauben. Außerdem findet man in Kabah eine Art Renaissance, von

welcher Herrera und Landa erzählen, welche wie der Flamboyant-Styl das Ende einer Kunstgattung oder den Beginn einer neuen bezeichnet, welche eine ältere Kunst kopirt und dabei zu übertreffen sucht. Indem man reicher als seine



Treppe und Inneres des Palastes von Kabah.

Zweiter Palast in Kabah.

Vorgänger arbeiten will, verfällt man in Ziererei. Von einer Regel oder einem Zwange befreit, feiert man seine Erlösung in ausschweifender Weise, wie man einen Sieg durch Statuen und Basreliefs verherrlicht. Und auch dieses

letztere finden wir in Kabah in Gestalt der zwei werthvollen Reliefs, welche unsere sechste Abbildung vorführt. Charnay erblickt in denselben — ob mit Recht, bleibe dahingestellt — Scenen, welche sich auf die Niederwerfung des Königs von Mayapan durch seine Vasallen, zu denen ja auch der Fürst von Kabah gehörte, beziehen. Auf dem Relief zur Rechten sieht man einen reich gekleideten stehenden Mann, den yucatekischen Kopfputz mit riesigen Federn auf dem Haupte und angethan mit dem bekannten gesteppten Baumwollpanzer. Diese Figur stellt einen Sieger dar; denn er besiehlt und vor ihm liegt auf den Knien, seine gezähnte Keule darbietend, ein aztekischer Soldat mit seinem bescheideneren Kopfputz, wie ihn manche besiegte Völker den Mexikanern als Tribut liefern mußten, und dem Maxtli um die Hüften. Auf dem andern Relief hat der Besiegte seine Waffe schon übergeben; sein Gesicht ist von einem Thierkopfe umhüllt, eine Darstellungsweise, welche sich auch in mexikanischen Handschriften findet, und der stehende Yucateke scheint dem Besiegten verziehen zu haben und ihm zu befehlen, sich zu entfernen. Die Bildwerke beziehen sich offenbar auf einen Kampf zwischen Yucateken und Azteken, in welchem erstere siegreich waren. Da wir nun wissen, daß Mayapan die einzige Stadt war, wohin die Azteken zu Hilfe gerufen wurden, daß ferner bei der Zerstörung des Ortes die fremden Soldaten von den Siegern verschont und in der Provinz Maxcanu östlich von Merida internirt wurden, wo ihre Rasse sich fortgepflanzt hat, so ist es wohl glaublich, daß jene beiden Basreliefs sich auf die Zerstörung von Mayapan beziehen und etwa aus den Jahren 1460 bis 1470 herstammen.



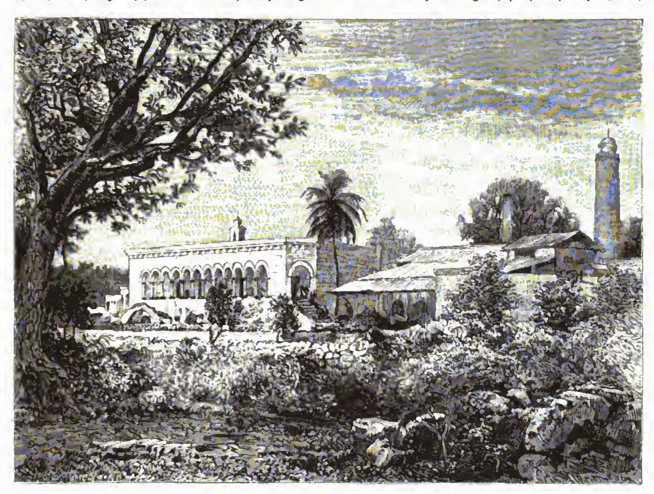
Basreliefs von Kabah.

Die Straße von Kabah nach Santa Helena ist eine der besseren in Yucatan, ziemlich breit, schattig und nicht allzu holperig. Das war schon eine angenehme Ueberraschung für Charnay, welche indessen noch wuchs, als er das prächtige Indianerdorf Santa Helena erreichte. Dasselbe bedeckt ein großes Areal und ist wie eine moderne Stadt in Vierecke getheilt; jedes derselben ist mit großen Bäumen bepflanzt und zerfällt in einzelne, von Steinmauern umgebene Loose von ca. 2000 m Oberfläche, auf welchen die Wohnung des Eigenthümers sich erhebt. Blumen, Fruchtbäume, Ciruelas, Gujava- und Orangenbäume gedeihen rings umher, und neben dem Hause erhebt sich auf Pfählen eine 2 qm große Plattform von Geflecht, welche eine Schicht gedüngter Humuserde trägt, auf der Blumen und Küchenkräuter wachsen. Hühner, Enten, Truthühner und Schweine treiben sich in Menge umher. In diesem Santa Helena glaubt Charnay ein Abbild des ehemaligen Mayadorfes wieder zu erkennen. Wie sollten hier auch große Veränderungen eingetreten sein? Die Spanier haben wohl ihrem Glauben in Yucatan eine Stätte bereitet, aber das geschah mehr durch die Gewalt des Säbels, als durch Ueberredung. Sie vermochten weder die Kultur, noch die Tracht, weder die Sitten, noch die Sprache umzuwandeln, nahmen sie im Gegentheil selbst an. Sie selbst modificirten sich durch die Berührung mit den Besiegten, und wenn sie auch an die Stelle der alten Herren des Landes traten, so bewegten sie sich doch in dem alten Schlendrian ruhig weiter.

In Yucatan herrschten feudale Zustände, an deren Stelle die Spanier nur ein anderes Feudalwesen setzten, dessen Spuren man noch überall begegnet. Ueberall, an Straßen und in Wäldern trifft man auf Reste von mehr oder weniger ansehnlichen Gebäuden, welche einst den Mittelpunkt eines großen Landbesitzes bildeten. Je nachdem sich zwei, drei oder zehn Gebäude tragende Pyramiden vorfinden, kann man auf die Macht des einst dort herrschenden Kaziken Schlüsse machen. Heutigentages sind diese Centren weniger zahlreich und weniger ansehnlich, denn in Folge der höchst christlichen Sanftmuth der Eroberer ist die Bevölkerung um neun Zehntel gegen früher zurückgegangen. Aber Städte, Dörfer und Hacienden erfüllen denselben Zweck, nehmen denselben Platz ein, wie früher; nur wenige giebt es, in deren Nähe nicht alte Ruinen liegen oder die nicht aus dem Materiale von solchen erbaut wären. Ueberall ist der erobernde Spanier an die Stelle des besiegten Kaziken getreten; nichts hat sich geändert, als daß die adlige Familie in dienende Stellung herabgesunken ist. An die Stelle der geraden Thür und des dreieckigen Bogens ist der spanisch-maurische Bogen getreten, an die Stelle der verfallenen Paläste die Hacienden. Die Hütten der Arbeiter umgeben jetzt die Hacienden, wie einst das Herrenhaus, und auch sie haben

ihre längliche Form, ihr Strohdach und die den Herrenwohnungen nachgeahmten rautenförmigen Verzierungen bewahrt. Aber die Religion ist eine andere geworden; an die Stelle des Tempels ist die christliche Kirche getreten, ohne ihn indessen zu ersetzen. Denn das christliche Dogma ist öde und leer gegenüber dem frühern heidnischen Glauben. Diesem vor allen mystischen Volke war der Wald einst mit geheimnißvollen Stimmen erfüllt und mit Votivkapellen bedeckt; heute liegt er ihm schweigend und todesstill da.

Von Santa Helena begab sich Charnay nach Uxmal,



Die Hacienda Uxmal.

wo ihn der Verwalter Don Luiz Perez erwartete. Auf der Hacienda herrscht heute reges Leben; statt alten Gemäuers erhebt sich jetzt dort ein majestätisches Gebäude mit weiten Sälen und einer großen Säulenhalle. In der Fabrik arbeiten Tag und Nacht zahlreiche Indianer; unaufhörlich bringen Maulthiere auf einer Eisenbahn von den Feldern große Wagen voll Zuckerrohr herbei; Pferde stampfen im Hofe, alles arbeitet und zeigt Leben und Bewegung. Aber der Aufenthalt daselbst ist noch immer so ungesund wie früher, und der Majordomo hat viel über seine Leiden und die schleichenden Fieber, die ihn aufreiben, zu klagen.

Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Eine wahre Landplage waren sonst die **Verbrecherstämme.** Unter dieser Bezeichnung faßt die englisch-indische Gesetzgebung alle Wanderstämme zusammen, welche unter dem Vorwande zu jagen und zu betteln unter Tags in den Dörfern umherwandeln, in den Häusern jeden Winkel ausspähen, um dann Nachts in Haufen zu rauben oder gleich Katzen die Dächer zu ersteigen und die Schlafenden auszuplündern. Reifendes Korn wird auf dem Felde heimlich geschnitten, Weidevieh weggetrieben. Gegen diese Stämme, in denen das Kind zum unsauberen Berufe der Eltern herangezogen wird, wurde die Polzei mit Kontrollemaßregeln ausgestattet, und dem flachen Lande ist jetzt die

Ruhe und Sicherheit verschafft, die es bis dahin entbehrt hatte. Die politische Tragweite solches Eingreifens sollte unerwartet an dem Ramosistamme offenbar werden, der bis nach Süd-Bombay hinunterschweift.

Der Name Ramosi ist verderbt aus Rânvâsi „Bewohner des Dickichtes“. Der Stamm lebt im westlichen Indien, im Lande der Marâthen; er hatte den Gewalthabern in örtlichen Kriegen wichtige Dienste geleistet. Ihre Leiter fanden es deshalb in ihrem Interesse, ihrem Namen eine hochtrabende Bedeutung beizulegen. Mittels einer Umdeutung, die noch heute im verachteten Kasten häufig ist, sobald ein Mitglied es zu Vermögen gebracht hat und für eine die Erhöhung begründendes Gutachten eines Brahmanen den geforderten Preis zahlen kann, wurde der Name geschrieben Râmwanschi, was die Erklärung zuläßt, Gefolge von Râma, und dahin erläutert wird, daß die Ramosi dem Gotte Râma auf seinem sagenreichen Zuge nach Ceylon Folge leisteten. Die Ramosi suchten sich zuweilen in andere Stämme einzuschmuggeln; aber dies gelingt selten, sie halten sich regelmäßig abseits, selbst wenn sie landwirthschaftliche Arbeiten übernehmen. Die Zeiten sind vorüber, daß sie in dieser Abgeschlossenheit auf Reisende und Gehöfte aus Verstecken ungestraft Raubüberfälle ausführen konnten. Mittels fliegender Korps kamen die englischen Polizeiorgane hinter ihre Schliche, vereitelten die Anschläge und setzten die gefährlichsten Rädelsführer fest. Ramosi heirathen unter einander und behaupten, einen andern Gesichtsausdruck zu haben als andere Hindus, was Europäer allerdings nicht finden. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist die Jagd, die sie am liebsten mit Schlingen betreiben; auf dem Anstande führen sie Flinten. Unter den vorenglischen Herrschern hatten sich die Ramosi als freche Räuber gefürchtet gemacht; als Nachzügler der Armeen verbreiteten sie Schrecken. In unruhigen Zeiten bricht ihr angeborener Hang zum Leben als Räuber durch. Im Sommer 1879 trug sich ein Brahmane, Namens Wassadeo Balwant Phadke, bis dahin in der englischen Intendantur zu Puna (Dekhan) verwendet, mit der Hoffnung, die Stellung der Engländer in seiner Heimathprovinz zu erschüttern und sie sogar daraus vertreiben zu können, wenn es ihm gelänge, öffentliche Kassen zu plündern und Schrecken zu verbreiten. Seine Parteigänger suchte er unter den Ramosi. Wassadeo wußte ihnen große Beute in Aussicht zu stellen; sie stellten sich unter seine Führung und führten im Winter 1879 mehrere gelungene Beutezüge aus. Als sich aber Wassadeo dann zu einer Proklamation verstieg, in welcher er auf die Köpfe der höchsten englischen Würdenträger Preise aussetzte, machte sich eine Polizeiabtheilung auf seine Verfolgung und hob das ganze Nest aus. Von Interesse ist noch das Rechtsverfahren in diesem Falle. Als die Engländer um 1818 zuerst mit Ramosis in Berührung kamen, fanden sie die Staatsgefängnisse mit Unglücklichen angefüllt, die wegen Diebereien ohne eigentliche Verurtheilung Jahre hindurch die empörendste Behandlung hatten erdulden müssen, weil ihre Familien nicht im Stande waren, ihren Peinigern Geld zuzustecken. Ueber Wassadeo und seine Spießgesellen saßen zwei europäische Richter, zwei indische Staatsanwälte, fünf Eingeborene als Geschworene für die Schuldfrage zu Gericht; sechs Rechtsanwälte, alle Indier, führten die Vertheidigung.

Den Uebergang zu den Zigeunern bilden die Kehal, auch Mor genannt. Diese wohnen am untern Satledsch-Flusse und sind Mohammedaner; sie bekennen sich zur Lehre von Schafai, eines hoch angesehenen sunnitischen Heiligen, welcher die Speisevorschriften Mohammeds dahin erweiterte, daß alle Thiere rein sind, welche im Wasser leben. Die Kehal verlegen sich auf den Fang von Alligatoren und sollen ihr Fleisch schmackhaft zuzubereiten verstehen. Dabei sind sie aber so unreinlich, daß der Hindu behauptet, das Krokodil rieche seinen Feind, selbst wenn er unsichtbar im Schilfe auf sein Opfer lauere, und englische Officiere bestätigen die Angabe als durchaus glaubwürdig.

Die Zigeuner sind klein von Körperwuchs, schmächtig und mager; sie ertragen selbst große Entbehrungen, sind auffallend rührig und unstät und zeigen Muth. Ihre Hautfarbe ist tief dunkel, das Gesicht ist nicht lang gezogen, sondern eher quadratisch und unregelmäßig; das Auge ist dunkel. Beide Geschlechter tragen das Haupthaar lang und verfilzt. Ihre Wohnungen sind Hütten und Buden; das Gerüst ist aus stärkerem Rohr, Wände und Dach sind aus Schilfgras und Blättern; bei rauher Witterung und längerm Aufenthalte an einem Platze werden die Wände mit Schlammerde und Kuhdünger dichter gemacht. Hausthiere sind Esel, Hunde und einiges Federvieh; die Hausgeräthe bestehen aus Axt, Haue, verschiedenen Messingpfannen, selbst geflochtenen Körben. Die wenigen Familien, die als Mirasi (Dorfkehrer) oder als Lehbar, Balai, Balahar (alles bedeutet Gemeindeboten) eine Heimat sich erwarben und seßhaft wurden, haben Hütten aus denselben Materialien, aber dauerhafter. Vor solcher Hütte ist eine Plattform gestampft, worauf das Getreide gedörrt wird; an Stelle des Esels tritt eine ärmliche Kuh und der Hausrath wird um eine rohe Handmühle, einen Stößel und Steinmörser, dann verschiedenes irdenes Geschirr vermehrt. Der Zigeuneranzug besteht aus einigen Metern schmutzigen Zeuges, das um die Lenden geschlungen wird und einem zweiten Stück, das um die Stirn gewunden ist, den Schädel aber unbedeckt läßt, so daß die struppigen Haare sichtbar bleiben. Die Weiber legen über die Schultern einen dichten Schleier von tiefblauer oder rother Farbe, dann einen farbigen Rock und zuweilen ein kleines Leibchen. Die Männer tragen Ohrringe aus Messing und Zinn, die Weiber dazu Halsbänder aus Muscheln, Glasperlen und Früchten; niemals wird dieser Halsschmuck in mehr als eine Reihe gelegt. Die Nahrung besteht mit Vorliebe aus kleinem Gewürme, voran weiße Ameisen, dann Eichhorn, Wiesel und Aas von zahmen wie Waldthieren. Als Leckerbissen gilt das Banuschaf, wie in ihrer Sprache der Affe heißt; sie stellen diesen Thieren äußerst geschickt nach. Die klugen Affen wissen dies aber, beim Aufschlagen eines Zigeunerlagers eilen sie kreischend dem Dickicht zu. Da dem Hindu der Affe heilig ist, so erregen die Zigeuner durch diese Jagd großes Aergerniß. Neben Fleischnahrung ist ein Gericht aus zerstoßenen Getreidekörnern beliebt; wo solche mangeln, ersetzen Waldbeeren und Wurzeln ihre Stelle. Aus Waldfrüchten und Reis wissen die Zigeuner ein berauschendes Getränk herzustellen, dem sie an Festtagen stark zusprechen.

Die Religion ist ein Dienst der Ahnen; diesen Gottheiten geben sie phantastische Namen und beten zu Abbildungen derselben. Diese Darstellungen sind roh aus Holz geschnitzte Götzen; nur Kopf und Hände sind angedeutet, statt der Füße wird der Holzklotz in die Erde gesteckt. Dann beschmiert man den Götzen mit Milch oder Mennig und setzt um sie kleine Thongebilde, die einen Esel oder Pferd darstellen sollen. Daneben werden auch Hindugötter verehrt; bevorzugt sind hierbei die grausame Göttin Dewî, die Gemahlin des Gottes Siwa und Hanumân, der sagenreiche Affengott, der von den Zigeunern wegen seiner Kenntnisse der Magie und der Heilkräuter verehrt wird, durch die er Râma auf seinem Zuge nach Ceylon aus allen Gefahren befreite und zum Siege führte. Einzelne

Stämme bekennen sich zum Islam, haben dadurch aber in socialer Stellung nicht gewonnen.

Heirath und Tod sind bei Zigeunern die einzigen Anlässe zu Familienfesten. Beide Geschlechter heirathen zwischen 18 und 20 Jahren. Will ein Jüngling heirathen, so fragt er den Vater des Mädchens um seine Einwilligung und hinterläßt dabei ein Geldgeschenk von 4 bis 50 Mark. Diesem Geldgeschenke liegt ein geradezu schändlicher Gedanke zu Grunde. Alle Zigeunermädchen haben sich Angehörigen der besseren Stände hingegeben. Mit der Verehelichung entgeht den Eltern der Verdienst der Tochter und zur Ausgleichung erlegt der neue Ehegatte eine Geldsumme. Lieber ist der Mutter, wenn ihr versprochen wird, die erstgeborene Enkelin ihr seinerzeit zu eigen zu überantworten, denn mit dem heranwachsenden Mädchen kann sie später gewinnbringenden schamlosen Handel treiben. Nach Erlegung der Abfindungssumme entfernt sich der Bräutigam, kehrt aber mit einigen Freunden zurück und bringt eine tüchtige Menge Melasse mit. Etwas von diesem Zuckersyrup legt der Bräutigam in die Hand des Mädchens und legt ein Silberstück wie eine Kupfermünze darauf; der Rest des Syrups ist für die Freundinnen der Braut bestimmt. Die Zigeunerältesten haben inzwischen nach den Sternen ausgeschaut und ist ein glückbringender Tag bezeichnet, so baut die junge Mannschaft vor der Niederlassung des Bräutigams eine Bude aus frischem Laub und Nachmittags zieht der Bräutigam unter schallender Musik von Trommeln, Zimbeln und Kuhhörnern, begleitet von Verwandten und Freunden, zur Braut hin. Hier wird gemeinsam gegessen, wobei jedoch jede Partei die Speisen mitbringt; Wirth ist der Brautvater nur für den Branntwein. Hierauf geht der Zug zur Bude; die Brautleute werden sich gegenüber gesetzt, zwei alte Männer, die dabei als Pudschari oder Geistliche auftreten, legen ihre Hände in einander, verknüpfen die Säume ihrer Leibtücher, werfen ein Stück Zeug über sie und überreichen jedem einen Kloß aus Mehl und Melasse. Die Brautleute füttern sich gegenseitig zweimal; dann nehmen die Alten das Zeug fort und die Ehe ist geschlossen. Ein Trinkgelage mit Tanz, wobei jedes Geschlecht unter sich tanzt, beschließt den Tag. Eine solche Hochzeit heißt Nikah, von dem Schleier, der über die Brautleute geworfen wird. Einfacher ist Phera-Trauung. Dabei wählt das Mädchen ihren Bräutigam; sie zeigt die getroffene Wahl ihren Eltern an und hinterlegt dabei ein kleines Geldgeschenk. Mit ihren Freundinnen trägt sie ihre geringen Habseligkeiten zum Bräutigam, lebt von nun an mit ihm und ist damit ohne weitere Ceremonie seine Frau geworden. Ebenso einfach ist die Scheidung, jedoch ist dabei der Ehegatte bevorzugt. Verläßt der Mann die Frau, so hat er niemand Rechenschaft zu geben; verläßt die Frau den Mann und beginnt eine Phera-Ehe mit einem andern, so hat der neue Ehegatte dem frühern Manne ein nicht unbedeutendes Geldgeschenk zu bezahlen, das zuweilen bis zu 100 Mark getrieben wird. Wittwen heirathen nach Pheragebrauch, jedoch nöthigt der Aberglaube dabei einiges zu beachten. Der Bräutigam muß der Wittwe einen neuen Anzug verehren und sie zu sich abholen; dies darf aber nur Nachts geschehen, denn Brandschaden trifft ein Zigeunerlager, in welchem dies unter Tags geschieht. — Niemals nimmt ein Zigeuner ein Mädchen aus einer andern Kaste zur Frau.

Bei einem Sterbefalle wird der Leichnam mit einem Stück Zeug umwickelt, und nach dem vorher von den Alten ausgesuchten Verbrennungsplatze getragen. Sobald der Holzstoß zusammengetragen ist, wobei dürres Laub als Zunder reichlich untergelegt wird, entzündet — wie bei Hindus — der nächste männliche Verwandte den Scheiterhaufen. Am 9. Tage ziehen die Verwandten nach dem Verbrennungsplatze hinaus, sammeln Asche und Knochen zu einem Haufen und stellen darauf einen Krug mit Wasser; dann kehrt man zurück und derjenige, der den Holzstoß anzündete, giebt ein aus einem Reisgerichte bestehendes Mahl. Der Reis wird dabei auf einer Platte aufgetragen, die aus vier Blättern der Butea frondosa (die Samenkerne werden gegen Flechten gegeben) gemacht ist; über den Reis wird Ghi oder zerlassene Butter geschüttet und dieser dann vorgesetzt. Am 12. Tage folgt ein reichlicheres Mahl aus Reis oder zerstoßenem Weizen; die Geladenen kommen nicht zu bestimmter Zeit, sondern zu gelegener Stunde, dürfen ihren Antheil auch holen lassen.

Die Zigeuner sind wie bei uns Heimathlose; nirgends halten sie sich lange auf. Regelmäßig ziehen mehrere Familien mit einander; Esel tragen die Kinder, den Hausrath und die alten Weiber; was laufen kann, geht zu Fuß, führt oder treibt Bären, Hunde oder angelernte andere Thiere. Außerhalb eines Dorfes, einer Stadt wird Halt gemacht und während die Mädchen den Bewohnern die Ankunft ansagen, zimmern die Männer aus Bambu, Riedgras und Blättern einen Unterstand, spannen das Tanzseil und dergleichen. Die Weiber richten die Mahlzeit her, die Jungens ziehen nach Wurzeln und kleinem Gethier aus. Einnahmen erzielen die Zigeuner aus Schaustellungen. Als Seiltänzer und Akrobaten suchen sie an Höfen eingeborener Fürsten anzukommen; bei festlichen Gelegenheiten prunken diese Prinzen mit Athleten und verschwenden Geld daran. Die Mädchen und Kinder führen Ballette unter höchst unzüchtigen Stellungen auf; es erregte größtes Aufsehen, als vor einigen Jahren in Dharwar (südliches Indien) in einer solchen Truppe zwei weiße Kinder auftraten, offenbar Europäern geraubt; sie wurden deswegen der Truppe sofort abgenommen. Die Weiber verfertigen kleineren Hauszierrath aus Stroh und Gräsern und befassen sich mit kleinen medicinischen Dienstleistungen, mit Wahrsagen, Zauberei und Bereiten von Geheimmitteln, halten auch meistens Abortivmittel feil, stiften aber in dieser Thätigkeit viel Unheil. Den Indier kennzeichnet unbegrenzte Furcht vor bösen Geistern. Wird jemand krank, so schicken bei gewöhnlichen Leuten die Angehörigen nicht zum Arzte, sondern zum Beschwörer. Die Zigeuner wissen die Geisterfurcht geschickt auszubeuten. Während die Brahmanen neben Austreibungsceremonien ihren Kunden auch Entbehrungen auferlegen und z. B. dreimal 24 Stunden langes Fasten verlangen, wodurch der böse Geist aus Hunger den Körper verläßt oder größere Mengen Salz als Abortivmittel eingeben, geht das Zigeunerweib verständnißvoller vor. Gegen Entzündungen werden Schröpfköpfe versucht; die Stelle von Gläsern vertreten dabei Kuhhörner. Kränkende Kinder werden an die eigene Brust gelegt; einer Magd, gegen welche die Herrin Eifersucht hegt, Abführmittel oder Krämpfe bewirkende Absude unter Essen und Trank gemischt; dabei wird in allen Fällen noch unsinniges Zeug getrieben. In Gegenden, die mit Ruinen einstiger Städte und Paläste bedeckt sind — und es giebt in Indien Ruinenfelder von größerer Ausdehnung und merkwürdigeren Funden als die römische Campagna — wird dem Hange nach Schatzgräberei gefröhnt. Geht alles gut und tritt beim Patienten eine Besserung ein, so wird der Matrone hoher Lohn zu Theil; anders bei schlimmem Ausgange: dann hat das Zigeunerweib zu gewärtigen als Hexe verfolgt zu werden. Die gelindeste Strafe einer Hexe ist, daß sie mit heiß gemachten Kupfermünzen gebrannt wird; nicht wenige Hexen endeten aber ihr Leben unter Schlägen. Von Glück darf die Verfolgte sagen, wenn sie sich einem Gottes-

urtheile unterwerfen muß und daraus siegreich hervorgeht.

Den Gottesurtheilen, dort „Göttliche Beweismittel“ genannt, ist in den indischen Rechtsbüchern Beweiskraft zur Entlastung des Angeschuldigten zuerkannt; in der vorindischen Rechtssprechung fanden Ordale häufige Anwendung, die Volksjustiz kennt sie noch heute. Bei den alten Ariern stand die Feuerprobe obenan; die Probe galt als bestanden, wenn der Verdächtige durch ein entzündetes Feuer unversehrt hindurchschritt; in der Gegenwart gilt die Wasserprobe. Die Probe besteht derjenige Beschuldigte, der die Zeit unter Wasser bleiben kann, bis ein gleichzeitig in Scene gesetztes Ereigniß sich abgespielt hat. Ein Pfahl wird in einem Teiche eingerammt, der zu Prüfende steigt ins Wasser, faßt den Pfahl und taucht auf ein gegebenes Zeichen unter. Gleichzeitig setzt sich eine Vertrauensperson in Gang und legt im Schnelllauf einen vorher zu siebzig Schritt abgemessenen Raum zurück. Dauert der Geprüfte diese Zeit unter Wasser aus, ohne Luft zu schöpfen, dann ist er unschuldig, sonst nicht. Ein Rechtsfall in Mewar (Radschputana) mag darlegen, wie gefährlich es ist, als Schuldiger der Volksjustiz zu verfallen. Der Häuptling eines Bhilstammes wurde krank und starb; eine Hexe mußte die Krankheit angezaubert haben; ein alter Mann, der im Rufe eines Hexenfinders stand, wurde ausgeschickt die Hexe zu finden. Derselbe streute Korn über den Leichnam aus und begann nach der Himmelsgegend hin, nach welcher die Mehrzahl der Körner vom Körper herabglitt, die Hexensuche. Das Weib einer auf dieser Dorfseite lagernden Zigeunerbande wurde herbeigeschleppt, als Hexe bezeichnet und auf Betheuerung ihrer Unschuld hin der Wasserprobe unterworfen. Diese Probe wurde hier in der Weise vorgenommen, daß im Augenblicke des Untertauchens der Frau ein Bogenschütze einen Pfeil abschoß und ein Schnellläufer gleichzeitig danach lief. Die Frau tauchte eher empor, als der Läufer beim Pfeile ankam, die Arme galt der Hexerei überführt, wurde gebunden und mit dem Kopfe abwärts hängend an die Zweige eines Baumes befestigt. In dieser Lage wurde die Frau zwei Tage und Nächte hindurch geschwungen, dann als leblos abgeschnitten; die Unglückliche kam jedoch wieder zu sich, kroch zu den Ihrigen zurück, diese eilten mit ihr zu dem nächsten englischen Gerichtshofe und auf dessen Einwirkung hin wurden die Anstifter wie ihre Helfershelfer auf Befehl des Maharadscha von Mewar empfindlich gezüchtigt.

Eine Mähr, gleich dem behaupteten Christenmorde von Juden zu rituellen Zwecken, ist der in Indien noch weit verbreitete Glaube, daß die Zigeuner durch Ermordung eines Brahmanen sich himmlisches Verdienst erwerben und hierzu Meuchelmord begehen. Der Glaube entstand aus dem Zigeunerspruche, daß der Tod eines Tilwan oder eines Mannes mit einem Sectenabzeichen (Tilu) im Gesichte, d. i. eines Hindu, hunderten der Ihrigen nütze; in der Zeit, als Straßenraub noch häufig war, mehrte falsche Auslegung die Furcht vor Zigeunern und Verbrecherstämmen. Damals entstand auch der noch heute oft gehörte Fluch: „Der Nat (Name des verbreitetsten Zigeunerstammes) soll dich holen.“ In Wirklichkeit ist der Tod eines reichen Hindu den Zigeunern eine Quelle von Einnahme aus verschiedenen, jedoch rechtlich tadellosen Dienstleistungen.

Sämmtliche Zigeuner Indiens betrachten sich als ein Volk. Sie haben einen König und eine Königin, wie ihre Stammesbrüder in Europa; unter diesen regieren zahlreiche Unterhäuptlinge, Badschir genannt. Zu gewissen Zeiten im Jahre treffen die verschiedenen Stämme an Hauptverkehrspunkten zusammen; hier werden dann die Vertreter zu den großen Königsfesten bestimmt, die zeitweise in einer abgelegenen Gegend abgehalten werden. Die einzelnen Stämme tragen besondere Namen; meist sind diese Bezeichnungen von der Beschäftigung genommen. So nennen sich die Seiltänzer Nat; die Akrobaten und Taschenspieler Bazigar vom persischen Worte für Spiel; Perna heißen diejenigen, die bei gefährlichen Sprüngen Schwerter und Lanzen verwenden, Teratali sind Leute, die Tänze mit einer besondern Musik begleiten. Die Bezeichnung Dschallad (von dschild, abhäuten) wird den Nachkommen der Henkersknechte unter den alten Maghulkaisern gegeben, weil diese bei Folterungen auch das Hautabziehen an Lebenden vollzogen. Der verbreitetste Stamm ist jener der Nat; er sitzt östlich hin bis Bengalen, südlich bis Bombay. Im nördlichen Indien und im Dekhan ist dieser Name Volksbezeichnung für Zigeuner geworden. Im Worte Tschangar, den sich ein Stamm beilegt, der zwischen Lahore und Amritsar vorkommt, wollten Ethnographen die indische Form von Zingari erkennen. Prof. Dr. Leitner verwirft diese Zusammenstellung und leitet den Namen vom Hindostani-Worte Tschhanna ab, was durchseihen heißt. Die Tschangar sind als landwirthschaftliche Arbeiter seßhaft geworden und zum Islam übergetreten, sprechen aber ihre alte besondere Sprache. Ihre Weiber tragen noch immer den rothen Unterrock der Wanderstämme, nicht Hosen wie die aus den Hindus hervorgegangenen Mohammedaner.

Als ihre Urheimath sehen die meisten Zigeunerbanden die Waldgebirge in Radschputana an, speciell die Arawali-Kette, von diesen Naturvölkern Araballa genannt; einzelne, wie der Gandila-Stamm, der, 1449 Köpfe stark, zwischen den Flüssen Dschamna im Osten und Satledsch im Westen herumzieht, haben die Ueberlieferung einer Einwanderung von jenseits des Indus, wo ihre Vorfahren einst ein großes Reich besessen hätten. Politische Umwälzungen mögen Einwanderungen solcher Stämme aus Afghanistan nach Indien bewirkt haben. Für die Ueberlieferung der Zigeuner, welche das östliche Fünfstromland und Radschputana als ihre Heimath bezeichnen, sprechen jedoch außer den von Anthropologen und Sprachforschern beigebrachten Beweisen auch die Ziffern der neuesten Volkszählungen. Es war zuerst der um die anthropologische Erforschung Britisch-Indiens so hoch verdiente General Alexander Cunningham, der für die Bevölkerung des Pandschab eine Scheidung der heutigen Bewohner in Nachkommen vorarischer Ansiedler, in Arier und nacharische Einwanderer verlangte, und jeder Gruppe bestimmte Niederlassungsbezirke zuwies. Die Volkszählungen bestätigten die Richtigkeit seiner Landvertheilung und brachten manchen alten Namen zu Tage; aber die Nachkommen dieser vorarischen Stämme sind alle seßhafte Kolonisten und keiner dieser geschichtlichen Namen kehrt unter Zigeunern wieder. Die indischen Wanderstämme hatten dort von jeher, so weit die Geschichte reicht, eine Gruppe für sich gebildet und haben stets außerhalb der staatlichen Ordnung gestanden. — In der Gegenwart sind die Stämme an Kopfzahl zurückgegangen; einzelne, wie Garri, Perna, Kehal, erreichen nicht einmal mehr oder knapp die Ziffer Tausend. Uebergang zu einer seßhafteren Lebensweise findet statt, die Naika in den Pantsch Mahals am Südrande Radschputanas sind sogar bereits vollständig zu Tagelöhnern geworden. Der Indier der Gangestiefebene bezeichnet Radschputana als ein jenseits der indischen Welt liegendes Land und die Bedingungen zur Fortsetzung ungebundener Lebensweise sind hier noch reichlich vorhanden.

Büttikofer's Bericht über Liberia.

II. Die Bevölkerung.

(Zweite Hälfte.)

Die Kleidung ist natürlich sehr einfach, die Kinder laufen bis zum 10. Jahre ganz nackend oder tragen etwa vom 6. Jahre an einen kleinen Lendenschurz, eine Schnur, an der ein kleiner, manchmal mit Perlen gestickter Lappen herunterhängt. Junge Mädchen haben zuweilen eine doppelte Perlenschnur um die Hüften, an der ein Streifen Tuch, der kaum eine Hand breit ist, festgebunden und dann zwischen den Beinen durchgezogen; an beiden Enden befinden sich bis an das Knie reichende Quasten; diese Perlenschnüre, welche einen ansehnlichen Werth repräsentiren, sind ein von jungen Mädchen sehr gesuchter Zierrath. Das gewöhnliche Kleidungsstück bei Erwachsenen, namentlich bei Männern, ist ein baumwollenes Taschentuch, wie man sie für einen Schilling in den Faktoreien kauft, welches als Lendenschurz getragen wird. Verheirathete Frauen haben meist ein farbiges Stück Kattun (selbst gemacht oder importirt) um die Hüften. Bei Festen tragen die Männer ein gewöhnliches langes Hemd ohne Aermel oder schlagen ein Stück Tuch so um sich, daß der rechte Arm frei bleibt; auch die Frauen hüllen sich bis unter die Arme in ein großes Tuch. Schuhe oder Fußbekleidung jeder Art sind ganz unbekannt, nur die Mandingos tragen manchmal feingeschnittene hölzerne Sandalen als Schmuck. Der Kopf wird gewöhnlich bloß getragen und selten nur mit einer wollenen Mütze oder einem aus Gras geflochtenen Hute bedeckt; die Negerinnen gebrauchen manchmal Kopftücher. Schmucksachen sind sehr gesucht, in einigen Gegenden zieht man Silber vor; amerikanische Münzen werden zu Ringen für Hände, Füße, Finger und Zehen, zu Medaillons und zu schweren Ketten verarbeitet, auch eiserne und kupferne Armringe findet man häufig bei den Krus, goldene Schmucksachen nur bei den Mandingos. Glasperlen sind etwas aus der Mode gekommen; ihre Stelle haben Agatperlen eingenommen (jede derselben repräsentirt eine Mark an Werth, sie werden auch als Zahlungsmittel gebraucht); dagegen sind Korallen nicht gesucht, wohl aber Thierzähne, wenn sie in Silber gefaßt sind; der vier Eckzähne wegen wird im Innern der Kopf eines Leoparden mit einem Sklaven bezahlt. Manchmal tragen schwarze Schönheiten Silberschmuck im Werthe von 30 bis 40 Dollars an ihrem Körper. Wiederholt wird auf die große Reinlichkeit der Eingeborenen hingewiesen, sowohl was ihren Körper und ihre Wohnungen, als auch was Straßen und Plätze betrifft.

Sie zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen; die wichtigsten sind im Westen von Monrovia: die Krus, Golahs, Brozies, Pessües, Mandingos, Dehs, Veys und westlich von diesen die Gallinas; im Osten die Bassas und die Grebos; unter diesen sind die Krus die bekanntesten. Diese Stämme können einander kaum verstehen, und die Sprachen scheinen so verschieden zu sein, daß man manchmal zweifeln möchte, ob sie wohl demselben Stamme angehören. Alle nehmen beim Zählen 5 als höhere Einheit an, haben aber auch ein besonderes Wort für 10, sowie wenn sie weiter zählen, für 20, welch letzteres wieder gebraucht wird, um 40, 60, 80 auszudrücken (2, 3, 4 × 20). Das Wort für 100 ist in der Veysprache erst in neuerer Zeit durch hondo (verdorben aus englisch hundred) verdrängt worden. Uebrigens wird ziemlich allgemein Negerenglisch gesprochen und auffallend ist es, wie leicht die Neger die Sprachen verschiedener Stämme lernen; es ist nichts Seltenes, Knaben von 12 bis 15 Jahren zu sehen, welche außer Negerenglisch noch 3 bis 4 Negersprachen fließend sprechen. Ueberall, wie weit man auch ins Innere vordringt, trifft man in der Sprache Beweise für den früheren Verkehr mit Spaniern und Portugiesen, so z. B. ist save (saber) allgemein gebräuchlich; ebenso hat das Wort palaver (palabra) ein sehr großes Gebiet erobert.

Die Bevölkerung eines Stammes steht unter ihrem Fürsten oder König, der übrigens sehr einfach und so arm wie sein ganzes Volk ist. Obwohl man, wenn sie erwähnt werden, nicht an das majestätische Auftreten des Königs von Aschanti denken darf, kann man doch sagen, daß sie im eigenen Hause, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, eine gewisse Würde zeigen; im Frieden ist das Oberhaupt Richter, im Kriege Führer. Ohne besondere Einnahmen sucht er seinen Reichthum im Besitz von Sklaven und Frauen; seine Pracht und Größe zeigt er, namentlich auf Reisen, durch ein zahlreiches Gefolge; seine Vasallen sind übrigens im Allgemeinen ziemlich unabhängig und leben als Herren im eigenen Gebiete. Steuern können sie nur in der Form des Ertrages der Arbeit ihrer Leibeigenen, Frauen und Sklaven einnehmen. Die Polygamie, wenn auch für Alle erlaubt, bildet ein Vorrecht der Reichen, die denn auch in diesem Punkte mit einander wetteifern; manche haben 20, 30, ja mitunter 50 bis 100 Frauen, von denen einzelne sich zuweilen eine sehr angesehene Stellung zu erwerben wissen. Der Sklave ist im Allgemeinen in einer durchaus nicht so beklagenswerthen Lage, wie man gewöhnlich annimmt, nur im Falle dringender Nothwendigkeit wird er verkauft. Auf drei verschiedene Weisen kann er in den Zustand der Sklaverei kommen: entweder ist er das Kind einer Sklavin oder ein Kriegsgefangener oder er hat seine Freiheit Schulden halber verloren. Viele Herren und namentlich die Fürsten besitzen Hunderte von Sklaven; im Allgemeinen genießen dieselben ziemlich große Freiheiten, doch kommen auch Fälle vor, namentlich Widerspenstigen gegenüber, wo die Herren ihre ganze Strenge, ja Grausamkeit fühlen lassen. Die Wohnungen der Neger sind meist kreisförmig oder oval, die Wände aus Zweigen geflochten und mit Lehm bestrichen, im Innern sind sie in zwei Räume zum Wohnen und Schlafen getheilt. In dem erstern, welcher meist an einer Seite offen ist, wird gekocht, gegessen und in der Nacht dient er den Haussklaven zum Aufenthaltsort. Das Lager besteht aus gestampftem Lehm oder Holzstücken, über welche eine Matte gelegt ist, ein Holzblock dient als Kopfkissen; es ist nur für den Hausherrn bestimmt, die übrigen Glieder der Familie liegen auf bloßer Erde. Das ganze Gebäude erhebt sich auf einer Unterlage von gestampftem Lehm einige Fuß über dem Boden. Die Hütten reihen sich

ohne Regelmäßigkeit an einander. Beinahe alle Ortschaften sind befestigt; gewöhnlich mit einer starken, hohen Palissadirung umgeben oder auch in waldarmen Gegenden mit hohen Wällen von fest in einander gestampftem Lehm. Um die Ersteigung noch schwieriger zu machen, werden alle Mittel, die der Urwald bietet, angewendet, werden die Palissadenreihen verdoppelt und verdreifacht, und diese Abschließungen wieder durch Querwände verbunden. Eine besondere Sorgfalt wird auf die Verstärkung der Eingänge verwendet, in deren Nähe sich ein in Kriegszeiten immer besetztes Wachthaus befindet; diese Stätte bilden den Zufluchtsort für die, namentlich in der guten Jahreszeit, im Lande zerstreut lebenden Neger, so daß sich im Kriege viele Menschen in demselben ansammeln. Mangel an Lebensmitteln brauchen sie gewöhnlich nicht sehr zu befürchten, wohl aber Mangel an Wasser, da die Festungen meist hoch liegen. Die Kriege haben sehr verschiedene Ursachen, die theils schon von den Voreltern übernommen sind, theils der Gegenwart entstammen. Die Kämpfenden suchen sich Bundesgenossen zu verschaffen, und wenn sie sich stark genug fühlen, machen sie einen Raubzug ins feindliche Gebiet, um zu zerstören, zu morden und Sklaven zu rauben. Dem Angriff auf eine befestigte Stadt geht stets eine genaue Rekognoscirung vorher, wenn man sich auch stark genug glaubt, wird doch alle mögliche Schlauheit angewendet, um das Ziel zu erreichen. Im letzten Augenblicke noch sieht man sich wohl einmal die vermeintlich sichere Beute entschlüpfen, wenn es den Gegnern geglückt ist, sich in der äußersten Noth Bundesgenossen zu „kaufen“. Der Besiegte trägt sein Schicksal, so gut er kann, schaut aber selbst nach Jahren noch nach Gelegenheit aus, Wiedervergeltung zu üben.

In ruhigen Tagen beschäftigen sich die Eingeborenen hauptsächlich mit dem Ackerbau, wobei der Reis die erste Stelle einnimmt; ein bis zwei Jahre lang wird dieselbe Stelle bearbeitet, dann läßt man sie brach liegen und bepflanzt ein neues Stück Land. Hier und da säet man in der trockenen Jahreszeit im trockenen Waldgrunde, selbst in ausgetrocknetem Morast. Die Ernte wird hauptsächlich durch Frauen, Kinder und Sklaven eingebracht; bei der Reisernte sammelt man nur die Aehren, das Stroh wird später verbrannt. Der Bedarf wird täglich auf dem Flur der Wohnungen mit bloßen Füßen ausgetreten und dann in einem Troge durch Stampfen enthülst; daß die Frucht zwischen Steinen feingemahlen würde, ist in Liberia nicht beobachtet worden. Der Saatreis wird in den Aehren aufbewahrt, doch bei der leichtsinnigen Natur des Negers kommt es häufig vor, daß er verzehrt oder verkauft wird. Im Allgemeinen haben sie einige Monate lang Mangel zu leiden, wogegen sie aber auch nach der Ernte gerne im Ueberfluß schwelgen. Außer dem Reisbau beschäftigen sie sich mit der Bereitung von Palmöl, Palmwein und dem Sammeln von Kautschuk. Der Ertrag der Jagd ist bei weitem nicht so groß, wie man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte. Die Eingeborenen gebrauchen noch Feuersteingewehre mit langem Lauf, die in den Faktoreien zu 3 bis 6 Dollars verkauft werden; übrigens bedienen sich viele noch der Bogen und Pfeile. Das Pulver sieht wie Sprengpulver aus und ist schlecht, es wird in Fäßchen von 4 bis 14 englischen Pfunden verkauft; auch die Feuersteine kommen aus Europa. Anstatt Schrot werden Stücke von zerbrochenem Eisen gebraucht. Das Gewehr wird mit dem Lauf nach vorn auf der Schulter getragen, das Schloß mit einem Ueberzug von Antilopenhaut geschützt; auch eine kleine Jagdtasche, welche außer dem Schießbedarf noch die unentbehrliche Pfeife enthält, ist aus demselben Material verfertigt und oft sehr zierlich gearbeitet. Große Thiere werden mit der Haut vertheilt; Elephanten mit aus Gewehren geschossenen Speeren getödtet; sehr geübt sind die Eingeborenen im Gebrauch von verschiedenen Fallen. Viel mehr Ertrag als die Jagd giebt die Fischerei; Männer üben sie mit der Angel, mit dem Speer und dem Schleppnetz aus. Bei den Fallen, in die man die Fische hineinlockt, um sie dann mit einem hakenförmigen Netz herauszuholen, sind meistens Frauen thätig. An einzelnen Stellen hat man eine große Vorliebe für das Fischen bei Nacht bei Fackelschein, man fängt die Fische mit dem Speer oder mit dem Hieber; in beiden Arten von Sport sind die Neger sehr geübt.

Die Eingeborenen lieben Salz sehr, welches sie entweder in den Faktoreien eintauschen oder selbst am Meere bereiten, indem sie das Wasser in großen, aus Messingblech verfertigten, flachen Gefäßen verdampfen lassen. Das gewonnene Salz wird für den Transport ins Innere in zierliche Körbe verpackt (etwa 1 m lang, 1 dm weit); zehn derselben haben den Werth eines Sklaven. Auf der Mandingoebene soll übrigens auch Steinsalz vorkommen. Zu ihren Genußmitteln gehört auch Rauch- und Schnupftabak; als Dose dient gewöhnlich ein Ziegen- oder Büffelhorn. Tabak wird nicht gekaut, wohl aber die Kolanuß, die in Gegenden, wo sie nicht wächst, auch als Geld gebraucht wird. Die Speisen sind im Allgemeinen sehr einfach, sie werden ausschließlich von den Frauen bereitet und gewöhnlich zweimal im Tage genossen; Reis, Maniokwurzel und, wie früher schon erwähnt, alle Arten Fleisch werden am meisten begehrt; Palmkohl, verschiedene Blätter und Früchte ersetzen sie, wenn es nöthig ist.

In Handarbeiten, Flechten, Knüpfen ꝛc., in der Verfertigung wollener Gewebe, die sie aus selbst bereitetem und gefärbtem Garn spinnen, sind sie sehr erfahren, sie beweisen hierbei, besonders bei der Wahl der Farben, recht viel Geschmack. Das Eisen weiß man mit sehr primitiven Werkzeugen, namentlich auf dem Mandingoplateau, sehr gut zu verarbeiten; die Waffen, die dorther kommen, sind nicht nur vorzüglich, sondern auch sehr zierlich. Ebenso wird Silber zu allerlei Schmuck verwendet; auf der Mandingoebene trifft man auch die Verarbeitung von Gold, worin die Arbeiter, ebenso wie im Graviren, sehr geschickt sind. Besonders hier, doch auch im ganzen Lande, versteht man die Kunst, Leder zu bereiten und dasselbe zu benutzen; überhaupt stehen in Geschicklichkeit und Fleiß die Mandingos höher als alle anderen Stämme. Da nur in einzelnen Theilen des Landes Lastthiere vorkommen und die Flüsse nur bis zu einer gewissen Grenze befahrbar sind, muß der Waarentransport im Innern durch Träger stattfinden, welche etwa 40 kg tragen, mit denen sie leicht 8 Stunden lang marschiren. Natürlich leidet der Handel wie der einzelne Reisende unter dieser Art der Waarenbeförderung durch den bösen Willen der Träger. Der Europäer ist überhaupt manchen Unannehmlichkeiten von Seiten der Eingeborenen ausgesetzt, die ihn meistens sehr höflich, manchmal aber auch unverschämt behandeln und im Allgemeinen wie einen Schwamm betrachten, der in ihre Hände gegeben ist, um ausgepreßt zu werden. Auf den Eingeborenen ist im Allgemeinen wenig Verlaß; so lange er zu essen hat, ist er wenig zur Arbeit geneigt. Einen allgemeinen Typus von seinem Charakter aufzustellen, ist unmöglich, da seine Handlungen unter der Eingebung des Augenblicks stattfinden.

Wir übergehen die wenig Neues bietenden Mittheilungen über Familienleben, Zeitrechnung ꝛc. Die Eingeborenen scheinen den schädlichen klimatischen Einflüssen kaum ausgesetzt zu sein; sie sterben an zufälligen Krankheiten, an

Altersschwäche oder an den Folgen von Entbehrungen bei Hungersnoth. Der Tod ist bei ihnen etwas sehr Trauriges, der erste Ausbruch des Schmerzes ist bei dem ganzen Dorfe ein sehr heftiger, selbst ehe der Sterbende noch den letzten Athemzug gethan hat. Bei der Leiche wird eine Todtenklage gehalten, wobei auch der Zauberer, der den Tod verursacht haben soll, herausgefordert und verwünscht wird. Das Begräbniß findet Morgens oder Abends statt; in eine 4 bis 5 Fuß tiefe Grube wird die in eine Matte eingewickelte Leiche niedergelegt; bei Reichen werden ihr kostbare Stoffe mitgegeben, auch Kostbarkeiten und Waffen und alles mit Rum oder Gin begossen und dann das Grab geschlossen. Rundum wird die Stelle mit Steinen eingefaßt (in einem Falle, den Büttikofer beobachtet hat, auch mit Ginfläschchen). Die Hinterbliebenen werden nach einiger Zeit mit Trauerpomade eingerieben, die einen abscheulichen Geruch verbreitet, und dann finden große Festlichkeiten statt. Die Ansichten über die Fortdauer der Seele nach dem Tode sind bei verschiedenen Stämmen sehr verschieden.

Was Büttikofer über den Gottesdienst und die Vergnügungen der Neger mittheilt, übergehen wir, um noch einige Worte über die geheimen Gesellschaften zu sagen. Die Nor-Erah (Teufelswald), wie sie in einer der verschiedenen Sprachen heißt, ist eine Vereinigung von Königen und Hauptleuten mit allen ihren Unterthanen. An der Spitze steht der große Teufel, der durch einige Eingeweihte für seine Stellung vorbereitet wird, nachdem ihn die Gesellschaft erwählt hat. Schon im Knabenalter werden die Mitglieder affilirt, später im Mannesalter in die höheren Geheimnisse eingeweiht. Bei den Versammlungen soll es toll hergehen und namentlich der große Teufel durch seine Maske und groteske Sprünge zu imponiren suchen. Ueber den eigentlichen Zweck ist nur bekannt, daß sich die Gesellschaft vermuthlich gegen Einführung neuer Religionen wendet; auf den Verrath ihrer Geheimnisse steht die Todesstrafe. Eine ähnliche Vereinigung besteht auch für Frauen. Trotz dieser Gesellschaften hat der Islam große Fortschritte unter den Negern gemacht.

Die Pamir-Expedition im Jahre 1883[1]).

Chr. H. Das Jahr 1883 wird für die Erforschung des Pamir ein sehr denkwürdiges bleiben: alle früheren Expeditionen und Reisen, welche in der letzten Zeit von Rußland oder von Indien aus dorthin gerichtet waren, betrafen immer nur sehr unansehnliche Bezirke. Es fehlte bisher an einer gründlichen Untersuchung des Pamir, welche mit einem Male alle jenes Gebiet berührenden verschiedenen geographischen Fragen entschied. — Diese Lücke ist wenigstens für den östlichen Theil durch die große Pamir-Expedition ausgefüllt, welche im Jahre 1883 auf Anordnung des Generalgouverneurs von Turkestan ausgerüstet wurde. Es nahmen vor allen daran Theil: der Generalstabskapitän Putäta, der Geologe Iwanow und der Topograph Benderskÿ. Der Energie dieser Männer ist es zu danken, daß der östliche Theil der Pamir-Hochebene nach allen nur möglichen Richtungen durchmessen ist, und daß an der Südgrenze derselben die lang ersehnte Verbindung zwischen der russischen und englischen Marschroute hergestellt ist.

Herr Iwanow stattete am 11. (23.) April 1884 in der allgemeinen Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Petersburg einen ersten Bericht über die Expedition ab.

Die Bedingungen, unter denen die Expedition ins Leben trat, waren äußerst ungünstig: statt acht Mitglieder konnten nur drei theilnehmen; die Geldmittel waren sehr karg bemessen und betrugen für die drei Mitglieder und eine Begleitung von zwölf Kosaken nicht ganz 6000 Rubel (ca. 12000 Mk.). Statt eines Dolmetschen mußte man sich mit einfachen Dshigiten (kirgisischen Pferdeknechten) begnügen; die nothwendigen Instrumente waren nicht rechtzeitig vorhanden und dergleichen mehr. Dazu kamen die Schwierigkeiten, welche der Expedition von Seiten der Afghanen und Kaschgaren sofort beim Beginn bereitet wurden.

Trotz aller Schwierigkeit gelang es dennoch den Mitgliedern der Expedition, die Aufgaben, welche sie sich gestellt, zu lösen: sie besuchten die offenen Seenthäler, welche dem Pamir typisch sind, sie lernten die ausgetrockneten Kessel, die Schluchten und Engpässe kennen, sie gelangten in Gebirgsthäler, welche mit Wald bestanden waren. Die Expedition durchforschte von allen Seiten fast alle bisher ununtersucht gebliebenen Punkte; nur die Kaschgarberge und der südöstliche Winkel des Pamir blieben unberührt. — Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Expedition auch mit der Natur selbst zu kämpfen hatte, bei Märschen durch wasserlose Strecken, beim Ueberschreiten von Gebirgspässen mit drohenden Abhängen war das Leben einzelner oftmals in Gefahr. — Aller Hindernisse ungeachtet ging die Expedition siegreich aus dem Kampfe hervor und sammelte ein reiches Material, welches endlich Licht in das geheimnißvolle Dunkel des Pamir bringen wird. (Die Marschroute selbst übergehen wir hier, weil sie ohne Beigabe der Karte, welche übrigens in „Petermann's Mittheilungen“ und den Londoner „Proceedings of the R. Geogr. Society“ reproducirt wurde, unverständlich bliebe.)

In der allgemeinen Sitzung vom 2. (14.) Mai setzte Iwanow seinen Bericht fort. Er schilderte die Natur des Pamir, die daselbst lebenden Völkerstämme und gab eine allgemeine Uebersicht aller gewonnenen Resultate.

Er wies auf die Aehnlichkeit hin, welche die Natur des Pamir mit dem Alaithal hat; das letztere ist gleichsam die Vorhalle des Pamir. Der östliche Theil des Pamir hat eine Wiesen- oder Steppennatur. Die Flora dieses Gebietes ist eine Mischung von Polar-, Wiesen- und Steppenflora, aber die Mischung zeigt sich hier geringer als im Alaithale, überdies sind auf dem Pamir nicht so ausgedehnte Wiesen anzutreffen wie im Alaithale. Im Westen beginnt das Gebiet der Baumvegetation. Entsprechend der Flora hat auch die Fauna einen ähnlich gemischten Charakter: hier lebt der gezähmte Jak zusammen mit dem Arkar (oder Archar), eine Art Bergschaf, welches der Meinung Kostenko's entgegen hier in großer Menge vorkommt. Im westlichen bergigen Pamir treten Getreidearten, sogar Baumwolle auf. Das Klima ist rauh; die angestellten Nach-

[1]) Nach der russischen „Oestlichen Rundschau“ 1884, Nr. 16, und „Nachrichten d. Geogr. Gesellsch.“ 1883, Nr. 4, S. 332 bis 340. „Nowosti“ 1884, Nr. 101 u. ff.

fragen, sowie die eigenen Beobachtungen Iwanow's lassen darauf schließen, daß der Winter fast sieben Monate andauert. Auch in den heißesten Sommermonaten giebt es Nachtfröste; nach einem solchen sind alle kleinen Bäche an ihren Rändern mit Eis bedeckt, und daneben blühen am Tage die Blumen. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Vegetation des Pamir sich der Rauhheit des Klimas angepaßt hat. Die Schneemengen anlangend, so wird an einigen Orten Schnee in großen Mengen angetroffen, an anderen nur sehr wenig, was nur dadurch zu erklären ist, daß der Schnee an offen gelegenen Stellen unter dem Einfluß der warmen Strahlen der südlichen Sonne schnell schmilzt. Es überwiegen Westwinde. Inmitten dieser eigenartigen Natur leben die Angehörigen zweier verschiedener Volksstämme. Zu dem einen Volksstamme der Mongolen gehören die offenbar die Urbevölkerung des Pamir bildenden Kirgisen, welche in vier Geschlechter (Sippen) getheilt werden. Die Pamir-Kirgisen sind den Alai-Kirgisen verwandt; sie haben dem Typus nach viel gemeinschaftliche Züge, doch sind die Pamir-Kirgisen ausgezeichnet durch einen sehr starken Haarwuchs, durch krankhafte Augen und schlechte Zähne. Die Pamir-Kirgisen sind solche Nomaden, daß sie nicht einmal während des rauhen Winters sich Winterhütten bauen, sondern auch dann in denselben zerfetzten Kibitken (Zelten) wohnen, in denen sie Sommers leben. Mit dem Beginn des Sommers ziehen sie etwa 2000 Fuß höher hinauf, um ihrem Vieh entsprechendes Futter zu verschaffen. Der Charakter der Pamir-Kirgisen ist dem der Alai-Kirgisen ähnlich, doch sind sie scheuer und noch weniger civilisirt. Unter ihnen lebt noch heute der berühmte Räuber Saib Nazar, welcher einst der Schrecken der ganzen Bevölkerung Pamirs war, doch jetzt ganz schwach ist. — Vor 15 Jahren rechneten die Pamir-Kirgisen sich zu Kokan, aber als Jakub Bek Kaschgar eroberte, veränderten sie ihre Stellung. Jakub Bek lockte sie nämlich durch betrügerische Versprechungen zur Zeit des Krieges mit China in seinen Dienst; als die Chinesen zurückgeschlagen waren, blieben die Kirgisen dem Jakub Bek unterthan; sobald aber die Chinesen aufs neue Kaschgar erobert hatten, begann der Streit darüber, ob die Kirgisen sich für Unterthanen Kokans oder Kaschgars halten sollten. Von der Entscheidung dieser Frage in dem einen oder andern Sinne ist auch die Bestimmung der russischen Grenze mit China abhängig.

Das andere Volk des Pamir, die Tadschik, gehört zum arischen Volksstamme; die Tadschik zeichnen sich im Gegensatz zu den Kirgisen durch ihr Streben nach Kultur und Seßhaftigkeit aus. Leider aber hat das Schicksal die Tadschik in die Gebirge von Pamir getrieben, welche durch Unfruchtbarkeit des Bodens charakteristisch sind. Obwohl die abgeschlossene Lage der von den Tadschik bewohnten Gegend ihnen die Möglichkeit geboten hätte, selbständig zu bleiben, so hat ihre Armuth und in Folge dessen die Abhängigkeit von ihren reichen Nachbargegenden sie zu Sklaven und Vasallen ihrer Nachbarn gemacht. Die Tadschiks stehen unter der Gewalt der Beks, welche sie mit Frohndiensten und schweren Abgaben belegen; dazu kommt, daß die Beks Sunniten und die Tadschiks Schiiten sind, und daß die Tadschiks dadurch noch rechtloser als sonst dastehen. Doch ist die Lage der Frau unter den Tadschiks besser als sonst unter Mohammedanern; die Frau ist keine Sklavin, sondern gleichberechtigt mit dem Manne, eine kunstfertige Arbeiterin. Alles, was im Hause angefertigt wird, besorgt die Frau. Der Vortragende wollte beobachtet haben, daß die Sprache der Tadschik in einzelnen Worten ihn an das Englische und Spanische erinnert hätte, und daß viele Worte dem Russischen gleichlautend sind. Bemerkenswerth ist, daß einige Gesänge der Tadschik in überraschender Weise an italienische Fischerlieder erinnern.

Iwanow schloß seine Mittheilung mit einer kurzen Uebersicht der Resultate der Pamir-Expedition; sie bestehen in Folgendem: Mit dem Namen Pamir wird das hohe Gebirgsplateau bezeichnet, von welchem der Amu-darja und der Sezi ihren Ursprung nehmen; die bisher angenommene scharfe westliche Grenze des Pamir existirt nicht; als Grenzlinie nach Westen kann eine Linie gelten, welche durch die ersten Ansiedelungen mit Getreidefeldern gezogen wird; in Betreff des Bolor-Gebirges ist hervorzuheben, daß meridionale Erhebungen im Pamir nicht existiren.

Kürzere Mittheilungen.

Schwedens Bevölkerung.

Nach dem kürzlich vom schwedischen statistischen Centralbüreau herausgegebenen Bericht über die Bewegung der Bevölkerung im Jahre 1882 betrug am Schlusse dieses Jahres die Volksmenge in ganz Schweden 4 579 115 Personen oder nur 6870 (0,15 Proc.) mehr als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Die Zunahme war ungefähr dieselbe wie im Jahre 1881, aber weit geringer als in gewöhnlichen Jahren; die Ursache war die große Auswanderung. Die Bevölkerung der Städte vermehrte sich im Laufe des Jahres um 19 993 Personen und betrug am Ende des Jahres 15,95 Proc. der Gesammtbevölkerung; die Landbevölkerung verminderte sich um 13 123 Personen. Die Verminderung traf die meisten südlichen Läne des Landes. Wie es in den Jahren starker Auswanderung gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, hatte sich das Verhältniß zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht gegenüber den Vorjahren etwas verschlechtert. Gegen 1000 Personen männlichen Geschlechts gab es im Jahre 1882 1064 weiblichen Geschlechts; 1040 auf dem Lande und 1199 in den Städten.

Die Anzahl der im Laufe des Jahres geschlossenen Ehen bezifferte sich auf 28 967 oder 63 Ehen auf je 10 000 Bewohner des Landes. Von 1000 Ehen wurden 865 zwischen Unverheiratheten eingegangen, 29 zwischen unverheiratheten Männern und Wittwen, 86 zwischen Wittwer und unverheiratheten Frauen, 20 zwischen Wittwern und Wittwen. Im Ganzen verheiratheten sich 3085 Wittwer und 1418 Wittwen aufs Neue, davon 10 Wittwer und 2 Wittwen zum vierten Male. Das Durchschnittsalter beim Eintritt in die erste Ehe war für Männer 28,5 und für Frauen 26,9 Jahre. Das Jahr 1882 bestätigte wieder die bisher gewonnene Erfahrung, daß die meisten Ehen (44,2 Proc.) während der drei letzten Monate des Jahres geschlossen werden. Durch den Tod wurden 20 462 Ehen aufgelöst, und zwar 11 394 durch den Tod des Mannes und 9068 durch den der Frau.

Die Anzahl der geborenen Kinder betrug 138 064, wovon 134 300 lebend- und 3764 todtgeboren waren; 1890 mal

kamen Zwillings-, 26 mal Drillings- und einmal Vierlingsgeburten vor. Auf 1000 Mädchen entfielen von den lebendgeborenen Knaben 1054 und von den todtgeborenen 1390. Von sämmtlichen geborenen Kindern waren 10,3 Proc. uneheliche; auf das platte Land entfielen davon 8,5 Proc. und auf die Städte 18,1 Proc. Von den Müttern waren 4 noch nicht 15 Jahre und 28 über 50 Jahre alt.

Im Jahre 1882 starben im Ganzen 79 406 Personen, davon 63 753 auf dem Lande und 15 653 in den Städten; 40 334 waren männlichen und 39 072 weiblichen Geschlechts. Die geringste Sterblichkeit fiel auf die Jahresklassen 10 bis 20 und 20 bis 30 Jahre, nämlich 44 auf erstere und 62 auf letztere von je 10 000 Personen; die größte Sterblichkeit zeigte das Alter über 60 Jahre mit 533 und die Jahresklasse von 0 bis 10 Jahren mit 307 Todesfällen auf je 10 000 Personen. Von den Gestorbenen hatten 5778 (2265 Männer und 3513 Frauen) das 80. Lebensjahr überschritten; zwei Frauen erreichten ein Alter von resp. 101 und 102 Jahren. Das Durchschnittsalter der Gestorbenen betrug auf dem Lande 33,5 Jahre für männliche und 37,2 Jahre für weibliche Personen; in den Städten resp. 25,3 und 31,1 Jahre. An epidemischen Krankheiten starben 13 593 Personen, davon 3665 an Diphtheritis, an Diarrhöe 2363, Masern 1721, Scharlachfieber 1364 Personen. Die gewaltsamen Todesfälle zeigen eine hohe Ziffer, nämlich 2450; von den Todesursachen sind in erster Linie zu nennen: 1432 Fälle von Ertrinken, 547 Fälle Körperverletzungen und 65 Fälle Mord oder Todtschlag. Die Anzahl der Selbstmorde war im Jahre 1882 größer als je zuvor, denn nicht weniger als 482 Personen entleibten sich. Die Auswanderung erreichte im genannten Jahre ihre höchste Ziffer mit 50 178 Auswanderern; dagegen kehrten 3567 früher ausgewanderte Personen nach ihrer alten Heimath zurück. W. Finn.

Die venezolanische Bergbaugesellschaft El Callao.

Der im März dieses Jahres erschienene Bericht der Direktion der Venezolanischen Bergbaugesellschaft El Callao für das Jahr 1883 theilt zunächst mit, daß der Beschluß der vorjährigen Generalversammlung, nachdem die Verhandlungen mit europäischen Kapitalisten wegen käuflicher Uebernahme der Hälfte des Bergwerks abgebrochen waren, das Grundkapital auf 32 200 000 Bolivares zu erhöhen und in 32 200 Aktien zu je 1000 Bolivares zur Vertheilung zu bringen, ausgeführt ist und daß die Aktionäre die neuen Aktien zum Umtausch gegen ihre alten Koupons in Empfang genommen haben. Den Beweis für den guten Erfolg dieser Maßregel liefert die Steigerung des Werthes der Aktien auf dem europäischen Markte. Das Vertrauen aber, welches die Direktion in die Ergiebigkeit der Mine setzte, hat die Erwartung noch übertroffen. Denn im letzten Jahre sind 6 085 800 Bolivares Dividende (1 027 000 Bolivares mehr als im vorigen Jahre) vertheilt worden, d. h. fast 19 Procent Zinsen auf das neue Kapital, was beweist, daß der den Minen beigelegte Werth richtig berechnet war. 27 586 Tonnen Quarz (5181 mehr als 1882) wurden zu Tage gefördert, die einen Ertrag von 134 362,68 Unzen in fundirtem Golde (28 966,60 mehr als 1882) lieferten.

Da nun die Produktionsunkosten, wenn auch geringer als im vorigen Jahre, doch immer noch so hoch sind, daß nur eine so reiche Mine, wie die von El Callao, mit einem Goldgehalt von 5 Unzen pro Tonne, sie zu verwinden im Stande ist, so hat die Direktion ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den Ausgabeetat möglichst zu reduciren und trat mit dem vom Hause Rothschild mit der Prüfung der Bergwerke beauftragten Ingenieur Herrn Hamilton Smith nach Abbruch der mit dem Hause geführten Verhandlungen direkt in Verbindung. Derselbe übernahm es, auf Rechnung der Gesellschaft das Bergwerk und alle anderen im Yuruarigebiet gelegenen Minen zu untersuchen, ohne Rückhalt sein Gutachten auszusprechen und die seiner Meinung nach nöthigen Reformen anzugeben. Anfang Mai vorigen Jahres kam er nach El Callao und am 30. Juni stattete er seinen Bericht ab, der in spanischer, englischer und französischer Sprache veröffentlicht ward. Nach demselben befindet sich der Minenbetrieb in Folge der Anwendung eines ganz unvollkommenen Systems in schlechtem Stande; die Mühle, sagt er, ist so mangelhaft und die angewandte Amalgamationsmethode so ungenügend, daß nach den in El Callao und in New York mit dem Abfall gemachten Analysen und Experimenten thatsächlich täglich, so oft die Mühle arbeitet, beinahe 50 Unzen Gold im Yuruari verloren gehen, was um so mehr ins Gewicht fällt, als in jedem andern Lande ein täglich 50 Unzen Gold producirendes Bergwerk schon für eine Mine ersten Ranges gilt.

Die Schuld daran fällt weniger dem bisherigen Leiter zur Last als der Art, wie seit der ersten Organisation die Arbeiten in Angriff genommen wurden, die für den Anfang wohl genügten, allmählich aber, indem nur die Zahl der alten 5 Stampfwerke schließlich bis zu 60 vermehrt wurden, so mangelhaft wurde, daß eine entsprechende Verbesserung ebensoviel, wenn nicht mehr Kosten verschlungen haben würde, als ein ganz neues Mühlenwerk, ohne Berechnung des Zeitverlustes, welchen eine Unterbrechung der Arbeit hätte veranlassen müssen.

Demgemäß ist nun nach Herrn Smith's Vorschlag bereits im September die Ausgrabung eines neuen 300 m tiefen Minenganges (unter dem Namen Schacht Nr. 6) auf der reichsten Stelle des Bergwerks, die Herr Smith selbst aussuchte, begonnen; und um sie noch mehr zu fördern, sind mehrere „Rock drills" bestellt, mit denen man hofft, monatlich 20 bis 30 Meter ausgraben zu können. Ferner wurde Herr Smith mit der Besorgung einer neuen, mit allen Verbesserungen der Neuzeit ausgestatteten Mühle mit 60 Stampfwerken und allem Zubehör betraut, deren Ankunft im Mai erwartet wurde, so daß sie bis zum August wird aufgestellt sein können, während ihre nöthige Ergänzung, der neue Schacht, der jährlich 40 000 Tonnen Quarz zu Tage fördern soll, allerdings vielleicht nicht vor September 1885 vollendet sein wird. Bis dahin muß das alte theure und mangelhafte Verfahren beibehalten werden. Dann aber ist, so lange die reiche Erzader nicht versiegt, der doppelte Ertrag des bisherigen zu erwarten, so daß die Kosten der einzuführenden Neuerungen schon im ersten Jahre durch den Mehrgewinn gedeckt sein werden. Und selbst wenn die Ader einmal an Stärke abnehmen sollte, so wird der Ertrag sich doch voraussichtlich stets auf der Höhe von 1883 halten, welcher der größte ist, der bisher erreicht ward; und die Unkosten werden, da die doppelte Quantität an Mineral gewonnen werden wird, sich um die Hälfte verringern.

Endlich hat die Direktion einem Beschluß der letzten Generalversammlung zufolge mit der Gesellschaft Union einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem sie derselben, die bisher an Kapitalmangel krankte, 1 200 000 Bolivares zur Verfügung stellte, um die Arbeiten derselben zu fördern, sich die Leitung der Arbeiten, die Anschaffung von Maschinen und die Verwaltung des Fonds vorbehaltend, wogegen die Gesellschaft Union der Gesellschaft El Callao 48 der im Umlauf befindlichen Aktien (im Werthe von je 25 000 Bolivares) überläßt und sich verpflichtet, das vorgestreckte Geld mit den ersten zur Verfügung stehenden Erträgen zurückzuerstatten. Als Bürgschaft tritt die Union der Gesellschaft El Callao ihren Besitz im Valle de Mocupia ab, behält sich aber das Recht des Rückkaufs vor. Eine neue Mühle ꝛc. ist im Oktober vorigen Jahres in den Vereinigten Staaten bestellt, nachdem man sich der Existenz einer reichen Goldader vergewissert hatte, und wird spätestens im Juni aufgestellt sein und Anfang Juli zu arbeiten beginnen unter Aufsicht des Ingenieurs L. M. Davis. F. Sch.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus Madrid wird dem „Standard" gemeldet: Nach langen Unterhandlungen sind die spanische und französische Regierung übereingekommen, die Genehmigung zum Bau zweier verschiedener Eisenbahnen über die Pyrenäen zu ertheilen. Die erste Linie wird die Eisenbahn von Madrid nach Saragossa über Huesca und Canfranc nach einem 4 km langen Tunnel in Somport verlängern und von dort nach Oloron in Frankreich laufen. Diese Linie wird von großer Wichtigkeit für Aragon und das Ebrothal und künftighin die kürzeste Route zwischen Paris und Madrid sein. Die zweite wird die Pyrenäen von Lerida über die Thäler der Noguera und Pallaresa durchschneiden bis zu einem 3 km langen Tunnel in Solanut, ehe die Linie das französische Departement Ariège betritt. Letzterer Linie mißt die französische Regierung die größte Bedeutung bei, weil sie ihr späterhin über Valencia und Cartagena die kürzeste Eisenbahnverbindung für Truppensendung und den Handelsverkehr nach Algier hin zu liefern verspricht.

Asien.

— Indonesien oder die Inseln des Malaischen Archipels von A. Bastian. 1. Lieferung. Die Molukken. Mit drei Tafeln. Berlin, Ferd. Dümmler. 1884. Bastian beginnt hiermit ein Werk, welches ein Seitenstück und eine Ergänzung zu seinen „Völkern des östlichen Asiens" zu werden verspricht. Allerdings treten die Reisen in den Hintergrund und nur flüchtig werden einige Notizen von Halmahera, Tidor und den Nachbarinseln mitgetheilt. Hauptsache ist die Einheimsung ethnologischen Materials und diese ist denn namentlich auf psychischem Gebiete wieder reichlich ausgefallen, mit den nöthigen Parallelen aus anderen Völkerkreisen, wie bei Bastian selbstverständlich. Scheinbar ungeordnete Massenanhäufungen, lassen sie doch bereits primordiale Streifungen im Werdeproceß erkennen, und jetzt, wo es sich mehr und mehr zu klären beginnt, wird das Ganze bald auf eine Reihe klar durchsichtiger Elementargesetze reducirt sein, so daß dann, in der Psychologie als Naturwissenschaft auf ethnischer Grundlage, die Organisation des Menschheitsgedankens vor uns liegt aus allen Zeiten und Völkern (S. 5).

Der Autor, dessen Art zu arbeiten hinlänglich bekannt, der hier „nochmals einige Beiträge zusammengeschleift für die Ethnologie" entschuldigt sich denn auch (S. 133) wegen seiner durchaus von anderen in der Form abweichenden Schriften. Es würde, meint er, über dieselben „wieder manch saures Gesicht gemacht werden von denen, die es als ihr Recht beanspruchen, daß ihnen nicht nur die Speise zugetragen werde, sondern daß man diese auch zu kochen die Pflicht habe und dann mit eigenen Händen diejenigen noch füttere, welchen es zu unbequem ist, zwischen den Zeilen zu lesen, was dort geschrieben steht." Aber bei der großen Arbeitshäufung stellt B. sein Material jenen, die Hilfe und Mitarbeit gewähren wollen, „gewissermaßen im Rohzustande" zur Verfügung. „Das Hauptaugenmerk war auf dieser wie auf den früheren Reisen besonders auf die psychologischen Erfordernisse der Ethnologie gerichtet, da sich jeder seine Specialität zu wählen hat. Was sich außerdem an anthropologischen, historischen, philologischen Notizen bot, habe ich ebenfalls aufgerafft und jetzt hinzugefügt." Dahin gehören die Vokabularien von verschiedenen Molukken. S. 120 bis 131.

Vom Konservator A. Krause sind die einzelnen wichtigen ethnographischen Stücke, die Bastian für das Berliner Museum erwarb, beschrieben und auf drei Lichtdrucktafeln abgebildet worden; so Musikinstrumente, die Apparate zur Bereitung des Sago, Harnische aus Schnürgeflecht, von Mandhar zur größern Widerstandsfähigkeit mit Muschelschalen besetzt, Schmuck, Kleidungsstücke und Matten, letztere in Buntdruck, um das geschmackvolle Ornament und die feine Farbenstimmung zu zeigen.

— Nach einer Meldung aus Simla wird eine gemischte englisch-russische Kommission im Herbste dieses Jahres nach dem Norden Afghanistans aufbrechen, um die Grenze festzustellen. Man soll sich geeinigt haben, daß die Grenze dem Laufe des Oxus bis Chodscha Salih folgt, dann nach Süden und Westen abzweigt und an den kultivirten Landstrichen entlang nach Puli Khatun am Heri-rud-Flusse läuft. Sieht man selbst davon ab, daß der „Kawkas", das amtliche Organ des Fürsten Dondukow Korsakow, bereits offen Balch, Herat und das ganze Murghâb-Thal beansprucht, so liegt auch die oben bezeichnete Linie bedeutend weiter südlich als die meist auf englischen Karten angegebene, und sofort haben sich auch englische Stimmen erhoben, die über den Verlust eines fruchtbaren Streifens von Afghanistan und die Verschiebung der russischen Machtsphäre bis auf eine Entfernung von 150 engl. Meilen an Herat und auf 80 Meilen an Meschhed heran Alarm schlagen. Beträgt doch die Entfernung zwischen Herat und der nächsten englischen Garnison Ketta 514 englische Meilen, ja nur nach Kandahar hin 145 Meilen. Zudem gewinnt die Verlängerung der transkaspischen Eisenbahn, die jetzt bis Kizil-Arwat geht, deren Fortführung auf Askabad aber Fürst Dondukow schon zugesagt hat, bis nach Herat hin immer mehr Wahrscheinlichkeit.

Inseln des Stillen Oceans.

— Tawhiao, der Maorikönig in Neu-Seeland, und fünf Häuptlinge sind in London angelangt, um der englischen Königin ihre Beschwerden über ihnen zugefügtes Unrecht von Seiten der Kolonialregierung vorzutragen. Vor ihrer Abreise wurde auf einer zahlreich besuchten Versammlung der Maoris eine Resolution angenommen, daß die Maoris am Christenthume festhalten und die Königin Victoria lieben und ehren wollen. Auf Anlaß der Ankunft des Königs in England weist das „Athenaeum" auf das nahe bevorstehende Erscheinen eines Werkes von J. H. Kerry-Nicholls, betitelt: The King-Country; or Explorations in New Zealand (Sampson Low und Komp.), hin. Dasselbe enthält einen Bericht über eine Reise durch das Maori-Land mit Beschreibungen von der „Lake Country" (dem Wunderlande der Antipoden), den Gegenden um den See Taupo, einer Besteigung des thätigen Vulkans Tongariro und dem Berge Ruahapehu. Beigefügt ist eine Karte und zahlreiche Illustrationen, sowie Porträts vom Könige und berühmten Maorihäuptlingen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien.)

VII.

Zwei Kilometer von der Hacienda Uxmal liegen die berühmten Ruinen gleichen Namens, die Rivalen derer von Chichen, aber zum Theile jüngern Ursprungs. Letztere scheinen ihrer Erhaltung nach jener Renaissanceperiode anzugehören, von welcher wir bei Kabah gesprochen haben. Uxmal ist so oft besucht und beschrieben worden, daß wir uns auf das Nöthigste zur Erläuterung der Abbildungen und auf das Hervorheben derjenigen Merkmale beschränken können, welche für das junge Alter gewisser Denkmäler sprechen.

Der „Palast des Gouverneurs" ist wohl das größte, prächtigste und am besten verstandene unter den alten Denkmälern Amerikas; er steht auf drei über einander gesetzten Pyramiden, wodurch seine Großartigkeit vermehrt wird, ist zugleich einfach und reich, bescheiden und doch auch prächtig. Die einfach glatte Untermauer steht zu dem großen reich verzierten Friese darüber in scharfem Gegensatze; letzterer zeigt auf einer Länge von 100 m eine Guirlande von kolossalen Köpfen und darunter Mäanderfiguren in Hautrelief auf einem glatten Untergrunde von steinernem Gitterwerke und macht einen wundervollen Eindruck. Der Palast ist trotz der drei Jahrhunderte, seitdem er verlassen ist, gut erhalten und wäre es noch besser ohne den Vandalismus früherer Besitzer, welche aus der Basis Steine zum Bau ihrer Hacienda entnahmen. Der Name Uxmal soll „dreimal gebaut" bedeuten, sei es, daß die Stadt zweimal zerstört und dann wieder aufgebaut oder daß die Denkmäler zu drei verschiedenen Zeiten errichtet wurden. Besonderes Interesse verdienen die Details von der Hauptthür des Palastes und die prächtige „Inschrift", welche auf unserer zweiten und dritten Abbildung dargestellt sind. Die hölzernen Thürstürze sind herausgenommen worden und der vorspringende Sims ist herabgestürzt; darüber befanden sich herrliche Ornamente in Hautrelief, welche von den ersten Entdeckern zerstört oder entfernt wurden. Noch höher sind drei Adler mit halb entfalteten Flügeln angebracht, ferner ein rundes Fußgestell mit einer verstümmelten Büste, deren fehlender Kopf den gewaltigen Federschmuck trug, der auf allen yucatekischen Reliefs wieder erscheint. In dem Sockel der Büste finden sich drei umgekehrte Köpfe von vortrefflicher Ausführung und zu beiden Seiten die sogenannte „Inschrift".

Weiterhin kommt der „Palast der Nonnen", ein großes Parallelogramm, das von vier reich verzierten Gebäuden verschiedenen Stiles gebildet wird. Der nördliche Flügel umschließt Theile eines kleinern und anscheinend ältern Gebäudes, das wahrscheinlich dem ältesten, zerstörten Uxmal angehörte, während das umgebende jüngere Bauwerk aus der mehrfach erwähnten Renaissanceperiode stammt.

Das „Haus des Zwerges", auch „Haus des Sehers" (Casa del Adivino) genannt, ist ein sehr niedlicher Tempel auf der Spitze einer fast 100 Fuß hohen und sehr steil aufsteigenden Pyramide. Er besteht aus zwei Theilen, einem obern auf der höchsten Terrasse und einem darunter gelegenen, der nach Westen, den Gebäuden der Stadt zugekehrt ist, und war sehr reich geschmückt, so daß man annimmt,



Palast des Gouverneurs in Uxmal.

daß er der Hauptgottheit geweiht war. Je eine große Treppe, die eine im Osten, die andere im Westen, führte zu den beiden Gebäuden. Im Jahre 1656 besuchte der Pater Cogolludo diesen Tempel und berichtet, daß die Treppe so steil war, daß er schwindelig wurde; in dem einen Saale fand er Opfergaben von Kakao und Spuren von ganz kürzlich verbranntem Kopalharze. Also opferten noch 115 Jahre nach der Conquista die Indianer von Uxmal ihren alten Göttern und hatten ihren alten Glauben noch nicht aufgegeben; auch mußten damals die Gebäude noch gut erhalten sein. Sagt doch 30 Jahre früher (1626) Lizana, daß sich unter jenen Baulichkeiten einige so neue und weiße und mit so vorzüglichen hölzernen Thürstürzen befänden, daß man meinen sollte, sie seien kaum 20 Jahre alt. Auch giebt er an, daß die Indianer diese Paläste nicht bewohnten, sondern in den Wäldern Strohhütten besaßen; sie benutzten dieselben vielmehr als Tempel und Heiligthümer.

Uxmal ist die einzige Stadt, deren Gebäude so gruppirt sind, daß man sie von einem Standpunkte aus übersehen kann. Zur Linken liegt in der Ferne die Casa de la vieja oder „das Haus der Alten“, dann der Palast des Gouverneurs und rechts davon etwas tiefer das Haus der Schildkröten, so benannt nach einer Reihe dieser Thiere über dem obern Gesimse; dahinter eine große Pyramide ohne Gebäude, aber mit großer Plattform, genannt Cerro de los sacrificios (Hügel der Opfer), wo die Menschenopfer stattgefunden haben sollen. Es wäre das eine Nachahmung mexikanischer Tempel, welche aus einer Pyramide mit kleinen hölzernen Kapellen und dem techcatl bestanden, einem gewölbten Steinblock, auf welchem das Opfer so ausgestreckt wurde, daß der Priester ihm leicht die nach oben hervortretende Brust mit dem Messer öffnen und ihm das Herz herausreißen konnte. Dieses Opfer mußte stets in Gegenwart des Volkes am Rande der Pyramide stattfinden, von wo der leblose Körper herabgeworfen wurde, damit sich die Untenstehenden darin theilten. Die Tolteken dagegen, welche keine Menschenopfer kannten, hatten wirkliche Tempel auf ihren Pyramiden, ähnlich denen in Yucatan, wo sie diese Art der Architektur entwickelten. Wenn wir also bei den Mayas in Yucatan Menschenopfer und die damit zusammenhängende Anthropophagie finden, so können wir beides nur mexikanischem Einflusse zuschreiben, und auch die Historiker versichern übereinstimmend, daß erst die Azteken diesen schauerlichen Gebrauch auf der Halbinsel einführten. Dorthin kamen sie aber erst, wie früher nachgewiesen, im Jahre 1440. Mithin können auch alle mit Menschenopfern zusammenhängenden Gebäude nicht ältern Datums sein und folglich sind gewisse Denkmäler in Uxmal modernen Ursprungs.

Rechts von der zuletzt besprochenen Pyramide liegt eine solche mit Stufen, wie sie sich auch in Chichen und Palenque finden; rechts von dieser, aber näher, die Casa de las palomas (Taubenhaus), so benannt wegen der großen, von Löchern durchbohrten Thürme, welche Theile der öfters erwähnten dekorativen Mauer bilden. Letztere findet sich in Uxmal nur an den zerfallensten Monumenten und wäre demnach ein Merkmal höhern Alters. Näher als diese Gebäude liegen im Walde zerstreut verschiedene Ruinen, darunter das Tlachtli oder Haus für das Ballspiel, welches in Uxmal wie in Chichen und auf dem Hochplateau das nationale Spiel war. — Im Vordergrunde endlich zeigt sich der südliche Theil des Palastes der Nonnen mit seinem großen Eingangsthore.

Details von der Hauptthür des Palastes des Gouverneurs in Uxmal.

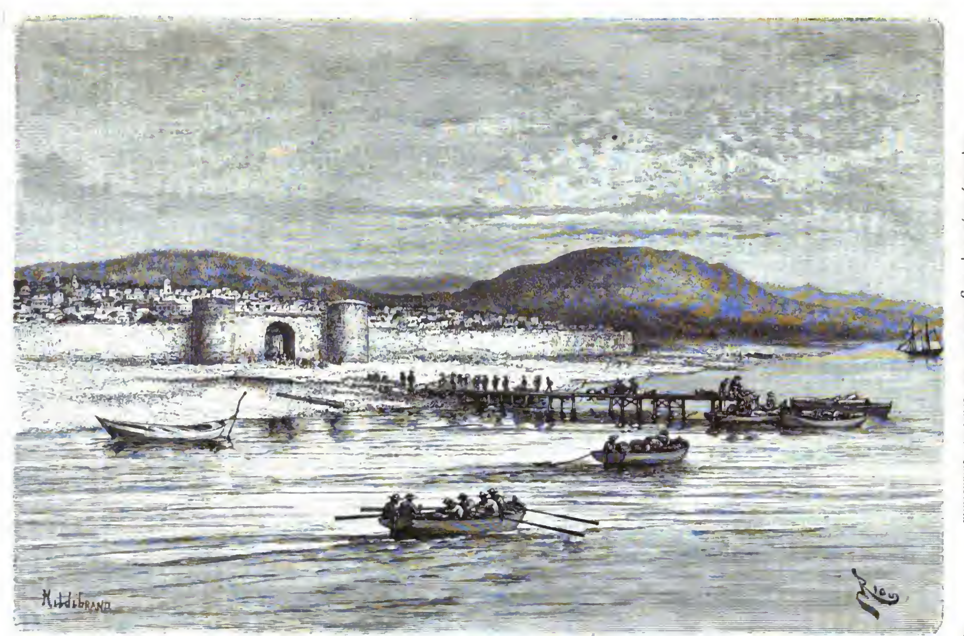
Daß die Bauwerke Uxmals noch lange nach der Eroberung durch die Spanier sich in vortrefflichem Zustande befanden, beweist auch eine Urkunde des Königs von Spanien vom Jahre 1674 (siehe Stephens, Incidents of travels in Yucatan I, p. 323), wonach noch damals die Indianer dort ihre Götzen verehren, ihnen Weihrauch spenden und zu ihren Ehren andere abscheuliche Opfer bringen, „wie sie es notorisch und öffentlich jeden Tag thun“. Noch aus dem Jahre 1688 haben wir die Nachricht, daß in einzelnen Gebäuden sich die Thüren noch im Stande befanden, ebenso die Cisternen. Beweise genug, daß manche Gebäude in Uxmal vor wie nach der Conquista bewohnt worden, und daß sie neuern Ursprungs sind, daß überhaupt die Denkmäler Yucatans von dem noch vorhandenen Volke herrühren und daß die zu verschiedenen Zeiten von den toltekischen Eroberern gegründeten Städte des Landes nicht älter sind als das 11. Jahrhundert, während die jüngsten dem 15. angehören.

Ueber Muna kehrte Charnay nach Merida zurück und schiffte sich in dessen Hafenstadt Progreso nach Süden, nach Carmen und Frontera in dem mexikanischen Staate Tabasco ein. Am folgenden Morgen war bereits Campeche erreicht, und da der Dampfer „Asturias“ nur eine Nußschale war, so konnte er sich dem Lande so weit nähern, daß der Reisende eine Skizze der Stadt zu entwerfen vermochte. Größere Dampfer müssen hier, wie in Progreso, vier Seemeilen von



„Inschrift“ vom Hause des Gouverneurs in Uxmal.

Das Haus des Zwerges in Uxmal.



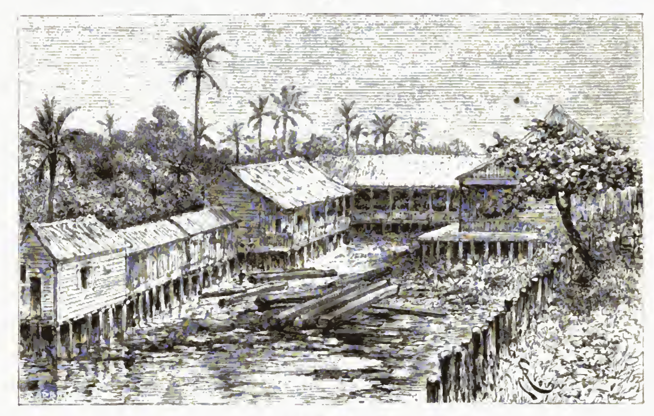
Campeche. (Nach einer Skizze Charnay's.)

der Küste entfernt ankern, wo man das Land kaum unterscheiden kann.

Campeche steht an der Stelle einer ehemaligen Indianerstadt, welche Antonio de Cordova bei der ersten unglücklichen Expedition im Jahre 1517 besuchte. Die Spanier wurden von den Eingeborenen empfangen und in einen aus Kalk und Sand erbauten Tempel geführt, auf dessen Mauern große Schlangen ausgemeißelt waren, und wo sich ein blutbefleckter Altar befand. Indianer beiderlei Geschlechts strömten in Masse herzu, anscheinend friedfertig, aber zuletzt brachte man Räucherbecken, und Priester mit blutbefleckten Haaren verkündeten den Fremden, daß sie bei Todesstrafe das Land verlassen müßten, ehe die Räucherbecken ausgebrannt seien, worauf diese sofort entflohen. Erst 1541 nahmen sie dann den Ort in Besitz. Jene Tempel, jetzt vollständig verschwunden, erinnern mit ihren Priestern und Ceremonien durchaus an Mexiko und an die alte toltekische Architektur.

Campeche wurde mit der Zeit die reichste Stadt Yucatans; da es wiederholt von englischen und französischen Piraten geplündert wurde, erhielt es eine dicke schützende Mauer, welche heutigentags mehr ein Hinderniß ist als ein Nutzen. Die Gräben, Zugbrücken und Mauern geben ihr ein kriegerisches Aussehen, auf welches ihre Bewohner allerdings stolz sind; genützt haben sie ihr nur einmal, als sie von den Einwohnern Meridas vergeblich belagert wurde. Durch ihre krummen Straßen und ihre ungleichen hohen Häuser unterscheidet sie sich von den übrigen mexikanischen Städten. Bemerkenswerthe Gebäude besitzt sie aber nicht.

Die reichen Kaufleute haben außerhalb der Mauern Lusthäuser (Fincas), wo die tropische Flora ihre ganze Pracht entfaltet, und die die Stadt mit einem grünen Gürtel



Fonda Grijalva in Frontera.

umgeben. Vom Meere aus gesehen bietet die Stadt, auf sanft ansteigendem Ufer gelegen und sich gegen die Abhänge zweier Hügel lehnend, zur linken Hand einen Palmenwald, einen reizenden Anblick dar. Das niedliche Dorf Lerma, 8 km nach Südwesten entfernt, dient den Städtern zum Badeaufenthalt.

Nachmittags um 4 Uhr verließ der Dampfer Campeche und landete am folgenden Morgen in Carmen auf der gleichnamigen langgestreckten Insel, welche die große Laguna de Terminos vom Meere abschließt. Dort ist die große Niederlage für die Farbhölzer, welche nach Campeche benannt werden, und der Sitz reicher Häuser, welche in jenem wenig bekannten Handel ihre Vermögen erworben haben, einem Handel, welcher einen langen Aufenthalt im Lande und eine vollkommene Orts- und Menschenkenntniß verlangt. Eine der ersten Firmen ist die der Herren Anizan, deren Gründer Charnay früher vor 25 Jahren gekannt hatte; derselbe war gestorben, aber seinen Bruder Don Benito und seinen Sohn Don Pancho traf der Reisende an und wurde mit alter Freundlichkeit empfangen. Don Benito, Besitzer der großen Insel Chinal, welche von zwei Armen des mittlern Usumacinta umflossen wird, hatte in den dortigen Ruinen bei einer Nachgrabung Kanonenrohre von $1^1/_2$ m Länge und Kugeln, beides aus gebranntem Thone, gefunden. Charnay erklärt sich dieses merkwürdige Vorkommen so, daß nach der großen Schlacht zwischen Cortez und den Truppen von Tabasco bei der Hauptstadt Centla, dem heutigen Comalcalco, worin ersterer von allen seinen Angriffsmitteln Gebrauch machen mußte und seine Artillerie Wunder verrichtete, die Indianer, über die Wirkungen der Kanonen erstaunt, dieselben nachzuahmen suchten. Ohne die Wirkung des Pulvers und das Eisen zu kennen, begnügten sie sich in ihrer Naivetät, die Gestalt der neuen Maschine in gebranntem Thone nachzuahmen, indem sie schon davon die gewünschte Wirkung erhofften. Als dann der betreffende Häuptling starb, legte man ihm Kanonen

und Kugeln ins Grab. Ein weiterer Beweis dafür, daß manche Grabhügel und Antiquitäten sehr jungen Datums sind.

Von Carmen bis Frontera, an der Mündung des Usumacinta in der Provinz Tabasco, dauert die Fahrt 12 Stunden. Charnay langte dort genau ein Jahr, nachdem er es verlassen hatte, an. Geändert hatte sich inzwischen nichts, nur war der kleine Landungsquai noch mehr verfallen und noch immer erhebt sich dieselbe schlechte Herberge auf Pfählen über den Schlamm des Rio Tabasco, wie das letzte Stück des Usumacinta nach seiner Vereinigung mit dem von Westen kommenden Rio Grijalva heißt. Die Fonda empfängt die Ausdünstungen der Gewässer aus erster Hand, aber es giebt keine Wahl und überhaupt ist die ganze Stadt höchst ungesund und ein Herd für Pocken, Dysenterie und gelbes Fieber, welchem im letzten Jahre 300 Menschen erlegen waren.

Charnay benutzte die Zeit, welche er auf eine Schiffsgelegenheit wartete, die ihn den Usumacinta hinaufbringen sollte, um die nächste Küstenstrecke und die Flußufer zu durchstreifen, wobei es ihm mit Hilfe von Herrera's Angaben gelang, die wahre Lage der alten Hauptstadt Centla zu ermitteln. Damals floß nämlich der Rio Grijalva nicht in seinem jetzigen Bette, sondern etwa 20 Wegstunden westlicher in dem Bette des Rio Seco bei der Stadt Comalcalco vorbei, deren Ruinen Charnay besucht hat. Später hat irgend ein Naturereigniß oder Menschenhand seinen Lauf abgelenkt. Bei Gelegenheit seines Zuges und der großen Schlacht gegen die Bewohner von Tabasco machte Cortez an dem Aestuar eines Flusses Halt, welcher sich durch zwei Mündungen in das Meer ergoß; las dos Bocas heißen noch heute die Mündungen des Rio Seco. Die Barre des Flusses, welchen Cortez hinaufzog, darf auch deshalb nicht beim heutigen Frontera gesucht werden, weil wir wissen, daß nur seine kleinste Karavelle dieselbe passiren konnte, während bei Frontera jetzt alle Tage dreimal so große Schiffe einlaufen. Ferner heißt es, daß sich Cortez auf eine kleine Insel gegenüber dem Dorfe zurückzog; bei Frontera giebt es aber nur eine sehr große, welche etwa eine Stunde entfernt ist; daß seine Soldaten den Fluß durchwateten, um die Arbeiten der Indianer zu sehen, während der heutige Grijalva überall sehr tief und breit ist und nicht durchfurtet werden kann. Cortez passirte weiters prächtige Kakaopflanzungen; solche giebt es aber bei Frontera nicht, sondern erst weiter westlich am Rio Seco. Alle diese Umstände sprechen dafür, daß an den Ufern des letztern die große Schlacht stattfand und die indianische Hauptstadt Centla lag.

Büttikofer's Bericht über Liberia.

III. Bilder aus dem Leben im Innern.

Wir machen den Versuch, im Folgenden aus einzelnen, dem historischen Theile des Berichtes entnommenen Scenen ein Gesammtbild zusammenzustellen, um dadurch einen bessern Einblick in die anstrengende, aufopferungsfähige Thätigkeit Büttikofer's und Sala's zu gewähren.

Monrovia, die Hauptstadt des Landes, zählt 3000 bis 4000 und nicht, wie häufig angegeben wird, 7000 Einwohner; es liegt auf dem nördlichen Abhange des Messurade und trägt insofern einen ganz amerikanischen Charakter, als es breite, von Osten nach Westen laufende Straßen hat, die von anderen rechtwinkelig geschnitten werden; in den letzteren selbst sieht es aber wenig amerikanisch aus. Hier und da steht ein einzelnes Haus oder eine Hütte, in der Regel mitten auf einem, mit allerlei Sträuchern und Unkraut bewachsenen Grundstücke, auf dem sich eine einzelne Kokospalme, häufiger eine Gruppe Mangobäume erhebt. Unter fünf oder sechs Häusern findet man eine Ruine, die nicht dem Zahne der Zeit, sondern den Beißwerkzeugen der Termiten zum Opfer gefallen ist. Die Geschicklichkeit, welche diese Insekten im Zerstören besitzen, ist bekannt, und wer in Liberia ein Haus baut, mag aufpassen, daß nicht alles Holzwerk mit Ausnahme einer dünnen Hülle während der Arbeit weggefressen wird, so daß das Gebäude noch vor der Vollendung einstürzt. Eigenthümlich ist es, daß alle Gebäude auf dem sandigen Ufergrunde des Flusses ganz oder beinahe ganz von diesen Feinden verschont bleiben. Die wahrscheinliche Ursache muß darin gesucht werden, daß der Boden durch das Meer und das Braakwasser angespült und dadurch ganz von Salztheilen durchdrungen ist; zur Entschädigung aber wird die Gegend am Flusse durch Legionen von Muskiten gequält.

Wir übergehen die Beschreibung des Aufenthaltes in der Stadt und die Berichte von Besuchen bei den schwarzen Autoritäten, an welche die Reisenden eine Empfehlung mitbrachten, um einige allgemeine Bemerkungen Büttikofer's über die Technik des Reisens in Afrika mitzutheilen, die alle Beachtung verdienen. „Unsere Art zu reisen", sagt er, „war natürlich der Natur der Sache nach sehr von der der geographischen Reisenden verschieden; letztere legen den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit darauf, daß sie auf anhaltenden Märschen mit möglichst geringem Zeitverlust weit in das Innere, in unbekannte Gegenden vordringen. Auf solchen Reisen, wobei große Karawanen von Trägern und anderm Gefolge nöthig sind, kann der Beobachter des Thierlebens nur wenig profitiren, da das unvermeidliche Geräusch, der Gesang und der Lärm einer solchen Menschenmenge alle Thiere verscheucht und außerdem die Zeit zum Sammeln und um das Gesammelte zuzubereiten ganz fehlt. Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb die bis jetzt in Afrika unternommenen Reisen verhältnißmäßig wenig Erfolg auf zoologischem Gebiete gehabt haben." Demgemäß hatte Büttikofer sich entschlossen, an verschiedenen Orten, die eine oder einige Tagereisen von einander entfernt waren, sich einige Monate lang niederzulassen und sich unter einem Zelte oder einer Palmenhütte vorübergehend ein Heim zu gründen. Der Transport seiner Ausrüstung erforderte 30 bis 40 Träger, die bei Ankunft am Bestimmungsorte jedesmal abgedankt und nach Bedürfniß durch neue ersetzt wurden, wodurch allerdings manche Schwierigkeiten entstanden.

Bald nach ihrer Ankunft im Lande befanden sich Büttikofer und Sala mitten im Jagdterrain und zwar in der Golahstadt Bavia auf dem rechten Ufer des gleich-

namigen Flusses; die Niederlassung ging dort schnell und glücklich von statten. Die Reisenden hatten bald nach ihrer Ankunft mit dem Hauptmann der verwunderten Eingeborenen Bekanntschaft gemacht und eilten dann nach dem Flusse, um eine geeignete Stelle zu suchen, wo man die Sträucher niederschlug und sich vorbereitete, eine Wohnung aufzurichten. Einer nach dem andern kamen die Träger an und legten ihre Last auf dem Boden nieder; jeder bekam ein Glas Schnaps und etwas Tabak, Lebensmittel hatten sie selbst mitgebracht, und dann begaben sie sich in die nahegelegene Stadt, um ein Nachtquartier zu suchen. In kurzer Zeit war ein leichtes Gerüst aufgeschlagen, die Zeltleinwand darüber gebreitet und die Bagage unter derselben niedergelegt; bald knatterte ein lustiges Feuer und das Essen wurde bereitet, so gut wie die Verhältnisse es erlaubten. Der Hauptmann brachte das gewöhnliche Gastgeschenk, ein Huhn, und empfing eine Flasche Gin und ein Bar Tabak als Gegengeschenk. Früh legte man sich, mit Ausnahme der Wachen, nieder und ruhig verging die erste Nacht in der Wildniß. Die nächsten Tage wurden benutzt, um sich etwas besser einzurichten und man hatte Muße, sich die Umgebung näher anzusehen. Obwohl man das Lager absichtlich weit vom Negerdorfe aufgeschlagen hatte, kam die schwarze Gesellschaft häufig, um die Reisenden in ihrem Zelte zu besuchen, wobei natürlich allerlei Bitten vorgebracht wurden. Einer der zudringlichsten Bittsteller war der König selbst, der sich am frühen Morgen in den Wald begab und sich durch einen Trunk Palmwein erfrischte, worauf er seine weißen Freunde aufsuchte, um bei ihnen ein Morgenschnäpschen zu trinken, was gewöhnlich die Folge hatte, daß er berauscht wurde, da Schnaps auf Palmwein selbst für einen Negermagen etwas stark ist. Er zeigte dann eine außergewöhnliche Lustigkeit und führte auf dem Vorplatz allerlei Solotänze auf, bis bald Abspannung eintrat und er sich auf ein paar Kisten zum Schlafen niederlegte. Der Vorrath an geistigen Getränken war jedoch sehr gering, so daß seine Bitte manchmal unerhört blieb; dann brachte er irgend einen Gegenstand, dessen er sich zuweilen nicht auf ehrliche Weise bemächtigt zu haben schien, herbei, um ihn gegen Branntwein zu vertauschen; häufig war es ein Huhn, welches der schwarze Herr sehr sorgfältig in den Falten seiner königlichen Toga verbarg und welches er nur unter der Bedingung hergab, daß es sofort geschlachtet und gerupft werde, wie es schien, um unangenehme Auseinandersetzungen mit seinen Unterthanen zu vermeiden.

Die Ausbeute der Jagd war trotz aller von den Eingeborenen vorher gegebenen Versicherungen sehr gering; man beschloß also, das Hauptquartier zu verlegen, wobei man auf viel mehr Schwierigkeiten stieß, als man vermuthet hatte, da der König-Dolmetscher, welcher versprochen hatte, die nöthigen Träger zu liefern, nur einen kleinen Theil derselben zu beschaffen im Stande war. Mit Zurücklassung eines Theils des Gepäcks kam die Karawane in Soforé an, wo, wie berichtet worden war, Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden sein sollten; das Gegentheil war der Fall, die Kassaven waren noch nicht reif und der letzte Reis war zur Aussaat verwendet worden. Leider hatte man sich nicht gehörig verproviantirt und mußte gegen ungeheuer hohe Preise das Nöthige von den Negern zu kaufen suchen. Büttikofer beschloß daher, einen Zug zur Erlangung von Lebensmitteln zu machen; der älteste Sohn des Häuptlings, in dessen Gebiet er sich befand, erklärte sich bereit, ihn zu begleiten, vorher aber mußte Duwri, so hieß er, seine Hausgötter befragen und Büttikofer erhielt die Erlaubniß, der Konsultation beizuwohnen. Nachdem man in seinem Schlafzimmer Platz genommen hatte, nahm Duwri einen in ein Taschentuch gewickelten Gegenstand aus einem Kästchen; die Hülle wurde vorsichtig abgewickelt und es erschien eine häßliche, aus Lappen verfertigte, etwa einen Fuß lange Puppe. Dieser wurde nun die Frage vorgelegt, ob Duwri den weißen Mann begleiten dürfe, einige gespaltene Palmkörner wurden als Würfel gebraucht und einige günstige Würfe brachten die ersehnte Erlaubniß. Nun wurde die Puppe wieder eingewickelt, einigemal von links nach rechts und von rechts nach links umgedreht, danach wieder ihrer Hülle entledigt, um über den für die Abreise günstigen Tag befragt zu werden. Diesmal war das Orakel nicht günstig; der Zahl der mit dem Rücken nach oben gekehrten Palmkerne nach mußte man die Abreise verschieben. Duwri jedoch ließ sich nicht abschrecken; er sagte, sein Gigri sei eigensinnig, nahm einige der ungünstig gefallenen Körner, kaute dieselben klein und spuckte sie dem Fetisch ins Gesicht; danach wiederholte er die Procedur des Einwickelns und Umdrehens und erneuerte seine Fragen. Der Gigri schien wirklich dem baldigen Aufbruch sehr abgeneigt zu sein, denn wieder fielen die Würfel ungünstig; doch Duwri blieb standhaft und wiederholte das eben beschriebene Verfahren, bis endlich die Antwort kam, man dürfe am folgenden Morgen abreisen. Die Reise ging durch einen morastigen Landstrich über Dämme von Rundholz und über durcheinander liegende Baumstämme, dann in westlicher Richtung durch den ausgedehnten Urwald. Die Wanderer gingen, der Gewohnheit der Eingeborenen gemäß, ziemlich schnell und legten etwa fünfviertel Wegstunden in einer Zeitstunde zurück; so erreichte man endlich die Stadt Bojeh, einen Ort, der aus etwa 20 theils ovalen, theils kreisrunden, stark gebauten Lehmhütten bestand, deren Mauern ganz ungewöhnlich — bis zu 3 Fuß — dick waren, so daß es in den Gebäuden angenehm kühl war; westlich vom Orte kreuzten sich zwei wichtige, der Handelsinteressen wegen gut unterhaltene Straßen. In der Umgegend schien eine entsetzliche Noth zu herrschen: unter elenden Hütten kauerten ganz abgemagerte Neger um ein Feuer, über welchem Kräuter und Pflanzen in einem Topfe brodelten. Auf die Frage, ob sie nichts Anderes zu essen hätten, zeigten sie ihre mageren Hände, schlugen auf ihren eingesunkenen Unterleib und sahen den Frager traurig an. Nach vielen Schwierigkeiten kam Büttikofer in Gnepennah an, wo er seine Kleider trocknete und sich an einem guten Mahle erquickte, welches allerdings nach unseren Begriffen nicht sehr einladend war. Es bestand aus Tomboy, gestampften Kassaven mit Palmöl und einheimischem Pfeffer, „einem Gericht, so scharf und beißend“, sagt Büttikofer, „daß es einen halb Erstarrten hätte erwärmen können“; dazu etwas Reis und eine Rhinocerosrippe, die man zum Geschenk empfangen hatte. Das schmeckte trefflich aus dem vom Rauch geschwärzten hölzernen Napf mit dem großen hölzernen Löffel in demselben, und herrlich schliefen die Reisenden auf dem harten Lager von Lehm, welches mit einer Matte bedeckt war, während der gebräuchliche Holzblock als Kopfkissen diente.

Die ganze Stadt lief herbei, um die weißen Männer zu sehen, und wenn die Reisenden sich dem nicht widersetzt hätten, würde man sie entkleidet haben, um sich zu überzeugen, daß sie echte Weiße und nirgends an ihrem Körper schwarz gefärbt seien. Auf dem Platze vor der Hütte, den man schnell aufgeräumt hatte, riefen einige Trommelschläge und der Ton der Kastagnetten zum Tanz. Bald wirbelten die jungen Leute des Stammes wild durcheinander, während ihre nackten Körper vom Schein der Flammen erleuchtet wurden. Immer lauter erschallte die Trommel, immer

stärker klapperten die Kastagnetten, immer wilder ertönten die monotonen, aber streng rhythmisch vom Chore der Tänzer gesungenen Lieder in der stillen Nacht. Während einer Pause zeigte ein Feuerfresser, ein Mann, der seine europäischen Kollegen weit hinter sich zurückließ, seine Kunststücke, wobei er durch seine durchaus nicht keuschen Geberden die Lachlust seiner Zuschauer erweckte; auch die schwarzen Schönen stimmten ohne Rückhalt in das Gelächter ein, während von der Anstrengung des Tanzens ihnen der Schweiß am Körper herunterlief.

Am folgenden Morgen machte sich der Feuerfresser in anderer Weise nützlich; da Mangel an Trägern bestand, erbot er sich gegen doppelten Lohn doppelte Fracht zu tragen; unterwegs betrug er sich sehr widerspenstig, doch brachte ihn der vorgehaltene Revolver jedesmal bald dazu, daß er auf die Knie fiel und um Vergebung flehte; eine Nacht Einschließung in den Block am nächsten Nachtquartier machte ihn gefügiger.

Wir übergehen eine ganze Periode, um den Faden der Erzählung mit dem Eintritt der guten Jahreszeit wieder aufzunehmen; sie wurde nach allen vorhergegangenen traurigen Erfahrungen, nach Krankheit und Mangel an Lebensmitteln mit doppelter Freude begrüßt. Die halbverschimmelten Sammlungen wurden gelüftet und getrocknet und man konnte, obwohl noch durch geschwollene Füße und Geschwüre an den Beinen gehindert, doch anfangen, größere Ausflüge zu machen; mit dem Häuptling war man leider auf gespannten Fuß gekommen, so daß es nicht möglich war, die zur Weiterreise nöthigen Träger zu erhalten. Glücklicherweise hatte man sich Vorräthe anschaffen können, welche bis über die zweite Regenzeit genügend waren, und mit denen man sich diese traurige Periode, während welcher das Wasser alles überschwemmt hatte, die Zeit vertreiben konnte; es war ganz unmöglich, die Wohnungen zu verlassen und auf die Jagd zu gehen. Immer unangenehmer wurde das Verhältniß zu dem Häuptling Sickly; sein Sprößling, der bei den Weißen im Dienste gestanden hatte, war wegen Diebstahls weggeschickt worden und hatte sich bei seinem Vater wegen angeblicher Mißhandlung beklagt. Der letztere, der eben von einem Kriegszuge zurückgekommen war, kam zornig mit etwa zwanzig mit Säbeln bewaffneten Kriegern zu der Wohnung der Weißen und bedrohte die Europäer, während das Gefolge, um den Effekt zu erhöhen, die Säbel schwang. Sala lag krank in der Hängematte, und da die Gesellschaft Büttikofer allein sah, glaubte sie auch mit ihm allein zu thun zu haben und wurde immer verwegener; Büttikofer mußte sich mit einem Revolver in der Hand an der Wand eine Rückendeckung zu verschaffen suchen, als Sala, der den ganzen Vorgang beobachtet hatte, auch seinen Revolver ergriff und mit einem Sprunge an seiner Seite war.

Beide drangen nun auf die Neger ein und es glückte ihnen, dieselben, ohne einen Schuß zu thun, zum Rückzuge zu bewegen. Nach dieser Zeit war der Zustand sehr ernst; man hatte dem Könige wohl gesagt, daß man mit ihm unterhandeln wolle, wenn er allein käme, doch er ließ sich nicht mehr sehen; dagegen verbot er seinen Unterthanen auf das Strengste, den Fremden Lebensmittel irgend welcher Art zu verkaufen, und niemand durfte in den Dienst der Weißen eintreten oder eine Botschaft für sie nach der Küste bringen. So von allem abgeschnitten, mußte man auf das Schlimmste vorbereitet sein und man nahm daher alle möglichen Sicherheitsmaßregeln. Da man gut bewaffnet war, hatte man einen Angriff am hellen Tage kaum zu befürchten; desto mehr mußte man bei der Nacht auf der Hut sein, da ja nächtliche Angriffe zur Kriegführung der Neger gehören. Darum wurde bei Nacht abwechselnd Wache gehalten und man hatte alle Sammlungen, Waffen, Instrumente und einigen Mundvorrath bei der Hand, um alles im äußersten Falle auf ein Floß zu bringen und auf demselben die Flucht zu nehmen. Es war gewiß ein verwegener Plan, in der Nacht auf einem solchen Fahrzeuge einen Fluß befahren zu wollen, der voller Stromschnellen und Wasserfälle war; doch hoffte man, daß, da der Fluß zwölf Fuß gestiegen war, alle Sandbänke mit Wasser bedeckt sein würden, und glaubte sich auf demselben wenigstens den Verfolgern entziehen zu können, um an der ersten günstigen Stelle eine Landung zu versuchen und auf dem Landwege weiter zu reisen.

Der König wollte es jedoch zu keinem offenen Streite kommen lassen, sondern schien entschlossen, seine Gegner systematisch auszuhungern, um sie so zu zwingen, ihre Station, natürlich mit Hinterlassung des Gepäcks, zu verlassen. Dieser Plan glückte ihm nicht; allerdings waren die Lebensmittel mit Ausnahme des Reisvorraths bald aufgezehrt, doch von letzterm hatte man so viel, daß man den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen konnte, um so mehr als man keine Bedienten mehr zu ernähren hatte. Unter diesen Umständen erforderte das Kochen, welches man selbst verrichtete, wenig Mühe. Kaffee, Thee, Zucker, alles, was man als unentbehrlich ansieht, war schon lange verbraucht, ebenso das Palmöl, dessen Mangel sich am unangenehmsten fühlbar machte. So lange noch einiger Vorrath desselben vorhanden gewesen war, hatte man wenigstens hier und da noch einen Vogel oder ein Eichhörnchen braten oder ein Affenbeefsteak bereiten können; jetzt aber war man darauf angewiesen, die immer spärlichere Beute zu kochen oder, nach dem Beispiel der Neger, sie mit dem Pelz ins Feuer zu legen und so schmoren zu lassen; meistens jedoch mußte man sich mit Reis und Salz begnügen. Zum Getränk diente Regenwasser, welches, so lange noch einiger Vorrath vorhanden war, mit Citronensaft vermischt wurde; auch hier war man schließlich auf die unvermischte Flüssigkeit angewiesen.

Von Anfang August bis zu den letzten Tagen des Septembers hatte man beinahe keinen einzigen trockenen Tag; die Regenfluthen folgten einander unaufhörlich, alle Bäche waren aus ihren Ufern getreten, ausgedehnte Waldflächen standen unter Wasser und mancher Riese unter den Bäumen, der Jahrhunderte lang den Elementen getrotzt hatte, wurde von den Wellen unterspült und stürzte mit furchtbarem Krachen nieder, wobei er weit und breit Stämme und Aeste zerschmetterte; mancher Baum, der in seinem Falle aufgehalten worden war, hing drohend über den Pfaden, welche durch den Wald führten. Aus dem Boden drang das Grundwasser in die Hütte; das Dach, welches anfänglich dem nassen Elemente Trotz zu bieten schien, konnte es nicht länger, die Termiten hatten die Palmblätter, aus denen es bestand, verzehrt. Bei der Arbeit war man genöthigt, unter dem aufgespannten Regenschirm zu sitzen und denselben über die Decken des Lagers aufzuspannen, um wenigstens diese trocken zu erhalten. Daß alles Lederwerk schimmelte, alles Eisenwerk verrostete, ist klar. Die Bälge von Vögeln und Säugethieren mußten mit Mühe über dem Feuer getrocknet werden; wurden sie dann während der Nacht in den Kasten gelegt, so waren sie am andern Tage wieder feucht, so daß man fortwährend in der Furcht schwebte, die Frucht so vieler Mühe und Arbeit verderben zu sehen.

Der Gesundheitszustand war gerade während dieser traurigen Zeit günstiger als zuvor, was wohl hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß die Reisenden keine ermüdende Jagdausflüge zu machen hatten; beide

litten übrigens an geschwollenen Füßen und Geschwüren an den Beinen, die trotz der größten Reinlichkeit und der besten Pflege immer größer wurden; jedenfalls trug der nasse, kleberige Boden in der Hütte hieran große Schuld. Hin und wieder kamen noch Leute aus der Stadt und zwar meistens um die Essenszeit, um sich zu überzeugen, ob die Nahrungsmittel der Jäger noch nicht bald aufgezehrt seien; bald aber, als sie bemerkt hatten, daß Vorrath genug vorhanden war, blieben sie weg, da sie es müde waren, den ziemlich mühsamen Weg zu machen, was sie nur gethan hatten, um sich, wie sie glaubten, an der Verlegenheit und dem Hunger der Weißen ergötzen zu können, deren Vorräthe, wie sie vermutheten, aufgezehrt waren.

So kam es denn, daß Büttikofer und Sala oft eine ganze Woche lang niemand sahen, was übrigens insofern ganz angenehm war, als die Gefahr, bestohlen zu werden, hierdurch verringert wurde. Dieser Zustand dauerte zwei Monate lang, so daß man sich an der Küste, wo man nichts mehr von unseren Reisenden hörte, ernstlich zu beunruhigen anfing. Endlich glückte es im Oktober einen vorbeigehenden Pessyneger zu bestimmen, einen Brief mitzunehmen; derselbe war an Mr. Day, einen Missionar zu Mühlenburg, gerichtet und machte ihn mit dem Zustande bekannt, in welchem Büttikofer und Sala sich befanden, während gleichzeitig um Mitwirkung zur Abhilfe gebeten wurde. Bald erschienen denn auch einige Träger mit Vorräthen und brachten die Nachricht mit, daß bald andere folgen würden, um die Bagage der Reisenden zu holen. Als das ganze Gepäck wieder bei einander war, stellte es sich heraus, daß einige bis dahin in Bavia zurückgebliebene Kisten erbrochen und geplündert waren, worauf der Reisende sich weigerte, den Trägerlohn zu bezahlen. Der Häuptling, dem die ohne Bezahlung weggeschickten Träger gehörten, strengte nun einen Proceß gegen Büttikofer an und, da ein solches gerichtliches Verfahren gegen einen Weißen nicht zu den täglichen Ereignissen gehört, wollen wir die Geschichte desselben etwas ausführlicher referiren. Die Reisenden bereiteten sich gerade zur Reise nach Monrovia vor, als ein in Lumpen gehüllter Konstabler, der einen großen Knüppel in der Hand trug, Büttikofer eine schriftliche Vorladung brachte, „am folgenden Tage vor dem Magistrat in der liberischen Kolonie Arthington zu erscheinen, um sich wegen eines Betrages von 33 Dollars zu verantworten, die er dem König von Bavia, Zoru Dubbah, schuldig sein solle". Glücklicherweise war Büttikofer allein verklagt und Sala konnte als Zeuge auftreten, auch Mr. Day hatte sich dazu bereit erklärt. Man zog zusammen nach dem etwa $1^1/_2$ Stunde entfernten Wohnsitze des schwarzen Friedensrichters, Mr. Moore, wo man zur bestimmten Stunde den feindlichen König mit einem großen Gefolge von Männern und Frauen antraf; fünf Männer sollten als seine Zeugen auftreten. Der König hielt eine lange Rede, in der er viel log und von erwiesenen Wohlthaten sprach; dann brachte er seine Forderungen vor, die Zeugen küßten die Bibel und legten ihre Erklärungen ab; Büttikofer rief seine Zeugen auf, doch wie wir gleich sehen werden, vergebens. Interessant war das Verhör der schwarzen Zeugen, von denen nur wenige Englisch verstanden und die Weise, wie die Augenzeugen ihre Mittheilungen bekräftigten. „You look it"? (Habt ihr es gesehen?) fragte der Richter, wobei er die Zeugen streng ansah und dabei mit dem Zeigefinger das untere rechte Augenlid weit nach unten zog. Dann verrichtete der Zeuge die gleiche Handlung und sagte „Yes Daddy, me look it" (Ja, Herr, ich sah es). Hierauf fuhr der Richter fort: „For true?" (wirklich?) worauf der Zeuge antwortete: „Yes Daddy, for true true."

Der Friedensrichter, ein schwarzer Pflanzer und Grenznachbar der klägerischen Partei, befand sich in einer schwierigen Lage: Hier die Fremden, die vielleicht das Recht auf ihrer Seite hatten (er ließ selbst ihre Notizbücher als Beweisstücke zu), aber auch Geld besaßen, während die Gegenpartei zu seinen, ihm manchmal schon recht unbequem gewordenen Nachbarn gehörte; um beide zufrieden zu stellen fällte er, nach reiflicher Ueberlegung, wie er sagte, ein salomonisches Urtheil.

Zoru Dubbah, König von Bavia, mußte seine Forderung auf 5,50 Dollars reduciren, die ihm Mr. Buttercoffee (wie Büttikofer hier genannt wurde) ausbezahlen mußte. Zwar hätte ihm noch der Appell bei der Quarterly Court freigestanden, doch seine Zeit war ihm zu kostbar, um dieselbe mit Processen zu verlieren; er nahm also das Urtheil an, legte 2,50 Dollars als Proceßkosten auf den Tisch, auf welchem wegen Mangel an Papier die Rechnung niedergeschrieben war, und zahlte seine Gegenpartei mit Waaren aus. Nun begaben sich Büttikofer und Sala nach Monrovia und von da nach dem Grand Cape Mount Distrikt.

Die erste Etappe war **Robertsport**, eine liberische Kolonie in reizender Gegend, deren Hauptzierde der Fishermanlake bildet, welcher etwa 4 Stunden lang, $1^1/_2$ bis 2 Stunden breit ist. Am östlichen Ende des Sees breitet sich eine weite Fläche aus, die im Allgemeinen sandig ist und auf welcher ausgedehnte Grasländer, hochstämmiger Wald und Krüppelholz mit einander abwechseln; südlich vom See erhebt sich das ganz isolirte Cape Mount Gebirge; ein Gürtel von Morästen und Grassteppen trennt beide. Das Centrum des Gebirges befindet sich an der Westseite, von wo die Hügel strahlenförmig auslaufen; sieben solcher Ketten zählt man im Ganzen, die sich bis zu 320 m erheben; alle diese Hügel sind mit dichtem Urwald bedeckt. Bruchstücke des massiven Gesteins, vermuthlich eines Granits, bilden mit eisenhaltigem Lehm sogenannte Schuttkegel, die man auch an der südlichen, ziemlich steil ins Meer abfallenden Hügelkette findet, wo sie durch die ruhelos an ihnen nagende See bestürmt werden. Doch verlassen wir Robertsport, um einen Blick auf das Jägerleben zu werfen. Man hatte sich in **Holhic** häuslich eingerichtet; gewöhnlich zogen die Jäger früh am Morgen aus, jeder von einem Jagdjungen begleitet, der besonders für diesen Zweck abgerichtet war. Diese Jungen verstanden es wie ein Spürhund, die Spuren des Wildes beinahe im Dunkeln zu finden; ihren scharfen Ohren und gutem Gesicht entging weder das geringste Geräusch noch die geringste Bewegung. Wenn ein Schuß gefallen war, stürzten sie sich auf das Wild los, um demselben, im Falle es noch nicht todt war, keine Zeit zur Flucht zu lassen; auf dem Rückwege trugen sie die Beute. Dieser wurde gewöhnlich gegen 10 Uhr angetreten, wenn die Sonne heftiger zu brennen anfing und die Thiere sich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen hatten, um ihr Morgenmahl zu verdauen, so daß im Walde tiefe Stille herrschte. Nach dem Frühstück wurde die Beute präparirt, und dann ging es um 4 Uhr wieder in den Wald, bis die zunehmende Finsterniß zum Aufgeben der Tagesarbeit zwang. Manchmal erlaubte es der Mondschein, auf größere Thiere auf den Anstand zu gehen; gewöhnlich setzten sich die Jäger dann auf einen Termitenhügel nieder, oder bestiegen ein sogenanntes Nest, d. h. einige in der Höhe von 6 bis 10 Fuß zwischen den Aesten eines Baumes angebrachte Hölzer; die nächtlichen Ausflüge lieferten jedoch im Allgemeinen wenig Beute. Die Erzählung der Jagdzüge wechselt ab mit Mittheilungen von einzelnen Zügen aus dem Verkehr mit den Negern, deren

einige wir hier einflechten wollen. Im Anfange des Jahres 1881 erhielten unsere Reisende den Besuch eines Eingeborenen von listigem und interessantem Aeußern, der sich James Payne [1]) nannte und ein Neffe des Königs Sandfish von Cobolia zu sein vorgab. Er überbrachte die Grüße seines Oheims und Auftraggebers und zugleich eine Aufforderung, denselben bald zu besuchen, da er einen lebendigen Leopard zu verkaufen habe; gleichzeitig erbat er sich, zum Zeichen, daß er seinen Auftrag erfüllt habe, einige Blätter Tabak. Durch Erfahrung klug gemacht, benahmen sich die weißen Jäger sehr zurückhaltend; einige Tage später kam der Mann zurück und brachte einen Korb Kassaven und ein weißes Huhn als Gegengeschenk für den Tabak; er erzählte, daß das Herz seines Oheims „darnieder lag“, weil die weißen Männer ihm zu mißtrauen schienen; darum sende er das Huhn als Symbol seines Herzens, welches ebenso rein und fleckenlos sei. Er drängte sehr, daß die Reisenden ihm versprachen, ihn am nächsten Tage nach Cobolia zu begleiten, und ihm ein Gegengeschenk machten, welches dorthin vorausgeschickt werden sollte. Wer nicht kam, war John Payne, und erst einige Wochen später kam Büttikofer wirklich nach Cobolia; er landete Morgens um 8 Uhr an einer Sandbank, auf welcher viele Frauen und Mädchen, theilweise in sehr primitiver Toilette, mit Waschen beschäftigt waren; ungenirt begafften sie die Weißen, die ersten Exemplare einer für sie neuen Rasse. Bald wurden Büttikofer und Sala nach dem Palaverhaus gebracht und hier dem Könige Marana (mit dem englischen Namen Sandfish) vorgestellt. Er trug eine Toga von buntem Baumwollenzeug und auf dem grauen Haar ein Käppchen von Löwenhaut; ein kurz geschnittener grauer Schnurrbart über einem Mund voll prächtig weißer Zähne zierte sein intelligentes Gesicht. Nachdem er einige Worte mit den Gästen gewechselt hatte, wurden letztere mit Reis und Leopardenbraten bewirthet, worauf das Gespräch (trotzdem der König englisch sprach, mit Hilfe eines Dolmetschers) fortgesetzt wurde, und während desselben wurde auch die Geschichte von John Payne zur großen Belustigung des Königs erzählt; es ergab sich, daß an allem, was dieser „Gentleman“ vorgebracht hatte, kein wahres Wort gewesen war. Cobolia ist ein bedeutender und wichtiger Ort, dessen Umgebung jedoch durch die häufigen Kriege sehr gelitten hat.

Kurze Zeit nachher starb Sala in Robertsport in Folge klimatischer Einflüsse. Um sich zu zerstreuen, zog Büttikofer mit seinem rothbärtigen Jäger Jack Dimmery am 16. Juni nach dem Innern; die Reise ging den Morfi-Fluß hinauf zwischen den hohen Mangroven hin, die weiter stromaufwärts durch Weinpalmen ersetzt wurden, deren riesenhafte, 20 bis 30 Fuß lange Blätter sich über dem Wasser wölbten. Große Wälder von Oelpalmen, welche mit Reisfeldern abwechselten, zogen sich am Flusse entlang und der Anblick dieser reichen Tropennatur machte einen überwältigenden Eindruck, sowohl durch seine Größe als durch die Neuheit der ausgedehnten Palmenwälder mit ihren schuppigen, schlanken Stämmen, die, von unten bis oben, cylindrisch sich 80 Fuß und noch höher erheben, und von den zierlichen Fächerkronen überragt werden. Zwischen ihnen sieht man nur selten einen andern Stamm und gewöhnlich bedeckt auch kein niedriges Gesträuch den Boden; es war, als ob man sich in einem gothischen Dome befände, dessen Spitzbogen und hohe Kuppeln sich im Halbdunkel verlieren. Hier und da, einem knorrigen Baumstamme ähnlich, lag ein Krokodil am Ufer, welches sich bei Annäherung des Bootes langsam und ohne Geräusch in das nasse Element zurückzog; im Schatten der Blätter saß ein einsamer Schlangenhalsvogel, um den Fischen aufzulauern. Wenn man sich einem bewohnten Orte näherte, intonirte der Steuermann eine Improvisation, in welche die neun Ruderer im Rhythmus in klagenden Molltönen einfielen.

„Merkt auf“, sang der Steuermann, „ihr Leute von Cambama, und hört, was ich sage! Kommt herunter an das Wasser, kommt alle, die ihr laufen könnt. Der weiße Mann kommt zu euch aus dem großen Amerika. Ihr kennt ihn alle, den Mann, der vom Kap (Monrovia) zu uns gekommen ist, den blanken Jäger von Bendo und Buluma. Wen gäbe es, der nicht schon von ihm gehört hätte, von ihm und seinem flemmingbu (Hinterlader), der stets geladen ist, immer schießt und nie aufhört. Ihr Leute von Cambama, freuet euch. Der listige Feind wird nun nicht mehr euren Reis schneiden und eure Frauen und Kinder wegschleppen. Im Frieden könnt ihr euren Palmenwein trinken und süßes Oel im Ueberfluß für euch bereiten. Der weiße Mann ist stark und behende, wie keiner von uns. Dem wilden Büffel weicht er nicht aus, den grimmigen Leopard sucht er in seinem Lager auf und den Alligator, der am Uferrande lauert, erwürgt er und wirft ihn ins Wasser. Der weiße Mann ist freundlich und gut, er giebt uns zu trinken und macht uns stark [1]). Er setzt sich bei euch am Herdfeuer nieder und horcht gern euren Erzählungen; er kommt und ist der Gast eures Königs. — Kommt her, wir bringen ihn und den rothen Jacky. Kommt, kommt alle herunter, alle, die ihr laufen könnt, kommt, kommt herunter, wir sind gekommen und legen an.“ Dieser Jackey, eigentlich Jackson Dimmery, der schon erwähnte Jäger, war im ganzen Lande bekannt; er war in einem der amerikanischen Sklavenstaaten geboren; seine Mutter war eine Mulattin, während sein Vater wahrscheinlich ein rothhaariger Irländer gewesen ist, wie seine blauen Augen, weiße Hautfarbe, sein rothes Haar und eben solcher Bart zu beweisen schienen. Mit einer Anzahl farbiger Kolonisten nach Afrika gekommen, erwarb er sich durch längere Reisen im Innern als Händler und Jäger für verschiedene Faktoreien eine bewunderungswürdige Kenntniß des Landes, der Bewohner, ihrer Sprache und ihrer Sitten. Er verkehrte in der leichtesten, angenehmsten Weise mit ihnen und war unerschöpflich in Scherzen und treffenden Ausfällen, wie die Eingeborenen dieselben so sehr lieben. Wo er sich nur zeigte, entstand Lust und Fröhlichkeit, die Frauen wurden nicht müde, ihn durchzuhecheln und auf seinen rothen Bart wurden zu seinem Schmerze Gedichte gemacht. Als Jäger und Reisegefährte war Jack unbezahlbar; wo der weiße Mann keinen Rath mehr wußte und nicht weiter konnte, da half er. Nur in den Küstenorten trug er Schuhe, im Innern des Landes ging er immer barfuß. Seine Waffe bestand aus einem alten Vorderlader und anstatt mit Schrot und Kugeln lud er gewöhnlich mit Bruchstücken eiserner Töpfe; ein Schlachtmesser und ein leinener Sack vollendeten seine Ausrüstung.

Bei König John in Coro hielt man sich auf und lernte ein verhältnißmäßig gut eingerichtetes Staatswesen kennen. Der König ist in Monrovia erzogen und trug sich in seiner Jugend ganz europäisch; nach dem Tode seines Vaters jedoch sagte er der Civilisation wieder lebewohl, kehrte nach Hause zurück und kleidete sich nach der landesüblichen Weise.

[1]) Die Eingeborenen haben die Gewohnheit, wenn sie bei Liberiern gedient haben oder durch dieselben erzogen sind, später deren Namen anzunehmen.

[1]) Die Eingeborenen behaupten, daß Branntwein stark mache, daher der oft gehörte Ausdruck „make me strong“ (mach mich stark) als Bitte um Branntwein.

Da er viele Frauen und Sklaven hat, wird er für reich gehalten; bei dem Tode seines Vaters hatte er schon acht Frauen, da ihm derselbe noch 20 hinterließ, kam er einigermaßen in Verlegenheit, aus der er sich jedoch dadurch zu retten suchte, daß er die überflüssigen Schönen an einzelne seiner Unterthanen, denen er eine Ehre beweisen wollte, verheirathete oder aber die Aeltesten in Gesellschaft einiger Sklaven in den Wald schickte, um dort eine Farm anzulegen; in dieser Weise verschaffte er sich ein ganz nettes Einkommen. Die Sklaven werden übrigens beinahe überall sehr gut behandelt und auch, so lange sie sich gut betragen, nur selten verkauft. Wenn sie sich jedoch des Diebstahls schuldig machen oder gar bei dem weiblichen Theile der Hausbewohner dem Herrn in den Weg treten, werden sie tüchtig durchgeprügelt, bekommen eine schwere Kette um den Hals und werden mit dem Fuße an einen gewaltigen hölzernen Block, an dem eine Kette befestigt ist, geschmiedet. Auf diese Weise fesselt man auch die neuen Sklaven, die man erst an den Herrn gewöhnen will. In Coro fand man eine Schule, wo ein Mandingoderwisch die Kinder im Lesen und Schreiben der arabischen Sprache, sowie im Singen und Beten unterrichtete; er leitete auch die gottesdienstlichen Uebungen der zahlreichen zum Islam übergegangenen Einwohner. Schon am frühen Morgen rief der Muzzin die Gläubigen zum Gebete und bald erschallte das eintönige Allah il Allah klagend in die Ohren der Reisenden. Bald fing auch die Schuljugend ihre Uebungen an, recitirte Koranverse und schrieb auf kleine Brettchen nach Diktat neue, um dieselben für das nächste Mal zu lernen. In ihrer Mitte thronte der schwarze Al Hafiz im weißen Talar, die rothe Mütze auf dem Haupte, mit ernstem, würdigem Gesichte; der Eindruck war viel feierlicher, als wenn er sich erhob und auf seinen zierlich ausgeschnittenen, hölzernen Sandalen einherstolperte.

In der ganzen Gegend kannte man die Schimpansen, die man dort Baboons nennt, sehr gut; man nimmt an, daß sie viel höher als andere Thiere stehen. Wohl schießt man hier und da einen, doch nie — und das beweist, wie hoch man ihn stellt — wird sein Fleisch gegessen, obwohl, wie schon erwähnt, die Eingeborenen alles verzehren, was in ihre Hände fällt, auch alle anderen Affen. Der Baboon ist, wie die Neger es ausdrücken, too much like man — zu menschenähnlich. Wirklich muß man zugeben, daß das Thier einem alten Buschneger recht ähnlich sieht, und manchmal stand Büttikofer auf dem Punkte, einen solchen anstatt eines Schimpansen zu schießen. Auf das Tödten dieser Affen ist eine Buße gesetzt und der Jäger muß zehn Tage lang an einer gewissen Stelle für den Getödteten Speise niederlegen. Man erzählt von ihm, daß er auf den Hinterfüßen geht wie ein Mensch, daß alte Thiere nicht klettern, sondern sich eines Stockes bedienen, daß sie sich auch mit demselben vertheidigen und mit der geballten Faust auf die Brust trommeln, daß man es stundenweit hören kann.

Wie natürlich, spielt der Baboon eine große Rolle in den zahlreichen Fabeln, welche bei den Negern von Mund zu Mund gehen; dabei theilen sie ihm eine ganz menschenähnliche Rolle zu, wie folgende Geschichte beweist, die unserm Reisenden von einem alten Manne, der in seinen jungen Jahren ein großer Jäger war, erzählt wurde.

„Sie haben gewiß", hob dieser an, „auf der Jagd die auffallenden, rein gehaltenen offenen Stellen, die man sich gewöhnlich nicht erklären kann, im Walde angetroffen. Das sind die Feuerherde der Baboons. Diese Thiere finden nämlich ein Vergnügen daran, den Menschen in jeder Beziehung nachzuäffen. Auf diesen offenen Stellen nun schleifen sie ungeheure Mengen Holz zusammen, die sie zu einem hohen Scheiterhaufen aufthürmen. Dann stellt sich einer der Gesellschaft, als ob er das Holz in Brand steckt, indem er ein kleines Stück Holz nach Art eines Schwefelholzes an seinem Hintertheil entlang streicht, es dann sorgfältig zwischen den hohlen Händen hält und so zum Holzstoß trägt. Jetzt saugen alle an, das vermeintliche Feuer erst vorsichtig, dann immer stärker anzublasen, bis ihnen zuletzt die Zunge aus dem Halse hängt. Hierauf kauern sie sich mit den Ellenbogen auf den Knien um das Holz nieder und strecken die Hände aus, als ob sie sich wärmen wollten. So kann man sie bei nassem Wetter wohl halbe Tage lang um das vermeintliche Feuer sitzen sehen." Trotzdem Büttikofer alles mögliche that, um eine ganze Familie Schimpansen im Walde zu beobachten oder auch nur eines einzelnen alten Exemplares sich zu bemächtigen, ja dasselbe nur zu sehen, glückte ihm dies nie; alle Nachrichten stimmten darin überein, daß ein sehr alter männlicher Schimpanse an Größe und Kraft dem Gorilla nur wenig nachsteht. Dies scheint durch eine Begegnung bestätigt zu werden, welche Jackson mit einem Trupp Schimpansen hatte, während Büttikofer krank im Bette lag.

Gegen Ende November hörten die Einwohner in einer Nacht in den Wäldern, welche die Abhänge der Berge bedeckten, ein Gebrüll, so daß jeder glaubte, der Feind habe die Wachen überlistet und nähere sich der Kolonie von der Rückseite her. Bald zeigte es sich, daß der Lärm von Schimpansen herrührte, die wahrscheinlich durch die reifen Früchte in die Bergwälder gelockt waren. Jackson, der eine so günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehen lassen wollte, begab sich in der folgenden Nacht auf den Anstand, aber umsonst. Schon wollte er, nachdem er beinahe die ganze Nacht vergeblich gewacht hatte, den Rückzug antreten, als ein ganzer Trupp Schimpansen herangeschlichen kam, welche die in Menge herumliegenden wilden Pflaumen zusammenzuraffen und in den weit geöffneten Mund zu schieben begannen.

„Ich suchte," so erzählte Jackson einige Stunden später, „mir den größten aus und gab Feuer auf ihn. Das Thier fiel und blieb auf dem Bauche liegen, während die anderen Thiere erschrocken wegliefen. Sehr vergnügt sprang ich von dem bug-a-bug-pile (Termitenhügel) nach unten, um den geschossenen Affen zu besehen und dachte gar nicht daran, mein Gewehr erst zu laden. Als jedoch seine weggelaufenen Kameraden mich bemerkten (sie hatten sich nicht weit entfernt und sahen sich aus ihrem Versteck nach mir um), kamen alle mit Ausnahme zweier kleiner Affen auf mich los, stellten sich auf die Hinterfüße, ließen mich ihre Zähne sehen, schlugen mit der geballten Faust auf die breite Brust und fingen ein so schreckliches, wüthendes Gebrüll an, daß ich mein Gewehr liegen ließ und die Flucht nahm. Sie wissen wohl, daß ich nicht leicht bange werde, und es war nicht zum ersten Male, daß ich Baboons schieße, aber diese Burschen machten mir es doch zu arg. Sie sind ein großer Mann, doch verschiedene derselben waren gut so groß und in den Schultern noch breiter als Sie. Als ich mich von dem ersten Schrecken etwas erholt hatte und zurück ging, um mein Gewehr und den todten Affen zu holen, war der letztere mit seinen Kameraden verschwunden."

Büttikofer fährt fort: So schwach ich mich fühlte, so hatte ich doch zu Hause keine Ruhe, sondern folgte Jackson nach dem Schauplatze seines Abenteuers. Wir fanden noch deutliche Spuren von der Anwesenheit der Schimpansen und an einigen Handvoll zusammengeballter Früchte konnte man deutlich sehen, mit welcher Eile sie die Flucht ergriffen hatten. Die Baumblätter, wo der getroffene Affe

gelegen hatte, waren mit Blut bedeckt, aber trotz alles Suchens konnte keine weitere Blutspur gefunden werden. Trotzdem die beiden Jäger jetzt zehn Nächte lang die Wache hielten, waren sie nicht im Stande, eine Spur der Affen zu entdecken.

Wiederholte Fieberanfälle zwangen Büttikofer endlich, seine Thätigkeit aufzugeben; sein Gesundheitszustand wurde immer schlechter und schließlich rieth ihm der Arzt eines zu Monrovia auf der Rhede liegenden Kriegsschiffes, sobald als möglich nach Europa zurückzukehren, welchem Rathe er Ende April 1882 Gehör gab.

Kürzere Mittheilungen.

Meteorologische Beobachtungen im westlichen Stillen Ocean.

Ein neuerdings veröffentlichter Erlaß des Generalinspektors der kaiserlich chinesischen See-Zoll-Aemter bestimmt, daß die in den Traktatshäfen und den Leuchtthürmen gemachten meteorologischen Beobachtungen in Zukunft dem Astronomen des Observatoriums von Hongkong übersandt werden sollen; ausdrücklich wird dieser Bestimmung hinzugefügt, daß es augenblicklich noch nicht in der Absicht der chinesischen Regierung liege, einen meteorologischen Beobachtungsdienst in China einzuführen. Was die Zahl der in diesem Gebiete des Stillen Oceans befindlichen meteorologischen Observatorien anbetrifft, so sind aus den letzten Jahren erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Centralobservatorien der verschiedenen Regierungen befinden sich in Japan, Peking (russisch), Hongkong (englisch) und Batavia (holländisch); die australischen Kolonien, über die sich ein wahres Netz von kleineren meteorologischen Stationen hinzieht, besitzen ebenfalls zahlreiche Centralobservatorien, und wie es einerseits sehr wahrscheinlich ist, daß diese Reihe von Observatorien noch weiter nach Süden hin fortgesetzt werden wird — in der That werden augenblicklich schon die ersten Schritte zur Gründung eines Observatoriums auf Neuseeland gethan — so wird vermuthlich andererseits auch die russische Regierung ihre Stationen noch nordwärts über Wladiwostock hinaus vorschieben. Der Jesuitenorden unterhält ebenfalls eine Anzahl von Hauptobservatorien in Korea, China und Manila, sowie an verschiedenen anderen Punkten. Für das Studium der Teifuns, jener schrecklichen Plage des Chinesischen Meeres, hat namentlich Pater Faura auf Manila Wichtiges geleistet, und die Bedeutung seines Observatoriums muß naturgemäß noch zunehmen, sobald die chinesischen See-Zoll-Aemter am Südkap von Formosa selbstregistrirende meteorologische Instrumente aufstellen lassen. Denn während jedes einzelne Observatorium sich zunächst damit beschäftigt, den eigenthümlichen Charakter seines lokalen Klimas in allen seinen Veränderungen zu erforschen, können wir doch nur durch eine Vergleichung der in den betreffenden Jahrbüchern der verschiedenen Beobachtungsstellen veröffentlichten Resultate einen Einblick in die Gesetze erlangen, nach denen die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre stattfinden, und die den Grund für den eigenthümlichen Charakter jedes lokalen Klimas bilden. So entstehen die Teifuns des Chinesischen Meeres wohl aus lokalen Ursachen (Hitze und Feuchtigkeit), die Form und Richtung ihrer Bahnen aber wird durch die allgemeinen Gesetze der atmosphärischen Bewegung in jenen Regionen bestimmt. („Nature.“)

Der Handel Japans mit Korea.

Der Handelsverkehr mit Korea, auf den die Kaufleute Japans seiner Zeit so große Hoffnungen setzten, scheint sich mehr und mehr zu einer traurigen Enttäuschung für sie zu gestalten. Das „Kampo Schimbun“ (die officielle Zeitung) veröffentlichte kürzlich einen Bericht des japanischen Konsuls in Ninsen auf Korea, dem die nachstehenden Einzelheiten entnommen sind.

Der Export des Hafens von Ninsen belief sich im November vorigen Jahres auf 16342 Yen, der Import aber auf 168600 Yen, was für den letztern einen Ueberschuß von 122258 Yen ergiebt. Die Waaren werden hier nicht gegen Geld, sondern gegen andere Waaren ausgetauscht. Daraus folgt, daß die Gesammtsumme des Exports genau den Werth des Umsatzes darstellt, der stattgefunden hat. Diese Differenz von 122258 Yen muß nun auf den folgenden Monat, den December, übertragen werden, in dem sich die Einfuhr auf 36673 Yen und die Ausfuhr auf 48369 Yen belaufen, also ein neues Deficit von 11696 Yen sich gebildet hat, das, zu dem des November gerechnet, eine Summe von 133954 Yen ergiebt. Diese beträchtliche Summe aber repräsentirt den Werth der am Schlusse des Jahres 1883 unverkauften Waaren.

Aus den obigen Zahlen ist leicht ersichtlich, wie traurig die kommerzielle Lage in diesem Hafen ist. Die Preise der wichtigsten Artikel, Kupfer und Blei, sind bedeutend heruntergegangen und die Shirtings (baumwollene Hemdenstoffe) gehen nicht mehr durch die Hände der japanischen Kaufleute. Da Kupfer und Blei nur zur Münzfabrikation verwendet werden, hat die Nachfrage nach diesen Metallen nur eine vorübergehende Bedeutung haben können, und so vermindert sich der Begehr danach denn auch zusehends. Wenn aber der Absatz von Kupfer und Blei gänzlich aufhören wird, besitzen die Japaner keinen andern Artikel mehr, der für den Markt von Korea geeignet wäre, und so werden ihre angestrengten Bemühungen, den Handel in diesem Lande zu entwickeln und zu fördern, ihnen schließlich anstatt der erwarteten befriedigenden Resultate nur schwere Verluste eingetragen haben.

An diesen allerdings ziemlich hoffnungslos klingenden Bericht knüpft das officielle japanische Blatt einige Betrachtungen über die Ursache der in den anderen Häfen Koreas nicht minder fühlbaren unerfreulichen Verhältnisse. Mit dem Augenblicke, wo das Land dem Verkehr anderer Nationen geöffnet worden ist, und Europäer und Amerikaner in den offenen Häfen sich niedergelassen haben, ist die japanische Handelswaare ebenso entbehrlich geworden, wie der japanische Kaufmann, der in gar vielen Fällen bisher auch nur aus dem Import von Waaren europäischer und amerikanischer Provenienz reichen Gewinn gezogen hatte.

So müssen wir denn ernstlich erwägen, heißt es am Schlusse jener Betrachtungen, welche Maßregeln wir zu ergreifen haben, um den japanischen Handel nicht ganz aus Korea verschwinden zu lassen. Wir sehen nur ein Mittel: die Einführung anderer neuer Waaren japanischer Provenienz. Es wird nicht leicht sein, sie in Aufnahme zu bringen, da man zu diesem Zwecke zuerst den Gewohnheiten, den Sitten und der Lebensweise der Koreaner etwas Gewalt anthun muß; mit der gehörigen Ausdauer wird dies jedoch unseren Kaufleuten sicher gelingen.

Ein sehr wohlgemeinter Rath, dessen Befolgung aber voraussichtlich an den einmal bestehenden Verhältnissen nicht viel mehr ändern wird. Bei dem besten Willen kann Japan

die Konkurrenz mit Europa und Amerika nicht aushalten. Während des Jahres 1883 wurden in den Häfen von Fusan und Gensan-schin an japanischen Waaren für 185 697 Yen eingeführt, an europäischen und amerikanischen dagegen für 1 773 379 Yen, also fast das Zehnfache!

(„L'Exploration".)

Das Ende der Greely'schen Nordpolexpedition.

Wiederum hat eine Polarexpedition der Vereinigten Staaten ein trauriges Ende genommen; es war die nördlichste aller internationalen Polarstationen, am Lady Franklin Sunde gelegen, welche unter Lieutenant Greely am 14. August 1881 besetzt wurde, und sie ist auch die einzige, welche von schwerem Unglück betroffen worden ist. Der Versuch, welchen der Dampfer „Neptun" im Sommer 1882 machte, sich mit Greely in Verbindung zu setzen, mißglückte ebenso wie die 1883 unternommene Fahrt der Schiffe „Proteus" und „Yantic", von denen ersteres unweit des Kap Sabine im Smith-Sunde vom Eise zerdrückt wurde. Endlich wurde im Frühling dieses Jahres Commender Schley mit den Schiffen „Thetis", „Bear" und „Alert" zur Hilfeleistung ausgesandt, und ihm glückte es, wenigstens die sechs Ueberlebenden der Expedition zu retten. Am Morgen des 17. Juli traf Comm. Schley mit denselben auf der „Thetis" und der „Bear" in St. Johns auf Neufundland ein. Am 22. Juni hatte er sieben Ueberlebende nahe am Kap Sabine an der Mündung des Smith-Sund gerettet, nämlich Lieutenant Greely selbst, vier Sergeanten, einen Hospitaldiener und einen Gemeinen. Einer, Sergeant Ellison, der beide Hände und Füße durch Frost verloren hatte, starb am 6. Juli, drei Tage nach der Amputation, welche sich als nothwendig herausgestellt hatte. Die Expedition zählte ursprünglich 25 Männer, von denen 17 durch Hunger und Frost an derselben Stelle, wo die überlebenden gefunden wurden, zu Grunde gegangen sind. Ein achtzehnter ertrank beim Suchen nach Lebensmitteln. Die beiden Dampfer haben 12 Leichen an Bord; fünf andere, welche man unweit des Lagers am Smith-Sunde in einem Eisfort beigesetzt hatte, wurden in die See hinausgetrieben. Ein Mann starb im Januar, die übrigen im April, Mai und Juni.

Im August 1883 verließ Lieutenant Greely seine Station Fort Conger und erreichte, südwärts ziehend, am 29. September Baird Inlet, wo seine gesammte Mannschaft in guter Gesundheit eintraf. Er ließ sämmtliche Boote zurück und trieb 30 Tage lang auf einer Eisscholle im Smith-Sunde umher. Dann bezog er am 21. Oktober ein ständiges Lager an derselben Stelle, wo ihn Commendor Schley auffand. Neun Monate lang lebten sie nun von den geringen Vorräthen, die sie von Fort Conger mitgebracht hatten, und wozu noch das kam, was Sir George Nares 1875 in Payerhafen und auf Kap Isabella (dieser Proviant hatte durch die Länge der Zeit gelitten), ferner Beebe 1872 am Kap Sabine vergraben hatte, und was 1883 vom Wrack des „Proteus" gerade an der Stelle, wo Greely lagerte, gerettet worden war. Nachdem dies aufgebraucht war, mußten sie von gekochtem Seehundsfell, Theilen ihrer Kleidung, Flechten und Garnelen sich ernähren, welche letzteren sie fingen, so oft sie kräftig genug zu Ausflügen waren. Alle Aufzeichnungen und Instrumente, die man von Fort Conger mitgebracht hatte, sind gerettet worden.

Commander Schley berichtet, daß sein Vordringen von Hare Island nach dem Smith-Sunde ein beständiger Kampf mit dem Eise in Gestalt von anscheinend unpassirbaren Schollen war, das nur durch Aufmerksamkeit und Geduld zu überwinden war. Keine Gelegenheit zum Vorwärtsdringen wurde verabsäumt. Mehrere hundert Seemeilen weit mußten die Schiffe sich ihren Weg durch Eis von 3 bis 6 Fuß und mehr Dicke hindurchrammen. Seit ihrer Rettung haben sich die 6 Ueberlebenden sehr erholt; aber im Augenblick ihrer Auffindung und noch mehrere Tage später war ihr Zustand höchst kritisch. 48 Stunden später hätte man sie wahrscheinlich nicht mehr am Leben getroffen.

Die Jahreszeit im Norden war weiter vorgerückt und das Eis geschlossener als seit Jahren. Smith-Sund war nicht offen. Das winterliche Wetter in der Gegend der Melville-Bai war das schlimmste, was man seit 20 Jahren erlebt hat.

Lieutenant Greely's Expedition ist bis zu dem nördlichsten Punkte, der je erreicht worden ist, vorgedrungen. Er telegraphirt darüber:

„Zum ersten Male in drei Jahrhunderten tritt England die Ehre ab, am weitesten nach Norden vorgedrungen zu sein. Lieutenant Lockwood und Sergeant Brainerd erreichten am 13. Mai Lockwood Island in 83° 24' nördl. Br. und 44° 5' westl. L. Gr. Sie sahen von einer 2000 Fuß hohen Erhebung kein Land gegen Norden oder Nordwesten, aber im Nordosten Grönland und Kap Robert Lincoln in 83° 35' n. Br. und 38° w. L. Lieutenant Lockwood wurde 1883 durch das offene Wasser an der Küste Nordgrönlands zurückgetrieben, und seine Abtheilung entging mit Mühe dem Schicksal, in den Polarocean hinausgetrieben zu werden. 1882 wurde Dr. Pavy, welcher Markham's Route (von 1876) folgte, einen Tag lang im Polarocean nördlich vom Kap Joseph Henry herumgetrieben und rettete sich dann auf das Land, wobei er fast alles, was er bei sich hatte, einbüßte. Im Jahre 1882 machte ich eine Frühlings- und später eine Sommertour in das Innere von Grinnell-Land und entdeckte dabei den See Hazen, der 60 Miles lang und 10 Miles breit ist."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein Bericht des Ministers des Innern über die Sanitätsverhältnisse Ungarns im Jahre 1880 schildert dieselben nach der „A. Z." als geradezu entsetzliche. Die Vermehrung der Bevölkerung in diesem Jahre betrug (bei ca. 16 Mill. Einwohnern) nicht mehr als 68 707 Seelen. Die Sterblichkeit, besonders unter den Kindern, ist im ganzen Lande eine außerordentlich große. Im Jahre 1880 ist mehr als eine Viertelmillion Kinder unter 7 Jahren gestorben, darunter ca. 40 Proc., ohne daß ein Arzt zu Hilfe geholt worden wäre. Man kann leicht ermessen, wie fürchterliche Fahrlässigkeiten in dieser Hinsicht vorkommen, wenn man erfährt, daß in 9816 Fällen Eltern und Vormünder wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen, gesundheitlichen Obsorge bestraft wurden. Zahlreiche Kreisarztstellen bleiben wegen ungenügender Bezahlung unbesetzt, so daß in manchen Bezirken für die unteren Klassen ärztliche Hilfe überhaupt nicht zugänglich ist. Wäre nicht die Gesundheitspflege demnach ein Gebiet, auf welchem sich die Magyaren mehr Ehre und Vortheile erwerben könnten, als in der Vergewaltigung des Deutschthums?

— Der leidenden Menschheit bietet Corsica — sagt H. Toeppen in einem vor der Geographischen Gesellschaft in Hamburg (s. deren Mittheilungen 1882—83, Heft 1) gehal-

tenen Vortrage — noch eine seltene Fülle von Mineralquellen, und zwar auf dem westlichen Abhange der Hauptgebirgskette vorwiegend schwefelhaltige, im Osten hauptsächlich eisenhaltige. Unter jenen nimmt die Quelle von Guagno, unter diesen die von Orezza den ersten Rang ein. Es geht den Heilquellen Corsicas aber um nichts besser als dem milden Winterklima seiner Westküste: sie werden lange nicht so stark besucht, wie ihre Eigenschaften es verdienten. Die Eisenquelle von Orezza z. B. übertrifft die berühmtesten Eisenquellen Mitteleuropas, wie Spa und Schwalbach, fast um das Doppelte an Eisengehalt, lockt aber nur in den heißesten Sommermonaten ein paar hundert wohlhabende Corsen aus den Hauptstädten an. Diese suchen dort noch dazu oft weniger Heilung als Sommerfrische, wofür sich ihnen übrigens am Fuße des Hochgebirges viel geeignetere Orte darbieten würden. Im Gegensatz zu dem Besuch der Quelle ist der Versandt des Wassers, namentlich nach Frankreich, sehr bedeutend. Man kann es sogar in Deutschland durch Vermittelung der Lübecker Firma O. Geffcken bekommen. Guagno, welches am Westfuße des Monte Rotondo-Massivs liegt, hat eine Schwefelsodaquelle und bezieht seine Kranken, wenn man so sagen darf, hauptsächlich vom Festlande, da Corsica arm ist an Krankheiten, welche durch solche Quellen geheilt werden. Der Reichthum Corsicas an Mineralquellen scheint übrigens in historischer Zeit schon abgenommen zu haben; denn man findet auf der Insel fünfzehn Ortschaften, deren Namen auf das frühere Vorhandensein von solchen Quellen schließen lassen, wie Le Caldane, Termi Caldi, Fontane Caldane u. s. w.

Asien.

— Der neue Weg vom Aral-See zum Meerbusen Mertwij Kultuk am Kaspischen Meere wird bereits benutzt. Ein Telegramm meldet, daß bereits ein Waarentransport diesen Weg eingeschlagen habe. Dazu berichtet der Korrespondent der „Moskauer Zeitung" aus der Festung Neu-Alexandrowsk am Amu-Darja Folgendes über jenen Weg. Am 31. März um 11 Uhr verließen unsere Festung 400 Soldaten, welche auf dem neuen Wege heimkehren; sie werden vom Amu-Darja in großen Böten bis zu der Stadt Kungrad geschafft; von hier aus können sie auf Kameelen in 10 Tagen den Mertwij Kultuk, den großen Busen des Kaspischen Meeres, erreichen. Uebrigens wird der Mertwij Kultuk jetzt gewöhnlich Tschernajew-Busen genannt. Hier werden die Soldaten auf großen Dampfern in zwei Tagen nach Astrachan befördert. Auf diese Weise wird der früher übliche drei Monate dauernde Marsch durch die Sandwüste bis Kazalinsk und weiter nach Orenburg vermieden; der Weg über den Tschernajew-Busen dagegen erfordert höchstens einen Monat und bietet dabei einige bequeme Erholungspunkte. Weiteren Nachrichten zufolge ist die Abtheilung glücklich in Astrachan eingetroffen und eine andere unter dem Kommando eines Generalstabsofficiers soll zum Ersatz aus Astrachan bereits abgesandt worden sein.

— Einige der interessantesten Daten, die der „Census Report" von Indien enthält, sind diejenigen, welche sich auf die von dem Volke gesprochenen Sprachen beziehen. Die Sprache, welche hiernach die meisten Vertreter zählt, ist Hindustani oder Urdu; dieselbe begreift 82 Millionen unter sich und wird durch alle Staaten und Provinzen Indiens gesprochen; doch schließen die Ziffern auch die Hindi sprechende Bevölkerung ein. Zunächst kommt Bengali mit 39 Millionen, meistens in Bengalen und Assam. Telugu, wiewohl von einer kleinern Anzahl gesprochen (über 17 Mill.), dehnt sich über ein viel größeres Gebiet aus. Marathi, welches über die indischen Provinzen weit verbreitet ist, wird von 19 Millionen gesprochen; Pandschabi von 14 Mill., Tamil von 13 Mill., Guzerati von 9 Mill., Canaresisch von 8 Mill. Englisch wird als Muttersprache von 202 920 Personen gesprochen, von denen nicht mehr als 150 000 reinen Blutes sind.

— Frankreich ist dabei, sein ostasiatisches Kolonialreich abzurunden: das Königreich Kambodja ist förmlich in Cochinchina einverleibt worden. Kambodja steht schon seit 1863 unter französischem Protektorate, jetzt aber ist die französische Regierung zur förmlichen Einverleibung geschritten und hat den König Norodom mit einer Pension von 300 000 Piastern entschädigt. Die Bevölkerung von Kambodja, das einen Flächenraum von etwa 84 000 qkm besitzt, betrug nach der officiellen Zählung im Jahre 1874 945 954 Menschen, darunter 106 764 Chinesen, 26 000 Chams und Malaien, 4551 Annamiten und 4628 wilde Laos.

Afrika.

— Das „Bolletino della Società geografica italiana" vom Mai dieses Jahres enthält einen kurzen Bericht über Maurizio Buonfanti's Reise durch Nord-Afrika. Derselbe hatte Tripoli im Anfang April 1881 verlassen und zog in der Richtung des Tsad-Sees auf dem von verschiedenen neueren Reisenden zurückgelegten Wege. Sein Hauptzweck war, in die bisher unerforschte Gegend südlich von Adamaua vorzudringen, die unsicheren Verhältnisse auf der Grenze zwischen Bornu und Adamaua machten jedoch ein weiteres Vorgehen in dieser Richtung unmöglich. Er mußte nach Kuka zurückkehren, von wo er sich westwärts wendete und dem von Massari nach Kano eröffneten Wege folgte; über Gando erreichte er den Niger bei Say, etwa in der Mitte zwischen Timbuktu und dem Einflusse des Binue. Dann wandte er sich nordwärts und erreichte Timbuktu und zwar in der trockenen Jahreszeit. Von Timbuktu wurde der Weg durch die Staaten Massina und Bambarra nach dem beinahe unbekannten Gebiete von Tombo fortgesetzt, doch die Reise endete unglücklich. Die Expedition wurde in den Shangistaaten von den Eingeborenen angefallen und geplündert, von 250 Begleitern blieben Buonfanti nur noch sechs übrig. So erreichte er unter großen Mühseligkeiten das Bussanga-Land, nördlich von Dahomay, wo er eine katholische Mission fand, welche es ihm möglich machte, seine Reise nach der Küste von Guinea fortzusetzen. Am 5. März 1883 kam er in Lagos an; alle seine wissenschaftlichen Sammlungen sind verloren.

— Im April und Mai dieses Jahres hat Dr. Schweinfurth eine Reise nach dem Gebiete im Westen des Fajum ausgeführt, welche für Geographie, Geologie und Archäologie interessante Ergebnisse hatte. Er fand die Gestalt des Birket el-Qerun, jenes Brakwasser-Sees, welcher die tiefste Senkung des Fajum einnimmt, ganz anders, als sie auf den bisherigen Karten erscheint. Nördlich desselben wurde ein bis dahin unbekannter altägyptischer Tempel entdeckt und wenige Marschstunden westlich der Pyramiden von Gizeh die bisher in Unter-Aegypten noch nicht bekannte Kreideformation aufgefunden.

— Aegypten hat, vom Mahdi bedrängt, seinem alten Feinde Abessinien die Hand zum Bunde gereicht: König Johannes zieht den in Kassala, Gelabat, Gedaref und Dschira von den Aufständischen mehr oder weniger bedrängten Aegyptern mit drei Heerhaufen zu Hilfe und erhält dafür das Bogos-Land abgetreten und die Befreiung aller über Massauah eingeführten Waaren von jedem Zoll.

— Eine willkommene Vervollständigung der kurzen Notiz über Angra Pequena im „Globus" Bd. 45, S. 253, giebt der in den „Annalen der Hydrographie" Bd. 12, S. 260 veröffentlichte Reisebericht des Kapitäns Aschenborn von S. M. Kanonenboot „Nautilus", dem eine kartographische Skizze der Bucht und zwei Ansichten derselben mit den Lüderitz'schen Niederlassungen beigegeben sind. Die Vortrefflichkeit des Hafens wird bestätigt. An einem guten Landungsplatze liegen die Baulichkeiten der Lüderitz'schen Niederlassung. In ihrer Nähe befinden sich einige Kraale der Eingeborenen, deren Männer wie Frauen im Dienste der Niederlassung beschäftigt werden. Außer-

dem hat Herr Lüderitz auf den Wunsch des „Kapitäns" Joseph Fredericks, des „Königs" der Eingeborenen, in der Mission Bethanien eine Verkaufsstelle eingerichtet. Dorthin soll ein Landwirth berufen werden, um die Eingeborenen eine rationelle Bebauung des Bodens zu lehren, zu welchem Zwecke von dem „Könige" noch sieben Morgen guten Bodens geschenkt sind. Den Verkehr mit dem Binnenlande vermitteln stark gebaute Wagen von 40 Centnern Tragfähigkeit, den mit der Kapstadt ein Schoner von geringem Tiefgange; endlich laufen zwei andere Schiffe der Firma zwischen Europa und der Ansiedelung.

Das Klima ist ein gutes, der Temperaturwechsel ein geringer, Flußmündungen oder Sümpfe sind nicht vorhanden. Die höchste dort beobachtete Wärme betrug 42,5° C., ein kühler Seewind weht fast fortwährend, und das Wasser hat wegen des kühlen nördlichen Küstenstromes sogar nur eine Temperatur von 17,5° C. Eine Menge von kleinen Sträuchern wächst in Folge der häufigen Niederschläge zwischen den Steinen und im Sande der Bergschluchten. Sonst ist das Land absolut kahl. Der Boden besteht aus verwittertem vulkanischem Felsgestein und Sand und so umgiebt ein etwa 20 engl. Meilen breiter Gürtel von Flugsand den Hafen in einer Entfernung von 4 bis 10 englischen Meilen, wodurch natürlich die Verbindung mit dem Innern des Landes sehr erschwert wird. Zudem hat Angra Pequena kein Wasser und muß sich dasselbe von Kapstadt kommen lassen, so daß die Tonne Wasser auf 33 englische Schilling zu stehen kommt.

Die der Bucht vorgelagerten Inseln waren, wie ihre Namen (Pinguin-Inseln) besagen, früher nur ein Aufenthaltsort von Pinguinen und Robben; jetzt wohnen einige Arbeiter auf denselben, die den leider schon zur Neige gehenden Guano sammeln. Eine Menge verschiedener Seevögel nistet noch dort. Zwei Züge mit dem Schleppnetz in der Bucht reichten aus, die Mannschaft des „Nautilus" mit Fischen zu versorgen. Von wilden Thieren ist nur der Schakal vorhanden, Antilopen und Springböcke kommen nicht vor, Schlangen und Skorpione nur vereinzelt.

Der Mineralreichthum des Landes soll ein großer sein; mit Erfolg wird nach Kupfer, Silber und Gold gegraben. In die Felsmasse eingesprengte Eisenstückchen konnten taschenvoll gesammelt werden.

Dem bei der Faktorei liegenden etwa 150 m hohen Berge hat Herr Lüderitz den Namen Nautilusspitze beigelegt und auf ihm ein weithin sichtbares Kreuz errichtet.

Unterdessen hat Generalkonsul Nachtigal auf der „Möwe" am 4. Juni Madeira passirt, um die Besitznahme von Angra Pequena für das Deutsche Reich zu vollziehen, die deutsche Flagge zu hissen und die Geltung der deutschen Gesetzgebung auf dem Territorium zu proklamiren; so heißt es wenigstens.

Nordamerika.

— Ueber die Bedeutung der skandinavischen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten finden wir in L. Passarge's „Sommerfahrten in Norwegen" (II, S. 183 ff.) folgende interessante Angaben. Die Zahl dieser Einwanderer beträgt zur Zeit über eine Million, wovon ungefähr 90 Proc. in den nordwestlichen Staaten, namentlich Minnesota und Wiskonsin leben. Weitaus die Mehrzahl sind Ackerbauer, doch findet man auch viele Handwerker, Bergleute und Seeleute. Wiederholt haben diese beiden Staaten norwegische oder schwedische Staatssekretäre gehabt. Gegenwärtig sind in Minnesota 107, in Wiskonsin 123, in Iowa 112 und in Illinois 104 Staatsämter mit Skandinaviern besetzt. Ebenso zahlreich sind sie in den gesetzgebenden Versammlungen dieser Staaten vertreten. In Chicago, wo ungefähr 40 000 Skandinavier leben, findet man sie als Aldermen, County Commissioners, Sheriffs, Friedensrichter u. s. w. Namentlich sind von den Feuerleuten und Polizeibeamten viele Skandinavier. An den Universitäten von Minnesota und Wiskonsin lehren mehrere skandinavische Professoren. — In den verschiedenen Theilen des amerikanischen Nordwestens giebt es nicht weniger als 700 skandinavische Kirchen und fünf große Kollegien zur Ausbildung von Geistlichen, daneben eine sehr bedeutende Anzahl von Elementarschulen. In kirchlicher Hinsicht bilden die Skandinavier sechs verschiedene Synoden, jede mit einem Präsidenten und Kirchenrath. Das älteste skandinavische Blatt, „Fädrelandet og Emigranten", erschien 1851. Die Zahl aller Zeitungen beträgt jetzt über 20, welche in einer Stärke von etwa 80 000 Exemplaren verbreitet werden. In neuerer Zeit gehen auch viele Norweger (doch mehr Dänen) nach der nördlichen der beiden großen Inseln von Neu-Seeland, wo Makarete und Norsewood in dem Grade skandinavisch sind, daß selbst die dortigen deutschen Familien dänisch (norwegisch) reden.

— „L'Exploration" druckt folgenden Brief des Herrn von Hesse-Wartegg aus Wien, der sich augenblicklich auf einer Reise in Mexiko befindet, ab: „Patzcuaro, Staat Michoacan (Mexiko), 25. April 1884. Erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich nach einer mehrmonatlichen Reise in Centralamerika und Mexiko jetzt einige Wochen im Staate Michoacan, der Wiege der eingeborenen Tarasco-Indianer, zubringe, um eine genaue Karte herzustellen, die Höhen der Umgegend, der Seen Patzcuaro, Chapala und Cuitzco zu bestimmen, die zwar Humboldt und Calderon de la Barca schon besucht haben, die aber trotz alledem noch großentheils unbekannt ist.

Ich habe einen schönen Erfolg bei meinen Ausgrabungen zu Zintzuntzan, der alten Hauptstadt der Könige von Michoacan, zu verzeichnen, bei denen ich eine große Menge sehr verschiedenartiger und künstlerisch behandelter Töpferwaare, Figuren und Statuetten in Stein und gebrannter Erde, wie auch andere Gegenstände von einigem historischen Werthe gefunden habe. Außerdem habe ich die Traditionen und Sagen der Einwohner gesammelt, die die Inseln dieser Seen bevölkern — Indianer, deren Rasse sich rein erhalten hat und deren Typus durch die Mischung mit den wenigen Mestizen, die zuweilen zu ihnen stoßen, sehr wenig getrübt ist. In ihren Sitten, ihren Sagen und vielen anderen Einzelheiten macht sich eine große Aehnlichkeit mit solchen der ostasiatischen (?) Rassen bemerklich, und diese Indianer behaupten, selbst die Nachkommen eines Volkes zu sein, das über ein „großes Wasser" gesetzt und an der Küste des Stillen Oceans an einem von ihnen ganz deutlich bezeichneten Punkte gelandet sei: nämlich an einem schmalen Hohlwege südlich von Manzanillo, wo man Inschriften in Bilderschrift und ein Abbild der Sonne auf den Felsen findet.

Ich habe auch mehrere barometrische Höhenmessungen in der Gebirgsgruppe im Süden des Popocatepetl, der von mir bestiegen ist, gemacht.

Ich nehme mir die Freiheit, diese wenigen Mittheilungen an Sie zu richten, weil meine Sammlungen ohne Zweifel (?) dazu beitragen werden, den Gelehrten weitere Beweise für die asiatische Herkunft der eingeborenen Rassen von Amerika zu liefern."

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

VIII.

Während seines Aufenthaltes in Frontera sammelte Charnay alte Töpfereierzeugnisse und brachte davon eine Anzahl zusammen, obwohl dieselben in Tabasco seltener sind als in anderen Staaten und die in den Wäldern gefundenen meist unachtsamer Weise zerbrochen werden. So besitzt das Museum in Mexiko kein einziges solches Stück. Unter denen, welche der Reisende erhielt, befanden sich verschiedene Figuren, die mehr oder weniger den Idolen aus dem Berglande glichen, sich aber in einigen Punkten denen von Palenque näherten. Zwei der schönsten finden unsere Leser umstehend abgebildet; das Prädikat „schön" ist freilich nur relativ zu verstehen, denn sie bestehen aus grobem Thone und sind etwas ungestaltet, dabei aber sehr merkwürdig.

Nach langem Warten wurde endlich Charnay durch die Abfahrt eines kleinen Dampfers aus der ungesunden und langweiligen Stadt erlöst, gelangte aber auf demselben mit Mühe und Noth nur etwa 190 bis 200 km auf dem Usumacinta aufwärts bis Montechristo und hatte für diese kurze Strecke dem Kapitän, auf dessen Anständigkeit er vertraut hatte, nicht weniger als 500 Francs zu zahlen. Dort theilte er seine Expedition in zwei Hälften; sein Diener Julian sollte mit dem Gepäck, den Geräthen und der Kiste voll Silbergeld zu Boote nach Tenosique weiter stromauf gehen, er selbst und Lucian ritten, die mächtigen Windungen des Usumacinta abschneidend, mit einem Führer quer durch das Land dorthin. Sie erreichten es zeitig am folgenden Tage. Tenosique ist das letzte Dorf in der Ebene; zwei Stunden davon liegen die Vorberge der Cordilleren und die „Boca del rio", die Stelle, wo der seinem Laufe nach unbekannte Fluß in langen Stromschnellen aus dem Gebirge tritt, das die Heimath der Lacandonen ist. Der Ort, aus elenden Hütten bestehend, liegt zum Schutze gegen die periodischen Ueberschwemmungen auf einer Anhöhe; an Hilfsmitteln oder Annehmlichkeiten bietet er nicht das Geringste, rühmt sich aber eines hohen Alters. 1535 gründete Francisco Gil, ein spanischer Abenteurer, der mit einigen Soldaten aus Guatemala kam, um sich Montejo's Expedition zur Eroberung Yucatans anzuschließen, einen Posten, dessen Stelle früher offenbar ein indianisches Dorf einnahm. Noch bis vor 30 Jahren soll es sich diesen ursprünglichen Charakter bewahrt haben; damals hatte es noch seinen Kaziken, die Topiles, dessen Stellvertreter, und auf dem großen Platze den Picote oder Gerichtspfeiler, wie er sich in allen yucatekischen Ruinen findet, und an dessen Stelle jetzt der Stock zum Einspannen der Füße von Uebelthätern getreten ist. Neuerdings hat der Ort eine erhöhte Wichtigkeit dadurch erhalten, daß in Folge der zunehmenden Seltenheit von Mahagonibäumen in den Wäldern Tabascos die Holzfäller in die noch unerforschten Thäler des Staates Chiapas, an den obern Usumacinta und bis nach Guatemala vorgedrungen sind. Tenosique ist der Ausgangspunkt für diesen Verkehr geworden; dort wohnen auch die Agenten der beiden Häuser, welche denselben bis jetzt monopolisirt haben. Der erste beste kann sich übrigens nicht mit dem Mahagoniholzhandel befassen; denn dazu gehört ein ansehnliches Kapital und eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Bewohner; viele haben sich schon, verführt durch den

kolossalen Gewinn ihrer Vorgänger, dabei ruinirt durch Mangel an Erfahrung. Das Mahagoni an sich kostet nichts, und Bäume, schlank wie die Fichten, riesenhaft und prachtvoll, sind in Menge vorhanden; der Staat erhebt nur eine leichte Steuer von fünf Franken für den Stamm und es kommt nur darauf an, denselben sich zu holen. Aber darin liegt eben die Schwierigkeit. Zunächst handelt es sich darum, neue Plätze zu entdecken, wo der Baum in Menge vorkommt. Dazu hat der Großhändler seine Monteros, thatkräftige, an das Leben in der Wildniß gewöhnte Männer, die einzeln in Begleitung von zwei Indianern und eines mit Lebensmitteln beladenen Maulthieres ausziehen, bewaffnet mit Revolver und Flinte, weniger für die Vertheidigung, als um Wild damit zu erlegen. So dringen dieselben in den dichten Wald ein, öffnen sich mit dem Waldmesser einen schmalen Weg und bleiben oft zwei bis drei Monate auf der Suche nach dem kostbaren Holze in den unerforschten Einöden, wo sie sich allabendlich ein Schutzdach gegen den strömenden Regen bauen, mit wilden Thieren kämpfen und den ganzen Tag auf feuchtem, fiebererzeugendem Terrain herumirren müssen. Die angetroffenen Bäume werden gezählt, gezeichnet und ihre Zahl bei der Heimkehr dem Auftraggeber mitgetheilt. Ebenso muß der Montero die Schwierigkeiten, welche sich dem Wegschaffen der Stämme entgegenstellen, und die Kosten desselben überschlagen. Wie oft trifft er bei seinen langen Wanderungen



Terracotta-Idole aus Tabasco. (Nach einer Photographie.)

auf einen Schatz von Bäumen, dem er sich nicht nahen kann, weil das Fehlen von Straßen, unebener Boden, allzu üppige Vegetation ihn hindern. Ein Weg läßt sich wohl anlegen, aber es muß auch ein Fluß in der Nähe der Bäume sich befinden, denn falls er weiter als zwei Wegstunden entfernt ist, wird die Ausbeutung zu kostspielig. Ferner gilt es Arbeiter zu beschaffen, welche wenig zahlreich und den großen Unternehmern stets verschuldet und zur Dienstleistung verpflichtet sind. Ohne diese alte Sitte, welche schon vor Alters bei den Maya galt, wäre kein einziger Arm zu erhalten. Ist aber der Indianer einmal verschuldet, so wird er auch zum Sklaven des Gläubigers; bei seiner Charakterschwäche und Trunksucht geräth er immer tiefer in Schulden und muß sein Leben lang Zwangsarbeit verrichten. Stirbt er, so geht die Verpflichtung auf seinen Sohn über. Ohne diese Sitte erhielte Europa kein Mahagoniholz und wir müßten alle in fichtenen Bettstellen schlafen, was freilich auch kein Schaden wäre. Da der Indianer seinen Herrn nicht verlassen darf, ohne seine Schulden zu bezahlen, so übernimmt der Mahagonihändler dieselben, und da jeder Indianer seine 2000, 3000, auch wohl 5000 Francs kostet, und man mitunter 200 bis 300 Leute braucht, so kann man sich einen Begriff von den Summen machen, welche in diesem Handel stecken.

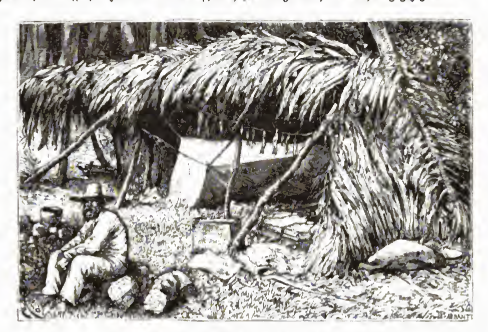
Sind endlich die Arbeiter zusammengebracht, so werden sie von dem Montero an den ausgekundschafteten Platz geführt, wo mitten im Urwalde, 30, 40 oder 60 Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt, Ranchos errichtet werden. Dann bedarf es unaufhörlicher Nachschübe, um der Ansiedelung die nöthigen Geräthschaften und Lebens-



Das Fällen des Mahagoniholzes. (Nach einer Skizze Charnay's.)

mittel zuzuführen. Nun werden die Bäume gefällt, entrindet und vierkantig zugehauen; aber sie liegen weit von einander entfernt, der Fluß ist nicht nahe und für jeden Stamm muß ein besonderer Pfad geöffnet werden. Ochsen schleppen das Holz zum Flusse; aber dieselben sind im Staate noch seltener als Menschen, und man muß sie von der andern Seite der Cordilleren, aus den Ebenen von Chiapas 150 Stunden weit herholen. Sie sind dort nicht theuer und kosten das Stück nur 100 Francs, aber der weite und schwierige Weg und der Futtermangel reducirt eine Herde um drei Viertel ihrer ursprünglichen Stärke, und was wirklich seinen Bestimmungsort erreicht, kommt dort in einem jämmerlichen Zustande an und kostet das Haupt nun 400 Francs. Durch Anstrengung und schlechtes Futter — man kann ihnen nur Baumblätter geben — gehen auch dort so manche zu Grunde; oft führen auch die Arbeiter, wenn sie lange kein frisches Fleisch gehabt haben, absichtlich Unglücksfälle herbei, um dann das verwundete oder erschlagene Thier verspeisen zu können. Unaufhörlich müssen neue Ochsen zugeführt werden, und damit steigen auch die Anschaffungskosten des Mahagoni.

Ist der Stamm endlich am Flußufer angelangt, so wird er auf allen Seiten mit einer Marke versehen und den Wellen übergeben, um beim nächsten Hochwasser hinabzuschwimmen; bleibt er irgendwo in einer Bucht oder an einem Felsen hängen, so wird er vielleicht im folgenden Jahre flott. Zur Zeit der Flußschnelle begeben sich dann die Indianer von Tenosique auf leichten Booten zur Boca del rio, wo der Fluß die Stämme zu Hunderten gleichsam ausspeit. Für jeden Stamm, den sie bergen, erhalten sie $2^1/_2$ Francs; da jeder gezeichnet ist, vereinigen sie das Eigenthum jedes Unternehmers zu Flößen und bringen es so nach dem Dorfe. Man ersieht aus dieser Darstellung, wie viel Geld, Arbeit und Gefahr zur Erlangung des Mahagoni aufgewendet werden muß; die Epidemien unter den Ochsen, das Fieber, welches unter den Arbeitern aufräumt, und die nicht seltene Unredlichkeit der Monteros sind dabei gar nicht in Rechnung gezogen.

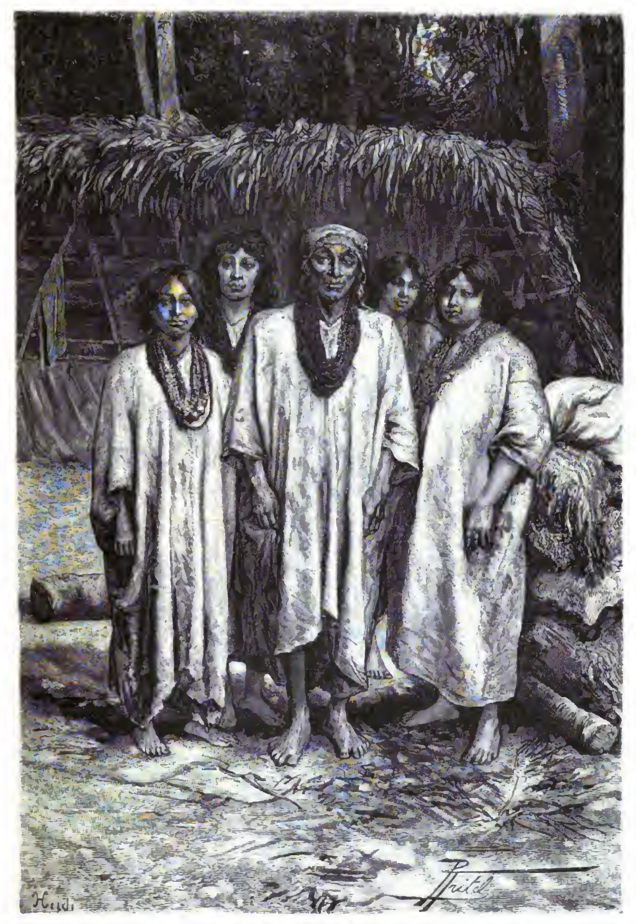


Don Pepe Mora. (Nach einer Skizze Charnay's.)

Inzwischen erhielt Charnay über die Ruinen, welche am obern Usumacinta existiren sollten und die er auffinden wollte, so widersprechende Nachrichten, daß er fast an eine großartige Mystifikation dachte. Zuletzt aber fand er einen Gewährsmann, der jetzt politischer Chef in Tenosique ist, Suarez mit Namen, dessen Angaben sehr bestimmt lauteten; derselbe war der erste, der sie überhaupt gesehen. Sie sollten ca. 50 Stunden von Tenosique entfernt jenseits der Sierra und am linken Ufer des Usumacinta liegen; kein Weg führt dorthin, aber die einzuschlagende Richtung ist bekannt. Suarez fand sie zwölf Jahre früher, wo sie von den Lacandonen noch sehr verehrt wurden; sie unterhielten dort Wachen und feierten an bestimmten Tagen religiöse Ceremonien. Sie litten es nicht, daß man die Tempel berührte; aber seitdem ein großes Götzenbild, das sie besonders anbeteten, herabgestürzt ist, haben sie den Ort verlassen.

Auf diese Aussage hin unternahm Charnay die Reise, vor deren Beginn er unendliche Schwierigkeiten bei Beschaffung von Lebensmitteln, Maulthieren, Packsätteln und dergleichen zu überwinden hatte. Am 15. Mai 1882 wurde mit schlechten, nur halb belasteten Thieren die Reise in ostsüdöstlicher Richtung angetreten. Der Weg war abscheulich, aber der Wald, den man durchzog, mit seinen Riesenstämmen und mächtigen Lianen von überwältigender Großartigkeit. Es ist die Straße nach dem See Peten in Guatemala, der man folgte; ihre Stationen sind auf der Karte mit Namen bezeichnet, aber Wohnungen oder Menschen findet man dort nicht. Nur einem einzigen Reisenden begegnete Charnay. Zur Zeit der Conquista jedoch gab es hier volkreiche Städte, wie noch vorhandene Trümmer und die Angaben gleichzeitiger Schriftsteller (Cogolludo und Villa Gutierre Soto Mayor) beweisen. Von ihrer Bevölkerung sind nur dürftige Reste übrig geblieben, die in den Wäldern umherirren.

Nachdem man bereits mehrere Maulthiere verloren, erreichte man am sechsten Tage die Stelle, wo man von dem Wege nach Peten südwärts abbiegen und die aus Kalk bestehende Bergkette überschreiten mußte, welche das rechte Ufer des Usumacinta begleitet. Ueber die Abhänge des



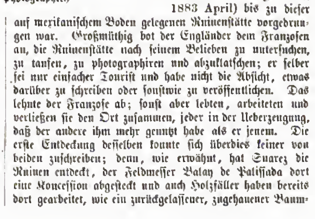
Lacandonen. (Nach einer Photographie.)

Mirador ging es auf sehr schwierigem Wege hinauf zur Subida del Aguila, die zwar nur eine Höhe von 450 m hat, aber durch Steilheit, sowohl als auch scharfe Felskanten lästig fällt. Jenseits erreichte man bald die Ebene und den Rio Chotal, an dessen Ufer man einen alten Montero, Don Pepe Mora, traf, der schon seit drei Monaten in Begleitung zweier Indianer ein elendes Leben in der Wildniß führte und schwer vom Mangel an Lebensmitteln und vom Fieber zu leiden hatte. Hier war das Land der Lacandonen erreicht; es zeigten sich Spuren ehemaliger Kulturen, Citronen-, Breiapfel- und Cherimojabäume, Felder von Rohr zur Herstellung von Pfeilen und Reste von Hütten, welche die Indianer beim Nahen der Mahagonisucher verlassen hatten. Am selben Abend lagerte die Karawane am rechten Ufer des Usumacinta, an der Stelle, welche Paso Yalchilan heißt, und unterhalb derer die gesuchten Ruinen liegen sollten. Charnay hatte von Tenosique aus eine Anzahl Leute dorthin vorausgeschickt, welche ihm einen Pfad durch den Urwald gebahnt hatten; ihre zweite Aufgabe aber, die Herstellung eines Bootes, hatten sie in unverantwortlicher Weise vernachlässigt. Zur Vollendung desselben hätte es noch mindestens einer Woche mehr bedurft, und so lange reichten die mitgenommenen Lebensmittel nicht. Als der Reisende noch überlegte, was zu thun sei, damit er sein nahes und doch so fernes Ziel erreiche, kam in einem Boote ein Mann angetrieben, in ein langes weißliches Gewand gekleidet und sich mittels eines Blattes der Fächerpalme gegen die Sonnenstrahlen schützend. Als er die Fremden erblickte, wollte der Lacandone — denn ein solcher war es — sofort Kehrt machen; aber einer von Charnay's Begleitern, der glücklicherweise Maya sprach, rief ihn an und versprach ihm Wunderdinge, wenn er landen wollte, was er dann auch schließlich that. Es war ein hochgewachsener alter Mann, der seine große weitärmelige Tunika mit Würde trug und dem Reisenden lächelnd die Hand schüttelte; doch warf er im Lager furchtsame Blicke nach rechts und links. Außer seinem Gewande, das aus grobem, aber geschmeidigem Baumwollstoffe gemacht war, trug er ein Stück vom selben Zeuge auf dem Kopfe, vielleicht um seine Kahlköpfigkeit zu verbergen, und am Halse ein riesiges Halsband von zwanzig Windungen, das aus Körnern, Glasperlen, Hundezähnen und einigen durchbohrten Münzen bestand; in der Hand hielt er Bogen und Pfeile. Es war ein Häuptling der Lacandonen, der gegen eine Anzahl Aexte, Säbel, Stoffe, Messer, Salz und Angelhaken hocherfreut einwilligte, Charnay und dessen Leute in seinen zwei Booten nach den Ruinen zu bringen, und sich sofort mit dem des Maya kundigen Begleiter Charnay's auf den Weg machte.



Idol aus einem lacandonischen Tempel.
(Nach einer Photographie.)

Am folgenden Morgen hatte der Reisende das Glück, ein Wildschwein, einen Hokko und ein halbes Dutzend Aras zu erlegen, wie überhaupt jener Strich Landes reich an Wild ist. Als er darauf wartend am Flußufer saß, erschien plötzlich ein mit drei Weißen besetztes Boot, das er höchlichst überrascht anrief. Es kam herbei und seine Insassen berichteten, daß sie zu der Expedition des Don Alfredo gehörten, der sich in der bewußten Ruinenstadt aufhalte, und daß sie vergeblich den Fluß hinaufgefahren seien, um bei den Lacandonen Lebensmittel, an denen sie Mangel litten, zu holen. Freilich beschlich dem Reisenden ein bitteres Gefühl, daß ihm nach solchen Opfern an Zeit und Geld und so vielen Anstrengungen ein Anderer in der Entdeckung der Ruinenstadt zuvorgekommen sei; aber er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, zumal er erfahren hatte, daß Don Alfredo im Besitze eines großen Bootes sei, wie er es brauchte, um alle seine Geräthe und sein Material zum Abklatschen von Denkmälern fortschaffen zu können. Er theilte den Fremden also von seinem Wildpret und sonstigen Lebensmitteln mit, ließ sie von dreien seiner Leute begleiten und richtete unter Uebersendung seiner Visitenkarte an Don Alfredo die dringende Bitte, ihm sein großes Boot senden zu wollen. Das that derselbe denn auch am folgenden Morgen, und nach dreistündiger Fahrt konnte Charnay die Bekanntschaft des Fremden machen; es war Mr. Alfred Maudslay aus London, der auf seinen Reisen durch Guatemala (vergl. Proceedings of the R. Geogr. Soc. 1883 April) bis zu dieser



auf mexikanischem Boden gelegenen Ruinenstätte vorgedrungen war. Großmüthig bot der Engländer dem Franzosen an, die Ruinenstätte nach seinem Belieben zu untersuchen, zu taufen, zu photographiren und abzuklatschen; er selber sei nur einfacher Tourist und habe nicht die Absicht, etwas darüber zu schreiben oder sonstwie zu veröffentlichen. Das lehnte der Franzose ab; sonst aber lebten, arbeiteten und verließen sie den Ort zusammen, jeder in der Ueberzeugung, daß der andere ihm mehr genutzt habe als er jenem. Die erste Entdeckung desselben konnte sich überdies keiner von beiden zuschreiben; denn, wie erwähnt, hat Suarez die Ruinen entdeckt, der Feldmesser Balay de Palissada dort eine Koncession abgesteckt und auch Holzfäller haben bereits dort gearbeitet, wie ein zurückgelassener, zugehauener Baum-

stamm bewies. Charnay taufte sie nach dem Namen eines Amerikaners, der einen Theil seiner Reisekosten bestritten hatte, „Ville Lorillard“.

Ueber ihre Ausdehnung und die Anzahl ihrer Gebäude kam Charnay nicht ins Reine, da die dichte Vegetation, welche die Ruinen bedeckte, und seine wegen der Entfernung von jedem bewohnten Orte geringen Hilfsmittel eine genaue Untersuchung unmöglich machten. Nach Analogie der früher besuchten Ruinenstädte muß sie indessen 15 bis 20 Tempel und Paläste für den Kaziken und die Oberhäuptlinge besessen haben, während das gemeine Volk und die Sklaven ringsum in längst verschwundenen leicht gebauten Hütten wohnten. Die Trümmer liegen auf dem linken Ufer des Usumacinta, die untersten auf Terrassen, die sich etwa 20 m über den Fluß erheben, und ziehen sich dann an den Abhängen natürlicher Hügel hinauf, welche durch Steinaufmauerungen gestützt, mit Treppen versehen und zu Esplanaden umgeformt worden sind. Das ist genau so wie in Palenque, nur sind die Bauwerke nicht so zahlreich, ansehnlich und mit Skulpturen geschmückt; das verwendete Material, das Innere und die Ausschmückung, Inschriften und Basreliefs gleichen ebenfalls denen in Palenque.

Das erste Bauwerk, welches Charnay untersuchte, ist ein Tempel, welcher 150 m vom Flußufer auf einer ca. 40 m hohen Pyramide steht. Für einen Tempel hält es der Reisende, weil es ein großes steinernes Idol und Nischen enthält, in welchen sich wahrscheinlich einst kleinere Götzenbilder befanden, da deren Wände von dem Rauche von Opfern geschwärzt sind. Das Idol, dessen Kopf abgebrochen war, lag mitten zwischen den Trümmern; das Gesicht ist vollständig verstümmelt, weshalb Charnay vermuthet, daß die Stadt durch Feinde zerstört wurde; denn das erste, was der Sieger that, war stets, die Götter der Besiegten zu vernichten, und in den mexikanischen Handschriften wird die Niederlage eines Stammes immer durch ein kleines Gebäude mit vorspringendem Gesimse, also einen Tempel, dargestellt, in welchen ein Krieger mit einer brennenden Fackel in der Hand eindringt. Das Idol ist einzig in seiner Art und sehr schön; weder in Tabasco noch Yucatan hat Charnay seinesgleichen gefunden. Es stellt einen Mann dar, der mit gekreuzten Beinen nach orientalischer Weise dasitzt und beide Hände auf die Knie legt. Die Haltung ist würdig, voll Ruhe und Heiterkeit, wie bei einem Buddhabilde. Auf dem Haupte trägt er einen gewaltigen Kopfputz in Gestalt eines phantastischen Kopfes mit Diadem und Medaillons, das Ganze von einem Walde großer Federn eingerahmt, wie sie im gleichen Stile und gleicher Ausführung die Säulen von Tula und Chichen-Itza zeigen. Wunderbar proportionirt ist die Büste; Schultern und Brust bedeckt eine Art Bischofsmäntelchen, das zwischen reichem Perlenbesatz drei Medaillons, ähnlich den römischen Militärdekorationen, zeigt, zwei auf den Schultern und eines vorn auf der Brust. Aehnlicher Schmuck, nur weniger erhaben gearbeitet, bedeckt den Unterleib und endet in ein Medaillon, das größer als die anderen drei ist und an welches sich unten ein franzenbesetztes maxtli anschließt. An den Unterarmen trägt die Statue breite Armbänder.

Weiteres über die Greely-Expedition.

In der „Mail“ vom 21. Juli kommentirt ein englischer Fachmann, leider ohne seinen Namen zu nennen, die bisher aus Philadelphia eingelaufenen Telegramme über die Greely-Expedition; das Interessanteste aus seinen Ausführungen geben wir im Nachfolgenden wieder. Es ist noch nicht an der Zeit — sagt er — irgend jemanden wegen des bekannten traurigen Ausgangs der Expedition eines Versehens anzuklagen; soweit die Nachrichten bis jetzt reichen, scheint Lieutenant Greely den Umständen nach am besten gehandelt zu haben, als er seinen Rückzug von der Station Fort Conger nach Süden antrat. Gewiß war er überzeugt, daß sein Vaterland alle Anstrengungen machen würde, seine braven Pionniere zu retten, aber niemand wußte auch besser als er, welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sich jedem Schiffe bei einem Versuche, so weit nach Norden vorzudringen, in den Weg stellen mußten. Kein Wunder also, daß das Häufchen Männer sich im August 1883 entschloß, lieber nach Süden vorzudringen, als in dem ungastlichsten Gebiete der Erde noch einen dritten Winter auszuharren. Es mag daran erinnert werden, daß im vorigen Herbste die schwedische Expedition unter Baron Nordenskiöld, welche nordwärts bis Kap York (ca. 76° nördl. Br., an der Nordküste der Baffins-Bai) kam, von Eskimos hörte, daß die Greely'sche Expedition ihre Station verlassen habe und auf einer südlicher gelegenen Insel lagere. An diesem Gerüchte war, wie man jetzt sieht, etwas Wahres; leider aber gelang es der unglücklichen Abtheilung nicht, weiter nach Süden zu gelangen als bis Kap Sabine auf Ellesmere-Land am Eingange des Smith-Sund, etwa 150 englische Meilen von ihrer Station am Lady Franklin-Sunde (oder speciell an der Discovery-Bai) und 300 bis 400 Meilen von Upernivik, dem nächsten dänischen Posten. Jetzt ist es freilich leicht zu sagen, daß es viel besser für sie gewesen wäre, in ihren verhältnißmäßig bequemen Quartieren in Fort Conger zu bleiben, wo vielleicht alle Mitglieder am Leben erhalten und in diesem Sommer von den Schiffen „Bear“ und „Thetis“ gerettet worden wären. Ist aber ein Irrthum begangen worden, so hat man schwer dafür gebüßt: als die Expedition im letzten August die Discovery-Bai verließ, fehlte kein Mann; aber die wenigen Monate auf den nackten Klippen von Kap Sabine haben 19 Männern das Leben gekostet.

Die Greely'sche Expedition wurde bekanntlich von der Regierung der Vereinigten Staaten als ein Glied jener Kette internationaler Stationen ausgesendet, deren Hauptaufgabe es war, nach einem vorher bestimmten Plane regelmäßige Beobachtungen über die meteorologischen und anderen physikalischen Verhältnisse im Polargebiete anzustellen. Da der Beobachtungspunkt der Greely-Expedition viel nördlicher lag als irgend ein anderer, so brach sie ein Jahr früher als diese auf, um ihren Posten bestimmt zur rechten Zeit zu erreichen und ihre Beobachtungen nicht später als im August 1882 beginnen zu können. Sie war sowohl mit wissenschaftlichen Instrumenten als auch mit allem, was für ein behagliches Leben unter ungewöhnlich schwierigen Verhältnissen erforderlich war, auf das beste ausgerüstet. Der mitgeführte Proviant konnte leicht so eingetheilt werden, daß er bis zum heurigen Sommer reichte, und man weiß

aus Briefen, welche Lieutenant Greely kurz nach seiner Ankunft auf der Station geschrieben hat, daß die Gegend um Lady Franklin-Bai (81° 44′ nördl. Br.) an Moschusochsen sehr reich ist. Ueberdies waren zwischen der Station und der Baffins-Bai Depots von Lebensmitteln und Booten in kurzen Zwischenräumen angelegt worden. Auch wußte Greely, daß man in den Sommern 1882 und 1883 Anstrengungen machen würde ihn zu erreichen, und er selbst hatte die Passage durch den schwierigen Sund zwischen Kap York und Lady Franklin-Bai nach Norden (also durch den Smith-Sund, das Kane-Bassin und den Kennedy-Kanal) mit einer noch nicht dagewesenen Schnelligkeit ausgeführt. Kein Wunder darum, daß er und seine Leute unruhig wurden, als zwei Jahre hinter einander kein Zeichen von Hilfeleistung erschien. Bis zur dritten Juliwoche dieses Jahres hatte man seit dem 15. August 1881 auch nichts von Greely gehört; jenes Datum trug ein langer Brief von ihm, worin er sich höchst hoffnungsvoll und freudig aussprach. Die beiden Versuche im Sommer 1882 und 1883, die Station zu entsetzen, mißglückten bekanntlich. Mehr Erfolg hatte ein dritter, welcher 1884 von den beiden Dampfern der Vereinigten Staaten, „Bear“ und „Thetis“, unternommen wurde, denen zur Unterstützung und als Zufluchtsort das von England zur Verfügung gestellte Polarschiff „Alert“ folgte. Das Vorgehen dieser Hilfs-Expedition ist allen Lobes werth; nur die äußerste Entschlossenheit und Geschicklichkeit befähigte sie, mit ihren Schiffen die furchtbaren Eishindernisse und Stürme der Melville-Bai und des Smith-Sund zu überwinden. Und um Haaresbreite wären sie zu spät gekommen; trafen sie doch den Lieutenant Greely an, wie er seinen umherliegenden Gefährten die Sterbegebete vorlas! Es giebt kaum einen traurigern und ödern Fleck auf Erden, als Kap Sabine, wo die unglückliche Expedition im vergangenen Herbste strandete. „Der rothe Syenit-Felsen, welcher Kap Sabine bildet“ — schreibt Sir George Nares, der Leiter der englischen Expedition von 1875/76 — „und die Inseln in der Nähe des Payer-Hafens sind im äußersten Grade unfruchtbar und öde. Während der drei Tage, welche wir dort aufgehalten wurden, bekamen wir sehr wenig animalisches Leben zu Gesicht, obgleich Streifpartien von den Schiffen aus die ganze unmittelbare Nachbarschaft erforschten.“ In das Ende des Kaps oder der Halbinsel ist eine Bucht eingeschnitten, vor welcher verschiedene Inseln, Brevoort, Payer, Stalknecht u. s. w. liegen. Dort hinterließ 1875 Sir George Nares 250 Rationen, welche Greely nicht gefunden zu haben scheint. Ebenso hat er von den 50 000 Pfund Proviant, welche die früher zu seiner Rettung ausgesandten Expeditionen für ihn vergraben haben, nur 250 Pfund aufgefunden. Das war ein großes Unglück, da Greely bei seinem Rückzuge von Lady Franklin-Bai fast alles, selbst die Boote, einbüßte und zurücklassen mußte; denn wie einst die Männer von der „Polaris“, so wurde auch seine Abtheilung eine Zeitlang auf einer Eisscholle nach Süden getrieben.

Wir fügen hier den telegraphischen Bericht über die Auffindung der letzten Ueberlebenden ein. Als „Thetis“ und „Bear“ an der Brevoort-Insel anlangten, wurden Streifpartien ausgeschickt, um nach Cairns (Steinhaufen) und darin enthaltenen Berichten zu suchen. Ein solcher wurde auf dem Gipfel der Brevoort-Insel gefunden; er datirte vom Oktober 1883 und gab an, daß die Greely'sche Expedition ein ständiges Lager bei Kap Sabine bezogen habe; sie befand sich damals wohl, hatte aber nur noch für 40 Tage Lebensmittel und litt empfindlich Noth. Sofort wurden alle Streifpartien zurückgerufen und Obermaschinist Lowe erhielt den Befehl, mit der Dampflaunch des „Bear“ voranzufahren, während die Schiffe nachfolgten. Die Launch erreichte das Lager der unglücklichen Expedition zuerst und kehrte mit der Meldung zurück, daß sich nur noch sieben davon am Leben befänden und daß Lieutenant Greely und zwei andere Männer im Sterben lägen.

Kapitän Schley, Dr. Emory und Fähnrich Reynolds waren bald wiederum unterwegs nach dem Lager, reichlich versehen mit Stärkungs- und Nahrungsmitteln, Kleidern und dergleichen. Unterwegs wurde Milchpunsch zubereitet. Der herrschende Wind steigerte sich zum Sturme und nur durch das sorgfältigste Manövriren der Launch war es möglich, das Lager zu erreichen. Die Wellen schlugen über Bord und durchnäßten jedermann daselbst. Als die Hilfebringenden das Lager erreichten, mußten sie das Zelttuch durchschneiden, um zu den Unglücklichen zu gelangen. Lieutenant Greely hatte gerade noch Kraft genug sich auf Händen und Knien aufzurichten. Er trug Pelzkleidung und eine rothe gestrickte Kappe, welche seine Hagerkeit nur um so schärfer hervortreten ließ. Aller Augen füllten sich mit Thränen beim Anblicke seiner langen Kopf- und Barthaare, seines verfallenen Gesichtes, seiner tief eingesunkenen Augen, welche mit verstärktem Glanze durch die Brillengläser hindurchsahen, und als er seine schwache Stimme hören ließ, die er zwar zu bemeistern suchte, die aber seine überwältigenden Gefühle klar erkennen ließ.

Zu jeder Seite lag ihm ein Gefährte, beide im Sterben — Korporal Ellison, mit abgefrorenen Füßen und nicht im Stande sein Haupt zu erheben, und der Soldat Maurice Connell in einem Schlafsacke, dem Hungertode nahe. Die vier anderen, Sergeant Brainard, die Soldaten Long und Fredericks und der Lazarethgehilfe Beberbeck waren gerade noch im Stande aus dem Zelte hinauszuwanken. Zunächst stärkte man sie mit etwas Milchpunsch und Ammoniak, dann folgten Brühe und warme Milch. Alle waren für den Augenblick durch das Bewußtsein, gerettet zu sein, erregt; ihr Bitten um Essen war herzzerreißend, doch mußte ihnen feste Nahrung noch verweigert werden. Sorgsam führte man sie nach der „Thetis“ über und pflegte sie zärtlich. Einige Tage nach der Rettung war ihr Zustand noch ein bedenklicher, da auf die erste Freude tiefe Niedergeschlagenheit folgte. Der Geisteszustand war bei allen schwach, Sprache und Bewegung leise und langsam. Ellison verlor vor seinem Tode den Verstand.

Nun zurück zu den Ausführungen in der „Mail“. In Betreff der Einzelheiten der Arbeit, welche die unglückliche Expedition während ihres fast dreijährigen Aufenthaltes in so hohen Breiten geleistet hat, muß man die Veröffentlichung der Berichte abwarten. Zum Glücke sind Abschriften aller Beobachtungen und die Instrumente gerettet worden, so daß der Gewinn für die Wissenschaft vielleicht ein ungewöhnlich hoher ist. Leider sind die Photographien verloren gegangen. Während die Hauptaufgabe der Expedition in dem Anstellen von regelmäßigen physikalischen Beobachtungen bestand, hat sie doch daneben ihre exceptionelle Position benutzt, um unsere Kenntniß der arktischen Geographie zu vermehren.

Man erinnert sich des mühseligen Marsches des Kommandeurs Markham und seiner Leute von der Nares'schen Polarexpedition über das sogenannte „paläokrystische Eis“, um wenigstens einen Versuch zu machen, den Nordpol zu erreichen (vergleiche die treffliche Auseinandersetzung: „Die englische Nordpolexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolarfrage“ in Bd. 31 dieser Zeitschrift, speciell S. 154). Nachdem sie ca. 60 englische Meilen zurückgelegt hatten, mußten sie unverrichteter Sache umkehren und froh sein,

mit dem Leben davon zu kommen. Sie hatten indessen die Genugthuung, bis zur höchsten je erreichten Breite vorgedrungen zu sein, nämlich bis 83° 20′ 26″ oder ca. 40 englische Meilen nördlicher als Parry 1827 im Meere von Spitzbergen. Es war nicht zu erwarten, daß eine Expedition der Vereinigten Staaten zwei bis drei Jahre fast an derselben Stelle, wie die englische unter Nares, verweilen würde ohne zu versuchen, ihre Flagge weiter nach Norden zu tragen als jene. Und so ist denn auch Lieutenant Lockwood um 4 bis 5 englische Meilen (83° 24′) nördlicher gewesen als Markham, und um 19 Längengrade östlicher als die Engländer.

Lieutenant Lockwood, der sich leider unter den Todten befindet, scheint eines der thätigsten und unternehmendsten Mitglieder der Expedition gewesen zu sein. Im Jahre 1883 drangen er und Sergeant Brainerd in die Lady Franklin-Bai und deren Fortsetzung, den Archer Fjord, ein; 90 englische Meilen von der Beatrix-Bai (am Ende des Archer Fjord) stießen sie auf den Anfang eines von dem Westmeere her eindringenden Fjord, welcher vorläufig Greely Fjord getauft wurde. Von dem Mittelpunkte desselben in 80½° nördl. Br. und 78½° westl. L. Gr. sah Lockwood, daß in 20 Meilen Entfernung gegen Westen die nördliche Küste des Fjord ihr Ende erreichte, während die südliche Küste 50 Meilen weit sich ausdehnte. In 70 Meilen Entfernung zeigte sich Kap Lockwood, das anscheinend einer andern Insel als Grinnell-Land angehörte. Dieses neue Land erhielt den Namen Arthur-Land. (Wir übergehen weitere geographische Details, die nach den bisher vorliegenden Berichten unverständlich bleiben, vollends ohne Karte.)

Selbst noch im März dieses Jahres, als schon der Tod seine Ernte unter den Mitgliedern der Expedition am Kap Sabine zu halten begann, wurden noch Entdeckungen gemacht. Damals erblickte Sergeant Long, als er jagte, vom Berge Carey (nordwestlich von Kap Sabine) gegen Hayes-Sund in nordwestlicher Richtung und sah auf dessen Nordküste drei Kaps jenseit des letzten, welches Sir George Nares im Jahre 1876 gesichtet hatte. Der Sund selbst ist 20 englische Meilen länger als ihn die Nares'sche Karte darstellt. Auf seiner (schon früher erwähnten) Reise nach Norden gelang es Lieutenant Lockwood, 7 Grade weiter östlich vorzudringen als der englische Lieutenant Beaumont im Jahre 1875. Von einem 2000 Fuß hohen Berge sah er kein Land im Norden oder Nordwesten von Grönland; aber gegen Nordosten, unter 83° 35′ nördl. Br. und 38° 82′ westl. L. Gr. sah er ein Vorgebirge, dem er den Namen Robert Lincoln gab. Dies ist interessant, weil daraus zu folgen scheint, daß im Norden der amerikanischen Küste das Meer verhältnißmäßig inselleer ist, während gegen Nordosten der Archipel längs der grönländischen Nordküste wahrscheinlich sich weithin erstreckt, vielleicht sogar bis zu den Inseln im Nordwesten von Franz-Josef-Land.

Lieutenant Greely selbst machte im Sommer 1882 einen Ausflug in das Innere von Grinnell-Land, auf dessen Ostküste seine Station gelegen war; hierbei entdeckte er einen See, 60 englische Meilen lang und 10 breit, den er nach General Hazen, dem Chef des Signal Service der Vereinigten Staaten, benannte. Aus allem diesem geht hervor, daß, abgesehen von der strikt naturwissenschaftlichen Arbeit der Greely-Expedition, die geographischen Forschungen derselben sehr umfangreich gewesen sind, viel umfangreicher als die der englischen Expedition unter Nares. Dieselben erstreckten sich östlich und westlich von Fort Conger über etwa 40 Längengrade und nordwärts über 3 Breitengrade und ermöglichten es, die Nordküste von Grönland auf den Karten genauer darzustellen und besonders nach Osten und Nordosten hin zu verlängern. Ebenso erhält Grinnell-Land eine andere Gestalt auf der Karte und neu hinzugekommen ist Arthur-Land.

Das „paläokrystische Eis“, jene neue Entdeckung resp. Theorie von Nares (vergl. über dieselbe „Globus“, Bd. 31, S. 173 f.), hat sich als eine Fabel herausgestellt; es giebt im Norden von Grönland und Grant-Land kein „Meer ewigen Eises“; es ist jetzt klar, daß das Eis irgend eines Theiles des Arktischen Meeres keine zwei Jahre hintereinander dasselbe ist. Es muß nothwendigerweise beständig in Bewegung sein, an manchen Stellen angehäuft zu „paläokrystischen“ Massen, während an anderen das Meer verhältnißmäßig offen ist.

Eine Frage scheint endgiltig gelöst zu sein. Es ergiebt sich aus dem, was wir über die Greely'sche und die zu ihrer Hilfe ausgesandten Expeditionen wissen, sowie aus den Erfahrungen früherer Unternehmungen, daß der Smith-Sund weder für Schiffe noch auch für Schlitten einen Weg zum Nordpole darbietet. Was Lieutenant Lockwood gegen Nordosten erblickte, scheint darzuthun, daß der Weg über Franz-Josef-Land aussichtsreicher als je ist, und daß, wenn wiederum ein Versuch, den Pol zu erreichen, gemacht werden sollte, der Ausgangspunkt wahrscheinlich zwischen diesem Archipel und den Neusibirischen Inseln gewählt werden wird.

Die amerikanische Presse hat unter dem frischen Eindrucke der Trauernachrichten von Kap Sabine allgemein die Hoffnung ausgesprochen, daß keine weiteren Nordpolexpeditionen mehr unternommen werden sollten; doch zeigt die Erfahrung, daß solche Eindrücke nicht von langer Dauer sind und daß Polarexpeditionen in Amerika ebenso wenig ein Ende nehmen werden, weil die Greely'sche Expedition von solchem Mißgeschicke betroffen wurde, als sie es in England nach dem Verluste der beiden Schiffe „Erebus“ und „Terror“ gethan haben. Doch hat Amerika inzwischen genug gethan, daß es vorläufig Europa die Aufgabe, die Entdeckung im arktischen Gebiete weiterzuführen, überlassen darf. Ob 19 Menschenleben ein zu hoher Preis für einen weitern Sieg über die Unwissenheit ist, das ist eine Frage, auf welche mehr als eine Antwort gegeben werden kann; sie muß verschieden ausfallen je nach dem, was einer des Lebens für werth hält. Aber eins ist gewiß, daß Lieutenant Greely und seine Leute, ob todt oder lebend, sich für jetzt und immer die Bewunderung aller edelgesinnten Leute erworben haben.

Die Reise des Dr. Néis im Lande der Laos.

Wir entnehmen dem „Journal des Débats“ folgende Mittheilungen über die letzte Reise des Doktor Paul Néis zu den Laos. Er trat dieselbe am 11. December 1882 von Saigon an, verließ Phnom Penh am 19. December, fuhr auf dem Mekhong über Kratieh, Stung-Treng, Bassac, Lakhon und Pön-Pissay bis Bien-Schan, der alten Hauptstadt eines Laosreiches, und gelangte endlich nach Luang Prabang. Auf dieser Reise, wo er überall den Spuren Mouhot's, Harmand's und namentlich der großen unter Leitung von Doudart de la Grée und Francis Garnier unternommenen Expedition folgte, konnte er nur wenig Neues beobachten.

Unter dem 18. Breitengrade aber verändert der Fluß seine Richtung und beschreibt erst gegen Westen, dann gegen Norden, beinahe im rechten Winkel, zwei scharfe Ecken, an deren nördlichsten Luang Prabang liegt; er bespült dort den südlichen und westlichen Fuß einer ausgedehnten Hochebene, welche sich im Osten bis nach Annam, im Norden bis nach Tongking und China erstreckt. Dieses Gebiet ist etwa so groß wie das halbe Frankreich und noch niemals von dem Fuße eines Europäers betreten worden; hier sollte Néis seiner Instruktion gemäß ein Feld für seine Forschungen suchen.

Zahlreiche Wasserläufe durchfurchen diese Hochebene, sie wenden sich theils zum Mekhong, theils bewässern sie die nördlichen Provinzen von Annam. Im Norden fließt ein großer Fluß von Nordwest nach Südost, der von den Laos Nam-The genannt wird und dessen mittlerer Lauf nicht bekannt ist; er scheint mit dem Song-Maa der Annamiten, welcher die Provinz Thanh-Hoa durchläuft und sich in den Golf von Tongking ergießt, identisch zu sein. Bisher war dies Land bewohnt von einer Laos-Bevölkerung Namens Phuöng, welche theils an Annam (Fürstenthum Tian-Ninh), theils an Luang Prabang und an Siam Tribut bezahlte. Die Leute waren ruhig und arbeitsam, lebten von Ackerbau und Viehzucht und züchteten namentlich eine geschätzte Pferderasse. Durch ihr Gebiet hin unterhielt man von Luang Prabang aus Handelsverkehr mit Annam und Tongking. Doch dieses Land, welches sich früher eines großen Wohlstandes erfreute, ist seit zehn Jahren ein Opfer der Hos-Kamoï (Diebe, Räuber) genannten Stämme geworden, welche immer mehr Dörfer in Ruinen verwandeln, immer mehr Aecker verwüsten, immer mehr Menschen niedermetzeln oder dieselben zwingen, sich in die unzugänglichen Berggegenden zu flüchten.

Die Hos sind Banden, welche auf Plünderung ausziehen, Reste der großen Taiping-Armee und Brüder der Schwarz- und Gelbflaggen in Tongking. Sie ergänzen sich aus den Abenteurern aller Nationen, welche durch den Reiz der Beute herbeigezogen werden, besonders jedoch aus Chinesen, welche aus dem Heere der beiden Provinzen Kuang oder Yünnans desertiren, oder welche das Elend aus ihrem Lande vertrieben hat. Vor einem Jahrzehnt haben sie sich zuerst im Thale des Nam-The niedergelassen und Einfälle in das Gebiet der Phuöng gemacht. Jedes Jahr haben sie ihre Raubzüge weiter nach Süden ausgedehnt und sind jedesmal in größerer Zahl wiedergekehrt, bis sie zuletzt ein blühendes Land zu Grunde gerichtet haben und jetzt die Ufer des Mekhong und das annamitische Reich bedrohen.

Man darf jedoch diese Hos-Kamoï nicht mit einer andern chinesischen Bevölkerung verwechseln, die nordwestlich von Luang Prabang wohnt und sich auch den Namen Hos beilegt. Diese sind zum Theil Muselmänner, Ueberbleibsel der Panthais aus der großen Insurrektion in Yünnan, welche dem Untergang ihres Reiches Tali-Fu entgangen und nach dem obern Laos ausgewandert sind; sie sind friedlich und fleißig und beschäftigen sich mit Ackerbau und Handel.

Dr. P. Néis entschloß sich, als er die erste große Wendung des Mekhong erreicht hatte, wo ein bedeutender, Nam-San genannter Fluß von Norden einmündet, dem Laufe des Hauptstromes nicht weiter zu folgen und längs des Nebenflusses in das Gebiet der Phuöng einzudringen. Nach wenigen Tagen gelangte er nach Nuong-Nyan, der Hauptstadt der Gegend, wo er zwei französische Missionare traf, die von Annam gekommen waren. Er ließ sich in dieser Stadt nieder, wo er seine geographischen, anthropologischen und kommerziellen Forschungen fortsetzte und von allen Seiten Nachrichten über die verschiedenen ihm gestellten Aufgaben einzog. Bald jedoch wurden seine Arbeiten durch die Nachricht von einem Einfall der Hos unterbrochen. Er dachte einen Augenblick daran, die Vertheidigung der Stadt zu organisiren, aber die Kleinmüthigkeit, die Unthätigkeit und Feigheit der Einwohner machte dies unmöglich, und er sah sich genöthigt, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Da kein Widerstand möglich war, mußte er eilig nach dem Mekhong flüchten, wobei er gezwungen war, beinahe sein ganzes Gepäck zurückzulassen; die beiden Missionare retteten sich nach Annam. Bald nachher wurde die Stadt von den Hos genommen und zerstört, alle Einwohner, die sich nicht in das Gebirge hatten retten können, wurden niedergemetzelt; Néis hatte gewissermaßen die letzte Hauptstadt der Phuöng fallen sehen.

Er folgte nun wieder dem Mekhong stromauf und gelangte am 8. Juni 1883 krank und von Anstrengungen erschöpft nach Luang Prabang, wo er von dem alten König mit der größten Freundlichkeit empfangen wurde; derselbe sorgte aufs beste für ihn und ließ ihm ein Haus bauen, in dem er sich erholen und seine Arbeiten fortsetzen konnte. Néis that dies sieben Monate lang, wurde zwar während dieser Zeit mehrere Male von heftigem Gallenfieber ergriffen, nahm aber nach jedem Anfall seine Studien mit neuem Eifer wieder auf. Auf seine Untersuchungen im Gebiete der Phuöng folgte die Erforschung des Nam-Kan und des Nam-Hu, zweier Nebenflüsse des Mekhong, deren Lauf er etwa 100 km weit erforschte; ersterer kommt von Osten, letzterer von Norden. Gerne hätte er auch den Nam-The erforscht, dessen Thal ganz von Hos bewohnt wird, doch würde er dort einem sichern Tode entgegengegangen sein, und der König von Luang sowie die siamesischen Beamten wollten ihn nicht dorthin ziehen lassen. Nach seinen persönlichen Beobachtungen und den ihm gemachten Mittheilungen war er im Stande, eine Karte vom Gebiete der Phuöng zu entwerfen.

Endlich im Januar 1884 entschloß sich der Reisende, den Rückweg nach Saigon anzutreten, da alle seine Hilfsmittel erschöpft waren. Er konnte seinen Weg nicht, wie er geplant hatte, durch Tongking nehmen, da die Hos ihm

den Weg versperrten und der Krieg zwischen Frankreich und China ihm dort Hindernisse in den Weg gelegt haben würde. Er entschloß sich daher, durch Siam zurückzukehren, nicht jedoch ohne einen Abstecher nach Xieng-Mai, der Grenzstadt gegen Birma und dem bedeutendsten Centrum des westlichen Laos, wo der englische Einfluß vorherrscht, gemacht zu haben. Hier wurde er schlecht empfangen, konnte nicht einmal ein Boot bekommen und mußte zu Fuß Lakhon erreichen, wo er sich auf einem Nebenfluß des Nam-Ping, des westlichen Armes des Me-nam einschiffte. Am 28. April kam er in Lumpen, barfuß, aber gesund, ohne Geld, aber mit allen seinen gesammelten Notizen, seinen naturwissenschaftlichen Sammlungen und Proben von allen Tauschgegenständen der Laos in Bangkok an.

Dr. Néis hat auf dieser Reise alle die Eigenschaften eines Reisenden gezeigt, welche man bei ihm vorausgesetzt hatte und wodurch die Aufmerksamkeit des Gouverneurs von Kochinchina und des Ministers des öffentlichen Unterrichts auf ihn gelenkt worden war: Ausdauer, Geduld, Entschlossenheit und Geschicklichkeit im Umgange mit den Eingeborenen. Mit den Häuptlingen der verschiedenen Stämme, die er besucht hat, war er im Stande, freundliche Beziehungen anzuknüpfen, welche der französischen Kolonie in Kochinchina zu Gute kommen werden, da er eine Menge Informationen mitbringt, die den Kaufleuten nützlich sein werden. Wenn er auch durch den Räuberstamm der Hos verhindert worden ist, die Hochebene der Phuong geographisch nach allen Richtungen hin zu untersuchen, was im Interesse der Orographie und der Hydrographie so wichtig gewesen wäre, so hat er doch eine Menge Nachrichten gesammelt, die unsere Kenntniß von Hinterindien nach verschiedenen Seiten hin erweitern werden.

Kürzere Mittheilungen.

Euting's Reise in Central-Arabien.

Ueber die Reise des Straßburger Professors Euting (vergl. S. 240 des vorigen Bandes des „Globus") hat die „Kölnische Zeitung" nähere Mittheilungen erhalten. In einem Briefe aus El Wedsch am Rothen Meere wird ihr unter anderm geschrieben: „Prof. Euting hatte vor genau einem Jahre Europa verlassen, um auf einer für etwa zwei Jahre geplanten Reise die Stammsitze der Beduinen, insbesondere den bisher von noch nicht einem halben Dutzend Europäern betretenen Dschebel Schammar nach altorientalischen Inschriften zu durchforschen. Schon die Anfänge seiner Reise waren äußerst erfolgreich. So entdeckte er unter anderm in Palmyra einen bisher verborgen gebliebenen jüdischen Tempel mit einer paläographisch merkwürdigen hebräischen Inschrift, und außerdem gelang es ihm, von der berühmten, aber bisher nur ungenau publicirten palmyrenischen Bilinguis (sie enthält einen sprachlich wie kulturhistorisch gleich merkwürdigen Zolltarif) eine tadellose Abschrift zu fertigen. Die gefahrvolle Reise von Damaskus durch die Wüste gelang über Erwarten und am 27. Oktober vorigen Jahres traf Euting in Hail am „Hofe" des Emirs Ibn Raschid ein. Dort blieb er drei Monate, fortwährend mit Sammeln von Inschriften beschäftigt, die er, zum Theil mit unglaublicher Mühe, auf einer von ihm selbst sinnreich konstruirten und von Magirus in Ulm angefertigten 8 m hohen Leiter von den Gebäuden oder Felsen abklatschte. „Oft mußte ich", schreibt er, „bei rasendem Winde auf der schwanken Leiter stehen, mit nassem Papier, das der Wind zerriß; es war zum Verzweifeln und Weinen." Für ein paar Inschriften reichte selbst die 8 m hohe Leiter nicht aus. Dabei schmerzten die Fußsohlen vom stundenlangen Stehen auf der Leiter, denn da die Sandalen keine Absätze haben, mußten sie wegen der Gefahr des Ausgleitens allemal abgelegt werden. Bei Hofe war Euting wohl aufgenommen. Er erhielt ein eigenes Haus und Sklaven und wurde aus der Küche des Emirs gespeist. Der tägliche Küchenzettel war Kameelsmilch, Kameelsbutter und Ziegenfleisch, zum Schluß Datteln. Den Emir Ibn Raschid schildert Euting als einen geistig hervorragenden, mit liebenswürdigen Eigenschaften begabten Herrscher, der sich wißbegierig und uneingenommen über die Einrichtungen und Sitten des Abendlandes zu unterrichten suchte. Am 23. Januar 1884 verließ Euting die Residenz Hail und gelangte in 24 Tagen, kreuz und quer ziehend, über Maukak, Dschebel Misma, Irnan, el-Bird und Halwan nach Teima[1]. Hier entdeckte er eine große aramäische Stele mit einer Inschrift, die er auf etwa 550 bis 500 v. Chr. ansetzt. Da sich inzwischen das unsinnige, nicht mehr auszurottende Gerücht verbreitet hatte, seine mit den Inschriften-Abklatschen gefüllten Koffer enthielten pures Gold, so begannen nunmehr die Raubgelüste der Beduinen sich zu regen. Schon auf einem Abstecher von Teima nach Tebuk entging er nur wie durch ein Wunder mehreren Raubzügen, besonders einem, den ein gewisser Hasan Abu Dra' auf ihn unternommen hatte. Bald aber sollte es schlimmer kommen. Zuerst ging es von Teima nach El-Hidschr (Madain Salih), wo zahlreiche prachtvolle nabatäische Inschriften gewonnen wurden, dann nach El-Oela[2]), wo sich 55 himjarische Inschriften fanden. Von hier aus wollte Euting nach mehreren Querzügen mit zwei halbwilden Beduinen vom Stamme der Beli das Gebiet der letzteren, das alte Midian, insbesondere die sagenhaften Ruinen von Maghair Scho'eib und dann das südlich davon bis nach Medina sich erstreckende Land der Geheineh nach Inschriften, deren Oertlichkeiten ihm bereits bezeichnet worden waren, durchsuchen. Allein, kaum von El-Oela aufgebrochen, wurde er am ersten Abend mit seinen zwei Begleitern von einer Bande von zehn Geheinehräubern, von denen drei eben erst eine Strecke weit friedlich mit ihm gezogen waren, überfallen. Es entspann sich ein hitziger Kampf auf Leben und Tod. Während der zweite seiner Belibegleiter mit Geistesgegenwart die „Delul" (Kameele) sattelte, gelang es Euting, einen der Räuber, der auf ihn anschlagend die Schulter vorbeugte, durch die Lunge zu schießen, während ein zweiter, in das Gehirn getroffen, gleich todt blieb. Indeß nun die anderen einen Augenblick darüber stutzten, entkam unser Reisender mit seinen beiden Begleitern, im schärfsten Trabe die halbe Nacht reitend. Freilich mußte er nun auch, die Blutrache der Geheineh fürchtend, die Gegend überhaupt verlassen und auf seinen ursprünglichen Plan verzichten. Am vierten Tage gelangte er glücklich nach dem unter ägyptischer Hoheit stehenden El-Wedsch. Hier erholte er sich zunächst gründlich. „Als ich", schreibt er, „bei dem Scheikh des Ortes abstieg und Abends zum ersten Male wieder ein „ordentliches" Abendessen, eine Brühe, gebratenes Huhn und gebackene-

[1]) Siehe die Karte Doughty's „Globus" Bd. 41, Nr. 14. Denselben Weg legte 1864 auch Guarmani zurück, nur in umgekehrter Richtung.

[2]) El-Alli auf Doughty's Karte „Globus" Bd. 39, Nr. 1.

Eier nebst Brot vorgesetzt erhielt, kam es mir vor, als hätte ich noch nie in meinem Leben so fürstlich gespeist." Am 20. April kam Euting, wie eine kurze Nachschrift meldet, glücklich per Schaluppe in Koser an der afrikanischen Küste an. Von hier beabsichtigte er noch per Kameel nach Keneh am Nil zu reiten und einen Abstecher nach den Ruinen von Theben zu machen, um von da über Jaffa, Jerusalem, Beirut, Griechenland und Italien heimzukehren."

Jene oben erwähnte aramäische Inschrift aus Teima, neben welcher sich das Porträt eines Königs in assyrischer Tracht und darunter eine Opferscene vor einem Altar mit gehörntem Stierkopfe befindet, ist bereits von Prof. Nöldeke in den „Sitzungsberichten der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften" (1884, Nr. 34, 35) herausgegeben worden. Es handelt sich in ihr um ein geweihtes, durch Flüche gegen Verletzungen geschütztes Bild eines (wahrscheinlich schon verstorbenen) Priesters; das Bild wird auch mit jährlichen Einkünften, nämlich dem Ertrage von Dattelpalmen, die vielleicht zu Todtenopfern dienen sollten, ausgestattet. Prof. Nöldeke schreibt a. a. O. S. 818: „Selbst wenn wir von der Inschrift noch weniger verständen als es der Fall ist, so wäre dieselbe doch überaus wichtig. Eben die bloße Thatsache, daß hier im Innern Arabiens in sehr alter Zeit eine solche Inschrift in aramäischer Sprache und aramäischen Buchstaben gesetzt worden, ist hoch bedeutsam. Natürlich folgt daraus nicht, daß die damaligen Einwohner von Teima, welche das Alte Testament (Genesis 25, 15 = 1. Chron. 1, 30) zu den Kindern Ismaels rechnet, Aramäer waren: sind doch in persischer Zeit auch in Aegypten viele aramäische Dokumente von Nicht-Aramäern verfaßt, und haben doch selbst die Satrapen von Kleinasien, die weder Aramäer waren, noch über Aramäer herrschten, aramäische Inschriften auf ihren Münzen; aber auf alle Fälle zeigt sich hier ein sehr starker Kultureinfluß seitens der Länder aramäischer Zunge auf Araber, ein Einfluß, der sich in verschiedener Weise bis zur Entstehung des Islams fortgesetzt hat. Unsere Inschrift muß übrigens dazu beitragen die Ansicht zu stärken, daß das Aramäische nicht erst unter den Achämeniden weit über seine Heimath hinaus zur Schrift- oder gar Staatssprache geworden ist, sondern daß das schon in der assyrischen Periode mindestens begonnen hat. Nicht umsonst wird (2. Könige 18, 26 = Jesaias 36, 11) als selbstverständlich vorausgesetzt, daß ein hoher assyrischer Beamter aramäisch rede.

Ferner ist vom höchsten Interesse, daß wir in dieser Gegend in uralter Zeit eine so hohe Kultur entdecken: geordneten Gottesdienst mit Bildern, Tempeln und Opfern, vornehmen Priestern, Inschriften u. s. w. Diese Kultur ist noch lange geblieben, denn Euting hat dort und in benachbarten Gegenden eine große Menge Inschriften gefunden, einige, die noch als altaramäische bezeichnet werden können, viele nabatäische (zum großen Theil nach den Jahren der gerade regierenden Könige datirt), viele sabäische (himjarische) und eine Anzahl in Charakteren, die noch nicht, oder wenigstens wohl nicht gehörig entziffert sind. Unzweifelhaft beruhte die Kultur von Teima und anderen Orten im nordwestlichen Arabien auf dem Handel: Hiob 6, 19 in einer Stelle, die möglicherweise mit unserer Inschrift ungefähr gleichalterig ist, werden ja die Karawanen Teimas den Reisezügen Sabas an die Seite gestellt. Ohne seine Handelsbedeutung wäre Teima im Alten Testamente, welches vom Innern Arabiens sonst wenig Notiz nimmt, schwerlich wiederholt erwähnt (außer an den genannten Stellen noch Jes. 21, 14 und Jer. 25, 23).

Ist unsere Inschrift nun so alt, so fällt manches Bedenken gegen die frühe Datirung sabäischer Inschriften durch D. H. Müller fort, denn man darf doch annehmen, daß höhere Bildung in Jemen älter ist als in Nordarabien.

Die nordarabische Kultur ist wahrscheinlich langsam verfallen, seit der Seeweg dem Landhandel immer mehr Abbruch that und seit Jemen selbst mehr und mehr herunterkam. Einzelne Zerstörungsakte wären wohl immer bald wieder ausgeglichen, wenn der Handel weiter geblüht hätte. Uebrigens war Teima durch seinen Dattelreichthum für Arabien eine gewisse Bedeutung gesichert; das gilt entschieden von Muhammed's Zeit und, wie es scheint, einigermaßen auch noch von der unsern.

Welchen Vorsprung der Betrieb des Karawanenhandels giebt, das sieht man am besten daran, daß die Koreischiten, die letzten Erben der alten Handelsvölker, obwohl an Reichthum und an äußerer Kultur diesen durchaus nicht gleich, doch eine geistige Ueberlegenheit gewonnen haben, welche sie in einer gewaltigen Zeit zu Führern der anderen Araber gemacht hat.

Koreanische Gesetze.

Auf Veranlassung des russischen Gesandten in Peking, E. K. Bützow, hat P. Dmitrjewski ein japanisches, Korea behandelndes Manuskript, welches sich bei Herrn Bützow befand, ins Russische übersetzen lassen; die K. R. Geographische Gesellschaft in Petersburg hat diese Uebersetzung kürzlich herausgegeben. Das Werk führt den Titel: Aufzeichnungen des Dolmetschers bei der Bezirksregierung der Insel Tsutimo, Otana Kiroga. Diesem Werke sind folgende Notizen über Korea entnommen:

Im Staate Tio-sion, so nennen die Koreaner ihr Land, zeichnen alle Einrichtungen sich durch sehr ursprüngliche Formen aus; dieselben verhalten sich zur gegenwärtigen Menschheit etwa so, wie das Zeitalter der polirten Steinwerkzeuge zur heutigen Epoche des Elektromagnetismus und der modernen Landwirthschaft. Hier einige charakteristische Beispiele aus dem Gebiete der koreanischen Finanzen und der Kriminalgesetzpflege. Es werden im koreanischen Reiche Familientabellen geführt, welche man alle drei Jahre erneuert. Auf Grund dieser Tabellen erhebt man die Abgaben. In die Listen werden eingetragen der Großvater, der Vater und die Söhne mit ihren Frauen, wobei genau angegeben wird, aus welcher Familie die Frauen herstammen. Jede einzelne Familie präsentirt ein Exemplar der Liste der Kreisverwaltung, ein anderes Exemplar wird abgestempelt und als Heiligthum in der Familie selbst aufbewahrt. Jeder Koreaner trägt stets ein kleines Täfelchen bei sich, auf dessen einer Seite Vor- und Familienname, auf dessen anderer Seite die genaue Adresse, Ort und sogar Straße ausgeschrieben ist; die 4 Zoll langen, 1 Zoll breiten Täfelchen sind mit einem Regierungsstempel versehen. Die gewöhnlichen Koreaner besitzen Täfelchen aus Bambu, die Beamten aus Elfenbein oder aus gelblichem Horn: die Soldaten tragen ihre Täfelchen am Gürtel. Wer sein Täfelchen einem andern giebt, wird mit 100 Stockschlägen und einer dreijährigen Verbannung bestraft. Die Vorstände der Bezirke und Kreise müssen alljährlich den Gouverneurs der acht Provinzen über den Zustand der Ernte, über Dürren und Ueberschwemmungen berichten. Außerdem werden, um die Ernte abzuschätzen, aus der Hauptstadt Beamte abgefertigt. Die Finanzverwaltung setzt auf Grundlage der Berichte die Höhe der Abgaben fest. Uebrigens hängt die Höhe derselben nicht nur von der Ergiebigkeit der Ernte, sondern auch von der Bodenbeschaffenheit ab; die Abgaben dürfen nicht drückend sein. Zu Hungerszeiten wird dem Volke Reis ausgetheilt, doch muß in guten Erntejahren das Quantum Reis mit einem 10 proc. Zuschlage wiedererstattet werden. Die Beamten erhalten ihre Löhnung monatlich, nämlich eine ihrem Range entsprechende Menge Reis und gelbe Erbsen. Die Gouverneure der Provinzen erhalten ihre Gage in Reis und anderen Landesprodukten. Die Einnahmen müssen sehr beträchtlich sein, denn die Koreaner pflegen zu sagen: ein Mensch, welcher ein Jahr Gouverneur (Kamea) der — reichsten — Provinz Pion-on-do ist, gewinnt so viel, daß seine Nachkommen bis in das dritte Glied hinein glänzend leben können. Die Bezirks- und Kreisvorstände müssen das Landvolk dazu anhalten, zeitig zu ackern und zu säen, das Unkraut zu entfernen, den Bedürftigen zu helfen; sie dürfen das Volk wäh-

rend der Feldarbeit nicht zum Heeresdienste benutzen und keine Abgaben einsammeln. Die Aecker dürfen nicht brach liegen; die Aecker von Familien, deren Glieder krank sind, werden von ihren Verwandten und Nachbarn bearbeitet. Die Regierung hat ein besonderes Büchlein: „Regeln für Landleute" herausgegeben. Diese Landwirthschaft und Gartenbau betreffenden Vorschriften werden in jedem Dorfe im Frühling und Herbst in allgemeinen für Männer und Frauen obligatorischen Versammlungen verlesen. Wer diesen Vorschriften nicht folgt, wird bestraft. Und Strafen giebt es viele in Korea. Die Strafe besteht in der Ertheilung von allerhand Stockschlägen auf die **Waden** des Schuldigen. Der **Stock**, dessen Länge und Farbe genau vorgeschrieben ist, droht allen, von den ersten Würdenträgern bis zum gewöhnlichen Sterblichen herab. Uebrigens bilden die Stockschläge eine Einnahmequelle der Regierung; es existirt nämlich eine Taxe, nach welcher die Stockschläge durch eine bestimmte Menge Baumwollenzeug oder Kupfergeld abgelöst werden können. Die Taxe beginnt mit 10 Schlägen, statt deren 7 Fuß Baumwollenzeug gezahlt werden müssen, und endet mit 100 Schlägen, welchen 2 Stück Baumwollenzeug (etwa 60 Fuß) gleichkommen. Stockschläge und Prügel, welche bei Verhören ausgetheilt werden — ohne Zahl, oft bis zum Tode, sind nicht ablösbar. Mit den Gefangenen geht man verhältnißmäßig mild um; wohlhabende Arrestanten werden von ihren Verwandten, ärmere Arrestanten von der Regierung unterhalten. Der Gerichtstag stellt alljährlich eine Liste solcher Personen zusammen, welche zu begnadigen sind, doch ist dabei durch das Gesetz festgestellt, daß man nicht solche Personen zur Begnadigung vorstellen darf, welche für Bestechung verurtheilt sind, ganz einerlei, welch hohe Stellungen sie auch früher eingenommen hätten, und wenngleich volle Amnestie verkündigt worden sei! Todesstrafen finden sehr selten statt: ein oder zwei im Jahre. Bei dem Vollzuge der Todesstrafe wird dem Verbrecher ein Pfeil durchs Ohr gebohrt, das Gesicht mit Stärkemehl bestrichen; kurz vor der Strafe wird dreimal aus der Kanone geschossen. Erst beim dritten Schusse wird die Strafe vollzogen; wenn nur zwei Schüsse gemacht worden sind, so wird der Verbrecher nicht hingerichtet. Die schwersten Verbrechen, welche die Todesstrafe nach sich ziehen, sind Revolution und Aufstand gegen die Regierung, falsche Beschuldigung und Theilnahme an einer Verschwörung, Beleidigung der Ahnen des Königs u. s. w. Hohe Beamte, welche zum Tode verurtheilt sind, dürfen sich zu Hause vergiften. Als ein originelles Vergehen ist folgendes zu bezeichnen: Die Gelehrten, welche ihren Gouverneur der Provinz nicht leiden mögen, versammeln sich im Tempel des Konfucius und fangen an zu weinen; dafür werden sie mit 100 Stockschlägen bestraft und in abgelegene Ortschaften verschickt. Denuncianten werden sehr streng bestraft. Wenn ein Sohn oder ein Enkel seinen Vater, Großvater, seine Mutter oder Großmutter anklagt, so wird er, ohne Rücksicht darauf, ob die Klage gerecht war oder nicht, mit dem Tode bestraft. In gleicher Weise werden mit dem Tode bestraft alle diejenigen, welche „**wichtige**" Gegenstände, eine Kuh, ein Pferd, Silber, Gold, eiserne Sachen, Edelsteine, Pulver u. a. m. im Geheimen verkaufen.

Obock.

Das „Journal des Débats" veröffentlichte unlängst einen Brief aus Aden, der die Meinung derer, die da glauben, Obock könnte mit der Zeit die Existenz Adens bedrohen, zu erschüttern geeignet ist. Das Gegentheil, meint der Berichterstatter, wäre leider das richtige; denn Aden besitzt strategische Vorzüge im Vergleiche mit Obock, die nicht zu unterschätzen sind. Aber in anderer Beziehung ist das letztere allerdings Aden bei weitem überlegen. Auf den Felsen von Aden herrscht eine entsetzliche Dürre, und alle Vegetabilien sind fast unerschwinglich theuer, da sie von der Somalküste bezogen werden müssen. Die Umgegend von Obock könnte sehr leicht angebaut werden, denn es hat Sonne und Wasser. Gegenwärtig ist die Küste noch ganz unangebaut, und auf einer Reise fand der Schreiber kürzlich statt der nach den Schilderungen gewisser Reisenden erwarteten herrlichen Wälder einen einzigen Palmbaum. Dagegen sind die Gärten von Obock keine Fata Morgana, wie der englische Gouverneur von Aden glaubte. Die Officiere des Schiffes „Infernet" hatten Zuckererbsen gesäet, die in 45 Tagen reif waren, Radieschen, die in 30 Tagen eßbar waren, Melonen, welche man in 90 Tagen auf die Tafel bringen konnte ꝛc. Jeden Tag konnte begossen werden, denn an Wasser war kein Mangel. Mit Obocks Gärten allein, die Aden verproviantiren könnten, wird die Okkupation bestritten werden können. Die natürliche Vegetation des Landes umfaßt die Mimosen, deren Blätter dem Vieh zum Futter dienen, den Sennesstrauch, Sonnenblumen, Haschisch und an der Seeküste den Leuchterbaum. Aber nichts hindert auch die Dattelpalme und die gewöhnliche Palme da einheimisch zu machen. Die Hausthiere sind: Rinder, Schafe, Ziegen, Kameele, Dromedare, Esel und Maulthiere. An Wild herrscht ein erstaunlicher Ueberfluß; besonders findet man Antilopen, Hasen, wilde Esel, Rebhühner, Trappen, Turteltauben u. s. w., ferner Adler, Geier, Fischadler, Hyänen, Schakale, Eulen. Auch Fische sind in Hülle und Fülle vorhanden; leider wimmelt der Hafen von Obock von Haifischen, so daß man nicht daran denken darf, ein Seebad zu nehmen. Das Klima des Landes ist sehr gesund, obwohl heiß. Bis jetzt ist die Zahl der Kolonisten sehr gering, und es giebt nur zwei Faktoreien, die von hohen Mauern umschlossen sind. Was den Bodenreichthum betrifft, so war von Eisen und Kupfererz, von Blei, Schwefel und Goldadern die Rede, hauptsächlich aber von leicht auszubeutenden Kohlengruben. Dies wird aber erst noch näher festgestellt werden müssen und der Schreiber fürchtet, daß man sich in Bezug darauf einer Täuschung hingiebt. Allerdings trifft man in der Umgegend von Obock auf Felsen, die nach Kohlen aussehen, geht man jedoch der Sache auf den Grund, so stellt sich der Irrthum heraus.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Bregenz hat am 5. Juni die Taufe und der Stapellauf der neu erbauten **Trajektdampfer** „Austria" und „Habsburg" stattgefunden, die im Anschluß an die Arlbergbahn die neue Verkehrslinie, die sich Oesterreich durch den Bau der Arlbergbahn eröffnet hat, vervollständigen sollen. In wenigen Monaten wird der österreichische Verkehr von allen Enden der Monarchie, von Bazias, Bodenbach und Triest nach der Schweiz und Frankreich durch den Arlberg und über den **Bodensee** geführt werden, ohne eine deutsche Schiene zu berühren.

— **Der Hafen von Antwerpen** hält heutzutage gleichen Schritt mit le Havre, und wenn es so weiter geht, wird es nicht lange dauern, bis er ihn übertrifft. Seine Bassins nehmen eine Fläche von 67 ha ein und seine Quais haben eine Länge von 14600 m, ungerechnet die 2500 m

Böschung, die ein Anlegen zuläßt. Im Jahre 1882 sind hier 8896 Seeschiffe mit einem Tonnengehalt von 6 906 085 Tonnen eingelaufen, und dabei ist der Verkehr auf dem Flusse und den Kanälen, welche es mit Gent, Brüssel, Löwen und Dendermonde verbinden, noch nicht mitgerechnet, und er beträgt ebenfalls 4 232 711 Tonnen.

Der Haupthandelsverkehr geht nach England, aber man kann sagen, der Hafen treibt Handel mit der ganzen Welt. Er importirt Wolle, Baumwolle, Reis, Kaffee, Zucker, Leder, Felle, Hölzer aus dem Norden, Tabak, Guano, Schwefel, Metalle und Gewürze und exportirt chemische Fabrikate, Eisen, Schienen, Gewebe, Dachziegel, Pflastersteine, Mauersteine, Lichte und Manufakturwaaren. Es ist eine Industriestadt mit Raffinerien, Stearinfabriken, Brennereien und Brauereien, und der Diamant wird hier so gut geschnitten wie in Amsterdam und Paris.

Der Gesammtwerth des Handels beläuft sich auf eine Milliarde und 600 Millionen Francs, wovon 300 Millionen auf den Transithandel kommen.

— Wasserstraßen in Frankreich. Nach einer kürzlich von der Verwaltung veröffentlichten Statistik der Wasserstraßen für Schiffahrt und Flößerei in Frankreich beträgt die Gesammtlänge der Flüsse 11 506,50 km, wovon 2 960,70 km der Flößerei und 8545 km der Schiffahrt zufallen. Die Länge der Kanäle beträgt 4 758,10 km. So erreicht die Totalentwickelung der Wasserwege in Frankreich die Höhe von 16 264,60 km, nur gerechnet die für Flößerei oder Schiffahrt geeigneten. Diese Länge vertheilt sich auf die einzelnen Stromgebiete in folgender Weise:

	Flüsse	Kanäle
Gebiet der Nordsee. . . .	9 426,6	914,6
Seinegebiet.	2 219,6	1 396,2
Loiregebiet	2 709,4	1 264,4
Garonnegebiet.	3 046,7	334,3
Rhonegebiet	2 588,0	848,6

— In Bezug auf die Durchbohrung des Isthmus von Korinth meldet man aus Athen, daß von 10 000 000 cbm, die fortzuschaffen sind, 1 200 000 cbm bereits entfernt sind. Die mächtigen zwei Maschinen von je 450 Pferdekräften, welche in Lyon zur Beschleunigung der Erdarbeiten erbaut sind, werden nächstens an den beiden Enden des zukünftigen Kanals in Thätigkeit gesetzt werden. Dieselben vermögen täglich 8000 cbm zu bewegen, und so werden die Unternehmer eine große Anzahl der jetzt beschäftigten Arbeiter entlassen können. Es wird mehr und mehr klar, daß die zu überwindenden Hindernisse bedeutender sein werden als bei dem Isthmus von Suez und Panama. Trotzdem hofft man mit der Arbeit in drei Jahren fertig zu werden.

— Zu Anfang Juli ist die Eisenbahn von Athen nach Eleusis eröffnet worden; einen Monat später sollte sie bis Megara dem Verkehre übergeben werden. Gleichzeitig mit jener Eisenbahneröffnung hat die Eastern Telegraph Company sämmtliche griechischen Inseln des Aegäischen Meeres durch Kabel mit einander und mit dem übrigen griechischen Telegraphennetze in Verbindung gebracht.

Asien.

— Die Gesammtzahl der jetzt in Jerusalem wohnenden Juden wird von der „Warte des Tempels" (1884, Nr. 18) auf mindestens 15 000 Seelen geschätzt. Es giebt dort hauptsächlich drei Judengemeinden: Aschkenasim, Sephardim und Moghrabim. Die ersten sprechen einen jüdisch-deutschen Dialekt und kommen von Rußland, Polen, Oesterreich, Ungarn, Deutschland und Holland; die Sephardim sprechen einen jüdisch-spanischen Dialekt und stammen aus Spanien, die Moghrabim sprechen arabisch und stammen aus Gegenden des türkischen Reiches. Ihrer Beschäftigung nach zerfallen die Juden in Chachamim und Geschäftsleute; erstere widmen sich ausschließlich dem Studium des Talmud und religiösen Verrichtungen und lassen ihre auswärtigen Glaubensgenossen für ihren Lebensunterhalt sorgen. Die von denselben einlaufenden Gelder, Chaluka genannt, werden von dem Rabbiner je nach dem Grade der talmudischen Gelehrsamkeit und der Größe der Familien vertheilt. Natürlich, daß die Rabbiner dadurch große Macht über ihre unwissenden Religionsgenossen erhalten und alles daransetzen, um dieselben in ihrer Unwissenheit und Armuth zu erhalten. Seit etwa 18 Jahren ist aber hierin in Folge der Einwanderung bemittelter Familien aus Rußland, Polen und Ungarn, welche Geschäfte betreiben und nicht auf die Chaluka angewiesen sind, ein Umschwung eingetreten; dieselben haben sich namentlich vor dem Jaffa- und Damaskusthore in zum Theil recht stattlichen Gebäuden niedergelassen. Die Sephardim und Moghrabim zusammen zählten vor zwei Jahren 7200 Seelen; sie sind meist in Jerusalem geboren und türkische Unterthanen und sprechen fast alle arabisch. Zum kleinern Theile sind es bejahrte Leute, welche ihren Lebensabend in der heiligen Stadt verleben wollen. Die Kaufleute unter ihnen haben das ganze Manufakturen- und Wechselgeschäft in Händen, und nur die Aermsten thun Dienste als Last- und Wasserträger, Straßenfeger u. s. w.

Die Aschkenasim, von denen die ersten 10 Familien vor 68 Jahren anlangten, zählen jetzt 6660 Seelen; sie stehen unter konsularischem Schutze und verstehen häufig das Arabische nicht. Ein Theil sind alte fromme Leute, die von Almosen leben; 215 Familien treiben Handelsgeschäfte und sind meist wohlhabend. 364 Familien treiben Handwerke und müssen sich schwer plagen, 215 Familien verrichten schwere Arbeit als Tagelöhner, Lastträger, Müllerknechte, Kutscher u. s. w. und viele sind ständige Bettler.

— Die officiellen Zeitungen Indiens werden jetzt zum ersten Male auf Papier gedruckt, was im Lande fabricirt ist. Von der Regierung werden große Hoffnungen auf die Einbürgerung dieser neuen und einträglichen Industrie in Indien gesetzt.

— Aus Dibrugar in Assam berichtet Mr. Scott Campbell, der Inhaber eines Monopols für Goldwäscherei in dem nördlich von Lachimpur belegenen Distrikte, daß er vor kurzem ungemein günstige Nachrichten über die Resultate der Arbeiten auf den Subansiri-Goldfeldern erhalten habe. Die Analyse einiger Proben der dortigen Durchschnittsauswaschungen habe ein Quantum von 26 Unzen (englisch) Gold pro Tonne ergeben. Mr. Campbell, der dafür bürgt, daß die analysirten Proben auch wirkliche Durchschnittsauswaschungen gewesen sind, hat jetzt einige neue Proben behufs nochmaliger Analyse nach London geschickt. Die Subansiri-Goldfelder liegen auf britischem Gebiete, unterhalb des sogenannten Pithalibam-Theegartens.

— Ein Calcuttaer Telegramm bringt nähere Nachrichten über die Verheerungen, die der neuliche Cyklon in dem Distrikte von Akyab in Britisch-Birma angerichtet hat. Danach wird die Anzahl der gänzlich zerstörten Wohnhäuser auf 2000, die der mehr oder minder beschädigten auf über 6000 geschätzt. Beträchtliche Vorräthe an Paddy (unenthülster Reis) wurden vernichtet oder stellenweise total durchnäßt. Aus dem Innern kommende Berichte melden den Verlust von 25 Menschenleben. In der Stadt Akyab selber entführte der Sturm die Dächer von mehreren Fabriken und großen Speichergebäuden.

— In der Juni-Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin hielt Herr Müller-Beeck einen Vortrag über die Handelsbeziehungen Hinterindiens. Das Land sei dem Handel noch wenig erschlossen. Hinderlich seien die Schwierigkeiten des Verkehrs, die Bedürfnißlosigkeit der Bewohner und ihre niedrige Kulturstufe. Da aber von zwei Seiten England und Frankreich sich bemühten, hier Ordnung zu schaffen und dem Handel die Wege zu bahnen, so sei eine stetige, wenn auch langsame Besserung zu erhoffen. Unter den importfähigen Waaren stehen in erster Linie baumwollene

Waaren, deren Fabrikation neuerdings in Deutschland solche Fortschritte gemacht habe, daß eine Konkurrenz mit englischen Mustern wohl möglich sei. Unter den ausgeführten Produkten steht der Reis (1881 ca. 1 000 000 Tonnen) obenan, ferner Nutzhölzer, namentlich Teakholz (1881: 46 000 Tonnen), dann Betel, Adlerholz, Farbhölzer, Zucker, Salz, Opium, Jute, Schildpatt, Gelatine, Kupfer, Zinn, Edelsteine u. a. Die gesammte Ausfuhr über Bangkok betrug 1882 über 44 000 000 Mark, davon für 8 000 000 nach Europa. Die Zahl der deutschen Schiffe in dortigen Häfen ist ziemlich beträchtlich, doppelt so groß vielleicht als die der französischen, aber das Schiffsmaterial sei sehr schlecht und außer Kapitän und Flagge oft nichts deutsch. Als Angriffspunkt, um von hier nach dem südlichen China zu gelangen, ist das Land noch so gut wie unbrauchbar, theils wegen der Schwierigkeit der Schiffahrt selbst auf seinen größten Flüssen, theils wegen der Besetzung ihrer Oberläufe durch räuberische und noch ganz unkultivirte Völkerschaften.

— Auf den Philippinen sollen mehrere wichtige Eisenbahnlinien gebaut werden. Für den Bau einer Linie von Manila nach Lingayen an der Nordwestküste von Luzon werden in den Zeitungen Angebote bis zum 1. Oktober dieses Jahres eingefordert.

— In dem „London and China Telegraph" vom 21. Juli macht Korthals eine übrigens ziemlich unbedeutende Mittheilung über die Ergebnisse seiner mit Brion nach der Sundastraße unternommenen wissenschaftlichen Reise („Globus" XLV, S. 159). Der Gipfel des Krakatau konnte nicht erreicht werden; die durch den Ausbruch neu gebildeten Inseln Steers und Calmeijer waren dem Anscheine nach wieder verschwunden (was übrigens auch von anderer Seite berichtet wurde).

Afrika.

— Von Juni 1883 bis Mai 1884 hat der Franzose de Foucauld eine wichtige und ausgedehnte Reise durch das unserm Erdtheile so nahe gelegene und doch noch so unbekannte Marokko ausgeführt. Von Fez aus überschritt er den Atlas und drang bis zum Wed Draa vor, kehrte dann an die Küste nach Mogador zurück und unternahm eine zweite Reise über Wed Sus parallel dem Atlas nach der Oase Tissint, dann nordöstlich, um längs des Muluja Algerien zu erreichen. Da Foucauld unausgesetzt Uhr, Kompaß und Barometer benutzen konnte, ja sogar astronomische Beobachtungen ausführte, so steht zu hoffen, daß seine Karte einen wesentlichen Fortschritt in der Kenntniß Marokkos bezeichnen wird.

— Italien behauptet ein relativ größeres finanzielles Interesse an Aegypten zu haben als Frankreich und darin nur England nachzustehen. Das sucht der „Diritto" auf Grund der Handelsberichte für das Jahr 1881, welches dem Bombardement Alexandrias voranging, nachzuweisen. In jenem Jahre hatte der englische Handel mit Aegypten einen Werth von 312 Millionen Franken, der französische von 59 651 000 Franken und der italienische von 26 640 000 Franken. Absolut übertrifft also Frankreichs Handel den Italiens um mehr als das Doppelte. Da sich aber Englands ägyptischer Handel zu seinem gesammten auswärtigen wie 1 : 60 verhält, der Frankreichs wie 1 : 140 und der Italiens wie 1 : 100, so hat letzteres verhältnißmäßig ein größeres Interesse am Nilhandel als Frankreich. — Italien soll verlangen, daß Aegypten den Aegyptern überlassen bleibe; was aber unter „Aegypten" zu verstehen sei, erklärt der Kairiner Korrespondent des „Diritto" folgendermaßen: „Die auf dem klassischen Boden der Pharaonen etablirten fremden Kolonien bilden den Haupttheil der ägyptischen Bevölkerung, nicht an Zahl, denn die große Masse sind Muhammedaner und Araber, sondern weil wir unbestritten die Intelligenz, den Fortschritt, den Handel, die Industrie und in gewissem Sinne den wahren Reichthum des Landes repräsentiren. Der größere Theil des ägyptischen Bodens befindet sich jetzt in den Händen von Europäern."

— Briefe, datirt Zanzibar den 13. Mai, sind von Herrn H. H. Johnston an den Sekretär des britischen Komités zur Erforschung des Kilimandscharo eingelaufen. Danach hat Johnston unter Zustimmung von Sir John Kirk, des dortigen englischen Konsuls, die Mombasa-Route nach dem Kilimandscharo gewählt und wollte etwa in 14 Tagen abreisen. Die Gegend zwischen Mombasa und Tschaga soll ruhig sein und der Weg keine ernstlichen Schwierigkeiten bieten. Herrn Johnston ist es gelungen, sich die guten Dienste dreier Vogelabbalger, die schon Dr. Fischer beschäftigt hat, und die eines von Sir John Kirk eingeübten Pflanzensammlers zu sichern und geht, trotz des Klimas von Zanzibar, in bester Gesundheit der Expedition mit den besten Hoffnungen entgegen.

— Die römischen Missionare haben mit Erlaubniß des Häuptlings Mirambo in dessem Gebiete eine neue Station zwischen Tabora und dem Victoria-Nyanza angelegt. Konongo, der Königssitz Mirambo's, ist mit einer Enceinte von ziemlich starken und fest mit einander verbundenen Baumstämmen umgeben, die kleine Eingangspforte ist mit Kriegstrophäen von den Wa-Tuta, Schilden aus Elephantenhaut, geschmückt. Zur Aufsuchung eines geeigneten Platzes wurde ihnen einer der Unterhäuptlinge vom Könige beigeordnet, und unter dessen Schutze begaben sie sich über eine 150 m lange Pfahlbrücke, die über den zur Zeit ausgetrockneten Gombe-Fluß führte, nach Ukune. Ihr Zelt war auf die Kunde von ihren medicinischen Fähigkeiten alle Abend von einer Menge Kranker umringt. In Ukune fanden sie eine einheimische Schmiede, in der sehr geschickt Lanzen, Pfeile, Beile und Flintenkugeln hergestellt wurden. In der Mitte der Hütte brannte ein Holzkohlenfeuer und über demselben war ein großes irdenes Gefäß, eine Art großer Tiegel, eingemauert, welches mit kleinen eisenhaltigen Steinen aus der Nachbarschaft gefüllt wurde. Um den Herd standen acht Blasebälge, die von vier Mann in Bewegung gesetzt werden konnten. In wenigen Minuten kamen die Steine in Fluß, und die Scheidung des Metalles und der fremden Stoffe vollzog sich mit Leichtigkeit. Die Wahl der Missionare fiel auf das Dorf des Häuptlings Suern, das in einer an Reis, Erbsen, Linsen und auch an Vieh (Rinder, Schafe und Ziegen) reichen Gegend am Fuße eines Hügels gelegen ist. Der Häuptling ließ ihnen eine Wohnung bauen und versprach ihnen seine Kinder zur Erziehung zu übergeben.

— H. J. Johnston-Lavis schreibt an „Nature" (Nr. 759, S. 62), daß er in Neapel mit dem Dr. Laws zusammengetroffen sei, als derselbe von der Missionsstation am nördlichen Ende des Njassa-Sees nach seiner Heimath zurückkehrte. Derselbe hat ihm die Mittheilung gemacht, daß dort und am Seeufer Bimsstein in großer Menge vorkomme, ebenso Stücke Kohlen, und daß viele Felsen dort den vulkanischen Tuffen bei Neapel auffallend ähnlich seien. Ein Stück Bimsstein, welches Laws bei sich hatte, wurde von Johnston-Lavis untersucht; es ist nur deswegen interessant, weil es für die Existenz kontinentaler Vulkane spricht, die einige hundert englische Meilen von der Meeresküste entfernt sind, aber doch in der unmittelbaren Nachbarschaft eines großen Binnensees liegen. Dr. Laws hat versprochen, bei seiner Rückkehr nach dem Njassa-See eine Steinsammlung anzulegen, welche uns Aufschlüsse über jene interessante vulkanische und auch kohlenführende Gegend zu geben verspricht.

— Der Dampfer „Maud", der den Auftrag hatte, den Limpopo hinsichtlich seiner Schiffbarkeit zu untersuchen, hat kürzlich dessen Barre passirt und ist den Fluß ca. 130 km bis zum Kraale Matschoba hinaufgefahren, als erstes Schiff, dem dies geglückt ist. Von jenem Kraale aus erreichte die Besatzung zu Lande die Handelsstation Wyllie, mußte aber dabei viele gefährliche Sümpfe überschreiten und hatte sehr vom Fieber zu leiden.

— Dr. Aurel Schulz unternimmt von Transvaal aus eine Expedition nach dem Zambese und in das Becken des Kongo. Ende März dieses Jahres befand er sich in Rustenburg.

— Das Parlament der Kapkolonie hat den einstweilen etwas unverständlichen Beschluß gefaßt, die Annektion der Walfisch-Bai und der St. John's Territorien, ferner des Betschuanen-Landes zu billigen, ebenso die Ausdehnung der Kolonialgrenze von der Walfisch-Bai bis zum Kunene. Danach sollte die Nordgrenze der Kolonie um fast 1400 km vorgeschoben werden! — Ebenso hat der Präsident des Orange-Freistaates die Annektion des Barolong-Landes (unter 26½° südl. Br.) ausgesprochen.

— Das längere Verweilen der Beamten der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft an einer und derselben Stelle hat unter anderm die erfreuliche Folge, daß dieselbe sich eingehender mit dem Studium der Völkerschaften am Kongo befassen und dieselben ungleich besser kennen lernen, als es flüchtig Durchreisenden möglich ist. So enthält „Le Mouvement Géographique" (Nr. 4) eine ethnographische Schilderung der Bayanzi von dem früher in Bolobo stationirten Kapitän Hanssens, der wir folgende Angaben über die Leichenbestattung entnehmen. Sobald ein reicher oder angesehener Mann gestorben ist, wird er vollständig gewaschen, was ihm bei Lebzeiten vielleicht nie passirt ist, das Gesicht mit phantastischen Malereien bedeckt, die Beine so dicht wie möglich an den Leib gepreßt, daß die Knie möglichst hoch zu liegen kommen, und in dieser Lage durch Binden aus Baumrinde oder einheimischem Zeuge befestigt. Dann wird die Leiche in die reichsten der im Nachlasse sich befindenden Stoffe gewickelt, so daß sie wie eine große bunte Muffe aussieht, so hoch wie breit, aus welcher oben ein buntbemalter Kopf mit weit geöffneten, erloschenen Augen herausschaut. So wird die Leiche acht Tage lang vor der Hütte des Todten ausgestellt, und die Bewohner des Dorfes und der benachbarten Ortschaften führen unter Gesang, Trommelwirbel und Flintenschüssen Todtentänze um sie auf, die bei Sonnenaufgang beginnen und sich mitunter bis tief in die Nacht hinein fortsetzen. Dazu wird gehörig Bier getrunken, bis die Tänzer völlig erschöpft oder betrunken sind. Das geht so lange fort, bis die Verwesung so weit vorgeschritten ist, daß sie die Umgebung verpestet. Nun wird am Eingange der Hütte ein Loch gegraben und die Leiche hineingesetzt und zwar mit allen Stoffen, in die sie gewickelt ist, und die dazu dienen sollen, ihm im Jenseits den bisherigen Wohlstand zu verschaffen. Derselbe Wunsch ist aber auch Ursache von Menschenopfern; es wird auf dem Grabe eine, je nach dem Reichthum und der Macht des Todten größere oder geringere Anzahl von Frauen und Sklaven geschlachtet, welche ihm das Leben auch fernerhin angenehm und bequem machen sollen. Als Mpoki, der Häuptling des oberhalb der Station Bolobo gelegenen Dorfes Manga gestorben war, sagte ein Eingeborener zu Hanssen: „Mpoki war ein armer Teufel; man hat nur zwei seiner Frauen und zwei Sklaven getödtet!" Die Leichen der Frauen werden quer über den Boden der Grube gelegt und der Todte darauf gesetzt, während die der Sklaven hinterdrein hinabgeworfen werden, nachdem man ihnen zuvor die Köpfe abgehauen hat, die als Schmuck auf dem Giebel der einst vom Todten bewohnten Hütte befestigt werden.

Polargebiete.

— In diesen Tagen (so meldet die „Nowosti" Nr. 131) ist dem Chef des Marine-Ministeriums in St. Petersburg, Viceadmiral Schestakow, ein Projekt, welches sich mit der Erreichung des Nordpols beschäftigt, eingereicht worden. Das Projekt ist von einigen Marineofficieren auf Grundlage der Untersuchungen der „Jeannette" und unter Berücksichtigung persönlicher Erfahrung bei Fahrten auf dem Eismeere ausgearbeitet worden. Das wichtigste Moment des Projektes ist, daß die Erreichung des Nordpols möglich sei, nicht, wie bisher angenommen wurde, zu Schiff, sondern zu Fuß übers Eis. Die Expedition der „Jeannette" hat auf die wahrscheinliche Existenz einer Anzahl Inseln am Nordpol hingewiesen; bereits entdeckt sind die Inseln Jeannette, Benett und Henriette. Man darf mit Rücksicht auf die Tiefenmessungen annehmen, daß es nördlich von dem Punkte, welchen die „Jeannette" erreicht hat, im Eismeere noch mehr Inseln giebt. Es wird nun projektirt, daß die Polarexpedition entweder auf der Insel Neu-Sibirien oder auf einer der anderen neuentdeckten Inseln sich die nöthigen Vorräthe aufspeichere. Von hier seien es nur 900 Seemeilen bis zum Nordpol; diese Entfernung solle zurückgelegt werden, indem man auf den neuentdeckten Inseln allerlei Proviantgegenstände zurücklasse. Der eigentliche Marsch solle folgendermaßen statthaben: Die Theilnehmer der Expedition ordnen sich in zwei oder drei Gruppen. Eine Gruppe muß die vorläufigen Untersuchungen ausführen, als Pionniere dienend; sobald ein geeigneter Platz für die Vorräthe gefunden ist, so rückt die ganze Expedition nach. Ein derartiges Vorgehen würde voraussichtlich sehr lange Zeit, etwa 3 bis 4 Jahre erfordern, um den Nordpol schließlich zu erreichen, aber er ist ausführbar. Man sagt, das Projekt sei schon bis ins Detail ausgearbeitet und allen gelehrten Gesellschaften und Personen, welche sich für Polarexpeditionen interessiren, zugeschickt. Um die Expedition zu ermöglichen, sind eine Anzahl populärer Vorlesungen gehalten und darauf eine allgemeine Sammlung von Beiträgen veranstaltet worden.

Vermischtes.

— In St. Petersburg soll bei der Universität eine Anthropologische Gesellschaft gegründet werden, deren Aufgabe speciell das Studium der Völker des europäischen und asiatischen Rußlands sein wird. Ein Statut ist in Vorbereitung. Zu den Gründern gehören: Inostranzew (Archäolog und Geolog), Bogdanow (Zoolog), Mereschkowsky und Malakow (Archäolog), Jadrinzew (Ethnograph und Geograph).

Berichtigung. In Nr. 1 dieses Bandes, Seite 14, Spalte 2, Zeile 25 lies: „Katten am Melibokus" anstatt „Katten von Melibokus". — Ebenda: Zeile 14 von unten: „Hessen bey dem Berg Melibaco" anstatt „Hessenberg dem Berg Melibaco". — Ebenda: Zeile 10 von unten: „Otenwelder" anstatt „Otenwalder". — Seite 15, Spalte 2, Zeile 6 ist nachzutragen: „So weit Rieger".

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

IX.

Sowohl rings um das Idol als auch in den übrigen Räumen dieses Tempels und aller anderen Gebäude, welche gottesdienstlichen Zwecken gedient zu haben scheinen, finden sich zahlreiche Vasen aus grobem Thone und von einer neuen Form; es sind 5 bis 6 cm hohe Bowlen von 10 bis 15 cm Durchmesser, an deren Rändern Menschengesichter mit theils stumpfen, theils großen gebogenen Nasen, wahrhafte Karrikaturen ohne jede Kunst, angebracht sind. Vielleicht bezieht sich diese Verschiedenheit der Typen auf zwei verschiedene Volksstämme. Diese Schalen dienten zum Verbrennen von Räucherwerk und sind meistens noch zur Hälfte mit Kopalharz gefüllt. Unsere erste Abbildung giebt je eine Probe der beiden verschiedenen Typen.

Die Front dieses ersten Tempels ist, wie man aus dem Grundrisse (S. 116) ersieht, von drei Thüren durchbrochen, deren steinerne Oberschwellen mit sehr zarten, aber ganz flachen Skulpturen bedeckt sind, auf welche wir gleich zurückkommen werden. Die Façade ist 21 m lang, die Tiefe des Bauwerkes beträgt 6 m, die Höhe 5½ bis 6 m bis zu der dekorativen Mauer, wie sie sich auch in Kabah und am sogenannten Taubenhause zu Uxmal findet. Dieselbe gleicht einem riesigen Gitterwerke und ist 4½ m hoch, so daß das ganze Bauwerk 10 m Höhe mißt. Seine Ausschmückung muß sehr reich gewesen sein. Im Centrum der oberen Mauer befindet sich nämlich eine große Füllung, inmitten welcher auf einer noch vorhandenen Bank einst eine riesige Statue gesessen hat. Deutlich erkennt man noch den gemauerten Kern, welcher dem Leibe der Statue gleichsam als Gerippe diente, und zur Rechten einen schmalen, langen Stein, der den linken Unterschenkel bildete. Ihre Form erhielt die Statue durch aufgelegten Cement, ein Verfahren, das auch in Palenque, Izamal, Ake und sonst beobachtet wurde. In dem darunter befindlichen großen Fries, welcher den Haupttheil des Gebäudes ausmacht, sind drei weitere große Füllungen, welche ebensolche Statuen enthielten (die aber aufrecht standen und von denen noch gemauerte Reste erhalten sind) und acht Nischen für kleinere Idole angebracht.

Hier sei ein wichtiger Umstand erwähnt, der einen neuen Beweis für die Einheit der mittelamerikanischen Civilisationen erbringt. Es handelt sich um ein kleines Modell eines aztekischen oder toltekischen Tempels aus gebranntem Thone, welches von dem mexikanischen Hochlande stammt, sich jetzt im Museum des Trocadéro zu Paris befindet und in unserer vierten Abbildung dargestellt ist. Wir finden in demselben genau dieselben Bestandtheile wieder, wie bei den Denkmälern von Comalcalco, Palenque, Chichen u. s. w. und schließlich von Ville Lorillard: die den Unterbau bildende Pyramide, die indessen stark verkleinert ist, wie es sich bei solcher Miniaturdarstellung von selbst versteht, die drei oder vier Stockwerke der Pyramide und die centrale Treppe. Das kleine, die Pyramide krönende Gebäude entspricht sodann genau dem in Rede stehenden Tempel mit seinen vorspringenden Gesimsen und der hohen dekorativen Mauer darüber. Und letztere zeigt dieselben viereckigen Löcher, wie der erste Tempel in der Ville Lorillard, wie das sogenannte Taubenhaus von Palenque und wie ein weiterer, der sich in Tikal befindet. Diese Aehn-

lichkeit beweist die nahe Verwandtschaft, welche hinsichtlich der religiösen Architektur zwischen den Bewohnern des mexikanischen Hochlandes und denen von Tabasco, Chiapas, Yucatan und Guatemala bestanden hat — eine These, die Charnay den gegentheiligen Ansichten aller modernen Schriftsteller gegenüber darzuthun sich bemüht hat.

Hinter dem Tempel auf einer noch höheren Pyramide liegt das wichtigste und ansehnlichste Denkmal der Ville Lorillard; dort erheben sich auf einem weiten Platze sechs verschiedene, im Rechtecke stehende Paläste, von denen leider nur noch einer theilweise mit seinen steinernen fein skulpirten Thürstürzen erhalten ist, während die anderen nur noch einen wüsten Trümmerhaufen darstellen. Wie überall sind die Stürze der schmalen Thüren hier von Stein, die der breiten bestanden aus rothem Zapote, einem Holze, das die Indianer bei allen ihren Bauten anwendeten und von welchem sich noch Reste in den Mauern finden. Wahrscheinlich war es schwierig, genügend große Steinblöcke auch für die breiteren Thüren zu finden. Dieser Gebäudekomplex war vielleicht die Wohnung der Fürsten oder die Festung; jedenfalls ist er wundervoll gelegen und bietet eine prachtvolle Aussicht auf das Flußthal dar; Charnay konnte nicht umhin, den praktischen Sinn und das Verständniß seiner Erbauer zu bewundern. Daß sie ihre Wohnungen auf Pyramiden setzten, war in diesen heißen ungesunden Ländern eine Nothwendigkeit; dort oben war frische Luft und Gesundheit, keine Muskitos und andere Plagegeister aus der Insektenwelt, aber herrliche Augenweide. Nach Norden hin erblickten sie die kleinen stufenförmigen Hügel, die mit Palästen gekrönt waren, vor sich den schönen Fluß, zur Sommerszeit nur einen Gießbach, aber in der Regenzeit einen gewaltigen Strom, auf dem andern Ufer bewaldete Hügel, Gärten und Anpflanzungen und im Süden konnte das Auge über eine weite Ebene schweifen, welche am Horizonte von den bläulichen Linien der Cordilleren begrenzt wurde.

Der Palast, welchen Charnay bewohnte, lag nahe dem Flusse auf einer der ersten Stufen des Amphitheaters; er war zerfallener als der Tempel und wies dieselbe Ornamentirung auf, aber seine Bauart war nachlässiger, wie die verschiedene Größe und die bald senkrecht, bald schief stehenden Pfosten der Thüren und die unregelmäßige Vertheilung der Oeffnungen und Nischen beweisen. Die dekorative Mauer oberhalb des Gebäudes ist zusammen-

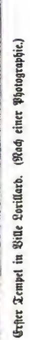


Lacandonische Vasen aus Ville Lorillard. (Nach einer Photographie.)

gestürzt und am Friese läßt sich nur noch ein Chaos von Löchern, Nischen und vorspringenden Steinen erkennen. Auch die innere Einrichtung ist eigenthümlich: eine Art Labyrinth von Gängen und kleinen Zimmern mit gemauerten und mit Stuck überzogenen Plattformen, die vielleicht als Lagerstellen oder Eßtische gedient haben; zu letzterem Zwecke wurde die eine von Charnay und Maudslay benutzt. Hinten liegen unter der Erdoberfläche zwei schmale Säle, zu denen man mittels eines sich steil senkenden Ganges gelangt, und welche bis zur Decke mit Erde angefüllt sind. Charnay möchte sie für Grabstätten ansehen, da er in Palenque ähnliche Räumlichkeiten aufgegraben und darin Skelette und Vasen gefunden hat. Das Gebäude ist 20 m lang, 16 m tief. Vorn im Hofe stehen zwei kleine skulpirte Säulen oder Säulenstümpfe, 70 cm hoch, von unbekannter Bestimmung; vielleicht waren es Altäre zur Aufstellung von Hausgöttern oder Ständer für Weihrauchgefäße.

Wir übergehen eine große Pyramide im Südwesten und verschiedene kleinere Baulichkeiten längs dem Flußufer, um uns einem zweiten Tempel zuzuwenden; als Tempel ist das Gebäude anzusehen wegen der großen Zahl von Räuchergefäßen, welche sich darin befanden. Der Haupttheil zeigt nichts Bemerkenswerthes, wohl aber der Oberstock, in welchem Charnay eine Art Erweiterung der dekorativen Mauer erblickt; das Ganze besteht nur aus einem sehr schmalen Gange, der sich, hinter der Tempelfront zurückliegend, längs der ganzen Façade hinzieht und an beiden Enden eine große Oeffnung zeigt.

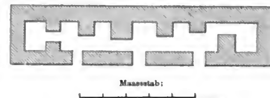
Oben wurden skulpirte Thürsturze erwähnt; solche, theils von Stein, theils von Holz, hat Charnay in mehreren yucatekischen Städten gefunden, z. B. in Chichen; aber dieselben waren nicht so zahlreich und prächtig wie in der Lorillard-Stadt. Sie finden sich dort nicht in allen Gebäuden, sondern nur in solchen, welche man für Tempel oder Paläste halten darf, und zwar die schönsten in den kleinsten Bauwerken. So findet sich ein skulpirter Sturz über der Mittelthür des Tempels, ein Stein von 1,12 m Länge und 0,82 m Breite. Die Mitte desselben nehmen zwei Personen mit hohen Kopfputzen aus Federn ein; ihre Schultern sind, wie bei dem früher besprochenen Idol, mit kleinen, mit Perlen und Medaillons besetzten Mäntelchen bedeckt; den Leib umgiebt ein reicher maxtli und die Füße stecken in großen, mit Lederriemen verzierten Halbstiefeln. Sie haben zurückweichende Stirnen, wie die Figuren in Palenque (siehe die fünfte Abbildung). Vielleicht stellen sie einen Mann und eine Frau dar — worauf ihre verschiedene Größe deuten würde — die eine religiöse Ceremonie vor-



Erster Tempel in Ville Lorillard. (Nach einer Photographie.)

zunehmen im Begriffe stehen. Die größere Figur hält in jeder Hand ein Kreuz, die kleine nur in der einen; es sind lateinische Kreuze, an den Enden der Querarme mit Rosetten verziert; das große trägt auf der Spitze einen symbolischen Vogel und soll wahrscheinlich den Gott des Regens und der Fruchtbarkeit Tlaloc vorstellen. Eine Anzahl von 23 Katunes (hieroglyphische Charaktere) ist über die ganze Platte zerstreut.

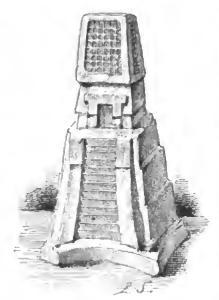
Ein Kunstwerk aber, wie es aus Amerika noch nicht bekannt geworden ist, darf die andere Platte genannt werden, welche unsere letzte Abbildung vorführt. Es ist eine Kalksteintafel, auf welcher in kräftigem Relief zwei prächtige Gestalten, die eine aufrecht stehend, die andere kniend, nebst Inschriften dargestellt sind. Bis auf die zurückweichenden Stirnen, welche nach Charnay's Ansicht keinen Rassentypus bezeichnen, sondern konventionelle Typen sind, die je nach den Gewohnheiten der Bildhauerschulen modificirt wurden, ist an diesem Denkmale alles vollkommen und von überraschendem Reichthume im Detail. Syrien und Chaldäa hat diesem Meisterwerke nichts an die Seite zu stellen. Man betrachte nur die Hände, den Kopfschmuck, den prachtvollen Mantel des knienden, die majestätische Haltung des stehenden Mannes! Die dargestellte Handlung ist eine religiöse Ceremonie, ein Opfer. Die kniende Person, welche Charnay für einen Priester hält, hat sich ein Seil durch die Zunge gesteckt, und um das Opfer zu Ende zu bringen und das ganze Seil durch die Wunde zu ziehen, dasselbe mit Stacheln besetzt. Die stehende Figur stellt gleichfalls einen Priester vor, welcher eine Palme in der Hand hält und dieselbe gleichsam ermuthigend auf den Selbstpeiniger legt.



Plan des ersten Tempels in Ville Lorillard.

Nun wissen wir, daß sich die alten Mexikaner im höchsten Grade Torturen auferlegten. Torquemada erzählt darüber Folgendes: „Die Qualen, welche sich die Priester des Camaxtli in Tlascala, ebenso wie diejenigen des Quetzalcoatl in Cholula bereiteten, sind diese. Unter dem Vorsitze des ältesten von ihnen, der achcautli genannt wurde, vereinigten sich die Priester und nach fünftägigem Fasten und verschiedenen Bußen schloß man sie in den Haupttempel von Camaxtli ein, wohin sie eine Anzahl Stöcke, so lang wie ein Arm und so dick wie eine Faust, mit sich nahmen. Dann kamen die Zimmerleute, welche fünf Tage gefastet und gebetet hatten, um diese Stöcke zu bearbeiten und nachdem sie dieselben in der erforderlichen Weise verkleinert hatten, gab man ihnen außerhalb des Tempels zu essen. Dann kamen die Meister, die mit der Herstellung von Obsidianmessern beauftragt waren, und verfertigten viele Messer, mit denen die Zungen der Priester geöffnet werden sollten, und legten sie auf ein weißes Tuch. Dann folgten Gebete und nachdem sich die jungen und alten Priester versammelt hatten und zum Opfer bereit waren, öffnete ihnen der geschickteste der Meister die Zunge, indem er ein großes Loch in dieselbe schnitt. Alsbald steckte der erste achcautli mehr als 400 oder 500 jener Stöcke, welche die Zimmerleute zurecht geschnitten hatten, durch seine geöffnete Zunge hindurch und die anderen Alten thaten desgleichen und die jungen, die mit dem größten Muthe, ahmten ihnen nach. Nachdem dieses schreckliche Opfer vollendet war, bemühte sich der Aelteste, der als der Anführer bei dieser bestialischen Operation angesehen wurde, trotz seines Schmerzes zu singen, um seine jungen Genossen zu ermuthigen, die Ceremonie zu Ende zu führen."

Unser Basrelief stellt also dieses Opfer an Quetzalcoatl oder, wie er bei den Maya heißt, Cuculcan dar und der Tempel, an welchem es gefunden wurde, war diesem Gotte geweiht. Ein Detail, welches derselbe Autor noch anführt, dient zur weiteren Erläuterung des Bildwerkes. Er sagt: „In dieser Fastenzeit begab sich der oberste achcautli in die Städte und Dörfer, um die Leute zu ermahnen, daß sie sich auf das große Fest vorbereiteten, und als Zeichen trug er in der Hand einen großen grünen Zweig." Also genau so wie auf unserer Tafel; der grüne Zweig der Hochlande ist hier in der warmen Zone naturgemäß durch eine Palme ersetzt.

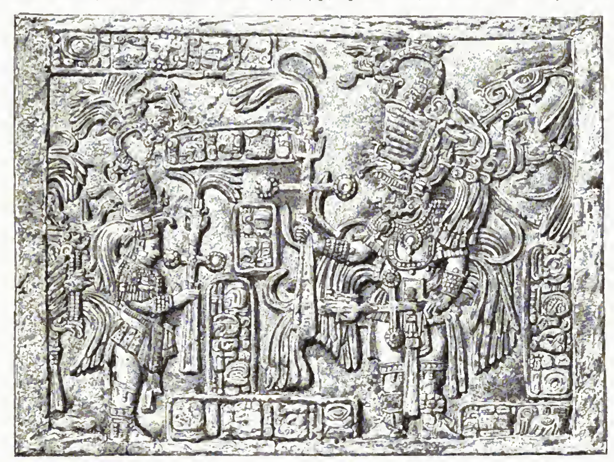

Modell eines alten Tempels.
(Nach einer Zeichnung Charnay's.)

So finden wir in Ville Lorillard Tlaloc und Quetzalcoatl, aztekische oder specieller toltekische Gottheiten, deren Kultus durch dieses Volk bei seinen weiten Wanderungen weithin verbreitet worden war. Von derselben Ceremonie spricht auch Clavigero, und Landa erzählt im 28. Kapitel, S. 162: „Die Mayas brachten Opfer dar in Gestalt ihres eigenen Blutes, indem sie sich bald die Ohren ringsherum in Fetzen schnitten, die sie zum Zeichen der Buße herabhängen ließen, bald sich die Backen oder die Unterlippe durchbohrten, indem die einen sich Stücke Fleisch aus gewissen Körpertheilen schnitten, die anderen sich die Zunge durchbohrten und unter großen Qualen Strohseile hindurchzogen."

Die Inschriften auf den eben besprochenen Steinen gehören verschiedenen Stilarten an und nähern sich solchen von Chichen-Itza und von Copan in Guatemala. Charnay sucht sich das durch die Annahme zweier Schriften, einer geheiligten und einer vulgären zu erklären, wie sich auch zwei Darstellungsweisen von Personen finden: auf den Basreliefs und Steininschriften sind sie mit nach orientalischer Art gekreuzten Beinen abgebildet, auf den Inschriften in vulgärer Sprache und in den Papierhandschriften hocken sie mit an das Kinn gezogenen Knien, wie es Sitte der Indianer ist. Es giebt sogar noch eine dritte Art Schrift, die in aztekischen Handschriften und aztekischen und toltekischen Skulpturen vorkommt, symbolische Charaktere für Menschen- und Ortsnamen. Etwas Aehnliches findet sich nach Aymonier in den Inschriften der Scham in Tschampa

(Süd-Annam), wo drei Sprachen, eine geheiligte, eine vulgäre und eine jetzt gesprochene vulgäre sich unterscheiden lassen.

Obwohl die Untersuchung der Ruinenstätte und namentlich der angeblich auf dem rechten Ufer des Usumacinta befindlichen Trümmer noch lange nicht beendet war, so mußte Charnay doch an die Rückkehr denken und die Fortsetzung dieser interessanten Untersuchungen der Zukunft überlassen. Einen vollen Tag brauchte er dazu, um die Strecke bis Yalchilan, welche stromabwärts nur drei Stunden Fahrzeit gekostet hatte, gegen die ungemein heftige Strömung zurückzulegen. Dort fand er keine Lacandonen vor, wie ihm versprochen worden war; aber der alte Häuptling, dem es um die verheißenen Geschenke zu thun war, hatte täglich einen Boten gesandt, um nach der Ankunft des Fremden zu spähen, und erschien am folgenden Morgen nach dessen Eintreffen mit seinen beiden Frauen und vier jungen Männern, sieben Köpfe im Ganzen. Um sie zu photographiren, bildete Charnay aus ihnen eine Gruppe, mit seiner Laubhütte im Hintergrunde; die Wilden, obgleich etwas verdutzt, hielten doch auf Zureden des Dolmetschers fast unbeweglich vor dem drohenden Apparate aus. Alle trugen dasselbe Gewand, eine Art weiter Tunika mit Aermeln, die aus einem sehr groben, aber schmiegsamen Baumwollstoffe, den die Weiber spinnen und weben, angefertigt war. Diese Tunikas waren mit rothen Flecken



Skulpirter Thürsturz aus Ville Lorillard. (Nach einer Photographie.)

bedeckt, welche Charnay anfangs für Schmutzflecke hielt; dieselben waren jedoch zum Schmucke angebracht und zwar mit dem Safte einer unbekannten Beere. Da sie nicht das ganze Gewand zu färben verstanden, so begnügten sie sich mit einzelnen Flecken und auch das muß ein Vorrecht des Häuptlings und seiner Frauen sein, da die Kleider der jungen Männer keine Spur davon aufzuweisen hatten. Männer wie Weiber tragen um den Hals schwere Ketten aus Fruchtkernen, Affen- und Eberzähnen, Vogelklauen und Münzen. Das schlecht gepflegte Haar hängt lose herab; die Frauen trugen zwei Adlerfedern darin. Auf Tunika und Halsband schienen sie den größten Werth zu legen, denn sie waren nicht dazu zu bewegen, sich derselben zu entäußern, während sie Bogen und Pfeile mit Steinspitzen willig hergaben. Sie bedienen sich noch steinerner Aexte zum Fällen der Bäume und waren hocherfreut über die stählernen, welche sie neben Säbeln, Messern, Angelhaken und Salz im Austausche erhielten. Sie selbst besitzen kein Salz und stellen sich ein sehr schlechtes Surrogat aus der Asche eines gewissen Holzes her.

Die Lacandonen sind bartlos, von mittlerer Größe und wohl gewachsen; die eine der Frauen ist hübsch und fleischig, aber bei allen ist das Fleisch schlaff und weich, die Lippen bleich, die Zähne schlecht. Sie scheinen in Folge ihres beständigen Aufenthaltes im Waldesschatten an Blutleere zu leiden. Ihre Sprache ist das Maya; sie leben von Jagd, Fischfang und dem Ertrage ihrer gut bestellten Felder. Ihre Hütten sind reinlich und stets mit einigen Vorräthen an Tabak, Baumwolle, Mais und Früchten versehen. Töpfergeschirr besitzen sie nicht, sondern nur Kalebassen, theils ganze, theils halb durchgeschnittene. Durch den Sturz ihres Volkes und ihre Zerstreuung haben sie, wie man



Thürsturz aus Ville Lorillard, ein dem Cuculcan dargebrachtes Opfer darstellend. (Nach einer Photographie eines von Alfred Maudslay gemachten Abgusses.)

sieht, eine Menge von Kunstfertigkeiten verlernt, welche ihre Vorfahren einst besaßen.

So wild, wie sie gewöhnlich geschildert werden, sind sie nicht, wohl aber äußerst furchtsam, so daß sie beim Nahen eines Fremden ihre Hütten verlassen und in den Wald flüchten. Doch wissen sie sich an den Monteros, die ihre Einfalt öfters mißbrauchen, zu rächen; so ermordeten sie im Jahre 1879 einen Mestizen von Tenosique, welcher die Abwesenheit eines Lacandonen benutzt hatte, um dessen Weiber zu schänden und sein Haus zu plündern.

Ueber ihre Religion konnte Charnay nur in Erfahrung bringen, daß sie sich vor Entdeckung der Ville Lorillard in Menge dorthin begaben, um gewisse Ceremonien zu verrichten, nachdem aber Weiße ihre Tempel betreten hatten, dieselben für immer verließen.

(Fortsetzung folgt in einer spätern Nummer.)

Zur Geschichte des Eisens.

Der großen und mühevollen Arbeit, eine Geschichte des Eisens zu schreiben, hat sich Dr. L. Beck unterzogen; zehn Jahre hat derselbe dazu gebraucht, um einen stattlichen Band von über 1000 Seiten mit mehreren hundert Holzschnitten ans Licht zu fördern [1]), welcher die Geschichte des wichtigsten aller Metalle bis zur Neuzeit fortführt. Hier ist nicht der Ort, um den ganzen reichen Inhalt des Buches anzuführen, auch kritische Betrachtungen sollen aus dem Spiele bleiben; dagegen wollen wir unsere Leser mit denjenigen Abschnitten vertraut machen, welche sich auf die interessanten prähistorischen Fragen, sowie auf die älteste Geschichte des Eisens und dessen Darstellung bei wilden Völkern beziehen.

Dr. Beck ist ein sehr entschiedener Gegner der von dänischen und schwedischen Gelehrten vertretenen Ansicht von der Aufeinanderfolge der drei sogenannten Kulturperioden, der Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Für ihn hat das Eisen die Priorität vor der Bronze (Kupfer- und Zinnlegirung) zu beanspruchen, und die häufigeren Bronzefunde in Gräbern und Ansiedelungen sind kein hinlänglicher Beweis für das ältere Alter der Bronze, da das Eisen in feuchtem Boden sich viel rascher und vollständiger oxydirt und auflöst als die Bronze, so daß nur besondere Glücksumstände die Erhaltung von Eisenstücken durch Jahrtausende hindurch überhaupt ermöglichen. Indessen sind doch Eisenfunde aus ältester Zeit erhalten, aus Zeiten, in denen die Bronze noch nicht nachgewiesen werden kann. Eisen, so sagt Dr. Beck, ist weit leichter darzustellen als Kupfer, und technische Gründe liegen nicht vor, welche dazu zwingen, eine frühere Bekanntschaft des Kupfers gegenüber dem Eisen anzunehmen.

Das älteste Kulturvolk, die alten Aegypter, kannten bereits in ihrer frühesten Zeit das Eisen und benutzten es neben Kupfer, Bronze und anderen Metallen, ja es liegt hier der besonders günstige Umstand vor, daß über 4000 Jahre altes Eisen sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Engländer J. R. Hill fand im Jahre 1837 in den inneren Steinfugen der großen Pyramide des Cheops das Bruchstück eines Werkzeuges, das während des Baues in die Fuge gefallen war. Dasselbe, welches jetzt im britischen Museum aufbewahrt wird, ist in der beistehenden Figur abgebildet und unzweifelhaft das älteste bekannte Eisen. Die übrigen ägyptischen Eisenfunde sind weit jüngern Datums.

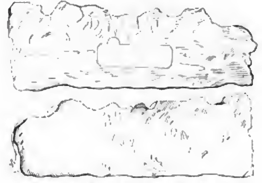
Beck behandelt alsdann die semitischen Völker in Bezug auf die Metalle und schickt dem Kapitel allgemeine kulturhistorische Betrachtungen voraus. Bei den Chaldäern waren Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei und Zinn im Gebrauche. Auch kannten sie die Bronze, wußten sie zu schmelzen und zu gießen; ob sie aber die Herstellung der Mischung selbst erfanden, ist zweifelhaft. Die meisten Bronzegeräthe sind geschmiedet. In getriebener Arbeit leisteten die Assyrier Bedeutendes. Die ausgetriebenen Ornamente wurden dann mit dem Grabstichel vollendet. Viele der aufgefundenen Bronzegußstücke tragen den Typus der phönizischen Handelswaaren, die Dekoration ist oft in ägyptischem Stile gehalten. Auch entspricht die Mischung der assyrischen Bronze ganz der der phönizischen (10 Theile Kupfer, 1 Theil Zinn). Ebenso bekannt war den Chaldäern in der frühesten Zeit das Eisen, das in den Keilschriften parzil heißt. Place stieß in den Trümmern des Palastes in Khorsabad auf ein großartiges Eisenmagazin, in welchem nach seiner Schätzung mindestens ein Gewicht von 100 000 kg Eisen beisammen lag. Das Magazin war 5 m lang, 2,60 m breit und 1,40 m hoch mit Eisen angefüllt. Der größte Theil dieser Masse bestand aus nach zwei Seiten spitz zulaufenden Eisenklumpen von 32 bis 48 cm Länge und im Gewichte bis zu 20 kg. Diese Eisenstücke erklärt Dr. Beck für Rohluppen, wie sie von den Eisenschmelzen in den Handel gebracht wurden. Der Eisenguß dagegen war den Chaldäern wie den übrigen Völkern des Alterthums überhaupt unbekannt. Nur Schmiedeeisen und Stahl verstanden sie darzustellen.

Sehr ausführlich beschäftigt sich dann unsere Quelle mit dem Eisen bei Phöniziern und Juden, und hier ist es die Bibel, welche eine reiche Ausbeute an Nachrichten liefert, ebenso wie die indischen Vedas für die Kenntniß des Eisens bei den Ariern von der höchsten Bedeutung erscheinen. Beck schließt, daß das Eisen den Ariern in ihren Ursitzen bereits vor der Trennung in einzelne Theile bekannt war; daneben war Gold ihr Hauptmetall. Nicht nur in der Bereitung des Stahls, sondern auch in der Verarbeitung des Eisens leisteten die Indier ganz Vorzügliches. Bei Dehli steht eine massive Säule von Eisen, die schon seit uralter Zeit als Heiligthum verehrt wird. Es ist der Laht (Pfeiler) von Dehli. Diese Säule, an welche sich allerlei Sagen knüpfen, besteht aus einem stahlartigen Eisen und ist ein merkwürdiges Beispiel indischer Schmiedekunst; sie hat 16 Zoll Durchmesser und ist etwa 50 Fuß lang; etwa die Hälfte ist im Boden versunken. Nach einer darauf befindlichen Inschrift soll sie aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen. Beck sagt: „Noch heute würde trotz Dampfhammer und Bessemerofen die Darstellung einer solchen riesigen Eisensäule von 50 Fuß Länge und $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser eine staunenswerthe Leistung sein; wie war aber solche jenen indischen Schmieden der alten Zeit mög-

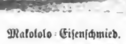
[1]) Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturhistorischer Beziehung von Dr. Ludwig Beck. Erste Abtheilung. Von der ältesten Zeit bis um das Jahr 1500 n. Chr. Mit 315 Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn, 1884.

lich, die nichts hatten als ihre Handbälge und geringe Holzkohlen?" Wir übergehen hier die technischen Muthmaßungen, welche Beck über die Herstellung der Säule aufstellt, und bemerken nur, daß mechanische Hilfsmittel, etwa große Fallhämmer, dabei zur Verwendung gekommen sein müssen.

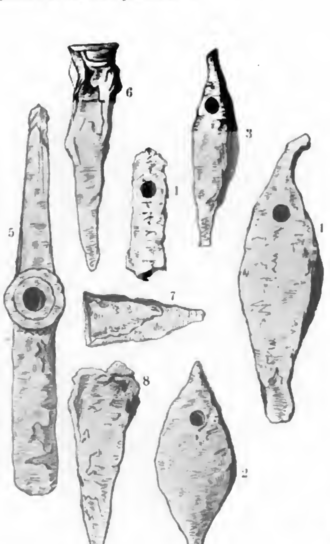
Nachdem der Verfasser uns gezeigt, wie die heutigen



Aegyptisches Eisen aus der großen Pyramide.



Makololo-Eisenschmied.



Altassyrische Eisenluppen aus Khorsabad.



Der Laht von Dehli.

Eingeborenen Indiens das Eisen in kleinen Oefen darstellen, geht er zu den innerasiatischen und ostasiatischen Völkern über, berichtet von dem Alter des Eisens in China und Japan und behandelt dann die Neger in ihrer Eigenschaft als Metallarbeiter. Bei ihnen finden wir eine sehr ausgedehnte Eisenindustrie; fast alle Afrikaner wissen das

Eisen (als Schmiedeeisen) aus den leichtflüssigen Erzen in kleinen Oefen zu erschmelzen, wobei sie eigenthümliche Blasebälge anwenden. Ihre Schmiedegeschicklichkeit ist eine große, wie die interessanten Waffen beweisen, die Beck abbildet. Die Blasebälge der Eisenschmiede im Makololotande bestehen aus zwei hölzernen Schachteln, deren obere Enden mit Leder bedeckt sind, Trommelfellen ähnlich, nur daß sie in der Mitte einen Sack bildeten. Das Gefäß ist mit langen Nasen (Düsen) versehen, durch welche die Luft getrieben wird, indem die schlaffen Lederdeckel vermittelst eines kleinen Stückchen Holzes, das in der Mitte derselben befestigt ist, auf- und niedergezogen wird.

Auffallen wird in dem Buche das Kapitel: „Ueber den Gebrauch des Eisens in Alt-Amerika.“ Dasselbe rührt von dem bekannten Archäologen Chr. Hoßmann her und sucht an der Hand der spanischen Quellen den Nachweis zu liefern, daß in Amerika vor der Entdeckung durch Columbus das Eisen bereits bekannt war und gebraucht wurde — eine Ansicht, welche bekanntlich zu der allgemein angenommenen Unbekanntschaft der Amerikaner mit dem Eisen im Gegensatze steht.

Wie die alten Griechen und Römer ihre Metalle benutzten und darstellten, wird nun sehr eingehend an der Hand der Quellen auseinandergesetzt, und hier giebt uns der Verfasser eine Schilderung seiner Ausgrabungen im Römerkastell Saalburg am Taunus, wobei er eine Masse alter Eisengeräthe, Schlacken und am Dreimühlenborn auch die alten Schmelzöfen der dort einst angesiedelten Römer entdeckte.

Die Geschichte des Eisens im Mittelalter, welche die zweite Hälfte des stattlichen Bandes umfaßt, ist mit einer Einleitung über die prähistorische Zeit in Europa versehen, wobei nochmals auf das schärfste der archäologische Standpunkt des Verfassers hervorgehoben wird, daß nämlich eine scharfe Trennung der Eisen- und Bronzezeit nicht vorhanden und daß nicht die Bronze, sondern das Eisen das ältere von beiden Metallen sei.

Für sehr werthvoll halten wir die Mittheilungen Beck's über die verschiedenen Reste der alten Schmelzmethoden, die in Ausgrabungen zu Tage gefördert wurden, da er dieselben vom Standpunkte des Hüttenmannes erläutert, ferner über die Eisenbereitung der alten Hispanier, Gallier und Germanen. Damit treten wir in die historische Zeit, und es folgen nun rein kulturhistorische Darstellungen über Bergbau, Bergrecht, Stahlfabrikation im Mittelalter, Schmiede, Schwerter und andere Waffen, endlich eine Abhandlung über den Einfluß des Schießpulvers auf die Eisenindustrie, daran anschließend eine Geschichte der ältesten Geschütze u. s. w.

Schon die kurzen, hier gegebenen Andeutungen werden dem Leser sagen, daß wir in Beck's „Geschichte des Eisens“ ein sehr vielseitiges und reichhaltiges Werk besitzen.

Von den Capverdischen Inseln nach Bolama[1]).

Von Richard Greeff.

I.

Am Vormittage des 15. November 1879 verließen wir Porto Praia, die Hauptstadt und den Hafen der Capverdischen Insel S. Thiago, um nun unserer nächsten Station, der Insel Bolama an der Küste von Senegambien, zuzusteuern. Lange noch blieb bei der Ausfahrt das malerische Bild von Praia, der blinkenden Stadt oben an der steilen, den Hafen umsäumenden Felswand, sichtbar; dann stieg wieder die hohe Gebirgsinsel S. Thiago mit ihren mannigfach gestalteten Kuppen und Pyramiden und dem alle überragenden kühnen Horn des Pico da Antonia vor uns auf, bis auch sie mit den übrigen am Horizonte noch auftauchenden Inseln des Archipels immer mehr in blauen Duft sich hüllend und in die weite Meeresfluth niedersteigend unseren Blicken entschwanden. Zugleich kamen wir, einen südöstlichen Kurs gegen das Festland von Afrika einschlagend, bei bedecktem Himmel und grauer Luft in eine überaus heiße und schwüle Atmosphäre, die, nach der langen vorhergehenden Fahrt durch den frischen Passat zwischen Madeira und den Capverden, niederdrückend und erschlaffend auf Körper und Geist wirkte. Schlaftrunken lagen oder saßen die sämmtlichen Passagiere des Schiffes auf Deck und in den Kajüten umher und auch die Mannschaft ging schleichend und schwer ihrem Dienste nach. Selten habe ich eine so rasche und allgemeine Einwirkung atmosphärischer Einflüsse auf den Menschen bemerkt. Um mich aus diesem Banne zu befreien, benutzte ich die auf unserm Schiffe befindliche Einrichtung zu einem Seewasserbade, das mich zwar anfangs erfrischte, später aber einen Zustand zur Folge hatte, wie ich ihn kaum jemals gefühlt zu haben mich entsinne. Es überfiel mich eine solche unüberwindliche Schlafsucht, daß mir die Augenlider trotz aller Gegenversuche fortwährend wie bleiern niederfielen und ich einschlief, wo und in welcher Lage ich mich befand. So schleppte ich mich, zuweilen gewaltsam aus meiner Lethargie mich aufraffend, bis zum Abend hin in der Hoffnung, daß derselbe einige Erfrischung und Kühlung bringen werde. Aber auch nach Sonnenuntergang zeigte das Thermometer noch 25° R. und in der Kajüte über 30°.

Am 17. November, als ich nach einem langen tiefen Schlafe früh Morgens an Deck des Schiffes kam, waren wir dem afrikanischen Festlande schon ziemlich nahe, ohne dasselbe unsererseits sehen zu können und nun wehte uns auffallenderweise unter blauem, wolkenlosem Himmel wieder kühlere und frischere Luft entgegen, die Fessel, die noch am Tage vorher das Leben im Schiffe gefangen hielt, ebenso rasch und allgemein wieder lösend, wie sie gekommen war. Bald tauchten auch am Horizonte vor uns blaue Streifen Landes auf und gegen Mittag fuhren wir unter ungefähr 11° 20′ nördl. Br. in den Bijagoz-Archipel ein, eine Gruppe von größeren und kleineren Inseln und Sandbänken, die vor, zum Theil auch in den weit verzweigten Strommündungen des Rio Casamansa, R. S. Domingos, R. Geba und R. Grande an der Küste Senegambiens liegen.

Eine schönere Fahrt als zwischen diesen lieblichen, meist bis an den Strand mit dunkelm Wald und schimmernden Grasfluren erfüllten Inseln und der ebenfalls tiefgrünen Küste läßt sich kaum denken. Wie auf einem Flusse gleitet

[1]) Fortsetzung von: R. Greeff, Die Capverdischen Inseln, „Globus“ Bd. XLII (1882), S. 9, 39 und 71.

das Schiff über die fast spiegelglatte See und da dasselbe wegen des seichten und durch verborgene Sandbänke gefahrdrohenden Fahrwassers nur sehr vorsichtig und langsam, oft anhaltend, vorrücken darf, konnte ich mit vollen Zügen die herrlichen, mir unvergeßlichen Bilder genießen.

Auch durch einige naturwissenschaftliche Beobachtungen ward mein Interesse auf dieser Fahrt lebhaft in Anspruch genommen. Bald nachdem wir uns der Küste genähert hatten, namentlich aber in jenen von den Bijagoz-Inseln und dem Festlande gebildeten Meereskanälen sah ich große Quallen mit ihren nach oben gerichteten halbkugeligen Gallertscheiben von goldgelber Färbung und zuweilen einem halben Meter Durchmesser in fast ununterbrochener Reihenfolge, bald einzeln, bald in ganzen Schwärmen, an unserm Schiffe vorbeischwimmen. Bei der langsamen Fahrt auf der ruhigen von der Sonne beleuchteten See erkannte ich in ihnen bald zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine sehr merkwürdige Thierform der portugiesischen Küste, die dereinst von E. Haeckel im Tajo bei Lissabon entdeckt und als eine seiner Meinung nach diesem Strome wahrscheinlich eigenthümliche Meduse des brakischen oder gar des süßen Wassers unter dem Namen Crambessa Tagi beschrieben worden war. Während meines jetzigen Aufenthaltes in Lissabon sah ich die Crambessa fast täglich im Tajo und konnte ihr eine genaue Untersuchung widmen, zu gleicher Zeit auch durch weitere Nachforschungen feststellen, daß sie keineswegs in ihrem Vorkommen auf diesen Strom beschränkt ist, sondern an der portugiesischen Küste eine sehr große Verbreitung hat. Und heute treibt mir nun die Crambessa Tagi an der Küste von Senegambien auf 11° bis 12° nördl. Br. zu Hunderten, ja zu Tausenden entgegen. So war durch diese Beobachtung die Kenntniß der geographischen Verbreitung jener Thierform, der man anfangs ein so kleines Gebiet zugewiesen hatte, auf einmal sehr bedeutend gewachsen und nach den mir anderweitig gemachten Mittheilungen kann ich nicht zweifeln, daß die Crambessa Tagi auch an der Küste von Sierra-Leona, ja vielleicht auch in den Niger- und Kongomündungen vorkommt und somit ein gewaltiges Verbreitungsgebiet an den Küsten des Atlantischen Oceans besitzt.

Fast gleichzeitig mit dieser Meduse bemerkte ich an der Oberfläche des Wassers zahllose kugelige oder ovale Körper von Zollgröße und bräunlicher Färbung, die bei der Weiterfahrt sich so mehrten, daß das Meer dadurch fast bräunlich gefärbt erschien. Es gelang mir durch einen Matrosen einige Eimer Wassers an Bord holen zu lassen, in denen eine Anzahl jener räthselhaften Körper sich befand, und ich erkannte sie nun durch die genauere, auch mikroskopische Prüfung, die ich, freilich nicht ohne Schwierigkeit, in meiner Kabine vornahm, als eigenthümliche Algen von Blasenform und schleimiger Beschaffenheit.

So floß dieser Tag unter den erfreulichsten Eindrücken und Erlebnissen dahin, bis gegen Abend mitten in dem Inselarchipel und unfern der Insel Bolama Anker geworfen wurde, da der Kapitän bei dem mit Untiefen drohenden Wasser in der Nacht nicht zu fahren wagte. Unbeschreiblich schön war der Abend und Sonnenuntergang in dieser lieblichen und doch so großartigen Natur, im Anblick der grünen Inseln, die wie Smaragde auf den weiten Wasserflächen erglänzten und der Küste des großen märchenhaften Erdtheiles, aus dem hier vor uns aus unbekannten üppig grünen Küstenlanden jene mächtigen Ströme hervorbrachen.

Am andern Morgen lichtete die „China“ bei prachtvollem Sonnenaufgang wieder Anker und fuhr nun zwischen den Inseln Bolama und Galinhas hindurch in die Strommündung des Rio Grande de Guinala und in den Hafen von Bolama ein, der mitsammt der „Stadt“ an der langgestreckten und gegen den Strom gerichteten Südseite der Insel gelegen ist. Da der Strand hier mit Schlamm und Geröll bedeckt und weit in den Strom hinein flach ist, so können selbst kleinere Boote, insbesondere während der Ebbe, nicht landen, sondern müssen in einiger Entfernung vom Ufer halten. Die Aussteigenden werden dann auf den Schultern der Neger ans Land getragen. Diese Procedur nahm heute besonders viele Zeit und für mich, der ich sehnlichst den für den ganzen Tag bestimmten Aufenthalt unserer „China“ im Hafen von Bolama zu einem Besuche der Insel zu benutzen wünschte, viele Geduld in Anspruch, da mit unserm Dampfer, meistens von den Capverden, eine Anzahl portugiesischer Beamten und Kaufleute mit ihren Damen und Kindern, ein buntes Gemisch von Weißen, Mulatten und Schwarzen nach Bolama, dessen Kolonisirung neuerdings wieder ernstlicher in Angriff genommen wird, gekommen war, die nun die ohnehin sehr spärlichen Boote mitsammt Gepäck und Waaren &c. so in Anspruch nahmen, daß für mich lange Zeit kein Raum blieb.

Vom Flusse aus macht die Niederlassung einen freundlichen Eindruck, da gerade dicht am Hafen zwischen grünen Bäumen mit breiter Krone einige anscheinend stattliche Häuser sichtbar werden, an welche das Städtchen halb verdeckt und dann ringsum die üppig grüne Insel sich anschließen. Beim Landen und dem Eintritt in die „Stadt“ erkennt man aber bald, daß jene Häuser am Hafen die einzigen sind, die auf jenen Namen im bessern Sinne Anspruch machen können und erfährt außerdem, daß es nicht portugiesische, sondern französische Kaufhäuser sind, die, wie es scheint, die Haupthandelsbewegung der ganzen portugiesischen Kolonie in Händen halten. An der von hier in die „Stadt“ führenden breiten, aber völlig ungepflasterten Hauptstraße und seitwärts von dieser in den Quergassen liegen noch einige niedrig einstöckige und meistens recht ärmliche Wohnungen und im Uebrigen besteht der ganze Ort aus kleinen, fensterlosen, mit Bananen- oder Palmstroh gedeckten Negerhütten. Der Hauptstraße, die vom Hafen durch die Niederlassung und dann nach außen führt, folgend, wandte ich mich dann in das Innere der Insel, überall Neues und Interessantes auf dem seiner ganzen Natur nach mir fremden Boden beobachtend. Kaum lagen die letzten Hütten einige hundert Schritte hinter mir, so sah ich am Wege einen rothen Thurm von kegelförmiger Gestalt und fast 3 m Höhe aufragen, rundum mit unregelmäßigen Zacken und Spitzen besetzt und anscheinend aus einer steinigen Sandmasse aufgeführt. Ich stand, wie ich bald erkannte, vor einem jener merkwürdigen Termitenhügel des tropischen Afrika, über die schon so viele Wunderdinge berichtet worden und die in der That in hohem Grade staunenswerth sind. Auf Schritt und Tritt tauchten nun beim Weitermarsch diese rothen spitzen Steinthürme aus den Gebüschen und dem oft mannshohen Grase auf und leuchteten aus einiger Entfernung, fast an gothische Kirchthürme oder Ritterburgen erinnernd, malerisch aus dem frischen Grün hervor. Zuweilen waren sie bis zum Gipfel mit zierlichen buntblühenden Schlingpflanzen und Strauchwerk umwunden.

Das Material, aus dem die sämmtlichen Termitenhügel von Bolama, die ich sah, aufgebaut waren, war der auch überall den Boden der Insel bildende rothe, lehmige Sand mit seinem Wurzelwerk durchsetzt. Die älteren und unbewohnten, resp. die von den Termiten verlassenen Hügel waren steinhart, so daß ich nur mit Mühe Stücke abschlagen konnte. An den bewohnten oder im Bau begriffenen waren die frischen Theile noch ziemlich weich, namentlich nach innen

zu und hier sogar noch feucht. Offenbar war der rothe Sand beim Aufbau mitsammt dem Wurzelwerk durch eine mehr oder minder flüssige und klebrige Substanz, dem Absonderungsprodukt der Speicheldrüsen der Arbeiter der Kolonie, verkittet und durch das allmähliche Eintrocknen zu einer fast steinharten Masse geworden.

Schlägt man ein Stück von der Oberfläche ab, so erhält man gleich einen Einblick in den sehr eigenthümlichen Bau des Hügels; derselbe ist durchsetzt von zahllosen Kammern oder Zellen, die durch lamellartige Wände gegen einander abgegrenzt sind und durch Gänge mit einander und mit der Außenfläche des Hügels in Verbindung stehen. Zu gleicher Zeit aber tritt bei einer solchen Störung eine der merkwürdigsten Erscheinungen zu Tage, die das innere Leben eines Termitenhügels auszeichnet. Mit Ungestüm stürzen alsbald aus dem Innern des Thurmes eine Anzahl von „Soldaten“ mit ihren großen, fast die Hälfte des ganzen Körpers einnehmenden Köpfen und ihren kühn geöffneten zangenartigen Kiefern hervor, bereit die Ruhestörer anzugreifen und zurückzuweisen. Einige strecken die Köpfe ganz aus den Höhlungen und Gängen der Außenseiten hervor, andere legen nur ihre schwarzen Kieferzangen auf die Brüstungen der Mauern, so den Feind erwartend. Und wie scharf und empfindlich die „Soldaten“ angreifen und festhalten, mußte ich einige Male bei der Untersuchung der Hügel und dem Sammeln der Thiere und Stücke derselben erfahren. Diese „Soldaten“ bilden nur eine bestimmte Klasse von Individuen des Termitenvolkes, denen lediglich die Bewachung und Vertheidigung der Kolonie obliegt. Sie sind die bei weitem größten und kräftigsten, namentlich, wie schon erwähnt, auffallend durch den ungewöhnlich großen, fast monströs aussehenden Kopf und dessen Bewaffnung mit den ebenfalls außergewöhnlich großen zangenartigen Oberkiefern. Neben den „Soldaten“ enthält der Termitenstaat eine zweite Klasse von viel kleineren, anders gestalteten, namentlich mit gewöhnlichen Köpfen versehenen, aber sehr zahlreichen Individuen, die „Arbeiter“, die den staunenswerth großartigen Bau allein ausführen, für die häusliche Ordnung in demselben Sorge tragen und die Pflichten der Pflege und Ernährung der Nachkommenschaft ausüben. „Soldaten“ und „Arbeiter“ sind ungeflügelte Termiten und zur Fortpflanzung nicht fähig, da sie, wie die Arbeiterinnen des Bienenstockes, mit denen sie auch im Uebrigen rücksichtlich ihrer Bedeutung für die Kolonie übereinstimmen, geschlechtlich unentwickelte weibliche Individuen sind. Außer diesen enthält die Kolonie noch zwei andere, wiederum für besondere Leistungen bestimmte, Individuengruppen, nämlich geflügelte und geschlechtlich entwickelte männliche und weibliche Termiten, denen lediglich die Erzeugung der Nachkommenschaft obliegt und die sich an den Pflichten der Soldaten und Arbeiter in keiner Weise betheiligen. Sobald in einem Baue die neue Brut der geflügelten Termiten durch die Pflege der Arbeiter ihre geschlechtliche Ausbildung erlangt hat, verläßt sie denselben, um sich, behufs der Begattung, in großem Schwarm in die Luft zu erheben. Nach dem Niederfallen brechen sie sich gegenseitig die Flügel ab und suchen nun als einzelne Paare einen Termitenbau, in dem sich keine Paare und deren Brut befinden, zu gewinnen. Wenige nur erreichen dieses Ziel, da sie ihrer Flügel beraubt unbeholfen und wehrlos sind, auch des Schutzes ihrer „Soldaten“ entbehren, und so auf ihrem Wege in großer Menge den Nachstellungen anderer Thiere, denen sie zur Nahrung dienen, unterliegen. Zu ihren erbittertsten Feinden gehören vor allem die Ameisen, insbesondere die sogenannten „Treiberameisen“, die förmliche Kriegszüge gegen sie ausführen sollen. Diejenigen Paare, welche einen nur von Arbeitern und Soldaten bevölkerten Bau erreichen, werden hier als „Königspaare“ aufgenommen und nehmen die für sie eingerichteten besonderen und geräumigen Zellen tief im Innern des Stockes ein, woselbst die Königin, deren Leib nach der Begattung zu erstaunlich großem Umfang anschwillt, ihre zahllosen Eier ablegt, die von den Arbeitern alsbald in die übrigen Kammern vertheilt und zur Pflege übernommen werden.

So birgt ein solcher Termitenhügel eine streng geordnete Kolonie, einen „Staat“, in dem jeder Volksklasse durch Naturgesetz besondere Verrichtungen zugewiesen sind, die sie unablässig und ausnahmslos zum Wohle des ganzen Staates vollziehen und die hier alle in dem einen Ziele sich vereinigen, nämlich der Erhaltung der Art.

Dr. Pogge's letzte Jahre in Afrika.

Dr. Paul Pogge hatte sich bekanntlich im Mai 1882 von Lieutenant Wißmann in Njangwe am oberen Kongo getrennt und war in das Land des Mukenge oder Kalamba (unweit des Lulua, unter 22° 28′ östl. L. Gr. und 6° 6′ südl. Br.) zu der dort von ihm begründeten Station zurückgekehrt, um dort bis zum 9. November 1883 zu verweilen. Von dort sandte er einen von Mitte Oktober 1883 datirten Bericht ein, das letzte ausführliche Schreiben, welches wir von ihm besitzen. Er erzählt darin von dem raschen Aufblühen der Station, der Vergrößerung ihrer Felder und Herden, dem Ansehen, welches sie selbst weit und breit genießt, und der gesteigerten Macht, welcher der Häuptling Mukenge sich in Folge der Anwesenheit eines Weißen bei seinem Baschilange-Volke zu erfreuen hatte. Als Pogge von seiner Lualabareise zurückkehrte, fand er nur ein Wohnhaus und einige junge Plantagen vor; aber es mangelte an den nöthigen Lebensmitteln und an Tabak. Sofort mit dem Beginne des ersten Regens begann er deshalb ansehnliche Reis-, Gemüse- und Tabakpflanzungen anzulegen und es gelang ihm, „bei der ausgezeichneten Fruchtbarkeit des Bodens“ in kurzer Zeit recht produktive Kulturen von Bananen, Bataten, Reis, Kohl, Tomaten, Tabak ꝛc. zu schaffen. Ueberhaupt schildert er das Land der Baschilange als ein für Ackerbau vorzüglich geeignetes; die Bestellung des Bodens ist leicht, so daß die Eingeborenen in Folge dessen eine reine Brachwirthschaft betreiben und jedes Jahr neue Urbarmachungen für ihre Plantagen (besonders Maniok, Büffelhirse, Bohne, Pferdezahnmais und zwei Arten Erdnüsse) vornehmen. Außerdem finden sich in geringeren Quantitäten an Nutzpflanzen Bataten, Yams, zwei Knollengewächse unbekannten Namens, Malven, Kürbisse, Ricinus, Baumwolle, Hanf, Tabak und zwei Arten Capsicum. Besonders unterstützt wird der Ackerbau hier durch den reichlichen Regenfall während der Regenzeit; Dr. Pogge bezieht sich in dieser Hinsicht auf die Aussage des Dolmetschers Bizerra, welcher so ziemlich sein ganzes

Leben in Lunda, Kioko und im Baschilange-Lande verbracht und niemals einen Regenmangel daselbst erlebt hat, während er sehr wohl weiß, welche verderblichen Folgen die Dürren oftmals in Kassandsche und Malandsche auf die Ernten ausgeübt haben. „Welche enormen Kulturen — schreibt Dr. Pogge — würde ein europäischer Pflanzer hier vornehmen können, mit wie geringen Arbeitskräften und mit wie viel Aussicht auf sichern Erfolg im Vergleiche mit solchen in Europa, speciell Norddeutschland! Welche Arbeitskräfte erfordert in Deutschland die Urbarmachung von gutem Boden (Waldrodungen, mehrfache Beackerungen, Drainagen, Bedüngungen 2c.) und welchen verderblichen Wettereinflüssen (Regen und Dürren, Sturm, Schnee und Hagel) sind die Saatfelder dort ausgesetzt!

Der Ansicht vieler Reisenden, daß ein Europäer hier keine Handarbeiten dauernd vornehmen könne, widerstreite ich auf das entschiedenste. Ein europäischer Arbeiter wird gewiß nicht im Stande sein, ohne gesundheitsschädliche Folgen hier ebenso lange und schwer zu arbeiten, wie in Europa, aber ebenso zweifellos wird er vermögen, ohne erhebliche und der Gesundheit nachtheilige Körperanstrengung des Morgens und während des späteren Nachmittags einige Stunden leichte landwirthschaftliche Arbeiten, etwa mit dem Pfluge, zu verrichten — und eine Arbeitsstunde bringt in landwirthschaftlicher Beziehung hier in Afrika vielleicht zehnmal mehr Resultate als in Norddeutschland. Hausarbeiten (d. h. Arbeiten im Schatten eines Hauses vollzogen) werden hier von Europäern ebenso lange vorgenommen werden können wie in Europa, denn es ist nicht die relative Wärme, sondern es sind nur die brennenden Strahlen der Sonne, die wehe thun und vor denen namentlich ein Ankömmling sich schützen muß.

Das hiesige Klima ist recht gesund und ich kann versichern, daß ich während einer Zeitdauer von über zwei Jahren, die ich östlich vom Kassai verlebt habe, mich nur ein einziges Mal unwohl gefühlt habe, und zwar war dies in Njangwe, dem nach meinen Erfahrungen am wenigsten gesunden Orte im Innern des Kontinents. Es ist gewiß warm, denn das Thermometer zeigt ziemlich konstant des Morgens mit Sonnenaufgang ungefähr 19 bis 21 Grad, Mittags 27 bis 30 Grad, 2 Uhr Nachmittags 29 bis 32 Grad und Abends mit Sonnenuntergang 21 bis 25 Grad, aber leichte westliche Brisen während der Regenzeit und östliche, oft starke Winde während der trockenen Zeit bringen meist erfrischende, angenehme Kühlung."

Von Raubthieren giebt es nur Leoparden, kleine Schakale, Wildkatzen und Hyänen; doch sagt Pogge ausdrücklich, daß die Station niemals von schädlichem Gethier heimgesucht oder belästigt wurde und daß sein Wohnhaus stets frei von jeglichem Ungeziefer, auch Muskitos, gewesen ist. Jagdbare Thiere giebt es wenig, aber Nutzhölzer der verschiedensten Qualität, für Bau- und Luxuszwecke passend, finden sich in unerschöpflicher Menge in den Wäldern, leichte und schwere, weiche und harte in den verschiedensten Farben und Schattirungen; viele Bäume schwitzen Harze aus und andere tragen ölreiche Früchte. Auch liefert das Land noch sehr viel Kautschuk; aber die hohen Transportkosten stehen nicht im Verhältniß zu seinem Werthe. Die Elfenbeinvorräthe sind nach ungefähr fünfzehnjährigem Handel jetzt vollständig erschöpft und der Elephant ist nach der Einführung von Feuerwaffen ausgerottet, entweder getödtet oder verjagt.

Ethnographisches enthält dieser letzte Bericht Dr. Pogge's sehr wenig, darunter jedoch folgende interessante Sittenschilderung:

„Bei dem ersten Empfange fremder Häuptlinge und ihres Gefolges herrscht am Hofe Kalamba's für gewöhnlich folgendes Ceremoniell. Wenn eine solche Tributkarawane ankommt, begiebt sie sich zuvörderst nach dem Marktplatze des Ortes, der Kiota, bringt dort die Nacht im Freien zu und begiebt sich am nächsten Morgen in corpore, Männer und Weiber, mit Zurücklassung ihrer Bekleidung in puris naturalibus nach einem etwa 400 m östlich vom Dorfe fließenden Bache und nimmt dort ein gemeinsames Bad. Am zweiten Morgen, nachdem die zweite Nacht über ebenfalls im Freien auf der Kiota zugebracht worden ist, wallfahrtet die ganze Gesellschaft in demselben Aufzuge nach einem ungefähr 250 m südlich vom Orte gelegenen Bache, reinigt sich zum zweiten Male durch ein Bad und begiebt sich dann vor Kalamba's Wohnung, wo die ganze Schar Posto nimmt, und zwar in zwei Gruppen getheilt, die Männer und Weiber für sich. (Ich sah gegen 40 bis 50 Weiber und ebensoviel Männer hier so versammelt.) Soll die Handlung besonders feierlich vorgenommen werden, so erscheint Kalamba selbst (er läßt sich auch manchmal vertreten), nimmt auf einem kleinen Schemel Platz und bemalt mit einem Stück weißen Thons (hier lupemba genannt) den vorderen Oberkörper einer jeden dieser durchaus paradiesischen, ihre Huldigung darbringenden Gestalten. Die Männer treten zuerst vor und wieder ab, nachdem ihr Körper und die Stirn mit einem breiten weißen Längsstrich versehen ist; dann kommen die Weiber. Nach Beendigung dieser Beschmierungskur gehen alle wieder auf den Marktplatz, bekleiden sich dort und kehren einzeln oder zusammen wieder zu Kalamba zurück, und es beginnt die gefürchtete Pfefferkur, indem durch die offene Spitze einer kleinen Blätterdüte der ausgequetschte Saft von Capsicum in beide Augen getröpfelt wird. Während dieser Procedur hat der Täufling eine Art von Beichte abzulegen und hat auf alle möglichen Fragen zu antworten, auch Gelübde zu thun, z. B.: Hast du schon gestohlen? Einen Menschen getödtet? Besitzest du Fetische? Willst du ein gehorsamer Sohn sein? u. s. w. Ich selbst war einige Male Zeuge reumüthiger Geständnisse seitens der Beichtkinder. Hiermit ist die Ceremonie beendet. Die Leute quartiren sich demnächst in die Ortswohnungen ein, oder sie bauen sich, wenn sie längere Zeit hier zu bleiben gedenken, eigene Wohnungen und werden von Kalamba und den hiesigen Einwohnern verpflegt. Gelegentlich werden größere Hanfrauchfeste zu Ehren der Gäste veranstaltet und der betreffende Häuptling empfängt von Kalamba einige annähernd im Verhältnisse zum Werthe seiner Geschenke stehende Gegengeschenke.

Dieses Empfangsverfahren kommt indessen, wie gesagt, nur bei solchen Unterthanen in Anwendung, die Kalamba entweder zum ersten Male besuchten oder die ihm ungehorsam waren. Ich habe einer Schwester Kalamba's, der Meta, bereits Vorwürfe wegen dieses höchst unliebsamen Verfahrens gemacht und habe auch einige größere Häuptlinge davor gerettet; ihre Antwort war indessen: von dieser Pfefferprobe sei noch niemand gestorben."

Am 9. November 1883 trat Dr. Pogge den Rückmarsch von Mukenge an und besuchte zuerst den nördlich davon wohnenden Baschilange-Häuptling Mosuka und von dort den fünf Tagereisen gegen Nordnordwesten gelegenen Einfluß des Lulua in den Kassai. Dann zog er an demselben aufwärts, überschritt ihn bei Kikassa und passirte Lunda in westlicher und südwestlicher Richtung. In Mosuka wurde er jedoch von einem so starken Bluthusten befallen, daß er zu seiner Erholung zwei Tage liegen bleiben mußte. In Malange, wo er am 9. Februar 1884 anlangte, traf er mit seinem alten Gefährten Lieutenant Wißmann zusammen, dem sein „ungemein nervös erregter Zustand" auffiel, ohne daß derselbe aber ahnte, wie rasch es mit Pogge zu

Ende gehen sollte. Ueber seinen Tod giebt dann folgender Brief des stellvertretenden deutschen Konsuls Wenniger in Loanda an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft Nachricht.

„Loanda, 17. März 1884.

Ich habe Ihnen die traurige Nachricht mitzutheilen, daß der berühmte Reisende Dr. Paul Pogge heute, am 17. März Morgens um $5^1/_2$ Uhr im Holländischen Hause zu Loanda an einer Lungenentzündung gestorben ist. Am 28. Februar via Dondo hier eingetroffen, litt er schon an einem hartnäckigen Husten, was, wie er sagte, schon von mehr denn einem Jahre datirte und, wie er meinte, sehr gut in Deutschland kurirt werden sollte.

Dr. Pogge war dabei sehr schwach und, obwohl er guten Appetit hatte und weiter sehr lebhaft war, wurde ihm doch angerathen einen Arzt zu konsultiren, bevor er nach Europa abginge, leider ohne Erfolg.

Gestern Morgen kam Dr. Pogge wie gewöhnlich von der oberen Stadt um zu essen nach dem Holländischen Hause, war aber ganz abgemattet und konnte kaum Athem holen. Er wurde zu Bett gebracht, der Arzt wurde gerufen, zuletzt ein Pflaster applicirt, aber alles war vergebens. Die Krankheit war schon zu weit vorgeschritten und seine Schwäche that das Weitere.

Dr. Pogge wollte gestern Abend mein Wort haben, daß ich, im Falle seine Krankheit tödtlich verliefe, sein Tagebuch verbrennen würde, was ich bestimmt verweigerte.

Er wurde heute Abend auf dem protestantischen Kirchhofe beerdigt. Ich meinte hier in Loanda die traurige Ehre erfüllen zu müssen, für eine würdige Beerdigung Sorge zu tragen. Alle Civil- und Militärbehörden und sehr viele Verehrer des berühmten Reisenden haben den Sarg bis zur letzten Ruhestätte begleitet.

Die hinterlassenen Sachen habe ich einstweilen aufbewahrt. Sie werden dieselben sammt Todtenschein und weiteren Beilagen von der Direktion dieses Hauses in Rotterdam so bald wie möglich erhalten."

Aber wenn auch die Afrikanische Gesellschaft ihren erfolgreichsten Reisenden in so trauriger Weise verlor, so ist sie doch entschlossen, sein Werk nicht aufzugeben. Bereits hat sich eine neue Expedition, bestehend aus Lieutenant E. Schulze als Leiter, Lieutenant Kunth als Topograph, Dr. med. Wolff als Arzt und Anthropolog und Dr. phil. Büttner als Botaniker und naturwissenschaftlicher Sammler, in die von ihm erschlossenen Gebiete begeben, um deren so rühmlich begonnene Erforschung fortzusetzen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der projektirte Donau-Elbe-Kanal hat in der betreffenden Kommission des österreichischen Abgeordnetenhauses nach Einziehung von Sachverständigen-Urtheilen eine sehr günstige Beurtheilung gefunden. Derselbe soll die Donau bei Korneuburg verlassen, die Moldau bei Budweis treffen und verlangt die Kanalisirung der letzteren bis Melnik. Der eigentliche Kanal würde eine Länge von 222 km haben, die zu kanalisirende Strecke der Moldau eine solche von 246 km. Die Scheitelstrecke läge 551 m über der Adria; im Aufstieg hätte der Kanal 130, im Abstieg 55 Schleusen und die kanalisirte Moldau deren 62, somit per Schleuse eine durchschnittliche Haltungslänge von 1.8 km. Die Verkehrslänge von Wien bis Melnik wäre gegenüber der Staatsbahn um 10, der Nordwestbahn um 95 und der Franz-Josef-Bahn um 70 km länger als diese Schienenwege.

— Eine Zuschrift der „Wiener Presse" aus Serajewo bietet ein Bild des gegenwärtigen Standes des Bergbaues in Bosnien. Die Zuschrift konstatirt zunächst, daß die nach der Okkupation durchgeführte geologische Erforschung der okkupirten Provinzen ein überraschendes Bild von dem Mineralreichthume der beiden Länder ergeben habe. Es seien ausgedehnte Braunkohlenlager, vorzugsweise auf den Linien Serajewo-Sheniza-Sheptsche, Konjiza-Mostar-Buna, Prnjawor-Banjaluka-Trawnik und im Gebiete von Dolnja-Tuzla gefunden worden. Ferner seien Fahlerze, Malachite und Kupferkiese bei Kreschewo, Quecksilbererze am Berge Inatsch und in Podgoreliza, Bleierze in Jasenowiza, Borowiza, Olowo und Srebreniza; Manganerze im Ofrengebirge; Eisenerze in Waresch, Borowiza, in der Swjesda-Planina und an mehreren anderen Orten vorhanden. Eine überaus ergiebige Salzregion finde sich bei Dolnja-Tuzla. Es sei der Versuch gemacht worden, die österreichische Montanindustrie für den bosnischen Bergbau zu interessiren. Es wurde zuerst ein Berggesetz geschaffen, eine Berghauptmannschaft, ein Berggericht erster Instanz und ein Bergobergericht in Serajewo eingerichtet und dann mit Zuhilfenahme österreichischer Industrieller und Geldinstitute eine Gewerkschaft unter dem Namen „Bosnia" mit 100 Antheilscheinen gegründet, von denen das bosnische Landesärar 20 übernommen hat. Die „Bosnia", welche unter der fachmännischen Leitung des Oberbergrathes Walter steht, hat bereits sechs Werke in vorbereitendem Betrieb gesetzt, die insgesammt eine sehr hoffnungsvolle Montanindustrie versprechen. „A. Z."

— Von den etwa 2 Millionen Einwohnern Norwegens leben nur etwa 700000 im Innern des Landes, alle übrigen aber an den Küsten, darunter 220000 nur auf den Inseln. Das wäre nicht möglich, wenn nicht ein großer Theil dieser Küstenbewohner in dem Meere eine stets bereite Bezugsquelle fände. Fast ein jeder, auch wer nicht wiederholt oder dauernd auf die Fischerei fährt, betreibt seine „Heimfischerei" (Hjemfisket).

(L. Passarge, Sommerfahrten in Norwegen.)

Asien.

— Ueber Ausgrabungen der Ruinen einer alten Stadt in der Nähe von Samarkand berichtete H. Krestowsky in der Märzsitzung der Archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg. Die Ausgrabungen wurden im vorigen Jahre unter seiner Leitung angestellt. Die Ruinen befinden sich auf einem Hügel in der Nähe Samarkands; der Hügel ist offenbar früher durch Mauern befestigt gewesen, dabei finden sich Reste von Häusern, Hausgeräth und menschliche Gebeine. Nach turanischen und arabischen Quellen soll hier im hohen Alterthume zur Zeit Mosis eine große Stadt, Aphrosiab, existirt haben. Der Volkslegende nach sei es die Hauptstadt eines mächtigen Reiches gewesen, welches Europa, Kleinasien und Indien umfaßt habe. Hier auf dem Hügel habe das prächtige Königsschloß mit unterirdischen Gängen und Korridoren gestanden; am Ende der Korridore hatten, so erzählen die Sagen, jene alten Herrscher ihre Reichthümer aufgespeichert. — Das Resultat der Ausgrabungen

erweist, daß es sich wirklich um eine sehr alte Stadt handelt. Es lassen sich am Hügel einige nach ihrem Inhalt verschiedene Schichten beobachten. Im Allgemeinen lassen sich dieselben in zwei Kategorien theilen. Die eine besteht aus lockerer Erde mit den Resten menschlicher Kultur, die andere Kategorie umfaßt lehmige, dichte Schichten, wie es scheint, Niederschläge, welche dem Wasser ihre Entstehung verdanken; in dieser allein sind Pflanzenreste entdeckt worden. Die einzelnen Kulturschichten sind wesentlich von einander unterschieden. In den tiefen Schichten finden sich schöne Glassachen, welche in der obern fehlen; die tiefste Schicht beherbergt die Reste einer sehr primitiven Kultur: grobe Geräthe aus Thon und Stein. — Neuerdings meldete die „Oestliche Rundschau“ (Nr. 22), daß Herr N. A. Wesselowsky nach Turkestan sich begeben werde, um die begonnenen Ausgrabungen der Ruinen von Aphrosiab fortzusetzen, mit Unterstützung der Archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg.

— Die „Turkestaner Zeitung“ meldet die Entdeckung der Ruinen einer alten Stadt. Am rechten Ufer des Amu-Darja, etwa 20 km von Namangan, beim jetzigen Dorfe Achsy, finden sich Ruinen einer Stadt Achsy, deren Existenz in das Alterthum weit hineinragt. Augenzeugen berichten, daß auf einer etwas erhöhten Gegend Reste von Ziegelmauern und anderm Bauwerk in großer Ausdehnung sichtbar seien; jetzt seien freilich alle vom Sande bedeckt. Dem Gerüchte nach ist bisher schon in diesem Territorium allerlei gefunden worden: Kessel, irdene Geschirre, menschliche Gebeine. Neuerdings haben die Bewohner der Umgegend energisch zu graben angefangen und sollen dabei auf kleine Krüge (Urnen?) gestoßen sein, welche mit Blei verschlossen im Innern Gold- und Silbermünzen, Perlen und weibliche Schmuckgegenstände beherbergten; ferner sei ein aus gebrannten Ziegeln gemauerter Gang mit deutlichen Spuren einer Wasserleitung entdeckt. Die Ziegel sind in solcher Menge vorhanden und so brauchbar, daß sie um 40 Kopeken (ca. 80 Pfennig) das Hundert verkauft werden. Eine Beerdigungsstätte mit vielen menschlichen Gebeinen ist gefunden worden, ferner ein Gebäude, welches offenbar als öffentliches Bad diente.

— In der Sitzung der Royal Geogr. Society vom 9. Juni hat Herr W. W. Graham einen Vortrag über seine Bergbesteigungen im Himalaya gehalten. Ohne auf die Einzelheiten desselben eingehen zu wollen, machen wir nur auf den eigenthümlichen Vergleich aufmerksam, den er zwischen dem Himalaya und den Alpen angestellt hat, um durch denselben die kolossalen Abmessungen des erstern mehr hervortreten zu lassen. Die Alpen haben nur zwei Spitzen, die sich über 15 000 Fuß (englisch) erheben, sechs oder sieben über 14 000 Fuß und nur etwa dreißig, die man als bedeutende Spitzen bezeichnen kann, wogegen im Himalaya 1100 Spitzen gemessen sind, deren Höhe über 20 000 Fuß beträgt.

Uebrigens behauptet Herr Graham, daß trotz der zahlreichen Aufnahmen des topographischen Dienstes nur wenige wichtige Bergbesteigungen bekannt sind, da die Officiere für derartige Unternehmungen nicht genügend vorbereitet seien; demzufolge seien auch die Karten der über der Schneegrenze gelegenen Theile des Landes fehlerhaft.

Die Schneegrenze hatte sich immer bei den Besteigungen als ein bedeutendes Hinderniß gezeigt; sie senkte sich zuweilen bis auf 5000 Fuß, die Grenze des ewigen Schnees nahm er auf der Nordleite zu 16 000, auf der Südseite zu 17 000 Fuß an. Bei dem Duanagiri, 23 186 Fuß hoch, gelangte er bis 500 Fuß vom Gipfel.

— Die letzte Reise des englischen Residenten Sir Hugh Low und seiner Ingenieure in Oberperak hat unerwartete Resultate ergeben. Die Forscher sind längs des Perakflusses bis über 5° 50′ nördl. Breite vorgedrungen und haben gefunden, daß die Quelle desselben nur etwa 15 Meilen vom Golf von Siam entfernt ist. Demnach besitzt das Thal des oberen Perak eine weit größere Ausdehnung, als man vermuthet hatte, wohingegen die Oberfläche der Siam unterworfenen Staaten Quedah, Patani und Tringam bedeutend kleiner ist, als bisher angenommen wurde. Reiche Goldminen wurden auf beiden Flußufern entdeckt. Der Perakfluß scheint bestimmt, für diesen Theil der malaischen Halbinsel die große Handelsstraße der Zukunft zu bilden, wodurch allerdings Penang einiger Abbruch gethan werden würde.

— Der englische Civilingenieur Holt-Hallett ist von seiner Reise durch das nördliche Siam („Globus“ Bd. 45, S. 112) in Bangkok eingetroffen und von dort nach England zurückgekehrt. Seine Expedition, welche er von dem englischen Hafen Moulmain aus antrat, dauerte 5½ Monate und war, namentlich in ihrer zweiten Hälfte, sehr beschwerlich, doch erfolgreich. Bereits im November will er nach Hinterindien zurückkehren und seine Aufnahmearbeiten fortsetzen. Dr. Cushing, der ihn begleitende Linguist, konnte wegen Krankheit nur den Anfang der Reise mitmachen und mußte sich am 20. April von ihm trennen. Die eingeborenen Mitglieder der Expedition, aus Indien und Birma stammend, litten so viel von Fieber und Dysenterie, daß Holt-Hallett sie ablohnen mußte und für sein nächstes Unternehmen neue Leute anwerben wird. Im Ganzen konnte er 1500 englische Meilen Route aufnehmen, die Lage der Schan-Gebirge bestimmen, Vokabularien der Eingeborenensprachen sammeln und geschichtliche Studien über die verschiedenen Schan-Staaten machen. Die Aufnahme, welche er fand, war überall gut, sehr im Gegensatze zu Karl Bock, der vor ihm dort gereist ist und ein ungünstiges Andenken hinterlassen hat.

— Siam hat die Herstellung einer Telegraphenlinie beschlossen; dieselbe soll in der nächsten trockenen Jahreszeit von Bangkok nach Zimmeh (Xieng-mai) und später von dort nach Birma geführt werden.

— Aus Peking kam unlängst die Nachricht, daß die chinesische Regierung aus strategischen Gründen im Princip sich für die Erbauung von Eisenbahnen entschieden habe, was als ein Erfolg von Li-hung-tschang und seiner fortschrittlich gesinnten Anhänger angesehen werde. Da es unmöglich sei, Chinesen den Betrieb und die finanzielle Seite anzuvertrauen, so beabsichtige man, beides Fremden zu übergeben, die in chinesische Dienste treten müßten, also in derselben Weise zu verfahren, wie bei den musterhaft von Ausländern verwalteten Hafenzöllen. — Dem gegenüber können wir nur sagen, daß wir nicht eher an eine Eisenbahn in China glauben werden, als bis dieselbe sich im Betriebe befindet, und daß auch dann immer noch, wie die Erfahrung gezeigt hat, die Gefahr nahe liegt, daß die bereits bestehenden Schienenwege in Folge einer reaktionären Strömung wieder aufgerissen werden. China schreitet nicht so rasch fort, als manche uns glauben machen wollen.

— Prshewalski's Werk über seine dritte Reise in Hochasien, welches unseren Lesern in seinen Hauptzügen durch fünf Artikel im vorigen Bande bekannt geworden, ist jetzt vollständig ins Deutsche übertragen worden, und zwar von Stein-Nordheim unter dem Titel „Reisen in Tibet und am oberen Laufe des Gelben Flusses in den Jahren 1879 bis 1880“ (Verlag von H. Costenoble, Jena, wo auch vor 7 Jahren desselben Autors „Reisen in der Mongolei“ erschienen sind). Ueber die hervorragende Bedeutung dieser Wanderungen in geographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung ist es unnöthig, viel Worte zu machen; einige Zahlen mögen genügen. Auf seinen bisherigen drei Reisen nahm Prshewalski 22 409 km Route auf, bestimmte 48 Breiten, 212 Höhen und machte täglich dreimal meteorologische Beobachtungen, sammelte 12 000 Exemplare von Pflanzen und 11 232 Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische und Insekten, sowie zahlreiche mineralogische Proben. Daß die Resultate so erfolgreicher Reisen dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden, ist mit Freuden zu begrüßen; wenige vermögen Jagdgeschichten und Beobachtungen über Thier- und Pflanzenleben so hübsch zu erzählen, wie der be-

rühmte russische Generalstabsoberst. — Die Ausstattung des Buches ist gut; nur hätte den Namen größere Sorgfalt zugewendet werden müssen. Solche Uebersetzungen müßten von Leuten revidirt werden, die mit der behandelten Gegend einigermaßen vertraut sind. Häufig beibehaltene russische Kasusendungen wie Kerie statt Kiria, Salnena statt Salwen, Kambodschi statt Kambodscha, Sedledja statt Setledsch, Jambow statt Jamben (chinesische Silberbarren), Jupan statt Jünnan, Wiga statt Urga, Murkroft statt Moorcroft, Latam statt Latham u. s. w. beweisen die Richtigkeit unserer Ansicht.

Afrika.

— Man sucht in Holland eine Gesellschaft mit 15 Mill. Gulden Kapital zu bilden, deren Zweck die Herstellung einer Bahnverbindung zwischen der Delagoabai und Prätoria ist; vorläufig soll die Eisenbahn jedoch nur bis zu einem Punkte im Drachengebirge (resp. nur von der portugiesischen Grenze, 82 km von der Delagoabai bis zu dem zuletzt erwähnten Punkte) gebaut werden. Für den auf portugiesischem Gebiete gelegenen Theil hat die portugiesische Regierung bereits eine Koncession verliehen, mit deren Inhaber man sich zu verständigen suchen wird; sollte dies nicht glücken, so wird man von der Bai bis zur Grenze einen Tramway anlegen, für den man bereits die Koncession erhalten hat. Die Verbindung vom Drachengebirge bis nach Prätoria, 180 km in der Luftlinie, wird vorläufig nur durch gewöhnliche Wege stattfinden.

— Als Stanley zum ersten Male den Kongo hinabfuhr, galt sein heftigster Kampf den Bangala, welche auf dem rechten Ufer wohnen, nördlich vom Aequator, oberhalb der Stelle, wo der Strom plötzlich nach Süden umbiegt. Als er sie im letzten Januar wieder aufsuchte, wurde er dagegen friedlich empfangen; eine Station in ihrem Gebiete zu errichten, ist aber erst zu Anfang Mai 1884 dem Hauptmann Hanssens geglückt; welcher mit drei Dampfern dort anlangte und bei dem großen Häuptlinge Matamwike freundliche Aufnahme fand. Derselbe ist König von Iboko, wie das gesammte, von Bangalas bewohnte Gebiet heißt. Noch am Tage der Ankunft wurde zwischen den Weißen und den Negern Blutsbrüderschaft geschlossen, und am nächsten Morgen fand eine weitere Ceremonie statt, durch welche der Bund noch größere Kraft erlangen sollte: man fällte nach einem bestimmten Ritual eine Fetischpalme, und die Richtung, in welcher dieselbe fiel, lieferte den Beweis, daß Nsassi (Hanssens' Name bei den Negern) dem Könige Matamwike mit Leib und Seele ergeben sei. Dennoch waren lange Verhandlungen erforderlich, um zum Ziele zu kommen, da des Königs ältester Sohn sich bestimmt jeder Neuerung widersetzte. Erst am 8. Mai nach einem langen Palaver wurde der Vertrag unterzeichnet, das nöthige Terrain für eine Station abgesteckt und nebst den darauf befindlichen Häusern und Bananenbäumen gekauft. Lieut. Coquilhat bezog mit 26 Mann die neue Station, wo einer der Dampfer zurückblieb, während die beiden anderen ihre Reise nach der Station an den Stanley-Fällen fortsetzten. Hanssens hat auf dieser Fahrt noch an drei oder vier anderen Stellen Terrain erworben und Stationen errichtet. Zu Anfang August wollte er von den Stanley-Fällen in Leopoldville zurück sein.

— Im Verlage des neugegründeten Institut National de Géographie in Brüssel hat Dr. J. Chavanne vor seiner Abreise nach dem unteren Kongo eine „Carte de l'Afrique Equatoriale entre le Congo et l'Ogooué" erscheinen lassen, welche zum ersten Male zeigt, welche Routen von den Beamten der Association Internationale Africaine (Grant, Elliot, Haron, Orban und Amelot, Van de Velde, Mikić und Hanssens) in dem Gebiete zwischen Kwilu und Kongo zurückgelegt worden sind. So erfreulich es ist, daß man in Brüssel endlich das Stillschweigen über die Vorgänge am Kongo bricht — wie diese Karte und die Zeitschrift „Le Mouvement Géographique" beweisen — so darf man doch die etwas rohe Karte, welche außer jenen Routen auch die Stationen der Association, die verschiedenen Missionsstationen und die europäischen Faktoreien verzeichnet, nur als Abschlagszahlung betrachten. Vielleicht, daß mit Stanley's Ankunft in Europa, welcher am 6. Juni den Oberbefehl am Kongo seinem Nachfolger de Winton übergeben und dann die Rückreise angetreten hat, weitere Resultate seiner Fahrten ans Licht treten. Auch in Paris werden nächstens die in dasselbe Gebiet fallenden Routen de Brazza's und Mizon's veröffentlicht werden, wahrscheinlich in Hauptmann de Lannoy's großer Karte von Afrika; sie zeichnen sich durch Breiten- und zahlreiche Höhenbestimmungen aus und machen den Eindruck größerer Genauigkeit als die der belgischen Reisenden.

Australien.

— Spiele der Nordaustralier. In den Schilderungen, welche Eduard Palmer von den nordaustralischen Eingeborenen in der Sitzung des Londoner Anthropologischen Instituts vom 13. November 1883 entwarf, wurden auch die Spiele derselben erwähnt und sie sind in vieler Beziehung charakteristisch und interessant. So sitzen sie in einem kleinen Kreise auf dem Boden und lassen die Linse aus dem Auge eines Katzenfisches von Hand zu Hand gehen, bis einer von ihnen dieses kleine Objekt plötzlich in den Sand wirft. Wer die Linse wiederfindet, ist Gewinner und das Spiel beginnt von neuem. Auch Ballspiele sind ihnen bekannt. Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Schwarzen (am Carpentariagolf) ist es, an bedeckten Tagen unter den Bäumen nach den Exkrementen einer kleinen Honigbiene zu suchen. Dieses Insekt bleibt an solchen Tagen auf den Bäumen sitzen und die Schwarzen suchen nun im Grase und auf dem Boden nach dem winzigen Kothe des Thierchens, der auf die Hand gelegt ein kaum sichtbares Körnchen darstellt. Es ist dieses wohl nur eine Uebung der Schärfe des Auges. Wieder ist eine spielende Beschäftigung die Nachahmung aller möglichen Fußspuren von Menschen, Säugethieren, Vögeln im Sande, die ihnen mit bewunderungswerther Geschicklichkeit gelingt. Sie sind in diesem Fache so gewandt, daß sie die Fußspuren eines jeden unter ihren Bekannten sofort erkennen.

— Die Einfuhr an Wolle in England während des Jahres 1883 war, wenngleich geringer als im Vorjahre, doch immerhin eine sehr beträchtliche. Sie belief sich auf 1 428 264 Ballen oder 60 432 weniger als im Vorjahre. Die australischen Kolonien, mit Einschluß von Neu-Seeland [1]) lieferten 990 782, die Kapkolonie und Natal 187 368, die Falklandinseln 5726, Rußland, die Türkei und andere europäische Staaten 106 394, Ostindien, Persien und andere Gegenden Asiens 84 339, Peru, Chile und La Plata 29 946, die Levante, Nordafrika u. s. w. 27 945. Rechnen wir dazu die Wollproduktion Großbritanniens mit 534 700 Ballen, so ergiebt dies insgesammt 1 962 964 Ballen oder 628 230 515

[1]) Die australischen Kolonien zählten am 31. März 1883 insgesammt 80 811 656 Schafe. Davon entfielen auf Neu-Süd-Wales 36 114 814, auf Neu-Seeland 12 985 085, auf Queensland 12 043 893, auf Victoria 10 174 246, auf Süd-Australien 6 388 366; auf Tasmanien 1 845 455 und auf West-Australien 1 259 797. Durch den von Alexander Forrest im Norden von West-Australien entdeckten schönen Kimberley-Pastoraldistrikt wird sich der Schafbestand dieser Kolonie schon in nächster Zeit beträchtlich mehren. Der Schafbestand Australiens wird nur noch durch den in den La Plataprovinzen übertroffen, welcher 95 Mill. zählt. Der dortige Boden besteht zum großen Theile aus schwarzem, viele Fuß tiefem Alluvium, auf welchem angesäete europäische Gräser vorzüglich gedeihen und im Sommer bei weitem nicht so verdorren wie in Australien. Große, noch unbesetzte Flächen besten Weidelandes sind noch zu einem verhältnißmäßig billigen Preise zu haben.

englische Pfund Wolle, über welche auf den englischen Märkten verfügt ward. Man sieht hieraus, daß von dem gesammten Wollimport Englands über zwei Drittel den australischen Kolonien zufallen. Kein anderes Land producirt zur Zeit so ausgezeichnete Merinowolle wie Australien.

Bekanntlich bilden Weizen, Gold und Wolle die wichtigsten Stapelprodukte in Australien. Die letztjährige Weizenernte war, nach verschiedenen Mißernten, eine sehr ergiebige, aber die Preise für Weizen stellen sich so niedrig, daß die Farmer dabei schlecht fahren. — Die Erträge der Goldfelder haben sich schon seit Jahren immer mehr verringert und ebenso die Zahl derer, welche diesem Erwerbe nachgehen. Man hat gesagt, daß das gefundene Gold mehr gekostet habe, als es werth sei. Wenn man die Gesammtkosten der Goldminenindustrie mit dem Werthe des gefundenen Goldes vergleicht, so hat das allerdings seine Richtigkeit, zieht man aber dabei die verschiedenen Industriezweige und Geschäfte, welche direkt und indirekt durch die Goldminen ins Leben gerufen wurden, in Betracht, so war die Entdeckung der Goldfelder eine Quelle großen Reichthums für Australien. — Wolle führt nie zu der Erregung, welche die Auffindung lohnender Goldfelder im Gefolge hat, noch hat sie ein so allgemeines Interesse für die Bevölkerung wie die Weizenkultur, aber sie ist in Australien seit langer Zeit eine Hauptindustrie und hochwichtige Quelle des Wohlstandes und des Reichthumes geworden, wenn auch häufige Dürren, dadurch veranlaßte große Verluste an Schafen und Schwankungen in den Wollpreisen sie stark beeinflußten.

Nordamerika.

— Nach Angabe des Ingenieurs Philipps, zuletzt bei der nördlichen Pacifiebahn, werden in jedem Winter nicht weniger als 20000 Elche, Antilopen und Bastardhirsche allein in Minnesota, Montana und Wyoming erlegt, so daß die beste Aussicht vorhanden ist, daß diese drei edlen Thierarten bald vom amerikanischen Kontinent verschwinden. Elche, die früher von den Mittelstaaten bis zum Stillen Ocean vorkamen, sind östlich vom Missouri ausgerottet; noch vor 25 Jahren waren sie in Kansas und Nebraska zahlreich, haben sich aber jetzt in die waldreichen unbewohnten Gebiete Minnesotas und der nördlichen Territorien zurückgezogen. Die größte Verheerung richten die Felljäger an, welche Repetirgewehre führen und damit oft 6 bis 12 Stück aus einer Herde erlegen, ehe dieselbe außer Schußweite kommt. Der Preis eines Elchfelles beträgt 3 Dollars (12 Mark). Außer jenen 20000 Elchen rc. wurden 1882 in dem Gebiete zwischen dem Yellowstone und den Quellen des kleinen Missouri noch über 25000 Büffel für die Händler abgeschlachtet. Wenn sich nicht die Freunde einer vernünftigen Jagd ins Mittel legen und das Wild durch Gesetze geschützt wird, wird es binnen fünf Jahren nur noch sehr wenige Elche, Büffel, Hirsche und Antilopen zu jagen geben.

Vermischtes.

— Allgemeine Grundzüge der Ethnologie von Adolf Bastian. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material des Völkergedankens. (Berlin, Dietrich Reimer, 1884.)

In der vorliegenden Schrift faßt Bastian gewissermaßen die Quintessenz seiner zahlreichen ethnologischen Arbeiten zusammen; sie kann daher als eine willkommene Uebersicht derselben gelten, zugleich als ein Mahnwort an unsere Generation, noch mitzuwirken an dem großen Werke, dem Bau der naturwissenschaftlichen Psychologie auf ethnischer Grundlage, für welchen zunächst das Material zu beschaffen ist; denn die Gefahr, daß wichtiges ganz verloren gehe, rückt in unserer Zeit, wo die Verkehrsmittel alle alten Verhältnisse durcheinanderrütteln, immer näher. „Die Weltanschauung der Druiden, also eine psychische Originalität des westlichen Europa, zu Cäsar's Zeit den Römern noch bekannt, ist unwiederbringlich verloren gegangen, weil damals nicht fixirt." (S. 121.)

Darum auch Bastian's eigenes fieberhaftes Materialsammeln, und so werden denn in diesen „Grundzügen" noch einmal die Werkzeuge (vergl. S. 109 den interessanten Excurs über die Armbrust der aus Centralafrika nach der Westküste vorgerückten Fan), die künstlichen Deformirungen am Körper, die Instrumente, die Nahrung, Narkotica, Geld, Musik, Eigenthum, Ehe, Recht, Religion in vergleichenden Darstellungen zusammengefaßt. „Bis in die scheinbar zufälligsten Sonderbarkeiten wiederholt sich das aus gleichmäßigen Ursachen gleichmäßig nothwendigerweise Resultirende" und „wie sich im thierischen Embryo die Anlagen zum Centralnervensystem, Hautsystem, Darmsystem u. s. w. übereinstimmend wiederholen, im pflanzlichen Samen die Kotyledonen mit Plumula und Radicula, so erweist sich elementare Gesetzlichkeit in den Vorstudien der Völkergedanken, wie sie bei den am tiefsten stehenden Völkern angetroffen wird, während bei der spätern bunten Mannigfaltigkeit und den Entwickelungsstadien der Markpflanzen die Blätter des Baumes nicht mehr zu zählen sein mögen. Und so mögen oftmals die Processe des Werdens aus ursprünglichen Kausalitäten noch sich erkennen lassen, die in den vollkommeneren Produktionen vielleicht bereits undeutlich oder gänzlich verwischt sind. So wird denn in den primitiven Gedankenweisen der Naturstämme mancher Anhalt geboten zur Erklärung archaistischer Reste in den Kunstentfaltungen der Kultur." (S. 81.)

Grundlage sind die „geographischen Provinzen", denen das erste Kapitel des Buches gewidmet ist. Hier handelt es sich allerdings nicht um Geographie, sondern um die Abgrenzung der Rassen, wobei, da zu vollständigen Systemen die Zeit noch nicht reif, die geographische Abgrenzung noch ihr Recht behält und die Einwirkungen des Milieu besprochen werden. „Der Naturstamm, noch im vollen Banne der umgebenden Natur, trägt den Stempel derselben ausgeprägt, wogegen, wenn in der Kultur die Freiheit errungen, das Geschichtsvolk nicht länger vom Klima abhängt, weil von höheren Gesetzen regiert." (S. 6.) Und: „Wenn Repräsentanten höchster und tiefster Entwickelungsstufe gewaltsam zusammengeführt werden, wie z. B. Angelsachsen und Neger, mag bei den Mischungen die Verzerrung einer Unnatur hervortreten, während sympathische Kreuzungen aus germanischen Stämmen mit römischer Kultur, zur Periode der Völkerwanderungen belegbar, in weiteren Veredelungen aufzusteigen hatten, bis zu echten Vollblutrassen." (S. 7.) Auf geographische Provinzen ist einst das natürliche System der Ethnologie zu gründen — noch aber kann es nicht in Angriff genommen werden und in der Zwischenzeit müssen daher die künstlichen Systeme aushelfen, wie sie jetzt in unseren Handbüchern versucht werden. R. A.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Eine Reise in Griechenland[1]).

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

I.

Von Andritsena führt in nördlicher Richtung ein schmaler, steiniger Weg nach Olympia, der sich an den Abhängen der triphylischen Berge hoch über den gelben Gewässern des Alpheios hinzieht, bald durch Gehölze, bald über Weideland, auf denen Rinderherden von einigen zerlumpten Knaben gehütet werden. Zuweilen senkt er sich in ein einsames schattiges Thal hinab, welches meist eine reichlich strömende Quelle enthält; ehe sich dieselbe in Kaskaden zu Thale ergießt, bildet sie oft in Felsenlöchern kleine stille Wasserbecken, belebt von winzigen Schildkröten, die beim Nahen eines Menschen sich schnell unter den großen Blättern der Seerosen oder zwischen den Stengeln großer weißer Lilien verstecken. Steigt dann der Pfad wieder an, so überschaut man das weite waldige Thal des Hauptstromes und hinter demselben im Norden die große Gebirgskette des Erymanthos. Anbau findet sich nur spärlich; nur ab und zu beweist ein Maisfeld auf einer Anhöhe, daß es hier Wesen giebt, die arbeiten um zu leben, weil sie Menschen, und die leben um Politik zu treiben, weil sie Griechen sind. Aber im Grunde des Thales hausen nur Vögel; für Menschen ist es des Fiebers wegen unbewohnbar.

Eine Stunde jenseits des seit der Türkenzeit herabgekommenen Dorfes Phanari überschreitet man die Hochebene von Nerovitsa, die einen schönen Ueberblick über alle Gebirge Arkadiens gewährt. Von dem Dorfe Rongozio, dessen Hütten aus Baumästen und Lehm errichtet sind und in dessen Nähe die ansehnlichen Trümmer der alten Stadt Aliphera liegen, führt ein langer und mühseliger Weg durch immergrüne Eichen und Lentiscusgebüsch zum Alpheios hinab, den man durchfuhrtet, um auf seinem rechten Ufer oberhalb des Einflusses des Ladon (heute Ruphia) die spärlichen Reste von Heraia zu besuchen. Im vierten vorchristlichen Jahrhundert wahrscheinlich auf Betreiben Spartas im Gegensatze zu der thebanischen Gründung Megalopolis erbaut, existirte die Stadt, ohne in der Geschichte irgend welche Rolle zu spielen, bis in die Kaiserzeit hinein. Vielleicht kann man gerade daraus, daß ihrer keine Erwähnung geschieht, schließen, daß ihr Geschick ein glückliches war, und dazu mag die fruchtbare und schöne Umgebung, die Abgelegenheit und das herrliche Klima das meiste beigetragen haben.

Der von Norden in den Alpheios einströmende Ladon ist so tief und breit, daß er von den heutigen Bewohnern des Landes als der Hauptfluß angesehen und demgemäß mit demselben Namen, wie der untere Lauf des Alpheios, als Ruphiá, bezeichnet wird; der obere Alpheios dagegen wird „Fluß von Karytäna“ genannt. Pferde müssen ihn durchschwimmen, während Reisende sich einem lecken Kahne anvertrauen können und dafür einen Franken zu bezahlen haben. Das Thal dieses Flusses ist eine der reizendsten

[1]) Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung in Bd. 31 des „Globus“, die Fortsetzungen in Bd. 32, 33, 35 und 36. Wir hatten den Reisenden (siehe Bd. 36, S. 248) in Andritsena verlassen, als er im Begriffe stand nach Olympia aufzubrechen. Die hiermit beginnende Serie von Artikeln bringt die ganze Reise zum Abschluß.

Gegenden von ganz Griechenland, die in der That dem Bilde entspricht, das man sich zumeist von dem Hirtenlande Arkadien macht: ein schöner Fluß, frische Quellen, schattige Wälder, grüne von Herden belebte Wiesen und Hügelabhänge voll duftender Blumen. Bei jedem Schritte fast bietet dies Thal ein neues reizvolles Bild; bald strömt der Fluß im Schatten mächtiger Platanen dahin, bald theilt er sich und umschließt Inseln, an deren Bäumen sich Schlingpflanzen emporranken, bald zieht er durch Wiesen hin, die fichtenbewachsene Hügel begrenzen. Eichenwälder bedecken die Abhänge der höheren Berge, und fern im Norden ragt des Olonos (Erymanthos) schneebedeckter Gipfel empor.

Kaum dreiviertel Stunden, nachdem man den Ladon verlassen, trifft man auf einen zweiten reißenden Fluß, den alten Erymanthos, heute Doana genannt, dessen an Schluchten und Höhlen reiches Felsenthal einst die Grenze zwischen Arkadien und Elis bildete und im griechischen Unabhängigkeitskriege vielfach Klephten zum Zufluchtsorte diente. Nachdem der Erymanthos, dessen Wasser den Pferden bis an die Brust reichte, durchritten war, zog sich der Weg in dem lachenden Alpheiosthale hin, das von bewaldeten, nicht hohen, aber schönlinigen Bergen eingeschlossen wird. Auf dem fetten fruchtbaren Boden des Thales wechseln Weinpflanzungen und Maisfelder mit Wiesen und Gehölzen von Eichen, Lentiscus und wilden Feigenbäumen ab, lauter hundertjährigen, aber mächtig treibenden Bäumen, die durch Brombeerranken, Schlingpflanzen und wilde Weinreben zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden sind. Auf den Sandinseln und den Ufern gedeihen Oleander, Keuschlamm und riesige Platanen, auf den Höhen Fichten; Cikaden zirpen im Gebüsch und Nachtigallen schlagen im Walde — eine Umgebung, wie sie nicht passender für das olympische

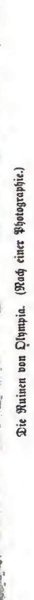


Das Thal des Alpheios. (Nach einer Skizze Belle's.)

Heiligthum mit seinen Tempeln, Altären und Statuen gedacht werden kann.

Es ist hier nicht der Ort und der Raum, näher auf die Topographie, die Geschichte und die Bedeutung dieser klassischen Stätte, deren jetziges Aussehen unser zweites Bild vorführt, einzugehen; nur kurz wollen wir daran erinnern, wie Olympia länger als ein Jahrtausend der gefeierte Sitz der von den Griechen aller Stämme besuchten Spiele und Opfer war, wie dieselben im Jahre 394 von Theodosios endgiltig aufgehoben wurden, wie zuerst Menschenhände gegen das Ende des vierten christlichen Jahrhunderts durch Verwendung der antiken Architektur- und Skulpturstücke zu Festungsbauten die Zerstörung begannen und Naturereignisse dieselbe vollendeten. In der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts zerstörten zwei gewaltige Erdbeben den Zeustempel und andere Gebäude, verschüttete ein Bergrutsch vom Kronoshügel das Heräon, vielleicht den ältesten aller bekannten griechischen Tempel, und die Exedra des Herodes und überschwemmte der Bach Kladeos den westlichen Theil des heiligen Bezirkes. Solche Ueberschwemmungen fanden im folgenden Jahrhundert wiederholt statt und häuften schließlich über den Trümmern eine Sandschicht von 3 bis 5 m Mächtigkeit an, die erst in den letzten Jahren auf Kosten Deutschlands weggeräumt worden ist, nachdem schon Winckelmann und später Fürst Pückler-Muskau vergeblich die Aufdeckung angeregt hatten. Die Ausbeute an Werken der Bildhauerkunst blieb freilich, von wenigen Stücken ersten Ranges abgesehen, weit hinter den gehegten Erwartungen zurück; um so bedeutender aber war dieselbe in topographischer und architektonischer Hinsicht.

Von Olympia führt der Weg (seitdem ist eine Fahrstraße erbaut worden, die eine etwas andere Richtung verfolgt) nach Pyrgos über das in neuester Zeit viel genannte Dorf Druwa und einen kleinen waldigen Paß in das kleine Thal von Phloka und weiter in eine Ebene, wo der Pfad von Myrthen, Erdbeerbäumen, gelbblühenden Akazien und



Die Ruinen von Olympia. (Nach einer Photographie.)



Typen und Trachten aus dem Thale von Olympia. (Nach einer Photographie.)

weißen Rosen eingefaßt ist, und Herden kleiner, schlecht gebauter, aber kräftiger feuriger Pferde weiden. Noch einmal nähert man sich dem Alpheios, der hier ein großer schöner Fluß ist, in Wahrheit neben der Neda der einzige in Griechenland, welcher diesen Namen verdient; dann passirt man die reichen Felder des Dorfes Strephi und die Weinberge von Kukura und gelangt bei Varvasena in die mit Korinthenpflanzungen bedeckte Ebene von Pyrgos. Diese Kultur ist in Elis und Achaia zu großer Blüthe gediehen, namentlich seitdem in Folge der Verwüstungen der Reblaus Mittel- und Westeuropa angefangen hat, Wein aus getrockneten Trauben einzuführen. Hauptkonsumenten der Korinthen sind England und Amerika, welche für ihre Plumpuddings und sonstigen Kuchen gewaltige Mengen davon verbrauchen.

Pyrgos, die etwa 4000 Einwohner zählende Hauptstadt der Eparchie Eleia, ist einer der größten Orte Moreas, der neuerdings durch eine kurze Eisenbahn mit dem kleinen von den griechischen Dampfbooten angelaufenen Hafen Katakolo in Verbindung gebracht worden ist und auch sonst entschiedene Fortschritte aufzuweisen hat, wozu die Ausbreitung des Landbaues das meiste beigetragen hat. Bereits im Jahre 1885 hofft man die im Bau begriffene Eisenbahn von Athen nach Patras bis Pyrgos zu verlängern. Belle stieg bei einem Kaufmanne ab, dem er von Athen aus empfohlen worden war, und fand, wie überall in solchen Fällen, die freundlichste Aufnahme. Obwohl es Mittwoch, also griechischer Fasttag war, wurden doch mehrere Fleischspeisen aufgetragen, aber nur für den Reisenden, während die griechischen Gäste des Kaufmanns dieselben nicht anrührten. Denn alle Griechen beobachten ohne Prahlerei oder falsche Scham die zahlreichen ganzen und halben Fasttage sehr gewissenhaft; es giebt deren nicht weniger als 130, an denen sie sich aller oder doch gewisser Speisen enthalten. Außer den vier regelmäßigen Fastenzeiten vor Ostern, dem Apostelfeste, Mariä Himmelfahrt und Weihnachten haben sie eine Unzahl von Vigilien und fasten Freitags zum Gedächtniß der Passion und Mittwochs, weil an diesem Tage Judas das Geld für seinen Verrath erhalten hat. Während der großen Fastenzeit, welche auch die strengste ist, nährt man sich 40 Tage lang nur von in Wasser gekochten Gemüsen und Reis und am Charfreitag enthält man sich, so Jung wie Alt, bis Sonnenuntergang jeder Speise; erst Sonnabend mit Sonnenuntergang bricht die Freude wieder los, indem man die Fasten in Gestalt alter Töpfe zum Fenster hinauswirft. Weniger streng sind die gewöhnlichen Fasttage, und so erschienen in Pyrgos schöne Fische aus dem Alpheios auf der Tafel.

Die weißen Häuser von Pyrgos mit ihren rothen Dächern liegen reizend zwischen Gärten von Citronen-, Maulbeer- und Oelbäumen; der Duft der Linden- und Orangenblüthen, von Geisblatt, Rosmarin und Jasmin, von wildem Thymian und Weinreben erfüllt die Luft. Aber darum ist es doch kein irdisches Paradies; denn der Ort ist von Sümpfen umgeben und wird, wie der ganze untere Theil von Eleia, von Fiebern heimgesucht, die den Sommer hindurch und besonders im Herbste wüthen. Schon vom Monat Mai an ist die Temperatur unerträglich; nur allzu oft bläst von Afrika herüber der Sirokko und dörrt diesen Theil der Westküste Moreas aus, und zu allem Ueberflusse übertreffen die Muskitos von Pyrgos ihre Genossen weit und breit an Blutdurst, wie Belle in der Nacht selbst erfuhr.

Am nächsten Morgen setzte er seine Reise nach Norden fort über die fruchtbare Ebene, deren schwarzer Boden leicht zwei Ernten im Jahre giebt, wenn Regen oder Berieselung den Ackerbauern zu Hilfe kommt. Darum sind auch die Dörfer hier häufiger, das Land besser bestellt als anderswo. Nach sieben Stunden war der von Maulbeer-, Oel- und Orangenbäumen umgebene große Ort **Andravida** erreicht, heute ein großes Dorf, früher jedoch eine ansehnliche Stadt, wie ihre mittelalterlichen Ruinen beweisen, unter denen namentlich drei hervorragen: die Kirche der heiligen Sophie, wo sich der Feudalhof versammelte, die dem Deutschorden gehörige Kirche des heiligen Stephan und die des heiligen Jakobus, welche Wilhelm von Villehardouin erbauen ließ und den Templern übergab, und wo er nebst seinen beiden Söhnen Geoffroi II. und Wilhelm I. begraben wurde. Als zu Anfang des 13. Jahrhunderts Wilhelm de Champlitte, Villehardouin's Begleiter, von Konstantinopel kommend, sich der Stadt Patras bemächtigt hatte, beschloß er, die Provinz von Andravida, als die reichste, zu behalten. Die Einwohner der ganz offenen und mauerlosen Stadt unterwarfen sich sofort und die Franken gingen daran sich in Elis häuslich einzurichten. Sie bauten Städte und Schlösser, beförderten Ackerbau, Gewerbe und Handel, und unter ihrer Herrschaft, die länger als zwei und ein halbes Jahrhundert währte, erfreute sich das Land großen Wohlstandes. Hier begegnet man denn auch in ganz Griechenland den meisten Spuren ihrer Gegenwart, ja in einigen Dörfern selbst sprachlichen Resten aus jener Zeit, die erst neuerdings verschwunden sind. Uebrigens genießt auch Andravida den traurigen Vorzug, eine Brutstätte entsetzlicher Muskitos zu sein; ein nördlich davon zwischen Sümpfen und dem Meere gelegenes Kloster führt geradezu seinen Namen von diesen Quälgeistern: Kunopolis d. h. Muskitostadt.

Eine Einleitung in die Kulturgeschichte.

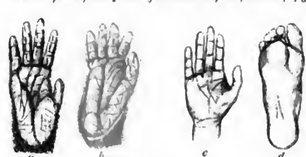
In der deutschen Litteratur fehlte es bisher an einem Werke, welches die Ergebnisse jener tonangebenden Wissenschaft zusammenfaßte, die wir unter dem vielsagenden Namen der Anthropologie verstehen. Man rechnet zu dieser **Wissenschaft vom Menschen** die Anthropologie im engern Sinne, also die Lehre vom physischen Menschen, dessen Urgeschichte und die Völkerkunde. Mit der letzteren verschwistert ist die Kulturgeschichte. Der große Erfolg, den Peschel's „Völkerkunde“ aufzuweisen hat, beruht weniger auf derem systematischen Theile, als auf der Einleitung in dieselbe, in welcher in schöner Sprache die eben bezeichneten Disciplinen abgehandelt werden. Seit Peschel's Tode (1875) ist aber durch die vereinten Kräfte aller Kulturvölker viel Neues auf dem betreffenden Gebiete zu Tage gefördert worden und dieses zusammenzufassen hat der tüchtigste Kulturhistoriker und Ethnologe Englands, **Edward B. Tylor**, unternommen. Sein Werk, das in der englischen Ausgabe „Anthropology“ genannt ist, erschien nun auch in deutscher autorisirter Uebersetzung von **G. Siebert** unter dem Titel:

Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation. Mit 78 Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

Statt „Civilisation“ hätte der Uebersetzer sagen sollen „Kulturgeschichte“, denn dieses ist die deutsche Bedeutung des englischen „Civilisation“ im vorliegenden Falle. Der Referent hat dieses ausgezeichnete Werk wiederholt Juristen, Medicinern, Theologen, Lehrern empfohlen, die sich über den Stand jener Disciplinen unterrichten wollten, und er hat von allen Dank geerntet, das Urtheil war ein übereinstimmend günstiges. Den gleichen Dank erhoffen wir von den Lesern des „Globus“, wenn wir es unternehmen, hier eine kurze Inhaltsübersicht des Tylor'schen Werkes zu geben.

Tylor beginnt mit dem Alter des Menschengeschlechts und zeigt uns zunächst, was über die sogenannte Steinzeit bisher erforscht worden ist, wobei natürlich die Beispiele aus dem in dieser Beziehung am besten erforschten Erdtheile, Europa, entnommen werden. Die Menschen der älteren Steinzeit waren gewiß Stämme, deren Vorfahren unter einem milden Klima gelebt und die in den Künsten des Nahrungserwerbs und der Vertheidigung einige Geschicklichkeit erlangt hatten, so daß die Nachkommen später im Stande waren, den harten Kampf gegen ein rauhes Klima und die wilden Thiere der Quartärperiode zu bestehen. Ueber die Dauer dieser Periode können wir nichts Bestimmtes sagen. Einige Geologen haben sie auf 20 000, andere auf 100 000 Jahre geschätzt. Danach fällt das erste durch gut beglaubigte Funde von Steinwaffen und Knochen konstatirte Auftreten des Menschen in eine Vergangenheit zurück, der gegenüber der Unterschied zwischen alt (etwa wie im monumentalen Aegypten) und modern in der historischen Zeit verschwindend klein ist. Nach der Skizzirung des Alters des Menschengeschlechts wendet sich Tylor zum Vergleich des Menschen und der Thiere, dabei kurz die Darwin'sche Descendenz- und Entwickelungstheorie berücksichtigend.

Lehrreich sind die Vergleiche zwischen dem Menschen und den anthropoiden Affen. Wir greifen hier einzelnes heraus, um die Darstellung des Verfassers zu kennzeichnen. Es ist verkehrt, sagt er, bei einer Vergleichung des Menschen mit den Thieren den Vorrang desselben nur auf seinen Geist zu begründen, ohne seine Ueberlegenheit durch die Leistungsfähigkeit seiner Gliedmaßen hervorzuheben. Wenn in den Abbildungen zu Reinecke Fuchs der Künstler sein Bestes thut, um den Löwen darzustellen, wenn er das Scepter hält, die Wölfin, wie sie mit dem Fächer wedelt, so zeigen diese Abbildungen doch nur, wie wenig die Gliedmaßen der Thiere zu solchen Beschäftigungen geeignet sind. Der Mensch ist nur deshalb „das Thier, welches Werkzeuge gebraucht“, weil er sowohl durch den Geist zur Erfindung derselben, als auch durch die Hände zum Gebrauch derselben befähigt ist, und nur die Affen, die durch ihren Körperbau dem Menschen am ähnlichsten sind, können den Gebrauch eines Werkzeuges, z. B. eines Löffels, nachahmen. Die Figur mag dazu dienen, Hand und Fuß des Schimpansen mit denen des Menschen zu vergleichen. Der Fuß des Affen hat eine so große Aehnlichkeit mit denen der Hand, daß man diese Thiere als „Vierhänder“ bezeichnet hat. Seinem anatomischen Bau nach ist er ein Fuß, aber ein Greiffuß, der zum Ergreifen eines Gegenstandes dadurch befähigt ist, daß die große Zehe den übrigen Zehen wie ein Daumen gegenübergestellt werden kann, was beim menschlichen Fuße nicht der Fall ist.



a Hand, *b* Fuß des Schimpanse (nach Vogt); *c* Hand, *d* Fuß des Menschen.

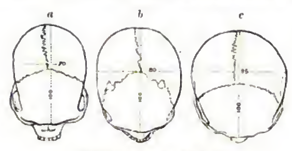
Tylor vergleicht nun auch das Gehirn der Affen und Menschen und zeigt die Unterschiede, findet aber, daß die richtige Gegenüberstellung der unterscheidenden Merkmale von Mensch und Thier mehr Schwierigkeiten bietet, als eine Zusammenstellung der übereinstimmenden. Das Sprachvermögen bildet allerdings das beste Mittel zu einer scharfen Unterscheidung der Geistesthätigkeit der Menschen und der Thiere. Andere haben es als einen wesentlichen Unterschied zwischen Thieren und Menschen betrachtet, daß die ersteren Bewußtsein, aber kein Selbstbewußtsein besitzen, während der Mensch allein letzteres hat, d. h. nicht nur fühlt und denkt, sondern sich auch seines Fühlens und Denkens bewußt ist. Bei der Vergleichung zwischen beiden muß


Patagonier und Buschmann.

natürlich der sogenannte „Wilde“ als Muster dienen. Aber dieser ist im Besitz menschlicher Vernunft und Sprache, und wenn er sich auch nicht selbst zur Civilisation empor geschwungen hat, so ist sein Gehirn doch befähigt, mehr oder weniger diejenige Bildung aufzunehmen, welche ihn in einen Kulturmenschen verwandelt.

Es folgt dann eine Abhandlung über die Menschenrassen, deren Unterschiede und Größenverhältnisse, Schädelbau, Farbe, Haar, Konstitution hervorgehoben werden — kurz die eigentliche Anthropologie. Was die Größe betrifft, so stehen die Patagonier noch immer mit 181 cm durchschnittlicher Größe an der Spitze, während die Buschmänner und verwandte Stämme Südafrikas mit 137 cm als die kleinsten gelten. Nicht nur die Körpergröße unterscheidet die verschiedenen Rassen, sondern auch die Größenverhältnisse der Körpertheile, bei denen wesentliche Unterschiede vorkommen. Mit Vorliebe haben die Anthropologen

sich den Schädeln als Rassenunterscheidungsmerkmalen zugewendet. Der schmale Schädel eines Negers (*a*) ist mit



Scheitelansichten von Schädeln.
a Neger, Inder 70, dolichocephal; *b* Europäer, Inder 80, mesocephal; *c* Samojede, Inder 85, brachycephal.

dem breiten eines Samojeden (*c*) gar nicht zu verwechseln. Betrachtet man verschiedene Schädel von oben, so bemerkt man, daß das Verhältniß des Längen- zum Querdurchmesser ein schwankendes ist. Setzt man den Längsdurchmesser = 100, so nennt man die entsprechende Länge des Querdurchmessers den Breitenindex. Derselbe ist beim Neger (*a*) ungefähr 70, bei einem Europäer (*b*) 80 und bei einem Samojeden (*c*) 85. Wir haben danach Langschädel (Dolichocephalen), Mittelschädel (Mesocephalen) und Kurzschädel (Brachycephalen). Ohne die Einzelheiten der Schädelmessung genauer zu verfolgen, wollen wir einen Blick auf einige hervorragende Eigenthümlichkeiten des lebenden Gesichtes werfen. Bis zu einem gewissen Grade folgen die Gesichtszüge der Form des unterliegenden Schädels. Unter den im Gruppenbilde zusammengestellten Frauenporträts läßt das Gesicht des Barolongmädchens (*b*) am deutlichsten den schmalen Schädel, das tatarische und das nordamerikanische Gesicht (*d*, *f*) deutlich den breiten Schädel erkennen. Ebenso zeigt das erstere die konvexe afrikanische Stirn, während die beiden anderen, sowie das Hottentottengesicht (*e*) die stark hervortretenden Backenknochen zeigen. Das tatarische und das japanische Gesicht (*d*, *e*) lassen



Frauenporträts.
a Negerin (Westafrika), *b* Barolongnegerin (Südafrika), *c* Hottentottenweib, *d* Giljakenweib (Nordasien), *e* Japanerin, *f* Colorado-Indianerin (Nordamerika), *g* Engländerin.

die der mongolischen Rasse eigenthümliche schiefe Stellung der Augen erkennen.

Mischrassen lassen sich überall, wo zwei Rassen dieselbe Gegend bewohnen, nachweisen, ja im Verlaufe der letzten Jahrhunderte ist, wie bekannt, ein großer Bruchtheil der Bevölkerung der Erde durch Rassenkreuzung entstanden. Im größten Umfange hat die Bildung von Mischrassen in Amerika stattgefunden, wo seit der spanischen Eroberung Mexiko und andere Länder durch die Mestizen, die Abkömmlinge der Spanier und der Eingeborenen, bevölkert worden sind, während die Einführung der Negersklaven in Westindien die Mulattenbevölkerung hervorgerufen hat. Solche Mischlinge tragen die körperlichen Eigenschaften der beiderseitigen Eltern in eigenthümlicher Mischung zur Schau. So ist z. B. der Haarwuchs der Cafusos sehr auffallend, die aus der Kreuzung von eingeborenen Brasilianern und



Cafusoweib.

eingeführten Negersklaven hervorgingen. Ihr Haar besteht, wie die Abbildung zeigt, aus einer lockig gekräuselten Masse, die in Form einer natürlichen Perrücke vom Kopfe absteht. Das steife Haar der Eingeborenen nahm bis zu einem gewissen Grade die Kräuselung des Negerhaares an.

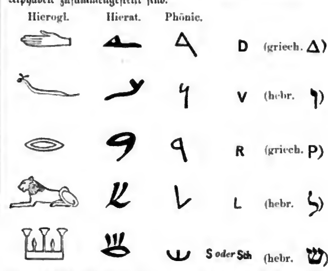
In dem hochinteressanten Kapitel über die Sprache behandelt Tylor zunächst die Zeichen- und Gebärdensprache, die Thierstimmen, die Kindersprache und geht auf die schwierige Frage nach dem Ursprung der artikulirten Sprache ein. Das einzige, was wir darüber behaupten dürfen, ist, daß wahrscheinlich jeder Laut, der zur Bezeichnung einer bestimmten Vorstellung gewählt wurde, in irgend einer Beziehung zu dieser Vorstellung stand, die ihn besonders geeignet erscheinen ließ. Die Entstehung der Sprache ist übrigens kein Ereigniß, welches vor langer Zeit einmal eintrat und dann aufhörte. Im Gegentheil, noch jetzt bildet der Mensch neue Wörter und sind die Sprachen im Flusse und der Veränderung begriffen. Ein sicheres Zeichen der Abstammung bildet übrigens die Sprache nicht, ja sie verleitet vielfach zu falschen Schlüssen, wie denn z. B. die englisch redenden Neger der Vereinigten Staaten keine Germanen sind, trotz einer germanischen Sprache, die sie reden. So kann es auch nicht oft genug wiederholt werden, daß wir wohl indogermanischen Sprachen, aber nicht in derselben Ausdehnung indogermanische Völker haben und daß zu letzteren eine Menge Stämme (z. B. die Afghanen, Armenier, Perser u. s. w.) gerechnet werden, die anthropologisch von den Europäern sehr weit verschieden sind. Einerlei ob die wendische Sprache in der Lausitz gesprochen wird oder die deutsche — das wendisch-slavische Blut ist doch dort vorhanden. Erziehung und politische Einflüsse bedingen die Sprache, die ja gelegentlich wie ein Handschuh gewechselt wird.

John Williams, der Missionar der Südseeinseln, erzählt, er habe, als er mit Zimmerarbeiten beschäftigt gewesen, sein Winkelmaß vergessen. Er schrieb daher mit Kohle einige Worte auf einen Holzspan und ließ denselben durch einen Eingeborenen seiner Frau bringen. Dieser war im höchsten Grade erstaunt, daß der Span ohne Worte reden konnte und verehrte ihn noch lange. Hätte Williams nur einen ⌐, einen Winkelhaken, auf den Span gemalt, so wäre die Sache dem Eingeborenen nicht mehr wunderbar vorgekommen, denn zur Bilderschrift, dem



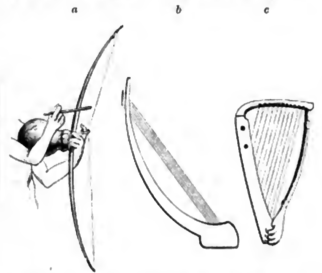
Pater noster in mexikanischer Bilderschrift (nach Aubin).

Anfange des Schriftwesens, haben sich viele Naturvölker emporgeschwungen. Die alten Mexikaner waren bereits vor der Ankunft der Spanier soweit gekommen, daß sie die Namen von Personen und Orte nach Art der Rebus durch Bilder ausdrückten. Selbst als sie zum Christenthume bekehrt wurden, benutzten sie noch ihre Bilderschrift, um die lateinischen Worte ihrer neuen Religion auszudrücken. So diente das Bild einer Fahne (pan), eines Steines (te) und einer Kaktusfeige (noch), deren Namen zusammen ausgesprochen pa-te-noch-te lauten, zur Bezeichnung der Worte pater noster. Ein r besaß die Sprache nicht. Auch die chinesische Schrift ist aus Bildern hervorgegangen und die berühmte altägyptische nicht minder. Aus der letzteren sind dann durch Vermittelung der Phönicier unsere europäischen und semitischen Alphabete entstanden, wie dieses aus der Tabelle hervorgeht, in welcher, nach de Rougé, einige hieroglyphische Zeichen mit den zugehörigen hieratischen Kursivformen und den entsprechenden phönicischen Buchstaben, sowie mit ähnlichen Buchstaben anderer bekannter Alphabete zusammengestellt sind.



Hieroglyphische und hieratische Zeichen, verglichen mit phönicischen und anderen Buchstaben späterer Alphabete (nach de Rougé).

So führt uns der Autor, stets in formenschöner Sprache und ausgerüstet mit einem überreichen Schatze positiven Wissens, weiter zu den Werkzeugen und Waffen, dem Nahrungserwerb und der Kriegskunst, den Wohnungen, der Kleidung, Schiffahrt, den Kunstfertigkeiten und dem Handel der Völker. Auch die schönen Künste werden bei den Naturvölkern in ihren Anfängen belauscht und da ist es denn von Interesse zu sehen, wie die Uranfänge, aus denen sich z. B. unsere feinsten Musikinstrumente entwickelten, bei den Wilden vorhanden sind. Die Damara in Südafrika finden Vergnügen an den schwachen Tönen, welche sie dadurch erzeugen, daß sie die Sehne des gespannten Bogens mit einem dünnen Stäbchen streichen. Dieser Musikbogen (a) ist mit einem die Sehne entlang laufenden Ring ver-



Entwickelung der Harfe, a Musikbogen mit Resonator (Südafrika), b ägyptische Harfe, c mittelalterliche Harfe.

sehen, durch dessen Verschiebung die Tonhöhe verändert wird. Eine hohle Kalabasse dient als Resonator. Die Figur b zeigt dann die altägyptische Harfe, die sich wahr-

scheinlich aus dem Musikbogen entwickelt hat. Und daraus ist, durch Hinzufügung des Trägers der Saiten die Harfe entstanden, die dann, horizontal gelegt und mit Hämmern geschlagen, dem Flügel zur Grundlage diente.

Auch die Wissenschaften, die Geisterwelt und die Religion, die Geschichte und Mythologie behandelt Tylor in der gleich anziehenden und große, neue Gesichtspunkte eröffnenden Weise, um mit der Gesellschaft (Familie, Eigenthum, Krieg, Staat, Regierung u. s. w.) zu schließen. Die natürliche Entwickelung zeigt uns hier allerdings eine andere Zukunft der Menschheit, als z. B. unsere Socialdemokraten sie anstreben. Der Leser gewinnt aus der Thatsachenfülle des Werkes (Phrasen fehlen ganz darin) die Ueberzeugung, daß das Studium der Anthropologie und Kulturgeschichte nicht nur ein wissenschaftliches Interesse bietet, sondern daß es auch für das praktische Leben von Bedeutung ist. Es setzt uns in den Stand, die Stellung des Menschen in der Welt deutlicher zu erkennen, als irgend eine frühere Generation. Wir können mit sichererem Schritte der Zukunft entgegengehen, die Entwickelungsgeschichte dient auch uns als Führer in der Pflicht, die Welt den folgenden Geschlechtern in einem besseren Zustande zu überliefern, als wir sie vorfanden.

Von den Capverdischen Inseln nach Bolama.

Von Richard Greeff.

II. (Schluß.)

Einem breiten an die oben erwähnte Hauptstraße sich anschließenden Pfade folgend, wanderte ich nun weiter in das Innere der interessanten und fast überall mit üppiger frischer Vegetation erfüllten Insel. Prächtiges hohes Gras mit reichem Blumenflor durchflochten und unterbrochen von hohen einzelnen Bäumen und Baumgruppen, unter denen die Kokos-Oel- und Fächerpalmen, Bananen und mächtige Wollbäume besonders hervortreten, bildeten den hauptsächlichen landschaftlichen Charakter. Zuweilen schlossen sich, namentlich gegen die Küste hin, die Baumgruppen zu einem mehr oder minder zusammenhängenden Waldbestand zusammen, der dann durch sein üppiges Unterholz und dieses umwuchernde Schlingpflanzen ein fast undurchdringliches Dickicht bildete. Sobald man sich dem Strande, gegen den die nur wenig über dem Meeresniveau sich erhebende Insel allseitig abfällt, nähert, kommt man in sumpfige Niederungen und zu gleicher Zeit in jene merkwürdigen Mangrovewälder, die das ganze Eiland mit einem mehr oder minder breiten Gürtel umgeben. Während der Fluth stehen dieselben im Wasser, bei der Ebbe werden sie frei und man kann nun zwischen diesen sonderbaren Pflanzengestalten mit ihren hoch über dem Boden aufsteigenden stelzenartigen Luftwurzeln umherwandeln, freilich, wie ich erfahren mußte, nicht ohne Gefahr in den weichen Sumpfboden einzusinken, zumal beim Zurücktreten der Fluth zuweilen über dem schwarzen Schlamm eine leichte und täuschende Sanddecke aus dem Wasser sich abgesetzt hat. An diesen Rhizophoren, als an den auf weite Strecken einzigen festen Gegenständen des Strandes, siedeln sich häufig Austern an, die hier, vielleicht unter dem Einflusse des brakischen Wassers, sehr klein bleiben, aber die Wurzeln zuweilen mit dicker Kruste überziehen. Auch an den am Strande hier und dort auftretenden röthlichen Konglomeraten, dem einzigen Gestein, das ich auf der Insel sah, hatten sich kleine Austernbänke angesetzt. Eine andere Muschel, die frei im Sande und Schlamme des Strandes in großer Menge sich findet, Tagelus gibbus, dient den Eingeborenen als Nahrungsmittel. Ich ward zuerst auf dieselbe aufmerksam, da ich die Schalen haufenweise in der Umgebung der Negerhütten und auch sonst auf der Insel zerstreut liegen sah.

Leider liegt der überaus fruchtbare Boden der Insel noch fast völlig unbenutzt. Ueberall traf ich auf üppige Wildniß und nur selten auf einige Erdnußkulturen, der „Mancarra“ (Arachis hypogaea), dem hauptsächlichsten Produkt und fast einzigen Handels- und Ausfuhrartikel der Insel und des ganzen Archipels und Küstenstriches, das, wie bekannt, zur Gewinnung eines sehr geschätzten Oeles dient und von Bolama aus durch die Vermittelung der hier ansässigen französischen Kaufleute hauptsächlich nach Marseille geht.

Gegen Mittag schien die fast senkrecht vom wolkenlosen Himmel strahlende Sonne glühend nieder, so daß ich eine Zeitlang unter den prächtigen hohen Baumgruppen rasten mußte, in deren tiefem Schatten mein Thermometer doch noch 28° R. zeigte. Bei meiner Weiterwanderung traf ich im Innern der Insel auf ein kleines Negerdorf, dessen bienenkorbähnliche, mit Palmstroh gedeckte Lehmhütten von Bananengebüschen und nach außen ringsum von einem hohen Zaun umgeben waren. Aus dem Innern erscholl bei meiner Annäherung Hundegebell und lustiges Hahnengeschrei und draußen weideten im hohen Grase schwarze Ziegen, die bei dem Anblick der Fremden scheu von dannen sprangen. Außer diesen, wie es scheint, sehr verbreiteten Hausthieren, werden, wie ich später sah, auch Schweine und Rinder in geringer Zahl auf der Insel gezüchtet. Die mir auf meinen Wegen zahlreich begegnenden Eingeborenen waren fast alle dunkelschwarz und im Allgemeinen von schlanker, aber doch kräftiger Körpergestalt, die Männer meistens nur mit einem leichten Lendenschurz bekleidet. Alle wichen mir höflich, fast scheu, zuweilen auch durch Verbeugung grüßend, aus.

Heiß und lechzend vor Durst kam ich Nachmittags in die Niederlassung zurück, woselbst ich eine keineswegs gastliche Aufnahme fand und erst nach langem Fragen und Suchen in einem der am Hafen liegenden Kaufläden etwas Brot und sehr schlechten französischen Wein und Wasser fand. Im Schatten des Hauses und auf einer Kiste des Ladens sitzend verzehrte ich mein frugales Mahl, umringt von Scharen der neugierigen schwarzen Bevölkerung, die mir manche interessante Beobachtung und Unterhaltung boten. Wenngleich im Allgemeinen von schlanker, ziemlich hoch gewachsener Gestalt und auch im Uebrigen, namentlich in der starken Prognathie des Gesichtes und den dickwulstigen Lippen &c. mehr oder minder übereinstimmend, scheinen doch

den Negern von Bolama noch manche andere Elemente beigemischt zu sein. Ursprünglich stellten auch sie einen Theil eines besondern Volksstammes, der Manjacos, dar, der an den Ufern der Strommündung des Rio Grande und zwischen diesem und Rio Geba ansässig war und welcher durch ihren König Guinala im Jahre 1607 die Insel Bolama an die Krone Portugals abgetreten hatte. Seitdem aber ist durch Einwanderung aus den äußerst zahlreichen Volksstämmen, die die Küstenstriche und die Inseln zwischen den weiten Strommündungen des Rio Casamansa bis zum Rio Grande bewohnen, sowie auch weiter aus dem Innern und hier insbesondere aus dem großen handeltreibenden Nachbarstamme der Mandingas, der ursprüngliche Stammcharakter der Manjacos auf Bolama vielfach verändert, zumal die Insel einen Mittelpunkt für den Handel Senegambiens bildete und noch bildet. Rundum aber sollen sich die Negerstämme noch ziemlich rein erhalten haben, wenngleich gemildert in ihren Sitten und ihrer in früheren Zeiten zum Theil berüchtigten und gefürchteten Wildheit und Grausamkeit. Im schlimmsten Rufe standen in Bezug hierauf die Bewohner des vor jenen großen Strommündungen gelegenen Insel-Archipels, die Bijagos, kühne, nichts schonende Piraten und Anthropophagen.

Nach kurzer Rast machte ich mich von neuem auf und wanderte nun in nordöstlicher, meinem ersten Ausflug entgegengesetzter Richtung und in geringer Entfernung vom Ufer des Rio Grande in das Innere der Insel. Ich hatte auf diesem Wege noch weit mehr, als am Morgen, Gelegenheit, die große Fruchtbarkeit des Bodens und die Fülle tropischer Vegetation und Landschaft zu bewundern, da dieser Theil der Insel mehr bewaldet und im Allgemeinen feuchter und von einem Flüßchen durchströmt ist. Prachtvolle Kokospalmen und an einigen Stellen ganze Haine derselben erfüllen die Ufer des Stromes, bis an die Mangrovegebüsche desselben reichend, dazwischen breiten hier und dort jene Riesen des tropischen Afrikas, die Wollbäume (Eriodendron anfractuosum), ihre weiten Kronen aus. Der Stamm eines derselben hatte 1 bis 2 m über seiner auf mächtigen Strebepfeilern ausgebreiteten Basis noch $6^1/_2$ m Umfang. Auch traf ich auf dieser Wanderung wiederum auf ein kleines Negerdorf und nahe dabei auf eine halb verfallene, dereinst ohne Zweifel große und stattliche Faktorei, die nun aber mit ihren hohen ruinenhaften Mauern träumerisch aus der grünen Wildniß üppigen Strauchwerkes und wuchernder Schlingpflanzen hervorragte.

Das Thierleben fand ich auf Bolama nach meinen freilich nur flüchtigen Beobachtungen weniger mannigfaltig entwickelt, als ich erwartet hatte. Von wild lebenden Säugethieren sah ich keine Spur, weder bei meinen jetzigen Wanderungen, noch bei meinem späteren Besuche der Insel auf meiner Rückreise. Doch soll, wie mir bestimmt versichert wurde, die gestreifte Hyäne nicht allzu selten dort vorkommen. Aus der Vogelwelt bot sich mir bald nach meinem Eintritt in das Innere der Insel ein für die westafrikanischen Küstenorte sehr charakteristischer Anblick. Außerhalb des Städtchens, an die letzten Negerhütten sich anschließend, saß auf einem gerade an der Hauptstraße stehenden Baume mit breiter Krone und zum Theil entlaubten Aesten eine Anzahl von Geiern (Neophron pileatus?), unbekümmert um die Vorübergehenden, aber wachsam von ihrem hohen Standorte das ganze Städtchen überblickend, um alle ihnen zur Nahrung dienenden Abfälle sofort erreichen zu können. Sie sollen hier fast den Rang der Hausthiere einnehmen, indem sie, wenn der Nahrungserwerb ihnen hierzu Anlaß bietet, ungescheut mitten in die Stadt und vor den Wohnungen und Hütten der Bewohner sich niederlassen.

Zwischen dem Gebüsch und auf freien Plätzen der Insel sah ich einige größere Eidechsen, ohne sie indessen erreichen zu können, und aus den Mangrovesümpfen ertönte die melancholische Stimme eines Batrachiers in sehr eigenthümlichem Tonfall, die aber bei jeder Annäherung sofort verstummte. Auffallend war mir der große Mangel an Landmollusken, namentlich an Landgehäuseschnecken, von denen ich trotz mehrfachen Nachsuchens nur wenige Formen, einige der für das tropische Westafrika charakteristischen Limicolarien und unter einer alten Baumrinde eine bisher unbekannte Helicee fand. Reicher sind natürlich die Gliederfüßler, vor allem die Insekten, vertreten, unter denen die oben bereits geschilderten Termiten, die von den Eingeborenen Bagas-Bagas genannt werden, durch ihre mächtigen und überall in die Augen fallenden Bauten der Insel ein besonderes Gepräge verleihen, ja in gewissem Maße zu Terrain- und Bodenveränderungen Anlaß geben können, da das Material der Bauten mit der Zeit steinhart wird. Außer diesen, die hohen und über die ganze Insel zerstreuten Pyramiden errichtenden, Termiten, giebt es auch noch andere, die in der Erde, namentlich unter alten Baumstämmen oder in den Bäumen selbst, das Holz derselben vollständig zerstörend, ihre Nester anlegen. Neben den Termiten spielen auch hier die Ameisen durch ihr zahlreiches Auftreten unter den mannigfachsten Formen und Lebenserscheinungen eine große Rolle. Zum erstenmale fand ich hier die Riesenameisen des tropischen Afrika, die Doryliden (Dorylus fimbriata), fast von der Größe einer Hornisse, mit gestrecktem, strohgelbem Hinterleib und großen Flügeln, ferner die pechschwarzen Poneriden (Ponera foetens), deren Arbeiter und Weibchen mit einem Giftstachel bewehrt sind und zu denen jene sehr merkwürdigen Treiberameisen des tropischen Westafrika gehören, die in mächtigen Raubzügen die Termitenhügel überfallen, größere Thiere, Schlangen, Eidechsen rc. tödten und aufzehren und selbst in menschliche Wohnungen eindringen, hier alles, Menschen und Thiere, in die Flucht treibend, da ihren unaufhörlichen schwarzen und giftigen Scharen niemand zu widerstehen vermag. Nichts aber vermag zu gleicher Zeit auch ein Haus besser und gründlicher von aller Thierplage zu säubern, als ein solcher Ueberfall eines Treiberameisenzuges, so daß man ihnen häufig gern für einige Tage die Wohnungen preisgiebt. Ratten, Mäuse, Eidechsen, Schlangen, Skorpione, Schaben, Tausendfüße und die anderen zahllosen Plagegeister der Tropen ergreifen entweder die Flucht oder fallen unrettbar den Ameisen zum Opfer. Es ist mir erzählt worden, daß Papageien oder andere Vögel und Hausthiere, die angebunden oder in einem Käfig im Hause zurückbleiben, von den Ameisen zerfleischt und vollständig skelettirt werden. Erst wenn jede Spur organischer Substanz, die ihnen zur Nahrung dient, vertilgt worden ist, verlassen sie die überfallene Wohnung, und in der Regel ist diese Arbeit in wenigen Tagen vollendet [1]).

---

[1]) Bei der bisherigen sehr geringen Kenntniß der Fauna Bolamas und der umliegenden Inseln mag es von Interesse sein, wenn ich hier noch einige der am häufigsten vorkommenden Insektenformen aus der kleinen, bei meiner Wanderung über die Insel gewonnenen Sammlung anführe. Coleopteren: Mylabris bifasciata Oliv. und Capris Orion; Lepidopteren: Papilio Demoleus L., Danais Chrysippus L.; Hymenopteren (Ameisen): Doryllus fimbriata Schuck, Camponotus maculatus, Ponera foetens; Orthopteren: Tryxalis, Termiten; Hemipteren: Nezara smaragdula F., Dysdercus Koenigii F., welche letztere in großer Menge einige Sträucher bedeckte.

Erst nach Eintritt der Nacht fuhr ich nach unserm draußen im Strome ankernden Dampfer zurück mit großer Befriedigung über diesen für mich so reichen Tag, der mir zum erstenmale einen Blick in die höchst eigenthümliche Natur des tropischen Westafrikas und im Besondern Senegambiens gewährt hatte, freilich zu gleicher Zeit auch einen wenig günstigen Eindruck von dem jetzigen Umfange und Zustande der portugiesischen Kolonie hierselbst hinterlassen hatte. Während ehedem die Küste fast des ganzen Senegambiens vom Grünen Vorgebirge bis nach Sierra-Leona hin der Herrschaft Portugals unterworfen war, ist dieselbe heute auf einige der vor uns liegenden und angrenzenden Gebiete des Festlandes beschränkt, die von jenen vielverzweigten und durch natürliche Kanäle mit einander verbundenen Strommündungen des Rio Casamansa, R. de S. Domingos, R. Geba und Rio Grande de Guinala umfaßt werden. Dieses nunmehrige portugiesische Senegambien, die „Guiné portugueza“, ungefähr zwischen 13° 10′ und 10° 10′ nördl. Br. gelegen, wird in drei „Concelhos“ (Distrikte) eingetheilt, Bolama, Cacheu und Bissau mit einer Gesammtbevölkerung von vielleicht nur 6000 bis 7000 Seelen.

Bolama stellt heute ohne Zweifel den bei weitem wichtigsten Theil der Guiné portugueza dar und besteht aus der Insel Bolama und der südwestlich von dieser und vor der Mündung des Rio Grande gelegenen Insel das Galinhas (Hühnerinsel). Mancherlei für Portugal ungünstige Umstände haben freilich zum bisherigen Rückgang Bolamas beigetragen. Entdeckt ward die Insel und mit ihr ein Theil des Bijagoz-Archipels bereits im Jahre 1455 durch die Portugiesen und Bolama selbst 1607 von dem Negerkönig Guinala urkundlich an Portugal abgetreten gegen Gewährung von Schutz gegen die häufigen feindlichen Einfälle der benachbarten räuberischen und gewaltthätigen Stämme, namentlich der Bijagoz. Im Jahre 1792 bemächtigten sich die Engländer, durch die reiche und von den, in ihrem Mutterlande schwer heimgesuchten Portugiesen, vernachlässigte, ja eine Zeitlang verlassene Kolonie angezogen, der Insel Bolama, wurden aber von den Eingeborenen selbst vertrieben, die dann die portugiesische Fahne wieder aufpflanzten. Später (1838) erneuerten die Engländer jenen Versuch der Besitzergreifung Bolamas, nun bereits auf Grund ihrer ersten Okkupation Ansprüche auf den rechtlichen Besitz der Insel erhebend und zwar trotzdem inzwischen im Jahre 1828 die frühere Abtretung an Portugal förmlich erneuert worden war. Im Jahre 1868 wurde, da die Engländer auf ihr vermeintliches Anrecht bestanden und von der Insel nicht weichen wollten, in Lissabon von beiden Theilen eine Uebereinkunft unterzeichnet, nach welcher dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Grant, das Schiedsrichteramt zwischen Portugal und England in Bezug auf den Besitz Bolamas übertragen wurde. Im April 1870 entschied Grant zu Gunsten Portugals und seitdem wurde auch der nun gewissermaßen neu erworbenen Insel eine größere Sorgfalt zugewandt, obgleich die Wirkungen derselben für Verwaltung und Handel in der Kolonie, sowie der Kultivirung des fruchtbaren Bodens noch in geringem Maße hervortreten. Jährlicher Import und Export mögen heute ungefähr 700 000 bis 800 000 Milreis betragen, wobei indessen zu berücksichtigen ist, daß die Haupthandelsbewegung auf Bolama vorläufig in den Händen französischer Kaufleute ist. Das hauptsächlichste Produkt und überhaupt fast der einzige Handels- und Ausfuhrartikel im portugiesischen Senegambien ist, wie schon oben erwähnt, die „Mancarra“, die Erdeichel. Außerdem werden Palmöl, Wachs, Elfenbein, Häute ꝛc. in wechselnden Quantitäten ausgeführt. Der geringste Theil davon, sowohl der Mancarra als der übrigen Produkte, wird in den portugiesischen Kolonien selbst erzeugt, das meiste aus dem Innern Senegambiens und den Inseln nach Bolama gebracht.

Eisenbahnbau und Getreidehandel in Englisch-Indien.

Bekanntlich wurde im Jahre 1878 in Britisch-Indien eine Kommission ernannt, welcher die Aufgabe gestellt war alles zu untersuchen, was im Stande sei, eine künftige Hungersnoth zu verhüten, wenigstens zu mildern; nicht auf den ganzen Bericht derselben, welcher im Jahre 1881 erstattet wurde, wollen wir hier eingehen, sondern nur ihre hinsichtlich des Eisenbahnnetzes gemachten Vorschläge und die Art, wie die Regierung jetzt dieselben zur Ausführung zu bringen beabsichtigt, näher betrachten.

Zehntausend Meilen neuer Eisenbahnen erachtete die Kommission für nöthig, aber fünftausend, meinte sie, würden anfänglich wohl genügen, um einen kräftigen Schutz gegen eine neue Hungersnoth zu gewähren. Die Regierung nahm diese Frage mit Ernst in Behandlung und jetzt ist dieselbe bis zu einer Vorlage ans Parlament gediehen; nach langer Berathung ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß noch 7328 Meilen Eisenbahn gebaut werden müßten. Hiervon hat die Regierung vorgeschlagen, 3896 Meilen, welche nach dem Voranschlag $28^3/_4$ Millionen Pfund Sterling kosten würden, in den nächsten fünf Jahren zu bauen. Weitere 3432 Meilen werden für im höchsten Grade wünschenswerth erklärt; doch kann der Staat dieselben zunächst nicht selbst bauen, ist aber geneigt, wenn eine Privatgesellschaft eine dieser Linien anzulegen sich entschließt, den nöthigen Boden kostenfrei herzugeben.

Die Regierung theilt die Linien in zwei Klassen: in solche, von denen zu erwarten ist, daß sie sehr bald Gewinn abwerfen werden, und in solche, die man zur Sicherung gegen Hungersnoth nicht entbehren kann, die jedoch keine Aussicht auf baldigen Vortheil geben. Der Betrag für jede dieser beiden Klassen wird annähernd gleich der Hälfte der ganzen veranschlagten Summe, d. i. ca. 14 Millionen Pfund Sterling, sein. Die weiteren Pläne über die Ordnung der Geldangelegenheit können hier wohl füglich übergangen werden[1]), beifügen aber wollen wir noch, daß in Britisch-Indien am 31. März d. J. beinahe 11 000 Meilen, reichlich 17 000 Kilometer, Eisenbahn im Betriebe und einige tausend Kilometer im Baue waren, so daß, wenn, wie es wahrscheinlich ist, die eben berührten Vorschläge angenommen werden, Englisch-Indien über fünf bis sechs Jahre etwa 24 000 bis 25 000 Kilometer Eisenbahn besitzen wird.

[1]) Vergleiche die Blaubücher und Engl. Economist vom 28. Juni 1881, Nr. 2131.

Wenn nun auch diese Pläne zunächst zur Abhilfe der periodisch wiederkehrenden Noth des eigenen Landes ins Leben getreten sind, so besitzen sie eine Tragweite, die sie der Aufmerksamkeit größerer Kreise vollkommen würdig macht; es ist nämlich beinahe sicher, daß Indien durch Ausführung derselben zur Kornkammer für Europa werden wird.

Seit mehreren Jahren schon, seit 1873, hat der indische Getreidehandel eine gewisse Bedeutung bekommen. Im genannten Jahre nämlich wurde der Ausfuhrzoll aufgehoben und seitdem hat dieser Handel reißende Fortschritte gemacht. Während nach den Listen der Douane über das Dienstjahr 1872—73 (dasselbe fängt am 1. April an) Indien nur 394 000 Centner [1]) exportirte, belief sich die Ausfuhr im Jahre 1880—81 auf 7 444 000 Centner, 1881—82 auf 19 863 000 Centner. Die starke Entwickelung der Ausfuhr datirt vom Jahre 1877, zeigt aber in 1879 wieder einen Rückschritt.

Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es, als ob der großen Ungleichmäßigkeit der Ausfuhr wegen es unmöglich sei, mit Sicherheit auf die Getreideproduktion Indiens zu rechnen; doch in Wirklichkeit ist nicht die Produktion, sondern nur die Ausfuhr so veränderlich gewesen und zwar war dieselbe ganz von den europäischen Marktpreisen abhängig. Sobald dieselben in Folge einer kleineren Anfuhr aus Amerika stiegen, war das indische Getreide, welches viel höhere Frachten zu tragen hat, im Stande, mit der amerikanischen Einfuhr zu konkurriren.

Wie groß die ganze Ernte Indiens ist, kann nicht mit genügender Sicherheit angegeben werden, da die statistischen Angaben in Bezug auf diesen Punkt ziemlich mangelhaft sind; die ganze mit Getreide bebaute Oberfläche wird auf 21 Millionen Acres veranschlagt. Der Ertrag schwankt zwischen 8 und 13½ Bushel per Acre und darf im Durchschnitt vielleicht mit 11½ Bushel berechnet werden. Auf Grund dieser Basis würde man auf einen Totalertrag von ca. 150 Millionen Centner rechnen können. Das angegebene Quantum kann jedoch auf eine bedeutend höhere Ziffer gebracht werden und zwar einmal, indem man die Getreidekultur räumlich ausdehnt, dann aber, indem man sie intensiver betreibt. Unter jetzigen Verhältnissen bleiben von dem jährlichen Ertrage durchschnittlich etwa 20 Millionen verfügbar und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Quantität sehr bedeutend gesteigert werden kann.

In Bezug auf die Konkurrenzfähigkeit des indischen mit dem amerikanischen Getreide möge Folgendes angeführt sein: Die Kosten der Produktion sind in Indien bedeutend niedriger als in Amerika, und das Getreide würde sowohl aus diesem Grunde als auch, weil es keinen Ausfuhrzoll bezahlt, sehr konkurrenzfähig sein, wenn nicht, wie schon erwähnt, die hohen Frachten das Verhältniß viel ungünstiger für Indien gestalteten. New York liegt etwa 3100, Bombay dagegen 6300 und Kurrachee 6000 englische Meilen von London; die nordamerikanischen Häfen haben also in dieser Hinsicht einen großen Vortheil, da beispielsweise 1882 die mittlere Fracht per Tonne (bis London) von New York 12 Schill. 2 Pence, von Bombay 35 Schill. 7 Pence und von Kurrachee 38 Schill. 9 Pence betrug; dagegen waren die Frachtpreise, welche von der Westküste Amerikas bezahlt wurden, bedeutend höher, z. B. betrugen sie von San Francisco 63 Schill. 11 Pence. Im Jahre 1882 kamen etwa 58 Procent des in England eingeführten amerikanischen Getreides von der Ostküste, 42 Procent von der Westküste der Union und es erklärt sich hieraus, daß im genannten Jahre das indische Getreide in ziemlich bedeutender Menge konkurriren konnte. Ein Hauptvortheil der Vereinigten Staaten in dieser Sache ist die Leichtigkeit und Wohlfeilheit des Transportes auf den Verbindungswegen im Innern, namentlich auf den Kanälen. Von Chicago nach New York betragen die Transportkosten 20 Schill. per Tonne (Abstand 960 Meilen), während in Indien die Kosten bei einem gleichen Abstande sich auf 32 Schill. 44 Pence belaufen würden.

Es ist leicht erklärlich, daß auch in Indien mit der Anlage von neuen Eisenbahnen die Oberfläche des mit Getreide bebauten Bodens bedeutend zugenommen hat, und dies wird auch in Zukunft geschehen, da noch ausgedehnte, für den Anbau von Getreide geeignete Felder brach liegen, weil die zur Verwerthung der Ernte nöthigen Transportmittel absolut fehlen. Welche Folgen es haben wird, wenn Indien sein Eisenbahnnetz erweitert und die Tarife gleichzeitig herabsetzt, liegt auf der Hand; daß in dieser Beziehung schon viel geschehen ist — seit 1873 ist die Länge der Eisenbahnen beinahe verdoppelt worden — ist oben schon erwähnt worden; beifügen wollen wir aber noch, daß man auch mit der Herabsetzung der Tarife angefangen und dieselben theilweise recht bedeutend — bis um 18½ Procent — erniedrigt hat.

Unter diesen Umständen ist daher wohl zu erwarten, daß Englisch-Indien in wenigen Jahren einen sehr großen Antheil an der Versorgung Europas mit Getreide haben wird, wenn nicht etwa durch die Eröffnung des Panama-Kanals neue, jetzt noch nicht zu berechnende Verhältnisse hervorgerufen werden.

Indien selbst verbraucht übrigens viel Getreide für die Bierbrauereien. Nach einer in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient“ (Juli 1884) mitgetheilten Notiz wurden in 24 Brauereien 2 554 697 Gallonen Bier erzeugt. Hauptsitze der Bierbrauerei sind die Himalaya-stationen Simla, Mussooree, Naini-Tal. Die größte der Brauereien zu Muree im Pendschab producirte 724 986 Gallonen Bier. Die bedeutendsten Käufer des indischen Bieres sind die Militär-Kommissariate, von denen das von Bengalen allein im Jahre 1882 1 699 914 Gallonen bezogen hat.

[1]) Ein Centner etwas mehr als 58 Kilogramm.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Brussa, die erste Hauptstadt des osmanischen Reiches, ist nach J. H. Mordtmann bisher in seiner Einwohnerzahl fast stets überschätzt worden. Sestini gab sie 1779 auf 50 000 an, was damals richtig gewesen sein mag; Aucher Eloy 1835 auf 100 000, Sandreczki 1844 auf 60 000, Mostras 1863 auf 70 000 und Sax 1873 auf 40 000. Die officielle Bevölkerungsziffer für das Jahr 1882 (mitgetheilt in Kandi's 1883 zu Athen erschienenem Buche über Brussa s. Oesterreichische

Monatsschrift für den Orient 1884, S. 149) beträgt etwas über 37 000; sie kann wohl in dem letzten Jahrhundert eher zu- als abgenommen haben. Auch Humann's Schätzung der dortigen griechischen Bevölkerung auf 9000 Seelen ist zu hoch; es sind ihrer in Wirklichkeit nur 4292. (Diese Ausführungen beruhen auf der Annahme, daß bei jener officiellen Zählung sämmtliche Einwohner und nicht, wie gewöhnlich im Türkischen Reiche, nur die männlichen gezählt worden sind. — Red.)

— Ein Beweis für den zunehmenden Fortschritt Cyperns unter englischer Herrschaft liegt in der Thatsache, daß die Einnahmen der Insel im vergangenen Jahre so gestiegen sind, daß der bisherige, jährlich von England zu leistende Zuschuß von 30 000 Pfd. St. auf die Hälfte herabgesetzt werden konnte.

— Charles Huber aus Straßburg, der Arabienreisende (vergl. „Globus" Bd. 45, S. 240), ist nach einem Briefe vom 20. Juni in Dschiddah am Rothen Meere angelangt, wollte aber bald wieder in das Innere zurückkehren, obwohl er wußte, daß die Ateibeh-Beduinen ihm feindlich gesinnt sind und auf ihn lauern. Der Sicherheit halber sandte er auch bereits von Dschiddah die Inschriftenabklatsche und sein Tagebuch nach Frankreich. In den ersten Monaten des nächsten Jahres hofft er in Bagdad zu sein.

— Anfangs December 1883 wurde in Manila unter großem Gepränge die erste Tramwaylinie eröffnet, unter Assistenz des Gouverneurs, des Erzbischofs, der Konsuln und von zahlreichen anderen militärischen und geistlichen Autoritäten. Der Unternehmer ist ein in Manila hochangesehener Deutscher, Namens Jacob Zobel. — Die Malerakademie in Manila hat eine neue Organisation erhalten, sie heißt fortan Escuela de Dibujo y Pintura. Eine Anzahl von Stipendien soll es den tüchtigeren Schülern dieser Anstalt ermöglichen in Europa ihre Studien zu vollenden.

— Die spanische Regierung hat durch die Okkupation der Uluganbai ihren faktischen Besitz auf der Insel Palawan vermehrt, sich aber damit nicht begnügt, sondern auch die Mission von Inagahuan unter ihren Schutz genommen. Die Okkupation von Ulugan ist gegen die Mohammedaner gerichtet, gegen welche die Spanier seit der britischen Niederlassung auf Nordborneo noch mißtrauischer geworden sind, als sie es früher waren. Die Mission von Inagahuan verfolgt ganz andere Zwecke: es sollen die heidnischen Eingeborenen, die Tacbanuas, für das Christenthum und damit auch für die spanische Herrschaft gewonnen werden. Es ist die mit vielem Glücke verfolgte Politik der Spanier, die Mohammedaner durch Forts und Flottenstationen in Schach zu halten, die Heiden aber durch die Missionare auf eine bequemere Weise in anhängliche Unterthanen zu verwandeln. Die Mission von Inagahuan zählt außer 49 alten Christen und zwei Chinesen bereits 200 Tacbanuas, die Filialen Malinao, Ignahi und Iraguan über 500 Individuen derselben Rasse. Sie bebauen mit großem Fleiße den Boden und wenden auf Antrieb der Missionare ihre besondere Sorgfalt dem Kakao zu.

Afrika.

— Ueber den Verkehr im Suezkanal im Jahre 1883 wäre Folgendes zu bemerken:

Flagge	Zahl der Schiffe	Tonnenmaß	Bezahlte Kanalabgaben
Englisch . .	2537	6,134 Tausende	49,9 Tausende Francs
Französisch .	272	0,782 „	6,3 „ „
Niederländisch	124	0,309 „	2,6 „ „
Deutsch . . .	123	0,214 „	1,7 „ „
(Hierauf folgen Italien, Oesterreich u. s. w. mit bedeutend geringerem Verkehre.)			
Total . . .	3307	8,051 Tausende	65,6 Tausende Francs.

Auffallend ist die Zunahme des deutschen Verkehrs; 1882 passirten 100 deutsche Schiffe mit 0,177 Mill. Tonnen
1881 nur 45 „ „ „ 0,060 „ „

Deutschland nimmt jetzt die vierte Stelle ein, während es in der Zeit vom 1. Januar 1870 bis 31. December 1883 erst an sechster Stelle kommt. Für diesen Zeitabschnitt sind zu verzeichnen:

Englische Schiffe	18093,	welche 344,9	Mill. Frcs.	bezahlten
Französische „	1482	„ 34,4	„ „	„
Holländische „	792	„ 17,9	„ „	„
Oesterreichische „	780	„ 11,7	„ „	„
Italienische „	725	„ 11,1	„ „	„
Deutsche „	538	„ 7,1	„ „	„
Spanische „	338	„ 7,3	„ „	„

— Im „Bulletin" der k. belgischen Geographischen Gesellschaft (1884, Nr. 2) ist ein Vortrag Mauricio Buonfanti's (s. oben S. 95) über seine leider unglücklich abgelaufene Reise quer durch Nordafrika abgedruckt, welchem eine Skizze des mittleren Niger zwischen Say und Timbuktu (13° bis 18° nördl. Br.) beigegeben ist. Es ist dies das einzige Stück aller seiner Aufzeichnungen, welches der Reisende aus dem Ueberfalle durch die Maritu am 23. December 1882 — dieselben sitzen etwa unter 10° nördl. Br. im Norden von Aschanti — gerettet hat; der dargestellte Theil des Nigerlaufes ist uns bereits durch Heinrich Barth bekannt, von dessen Leistungen übrigens Buonfanti mit der höchsten Achtung spricht. Die Uebereinstimmung zwischen den Aufnahmen beider ist nur sehr gering. Sehr zu bedauern ist, daß gerade dieses schon bekannte Stück der Reiseroute gerettet wurde und nicht ein anderes, etwa der fast ganz durch unbekanntes Gebiet führende Marsch von Timbuktu nach Lagos an der Sklavenküste oder die Reise von Kuka nach dem nördlichen Adamaua. Auf letzterer hat er den Berg Mendif bestiegen, welchen vor ihm nur der Major Denham 1824 zu Gesicht bekommen hatte. Von weitem präsentirt sich derselbe wie ein isolirter Zuckerhut, dem nach Norden andere gleichfalls isolirte, aber weniger ansehnliche Spitzen vorgelagert sind. Beim Näherkommen sieht man aber, daß er trotz seiner Isolirtheit zu der, das Land Wandala durchziehenden Bergkette gehört. Buonfanti hält ihn für einen erloschenen Vulkan; anfangs hatte er geglaubt, daß die im Sonnenscheine weiß erglänzende Spitze des Berges mit Schnee bedeckt sei, fand jedoch, daß die Färbung von dem Miste zahlloser, dort nistender großer Vögel herrühre. Seine absolute Höhe bestimmte er zu 1709 m, die relative zu 1100 m, den Umfang am Fuße zu etwa 20 km. Mitten in diesen Beobachtungen wurde er jedoch von den erregten Eingeborenen verjagt und mußte nun, gleichfalls vergeblich, versuchen, auf einem westlicheren Wege weiter in Adamaua vorzudringen. Heinrich Barth hatte 30 Jahre früher bei den friedlichen Bewohnern des nordwestlichen Adamaua die beste Aufnahme gefunden; aber seit jener Zeit haben sie sich durch innere Kriege sehr zu ihrem Nachtheile verändert; an drei verschiedenen Stellen, wo Buonfanti einzudringen versuchte, wurde er unbarmherzig zurückgewiesen, selbst angegriffen, und mußte schließlich nach Verlust zweier Leute nach Bornu zurückkehren, um von da über Kano und Sokoto an den Niger zu gelangen.

— Am 10. Juni hat eine officielle portugiesische Expedition unter Major Henriques de Carvalho Loanda verlassen und will über Dondo und Malange zum Muata Jamvo sich begeben, um demselben ansehnliche Geschenke des Königs von Portugal zu überbringen und vielleicht sein Reich dem Handel zu eröffnen. Sodann will sie quer durch den Kontinent Mozambique zu erreichen suchen.

— Nach mehrmonatlicher Pause erhalten wir neuere Nachrichten von de Brazza, welche keineswegs ungünstig lauten; sie finden sich in dem Sitzungsberichte der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 18. Juli d. J. Danach hat Brazza die Zeit etwa vom Oktober 1883 bis Mitte Februar 1884 angewendet, um den ca. 140 km langen Verbindungs-

weg zwischen seiner Station Franceville (am oberen Ogowe) und dem Posten an dem Alima (Zufluß des Kongo) herzurichten. Am 15. Februar verließ er letzteren Posten, fuhr den Alima langsam hinab, denselben erforschend, ohne daß ihm die früher feindlich gesinnten Apfuru Hindernisse in den Weg legten. Von der Mündung des Alima fuhr er den Kongo hinab bis Nganschuno, dem Hafen seines Verbündeten Makoko, und besuchte letzteren, der abseits vom Strome auf dem Hochlande wohnt. Er hielt sich bei demselben vom 30. März an etwa drei Wochen lang auf, begab sich dann nach der seit Jahresfrist verlassenen Station Brazzaville (am Stanley Pool) und richtete dieselbe wieder ein. Der Gesundheitszustand seiner Leute und die Beziehungen zu den Eingeborenen werden als vortreffliche geschildert; besonders günstig soll die Lage der schon aus 50 Hütten bestehenden Station am Kap Lopez (im Delta des Ogowe) sein. Daß die französischen Kammern neuerdings ansehnliche Geldmittel für dieses Unternehmen bewilligt haben, ist bekannt.

— Aus einem Vortrage des Kapitäns Brandon Kirby vor der Royal Geogr. Society (23. Juni 1884) geht hervor, daß das Aschanti-Reich in den letzten Jahren an Umfang und Macht sehr bedeutend zurückgegangen ist. 1881 noch hatte der König das Kriegszeichen der goldenen Axt mit einer sehr kriegerischen Botschaft an den englischen Gouverneur des Küstenstrichs gesandt; zwei Jahre später bat er denselben, einen Bürgerkrieg im Lande unterdrücken zu helfen, was derselbe auch auf gütlichem Wege that, und während früher der Wille des Aschantikönigs Gesetz war in dem ganzen Gebiete zwischen 6° und 8° nördl. Br. und von 3° westl. L. Gr. bis über den Voltafluß hinaus, gilt er jetzt nur noch in einem Umkreise von 50 bis 60 engl. Meilen um die Hauptstadt Kumassi. Auch letztere hat in dem Bürgerkriege sehr gelitten, fängt aber an, sich wieder zu heben. Den dortigen gräuelvollen Menschenopfern hat der neue König Quaco Duah ein Ende gemacht; zum Beweise dessen führt Kirby an, daß er bei seinem letzten Besuche der Hauptstadt dort keine Aasvögel mehr sah, während sie früher in Masse sich herumtrieben. Ein neuer Handelszweig, der sich jetzt in Aschanti entwickelt, ist der Handel mit Kautschuk, der in Fülle vorhanden ist; es beschäftigen sich damit ausschließlich Eingeborene aus den englischen Schutzstaaten, die zwischen Aschanti und der Küste liegen. — Auf seiner Reise durch das Land drang Kirby 80 engl. Meilen nordnordöstlich von Kumassi bis Kuntampoh vor, einer Stadt von 15 000 ständigen Bewohnern und einer fluktuirenden Bevölkerung von ca. 25 000 Kaufleuten, einst der Hauptmarkt für Elfenbein in diesem Theile Afrikas. Dort traf der Reisende Karawanen aus Timbuktu und Mandingos aus dem Hinterlande von Sierra Leona, welche europäische Waaren (Baumwollenzeuge, Messer und Zwirn) mit sich führten. Wie viel leichter und billiger wäre es, dieselben von der fünf- oder sechsmal näheren Guineaküste zu beziehen! Eine Gelegenheit zu Geschäften, die sich der englische Handel nicht entgehen lassen wird.

Australien.

— Die Australian Frozen Meat Export Company in Melbourne hat in den letzten sechs Monaten auf 10 Schiffen die gefrorenen Fleischkörper von 31 602 Schafen nach London exportirt. Dieselben haben, mit Ausnahme derer auf einem Schiffe, in bester Beschaffenheit ihren Bestimmungsort erreicht. Der Preis stellte sich in London auf 42 bis 50 Pfennig das Pfund. Ein Kargo von 1816 Schafkörpern aus Sydney kam in unverkäuflichem Zustande an. Wegzuleugnen ist nicht, daß solches Fleisch an Süßigkeit und Saftigkeit verloren hat und daß das schwarze Aussehen desselben auch wenig einladend ist. — In London haben jetzt zwei Gesellschaften, die Central Markets Cold Air Stores Limited und die West India Docks Company, große Gewölbe eingerichtet, welche resp. 30 000 und 25 000 gefrorene Fleischkörper aus Australien bergen können.

— Der Arbeitermarkt ist in allen australischen Kolonien überfüllt. Die Zahl derer, welche Arbeit und Verdienst vergeblich suchen, ist groß, und die Regierungen sind gezwungen, wenigstens für einen Theil dieser unbeschäftigten Leute öffentliche Arbeiten gegen billige Löhne ausführen zu lassen. Um so mehr muß man sich wundern, daß die Parlamente immer von neuem bedeutende Summen für freie und unterstützte Einwanderung aus Europa alljährlich bewilligen. Neu-Süd-Wales verausgabte dafür im Jahre 1883 die Summe von 75 000 Pfd. St. Ein gleicher Betrag war auch wieder für das laufende Jahr bestimmt, indeß hat die Regierung denselben bei der gerade in dieser Kolonie herrschenden großen Noth in der arbeitenden Klasse jetzt auf 40 000 Pfd. St. vermindert. Süd-Australien verwendete im letzten Jahre 45 000 Pfd. St. auf Einwanderung aus Europa und hat, trotz seiner derangirten Finanzen, auch für dieses Jahr wenigstens 8000 Pfd. St. dazu bestimmt. Queensland — es klingt kaum glaublich — importirte im Jahre 1883 theils frei, theils assistirt, 24 421 Personen aus Europa mit einem Kostenaufwande von 269 210 Pfd. St. Von 1861 bis Ende 1883 betrug die Zahl der so in diese Kolonie Eingewanderten 122 727. Nur Victoria sieht von einer freien und assistirten Einwanderung gänzlich ab. Diese Kolonie bietet unbestritten Einwanderern die verhältnißmäßig besten Aussichten, und darum fällt ihr immer sehr bald ein nicht unbedeutendes Kontingent der auf Staatskosten importirten Einwanderer aus den anderen Kolonien zu.

— Wie ein Finanzbericht aus Adelaide besagt, fängt die hohe Schuld, welche Süd-Australien auf sich geladen hat, an ernstlich zu beunruhigen. Mit Einschluß der im Februar dieses Jahres vom Parlamente bewilligten neuen Anleihe von 1 651 300 Pfd. St. beläuft sich dieselbe bereits auf 15 500 000 Pfd. St. oder 50 Pfd. St. pro Kopf der Bevölkerung. So kann es mit den Anleihen nicht fortgehen. Die Jahresrevenue deckt nicht die Ausgaben, und nach Aussage des Finanzministers dürfte das mit Juni abschließende Finanzjahr wieder ein Defizit von 300 000 Pfd. St. aufweisen. Die Eisenbahnen, auf welche die Anleihen zum großen Theile verwendet wurden (es sind jetzt 1646 km im Betriebe, 309 km im Bau und der Bau von weiteren 528 km ist vom Parlamente genehmigt), verzinsen bei weitem nicht das Anlagekapital, ja die Einnahmen decken zum Theil nicht einmal die Betriebskosten. Der Bau einer transkontinentalen Eisenbahn, womit der Anfang im Süden und Norden gemacht ist, wird kolossale Summen verschlingen, ohne daß an eine Rentirung zu denken ist. Das nunmehr aufgelöste Parlament hat die Abhaltung einer internationalen Industrieausstellung in Adelaide im Jahre 1886 beschlossen, wenn anders das neu gewählte Parlament den Beschluß nicht redressiren wird. Dadurch würden dem Staate Kosten in der Höhe von wenigstens 150 000 Pfd. St. zufallen, welche durch Anleihe gedeckt werden sollen. Eine Kolonie mit erst 311 100 Seelen, einschließlich der 6346 Eingeborenen, ist zu einer Weltindustrieausstellung nicht berechtigt, und dieselbe wird auch schwerlich auswärts die nöthige Unterstützung finden. Die Einwanderung in Südaustralien scheint in diesem Jahre mit der Auswanderung auch nicht gleichen Schritt zu halten.

— Der australische Reisende Mr. Ernest Favenc hatte, wie wir schon berichteten, im Auftrage der südaustralischen Regierung um Mitte vorigen Jahres das durch den Mc Arthur (mündet in 15° 46′ südl. Br. und 136° 44′ östl. L. von Gr. in den Golf of Carpentaria) entwässerte und bis dahin unbekannte Gebiet erforscht. Er entdeckte am oberen Laufe desselben ein gut bewässertes und grasreiches Areal im Umfange von angeblich 60 000 englischen oder 2822 deutschen Quadratmeilen, zu Schafweiden bestens geeignet. Den Fluß hält er für schiffbar. Die Regierung schickte in Folge dessen von Port Darwin aus den Dampfer „Palmerston" mit einem Feldmesserpersonal nach dem Mc Arthur, um, falls sich die

Schiffbarkeit desselben bestätigen sollte, an der Mündung eine Stadt anzulegen und dann das fruchtbare Inland zu vermessen. Der Dampfer kehrte Ende Juni dieses Jahres nach Port Darwin zurück mit der Nachricht, daß der Mc Arthur sich nur mit kleinen Booten eine Strecke lang befahren lasse und daß an der dortigen Meeresküste, welche in der Länge von 70 englischen Meilen oder 113 km erforscht ward, kein einziger schiffbarer Fluß münde. Man hatte in der Kolonie Südaustralien große Hoffnungen auf die Entdeckung des Mr. Favene gesetzt und ging mit dem Plane um, am Mc Arthur eine neue Ansiedelung zu gründen.

— Man hat in Südaustralien auf dem großen wüsten und wasserlosen Gebiete, welches den Lake Eyre, in 28° 30' südl. Br. und 137° 18' östl. L. von Gr., umgiebt und sich nordöstlich nach der Grenze von Queensland und darüber hinaus erstreckt, eine sehr wichtige Entdeckung gemacht. Das Gebiet gehört der Kreideformation an, und sein Umfang mag ungefähr 126 000 englische Quadratmeilen oder 326 214 qkm betragen. Es existiren dort viele aus Tuff gebildete kegelförmige Erdhügel (mounds) von 3 bis 30 m Höhe, aus welchen Wasser mit mehr oder weniger salzigem Geschmacke und darum für Menschen und Vieh ungenießbar, fließt. Dies veranlaßte die südaustralische Regierung schon im Jahre 1881 an einer Stelle, welche Tarkannina heißt und in 29° 10' südl. Br. und 138° 9' östl. L. von Gr. liegt, Bohrversuche anstellen zu lassen. In einer Tiefe von 350½ m stieß man auf kreidigen Thon und bei 372 m kam man endlich am 14. April 1884 auf ein Bassin guten Wassers, welches sofort durch das Bohrloch 6 m über die Oberfläche hinausstieg. Die Quellen dieses unterirdischen artesischen Wasserbeckens werden ohne Zweifel an der südlichen Wasserscheide der Gebirge im Northern Territory und in Queensland liegen. Da die geologische Formation auf dem vorbezeichneten Gebiete durchweg dieselbe ist, so läßt sich wohl annehmen, daß dies artesische Wasser überall, wenn auch in verschiedenen Tiefen, anzutreffen sein wird. Ja, die Squatter Hogarth und Warren ließen ebenfalls im September 1881 bei Ablalawalla, 46 km nordwestlich von Strangways Springs in 29° 12' südl. Br. und 136° 30' östl. L. von Gr., eine 101,6 mm weite Bohrung ausführen und trafen, nachdem das Wasser ursprünglich sehr salzig gewesen, durch dieselbe Formation wie bei Tarkannina, schon bei einer Tiefe von 46 m auf gutes Wasser. Dasselbe steht im Bohrloche — Ablalawalla ist höher gelegen — 0,76 m unter der Erdoberfläche und man gewinnt daraus täglich unausgesetzt 36 350 Liter Wasser, um das Vieh zu tränken. Diese Entdeckung ist von der größten Wichtigkeit, nicht sowohl für das Gebiet, welches auf seiner dürren Oberfläche wohl nie besondere Viehweiden liefern wird, als vielmehr dadurch, daß die Anlegung einer Reihe artesischer Brunnen dazu dienen wird, das Fettvieh aus dem centralen Australien (Mac Donnell Ranges u. s. w.) über diese ausgedehnte wasserlose Wüste hinweg nach den angesiedelten südlichen Distrikten zu treiben und an den Markt von Adelaide zu bringen, wie überhaupt einen Transport möglich zu machen resp. zu erleichtern.

— Der schon bekannte Reisende J. V. Mulligan in Queensland hat die Leitung einer Expedition zur näheren Erforschung der Mc Kinlay Ranges (in 21° 30' südl. Br. und 141° 1' östl. L. von Gr.) übernommen. Von den Kosten der Expedition bestreitet die Regierung von Queensland zwei Drittel, das andere Drittel Privatpersonen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der Naturforscher H. O. Forbes trifft Vorbereitungen für eine Reise nach dem südöstlichen Neu-Guinea, um womöglich bis zur Owen Stanley-Kette vorzudringen und deren Geographie, Fauna und Flora zu untersuchen. Bekanntlich ist Forbes schon einige Jahre im Malaiischen Archipel thätig gewesen, und wenn jemand für die schwere Aufgabe in Neu-Guinea vorbereitet ist, ist er es. Die Kosten der Expedition werden auf 20- bis 30 000 Mark geschätzt, welche, wie man hofft, gelehrte Gesellschaften und Privatpersonen aufbringen werden. Der Vorstand der Royal Geogr. Society hat 5000 Mark zugesagt.

— Ueber Neu-Guinea gehen folgende Nachrichten ein. Eine Reisegesellschaft aus Queensland, welche die Flüsse Laloki, nordnordöstlich von Port Moresby, und Kemp Welsh, welcher in 10° südl. Br. und 147° 45' östl. L. von Gr. in Hood Lagoon mündet, sowie deren Nebenflüsse auf ihren Metallreichthum erforscht hatte, kehrte Ende April 1884 nach Australien zurück, ohne irgend welche werthvolle Metalle entdeckt zu haben. — Auf der Halbinsel Hula, westlich von Hood Lagoon und in 10° 6' südl. Br. und 147° 43' östl. L. von Gr., wird eine Trepang-Fischerei mit bestem Erfolge betrieben. — Der bekannte Neu-Guineareisende Mr. Goldie hat von den Eingeborenen eine schöne Weidefläche von ziemlichem Umfange gepachtet, welche mit Rindvieh, wovon eine Sendung aus Cooktown in Queensland erwartet wird, besagt werden soll. Man verspricht sich von diesem Unternehmen den besten Erfolg; es fragt sich nur, wo ein Markt für Absatz gefunden werden soll.

— England hat nun doch endlich einen Theil von Neu-Guinea sich angeeignet, nämlich die östliche Hälfte der Südküste, soweit diese nicht von den Niederlanden beansprucht wird. Die Form der Annexion, welche die englische Regierung gewählt hat, ist das Protektorat, ausgeübt durch einen Oberkommissar, welcher unabhängig ist von dem Gouverneur der Fidschi-Inseln.

— Das einheimische Geld in Neubritannien besteht aus kleinen Kaurimuscheln, die auf zerspaltenes Rohr aufgereiht werden; das wird auf Duke-of-York „Diwarra" genannt. Es wird nach Längen gemessen. Die erste Länge reicht bei ausgebreiteten Armen über die Brust weg von Hand zu Hand; die zweite vom Mittelpunkte der Brust bis zur Hand des ausgestreckten Armes; die dritte von der Schulter den Arm entlang bis zur Spitze der Finger; die vierte bis eben dahin vom Ellbogen an; die fünfte vom Handgelenke an bis zur Fingerspitze; die sechste ist gleich einer Fingerlänge. Fische werden gewöhnlich nach ihrer Diwarra-Länge gekauft, außer wenn sie zu klein sind. Ein großes Schwein kostet etwa 30 bis 40 Längen ersten Maßes, ein kleines 10. Das Diwarra wird zur Bequemlichkeit in Gewinde von 100 Faden oder „ersten Längen" zusammengelegt. Bisweilen werden gegen 600 Faden zusammengewunden, aber nicht oft, da eine solche Menge zu massig ist, wenn im Falle eines feindlichen Einbruches oder Krieges die Weiber sie rasch fortbringen und verstecken müssen. Diese Diwarragewinde werden sehr nett mit Flechtwerk bedeckt, welches den Sitzen unserer Rohrstühle ähnelt. Fragt man, woher die Muscheln kamen, so sagen die Eingeborenen, sie wüßten es nicht; aber mehrere der Häuptlinge wissen es, und zwar kommen sie von Nukani, einem Orte in beträchtlicher Entfernung an der Nordwestküste. Die Muscheln werden in die Erde gegraben, damit sie bleichen; danach schlägt man mit einem Steine in ihre Spitze ein kleines Loch; alsdann reiht man sie auf die Rohrstreifen, was wahrscheinlich nur von den Häuptlingen besorgt wird.

Nordamerika.

— Ein sehr amüsantes und kulturgeschichtlich nicht unwichtiges Buch ist die „Humoristische Reise durch Texas". Von Alex E. Sweet und J. Armey Knox (Deutsch von Dr. R. Teuscher. Jena, H. Costenoble 1884. Preis 10 Mark). Wer durch die witzige und ironische Einkleidung hindurch den wahren Sachverhalt zu verstehen vermag, wird auch vielfache Belehrung finden, wenn auch nicht über speciell geographische und ethnographische Dinge, so doch über Ackerbau- und Handelsverhältnisse, über die verkehrte Indianerpolitik der Vereinigten Staaten, über die lotterigen Zustände in Mexiko u. s. w. Wir danken den Verfassern

ein paar herzlich vergnügte Stunden; wir dürfen ihnen auch für das Lob der deutschen Kolonisten in Texas danken, das in amerikanischem Munde um so besser klingt. Man höre folgenden Abschnitt (S. 307). „Wo wir auch in Texas an einer Farm vorbei kamen, waren wir nie im Zweifel, ob der Eigenthümer ein Deutscher sei oder nicht. Wenn wir eine Farm antrafen mit guten Zäunen, Thoren, die nicht am Boden herschleiften, ungewöhnliche Ackerwerkzeuge unter einem Dache, einem Brunnen im Hofe, Obstbäumen und Gemüsebeeten hinter dem Hause, Heuhaufen für Winterfutter, und Fensterläden, welche jedenfalls durch Lokalkünstler in strahlenden Farben bemalt waren — einstimmiger Ausspruch: „Deutsche“. Wenn wir sahen, daß die Thore auf dem Boden beim Oeffnen tiefe Kreislinien einrissen, oder die Oeffnung statt des Thores mit Gebüsch verstopft war, wenn der Eigenthümer auf der Veranda schlafend lag, den Kopf auf einem Sattel, von fünf Hunden umgeben, oder wenn er durch Spalten zwischen den Balken, aus denen das Haus erbaut war, aus und ein ging, wenn wir sein Reitpferd, angepflöckt und mit wundem Rücken an der Straße grasen sahen, wenn wir im Hofe einen Wagen bemerkten, der in der Sonnenhitze Risse bekam und ein Wasserfaß auf dem Wagen, zum Beweis, daß die Familie ihr Trinkwasser aus dem Bache holte — Ausspruch ohne Zaudern: „Altteranische Wirthschaft“.“ Oder S. 315: „Es ist schwer, die Deutschen in Westtexas zu sehr zu loben, sie haben das Land zu dem gemacht, was es ist. Sie liefern einen sehr schwachen Beitrag zu den Verbrechen, während sie einen starken Antheil an den Steuern tragen, ganz außer Verhältniß zu ihrer Anzahl. Sie erziehen ihre Kinder auf eigene Kosten, wenn der Staat sich weigert es zu thun. Sie achten die Rechte anderer, und Rohheit und Gewaltthätigkeit ist in den deutschen Ansiedelungen so gut wie unbekannt.“ — Die Uebersetzung liest sich sehr gut.

Südamerika.

— Allen Schwierigkeiten und scheinbar unüberwindlichen Hindernissen zum Trotz schreiten die Arbeiten an dem Panama-Kanal rüstig vorwärts. Von dem Umfange des großen Unternehmens, das durch die neue Suezkanalfrage einstweilen in den Hintergrund des allgemeinen Interesses gedrängt worden ist, geben die nachstehenden, dem „Panama Star and Herald“ vom 1. Mai entnommenen Daten ein anschauliches Bild. „Bis jetzt“, schreibt das genannte Blatt, „haben die Dampfer der Royal Mail Steam Packet Company einige 80 000 Tonnen Fracht für die Kanalgesellschaft nach dem Isthmus befördert und überdies noch 12 000 Arbeiter von Jamaika noch Colon überführt, die hier bei der Entwässerung der großen Sumpfstrecken beschäftigt werden. Diese Zahlen mögen wohl etwas hoch gegriffen erscheinen, sie sind aber durchaus richtig. Die Transportschiffe der nämlichen Dampfergesellschaft sind auch schon zu verschiedenen Malen gechartert worden, um volle Ladungen an Maschinen und Vorräthen vom Kontinente nach dem Isthmus zu bringen. Beträchtlich ist namentlich die Verschiffung englischer Maschinen für Zwecke des Kanalbaues gewesen. Verläßlichen Angaben zufolge beschäftigt Lesseps' große Gesellschaft augenblicklich etwa 13 000 Arbeiter[1]), der Mehrzahl nach von Jamaika und Haiti. Unter den Pflanzern von Jamaika, die sich nur mit größten Schwierigkeiten noch die nöthigen Arbeitskräfte zu verschaffen im Stande sind, herrscht deshalb eine sehr begreifliche Mißstimmung. Der bei ihnen üblich gewesene Tagelohn von 1 Schilling und 1 Schilling 6 Pence (1,25 und 1,75 Mark) erscheint wie ein Nichts neben der Summe von 1 Dollar 25 Cents oder 1 Dollar 50 Cents (5,40 und 6,60 Mark), welche die Kanalbau-Unternehmer ihren Leuten pro Tag zahlen. Unter der besseren Klasse der jamaikanischen Arbeiter giebt es viele, die ihr Geld in die Heimath senden, um es dort in kleinem Grundbesitze anzulegen.

— Die argentinische Regierung hat eine Expedition unter Oberst Lasserre nach dem Süden ihres Gebietes geschickt, um günstige Punkte zur Anlegung von Häfen und Ortschaften zu ermitteln, sowie einen Punkt auf dem Feuerlande für eine Strafkolonie und einen auf der Staten-Insel zur Erbauung eines Leuchtthurmes auszusuchen.

Polargebiete.

— Sibiriakow hat auch in diesem Jahre den Versuch gemacht, in das Karische Meer einzudringen und die Jeniseimündung zu erreichen. Die zu dieser Expedition bestimmten Dampfer „Nordenskiöld“ und „Ob“ sind Ende Juni abgefahren und in das Karische Meer vorgedrungen; jedoch hat der „Nordenskiöld“ einen Achsenbruch erlitten, der ihn nöthigte, unter Assistenz des „Ob“ einen Nothhafen aufzusuchen.

Vermischtes.

— Weiteres über die Steinkocherei. — Aus derselben Quelle, aus der die Notiz in Bd. 46, S. 16 stammt, geht uns noch weiteres Material zu dem behandelten Brauche zu. „Wenn man in hiesiger Gegend (Freiheit in Böhmen),“ schreibt Herr Bauer, „Gicht oder Rheuma durch Schwitzbäder zu vertreiben beabsichtigt, so pflegt man das nur mäßig vorgewärmte Wasser der Badewanne, in der der Kranke auf einem Schemel sitzend Platz genommen hat, durch erhitzte Kieselsteine auf eine höhere Temperatur zu bringen. Die Anwendung der erhitzten Steine erweist sich in diesem Falle zweckmäßiger als das Nachfüllen von heißem Wasser, weil jene ihre Wärme nur allmählich abgeben und so das Bad längere Zeit auf gleicher Temperatur halten.“ Schließlich weist Herr Bauer noch auf den zum Vergleich heranziehbaren Gebrauch der Gastwirthe hin, ihren Gästen allzu kaltes Bier durch einen hineingehaltenen glühenden Stahl rasch bis auf die nöthige Temperatur zu erwärmen, ohne daß allzu viel Kohlensäure verloren geht.

— O. Hübner's allbekannte „Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde“ (W. Rommel, Frankfurt a. M.) sind unlängst, vollständig umgearbeitet und bedeutend erweitert, von Professor Dr. von Juraschek in 33. Auflage erschienen, und zwar in Tafelformat (50 Pf.), sowie in Buchform (1 M.).

[1]) Lesseps selbst bezifferte am 4. Juli d. J. ihre Zahl auf ca. 16 000.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

II.

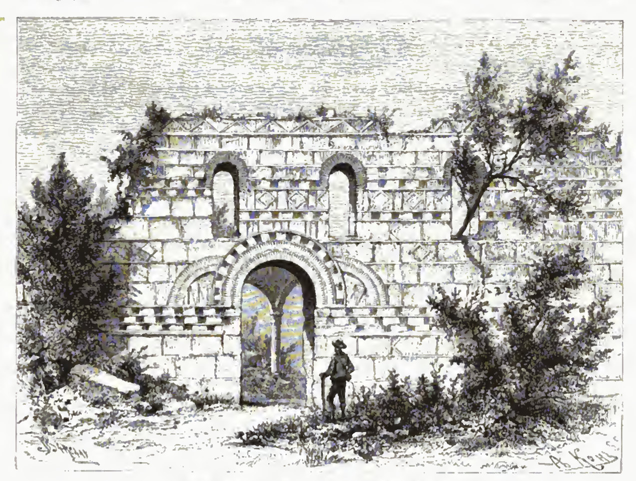
Von Andravida aus gelangte Belle in $2^1/_2$ Stunden in östlicher Richtung durch eine ziemlich gut, namentlich mit Reben angebaute Ebene nach der Stätte des antiken Elis. Diese Gegend bringt übrigens einen der besten Weine Griechenlands hervor. Jeder Weinbauer hat auf seinem Felde einen viereckigen, gut cementirten, oben offenen Behälter, in welchem die Trauben ausgetreten werden und aus welchem der Most in ein tiefer befindliches Becken läuft. Aus diesem wird er in Schläuchen nach dem Dorfe geschafft und dort in riesige, bis zum Halse eingegrabene Krüge aus gebranntem Thon gegossen, um dort den Gährungsproceß durchzumachen. Damit er sich bei dieser rohen Behandlung wenigstens einige Monate lang hält, fügt man Harz hinzu, was ihm den bekannten abscheulichen Geschmack verleiht. Die Weinlese giebt, wie anderwärts, zu Festen und Lustbarkeiten Anlaß: das Austreten geschieht beim Klange von Mandolinen und Geigen, und Abends beim Fackelschein treten Männer und Frauen, unbekümmert um die vorangegangenen Mühen des Tages, zum Reigentanze an. Noch vor drei oder vier Jahrzehnten hielten die Winzer Umzüge durch das Dorf, Weinranken um das Haupt geschlungen und in der Hand rebenbekränzte Stöcke tragend, die in einen Pinienapfel ausliefen; diese wahrhaftigen Thyrsosstäbe schwangen sie tanzend und springend, wie antike Bacchanten. Heute aber sind diese unbewußten Reminiscenzen aus dem Alterthume in Vergessenheit gerathen. Viele Besitzer haben, durch die in Aussicht stehende größere Einnahme verlockt, italienische Winzer und verbesserte Keltern kommen lassen und haben Keller gebaut, wo in langen Reihen Tonnen lagern, wie irgendwo am Rhein oder im Bordelais. Die Weine sind besser geworden, aber der malerische Reiz ist verschwunden; letzteres beklagt wohl ein oder der andere Reisende, aber wie viel Trinker freuen sich über ersteres! Der natürliche Wein von Elis ist stark, alkoholreich und berauschend, sehr ähnlich den Weinen des Hérault in Frankreich; außerdem aber werden besonders in Patras allerhand Weinsorten fabricirt, wie Bordeaux, Madeira, Malaga und selbst Champagner.

Je näher Belle seinem Ziele kam, um so mehr hob sich der Boden und wurde welliger. Auf den dort zerstreuten Weilern wird viel Seidenzucht getrieben; die Seide von Elis ist die weichste in ganz Morea, enthält am wenigsten Gummi und ist doch die dauerhafteste, weshalb sie viel nach Italien ausgeführt wird. Ebenso vorzüglich sind die Früchte der dortigen Oelbäume; nicht das Gleiche aber läßt sich vom Oele sagen, welches in Folge schlechter Bereitung und Aufbewahrung den bei den Landeseingeborenen beliebten ranzigen Geschmack annimmt.

Nachdem noch der Fluß von Gastuni, der antike Peneios, durchfuhrtet war, erreichte Belle das Dorf **Paläopolis**, das auf der Stelle von Elis erbaut ist, derjenigen Stadt des alten Hellas, die nächst Athen und Korinth wegen der Menge ihrer Bauwerke und Bildsäulen am berühmtesten war. Aber in den Haufen von Hau- und Ziegelsteinen, welche über mehr als 2 qkm verstreut sind und meist zwischen den Weinpflanzungen verschwinden, läßt sich heutigentages

weder Gestalt, noch Größe, noch Bestimmung eines einzigen Gebändes mehr erkennen. Auch auf dem steilen, 152 m hohen Hügel, welcher einst die Akropolis trug, sind nur noch Mauerreste einer mittelalterlichen Burg erhalten, die bei den Franken Beauvoir, bei den Venetianern Belvedere und bei den Griechen Kaloskopi (d. h. schöne Aussicht) hieß. Auch auf dem Bergzuge nordöstlich von Elis, welcher die Orte Santameri und Portäs trägt, haben sich Ruinen eines festen Schlosses erhalten, das Sire Nicolas de Saint-Omer um 1310 erbaute, und auf den Abhängen des Berges und in der Ebene darunter giebt es zahlreiche Ruinen byzantinischer und fränkischer Häuser und Kirchen mit Rundbogenfenstern und -thüren, die von Ziegelgesimsen eingefaßt sind, und Ornamenten aus gebranntem Thon und Stein; von Inschriften oder interessanten Basreliefs fand sich jedoch nichts.

Von Elis aus ritt Belle am linken Ufer des Peneios (Gastunitiko) aufwärts und passirte nach zwei Stunden die Ruinen des antiken Pylos, jenseits deren das Flußthal sich verengt und wilder und malerischer wird. Prächtige Tannenwälder bedecken die Berge zu beiden Seiten, in denen Wildschweine in Menge hausen, auf welche niemals Jagd gemacht wird. Mühsam steigt man einen steilen Abhang hinauf und befindet sich plötzlich auf einer weiten Hochebene, an deren südlichem Ende das 12 km von Olympia entfernte Dorf Lala liegt. Ueberall ist dort der Boden mit großen



Kirchenruine bei Elis. (Nach einer Skizze Belle's.)

Farnen und hohem weißem Heidekraut bedeckt; ringsum erheben sich fichtenbewachsene Berge, vor allem im Norden das kahle Haupt des Erymanthos. Wegen der reinen, stärkenden, aromatischen Luft gilt das Klima dieser Hochebene für das beste in ganz Morea.

Zur Türkenzeit wohnten in Lala Albanesen, die im Solde der Regierung standen, aber wegen ihrer Wildheit und ihres Unabhängigkeitssinnes sich ihren Herren ebenso furchtbar machten als den Christen und fast vollständig unabhängig waren. Zeitweilig stiegen sie von ihrer Höhe herab und stürzten sich wie Raubvögel, sengend, plündernd, mordend und Sklaven machend, auf die griechischen Dörfer in den benachbarten Thälern oder der elischen Ebene. Während des Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1821 hielten sie alle gegen sie abgesendeten Truppentheile in Schach, bis sie Graf Metaxas mit seinen Freiwilligen von Zante besiegte. Sie wurden darauf in ihrem Dorfe eingeschlossen, aber retteten sich nach Patras, nachdem sie ihre Gefangenen gepfählt und ihre Häuser in Brand gesteckt hatten. Nun ergriff schändlicher Weise die englische Regierung als Herrin von Zante Partei für die Unterdrücker und befahl dem Grafen Metaxas und seinen Gefährten, bei Strafe ewiger Verbannung und der Konfiskation ihrer Güter, in ihre Heimath zurückzukehren. Aber trotz aller Drohungen, Verfolgungen und Beschlagnahmen blieben alle auf dem Kriegsschauplatze.

Lala hat sich aus seinen Ruinen wieder erhoben, ist aber erst ein ärmliches Dorf mit einem höchst dürftigen Chani (Herberge) in Gestalt eines Schuppens; gegen Abend war es dort auf der Hochebene, die im Alterthume den

Namen Pholoe führte, so kühl, daß der Reisende gern an dem Feuer Platz nahm, welches Einheimische angezündet hatten und zu welchem sie ihn freundlich einluden. Der nächste Tagemarsch führte über die Hochebene und im Thale des Erymanthos aufwärts zu dem kleinen Chani von Tripotamo, in dessen Nähe die Ruinen von Psophis liegen, kyklopische Mauern einer Akropolis und Fundamente von Tempeln. In dem Peristyl der Kirche eines benachbarten kleinen Klosters sind außerdem antike Säulen erhalten. Am nächsten Tage war die Wasserscheide zwischen dem Ionischen Meere und dem Meerbusen von Korinth zu überschreiten. Zuerst führte der Pfad im Erymanthosthale aufwärts und am Abhange des Berges Zembi entlang nach Anastasova, einem kleinen, von hundertjährigen Nußbäumen beschatteten Dorfe; weiterhin wird er überaus steinig und abschüssig, ja gefährlich, bis man die Paßhöhe erreicht. Dort oben





Frau aus Lala. (Nach einer Photographie.)



Albanesin aus Morea. (Nach einer Photographie.)

wehte ein eisiger Wind; aber schön und umfassend ist der Ausblick auf die Berge ringsum und auf das ganze Land vom Ufer des Korinthischen Meerbusens an bis zum Thale des Alpheios. Dann senkt sich der Weg durch ein enges, mit krummen und verkrüppelten Eichen bestandenes Thal bis zum Städtchen Kalavryta, wo Reiter und Thiere von dem sechsstündigen Marsche höchst erschöpft anlangten. Kalavryta, Hauptort einer Eparchie mit wenig über tausend Einwohnern, besitzt einige europäisch gebaute Häuser und Gärten mit Maulbeer-, Obst- und selbst Orangenbäumen, die aber bei dem scharfen winterlichen Nordwinde nur eben vegetiren, denn der Ort liegt 700 m hoch und das Thal des Erasinos ist so kalt, daß nicht selten die Verbindungen mit den Nachbarthälern durch Schneefall unterbrochen werden. Die Straßen sind ziemlich belebt, besonders der Bazar, wo man aber kein dem Lande eigenthümliches Produkt findet, ausgenommen vielleicht harte Käse, die dem Parmesan ähnlich sind und wie dieser in der Küche ver-

wendet werden. Schon im Alterthume hatten ja die Käse von Achaia und Sikyon großen Ruf und waren ein wesentlicher Bestandtheil jeder guten Küche.

Auch unter der Bevölkerung von Kalavryta findet man den albanesischen Typus wieder. Ein großer Theil der Albanesen nämlich, welche 1770 im Gefolge der Türken in Morea einfielen, sind im Lande geblieben, sind aber, ausgenommen in den unzugänglichsten Theilen, bald von der stärkeren hellenischen Civilisation in Sprache und Sitte absorbirt oder doch verändert worden. In einzelnen Dörfern wird auch noch Albanesisch gesprochen; in vielen anderen aber, die der Sprache nach griechisch sind, zeigt die Physiognomie der Bewohner, daß sie Nachkommen albanesischer Einwanderer sind. Die Albanesen haben im Allgemeinen einen dicken Körper, runden Kopf, breite Unterhälfte des Gesichts, harte Züge, schlecht gebildete Stirn und Augen, die mehr lebhaft als intelligent dareinschauen. Sie sind fleißig, geduldig und nüchtern, aber habgierig. Durch ihre Auffassungsgabe, die derjenigen der Griechen nachsteht, werden sie in den untersten Gesellschaftsschichten festgehalten, und ihr Fortschritt in der Civilisation ist ein viel langsamerer als bei jenen. Die Frauen sind groß, aber haben eckigere, gröbere Züge als die Griechinnen. An Wochentagen tragen sie nur ein dickes, auf der Brust geschlitztes Wollenhemde und darüber eine lange offene Weste ohne Gürtel; in diesem Anzuge besorgen sie den Haushalt und die Küche und holen Wasser von der Quelle, aber gehen niemals auf den Markt, was allein Sache der Männer ist. Sonntags legen sie ihr bestes Gewand an, dessen Schnitt freilich nicht zierlicher ist, als bei dem Alltagskleide, und das ihren Gestalten etwas Schwerfälliges verleiht. Ueber dem wollenen Hemde tragen sie dann eine lange bunte Tunika und eine sehr einfach geschnittene, aber reich gestickte Weste; ein kurzer grellfarbiger Unterrock bedeckt einen Theil der Tunika. Um Kopf und Hals wird eine Schärpe mit goldenen Franzen gewickelt, und über den Rücken fallen zwei lange Flechten herab, die an den Füßen mit einer dicken rothseidenen Troddel endigen. So angethan hocken



Kirche unweit der Ruinen von Psophis. (Nach einer Skizze Belle's.)

die Frauen während des ganzen Sonntags auf der Hausschwelle, sprechen dabei wenig und lachen noch weniger.

Oestlich über der Stadt Kalavryta erheben sich die Trümmer einer fränkischen Burg, zu welcher ein steiler und schwieriger Pfad in einer Stunde hinaufführt. Nur ein schmaler Felsgrat geleitet zu ihr; sonst ist sie ringsum wegen der jäh abfallenden Felsen unersteiglich. Rings um den Rand des Absturzes ziehen sich in 800 m Länge die ziemlich gut erhaltenen Mauern hin; auch zwei Thürme sind noch theilweise erhalten und überall stößt man auf Spuren von Häusern und Cisternen. Es ist eines der ansehnlichsten Frankenschlösser in ganz Morea und von großer strategischer Wichtigkeit, da es die Pässe des Chelmosgebirges beherrscht; sein Besitzer war einer der großen Barone von Achaia und befugt, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit auszuüben. Als Villehardouin 1208 seine Eroberungen theilte, fiel Kalavryta nebst zwölf anderen Lehen an Raoul de Tournay, von welchem mehrere Nachkommen geschichtlich beglaubigt sind. Wie es scheint, ist diese Familie erloschen und ihre Besitzungen gingen, vielleicht durch Heirath, an die La Trémouille, Herren von Chalandritsa bei Patras, über; auf einem Hügel gegenüber dem Schlosse von Kalavryta liegen Reste einer Befestigung, welche den Namen jener zweiten Familie in der Form Tremola bis heute bewahrt haben. Während des Unabhängigkeitskrieges hatten sich die aufständischen Griechen in diesem Frankenschlosse befestigt und standen von dort aus durch Signale in leichter Verbindung mit den Banden, die auf den unzugänglichen Abhängen des Chelmos hausten. Von hier und von dem nahen Kloster Hagia Lavra ging im März 1821 das Zeichen zum Aufstande gegen die Türken aus; hier organisirten Erzbischof Germanos von Patras, Andreas Zaïmis, Primas von Kalavryta, und Andreas Londos, Primas von Vostitsa, die nationale Vertheidigung und entflammten den durch mehrfache Niederlagen gesunkenen Muth der Griechen. In Kalavryta selbst stand an der Spitze der Türken der Woiwode Arnaut-Oglu, der sich mit 300 Mann den Aufständischen ergeben mußte und von denselben niedergemacht wurde.

Am nächsten Morgen beabsichtigte Belle, im Kloster



Das Kloster Megaspilion. (Nach einer Skizze.)

Megaspilion zu frühstücken und im Weiler Solos zu übernachten, also die Abhänge der nordarkadischen Berge zu überschreiten und zuletzt nach Sikyon und Korinth hinabzusteigen. Da es ziemlich frisch war, ging er zu Fuß voran und ließ die Reit- und Lastthiere nachkommen. Der Weg führt zuerst zwischen Ackerfeldern hin; aber die Landleute, denen er begegnete, und namentlich die Kinder sahen leidend und fiebergeplagt aus. Während des Sommers und Herbstes ist das Thal von Kalavryta ungesund, so daß die wohlhabenderen Einwohner des Ortes alsdann nach dem 4 km entfernten Dorfe Kerpeni übersiedeln, welches wegen seines gesunden Klimas und guten Wassers berühmt ist.

Die Straße folgt dem Flusse abwärts, den sie mehrmals auf steinernen Brücken, eine Seltenheit in Griechenland, überschreitet. Zu beiden Seiten steigen fast kahle, röthlich gefärbte Berge auf und bilden einen Engpaß, an dessen Ende man zur Rechten das Kloster Megaspilion, das größte und angesehenste des ganzen Königreiches, erblickt, das wie ein Schwalbennest in den unteren, höhlenartig gewölbten Theil einer 150 m hohen, senkrecht abstürzenden Felswand hineingeklebt ist. Je weiter man auf dem im Zickzack aufsteigenden Pfade kommt, desto besser unterscheidet man die einzelnen Bestandtheile dieses einzig dastehenden und überaus malerischen Haufwerkes kleiner regellos über dem Thale hängender Baulichkeiten, die zum Theil hell, zum Theil schwarz gefärbt, bald niedrig und lang, bald schmal und hoch sind, unterbrochen von Galerien und Terrassen, die ohne jede Ordnung und Symmetrie bald hier, bald da, wie es der Zufall gefügt hat, hingestellt worden sind. Je höher man steigt, um so höher scheint auch das Kloster emporzuragen und der Abfall ist so steil, daß man aufschauend zuweilen nur die Unterseite der Balkone und vorspringenden Galerien erblickt. Zuletzt gelangt man an eine Biegung des Felsenpfades, die durch eine Thorwölbung mit Brustwehr und 40 Schießscharten geschlossen ist, ein Andenken an jene Zeit, wo das Kloster mehr eine Festung als ein Bethaus war und wiederholt die Angriffe der Türken und Albanesen abzuwehren hatte. Im Kloster ist noch ein Bild erhalten, welches zeigt, wie die Mönche auf Hieb und Stich mit Ibrahim Pascha fechten, der als eine Art Riese dargestellt ist und erschreckt vor seinen wackeren Feinden die Flucht ergreift.



Thal bei Megaspilion. (Nach einer Skizze Belle's.)

Der Igumen oder Abt selbst begrüßte den Reisenden im Empfangssaale und führte ihn durch das Kloster, zunächst in die mit Silber überladene Kirche, welche namentlich ein altes, dem Evangelisten Lukas zugeschriebenes und noch heute hochverehrtes Holzbild der Maria mit dem Kinde enthält; dasselbe soll im 4. Jahrhundert von einer Hirtin Euphrosyne in der Höhle aufgefunden worden sein und die Veranlassung zum Klosterbau gegeben haben. Dann steigt man auf einer in den Felsen gehauenen, schlüpferigen Treppe in eine Grotte hinab, welche lange Reihen von Weinfässern birgt, darunter ein riesiges von mehr als 20 000 Liter Inhalt, Angelika genannt; dort lagert der Wein, den die Mönche von ihren weit ausgedehnten Besitzungen ernten, ein schweres saures Getränk, den der Reisende kosten und, so schlecht er ihm auch mundete, doch für ausgezeichnet erklären mußte.

Die Bibliothek enthält, wie stets in griechischen Klöstern, nur wenige mit Staub und Schimmel bedeckte Bände, einige Evangelienbücher aus dem 11. und 12. Jahrhundert, eine Kopie aus dem 17., Predigten des heiligen Johannes Chrysostomos und Firmane der Hohen Pforte mit eleganten Arabesken und Blumen. Der Igumen wunderte sich sehr über das Interesse, welches Belle für die alten Skripturen bezeigte, raffte sie schließlich im wirren Durcheinander zusammen und warf sie in einen alten Koffer, aus dem eine Wolke von Staub aufwirbelte. Die Mönche von Megaspilion gehören

wie alle übrigen in Griechenland, zum Orden des heiligen Basilios und müssen sich ihrer Ordensregel zufolge dem Landbau widmen, ohne dabei einem streng klösterlichen Leben unterworfen zu sein. Sie lesen weder, noch arbeiten sie, sondern begnügen sich meist damit, die Bauern, welche die Klostergüter bestellen, zu überwachen, und dann und wann in gelangweilter und gleichgiltiger Weise Gebete, die ihr stumpfer Geist nicht einmal zu begreifen sucht, herabzuleiern, Winters in der Sonne zu träumen und Sommers im Schatten ihrer Galerien zu sitzen mit dem Gedanken — wenn sie überhaupt denken — daß ihre Tage sich folgen und sich gleichen und ihnen stets dieselbe Ruhe und dieselbe Zuversicht auf ein sorgen- und entbehrungsloses Leben bringen bis zu dem Tage, wo man sie neben ihre vorausgegangenen und vergessenen Gefährten in den kleinen von Cypressen beschatteten Kirchhof betten wird. Das ganze Kloster ist eben nur eine Vereinigung von ackerbauenden Besitzern, die ihrer Aufgabe kaum nachkommen, die kaum gewahr werden, daß sie leben, auf ihre Umgebung keinen, auch nicht einmal religiösen Einfluß ausüben und dahingehen, ohne eine Spur von ihrem Dasein zu hinterlassen.

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger.**

VI.

Der Kutscher Stevo, der in Erfahrung gebracht hatte, ich werde über die Fruška-gora auf die Südseite reisen und des Tags fünfmal kam, bewog mich durch seine Konsequenz ihn zu dingen, zumal er versprach, mich um fünf Gulden nach Krušedol, von dort nach Grgeteg, dann nach Opovo, nach Irig und nach Ravanica und zurück nach Irig zu fahren. Der Mann hatte also den ganzen Tag bergauf und bergab zu fahren.

Wenn man Karlovic gegen Südost verläßt, führt die Straße eine Weile hart am Donauufer hin. Damals wurden gerade Pfeiler für die Semliner Bahnstrecke eingerammt. Bald biegt der Weg südwärts und steigt ununterbrochen an Weingärten zur Rechten, einen Wall wie eine Brustwehr zu Linken hinan, bis zur Spitze des Gebirges, die man in einer Stunde erreicht. Nach rückwärts blickend übersieht man die Bačka, den Spiegel der majestätischen Donau und die glänzenden Flächen vieler Sümpfe mit langen Waldlinien dazwischen. Ein Heer von Thürmen blinkt in der Nähe und an den Grenzen des Horizonts in der Morgensonne. Leichte Nebel schweben über den Wellen des Stromes und aus den nicht fernen westlichen Gipfeln der Fruška-gora tönt ein einzelner Adlerschrei. Im Süden liegt die sirmische Ebene vor uns, übersäet mit großen Ortschaften, in denen immer mehrere Kirchthürme den Reichthum an Bevölkerung bekunden. Hier streift der Blick über Banštol, Krčedin und Slankamen bis an die Ufer der Save, bis er an den Gebirgen Serbiens mit der pyramidenförmigen Avala und dem weißen Strich davor, Belgrad, hangen bleibt. Schön ist es hier und man begreift es wohl, warum die Römer das Land „deliciae mundi“ nannten. Der Sirmier selbst nennt es „Kitnjasti Sriem“ = das geschmückte, d. h. blühende Sirmien. An die Weingärten stoßen Obst- und Zwetschengärten, alle voll behangen, und folgen auf einander in ununterbrochener Reihe nach Süden abwärts. Ebenso grünen in dem tiefen Thale nach West Rebenanlagen in großer Menge. Zur Zeit der Blüthe muß es eine Wonne sein da herum zu wandeln.

Die Fruška-gora läuft von Vukovar an bis Slankamen am Zusammenflusse der Theiß und der Donau in östlicher Richtung, wird bei Kamenica etwas schmaler, theilt sich aber gleich wieder in mehrere Arme; doch kann man an den breitesten Stellen von einem Fuße des Gebirges zum entgegengesetzten in fünf Stunden gelangen. Nach dem Kloster und der Ruine Vrdnik heißt der Theil zwischen Ilok und Peterwardein „Vrdnička-gora“. Die schönsten Gipfel sind „Crveni Čot“ (1700′) 536 m, „Veliki brieg“ 515 m und „Opovačka šuma“, 464 m. So erreicht der Gebirgszug nur eine mäßige Höhe. Die Formation der Fruška-gora ist auf der Kammhöhe Kalkstein mit Serpentinlagen, bei Karlovci Kreideformation, und zwar Sandstein, außerdem Wetzsteine mit Sandstein. An den Abhängen und Vorhügeln stößt man auf tertiären Leithakalk und Ceritienschichten.

In Vrdnik kommt auf einer Strecke von einigen Meilen Quarzschiefer vor, bei Kuvezdin krystallinischer Kalk. Bei Beočin und Ledinci beobachtet man dunkeln Thonschiefer und grauen Glimmersandstein, in den stellenweise, z. B. bei Vukovar, verschiedenfarbige Mergellagen eingesprengt sind; bei Slankamen findet sich Mergelkalk.

Es kommen aber solche Mischungen vor, daß man manche nur schwer von einander abgrenzen kann. Die am Südabhange beginnende geneigte Ebene ist angeschwemmtes Land und namentlich die Niederungen an der Save gehören vollends in das Gebiet des Alluviums hinein.

Endlich, um nichts unerwähnt zu lassen, findet man im Gebirge Trachyt und bei Irig Steinkohle. Bis jetzt wird dieselbe nicht ausgebeutet, allein die Zeit dürfte nicht fern sein, wo auch hier die Lokomotive mit schwer beladenen Wagen belastet vorübersausen und dem Schoße des Gebirges den dort aufgestapelten Schatz in die Ferne entführen wird, da ja eine Flügelbahn von Mitrovica herüber eine Kleinigkeit ist.

Dafür giebt es am Südfuße des Gebirges eine Anzahl von Kalköfen und Mühlsteinfabriken, die unaufhörlich thätig sind. Der Wald besteht aus Buchen und Eichen und ist die Brutstätte zahlreicher Raubvögel, die ein ergiebiges Jagdterrain sowohl im Norden, als auch im Süden vor sich haben.

Der ganze Zug hat mehrere Einsattelungen und sattelartige Einschnitte, über die auch die Uebergänge von der Süd- auf die Nordseite führen. Einer ist eben der, auf welchem wir uns im Augenblicke befinden. Er läuft von Krušedol herauf nach Karlovci. Der zweite Sattel liegt zwischen Kamenica und Irig, der dritte zwischen Ilok und Čalma; ein unbedeutender zwischen Šarengrad und Molovin.

Die Abhänge sind sehr verschieden. Die Nordseite fällt äußerst steil ab, an vielen Punkten bis an die Donau selbst, und führen, wie schon gesagt, ebenso steile Wege von den Höhen bis ans Wasser hinab. Die Südabhänge hingegen gehen sanft abwärts, verlieren sich zuerst in eine von vielen tiefen thalartigen Rinnsalen durchschnittene, nach Süden geneigte und endlich in der Nähe der Save in die flache Ebene. Letztere ist an vielen Orten leider, seit die von den Römern angelegten zahlreichen Entwässerungskanäle verschüttet und verschwunden sind, wieder versumpft. Im Gebirge selbst findet man eine Menge schluchtartiger tiefer Mulden, die Betten reichlich fließender Bäche, zugleich die einzigen Stellen, wo der Eintritt ins Gebirge ohne Schwierigkeiten möglich ist. Die Wasserscheide geht mit der Kammhöhe von Ost nach West, wo der alte, nun ganz eingegangene Weg sich befindet. Nach Norden fließen aus dem Wellenterrain zwischen Vukovar und Ilok: die Badnjara, Dobra voda, ferner aus dem Höhenzuge der Rakovac, Ledinački potok, Čerevički potok, Borosov, der Lisvar; nach Süden, also in die Save: die Kapela, der Lipovac, Leskovac, Gad, die Provalija und die Rovača; außerdem mehrere ganz kleine.

Die Flora weist so vielerlei Arten auf, daß dies einen Fachmann interessiren dürfte; z. B. kommen von Artemisia, Senecio, Centaurea, Xeranthemum, Lactuca, Syringa, Anchusa, Verbascum und vielen anderen eine ganze Menge von Arten vor. Ein Verbascum heißt speciell slavonicum und das V. pulverulentum wächst um Karlovci herum.

Der Weg theilt sich auf dem Sattel oberhalb Karlovci: nach links über Banstol nach Slankamen, nach rechts hinab nach Krušedol. Letzterer war zwar trocken, doch am Fuße des Berges nicht geheuer, indem sich das Wasser tiefe Rinnen gerissen hatte. Ich ließ meinen Stevo und dessen an solche Abstiege gewöhnten Gaul die Fahrt hinunter allein machen und betrachtete den aus dem Waldesdunkel hervorguckenden Thurm des Klosters Remete, eines der ärmsten Klöster in der Fruška-gora.

Eben wollte ich dem Fuhrwerke nachfolgen, als den Berg aufwärts näher kommend eine helle Mädchenstimme sang:

„Vjetar puše pa se blato suši,
A naš lugar na cigare puši,
Miriši mu para od cigara,
Ta šumaru našem nema para."

Es trocknet der Schlamm, der Wind darüber zieht,
In unsers Forstwarts Mund die Cigarre glüht.
Der Athem schon ihm nach Cigarren riecht,
Du findest, wahrlich, seines Gleichen nicht.

Kaum hatte die Sängerin mich erblickt, so verstummte sie. Als ich sie fragte, warum sie nicht weiter sänge, gab sie an, daß sie sich schäme. Ich bat vergebens, mir die Fortsetzung des Liedes wenigstens herzusagen. Möglich, daß sie, weil ohne Genossinnen, dem Fremden gegenüber ihre Scheu nicht überwinden konnte. Sie gab übrigens an, aus Irig zu sein und habe das Lied in Bešenovo gelernt. Kaum hatte ich aber etwa 200 Schritte weiter gethan, erklang abermals ihr Gesang, den ich jedoch nicht mehr deutlich vernehmen konnte. Das Lied hatte mir gefallen, da es einen Anklang an Verspottung der überhand nehmenden Nachahmung moderner Gebräuche in sich barg. Die Pfeife ist nämlich seit jeher bei Alt und Jung im Volke im Gebrauch, und obzwar sich in neuerer Zeit das leidige Cigarettenrauchen auch beim Landvolke Sirmiens Bahn bricht, so erscheint die Cigarre immer als etwas Nobles, und daher thut in den Augen des an alte Sitte gewohnten Mannes jeder herrisch, dem die Pfeife von Rechtswegen gebührt, der trotzdem aber Cigarren raucht.

Krušedol liegt zwischen den niedrigen Hügeln, die von der Fruška-gora nach Süd sich verlaufen. Das Kloster ist, weil es nahe der Straße liegt, immerfort dem Besuche der Fremden ausgesetzt. Der Umstand kann nicht angenehm sein, da jeder, der da erscheint, a conto der gerühmten Gastfreundschaft der griechischen Klöster, ob er dazu ein Recht hat oder nicht, Ansprüche macht auf Empfang und Bewirthung. Krušedol hat, wie jedes sirmische Kloster, einen Prnjavor, nebstdem aber ein Dorf Krušedol.

Als Stifter des Klosters werden Maxim, ein Erzbischof, und dessen Bruder, der Despot Jovan genannt, Söhne des Despoten Stephan Branković. Seine Gründung datirt von 1496 und es bekam vom Despoten Jovan 16 Ortschaften geschenkt. Die Urkunde liegt im Kloster, ebenso dessen Stifter, dem die Chronik des Klosters nach dem Tode Wunderthaten zuschreibt. Später legte man die Leichen seiner Mutter Angelina, seines Bruders Jovan und des Vaters Stephan zusammen in eine Truhe. Als im Jahre 1716 die Türken Peterwardein belagerten, drangen sie in Krušedol ein, erschlugen die Mönche, die nicht geflüchtet waren, und hieben die Leichen in Stücke, die sie vor das Kloster warfen. Ein Greis sammelte sie und versteckte sie unter dem Kirchendache. Dieses wurde beim Abzuge der Türken von Peterwardein in Brand gesteckt und die Reliquien verbrannten bis auf die Hand der heiligen Angelina, die jetzt noch in einer Kapsel aufbewahrt und verehrt wird.

In der Paperta, der Abtheilung, wo die Frauen dem Gottesdienste beiwohnen, ist die Gruft des heiligen Maxim. In ihr liegen Bischöfe, Erzbischöfe, ein Patriarch und der 1711 zu Eger in Böhmen gefangen gehaltene Despot Georg Branković begraben, nebst dem Obersten des Peterwardeiner Regiments Rašković, der dessen Gebeine hierher schaffen ließ.

Wie Krušedol, so ist auch das reichste aller sirmischen Klöster Grgeteg von einem Mitgliede der Familie Branković gegründet worden, nämlich von dem serbischen Despoten Zmaj (Ognjan) Vuk Branković. Grgeteg war einst der Sitz eines Metropoliten (Erzbischofs), jetzt eines Archimandriten (Abt). Das Kloster hat sehr schöne Zimmer, eine große Bibliothek und ist geschmückt mit den Bildnissen der österreichischen Kaiser. Sein Garten ist schön, die Lage eine prächtige, mitten in Obstpflanzungen, am Ufer eines krystallenen Baches, umgeben von den grünen Wipfeln des Gebirges. Im untern Gange des Klosters sprudelt eine Quelle hervor, ringsum umschließen den Hof hohe Mauern. Von dem Klostergarten aus erkennt man in der Ferne Belgrad.

Grgeteg gehört unter jene Klöster, die 1776 hätten aufgehoben werden sollen. Da jedoch der Erzbischof Vidak in den Augen des Volkes verdächtig erschien, die Aufhebung veranlaßt zu haben, so konnte er sich nicht entschließen, den erhaltenen Befehl auszuführen. Er schritt wiederholt um Wiederherstellung ein, und es gelang ihm schließlich, sie bewilligt zu erhalten.

Kaum hat man den Prnjavor Grgeteg eine Viertelstunde hinter sich, so gelangt man über einen steilen Hügel, dem ein tiefer Hohlweg folgt, in das ganz hübsche Dorf Neradin. Außerhalb des Ortes steigt der Weg wieder an. Von hier sieht man ganz deutlich den großen Marktflecken Ruma und die vielen Alleen, welche die einzelnen Ortschaften verbinden. In einem kleinen halben Stündchen ist man vor Irig. Ich betrat es nicht, sondern bog rechts ab in ein Thal, wandte mich nach Norden und kam an Kalkwänden,

die wie getüncht aussahen, vorbei in einen Hohlweg, fuhr hier und da durch einen Bach und über Gerölle und fand inmitten von Zwetschengärten in einem Winkel unter einem hohen Berge versteckt Opovo. Ein hübscher, intelligent aussehender, junger Kalugjer (Mönch), dem ich begegnete, lud mich ein das Kloster zu betreten. Es sei der Archimandrit Pantelić zwar nicht zu Hause, allein man werde sich freuen mich zu empfangen. Er empfahl sich, nachdem er einen Knaben herbeigerufen, um zur Oekonomie zu eilen. Im Geleite des kleinen Burschen fand ich mich bald zurecht und wurde von einem jungen Manne, Lehrer aus einem Orte, der mir entgegen kam, zum Stellvertreter des Vorstandes geführt. Mit vieler Zuvorkommenheit schüttelte mir der Namjestnik, ein offener Kopf, die Hand und als er hörte, ich sei seit 5 Uhr Morgens unterwegs, habe mich weder in Krušedol noch in Grgeteg länger aufgehalten, als die Besichtigung und einige flüchtige Skizzen es erforderten, rief er fröhlich: „Herr, Sie sind durstig und hungrig, zuerst will ich Sie in den Speisesaal führen."

Die Sofra (Speisesaal) ist groß und gemalt. Eine lange Tafel hat Raum für ein halbes Hundert Gäste und könnte man bequem noch zwei solcher Tafeln aufstellen. Der Namjestnik drang in mich, über Mittag da zu bleiben, und als ich dankte, ließ er einen gewaltigen Humpen Wein holen und einen Schafkäse, wie er an Wohlgeschmack nicht seinesgleichen hat und gewiß auch jedem Käsefreunde besser munden würde als unsere besten Sorten, die in den Handel kommen.

Die Mönche in Opovo bewohnen jeder 3 bis 4 schöne Zimmer, der Archimandrit sogar sechs, jedenfalls ein angenehmer Wohnsitz. Opovo ist deshalb merkwürdig, weil in zwei Zimmern einst Dositej Obradović, ein berühmter Schriftsteller, gewohnt hat. Der Mann bereiste, nachdem er aus Opovo bei Nacht und Nebel davongegangen war, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Griechenland, Albanien, war sogar in Kleinasien, lernte überall die Landessprache und kam schließlich nach einem Zeitraume von 25 Jahren in die Heimath zurück, um dort zur Hebung der Kultur das Seinige beizutragen. Ich will aus seiner langen und interessanten Lebensgeschichte nur hervorheben, daß er nur für seine Glaubensgenossen schrieb, um sie zu belehren. Das Merkwürdigste ist das bei Breitkopf in Leipzig im Jahre 1783 und 1788 mit cyrillischen Lettern Gedruckte. Es enthält die Schicksale des Verfassers, der, selbst ein Mönch, beweist, daß alle Klöster unnütz und nur Unterrichtsanstalten im Lande nöthig seien. Man zeigte mir seine Ćelije (Zimmer) und sprach mit Rührung von ihm. Obradović, als Sohn eines Kürschners 1739 geboren, starb 1811 in Belgrad als Senator, Schuloberaufseher und Erzieher der Kinder des Karagjorgje. Die Bibliothek des Klosters ist nicht geordnet, ein Umstand, der sich in anderen, auch katholischen, wiederholt.

Im Hofe fließt aus einer Česma treffliches Wasser; im Gange hangen ein Brett und eine Metalltafel zum Zusammenrufen der Mönche, wenn es Gebetszeit ist. Gegenwärtig weilen nur drei Mönche in Opovo, der vierte ist in Alt-Opovo, von wo die Brüder herübergesiedelt sind.

Zwar ungern, doch meiner Aufgabe wegen verließ ich das gastliche Dach, da ich wußte, wenn ich blieb, daß mich die Gastfreundschaft daselbst länger fesseln würde, als in meinem Plane lag. Ich wollte noch Ravanica besuchen.

Der Weg dahin führt durch Irig, dann rechter Hand am Dorfe Pavlovac vorbei durch mehrere tiefliegende Einschnitte, bis man nach einer Stunde etwa von Irig aus in der Nähe von Weingärten plötzlich den schönsten Anblick, den man in Sirmien haben kann, vor sich sich entfalten sieht. In lieblichem Thale am Fuße des Vrdnik lehnt sich das Dorf Vrdnik mit der Kirche an die östlichen Abhänge des Gebirges. Unweit davon ragt die Kirche und das Kloster Ravanica mit dem dazu gehörigen Prnjavor aus den grünen Obstgärten, darüber thront, etwas nördlicher, am Kamme des Gebirges die Vrdnička kula, eine Thurmruine mit einer Umfassungsmauer. Letztere ist wild verwachsen. Eine Sage berichtet, der Thurm sei „Turris Severi", doch fand man bei Nachgrabungen, so viel mir bekannt, nichts als Figürchen aus Bronze, etwa kleine Göttergestalten, die an die Römer erinnern.

Ravanica ist merkwürdig, weil hier die noch unverwesten Reliquien des Car Lazar aufbewahrt und verehrt werden. Die Kirche, die schönste aller hier liegenden Klöster, schmücken Gemälde neuerer Zeit und reiche, kunstvolle Holzschnitzereien, die jedoch unter der schweren Vergoldung nur an Eindruck verlieren.

Von Irig ist nicht viel zu berichten; es hat durch Neubauten einen ganz modernen Anstrich und besitzt drei griechische, eine katholische Kirche und 5000 Einwohner, zum Theil Ackerbauer, zum Theil Handwerker und Schafzüchter.

Die Fahrt von Irig über Maradik, Beška und Krčedin führt dem Reisenden den Charakter des Terrains in der Nähe des Südfußes der Fruška-gora so recht vor Augen. In Zeiträumen von einer halben Stunde wird das scheinbar ebene Land von einem jäh abfallenden Einschnitte unterbrochen, an dessen Kante ein Dorf steht. In Maradik und Beška sind die Einwohner meist Ungarn. Wegen Wassermangel behelfen sich die Leute mit Wind- und Roßmühlen. Zum Futter des Rindviehs wird, was ich sonst nirgends in Slavonien fand, ein Futtergras angebaut, das schon aus der Ferne auffällt, das ich aber offen gestanden nicht kenne.

Hinter Beška beginnt ein wellenförmiges Land ohne tiefe Einschnitte und hier heben die letzten Ausläufer der Fruška-gora an, die sich ganz niedrig, wie gelbliche Sandhügel anzusehen, gegen Slankamen nach Osten hinziehen. Auch sie sind, doch nur theilweise, mit Reben bepflanzt, sonst, niedrige Gräser ausgenommen, kahl. An der Straße herrschen Maulbeeralleen vor. Einst war in der kroatischen, namentlich aber in der slavonischen Militärgrenze die Zucht der Seidenraupen und die Seidengewinnung eine der Hauptbeschäftigungen des Landvolkes und besonders in den Stabsorten waren eigene Häuser zum Abhaspeln der Kokons erbaut. Dieser Industriezweig ist jedoch ganz eingegangen. Als Ursache ist jedenfalls die Uebervortheilung beim Ankaufe der Galetten seitens der Spinnereibesitzer und Händler anzunehmen. Und doch ist das Klima des Landes so vorzüglich zur Seidenkultur geeignet und in dem Züchten der Seidenraupe ein so treffliches Mittel gegeben zum theilweisen Hintanhalten des Proletariats, welches in dem durch seinen Natron- und Kaligehalt zur Agrikultur vorzüglich geeigneten Lande seit Aufhebung der Hauskommune und seit Beginn der Theilung der großen Grundkomplexe und selbst der Häuser einzelner Familien allmählich sich bildet. Der Umstand ist zu bedauern, jedoch eine nothwendige Folge des plötzlichen Ueberganges aus einem Extreme in das andere, und nur die Zeit wird das Uebel heilen.

Der Grenzer durfte früher nicht, was dem Hause angehörte, verkaufen. Mit dem Auflassen der Kommune entstand der Drang nach Theilung. Diese nun hätte an und für sich nichts geschadet; allein der früher in jeder Beziehung bevormundete Grenzer hätte hier einer konsequent durchgeführten Beaufsichtigung und eines Hemm-

schuhes bedurft. Man hätte ihm weder Kauf noch Verkauf oder Theilung erlauben sollen ohne vorher gemachte Anmeldung und grundbücherlich und gerichtlich durchgeführte Tausch-, Kauf-, Verkaufs- oder Theilungsprocedur. So aber wurde aus einer Hand in die andere flott getheilt und gekauft, die Grundbücher konnten das Material nicht aufarbeiten, es entstanden Klagen, Fatalitäten im Steuerzahlen ꝛc.; aus vielen großen und schönen Grenzhäusern, die zerlegt wurden, entstanden zwei, drei, ja aus sehr großen sogar vier neue Häuschen und viele Leute machten sich durch Voreiligkeit oder Nachlässigkeit arm. Doch genug hiervon, die Mittel zur Abhilfe werden schon, seitdem man den Fehler eingesehen hat, gesucht und hoffentlich auch gefunden werden.

Verwaltung und Handel in Brunei.

Bekanntlich entwickeln viele der englischen Geschäftsträger und Konsuln im Auslande eine unermüdliche Thätigkeit, um die Länder, in denen sie sich aufhalten, im Vaterlande besser bekannt zu machen, und die von ihnen gesammelten Berichte werden einem größeren Publikum in dankenswerthester Weise, nämlich leicht und schnell, zugänglich gemacht.

So enthält auch der Bericht des Generalkonsuls Leys (Nr. 3831 der „Parliamentary Papers“): „Ueber die Flüsse von Brunei“, viele auf eigener Anschauung beruhende Mittheilungen über das genannte, auf der Nordwestküste von Borneo gelegene Sultanat. Wenn auch die Reise des Herrn Leys speciell den Zweck hatte zu untersuchen, inwiefern eine Ausbreitung des Handels zwischen Labuan und Brunei möglich sein werde, und der Bericht sich demgemäß speciell mit den einschlägigen Verhältnissen befaßt, so liefert derselbe doch auch Mittheilungen über die Zustände in den unabhängigen Malaienstaaten, welche um so mehr in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen, als das von ihm besuchte Gebiet zu den am wenigsten bekannten Gegenden des malaischen Archipels gehört.

Die Erinnerung an die hohe Entwickelung, welche Borneo durch die dem Eindringen der Portugiesen vorhergehende chinesische Kolonisation erreicht hatte, schien auf die Möglichkeit hinzudeuten, diesen Handel wieder zu beleben, und dieser Gedanke erforderte zunächst die Erforschung der Ursachen, weshalb derselbe heute so danieder liegt. Als im April 1883 ein englisches Kriegsschiff nach Labuan kam, erbat sich Herr Leys die Dampfbarkasse und begab sich mit derselben nach Brunei, um von dort mit einem bruneischen Dampfer die Flüsse Padas, Lawas und Limbang zu besuchen und sich mit Land und Leuten bekannt zu machen.

Der an der Südseite des Meerbusens, an welchem Brunei gelegen ist, mündende Limbangfluß ist am weitesten, etwa 130 englische Meilen weit, mit einem Dampfschiff befahrbar; der Padas, welcher in der nördlichen Ecke derselben Bai mündet, ist etwa 100 Meilen weit zugänglich; dagegen ist der Lawas, der sich in der Mitte der Bai in das Meer ergießt, nur etwa 30 Meilen weit schiffbar. Während die flachen Ufer der beiden erstgenannten Flüsse verhältnißmäßig gut bevölkert und angebaut sind, fließt der Lawas in einem tiefen, von vielfach zerrissenen und mit üppiger Tropenvegetation bedeckten Hügeln gebildeten Bette, dessen Ränder nur sparsam bevölkert sind.

Der zuletzt genannte Fluß ist in neuerer Zeit häufig von europäischen Naturforschern besucht worden; dagegen haben in den letzten dreißig Jahren nur vier oder fünf Fremde den Weg zum Padas gefunden, während der Limbang, der für Europäer auch am unzugänglichsten zu sein scheint, nur einmal und zwar durch den Generalkonsul St. John im Jahre 1858 bereist worden ist.

Die Großen des Landes haben das Recht, von den Bewohnern eines gewissen Gebietes Abgaben zu erheben; die Grenze des Besitzes wird durch die Wasserscheide der Flüsse gebildet, und ein solches Besitzthum nennt man „den Fluß N. N.“ Manchmal findet auch eine weitere Theilung statt und es gehört z. B. das rechte oder linke Ufer verschiedenen Besitzern, die ihr Gebiet durch Vererbung oder aber als Apanage für das Bekleiden einer hohen Würde im Staate erhalten haben. Ein eigentliches Besitzrecht auf den Boden haben die Feudalherren nicht, sondern nur, wie schon bemerkt, das Recht der Abgabenerhebung, welches ihnen auch bleibt, wenn die Bewohner sich etwa anderswo niederlassen, was eine eigenthümliche Abweichung von dem in anderen Theilen des Archipels Ueblichen bildet.

Die Häuptlinge, welche durch Erbschaft in den Besitz ihres „Flusses“ getreten sind, können über denselben nicht frei, namentlich nicht ohne Zustimmung des nächsten Erben verfügen. Alles andere Land gehört der Krone und kann ohne Genehmigung des Thronerben und des ersten Ministers nicht veräußert werden; es erbt mit dem Sultanat fort und ein Theil desselben bildet die Apanage der vier höchsten und fünf weiterer, den ersteren untergeordneten Beamten. Außer dem Recht der Abgabenerhebung besitzt der jeweilige Besitzer auch das Recht der niederen Gerichtsbarkeit über solche Vergehen, die mit Geldstrafen, Gefängniß oder Auspeitschen bedroht sind; wenn eine schwerere Strafe zur Anwendung kommen soll, kommen sie in Brunei zur Verhandlung und die Urtheile bedürfen der Genehmigung des Sultans. Es kommt manchmal vor, daß die Großen dem Volke gegenüber ihre Gewalt mißbrauchen; dies geschieht jedoch meistens nur durch Erpressung von Geld, weniger durch Schädigung der Freiheit, der Gesundheit und des Lebens. Sie bedienen sich zur Erreichung ihres Zweckes gewöhnlich hoher Geldstrafen, die sie für verschiedene Vergehen diktiren; ja es soll vorkommen, daß die Häuptlinge sich solcher Leute bedienen, welche ihre Unterthanen — um dies Wort zu gebrauchen — zu allerlei Verbrechen anreizen; wenn die Geldstrafen eine solche Höhe erreicht haben, daß die Unterthanen sie nicht mehr erschwingen können, nimmt der Häuptling ihre Felder in Besitz, um sich bezahlt zu machen.

Die regelmäßigen Einkünfte der Herren bestehen in persönlichen Abgaben und in Ein- und Ausfuhrzöllen. Die ersteren sind ganz verschiedener Art und in den verschiedenen Gebieten durchaus nicht gleichmäßig geregelt. Selten nur wird eine eigentliche Kopfsteuer im Betrage von etwa zwei Dollar pro Kopf verlangt. Eine in ihrer Wirkung ähnliche, jedoch der Form nach verschiedene Besteuerung besteht darin, daß der Herr seinen Unterthanen durch einen Sendboten kleine Geschenke, z. B. einige Ellen Kattun im Werthe von etwa einem Viertel Dollar schickt, ein Ehrengeschenk,

welches durch eine Gegengabe von Landesprodukten im Werthe von durchschnittlich drei Dollar erwidert werden muß. Wenn der Besitzer seinen „Fluß" besucht und wenn er ihn wieder verläßt, um in der Hauptstadt zu leben, werden ihm Abgaben bezahlt; bei freudigen und traurigen Familienereignissen, ja selbst beim Bauen eines neuen Hauses finden die Gebieter eine Gelegenheit, von ihren Unterthanen eine Beisteuer zu fordern, wobei natürlich die Personen, welche mit der Erhebung beauftragt sind, dafür sorgen, daß ein bedeutender Antheil in ihre eigene Tasche fließt. Außer diesen Abgaben, deren Ertrag mehr oder weniger willkürlich gesteigert wird, fällt bei Todesfällen ein großer Theil, bis zur Hälfte des Besitzthums, an den Grundherrn.

Natürlich werden in der Nähe der Hauptstadt viel mehr Abgaben erhoben, viel größere Geldstrafen auferlegt als in größerer Entfernung von derselben; der hohe Betrag, den dieselben durchschnittlich erreichen, erklärt leicht, weshalb der Handel ganz daniederliegt und beinahe gar kein Gewerbfleiß besteht. Die Bevölkerung des Limbangflusses muß beispielsweise jährlich ca. 25 Dollar pro Kopf bezahlen, was ein Drittel bis die Hälfte des ganzen Einkommens der Familie ausmacht; außerdem aber zehren die schweren Geldstrafen, denen sie anhaltend ausgesetzt ist, am Mark der Bevölkerung. Wenn man nun noch berücksichtigt, daß dieselbe wenig Bedürfnisse kennt, so ist es sehr leicht zu erklären, daß sie im Allgemeinen nur soviel arbeitet, als nöthig ist, um sich das Nothwendigste zu verschaffen. Der ruhige ernste Malaie, der seine eigene Würde zu erhalten strebt, während gleichzeitig seine Unterwürfigkeit gegenüber den Häuptlingen auf die höchste Stufe der Entwickelung gebracht ist, wird von seinen Herrschern beraubt und ausgeplündert, bis alle Hoffnung, sich durch Fleiß und Anstrengung eine angenehme und unabhängige Lebensstellung zu verschaffen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist und er sich sagt: warum sollte ich arbeiten, um den Herrn und sein Gefolge zu Brunei zu ernähren, warum sollte ich mehr Sagobäume pflanzen und die Frucht bereiten, um mir das, was mir übrig bleibt, durch allerlei Mittel abpressen zu lassen? Mit einem solchen Gedankengang kommt aber jeder bald auf den Standpunkt, auf dem beinahe alle Asiaten stehen und den herbeizuführen das Klima sehr viel beiträgt: er arbeitet möglichst wenig, schränkt seine Bedürfnisse so weit ein, wie er nur kann, und sucht sich das unumgänglich Nöthige durch seine eigenen Hände zu verschaffen, da er gewöhnlich kein Geld hat um es zu erkaufen; den Ertrag seiner Arbeit genießt er, so gut er kann, und sorgt dafür, daß möglichst wenig für die gierigen Sendboten seines Herrn übrig bleibt.

So ist der Zustand in Brunei und so ist er in allen unabhängigen Malaienländern; dagegen scheint in dem genannten Sultanat den Eingeborenen ein größeres Maß persönlicher Freiheit zugemessen zu sein, als es sonst bei den Malaien der Fall ist. Einige der angesehensten Pangerangs, erzählt Herr Leys, haben die Gewohnheit, ihre Harems ganz willkürlich aus den Bewohnern ihres Besitzthums zu ergänzen; im Allgemeinen können sie dies nur in der Nähe der Hauptstadt, wo sie mehr gefürchtet werden, ungestraft thun; weiterab widersetzt sich das Volk und vor einigen Jahren kam es vor, daß der Sendbote eines Pangerangs, der in solchen Geschäften sich nach dem Padasflusse begeben hatte, ergriffen und bis zum Halse in die Erde eingegraben wurde, worauf alle von ihm beleidigte Personen mit ihren Messern nach seinem Kopfe schlugen, bis der Mann zu Tode gehackt war.

Der Einfuhrzoll giebt nur einen geringen Ertrag, kaum 6000 Dollar im Jahre; für Ausfuhrprodukte muß ein Dollar per Tonne bezahlt werden.

Der Handel nach dem Innern befindet sich ganz in den Händen von Zwischenhändlern, die von den Grundbesitzern unterstützt werden, sich für solchen Schutz aber natürlich auch erkenntlich zeigen müssen, was sie mit Rücksicht auf den großen Gewinn, der ihnen in den Schoß fällt, auch gern thun. So z. B. kostet auf dem Limbangflusse, acht Tagereisen von Brunei, ein Pikol Guttapercha, welches in der Hauptstadt 30 bis 40 Dollar werth ist, nur eine alte Muskete, ein Stück Shirting und etwas Salz, was alles zusammen einem Werthe von 8 Dollar in Labuan entspricht. Auch dies trägt dazu bei, daß der Handel keinen Aufschwung nehmen kann; anstatt Waldprodukte zu sammeln und dieselben für wenig oder nichts zu verkaufen, müht der Eingeborene, wie schon gesagt, sich lieber ab, um mit vieler Anstrengung alles, was er durchaus nöthig hat, selbst herzustellen.

In diesen Zustand Veränderung und Verbesserung zu bringen, liegt im Interesse des Handels und ist außerdem eine Pflicht der Menschlichkeit. Die Seeräuber sind vom Meere verjagt und Brunei besitzt bereits eine geordnete Regierung. Jetzt wird es die Aufgabe sein, dieselbe zu ermuntern, die ärmeren und produktiven Klassen zu schützen, die Bekanntschaft mit dem Innern zu erweitern und den Verkehr mit den verschiedenen Stämmen inniger zu machen. Die Lösung dieser Aufgaben wäre nach der Ansicht des Herrn Leys ziemlich einfach. Durch Einrichtung einer Dampfschiffverbindung zwischen dem unteren Lauf der Flüsse von Brunei und Labuan würden die chinesischen Händler der letzteren Insel schnell und weit in das Innere des Landes eingeführt werden und hierdurch der Verkehr im Innern eine rasche Entwickelung erhalten. Der Beweis hierfür wird durch das Beispiel von Labuan geliefert, welches erst seit etwa zehn Jahren mit der civilisirten Welt in Verbindung getreten ist und dessen Verkehr sich in den letzten drei Jahren, namentlich in Folge des wachsenden Handels in Nord-Borneo und den Sulu-Inseln sich verdreifacht hat, während die gegenwärtigen Handelsverhältnisse die Aussicht eröffnen, daß eine solche Maßregel auch in Brunei von materiell lohnendem Erfolge begleitet sein würde.

Die Metalle bei den Naturvölkern.

Wenn man ein neues ethnographisches Buch oder selbst einen größeren Artikel von Richard Andree zur Hand nimmt, darf man stets sicher sein, etwas Neues zu lernen und unerwartete Aufschlüsse über Fragen zu erhalten, die vorher vielleicht kaum berührt worden waren. Seine Beherrschung eines weitschichtigen Materials, seine vergleichende Methode, seine ruhige saubere Arbeit und Beweisführung — alles ist wie geschaffen für solche ethnographischen Unter-

suchungen, bei welchen andere Autoren häufig ihrer Phantasie die Zügel schießen lassen und sich in den wildesten Hypothesen ergehen. Dabei ist Andree's Kritik gegen letztere stets milde in der Form, aber scharf in der Sache; bei seiner neuesten Arbeit, „Die Metalle bei den Naturvölkern [1])", kommt ihm außerdem bergmännische Fachkenntniß zu Hilfe, die den meisten Reisenden, auf deren Berichte er vornehmlich angewiesen war, leider abgehen. Er selber giebt offen zu, daß er nichts Vollständiges zu schaffen im Stande sei; nur als Beiträge, Stoff und Grundlage für den weiteren Ausbau will er seine Arbeit aufgefaßt wissen. Dennoch ist es ihm gelungen, mehr als eine Frage auf diesem Gebiete zu lösen und die Lösung anderer anzubahnen. Die Resultate seiner Arbeit führt uns Andree in nuce in dem „Vorwort und Einleitung" vor, welcher wir das Folgende entlehnen.

Die Metalle, auf welche sich Andree's Untersuchung erstreckt, sind Eisen, Kupfer, Zinn und die Legirung aus den beiden letzteren, die Bronze. Er beginnt mit den alten Aegyptern, denen neben der Bronze in den ältesten Zeiten zweifellos das Eisen bekannt war. Bei den ihnen benachbarten Nigritiern scheint die Bearbeitung des Eisens ein durchaus ursprüngliches Gewerbe zu sein; eine Entlehnung von den Aegyptern läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. In Afrika folgte das Eisen direkt auf den Stein, und zwar entwickelte sich die Eisendarstellung im Nordosten oder in Centralafrika, von wo sie erst spät nach dem Süden gelangte. Kupfer, wiewohl es auch von den Negern erschmolzen wird, ist nur auf wenige Gebiete (Hofrat e-Nahas, Katanga, Gazza am Binuë, Angola, Klein-Namaqualand, Transvaal) beschränkt, von denen aus es auf dem Handelswege verbreitet wird. Es ist höchstens gleichalterig mit dem Eisen bei den Nigritiern und von einer dem Eisen vorangehenden „Kupferperiode", geschweige denn von einer „Bronzeperiode", kann in Afrika keine Rede sein.

Vorderindien bietet ein abgeschlossenes Reich für sich. Auch hier ist eine Steinzeit nachweisbar und eine Einführung der Metalle von außen her nicht zu erkennen. Die Annahme Worsaae's, daß Vorderindien das Stammland aller Bronze gewesen sein soll, erweist sich als willkürlich; es war in alter Zeit kein Bronzeland. Dagegen deuten häufige Kupferfunde auf das hohe Alter dieses Metalles in Indien, das heute dort ebenso wie das Eisen noch nach uralter Art erschmolzen wird nach Methoden, die in mancher Beziehung an jene der Nigritier erinnern, ohne daß dabei an Entlehnung gedacht zu werden braucht. Ob Eisen oder Kupfer in Vorderindien älter ist, läßt sich heute nicht mehr sicher entscheiden. Als ein Ausfluß der indischen Metallarbeit ragen in unser europäisches Kulturleben noch die konservativen Zigeunerschmiede hinein mit ihren uralten Methoden und Instrumenten.

Abermals ein selbständiges metallurgisches Reich bilden die malaischen Völker. Ihr wohlcharakterisirtes, seit uralter Zeit bei ihnen heimisches Verfahren der Eisenbereitung reicht von Madagaskar bis Neuguinea und im Norden bis zu den Philippinen. Eisen ist ihr ältestes Metall; Kupfer, das sie gleichfalls, aber weniger darstellen, erscheint später und ebenso die Bronze. In Hinterindien, von wo bis jetzt wenig Nachrichten vorliegen, finden sich prähistorische Zeugen der jüngeren Steinzeit in Gesellschaft von Bronzen; aus der Verschiedenheit der Methoden, nach welchen seine Urvölker (in Kambodja und Birma) das Eisen gewinnen, kann man auf eine selbständige und ursprüngliche Darstellung desselben ohne erkennbare fremde Einflüsse schließen. Für das in seiner Kultur völlig isolirt dastehende China wird bereits vor 3500 Jahren eine hochentwickelte Bronzeindustrie bezeugt und Sinologen sind geneigt, der Bronze dort die Priorität vor dem Eisen zuzuerkennen — ob aber nicht unter dem Einflusse skandinavischer Anschauungen? Eisen ist in der älteren chinesischen Litteratur neben Zinn und Kupfer gleichfalls ein durchaus bekanntes Metall und die chinesische Eisendarstellung erscheint uns noch jetzt als eine ganz eigenthümliche, von der aller übrigen Völker völlig geschiedene und selbstständige. Daß aber die Chinesen, die in so vielen Dingen die Lehrmeister der Japaner gewesen, letzteren auch die Eisenkenntniß übermittelt haben sollten, läßt sich kaum annehmen: denn Japan zeigt in dieser Richtung ein ganz anderes Verfahren als China, nämlich die Eisenschmelzung in Oefen, während China bis zum heutigen Tage nur in kleinen Schmelztiegeln sein Eisen gewinnt. Für China sind die prähistorischen Verhältnisse noch wenig oder gar nicht studirt, wiewohl wir wissen, daß auch dieses Land seine Steinzeit hatte; in Japan aber, wo Europäer einflußreich wirken und Gelegenheit zu Studien haben, erkannte man die große Aehnlichkeit der dortigen vorgeschichtlichen Funde mit jenen Europas, die Uebereinstimmung der zugehauenen und polirten Steingeräthe, gesellt mit Bronzen, welche letztere man auch in Japan für älter als das Eisen anspricht.

Licht beginnt sich zu verbreiten über den Norden Asiens in prähistorischer Zeit. Nicht alle sibirischen Völkerschaften befanden sich, als die russischen Entdecker in das Land kamen, im Zustande der Steinzeit; einzelne Stämme verstanden es bereits, das Eisen zu reduciren und zu schmieden, wohl als ein Erbtheil türkischer Völker, die, aus Centralasien kommend und als Eroberer eindringend, die Eisenkunde mitbrachten. Aber lange vor den eisenkundigen Türkenvölkern hatten vom Ural bis zum Altai finnische Stämme, die in der Tradition als „Tschuden" fortleben, eifrig Bergbau und Metallschmelzerei betrieben. Kupfer war ihr Hauptmetall, das sie zu schmelzen und gießen verstanden. Neben dem Kupfer der Tschuden und dem Eisen der Türken erhielt sich aber im fernen Osten der alten Welt, da, wo diese sich Amerika nähert, die Steinzeit, welche erst den erobernden Russen wich und bei den Tschuktschen in ihren letzten Ausläufern heute vor unseren Augen dahinsiecht.

Nicht geleugnet werden kann die Einheit des Menschen in der alten und neuen Welt. Aber die Differenzirung beider liegt so weit zurück, daß von einer gemeinsamen Quelle ihrer beiderseitigen Metallkenntnisse keine Rede sein kann. — Auch in der neuen Welt zeigen sich die „Metallreiche" unabhängig von einander. Eisen kannte man im vorcolumbischen Amerika nicht, wenigstens kein künstlich dargestelltes; aber Meteoreisen wurde wiederholt, so namentlich von den Eskimos, benutzt und auf ähnlicher Stufe stand auch die Anwendung des gediegenen Kupfers in Nordamerika. Es wird von den Indianern wie weicher Stein verarbeitet und kennzeichnet höchstens die Grenze zwischen Stein- und Metallzeit. Der große Kulturfortschritt, die Erze mit Kohlen zu reduciren und die Metalle im Feuer zu behandeln, ist dreimal in Amerika gemacht worden: in Mexiko, in Cundinamarca und in Peru, stets aber selbständig und unabhängig von einander. In Mexiko war Kupfer das Hauptmetall, seltener war Bronze, und beide

[1]) Richard Andree: Die Metalle bei den Naturvölkern, mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse. Leipzig, Veit u. Comp., 1884. XVI u. 166 Seiten. Mit 57 Abbildungen. Preis 5 Mark.

wurden noch neben dem Stein benutzt, im Ganzen auch, wie die spärlichen Funde beweisen, nicht häufig. Weiter war man in Bezug auf die Bronze in Peru, wo umgekehrt die Kupfergeräthe seltener sind. Alle metallurgischen Arbeiten dieser amerikanischen Kulturvölker wurden ohne Gebläse ausgeführt. Die Analysen der Bronzen ergeben eine große Verschiedenheit in der Zusammensetzung und keinerlei Uebereinstimmung zwischen mexikanischen und peruanischen Erzeugnissen.

In alle die hier aufgezählten Länder, den größeren Theil unserer Erde, brauchten die Europäer nicht erst die Metalle zu bringen, weil sie selbständig dort entdeckt und verarbeitet worden waren. Das Eisen freilich haben sie in Amerika eingeführt; der Nordwesten erhielt es ziemlich spät durch die Russen, in die übrigen Gebiete hatten sich Spanier, Portugiesen und Briten getheilt. Den Peruanern und Mexikanern war dasselbe nur „schwarzes Kupfer". Metalllos war die Südsee, deren zahlreiche Inselfluren sich über ein Gebiet von hundert Längengraden erstrecken, und wo zunächst die Spanier mit der Verbreitung des Eisens begannen. Aber volle drei Jahrhunderte hat hier der Proceß der Metallverbreitung in Anspruch genommen, denn erst das achte Jahrzehnt unseres Säkulums sah den Abschluß auf Neuguinea, dessen Bewohner die letzten unseres Erdballes waren, welche in die Metallkenntniß eingeführt wurden.

Ueberblicken wir alle Gebiete, die wir mit Rücksicht auf die Metalle durchwandert haben, so vermögen wir wohl eine große Abwechselung, nirgends aber die „gesetzmäßige Reihenfolge" von Stein, Bronze, Eisen zu entdecken. Bei den Naturvölkern, die wir jetzt in ihrem Verhalten zur Metalldarstellung zu übersehen vermögen, ist kein Grund für die Anlegung einer solchen Zwangsjacke vorhanden. Die thatsächlichen Verhältnisse lassen da nichts Schablonenhaftes erkennen. Hat es doch schon an und für sich wenig Wahrscheinlichkeit, daß alle Völker in den verschiedensten Ländern und ganz unabhängig ohne Verkehr mit einander zu derselben Reihenfolge in der Erfindung gelangt sein sollen: Kupfer, Zinn, Bronze, Eisen. Gediegenes Kupfer, wo es vorhanden, wird von den Naturvölkern im kalten Zustande zu Waffen und Geräthen gehämmert; auch metallisches Zinn ist durch zufälliges Ausschmelzen bekannt geworden. Doch zur Mischung der beiden räumlich getrennten und nur durch den Verkehr zusammengeführten Metalle, zu ihrem kunstreichen Formen und Gießen gehört mehr, als im Durchschnitt bei Naturvölkern verlangt werden kann. Die Bronzedarstellung ist nicht so einfach und leicht, wie jene des Eisens, welches die primitivsten Völker zu erschmelzen wissen, während Bronze stets mit einem höheren Kulturgrade verknüpft ist. Daraus mag man sich die Parallele für unsere europäischen Vorfahren ziehen, die in ihrem primitiven Zustande sicher eher auf die Eisendarstellung als auf das Componiren und Formen der Bronze verfielen.

Eine zweite Lehre, die wir aus dem Verhalten der Naturvölker gegenüber den Metallen zu ziehen vermögen, betrifft die so beliebten Entlehnungstheorien. Wieviel Mühe und Gelehrsamkeit ist nicht aufgewendet worden, um die Metallkenntniß von einem Mittelpunkt gleichsam konzentrisch ausgehen, sie durch ein Volk zum anderen verbreiten zu lassen! Man braucht nur einmal die verschiedenen nach und nach aufgestellten „Ursprungsquellen" und „Lehrmeister" zusammenzustellen, und man wird da auf eine beträchtliche Anzahl Konkurrenten und auf die wunderlichsten Widersprüche stoßen. Andree glaubt, daß auf die Entlehnung und das Uebergehen der Metallkenntniß von einem Volke auf das andere noch zuviel Gewicht gelegt wird, und daß dadurch weit schwierigere Verhältnisse künstlich geschaffen werden, als in der That vorliegen. Ohne für viele Fälle das Entlehnen und Lernen auszuschließen — sie liegen zu häufig offenkundig zu Tage — meint Andree doch, daß uns ein gesunder Polygenismus weiter bringt, der die Metalle auch da erfunden sein läßt, wo sie in selbständiger Weise uns entgegentreten.

Kürzere Mittheilungen.

Bimbia am Camerun-Gebirge.

Bimbia, das zu Anfang Juli unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden, ist die südlichste Spitze des ca. 150 km von Norden nach Süden sich hinziehenden Camerun-Gebirges und liegt unter 4° nördl. Br. Der Name bezeichnet zunächst eine Landschaft von etwa 25 bis 30 km Länge und 10 bis 15 km Breite, sodann den dasselbe bespülenden Arm des Camerun-Deltas oder speciell des Mungo-Deltas und schließlich ein Dorf, welches daneben den Namen King Williams Town führt. Das letztere ist in neuester Zeit namentlich von Stephan von Rogozinski besucht, aber unseres Wissens nicht näher beschrieben worden. Doch enthalten des Naturforschers R. Buchholz' „Reisen in West-Afrika" (Leipzig, Brockhaus, 1880) einiges über den Ort, wo Buchholz zu Anfang November 1873 einige Tage sich aufhielt, und zwar bei Herrn Dede, der dort einem Zweiggeschäft der Wörmann'schen Faktorei vorstand. „Herr Dede — heißt es daselbst (S. 100) — war, abgesehen von einem Engländer, der aber wegen fast stetiger Betrunkenheit nicht zu rechnen war, der einzige Europäer in diesem großen Negerdorfe. Er kam sofort heraus und führte Buchholz auf das liebenswürdigste in seine armselige, von Brettern und einem Palmblattdache gefertigte, nur ein einziges Wohnzimmer enthaltende Hütte, die er aber, wie alle Bewohner von Bimbia, noch mit zahllosen Ratten theilen mußte, welche diesen Ort in ganz unglaublichen Massen bevölkern ..... Kein Schuh, kein Kleidungsstück, nichts Zernagbares ist vor ihnen sicher, und die in Bimbia bis zum 5. November von Buchholz zusammengebrachten Sammlungen wurden ihm denn auch in der letzten Nacht von diesen Thieren trotz aller Vorsicht völlig zerstört. Das Aergerlichste war ihm an diesem schauderhaften vierfüßigen Ungeziefer, daß es die ganz gemeine Schiffsratte und nicht einmal die weißbäuchige Afrikanerin war, nach welcher er schon an der Goldküste vergeblich ausgeschaut hatte.

Uebrigens entwickelte sich das Rattennest Bimbia am andern Morgen als landschaftlich wundervoll am Abhange eines hohen und steilen, schön bewaldeten Ufers gelegen, auf welchem die allerdings sehr elenden Hütten malerisch zerstreut waren. Am Strande war selbst bei Ebbe nur äußerst wenig Leben zu bemerken, auch erschwerten große Steine und Gerölle das Gehen daselbst; dagegen fand Buchholz oben am steilen Uferrande eigenthümliche, pilzförmig gestaltete Termitennester, die sein Interesse sofort stark in Anspruch nahmen ....."

Die Sicherheit war damals, vor elf Jahren, keine große, wie aus Folgendem hervorgeht. „Uebrigens sah es auch hier in Bimbia nicht freundlich aus, vielmehr mußten sich Herr Dede und sein Gast darauf gefaßt machen, daß die Camaroonsleute Bimbia jede Nacht überfallen könnten. Bimbialeute hatten nämlich vor wenigen Tagen einem Manne von Prisso Bell Town den Kopf abgeschlagen und es hatte sich denn in Folge dessen bereits ein großes Kriegscanoe unter Führung von King Prisso Bell zu einem Palaver eingefunden, welches zu keinem Ausgleich geführt hatte."

Obwohl auch Bimbia manche Nachtheile aufzuweisen hat, namentlich unter einer erdrückenden Hitze leiden soll, so darf man es doch, weil es einen Theil des zu 4190 m Höhe ansteigenden Camerun-Gebirges bildet und dieses in Folge seiner Höhe auch von Weißen zu bewohnen und vielleicht auch zu bebauen ist, als den weitaus günstigsten Platz an der ganzen Westküste Afrikas bezeichnen, wo sich Deutsche niederlassen könnten. Hier wird die Küste nicht, wie E. R. Flegel sagt, 50 Procent der Neuankommenden als ihren Tribut fordern.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Uns liegen einige neue Bändchen der hübschen „Europäischen Wanderbilder" (Nr. 53, 54: Neuenburg und Umgebung; Nr. 65 bis 67: Von der Donau zur Adria) vor. Letzteres, aus H. Noë's Feder, ist darum von besonderem Interesse, weil darin eine ganze Anzahl noch wenig oder gar nicht bekannter Naturwunder, namentlich Höhlen, im Karst-Gebirge und das herrliche Abbazzia unweit Fiume eingehend beschrieben wird. Die zahlreichen Illustrationen von J. Weber sind, wie immer, vortrefflich.

— Die preußische Regierung hat die schwedische ersucht, an der schwedischen Ostseeküste Fluth- und andere Messungen in ähnlicher Weise, wie sie an der pommerschen Küste ausgeführt werden, veranstalten zu lassen. Kapitän Malmberg und Prof. Rosen sind in Folge dessen abgeschickt worden, um die deutschen Stationen während des Sommers zu besuchen und dann auf der schwedischen Küste die am besten geeigneten Punkte auszuwählen.

— Der letzte Census in Athen vom April dieses Jahres hat nach der „A. Z." einen überraschenden Zuwachs der Bevölkerung ergeben, nämlich 84903 Einwohner, eingeschlossen 6137 Soldaten, davon 47243 männlichen und nur 37660 weiblichen Geschlechts. Die vier ersten Zählungen ergaben folgende Bevölkerungsziffern 1856: 30069; 1861: 41298; 1870: 44510 und 1879: 66834. In den letzten fünf Jahren hat die Stadt also um 18069 Seelen zugenommen und seit der ersten Zählung im Jahre 1856 um 58834 oder um 180 Proc.

Afrika.

— In Bd. 43, S. 239 hatten wir Sacconi's Angaben über die traurigen Zustände in Harrar unter ägyptischer Herrschaft reproducirt; eine volle Bestätigung dafür finden wir jetzt in der „Zeitschrift der Ges. f. Erdkunde zu Berlin" (IX, Heft 2), wo Baron J. von Müller seine 1882 dorthin unternommene Reise beschreibt. Er sagt unter anderem Folgendes: „Die Gassen sind eng, schmutzig, winkelig, voll von Steinen und höchst unbequem, da keine einzige auch nur annähernd wagerecht ist. Zahllose halbverhungerte Bettler, Kranke und Krüppel liegen überall im Wege; der Anblick der von Syphilis und Pocken Heimgesuchten ist ekelhaft. Die Armuth ist so furchtbar, daß täglich eine nicht unbedeutende Zahl von Menschen Hungers stirbt. Die Schwachen und Wehrlosen werden des Nachts von den äußerst zahlreichen gefleckten Hyänen zerrissen, ohne daß auch nur ein einziger Eingeborener zur Hilfe herbeieilte... Fast allnächtlich wiederholten sich derartige Scenen, am Morgen lagen nur noch wenige Ueberreste umher, welche von den zahllosen Hunden bald vertilgt wurden. Zwar hat die Regierung Maßregeln gegen diese Noth ergriffen, doch mit wenig Erfolg; die Zahl der Armen ist zu groß." Ja, die Regierung arbeitet sogar indirekt mit daran, diese Noth zu vergrößern. In den Monaten der großen Ernten, wenn das Getreide am billigsten ist, kauft die Regierung im Einverständniß mit den großen arabischen und indischen Händlern sämmtliche Vorräthe auf; die Preise steigen natürlich in Folge dessen von Monat zu Monat, die Regierung und die Kapitalisten haben alle Vorräthe in Händen und machen die Preise nach Belieben, unbekümmert um das grausige Elend, welches ihre Handlungsweise hervorruft. v. Müller's Erkundigungen zufolge, welche er von verschiedenen Seiten eingezogen hat, beläuft sich die Zahl derjenigen, die in den Straßen Harrars verhungern, auf jährlich 2000 bis 3000, eine Zahl, die zuweilen noch überschritten werden soll.

— Ein für den jetzigen Moment sehr passendes, sehr interessantes und empfehlenswerthes Schriftchen ist „Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena" (Heidelberg, C. Winter, 1884), welches der Verfasser C. G. Büttner, früher Missionar im Damara-Lande, als „eine Uebersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der seitherigen Entwickelung des deutschen Handels in Südwestafrika" bezeichnet. Es ist ein ethnographisch und kulturgeschichtlich werthvoller Bericht über die unglaublich mühselige, aber doch schon mit Erfolg belohnte Kulturarbeit, welche ausschließlich deutsche Missionare seit fast einem halben Jahrhundert im Damara- oder Herero-Lande verrichtet haben, über die ursprünglichen Zustände und das allmähliche Fortschreiten des Gebietes, welches vor acht Jahren nahe daran war, durch unglaublich gemeine Schliche (siehe S. 312 und 318) in die Hände der Engländer zu gerathen. Bis zuletzt suchten die britischen Beamten die längst ansässigen deutschen Missionare zu vertreiben und ihnen nach Kräften zu schaden, bis sie im Mai 1880 auf höhere Weisung abziehen mußten. Doch war es ihnen gelungen, den alten Rassenhaß zwischen dem Bantustamme der Herero und den hottentottischen Namaqua, den die Missionare mit unendlicher Mühe beschwichtigt hatten, neu zu beleben, so daß noch heute das frühere gute Verhältniß nicht ganz wieder hergestellt ist. Aber wenn der deutsche Kaufmann, der Unternehmer, welcher sich jetzt anschickt, in jenes bisher vom Welthandel abseits liegende Land vorzudringen, dort Leute findet, die ihn verstehen, die lesen, schreiben und rechnen können, Leute, denen er die Ueberwachung und Spedition seiner Güter wenigstens theilweise überlassen kann, Leute, mit denen sich handeln läßt, die ihm seine Importe abnehmen; wenn er Orte findet, wo er mitten in dem wilden Lande doch unbelästigt von den „Wilden" wieder etwas von Civilisation spürt, wo man ihn schützt und zu seinem Rechte verhilft, so verdankt er dieses alles der zähen stillen Arbeit der Mission. — Wir empfehlen das Büchlein als eine gute und vielfach belehrende Einführung in die Verhältnisse von Südwestafrika.

— Wie die „Neue Preußische Zeitung" mittheilt, sendet Herr Lüderitz noch im August eine Expedition, bestehend

aus etwa sechs Bergleuten unter Führung des Direktors Pohle aus Freiberg und dem Züricher Naturforscher Dr. H. Schinz, nach seinen südwestafrikanischen Besitzungen, um dieselben auf ihren Gehalt an Erzlagern zu prüfen. Auch soll die Küste und der Unterlauf des Oranje-Flusses hydrographisch untersucht, die Vegetation der Steppen studirt und die Möglichkeit artesischer Brunnenbohrungen festgestellt werden.

— Einem Briefe des Herrn Adolf Diener in Guémée St. Jean (am Rio Nunez, Westküste Afrikas zwischen 10° und 11° nördl. Br.), abgedruckt in der „Züricherischen Freitagszeitung" (1884, Nr. 25), entnehmen wir Folgendes über die Jolah. „Dieser merkwürdige Volksstamm, der seine Wohnsitze gegenwärtig am Rio Compony hat und von Norden gekommen sein soll, unterscheidet sich sofort von den anderen Negerstämmen, hauptsächlich durch den eigenthümlichen Bau seiner spitzen glattrasirten Schädel, sowie durch die Sitte, sich gleich den Indianern Nordamerikas den Leib zu tatuiren. Wenn ihnen ein Angehöriger stirbt, so sammeln sich alle Familienglieder in seiner Hütte und machen ihrer Freude durch tolle Sprünge Luft; und nun wird der Todte nicht etwa begraben, nein! sein Körper wird in einen Kessel mit siedendem Wasser geworfen, und das so gewonnene Fett benutzen diese Kannibalen zur Bereitung ihrer Speisen. In Senegambien ist man der Meinung, eben dieser Genuß sei Ursache der fürchterlichen Krankheit, von der die Jolahs befallen werden. Ich will dieselbe, da mir hierfür ein wissenschaftlicher Name unbekannt ist, Schlafkrankheit nennen. Der davon Befallene verliert die Lust zum Sprechen und Essen und macht den Tag zur Nacht. Seine Bekannten wissen sehr wohl, was diese Symptome zu bedeuten haben, und reiben ihm den Körper mit Pflanzensäften, dem Absud von allerlei Wurzeln 2c. ein; überhaupt werden hier alle Krankheiten auf diese Weise kurirt. Aber nichts kann da helfen; den Kranken ereilt sein Schicksal, d. h. er verfällt in einen perpetuellen Schlaf, aus dem man ihn zwar aufwecken kann, da er dann mit geschlossenen Augen thierisch grunzende Laute von sich giebt. Sein Organismus und dessen Funktionen sind gestört, und dennoch lebt der Unglückliche; sein Gefühlssinn ist nicht erstorben, wohl aber seine Sprache. In diesem Zustande kann er 8 bis 10 Jahre fortvegetiren, bis ihn der Tod von seinem qualvollen Dasein erlöst. Gewiß, eine sehr seltsame Krankheit ist es, welche in solcher Weise diesen Volksstamm heimsucht; ich kann deren Ursache nicht ergründen, und begnüge mich deshalb mit der Erklärung der Bewohner Senegambiens, welche dieselbe dem Genusse von Menschenfett zuschreiben."

— Einem vom Gouverneur des Senegal erstatteten Rapport entnimmt die „Exploration" (Nr. 387) folgende Mittheilungen: Die Bambaras theilen die Abneigung der übrigen schwarzen Rassen gegen die Arbeit nicht. Die Bearbeitung der Metalle z. B., die für die anderen Bewohner des unteren Senegal ein Gegenstand der Verachtung ist, wird von ihnen in hohen Ehren gehalten; hier hat jedes Dorf wenigstens einen Schmied, der in großem Ansehen steht und im Rathe einen ehrenvollen Platz einnimmt, gewissermaßen versieht er auch das Priesteramt, da er die Beschneidung vollzieht. Diese Schmiede bearbeiten auch das Holz; ihre Arbeiten sind, obwohl sie keinen Vergleich mit europäischen aushalten können, immerhin beachtenswerth, namentlich wenn man die unvollkommenen Werkzeuge, mit denen sie verfertigt werden, berücksichtigt. Kleinere Gegenstände machen sie in einer gewissen Vollendung, größere Stücke verstehen sie nicht zu schmieden, wozu allerdings die schlechte Beschaffenheit des Eisens beiträgt. Die Schmiede sind übrigens sehr intelligent, und sie würden entschiedene Fortschritte in ihrem Handwerke machen, wenn sie mit europäischen Arbeitern in Berührung kämen. Die Zukunft des Landes liegt im Ackerbau, dem die Bambaras sich gern widmen; d. h. insofern als die freien Leute ihren Acker durch Sklaven bebauen lassen. Das Land ernährt seine Bewohner reichlich und wäre im Stande viel mehr zu erzeugen, wenn die Ackerbauer nur wüßten, was sie mit ihrem Ueberschusse anfangen sollten, für den sie bis jetzt keinen Ausweg haben. Der Gouverneur hatte den Wunsch ausgesprochen, daß die Anpflanzungen von Hirse vermehrt würden, und dies genügte, um im laufenden Jahre die Ernte zu verdoppeln, theilweise zu verdreifachen. Wenn durch Anlage der Eisenbahn eine Transportgelegenheit geschaffen sein wird, wird sich bald der Ertrag der verschiedenen Anpflanzungen (Reis, Baumwolle, Indigo 2c.) verdoppeln. Nützlich würde es sein, wenn verschiedene Ackerbaugeräthschaften, namentlich der Pflug, eingeführt würden.

Rund um die französische Kolonie hin macht sich eine allgemeine Handelsbewegung fühlbar, eine Folge der Sicherheit, die in Folge des Auftretens der Franzosen im Lande herrscht. Auch die Maurenstämme, welche an den Grenzen der Wüste wohnen und in ihren Handelsunternehmungen von feindlichen Stämmen gestört werden, suchen sich einen Weg durch das französische Gebiet zu eröffnen, und verschiedene Umstände deuten darauf hin, daß der Handel hierdurch belebt werden wird, was sehr wünschenswerth ist, da die Bambaras selbst wenig Geschmack für denselben besitzen und ihn gern anderen Stämmen überlassen.

Australien.

— Aehnlich wie die Sperlinge und Kaninchen, zu deren Ausrottung die australischen Kolonien jetzt alljährlich 200000 Pfd. St. verausgaben, haben sich auch die importirten Hasen, zum Aerger der Farmer und Gärtner, in solcher Menge in Australien vermehrt, daß sie zu einer großen Plage geworden sein sollen. Im Parlamente der Kolonie Neu-Süd-Wales wurde der Antrag auf Bewilligung der nöthigen Geldmittel gestellt, um dieselben möglichst wieder zu vertilgen.

— Die australische Kolonie Victoria, deren Gründung in das Jahr 1835 fällt, hatte am 31. December 1883, mit Einschluß der nur noch 750 Seelen zählenden Eingeborenen, bereits eine Bevölkerung von 931785, und davon waren 493053 männlich und 438732 weiblich. Beide Geschlechter verhielten sich also wie 100:89. Der Zuwachs im Jahre 1883 betrug 25560 und zwar 15578 männlich und 9982 weiblich. Die Geburten überstiegen die Todesfälle um 14530 und die Einwanderung die Auswanderung um 11030. Victoria, wiewohl dem Flächeninhalte nach die kleinste unter den Kolonien des australischen Kontinents, ist doch die bevölkertste. Dann folgen Neu-Süd-Wales mit 850000, Südaustralien mit 311086 u. s. w.

— Mr. Murray, von der geologischen Aufnahme von Victoria, behauptet, daß die bei Berrys Creek, Mirboo, Gipsland, entdeckte Kohle die beste ist, die noch in der Kolonie gefunden ist. In einer Tiefe von 43 Fuß ist das Flötz 4 Fuß 8 Zoll dick, wovon mehr als drei Fuß feste, gute Kohle ist. Ein ausgedehntes Lager Eisenstein ist ebenfalls nahe bei Wedderburn entdeckt, dessen Erz mehr als 50 Proc. Eisen enthält.

Südamerika.

— In dem zwischen dem Rio Zulia, Rio Catatumbo und der Cordillere gelegenen Theile von Venezuela kommen zahlreiche Asphaltminen und Petroleumquellen vor. Sie befinden sich am Fuße einer niedrigen, 60 km weit von Ost nach West streichenden Hügelkette, welche diese Region durchläuft und sich dann zwischen dem Rio Tara und Rio Zulia abplattet. 7 km vom Zusammenflusse des Tara und des Sardinarte entfernt liegt eine Sandbank, die etwa 10 m hoch ist und im Geviert 25 bis 30 m haben mag. Eine Reihe wie von Menschenhand gegrabener cylindrischer Löcher befindet sich in ihr, und diesen Löchern entströmt das mit heißem

Wasser vermischte Petroleum. Das dabei entwickelte Geräusch, so stark, als dasjenige von zwei oder drei den Dampf entweichen lassenden Dampfmaschinen, ist auf eine ziemliche Distanz hörbar, wie auch die von den Quellen aufsteigenden Dampfsäulen von weit her gesehen werden könnten, wenn sie nicht durch den sie umgebenden Wald verdeckt würden. Dieses von den Einheimischen „el infierno“ (die Hölle) genannte Phänomen wurde vom Dr. Mc Gregor untersucht, welcher, seiner Aussage nach, in 42 Sekunden ein 15 Flaschen haltendes Gefäß füllen konnte, was einer täglichen Produktion von 5760 Gallonen gleichbedeutend wäre. Das Petroleum von Venezuela hat eine Dichte von 0,83. Unterhalb des Zusammenflusses des Tara und des Sardinorte ist der Fluß das ganze Jahr für Fahrzeuge von 40 bis 50 Tonnen schiffbar. Ch. N.

— Die Baumwoll-Industrie hat sich seit 20 Jahren in Brasilien sehr gehoben und die Anpflanzung von Baumwolle zu einem recht lukrativen Geschäft gemacht. Trotz den gegenwärtig niedrigen Preisen erzielen die Pflanzer noch in manchen Distrikten Nettoergebnisse, die bisweilen 20 Proc. des angelegten Kapitals betragen. Es wird sich nur fragen, wie sich die Lage gestalten wird, wenn die nahe bevorstehende Sklavenemanzipation ins Leben tritt.

Im Jahre 1866 gab es erst 9 Fabriken mit 768 Arbeitern, 14 875 Spindeln und 385 Webstühlen. Sie verfügten über eine Wasserkraft von 288 Pferden und 36 Pferdekräfte Dampf; die Produktion belief sich auf 3 944 000 Yards Gewebe und 126 Tonnen Gespinnst (Faden), im Totalwerthe von 1 166 200 Milreis (1 Milreis = 2,58 Francs). Jetzt giebt es 45 Fabriken, von welchen in der Provinz Rio Janeiro speciell zu erwähnen sind: Santo Aleris, gegründet 1849, 7000 Spindeln, 160 Webstühle, 130 Arbeiter; Jahresproduktion 1 800 000 Yards Gewebe im Werthe von 400 000 Milreis, Wasserkraft 50 Pferde. „Brazil Industrial“, 20 000 Spindeln, 450 Webstühle, Wasserkraft 560 Pferde, 400 Arbeiter; Jahresproduktion 3 800 000 Yards. „San Pedro de Alcantara“ in Petropolis, gegründet 1873; Kapital 130 000 Milreis, Wasserkraft 50 Pferde, 130 Arbeiter. „Fabrica Petropolitana“ bei Petropolis, gegründet 1874; Kapital 540 000 Milreis, Wasserkraft 120 Pferde, 5600 Spindeln, 108 Webstühle, 200 Arbeiter; Jahresproduktion 1 500 000 Yards Gewebe. Die stärkste Baumwollenausfuhr fand im Jahre 1872 statt, wo sie sich auf 78 517 Tonnen belief, im Werthe von 46 444 000 Milreis. Heutzutage verbraucht Brasilien selbst einen großen Theil seiner Ernten für die Speisung der einheimischen Industrie. Ch. N.

— Ein junger Berliner Gelehrter, Dr. Ehrenreich, hat sich, ausgestattet mit Empfehlungen von Prof. Virchow und anderen namhaften Gelehrten, Ende Juni nach Brasilien eingeschifft, um dort eine genaue Erforschung der Sombaki oder Muschelhügel vorzunehmen.

— Am 24. Juni dieses Jahres ist eine Expedition unter Kommandant Folberg von Buenos-Ayres nach dem Rio Pilcomayo abgegangen, um denselben vollständig hydrographisch aufzunehmen und ihn namentlich auch auf seine Schiffbarkeit hin zu untersuchen.

— Herr Franzisco P. Moreno berichtet der Geographischen Gesellschaft zu Paris in einem aus Iglesia (Provinz San Juan) vom 2. März datirten Briefe über seine Reise, die sich ganz anders gestaltet hat, als ursprünglich von ihm geplant worden war. Er hatte am 7. December 1882 Buenos Ayres verlassen in der Absicht, die nördlichen argentinischen Provinzen und Bolivia bis nach Cuzco hin vom archäologischen und anthropologischen Standpunkte aus zu untersuchen und weiterhin dem Laufe des Amazonas zu folgen. In Cordova, wo er nur einige Tage hatte bleiben wollen, hielt er sich vier Monate lang auf, angeregt durch die interessante Rassenmischung von Eingeborenen, schwarzen Afrikanern und weißen Eroberern, die sich dort seit mehr als 300 Jahren vollzogen hat. Bis zum 15. April blieb er in der Provinz Cordova, wo er nicht nur die Bewohner der Städte, sondern auch die des flachen Landes, der Berge und der Wälder untersuchte; namentlich besuchte er auch den westlichen Theil dieser Provinz und den östlichen Theil der Provinz San Luis, wo sich das einheimische Element mehr oder weniger rein erhalten hat, obwohl es seine alte Sprache vergessen hat. Eine geologische und paläontologische Sammlung wurde angelegt, verschiedene alte Wohnungen durchsucht und einige gute osteologische Erwerbungen gemacht. Er glaubt, daß es ihm geglückt ist ein gutes Bild von Cordova, wie es vor der spanischen Eroberung war, zu erhalten.

Von Cordova ging er nach Mendoza, wo er sieben Monate blieb und seine Sammlungen bereicherte. Namentlich die Geologie des von Burmeister beschriebenen Uspallatomassivs hat er eingehend studirt, fossile Pflanzen aus der paläozoischen bis zur quaternären Periode gefunden. Von Mendoza begab er sich dann in die Provinz San Juan, wo er etwa um Neujahr 1884 ankam. Auch hier hat er seine verschiedenen Sammlungen bereichert, so daß er bereits 14 Kisten mit Knochen, Antiquitäten und paläozoischen Fossilien zurückschicken konnte.

Vermischtes.

— Urgeschichte des Menschen. Ein Handbuch für Studirende von Prof. Rauber. 1. Band. Die Realien. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1884.

Ein erfreuliches Zeichen für das Fortschreiten der Wissenschaft vom Menschen ist dieses Buch, verfaßt von einem Leipziger Professor der Anatomie, welcher Urgeschichte vorgetragen hat. An zusammenfassenden Werken über den gegenwärtigen Stand der Urgeschichtsforschung fehlt es freilich nicht und Joh. Ranke's „Anleitung zu anthropologisch-prähistorischen Untersuchungen“ muß hier erwähnt werden; aber ein Handbuch für Studirende geschaffen zu haben, ist Rauber's Verdienst. Klar entwickelt er Wesen und Aufgabe der Urgeschichte, zeigt dann, wie ihre Erforschung neuesten Datums ist und behandelt alsdann die Werkzeuge (metallische und unmetallische), die Gewinnung des Feuers, keramische Ueberreste, Ernährung, Bekleidung, Schmuck, Obdach, die Gräber, Vertheidigungswerke, die Reste aus dem Thierreiche und schließlich die körperlichen Ueberreste des Menschen — alles in knapper und ansprechender Form. Die Beigabe von Abbildungen wird für eine spätere Auflage zugesagt und dieses ist für Studirende von Wichtigkeit; auch wäre dann wohl die Litteratur besser zu berücksichtigen. Es ist nicht zu ersehen, nach welchem Princip der Verfasser bei seinen Litteraturangaben verfuhr; oft fehlen die Belege bei den wichtigsten Thatsachen und die mitgetheilten Quellencitate sind meist bibliographisch mangelhaft angeführt oder auch ungenau. Die Seite 45 in der Anmerkung angeführten Transactions Ethnological Society 1870 existiren gar nicht. Die Transactions schließen mit dem Jahre 1869 und ein Druckfehler liegt auch nicht vor.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

III.

Um von dem Kloster Megaspilion nach Sikyon zu gelangen, mußte Belle zuerst den Bergrücken ersteigen, an dessen Abhange jenes erbaut ist, und alsdann sämmtliche Abfälle des Chelmos-Gebirges, die sich nach Norden zum Korinthischen Meerbusen hinabsenken, überschreiten. Als er den schmalen und steilen Pfad mühsam hinaufklomm, begegneten ihm einige Mönche zu Pferde, welche bequem auf großen, gut gepolsterten Packsätteln saßen. Der eine hatte die Arbeiten in den Weinbergen des Klosters überwacht, wo man damals gerade beschäftigt war, die Ranken aufzubinden; der andere hatte im Thale von Diakopto, wo die reichsten Meierhöfe des Klosters liegen, das Getreidedreschen beaufsichtigt, und der dritte hatte im Gebirge nach 500 Bienenstöcken gesehen, welche man aus dem Kloster geholt und zur Zeit der Blüthe der Pevka-Fichte, deren Blüthenstaub dem Honig einen ausgezeichneten Geschmack verleiht, in den Wäldern vertheilt hatte. Es ist nämlich in Griechenland Sitte, die Bienen zwei- oder dreimal nach verschiedenen Stellen zu bringen, wo gerade diese oder jene geschätzte Blüthe in besonderer Menge vorkommt, und die Bauern der benachbarten Dörfer zahlen dem Abte des Klosters für die Erlaubniß, ihre Stöcke in die Wälder desselben bringen zu dürfen.

Der Weg wurde immer schlechter und stellenweise so schmal, daß die Saumthiere mit ihren Lasten an die Felswände anstießen und in den Abgrund zu stürzen drohten. Drei Stunden lang durchzog man ein wildes Durcheinander von Bergen, bald Kämme erklimmend, bald in Schluchten hinabsteigend, bis man auf eine Hochebene gelangte, von wo das Auge frei über den Korinthischen Meerbusen hinüber bis zu den noch mit Schnee bedeckten Höhen des Parnassos schweifen konnte. Zu den Füßen des Beschauers aber lag ein Meer von Hügeln und Thälern, theils bewaldet, theils angebaut, von Bächen durchflossen und mit Dörfern geschmückt, deren rothe Ziegeldächer zwischen stattlichen Kastanienbäumen hervorschauten. Wieder ging es steil hinauf nach Peristera; dort traten an die Stelle grünen Pflanzenwuchses mächtige röthliche Felsen, die sich zwar malerisch genug ausnahmen, aber die Sonnenhitze mit unerträglicher Gluth zurückstrahlten. Um Solos zu erreichen, mußte man nun wieder auf einem höchst gefährlichen und mühsamen Wege in das Thal des Akrata, des antiken Krathis, hinabklettern, eine der ermüdendsten Strecken, welche Belle jemals in Griechenland zurückgelegt hat, wo die Pferde trotz aller Anstrengungen der Treiber stürzten und ins Rutschen kamen. Um so lieblicher erscheint die Lage des reichen Dorfes Solos in dem reizenden Thale und im Schatten von Kastanien- und Obstbäumen, am Zusammenflusse des Akrata und des Mavroneri (Schwarzwasser) oder Drakoneri (Drachenwasser), das bei den Alten den Namen des Höllenflusses Styx trug. Nach kaum einstündigem Wandern von Solos aus gelangt man durch eine wilde Schlucht, die von merkwürdigen, grün und dunkelviolett gefärbten Schieferfelsen eingefaßt ist, in eine Art Circus, welcher senkrecht in den Abhang des Chelmos eingeschnitten ist und von dessen oberem Rande zwei silberhelle Wasserfäden herabstürzen,

um sich in Nebelstaub aufzulösen, ehe sie den Boden erreichen. Nur zur Zeit der Schneeschmelze ist der Fall wirklich bedeutend. Sobald ein leichter Nebel die Entfernungen größer erscheinen läßt, oder ein paar Wolken die Sonnenstrahlen mit Kunst so vertheilen, daß hier ein Absturz im Halbdunkel liegt, dort Felsvorsprünge scharf hervortreten, daß die Berggipfel beleuchtet sind, während ein kalter, bläulicher Schatten die Schlucht bedeckt, dann ist der Anblick ein wirklich großartiger; aber trotzdem begreift man schwer, wie die Alten hierher den Eingang zur Unterwelt verlegen konnten. Wo bleibt hier die Hölle, wo ist hier Raum für die schauerlichen Scenen, welche der heidnische Glaube sich an den Ufern des Styx abspielen läßt, wo der Abgrund, an dessen Rande Demeter auf die Rückkehr ihrer Tochter harrt? Man fühlt sich enttäuscht und möchte den Dichtern zürnen, weil sie uns für Gebilde ihrer Phantasie zu interessiren wußten, die in der Wirklichkeit keinen Raum hatten.

Das Wasser des Styx, das vielmehr vom Himmel als aus der Unterwelt zu kommen scheint, ist eiskalt und klar; nur aus ersterem Umstande vermag man es zu erklären, daß die Alten dasselbe für giftig hielten und meinten, daß es wegen seiner ätzenden Eigenschaft nur in Gefäßen aus Horn aufbewahrt werden könnte. Wahrhaft kindlich ist die Naivetät, mit welcher sich die hervorragendsten Gelehrten des Alterthums den Kopf darüber zerbrachen, welchen Thieres Huf zu oben genanntem Zwecke allein geeignet sei. Plutarch stimmt für den Esel, Aelian aber meint, es müßte ein skythischer Esel sein, Pausanias hat in dieser Beziehung



Aussicht auf den Meerbusen von Korinth mit dem Parnassos im Hintergrunde. (Nach einer Zeichnung Belle's.)

nur vom Pferde gehört, Plinius vom Maulthiere und Vitruv vom Maulesel!

Von Solos an führt der Weg lange und mühsam an den kahlen und traurigen Abhängen des Chelmos hinauf; dafür aber führt der Abstieg nach Süden im Schatten großer Fichten hin, deren Waldeskühle und Stille an nordische Landschaften erinnert. Bei einer plötzlichen Biegung des Weges erblickt man den Pheneos-See, von einem gewaltigen Kreise hoher, waldbedeckter Berge umschlossen, die steil zu dem Gewässer abfallen, in welchem sich ihre Gipfel und Abhänge spiegeln. Wäre nicht der Himmel so klar und strahlend, so könnte man sich nach Schottland, etwa in die so malerische und poetische Grafschaft Roß, versetzt glauben. Der 753 m über dem Meere gelegene See, welcher heute 9 km lang und 7 km breit ist, war im Alterthume nicht vorhanden, sondern die in der Thalebene sich sammelnden Wasser wurden durch einen 2½ Stunden langen künstlichen, von Dämmen eingefaßten Kanal nach Süden abgeleitet, ergossen sich bei dem heutigen Dorfe Gioza in Katavothren (unterirdische Höhlen) und traten westlich davon wieder an das Tageslicht, wo sie den Fluß Ladon oder Ruphia (siehe oben S. 129) bildeten. Jener Kanal, als dessen Erbauer der die Kultur verbreitende Herakles galt, war schon im Alterthume verfallen; aber noch zur Zeit des Pausanias war die Ebene frei von Wasser. Eine Verstopfung der unterirdischen Abflüsse, die in Folge von Einstürzen oder Erdbeben eintreten kann, führte dann später zur Bildung eines Sees, der dann ebenso leicht wieder verschwindet. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts war die Ebene fast ganz bebaut, wurde dann

in den zwanziger Jahren mit Wasser bedeckt, das sich aber im Jahre 1832 auf einige Zeit wieder verlief, um dann wieder zu erscheinen und bis zu seiner heutigen Höhe anzuwachsen. Augenblicklich halten sich Zu- und Abfluß vollständig das Gleichgewicht.

Von Phonia bis zum See Stymphalos kreuzt der Reisende mehrere unfruchtbare und öde Plateaus. Gleich öde und traurig wie diese ist auch der Anblick des Sees mit seinen sumpfigen, fieberaushauchenden Ufern und seiner Umgebung kahler Berghänge und wilder Felsen. Das Anwachsen und Abnehmen auch dieses Wasserbeckens beruht auf denselben Erscheinungen, wie beim See von Pheneos; schon den Alten war es bekannt, daß der Abfluß des Stymphalischen Sees, an welchem die Sage die von Herakles erlegten menschenfressenden Vögel mit ehernen Krallen und Federn hausen ließ, mit der 35 km entfernten Erasinos-Quelle (heute Kephalovrysis) bei Argos identisch ist. Die traurige Stille, welche rings um den See herrscht, die häßlichen Ausdünstungen des Schlundes, in welchen sich seine Gewässer ergießen, dazu die dicke, schwere Luft in dem Thalkessel, alles das hinterläßt bei dem Reisenden einen durchaus ungünstigen Eindruck.

Am nächsten Tage überschritt Belle den Bergrücken, welcher ihn noch vom Korinthischen Meerbusen trennte, und ritt in einem mit Eichen und Fichten bewachsenen Thale abwärts, das zum Meere hin an Breite zunahm. Allmählich traten Weinberge an die Stelle der Wälder und es zeigten sich freundliche Weiler mit rothen Dächern; die früher arme Gegend ist durch den Korinthenanbau sehr wohlhabend geworden. Endlich war Sikyon erreicht, dessen antikes Theater den prächtigsten natürlichen Hintergrund besaß, den man sich denken kann: das schäumende Meer, die beiden Gipfel des Kithäron und des Helikon und zur Rechten der Isthmus von Korinth mit dem Aegäischen Meere und der Insel Aegina dahinter. Am folgenden Tage traf Belle wieder in Athen ein.

* * *



Der Stymphalos-See. (Nach einer Zeichnung Belle's.)

Um einen annähernd vollständigen Ueberblick über das Königreich Griechenland (in seinen früheren Grenzen) zu gewinnen, machte er zuletzt noch eine flüchtige Fahrt durch die Kykladen. Es ist das eine leichte Reise, zu welcher keine besonderen Vorbereitungen oder besonderer Muth gehört, als der Entschluß, die schlechte Küche und das Ungeziefer griechischer Packetboote einige Zeitlang ertragen zu wollen. Belle machte die Reise noch bequemer auf dem im Piräus stationirten französischen „Aviso“ und begab sich zuerst nach Hermupolis auf Syra, das, erst im Jahre 1821 von flüchtigen Chioten und Psarioten gegründet, sich rasch zur ersten Handelsstadt Griechenlands aufschwang und erst in den letzten Jahren von der mächtig aufblühenden Doppelstadt Athen-Piräus überflügelt worden ist. Aber Hermupolis mit seinen 21250 Einwohnern ist bei allem Wohlstande nur ein Transitplatz, dessen Existenz lediglich auf den wöchentlich mehrmals anlegenden Dampfschiffen beruht. An solchen Tagen verdoppelt sich dort die Rührigkeit: alsdann ist der Hafen überfüllt, und zu den fremden Matrosen gesellen sich diejenigen von den Inseln mit ihren gestickten Sammetwesten und den bauschigen Hosen, die ihnen einen so sonderbaren Gang verleihen. In ihren krummschnäbeligen Schiffen bringen sie Wein von Santorin, Oel von Tinos, Orangen und Honig von Tzia (Keos), Smirgel und Seide von Naxos und holen dafür Baumwollstoffe von Manchester, Marseiller Lichte und Zucker, Triester Topf- und Glaswaaren und deutsche Seide — ein beständiger Tauschverkehr, von welchem das ganze Volk von Maklern und Banquiers, Lastträgern und Krämern, das sich auf dem Felsen von Syra zusammengefunden hat, lebt.

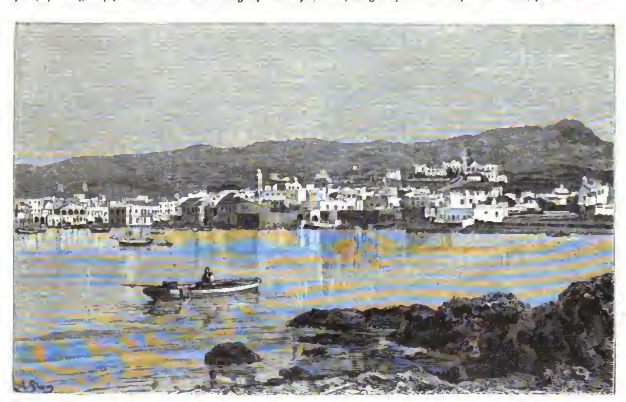
Ein Meeresarm von kaum 20 km Breite trennt Hermupolis von Tinos, eine Strecke, welche das Schiff in anderthalb Stunden zurücklegt. Der erste Anblick der Insel ist nicht viel freundlicher als der von Syra; erst beim Näherkommen bemerkt man einzelne kleine Thäler mit etwas Grün, sorgfältig gepflegten Feldern und weißen Häuschen. Der Flecken H. Nikolaos, der Hauptort der Insel und meist wie diese selbst Tinos genannt, besitzt statt eines Hafens nur eine schlechte Rhede, die der ganzen Wuth der Südwinde ausgesetzt ist. Dadurch wurde auch



Seeleute von den Kykladen. (Nach Photographien.)

Belle's Schiff gezwungen, weit vom Lande entfernt Anker zu werfen. Freundlich und sauber ist das Aussehen der Stadt mit ihren weißen Häusern, den bunten Fenstervorhängen und den zahlreichen Glockenthürmen. Oberhalb der Stadt liegt inmitten grüner Vegetation ein großes Kloster mit langer Säulenhalle, die sich nach der Seeseite hin öffnet; dieses sowohl als auch die prächtige Muttergotteskirche wurde aus den Erträgen von Sammlungen errichtet, welche in der ganzen orthodoxen Welt veranstaltet wurden, als man 1824 bei einer Ausgrabung ein Madonnenbild gefunden hatte. Alljährlich strömen Pilger aus allen Theilen Griechenlands und von den Küsten Kleinasiens herbei, um demselben hier ihre Verehrung zu beweisen.

In früheren Jahrhunderten bestand ein großer Theil der Bevölkerung der Kykladen aus Katholiken; ihre Zahl hat sich indessen sehr vermindert und beträgt heute nicht mehr als 15000 Seelen. Die meisten wohnen auf Tinos; von ihren 20000 Bewohnern gehören etwa 7000 bis 8000 zum Katholicismus, die in 24 Dörfern leben und unter einem in H. Nikolaos residirenden Bischofe stehen. Eine gute Stunde Weges von der Stadt liegen auf dem höchsten Gipfel der Insel die Trümmer einer alten venetianischen Burg; man gelangt dorthin auf einem sehr steilen Wege und berührt dabei unterwegs ein verlassenes Dorf, in welchem mehrere Häuser noch die Wappenschilder der ehemaligen Besitzer tragen. Vom Gipfel des Berges überblickt man einen Theil der Kykladen bis hin zu den Küsten Asiens, vor allem aber alle Thäler und die mit Feigen- und Maulbeerbäumen bestandenen Abhänge der Insel Tinos selbst. Der im hellsten Lichte erglänzende Himmel und die zahlreichen Dörfer mit den geweißten Wänden und flachen Dächern gewähren ein durchaus orientalisches Bild.



Tinos. (Nach einer Photographie.)

Eine Fahrt von $3^1/_2$ Stunden brachte Belle bei Delos vorbei nach der Rhede von Naxia, dem Hauptorte des alten Naxos. Wie die meisten orientalischen Seestädte, so erscheint auch Naxia anfangs von verführerischer Schönheit; aber sobald man den mit Algen und Tang bedeckten Strand betritt, verschwindet alle und jede Illusion. Enge, krumme, mit Stufen versehene Straßen voller Schmutz und Steine, in denen sich Hunde und Schweine umhertreiben, alte wackelige Häuser ohne Licht und Luft und eine kränkliche Bevölkerung, das ist aber auch alles, was die schönste Hauptstadt der Kykladen darbietet. Darum nimmt aber auch ihre Bevölkerung von ca. 2800 Seelen beständig ab, indem jährlich mehr als 200 Personen nach Athen, Saloniki und Smyrna auswandern. Aus Mangel an Arbeitskräften liegt ein großer Theil des Bodens brach. Das Innere ist aber keineswegs so öde, als man beim Anblicke der nackten Küsten glauben sollte, sondern umschließt lachende fruchtbare Thäler, wie das von Drymali, wo ein wahrer Wald von Eichen, Oel- und Nußbäumen gedeiht, oder das von Melanäs, das, noch besser gegen den Nordwind geschützt, Orangen, Granaten und die Cedrofrucht hervorbringt.

In Naxia haben sich von dem ehemaligen Palaste der venetianischen Herzogsfamilie Sanudo, deren Sprößlinge sich sämmtlich wegen ihrer Güte und Tapferkeit bei ihren Unterthanen eines trefflichen Rufes erfreuten, noch Reste erhalten, besonders ein viereckiger Thurm. Innerhalb der Umfassungsmauer dieses Palastes wohnt ein guter Theil der 400 naxischen Katholiken, welche zwar alle von alten adeligen Familien herzustammen sich rühmen, aber dabei durch Eitelkeit, Unruhe und Faulheit den dort von Frankreich unterhaltenen Lazaristen-Patres viel zu schaffen machen. Noch zeigen sie mit Stolz auf die Wappen ihrer Vorfahren über den Hausthüren, und einige Familien bewahren sogar noch alte Pergamenturkunden, wie z. B. die Coronello, aus deren Reihen im 16. Jahrhundert ein Herzog von Naxos hervorgegangen ist.

Durch fortgesetztes Ertönen der Dampfpfeife wurde Belle veranlaßt nach seinem Aviso zurückzukehren; denn der Tag neigte sich seinem Ende zu und die Rhede von Naxia ist so schlecht und bei Nordwind sogar so gefährlich, daß der Kommandant es vorzog, noch am selben Tage nach der gegenüberliegenden Insel Paros hinüberzufahren und auf der Westseite derselben in dem etwas besseren Hafen von Parikia, das auf den Ruinen der antiken Stadt erbaut ist, vor Anker zu gehen und von da aus am nächsten Morgen die Fahrt nach Antiparos fortzusetzen.

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von Ernst Kramberger.

VII.

Beška erinnerte mich besonders lebhaft an die Zeit der Grenze, die ich von meinen Knabenjahren her genau kannte. Der Ort ist recht reinlich und macht durch das ehemalige Kompagniegebäude, die Officierswohnungen und die saubere Kirche einen recht freundlichen Eindruck. Ebenso Krčelin. In letzterem sind viele Häuser an den Thüren und Hausgängen in harmonischer Zusammenstellung von Roth, Grün, Weiß und Schwarz bemalt, was einen überraschenden Effekt hervorbringt. Eine Ulmenallee führt bis Slankamen, das sich aus der Ferne durch eine ganze Reihe am letzten Ende der Fruška-gora stehender und die Flügel träge drehender Windmühlen anzeigt.

Die erste Windmühle in Slavonien datirt aus dem Jahre 1766 und auf Befehl der Hofkriegsstelle mußten 1771 Grenzer sich zur Erlernung holländischen Mühlenbaues nach Dresden begeben. Sonst hat jedes der von Irig herwärts liegenden Dörfer, denen es an Wasser fehlt, seine Roßmühlen. Neu-Slankamen ist ein ganz neu angelegter Ort gemischter Bevölkerung. Es wohnen hier Kroaten, Slovaken, Böhmen und Deutsche, etwa 2500 Seelen im Ganzen. Ist man an der „Kavana" vorüber und östlich in eine der ausnehmend breiten Gassen abgebogen, so steht man ganz unverhofft vor der in 150 m Tiefe mit der Theiß zusammenfließenden Donau, Titel gegenüber. Zu Füßen liegt Alt-Slankamen, links, doch etwas tiefer, auf einem Hügel die Reste einer alten Burg des Zmaj Vuk Branković, der daselbst 1497 starb, rechts auf einer andern Anhöhe dessen alte Kirche byzantinischen Stiles, gut erhalten, und weiterhin gegen Süden hinter Neu-Slankamen und Alt-Pazna das Schlachtfeld, auf dem Ludwig von Baden 1697 das Heer des Veziers Mustafa Cuprilić vollends schlug und aufrieb. Der Weg führt zwischen hohen, nackten Wänden harter gelblicher Erde in Windungen hinab. In der Mitte wird er noch steiler und da taucht auch der schwarze, hölzerne Glockenthurm der katholischen Kirche hinter Bäumen auf. Endlich kommt man mit gesperrten Rädern in eine krumme, von Nord nach Süd laufende Gasse, in der bessere und arme Häuser neben einander knapp am bergigen Ufer lehnen, ohne Ordnung durch einander geworfen. Eine Wirthschaft empfing mich, in der es nicht besonders komfortabel, doch rein und ordentlich aussah. Auch hier wie in Sarengrad lud mich die Wirthin ein mit ihr zu essen. Das Gebäude steht am Wasser und bot mir die beste Gelegenheit, das Treiben am Ufer zu beobachten. Möven schweben schrill schreiend über den Strömen, Kähne mit Melonen und Obst beladen schießen um eine Ecke kommend vorbei, Schiffe dampfen auf- und abwärts, viele biegen in die Theiß ein.

Am Ufer hatte sich eine Anzahl Fischer — die Einwohner sind zumeist geschickte Hausen- und Welsfänger — ein Feuer angezündet, auf drei kreuzweise gesteckten Stangen einen russigen Kessel halb voll Wasser darüber gehangen und nun wurde grüne Paprika, Zwiebel, Salz, Brotrinde und in Stücke geschnittene Fische hineingethan und ein Paprikas gekocht, den die Köche, mit Blechlöffeln im Kreise sitzend, wie zu erkennen, die besten Wünsche für treffliches Gedeihen zusandten. In eine riesige Holzschüssel, in der geschnittenes Brot bereit lag, schüttete man das fertige Gericht, und nachdem die Hüte auf den Boden geworfen worden waren, bekamen die Löffel zu thun. Man lud auch mich nach Landessitte mit einem „Izvolite s nama?" (Ist's gefällig mitzuhalten?) ein, das paprizirte Essen zu theilen, das ihnen ob seiner Schärfe häufiges Räuspern abzwang. Die Burg Slankamen muß sehr groß gewesen sein, denn sie umfing, wie die Mauerreste andeuten, den ganzen Ort nebst der griechischen Kirche. Letztere ist, wenige Sprünge ausgenommen, in gutem Stande. Hinter der Ikonostasis fand ich auf einem kleinen geschwärzten Holzkasten eingeschnitten

* Г : B8K ⁑ ЕYAN ⁑

Δ ѣ ⁑ 1468

d. h. G : Vuk Bran : D.

Nur der Buchstabe Y ist unrichtig, da er ein P (R) sein müßte, was nicht zu verwundern, denn dem Despoten, der die Züge mit seinem Messer eingrub, wird der Unterschied zwischen P (R) und Y (Gje oder ?)) nicht ganz geläufig gewesen sein nach Sitte aller Großen jener Zeit, die keine Federhelden waren.

Vor der Ikonostasis ist Vuk's Betstuhl, der oben eine Krone trägt. In ihm stand der Despot während des Gottesdienstes. Ueber dem hohen Stuhle zeigte man mir einen großen eisernen Nagel in der Wand, auf den er seinen Hut gehangen haben soll.

Dieser Umstand stimmt also überein mit der Sage, daß Branković von Obed (an der Save) mit einem Schritte herüberkam. Jedenfalls wird er nach alle dem ein hochgewachsener Mann gewesen sein.

Auch die Entstehung der Kirche ist an die Sage geknüpft, daß er vom Berge seine Lanze geworfen habe und, wo sie hinfiel, da habe er die Kirche erbauen lassen. Die Wandgemälde im Innern sind sehr alt.

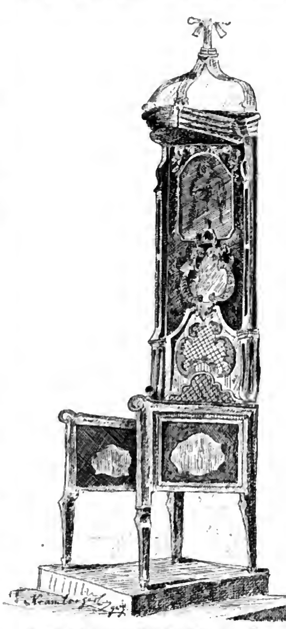
Unweit von der Wirthschaft steht eine Česma, aus der reichlich salziges Quellwasser fließt; es schmeckt wie Ofener Wasser, nur ist es viel salziger. Diese Quelle, die nur zum Tränken des Viehes benutzt wird, gab dem Orte seinen Namen; Slankamen bedeutet Salzstein. In der Uferwand an der Stelle, wo die Donau die Wendung nach

Südwest macht, gähnt ein weites Erdloch, geschwärzt von Rauch, auf schmalem Stege erreichbar, ohne Thür, wohl aber mit einem Fenster versehen: die Wohnung eines Mannes, der nach Troglodytenart darin fortwährend haust. Er kauerte mit einem völlig nackten Kinde in der Oeffnung und legte seine auf Bindfaden hangende, getrocknete Leibwäsche zusammen. Dazu wischte er sich die vom Rauche juckenden Augenwinkel fleißig mit der Hand. Eine drohende Gewitterwolke über dem fahlen Hügel, die schäumende Donau, eine riesige Staubwolke auf der Titeler Seite, die noch im Sonnenlichte blitzenden Thürme der Stadt drüben, grollende Donnerschläge und ein schneeweiß im Winde flatterndes Hemd eines den Friedhof am Berge über der Höhle erklimmenden und so zu sagen in die finstere Wolke hineinsteigenden Mannes gaben ein prächtiges Landschaftsbild.

Ein beschwerlicher Umstand für den Reisenden ist wohl der, daß man von hier aus nur zweimal die Woche mittels Dampfer donauabwärts fahren kann. Nur Mittwoch- und Sonntag-Abend erscheint das Lokalschiff aus Titel und hält an der Theißmündung. Man läßt sich auf einem Kahn dahinfahren und löst dort die Karten für einen der bald erscheinenden großen Dampfer, die ins Schwarze Meer fahren.

Trifft man keinen an den erwähnten Tagen, so muß man eben zu Lande die ziemlich lange Strecke zurücklegen, was, wenn man keine Umwege machen will, eine langweilige Reise ist. Ich entging durch Zufall diesem Geschicke.

Um 10 Uhr Abends hieß es auf dem Schiffe: „Eto Zemuna“, Semlin ist da. Ich bemerkte auf einer Anhöhe viele Lichter, dachte, es wäre Semlin, mußte aber bald erfahren, daß es das gegenüberliegende Belgrad sei. Semlin begrüßt den Ankömmling in so später Abendstunde mit völliger Finsterniß. Das ist für eine Stadt, die weit über 11 000 Einwohner zählt, gerade kein empfehlender Umstand, da es in direkter Verbindung mit so großen Städten wie Wien und Ofen-Pest steht. Auf mein Rufen nach einem Diener, Träger oder Wagen erschien in dem Gewirre der Aussteigenden, die man der Abfahrt des Schiffes wegen zur Eile mahnte, ein Mann, ergriff ohne weiteres meinen Koffer und eilte durch eine finstere Allee hoher Bäume voran. Ich stolperte hinterdrein, bis mich ein Lichtschimmer begrüßte. „In welches Hotel wollen Sie?“ fragte er. „Wie viele giebt es denn?“ „Sechse, alle hier herum.“ Auf meine Anfrage, wo es am besten sei, gab er zurück, ob ich lieber gut esse oder gut trinke, und als ich sagte, daß beides gepaart nicht zu verachten sei, brachte er mich auch richtig in einem ganz nahe gelegenen unter, wo ich fünf leidige Regentage hindurch, die nur stundenweise Sonnenschein hatten, ganz zufrieden sein konnte.



Betstuhl des Despoten Vuk Branković in der Kirche zu Slankamen.

Semlin ist bei Tage betrachtet in der Hauptgasse und etwa zwei Querstraßen recht hübsch, vom Eisenbahndamm beim Viadukt über die Straße nach Surčin aus gesehen wie in einem Garten gelegen, da die vielen Kirchen und die prachtvolle Realschule, sowie die Häuser um die Reste der alten Burg am Hügel und im Vordergrunde die alte Kontumaz zwischen Wein- und Obstgärten lieblich hervorlugen. Anders wird das Bild, wenn man den Hügel besteigt, welcher die alte Burg trug. Man kommt an den Ziegelmauern der neuen, schwach angelegten Festung vorbei, schreitet auf schmalen Stegen an ärmlichen Hütten ohne Hofstelle und Garten entlang, windet sich links und rechts, besteht Kämpfe mit elenden Kötern, die wüthend kläffen und sogar die Waden bedrohen, kriecht hier und da zwischen hohen Nesseln hindurch und schwingt sich endlich auf die alten Mauern. Freilich ist von hier aus die Aussicht nach Belgrad hinüber, auf die Donau und Save, die Gebirge Serbiens und die vielen in Semlin ankernden Schiffe schön und schön auch der Anblick der zwischen Belgrad und Semlin verkehrenden Lokalschiffe und Kähne, die Ansicht der uns zu Füßen liegenden Stadt.

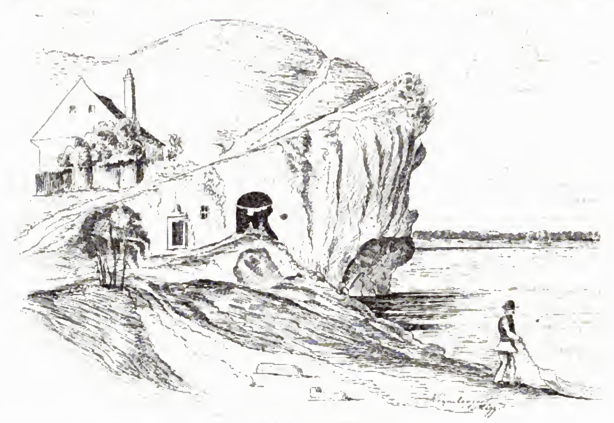
In der Nähe der Burg des Hunjadi, nunmehr nur einige niedrige Mauern, die einst ein mit vier Eckthürmen geschütztes Viereck bildeten, liegt hinter den Festungsmauern, welche nun den Friedhof umgeben, die schöne Grabkapelle der griechischen Familie Hariš Petrović. Das Gebäude ist griechischen Stils und trägt die Aufschrift *Ναος του άγιου Διμιτριου.*

Hier herum und in der Hunjadi-Burg, die auf alten Steinfundamenten aus einer viel früheren Periode ruht, fand man Ziegel in der Größe und Form, wie ich sie schon

in Stupčanica bei Baštaje fand und beschrieb („Globus", XLI, Nr. 24) mit dem ähnlichen Zeichen ∮. Den Stein vom Grabe Hunjadi's, der hier 1456 starb, hat man zwar auch hier gefunden, doch, ich weiß nicht wohin, geschafft.

Am meisten fesselte mich die rege Bewegung am Fischplatze und am Donau-Ufer, wo zahllose mit Gemüse und Obst schwer beladene Kähne vorüber kamen, eine Zeitlang hielten und wieder stromab verschwanden. Berge von Melonen, Paprika, Paradiesäpfeln, letztere von weit über Faustgröße und grellrother Farbe, stark gekerbt und gebaucht, lagen da zum Verkauf aufgethürmt; außerdem gab es da grüne Kürbisse in der Länge eines Mannesarmes, spannlange Bohnen und alle möglichen Arten von Obst und Gemüse; Fische weiter gegen den Hügel hin in allen Größen und von allen Arten. Und doch ist Semlin eine theure Stadt, da die Händler auf bestimmten Preisen beharren und, was nicht nach Wunsch in Semlin losgeschlagen werden kann, nach Belgrad hinüber bringen. Am regsten ist der Verkehr an den Agentien, bei der Haltestelle der Lokaldampfer und bei dem Revisionsgebäude, wo die Kontrolle über die nach Belgrad und zurück fahrenden Personen geübt wird. Mädchen mit kleinen Körbchen am Arme tragen darin unter Tüchern abgesottene und gesalzene in der Milchreife abgebrochene Maiskolben und bieten solche zum Verkaufe an, indem sie mit lauter Stimme: „Vrućih kukuruza" absingen. Die Melodie erinnert an jene des Liedes: „Traute Heimath meiner Lieben."

Dazwischen drängen sich die Čaja-Verkäufer. Čaja ist eine aus äußerst feinem Teige und Fleischfüllung hergestellte strudelartige Speise. Der Teig jedoch wird nicht gewalkt,



Bewohntes Erdloch in Slankamen.

sondern von dem Čaja-Bäcker durch unablässiges Schlagen auf ein Brett und plötzliches Dehnen und Losreißen dünn gemacht.

Witzige Jungen singen ganze Lieder, mit denen sie Käufer anlocken. Obst und Gemüse wird in großen Körben an einer über die Schulter gelegten Stange getragen. Ich staunte über die Lasten, welche auf diese Weise Weiber fortbringen. Unter der ganz krumm gebogenen Tragstange trippelt die von der Last gebückte Gestalt eilig dahin und wendet die Körbe im Ausweichen mit einer merkwürdigen Behendigkeit rechts und links, nach vorn und seitwärts, ohne an jemand anzustoßen. Die Weiber tragen meist blaue Kattunröcke. Wasserwagen, welche von der Donau und zurück durch die Stadt rollen, führen Waschwasser in die Häuser.

Semlin hat eine Menge Aemter und ist als vermittelnder Platz für den Handel Mitteleuropas mit dem Oriente von Bedeutung. Es hat zwei Vorstädte, die eine, Franzensthal, liegt nach Westen an den Weinhügeln auf einem aufsteigenden Plateau. Hier wohnen nur Deutsche und in den Höfen mehrerer Häuser in Erdlöchern ärmere Leute. Die Erdwohnungen sind jedoch ausgetüncht, für den Rauch eine Abzugsöffnung über dem neben der Thüröffnung befindlichen Fenster gelassen und jene wird mit Stroh- und Rohrmatten statt einer Thüre in Angeln verschlossen.

Vom Kalvarienberge an der Straße nach Surčin aus hat man einen Gesammtüberblick über die obere und untere Stadt. Die Bevölkerung ist slavisch, doch giebt es auch Griechen und Ungarn nebst Serben und spanischen Juden hier. Letztere sind Wechsler.

Semlin ist das römische Taurunum, welches sich eine Stunde weit nördlich bis nach dem jetzigen Dorfe Batajnica ausdehnte und durch eine schöne Straße mit Sirmium (Mitrovica) verbunden war. Die Reste derselben sind auch

heute noch sichtbar. Im Mittelalter hieß die Stadt Malevilla; sie hatte im Jahre 1096 während des ersten Kreuzzuges von den durchziehenden Scharen unter Walther ohne Habe viel zu leiden, freilich durch eigene Schuld. Es wurden nämlich mehrere von den Kreuzfahrern, die von der bereits nach Serbien übergesetzten Schar nach Semlin zurückgekommen waren um Waffen zu kaufen, der Waffen und des Geldes beraubt. Als darauf die Kriegerschar unter Peter von Amiens nachfolgte und es ruchbar wurde, daß der Kastellan des Königs Koloman von Ungarn, der Befehlshaber der Festung, Comes et princeps Malevillae, Guz, mit dem griechischen Heerführer Nikita von Belgrad verhandle behufs Vernichtung der Kreuzfahrer, Peter von Amiens außerdem die den Beraubten abgenommenen Waffen und Kleider auf der Festungsmauer ausgehangen sah, beschloß er die Burg zu nehmen, was ihm nach heftigem Kampfe gelang. Von den 7000 Einwohnern wurden 4000 erschlagen, eine Menge Frucht, Schlachtvieh und Pferde mitgenommen. Nach 1125 heißt Semlin mit griechischem Namen Zeugme. In den blutigen Kämpfen der ungarischen Könige und byzantinischen Kaiser von 1149 bis 1166 kam es in verschiedener Besitzer Gewalt, blieb aber schließlich unter griechischer Oberhoheit bis zum Tode des Kaisers Emanuel Komnenos. Nach 1180 wurde es wieder ungarisches Gut, kam 1444 in den Besitz des Gjorgje Branković und 1521 unter Kučuk Ali Beg in den der Türken; erst seit 1792 begann es sich allseitig zu heben und zu Ansehen zu gelangen.

Das hartnäckige Regenwetter zwang mich endlich, die Reise nach Mitrovica auf kothigen Wegen zu machen. Diese sind in solchem Falle höchst fatal. Die Räder versinken tief in dem aufgeweichten Boden, stellenweise kriecht man durch den Schlamm und da die Fruška-gora nur hier und da in einigen Linien zu erkennen ist, wird das Fahren langweilig. Je mehr man sich gegen Kupinovo nach Südwest der Save nähert, desto häufiger wird der Sumpf, und Moräste und Lachen von größeren Dimensionen folgen auf einander. Solche sind Crvenica, Živača, Velika bara, Petrac, Galovača und die interessanteste von allen bei Kupinovo an der Save die Obedska-bara, eine Sumpflache in Hufeisenform, die von Kupinovo, einem sehr langgedehnten Dorfe hart an der Save beginnend, sich zuerst nordöstlich wendet und nach Beschreibung eines großen Bogens gegen Norden südwestlich verlaufend sich immer mehr verflacht und bei Kupinovo endet. Ihre Ufer sind bis ans Wasser mit dichten Eichenwäldern bestanden. Schilf und Röhricht wuchert üppig aus dem Wasser und Saalweiden ragen dazwischen in großen Mengen hervor. Die freien Stellen nennt man Prozor (Fenster). Diese werden jährlich kleiner, da die Weiden und das Rohr überhand nehmen. Sie bedeckt über 1300 Katastral-Joch, ist jedoch trotz der geringen Ausdehnung merkwürdig wegen der zahllosen Arten von Sumpfvögeln, die hier nisten und leben. Sie haben bestimmte Plätze inne, und man kann von dem nach Osten zu hohen Ufer (die Lache ist das alte Bett der Save) das Treiben dieses Volkes betrachten, noch besser, wenn man einen der hohen Bäume ersteigt.

Taucher, Rohr- und Wasserhühner, Dommeln, Schopf-, Nacht-, Purpur- und Edelreiher, Löffelreiher, Scharben, Kibitze, Stock-, Tafel-, Krieck- und Knäckenten, Braunköpfe und Rallen, Teichhühner und zahlreiche andere größere und kleinere, die ich nicht aufzähle, treiben da ihr Wesen und erheben zeitweilig einen wahren Höllenlärm, besonders wenn ein Raubvogel erscheint und sich einen Braten holt, was täglich mehrmals geschieht. Zwerg-, Schrei- und andere Adler, Habichte, Falken, Weihen, Elstern und Krähen rauben junge Vögel, um sie ihrer Brut in die Nester rings im Eichenwalde, die großen Raubvögel sogar, um sie in die Fruška-gora zu tragen. Einen merkwürdigen Anblick gewähren die Reiherarten, wenn sie aus der Höhe wie Federbälle auf ihre Niststätten einfallen. In den Morgenstunden und vor Abend treiben sich solche Massen in der Luft herum, daß ein Sausen entsteht, wie von durch die Luft ziehenden Hagelwolken.

Die Kämpfe, die hier ausgefochten werden, sind zahllos. Der Mensch, der an Vertilgungswuth die Thiere übertrifft, stellt den Nestern und Eiern gierig nach, nur die Unzugänglichkeit mancher Stellen und, wie man mir sagte, in neuerer Zeit das Verbot der Nachstellung, retten vielen die Brut. An der Obedska-bara erhebt sich am hohen Ufer ein altes Kirchlein, erbaut zum Andenken an Angelina, die Gemahlin des Despoten Stephan. Von dem einstigen Kloster Obed, von welchem der Sumpf benannt ist, sind noch einige Reste vorhanden.

Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kastenfrage.

Von Hugo Schanz, Miss. a. D.

I.

Ueber die Kaste und Kastenzersplitterung bei den Hindus Ostindiens ist schon viel geschrieben, noch mehr disputirt und gestritten worden; aber daß diese Frage gelöst, oder auch nur, daß in Europa die Sachlage allerseits recht erkannt wäre, können wir nicht annehmen. Es ist auch in der That nicht leicht, vielleicht unmöglich, eine richtige Anschauung in dieser schweren und verwickelten Frage zu erlangen, wenn man nicht Gelegenheit gehabt, für längere Zeit in und mit diesem merkwürdigen, in vieler Beziehung hochbegabten, aber nach Weise der Orientalen am Althergebrachten mit außerordentlicher Zähigkeit festhaltenden Volke der Hindus zu leben und zu verkehren.

Wenn der Schreiber dieses an die Kastenfrage herantritt, so glaubt er durch über neunjährigen Aufenthalt in Südindien dazu nicht ganz unberechtigt zu sein, zumal es sein Beruf erforderte und ermöglichte, das Volk der Hindus näher zu studiren. Zugleich aber möchte er hierdurch auf ein, wie es scheint, in Europa noch nicht recht bekannt gewordenes, treffliches Buch über diesen Gegenstand aufmerksam machen und zum Studium desselben ermuntern. Es ist das im Jahre 1871 in dem französischen Gebiete Pondichery in Südindien in französischer Sprache erschienene, 500 Seiten umfassende Buch: Essai sur les Castes dans l'Inde. Par A. Esquer, conseiller à la

cour d'appel. Mr. Esquer, der damalige Präsident des Obergerichts in Pondichery, hat augenscheinlich viele Jahre dieser Frage seine besondere Aufmerksamkeit und eingehendes Studium gewidmet, und wenn wir im Folgenden sein Buch hauptsächlich benutzen werden, so wollen wir damit zugleich unsern Dank bezeugen für das uns vom Verfasser gütigst zugesendete Exemplar.

Noch verweisen wir auf wenigstens einige Schriften zu weiterer Orientirung in dieser Frage: Graul: Reise nach Ostindien, Bd. 3, S. 227 ff., Bd. 4, S. 147 ff.; Derselbe: Explanations etc. with regard to the Caste Question, Madras 1851; Derselbe: Die Stellung der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig zur ostindischen Kastenfrage, Leipzig 1861, 96 Seiten, eine vorzügliche Schrift; ferner Dr. Germann's Ziegenbalg und Plütschau, Erlangen 1868, S. 280 ff.; Derselbe: Joh. Phil. Fabricius, Erlangen 1865, S. 204 ff.; Derselbe: Missionar Chr. Friedr. Schwartz, Erlangen 1870, S. 265 ff. ꝛc.

Wir beginnen mit einigen allgemeinen Bemerkungen, der kleinen, oben erwähnten trefflichen Schrift: „Die Stellung der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig zur ostindischen Kastenfrage", entnommen:

„Die indische Kaste ruht einerseits auf einem ursprünglichen Stammesunterschied (daher dschâti, d. i. „Geschlecht") zwischen arischen Einwanderern und nicht arischen Urbewohnern — ein Unterschied, der sich selbst in der Leibesfarbe kundgiebt (daher Kaste auch mit varna, d. i. „Farbe" bezeichnet wird); — andererseits auf Theilung der Arbeit. Die erobernd eingewanderten arischen Herren des Landes (cf. Graul's Reise nach Ostindien, Bd. 4, S. 147 ff. und S. 167 ff.) nämlich bildeten einen — mit der Zeit erblich werdenden — Lehr-, Wehr- und Nährstand (Brahmanen, Kshatryas und Vaisyas) allmählich aus sich heraus, während sie die nicht-arischen Urbewohner, soweit sie es vermochten, in ein Dienstverhältniß zu sich setzten, so zwar, daß unter der Macht geschichtlicher Verhältnisse sich aus diesen Ureingeborenen eine durchaus ehrenvolle Kaste herausentwickelte (das sind die Sudras im Gegensatz zu den Pariahs), die bei einer sehr geringen Zahl eingewanderter Kshatryas und Vaisyas (wie eben im Tamulenlande) leicht in die Beschäftigung dieser beiden arischen Kasten (cf. unten, Anhang) eintreten konnten. Das indische Kastensystem ist daher ein Ergebniß natürlicher Entwickelung des indischen Volksgeistes auf dem Wege der Geschichte, — aber wie alles Natürliche im Heidenthume mit Irrthümern und Sünden vielfach behaftet und von ungöttlichen Mächten stark in Dienst genommen."

„Wie nun das Kastenwesen in seinen ersten Anfängen eine national-sociale Bedeutung hatte, so schließt es noch immer ein volksthümlich-bürgerliches Element in sich, das — ähnlich wie unser deutsches Standes- und Zunftwesen, besonders im Mittelalter, nur in ausgedehnterer und schrofferer Weise — sich unter mannigfachen Abweichungen nach Zeit und Ort hauptsächlich in mehr oder minder starrer Abgrenzung der Beschäftigungen, in mehr oder minder genauer Vermeidung gegenseitiger Berührung, sowie in gegenseitiger Gewährung oder Versagung der Essensgemeinschaft und der Zwischenheirath bethätigt."

„Diese Doppelthatsache wird anerkannt von den bedeutendsten Kennern Ostindiens." — Soweit Dr. Graul a. a. O. S. 1 ff.

Wir behaupten: Daß eine auf einen Flächenraum von 64 720 Quadratmeilen vertheilte Bevölkerung von über 240 Millionen Menschen (wie sie Ostindien hat), welche aus Kindern Japhet's, Ham's und selbst Sem's, oder aus wenigstens dreien der fünf Menschenrassen, nämlich der kaukasischen, mongolischen und malaischen (vielleicht oder wahrscheinlich auch der äthiopischen, fehlt also nur die amerikanische) Rasse in vielfacher Kreuzung zusammengesetzt ist; deren Religionen und Sprachen überdies so sehr verschieden sind (alle drei Hauptklassen von Sprachen nach Maury: einsilbige, Agglutinations- und Beugungssprachen, letztere in mehreren Gruppen, sind vertreten), — daß eine solche Bevölkerung einerlei Sitten und Gebräuche haben sollte: das fällt keinem denkenden Menschen ein und nur zu erwarten!

Diese ganze gewaltige Bevölkerung Ostindiens (wobei die Europäer nicht gerechnet sind) theilt A. Esquer (a. a. O. S. 215 ff.), welchem wir nun in der Hauptsache folgen [1]), in zwei Hauptabtheilungen:

I. Die bei weitem zahlreichere Hauptabtheilung, nicht weniger als 150 Mill. Seelen umfassend, besteht aus den eigentlichen Hindus, die der brahmanischen Religion anhangen (aber in eine große Menge Sekten zerfallen) und dem Kastensysteme unterworfen sind, von den Brahminen herab bis zu den Pariahs (diese eingeschlossen). So verschieden sie unter einander sein mögen, sind sie doch alle durch zwei Bänder mit einander verbunden, welche die Jahrhunderte nicht zu lösen vermochten: 1) die von den Brahminen gepredigte Religion und 2) das Kastensystem. Mit dieser Hauptabtheilung haben wir es im Folgenden bei Darstellung der indischen Kasten beinahe ausschließlich zu thun.

II. Die bei weitem weniger, aber doch noch ca. 40 bis 60 Mill. zählende zweite Hauptabtheilung, nämlich eben die ganze übrige — nicht brahmanische und nicht unter das Kastensystem gebeugte — Bevölkerung Vorderindiens (wiewohl sie im Laufe der Zeit viele, ursprünglich brahmanische Gebräuche angenommen haben), die in folgende drei große Gruppen sich theilen lassen:

1. Die Gruppe der von den Brahminen als Ketzer verurtheilten und früher heftig verfolgten Sekten: 1) die Buddhisten, jetzt nur noch etwa 2 Mill. in Indien übrig; 2) die Dschainas, einige 100 000, welche bis zu einem gewissen Grade Kastenunterschiede haben; 3) die Sikhs (ca. 8 Mill.) in den Thälern des Pendschab („Fünfstromland", Industhal), welche einen von Abgötterei reinen Deismus lehren; 4) die verschiedenen — nicht orthodoxen — Religionssysteme, besonders die Kabirpanthis (eine den Quäkern ähnliche religiöse Gemeinschaft, gestiftet von Kabir, welcher den Götzendienst, die Lehren der Sastras und den Mohammedanismus heftig bekämpfte, im 14. Jahrhundert n. Chr.), die Satnâmis (1658 n. Chr. von Birbhân gestiftet, reine Unitarier) ꝛc.

2. Die Gruppe der in Indien Eingewanderten: 1) die Mohammedaner, etwa 30 Mill. Anhänger in Indien zählend, aus Sayds (Nachkommen des Hussein, Enkels des Mohammed), Scheiks oder Konvertiten, früher Mohren genannt, Pathans oder Afghanen und Moguls zusammengesetzt, zerfallen ihrer Religion nach in Sunniten und Schiiten, wie überall so auch in Indien die letzteren zahlreicher. Gewöhnlich werden sie in zwei Kasten geschieden: die höher stehenden Tulukers (Turuker, Türken) und die tiefer stehenden Sonakers (oder Mohren), erstere Nachkommen der eingewanderten Mohammedaner, letztere Nachkommen der zum Mohammedanismus bekehrten Ureinwoh-

[1]) An seinem trefflichen Buche haben wir nur das eine auszusetzen, daß die Namen der Kasten allzusehr nur in französischer Schreibweise erscheinen und werden wir diesen Mangel möglichst zu berichtigen suchen.

ner; — 2) die als Kolonisten eingewanderten Gebern oder Parsis, aus Persien durch die Mohammedaner vertrieben, sind Feueranbeter, 5000 bis 6000 in Bombay, Surat und an den Küsten des Persischen Meerbusens; — 3) eine jüdische Kolonie (von jetzt mehreren 1000 Familien) auf der Malabarküste in Kotschin; wahrscheinlich nach der Zerstörung Jerusalems 70 n. Chr. eingewandert; — 4) ebendort auch die sogenannten Nestorianischen Christen oder Thomas-Christen.

3. Die Gruppe der zahlreichen Stämme der ersten Ureinwohner Indiens, welche sich der arischen Herrschaft nicht fügten und ihre Kultur nicht annahmen, sondern sich in die Wälder und Gebirge zurückzogen: die Ghonds, Kols, Bhils, Puharris &c., etwa 3 bis 4 Mill. Seelen — auf die wir im Folgenden nochmals zurückkommen werden.

Wir folgen nun dem 4. Kapitel des Buches von A. Esquer, welches den gegenwärtigen Stand der indischen Kasten darstellt (S. 79 bis 214 [1]):

Zuerst einiges Allgemeine über die bekannten vier Hauptkasten:

A. Die Brahminen sind ebensowohl wie die übrigen Kasten dem Strome gefolgt und haben sich in viele verschiedene Kasten getheilt, die unter einander meist weder Essensgemeinschaft noch Zwischenheirath haben. Der Sage nach zerfallen die Brahminen ursprünglich in den Nord- und Südzweig, deren jeder fünf Klassen mit je fünf Unterabtheilungen habe. Nach Einigen theilt sich die Priesterkaste (so heißen die Brahminen, obwohl nur der geringste Theil wirklich Priester sind) in 2000 verschiedene Stämme; in dem kleinen Gebiete von Cutch (im NW) zählt sie nicht weniger als 90 Abtheilungen, die wieder von denen anderer Gegenden sich absondern. Nach Abbé Dubois („Moeurs et coutumes de l'Inde“, Anfang dieses Jahrhunderts) bilden die Brahminen in Südindien vier Hauptklassen mit je 20 Unterabtheilungen. Schon dies zeigt, wie sehr die Brahminen seit Manu's Zeit herabgesunken sind. Die oft erwähnten vier Stufen brahminischen Lebens, durch welche eigentlich ein jeder Brahminenheilige hindurch gehen muß, um zur Vollendung zu gelangen [2]), werden nur noch sehr ausnahmsweise durchlaufen. Die jetzigen Brahminen machen sich keine Skrupel, die verschiedensten Berufsarten zu ergreifen, um „sich den Bauch zu füllen“, und müssen oft genug vor Sudras, ja selbst vor Pariahs, die einen höheren weltlichen Beruf erlangen, sich tief verbeugen, — wiewohl auf der andern Seite gesagt werden muß, daß im Großen und Ganzen die Brahminen in Folge ihrer größeren geistigen Begabung und Intelligenz die meisten der den Eingeborenen anvertrauten Beamtenstellen besetzt halten. Am meisten haben sie sich in der Präsidentschaft Bombay in Ansehen und Achtung zu erhalten gewußt; in der Provinz Punah und bei den Mahratten sind sie noch in voller Autorität, und üben als Peishwas selbst die königliche Gewalt aus (seit Ende des vorigen Jahrhunderts). — Nach Sonnerat (Voyage aux Indes orientales et à la Chine. 3 vol., 1782) theilen sich die Brahminen in drei Hauptklassen: 1) Vaidika-Brahminen oder Smartas (cf. weiter unten), die unter dem Namen Pantschânger sich mit Fertigen des Kalenders und anderen astronomischen und astrologischen Arbeiten beschäftigen; 2) Saiva-Brahminen und 3) Vaishnava-Brahminen, die Alle Priestergeschäfte verrichten — und in drei weltliche Klassen: 1) Tatvâdi-Brahminen (Physiologen); 2) Goutscheliers (?) und 3) Moratiapârpâr (pârpâr ist eine Bezeichnung der Brahminen?).

B. Die Kshatryas sind, bis auf einige Ueberreste in den nordwestlichen Gegenden Indiens, überall fast ganz verschwunden. Nur die Rädschputas, Marattas (und Bondiliers?) stammen, mehr oder weniger rein, von den alten Kshatryas ab.

C. Die Vaisyas finden sich gleichfalls fast nur im NW unter dem (nicht ihnen allein zukommenden Berufs-) Namen Vâniker, d. i. Kaufleute; im Süden Indiens sind sie verschwunden, obwohl einige höhere Sudrakasten sich für Vaisyas ausgeben (Dhâna-Vaisyas, Kaufleute und Wechsler; Bhû-Vaisyas, Ackerbauer; Gô-Vaisyas, Herdenbesitzer). Die Ursache des Verschwindens der Vaisyas scheint dieselbe wie bei dem der Kshatryas zu sein: als sie (die Vaisyas in Folge ihres Reichthumes) zu mächtig wurden, suchten die Brahminen sich ihrer zu entledigen.

D. Die Sudras endlich in ihren vielen Abtheilungen werden wir unten näher kennen lernen. In Folge der beinahe gänzlichen Ausrottung der Kshatryas und Vaisyas sind sie in der socialen Rangordnung bedeutend gestiegen, und wiederum die Pariahs vielfach in die Rangstufe aufgerückt, welche in alten Zeiten die Sudras einnahmen.

Esquer (a. a. O. S. 90 ff.) zeigt, daß eine vollständige und genau nach dem Range geordnete Aufzählung der indischen Kasten ein Ding der Unmöglichkeit ist, schon aus dem einfachen Grunde, weil eine Kaste in anderen Gegenden oftmals eine andere Stellung einnimmt. Es sollen zwar uralte Kupferplatten mit genauer Verzeichnung der Kasten im Tempel zu Condscheveram (nicht weit von Madras, cf. Graul's Reise, Bd. 5, S. 183 ff.) gewesen, diese aber durch die Einfälle der Moguls vernichtet worden sein. Esquer schlägt daher den Weg ein, daß er 1) die Kasten, wie sie im Tamulenlande (besonders im französischen Gebiete von Pondichery) sich finden; 2) die Kasten in Bengalen (besonders in Tschandernagor); 3) die im Telugulande (besonders in Yanaon); 4) die Kasten auf der Malabarküste (besonders in Mahé) und 5) die kastenlosen Pariahs behandelt. Wir wollen nur den ersten Abschnitt ausführlicher behandeln und aus den übrigen Abschnitten einiges Interessantere beibringen.

Die Kasten im Tamulenlande (besonders Pondichery).

Vorbemerkung: Dem Tamulenlande eigenthümlich (und darum, wenn auch unbekannten, jedenfalls neueren

[1]) Das ganze Buch ist eingetheilt in 7 Kapitel: 1) Prolégomènes. Utilité possible et but de cette étude, p. 7; 2) Origine et nature de la distinction des castes, p. 15; 3) Classes mêlées. — Diffusion des castes. — Résultat final, p. 57; 4) État actuel des castes dans l'Inde, p. 79; 5) La réligion Indoue et la Constitution des castes, p. 233; 6) Extinction des castes. — Avenir et regeneration de l'Inde, p. 307; 7) Conclusion, p. 481.

[2]) Die vier Stufen brahminischen Lebens, Ashrama genannt, sind: 1) die des Brahma-tschâri oder Schülers, der nach seiner Weihe mit der heiligen Brahminenschnur sich der Pflege der heiligen Feuer und, unter der Aufsicht eines Guru oder geistlichen Lehrers und Führers, dem Studium der Vedas widmen muß; 2) die des Gruhasta oder Hausvaters, der von seiner Verheirathung an seine religiösen Pflichten treu erfüllen, Gastfreundschaft üben, und einen Sohn zeugen soll; 3) die des Vânasprastha oder Einsiedlers, der, mit oder ohne sein Weib, sich in die Waldeinsamkeit zurückzieht, von Blättern, Wurzeln und Früchten lebt und ganz der Meditation und seinen religiösen Ceremonien sich widmet; endlich 4) die des Sannyasi oder religiösen Bettlers, der keine Ceremonien mehr zu beobachten hat, nur von Almosen lebt und nicht selten ganz nackt geht, — da er ja der Welt ganz abgestorben ist. — Die vierte Stufe umfaßt vier Abtheilungen, jede der drei anderen Stufen je zwei, im Ganzen also 10 Abtheilungen. — Ausführlicheres bei Dubois (a. a. O. S. 91 bis 366); Windischmann („Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte“, S. 902 bis 936) &c.

Ursprungs) ist die auf die Göttin Kâli zurückgeführte Eintheilung fast aller Kasten (mit Ausnahme der Brahminen und einiger Sudrakasten, cf. unten) Südindiens in die rechte Hand, Valangai, und die linke, Idangai, deren Anhänger oft mit einander über ihre respektiven Vorrechte in blutige Händel gerathen sind. Die Linkehandkaste scheint durch Vermischung der Kasten entstanden zu sein, obwohl ihre Anhänger das in Abrede stellen und für sich den Vorrang beanspruchen; freilich straft sie ihre größere Unsittlichkeit Lügen. — An der Spitze der Rechtehandkaste stehen die Bellaler; unter den Kastenlosen gehören zu ihr die Pariahs (daher Valangamattär genannt); an der Spitze der Linkehandkaste stehen die Tschettys, Kaufleute, und die Pantschakammâler, Fünfgewerker, cf. unten; unter den Kastenlosen gehören zu ihr die Sakkilis, Schuhmacher.

A. Brahminenkaste.

Sie zerfällt in 4 (oder 5) Hauptklassen:

1. Adisaivas (Ur-Sivaiten), Priester und Diener an den Sivapagoden, führen den Titel „Guru" (Einzahl; Mehrzahl: Gurukkel).

2. Smartas (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 154 ff.), Anhänger des Advaitasystems, d. i. der strengen Vedantalehre („Geist und Materie sind Eins", oder vielmehr die Materie nur ein Schatten- und Scheinbild, Maya, nur Brahm ist wirklich und ewig), während die Saiva- (unter 1.) und die Vaishnava- (unter 3.) Brahminen ursprünglich mehr dem sogenannten Visisht-Advaitasystem angehörten (d. i. der weniger konsequenten aber praktischeren Vedantalehre, welche der Gottheit Gestalt und Eigenschaften zuschreibt, die Materie als wirklich existirend, aber in den Geist oder die Gottheit zurückstrebend und endlich ganz zurückkehrend auffaßt). Die Smartas, deren Haupt Sankara-Atschârya ist, verehren das Brahm (nicht den Brâhma) als Hauptgottheit, obwohl sie Siva-Abzeichen tragen. Die angesehensten sind die oben erwähnten Pantschânger, Kalendermacher, und die Purôhitas oder Familienpriester. — Sie zerfallen in 16 Unterabtheilungen von Telugu-Abkunft und in 25 Unterabtheilungen tamulischen Ursprungs. Alle führen den Titel „Eiyer oder Ayer" (den auch die europäischen ordinirten Geistlichen, sowie die aus den eingeborenen Sudras ꝛc. ordinirten Landprediger erhalten).

3. Vaishnavas, Vischnuverehrer; die Vornehmsten unter ihnen sind die Gurus oder Priester, genannt Atschâryas oder auch Nambis; die Kandidaten für das Priesterthum heißen Sthânikas. Die übrigen leben von Almosen, oder sind Kaufleute, Schreiber ꝛc. Sie führen den Titel „Ayengâr".

4. Madhvas, sie hängen dem Dvaitasystem, d. i. der Sankhyaphilosophie an (lehren eine uranfängliche und ewig bleibende Zweiheit, die Materie ebenso wirklich und ewig wie der Geist). Von ihnen erlangen Viele Beamtenstellen und führen dann (ebenso wie ihre Priester) den Titel Atschârya, d. i. Priester; die Nichtangestellten den Titel Râyer. Die Madhvas sind nördlichen Ursprungs.

5. Noch sind besonders zu rechnen die sivaitischen Brahminen, welche zu der berühmten Pagode in Sidambaram (oder Tschellambram, etwas nördlich von Tranquebar gelegen) gehören, früher 3000, jetzt kaum 200 Familien, die sich für die vorzüglichsten aller Brahminen halten, obwohl die Tempelbrahminen besonders berüchtigt und rechte Bauchdiener sind (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 39 ff.). Sie heißen Dikshater, d. h. die die heilige Weihe der Saivas erlangt haben (cf. unten Anhang). Ihr Palladium ist eine goldene Statue des Siva. Im Jahre 1752 wurden sie auf einige Zeit durch französische Truppen, die sich im Tempel einquartirten, nach Negapatam, südlich von Tranquebar, vertrieben, und haben seitdem an Zahl sehr abgenommen.

B. und C. Kshatrya- und Vaisyakaste.

Diese fallen hier (im Tamulenlande) aus, da sich kaum einige echte Abkömmlinge derselben finden (cf. oben unter dem Allgemeinen über die vier Hauptkasten).

D. Sudrakaste.

Um so zahlreicher ist die Sudrakaste im Tamulenlande vertreten. Sie zerfallen in 43 (44 cf. unten) Hauptklassen mit vielen Unterabtheilungen.

1. Bellâler (von vellânmei, Beherrscher des weißen scil. Erntefeldes, — oder Diener des Vêl, d. i. des Subrahmanya, des zweiten Sohnes Sivas, des Beschützers der Feldfrüchte) sind Ackerbauer, zum Theil große Grundbesitzer (besonders in Madura und Tandschor), bilden die Aristokratie unter den Sudras, führen einen (indischen) Pflug in ihrer großen Fahne und sind zum Theil Vischnuiten, zum Theil Sivaiten (Verehrer des Vischnu, oder des Siva als obersten Gottes). Die verschiedenen Abtheilungen derselben werden von verschiedenen Autoren verschieden benannt. Esquer unterscheidet 6 (oder 7) in gleichem Range stehende Klassen der Bellâler, nämlich:

a) Tondamandala-Bellâler, in Küsch- und Mêl-Nâttârs zerfallend, in der Gegend von Condscheveram. Tondamandalam ist ein Theil des alten Tschola-Königreichs (cf. Lassen, Indische Alterthumskunde, II, S. 436 ff.). Einige von ihnen, deren Vorfahren den früheren eingebornen Königen als Leibwache dienten, führen den Ehrennamen Savala-Bellâler (Lanzen-Bellâler?). — Sie sind eifrige Sivaiten, führen den Titel Muthelìâr („Oberster"). Aus ihnen wird der Repräsentant aller hohen Sudrakasten, Nâdu genannt, gewählt, während die übrigen Kasten nur je einen Häuptling, Nâttân genannt, über die einzelne Kaste haben.

b) Tschôla-Bellâler (bei Graul Sorzhier genannt), theils Vischnuiten, theils Sivaiten; halten sehr streng auf ihre Kaste, da sie sich für echte Arier (also zu den drei höchsten Kasten gehörig) und für Abkömmlinge der alten Tscholakönige halten. Sie führen den Ehrentitel Pûllay „Kind".

c) Karakâta-Bellâler (bei Graul Kârâler, „Pflughantirer", nach Esquer „Wächter der Pflanzungen"), führen gleichfalls den Titel Pûllay und gehören zum alten Pandionkönigreiche um Madura.

d) Kanabli-Bellâler, sehr selten.

e) Bellântschettys, die unter den Bellâlern, welche Handel treiben und daher den Titel der Kaufleute: Tschetty, angenommen haben.

f) Tulluva-Bellâler oder Agamudiers, gebürtig aus dem Tulluvaland, d. i. Süd-Canara, in vier Abtheilungen zerfallend, führen den Titel Muthelìar oder Pûllay.

Endlich g) Dschaina-Bellâler, die früher Dschainas (mit den Buddhisten verwandt) waren und obwohl zum Brahmaismus zurückgebracht, noch Einiges aus ihrem Kultus beibehalten haben.

2. Cavareis oder Cavarei-Badnger, aus dem Telugulande (Badugu) stammend. Früher Soldaten, sind jetzt viele von ihnen beim englischen Militär oder der Polizei, die anderen meist Juweliere. Sie sind sehr angesehen, führen bei ihren Festen 90 Insignien und haben den Titel Naiker, da sie ihr Geschlecht auf die alten Naikerkönige in Madura zurückführen. Sie sind meist Vischnuiten, besonders Verehrer des Râma (Inkarnation des Vischnu), und

nehmen den zweiten Rang in der Rechtehandkaste ein. Sie zerfallen wieder in 18 Abtheilungen, aus deren oberster das Oberhaupt der niederen Sudrakasten, Desâdi genannt, gewählt wird, und welche ihre besonderen Namen nach ihrer besonderen Beschäftigung führen (z. B. Soldaten oder Polizeidiener, Fabrikanten von Armbändern aus Glas oder Porzellan, Juweliere, Landbauer, Kaufleute in Kalk ꝛc.).

3. Yâdavas oder Ideyer (d. i. Mittlere, nämlich zwischen Ackerbauern und Kaufleuten in der Mitte stehend) sind Hirten, zum Theil auch Ackerbauer und Kaufleute, sehr zahlreich und jetzt sehr geachtet, seit Glieder dieser Kaste, z. B. in Mysore, zur Rádscha- (d. i. Königs-) Würde gelangt sind. Sie verehren besonders den Hirtengott Krishna (Inkarnation des Vishnu); ihre Priester heißen Göâlas oder Göpâlas, deren Würde erblich ist. Sie sind durch Tapferkeit und Zuverlässigkeit berühmt, führen den Titel Pûllay und haben weder mit der Rechten- noch Linkenhandkaste nähere Gemeinschaft. Nach Graul (Reise, Bd. 4, S. 175 ff.) theilen sie sich in acht Hauptklassen mit je 18 Unterabtheilungen und haben einige merkwürdige Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbnissen. Unter den 18 Unterabtheilungen oder Zweigen ist jedesmal nur ein einziger, der mit den 17 übrigen (Essens- und Heiraths-) Gemeinschaft hat, der sogenannte „Liebes-Werk-Zweig“.

4. Tschettys oder Naiker, sind Kaufleute, Banquiers ꝛc. und sehr reich durch Handel und Wucher (12 Proc. ist Armenzinsfuß in Indien; sie nehmen 18, 24 und noch mehr Procente). Sie stehen an der Spitze der Linkehandkaste, geben sich selbst aber für Vaisyas aus und tragen deshalb auch die arische Schnur (Brahminenschnur), sind meist Sivaiten und führen einen Habicht in ihrem Banner. In Pondichery theilen sie sich in vier Klassen. Sie treiben auch viel Handel auf der See. Eine Merkwürdigkeit bei einer Klasse derselben ist, daß sie die Ohrläppchen durch Juwelen ungebührlich lang ausdehnen.

5. Comuttys, wenig zahlreich, aber ziemlich angesehen, trotzdem sie zur Linkehandkaste gehören, sollen von einem Brahminen und einer Frau aus der verachteten Pariahklasse der Sakkili oder Schuhmacher abstammen, daher sie die Sakkilis zu ihren Hochzeiten einladen müssen, enthalten sich (als Abkömmlinge von Brahminen) aller Fleischspeisen und rangiren sich selbst unmittelbar nach den Brahminen, treiben Handel wie die Vorigen, mit denen sie wahrscheinlich auch verwandt sind, und nennen sich Tschettys. Sie führen die arische Schnur und (wie die Brahminen) den rothen runden Fleck auf der Stirne, ein rothes Banner und als besondere Insignien die Magadhatôranam, das sind Seile mit Blumen über die Straße gezogen bei Festlichkeiten. Sie sind theils Vishnuiten, theils Sivaiten, und theilen sich in Nord- und Süd-Comuttys.

6. Rettys oder Reddys, sind von Telugu-Abkunft und wie alle Telugus (nördlich von Madras das Telugaland mit etwa 13 Mill. Einwohnern) von feineren Sitten, Besitzer von Feldern, reich und einflußreich; theils Vishnuiten, theils Sivaiten. Sie sind nicht in rechte und linke Hand getheilt, führen den Titel Retty, und theilen sich in vier Klassen.

7. Kanaker, Schreiber und Rechnungsführer aus uralter Zeit (schreiben und rechnen auf Oleis, das sind getrocknete Palmblätter, mit einem eisernen, unten sehr spitzigen Griffel, sehr zierlich und schnell). Sie führen den Titel Pûllay und gehören zur Rechtehandkaste. Nach Einigen nehmen sie erst die 22. Stelle in der Reihe der Sudrakasten ein; dagegen aber spricht ihr ehrenvoller Titel. Einige dienen bei den Europäern in der einträglichen Stellung als Dolmetscher, Lieferanten oder Unterhändler (ebenso wie auch die Vellâler und Yadavas, cf. oben 1. und 2.); sie theilen sich in vier streng von einander gesonderte Klassen.

Brasilianische Salzgewinnung.

Von Oscar Canstatt.

Der nahezu sprichwörtliche Reichthum Brasiliens erstreckt sich zwar auf tausenderlei der kostbarsten Naturprodukte, an einzelnen dem Menschen ganz unentbehrlichen Dingen jedoch leidet das Land stellenweise auch einen ebenso empfindlichen Mangel. So kommt das Salz z. B. wohl mehrfach vor in Soolquellen und sogenannten Barreros oder Salinas, in größeren Distrikten dagegen fehlt es ebenso wie in Paraguay wieder zum großen Nachtheile der Viehzucht fast ganz. Das Steinsalz selbst findet sich reichlicher eigentlich nur in den brasilianischen Provinzen Matto-Grosso, Goyaz, an den Ufern des Flusses Ivahy in Parana, im Innern Bahias, in Piauhy und besonders in Minas-Geraes. Bittersalz und schwefelsaure Soda erscheint auch, wie man dies in Ceara beobachtet hat, durch Ansetzen an Kalksteinen, im Araripe- und im Ipiapabagebirge. Der seltsamste salzartige Ansatz ist zweifelsohne der des chlorsauren Sodiums am Gneißgestein, wie er hier und da beobachtet wurde. Am Rio Negro gewinnt man das nöthige Salz erst indirekt von Pflanzen und zwar aus den Podostomeen, welche in der stärksten Strömung süßen Wassers auf Felsen wachsen.

In größerer Menge als dort steht das unentbehrliche Mineral den Brasilianern natürlich an der Meeresküste zur Verfügung, wo sich mittels des einfachen Verdunstungsprocesses aus dem Seewasser jede beliebige Quantität Salz gewinnen läßt. Am interessantesten ist die landeseigenthümliche Ausnutzung der oben erwähnten Barreros im Innern von Brasilien. Längs den Ufern des mächtigen San Francisco-Stromes namentlich, etwa da, wo derselbe die Grenze zwischen den Provinzen Bahia und Pernambuko bildet, finden sich in den sandigen Ebenen, welche sich zu beiden Seiten des Flusses über 8 bis 12 Legoas ausdehnen, Vertiefungen von verschiedenem Umfange, die der Strom, wenn er zur Regenzeit austritt, mit Wasser füllt. Nach dem Zurückweichen des Flusses entstehen auf diese Weise eine zahllose Menge kleiner Seen (Lagoas) und Tümpel, welche während der heißen Jahreszeit erst allmählich wieder austrocknen. Auf der Oberfläche von deren sandigem Grunde nun entsteht eine feste, mehrere Centimeter dicke Kruste krystallisirten Salzes, welche sich, so oft sie weggenommen wird, nach wenigen Tagen wieder erneuert.

Mit thunlichster Geschwindigkeit, oft auch mit Gewalt bemächtigen sich in der gelegensten Zeit nun die Bewohner

der Umgebung dieser ausgetrockneten Vertiefungen und siedeln sich auf einige Wochen zur Salzgewinnung in schnell aus Palmenblättern errichteten Hütten rings umher an.

Das erste Geschäft der Arbeiter ist, alles krystallisirte Salz mit Krücken auf Haufen zusammenzuscharren, von wo es in die Filtrirhäute (Bangues) gebracht wird. Es werden zu diesem Behufe vier Pfähle derart von einander entfernt in den Boden getrieben, daß eine große Ochsenhaut mit ihren Enden an sie befestigt werden kann, ohne fest gespannt werden zu müssen. In die Mitte der Haut wird eine Oeffnung gemacht, auf diese Stücke der netzartigen äußeren Bedeckung der Kokospalme gelegt, darüber reiner Sand geschüttet und nun so viel von dem aufgehäuften Salze darauf gelegt, als die Haut zu fassen vermag. Hierauf wird so lange reines, süßes Wasser aufgegossen, bis das Salz ausgelaugt ist. Das gesättigte Salzwasser, durch die erwähnte Oeffnung filtrirend, wird in einem anderen Gefäße aufgefangen und kommt nun in größere, ebenfalls aus Ochsenhaut verfertigte Behälter, in denen man es an der Sonne verdunsten läßt. Schon den ersten Tag entsteht auf der Oberfläche des Wassers eine Kruste, die man niederstößt und dies, so oft eine neue ansetzt, wiederholt. Nach drei Tagen ist das Wasser fast ganz verdunstet, dann schüttet man neuerdings filtrirtes auf, bis das Gefäß mit Salz gefüllt ist. Letzteres wird dann hinausgenommen, kommt in geflochtene, aufgehangene Körbe, aus denen der Rest des Wassers abläuft, und wird endlich auf Trockenbeeten (Terreiros) zum völligen Trocknen ausgebreitet.

Soll das Salz weit verschickt werden, so wird es in lederne, etwa 32 Pfund haltende Säcke verpackt. Man rechnet, daß gewöhnlich in einem der beschriebenen Gefäße, wenn es nur aus einer Ochsenhaut besteht, in 14 Tagen 2 Algueiras (180 Pfund) Salz erzeugt werden.

Sobald die fern gebliebenen Bewohner der Provinz glauben, daß die Salzfabrikation genügende Fortschritte gemacht haben könne, reisen sie mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen versehen nach den Salzdistrikten, und nun beginnt ein lebhafter Handel, in welchem jeder Einkauf mit Salz bezahlt wird. Das gewöhnliche Maß ist ein Teller voll, eine Münzsorte, die so üblich ist, daß bis vor gar nicht langer Zeit in jenen Regionen der Handwerker und selbst der Geistliche, wenn er eine Messe las, häufiger oder lieber mit Salz als mit Geld bezahlt wurde. Die Empfänger veräußern natürlich das Rohprodukt in der Regel wieder an Kaufleute, welche ihre Salzschätze erst in großen Magazinen aufspeichern, ehe sie dieselben mit bedeutendem Gewinne nach den entferntesten Gegenden in den Handel bringen. Von einem rationelleren Salzgewinnungsbetriebe wie etwa in den europäischen sogenannten Meersalinen oder Salzgärten, z. B. in Portugal zu San Ubes, in Frankreich an der Küste des Mittelländischen Meeres, in Languedoc und am Atlantischen Ocean, namentlich zu Croisic und Marennes &c., weiß der Brasilianer nicht viel. Am meisten noch ähnelt seine Methode der Salzgewinnung der russischen Herstellung des Kochsalzes aus den Salzseen im Norden des Kaspischen Meeres, aus dem Elton-, Inderskischen und Bogdo-See. Der hohe Handels- beziehungsweise Tauschwerth des Salzes hingegen erinnert lebhaft an die abyssinischen Amolen oder Salzmünzen. Verfeinerte Salzqualitäten einheimischen Ursprungs wird man zudem in Brasilien wohl selten oder niemals begegnen. Bedürfnisse dieser Art werden ja fast alle von Europa importirt. Die Barreros mögen deshalb eine noch so große Ausbeute liefern, so bleibt den schön etiquettirten englischen, deutschen oder österreichischen Büchsen und Fläschchen mit blendend weißem Tafelsalz doch fort und fort der Absatz in Brasilien gesichert.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich“ enthält in seinem 5. Jahrgange (Berlin 1884) die neuesten Hauptergebnisse der Reichsstatistik in kurzen, leicht verständlichen Uebersichten, welche dadurch, daß ihnen Verhältnißzahlen beigefügt sind, vielfach den Vergleich nach Ort und Zeit ermöglichen. Außer den gewöhnlichen Angaben über Flächeninhalt und Bevölkerung, Bodenbenutzung und Ernten, Produktion der Bergwerke, Salinen und Hütten, Gewerbe u. s. w. erscheinen an neuen Darstellungen zum ersten Mal die Ergebnisse der Berufszählung von 1882, der Viehzählung von 1883, die Vertheilung der Eisenbahnen auf die einzelnen Staatsgebiete, die Durchschnittspreise wichtiger Waaren im Großhandel und eine Kriminalstatistik. Drei Kartenbeilagen veranschaulichen die Vertretung der landwirthschaftlichen, der industriellen und der kommerziellen Bevölkerung in den einzelnen Kreisen und ähnlichen Verwaltungsbezirken.

— Während des Jahres 1883 sind nach officiellen Angaben in Frankreich nicht weniger als 1299 Wölfe erlegt worden, darunter 32 trächtige Wölfinnen, 774 ausgewachsene Wölfe oder nicht trächtige Wölfinnen und 493 Junge. Die Schußprämien dafür beliefen sich auf 103 720 Frcs. Die meisten entfallen auf die Bretagne. Selten haben die Wölfe Menschen angefallen, doch haben sie immerhin mehrere Einwohner der Departements Vosges, Dordogne und Haute-Saône mehr oder minder schwer verletzt.

— Nach dem „Chamber of Commerce Journal“, dem officiellen Organe der Londoner Handelskammer (III, Nr. 30), stellt sich die Einfuhr von Wein in Bordeaux (in Hektoliter) in den letzten sieben Jahren folgendermaßen:

Jahr	Spanien	Italien	Andere Länder	Summe
1877	—	—	—	71 000
1878	—	—	—	174 000
1879	271 000	400	1 600	273 000
1880	644 540	21 967	48 007	714 514
1881	837 103	34 249	231 565	1 109 918
1882	704 960	21 050	234 450	1 049 460
1883	707 519	97 550	360 905	1 065 974

Es kamen also allein im vorigen Jahre fast 100 Millionen Flaschen Wein nur aus Spanien nach Bordeaux, um dort zu Bordeauxwein verarbeitet zu werden! Nach dem Berichte der Handelskammer von Bordeaux für 1882 — 1883 belief sich der Gesammtwerth der Einfuhren 1863 auf 168 552 000 Frcs.; 1879 auf 352 425 564 Frcs.; 1880 auf 381 901 105 Frcs. (die höchste je erreichte Summe) und 1881 auf 362 770 914 Frcs. Der Gesammtwerth der Exporte betrug in denselben Jahren bezw. 258 272 000 Frcs.,

328 342 327 Frcs., 318 698 165 Frcs. und 362 192 069 Frcs., letzteres die höchste Summe, die bis jetzt erreicht worden ist.

Asien.

Das in jüngster Zeit von den Franzosen besetzte Kelong auf der Insel Formosa hat bereits im 17. Jahrhundert in der Geschichte Ostasiens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die Holländer suchten nämlich die Spanier und Portugiesen aus den chinesisch-japanischen Gewässern ebenso zu vertreiben, wie dies ihnen bereits in der Sundasee gelungen war. Zwar mißlang der Versuch sich der Portugiesenstadt Macao zu bemächtigen, aber die Holländer wußten sich auf der Westküste der Insel Formosa festzusetzen, von wo aus sie den Verkehr zwischen Macao und Japan, d. h. also den gesammten japanisch-portugiesischen Handel bedrohten. Da Spanien und Portugal in jenen Zeiten mittels Personal-Union verbunden waren, so suchten die Gouverneure der Philippinen den Portugiesen zu Hilfe zu kommen, zumal der spanisch-amerikanische Handel ebenfalls durch die Niederlassung der Holländer gefährdet erschien. Deshalb schickte der Gobernador D. Fernando de Silva den erprobten Feldherrn D. Antonio Carreño de Valdés mit zwei Galeeren nach der Insel Formosa ab, an deren Nordküste er die Stadt Kilong (spanisch Quilonga) im Mai 1626 besetzte und befestigte. Die Spanier breiteten dann ihre Herrschaft noch über zwei weitere Ortschaften aus, in denen auch das Christenthum festen Fuß faßte, doch sollte die spanische Flagge nicht lange mehr in diesen Theilen Ostasiens flattern. Die Gouverneure der Philippinen versahen nämlich ihre formosanischen Forts nur mit geringen Truppennachschüben, da die ständigen Angriffe der mit den Piraten von Mindanao und Sulu verbündeten Holländer oft sogar Manila selbst bedrohten. Die Holländer benutzten die Schwäche der spanischen Streitkräfte und eroberten nach kurzer Belagerung die spanischen Kastelle von Tanchin und Kelong (1643), um sich aber nicht gar zu lange des neuen Besitzes zu erfreuen, denn ein halbes Menschenalter später nahm ihnen der chinesische Piratenchef Kog-Seng alle ihre Besitzungen auf Formosa ab.

— Ueber die Kohlenminen von Kelong geben wir hier wieder, was Lieutenant Paul Ibis, der dieselben vor neun Jahren besucht hat, darüber berichtet hat (vergl. „Globus" XXXI, S. 233 f.). „Ich fand — schreibt er — das Bergwerk dort noch in ganz primitivem Zustande. An einen geregelten Betrieb der Arbeit ist kein Gedanke; jeder, wer arbeiten will, bohrt sich dort ein Loch, wo er Lust hat, und verwirft es ebenso nach Gutdünken. Dies ist um so leichter, da die Kohlenplatte überall an die Erdoberfläche tritt, also der Anlage von neuen Gängen keine Hindernisse entgegenstehen. Die Platte hat eine Dicke von 25 bis 40 Zoll und fällt nach Süden unter einem Winkel von 15° bis 25°. Die Gänge gehen diagonal und sind etwa 3 bis 4 Fuß hoch und 2 bis 3 Fuß breit, so daß nicht über zwei Mann in einem derselben arbeiten können; zwei andere schaffen in einem Karren die Kohlen an die Oberfläche, von wo sie in kleinen Barken nach Kelong gebracht werden. Die chinesische Regierung hatte die Absicht, den Kohlenbetrieb von Kelong zu heben, doch nach der Meinung eines englischen Ingenieurs, der zu diesem Behufe hergeschickt war, ist die Platte zu klein, um die Ausgaben für Maschinerien und eine Eisenbahn, die von den Minen an den Hafen führen sollte, zu decken. Anders würde die Sache liegen, wenn in der Nachbarschaft mehr Kohlen ausfindig gemacht würden. Die Kohlen von Kelong sind gut, geben bloß 10 Procent Schlacke und kosten pro Tonne nur 4 bis 5 Dollars."

— Die Malaien besitzen nach Mr. Maxwell (s. Isabella L. Bird, Der Goldene Chersones, S. 384) eine große Anzahl von Sprichwörtern, von denen viele den unserigen entsprechen. Unser „Aus dem Regen in die Traufe" drücken sie aus durch „Aus dem Rachen eines Alligators befreit, um in des Tigers Zähne zu fallen". Das „Des einen Glück ist des andern Unglück" lautet im Malaischen: „Wenn die Dschunke scheitert, hält der Hai sein Mahl". „Das Fischnetz schilt den Korb grob geflochten" ist gleichbedeutend mit „Ein Esel nennt den andern ein Langohr". Auch verschiedene Stellen der heiligen Schrift haben ein entsprechendes Gegenstück in den malaischen Sprichwörtern: die Unmöglichkeit, daß der Neger seine Haut und der Leopard sein Fell wechsele, heißt z. B.: „Füttere ein Dschungelhuhn von goldener Schüssel, so läuft es doch in den Dschungel zurück". „Perlen vor die Schweine werfen" heißt: „Wozu stolzirt der Pfau im Dschungel?". „Können Steine Brot werden?" ist folgendermaßen wiedergegeben: „Kann Erde sich in Korn verwandeln?" „Kann man Trauben lesen von Dornen?" hat eine sehr weitläufige Umschreibung: „Pflanze eine bittere Gurke in ein Sagobeet, dünge sie mit Honig, begieße sie mit Syrup und ziehe sie über Zuckerrohr, so bleibt sie doch die bittere Gurke!" und schließlich: „Klares Wasser kommt nie aus trüber Quelle!" Auch einzelne ihrer Redensarten sind überaus charakteristisch; so heißt, im Hinblick auf die Hahnenkämpfe, ein Feigling „Eine Ente mit Sporen"; von einer tückischen Person sagt man: „Er sitzt wie eine Katze und springt wie ein Tiger"; von einem Schwätzer: „Die Schildkröte legt Myriaden Eier und niemand weiß es; die Henne legt eins und sagt es der ganzen Welt." Fatalismus findet seinen Ausdruck in dem Worte: „Selbst der Fisch, der die siebente Tiefe des Meeres bewohnt, geht früher oder später ins Netz". „Bald Regen, bald Sonnenschein" heißt, daß der Tag der Rache nicht fern ist."

Afrika.

— In derselben Weise, wie die Engländer indische Eingeborene von größerer Bildung benutzen, um durch sie die für Europäer schwer oder gar nicht zugänglichen Länder jenseits des Himalaja erforschen zu lassen, gedenkt jetzt der „Service géographique" die topographischen Anlagen von Arabern und Kabylen zu verwerthen zur Durchforschung der Grenzländer von Algerien und Tunesien, wohin Franzosen nur unter großen Gefahren vordringen können. An der Hand der algerischen Generalstabsaufnahmen und der im Süden das Landes ausgeführten Rekognoscirungen werden die dazu geeigneten Leute von den geschicktesten unter den französischen Topographen für ihre Aufgabe vorbereitet werden. So berichtet Ch. Maunoir im „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft (1884 S. 24).

— Die Thüre des Tokul (Hütte) ist nach J. v. Müller (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. 1884, S. 112) den Galla heilig; dieselbe ist schmal, sehr solide konstruirt und mit starken Lederriemen, welche an Stelle der Charniere treten, an den Tokulpfosten befestigt. Wird ein Dorfangehöriger von dem Häuptling in die Acht erklärt, so wird seine Tokulthüre entfernt und ihm dieselbe erst nach Zurücknahme der Acht, welche nach Zahlung von Feldprodukten oder indischen Stoffen erfolgt, wieder zurückgestellt. Der Noli- und Meta-Galla schwört bei seiner Thüre, Kreisende beobachten in der Zeit der Geburt die Thür, befestigen während eines gewissen Zeitraumes die Nabelschnur der Neugeborenen an derselben und kratzen mit einer Lanzenspitze den Schmutz von der Thür, um ihn mit Wasser vermischt dem Häuptling einzugeben. Die Thür stehlen, heißt ihrem Besitzer Namen, Ruf und persönlichen Muth nehmen; die Thür anzuspeien, wird gern gesehen und gilt als Ehre für den Besitzer. Verzierungen der Thüren hat v. Müller nirgends wahrgenommen.

— Bei seiner letzten Kongofahrt 1883 bis 1884 hat Stanley mehrere große, bisher unbekannte Zuflüsse des afrikanischen Riesenstromes entdeckt, über welche Nr. 10 von „Le Mouvement Géographique" einige Angaben macht. Zwei derselben, Lulemgu und Lubilasch, münden auf seinem linken Ufer,

in dem großen Bogen, den der Kongo über den Aequator hinaus nach Norden beschreibt. Den unter 0° 45′ mündenden Lulemgu hält Stanley für den größten aller Nebenflüsse, für größer als Quango und Aruwimi; er ist vielleicht mit dem Kassai identisch. Halbwegs zwischen den Stanley-Fällen und der Aruwimi-Mündung ergießt sich der Lubilasch in den Kongo, wohl derselbe große Strom, der aus den Berichten unserer deutschen Reisenden bekannt ist. Nach Angabe der in Njangwe wohnenden Araber, welche bis dorthin vordringen, finden sich im Lubilasch ca. 50 km oberhalb seiner Mündung Stromschnellen, welche die Schiffahrt hindern. Von dem Sankuru, welchem Stanley früher eine so große Rolle zuwies, hat er diesmal nichts entdecken können. Ebenso wie von Süden, so münden auch von Norden mehrere große Ströme in den Kongo, nämlich außer dem Aruwimi, der mit dem Uelle identisch sein soll, der Itimbiri und der Mbundgu. Ersterer mündet etwas oberhalb des nördlichsten Punktes des Kongolaufes, kommt von Norden und scheint in Dar-Banda, unweit der Schari-Quellen zu entspringen. Stanley ist denselben ein Stück hinaufgefahren und hat an seinen Ufern Handelswaaren aus dem Sudan gefunden. Der Mbundgu ist mit dem großen Flusse der Bangala, den unsere Karten verzeichnen, identisch; er wurde neuerdings von Kapitän Hanssens befahren. An seinem linken Ufer, etwas oberhalb seiner Mündung, liegt eine Anzahl kleiner Dörfer, Ubangi genannt, in denen einer der wichtigsten Märkte in diesem Theile Afrikas abgehalten wird. Dort hat die „Association Internationale“ bedeutende Ländereien erworben und ist mit der Errichtung einer Station beschäftigt. Eine zweite wird in Lulanga oberhalb der Mündung des Lulemgu erbaut.

— In Pretoria, der Hauptstadt von Transvaal, ist eine Proklamation erlassen worden, welche verkündet, daß im Zululande eine Boerenrepublik errichtet worden ist und das Zululand unter dem Protektorate dieser Republik steht, und welche den Häuptling Usibepu auffordert, sich derselben zu unterwerfen. Auch wird erklärt, daß die Errichtung der neuen Republik die Zustimmung des Dinizulu habe, des Sohnes des früheren Kaffernkönigs Cetwayo, den die Boeren zum König proklamirt haben. Der Einfluß des holländischen Elementes in Südafrika nimmt zusehends zu, zu großer Bedrängniß für die Engländer, wie manche Zuschriften an die Londoner Zeitungen beweisen. Daß das nördlich vom Zululande gelegene und Goldfelder umschließende Swaziland demnächst das Schicksal des ersteren theilen werde, ist die nächste Befürchtung; das Ende vom Liede wird nach manchen eine große südafrikanische Republik sein.

Südamerika.

— Hugo Zöller, Specialkorrespondent der „Kölnischen Zeitung“, hat über seine südamerikanische Reise, die er im Auftrage derselben unternommen, jetzt die dritte Publikation erscheinen lassen; auf den „Panamakanal“ (1882) und „Die Deutschen im brasilischen Urwalde“ (1883) folgt jetzt „Pampas und Anden“ (Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1884), worin er aus Uruguay, Argentinien und Paraguay eingehendere, aus Chile, Peru, Ecuador und Columbien flüchtigere Sitten- und Kulturschilderungen bietet, stets unter besonderer Berücksichtigung der in jenen Ländern ansässigen Deutschen (vergl. z. B. S. 142, 185, 285 u. sonst). Mit Hilfe vortrefflicher Empfehlungen gelang es ihm nicht bloß die Präsidenten, die leitenden Minister und sonstigen Machthaber jener Länder persönlich kennen zu lernen und die Aussichten für deutschen Handel und deutsche Kolonisation mit ihnen zu besprechen, sondern es wurden ihm auch bereitwillig viele Staats- und städtische Archive geöffnet. Erst 1½ Jahr nach seiner Rückkehr konnte er die Bearbeitung dieses umfangreichen Materials zum Abschlusse bringen, wobei er sich bestrebte, dem Buche jenen feuilletonistischen Charakter zu geben, der es ganz besonders zu einer unterhaltenden Lektüre macht. Das wilde Reiterleben in den endlosen Pampas von Uruguay und Argentinien, die neueste Geschichte dieser von Revolutionen zerfressenen und dennoch aufwärts strebenden Länder, der raffinirte Luxus solcher Städte wie Montevideo, Buenos Ayres, Santiago und Lima, die herrschende Stellung des deutschen Kaufmannsstandes, die eigenthümlichen Verhältnisse des nach der beinahe gänzlichen Vernichtung eines hochsympathischen Indianerstammes fast nur noch von Frauen bewohnten Paraguay (von den ca. 300 000 Einwohnern sind nur 100 000 männlichen Geschlechts, und der bei weitem größte Theil der letzteren wird von ganz kleinen Kindern gebildet), die stolze Majestät der Anden, die Haltung, welche das siegreiche Chile gegenüber dem niedergeschmetterten Peru einnimmt, und die erschlaffende Tropennatur von Ecuador, Columbien und Westindien — solches ist in großen Zügen der ausschließlich auf persönlicher Anschauung und noch unveröffentlichten Quellen beruhende Inhalt dieses Buches. — Wir gedenken auf dasselbe noch zurückzukommen.

— In allerneuester Zeit hat der Oberlauf des Paraguay (schreibt H. Zöller in „Pampas und Anden“, Berlin und Stuttgart, 1884) eine gewisse kommerzielle Bedeutung erhalten durch den ausgedehnten Handel (namentlich Waffentransport), der sich von dort aus nach dem von der Westküste Südamerikas abgeschnittenen Bolivia zu entwickeln beginnt. Und doch müssen die Schwierigkeiten, mit denen dieser Waarentransport zu kämpfen hat, ganz außerordentlich sein. Pferde nämlich und Maulthiere pflegen in der Umgegend von Curumba zu erkranken und trotz allen Nachschubes schnell zu degeneriren, so daß dort das einzige Beförderungsmittel darin besteht, entweder zu Fuß zu gehen oder auf Ochsen zu reiten. In Buenos-Ayres aber weiß man über diese Handelsstraße nach Bolivia schon recht gut Bescheid und hat sich den Eigenthümlichkeiten des Landes beispielsweise in Bezug auf die Verpackung der Waarenballen mit einer Geschwindigkeit anbequemt, die wir Deutschen uns zum Muster nehmen könnten.

Polargebiete.

— Ein Reuter'sches Telegramm aus New York vom 17. August meldet, daß an der Südwestküste von Grönland einige Schiffsfragmente aufgefunden worden sind, aus deren Marken hervorgehen soll, daß sie zu dem am 13. Juni 1881 nordöstlich von den neusibirischen Inseln untergegangenen Polarschiffe „Jeannette“ gehören. Es wäre das ein höchst merkwürdiges Faktum, das indessen noch der Bestätigung und Aufhellung bedarf.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

IV. (Schluß.)

Antiparos ist von so vielen Klippen umgeben und bietet Schiffen so gar keinen Schutz, daß der Aviso unter Dampf liegen bleiben mußte, um Belle's Rückkehr aus der berühmten Höhle zu erwarten. In Gesellschaft mehrerer Matrosen, die mit Seilen, Fackeln und Leitern versehen waren, begab er sich nach dem kleinen, 2 km vom Meere entfernt gelegenen Dorfe und verschaffte sich dort einen Führer, welcher kurz zuvor einen russischen Admiral nach der Höhle begleitet hatte. Der Eingang in dieselbe bietet nichts Romantisches oder Großartiges dar; er besteht aus einer niedrigen Wölbung über einem großen Felsblocke, an welchem ein langes und festes Tau befestigt wurde; an diesem ließ sich die ganze Gesellschaft, einer nach dem andern hinab, zuerst etwa 3 bis 4 m tief senkrecht, dann über einen steil geneigten Abhang bis zu einem runden, schlüpferigen Felsen, unter welchem sich ein tiefer Abgrund öffnet. Es ist das eine gefährliche Passage, zu deren Ueberwindung kaltes Blut und ein sicherer Fuß gehört. 5 m darunter springt ein kleiner Fels balkonartig vor; zu diesem ließ man sich an einem gut befestigten und mit Knoten versehenen Tau hinab. Nun folgte ein steiler und schmaler Felshang, rechts von der Wand der Höhle, links von tiefen dunkeln Spalten eingefaßt, deren Grund das Fackellicht nicht zu erhellen vermochte. Nach und nach wurde das Gefäll weniger steil, so daß man des Seiles nicht mehr bedurfte, und schließlich gelangte man, nachdem man einen großen Felsen, der den Weg ganz zu versperren schien, umgangen hatte, in eine große Halle, von deren 50 bis 60 m hohen Wölbung enorme Stalaktiten vom sonderbarsten Aussehen herabhingen, während in der Mitte des Raumes auf dem Boden eine Anhäufung von Stalagmiten eine Art riesigen Blumenkorbes von mehr als 8 m Höhe bildete. Von einem brennenden Magnesiumdrahte erleuchtet, nehmen diese kalkigen Gebilde ein geradezu phantastisches Aussehen an.

Die Rückkehr zum Tageslichte war leichter als der Abstieg; nur kletterten die Matrosen mit einer Behendigkeit an den Tauen hinauf, die dem Reisenden nicht beschieden war.

Vier Stunden Fahrt trennten sie von der Insel Milos. Etwa halbwegs passirten sie die Südspitze der Insel Siphnos, deren Klima so gesund ist, sagt man, daß dort Greise von hundert Jahren nicht zu den Seltenheiten gehören. Weiterhin blieben zur Linken die traurigen nackten Felsen von Kimolos, deren Bewohner ihr Trinkwasser von Milos holen müssen. Dann erscheint, überragt von ihren zwei Berggipfeln, die Insel Milos in ihrer ganzen Ausdehnung; von der Nordküste aus schneidet eine Bucht tief nach Südosten in die Insel ein, ein prächtiger Hafen, der einer ganzen Flotte genügenden Ankergrund darböte. Mit bemerkenswerther Sicherheit lotste ein griechischer Pilot den Aviso durch die Einfahrt hindurch, und plötzlich befand sich derselbe in einem weiten Becken, welches ringsum von kahlen, von Schluchten durchfurchten und wenig anziehenden Bergen umgeben war. Am Ende dieses Hafens haben sich am Abhange der Hügel Reste von polygonalen Mauern und Stufen eines Amphitheaters aus weißem Marmor

erhalten. Dicht dabei in einem Weinberge fand im Jahre 1820 ein Bauer die jetzt im Louvre befindliche Venus von Milo.

Lange Zeit war die Insel fruchtbar und blühend; man baute Getreide, Baumwolle, vortreffliche Weine und es gab schattige, wohl bewässerte Gärten, in denen Cedrat-, Orangen- und Citronenbäume gediehen. Aber seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich das alles geändert. In dem



Die Kaimeni bei Santorini. (Nach einer Photographie.)

vulkanischen Boden entstanden nach allen Richtungen hin Spalten, mephitische Ausdünstungen verpesteten die Luft und es brachen salzige und schwefelhaltige Quellen hervor, welche die Ufer der Bucht in Sümpfe verwandelten und unbewohnbar machten. Das Aussehen der Einwohner zeigt auf den ersten Blick, wie ungesund das Leben hier ist:



Der innere Steilabfall von Santorini.

gelbe Hautfarbe, gedunsene Gesichter und geschwollene Beine sieht man überall. Die armen Leute leben in halbverfallenen Hütten und bauen mühselig auf wenigen steinigen Feldern dürftige Gerste und Sesam. Durch Krankheiten und Auswanderung nimmt deshalb auch die Bevölkerungsziffer fortgesetzt ab; einst betrug dieselbe 36 000 Seelen, heute aber kaum $^1/_{12}$ davon, nämlich 3000, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, einen Bruch von Mühlsteinen, die im ganzen Orient hoch geschätzt sind, auszubeuten. Auch finden sich am Berge Kimolo einige Schwefellager, die jedoch in ihren tieferen Lagen wegen zu starker Dampfentwickelung nicht ausgebeutet werden können.

Ohne Bedauern verließ Belle diese ungastliche Insel und ließ den Kurs nach Santorin setzen, die etwa sechs bis sieben Stunden ostsüdöstlich von Milos liegt. Man kam nach einander bei dem felsigen Pholegandros, bei Sikinos, dessen Frauen noch eine nahezu orientalische Tracht tragen, und bei Jos vorbei, auf welchem der Sage nach Homer einst starb. Wenn man sich Santorin nähert, so erscheint es als eine langgestreckte, von dickem Nebel verhüllte Insel; sobald man aber die südliche Einfahrt in den von Santorin und Therasia gebildeten Inselkreis passirt hat, so ist man tief ergriffen von dem außerordentlichen und erschreckenden Schauspiele, welches sich dem Auge darbietet. Man stelle sich ein gewaltiges Becken von 8 km Länge und 4 km Breite vor, das von steil abfallenden Klippen von 300 m Höhe, riesigen Wällen schwarzer, röthlicher oder grünlicher Lava, gebildet wird, und inmitten dieses höllischen Sees eine Anhäufung von Basalt- und Lavablöcken, aus welcher fortgesetzt Flammen und Rauch emporwirbelten und die an Größe noch zunahm. (Belle's Besuch fällt in das Jahr 1868 und das Auftauchen der beiden neuen Inseln Georgios und Aphróessa, die sich schließlich mit der 1707—1712 entstandenen Nea Kaimeni vereinigten, hatte zu Ende Januar oder Anfang Februar 1866 begonnen.) In vorhistorischen Zeiten erhob sich in der Mitte des weiten Bassins, welches jetzt zwischen den Inseln Santorini, Therasia und dem kleinen Aspronosi sich ausdehnt, ein Krater aus dem Meere, warf abwechselnd Asche und Lava aus, deren Schichten sich regelmäßig über einander ablagerten und bildete so eine große kreisrunde Insel, welche von der Peripherie her sanft ansteigend in der Mitte in einem mindestens 600 m hohen Pik endigte. Zuletzt schleuderte der Vulkan einen ungeheuren Aschen- und Bimssteinregen aus, welcher sich als eine weiße, 20 bis 40 Fuß mächtige Schicht über die ganze Insel lagerte. Dann stürzte er in sich zusammen, so daß nur die oben genannten drei Inseln (Santorini, Therasia und Aspronisi) als Reste des Kraterrandes stehen blieben und der Zwischenraum bis zu einer Tiefe von 213 englischen Faden vom Meerwasser erfüllt wurde. Aber die unterirdische Kraft ruhte nicht, und in historischer Zeit stiegen neue Inselbildungen über den Meeresspiegel empor und zwar zuerst im Jahre 197 v. Chr. die sogenannte Paläa Kaimeni (d. h. die alte Verbrannte), dann 1573 die Mikra Kaimeni nordöstlich von der ersteren, dann 1707 bis 1712 zwischen beiden die Nea Kaimeni, die größte von allen dreien, welche dann vor 18 Jahren durch zwei neue Vulkane (Aphróessa und Georgios) weitere Vergrößerungen erfuhr.



Seemann von Kos.

Der französische Aviso hatte über einer schmalen Lavabank, über welcher nur einige Meter Wasser standen, Halt gemacht, dem einzigen Platze, wo er Anker werfen konnte, worauf ein Boot den Reisenden an den Fuß des gewaltigen Klippenabsturzes brachte. Am Rande desselben sah man die Stadt Thera, deren weiße flachdachige Häuser wie Schwalbennester über dem Abgrunde zu hängen schienen. Von dem wellenzernagten Landungsplatze führt im Zickzack ein schmaler Pfad an den senkrechten Felsen empor zur Stadt; schaut man von dort hinab, besonders wenn bei Südwestwind die Wellen drunten sich jagen und an den Klippen zu Schaum zerstieben, so muß man sich wohl hüten, daß einen der Schwindel nicht übermannt. Um so mehr überrascht der Anblick des Ostabfalles der Insel, der sich sanft bis zum Meeresstrande senkt und mit Weingärten und weißen Häuschen übersäet ist. Andere Kulturen als Weinberge und eine andere Beschäftigung als das Keltern kennen die Bewohner von Santorini nicht; denn in dem leicht zerreiblichen, aber die Feuchtigkeit zurückhaltenden und pottaschereichen vulkanischen Tuffe gedeiht die Rebe vorzüglich und liefert den trefflichen feurigen Vino Santo, der die besten spanischen Muskate übertrifft und fast ausschließlich nach Rußland verkauft wird.

Einer prächtigen Aussicht erfreut man sich von dem im Süden der Insel gelegenen Elias-Berge, dessen Ersteigung nur durch die dicke Schicht von Bimsstein, welche ihn bedeckt, etwas beschwerlich gemacht wird: gegen Norden alle Kykladen, wie helle Amethyste in einem goldigen Dunste leuchtend, gegen Osten die türkischen Inseln Astro-



Ein Sphakiote. (Nach einer Photographie.)

palia, Kos, Rhodos und dahinter die Küsten Kleinasiens, und im Süden fern am Horizonte die noch mit Schnee bedeckten Gipfel der Insel Kreta, mit deren kurzem Besuche Belle's Reise ihr Ende erreichte. Das Schiff legte die Entfernung während der Nacht zurück; bei Tagesanbruch lag die lange Kette des Centralgebirges der Insel vor den Augen des Reisenden, sich in gerader Linie nach rechts und links ausdehnend, so weit das Auge reichte. Kanea freilich entspricht dem Bilde noch nicht, das man sich von dem im Alterthume viel gepriesenen Eilande macht: es ist eine kleine Stadt mit weißen Häusern, ohne Bäume, ohne Gärten oder hervorragende Gebäude, im Hintergrunde einer von nackten Hügeln umgebenen Bucht und von hohen, trockenen, grauen Bergen überragt. Kaum daß man hier und da im Grunde einiger Thäler ein paar Olivenbäume bemerkt. In den breiten und tiefen Gräben der Festung wurde damals Gemüse gebaut; die in Moscheen verwandelten Kirchen sind ohne jedes Interesse und nur in einer alten Straße haben sich aus dem sechzehnten Jahrhundert einige venetianische Häuser mit Wappenschildern und Gesimsen erhalten.

In Kanea wie in ganz Kreta besteht die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung aus Griechen. Man rechnete 1878 auf der Insel selbst (d. h. wohl in christlichen Kreisen) dieselbe zu 185 322 orthodoxen Christen, 93 138 Mohammedanern, 1000 Juden und 500 römischen und armenischen Christen, zusammen 279 960 Einwohnern. Fünf Achtel aller Bewohner sind also Christen, drei Achtel Mohammedaner. Dasselbe Verhältniß macht sich auch in anderer Hinsicht geltend; von den 13 Bezirken der Insel waren 8 christlich, 5 mohammedanisch; von den 25 Friedensrichtern 16 Christen, 9 Mohammedaner; von den 80 Abgeordneten zur kretischen Nationalversammlung 49 Christen und 31 Mohammedaner. Von den 88 Gemeinden der Insel haben 51 gemischten Charakter, 34 sind rein christlich und nur 3 rein mohammedanisch; die Christen haben in 43 gemischten Gemeinden die Mehrheit, die Mohammedaner nur in 8 derselben und von den 88 Bürgermeistern



Kretische Küste.

sind 77 Christen und nur 11 Mohammedaner. Doch würde man sehr irre gehen, wenn man, wie öfters geschehen, die Mohammedaner schlechtweg für Türken hielte. Es sind vielmehr Nachkommen griechischer Renegaten, welche sich von den übrigen Griechen der Insel weder in Sitten, noch in Charakter oder Sprache irgendwie unterscheiden. Sie trinken Wein, wie wahre Giauren und können vom Türkischen nur ein paar Gebetsformeln hersagen, deren Verständniß ihnen obendrein abgeht. Darum werden auch die großherrlichen Firmane und die Kundgebungen des Paschas in griechischer Sprache verlesen und angeschlagen.

Von Kanea aus unternahm Belle den gewöhnlichen Ausflug der Besucher Kretas, den nach Süden in die Berge der freiheitliebenden Sphakioten. Der anfangs langweilige Weg führt ansteigend in die äußerst fruchtbare Ebene von Alikiann, wo die Citronen- und Orangenbäume eine ganz ungewöhnliche Größe erreichen, deren Früchte wegen ihres Umfangs und Geschmackes in der ganzen Levante gesucht sind. Es sollen ihrer aus diesem Bezirke allein jährlich gegen vier Millionen Stück ausgeführt werden. Nach der Eroberung durch die Türken wurde dieses auch an prächtigen Weiden, Ackerfeldern und Weinbergen reiche Gebiet an Türken und kretische Renegaten vertheilt; aber diese haben nicht verstanden zu wirthschaften und hauszuhalten und verloren im Laufe der Zeiten ihren werthvollen Besitz wiederum an dessen frühere Eigenthümer, die sich durch Fleiß und Sparsamkeit von Pächtern und Wirthschaftsbeamten wieder zu Grundbesitzern aufzuschwingen verstanden. Die erste Nacht brachte Belle am Nordabhange der Asprovuna, der Berge von Sphakia, in einem elenden Wachthause des Krapi-Thales zu und erstieg am folgenden Morgen die rings umschlossene Hochebene von Askyfo, deren Gewässer nur unterirdisch abfließen, und wo diejenigen Bewohner, welche sich zur Ueberwinterung entschließen, oft zwei Monate von jeder Verbindung mit der Ebene abgeschnitten bleiben. Es giebt kaum eine zweite derartige Gegend, welche so von der Natur selbst befestigt worden wäre, welche so steil abstürzende Verschanzungen und so schmale und schwierige Zugänge besäße, wie diese. Ihre Bewohner, die Sphakioten (das Dorf Sphakia selbst liegt nahe der Südküste),

sind kräftig und hoch gebaut, haben meist blonde lange Haare, große helle Augen und ein feines regelmäßiges Gesicht. Ihre Tracht besteht aus einem Hemde mit weiten Aermeln, einer vorn offenen Weste, einem breiten, mehrmals um den Leib gewickelten Gürtel von rother Leinwand, einem gestickten Jäckchen und weiten blauen Hosen, die in hohen gelben Stiefeln stecken. Selten geht der Sphakiote ohne Flinte und Pistolen aus.

Sehr viel angenehmer, als die erste Nacht bei den albanesischen Zaptiehs im Wachthause, brachte Belle die zweite bei einem Sphakioten auf der Hochebene von Askyfo zu; am dritten Tage stieg er nach dem kleinen Dorfe Sphakia hinab und schiffte sich auf seinem Aviso ein, welcher inzwischen das Westende der Insel umfahren hatte. Einige Stunden später erschienen Kretas Hochgebirge nur noch wie ein blaßer grauer Streifen am Horizonte.

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger.**

VIII.

In diesem Theile Sirmiens haben sich nebst der Tracht auch ältere Gepflogenheiten erhalten. So auch in Hrtkovci und Nikinci bei den Albanesen oder sogenannten Clementinern, welche manches aus ihrer früheren Heimath beibehalten haben. Sie brachten eine Gattung Schafe mit, die anfangs ringsum zahlreich gehalten wurde; sie hießen Clementiner-Schafe und waren ausgezeichnet durch feinere, jedoch kürzere Wolle. Durch nicht enden wollende Kukuruzfelder, über tiefe und häufige Gräben fort, wo man sich in höchster Gefahr befindet umzuwerfen oder den Wagen zu zerbrechen, nähert man sich endlich dem Dorfe Nikinci. Man hatte mir schon vor Jahren und jetzt wiederum von den Clementinern, deren 1700 Familien im vorigen Jahrhundert nach Slavonien kamen, die aber jetzt kaum noch hundert betragen (in Nikinci 17), erzählt, so daß ich höchst gespannt war auf das Volk. Gegenwärtig hat es schon sehr viel von seiner Eigenthümlichkeit abgestreift; namentlich ist dies bei den Männern der Fall, die ihre Sprache seltener sprechen, während sie die Frauen üben und auf die Kinder übertragen. Die egoistischen Männer gehen sogar so weit, daß sie lieber nach Geld und Gut und reicher Aussteuer fragen, als nach der Abkunft und lieber eine reiche „Šokica" (Katholikin) oder sogar Magyarin heirathen als eine Clementinerin. Diese aber würde es nicht über sich bringen einem andern als einem Albanesen zum Altare zu folgen. Die Clementinerinnen haben meist schön geschnittene Gesichtszüge und mandelförmig geschlitzte, dunkle Augen, sind schlank und geschmeidig, ihr Gang ist schön. Die Tracht besteht in einem kurzen bis an die Knie reichenden Rock und einem weißen, auf der Brust offenen Hemde; das Haupt bedeckt ein eigenthümlich geformter, reich mit Bändern und Blumen geschmückter Hut, ein für ein slavonisches Mädchen unerhörtes Kleidungsstück. Darunter stecken breite, aufgebundene Zöpfe. Sonderbar ist es, daß ganz schlanke Personen enorm dicke Waden aufweisen, eine bei jüngeren Mädchen seltene Erscheinung, die sich jedoch dadurch auf natürlichem Wege erklärt, daß sie unter den weißen Strümpfen fingerdicke Wollstulpen tragen, die eng anschließen und bis ans Knie reichen. Außerdem schminken sie sich stark und helfen sich bei dieser Toilette abwechselnd. Die Farbe wird mit der Handfläche aufgetragen. Im Hause wird um die Stirn ein Tuch, die „Samija" gebunden, auch gehen im Hause ältere Frauen bloß mit dem kurzen Rocke von bunter Farbe (Furgunj) und den Wollstulpen ohne Strümpfe herum. Da die Stulpen und der Furgunj gelb und dunkelfarbig sind, so sieht diese Farbenzusammenstellung recht schreiend aus. Im Herstellen von vegetabilischen Farben sind sie, wie auch die Slavonierinnen hier herum, Künstlerinnen; doch greifen sie in neuerer Zeit auch schon zu Mineralfarben aus den Kaufmannsläden. Besonders schön ist die schwarze, gelbe und grüne Farbe, die sie herstellen. Violett ist selten, doch verstehen sie auch solche zu machen. Sie wird erzeugt, indem ein zuerst roth gefärbter Stoff eine Stunde lang in gekochte Knoppern und Blaustein getaucht wird. Die Teppiche sind verschieden von denjenigen, welche andere slavonische Frauen herstellen, doch sehr schön in Farbe und Stoff.

In den Ortschaften gegen Nordwest erhielten sich bis heute einige alte Gebräuche, die recht interessant sind. So z. B. wird bei der Geburt eines Sohnes von einem der anwesenden Weiber oder von der Hebamme eine Haue oder irgend ein anderes Geräth genommen, womit sie den Neugeborenen leicht berührt und spricht: „Werde ein wackerer Pflüger, Hauer und Mäher wie der Vater und ein geschickter Zimmerer und Arbeiter wie dein Großvater." Bei der Geburt eines Mädchens nimmt sie einen Bund Flachs, fährt damit dem Kinde leicht über den Mund und sagt: „Werde eine wackere Spinnerin, Weberin, Näherin und Stickerin wie Mütterchen und Großmütterchen."

Der Pathe bekommt zum Geschenke ein schönes, über zwei Ellen langes an den Enden roth gesticktes Handtuch mit eingewebten farbigen Säumen und Borden oder auch ein schönes Hemde mit weißer Stickerei. Handtücher, die bei Taufen oder Hochzeiten zu Geschenken verwendet werden, sind mit Seide oder Goldfäden an den Enden durchwebt oder gestickt. Dem Kinde werden von den im Hause zusammenkommenden Mädchen Lieder gesungen, ebenso dem Kum (Pathen). Die Wöchnerin, wenn sie nicht die einzige Frau im Hause ist, bleibt drei Wochen daheim, bäckt kein Brot, kocht nicht, und geht sechs Wochen nicht in die Kirche. Erst nach dieser Zeit läßt sie sich vom Priester vor der Kirche einsegnen und in dieselbe einführen und betet für ihr Kind um gutes Gemüth, Gesundheit und Verstand.

Viele aber huldigen außerdem dem lieben Aberglauben. Für das Weinen des Kindes des Nachts wissen sie Mittel. Da es natürlich verschrien (urečeno) sein muß oder ein böser Blick ihm geschadet hat, so wird eifrig nach einem Kraut gesucht, das die Wirkungen der verruchten Zauberei zu nichte macht. Dieses Kraut heißt „Vještički izjed" (etwa „Gift gegen Zauberinnen"); das kocht man und giebt dem Kinde davon zu trinken. Auch wird in Ermangelung solchen Krautes dem Kinde die Wiege mit

Knoblauch eingerieben; hilft dies nicht, so kommen die Fußsohlen daran. Der Knoblauch ist, wahrscheinlich vermöge seines Geruches, überhaupt am besten geeignet dem schändlichen Treiben der Hexen entgegen zu treten und sie von dem Durchschlüpfen durch das Schlüsselloch abzuhalten. Zu dem Zwecke steckt man nur Knoblauch in die Oeffnung für den Schlüssel und um die Wirkung zu erhöhen, bindet oder nagelt man auf eine Thür zwei Besen kreuzweise. Die Hexe, durch das Zeichen an ihre abscheuliche nächtliche Reiterei ermahnt, denkt jedenfalls, daß man sie erkannt hat und kommt nicht.

Für Kopfschmerz giebt es auch Mittel. Die Kandidatinnen der Hexerei, alte Weiber, natürlich nicht alle, sondern nur durch den Volks- oder besser Dorfglauben hierzu befugte, verstehen es „vidati uroke", die Ursache des „Verschreiens (ureći) oder des bösen Blickes (raznieti očima), bezüglich die Urheberin der Verzauberung zu erkennen. Die Alte wirft glimmende Kohlen in ein Becken mit Wasser und denkt hierbei an die ihr des Verschreiens verdächtige Person. Mit dem Wasser wird das Gesicht des Kindes gewaschen. Auch benutzt man auf ähnliche Weise ein rothes Steinchen (Injirok) statt der Kohle.

Als ich fragte, was dann geschehe, wenn das Kind dann noch weiter krank bliebe, erhielt ich die folgerichtige Antwort: „Nije baba pogodila" (die Alte hat es nicht getroffen). Fiebert ein Kind, so bindet man ihm ein Fieberkräutlein (Grozničara) in einem Lappen unter den Hals, und wenn im Herbste die Kraniche ziehen, wirft man ihnen das Fieberkraut nach und ruft: „Kraniche ihr, nehmt das Fieber von hier."

Der Weg von Nikinci über Hrtkovci, wo ebenfalls Clementiner wohnen, und Jarak führt wieder durch sumpfiges Land. Ausgedehnte Felder mit prächtigem Mais dazwischen drücken dem Landstriche ein eigenes Gepräge auf. Die Hirten lagern alle um kleine Feuer und blasen den Dudelsack oder die Diple (Doppelflöte), ohne sich jedoch vor dem Vorüberfahrenden zu erheben, wie dies in Oberslavonien Sitte ist. Endlich ist man froh, wenn man die Thürme von Mitrovica erblickt und in die ganz hübschen Straßen einfährt. Mir gefiel der Marktflecken recht gut. Bis vor kurzem der Stabsort des Peterwardeiner Regiments, ist es mit seinen 5000 Einwohnern noch immer ein ganz ansehnlicher Ort. Der Fremde findet sich bald zurecht und wird gut versorgt. Die Häuser um die drei Plätze sind rein und hübsch, einige ältere nach holländischer Bauart, jene am Save-Ufer einfacher und ländlicher, in eine lange Zeile gebaut, das Ufer des Flusses ist niedrig und kothig und, wenn trocken, recht staubig. Nur die Plätze haben ein Pflaster von runden Steinen, und Koth oder Staub giebt es überall. Die schönsten Gebäude sind die ärarischen und hübsch einige private. Die Kirche des heiligen Dimitrija (katholisch) zeigt keine besonderen Schönheiten. Das im Beginne des 5. Jahrhunderts von Leontius, dem praefectus Illyrici, gebaute templum Demetrii martyris ist längst verschwunden.

Wo man hinblickt, trifft man Reste der zur Römerzeit berühmten Stadt Sirmium, der Hauptstadt von Pannonia Secunda, später Illyriens. Die Stadt war groß und allgemach aus einer Kolonie entstanden, geschmückt mit Palästen und Tempeln, der Sitz der höchsten Behörden, einer Münze, von Waffenschmieden und Werkstätten für Schilde und Schleudern, sowie für Wurfmaschinen. Sie hatte ihre Gladiatoren, ihre Bäder und ihr Forum. Sie wird von Ammianus Marcellinus mater urbium populosa et celebris und von Herodianus urbs maxima omnium ejus regionis genannt. In seiner Blüthe stand der Ort unter der Regierung des Kaisers Probus, der, wie Aurelian hier geboren, seine Macht benutzte nicht allein zur Hebung seiner Vaterstadt selbst, sondern auch zur Kultur des Landes. Er ließ die Sümpfe durch seine Soldaten trocken legen und büßte in Folge dessen durch die Mörderhand eines der deshalb Unzufriedenen sein Leben ein. Sein Leichnam wurde in Sirmium beigesetzt.

Im fünften Jahrhundert kam die Stadt in die Hände der Hunnen, im sechsten in die des Ostgothenkönigs Theodorich; hernach beherrschte es Kunimund, der Gepidenfürst, worauf es die byzantinischen Kaiser an sich brachten. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts belagerte es der Avarenführer Bajan drei Jahre lang und bezwang es durch Hunger. Nach Untergang der Avaren besetzten es die Slaven, bis es dem tückischen Griechen Konstantin Diogenes gelang, den Kroatenban Sermo zu ermorden und durch den Kaiser Vasilije II. zum Präfekten von ganz Sirmien erhoben zu werden (1019). Am Schlusse des elften Jahrhunderts bemächtigten sich die Magyaren des Landes und seiner Hauptstadt, die schon in Trümmern und Schutt dalag. Nur der Tempel des heiligen Dimitrija ragte aus der Zerstörung unversehrt hervor und wurde zum Mittelpunkte einer neuen Ansiedelung, die nach ihm Dimitrovica, Dmitrovica, endlich Mitrovica hieß, welches im 14. Jahrhundert wieder als Handelsstadt emporblühte. Nach der für die Türken siegreichen Schlacht bei Nikopolis (1396) fiel es unter der Brandfackel der Osmanen in Asche zusammen, ohne sich wieder zur frühern Höhe emporschwingen zu können. Seiner Lage nach eignet sich der Ort sehr gut zu einem Platze für den Handel mit dem Landstriche jenseits der Save am rechten Drina-Ufer.

Freilich fehlt gegenwärtig das wichtigste: eine Brücke hinüber, wie sie 579 Bajan und Constantius erbaut hatten, auf deren Erbauung ein im Jahre 1868 dort gefundener Meilenstein des Constantius anspielt.

Wie ich schon bemerkte, stößt man allenthalben auf Reste der ehemals von 300 000 Einwohnern bewohnten Römerstadt. Ich erwähne nur, daß im alten Park eine Anzahl Inschriften auf Steinen herumliegt, daß auf dem ebenen Plane vor dem Marktflecken Reste von Wasserleitungen und Gebäuden erhalten und daß Grabdenkmäler in die Wände mehrerer Häuser eingemauert sind. Eins davon, das neben der Eingangsthür in die ehemalige Regimentskommandantenwohnung in der Hausmauer steckt, zeigt in größeren Dimensionen zwei ruhende Löwen, in deren Mitte ein geflügelter Genius, an eine Urne gelehnt und das Haupt auf ein aufwärts gezogenes Knie stützend, schläft.

Originell fand ich zwei bockartige gemeißelte Thiere in der Wand eines Hauses beim Spital.

An Markttagen wird das sonst ziemlich ruhige Mitrovica zum Sammelpunkte vielen Landvolkes und es bietet sich Gelegenheit an Trachten mehr zu sehen, als sonst möglich ist. Ein auffallend schönes blondes Bauermädchen fiel durch die blendende Weiße der Skute auf; um den Oberleib schmiegte sich ein schwarzes Mieder, auf der Brust mit Silberschnüren wie ein Dolman verziert. Ihr zur Seite schritt eine Frau, die in ein ähnliches Mieder gekleidet, durch ihre mit Gold gestickte Poculica (Frauenhaube), worüber eine bunte Samija (Tuch oder mit weißen Spitzen benähtes Band) schmal zusammengelegt und die Ränder der Poculica umfassend, gebunden war. Man sagte mir, daß hier solch eine Poculica jetzt eine große Seltenheit sei, indem sie, wenn sie überhaupt getragen wird, nur mit Wolle gestickt erscheint. Beide hatten außerdem mit weißen Blumen dick bestickte Aermel, das Mädchen eine bunte, die Frau eine lichtblaue

Seidenschürze und trugen beide Sammetstiefeletten. Die Mode verdrängt den sandalenartigen Opanak immer mehr, wie ich hier sah, und hat diesen nur den Gebirgsgegenden belassen.

Ich hatte später einmal Gelegenheit ein Hemde zu sehen, auf dem die Aermel mit Goldstickerei, Eichenlaub und Eicheln darstellend, geziert waren. Das Mädchen, dem sie angehörten, stammte aus reichem Hause. Um die Mitte des Leibes hatte es eine rothe Wollschnur, die in vielen Kügelchen ähnlich jenen der Platanenbäume endete, zum Halten der aus feinem, durchsichtigem Gewebe gefertigten Schürze gewunden. Auch letztere zeigte eingewebte Blumen und Blätter.

Ich erfuhr nachher und überzeugte mich auch selbst, daß von Osten und Norden her immer weiter gegen Westen die dunklere Tracht einwandert. Noch vor 16 Jahren war viel mehr Nationaltracht in diesen Gegenden, geschweige denn vor 50, wo man ein dunkles Kleid nie zu Gesicht bekam. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit an die Gold- und Silbermünzen, die an Schnüren um den Hals getragen wurden; jetzt sah ich eine große Silbermünze nur am Halse des oben erwähnten Mädchens. Rothe Blumenstickerei, auch blaue in Wolle an den Aermeln sieht man jedoch häufig über Morović hinaus gegen Vinkovci zu. Um einen Bettler, der mit entblößter Brust am Boden lag, hatte sich eine Gruppe gebildet. Der Mensch verstand sein Handwerk. Die offene Brust von Leberflecken ganz bunt und eine kleine Messingglocke, die er statt der Stimme fleißig erklingen ließ, weckten das Mitleid der Vorübergehenden in reichem Maße. Nur ein Zigeuner betrachtete ihn lachend, und er wußte wohl, warum. In schmutzigen Säcken, die er und sein Weib auf der Achsel hangen hatten, trugen sie die Eingeweide eines gefallenen Rindes. Die Zigeuner sind Aasesser, und es sind mir Fälle bekannt, wo diese Parias ein an der Wuth verendetes Rind aufzehrten, indem sie nur den Kopf als schädlich abschlugen, das Uebrige halb brieten.



Bauermädchen aus Čalma im Festkleide.

Es giebt ihrer viele in den Ortschaften unterhalb Vinkovci und dort werden sie überlästig. Merkwürdig waren die Bemerkungen der Bauern, die einem Seiltänzer galten. Während der eine behauptete, der Mann sei ein Genosse des Teufels, erklärte der andere, daß er den Teufel nicht brauche, indem er sich von Zeit zu Zeit etwas auf die Sohlen schmiere, um am Seile kleben zu bleiben. Als ich den Leuten sagte, es sei Kreide, um das Ausgleiten zu verhindern und er nur vermöge seiner Kunst das Gleichgewicht halte, rief der erste: „Ich sagte es ja, er sei des Teufels Genosse!"

An einer Stelle des Marktplatzes vorübergehend, wo Weiber mit Obst saßen, fand mein Begleiter an dem Webemuster der Schürze einer Bäuerin solches Wohlgefallen, daß er dieselbe dem Weibe abkaufen wollte. Sie weigerte sich aber dessen entschieden und gab endlich auf vieles Befragen als Grund an, daß sie in Gefahr komme dem Käufer nachfolgen und immer an ihn denken zu müssen. Als man ihr das Thörichte ihres Aberglaubens vorhielt, rief sie: „Ja znam, što znam, a vi, kako vam volja!" („Ich weiß, was ich weiß, und Sie, nach Ihrem Belieben!")

Es spielt bei sonstigen Käufen und Verkäufen, namentlich wenn es sich um Pferde oder Hornvieh handelt, wieder der Aberglaube seine Rolle. Der Käufer übernimmt das Roß oder das Rind nicht anders, als daß er den Halfter oder den Strick mit verhüllter Hand ergreift, indem er sie in den Saum des Hemdes wickelt. Die bloße Hand würde Unglück bringen. Und in Streitigkeitsfällen, wenn der Käufer trotz gegebenen Aufgeldes das erhandelte Stück nicht übernimmt, führt er als Beweis des nicht völlig abgeschlossenen Kaufes an, er habe das Thier noch nicht mit verhüllter Hand übernommen und könne das Aufgeld zurückfordern. Bei Gericht gilt natürlich seine Ausrede nicht, jedoch gehen solche Käufe ohne Zuthun der Behörde gewöhnlich auf Grund des obigen Arguments zurück. In dieser Gegend sind an Jahrmärkten die „Meane", hausartige Leinwandzelte, ebenfalls, wie im übrigen Slavonien, stark im Schwunge. Einige Tage zuvor schon erscheinen die Meanari mit ihren Zelten. Bänke und Tische werden zusammengezimmert, ganze Lämmer, Schafe oder Schweine am Spieße gebraten, Wein wird ausgeschenkt und dieses Eldorado, dem immer ein eigener Ort angewiesen ist, erfreut sich eines lebhaften Zuspruches. Bald kommt der Tanz dazu und gegen Abend bilden die Meanas für den Zuschauer ein fesselndes Bild.

Unter den Luxusartikeln gehen die Spitzen, am besten, wenigstens noch jetzt und die Spitzenhändler (Čipkari) erfreuen sich zahlreichen Zuspruches. Die jungen Frauen und Mädchen tragen, namentlich in den Dörfern westlich und nordwestlich von Mitrovica, breite Aermel, die am Handgelenke eng zusammengerafft, über die Hand reichen Spitzenbesatz fallen lassen. Auch an die weißen Schürzen kommen viel Spitzen; häufig wird auch ein Spitzentuch um den Nacken geschlungen. Die Bäuerinnen erzeugen auch selbst eine Gattung grober Spitzen für den täglichen Gebrauch.

Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kastenfrage.

Von Hugo Schanz, Miss. a. D.

II. (Schluß.)

8. Seneicodes (?), auch Ileivânicher („Kaufleute in Früchten"), treiben Handel, gehören zur Rechtehandkaste und theilen sich in nördliche, die den Titel Mutheliar, und in südliche, die den Titel Tschetty führen.

9. und 10. Nattamans (d. i. Dorfbewohner) und Maleijamans (d. i. Bergbewohner) bilden jetzt zwei Kasten, erstere zur rechten Hand gehörig, sollen aber von zwei Schwestern abstammen, von denen die eine am Fuße eines Berges, die andere auf dem Berge wohnte. Nach den Brahminen gehören sie ursprünglich zu den Pallys (cf. unter 13.), seien aber durch Reichthum emporgestiegen, da viele von ihnen Besitzer mehrerer Dörfer, d. i. Polygars, geworden seien. Sie sind theils Vischnuiten, theils Sivaiten, auch zum Theil Christen, und führen den Titel Udejer (d. i. Besitzende) oder auch Püllay.

11. Vânicher (verderbt aus Vânydschya d. i. Handel) sind besonders Oelfabrikanten (das Oel wird in sehr einfachen Drehmühlen aus Kokosnüssen gewonnen); da aber das Mißhandeln der Kokosnüsse in ihren Drehmühlen für eine Sünde galt, so wurden sie früher um dieses ihres „widerreligiösen" Handwerkes willen wie Tschandâlas, d. h. Kastenlose, behandelt, haben sich aber durch ihren Reichthum gewisse Vorrechte erworben. Sie stehen auf der dritten Stufe der Linkehandkaste, führen einen Brahminenvogel (eine Art Geier) in ihrem Banner und den Titel Chetty. Sie sind theils Vischnuiten, theils Sivaiten, machen einen unsinnigen Hochzeitsaufwand; zwei Abtheilungen derselben haben Essensgemeinschaft mit den übrigen Sudras (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 168 ff.).

12. Die verschiedenen Weberkasten, eine der zahlreichsten und nützlichsten Sudrakasten, obwohl durch die europäische Maschinenarbeit vielfach in ihrem Gewerbe beeinträchtigt. Die verschiedenen Abtheilungen derselben leben ganz getrennt von einander. Esquer führt die folgenden auf:

a) Koikholer oder Kaikalaver oder Singundar (?), gehören alle zur Sivasekte und verehren besonders Siva's zweiten Sohn Subrahmanya oder Kartikeya, den sie für ihren Urahnen halten. Sie nehmen den 7. Rang in der Rechtehandkaste ein, führen als die Angesehensten der Weberkasten den Titel Mutheliar und in ihrem Banner einen Fuchs, Hirsch und Pfau.

b) Sêscher, machen feine Baumwollengewebe und nehmen den 6. Rang in der Linkehandkaste ein.

c) Katrier (?), weben Seidenstoffe.

d) Sênier und Kannada- (Cannara-) Sênier, haben dieselbe Profession und gehören zur Rechtehandkaste, führen ein weißes Banner, die ersteren mit einer Schlange, die letzteren mit dem gewaltigen Adler Kandapêranda.

e) Sâlier, Padma-Salier und Padu-Salier (cf. Graul's Reise, Bd. 3, S. 235: Tschalier), machen feine und grobe Baumwollengewebe.

f) Pattunûlkârer, Seidenweber, sind neutral in Bezug auf rechte und linke Hand, Vischnuiten, führen ein seidenes Banner.

13. Pallys (nicht zu verwechseln mit den kastenlosen Paller), eine der zahlreichsten und verbreitetsten Kasten, die Bauernarbeit verrichten; von den Vellâlern sehr gering geachtet, halten sie sich selbst zum Theil für Nachkommen der Kschatryas aus dem Agni- oder Feuer-Geschlecht. Nach ihrem geringeren oder größeren Vermögen und Landbesitz führen sie den Titel Padejâtschi, oder Cavoundin (?), oder Udejer (cf. oben 9. und 10.), oder selbst Naiker. In Pondischery sind sie in Bezug auf rechte und linke Hand neutral, sonst überall gehören die Männer zur rechten, ihre Frauen aber zur linken Hand; letztere tragen daher auch Halsbänder von kleinen schwarzen Glasperlen und bedienen ihre Männer mit der linken Hand. Einige Vornehmere unter ihnen enthalten sich der Fleischspeisen, noch wenigere der berauschenden Getränke. Sie führen ein rothes Banner mit einem Hahn und Fuchs, sind theils Sivaiten, meist aber Vischnuiten und verehren besonders Venkada- (d. i. Tripetty-) Râmana, die Gottheit der Pagode in Tripetty zwischen Mayaveram und Combaconum, und die Helden der Mahabharata-Sage. Sie haben ihre eigenen Priester, Pûdschâris, deren Würde erblich ist. Esquer führt 8 Klassen der Pallys auf:

a) Vannier, nennen sich Naiker oder auch Püllay, sind die gebildetsten Pallys, meist Sivaiten, führen ein fünffarbiges Banner mit einem Löwen und Tiger, und rufen wohl auch Kampen, den berühmten Dichter des tamulischen Ramayana, als Schutzgottheit an; sie verwerfen den Unterschied zwischen rechter und linker Hand.

b) Padakâtter („Beschützer der Armee" oder „Waffenträger"), von Räuberhorden entsprungen, welche die alten Rádschas nicht anders zu bändigen wußten, als daß sie ihnen die Polizeimacht übergaben mit dem Titel Taleiver oder Polygars (besonders im Dindigal- und Maduragebiete, cf. unter 32. Kaller).

c) Zemindâr-Pallys, nicht zahlreich, Nachkommen großer Zemindars oder Erbpächter.

d) Arischa-Pallys (von arisi, d. i. Reis?), Landbauer, Gärtner, Feldarbeiter, sind sehr zahlreich.

e) Candeikatti-Pallys (von candei, d. i. ein kriegerischer Knöchelring?), sind Korbmacher.

f) Vana-Pallys, Kaufleute in Früchten.

g) Natta-Pallys, Muschelfischer und

h) Mina-Pallys, Flußfischer (NB. die eigentlichen Fischerkasten cf. unter 24. bis 27.).

14. Kammâler oder Pantschakammâler, Fünfgewerker. Sie theilen sich in 1) Tattâns, Goldschmiede; 2) Tatscher, Zimmerleute; 3) Karumâr oder Koller, Schmiede; 4) Kannâr, Kupferschmiede, Glockengießer ꝛc. und 5) Kal-Tatscher oder Sirper, Maurer. — Ein Kammâle kann irgend eine dieser fünf Beschäftigungen sich wählen, und diese fünf Klassen haben Essensgemeinschaft und Zwischenheirath. Sie behaupten Nachkommen der fünf Söhne des Götter-Architekten Viswakarma zu sein, tragen die arische Schnur und nehmen den 2. Rang in der Linkehandkaste ein. Sie sind Sivaiten und führen in ihrem rothen Banner das Bild des berühmten Affen Hanuman, einer Inkarnation des Siva, außerdem einen Papagei, Geier und

mehrere Abzeichen ihres Berufes. Die Goldschmiede führen den Titel Pati (d. i. Herr, Meister), die anderen den Titel Atschârya (d. i. Priester). Sie haben sich gänzlich von den Brahminen losgesagt; ihre Frauen kleiden sich wie Brahminenfrauen und haben vielfach Vielmännerei (cf. Graul's Reise, Bd. 3, S. 237 ff.; Bd. 4, S. 184).

15. Kall-Ulli-Siddhas, Steinschneider, jetzt nur noch wenig zahlreich (z. B. in Tritschinopoly), aber geschickt in ihrer Kunst.

16. Mutschis, Maler, Vergolder, Tapezierer, Sattler &c., geschickt, aber verachtet, weil sie in Leder arbeiten; sie essen kein Fleisch, sind Vischnuiten, tragen die arische Schnur und führen in ihrem Banner einen Walfisch. Sie beanspruchen den Titel Rao (Rau, von Râdscha), da sie sich für Nachkommen der Mahratten halten; ihre hellere Gesichtsfarbe deutet auch auf nördlichen Ursprung. Unter ihnen sollen die berüchtigten Orgien der Linkehandkasten (Saktidienst der linken Hand) besonders im Schwange gehen.

17. Schânars, auch Suras genannt (von surei, d. i. Palmsaft), zapfen den Saft der Palmyra- und Kokos-Palme ab, besonders zahlreich im südlichen Tinevelly-Gebiet (und in Ceylon, wo sie eine etwas höhere Stellung einnehmen). Sie bilden die 4. Klasse der Linkehandkaste, sind Sivaiten, aber auch Teufelsanbeter (Bhûtas) und führen eine Leiter im Banner (da sie eine solche zum Besteigen der Palmen brauchen). Ihr Titel ist Grâmany, d. i. Dorfbesitzer. Von ihnen sind sehr viele zum Christenthume bekehrt.

18. Sâttânys oder Vaischnavas, handeln mit Blumen, flechten Kränze &c., sind Vischnuiten, führen den stolzen Titel Ayer, wohl wegen ihrer Verbindung mit dem Tempeldienst.

19. Dâsis oder Dêvadâsis bilden die Kaste der Tempeldirnen oder Bajaderen, werden aber aus verschiedenen Kasten (besonders den Weberkasten, oben unter 12.) zu diesem abscheulichen, aber bei den Hindus keineswegs verachteten Beruf genommen. Sie gelten eben als mit der betreffenden Gottheit Verlobte. In ihrem Banner führen sie das Bild des indischen Cupido, Manmathen oder Kâmadêva; ihre Kinder werden Pagodenmusikanten oder Bajaderen.

20. Mêlaker heißen die Bajaderen der Vischnu-Pagoden; sie führen in ihrem Banner ein musikalisches Instrument, Amarom (?) genannt (dem Tambûr ähnlich).

21. Nâttuder oder Nâttumuttukârer, sind die Tanzlehrer der Bajaderen, die mit Cymbeln den Takt schlagen; sie gehören ebenso wie ihre Schülerinnen entweder zur rechten oder zur linken Hand, je nachdem die Pagode, an der sie dienen, zur ersteren oder letzteren gehört.

22. Boys oder Kâvuvôr, Palankinträger, haben ihre besonderen Kastengesetze und keinen Theil an der rechten und linken Hand; ursprünglich Telegus mit erblicher Häuptlingswürde, sind Vischnuiten. Später haben auch Tamulen verschiedener Kasten diesen Beruf ergriffen, und jetzt bilden sie 13 Unterabtheilungen, deren bedeutendsten die Telugeparaboys, Rettyboys, Vallyboys, Schânarboys und Vannârboys sind.

23. Kusaver, Töpfer, fast Alle Sivaiten, tragen den Linga (Phallus &c.) und gehören zur rechten Hand. Desgleichen verehren sie die Mariammei, d. i. die Pocken- (schwarzen Blattern-) Göttin. Sie fertigen außer den verschiedenartigsten Töpferwaaren auch Götzenbilder, heilige Pferde &c. und führen den Titel Pati (cf. oben unter 14.).

24. bis 27. Macuas, allgemeiner Name für die Fischerkasten, auch Mugajer oder Mucuver (vom tamulischen Wort für „untertauchen“), theilen sich in folgende 4 verschiedene Kasten:

24. Patanavas (?), Schiffer und Fischer auf dem Meere (in den sogenannten Kattumaram-Flößen und Booten), sind Sivaiten, gehören zur linken Hand, und führen in ihrem rothen Banner eine Schildkröte.

25. Kareyâr, von derselben Profession, aber Vischnuiten.

26. Sempadaver, Fischer in Teichen und Flüssen, führen ein gemaltes Netz im Banner.

27. Paraver oder Parather, Fischer im Süßwasser, zugleich muthige Taucher und Perlenfischer am Manâr-Golf; sehr viele schon im 16. Jahrh. von dem Jesuiten Xavier getauft, führen aber einen unmoralischen Lebenswandel, und ihre Frauen sind der Prostitution ergeben.

Die Fischerkasten sind in Folge ihres Berufes (sie tödten animalisches Leben!) verachtet. Sie verehren eine (vielleicht chinesische) alte Gottheit, Baouth oder Singaniammen, zu Virampatnam mit Opferthieren, Reis und Früchten &c.

28. Panisey-mager sind die Diener der Vellâler und übrigen hohen Sudrakasten, etwas höher stehend als die Folgenden. Sie laden zu freudigen und traurigen Familienereignissen die Gäste ein.

29. Napitas oder Ambhaschther, die Barbiere der Sudras, sind verachtet in Folge ihres Berufes, aber unentbehrlich, da kein Hindu sich selbst rasirt (Kopfhaar und Barthaar werden — je nach den verschiedenen Kastensitten — verschiedenartig und oft recht wunderlich, ja nach unserem Geschmacke häßlich rasirt, nicht verschnitten allein). Sie treiben auch — wie früher und wohl theilweise noch jetzt auch bei uns — Chirurgie, operiren Hühneraugen &c. und sind Musikanten bei den Pagoden und beim Publikum (bei Hochzeiten, Begräbnissen &c.). Ihre Frauen sind Wahrsagerinnen und leider sehr geschickt im Gebrauche von Mitteln zur Abtreibung der Leibesfrucht &c. Sie sind Vischnuiten.

30. Vannârs, Wäscher, sind noch verachteter als die Barbiere, obwohl ebenso unentbehrlich; sie dürfen nicht den — heilig gehaltenen — Ochsen, sondern nur den Büffel und Esel zum Lasttragen für ihre oft großen Wäschebündel benutzen. Hauptsächlich verehren sie die Mariammei (die Pockengöttin), bei deren jährlichem Feste sie als Priester dienen und einen Hammel opfern. In ihrem Banner haben sie einen weißen Topf, Vellei-pânei, dem Subrahmanya geweiht.

N. B. Die beiden folgenden Kasten, Maraver und Kaller, stellt Esquer viel zu tief, vielleicht sind sie in Pondichery so verachtet; nach Graul rangiren sie oben vor den Schânars unter 17. und mit Recht. Derselbe erwähnt auch noch die von Esquer übergangenen Achampadier, die früher in Tempeln und Palästen Kriegerdienste thaten (cf. Graul's Reise, Bd 4, S. 177 f.), aber in keinem guten Rufe stehen, in Folge der sogenannten „Geheim-Ehe“ (cf. Graul, Indische Sinnpflanzen, S. 147 f.).

31. (eigentlich 17.) Maraver, deren Hauptsitz in und um Ramnad im Süden von Madura ist, sind gleichfalls wie die Achampadier, cf. das NB. zuvor) ein kriegerisches Geschlecht und lebten früher meist vom Raube (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 181 ff.). Ihr gemeinsamer Ehrentitel ist Dêver (sonst zur Bezeichnung der „Götter“ gebraucht!), an einigen Orten Serveikârer (d. i. Militär), Manyakârer (d. i. Aufseher), oder Mudi-Tângki (d. i. Kronenträger). Sie zerfallen in mehrere Abtheilungen, von denen einige sich, sammt ihren Frauen, durch Tapferkeit auszeichneten. Die Ehe ist lax, die Kinder ihrer Kebsweiber heißen

Parivarattar, d. i. Gefolge. Die Adappakârer sind eine entartete und in Hörigkeit lebende Abtheilung.

32 (eigentlich 18., cf. das NB. vor 31.). Kaller, d. i. Diebe oder Räuber, mit den Vorigen verwandt (cf. oben unter 13. b.), lebten gleichfalls lange Zeit vom Raube, und werden noch jetzt, z. B. in Tritschinopoly, als Tag- und besonders Nachtwächter selbst von hohen englischen Beamten besoldet, um Hab und Gut vor ihren Kastengenossen zu schützen, da sie sich als die eigentlichen Herren des Landes in dortiger Gegend ansehen. Unter den vornehmen Familien soll die Beschneidung Sitte gewesen sein. Sie beanspruchen den Kschatryatitel, einige Abtheilungen führen den Titel Viramudejân, d. i. Held, andere Sêneinâden, d. i. Herr der Heerschaar. Das Hauptheiligthum der sogenannten Nâttu-Kaller befindet sich auf einem Hügel Malla-Köttei, wo sie jährlich in kriegerischer Weise das sogenannte Ochsen-Band-Fest feiern (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 178 ff.). Die Ehe ist auch bei ihnen lax, die Ehescheidung leicht. Die Frauen schürzen ihre Kleider hinten und gehen meist mit unbedecktem Busen. Geheimehe ist auch bei ihnen, wie bei den Vorigen, im Gebrauch.

Zu diesen vielen Sudrakasten kommen noch einige Nomaden- und Berg-Stämme, die zum Theil ganz wild leben.

33. Kuraver, Zigeuner, treiben verschiedenes Gewerbe. Die Uppu Kuraver machen Salz und führen es auf Eseln von der Küste ins Innere. Die Totein(?)-Kuraver treiben Schweinezucht und sind Wallgräber. Die eigentlichen Kuraver sind Korbflechter. Die Ter-Keitlans, aus dem Süden, treiben dieselbe Beschäftigung, vermischen sich aber nicht mit den Vorigen. Die Muttu-Kuraver verkaufen Wannen und Bambus. — Die Kuraver essen alle möglichen Arten von Thierfleisch. Die Frauen wahrsagen, tatowiren und ergeben sich der Prostitution (Graul's Reise, Bd. 4, S. 185 f.). Die Kuraver sind, wie die Zigeuner, gefürchtete schlaue Diebe, Bettler ꝛc.

34. Odder, graben Brunnen, Teiche, Kanäle, werfen Erdmauern auf, ziehen Schweine auf ꝛc. Sie sind eifrige Vischnuiten und stammen aus Orissa, haben eine besondere Sprache (das Uriya) und Alphabet.

35. Sanapper, in Madras sehr häufig, weben grobe Säcke für das Getreide.

36. Tomber oder Kûttâdis, sind Taschenspieler, Athleten, Seiltänzer, ungemein gewandt, wie auch ihre Frauen.

37. Rôker, treiben dieselbe unehrliche Hantirung und führen dasselbe zuchtlose Leben wie die Vorigen.

38. bis 41. Die Bergvölker der Nilagiri-Berge im S. W. Vorderindiens, über welche Missionar Metz ein besonderes Büchlein in englischer Sprache geschrieben: „The Tribes inhabiting the Neilgherry Hills; their Social Customs and Religious Rites“, bieten viel Interessantes für die Völkerkunde; hier nur einiges Wenige der Vollständigkeit halber (cf. auch Graul's Reise, Bd. 3, S. 288 bis 317.).

38. Todas, die Aristokratie unter den Nilagiri-Bergvölkern, etwa 100 Familien. Als Gottheit, Hiriadêva, verehren sie die heilige Herdenglocke. Ihre Priester heißen Pâlâl. Sie leben von ihren Büffelherden.

39. Badagas, etwa 15 000 Seelen, haben eine dem Sühnbock im 3. Buche Mosis ähnliche Ceremonie, verehren den Linga (Phallus ꝛc.), und bilden 18 Unterabtheilungen.

40. Kôtas, die Handwerker der Nilagiris, wo sie sieben Dörfer bewohnen, verehren Siva und seine Gemahlin Parvati.

41. Kurumber, sind die Priester und Musikanten, auch Zauberer bei den Tôdas und Badagas. Früher mächtig, wurden sie im 3. Jahrh. n. Chr. von einem Kôla-Könige in die Berge vertrieben.

42. Vêder, Jäger und Vogelfänger, leben an den Abhängen der Gebirge.

43. Iruler, fast ganz wild, leben von Honig und Wurzeln, sind Vischnuiten und dienen bei den wenigen Badagas, welche nicht Sivaiten sind, als Priester.

(Cf. oben das NB. vor 31. die Achampadier, mit welchen 44 Hauptkasten der Sudras im Tamulenlande zu zählen sind.)

Die Kastenlosen,

d. h. die nicht zu den vier Hauptkasten Gehörigen, gewöhnlich Pariahs genannt (von parei, einer großen Trommel), obwohl sie unter sich wieder in Kasten getheilt sind und auf ihre respective Kastenehre halten. Sie zerfallen gleichfalls in rechte und linke Hand zu je fünf Klassen.

A. Rechte Hand. 1) Valluver, Priester, Aerzte, Zauberer, Wahrsager ꝛc. der Pariahs, sind alle Sivaiten und führen ein weißes Banner. Sie vermischen sich nicht mit den übrigen Pariahs. — 2) Valangamugatâr, d. i. Rechte-Hand-Leute im speciellen Sinne, verrichten Feldarbeit, Botendienste; viele von ihnen sind auch im Dienste der Europäer als Köche, Aufwärter ꝛc. — 3) Vettiâns, Musikanten (auch bei Trauer oder Freude der Sudras), verbrennen die Leichname, Todtengräber, Getreidemesser (in der Erntezeit), schaffen gefallenes Vieh bei Seite. — 4) Vannâr, die Wäscher der Pariahs. — 5) Ambhaschther, die Barbiere der Pariahs.

B. Linke Hand. 1) Paller, thun dieselben Geschäfte wie die Valangamugatâr (unter A. 2.), und bestreiten diesen den Vorrang, da sie kein Kuhfleisch essen. — 2) Sakkilis, Schuhmacher (cf. oben Sudrakasten 5. Comuttys), und Kombukârer, Hornbläser, bilden Eine Kaste und verrichten den Pallern manche Dienste. — 3) Töttys, verrichten die niedrigsten Dienste, reinigen die Aborte ꝛc. und verbrennen auch (cf. A. 3.) die Todten. — 4) Panikker, essen grüne Frösche, sind untergeordnete Diener. — 5) Kônamattei, den Töttys ähnlich, suchen einen Erwerb, indem sie den Teichsand durchsieben, in welchem stehend die Tamulenfrauen sich baden, um von diesen beim Baden etwa verlorene Juwelen zu finden, sind auch Pferdeknechte (und als solche verachtet, während mit Ochsen auch vornehme Kasten umgehen), Grashauer ꝛc.

Anm. Von den angeführten Kasten (Sudras und Pariahs) werden 18 als dienende Kasten (Kuti-makkel) betrachtet (cf. Winslow's tamulisch-englisches Wörterbuch).

Anhang.

Ueber die Kasten in Bengalen, im Telugulande und auf der Malabarküste, soweit sie von obiger Darstellung Abweichendes bieten, vergleiche das Buch Esquer's selbst und Graul a. a. O. — Wir fügen hier als Anhang nur noch Einiges über die Beschäftigungen und den Unterricht bei den Hindus hinzu.

Die sechs Beschäftigungen, welche dem heiligen Lande, d. i. Indien, angemessen erachtet werden, sind: 1) Ackerbau; 2) Handwerk; 3) Heirath mit den angemessenen Ceremonien und also Führung des Ehe- und Hausstandes; 4) Handel; 5) Künste, Wissenschaften und Litteratur, Schriftstellerei; und 6) Architektur.

Ebenso werden den vier Hauptkasten je sechs Beschäftigungen zugewiesen, in deren Aufzählung verschiedene

Autoren etwas von einander abweichen. Wir geben sie nach Winslow's tamulisch-englischem Lexikon wie folgt:

1. Den Brahminen eignet: 1) Studiren und Recitiren der Vêdas; 2) Unterricht ertheilen in den Vêdas; 3) tägliche Ceremonien verrichten; 4) die Ceremonien für Andere verrichten; 5) Austheilen von Almosen, Unterstützung religiöser Bettler; und 6) Empfangen von Almosen und Geschenken von würdigen Personen.

2. Den Kschatryas eignet: 1) Studiren der Vêdas; 2) Verrichtung von Ceremonien; 3) Ertheilen von Almosen und Geschenken; 4) Beschützung und Regierung des Landes; 5) Disciplinirung von Truppen; und 6) Kriegführen.

3. Den Vaisyas eignet: 1) Studiren der Vêdas; 2) Verrichtung von Ceremonien; 3) Erwerb von Reichthum; 4) Ertheilung von Almosen; 5) Halten von Viehherden, besonders Kühen; und 6) Ackerbau.

4. Den Sudras eignet: 1) Den ersten drei Kasten dienen (von geistlicher Arbeit ist nicht die Rede!); 2) Erwerb von Reichthum; 3) Ackerbau; 4) Halten von Viehherden; 5) Spielen auf Saiten- und Blas-Instrumenten; und 6) Weberei in Baumwolle und Seide, Tragen von Lasten und andere „Knechts"-Arbeit verrichten. —

Ueber den Unterricht fügen wir hier nur hinzu, was von der Einweihung eines Schülers in die Saiva-Religion, — Siva-dikscha genannt, — und von den drei Stufen des Saiva-Lebens gefordert wird.

Die Siva-dikscha ist eine siebenfache: 1) Tschakschus — oder Nayana-dikscha, sie geschieht durch das Auge des Guru (geistlichen Lehrers und Führers), der den Schüler anblickend, seine geistige Finsterniß und sein moralisches Böse verscheucht, und ihm geistliches Licht mittheilt; — 2) Sparsa-dikscha durch Berührung, indem der Guru seine rechte Hand auf des Schülers Haupt legt und fünf Haupttheile seines Körpers berührt, und ihm so die Kraft der Fünf-Buchstaben- (oder Sylben-) Zauber-Formel (Si|va|na|ma|ya) verleiht; — 3) Vâtsch- oder Vâtschaka-dikscha, durch mündliche Unterweisung und Erleuchtung; — 4) Mânasa-diksha, durch das Gemüth, indem der Guru ein liebendes Interesse am Schüler gewinnt und so dessen Gemüth erleuchtet; — 5) Sâstra-dikscha, geistliche Erleuchtung durch Vermittelung der heiligen Bücher und Wissenschaften; — 6) Yôga- oder Bhâvanâ-dikscha, durch das vom Guru gegebene Beispiel oder Vorbild eines schweigsamen, bewegungs- (leidenschafts-) losen Asketen oder Yôgi (in den vorgeschriebenen acht Körperstellungen); — endlich 7) Avuttiri(?)-dikscha, durch symbolische Figuren, auf dem Erdboden gemacht; diese letztere Art ist zweifach: Njâna- (d. i. Weisheit-) Avuttiri und Kriya- (d. i. Werk-) Avuttiri.

Die drei Stufen endlich, welche der Sivait durchzumachen hat und welche auch dikscha (d. i. Einweihung) heißen, sind: 1) Samaya-dikscha, die Ceremonien, durch welche er unter die Schülerzahl aufgenommen wird; — 2) Visêscha-dikscha, besondere Ceremonien zur Konfirmation des Schülers, die aber nur eigentlichen Saivas ertheilt wird, welche weder Fleisch noch Fisch essen; der Schüler speist hinfort im Geheimen und wird durch diese Konfirmation geschickt, in die Geheimnisse der Agama-Philosophie oder der 28 geheim gehaltenen Bücher der Sivasekte eingeweiht zu werden; — und 3) Nirooâna-dikscha, d. i. die höchste Stufe und Ceremonie, durch welche der Schüler zur Vollkommenheit eines Sivaiten gelangt und befähigt wird, das Opfer, pûdscha genannt, sammt den heiligen Ceremonien selbst zu verrichten, mit dem Guru zusammen zu sitzen und zu essen und alle Vorrechte des Saiva-Systems zu genießen. Denn der bisherige Schüler ist nun selbst zum Guru (geistlichen Lehrer und Führer) geworden und kann Schüler oder Jünger in seine geistliche Pflege und Erziehung nehmen.

Die Insel Basilan (Philippinen).

Die Mai-Nummern des „Diario de Manila" und der „Oceania Española" bringen einige Notizen über Basilan, denen ich Folgendes entnehme:

Die Insel Basilan gewährt schon von der Ferne durch die reiche Vegetation, welche jedes Fleckchen Boden bedeckt, einen reizenden Anblick; trotzdem galt sie bei den Beamten und Soldaten der Philippinen als ein sehr unerwünschter Aufenthaltsort und jeder, der dahin versetzt wurde, trachtete sobald als möglich wieder nach einem anderen Orte, einer anderen Provinz versetzt zu werden und dies aus dem Grunde, weil jeder Europäer oder Mestize, welcher es wagte, einen Schritt aus den Thoren der spanischen Festungswerke zu machen, von den fanatischen Mohammedanern, welche die Insel bewohnen, niedergestochen wurde. Die Insel gehörte nämlich bis zum Jahre 1846 zum Sultanat Sulu; die Veranlassung zur Besitznahme Basilans durch Spanien war die Angst, es könnten die Franzosen hier eine Niederlassung begründen. Guizot beauftragte nämlich den Mr. de la Grène, welcher soeben am 24. Oktober 1844 zu Whampoa den Friedensvertrag mit China abgeschlossen hatte, einen zur Anlage einer Flottenstation geeigneten Hafen im Malaischen Archipel zu erwerben. In Folge dessen erschien der französische Contre-Admiral Cecille mit den Schiffen „La Cléopatre", „La Sirène", „La Victorieuse", „L'Alcmène" und „La Sabine" in den Gewässern von Sulu und Basilan. Wegen Ermordung mehrerer Matrosen gerieth er mit den Eingeborenen der letztgenannten Insel in Konflikt, wobei er den Ort Malugu einäscherte. Die Franzosen fanden indessen in dem Hafen des heutigen Isabela, damals Malamaui oder Malavi genannt (nach dem vorgelagerten Inselchen), den gesuchten Punkt. Es gelang dem Herrn de la Grène vom Sultane von Sulu die Stipulation eines Vertrages zu erwirken, nach welchem die Franzosen das Inselchen Melamaui und den Ort Lapinigani auf Basilan erhalten sollten. Tags darauf (21. Februar 1845) weigerten sich aber der Sultan und die Dattos (Lehensfürsten) den Vertrag zu unterschreiben. Es war dies eine Folge der Bemühungen des spanischen Gouverneurs der Provinz Zamboanga. Die Unterhandlungen zerschlugen sich und Frankreich unternahm um so weniger noch etwas in dieser Angelegenheit, als das Kabinet von Madrid in Paris Gegenvorstellungen erhob. Um aber nicht wieder ähnliche Störungen seiner Machtsphäre fürchten zu müssen, besetzte Spanien die Insel Basilan an jener Stelle, die von den Franzosen einst in Anspruch genommen worden war, und gründete dort ein Fort Namens Isabela.

Die eingeborene Bevölkerung verhielt sich von nun an feindlich gegen die Spanier, welche durch nahezu drei Jahrzehnte es nicht wagen konnten, die äußere Postenlinie zu verlassen, wollten sie sich nicht der Gefahr aussetzen, ermordet zu werden. Einen besonderen Feldzug gegen die durch eine üppige Vegetation gedeckten Feinde, welche jahraus, jahrein die Festung unermüdlich von der Landseite aus cernirten, hielt man wegen der Kostspieligkeit und des vorauszusehenden Blutverlustes für unnöthig, da man durch die Okkupation nur das aus zahlreichen Verträgen mit Sulu datirende Besitzrecht sich wahren wollte. Nur wenn Seeraub konstatirt wurde, dann schossen die in Isabela stationirten Kanonenboote das Heimathsdorf der Piraten in Schutt und Asche. Unter solchen Verhältnissen machte die Ausbreitung der spanischen Herrschaft nur geringe Fortschritte: 1850 waren nur Isabela und das Dorf Pasanhan spanischer Besitz, der im Jahre 1870 außerdem noch die Dörfer Paniguyan, Malamaui und Guibanang umfaßte, welche von 523 Seelen (3 Spaniern, 10 Mestizen, 345 malaischen Christen [meist Bisayern], 112 Mohammedanern und 53 Chinesen) bewohnt wurde, ganz abgesehen von der Besatzung, welche aus Marine- und Landtruppen besteht, und den hier untergebrachten Sträflingen. Seit kurzer Zeit hat sich die Situation erheblich gebessert, Isabela allein zählt jetzt nahezu 600 Bewohner, Pasanhan 800 bis 1000, und während bisher die spanischen Unterthanen außerhalb des Festungsrayons nie ihres Lebens sicher waren, beginnt sich jetzt ein reger Handel mit den Dörfern der Mauren (d. h. der Mohammedaner) zu entwickeln, ja Ende April fuhr der Gouverneur der Insel in einem Kanonenboote um dieselbe herum, hielt vor jedem Küstendorfe und nahm dort die Huldigung der Häuptlinge entgegen.

Diese Veränderung der Sachlage danken die Spanier dem Einflusse eines Deserteurs. Derselbe ist ein Tagale aus der Provinz Cavite, der zur Infanterie ausgehoben wurde, in welcher er es bis zum Korporal brachte. Er gerieth durch seine Unbotmäßigkeit bald mit den Militärgesetzen in Konflikt und zog es nun vor durch Flucht sich der Strafe zu entziehen, wurde aber wieder eingefangen und auf das Presidio von Zamboanga gebracht; doch gelang es ihm auch hier zu entkommen und zwar nach der Insel Basilan. Obgleich er ein kleiner unansehnlicher Mann war, so wußte er sich durch seinen Muth und seine fabelhafte Schußfertigkeit (er verfehlt nie sein Ziel) ein solches Ansehen zu erwerben, daß die Dattos (Fürsten) der Insel ihn bald als ihresgleichen anerkannten, obwohl er nur über eine Bande von 12 Deserteuren und entlaufenen Verbrechern gebot. Mit seiner Horde durchstreifte der gefürchtete Pedro Cuevas — so ist sein Name — die ganze Insel, ohne daß die Mauren es wagten ihn anzugreifen. Während er so die Mauren, welche ihn für den Träger eines unbesiegbar machenden Zaubers hielten, in Schach hielt, war er zugleich ängstlich bemüht, die christlichen Niederlassungen vor Schaden zu bewahren, indem er die Spanier vor jedem geplanten maurischen Ueberfall warnte. Auf diese Weise hielt er sich jede Verfolgung von spanischer Seite fern. Da die Mauern durch ihn alle Raubanfälle vereitelt sahen und Cuevas überdies gegen jeden Datto, der seine Leute gegen die Spanier hetzte, den Krieg erklärte, so beschloß der mächtigste Fürst der Insel, der Paulima Calong, ihn zu vernichten und zog mit 200 Kriegern gegen ihn zu Felde. Cuevas nahm mit seinen Genossen eine günstige Stellung ein und beschoß von dort mit seinem unfehlbaren Gewehre die Feinde, so daß deren Zahl sich immer mehr und mehr zu lichten begann. Der wuthentbrannte Paulima forderte nun durch Parlamentäre den Exkorporal zum Zweikampfe heraus, was dieser auch annahm. Cuevas war der glücklichere, er erlegte seinen Gegner, dessen Krieger ihn nun als ihren Paulima anerkannten. Dieses Ereigniß vermehrte nun sein Ansehen in unglaublichem Grade, das er auch sofort zu Gunsten der Spanier ausnützte. Als nämlich im Jahre 1876 ein Theil der Garnison und sämmtliche vor Isabela stationirten Kriegsschiffe zu jenem Expeditionskorps stießen, welches Sulu eroberte, da planten die maurischen Fürsten einen Handstreich auf das Fort. Da erschien Cuevas — der jetzt von den Mauren Paulima Calong, von den Christen Pedro Calong genannt wird — mit seinen Kriegern vor dem Fort, benachrichtete den Gouverneur von der drohenden Gefahr und bewirkte es, daß die feindlichen Scharen es nicht wagten, einen Angriff zu unternehmen. Da Cuevas überdies christliche Gefangene befreite und entlaufene Verbrecher den Spaniern auslieferte, so wurde endlich sein inständiges Bitten erhört und ihm wie seinen Gefährten ein Generalpardon bewilligt. In seinem Feuereifer bewog er nun die meisten Häuptlinge der Insel, als deren Sultan er angesehen werden kann, der spanischen Regierung sich freiwillig zu unterwerfen. Kein Wunder, wenn der Name dieses loyalen Deserteurs jetzt in Manila im Munde aller Leute ist.

Die Festung Isabela ist durch vier Bastionen geschützt, nur die Kasernen, das Gefängniß und das Haus des Gouverneurs sind von Stein, die übrigen ärarischen und Civilgebäude sind von Holz, Rohr und Nipablättern (von der Palme Nipa fruticans) hergestellt.

Zu bemerken ist noch, daß die Insel nur selten von jenen heftigen Orkanen heimgesucht wird, die in anderen Theilen des Archipels so häufig sich einstellen. Dagegen tritt das intermittirende Fieber in der Zeit von September bis December ein, doch hat sich das Klima der Station in den letzten Jahren erheblich gebessert. F. Blumentritt.

Ein Tam-Tam der Bateke.

Unter diesem Titel beschreibt Graf G. di Brazza-Savorgnan in dem Juniheft des „Bolletino della Societa Geogr. Italiana“ den größten Ball der Eingeborenen, dem er bisher beigewohnt hatte, einen Ball, an dem mehr als 200 Personen theilnahmen. Man stelle sich einen großen, halb von Männern, halb von Frauen gebildeten Kreis vor, alle Theilnehmer aufrecht und in der Mitte etwa 50 Menschen, welche das Orchester bilden. Das Centrum des Kreises wird durch den Tam-Tam eingenommen, einen großen Cylinder von Combo-combo (einer Holzart), der an einem Ende ausgehöhlt ist; über die Höhlung ist ein Widderfell ausgespannt; das andere Ende läuft in vier kurze Füße aus. Ein Mann bearbeitet das Fell mit der Hand und, je nachdem die Schläge mehr in die Mitte oder nach dem Rande zu fallen, wird der Ton höher oder tiefer. Hieran reihen sich die Blasinstrumente in großer Anzahl und ver-

schiedenartiger Form; zunächst dem Tam-Tam-Schläger sitzen vier oder fünf Leute, die in einen großen Kürbis blasen, wodurch ein tiefer Ton, wie von einer Altvioline, entsteht; andere blasen in einen kleineren Kürbis, dem sie höhere Töne entlocken; daneben einige andere mit den allerkleinsten Früchten derselben Art, welche kaum die Größe einer Apfelsine haben, mit zwei Löchern; denselben werden mit leichtem Hauche zwei oder drei verschiedene Noten entlockt. Auch das gewöhnliche Saiteninstrument ist vertreten; es wird gebildet aus einem Zweige der Bambupalme, einige Fasern der Rinde sind losgelöst und stellen die vier Saiten vor. Ein halber Kürbis dient als Klangboden; bei dem Spielen setzt ihn der Künstler, der mit beiden Händen den Saiten angenehme Töne entlockt, auf seinen Unterleib. Mitten auf dem Bogen und an den beiden Enden desselben hängen die Bateke drei eiserne Anhängsel in der Form von Spateln auf; rund um diese befinden sich Ringe, welche, wenn die Saiten berührt werden, in eigenthümlicher Klangfarbe ertönen. Die Länge des Bogens beträgt etwa 1,10 m. Dies Instrument ist bei den Pau, den Bateke und Apfuru gebräuchlich. Vor dem Gebrauch werden die Saiten gestimmt. Zu diesen Musikanten kommt noch in der Mitte des Kreises eine Anzahl Erwachsener und Knaben, welche mit zwei gekrümmten Holzstücken im Takte gegen einander schlagen, oder ihre Hände zu ähnlichen Zwecken gebrauchen oder gar ihren Bauch als Trommelfell benutzen. Dies ist der sitzende Theil der Theilnehmer, aber auch alle jungen Männer, welche die eine Hälfte des Kreises bilden, halten jeder einen kleinen, mit Samenkörnern gefüllten Kürbis in der Hand; sie schütteln dieselben im Takte, was diesen Instrumenten einen eigenthümlichen Ton entlockt, der sich mit allen anderen sonderbaren Tönen, mit dem unbeschreiblichen Geräusch, was alle diese Lungen, alle diese eigenthümlichen Instrumente hervorbringen, zu einem wahren Teufelslärm vereinigt.

Und doch besteht in allem diesem Lärm sicherlich eine gewisse Harmonie, und die Künstler haben gewiß feste Regeln des Tam-Tam, die sie auch zu befolgen scheinen; hoch aufgerichtet unter den zusammengekauerten Leuten steht mitten im Kreise der Kapellmeister, der die Musik mit dem in Streifen zerschnittenen Felle einer Tigerkatze als Taktstock in der Hand dirigirt (diese Katzenart nennen die Gabonesen bellet); außerdem bezeichnet er den Rhythmus durch die Windungen seines Körpers, durch Rufen und Händeklatschen.

Nachdem wir so das ganze Orchester kennen gelernt haben, wollen wir die Toiletten der Tänzer betrachten. Wenn man sie sieht, glaubt man zu träumen oder mitten im Karneval zu sein und Leute zu erblicken, die über alles Maß betrunken sind. Bei einer derartigen Veranlassung pflegen Männer und Frauen sich die Hüften mit dem besten Schurz zu umgürten, sich mit allen Perlen zu schmücken, die sie besitzen, allen Schmuck von Gazellenhörnern, allerlei Streifen von Thierfellen, alle Fetische, alle Grigri und Gott weiß was noch anzuhängen. Dann sieht man den seltsamsten Kopfputz, den man sich auf einem Menschenschädel denken kann: Flechten, Chignons, Kugeln von Haaren, alles geschmückt mit Hahnenfedern; die bunten Farben, mit denen sie sich bemalen, vervollständigen ein Bild, welches einzig in seiner Art ist. Die alten Frauen haben gewöhnlich das Gesicht mit einem weißen Streifen eingefaßt, der auch über die ganze Brust läuft, so daß man nur einen einzigen dunkeln Kreis sieht, in welchem sich Mund, Nase und Augen befinden. Bei den jungen Schönheiten spielt das Roth eine große Rolle; sie beschmieren sich damit den ganzen Kopf und auch die Haare, so daß letztere eine rothe Krone bilden; die Männer scheinen keiner bestimmten Mode zu folgen, sie glänzen in allen Farben. Da hat einer einen weißen Kreis um seine Augen gezogen, ein anderer hat Roth oder Schwarz zu gleichem Zwecke verwendet, manche haben die Schläfen roth bemalt, einige sich die Arme in drei verschiedenen Farben zebraartig gestreift oder sich ein farbiges V auf die Brust gezeichnet; kurz, jeder Geschmack ist vertreten.

Nach unseren Begriffen tanzen diese Leute nicht; sie thun nichts Anderes als sich schütteln, sich wenden, den Kopf umwenden, und alle diese Bewegungen erzeugen ein solches Gewirr von sich vermischenden Farben, wie es nur durch die schnelle Umdrehung einer buntbemalten Scheibe entsteht, und in diesem Chaos leuchten die Schurze, die Stickereien und Perlen, aus denen sie Halsbänder machen, plötzlich auf.

Am merkwürdigsten ist es, daß es bei diesen Bällen auch Auszeichnungen wie bei uns im Cotillon giebt. Zu einem Tam-Tam nämlich werden auch die Bewohner der benachbarten Dörfer eingeladen und diese empfangen Geschenke als Belohnung für hervorragende Leistungen in Musik und Tanz in Gestalt von einheimischen Schurzen.

Von Zeit zu Zeit, mitten unter dieser greulichen Musik, tritt irgend ein Jüngling aus der Reihe, nähert sich dem Tam-Tam, hält da eine Rede und bringt darauf einer jugendlichen Tänzerin, der Erwählten seines Herzens, entweder einen Schurz oder ein Tombo (große blaue Perle) oder ein Cori. Die älteren Männer bringen den vermummten älteren Frauen ebenfalls Geschenke.

Noch ein eigenthümlicher Zug: Ein Jüngling, welcher einen langen, mit aus Zweigen geflochtenen Ringen geschmückten Stab hält, macht der Musik ein Zeichen abzubrechen, hält eine von lautem Beifall begleitete Rede, begiebt sich dann zum Halbkreis der tanzenden jungen Mädchen (deren Bewegung beim Tanzen aus nichts Anderem besteht als aus Biegungen der Beine, Bewegungen der Hüften, Vorwärtswerfen der Brust, Neigung des Kopfes zur Rechten und zur Linken, wobei die mit Samenkörnern gefüllten Kürbisse geschüttelt werden, und alles dies mit einer überraschenden Schnelligkeit, ohne daß die geringste Unterbrechung einträte) und reißt von dem Haupte einer der Tänzerinnen eine Hahnenfeder und diese Handlung gilt als Zeichen der Anerkennung, daß seinem Geschmack nach die betreffende Schöne am besten tanzt. Während des Festes geht der Häuptling des Dorfes umher und nimmt die Honneurs wahr, tanzt aber nicht mit. Ein Mahl für die ganze Gesellschaft beschließt die Feierlichkeit.

Nach 15 bis 20 Tagen wiederholt sich die Festlichkeit in dem Dorfe, dessen Bewohner heute eingeladen waren, und die jetzigen Wirthe werden dann ihrerseits mit Schurzen, Perlen und anderen Gegenständen beschenkt.

Diese wenigen Worte mögen genügen, dem Leser eine Vorstellung von einem Tam-Tam bei den Bateke zu geben, wie er unter den dichten Palmen des Dorfes Kenkuuä unter einer brennenden Sonne und einem bleischweren Himmel abgehalten wurde; ein wenig Geruch von Negerschweiß und Palmöl muß hinzugedacht werden um das Bild zu vervollständigen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der Chan von Buchara hat den Russen neuerdings verschiedene Zugeständnisse gemacht, namentlich in Bezug auf den Schutz des Handels und die Errichtung einer Telegraphenlinie von Taschkend nach Buchara, welche bereits gegen Ende September in Thätigkeit treten soll.

— Ein französisches Aufnahmeschiff, der „Henri Rivière", der seinen Namen nach dem jüngst in Tongking gefallenen Marineofficier trägt, wird nach dem Oberlaufe des Songkoi oder Rothen Flusses gesandt werden, nicht nur um dort unter den Piraten Ordnung zu halten, sondern auch um den Flußlauf und die angrenzenden Striche zu vermessen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in letzter Zeit für die Geographie von Hinterindien von französischer Seite mehr gethan wird als von englischer.

— Derjenige Ort, welcher am meisten durch die jüngsten Vorgänge in Tongking verloren hat, ist Kanton. Von dort stammt die überwiegende Mehrzahl der in Tongking wohnenden Chinesen und die meisten dortigen Kaufleute. Nun aber ruht augenblicklich der Handel am Oberlaufe des Songkoi oder Rothen Flusses vollständig. Die dortigen Schwarzflaggen hatten früher fast ebenso viel Handelsverkehr in ihrem wilden Berglande, als die Franzosen in ihrem Hafen Haiphong; sie brandschatzten zwar die Kaufleute, aber das ist im Osten ja nichts Ungewöhnliches. Die Franzosen dagegen sollen die Waaren derselben konfiscirt, sie selbst ins Gefängniß geworfen oder erschossen haben, wenn man dem Times-Korrespondenten glauben will. Darum ist Kanton aufgeregt; aber noch unwilliger ist es über den Mai-Vertrag mit den Franzosen, der ihm den gewinnreichen Handel mit Tongking gänzlich abschneidet. Deshalb ist die Stimmung in Kanton sehr kriegerisch; man kauft Flinten und Krupp'sche Kanonen, so viel man bekommen kann und wird die Piraten auf dem West-Flusse unterstützen, damit sie den Franzosen im nördlichen Tongking nach Kräften einheizen. Die Tongking-Affaire ist noch lange nicht zu Ende.

Afrika.

— Der Spanier Ximenes hat in diesem Sommer das Gebiet des Muluja-Stromes und das Gebirge der Beni-Senanin (Marokko) bereist und es ist ihm gelungen, dort Handelsverbindungen anzuknüpfen.

— Der durch seine Zambese-Expedition bekannte Kapitän Paiva d'Andrada hat sich in Gesellschaft eines Geologen nach Ostafrika begeben, um das fast ganz unbekannte Gebiet zwischen Sofala und den Manika-Goldfeldern zu erforschen. — Im Auftrage der Companhia Africana wird jetzt in England ein für den Zambese bestimmter Dampfer erbaut.

— Ueber die Liebe der Herero zu ihrem Vieh macht C. G. Büttner (Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena) folgende zum Theil ergötzliche Mittheilungen. Die Herero scheinen nichts Höheres zu kennen, als möglichst viel Vieh um sich zu haben. Obwohl der Viehreichthum einzelner Fürsten wie früher so noch jetzt bis an die tausende und zehntausende Stück von Rindern und unzählbare Schafe und Ziegen geht, so kennen sie doch nur weniges, was sonst nach ihrer Ueberzeugung des Menschen Herz erfreuen könnte. Wie ein richtiger Deutscher für den Wald schwärmt, so schwärmen sie für ihre Ochsen, und für einen Fürsten in Damaraland giebt es kein interessanteres Thema, als immer wieder die Erlebnisse ihrer Ochsen, die Stammbäume ihrer Kühe durchzusprechen. Ihres Herzens Sehnen ist erfüllt, wenn nur die Herde sich vermehrt. Daher wird auch kein Stück Muttervieh und überhaupt kein Kalb, kein Lamm geschlachtet; ja auch von den Ochsen und Hammeln wird, außer bei außerordentlichen festlichen Ereignissen, Begräbnissen und dergl. nichts angegriffen; sonst ist man zufrieden, von der Milch der Herden zu leben, von dem, was die Jagd bietet, von dem, was aus der Herde von selbst stirbt. Denn selbstverständlich läßt man nichts umkommen, und dem gemeinen Mann in Damaraland ist es schon recht, wenn die Herden der reichen Leute durch irgend eine Seuche decimirt werden. Noch heute wird der reiche heidnische Herero, wenn in der dürren Zeit die Milch knapp wird, lieber mit Weib und Kind Hunger leiden und den Leibgurt — welcher deshalb auch von ihnen der „Hungerstützer" genannt wird — alle paar Tage um ein Loch enger schnüren, als daß er einen seiner lieben Hammel oder Ochsen bloß aus dem Grunde schlachtete, um sich einmal wieder satt zu essen..... Ursprünglich war bei den Herero fast gar kein Handel vorhanden, höchstens daß befreundete Familien ihr Vieh unter einander austauschten, aber nicht sowohl um Vortheil aus diesem Handel zu haben als vielmehr um Stücke, deren Farbe und Eigenthümlichkeiten der alte Glaube für die betreffenden Familien für unglückbringend hielt, gegen andere glückbringende einzutauschen. Dabei kam es dann hauptsächlich darauf an Stück gegen Stück umzutauschen, nicht etwa nach europäischem Begriff Werth gegen Werth, so daß also auch der Tausch eines Hammels gegen einen Ochsen, eines Kalbes gegen eine Kuh nichts Unerhörtes war; ja, Büttner möchte fast glauben, daß es in den alten patriarchalischen Zeiten als ein Unrecht angesehen wurde, wenn jemand auf solch einen Tausch nicht einging, wie denn auch die Sitte nicht leicht erlauben mochte, daß ein Herero dem andern eine Bitte völlig abschlug. (Dabei werden allzu unverschämte Bitten natürlich durch die Furcht, Repressalien hervorzurufen, zurückgehalten.) Noch jetzt scheint die Meinung, daß ein Stück Vieh eigentlich so viel werth ist wie das andere, bei den Eingeborenen vorhanden zu sein. Als Büttner aus Damaraland fortzog, wollte er auch einige von den Hausgeräthen, den Kleidungsstücken und Schmucksachen, welche von den Eingeborenen selbst hergestellt waren, mitnehmen, wurde aber im Anfang durch die horrenden Preise abgeschreckt, welche die Eingeborenen für ihre absolut genommen recht werthlosen Dinge forderten. Endlich kam er nun auf den Gedanken, ihnen dafür Vieh zu bieten, da er seinen Viehstand so wie so auflösen mußte. Und nun machte er zunächst die Bemerkung, daß die Eingeborenen Vieh sehr gerne für ihre Sachen annahmen, welches bedeutend geringeren Marktwerth hatte als die europäischen Tauschartikel, welche sie früher gefordert. Und als das Geschäft im Gange war, merkte er sehr bald, daß es den Eingeborenen ziemlich gleichgültig war, ob sie eine ausgewachsene Kuh oder ein Kälbchen bekamen. So ließen sich die ursprünglichen Forderungen auf ein sehr bescheidenes Maß herabbringen, ohne daß die Verkäufer sich geschädigt fühlten und das steigende Angebot bewies, wie gerne sie das lebende Vieh, mochte es noch so jung sein, für ihre todten Sachen hinnahmen.

— Die Verhältnisse im Aschanti-Reiche, welche wir oben auf S. 142 schilderten, haben sich schnell geändert. In Kumassi brachen die Pocken aus, denen auch der König Quaco Duah erlag; während derselbe bei seinen Lebzeiten die Menschenopfer abgeschafft hatte, wurden bei seiner Beerdi-



gung nicht weniger als 300 Personen geschlachtet. Gleich darauf wurde der frühere König Kaffi Kalkalli ermordet und als Nachfolger wird Mensah betrachtet, der bis vor kurzer Zeit König war, aber wegen seiner Grausamkeit abgesetzt wurde. Deshalb haben sich die Häuptlinge der Gegenpartei an den englischen Gouverneur der Goldküste gewandt mit der Bitte, das Aschanti-Land unter englisches Protektorat zu stellen. Sehr möglich, daß englischer Einfluß und englischer Handel bald, wie auf S. 142 angedeutet wurde, bis Kuntampoh vordringt!

Südamerika.

— Mit den den Indianern abgenommenen Ländereien wird in der Argentinischen Republik im großartigsten Umfange spekulirt. Die Regierung pflegt die Quadratlegoa etwa für 400 Patacons oder 1600 Mark an Privatleute zu verkaufen, die dann in Jahresfrist den Preis, zu dem sie ihrerseits wieder losschlagen, auf 8000 bis 16000 Mark hinauftreiben. Daß unter solchen Umständen die ersten Pioniere nicht immer das beste Land erhalten, wie das doch der Fall sein sollte, liegt auf der Hand. Aber auch in den älteren Provinzen hat der preiswürdige Erwerb von Grundbesitz seine Schwierigkeiten. Das Land befindet sich in den Händen großer Familien und wenn nicht gerade besondere Umstände die Zerstückelung dieser oder jener Estancien mit sich bringen, sind übertrieben hohe Verkaufspreise die Regel. Im Durchschnitte würde in der Provinz Buenos-Ayres eine Suerte (2025 Hektaren) kaufweise 60000 oder 28,8 Mark für jeden Hektar kosten, pachtweise kommt sie dagegen bloß auf 2400 bis 4000 oder 1,20 bis 2 Mark für den Hektar zu stehen.
(H. Zöller, „Pampas und Anden“.)

— Ueber die nächste Zukunft Perus äußert sich Hugo Zöller in seinen „Pampas und Anden“ (vergl. oben S. 176) folgendermaßen. „In welchem finanziellen Zustande Peru demnächst zu geregeltem Leben zurückkehren wird, läßt sich heute kaum feststellen. Das Salpetergeschäft ist ein für allemal in die Hände der Chilenen übergegangen und gerade die besten „huaneras“ (von dem Quichuawort huanu gleich Mist) scheinen erschöpft zu sein. Der Guano, der jetzt noch auf den Chincha-, Huñapi- und Macavi-Inseln liegt, ist bloß ein kleiner Rest, derjenige aber von den Lobos-Inseln und dem Festlande (Huanillos, Punta Alta, Puerto Ingles, Pabellon de Pica und Chipana-Bai, insgesammt etwa 1800000 Tonnen) soll weniger reich an Ammoniak und mit Sand vermischt sein. Der Absatz, der sich noch 1869 auf 574790 Tonnen belief (zu 200 bis 240 Mark die Tonne), stellte sich für 1876 bloß auf 378663, für 1877 auf 310042 und für 1878 auf 338000 Tonnen. Gegenwärtig schläft das Guanogeschäft, das sich mehr und mehr auf den einzigen Hafen Huanillos beschränkt, gänzlich; die chilenische Regierung hat zu demselben noch nicht Stellung genommen. Früher pflegte die Guanoausfuhr nach den verschiedenen Verbrauchsländern (England, Frankreich, Vereinigte Staaten, Italien, Mauritius, Deutschland, Indien, China, Costarica, Australien, Barbados, Spanien, Cuba) verpachtet zu werden. Die Pächter verkauften den Guano für Rechnung der Regierung und erhielten dafür Kommissionsgebühren und Provision, deren Höhe je nach den verschiedenen Ländern wechselte. Nur Handelshäuser mit großem Kapitale konnten der stets verlangten Vorschüsse wegen solche Verträge abschließen und doch war des hohen Gewinnes halber der Andrang sehr groß. Alles dies wird sich für die Zukunft in bescheideneren Grenzen bewegen müssen.

Betrachten wir nun die übrigen Reichthümer Perus. Wo die alten Inkas das viele Gold herbekommen, welches die Conquistadoren vorfanden, weiß man noch immer nicht, vielleicht vom Oberlaufe des Amazonenstromes. Während der viceköniglichen Herrschaft beruhte der Reichthum Perus hauptsächlich auf seinen Silberbergwerken. An Metallen fehlt es auch im heutigen Peru nicht, doch sind ihre Lagerstätten zu schwer zugänglich, die Schwierigkeiten der Gewinnung zu groß, als daß sie, mit Ausnahme des Silbers und etwa noch des Kupfers, in größerem Stile abbauwürdig wären. Der Silberreichthum hat gegen früher sehr abgenommen, wenn auch die berühmten Minen von Cerro de Pasco noch immer recht ergiebig sind, und falls die Oroyabahn einmal bis dorthin weitergeführt würde, ihre alte Bedeutung wiedergewinnen könnten. Die jährliche Gesammtproduktion an Silber stellte sich vor dem Kriege doch noch immer auf 20 bis 24 Millionen Mark, während das Kupfer etwa 8 Millionen Mark einbrachte. Man sieht, daß Peru sich für die Zukunft nothgedrungen wieder etwas mehr dem Ackerbau wird zuwenden müssen. Ein Anfang ist mit jenen 40 oder 50 Zuckerrohr-Hacienden (zwei davon sind in deutschem Besitze) gemacht worden, die meist unfern von Lima in der Nähe der wasserspendenden Flußläufe und zwar ausschließlich von Europäern angelegt wurden. Es fehlt aber an Arbeitern, denn zu energischem Ackerbau sind weder die heutigen Cholos noch die Indianer verwendbar. Die Zahl der Chinesen aber vermindert sich eher, als daß sie zunähme. Nimmt sich nicht europäische oder nordamerikanische Energie der halbvollendeten Eisenbahnbauten an, so ist es gar nicht abzusehen, wie diese wohlgemeinten, aber übertrieben großartigen Werke jemals vollendet werden sollen.“

Vermischtes.

— Immer zahlreicher und prachtvoller werden die geographischen Hilfsmittel für den Unterricht. Von den öfters erwähnten Hölzel'schen Geographischen Charakterbildern ist die 8. Lieferung erschienen, welche einen Theil des Riesengebirges mit der Schneekoppe (Erklärung von Prof. Simony) und in einem interessanten Doppelbilde das Stettiner Haff (Text von B. v. Haardt) enthält. Die Ausführung ist, wie immer, eine künstlerische und dabei naturgetreue. — Fast noch besser zu Schulzwecken geeignet, weil um das Vierfache größer, erscheinen uns die „Charakterbilder zur Länderkunde“ von A. Kirchhoff und A. Supan (Kassel, Th. Fischer), wovon uns die erste Lieferung (Preis 18 Mk.) vorliegt. Dieselbe enthält 1) das Nilthal Aegyptens, gemalt von E. Berninger und 2) einen südamerikanischen Tropenwald in der Niederung, gemalt von A. Göring. Die Ausführung dieser großen Tafeln erscheint uns besonders schön und in den Farben prächtig. Die Namen der Künstler und Herausgeber bürgen für die Authentie der Darstellung.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLVI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien[1]).

XII.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Am 8. September erhielt das Dieulafoy'sche Ehepaar die lange ersehnte Erlaubniß, die Mesdschid-i-Schah oder wenigstens einzelne Theile derselben zu besuchen, denn es blieb ihnen untersagt, den Saal des Mirhab zu betreten. Am nächsten Tage war die Sonne denn auch noch nicht aufgegangen, als sie schon den im Jahre 1580 von Schah Abbas dem Großen erbauten Meidan betraten; es ist das ein gewaltiger Platz in Gestalt eines Parallelogramms von 386 m Länge und 140 m Breite, umgeben von Baulichkeiten, in welchen sich prächtige Bazare befinden. Namentlich derjenige, in welchem die Schneider hausen, ist einer der schönsten und elegantesten in ganz Persien; durch das Thor Nakkarah-Chaneh steht er in Verbindung mit dem Meidan. Zur Rechten und Linken desselben befinden sich Loggien, die inzwischen baufällig geworden sind; in denselben nahmen einst die beiden Musikbanden, die türkische und die persische, des Schah Abbas Aufstellung. Von diesen Balkonen aus gesehen stellt sich der Meidan mit seiner Einfassung von marmorbekleideten Kanälen wahrhaft großartig dar. Seine Ausdehnung wie die vollkommene Symmetrie der ihn umgebenden Bauten sind um so bemerkenswerther, als diese Eigenschaften nicht nur mit den Gewohnheiten und Ideen des Orients, sondern auch des Occidents zur Zeit der Erbauung des Meidan in Widerspruch stehen. Die mächtigen Verhältnisse dieser Anlage lassen bei ihrem Erbauer Schah Abbas eine Einbildungskraft und eine Geistesgröße erkennen, wie sie auch in den vierfachen Baumreihen des Tschaar-bagh und den Ruinen der längs desselben errichteten zwanzig Paläste zu Tage treten. Ist es nicht merkwürdig, daß man gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Persien, einem Lande, wo die Kunst stets einen wesentlich freien Charakter sich bewahrt hat, eine jener großen Anordnungen findet, wie sie für die französische Architektur des 17. Jahrhunderts und die verschwenderisch-phantastischen Bauten Ludwig's XIV. charakteristisch sind? Im ganzen civilisirten Europa giebt es keinen geschlossenen Platz, der an Größe, Symmetrie und selbst an Schönheit mit dem Meidan-i-Schah wetteifern kann; das ist schon die Ansicht jener wenigen Reisenden gewesen, welche im 18. Jahrhundert Persien besuchten.

Wenn man den Platz zum ersten Male betritt, wird man an den Marcusplatz in Venedig erinnert; beide sind von Arkaden umgeben, welche sich an dem einen Ende an ein prachtvolles Gotteshaus anlehnen; die Moschee des Scheich Lutf Allah, welche zur Linken der Mesdschid-i-Schah sich erhebt, erinnert durch ihre Lage an den großen Uhrthurm in der Lagunenstadt, während rechts an Stelle des Campanile das unter dem Namen Ali Kapi bekannte fünfstöckige Thor steht. Wollte man aber den Vergleich weiter durchführen, so käme Venedig dabei entschieden zu kurz. Denn ihm fehlt jener wunderbar klare Himmel, von dessen fast dunkelblauem Hintergrunde sich die türkisblauen Emailen und die weißen oder gelben Schnörkel der Kuppeln und Minarets so wirkungsvoll abheben; ihm fehlt die

[1]) Vergl. „Globus“ Bd. 45, S. 17.



Der Meidan-i-Schah in Ispahan.

strahlende Sonne, welche über alle Gebäude einen feinen goldigen Glanz verbreitet; ihm fehlen die zahlreichen Karawanen von Kameelen, deren große Gestalten in dem riesigen Raume zusammenschrumpfen; ihm fehlen endlich jene Musikanten, die, wie in Erinnerung des Gottesdienstes ihrer Vorfahren, die Sonne, das Symbol der lebendigen Kräfte in der Natur, bei ihrem Erscheinen und Verschwinden begrüßen. Lange kupferne Trompeten mit sonorem Schalle und Trommeln von der Form kegelförmiger Granaten bilden die lärmenden Elemente in dem malerischen Orchester, welches Abends und Morgens auf einer der Terrassen vor dem (oben erwähnten) Nakkarah-Chaneh oder dem „Talar" des Thores Ali Kapi, des höchsten Bauwerkes in ganz Ispahan, sich einstellt.

Unter demselben Talar, dessen mit Malerei und Vergoldung geschmückte Decke von zwölf Säulen aus Cedernholz getragen wird, versammelte sich auch der Hofstaat der Sofi-Könige, wenn der Herrscher Recht sprach oder einem der Feste beiwohnte, welche seit der Erbauung der Mesdschid-i-Dschuma stets auf dem Meidan gegeben wurden. Von dort aus zeigte sich die Moschee den Augen des Schahs in ihrem vollen Glanze, indem der Winkel, unter welchem er sie sah, bis zu einem gewissen Grade die unregelmäßige Lage des Bauwerkes abschwächte; denn nur das äußere Thor der Moschee liegt in der Achse des Meidan, während die Achse ihres Schiffes nach rechts abweicht, um die Richtung nach Mekka einzuhalten. Diese schräge Stellung der Moschee zum Meidan beweist, daß schon vor der Zeit des



Musikanten, den Aufgang der Sonne begrüßend. (Nach einer Skizze Dieulafoy's.)

Schahs Abbas hier inmitten des Handelsquartiers ein großer, von Gebäuden freier Platz bestanden hat, an welchen der Schah seinen Meidan anpassen mußte, ohne die Bazare anzutasten, die zu wichtig waren, um beseitigt werden zu können. Die Moschee selbst wurde auf einem Melonenfelde erbaut, dem Besitzthume einer alten Frau, die sich so lange gegen jeden Verkauf sträubte, bis ihr die Priester daraus eine Gewissensfrage machten. Nachdem diese Schwierigkeit überwunden war, wollte Schah Abbas sofort ans Werk gehen, und da die bestellten Marmorblöcke nicht ankamen, befahl er die Mesdschid-i-Dschuma niederzureißen und mit ihrem Materiale den Bau des neuen Gotteshauses zu beginnen. Aber die Priester hatten Muth genug, sich dem Fürsten zu Füßen zu werfen und um Schonung für das gleichermaßen durch seine Architektur wie durch sein Alter bemerkenswerthe Heiligthum zu bitten, welche ihnen auch zugestanden wurde. 1580 wurde der Grundstein zur Mesdschid-i-Schah gelegt und von da an wurden die Arbeiten mit fieberhaftem Eifer gefördert.

Das große, nach dem Meidan sich öffnende Thor besteht aus einem Spitzbogen, eingefaßt von einem dreifachen Taustabe türkisblauen Emails, dessen Enden auf alabasternen vasenförmigen Kragsteinen ruhen. Die Vorhalle hinter dem Thore ist mit einer Wölbung überdeckt, die aus kleinen, über einander gestellten Zellen besteht und wie Mauern, Giebelfelder und Minarets ganz mit Emailplatten belegt, auf denen in lebhaften Farben Arabesken und Blumen, umgeben von frommen Sprüchen, gemalt

sind. Diese Fayence-Platten an den Bauten der Sofi-Könige sind zwar weniger theuer und leichter herzustellen, aber nicht so dauerhaft, wie diejenigen der Seldschukiden und weniger künstlerisch, als die mongolischen Mosaiken, welche aus einzelnen, zu großen Füllungen zusammengefügten Emailen bestehen. Für die geringere Haltbarkeit der Fayence-Tafeln dient als Beweis die Existenz eines ehrwürdigen Holzgerüstes, welches sich vor dem Hauptthore erhebt und anscheinend dazu bestimmt ist, bei der Ersetzung der in Folge der winterlichen Feuchtigkeit abgefallenen Platten verwendet zu werden. Allein seit Menschengedenken sind niemals an der Mesdschid-i-Schah Ausbesserungen vorgenommen worden; jenes Gerüst hat vielmehr, wie die Volksstimme meint, eine doppelte Bestimmung: erstlich soll es die Fremden glauben machen, daß sich die Regierung ernstlich bestrebt, die historischen Denkmäler des Landes zu erhalten,



Vorhalle der Mesdschid-i-Schah.

und zweitens den Architekten und Mollahs, welchen die Ueberwachung der betreffenden Reparaturen übertragen ist, eine dauernde Rente seitens des Schahs sichern. Diese Erklärung ist durchaus charakteristisch für den in ganz Persien geübten „Madachel“ (Unterschleif); jedenfalls müßte man, wenn man jemals daran denken sollte, das Thor der Moschee auszubessern, damit anfangen, das Holzgerüst sicher und tragfähig zu machen.

Hinter dem Thore befindet sich ein geräumiger Vorhof, von wo aus man den großen Hof der Moschee mit seinen zweistöckigen Gallerien übersieht. In der Achse dieses Raumes ist eine Porphyrvase, ähnlich einem Taufbecken, aufgestellt; sie ist stets mit frischem Wasser gefüllt, damit die Gläubigen ihren Durst löschen können. Dort wurden die Reisenden von etwa zwanzig Mollahs erwartet, welche ihnen als Führer und Aufpasser dienen sollten und nachdem dieselben nochmals einen natürlich vergeblichen Versuch gemacht hatten, sie von dem Besuche dieser und anderer

Moscheen abzuhalten, setzten sich ein Mollah und ein Sejid (Nachkomme Mohammeds, der sich als solcher eines dunkelblauen Turbans bedienen darf) an die Spitze des Zuges und führten denselben durch die Moschee selbst hindurch und dann über die Dächer von Bazaren und Häusern auf die Terrassen der Moschee. Von diesem Standpunkte aus kann man das Areal des Gebäudes ganz überschauen und die Bedeutung des Riesenwerkes würdigen; man erblickt am anderen Ende des inneren Hofes das von zwei Minarets flankirte gewaltige Spitzbogenthor des eigentlichen Tempels und dahinter die große blaue Kuppel, überragt von mehreren goldenen Kugeln und dem Halbmonde, der sich in einer Höhe von 55 m über dem Fußboden befindet. In der Mitte der beiden Seitenflügel rechts und links von der Moschee befindet sich gleichfalls je ein Thor, das in einen kuppelförmig überwölbten Saal führt; sonst bestehen diese Seitenflügel aus zwei über einander gestellten Etagen spitzbogiger Säulenhallen, auf welchen eine dicke Schicht Erde liegt. Nach oben hin schließt kein Gesims, keine Verzierung diese Gallerien ab, sie schneiden vielmehr oben in gerader Linie ab, wie man es auf unserer dritten Abbildung sehen kann; doch läuft oben ein breiter Fries frommer Sprüche herum, die in Weiß auf blaue Fayenceplatten gemalt sind. Hinter diesen Gallerien, zwischen dem Hauptheiligthume mit dem Mirhab (Nische, die nach der Richtung des Hauses Abrahams hin angebracht ist) und jenen beiden Kuppelsälen dehnen sich zwei lange von Säulenhallen umgebene Höfe aus, deren Wasserbecken Freitags und Festtags dem gewöhnlichen Volke behufs der vorgeschriebenen Abwaschungen zur Verfügung stehen, während das große Becken im Eingangshofe für jene frommen Leute reservirt ist, welche täglich in der Moschee ihre Gebete verrichten.



Ein Mollah aus der Mesdschid-i-Schah.

Die Anwesenheit der Fremden auf dem Dache, ihre Beobachtungen und ihre photographische Thätigkeit hatte inzwischen die Aufmerksamkeit der unten im Hofe befindlichen Gläubigen und einen gelinden Ausbruch von Fanatismus erregt, so daß Dieulafoy's, in deren Begleitung sich Pater Pascal befand, es vorzogen, da die Zeit des Mittagsgebetes herannahte, die geländerlosen Poschte-buns (Terrassen) zu verlassen und in die Gallerien des ersten Stockwerkes hinabzusteigen. Diejenigen, in welche man sie nun führte, sind zu Wohnungen für die Priester bestimmt; sie traten bei einem derselben ein, einem ehrwürdigen Greise, dessen bronzefarbiges Gesicht durch sein weißes Gewand und seinen weißen Turban prächtig gehoben wurde. Er ließ die Fremden höflich auf seinem Teppiche Platz nehmen, Pfeifen und Thee bringen, damit sie sich damit die Zeit bis zur Beendigung des Mittagsgebetes vertrieben; denn erst nach Beendigung desselben wollte er sie die Loggia vor seiner Zelle betreten lassen. Von dem Innern derselben aus vermochten übrigens dieselben der religiösen Ceremonie zu folgen.

Der Gläubige betritt die Moschee mit den Pantoffeln in der Hand, begiebt sich nach dem für die Abwaschungen bestimmten Becken und nimmt die Kopfbedeckung ab. Wer einen Turban trägt, läßt sich das ganze Haupt vom Barbier scheeren; wer sich mit der hohen Lammfell- oder Filzmütze bedeckt, läßt zu beiden Seiten der Ohren eine dicke Locke stehen, damit die Mütze daran einen Halt hat. Diese Beobachtung kann man übrigens nur in der Moschee oder im Barbierladen machen, da die Mohammedaner es für die allergrößte Unhöflichkeit ansehen, wenn sich jemand öffentlich mit bloßem Haupte zeigt.

Nachdem also der Gläubige seine Kopfbedeckung auf seine Schuhe gelegt hat, räuspert er sich, spuckt aus, schneuzt sich, alles mit Zuhilfenahme von viel frischem Wasser und kommt allen Vorschriften des religiösen Gesetzes gewissenhaft nach, wie dieselben in mehreren Koranversen enthalten sind. „Betet nicht, wann ihr schmutzig seid; wartet, bis ihr eure Abwaschungen verrichtet habt, es sei denn, daß ihr euch auf einer Reise befindet... Wenn ihr krank seid oder auf einer Reise, so reibt Gesicht und Hände mit Staub, in Ermangelung von Wasser. Allah ist mächtig und barmherzig!"

Nach Vollziehung der Abwaschungen bedeckt der Schia wieder sein Haupt, ergreift seine Schuhe, begiebt sich in den Saal des Mirhab, wendet sich in der Richtung der Kaaba, hockt sich auf den Teppich nieder, berührt mit der



Stirn den Boden, richtet sich wieder auf und beginnt, indem er die Arme am Körper herabhängen läßt, in anscheinend tiefster Sammlung sein Gebet zu sprechen. Während die Haltung der Arme und Hände bei Sunniten und Schiiten eine verschiedene ist, wird das Niederwerfen, durch welches die Gebete wiederholt unterbrochen werden, in genau derselben Weise ausgeführt. Da der Koran sagt, daß die Stirn des Gläubigen von der Berührung geröthet sein werde und es sehr schwierig ist, auf Matten oder Teppichen solche Eindrücke hervorzubringen, so sind sie mit runden oder eckigen Topfscherben versehen, auf welche sie die Stirn drücken; eben solche sind zum Besten der Reisenden in allen Karawanseraien vorhanden. Nach Schluß des Gebetes nimmt jeder an der Thür des Mirhab-Saales seine Schuhe und begiebt sich nach dem Ausgange.

Die kurz vorher zahlreich in der Moschee anwesenden Frauen verlassen dieselbe kurz vor Mittag; denn ein berühmter Gottesgelehrter hat gesagt; daß sie ihre regelmäßigen Gebete daheim verrichten sollen, weil ihre Anwesenheit im Tempel den Gläubigen Liebesgefühle erregen würde, vor denen sie sich an einem der Anbetung Allahs geweihten Orte hüten müssen.

Die Eskimos des Cumberland-Sundes.

Ethnographische Skizze von H. Abbes.

I.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen beruhen im Wesentlichen auf den Beobachtungen des Verfassers, welcher als Mitglied der deutschen Nordpolar-Expedition in den Jahren 1882—83 Gelegenheit hatte mit den Eingeborenen des Cumberland-Sundes in vielfache Beziehungen zu treten.

Die heutigen Bewohner der Küsten und Inseln des Cumberlandsundes, die Eskimos oder „Innuit", wie sie sich selber nennen, sind von kleiner untersetzter Statur und rothbrauner Hautfarbe. Die mittlere Größe des Mannes beträgt nach vorgenommenen Messungen 1,58 m. Ihre breiten Gesichter mit starken Backenknochen zeigen plumpe, selten hübsche Formen. Die Schneidezähne sind dadurch, daß sie die Zahnreihen auf einander setzen, bei den älteren Personen horizontal glatt abgeschliffen, doch meistens gut erhalten. Ihre starken schwarzen Haare hängen in der Mitte gescheitelt glatt am Kopfe nieder. Die jungen Mädchen und Frauen tragen an jeder Seite des Gesichtes eine kurze Flechte. Der Bartwuchs der Männer ist sehr gering. Von Charakter sind die Eingeborenen phlegmatisch und daher friedfertig und gutmüthig, treu und zuverlässig im Verkehr mit Weißen.

Kumlien, welcher im Jahre 1877 im Cumberland-Sund verweilte, schätzt die Zahl der Eingeborenen auf 400. Walfischfänger, mit denen die deutsche Expedition 1883 zusammenkam, gaben etwa 250 Köpfe als das Maximum an. Ob eine solche rapide Abnahme in der That stattgefunden hat, oder ob die Differenz in der Unsicherheit der Schätzung beruht, lasse ich dahin gestellt.

Nach einer Sage, welche Kumlien (Contributions to the natural history of Arctic America, Washington 1879) erzählt, sind die Eskimos von Nordwesten kommend in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert und haben sich nach glücklicher Bekämpfung der früheren Bevölkerung zu Herren des Landes gemacht.

Von ihren Vorgängern, den Tunuks, welche aus Grönland stammen sollen, wird berichtet, daß sie große, starke Leute gewesen seien, die in steinernen Häusern gewohnt hätten. Aehnliche Sagen existiren unter den Eingeborenen in Labrador und Grönland (Dr. Rink, Tales and traditions of the Eskimo, Edinburg 1875).

Mauerreste der Häuser sollen sich noch an manchen Stellen des Landes nachweisen lassen.

Den Eskimos sind bei ihrer unstäten Lebensweise feste Häuser kein Bedürfniß. Sie begnügen sich mit leicht transportabelen Zelten und Schneehäusern. Das Gerüst des rechteckigen Zeltes besteht aus sechs bis acht durch Riemen fest verbundenen Stangen, über welche sich die aus zusammengenähten Seehundsfellen hergestellte Zeltwand ausspannt.

Am Boden verhindern aufgelegte Steine das Lüften der Bekleidung durch den Wind und das Eindringen der Kälte. Den Eingang schützen übergreifende Vorhänge. Der vordere Theil des Zeltes, welcher zur Aufbewahrung der Fleischvorräthe dient, wird häufig aus enthaarten, dünngeschabten Fellen gebildet, welche das Tageslicht durchscheinen lassen. Zuweilen findet man statt dessen auch nur eingesetzte Fenster aus Gedärmen. Der hintere, etwas höhere Theil des Zeltes, der eigentliche Wohnraum der Familie, wird von dem vorderen durch zwei rechts und links stehende Lampen abgeschieden. Die Gefäße dieser Lampen sind rechteckige Tröge aus Speckstein, etwa 40 cm lang bei 15 cm Breite; an je einer ihrer Längsseiten spielt eine große Anzahl kleiner Flämmchen, deren stetige Aufmunterung und Unterhaltung eine Hauptbeschäftigung der Frauen ist. Ueber der Lampe schwebt an einem Gerüst von Stäben geklopfter Seehundsspeck, aus welchem ununterbrochen der durch die Wärme ausgetriebene Thran zur Speisung in die Lampe tropft.

Daneben hängt ein Kessel, zur Bereitung des Essens bestimmt und gewöhnlich mit Schneewasser gefüllt.

Der Boden des Wohnhauses ist bedeckt mit einer mehrfachen Lage von Seehunds- und Renthierfellen zum Schutze gegen die Kälte des Bodens. Hierauf kauern am Tage die Bewohner des Zeltes mit untergeschlagenen Beinen, bald in stumpfsinnigem Schweigen verharrend, bald in lebhafter Unterhaltung begriffen oder schmausend, je nach der Tageszeit und ihrem Bedürfnisse. Die Hauptspeise der Eingeborenen ist Seehundsfleisch, roh oder in halbgekochtem Zustande, daneben, jedoch seltener, Walfisch- und Renthierfleisch, sowie Enten und Lachse im Sommer. Von der letzteren Speise, welche ebenfalls auch roh genossen wird, sollen sie ihren Spottnamen „Eskimantiks", d. h. „Leute, die rohe Fische essen", durch ihre Nachbarn im amerikanischen Festlande erhalten haben. Eine Art Suppe, die besonders bei den Kindern beliebt ist, wird aus dem Blute des Seehundes bereitet.

Die Lampe dient außer zur Beleuchtung des Zeltes und zum Kochen der Speisen noch zur Erwärmung des kleinen

Raumes im Winter, und besorgt dieses mit solcher Gründlichkeit, daß man häufig 18 bis 20° R. im Innern antrifft bei einer Außentemperatur von — 20 bis 30°. Freilich verhindert auch der dichte Schnee, welcher die Außenwand des Zeltes bis zur halben Höhe bedeckt, das schnelle Entweichen der Wärme. Zugleich sucht der Eskimo durch Errichtung einer besonderen Vorhalle aus hartem Schnee den Eingang gegen den Wind zu schützen (Fig. 1).

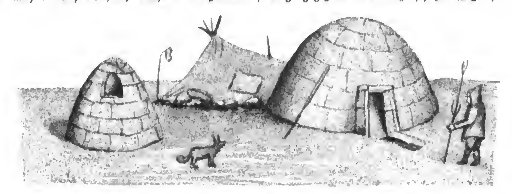


Fig. 1. Zelt mit Vorhalle aus Schnee und Vorrathshaus der Eskimos am Cumberland-Sund.

Zum Bau dieser Vorhallen sowie der Schneehäuser, welche der Eskimo in Ermangelung eines Zeltes und auf Reisen im Winter benutzt, werden 10 bis 15 cm dicke und etwa 40 cm im Quadrat haltende Platten aus der durch die Stürme zusammengepreßten harten Schneedecke herausgeschnitten und zu einem Kuppelgewölbe derartig zusammengesetzt, daß die Horizontalfugen eine Schneckenlinie bilden, die im Boden beginnend am Schlußstein der Decke endigt. Zum Schneiden des Schnees dienen Messer aus Renthiergeweih oder Knochen (Fig. 2). Die Platten werden durch



Fig. 2. Messer aus Renthiergeweih zum Schneiden des Schnees.

Schnee fest mit einander verkittet. Zwei solche an einander schließende Kuppeln bilden eine Wohnung, an welcher sich zur Aufbewahrung der Jagdgeräthschaften 2c. häufig noch kleinere Anbauten aus demselben Material anlehnen. [Siehe Fig. 3 und 4 Ansicht, Querschnitt und Grundriß eines Schneehauses (iglu).]

Ein 50 cm tiefer, aus der Schneefläche ausgehobener, schmaler Canal (*c*) führt durch die Vorhalle (*V*) bis in die Mitte des Wohnraumes (*W*). Durch diesen Canal wird der Eingang unter das Niveau der Schlafstätte verlegt und das Eindringen der kalten Luft in dieselbe, sowie das Entweichen der inneren warmen Luft geschickt vermieden. Die

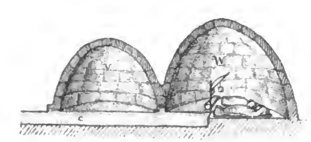


Fig. 3. Querschnitt eines iglu oder Schneehauses.

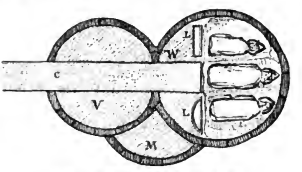


Fig. 4. Grundriß eines Schneehauses.

niedrige Thür der Hütte wird des Nachts durch eine Schneetafel geschlossen. Ebenso wie im Zelte stehen rechts und links vor der Schlafstätte die Lampen (*L L*), denen die Bewohner beim Liegen die Füße zukehren. Die Vorhalle gewährt den Hunden Schutz gegen Wind und Kälte. Bei den Vorrathshäusern (*M*), welche die Jagdgeräthe und Kleidungsstücke, die nicht im Gebrauch sind, aufzunehmen haben, sind die Oeffnungen nicht am Boden, sondern etwa in Armhöhe angebracht, da sich sonst die Hunde zu leicht Eingang verschaffen können.

Die Kleidung der Eskimos besteht aus einem Jacket mit Kapuze, kurzen, bis zu den Knien reichenden Beinkleidern, Strümpfen und Stiefeln. Sämmtliche Stücke sind aus Seehunds- und Renthierfellen sauber gearbeitet. Die Renthierfelle sind im Winter der dichteren und weichen Behaarung wegen vorzuziehen. Jacket und Beinkleid werden doppelt getragen. Das Unterzeug aus den weichen Fellen der jungen Seehunde wendet die behaarte Seite dem Körper zu. Das Oberzeug zeigt die Haare nach außen. Beide Anzüge haben gleichen Schnitt und passen genau über einander. Das Jacket ist vorn und hinten geschlossen und wird über den Kopf angezogen. Die Kleidung der

Frauen unterscheidet sich von der der Männer durch den Schnitt der Beinkleider, die aus zwei getrennten Stücken bestehen, sowie durch einen bis auf die Ferse reichenden Schurz an der Rückseite des Jackets.

Im Sommer pflegen die Frauen in der Kapuze die Säuglinge zu tragen. Für die Herstellung der Kleidung werden die Felle von den Frauen sorgfältig gereinigt, dann getrocknet und mit einem halbmondförmigen Messer zugeschnitten. Die einzelnen Stücke wissen sie so auszuwählen, daß die Zeichnung der Felle auf Brust und Rücken symmetrische Figuren bildet, was der Kleidung ein gefälliges Aussehen verleiht. Diese Symmetrie in der Zeichnung, sowie breite Streifen dunkleren Pelzes an den Rändern des Jackets und der Beinkleider bilden den einzigen Schmuck der Kleidung. Statt des Zwirnes benutzen die Eskimos Walfisch- und Renthiersehnen. Die früher gebräuchlichen Nadeln aus Knochen sind schon seit längerer Zeit ersetzt durch Stahlnadeln, die einen Tauschartikel im Handel mit den Walfischfängern bilden.

Wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, ist dem Seehunde im Haushalte der Eskimos eine wichtige Rolle zuertheilt. Er liefert ihnen Wohnung, Kleidung, Nahrung, Feuerung und Licht. Auf den Fang dieser nützlichen Thiere ist daher auch fast das ganze Thun und Treiben der Männer gerichtet.

Im Winter halten die Seehunde zum Athemholen im Eise einige Löcher frei oder ziehen sich nach schmalen Wasserstraßen zwischen Inseln und in den Ausgängen der Fjorde, wo starke Strömungen die Bildung einer Eisdecke verhindern. Hierher fährt der Eskimo auf seinem Schlitten, den acht bis zwölf Hunde ziehen, und wartet oft stundenlang geduldig ausharrend auf das Erscheinen seiner Beute, die ihm ein sicherer Schuß überliefern soll. Mittels Haken oder einer an einem Riemen befestigten Harpune, welche weiter unten beschrieben werden soll, wird der Körper des getödteten, an den Eisrand treibenden Thieres gefaßt und aus dem Wasser gezogen. Anders gestaltet sich der Fang der jungen Seehunde, welche in Höhlungen unter der Schneedecke des Eises zur Welt kommen. Von diesen Höhlen führen verschiedene Gänge nach dem Loche, durch welches die Mutter die Verbindung mit dem Wasser unterhält. Die Hunde wittern diese Lager und jagen in rasendem Laufe darauf zu. Schnell springt der Jäger hinauf und sucht durch Eintreten der Schneedecke dem fliehenden Thiere den Ausweg ins Wasser zu versperren. Ein kräftiger Schlag mit dem Schaft der Harpune genügt meist den Seehund zu tödten. Die Beute wird auf den Schlitten geladen und nach Hause gefahren.

Die Schlitten bestehen aus zwei hölzernen Kufen, die durch Querhölzer mit Riemen verbunden sind. Diese elastische Verbindung gestattet ein Verschieben der Kufen gegen einander, welches auf unebenem Terrain und beim Anstoßen gegen Eisschollen der Haltbarkeit zu gute kommt. Die Kufen sind unterhalb mit Walfischknochen belegt; vor dem Gebrauch werden diese mit Wasser bespritzt. Der dadurch erzielte dünne Eisüberzug gewährt eine wesentliche Erleichterung beim Fortkommen. Jeder Hund zieht an einem besonderen Strang; der vorderste, der Leithund, ist etwa 6 bis 8 m von dem Schlitten entfernt; er wird einzig durch Zurufe gelenkt. Die Peitsche, ein langer Seehundsriemen an hölzernem Stiele, ermuntert die Säumigen in unbarmherzigster Weise. Nicht selten findet man unter den Hunden solche, welche durch einen Schlag mit der Peitsche ein Auge verloren haben, wie überhaupt der Eskimo diesem, seinem einzigen Hausthiere die denkbar schlechteste Behandlung zu Theil werden läßt; Schläge und Fußtritte sind ihr Lohn für übermäßige Anstrengungen, bei höchstens ein- oder zweimaliger Fütterung in der Woche mit fauligem Seehundsfleisch. Dem Eskimo der deutschen Polarstation im Kingawa Fjord starben im Frühjahr zehn Hunde an den Folgen der Anstrengungen und Entbehrungen des Winters. Während der Dauer ihrer Bootsreise im Sommer bringen die Eingeborenen ihre Hunde auf kleine Inseln im Sund und überlassen es ihnen, sich hier durch Muscheln und andere Seethiere, die sie zur Ebbezeit am Strande unter den Steinen hervorsuchen, zu nähren.

Die Hunde sind nicht groß; sie ähneln unserem Spitz durch die Bildung des Kopfes, die aufrecht stehenden Ohren und den buschigen Schweif. Sie bellen nicht, sondern lassen nur ein langgedehntes Geheul hören. Nach einigen sollen sie von Wölfen abstammen. Daß sich Wölfe des Nachts unter die Hunde gemischt und mit den Hündinnen gepaart haben, ist mir von einem Eingeborenen als Thatsache erzählt worden.

Den Lachsen, welche im Frühjahr zum Laichen die Wasserläufe hinaufgehen, lauert der Eskimo an den schmalen Stellen der Flüsse auf. Mit gespreizten Beinen ruhig im Wasser stehend, lockt er die Thiere herbei durch künstlichen Köder, kleine aus Walroßzahn geschnitzte Fische und Renthierzähne, die er an langen dünnen Fäden im Wasser spielen läßt. Mit schnellem, kräftigem Stoße fährt der Ukadluneung hinunter und spießt den Lachs im Rücken auf die mittlere Spitze dieser dreizackigen Harpune (Fig. 5).

Auf die Renthierjagd ziehen die Eingeborenen in den Sommermonaten mit Weib und Kind auf den Flüssen und



Fig. 5. Ukadluneung, Harpune zum Spießen der Lachse.

Fjorden weit in das Land hinein, da die Renthiere sich nur in großer Entfernung von der Küste aufhalten. Die Zelte an den Küsten und auf den Inseln des Cumberlandsundes werden abgebrochen und zusammen mit den übrigen Habseligkeiten in den „Umiak“ geladen (Fig. 6). Der Umiak ist ein großes offenes Boot aus Seehundsfellen mit einem hölzernen Gerippe. Zur Fortbewegung dienen 3 bis 5 lange schaufelförmige Ruder, welche von den Frauen so geschickt wie von den Männern gehandhabt werden. Neuerdings ist der Umiak vielfach durch alte Walfischfängerboote ersetzt, die den Eskimo von schottischen und amerikanischen Whalern für geleistete Dienste geschenkt wurden.

Die besten Gründe für die Renthierjagd sind die Umgebung des Kennedy-Sees und das Nordende des Kingawa-Fjordes. Der Kennedy-See zwischen Cumberland-Sund und Fox-Kanal besitzt Ausflüsse nach beiden Meerestheilen. Er hat süßes Wasser, in welchem zahlreiche Seehunde leben, deren schöngezeichnetes weiches Fell für die Kleidung

sehr geschätzt wird. Die Umgebung des Sees ist nach Aussage der Eingeborenen flach und stellenweise morastig. Die Renthiere sollen sich hier in großer Anzahl aufhalten und wenig scheu sein. Schon im Mai und Juni brechen einige Familien dahin auf und kehren erst zurück, wenn die Stürme eine für die Schlitten passirbare feste Schnee-

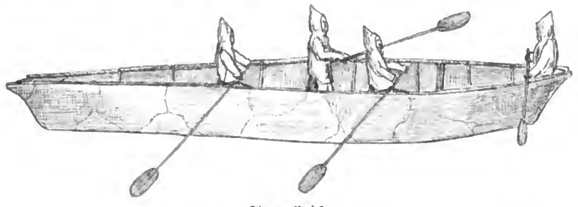


Fig. 6. Umiak.

decke gebildet haben, was selten vor Mitte December der Fall ist.

Der Kingawa-Fjord theilt sich an seinem nördlichen Ende in zwei schmalere Arme. In den östlichen mündet ein fischreicher Fluß, dessen weites ebenes Gebiet von den Ansiedlern aus Ananatuk und Kikkertak, zwei kleinen Inseln des Cumberland-Sundes, gegen Ende August aufgesucht zu werden pflegt. Hier schlagen die Familien für kurze Zeit

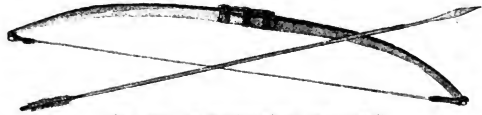


Fig. 7. Bogen aus Renthiergeweih und knöcherner Pfeil.

ihre Wohnsitze auf. Die Männer fischen und machen mehrtägige Jagdausflüge in das Innere des Landes, die Frauen reinigen die erbeuteten Felle, spannen sie zum Trocknen aus und verfertigen die Kleidung für den kommenden Winter. An die Stelle der Bogen (Fig. 7) aus Renthiergeweihen und Sehnen mit knöchernen spitzen Pfeilen ist jetzt fast allgemein die Feuerwaffe des Weißen getreten.

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger.**

IX. (Schluß.)

Der Weg von Mitrovica nach Morović ist, obgleich anfangs gemachte Straße, nach einer Stunde Weges, wo man abbiegt, bei Regenwetter schlecht und wird desto kothiger und böser, je näher man Morović kommt. Nach drei Stunden Weges hat man noch eine weitere durch Gebüsch zurückzulegen, das jede Aussicht nach irgend einer Seite raubt. Morović ist ein kleineres, aber sehr ausgedehntes Dorf am Zusammenflusse des Bosut (Bacuntius) und der Studva, über welche beide sehr hohe Holzbrücken führen, um die kleineren Dampfer durchzulassen, die bei günstigem Wasserstande aus der Save zur Verfrachtung des in den großen und herrlichen Forsten geschlagenen Eichenholzes hereinfahren. Hier beginnen die weiten, der ehemaligen slavonischen Militärgrenze gehörigen Wälder.

Morović war nach dem heftigen Regen in ein Kothmeer versunken, und ich mußte tüchtig im Schlamme waten, um das alte Schloß der einstigen Bane de Maroth auf der Zunge am Zusammenflusse der beiden Flüsse zu besichtigen. Ein Grenzverwaltungshauptmann hatte den wenig geschichtlichen Sinn bekundenden Einfall gehabt, das noch in gutem Zustande befindliche Denkmal größtentheils niederzureißen und im Hofe ein ganz gewöhnliches, nichtssagendes Gebäude aufführen zu lassen. Die Ringmauern stehen noch und am linken Studva-Ufer sieht man die schön gelegte Ziegelpflasterung des Schloßhofes. Der famose Neubau, 11 Jahre alt, droht bereits einzustürzen.

Ein interessantes Baudenkmal ist die eine kleine halbe Stunde entfernt am linken Bosut-Ufer gelegene Kirche,

ein Bau von hartgebrannten Ziegeln inmitten einer Baumgruppe uralter Eichen, umgeben von einem seichten Graben und Erdwall und mit niedrigem Zaune umfriedet. Das Schiff der Kirche hat Strebepfeiler, gothische Fenster und der ebenfalls an den Ecken von Strebepfeilern gestützte Thurm zeigt nebst gothisch vertieften, doch obenher abgerundeten Fenstern auch solche in Kreuzform. Das Innere konnte ich, da sich der Schlüssel nicht fand, nur durch ein quadratisches Loch in der Thür betrachten. Es ist der kleinen Fenster wegen sehr düster, doch bemerkte ich Malereien.

Die Leute knüpfen den Ursprung des Baues an den Namen Maria Theresia's, erzählten mir aber auch eine sagenartige Geschichte, mit der die Entstehung des Kirchleins seines hohen Alters wegen viel besser in Beziehung gebracht werden kann.

Graf Stephan (wahrscheinlich ist Steph. Šiljanović gemeint, der 1506 nach der Familie Branković das Schloß bekam) ging in die Welt hinaus und blieb 30 Jahre auf Kriegszügen fern. Seine Gemahlin Marie herrschte allein und wollte, überzeugt, ihr Eheherr sei gestorben, den Rückgekehrten nicht anerkennen. Mit Sturm mußte er sein Schloß nehmen, worauf sie auszog, ein Kloster nebst Kirche baute und in jenem wohnte. Nach der später erfolgten Versöhnung lebten sie vereint. Der um das Kirchlein befindliche freie Raum mit Ziegelresten und dem herumlaufenden Graben deuten auf ein befestigtes Kloster. Im Volksmunde hat sich die alte Erzählung erhalten und der Name Marija ist, wie natürlich, in den jüngsten Generationen mit der Kaiserin in Zusammenhang gebracht worden.

Der berühmteste der Schloßherren von Morović ist der Banus Ivan Morović (Maroth), der im Aufstande gegen Kaiser Sigismund ihm treu zur Seite stand und die Rebellen niederwarf (1397). Dafür bekam er die sirmische und vukovarer Gespanschaft. Als er dann 1415 gegen den Herzog Hervoja Krieg führte, gerieth er in vierjährige Gefangenschaft und mußte sich mit 40000 Gulden loskaufen.

Die Studva und der Bosutfluß führten zu der Zeit, als ich dort war, mehr Schlamm als Wasser und der Forstbeamte, welcher dort zu leben die Aufgabe hat, seufzte nach hohem Wasserstande, daß den Schiffen die Durchfahrt möglich würde. Im Schlamme staken unzählige Fische, ein willkommener Schmaus für die Leute. Mit spitz zulaufenden Körben bis an die Knie im Wasser watend stachen die Fischer mit den Geflechten lustig in die schlammige Tiefe und zogen die im Korbe gefangenen Fische durch die schmale Oeffnung oben heraus. Die Ufer des Bosut sind fast überall von Wald bestanden. Es wächst auch viel Unkraut an dem Ufer, namentlich Schierling, der zur Blüthezeit dumpfriechende üble Oele verflüchtigt. Allenthalben liegen die Schweine scharenweise im Bette des Gewässers, das träge und dunkelfarbig dahinschleicht, selbst am Grunde mit einer ästigen Wasserpflanze dicht bewachsen, die sich Badenden zähe an die Füße klammert und gefährlich wird. Von dem Bosut nicht viel verschieden ist die Studva, die Spačva und der Bigj. Letzterer hat flachere Ufer und verläuft mehr im Sumpfe. Namentlich der Bosut wächst und fällt mit der wachsenden oder kleiner werdenden Save.

Die Orte Batrovci, Lipovac, Abševci, Podgradje am Wege nach Vinkovci werden von großen Wäldern eingeschlossen. In Lipovac gerade am Einflusse der Spačva in den Bosut liegen in einem Zwetschengarten die Reste einer Klosterruine. Hier setzt man mittels Fähre über die Spačvamündung (über den Bosut an verschiedenen Orten, bei Niemci allein viermal). Niemci und Orolik, die etwas hübscher sind, liegen schon im Bezirke des ehemaligen Broder Regiments. In einigen dieser Dörfer sind noch geschnitzte Häuser erhalten, wie sie ehemals Sirmien überall besaß. Sie sind kunstvoll mit Schnitzereien verziert und es ist recht schade, daß die im Zusammenstellen solcher Holzbauten erfahrenen Leute immer seltener werden. Das schönste, mit Schnitzereien geschmückte Haus steht in Erdevik und kann als Muster dienen.

Häuser, in denen die Theilung der Familie in selbstständige Parteien noch nicht durchgeführt ist, sind groß. Einzelne haben noch wie zuvor ringsum im ausgedehnten Hofraume die Fruchtscheune, die Ställe für das Hornvieh, die Schafe, die Schweine und Pferde, eine Branntweinbrennerei, den Brunnen und hinter dem Hofe den Obst- oder Zwetschengarten und darin den großen Backofen. Da diese Ortschaften von den größeren Verkehrsstraßen abseits liegen, hat sich in ihnen auch noch viel mehr von alten Gebräuchen erhalten.

Beispielsweise sei angeführt, daß zur Brautwerbung der hierzu Beauftragte mit der „Buklija", d. i. mit einer Čutura[1]) Wein oder mit der Tikva (Flaschenkürbis) voll Šljivovica, erscheint, Geld nicht zu vergessen. Nachdem er sich aus dem Nachbarhause der Braut einen „Kalauz" (Hochzeitsführer) erbeten, betritt er in dessen Gesellschaft das bezügliche Haus. Der Kalauz frägt, ob man im Hause gewillt sei, Gäste, Reisende aus der Ferne zu empfangen, und die von den Absichten der Gäste unterrichteten Hausherren antworten: „Gute Leute empfangen wir gerne." Hat darauf das Mädchen nach vorgebrachter Werbung auf Befragen der Eltern zugesagt, so öffnet es die Buklija und bindet auf den Gefäßhals ein mit blauer oder rother Stickerei geziertes Tüchlein oder Handtuch, worauf das Nachtessen folgt. Es ist Aufgabe des Kalauz aus voller Kehle zu singen, des Mädchens aber die Gäste beim Abschiede die Brust mit seidengestickten Tüchern zu schmücken.

Zum Ringwechsel (Prstenovanje) führt wieder der Kalauz die Ankömmlinge mit dem Bräutigam ins Haus der Braut. Die mitgebrachten Geschenke werden auf den Tisch gelegt, der Stari svat (Beistand) wirft seinen Mantel ausgebreitet von der Schulter auf den Boden und schickt nach der Braut. Diese wird barfuß hereingeführt, auf den Mantel gestellt und von den zukünftigen Schwiegereltern mit rothen Strümpfen und neuen Stiefeln oder Schuhen beschenkt, welche sie angesichts der Anwesenden anzieht. Häufig gegeben und getragen werden Strümpfe aus schwarzer, mit Goldfäden durchzogener Wolle. Darauf küßt sie den Schwiegereltern die Hand, bekommt von ihnen neue Geschenke, ein Seidentuch nebst schöner Schürze von Hausgewebe, eine gestickte Počulica oder Frauenhaube (jetzt wohl selten eine goldgestickte). Als Gegengeschenke spendet sie ihnen je ein Hemd, Servietten und je ein Polster mit buntem Ueberzuge von Hausgewebe oder mit schönen farbigen, geschlungenen oder gestickten Einsätzen. Der Schwiegersohn bekommt von den Eltern der Braut ein durchsichtig gewebtes Hemd und eine Hose, wofür er Sandalen und Stiefel giebt. Verwandte verehren der Braut häufig Hemden mit Brusteinsätzen aus farbiger, rother, grüner und dergleichen Seide und Goldstickerei.

Noch desselben Tages macht sich der Bräutigam mit der von der Braut geschmückten Buklija von Haus zu Haus auf, giebt dem, welchen er eben einladen will, zuerst

[1]) Ein kreisrundes, flaches Holzgefäß, s. „Globus" Bd. 39, S. 312.

zu trinken und ladet ihn ein. Vor Jahren gab es Hochzeiten, zu denen über hundert Gäste gebeten wurden. Wichtig wie in der Podravina ist auch hier die Rolle des Spaßmachers (hier Kapetan, sonst Čauš genannt), doch nimmt sich dieser hier einen Assistenten, den Bubujar (Trommler), dessen Name seine Aufgabe anzeigt.

Am Hochzeitstage versammeln sich die Gäste im Hause des Bräutigams in früher Morgenstunde zum Frühstück (Podkože se = sie stopfen sich die Haut aus). Der Kapetan gürtet sich einen alten Säbel um, steckt einen Fuchsschwanz auf den Hut, ergreift einen Buzdovan (Morgenstern) oder auch nur eine Keule und befiehlt dem Trommler zu rasseln. Unterdessen haben sich die Pustosvatice, Mädchen, denen eine lebhaftere Rolle obliegt, an die Strumpfbänder Schellen oder kleine Glöckchen gebunden, und nun beginnt ein furchtbarer Lärm. Der Kapetan voran, der mit der Keule dröhnende Schläge gegen Thüren und Wände, ja gegen das Dach führt, umkreist die Schar das Haus. Hierauf wird der Kapetan von den Pustosvatice geschmückt; um den Hals legen sie ihm eine Ehrenkette: einen Laib Käse an einer Schnur getrockneter Zwetschen oder Birnen, an den Säbel statt des Säbelgehänges einen kleinen Flaschenkürbis voll Branntwein.

Der Bräutigam wird von den Schwestern oder Schwägerinnen mit Blumen, einer Feder und einem Seidentuche um den Hut geschmückt, den Rosselenkern ein buntgewebtes Tüchlein an die Peitschen gebunden. Jeder Wagen bekommt eine Fahne aus Tüchern, an den Stangenenden stecken Aepfel. Unter Gesängen der Mädchen, dem Geklingel der Schellen und Glöckchen, dem Rasseln des Bubujar besteigt man dann die Wagen und rollt nun im Galop zum Thore hinaus, um auf vielen Umwegen wieder am Hause der Braut in sausendem Schwunge vorzufahren. Doch das Thor ist geschlossen. Der Kapetan steigt mit dem Trommler ab und unter heftigen Stößen gegen das Thor und Schlägen auf die unschuldige Kalbshaut geht das Thor auf. Die Wagen fahren ein. Neue Hindernisse! Die Braut ist in ihrem Kiljer (Zimmer) fest eingeschlossen, vor allen Thüren liegen Mulden voll Wasser, in jeder ein Schüreisen. Wachen, nämlich mit Kochlöffeln bewaffnete Frauen, stehen davor und jedermann, der eintreten will, muß einen „Dukaten" zahlen: einen neuen Münzkreuzer. Endlich öffnet auch die Braut die Thür, da der Kum (Beistand) ein Geschenk in Aussicht stellt und auch giebt, gewöhnlich ein Kleidungsstück, Geld oder als Ehrengabe mit Goldfäden und Seidenstickerei gezierte Kniebänder. Vor der Fahrt zur Kirche muß nun, freilich nicht überall, wieder die liebe Zauberei herhalten. Manches Mädchen nimmt vor der Trauung einen winzigen Spiegel und eine kleine Münze, bindet ein Stückchen Brot und Salz in ein Tüchlein und steckt alles nebst einem kleinen Schlosse in den Busen. Der Spiegel bedeutet hübsche Kinder, das Brot und Salz, daß es ihr nie an solchem gebrechen möge; das Schloß hat den Zweck zu verhindern, daß ihr der Mann je ein beleidigendes Wort sage. Die Silbermünze endlich, die sie den ganzen Tag über im Munde trägt, ist die symbolische Darstellung des Wunsches, daß sie ihren neuen Hausgenossen lieb wie Silber sein möge.

Nach der Rückkunft aus der Kirche wird jeder einfahrende Wagen mit Fruchtkörnern bestreut, die Braut vom Stari svat aus dem Wagen gehoben und auf den Armen ins Haus getragen. An der Küchenschwelle reicht man ihr einen Feuerstein und Stahl, womit sie nebst Zündschwamm Feuer am Herde anzündet. Die Umstehenden rufen dazu: „Es mögen die Hühner legen, die Gänse, Enten und Truthühner ebenso, die Kühe, Schafe, Schweine und Pferde Nachwuchs bekommen." Dann reicht man ihr ein männliches Kind, das sie in den Schoß setzt; das soll einen männlichen Erstgeborenen bedeuten. Salz und Brot, das man ihr reicht, giebt sie dem Schwiegervater, der sie reich beschenkt. Lieder erschallen, das Kolo hebt an und der junge Ehemann tritt mitten hinein, um jedem Mädchen einen Apfel zu reichen. Abends, wenn tagsüber die Thür im Kiljer der jungen Eheleute nicht gut und vorsichtig verschlossen gehalten wurde und der revidirende Kum kommt um zu sehen ob alles vorhanden und die Möbel des Ehepaares alle in gutem Stande sind, um im entgegengesetzten Falle seine Großmuth glänzen zu lassen, findet er oft im Bette eine der Pustosvaticen mit einer Katze im Arme, die er nur durch Dukatenspende (Kreuzer) zum Verlassen der Kammer bewegen kann. Natürlich giebt dies Veranlassung zu neuem Lärm und namentlich zu sarkastischen und drolligen Späßen des Kapetan, der seine Bemerkungen mit Schwüren beim Fuchsschwanze und seiner Ordenskette bekräftigt. In diesen Gebräuchen steckt viel Witz und Humor, und es ist nur zu fürchten, daß die Zeit, die an die Nationaltracht greift, auch diese Gebräuche, wenn nicht ganz, so doch stark umgestalten wird.

Die Grundlagen des Rechts.

Von Richard Andree.

Während die Erkenntniß sich Bahn gebrochen hat, daß selbst eine so vornehme Wissenschaft wie die Philosophie nur auf Grundlage naturwissenschaftlicher Principien zu gedeihlichen Resultaten gelangen könne, weisen unsere Juristen alles als „unwissenschaftlich" zurück, was nicht in den Rahmen der heute akademisch gelehrten Jurisprudenz fällt. Wir sind indessen sicher, daß über kurz oder lang solch einseitiger Standpunkt fallen wird, und daß die Richtung, welche Albert Hermann Post mit Eifer und Geschick verficht, sich Bahn brechen wird. „Ich kam zu der Ueberzeugung, daß die einzige haltbare Basis für die Rechtswissenschaft der Zukunft in einer allgemeinen ausschließlich auf Erfahrungsthatsachen gestützten Sociologie zu finden sei, und begann so an der Hand der Ethnologie die Thatsachen des Rechtslebens bei allen Völkern der Erde zu sammeln und ihren Ursachen nachzugehen." Unter solchem Gesichtspunkte entstanden dann die früheren, auch im „Globus" erwähnten trefflichen Schriften des Verfassers über die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit, über den Ursprung des Rechts und die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. Eine neue Arbeit reiht sich ebenbürtig diesen an: Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwickelungsgeschichte (Oldenburg, Schulze, 1884). Es ist ein neuer Schritt in der großen Arbeit, auf induktivem Wege eine

allgemeine Rechtswissenschaft aufzubauen, ein Werk, dem wir unter den Juristen ebenso viel Beachtung und Würdigung wünschen, wie es unzweifelhaft unter den Ethnologen finden wird. Es hat ja immer etwas Schwieriges, wenn zwei Wissenschaften von einem Manne beherrscht und zu einem Zwecke verschmolzen werden sollen. Aber das Zeugniß wollen wir Post nicht versagen, daß er, der Jurist, sich redlich in der ethnographischen Litteratur umgesehen und die gefundenen Thatsachen unter juristischen Gesichtspunkten gewinnbringend eingeordnet hat. Wir sehen ihn so die Grundlagen der Sitte und des Rechts, die Grundzüge der Entwickelungsgeschichte der Rechtsnormen und der socialmorphologischen Entwickelungsgeschichte, der Ehe, des Erbrechts, des Sachen- und Obligationenrechts, der Rechtsbräuche, des Proceßrechtes durchgehen. Uns fehlt die nöthige juristische Kenntniß, um hier ein Urtheil abgeben zu können; soweit wir aber die klare und für jeden verständliche Arbeit vom ethnographischen Standpunkte prüften, verdient sie alles Lob.

Zum Dank für die Belehrung, welche wir durch Post's Werk empfangen haben, wollen wir ihm hier einiges auf das Erbrecht bezügliche Material zur Verfügung stellen, das wir gerade zur Verfügung haben, ohne dasselbe jedoch nach juristischen Gesichtspunkten ordnen zu wollen.

Nach A. de Roepstorff wird alles, was ein Verstorbener auf den Nicobaren an Sachen hinterläßt, zerstört; it is not considered loyal to take any inheritance from relatives, ausgenommen Boote, Bäume, Häuser. Dabei wirkt wohl Aberglauben (Geograph. Magazine II, 45, 1875). Appun führt an, daß in Britisch-Guyana die Stammangehörigkeit bei den Indianern nie vom Vater, sondern stets nur von der Mutter hergeleitet wird. Das Kind einer Makuschi-Indianerin und eines Wapisiana wird zu den Makuschi gezählt. Nach diesem Rechte der Stammansprüche richtet sich auch das Erbrecht. Die Söhne der Töchter des Häuptlings haben das Erbfolgerecht auf die Würde des Großvaters, nicht die Söhne des Häuptlings, obgleich keineswegs streng auf eine solche Erbfolge gehalten wird, da bei dem Tode des Häuptlings jeder, der Kräfte und Fähigkeit zu dieser Würde in sich fühlt, als Prätendent auftreten kann, ohne daß sich dadurch die Familie des früheren Herrschers in ihren Rechten gekränkt fühlt (Ausland 1872, 683). Bei den wilden Bergstämmen in Arakan, die Andrew St. John studirte, finden wir sehr ausgebildete Rechtsgebräuche. Stirbt ein Mann ohne männliche Nachkommen, so wird sein Eigenthum vom nächsten männlichen Verwandten reklamirt; er ist auch für die Schulden des Verstorbenen verantwortlich, gleichviel ob letzterer Eigenthum hinterläßt oder nicht. Ein Weib kann nicht erben und ist daher auch für Schulden nicht verantwortlich. Hinterläßt ein Mann zwei Söhne, so wird sein Nachlaß unter sie zu gleichen Theilen getheilt. Sind mehr als zwei Söhne vorhanden, so erben der älteste und jüngste doppelt so viel als die anderen (also jene je zwei Theile, die anderen nur einen Theil). Sklaven können nicht erben. (Journ. Anthropol. Institute II, 241). Makkal santan heißt in Malabar der Brauch, daß Eigenthum nur durch die Weiber vererbt wird. Der Schwestersohn erbt das Familiengut; polyandrische Sitten sind hier als Quelle anzusehen. (Nach Sir W. Elliot im Journ. Ethnol. Soc. New Series I, 119.) Rang und Eigenthum sind auf den Kingsmill-Inseln erblich. Hat ein Häuptling verschiedene Kinder von mehreren Weibern, so ist der Sohn des vornehmsten Weibes sein Nachfolger. Wenn alle Kinder gleichen Ranges sind, so erhält das älteste zweimal soviel von der Erbschaft als die übrigen. Will der Vater aber sein Gut nicht theilen, so erhält der älteste Sohn alles, muß dann aber die Geschwister unterhalten. Diese aber müssen für ihn dann arbeiten und dürfen ohne seine Einwilligung nicht heirathen. (Wilkes, U. St. Exploring Expedition. Ausgabe in einem Bande. New York 1851, 556.) Stirbt bei den westafrikanischen Jolofs ein Familienvater, so wird sein Nachlaß in acht gleiche Theile getheilt, wovon seine Kinder sieben und seine Witwen einen erhalten. Hinterläßt der Verstorbene keine Kinder, so macht man vier Theile, wovon drei für die Seitenverwandten und einer für die Witwen. Beim Absterben einer Frau theilen die Kinder oder die Seitenverwandten mit dem Ehemann zur Hälfte (Mollien, Reise in das Innere von Afrika. Deutsch. Weimar 1820. 82). Die niedere Stellung, welche das Weib bei den Ostjaken und anderen sibirischen Völkerschaften einnimmt, zeigt sich auch darin, daß es niemals erbt. Folglich erbt auch der Mann nichts mit seiner Frau und ebenso erhält auch die Witwe keinen Theil von dem Vermögen nach dem Tode ihres Mannes. Das ganze Eigenthum des Verstorbenen wird zu gleichen Theilen unter die Söhne getheilt, welche verpflichtet sind die Mutter, Schwestern und andere weibliche Familienglieder zu unterhalten. Hinterläßt der Verstorbene keinen Sohn, so theilen die männlichen Anverwandten das Vermögen unter sich, haben dann aber die Pflicht, Witwe und Töchter zu unterhalten. (Castrén, Ethnologische Vorlesungen. St. Petersburg 1857, 120.) Von Delawaren und Irokesen sprechend sagt Loskiel (Gesch. d. Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern, Barby 1789, 82), daß eine Witwe nichts erbt, da die Verwandten des verstorbenen Mannes alles wegnehmen, was diesem gehörte, und es an fremde Leute vertheilen. Das geschieht, um nicht an den Todten durch dessen Nachlaß erinnert zu werden. Kinder, Witwen und Verwandte erben daher nichts. Specielle Vermächtnisse aber werden geachtet. — Bei den Penong Piak in Kambodscha wird nach dem Tode der Eltern das Erbe gleichmäßig unter die Töchter getheilt, die Söhne erhalten nichts (Hamy in Bull. soc. d'Anthropol. 1877, 535).

Auf den Palau-Inseln giebt es zwei Erbrechte, indem im öffentlichen Leben der jüngere Bruder den älteren, im Familienleben der älteste Sohn den Vater beerbt. Zu der öffentlichen Erbschaft gehört der Name und Titel der Familie, die andere besteht in einem Theile des Privatvermögens, das durch die Mutter verwaltet wird. Kubary schildert des Näheren die oft verwickelten Verhältnisse bezüglich der Erbschaft der Häuptlingswürde. Die Kinder erben den Stand nach der Mutter (Journal des Museum Godeffroy. Heft 4. S. 38, 54). Die Gebräuche bei Erbtheilungen im asiatischen Hochlande Gilgit hat Biddulph geschildert. Nach dem Tode des Mannes wird Grund und Boden zu gleichen Theilen unter die Söhne seiner Frauen vertheilt. Sollte z. B. ein Mann einen Sohn von einer Frau und drei von einer anderen hinterlassen, so erbt der eine die Hälfte des Grundes und die drei anderen die andere Hälfte, welche dieselben wieder unter sich vertheilen. Töchter sind von der Erbschaft ausgeschlossen und haben nur eine Mitgift zu beanspruchen. Sollte jemand nur Töchter hinterlassen, so gehen Grund und Boden an die nächsten männlichen Verwandten des Verstorbenen über. Eine seltsame Ausnahme wird jedoch gemacht, im Falle ein Mann nur eine Tochter hinterläßt, welche dann den ganzen Besitz als Mitgift beanspruchen kann, doch gilt dieses mehr als Begünstigung denn als Recht (v. Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaya, 301).

Die Kohlenlager auf den Färöern.

Es ist wohl hinlänglich bekannt, daß auf Suderö sich bedeutende Kohlenlager befinden. Genaueres über Lage und Beschaffenheit dieser Lager zu erfahren dürfte um so mehr von Interesse sein, als neuere Mittheilungen darüber nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Suderö, die südlichste Insel in der färöischen Inselgruppe, hat von NNW nach SSO eine Ausdehnung von 35 km, die Breite variirt von 1 bis 8 km. Während die Westküste der Insel aus steilen, wilden und auf den meisten Stellen unzugänglichen Klippenwänden besteht, ist der Charakter der Ostküste ein wesentlich anderer, indem das Meer hier drei tiefe Fjorde gebildet hat, die sich von O nach W in das Land hinein erstrecken und ihre Fortsetzung in Thaleinsenkungen finden, welche bis zur Westküste gehen, so daß also hierdurch die Gebirgspartien in vier Theile getheilt werden. Um den mittleren dieser Fjorde, den Trangisvaagfjord, der einen vorzüglichen Hafen bildet, finden sich die hauptsächlichsten Kohlenformationen, jedoch so, daß die bedeutendsten Kohlenschichten in der Gebirgspartie enthalten sind, welche nördlich vom Trangisvaagfjord und dem Trangisvaagthal liegt und die gegen Norden von dem nördlichsten Fjord, Kvalböfjord, und dem zu demselben gehörigen Thale begrenzt wird. In den südlich vom Trangisvaagthale liegenden Gebirgspartien, welche die Mitte der Suderö bilden, werden gleichfalls Kohlenschichten gefunden; die weiter südwärts gelegenen Kohlenformationen sind jedoch, soweit man bis jetzt weiß, ohne Bedeutung. Während auf anderen Stellen die Kohlenschichten tief unter der Oberfläche der Erde gefunden werden, sind dagegen auf den Färöern diese Schichten hoch oben im Gebirge bis 1700 Fuß über der Oberfläche des Meeres gelagert. Die bisher vorgenommenen Untersuchungen haben dargethan, daß die Kohlenschichten auf Suderö ein zusammenhängendes Lager bilden, das sich überall gegen NO neigt, so daß die Kohlenschichten nach dem Kvalböfjord zu bis zum Meere hinabgehen, während sie hingegen sich höher und höher erstrecken, je weiter man gegen S und W kommt. Diese Verhältnisse haben selbstverständlich bezüglich der Möglichkeit, diese Kohlenschichten auszubeuten, die größte Bedeutung, denn hier bedarf es keiner kostspieligen Schächte, um die Kohlen zu finden, und keiner Pumpwerke, um sich des Grubenwassers zu entledigen. Um zu den färöischen Kohlen zu gelangen, braucht man nur an der Außenseite des Gebirges horizontale, der Neigung der Kohlenschichten entgegengesetzte Strecken anzulegen. Die Kohlenformation auf Suderö nimmt ungefähr ein Areal von $^2/_3$ Quadratmeilen (ca. 37 qkm) ein, aber die Mächtigkeit der Schichten, sowie auch die Qualität der Kohlen ist höchst verschieden; auf vielen Stellen beträgt die Stärke der Schicht ca. drei Fuß oder sogar noch mehr. Die bedeutendsten Schichten finden sich in zwischen 400 und 1000 Fuß variirenden Höhenlagen und, je weiter man nach W und dem Meere zu kommt, desto mächtiger werden dieselben und desto besser die Qualität der Kohle.

Bereits vor mehr als 200 Jahren waren die färöischen Kohlen Gegenstand der Erwähnung, und jetzt sind ungefähr 150 Jahre verflossen, seit sich die erste Gesellschaft zum Abbau derselben bildete; diese Gesellschaft begann in den Gebirgen südlich von Trangisvaag mit dem Kohlenbrechen, gab diese Versuche aber bald wieder auf. Erst im Jahre 1777 beschloß die dänische Regierung, umfassendere Untersuchungen vornehmen zu lassen. Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1839, jedoch mit einer längeren Unterbrechung von 1804 bis 1827, wurde der Kohlenabbau für Rechnung der Staatskasse betrieben. Sowohl südlich als nördlich vom Trangisvaagfjord wurden Kohlen gebrochen, doch war die angewandte Methode eine höchst primitive, indem die Kohlen auf dem Rücken von Pferden von den Gruben bis zum Strande transportirt wurden, und wenn dieselben endlich hier angekommen waren, dann handelte es sich natürlich noch um den Absatz in solcher Menge, daß die Betriebskosten gedeckt werden konnten. Im Jahre 1839 wurde der Staatsbetrieb eingestellt und auf dem Strande bei Kvalbö blieben 8000 Tonnen Kohlen als werthlos liegen. In dem folgenden Jahre suchte eine englische Gesellschaft die Koncession zum Kohlenabbau zu erwerben, wurde aber von der Regierung abschläglich beschieden, da sie mit den von der Gesellschaft gestellten Bedingungen nicht zufrieden war. Abgesehen davon, daß die Bewohner von Kvalbö beständig Kohlen zu eigenem Bedarfe brachen, weil in dieser Gegend Torf nicht vorhanden ist, lagen die färöischen Kohlenminen bis zum Jahre 1872 ganz unbeachtet. In diesem Jahre wurde die Aufmerksamkeit abermals auf die Kohlenminen hingelenkt, indem bei der dänischen Regierung Koncessionsgesuche zum Kohlenabbau eingingen, hauptsächlich wohl veranlaßt durch die beständig steigenden Kohlenpreise in England. Die dänische Regierung veranlaßte nun Prof. Johnstrup nach Suderö zu reisen, um nähere Untersuchungen über die dortigen Verhältnisse anzustellen; die Resultate dieser Untersuchungen hat er in seinem Werke: „Om Kullagene paa Färöerne“ niedergelegt.

Im Jahre 1873 erhielt eine größtentheils aus schwedischen und französischen Kapitalisten bestehende Gesellschaft die Koncession zum Kohlenabbau auf Suderö; nähere Untersuchungen wurden demnächst von ihr vorgenommen und Proben färöischer Kohlen in Paris ausgestellt. Den Grundbesitzern zahlte die Gesellschaft einen Theil der Summen aus, welche jene zu Folge der Koncession erhalten sollten, große Pläne wurden gemacht — aber hierbei blieb es! Gegenwärtig weiß man auf Suderö nicht mit Bestimmtheit, ob die Gesellschaft noch existirt. Die der Gesellschaft ertheilte Koncession geht aber verloren, wenn der Kohlenabbau nicht im Laufe dieses Jahres begonnen hat.

Wie man in Siam die Armen begräbt.

Nach C. Bock [1]).

Die Sonne neigte sich immer mehr dem Westen zu; die glänzende Scheibe war schon hinter den Gipfeln der Bäume verschwunden; sie zeichnete goldene Ränder um das feine Laubwerk und hier und da fiel ein letzter Lichtstrahl durch die Blätter und zitterte in der Luft, um bald zu erlöschen. Die Erde trug schon jene blaßgraue Farbe, welche uns so traurig stimmt und daran erinnert, wie schnell die Gegenwart flieht. Plötzlich wurde die Stille durch das Kreischen von Vögeln unterbrochen, welche sich mit schnellem Flügelschlag näherten; dazwischen mengte sich das Geschrei der Hunde, welche von allen Seiten herbeieilten und sich stritten und bissen um die ersten zu sein.

Ein Trauerzug näherte sich dem Begräbnißplatze; zwei schmierige, zerlumpte Kulis gingen an der Spitze, zwischen sich trugen sie eine einfache, von Bambu gefertigte Bahre, auf der ein Armer seinen letzten Schlaf schlief; ein paar Siamesen, worunter einige Priester, folgten. Wiewohl einige der Begleiter das officielle Trauerkostüm trugen — eine Hülle von weißem Kattun umgab die Körper und die Köpfe waren ganz kahl geschoren — so waren dies doch nur gewöhnliche Neugierige oder Menschen, die aus Anstandsgefühl der Leiche eines Verlassenen das Geleite gaben; nur die Träger und der dienstthuende Priester gehörten nothwendigerweise zu dem Abschluß eines Lebens, welches, wie der Augenschein lehrte, äußerlich wenigstens nicht zu den glücklichen und mit Schätzen gesegneten gehört hatte.

Unterdessen hatte sich hoch oben in der Luft eine dunkle Gruppe gesammelt, welche dem Zuge aufmerksam folgte und an dem, was da kommen sollte, einen thätigen Antheil zu nehmen gedachte. Es waren Aasgeier, die in engeren und weiteren Kreisen über den Trägern hinzogen und den Kopf nicht von der traurigen Last abwendeten, die da auf der ärmlichen Bahre dahingetragen wurde; neben und vor ihnen, aber in gemessenem Abstande flatterte unter heiserem Geschrei eine Anzahl Krähen; wo dieselben einen Baum fanden, ließen sie sich nieder wie um Athem zu schöpfen für das Fest, dessen Anfang sie kaum erwarten konnten. Auch die Hunde wurden unruhiger, immer mehr drängten sich einzelne von ihnen vor an die Menschen, welche die Leiche begleiteten, bis ein Fußtritt, ein Schlag mit dem Stock sie wieder zurücktrieb; dann versuchte der Getroffene wohl einen seiner Genossen mit den Zähnen zu fassen und ihn zu schütteln, um sich für die Unbill, die er erlitten hatte, zu rächen.

So erreichte der Zug Wat Sikhet, die Stätte des Todes; die Träger warfen ihre Last auf die Erde; der dumpfe Ton, den der starre Körper bei dem Aufschlagen auf dieselbe hervorbrachte, wurde beinahe übertönt von dem Gelärm der Geier, die mit ihren Fittigen die Luft verdunkelten und sich unter kräftigen Flügelschlägen auf die Erde niederließen; um die Leiche hin bildeten sie einen Halbkreis, dessen andere Hälfte die Zuschauer, die Träger und die Priester schlossen. Dahinter in weitem Kreise hüpften die Krähen unruhig hin und her, die Hunde rannten zu zweien und dreien und schnappten nach einander und nach jedem Schatten, der sich zwischen ihnen und dem Todten erhob; der aber lag bleich und starr, seine offenen Augen, die auf den Himmel gerichtet zu sein schienen, erhöhten noch das Traurige des Anblicks.

Der Priester wetzte ein großes Messer, welches er mit sich führte; die Geier verloren beinahe die Geduld, sie wurden immer zudringlicher und unverschämter; unter tüchtigen Schnäbelhieben und mit ausgebreiteten Flügeln machten sie sich die Plätze in den vordersten Reihen streitig und drängten sich so rücksichtslos an die Umstehenden, daß diese Mühe hatten, sich ihrer durch Stockschläge zu erwehren.

So hatte sich ein dicht geschlossener Kreis um die Leiche gebildet und der Priester trat in denselben nun auf den Todten zu und schlitzte ihm mit einem einzigen Zug den Leib vom Magen abwärts auf. Der Anblick der blutenden Eingeweide schien die Geier, welche es nicht erwarten konnten, daß ihnen die Leiche überliefert werde, zu berauschen. Sie begannen mit den Flügeln zu schlagen und die wohlbekannte Todtenklage anzuheben, wobei sie mit ruheloser Heftigkeit umherhüpften und den Priester, der die Leiche zerschnitt, so bedrängten, daß es zweier Menschen bedurfte, sie von ihm abzuhalten. Dann wurde das Fleisch von den Lenden, den Armen und Beinen gelöst und die Brusthöhle geöffnet. Hierauf näherte sich ein Priester und sang eine kurze Litanei ab; dabei hatte er einen Fächer und eine Pfeife in der linken Hand und in der rechten ein Stück Bambu, womit er die Leiche berührte. Aufmerksam schienen die Vögel seinem Gesange zu lauschen, und kaum waren die letzten Töne verklungen, als sie auch erkannt hatten, daß jetzt ihr Reich gekommen sei; mit einem wahren Satze stürzten sie sich unter einem fürchterlichen Geschrei vorwärts und stießen einander; der eine suchte den andern zur Seite zu drängen. Es war ein sonderbarer wilder Todtenreigen, der da um den zerstückelten Körper aufgeführt wurde; jeder Mitwirkende suchte seinen vollen Antheil an diesem schauerlichen Festmahl zu bekommen.

Die Augen des Todten waren, wie schon gesagt, offen und starr gegen den Himmel gerichtet. War es Furcht vor diesem gebrochenen Blick oder fanden sie an den Augen einen besonderen Leckerbissen; genug, zwei Geier machten sich gleich auf dieselben und hackten sie aus. Nun begann ein schauriges Ringen: die Vögel zerrten den Körper fortwährend hin und her, zuweilen wenn gerade ein paar in derselben Richtung flogen, wurde derselbe beinahe vom Boden aufgehoben. Wenn einer ein Stück Fleisch ergriffen hatte und es ihm geglückt war, dasselbe los zu zerren, entstand ein lebhafter Streit um den Besitz, der manchmal so heftig wurde, daß die Vögel auf Augenblicke die Beute über dem durch dieselbe hervorgerufenen Kampf vergessen zu haben schienen. Wenn derselbe recht heftig tobte, machte wohl ein Hund den Versuch, sich lautlos durchzudrängen, um auch seinen Theil an der Beute zu erhaschen; war es aber ihm geglückt, so erreichte ihn die Strafe bald; zwei Geier, die ihn beobachtet hatten, stürzten sich auf ihn, während der eine ihm seine Beute vor dem Maul wegriß, gab der andere dem frechen Räuber einen kräftigen Schnabelhieb, daß er heulend davonlief.

Kaum zehn Minuten hatte dieses schauderhafte Mahl gedauert, da war schon nichts mehr von demselben übrig,

[1]) C. Bock, Temples and Elephants, London 1884.

die Geier zogen sich ein paar Fuß weit zurück und der priesterliche Schlächter näherte sich dem zerfetzten Körper, drehte ihn um und schnitt den Rücken auf; hierauf wiederholte der Priester die frühere Ceremonie und dann folgte eine zweite Mahlzeit für die Thiere. Die Geier schienen schon ganz vollgestopft zu sein; wenigstens wiesen sie die eindringenden Krähen und Hunde nicht mehr so kräftig wie früher zurück und diese bekamen einen reichlichen Antheil. Acht Minuten später war außer dem Kopf und den Knochen beinahe alles spurlos verschwunden; das Leichengefolge erwies den Ueberresten jetzt die letzte Ehre und sammelte sie, dann wurde ein wenig Holz herbeigetragen, um sie zu verbrennen. — Ich ging ein wenig weiter und kam zu einem anderen Theile des geweihten Bodens, einer Art Hof, in dem ein kreisförmiger Altar stand, von Ziegeln aufgemauert und weiß angestrichen; in der Mitte befand sich ein eiserner, etwa vier Fuß hoher Pfosten mit ein paar eisernen Haken am oberen Ende, welche zum Aufhängen von Lampen gebraucht wurden. Auf diesem Altar lag eine Menge menschlicher Gebeine, vom Wirbel bis zum Schulterblatt, einige Schädel, die Ueberreste von ein paar kleinen Kindern, die erst vor Kurzem gestorben waren, deren Leichen sich jedoch bereits in einem fortgeschrittenen Stadium der Verwesung befanden und um welche Myriaden von Fliegen, wie Bienen summend herumschwirrten. Gegenüber diesem Altar erhob sich eine Mauer, an deren vorderer Seite ich die Ueberreste eines menschlichen Skeletts bemerkte, die da befestigt waren. Vergebens fragte ich mich, was dieser abschreckende Anblick zu bedeuten habe. Später hörte ich von einem Bekannten, es sei das Skelett eines Priesters, der während der Zeit seines Priesterstandes an seinem Gelübde der Keuschheit gefrevelt hatte, eine Sünde, die mit dem Tode bestraft wird. Daher hatte dieser Mann die höchste Strafe erlitten und sein Skelett wurde den Blicken der Menschen, „ihm selbst zur wohlverdienten Strafe, Anderen zum warnenden Beispiel“ preisgegeben.

Kürzere Mittheilungen.

Die Dualla-Neger am Camerun-Flusse.

Der „Globus“ hat bereits oben S. 157, wo er über eine der neuen deutschen Besitzungen in Westafrika, Bimbia, einige Notizen gab, auf das von C. Heinersdorff herausgegebenen Buch „Reinhold Buchholz' Reisen in Westafrika“ (Leipzig: F. A. Brockhaus. 1880) aufmerksam gemacht, welches in Bd. 37, S. 155 ff. ausführlich besprochen worden ist. Wir wüßten in der That augenblicklich kein zweites Werk zu nennen, welches so geeignet wäre wie dieses, eine richtige Anschauung von Natur, Bevölkerung und Handelsverhältnissen der Küstenländer von Guinea zu vermitteln und empfehlen es unseren Lesern, wie auch schon früher, angelegentlich zum Studium.

Unter allen bis jetzt von Deutschland dort besetzten Punkten — Bageida an der Küste des Dahome-Landes, Bimbia, Camerun, die Insel Malimba im Delta des Edea-Flusses und Groß- und Klein-Batonga südlich davon — ist uns Camerun am besten bekannt; über die meisten anderen Punkte ist in der geographischen Litteratur wenig oder nichts enthalten und man muß deshalb die Mittheilungen abwarten, welche nur die dort ansässigen hanseatischen Handelshäuser oder das auswärtige Amt zu geben im Stande sind. Inzwischen theilen wir nach Heinersdorff mit, was R. Buchholz über die jetzt deutschem Protektorate unterstehenden Bewohner von Camerun, d. h. von King Bell's, King Aqua's, Dido's Town &c. berichtet.

Die Männer sind durchschnittlich groß und kräftig gebaut, haben aber wenig Bartwuchs, welcher als große Zierde gilt. Ihre Farbe ist meistens dunkelbraun, wie gebrannter Kaffee, doch giebt es nicht selten auch hellere Leute, ja völlige Albinos mit ganz zartem Teint und hellblondem Wollhaar. Höchst wunderlich sehen diejenigen aus, bei welchen der Albinismus nur stellenweise am Körper auftritt, und welche daher gescheckt erscheinen. Wie es Dr. Falkenstein von den Loango-Negern thut, so bestreitet auch Buchholz von den Duallas, daß sie geringe Wadenentwickelung haben. Die Frauen sind viel kleiner und häßlicher als die Männer, was wohl seinen Grund in der außerordentlich frühen Verheirathung derselben hat; auch entstellen sie sich dadurch, daß sie ihr Haar ganz kurz abschneiden. Beide Geschlechter gehen bis auf einen Streifen Zeug um die Hüften, der aber möglichst bunt sein muß und oft gewechselt wird, ganz nackt. Bei Tänzen und Festlichkeiten behängen sie sich mit Perlen, Glöckchen, Ringen, Hals- und Armbändern, welche bei heftigen Bewegungen laut klappern, ziehen auch gern hohe weiße Baumwollstrümpfe an, die sie aus Europa beziehen. Buchholz sah eine Braut dermaßen mit Perlen behängt, daß sie sich kaum fortbewegen konnte. Alle Dualla- und Kru-Neger tatuiren sich im Gesicht und auf der Brust in verschiedenster Weise, doch sind die Camerun-Leute sofort daran zu erkennen, daß sie sich die Augenwimpern ausreißen, was die Kru-Neger nicht thun. Als Grund dafür geben sie an, daß die Wimpern die Augen zu sehr beschatteten und das scharfe Sehen verhinderten; auch geriethen dieselben zu oft ins Auge und verursachten Entzündungen desselben.

Besonders charakteristisch für die Dualla ist die förmliche Wuth, mit der sie Handel treiben, während ihre Industrie sich auf wenige Sachen, wie Elfenbeinringe, Ebenholzstöcke, Messer- und Schwertscheiden, beschränkt; alles Uebrige, was sie besitzen, haben sie im Handel von den Europäern eingetauscht, der die Mehrzahl von ihnen zu wohlhabenden Leuten gemacht hat. In Folge dessen will jeder, vom Häuptling bis herab zum Halbfreien, nur Handel treiben, nicht produciren oder gar Feldarbeit verrichten. Nur das Nöthigste an Jams und Bananen läßt ein jeder durch seine Frauen und Sklaven pflanzen und bezieht alles Uebrige durch den Handel. Nach der Anzahl der Weiber, die ein Neger besitzt, wird sein Reichthum geschätzt. Die Weiber werden von ihren Vätern verkauft und kosten durchschnittlich 900 bis 1000 Mark, oft aber, wenn die Väter angesehene Leute sind, viel mehr. Daher müssen arme Dualla oft lange dienen, ehe sie heirathen können; nachher aber disponiren sie völlig frei über ihre Frauen, behandeln sie wie Lastthiere und können sie weiter verschenken, verleihen oder verkaufen. Viel Kinder gelten als ein großes Glück; selten aber bringt eine Frau deren mehr als zwei zur Welt. Bei gänzlicher Unfruchtbarkeit fordert der Mann seine Kaufsumme zurück.

Noch rechtloser sind die Sklaven daran, welche gekauft (das Stück etwa zu zwanzig Mark) oder auf Kriegszügen geraubt werden. Dieselben, welche nebst ihren etwas besser gestellten Nachkommen an Zahl die freien Neger bei weitem übertreffen, wohnen in besonderen großen Dörfern und werden

nicht gerade immer schlecht behandelt, schweben aber stets in Gefahr, beim Ableben eines Häuptlings an einen andern Stamm verkauft, dort als Todtenopfer geschlachtet und wahrscheinlich auch aufgefressen zu werden. Es kommt sogar vor, daß Häuptlinge, denen es nicht gelingt, solche Opfer durch Ueberfall eines feindlichen Stammes zu erlangen, heimlich einigen ihrer eigenen Sklaven die Köpfe abschlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen. Die Sklaven werden von den freien Negern „Nigger" genannt, ein Ausdruck, welcher auf einen Freien angewendet als die größte Beleidigung gilt. Etwas besser gestellt sind, wie gesagt, die Nachkommen solcher Sklaven, denn obgleich auch sie als unfrei angesehen werden, so dürfen sie doch Handel auf eigene Rechnung treiben, Vermögen erwerben u. s. w., haben aber bei allen Berathungen des Stammes keine Stimme.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— An allen Buchhandlungen, auf Bahnhöfen und Bauzäunen sieht man jetzt in Frankreich eine illustrirte Schilderung des Deutschen Reiches von Malte-Brun angekündigt, die sich vielen Erfolges zu erfreuen scheint — wohl weil das Studium der Geographie und namentlich derjenigen des Nachbarlandes als patriotische That erscheint. Wenn wir einem ähnlichen Unternehmen, F. von Hellwald's „Frankreich in Wort und Bild" (Leipzig, H. Schmidt und C. Günther, circa 50 Hefte à 75 Pf.), unser Interesse zuwenden, so wird demselben jene pikante Beimischung fehlen. Aber wenn es dem federgewandten Verfasser gelingt, uns in großen Zügen, wie er verheißt, die Geschichte und Geographie, Handel, Industrie und Produktion des schönen und hochinteressanten, bei uns aber wenig genug gekannten Landes vorzuführen, so wird es ihm an aufmerksamen und dankbaren Lesern nicht mangeln. Obwohl reich mit 455 Illustrationen ausgestattet, soll dieses Werk doch kein Prachtwerk im gewöhnlichen Sinne sein, das nur der Bilder wegen gekauft wird, sondern es soll durch seinen reichen belehrenden Textinhalt einen praktischen Werth erhalten. Die erste uns vorliegende Lieferung beginnt mit der Schilderung von Paris.

— Das französische Unterrichtsministerium hat jüngst folgende Herren mit wissenschaftlichen Missionen betraut: Brau de Saint-Pol-Lias soll in Malakka und Sumatra Sammlungen machen, Prof. Dr. Guardia den balearischen Dialekt studiren, Etienne Gautier in der asiatischen Türkei und Persien naturwissenschaftliche und anthropologische Untersuchungen anstellen und Prof. Henri Lenoir den Aussatz in Norwegen studiren.

Asien.

— Generalmajor Sir Peter Lumsden, der Chef der britischen Kommission für die Feststellung der Nordgrenze Afghanistans hat am 4. September in Begleitung von Oberst Stewart, Major Napier und Anderen London verlassen, um sich über Poti und Teheran nach Meschhed in Persien zu begeben, wo die aus Indien kommenden Mitglieder der Kommission zu ihm stoßen sollen. Die russischen Kommissäre werden sich Ende Oktober oder Anfangs November in Serachs einfinden. Zu wissenschaftlichen Zwecken begleiten die Expedition drei Topographen behufs kartographischer Aufnahmen, der Geologe Griesbach und der Botaniker Dr. Aitchison, welcher speciell beauftragt ist, die Soma-Pflanze zu studiren, deren ausgepreßten Saft die alten Indier und Iranier den Göttern opferten und die sie dann selbst als Gott verehrten. Die Expedition wird wahrscheinlich auch Balch, das alte Baktra, besuchen, wo seit Alexander dem Großen bis 165 v. Chr. erst griechische Statthalter und dann Könige herrschten.

Afrika.

— Von der Guineaküste ist eine Nachricht vom 14. August nach London gelangt, die uns bedeutsamer erscheinen will, als alle bisher von dort gemeldeten Besitzergreifungen seitens deutscher Schiffe. Der englische Konsul Hewett hat in der großen Stadt Wari und an den Flüssen Escardos, Forcados und Ramos, westlichen Mündungsarmen des Niger, die englische Flagge aufgehißt. „Die in solcher Weise unter britische Kontrole gestellten Territorien sind werthvolle, ölerzeugende Länder und haben eine große eingeborene Bevölkerung. Das englische Kanonenboot „Goshawk" besuchte später die drei Flüsse; zu gleicher Zeit wurde die Topographie der Territorien aufgenommen." Um die Tragweite dieses Vorganges zu verstehen, sei darauf hingewiesen, daß der Niger der einzige Strom Westafrikas ist, der bis weit in das Festland hinein schiffbar und einen ausgedehnten Handel zu vermitteln im Stande ist, wie dies unser Niger-Reisender E. R. Flegel wiederholt nachgewiesen hat. Wenn England sich definitiv an den Niger-Mündungen festsetzt und diesen wichtigen Strom anderen Nationen durch Zölle verschließt, so ist das beste Stück Westafrikas dahin, denn weder Bageida, noch Bimbia, weder Camerun, noch Malimba und Batonga sind auch nur von annähernd so großer Wichtigkeit, wie der den Sudan erschließende Niger. Nachrichten von dort muß man mit dem gespanntesten Interesse entgegensehen.

Polargebiete.

— Aus New York kommt die Nachricht, daß Mr. Melville, der Oberingenieur der Jeannette-Expedition, eine neue Polarexpedition befehligen wird, welche im nächsten Herbste über Franz Joseph-Land den Nordpol zu erreichen suchen soll. Mr. Cyrus Field und der New York Yacht Club werden je die Hälfte der Kosten tragen. Ein ganz ähnliches Projekt soll Lieutenant Hovgaard mit der „Dijmphna" verfolgen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLVI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XIII.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Der 10. September war von Dieulafoy bestimmt, die Mesdschid-i-Dschuma zu besuchen, jene berühmte Moschee, welche Schah Abbas anfangs niederreißen lassen wollte, um ihr Baumaterial zur Errichtung der Mesdschid-i-Schah zu verwenden. Wie am vorhergehenden Tage, so war es auch diesmal Bedingung, daß die Christen nicht das eigentliche Heiligthum betreten durften; nur von den Dachterrassen und Nebenräumen aus sollte es ihnen gestattet sein, einen Blick auf die ganze Anlage zu werfen oder in einem stillen Augenblicke eine photographische Ansicht aufzunehmen. Auch diesmal wurde der Versuch gemacht, sie noch im letzten Augenblicke von ihrem Vorsatze abzubringen; aber als kein Reden half, ergab man sich widerwillig in die unangenehme Nothwendigkeit, die Ungläubigen, Herrn und Frau Dieulafoy und ihren Begleiter, den Pater Pascal, in und über die geheiligten Räume zu führen. Mühsam kletterten sie auf steil geneigten Leitern, deren Sprossen mehr als einen halben Meter von einander entfernt waren, von einer Terrasse auf die andere, während ihre einheimischen Begleiter wie Katzen vorwärts sprangen; oben angelangt, mußten sie über schmale Bretter hinweg schreiten, welche über eingestürzte Kuppelgewölbe gelegt waren. Nachdem sie durch eine solche Bresche den ältesten Theil der Moschee betrachtet, der angeblich im Jahre 755 von dem abassidischen Chalifen Almansur erbaut worden sein soll, und die schönen kufischen Inschriften, welche einen alten Michrab umgeben, bewundert hatten, betraten sie schließlich eine Seitengallerie, von welcher aus sie den gesammten Hof der Moschee zu übersehen vermochten.

Die verschiedenen Anbauten und Ausbesserungen, welche an derselben zur Zeit des Seldschukenfürsten Malek Schah, des Schah Tamasp, dessen frommer Eifer den Verfall aller Gotteshäuser im Reiche herbeigeführt hat, und endlich unter der Herrschaft Abbas' II. ausgeführt worden sind, haben diesem alten Heiligthume jeden künstlerischen Werth geraubt; durch die Erbauung der Mesdschid-i-Schah ist dasselbe ohnedies auf die zweite Stufe herabgedrückt worden. Nichtsdestoweniger steht es in Ispahan in großem Rufe und hat seinen alten Titel und seine Vorrechte sich bewahrt. In seinen Räumen findet an jedem Freitage der Gottesdienst für den Schah statt. Nach dem religiösen Gesetze müßte derselbe zum Gedächtnisse dessen, daß sich der Prophet an diesem Tage nach Medina begeben, sich in der Moschee einfinden und mit lauter Stimme das feierliche Gebet sprechen. Da er aber unter seinen zahlreichen Privilegien nicht auch das der Allgegenwärtigkeit besitzt, so ernennt er Vertreter, die den Titel Imam Dschuma führen, damit sie in seinem Namen in den hauptsächlichsten Städten des Reiches diese fromme Pflicht wahrnehmen. Nach dem Gebete lesen oder erklären die Mollahs den Koran, und der ganze Tag wird mit frommen Uebungen hingebracht, obgleich den Gläubigen keine besonderen Verpflichtungen obliegen.

Beim Verlassen der Moschee hatte Pater Pascal das

Mißgeschick, daß eine Leitersprosse unter ihm zerbrach und er sich an einem Beine etwas verletzte, natürlich zum größten Vergnügen der Mollahs, die darin eine Strafe Allahs sahen und ihre Freude kaum hinter ihren Beileidsbezeugungen zu verbergen wußten; sie gaben sofort Befehl, den Eigenthümer der gebrechlichen Leiter zu suchen, um ihn mit Stockschlägen zu bestrafen, aber der Eigenthümer war nicht zu finden und so bestiegen die Franzosen ihre Pferde, um nach Dschulfa zurückzukehren.

Da aber der Pater eine größere Verletzung davon getragen hatte, als er anfangs eingestehen wollte, so machte er den Vorschlag, bei einem seiner Freunde in der Nähe der Moschee einzukehren, um dort die Wunde zu kühlen. Das Haus, welches sie betraten, zieht sich um die vier



Der Michrab in dem vom Chalifen Almansur erbauten ältesten Theile der Mesdschid-i-Dschuma.

Seiten eines geräumigen Hofes hin; in der Mitte jedes Flügels erhob sich ein Talar, zu dessen beiden Seiten eine mit Kalk geweißte Vorhalle lag. Der Empfangsraum war mit einer Kuppel überdeckt, die mit feinen Zellen aus Gyps geschmückt war; eine Thür aus farbigem Glas ließ in das sonst dunkle Zimmer einen Schein von Licht eindringen. Darin saß auf Kissen zwischen umherliegenden Büchern der Hausherr, ein Mann von sehr angenehmen Gesichtszügen; doch trug derselbe zur unangenehmen Ueberraschung für die Reisenden den blauen Turban eines Sejid, eines jener Nachkommen des Propheten, die ihnen bei ihren Besuchen der Moscheen stets hindernd in den Weg getreten waren. Zuvorkommend erhob sich der Sejid Mohammed Hussein, hörte aufmerksam der Erzählung von dem Unfalle des Paters zu und gab dann rasch den Befehl, Waschbecken, Wasserkanne und einige Arzneipflanzen herbeizubringen. Während er dann selbst die Wunde verband, ließ er Mme. Dieulafoy durch seine kleinen Kinder zu ihrer Mutter, seiner ersten Gemahlin führen.

Das Innere des Anderun (Harem), der sein Licht vom



Die Mesdschid-i-Dschuma in Ispahan.

Hofe aus empfängt, wird neugierigen Blicken durch seidene Vorhänge verborgen, die glatt vor alle Oeffnungen gespannt sind. Die Dame, Schirin Chanum, rauchte beim Eintritt der Franzosen gerade ihren Kaljan (Wasserpfeife); höflich lud sie den Besuch zum Niedersetzen ein und bot ihm das Mundstück ihrer Pfeife an. Ebenso höflich wurde dasselbe abgelehnt; denn es war Mme. Dieulafoy wohl bekannt, daß die Mohammedaner sich ebenso ekeln, einen Gegenstand zu berühren, den ein Christ gebraucht hat, wie wir uns vor dem orientalischen Brauche entsetzen, daß eine Pfeife zwischen Glaubensgenossen brüderlich von Mund zu Mund wandert, gleichviel ob der eine Theilnehmer eine hochgestellte Person ist und die andere ein zahnloser, schmutziger Kerl, der in gleicher Weise um eine Mundvoll Tabaksrauch wie um ein Stück Brot bettelt.



Porträt eines Sejid von Ispahan.

Schirin Chanum schien die Bedeutung der Ablehnung zu begreifen und sagte, ohne weiter in ihren Besuch zu dringen: „Sie sind hier in einem befreundeten Hause." Nach kurzer Unterhaltung benutzte die Französin die Ankunft einer andern Besucherin, um sich zu verabschieden und zu ihren Begleitern zurückzukehren.

Auf dem Heimritte erfuhr sie auch, warum der Pater Pascal gerade unter den Sejids, diesen unverbesserlichen Fanatikern einen seiner besten Freunde zählte. Vor einigen Jahren war ein Franzose, Eugène Bourrée mit Namen, nach Ispahan gekommen, der, ohne die priesterlichen Weihen erhalten zu haben, in seinem Glaubenseifer ganz Persien zu bekehren beabsichtigte. Sehr bald aber merkte er, daß seine Anstrengungen bei den Mohammedanern durchaus erfolglos blieben, wandte sich deshalb den schismatischen Armeniern von Dschulfa zu und suchte diese in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Als der Vorgänger des jetzigen Bischofs merkte, daß einige seiner Armenier in Folge der Predigten Bourrée's in ihrem Glauben zu wanken anfingen, hetzte er seine Anhänger gegen den Franzosen auf und dieser wäre gesteinigt worden, wenn sich nicht der Sejid Mohammed Hussein seiner angenommen und ihm, der sich als Mohammedaner verkleidet hatte, in seinem Hause eine Zufluchtsstätte eingeräumt hätte. Länger als einen Monat brachte er dort zu, während die Armenier auf den Karawanenwegen nach Schiraz und Kaschan ihm auflauern ließen und erst, als die Wachsamkeit der Armenier etwas nachgelassen hatte, geleitete ihn der Sejid selbst nach Kaschan, von wo aus er einen Hafen am Kaspischen Meere zu erreichen und Persien zu verlassen vermochte.

Durch diese That hatte sich der Sejid das Herz des katholischen Priesters gewonnen. Er ist aber auch eine Ausnahme unter der unendlichen Schar seiner angeblichen Verwandten, der Träger eines blauen Turbans. Besonders zahlreich und mächtig sind sie in der Provinz Irak. Obwohl Mohammed nur die einzige Tochter Fatmeh, die an seinen Neffen Ali verheirathet war, hinterlassen hat, so hat sich doch seine Nachkommenschaft in Folge einer besonderen Gnade des Himmels mit erstaunlicher Schnelligkeit vermehrt, wenigstens nach der unzähligen Menge von blauen und grünen Turbanen zu schließen, die im Orient getragen werden. Uebrigens ist die innere Befriedigung über solchen alten und vornehmen Ursprung nicht der einzige Grund für viele Mohammedaner, sich ein grünes oder blaues Stück Zeug um Kopf und Leib zu wickeln; sie verfolgen vielmehr einen praktischen Zweck. Als kluger Prophet ließ sich Mohammed durch göttlichen Befehl auch irdische Güter anweisen. „Wenn sie dich über die Beute befragen, antworte ihnen: Die Beute gehört Gott und seinem Gesandten." „Wisset, — sagt der Koran — daß, wenn ihr Beute gemacht habt, ein Fünftel Gott oder dem Propheten, den Verwandten, Waisen, Armen und Reisenden zukommt" und weiterhin „Was Gott dem Propheten an Besitzthum der Einwohner der verschiedenen Orte gesendet hat, gehört Gott, dem Propheten und seinen Verwandten. Nehmt das, was der Prophet euch giebt und enthaltet euch dessen, was er euch versagt; fürchtet Gott, er ist schrecklich in seinen Strafen."

Nach Mohammed's Tode forderten seine Nachkommen, gestützt auf die Autorität des heiligen Buches, ein Fünftel von allen Einnahmen der Mohammedaner, legten mehrere Jahrhunderte hindurch ihren Glaubensgenossen schwere Lasten auf und vermehrten sich im Laufe der Zeiten namentlich auch in Folge der materiellen Vortheile, welche mit ihrem geheiligten Ursprunge verknüpft waren..

Heutigen Tages ist die Gewohnheit, den Sejids eine regelmäßige Steuer zu entrichten, fast gänzlich abgekommen; aber in großen Städten, wie z. B. Ispahan, wo die sogenannten Nachkommen Mohammed's sich zu zahlreichen Körperschaften zusammengethan haben, haben sie sich auch einen überwiegenden Einfluß bewahrt und plündern ungestraft die kleinen Händler, weil dieselben zu schwach sind, um ihnen ihre Waaren oder Dienstleistungen geradezu zu verweigern. Außerdem werden die Sejids, und zwar noch vor den Mollahs, mit der Verwaltung aller heimgefallenen Wakuf-Güter betraut und ziehen aus diesen geistlichen Benefizien so ansehnlichen Nutzen, daß sie zum größten Theil ohne jede Arbeit leben können. Natürlich verabscheuen sie die Europäer; aber trotzdem mußten Dieulafoy's dem

Imam Dschuma und dem Muschteid dafür dankbar sein, daß diese höchsten Geistlichen ihnen einige Sejids zur Begleitung beigegeben hatten. Denn ohne deren Anwesenheit hätte es die Volksmenge nie gestattet, daß Christen auf Leitern das Dach einer Moschee erstiegen.

Aber trotz der Anwesenheit einiger Sejids hatten die



Schirin-Chanum, erste Frau des Sejid Mohammed Hussein.

Franzosen doch wiederholt so unangenehme Auftritte mit fanatischen Volkshaufen gehabt, daß sie erfreut waren, noch an demselben Tage, dem 10. September, das letzte kirchliche Gebäude in Ispahan, das Mausoleum des Imamzadeh Schaffari, zu besuchen und zu photographiren. Auch hier blieb ihnen ein lästiger Zusammenstoß mit einigen Kaufleuten, die ein Sejid aufgehetzt hatte, nicht erspart; aber schließlich erreichten sie doch ihren Zweck.

Die Eskimos des Cumberland-Sundes.

Ethnographische Skizze von H. Abbes.

II.

Zum Fange der Seehunde und Wale im Sommer und Herbst besitzt der Eskimo ein besonderes Jagdboot, den „Kayak“ (Fig. 8).

Das fischförmige Holzgestell (Fig. 9) dieses leichten Bootes besitzt aus Seehundsfellen einen wasserdichten Ueberzug, welcher oben in der Mitte nur eine Oeffnung enthält, die so groß ist, daß der Jäger, seine Beine unter das Deck voranstreckend, sich darin niederlassen kann. Von hier aus bewegt er mit einem Doppelruder das gefällige Fahrzeug schnell und gewandt nach jeder beliebigen Richtung. Auf dem Verdeck liegen die Jagdgeräthschaften durch Riemen und Schleifen gehalten, vor ihm zu seiner Rechten der „Ihimak“ oder „Tukak“ [1] (Fig. 10 und 11), der große Wurfspeer für Seehunde und Wale, dessen Spitze ein Walroßzahn oder das Horn des Narwals bildet.

[1] Nach Angabe eines Missionars, der lange Zeit in Labrador unter den Eskimos gelebt hat, heißt der große Wurfspeer „Ihimak“ in seiner Eigenschaft als Jagdgeräth; er wird „Tukak“, wenn er dem Eskimo beim Marsche über das Eis als Stütze und zum Erproben der Tragfähigkeit desselben dient.

Die eigentliche Harpune, „Naulak“ (Fig. 12), aus Walroßzahn geschnitten und mit einer eingesetzten dreieckigen Spitze aus Eisen, ruht für gewöhnlich in einem hölzernen Futteral, Kinailissanga (wörtlich: Das Mittel es

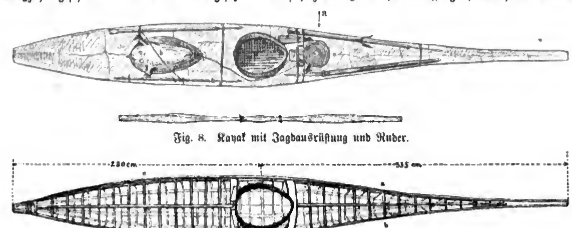
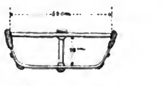


Fig. 8. Kayak mit Jagdausrüstung und Ruder.



Durchschnitt bei *c d*.



Durchschnitt bei *a b*.

Fig. 9. Gerippe eines Kayak (1/30 der natürlichen Größe).

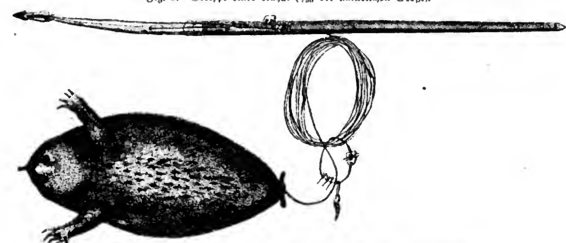


Fig. 10. Ihimak oder Tukak, großer Wurfspeer für Seehunde und Walfische.

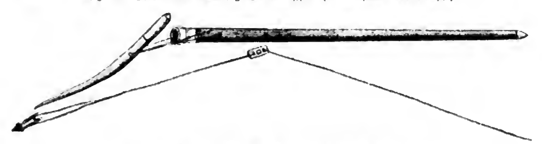


Fig. 11. Ihimak oder Tukak, Wurfspeer für Seehunde und Walfische.

nicht ohne Schneide zu machen). Zum Gebrauche wird die Harpune auf das Ende des Zahnes gesetzt und durch einen Riemen fest angezogen (Fig. 10). Die Fortsetzung des Riemens liegt aufgerollt in einem hölzernen, teller-

Fig. 12. Harpune Naulak (Spitze des Ihimak). — Fig. 13. Ledernes Etui mit beinernen Nadeln zum Verschließen von Harpunenwunden.



Fig. 14 u. 15. Wurfspieße für Enten (Nuing). — Fig. 16. Handholz zum Schleudern derselben.

förmigen Vorsatz (a in Fig. 8) in der Mitte des Vordertheiles des Kayaks, während das andere Ende mit einem zu einer Boje aufgeblasenen Seehundsfell (b in Fig. 8) auf dem Hintertheil des Schiffes verbunden ist. Ist ein Wurf

geglückt, so löst sich vom Schaft der mit Riemen gelenkartig eingesetzte Zahn und in Folge dessen die Harpunenspitze von letzterem (Fig. 11) und bleibt im Bauche des Thieres sitzen. Der Riemen läuft ab und zieht die Boje mit sich fort. Letztere zeigt den Weg, den das verwundete Thier nimmt, hindert es am Tauchen und schnellen Entweichen. Ist es schließlich mit den übrigen Harpunen vollends getödtet, so wird es ins Schlepptau genommen und schwimmend ans Land gebracht. Zuvor schließt man jedoch die von der Harpune verursachte Wunde mit beinernen Nadeln, welche durch die Wundränder gezogen werden, um das Ausfließen des Blutes zu verhindern. Ein ledernes Etui mit solchen Nadeln zeigt Fig. 13.

Zum Fangen der großen Wale umringen mehrere Kayaks mit kühnem Muthe das gefährliche Thier und befestigen so schnell als möglich ihre sämmtlichen Bojen in der oben bezeichneten Weise an demselben.

Der Wurfspieß für Enten, Nuing (Fig. 14 und 15), besitzt außer einer beinernen Spitze am Ende drei mit Widerhaken versehene Ausläufer in der Mitte des Schaftes. Ist die Vorderspitze unschädlich vorbeigeglitten, so bieten die hinteren noch die Möglichkeit, daß sich das Thier mit Hals oder Flügel zwischen sie und den Schaft klemmt. Um den Speer mit solcher Gewalt schleudern zu können, daß er bis zur Mitte in das Wasser taucht, wird er mit dem hinteren Ende in ein eigenthümliches Handholz (Fig. 15 und 16) von 45 cm Länge eingelegt, wodurch der Hebelarm der Kraft um dieses Stück vergrößert wird.

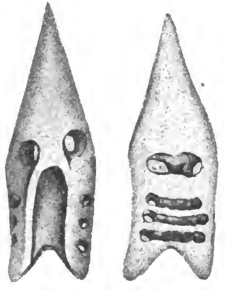


Fig. 17 u. 18. Vorder- und Rückseite einer alten Lanzenspitze aus Knochen.

Eine alte Lanzenspitze aus Knochen zeigen Fig. 17 und 18 in der Vorder- und Rückansicht, Fig. 19 eine solche mit eingesetzter eiserner Schneide. Zugleich ist in dieser Figur die Art der Befestigung der Spitze mittels Riemen an dem ebenfalls beinernen Schaft zu erkennen. Beide Lanzen sind heute nicht mehr im Gebrauch. Die Spitze der ersteren stammt augenscheinlich aus einer Zeit, in welcher eiserne Schneidewerkzeuge noch unbekannt waren. Man sieht an dem Original, daß die Ruthen auf der Rückseite (Fig. 8), in welche die Befestigungsriemen eingelassen wurden, durch eine Reihe neben einander liegender Löcher hergestellt sind. Diese Löcher sind wahrscheinlich mit einem spitzen Feuerstein oder dergleichen eingebohrt. In Fig. 20 ist eine Harpune mit langer knöcherner Spitze dargestellt; zwei solcher liegen gewöhnlich auf dem Hintertheile des Kayaks.

Die sichere Handhabung dieser Waffen erfordert große Gewandtheit, die nur durch langjährige Uebung erworben werden kann; schon frühe muß deshalb der Knabe dahin streben, sich mit ihrem Gebrauch vertraut zu machen.

Erst wenn der Jüngling die nöthige Fertigkeit errungen und durch seine Geschicklichkeit auf der Jagd gezeigt hat, daß er wohl im Stande ist, eine Familie zu erhalten, ist er berechtigt, sich einen eigenen Haushalt zu gründen.

Meistens werden Knaben und Mädchen schon in früher Kindheit von den Eltern für einander bestimmt. Die Knaben heirathen ungefähr mit dem 17., die Mädchen vom 14. Jahre an. Das neue Ehepaar bezieht nach der Hochzeit ein eigenes Zelt. Dem Mann ist es erlaubt, eine Frau, die ihm nicht zusagt, ihren Eltern zurückzugeben und sich eine neue Ehegattin zu wählen. Da aber kein Ueberfluß an Frauen vorhanden ist, so wird von diesem Rechte selten Gebrauch gemacht. Trotzdem dem Eskimo der Besitz mehrerer Frauen gestattet ist, pflegt er sich doch in der Regel mit einer zu begnügen. Die Schwierigkeiten, die mit der Herbeischaffung der nöthigen Kleider und Nahrung verbunden sind, verbieten die Polygamie von selber. Die Ehen der Eingeborenen erfreuen sich keines großen Kindersegens, selten trifft man in der Familie mehr als zwei Kinder; die Ursache mag zum Theil darin liegen, daß der Mangel an passendem Ersatz für die Muttermilch die Frauen zwingt, ihre Kinder möglichst lange an der Brust zu halten; sodann ist auch die Sterblichkeit unter den

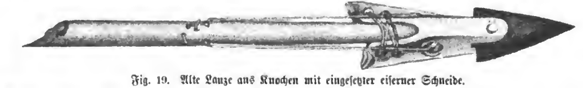


Fig. 19. Alte Lanze aus Knochen mit eingesetzter eiserner Schneide.

Fig. 20. Harpune mit langer knöcherner Spitze.

Kindern naturgemäß außerordentlich groß. Kinderlose Ehepaare suchen häufig durch Uebernahme fremder Kinder die Lücke in ihrem Haushalte auszufüllen. Den Eltern der Kinder wird dafür eine Entschädigung gezahlt.

Bei dem regen Verkehr, welcher in den letzten dreißig Jahren zwischen den Eskimos und Walfischfängern, von denen in früheren Jahren viele im Cumberland-Sunde zu überwintern pflegten, stattfand, ist es nicht zu verwundern, wenn sich heute viele Mischlinge unter den Eingeborenen befinden. Manche Weiße sind auf dauernde Verbindungen mit Mädchen aus den Eskimostämmen eingegangen; so besitzt der Kapitän eines amerikanischen Walfischfängers, der seit 27 Jahren im Sunde verkehrt und 22mal dort überwintert hat, bereits seine zweite Frau von den Ein-

geborenen; eine Tochter von ihm ist wieder an einen Eskimo verheirathet, einen 14jährigen Sohn läßt er in Canada erziehen.

Die Familien der Eskimos leben unter sich getrennt, ohne jeglichen gesellschaftlichen Verband und ohne ein anerkanntes Stammesoberhaupt. Ein gewisses Ansehen genießt allein der „Angekok" oder Arzt. Näheres über das Wesen und die Bedeutung des Angekok bei den Eskimos findet man in dem interessanten Werke von Dr. Rink Tales and Traditions of the Eskimo (Edinburg 1875). Durch Zauberei, die mit dem Absingen monotoner Gesänge verbunden ist, sucht er den bösen Geist der Krankheit zu bannen; alsdann giebt er sein Urtheil ab, ob der Kranke leben oder sterben wird; im günstigen Falle belohnen ihn reichliche Geschenke, vorzugsweise aus Hunden bestehend, die er aber, falls sich sein Ausspruch als irrig erweist, zurückgeben muß. Der dem Tode zugesprochene Kranke wird aus der Wohnung der Familie entfernt und in einem besonders für ihn hergerichteten kleinen Zelte oder Schneehause untergebracht, das ihm nothdürftigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung und gegen wilde Thiere gewährt. Im allgemeinen bleibt der Kranke hier sich selber überlassen, doch wird ab und an nach seinem Befinden gesehen und ihm Nahrung verabfolgt. Erlangt ein auf diese Weise Ausgesetzter wider Erwarten seine Gesundheit zurück, so kann er zwar zu seinem Stamme und seiner Familie zurückkehren, wird jedoch als ein völlig neues Mitglied derselben betrachtet und muß seine Wiedergeburt auch äußerlich durch die Annahme eines neuen Namens hervorheben. Diese grausame Sitte, welche früher auch bei den Eingeborenen in Labrador heimisch war, ist dort längst unter dem wohlthätigen Einflusse der Missionare verschwunden.

Ein großes Unglück ist es stets für die Familie eines Eskimos, wenn trotz aller Vorsicht ein Mitglied derselben in der Wohnung stirbt. Der Verlust des Zeltes mit seinem Inhalte ist die unvermeidliche Folge. Eine strenge Vorschrift zwingt den Eskimo, das Zelt und alles, was sich darin zur Zeit des Sterbefalls befand, wie Schlafdecken, Kleider der Familienmitglieder, sowie die sämmtlichen Haushaltungsgegenstände, welche als unrein betrachtet werden, zu verlassen; ausgenommen hiervon sind die Zeltstangen und solche Sachen, welche von den Weißen herrühren. Die Zeltstangen werden später von außen aus der verpehnten Hütte herausgezogen, denn das Betreten des Zeltes ist selbstverständlich ebenfalls untersagt. Möglicherweise liegt diesem Gebrauche, der stets auf das strengste innegehalten wird, die Erfahrung zu Grunde, daß manche Krankheiten durch Sachen, die mit dem Kranken in Berührung waren, auf andere übertragen werden können.

Die Leichen der im Winter Gestorbenen werden zunächst mit Eis und Schnee und erst im folgenden Frühjahr mit Steinen bedeckt. Die Erwachsenen legt man mit dem Kopfe nach Sonnenaufgang, die Kinder mit dem Kopfe nach Sonnenuntergang.

Ein hohes Alter wird den Eskimos im allgemeinen nicht beschieden sein; das rauhe Klima, die vielen Entbehrungen und Anstrengungen, mit denen sie von Jugend auf für die Erhaltung ihres Lebens kämpfen, müssen ihre Kräfte frühzeitig aufreiben. Bestimmte Angaben über das Alter der einzelnen Personen kann man von ihnen nicht erhalten, da sie die Jahre nicht zählen. Der Begriff eines Jahres scheint ihnen erst im Verkehr mit den Weißen klar geworden zu sein. Im Uebrigen fehlt ihnen aber jede Zeitrechnung. Ihre Zahlbegriffe reichen nur bis zehn; darüber hinaus ist „viel". Eigene Bezeichnungen existiren nur für die Zahlen von Eins bis Sieben und die Zehn. Acht und Neun werden wieder aus Drei und Vier gebildet.

Der Eskimo liebt die Geselligkeit. Er ist gastfrei gegen seine Stammesgenossen und gegen die Weißen, deren Besuch er gern in seiner Wohnung empfängt. Bei solchen Besuchen fanden wir die Eingeborenen stets freundlich und gesprächig. Sie erzählen gern und viel von ihren Jagden und den Gefahren, die sie dabei ausgestanden. Allen Fragen nach ihren religiösen Gebräuchen und Ceremonien wußten sie auszuweichen.

Für das Leben und Treiben der Weißen bekundeten sie lebhaftes Interesse. Mit sichtlichem Vergnügen durchblätterten sie einige Jahrgänge der Zeitschrift „Ueber Land und Meer" und bewiesen häufig durch ihre Fragen, daß ihnen das Verständniß für den Inhalt der Illustrationen nicht abging. Der Unterschied zwischen dem inhaltreichen und üppigen Leben der fremden Stationen und dem kümmerlichen mühseligen Dasein der Eskimos ist auch ihnen längst zum Bewußtsein gekommen und hat ihr Nachdenken angeregt. Gelegentlich eines Vergleiches des großen Neufundländer Hundes der deutschen Station mit den eingeborenen Hunden äußerte ein Eskimo, die Ursache des geringeren Wachsthums der Menschen, Thiere und Pflanzen in seiner Heimath müsse in dem kalten und widrigen Klima liegen. Er sagte dieses in so resignirter wehmüthiger Weise, daß wir das Gespräch hierüber abbrachen und auch später vermieden auf dies Thema zurückzukommen.

Der Aufforderung zu singen kamen sie fast immer bereitwilligst nach, besonders wenn sie erwarten durften, daß diese Gefälligkeit durch ein Geschenk an Tabak belohnt werden würde. Ich habe aber niemals weder von alten noch von jungen Männern oder Frauen etwas Anderes gehört als denselben monotonen Gesang, aus dem ich nur die Worte verstehen konnte: „Aga, Aga, Aga, uwanga, Aga, Agä!", die sich in infinitum wiederholten. Doch scheinen die Eskimos nicht unmusikalisch zu sein. Es fanden sich immer einige, die auf der Handharmonika oder auf der Flöte leichte schottische und amerikanische Melodien vorzutragen verstanden. Einen Nationaltanz hatten wir nur einmal das Vergnügen von zwei jungen Männern tanzen zu sehen. Der Tanz bestand in einem sprungweisen Avanciren und Retiriren der einander Gegenüberstehenden. Dabei wurde der Oberkörper weit vorgebeugt, während die Knie bei den einzelnen Sprüngen heftig zur Brust emporgehoben wurden. Nach mehrmaligem Avanciren und Retiriren folgte in regelmäßigen Pausen eine Drehung der einzelnen um sich selbst, die von lautem Geschrei und heftigen Gestikulationen der Arme begleitet war. Im allgemeinen geben sie sich nicht gern zu solchen Produktionen vor den Weißen her. Als einst auf unserm Schiffe ein alter Eskimo die Gesellschaft durch Vorführung eines amerikanischen Matrosentanzes unterhielt, ging ein jüngerer seiner Stammesgenossen ärgerlich an Deck auf und ab und gab durch Mienen und Gebahren in deutlicher Weise zu verstehen, daß ihn das Benehmen seines Landsmannes verdroß.

Die Sprache der Eskimos ist sehr schwierig zu erlernen. Im Verkehr mit den Weißen pflegen sie vielfach sich anderer Worte und Redewendungen zu bedienen, als unter sich; anfangs im Scherze die falsche Aussprache und Satzbildung der Fremden nachahmend, ist ihnen dieselbe später zur Gewohnheit geworden, zumal sie sich dadurch den Weißen besser verständlich machen konnten. Diese Verkehrssprache unterscheidet sich von der eigentlichen Landessprache durch konsequente Verleugnung aller Deklination und Konjugation, sowie das Auslassen der Hülfsverben; die Substantive

erscheinen stets im Nominativ Singularis, die Verben in der dritten Person Singularis des Präsens Indicativi, so heißt z. B. uvanga sinipuk wörtlich: „ich er schläft“; würde aber einem Weißen gegenüber je nach den Umständen zu bedeuten haben: „ich habe geschlafen“ oder „ich will schlafen“. In Folge dieser veränderten Ausdrucksweise kann man bei einiger Wortkenntniß sich sehr wohl mit den Eingeborenen in ihrer Sprache verständigen, ohne deshalb von den Gesprächen, die sie unter sich führen, auch nur das Geringste zu verstehen.

Von der Grammatik sei folgendes erwähnt. Das aktive Substantiv ist der maßgebende Theil des Satzes; die Deklination des Substantivs ist sehr weitgehend, weil alle Pronomina angehängt und mit deklinirt werden, z. B.:

Nom.	atatak der Vater	atataga mein Vater
Gen.	atatab	atatama
Dat.	atatamut	atatanmut
Vial.	atatakut	atatabkut
Acc.	atatamik	atatanmik
Abl.	atatamit	atatamnit

Der Vocativ wird nur durch Betonung der letzten Silbe des Nominativs ausgedrückt

Dualis atataput unser beider Vater
atatapkit euer beider Vater.

Der Plural verschwindet vielfach und wird durch die Endung des Verbs ausgedrückt.

Nebenform: atatab, Nominativus constructus.

Das Verb ist häufig das Stammwort eines Redesatzes und wird auch in vielen Fällen aus dem Hauptworte gebildet, z. B. tokko der Tod, tokkowok er stirbt.

Zur Conjugation des Verbs sind gegen 700 Endungen erforderlich; jede Form besitzt außer ihrem Affirmativ ein selbständiges Negativ und Interrogativ, letzteres wieder mit affirmativer und negativer Endung, z. B.:

Indicativ Praesens: sennawok er arbeitet,
sennanilak arbeitet er nicht?

Die einfache Satzstellung ist aktives Substantiv — passives Substantiv - Verb, z. B.:

atatab puije naulalaupa Der Vater Seehund harpunirt.

Einige der gebräuchlicheren Wörter aus dem reichen Wortschatze der Eskimos folgen nachstehend:

Innuit	Bezeichnung der Eingeborenen.
Kadlunak	Bezeichnung der Weißen.
Noktukkerle	Der dürftig bewegliche.
Koak	Gefrorenes.
Okkoytu	Der mit dem Wolfsrachen.
Innaktu	Mörder.
Nuukchua	Große Landspitze.
Iktuangan	
(Sämmtlich männliche Eigennamen.)	
Avinga	Maus (weiblicher Eigenname).
makkuk	Kopf.
uuya	Haar.
schiu	Ohr.
aggeid	Hand.
kuddlu	Daumen.
tikkiu	Zeigefinger.
katuklu	Mittelfinger.
mikkilua	Ringfinger.
ikkalu	kleiner Finger.
kinga	Nase.
ije	Auge.
uegje	Seehund.
tuktuk	Renthier.
nokjuk	Geweih vom Renthier.
amarok	Wolf.
nanuk	Bär.
kissing	Fell.
ikkak	Schneebrille.
nischa	Mütze.
iwikjua	Gras.
iwikiagokfuk	aus Stroh geflochtenes.
kakko	Felsen.
nuua	Land.
kouk	Fluß.
kerln	klein, dürftig.
pukitu	niedrig.
pukdujuk	hoch.
mikkiu	ein wenig.
ikke	kalt.
okko	warm.
kujo uamik	o wie dankenswerth.
komming	Sommerstiefel.
nukkuling	Winterstiefel.
kanning	Schnee.
sillelu	Regen.
nuwuya	Wolken.
tokkijuk	todt.
ihimak	Harpune für Walfische.
nuing	Harpune für Enten.
tukak	Wurfspieß.
niuksa	Handholz für den nuing.
ukadluneung	Harpune zum Lachsfang.
ipaautak	Peitsche.
kukiyu	Flinte.
kattayo	Kiste.
kikia	Nadel.
kinailissanga	Futteral für die Harpunenspitze (wörtlich: das Mittel, es nicht ohne Schneide zu machen).
nuglukta	ein Musikinstrument.
schukuttuigna	Werkzeug.
mikki	Hund.
aktunak	Seil.
napparotak	Mast.
akkomatik	Schlitten (dual).
umiak	Boot.
umiaktuak	Schiff.
tippanie	groß.
sikko	Eis.
wagdnak	Nordwind.
gnier	Süd?
konniugnak	Ostwind.
peuningnak	Westwind (Landwind).
taunanie	draußen.
uwanga	ich.
idben	du.
kaiit	komm hierher.
igloane	gehe fort.
kaktuk	der hungernde.
kak	der Hunger.
norki	Fleisch.
sekkiuek	Sonne.
umik	Bart.
okkapok	er spricht.
schukeri	schnell.
amela	ja.
akkeid	nein.
uami	nicht.
piterangituk	es giebt nicht.
akkalili	gieb her.
katsinik	wie viele.
ipud	Ruder.
schabaktuak	das Meer.
iglu	Haus (von Schnee).
sinipuk	er schläft.
aueluke	böses Weib.
ikuma	Feuer.
mikkiut	die Kleinen.
ingerit	er singt.
mattu	Deckel.
kaduo	Mund.
iglopik	Kiste.
negjik	Bootshaken.
nurjo	essen.
imno	Milch.
pijuk	gut (etwas, das zu brauchen ist).
wadlipuk	weit weg.
kanipuk	nahe bei.
anana	Mutter.
atatak	Vater.
dakok	Mond.
utchlua	Stern.
okkiuk	Winter.
auja	Sommer.
opungak	Frühling.
agegser	Herbst?
unno	Nacht.
akiuktu	Echo.
utlimau	Axt.
urriata	Hammer.
tosuk	eins.
makuk	zwei.
pennisuhn	drei.
zissemen	vier.
tidlimen	fünf.
agbinigen	sechs.
makauni	sieben.
pennisuhni	acht.
zissimonni	neun.
kulli	zehn.
amusnadli	viel.
sorosing	Kind.
kannung	Zeltpfosten.
nutakak	Säugling.
neriliuga	ich wünsche zu essen.
poadlu	Handschuh.
pokkemalo	Patronentasche.
kodlo	Lampe.
negjika	Jacke aus Seehundsfell.
pissurayo	über Land gehen.
assiwattu	auswärts gehen.
nulianga	seine Frau.
kalukdu	Wellen.
appud	Schnee.
kanning } kalukdu }	schneien.
kemukju	harter Schnee (worüber man mit dem Schlitten fahren kann).
isuk	Rauch.
namung	wohin.
imak	Salzwasser.
panusuktuk	trocknen.

Die Resultate der Greely-Expedition.

Am 2. September hat Lieutenant Greely in der Sitzung der geographischen Sektion der British Association, die in Montreal tagte, einen Vortrag über die Ergebnisse seiner Expedition gehalten, dessen wesentlichen Inhalt wir hier folgen lassen.

Die geographische Arbeit der Expedition erstreckt sich beinahe über drei Breitengrade und mehr als vierzig Längengrade. Lieutenant Lockwood brach am 81° 44′ nördl. Br. und 84° 45′ westl. L. Gr. auf und erreichte am 18. Mai 1882 auf der Nordküste Grönlands 83° 24′ nördl. Br. und 40° 46′ westl. L. Gr. Von demselben Punkte ausgehend, erreichte er in südwestlicher Richtung im Mai 1883 in Greelyfjord, einer Bucht des westlichen Polaroceans in 78° 26′ westl. L., eine Breite von 80° 48′ nördl. Br. Das Ergebniß der nach Norden unternommenen Expedition war eine Bereicherung unserer Karten um eine Küstenlinie, welche sich beinahe 100 Meilen über den nördlichsten von Lieutenant Beaumont (von der englischen Marine) gesehenen Punkt ausdehnt. Hierdurch wurde auch Grönland um mehr als 40 Meilen nach Norden verlängert und dieses Land erhält hierdurch eine viel größere Ausdehnung in dieser Richtung, als ihm im allgemeinen beigemessen wird. Die Lage des entferntesten auf der Grönlandküste gesehenen Punktes wurde auf 83° 35′ nördl. Br., 38° westl. L. Gr. geschätzt; übrigens ist durch nichts erwiesen, daß der entfernteste Punkt, den man gesehen hat, wirklich auch die nördlichste Grenze von Grönland ist.

Die neu entdeckte Küste gleicht in verschiedener Hinsicht der des südlichen Grönlands; in das Festland schneiden verschiedene tiefe Fjords ein, vor denen zahlreiche Inseln liegen. Das Innere des Landes erschien von einer Höhe von etwa 2000 Fuß gesehen als eine verworrene Masse von Bergen, die entweder in ewigem Schnee oder in eine Eisdecke eingehüllt sind. Die Fjorde bieten dem Auge nichts als eine breite, ebene Fläche von Schnee und Eis, frei von jedem „Eisfuße", Bergen von Treibeis oder auf einander gethürmten Schollen und ohne irgend welche andere Zeichen für das Bestehen einer direkten Verbindung mit dem Meere von Spitzbergen. Im allgemeinen ist die eigentliche Küste hoch, schroff und steil, die Formation der in der Nähe des Discoveryhafens beobachteten sehr ähnlich: Schiefergestein mit eingesprengtem Quarz. Die Vegetation gleicht sehr der von Grinnell-Land; unter den mitgebrachten Proben befindet sich der arktische Mohn, auch einige Steinbrech-Arten wurden noch über den 83. Grad hinaus gefunden. Spuren von Polarbären, Lemmingen und Polarfüchsen wurden gesehen; ein Hase und ein Schneehuhn wurden im äußersten Norden getödtet und eine Schneeammer wurde gehört.

Eine auffallende Erscheinung wurde bemerkt, nämlich das Bestehen eines Fluthkrachs (tidal crack), den wir aus Mangel eines anderen Namens so nennen wollen, welcher sich vom Kap Bryant längs der ganzen Küste hinzieht, quer über verschiedene Fjorde hin von Vorgebirge zu Vorgebirge in gerader Linie hinlaufend, dessen Breite von einem bis zu einigen hundert Yards wechselt. Auf der inneren Seite des Sprunges sah man nur selten rauhes auf einander geschobenes Eis, während auf der äußeren Seite paläokrystisches Eis vorherrschte, wie das, über welches hin Commandeur Markham sich im Jahre 1875 so tapfer und mit so viel Erfolg seinen mühevollen und wunderbaren Weg zwischen Kap May und Kap Britannia bahnte.

Eine Lothung ergab bei 800 Fuß keinen Grund; scheinbar bestand keine Strömung.

Die Breite des nördlichsten Punktes der Lockwood-Insel wurde durch eine Reihe Circummeridianbeobachtungen und Beobachtungen des Polarsterns nach der Methode von Gauß berechnet. Die Breite von Kap Britannia und einigen anderen Punkten wurde durch Circummeridianbeobachtungen bestimmt. Die Genauigkeit der Karten Lieutenant Beaumont's erkannte Greely an; die einzigen Korrekturen, welche gemacht werden mußten, bestanden darin, daß Kap Britannia einige Meilen südlicher und Kap May einige Meilen westlicher zu liegen kommen, als in der Karte angegeben ist. Diese Punkte waren von Lieutenant Beaumont nur durch Richtungsbeobachtungen bestimmt. Die von ihm erreichte Genauigkeit war, wenn man die ungünstigen Umstände im Auge behält, überraschend.

Die Züge, die Lieutenant Lockwood und Greely nach dem Innern von Grinnell-Land gemacht haben, enthüllten überraschende und besondere natürliche Zustände, die man bis jetzt nicht vermuthet hatte. Zwischen den vorspringenden Spitzen von Archer und Greely-Fjord, in einem Abstande von ungefähr fünfzig Meilen erstreckt sich von Ost nach West längs des 81. Parallelkreises die senkrechte Wand einer ungeheuren Eisdecke; die durchschnittliche Höhe derselben beträgt nicht weniger als 150 Fuß. Die Formen der Eisoberfläche schließen sich der Gestaltung des Landes so enge an, daß die Eisdecke auf 60 Meilen Länge nur ganz unbedeutend in Dicke wechselte. Nur zwei Stellen wurden gefunden, wo die Böschung und die Form der Eismasse derartig waren, um die Erklimmung derselben möglich zu machen. Diese Eismasse, die sich nach Süden ausdehnt, bedeckt Grinnell-Land beinahe ganz und gar vom 81. Breitengrade bis Hayessund und vom Kennedykanal nach Westen bis zum Greely-Fjord am Polaroceane. Der Gletscher, welcher in die Dobbinbai mündet, ist nur ein Zweig dieser Eismasse; zweifellos kann man am Ende jedes bedeutenden Thales, welches in die Richardson-, Scoresby- und andere Baien mündet, Gletscher finden. Verschiedene Thäler, die auf dem Rückwege nach Süden besucht wurden, zeigten an ihrer Mündung deutlich, daß dort früher Gletscher bestanden hatten. Im Juli glückte es Lieutenant Greely Mount Arthur zu besteigen, dessen Gipfel 4500 Fuß über dem Meere liegt. Der Tag war sehr hell; im Norden der Garfield-Kette zeigte sich eine ähnliche Eisdecke, aus der langausgestreckte Gletscher hervortraten, welche dem Auge durch jede Lücke in den Bergen sichtbar wurden. Einer derselben, der Henrietta Nesmith-Gletscher war von Greely im vorhergehenden April besucht worden, wobei er gefunden hatte, daß der vordere senkrechte Absturz 200 Fuß betrug. Er mündete in eine kleine Bai, einen Theil des Hazen-Sees. Der Gilmar-, Abbé- und andere Gletscher speisen die Flüsse, welche sich in diesen See ergießen. Aehnliche Gletscher werden an dem Ursprung der Flüsse gefunden, welche in das St. Patrick- und Lincolnbecken, Norrisbai und Discoveryhafen münden. Nach diesen Anzeichen schätzt Greely

die Oberfläche des nördlichen Eisfeldes von Grinnell-Land auf nicht viel weniger als 6000 Quadratmeilen. Die südliche Grenze fällt ziemlich genau mit dem 82. Breitengrade zusammen.

Das Land, welches sich zwischen dem 81. und 82. Breitengrade vom Kennedy- und Robeson-Kanal nach dem westlichen Polarocean erstreckt, fand man im Juli mit Ausnahme des höchstens Rückens ganz frei von Schnee; bei einer über 150 Meilen langen Reise im Innern hat Greely's Fuß niemals Schnee betreten. Die Vegetation war reich, wenn mit der von Kap Hawkes, Kap Sabine oder anderen weiter südlich gelegenen, von Greely besuchten Punkten verglichen, selbst üppig zu nennen. Abgestorbenes Weidenholz wurde in solcher Menge gefunden, daß es mehr als einmal als Brennstoff dienen konnte. Weiden, Steinbrechen, Gräser und andere Pflanzen wachsen in solchem Ueberfluß, daß sie große Flächen vollständig bedecken. Diese Thäler bieten ausgezeichneten Weidegrund für Moschusochsen, welche gegen den Sommer nach der Seeküste hin ihre Nahrung suchen, mit dem Vorrücken des Winters aber sich nach dem Innern zurückziehen. Häufig bemerkte Greely Spuren, daß die Gegend, welche jetzt von keiner Eishülle bedeckt ist, sich neuerdings über das Meer gehoben hat. Solche Anzeichen bestanden in gehobenen Strandlinien, Seemuscheln und Treibholz. An einer Stelle fand man die Stämme zweier großer Koniferen in so gutem Zustande, daß sie als Brennholz gebraucht werden konnten.

Es scheint wahrscheinlich, daß jene Eisdecken ursprünglich vereinigt waren; gewiß ist es, daß beide Decken, die südliche sowohl als die nördliche, in neuerer Zeit zurückgewichen sind, wenn dies nicht etwa fortgesetzt noch stattfindet. Längs der Grenze des südlichen Eises fand man viele kleine Eisseen und Moränen. Im Norden grenzt der Hazen-See fünfzig Meilen weit an die Eishülle. Gegenüber dem Henrietta Nesmith-Gletscher fanden sich drei parallele Moränen. Zwischen der vorderen Seite des Gletschers und dem Haupt-See, wo Hazen-See und Ruggles-Fluß sich vereinigen, fand Greely die Ueberbleibsel von permanenten Eskimohütten. Viele Ueberreste wurden hier und an verschiedenen Stellen an der Südküste des Hazen-Sees gesammelt, aber auf der Nordseite dieses Sees fand man nichts derartiges. Vielleicht verdient es bemerkt zu werden, daß die Renthiere, die in großer Zahl in dem Lande vorgekommen sein müssen, ganz und gar verschwunden, also entweder ausgestorben oder ausgewandert sind. Mit Bezug auf die Grenze des ewigen Schnees ist anzuführen, daß sie auf Mount Arthur etwa 3500 Fuß über der Meeresfläche lag. Aus barometrischen Messungen ergab sich, daß die Wasserscheide von Grinnell-Land gegenüber der südlichen Eisdecke etwa 2500 und in der Nähe von Mount Arthur etwa 3000 Fuß hoch ist.

Großgriechenland.

Von W. Kobelt.

I.

Von allen Küstenländern des Mittelmeeres ist kaum eines, das so selten einmal von einem Reisenden aufgesucht wird, wie das äußerste Südende der apenninischen Halbinsel. Einst nannten es selbst die stolzen Griechen Großgriechenland, und in ununterbrochener Reihe lagen an seinem Ostufer die Städte ersten Ranges, Tarent, Metapont, Sybaris, Kroton. Heute ist das Gestade verödet; kümmerlich fristen Táranto und Cotrone ihre Existenz, sonst ist das Leben überall ins Gebirge entwichen und hat das Küstenland der Malaria und den Fiumaren überlassen. Der Tourist scheute den großen Umweg über Foggia und Bari, der erst neuerdings durch die Eröffnung der direkten Bahn von Neapel nach Metapont weggefallen ist, sowie das Fieber und die halbwilden Calabresen, die ja selbst der Sicilianer mit einem Gemisch von Scheu und Verachtung betrachtet; aber auch Alterthums- und Naturforscher betraten das Land nur selten, und das Waldgebirge der Sila, die Granitmasse des Aspromonte zählen heute noch zu den am wenigsten erforschten Gegenden Europas. Die Litteratur ist darum noch äußerst spärlich und beschränkt sich meist auf die Schilderung flüchtiger Durchwanderungen und kurzen Besuchs der historisch wichtigen Stätten [1]).

Um so freudiger müssen wir ein Werk begrüßen, das, von berufener Hand geschrieben, uns nicht nur eine eingehende Schilderung des Landes bietet, sondern sich auch bestrebt, uns darüber aufzuklären, warum diese Länder im Alterthume einen so wunderbar raschen Aufschwung nahmen und warum sie schon so früh und so tief wieder gesunken sind. Der leider so früh der Wissenschaft entrissene Bibliothekar der Bibliothèque nationale in Paris, François Lenormant, hat das Land von Táranto bis Reggio bereist und giebt in einem prachtvoll geschriebenen Werke, von dessen ersten Bänden bald nach dem Erscheinen eine zweite Auflage nöthig wurde [1]), seine Beobachtungen und die Resultate seiner langjährigen Studien, ganz besonders über die Numismatik der großgriechischen Städte, welche beim großen Mangel an Geschichtswerken wie an Inschriften fast allein die Daten zu einer speziellen Geschichte des Griechenthums in Italien liefern müssen. Das Werk scheint in Deutschland noch wenig verbreitet zu sein, eine Uebersetzung ist meines Wissens noch nicht erschienen, eine Analyse an dieser Stelle wird darum nicht unwillkommen sein.

[1]) Dagegen ist hervorzuheben die rühmliche Thätigkeit des italienischen Generalstabes, durch die uns seit schon fast einem Jahrzehnt statt der äußerst mangelhaften, noch aus dem vorigen Jahrhundert herrührenden Karten, mit denen sich das bourbonische Regiment begnügt hatte, eine zuverlässige neue Specialvermessung ganz Unteritaliens vor Augen liegt, die mit anzuerkennender Schnelligkeit, wenn auch ohne Anspruch auf Eleganz, auf photozinkographischem Wege sogleich nach Vollendung der jedesmaligen Feldarbeit im Maßstabe von 1 : 50000 (theilweise auch schon in der heliogravirten Reduction auf 1 : 100000 und 1 : 500000) ausgeführt ist und die Möglichkeit der Herstellung einer weiteren Verkleinerung, als erste die wirklichen Formen und Ortslagen wiedergebende Generalkarte Unteritaliens gewährt hat. (Enr. Kiepert, Nuova Carta dell 'Italia meridionale, 1 : 800 000, 2 Bl., Berlin, D. Reimer. 1881.) (Red.)

[1]) La Grande Grèce. Paysages et Histoire, par François Lenormant. Paris, Levy, 1881—84.

Der Autor betrachtet die griechische Kolonisation nicht als eine zufällige Erscheinung, nicht als die bloße Folge innerer Spaltungen und Kämpfe, welche die unterliegende Partei zwangen, sich eine neue Heimath zu suchen, sondern er bringt sie in Verbindung mit der Handelsbewegung des Alterthums und mit der Sehnsucht nach den Metallschätzen einerseits Südspaniens, andererseits Etruriens, und mit den Bestrebungen, das Monopol der Phönicier und Karthager zu brechen. Schon in einer Zeit, welche weit vor die Anfänge der Geschichte hinaufreicht, waren die zähen klugen Semiten mit ihren kleinen Schiffen nach Cypern hinübergegangen, dann nach der kleinasiatischen Küste; sie hatten sich dieser entlang weiter getastet bis zu den Gestaden von Kreta, hatten von dort aus den barbarischen Bewohnern von Griechenland die ersten Anfänge der Civilisation gebracht und schließlich sich über die Adria hinüber nach Italien, nach Nordafrika und bis zu den Säulen des Herkules gewagt. Wo eine küstennahe Insel, eine leicht zu vertheidigende Halbinsel die Gelegenheit bot, legten sie ihre verschanzten Faktoreien an und tauschten Wein, Feigen und künstlich gearbeitete Waffen gegen die Landesprodukte. Als die Israeliten einen großen Theil ihres Landes eroberten, erhielten die phönicischen Handelsposten eine erhöhte Bedeutung; flüchtige Auswanderer siedelten sich dort an und da, wo die beiden Hälften des Mittelmeeres sich berühren, entstand Karthago, das dem Mutterlande bald über den Kopf wuchs, den Handel mit dem reichen Tarschisch monopolisirte und ganz Nordafrika seinem Einfluß unterwarf.

Gleichzeitig traten aber gefährliche Konkurrenten und Nebenbuhler auf. An Stelle der Pelasger waren nach und nach die Hellenen getreten; sie hatten die Phönicier aus dem Archipel verdrängt, waren selbst tüchtige Seefahrer geworden und ließen sich nicht länger durch die Ammenmärchen der phönicischen Schiffer von Fahrten nach den reichen Ländern des Westens abhalten. Von der anderen Seite her suchten aber auch die Etrusker sich einen Handelsweg nach dem Orient zu schaffen und so begannen die Kämpfe zwischen den verschiedenen Haupthandelsvölkern, die erst mit dem Untergange Karthagos und der Alleinherrschaft Roms ihr Ende fanden. Die klugen Phönicier hatten sich nicht nur in Karthago und Utica festgesetzt, sondern auch auf der europäischen Seite in Motye; sie hielten Malta, Gozzo und Pantelleria besetzt und kein Schiff konnte wagen, sich ohne ihre Einwilligung in den stürmischen Gewässern zwischen Afrika und Sicilien zu zeigen. Die Griechen mußten es an einer andern Stelle versuchen. Schon um 1050 v. Chr., kaum ein Jahrhundert nach dem trojanischen Kriege, finden wir sie in Kyme, und die Kolonisten von dort gründen im Verein mit den Chalkidiern auf der sichelförmigen Landzunge in der Straße von Messina 740 die Städte Zankle und gegenüber Rhegion, um sich die Alleinherrschaft über den Weg nach Etrurien zu sichern. Als Euböa in die Gewalt Athens fiel, gelang es den Phokäern sich an die Stelle der Chalkidier zu setzen, und sie sperrten den anderen Griechen ebenso eifersüchtig den Weg. Natürlich ging das nicht ohne Kampf mit den anderen Handelsmächten ab; zeitweise vereinigten sich sogar Karthager und Etrusker zum Kampfe gegen die Hellenen, und 540 vernichteten sie die ganze phokäische Flotte bei Alalia; das uralte Kyme entging nur durch die Intervention des mittlerweile mächtig gewordenen Syrakus der Zerstörung, gerade wie Massalia durch seine Freundschaft mit den Ligurern. Aber trotz alledem waren die Städte an der Straße von Messina stark genug, um alle Konkurrenten abzuhalten und sie zu zwingen, andere Handelswege aufzusuchen. Es blieb nur der Landweg offen, über die lange Halbinsel des heutigen Calabriens hinüber mit Häfen auf beiden Seiten, und wir sehen die Griechen das ganz auf einmal begreifen. Es war die große Zeit des Hellenenthums; das Land vermochte die Menge des Volkes nicht mehr zu fassen, nach allen Seiten drängte sie hinaus, erst nach dem nördlicheren Theile des Archipels, zur Chalkidike und dem Eingange des ungastlichen Pontus, dann in diesen selbst hinein, immer den kostbaren Waaren nach, welche Zwischenhändler aus dem Innern Asiens herbeibrachten. Dann auch nach Süden und Westen hin zur Cyrenaika, nach Sicilien und nach den Küstenländern der Adria. Innerhalb 13 Jahren sehen wir Sybaris, Kroton und Taras gegründet. Die Hellenen treffen dort überall stammverwandte Stämme („Pelasger" nennt sie Lenormant[1]), die sich ihnen ohne großen Widerstand unterordnen und zum Theil griechische Kultur annehmen; das fruchtbare Land liefert alle Lebensbedürfnisse in überreichem Maße, aber die Hauptbedingung des Aufblühens war doch der Handel mit den Etruskern, den Tarent zu Lande, Kroton und das mit den Milesiern eng verbündete Sybaris zur See von Häfen an der Westküste aus trieben. Die Griechen begnügten sich hier nicht mit der Gründung von Faktoreien, sie eroberten das ganze Land und machten die unkriegerischen Bewohner zu Leibeigenen. Ihr Reichthum und ihr Wohlleben wurden bald sprichwörtlich und sie konnten es, nachdem ihre Kämpfer so oft die Preise bei den olympischen Spielen davon getragen, schließlich wagen, in ihrem eigenen Gebiete Spiele einzurichten, welche die heimischen verdunkeln sollten.

Der unheilvolle Gegensatz zwischen den verschiedenen griechischen Stämmen sollte aber auch den aufblühenden Kolonien verderblich werden. Gerade zu einer Zeit, wo Einigkeit am nöthigsten gewesen wäre, wo die Etrusker zu Lande mit aller Macht vordrangen, eine der campanischen Kolonien nach der andern zerstörten und sich dort einen Hauptwaffenplatz in Capua gründeten, wo die samnitischen Lucaner im Gebirge immer weiter nach Süden rückten, sehen wir Dorier und Achäer sich aufs erbittertste befehden und endlich das reiche Sybaris von Kroton vollständig vernichtet. Vom Tage der Schlacht am Traeis an, 510 v. Chr., datirt der Niedergang des Hellenenthums in Italien. In die durch die Zerstörung von Sybaris entstandene Lücke drangen die Lucaner herein und schon zu Beginn des vierten Jahrhunderts nennt Scylax das Land nicht mehr Oenotria, sondern Lucania. Umsonst suchten die Griechen, die Gefahr erkennend, sich in Thurii ein neues Bollwerk zu schaffen; schon 432 v. Chr. finden wir die Lucaner bis zum tarentiner Meerbusen vorgedrungen, und ein neuer Feind entsteht den Hellenen in den Bruttiern, lucanischen Abenteurern, die sich mit den Resten der Ureinwohner Unteritaliens zu einem neuen kriegerischen Stamme vereinigt hatten. Aber den Todesstoß empfing Großgriechenland nicht von den Barbaren, sondern von einem Hellenen, dem gewissenlosen Dionys von Syrakus, der mit den Lucanern verbündet, zuerst Thurii, dann Kroton niederwarf und die Städte des inneren Landes den Lucanern überließ. Nur Tarent bewahrte seine Machtstellung, bis es den Römern erlag; die übrigen Griechenstädte konnten gar nicht einmal mehr daran denken, der neuen Großmacht Widerstand zu leisten. Noch einmal spielten sie eine Rolle in der Geschichte, als in den letzten Jahren des zweiten punischen Krieges Hannibal dort sein

[1] Allerdings nur mit einer jetzt ziemlich aufgegebenen Hypothese früherer Gelehrten. Für viel wahrscheinlicher darf jetzt die Verwandtschaft jener Urbevölkerung mit den Illyriern gelten. Red.

Standquartier nahm; die Rache der Römer zerstörte den letzten Rest ihres Wohlstandes.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit hat Lenormant einer Epoche zugewendet, welche von den meisten Geschichtsschreibern mit Stillschweigen übergangen wird, der Zeit zwischen dem Untergange der Gothenherrschaft und der Einwanderung der Normannen. Hier sehen wir das byzantinische Kaiserreich, das man sich gewöhnlich als in ständigem Niedergang begriffen vorstellt, auf einmal wieder einen gewaltigen Aufschwung nehmen, und Jahrhunderte hindurch sind Apulien und Neu-Calabrien wieder fast rein griechisch in Sprache, Glauben und Sitten, obwohl in der römischen Kaiserzeit das Hellenenthum fast ausgetilgt worden war. Ja selbst unter den Normannen hielt sich das Griechenthum noch lange genug, und die endliche Loslösung des Klerus von der griechischen Kirche erfolgte nicht ohne Schwierigkeit. Jetzt allerdings dürfte es schwer halten, im Charakter des Calabresen noch einen Zug griechischen Wesens zu entdecken; die wilden Bruttier sind völlig Herr geworden über die sanfteren hellenischen Elemente.

Auch eine andere äußerst interessante Episode, allerdings aus älterer Zeit, ist von dem Verfasser eingehend studirt worden, das Auftreten des Pythagoras; doch gehört dieses Kapitel nicht mehr in den Rahmen einer geographischen Zeitschrift.

II.

Lenormant hat, wie die meisten Reisenden, das Gebiet von Großgriechenland von Apulien aus betreten, mit der Bahn, die von Bari nach Taranto führt. Er, wie jeder beobachtende Reisende, ist überrascht von dem ganz andern Bilde, das das Land am Tarentinischen Meerbusen gegenüber dem nordöstlichen Abhange des Apennin bietet; auch das Meer erscheint ihm nicht mehr wie das italienische, es zeigt die weißliche Färbung, welche auch dem Archipel eigen ist, die γαληνη der Alten. Längs der Finmaren geht es hinunter und der Archäolog begreift mit einem Male, warum die Griechen den Gott des Flusses, der ihr Gebiet bald befruchtete, bald verheerte, so hoch verehrten und warum sie ihn so gern als wüthenden Stier, der die Erde mit seinen Hörnern aufwühlt, bildeten. Er sieht die elenden Troglodytenstädte an den Flanken der tiefen Schluchten und die gewaltigen Oelbäume in der Ebene, die schon den normannischen Rittern ihren Schatten spendeten; er ist entzückt von dem wunderbaren Blicke nach der einen Seite auf den großen Golf mit den flachen Inseln und den calabrischen Bergen dahinter, und nach der andern Seite auf das Mar piccolo mit seinen lieblichen, nun so öden Ufern, und wird, wie jeder, den der große Name Tarentum angezogen, bitter enttäuscht beim Eintritt in eine der schmutzigsten Städte Süditaliens, in deren erstem Wirthshause er — wie ich früher auch einmal — Gelegenheit zu ausgiebigen entomologischen Studien findet. Den Kanal, welcher die Stadt von dem Festlande ostwärts trennt, hält der Autor für von der Natur vorgebildet, später versandet und erst in der Byzantinerzeit wieder eröffnet. Im Uebrigen findet er die topographischen Verhältnisse mit dem, was wir aus dem Alterthum wissen, noch ganz übereinstimmend, es scheinen also Niveauveränderungen in historischer Zeit nicht stattgefunden zu haben. Die Fischer in der Strada Garibaldi sprechen noch ihren eigenen, ganz mit Griechisch versetzten Dialekt, den die übrigen Tarentiner kaum verstehen. (Mir wurde, als ich 1872 einen Monat in Tarent zubrachte, versichert, daß in der Stadt vier verschiedene Dialekte gesprochen würden, von denen viele Leute nur einen verständen.) Leider findet er aber auch den Hafen noch genau so, wie ich vor zwölf Jahren; das Projekt, aus dem Mar piccolo einen großartigen Kriegshafen zu schaffen, ist eben noch Projekt geblieben.

Natürlich läßt der Reisende auch die Fauna des Mar piccolo nicht unberücksichtigt und wir erfahren dabei, daß sehr viele seiner Fische und Muscheln auf den Tarentiner Münzen erscheinen, als persönliches Zeichen des jeweilig mit der Prägung betrauten Magistratsmitgliedes. Auch die Austern- und Miesmuschelzucht wird eingehend besprochen.

Tarent, zuerst von spartanischen Partheniern kolonisirt, stand den anderen griechischen Kolonien immer etwas fremd gegenüber, aber seine Münzen beweisen, daß es mit ihnen doch in einem Vertragsverhältniß stand und eine Münzkonvention abgeschlossen hatte; auch an den Kämpfen der Hellenen gegen die Perser und Karthager nahm es keinen Antheil. Dagegen breitete es in Italien seine Macht immer weiter aus über die ganze Terra d'Otranto, gründete Kallipolis und Hydruntum und brachte nach schwerem Kampfe mit den Messapiern und den apulischen Peucetiern auch Apulien unter seinen Einfluß. Es verstand, die Eingeborenen, denen es ihre ganze municipale Selbständigkeit ließ, so für sich zu gewinnen, daß diese selbst noch im Römerkriege treu an ihm festhielten. Aber die Lucaner wurden bald furchtbare Feinde, und die Tarentiner suchten fremde Hilfe gegen sie zuerst in Sparta, dann bei Alexander von Epirus, jenem echten Albanesenhäuptling, der zwar die Lucaner schlug, aber bald versuchte, sich in Italien eine eben solche Herrschaft zu gründen, wie sein macedonischer Neffe in Asien. Sein Tod am Silawald befreite die Hellenen von einem gefährlichen Freunde, aber nun trat eine andere Macht in den Kampf, Rom, welcher Tarent trotz Pyrrhus und seinen Elephanten erlag.

Auf tarentiner Münzen erscheint nicht selten die Hauskatze, die den Griechen sonst unbekannt war. Lenormant ist im Gegensatz zu den meisten Forschern der Ansicht, daß die altägyptische Katze, die von der nubischen Felis maniculata abstammt, specifisch verschieden ist von der gefleckten Hauskatze, die er von der europäischen Wildkatze ableitet, deren Reste man ja schon in den Pfahlbauten findet; erstere wurde zuerst aus Afrika eingeführt, aber man erkannte die Aehnlichkeit mit der heimischen Wildkatze und begann nun auch diese zu zähmen. Ebenso zähmte man in Vorderasien die Angorakatze, welche jedenfalls einer dritten wilden Stammart angehört. Die γαλη der Griechen, wie der Felis der Römer waren keine Katzen, sondern Wiesel, die man halbgezähmt im Hause hielt, um die Mäuse zu vertilgen; erst als die Katze überall an deren Stelle getreten war, ging auch der Name auf sie über. Die Katze ist aber nach Italien nicht aus Aegypten gekommen, sondern über Syrien, denn ihr Name war bei den Aegyptern man; in Syrien dagegen heißt sie qatô und in Innerafrika gadâ.

Ein interessantes Kapitel endlich widmet der Autor der Tarantel. Die Alten wußten nichts vom Biß dieser Spinne, die ihnen jedenfalls wohlbekannt war; zum ersten Male hören wir von ihr im Mittelalter im elften und zwölften Jahrhundert. Die Franken melden, daß die Armee, welche Ludwig II. gegen den Sultan von Bari führte, durch die Tarantel schwere Verluste erlitten habe, aber ihre Beschreibung läßt keinen Zweifel, daß sie unter Tarantola den Gecko verstehen, den die Südländer trotz seiner Harmlosigkeit so fürchten; ihm wurden die Folgen des apulischen Fiebers aufgebürdet. Die Sage vom Taranteltanz entstammt derselben Zeit, wo auch in Mitteleuropa die Tanzepidemien auftraten, dem vierzehnten Jahrhundert, und hatte jedenfalls dieselbe Ursache, wie der Veitstanz in Deutschland. Sie dauerte fast drei Jahrhunderte, noch 1599 beschreibt sie Ferrante Imperatore

in ihrer ganzen Intensität, aber seit dem siebzehnten Jahrhundert ist sie zur Sage geworden und nichts übrig geblieben, als der Name für einen Lieblingstanz der Neapolitaner. Die Tarantelspinne ist am ganzen Mittelmeere einheimisch, aber nirgend außer in Süditalien weiß man von dieser eigenthümlichen Wirkung ihres Bisses, der allerdings schmerzhaft, aber nicht entfernt so unangenehm ist, wie z. B. der des Tausendfußes.

Lenormant hat der Purpurfabrikation bei den Alten schon früher seine Aufmerksamkeit zugewendet und die beiden Hauptfabrikationsstätten, Phönicien und Lakonien besucht. In Phönicien fand er nur Murex trunculus verwendet, in Lakonien nur Murex brandaris; in dem großen Muschelhaufen am Abhange des Mar piccolo findet er aber beide Arten gemengt und stets in derselben charakteristischen Weise zerbrochen; der Mischung dankte wahrscheinlich der tarentiner Purpur die eigenthümliche Nüance, die ihn so beliebt machte.

Kürzere Mittheilungen.

Die Kaiping-Kohlengrube und die erste Eisenbahn in China.

Als wir kürzlich (s. oben S. 126) unsern Unglauben, den Eisenbahnbau in China betreffend, äußerten, war es uns nicht bekannt, daß in der Provinz Tschili allerdings eine Eisenbahn existirt, allerdings nur heimlich, nur in einer Länge von 7 englischen Meilen und nur zum Zwecke des Kohlentransports, und zwar bei dem Kohlenwerke von Kaiping, welches circa 115 km nordöstlich von Tientsin und (auf der großen Straße) etwa 170 km östlich von Peking gelegen ist. Die dort anstehenden Kohlen sollten auf Wunsch des Vicekönigs Li-hung-tschang für die kaiserliche Flotte, die Arsenale seiner Provinz Tschili und für die Schiffe der kürzlich errichteten Chinese-Merchants-Steam-Navigation-Company Verwendung finden, anstatt der bisher aus Japan eingeführten Kohle, und der nächste wichtige Markt für dieselben war natürlich Tientsin. Es wäre nun am einfachsten gewesen, Tientsin und Kaiping durch eine Bahn zu verbinden; das aber verstieß gegen chinesische Vorurtheile und so wurde denn mit großen Kosten ein Kanal gegraben, welcher allerdings nur für kleine Schiffe befahrbar ist, aber das eine unerwartete Gute gehabt hat, daß durch ihn eine weite Strecke sumpfigen Landes, das früher meist die Hälfte des Jahres unter Wasser stand, trocken gelegt und für Ackerbauzwecke geeignet gemacht worden ist. Doch konnte man diesen Kanal nur bis auf circa 7 englische Meilen an die Kohlengruben heranführen; deshalb setzten die dabei beschäftigten englischen Ingenieure es mit Mühe bei ihrem chinesischen Auftraggeber durch, daß auf dieser noch fehlenden Strecke eine Maulthierbahn gebaut werden sollte; als sie die Genehmigung dazu erhalten hatten, bauten sie die Bahn in sehr solider Weise und mit der normalen englischen Spurweite. Dann richteten sie nach und nach in heimlicher Weise einiges alte Material an Rädern, Dampfkessel zc. zu einer Lokomotive her und benutzten dieselbe zum Waggonschieben, aber nur innerhalb des Grubenbezirkes; denn es war ihnen streng verboten, sie unter irgend welchem Vorwande auf der Eisenbahn zu benutzen, welche immer noch in sehr mäßiger Weise von Maulthieren bedient wurde. Endlich besuchten eines Tages einige Beamte und andere Leute die Gruben und wünschten auch den Kanal zu sehen. Da es regnete, und keine anderen Beförderungsmittel vorhanden waren, stiegen die Chinesen in die Waggons und die Ingenieure holten ruhig ihre Lokomotiven heraus, indem sie ihren Besuchern versicherten, daß bei dem nassen Wetter kein Mensch es sähe. Die Chinesen protestirten natürlich in formalster Weise, aber ließen es sich gefallen; schließlich gefiel ihnen die neue Fortbewegung sehr und so war die Eisenbahn ein fait accompli geworden. Der Vicekönig Li-hung-tchang war im Stillen entzückt darüber, daß die Sache so weit gediehen, ohne daß der Himmel eingefallen war oder die Erde gebebt hatte und gab die Erlaubniß, daß die Lokomotive regelmäßig verkehren dürfte; seitdem wurden zwei weitere Lokomotiven und eine Anzahl Waggons aus England bezogen.

Die Kaiping-Grube selbst wird in durchaus wissenschaftlicher und fachmännischer Weise bearbeitet und besitzt alle modernen Verbesserungen. Bereits sind 20 englische Meilen Stollen durch Kohle und Kalkstein getrieben und 7 davon mit Schienen belegt, auf welchen Maulthiere die Wagen ziehen. Kohlen sind genug vorhanden, um die Gruben auf unbestimmbare Zeit hinaus ohne besondere Mehrkosten in Betrieb zu erhalten. Die Flötze sind von verschiedener Beschaffenheit und ihr Produkt versorgt die verschiedenen Märkte; nur die Dampfer in Tientsin müssen noch immer ihre Kohlen aus Japan beziehen. Denn in demjenigen Flötze, welches die dazu geeignete Kohle enthält, hat eine Explosion stattgefunden; es war also nöthig, dort in Zukunft nur noch mit Sicherheitslampen zu arbeiten. Nun aber läßt sich ein Chinese ohne beständige Beaufsichtigung durch einen Europäer nimmermehr dahin bringen, daß er nicht das Glas solcher Lampe zerbricht, um sich an dem Lichte seine Pfeife anzustecken, und deshalb hat man die Arbeit in jenem Flötze einstellen müssen, bis neue Aufseher aus England anlangen.

Augenblicklich liefert die Grube den Bedarf für das Haus und für die Industrien der nächsten Umgegend, die Tonne zu 9 Mark an Ort und Stelle und es sind in Folge dessen eine ganze Anzahl von Kalköfen, Töpfereien, Brennereien zc. entstanden. Leider verhindert die schlechte Beschaffenheit der Wege einen weiteren Transport der Kohle; aber auch so schon ist der Beweis geliefert, wie sehr dergleichen Anlagen dem Lande zu Gute kommen. Hat doch selbst der kurze Kanal ganz selbständig für sich einen ziemlich lebhaften Verkehr hervorgerufen, und weder die Grube noch die Eisenbahn verstößt gegen die Vorurtheile des Volkes, sondern beide sind sehr populär. Die Grube beschäftigt über 1000 Mann, davon 900 unter der Erde, und giebt wohl der gleichen Anzahl noch indirekt Beschäftigung. Auf die Bauern der Umgegend hat es großen Eindruck gemacht, daß der „Dampfwagen“ auch bei Regen verkehrt — denn bei solchem sind chinesische Landwege unpassirbar — und sie haben deshalb in naiver Weise bei dem englischen Ingenieur petitionirt, daß er ihre Straßen mit Eisenschienen belegen möchte.

Als finanzielle Spekulation ist die Kaiping-Grube einstweilen verfehlt; aber vom Standpunkte einer zukünftigen Entwickelung Chinas aus ist dies Unternehmen entschieden hoffnungsvoll und vielversprechend.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die fünfte Lieferung des von Dr. J. Chavanne herausgegebenen Physikalisch-statistischen Handatlas von Oesterreich-Ungarn (Wien, E. Hölzel, 1884) enthält: 1) die Karte der Vertheilung der Niederschlagsmengen in den vier Jahreszeiten und 2) Karte der Vertheilung der Tage mit Gewitter, beide mit Erläuterungen von dem jetzt am Congo weilenden Herausgeber, und 3) eine Bodenkarte der Monarchie nebst Bosnien und Herzegowina, von Franz Toula.

— Aus Reykjavik auf Island wird vom 3. September geschrieben, daß gegen Ende Juli im Meere vor Kap Reykjanes, der südwestlichen Spitze Islands, vulkanische Störungen sich zeigten und schließlich eine neue Insel über dem Meeresspiegel erschien. Bis auf Erdbebenstöße, welche dort keineswegs selten sind, wurden wenig Anzeichen bemerkt, bis am 26. Juli der Leuchtthurmwächter auf Kap Reykjanes etwa 20 Miles von der Küste entfernt die neue Insel erblickte. Dieselbe liegt etwa 14 Miles nordwestlich von Elde oder dem „Mehlsack" einem dort wohlbekannten, hohen vulkanischen Felsen von cylindrischer Form, dessen Spitze von dem Dung der Seevögel weiß gefärbt ist (daher sein Name Mehlsack). Anfangs hatte die neue Insel die Gestalt eines oben abgerundeten Kegels; aber seitdem ist ein großer Theil der einen Seite eingestürzt. Bis jetzt hat noch niemand gewagt, auf ihr zu landen, weil die starken Strömungen und das unruhige Meer um Kap Reykjanes die Fahrt in den dort üblichen offenen Booten gefährlich machen. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich nahe derselben Stelle eine ähnliche Insel erhoben, ist aber nach kurzer Zeit wieder unter den Wellen verschwunden; solche vulkanische Inseln, welche meist aus weichem Schlamm und zerreiblichem Bimsstein und Asche bestehen, bieten einer stürmischen See wenig Widerstand dar und werden deshalb rasch fortgespült.

Asien.

— Die russische Regierung hat jetzt beschlossen, die bis Kizil-Arwat reichende transkaspische Eisenbahn um 137 englische Meilen bis Askabad zu verlängern und hat bereits Befehl gegeben, die nöthigen Schienen sofort die Wolga abwärts und über das Kaspische Meer zu verschiffen.

Afrika.

— H. H. Johnston, welcher mit der näheren Durchforschung des Kilimandscharo-Gebirges beauftragt ist, schreibt unter dem 18. Juni d. J. von Uvura, einer 5000 Fuß hoch gelegenen Station in jenem Gebirge, daß er von Mandara, dem Häuptlinge von Tschagga, sehr freundlich aufgenommen worden sei und gegen ein mäßiges Geschenk jene Station als Aufenthaltsort und Stützpunkt für weitere Unternehmungen angewiesen erhalten habe. Uvura liegt auf einer landschaftlich sehr schönen und gesunden Hochebene, die von tiefen, mit rauschenden Gießbächen erfüllten Schluchten eingeschlossen ist; ihr Klima gleicht dem des südlichen Europa, aber ohne die mittäglichen Hitzegrade desselben. Die Eingeborenen haben mit großem Geschicke einen Bach über die Hochebene selbst geleitet, so daß er jetzt in 1000 Fuß Höhe über den angrenzenden Thälern fließt und der Expedition — Johnston hat 120 Träger bei sich — den unschätzbaren Vortheil eiskalten Wassers bot. Der Reisende hatte an der Küste in Mombasa einen Fieberanfall, brach aber rasch in das Innere auf und erfreut sich guter Gesundheit, seitdem er die frische Bergluft athmet.

— Ein Mitglied der neuen Schulze'schen Expedition der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland schreibt uns von dem Schiffe aus, welches ihn nach Westafrika bringt, unter anderem Folgendes: „Unser Weg wird zunächst nach Mukenge (Land der Tuschilange) gehen von einem Küstenpunkte aus, der nicht endgültig bestimmt werden kann, bevor wir über die Möglichkeit Träger zu bekommen nicht mehr Klarheit haben als bis jetzt. Versucht soll werden von Ambrizette aus vorzugehen. Jedenfalls wird unsere Route zunächst durch Landstrecken führen, welche von Pogge und Wißmann begangen wurden."

Nordamerika.

— Der neue Vulkan Bogoslow oder Grewingk bei Alaska ist am 20. Mai dieses Jahres von dem Zollkutter „Corwin" besucht worden. Er fand die beiden früher getrennten Piks durch eine niedere Barre vereinigt, zweifellos ein Produkt des Meeres. In der Mitte der Barre liegt der senkrecht aufsteigende Ship Rock; an ihm sitzende Balanen ließen erkennen, daß er circa 20 Fuß gehoben worden ist. Von den beiden Piks wurde die Höhe des Bogoslow auf circa 500 Fuß geschätzt, während die Coast Survey ihn im vorigen Jahre 800 Fuß hoch fand; es ist ein Irrthum in den Höhenbestimmungen möglich, doch schwerlich von der Größe, um diese Differenz zu erklären. Auch der Grewingk Pik hat erheblich abgenommen: Kapitän Hague fand ihn im vorigen Jahre 800 bis 1000 Fuß hoch und 3/4 Mile im Durchmesser, der Corwin dagegen nur 1/2 Mile im Durchmesser und circa 450 Fuß hoch. Die Barre gestattet eine bequeme Landung, fällt aber so steil ab, daß unter dem Stern des Bootes drei Faden sind, während der Schnabel auf dem Lande steht; etwas nördlich konnte ganz nahe dem Lande mit 90 Faden kein Grund gefunden werden. Der Grewingk rauchte stark aus verschiedenen Spalten, scheint aber keinen Krater zu haben. Sein oberer Theil besteht zum Theil aus gehobenem Material, Sandsteinblöcken u. dergl., bedeckt mit tiefer Bimssteinasche, aber weder Laven noch Eruptivgesteine sind zu finden. Schon in circa 200 Fuß Höhe wurde die Asche so heiß und der Schwefeldampf so dicht, daß Weitersteigen unmöglich war. Der Bogoslow dagegen verhielt sich ganz ruhig und war von Seebären und Wasservögeln belebt, aber ohne jede Vegetation; die dort gefundene Asche glich ganz genau der am 20. Oktober 1883 in Unalaschka gefallenen. Der Corwin wird die Insel auf der Rückfahrt vom Norden noch einmal besuchen und dann einen genaueren Bericht geben („Science"). Ko.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

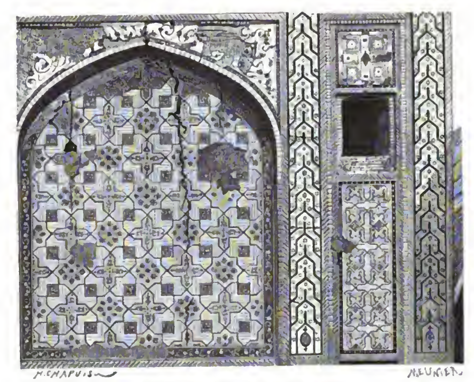
XIV.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Es wäre nun noch wünschenswerth gewesen, die Ruinen einer Mogul-Moschee zu untersuchen; aber die Reisenden waren des unangenehmen Verkehrs mit Mollahs, Sejids und dergleichen Leuten so überdrüssig, daß sie sich mit der Außenseite des sehr eleganten Minarets begnügten, die mit Fayencen in Relief und reizenden Mustern aus blauen und schwarzen Mosaiken im Stile des oben erwähnten Imam-Zadeh Schaffari verziert ist. Die Moscheen von Ispahan sind unbestreitbar sehr schön und interessant, aber auch sehr schwer zugänglich; es hat der ausdrücklichen Befehle des Schah-Zadeh und großer Energie seitens der Reisenden bedurft, um sie auch nur einigermaßen studiren zu können.

Einer der nächsten Tage, der 12. September, wurde dem Besuche zweier Sommerpaläste gewidmet. Während die Moscheen in der mohammedanischen Stadt und auf dem linken Ufer des Zende-rud liegen, befinden sich die von den Nachfolgern des Schah Abbas erbauten Lustschlösser auf dem rechten Flußufer, in der Nähe des christlichen Stadttheils. Das größte und bedeutendste derselben, Farah-abad (Ort der Freude), wurde am Fuße des Sofi Kuh von demselben Schah Hussein erbaut, welcher die Armenier so hart verfolgte und den Wohlstand Dschulfas vernichtete. Eine mehrere Kilometer lange Straße führte dorthin; sie war zu beiden Seiten von gewölbten Gallerien eingefaßt, die in gewissen Abständen von Gebäuden für die königlichen Garden unterbrochen werden. Diese großartige Straße endete auf einen weiten Platz, um welchen sich der Palast erhob. Mit weißem Marmor ausgekleidete Kanäle leiteten fließendes Wasser in ein Porphyrbecken, welches die Mitte des ganzen Gebäudes einnahm, oder vertheilten es in die prachtvollen Gärten, von denen Reisende des 17. Jahrhunderts entzückte Schilderungen hinterlassen haben. Aber diese ganze Pracht war nur allzu vergänglich, denn alle Mauern und Gewölbe bestanden nur aus Luftsteinen, die Zierrathen aus Gips; von Skulpturen oder Malereien hat sich keine Spur erhalten, und Parquetfußböden oder Dielen waren im Orient nie sehr Mode, wo man vielmehr den festgestampften Estrich mit Matten und Teppichen belegt. Auch bunte Fenster waren nicht zahlreich, sondern man begnügte sich, die meisten Oeffnungen mit Tüchern zu verhängen. Die Zeit hat denn auch im Palaste des Schah Hussein gewaltige Zerstörungen angerichtet: alle Wasserleitungen sind verfallen, die kostbaren Marmorstücke verschwunden, die Gewölbe zusammengestürzt und die Gärten verwildert und eingegangen. Aber auch in seiner Glanzzeit hat sich dieser Sommersitz weniger durch die Schönheit der Architektur, als durch seine Größe, seinen Wasserreichthum, seine Gärten und die herrliche landschaftliche Umgebung ausgezeichnet.

Ein zweites Lustschloß, der Tacht-i-Suleiman, liegt auf demselben Berge, dem Sofi Kuh, wie der „Ort der Freude"; es ist aus gebrannten Steinen erbaut, welche die Einwohner Ispahans dem Schah Suleiman zu Gefallen um die Wette auf den Berg hinaufschleppten. Aber trotz des besseren Materials ist es heute in ebenso bedauerlichem



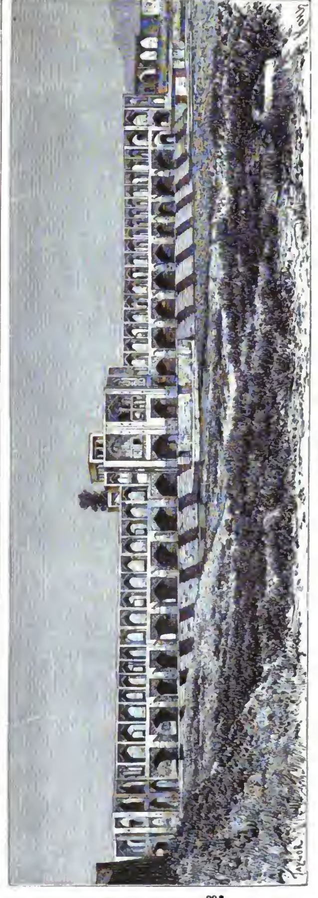
Aeußere Bekleidung einer Mogul-Moschee.

Ainak Chaneh (Haus der Spiegel).

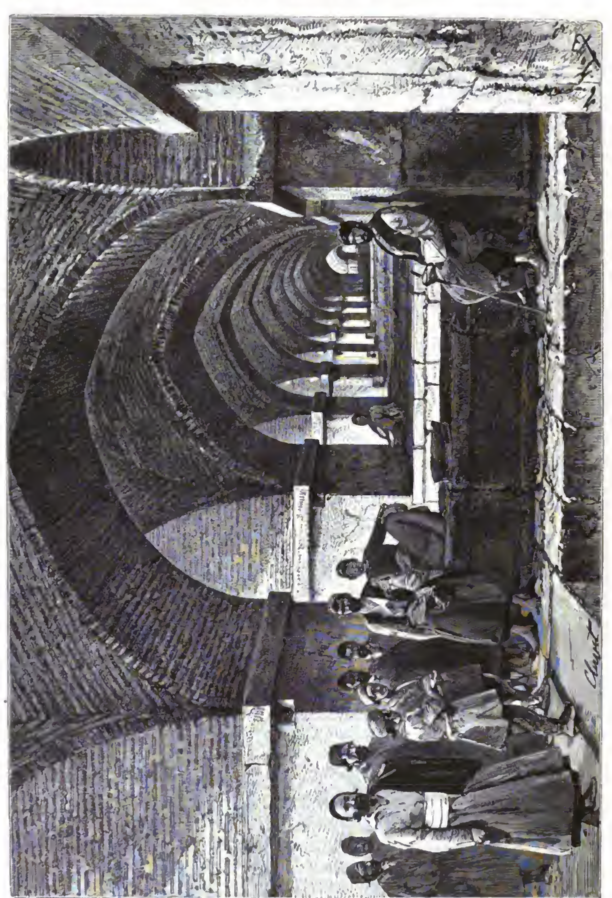
Zustande wie das erste Schloß, da es vor länger als einem Jahrhundert durch die Afghanen zerstört wurde. Aber die Aussicht von dort oben, besonders von einem vorspringenden Felsen, den ein Thurm krönt, ist noch ebenso großartig wie einst: man übersieht die ganze Ebene von Ispahan, die Straße nach Schiraz und im Dunste des Horizontes das Thal von Golnabad, wo die Entscheidungsschlacht zwischen Persern und Afghanen stattgefunden hat.

Am 14. September schlugen die Reisenden den Weg nach den Ufern des Zende-rud ein, folgten dessen Laufe und erreichten bald denjenigen Theil des Tschaar-bagh, der am rechten Ufer in der Verlängerung der Brücke Allah Werdi Chan liegt. Ehemals gelangte man auf diesem Wege in einen ausgedehnten Park, der unter dem Namen Hezar Dscherib (die tausend Morgen) bekannt war. Vom Regen zerwaschene Erdhaufen und ein schönes Taubenhaus sind die einzigen Ueberreste der prächtigen Bauwerke, die den Garten einst zierten. Nachdem man bei diesen traurigen Ruinen vorbeigekommen, bemerkt man eine Gruppe Platanen, welche einen reizenden Pavillon, den Ainak Chaneh (Haus der Spiegel), beschatten. Die nach dem Zende-rud sich öffnende Façade ist mit einer Halle geschmückt, welche von zwölf, früher mit facettirten Spiegeln bekleideten Säulen getragen wird. Dazu kommen Decken in Mosaik aus Cypressen- und Platanenholz, mit Gold eingelegt, Getäfel aus bunter Fayence und durchbrochen gearbeitete Thür- und Fensterflügel, um aus dem Ganzen ein Bauwerk von verführerischem Reize zu machen. Unter dieser Säulenhalle, von welcher aus man den Lauf des Flusses verfolgen und die beiden Brücken Allah Werdi Chan und Hassan Beg sehen kann, pflegen meist die Könige aus der Kadscharendynastie Platz zu nehmen, wenn sie in Ispahan feierliche Audienzen geben. Namentlich hielt hier im Jahre 1840 Mohammed Schah ein Gericht ab, wodurch er in der von Räuberhorden schwer heimgesuchten Provinz Irak die Sicherheit wieder herstellte.

Dicht neben dem Airak Chaneh mündet die Brücke Hassan Beg. Dieselbe ist nicht so lang wie die Brücke Allah Werdi Chan, aber verdient dennoch ein aufmerksames Studium. Es ist ein mit besonderer Sorgfalt und großer Pracht ausgeführtes Bauwerk, welches gleichzeitig als Brücke und Stauwerk dient. Ihre Pfeiler stehen auf einem Schleusenroste von 26 m Breite, der dazu bestimmt ist, das Wasser um 2 m über seinen niedrigsten Stand zu heben; jeder der Bogen besteht aus einem überhöhten Kreuzgewölbe, das von vier gemauerten Pfeilern getragen wird. Die Folge dieser eigenthümlichen Anordnung ist, daß, wenn man unter die Brücke hinabsteigt und sich in die Achse der Straße stellt, man das Bauwerk in seiner ganzen Länge überblickt; es stellt sich dann dar wie eine Gallerie, die aus vielen auf einander folgenden und mit Kuppeln bedeckten Sälen besteht. Die sämmtlichen unteren Theile des Bauwerkes, wie Schleusenrost, Widerlagen und Brückenpfeiler, sind von Bruchsteinen ausgeführt, die oberen dagegen aus schönem Ziegelmauerwerk, das mit vielfarbigen Fayence-Mosaiken bekleidet ist. Der Fahr- oder Reitweg der Brücke Hassan Beg liegt zwischen zwei Gallerien, die nur für Fußgänger bestimmt sind; in der Mitte derselben erheben sich zwei achteckige Pavillons, welche über die Flucht der Brücke hervorspringen und in mehreren Stockwerken Zimmer enthalten, die Reisenden ohne Entgeld zur Verfügung stehen. Inschriften ohne Interesse bedecken den größten Theil der mit Kalk geweißten Mauern; nur eine derselben sei ihres Gedankenreichthums wegen hier mitgetheilt. Sie lautet: „Die Welt ist eine wahre Brücke. Eile sie zu überschreiten;



Die Brücke Hassan Beg.



Untertheil der Brücke Hassan Beg.

messe, wäge alles, was sich unterwegs findet: das Böse umgiebt überall das Gute und übertrifft es."

Die Aussicht, welche man von einem der Pavillons auf der Brücke genießt, entzückt zwar nicht, aber ist dennoch interessant. Unterhalb des Stauwerks ist das in dieser Jahreszeit (Mitte September) trockene Bett des Flusses mit den Erzeugnissen der Kalamkar-Fabriken bedeckt. Kalamkar („Federarbeit") ist das Original jener Baumwollstoffe, welche in Frankreich „perses" heißen. Die Bewohner von Ispahan sind sehr geschickt in der Bemalung derselben, aber die Güte und Dauerhaftigkeit der Farben ist einzig und allein das Verdienst des Flußwassers, mit dem es mehrere Tage lang begossen wird. Die „perses" von Ispahan, namentlich solche mit goldigen Arabesken, erzielen als Thürvorhänge oder über Teppiche gebreitet reizende Wirkungen. Ihre Fabrikation hat sich seit einigen Jahren so gehoben, daß die Farben schon mittels Patronen mit der Hand aufgedruckt werden, um den beliebten Stoff billig liefern zu können; doch werden die besseren Kalamkars noch immer mittels der Feder gezeichnet und mit großer Sauberkeit der Umrisse bemalt.

15. September. Als letzten Ausflug in der Umgebung Ispahans hatten sich Dieulafoy's den Besuch des Scheristan, des ältesten Quartiers der Stadt, aufgespart; dasselbe liegt jetzt nahezu zwei Farsachs von der modernen Stadt entfernt. Zuerst folgt man dem rechten Ufer des Flusses



Straße in der Vorstadt Abbas-Abad.

und kommt dann durch die hübsche Vorstadt Abbas-Abad, welche sich, wie Dschulfa, an baumbeschatteten Kanälen hinzieht; dann verschwindet jeder Weg und man folgt nur den Pferdespuren auf dem sandigen Erdboden. Nach einer Stunde etwa kreuzt man den Fluß und erreicht ein prächtiges, über 39 m hohes und mit einer Inschrift in einfarbigem Mosaik geschmücktes Minaret, welches im 15. Jahrhundert unter dem Mogul-Könige Rustem Schah erbaut worden ist. Mauern und Dach des Mausoleums haben siegreich der Zeit und den Menschenhänden widerstanden; von besonderem Interesse sind die Gewölbe, welche, jeden äußeren Schmuckes bar, mit vollkommener Klarheit den konstruktiven Grundgedanken dieses komplicirten Baugliedes, von welchem Perser und Araber einen so verschwenderischen Gebrauch gemacht haben, erkennen lassen. Nicht weit von diesem Gebäude sind beide Ufer des Zende-rud durch die Bogen einer vierten Brücke verbunden, deren Pfeiler aus grobem Bruchsteingemäuer bestehen, während die oberen Theile der Bogen in einer viel späteren Zeit aus Ziegeln erbaut worden sind. Der Verkehr, welcher täglich mehr und mehr sich nach den Brücken Allah Werdi Chan und Hassan Beg zieht, ist auf der Scheristan-Brücke sehr wenig lebhaft. Auch der Ort Scheristan scheint wenig bewohnt zu sein, denn die Ankunft der Fremden vermochte kaum zwanzig Menschen auf dem Hauptplatze zu versammeln.

Am folgenden Tage (16. September) wurde der Kontrakt mit dem Tscharvadar-Baschi (oder Haupt der Maulthiertreiber) einer großen armenischen Karawane, welche nach Schiraz bestimmt war und welcher sich die Franzosen anschließen wollten, verhandelt. Die Reisenden sollten zwei

gute Pferde für sich und 15 Maulthiere für ihre Leute und das Gepäck gestellt erhalten. In Abadeh sollte vierundzwanzig Stunden gerastet werden und ebenso lange in Meschhed Murgab. Von Madere Soliman an sollte die Karawane ihren Marsch nach dem drei Tagereisen entfernten Schiraz fortsetzen, während es den Reisenden freistehen sollte, nach Belieben bei diesen berühmten Ruinen aus der Achämenidenzeit zu verweilen. Darauf empfing der Tschavardar-Baschi in Gegenwart seines Stellvertreters die Hälfte des Miethspreises für seine Thiere, prüfte jeden



Die Scheristan-Brücke.

Kran (im Werthe von 9 Pfennigen), sonderte die Stücke nach ihrer Prägungszeit, um die besten auszuwählen und wies schließlich unter den verschiedenartigsten Vorwänden ihrer mehr als hundert zurück. Dann kündigte er an, daß er morgen die Lasten wägen würde, damit keine die ordnungsmäßigen 13 Batman tabrizi (75 kg, oder 150 kg für jedes Maulthier) überschritte. Das geschah auch, wenn auch nicht am folgenden, so doch am nächstfolgenden Tage, und nachdem verschiedene der Lasten mehrfach umgepackt und abgeändert worden und das französische Ehepaar von seinen zahlreichen rasch gewonnenen Bekannten und Freunden Abschied genommen hatte, wurde am 19. September endlich die Reise nach Schiraz angetreten. Der Aufenthalt in Ispahan hatte vom 13. August bis zum 18. September gedauert.

Großgriechenland.

Von W. Kobelt.

III.

Wenn man von Tarent sich westlich wendet, gelangt man in eine ausgedehnte Ebene, die sich zwischen den Bergen der Basilicata und dem Meere erstreckt. Diese Fläche ist heute eine der schlimmsten Fiebergegenden Italiens und fast unbewohnt. Nur im Herbst und im Frühjahr, zur Aussaat und zur Ernte, kommen die armen Bergbewohner in Scharen herunter zur Arbeit; sie schlafen in Strohhütten, ernähren sich aufs jammervollste und wenn die Ernte vorüber ist, kehrt, wer nicht gleich unten begraben wurde, zurück mit einem kleinen Geldsümmchen, aber auch

mit dem Fieber in den Eingeweiden und schlägt sich kümmerlich durch, bis wieder die Zeit etwas zu verdienen gekommen ist.

Hier in der üppigen, nach Norden geschützten Ebene war ein Sitz uralter Kultur, älter als irgend eine der Griechenstädte. Zwischen dem Basento und dem Bradano kennt schon die Odyssee die Stadt Alybas[1]), deren Bewohner Handel mit Sicilien trieben, aber die Fahrt übers Ionische Meer hinüber noch nicht wagten. Herakles hatte mit den Rindern des Geryon dort bei dem Könige, der wie die Stadt Alybas hieß, gerastet und dem Sohne desselben den Namen Metabus beigelegt, von dem die Griechen den späteren Stadtnamen ableiteten. Zu ihm flüchtete die schöne Melanippe vor dem Zorn ihres Vaters und brachte dort die Zwillingssöhne des Poseidon zur Welt, Aeolos und Boiotos. Lenormant sieht in dieser Sage nur eine andere Gestaltung des uralten Mythos von der Vereinigung des Meergottes mit der Erde, des Poseidon mit der Demeter Melaina, die auch Hippia hieß, weil sie sich in ein Roß verwandelt hatte, und ihr Sohn ist der Halbstier, der Bacchus tauriformis, der große Gott der Mysterien Großgriechenlands. Demeter war ja auch in griechischen Zeiten die Beherrscherin von Metapont, und auf seinen Münzen steht als Zeichen die Weizenähre. Später soll Epeios auf der Rückkehr von Troja mit den Phokäern nach Metapont verschlagen worden sein und dort eine Kolonie begründet haben. Nicht mit Unrecht sieht Lenormant in diesen Νόστοι, den Sagen von Koloniengründungen bei der Rückkehr von Troja, das Bestreben der Hellenen, ihren Kolonien einen Schein von Legitimität zu geben und sich gewissermaßen als Verwandte der gebildeteren Städter und diese als den wilderen Inlandbewohnern fremd hinzustellen. — Auch soll Daulios, der Tyrann von Krissa, eine phokäische Kolonie nach Metapont gesandt haben, doch wissen wir darüber nichts Genaueres und die wirkliche Geschichte von Metapont beginnt erst um die Mitte des siebenten Jahrhunderts.

Damals hatte ein wilder Volksstamm aus den Bergen des Inneren, die Samniter, deren Namen hier — Strabo hat ihn aufbewahrt — zum ersten Male in der Geschichte erscheint, die Stadt, die immer die am meisten ausgesetzte der griechischen Kolonien bleiben sollte, überfallen und zerstört. Sybaris und Tarent waren damals schon zu einer ziemlichen Macht gelangt und zwischen ihnen blühte das jonische Siris auf, das sowohl die Achäer im Süden wie die Dorier im Nordosten in ihren Machtbereich zu ziehen wünschten. Sybaris kam den dorischen Tarentinern zuvor und sandte eine Expedition unter Leukippos, besonders aus flüchtigen Messeniern, den Todfeinden aller Dorier, bestehend, welche die Samniter vertrieb und sich in Metapont festsetzte. Durch Verhandlungen hielt Leukippos die Tarentiner hin, bis er die Mauern wieder aufgerichtet und Hilfstruppen erhalten hatte, dann trotzte er in offener Schlacht den Tarentinern und ihren önotrischen Söldnern und erzwang schließlich die Anerkennung des Bradanus als Grenze.

Metapont, wesentlich auf den Ackerbau angewiesen, hat nie die Rolle spielen können, wie die großen Handelsstädte zu seinen beiden Seiten; es half das jonische Siris zerstören und bot Pythagoras die letzte Zuflucht; als die Athener Syrakus belagerten, sandte es ihnen, seines achäischen Ursprungs eingedenk, zwei Triremen; aber bald mußte es, nunmehr eingeklemmt zwischen das dorische Heraklea und Tarent, des letzteren Oberherrschaft anerkennen und dessen Hilfe gegen die Lukaner anrufen. Von diesen immer ärger bedrängt, unterwarf es sich erst dem Epiroten Alexander, dann dem Spartaner Kleonymus, der seine Blüthe für immer brach. Von da ab ließ es widerstandslos über sich ergehen, was die Ereignisse verhängten; zuletzt hatte Hannibal nach dem Verluste von Tarent hier mehrere Jahre hindurch seinen Hauptwaffenplatz, und als er abzog, folgten ihm die meisten Einwohner, die von den schwer gereizten Römern keinen Pardon zu hoffen hatten. Die Stadt vegetirte weiter, bis ihr Spartacus den Todesstoß gab; Pausanias, der antike Baedeker, sah sie in Ruinen.

Erst die neueste Zeit hat sie wieder von den Todten erweckt; die Station von Torremare, wo die Bahn von Neapel in die Küstenbahn mündet, heißt seit einigen Jahren wieder Metapont; ob sie aber wieder zu der alten Blüthe kommen wird? Auf der ganzen Strecke von Tarent bis Torremare, 44 km, steht heute keine menschliche Wohnung, die Häuschen der armen Bahnwärter ausgenommen, welche hier dem Fieber ausgesetzt bleiben müssen, während die Stationsbeamten jeden Abend nach Tarent flüchten. Die „Algaraden" (Raubüberfälle) der Türken haben die Einwohner gezwungen, die Küstenebene aufzugeben und sich in die Berge zu flüchten; die Flüsse sind verwildert und haben das Ackerland in Sumpf verwandelt, in dem unzählige Wildschweine ihr Wesen treiben, und die Malaria hat ihren Einzug gehalten. Es ist das alte Lied, das sich am ganzen Mittelmeere entlang wiederholt, Spanien ausgenommen, das in der schlimmsten Zeit gerade stark genug war, um seine Küsten zu schützen. Nicht die Erschöpfung des Bodens und die Verwüstung der Wälder hat die Mittelmeerländer veröden lassen, und nicht die Ablenkung des Handels durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien; auch nicht die Einwanderung der Araber und die Ausbreitung des Islam, denn gerade in den Blüthezeiten der maurischen Reiche nahm der Handel den größten Aufschwung; der Untergang begann mit dem Momente, wo die Barbarenhorden aus dem Altai ihre Roßschweife in den Küstenländern des Mittelmeeres aufpflanzten und ihre Raubschiffe, fast ausnahmslos von Renegaten, dem Abschaum aller Christenvölker, bemannt und geführt, von geraubten Christen gerudert, die blauen Wogen zu durchfurchen begannen. Die Vertreibung ihrer Nachkommen vom civilisirten Boden wäre nur eine schwache Sühne für das Unheil, das sie über die besten Länder Europas gebracht.

Das Gebiet von Metapont ist heute noch wunderschön mit seiner reichlichen Bewässerung und seiner üppigen Vegetation, aber keine gebahnte Straße führt durch das fruchtbare Ackerland und bei Regenwetter ist ein Fortkommen unmöglich. Die Ruinen sind bis auf ganz geringe Reste vom Boden verschwunden[1]); Ausgrabungen sind seit denen des Duc de Luynes 1828 trotz der reichen Ausbeute derselben nicht wieder unternommen worden. Aufrecht steht nur noch die Tavola dei Paladini, die Säulen eines dorischen Tempels, den Lenormant der Demeter zuschreiben möchte; er lag außerhalb der Stadt, welche ihrem Umfange nach kaum mehr als 30000 Einwohner gezählt haben kann.

Metapont lag schon im Alterthume mehrere Stadien vom Meere entfernt und war um so mehr auf den Ackerbau angewiesen, als die Küste den Schiffen durchaus keinen Schutz bietet. Die Handelsfahrzeuge mußten auf den flachen Strand gezogen werden, aber für seine Kriegs-

---

[1]) Ist es zufällig, daß der Name gleich lautet mit Alybe, dem ältesten Namen von Gibraltar, aus dem später Calpe wurde?

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 38, S. 87.

marine hatte Metapont einen kleinen künstlichen Hafen mit gedeckten Schiffshäusern; man erkennt in der Laguna di Santa Pelagina heute noch das kreisrunde Becken sowie einen von zwei hohen Mauern eingefaßten Kanal, der es mit der Stadt verband; es kommunicirt durch einen versandeten Eingang noch mit dem Meere; eine Hebung scheint also hier nicht stattgefunden zu haben.

„Ich kam am Hafen an im Moment, wo die Sonnenscheibe hinter den Bergen der Basilicata verschwand. Die Tramontana, welche den ganzen Tag sturmartig geweht, hat sich gegen Abend gelegt und das Meer wogt nur noch ganz leise. Alles ist ruhig in der Natur, obschon man in der allgemeinen Stille das geringste Geräusch vernimmt. Die stillen Wasser des kleinen Sees reflektiren die röthlichen Tinten des Abendhimmels, während das Meer bleigrau erscheint. Möven mit ihren großen weißen Flügeln streichen dicht über die Wogen. Zwei Flamingos stehen am Rande der Lagune unbeweglich auf ihren langen Stelzbeinen, wie in Nachdenken versunkene Philosophen. Junge Enten locken im Rohrdickicht, Regenpfeifer fliegen zu ihren Nestern zurück mit dem leisen Klageruf, der dem Jammern eines Kindes gleicht. Vom Felde her tönt das Zirpen der Grillen und das harmonische Quaken der in den Blättern der Büsche verborgenen Laubfrösche. Es ist eine Symphonie der Einsamkeit, zu welcher das tiefe Rauschen der Meeresbrandung den Baß abgiebt. Niemals habe ich so den feierlichen Eindruck von Frieden und Ruhe empfunden, wie an diesem Abend an dem verlassenen Gestade des Jonischen Meeres." Man sieht, es fehlt dem gelehrten Archäologen weder an Sinn für die Schönheiten der südlichen Natur, noch an der Fähigkeit, sie zu schildern.

IV.

Jenseits des Basento erstreckt sich die Ebene noch einige Kilometer, dann kommen zwei Wildbäche, der Salandrella, der Acalandrus des Plinius, und der Acri, der den alten Namen Aciris fast rein bewahrt hat. Wo am letzteren heute das Kloster Policoro liegt, stand ehemals Herakléa, 24 Stadien vom Meere, berühmt durch die Niederlage der Römer gegen Pyrrhus und durch die in seiner Nähe ausgegrabenen Bronzetafeln, denen wir die genaue Kenntniß der Lex Julia Municipalis, des von Cäsar den italischen Municipien verliehenen Stadtrechtes, verdanken. Die Stadt wurde von Tarent aus erst 432 gegründet, um das Gebiet des zerstörten Siris zu behaupten, und blieb immer ihrer Mutterstadt unterworfen; sie erhielt z. B. niemals das völlige Münzrecht und durfte keine Nomen (Zweidrachmenstücke) mit ihrem Wappen prägen. Die Römer behandelten die Stadt, die sich schnell latinisirte, besonders freundlich; Strabo kennt sie als lateinisch, auch Plinius nennt sie eine bedeutende Stadt, aber seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts ging es rasch bergab mit ihr und die Saracenen vernichteten sie völlig. Die Byzantiner scheinen sie unter dem Namen Polychorion noch einmal aufgerichtet zu haben, dann bauten die Jesuiten dort das Kloster Policoro, und mit der Aufhebung des Ordens kam das ganze Gebiet in die Hände eines Großgrundbesitzers, des Herzogs von Gerace. Man kann nicht besser das Elend, welches die Latifundienwirthschaft über Süditalien gebracht hat, schildern, als Lenormant es hier thut. 140 qkm bilden dort ein einziges Gut, das sein Eigenthümer so gut wie nie betritt; im Kloster Policoro wohnt der Intendant, der es in seinem Namen verwaltet. 25 000 Stück Rindvieh, meist Büffel, weiden in den Sümpfen am Meere, aber nur 250 Menschen wohnen in den Massarie, den Meierhöfen, dieses ungeheuren Gebietes zerstreut. Nur ein kleiner Theil kommt alljährlich unter Kultur; trotzdem braucht man zur Aussaat und zur Ernte jedesmal gegen 4000 Menschen. Auf altherkömmlichen Wegen kommen sie aus den Bergen der Basilicata herangezogen, nach den Dörfern geordnet; sie übernachten in Räumen, die weder an Zerfallenheit noch an Schmutz den schlechtesten Karawanserais des Orients nachstehen und mehr großen Schweineställen als Aufenthaltsorten für Menschen gleichen. Auf dem Gute werden sie in Trupps einem fattore zugetheilt, dann bauen sie draußen erbärmliche Hütten aus Zweigen oder Stroh. Selten vergeht ein Tag, wo nicht einer oder der andere hinsinkt, um nicht wieder aufzustehen; Sonnenstich und Malaria perniciosa fordern unzählige Opfer. Der Arbeiter ist der willenlose Sklave der Fattori. Der Herzog von Gerace zieht aus seiner Domäne die verhältnißmäßig unbedeutende Rente von 296 000 Francs, aber er braucht sich auch nicht darum zu bekümmern, und überläßt die Ausbeutung ganz den Generalpächtern, die sie wieder an Unterpächter weiter vergeben. Die Arbeiter sind schlimmer daran als die Fellahs in Aegypten, die wenigstens in einem gesunden Klima arbeiten. Hier kostet der Mensch fast nichts; warum also ihn durch kostspielige Maschinen ersetzen? Nur hier kann man noch sehen, daß beim Ziehen eines Grabens im Sumpfe der Schlamm in Körben von Frauen und Kindern auf dem Kopfe weggetragen werden muß; „ein Schauspiel von Elend und Erniedrigung, die keiner Steigerung mehr fähig sind, und welches der, der einmal Zeuge davon war, nicht wieder vergißt".

Wenig besser stehen sich die Metatieri, die Pächter eines kleinen Stückchen Landes, und wenn sie ein klein wenig besser leben und sich bessere Kleider anschaffen können, so sind sie dafür um so mehr die Sklaven des Mercante di Campagna oder Fattore, von dem sie ihr Gütchen gepachtet. Der geringste Widerspruch kann ihnen die Kündigung bringen, denn sie sind durch keinen Kontrakt geschützt und jedes Jahr kann ihnen, allerdings nur an einem bestimmten Termin, gekündigt werden, ohne daß sie den geringsten Ersatz für etwaige Verbesserungen beanspruchen können. Wohl dem, der wenigstens auf einem Gute wohnt, das der Besitzer selbst bewirthschaftet; dann hat derselbe allen Grund, sich mit seinen Leuten gut zu halten, weil er die Vendetta fürchten muß. In Calabrien findet man oft Pächter, deren Familien seit Jahrhunderten auf demselben Gütchen sitzen und in einem ganz patriarchalischen Verhältniß zu ihren Herren stehen. Aber der Fattore hat keine Anhänglichkeit aus alter Zeit, er hat das Gut meist nur für ein paar Jahre gepachtet, und sucht sich so rasch als möglich zu bereichern. Durch die Androhung der Kündigung erzwingt er immer höheren Pacht und erzwingt er auch andere Sachen, die noch eine viel demoralisirendere Wirkung ausüben. Die Zustände sind so schlimm wie in Irland, und wenn sie nicht schlimmer sind, so ist es nur der Furcht vor der Rache zuzuschreiben, die schon an manchem Fattore ein warnendes Beispiel statuirt hat. Daß die Bauern den Mörder nie verrathen, daß sie den Flüchtigen, Gebannten, den Bandito schützen und unterstützen, kann niemand Wunder nehmen.

Jahrhunderte hindurch haben die armen Proletarier Süditaliens ihr Schicksal ohne Murren getragen; sie wußten es nicht besser, denn die neapolitanische Regierung machte es ihnen unmöglich, irgendwo bessere Zustände zu sehen, indem sie sogar die Reise aus einer Provinz in die andere verbot. Da kam das neue Italien und die allgemeine Wehrpflicht; aus politischen Gründen legte man die

Süditaliener in den Norden und umgekehrt, und so erfuhren die armen Bergbauern, daß es auch Gegenden giebt, in denen der Arbeiter wie ein Mensch lebt und selbst Grundbesitz erwerben kann. Von dem Momente an hat die Agrarfrage in Italien ihr Haupt wieder erhoben und sie wird nicht wieder einschlafen, ehe das Werk vollendet ist, das die Gracchen begannen. Viele wandern aus, gerade aus den süditalienischen Latifundiendistrikten rekrutiren sich die italienischen Kolonien in Algerien und am La Plata; ganze Dörfer ziehen geschlossen weg nach Gegenden, wo sie freie Eigenthümer werden zu können hoffen. Unter denen, die zu Hause bleiben, gährt es aber von Jahr zu Jahr mehr. Schon im Jahre 1872, wo Schreiber dieses zum erstenmal diese Gegenden besuchte, machten Kundige auf die Bewegung aufmerksam; sie hat seitdem, wie auch Lenormant bestätigt, sehr an Intensität gewonnen, wenn sie auch in Folge des italienischen Wahlgesetzes noch wenig an die Oberfläche getreten ist; ehrgeizige Führer werden sich schon finden und wenn nicht bald und gründlich abgeholfen wird, muß eine Explosion erfolgen, die nur mit dem ersten Sklavenkrieg verglichen werden kann. Genau so steht es in Andalusien, wo in der Mano nera schon die ersten Zuckungen der Agrarrevolution hervorgetreten sind; was man dort „Internationale" nennt, sind zum großen Theil die besitzlosen Landarbeiter, die ihr Elend nicht länger tragen wollen. Vergeblich versucht man durch Polizei und Militär dieser Bewegung Herr zu werden; nur eine Zerstückelung der Latifundien, die Schaffung eines kleinen freien Bauernstandes kann helfen.

Auf dem Schlachtfelde von Herakleа steht heute der prächtige Wald des Pantano di Policoro, ein echter Urwald, in welchem Arbutus, Lentiscus, Myrte, Oleander und wilder Oelbaum ungewöhnliche Dimensionen erreichen, mächtige Stämme von Eichen, Linden, Platanen, Eschen, Zürgelbäumen erheben sich einzeln aus dem Maquis und schließen sich hier und da zu dichtem Hochwald zusammen; an anderen Stellen breiten Pinien ihre immergrünen Schirmkronen aus und in ihrem Schatten wächst mit Vorliebe Agaricus deliciosus, der beste Champignon. Von einem regelmäßigen Forstbetriebe ist natürlich keine Rede; nur hier und da haust ein einsamer Kohlenbrenner, der meistens gleichzeitig das Süßholz sammelt, das auf allen Lichtungen wächst und einen wichtigen Ausfuhrartikel Calabriens bildet; fast in jedem Dorfe von der Basilicata bis nach Cotrone hinab finden sich Vorrichtungen zur Gewinnung des Saftes. Von der Bahn durchschnitten wird dieser Wald wohl bald mehr ausgebeutet, oder, was in Süditalien leider damit noch gleichbedeutend ist, verwüstet werden.

Wenig weiter, am Gestade des Sinno, des letzten der fünf Flüsse, die von den Gebirgen der Basilicata herabkommen, hat man an der Stelle, wo die Jonier Siris gegründet, die Station Nuova Siri errichtet. Noch fast unberührt liegen die Ruinen und doch würde besonders die Nekropole reiche Ausbeute versprechen. Siris reicht, wie Metapont, ins graueste Alterthum zurück zu den Zeiten des Morges, des Königs der pelasgischen Chonen, denen schon vor dem trojanischen Kriege eine athenische Kolonie den Kult der Athene Polias gebracht hatte. Als Gyges von Lydien sich der jonischen Städte bemächtigte, flohen die Bewohner von Kolophon nach Siris und gaben der Kolonie den Namen Polieion. Die neue Stadt konnte bald mit Sybaris und Kroton wetteifern, aber zwischen 570 und 565 v. Chr. fielen die Achäer von Sybaris, Kroton und Metapont über die Jonier her und verwüsteten die Stadt mit einer Grausamkeit, die selbst in jenen wilden Zeiten eine besondere Strafe durch die Götter zu verdienen schien. Eine Zeit lang existirte Siris dann als achäische Stadt weiter und nahm Theil an der Münzkonvention der großgriechischen Achäer. Themistokles drohte vor der Schlacht von Salamis den Spartanern, er werde sich mit den Athenern nach der stammverwandten Stadt Siris zurückziehen, wenn die spartanische Armee abzöge. Die Stadt bestand weiter bis 432, wo nach der Gründung von Thurioi die Tarentiner die Bewohner zwangen, ihre alte Wohnstätte zu verlassen und sich in Herakleа anzusiedeln.

Die Ueberwinterung der dänischen Expedition zur Erforschung der Ostküste von Grönland.

Von Marine-Premierlieutenant V. Garde[1]).

Es war der 15. September 1883, als wir von unserm sechswöchentlichen Aufenthalte an der Ostküste zu der dänischen Handelsstation Nanortalik zurückkehrten. Um 12 Uhr Mitternachts näherten wir uns wieder mit unserm kleinen, von fünf Frauen geruderten Frauenboot und gefolgt von vier Kajaks, einem civilisirten Platze. Vor allem suchten unsere Augen in der Dunkelheit unser Wohnhaus und unsere magnetischen Observatorien. Kaum waren wir ans Land gekommen, als auch schon einige von uns zu dem Hause eilten; in der Entfernung hatte es vielversprechend ausgesehen, aber je näher wir kamen, desto mehr wurden wir enttäuscht. Da standen freilich die vier grönländischen aus Grastorf und Steinen errichteten Mauern mit dem Dache darüber, aber inwendig war noch nichts gemacht. Im Magnethause sah es ebenso traurig aus und wurde es uns bald klar, daß wir am nächsten Morgen mit aller Kraft beginnen mußten, um unsere Winterobservationen in Angriff nehmen zu können. Trotzdem der Leiter der Anlage abwesend war, schafften wir doch bald das nöthige Material zur Stelle. Mehrere Grönländer mußten zimmern, Fenster einsetzen, Betonpfeiler zur Aufstellung der Instrumente gießen u. s. w., und nach Verlauf von acht Tagen war alles so weit fertig, daß unser Chef vermeinte, während einer Woche Nanortalik verlassen zu können, um den noch übrigen Theil der guten Zeit zu einer kürzeren Vermessungsreise nach dem Friederichsthalsfjord, der halbwegs zwischen Kap Farewell und Nanortalik liegt, zu benutzen.

Diese kurze Tour, von welcher wir am 4. Oktober zurückkehrten, nachdem wir mit vielen Widerwärtigkeiten,

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 44, S. 380.

als Sturm, hohe See und heftigem Regen zu kämpfen gehabt hatten, war unser letzter Ausflug im vergangenen Jahre. Unsere Frauenboote machten dann noch einige „Holztouren“ zu den Strandwäldern am Tessermintfiord, der sich gleich südlich von Nanortalik gegen neun Meilen weit in das Land hinein erstreckt; dann wurden auch diese unsere einzigen Beförderungsmittel aufs Land gezogen.

Vom 4. bis zum 20. Oktober vollendeten wir die Einrichtung unseres Winterheims. Vier Mitglieder der Expedition erhielten ein Schlafzimmer in einem dem königlichen Handel gehörigen kleinen Steinhause, einem sog. „Mannschaftshause“; vier Holzkojen bilden ungefähr das ganze Ameublement. Das Wohnhaus liegt 1000 Fuß von dem Schlafzimmer und von dem eigentlichen Wohnplatze der Grönländer entfernt. Es enthält eine ziemlich große Stube, unsern Aufenthaltsort am Tage und während der Nachtwache, eine Küche, in welcher eine Grönländerin unter Oberaufsicht eines der Mitglieder der Expedition regiert, und eine kleine Vorrathskammer. Das Meublement ist theils grönländisches Fabrikat, theils besteht es aus einzelnen, von heimkehrenden Handelsbeamten erworbenen Stücken. In genügender, aber doch nicht zu großer Entfernung von dem Wohnhause liegen ein größeres und ein kleineres magnetisches Observatorium, die unter einander durch einen elektrischen Läuteapparat in Verbindung gesetzt sind, der gleichzeitige Observation in beiden Häusern ermöglicht. In dem großen Hause stehen vier hohe, auf dem Felsenboden gegossene Betonsäulen, welche die magnetischen Variationsinstrumente tragen, an welchen die täglichen Veränderungen in der Mißweisung und der Horizontalkraft des Erdmagnetismus beobachtet werden. Das kleinere Magnethaus enthält nur einen einzigen Betonpfeiler, der den magnetischen Theodolit trägt, mit welchem die absoluten Bestimmungen der Mißweisung und der Horizontalkraft gemacht werden. Bei jeder dieser Bestimmungen werden gleichzeitig die Variationsinstrumente abgelesen.

Erst in den letzten Tagen des Oktober konnten wir die regelmäßigen Beobachtungen beginnen, die ohne Unterbrechung den ganzen Winter fortgesetzt worden sind. Da der Hauptzweck unserer ganzen Expedition der ist, die Ostküste mit Booten zu bereisen, während die internationalen Polarexpeditionen ein weiteres Forschungsgebiet umfaßten, so können natürlich unsere Winterobservationen nicht so vollständig sein, wie diejenigen der Expedition nach Godthaab. Das Winterklima hier, an der südöstlichen Küste von Grönland (Nanortalik liegt gegen 10 Meilen nordwestlich von Kap Farewell auf einer exponirten Insel) muß barsch und rauh genannt werden. Es herrschen während der Winterzeit in Südgrönland heftige Stürme mit schnell wechselnder Temperatur, bald 20 Grad Kälte und bald einige Grad Wärme, bald Schnee und bald Regen. Schönes stilles Frostwetter mit reiner, klarer Luft ist nur eine Ausnahme in Südgrönland, während dies in Nordgrönland zur Winterzeit die Regel ist. Hier giebt es keine Schlittenfahrt mit Hunden, hier ist das Meer der einzige Kommunikationsweg, und ist derselbe zugefroren, der Weg den Frauenbooten und Kajaks gesperrt, dann muß man wohl oder übel zu Hause bleiben, denn der Schnee, den die Nord- und Weststürme bringen, wird von ihnen theilweise wieder fortgewirbelt und was dann übrig bleibt, wird bald von den östlichen Föhnstürmen mit ihrer hohen Temperatur vernichtet. Die Eisdecke des Meeres ist ebenso vergänglich wie der Schnee auf dem Lande. Auf verschiedenen Stellen liegt hier wohl auch das Wintereis den ganzen Winter hindurch, aber auf vielen Stellen, wie hier im Fahrwasser bei Nanortalik, bekommt das Eis keine Ruhe.

Sobald stilles Wetter eintritt, bildet sich augenblicklich Eis, hat dasselbe aber nicht ganz schnell eine hinlängliche Stärke erlangt, dann macht der nächste Sturm seinem Dasein ein Ende. Freilich kann ein solches Klima behaglich nicht genannt werden; indeß frieren wir fast nie, Dank unserer Vorsorge, uns genügend mit wollenen Kleidern versehen zu haben, denn geht man hier nur in Wolle gekleidet, so kann man füglich alles, was Pelztracht heißt, entbehren, ohne sich zu erkälten, und ein Nordweststurm mit 20 Grad Kälte wird bei weitem nicht so fühlbar sein, wie ein Oststurm mit 6 Grad Kälte in Dänemark, wo man mit steifen Oberhemden und oft mit baumwollenem Unterzeug einhergeht. Das grönländische Schuhwerk, die weichen und geräumigen Seehundsfellstiefeln (Kamikker), ohne Hacken und andere civilisirte Künstelei, sind auch ganz anders warm, als die europäische Fußbekleidung.

Wenn wir Nanortalik eine exponirte Insel genannt haben, so ist dies jedoch nicht so zu verstehen, als läge dieselbe zu äußerst nach der Davis-Straße zu; vielmehr liegen vor Nanortalik noch mehrere kleine Inseln, wohin sich die Grönländer im Frühjahr auf den Robbenfang begeben. Von unserer Station aus haben wir keine Aussicht auf das offene Meer, aber der vorliegende, aus niedrigen und öden kleinen Inseln bestehende Archipel, die zerstreuten Eisfelder, die vielen Eidervögelschwärme und die reine freie Luft verleihen dieser dürftigen Partie einen gewissen Reiz. Nordwärts präsentirt sich die grönländische Natur in einer passenderen Gestalt, dort sehen wir eine wilde, großartige Gebirgslandschaft mit steilen, nadelspitzen Kegeln sich erheben; es ist die schöne, aber beinahe unbesteigbare Insel Sermerok, die bis in die Wolken emporragt. Wenn die Luft rein und klar und heiterer Sonnenschein herrscht, dann erscheint Sermerok so milde und freundlich, daß man Lust bekommen kann zu versuchen, diese schönen Kegel, die sich so scharf gegen den blauen Himmel abheben, zu ersteigen; wenn aber der Sturm heult und alle diese vorhin so friedlichen Kegel mit zerrissenen Wolken bedeckt sind, so vergißt man bald seine kecken Pläne und freut sich der kleinen Erdhütte mit der behaglich warmen Stube. Das Festland hinter Nanortalik gleicht Sermerok in hohem Grade, denn die ganze südlichste Spitze von Grönland bildet eine wilde zerklüftete Berglandschaft mit ganz steilen Kegeln bis zu einer Höhe von 7300 Fuß. Zwischen den Kegeln drängen Gletscher massenhaft abwärts und das Ganze macht in seiner Großartigkeit und Wildheit einen sehr imponirenden Eindruck.

Nanortalik selbst sieht in seiner stolzen Umgebung etwas dürftig aus. Der königlich grönländische Handel hat hier in Nanortalik ein „Vorsteherhaus“, sowie einige andere kleine Gebäude, darunter eins mit Bäckerei und Brauerei, errichtet. Die Herrenhutermission besitzt ein kleines Holzgebäude, in welchem Kirche und Schule abgehalten wird. Als Katechet und Lehrer fungirt ein Halbblutgrönländer. Das Grönländerdorf besteht aus einigen dreißig kleinen, niedrigen, aus Grastorf und Stein errichteten Häusern, in welchen ungefähr 250 Menschen wohnen. Im Frühjahr, wenn das Großeis kommt und der eigentliche Robbenfang beginnt, begiebt sich ein großer Theil der Grönländerfamilien nach den zu äußerst gelegenen Inseln hinaus und wohnt hier in Seehundsfellzelten. Auf einer kleinen Landzunge, südlich vom Grönländerdorfe, liegen das Wohnhaus und die beiden Observatorien unserer Expedition und unsere umgestülpten Frauenboote, und überall am Strande sieht man Kajaks, sowie in einem kleinen natürlichen Hafen das Handelsfahrzeug Nanortaliks „Maagen“ liegen. Der Schoner „Maagen“ wird von einem Grönländer geführt und besorgt derselbe den Verkehr zwischen Nanor-

talik und Iloa, dem südlichsten dänischen dicht bei Kap Farewell belegenen Handelsetablissement in Grönland. In geringer Entfernung südlich von Nanortalik schneidet der schönste Fjord Südgrönlands, der neun Meilen lange Tessermint in das Bergland hinein. Im Innern des Tessermint findet sich während des Sommers eine sehr reiche Vegetation; die Wärme und die Mücken können hier während des Hochsommers so unerträglich sein, daß man glaubt sich in den Tropenländern und nicht in Grönland zu befinden. Die Zwergwälder am Tessermint versehen die Bewohner Nanortaliks mit Winterfeuerung, die Lachsflüsse gewähren ihnen Lachse im Ueberfluß; das Gewässer im Fjord liefert ihnen Robben und Heringe in Menge und in den Gebirgspartien rings umher sind Schneehühner, Hasen und Füchse zu finden. Am Ende des Fjords sollen selbst Bären vielfach vorkommen.

Zwischen diesen Umgebungen und zusammen mit 200 bis 300 weder civilisirten noch uncivilisirten Menschen haben wir also unseren ersten Winter in Grönland zugebracht. Da derselbe sich nun seinem Ende nähert und wir in kurzer Zeit wieder unsere Reise nach der hier in Westgrönland so gefürchteten Ostküste antreten sollen, so können wir sagen, daß uns der Winter äußerst schnell vergangen ist, und das, trotzdem wir seit Oktober nicht außerhalb Nanortaliks gewesen sind. Das Wintereis in den Fjorden und unsere Observationen verhinderten alle Ausflüge, so daß wir uns mit den kleinen Zerstreuungen begnügen mußten, die unsere kleine Insel bieten konnte; es waren ihrer nicht viele, aber wir fanden uns bald zwischen den Grönländern heimisch und theilten alle ihre kleinen Freuden. Sorgen machen sich die Grönländer nicht gern; sie lassen in des Wortes wahrster Bedeutung jeden Tag seine eigene Plage haben und dies giebt ihnen eine so eigenartige Liebenswürdigkeit, daß man zu ihnen fast jene Zuneigung faßt, wie dies sonst nur Kindern gegenüber der Fall zu sein pflegt. An dem einen Tage kann man sich über sie ärgern und meint, sie hätten wohl verdient zu hungern, weil sie in der guten Zeit keine Vorräthe für die schlechte gesammelt haben; wenn man dann aber am nächsten Tage Zeuge der kindlichen Glückseligkeit, des Humors und des vollständigen Vergessens der überstandenen Leiden ist, wenn auch nur ein Fangmann mit einem guten Seehund ankommt, so ist es unmöglich, ihnen länger zu zürnen und unwillkürlich folgt man diesen Naturmenschen in ihre Freude, und wird vom innigsten Mitgefühl für sie ergriffen, bei denen die Sitte zu theilen, so lange etwas da ist, so hervortritt.

Vom Oktober bis Weihnachten verfloß die Zeit ohne erwähnenswerthe Erlebnisse. Mit Kajaks und Schneeschuhen hatten wir uns zwar versehen, doch boten die unregelmäßigen Schneeschichten dem Schneeschuhlaufen zumeist große Schwierigkeiten. Einigermaßen ergiebig war nur die Eidervögeljagd, während wir auf Eisbären nicht zu Schusse kamen, von denen auch in der nächsten Umgebung von Nanortalik überhaupt nur vier erlegt wurden.

Die Temperatur bis Mitte December hielt sich auf ungefähr — 4 bis — 6° C., sank dann in der zweiten Hälfte des December bis — 15° C. Häufig hob sich dieselbe bis über den Gefrierpunkt, namentlich wenn die nordöstlichen Föhnwinde wehten, die zum größten Theil die Ursache der auf vielen Stellen in Grönland herrschenden hohen Wintermitteltemperatur sind. Während eines Nordost-Föhn am 5. December 1883, also zu einer Zeit, wo man starke Kälte in Grönland vermuthen sollte, stieg unser Thermometer auf + 10° C. Es mag wunderbar erscheinen, daß aus dem eisbedeckten Innern Grönlands kommende Winde so warm sein können, aber das Phänomen ist erklärt, ohne Oasen im Innern oder dergleichen sich zu denken, nur indem ganz einfache mechanische Grundsätze in Anwendung gebracht sind. Namentlich hat der Direktor des dänischen meteorologischen Instituts Kapt. Hoffmeyer nachgewiesen, daß die warmen Landwinde in Grönland nichts Anderes, als die aus den Alpenthälern und aus Norwegen her bekannten Föhne sind.

Zum Weihnachtsfeste wurden in Nanortalik schon frühzeitig Vorbereitungen getroffen; wir hatten uns nämlich entschlossen, für die ganze Bevölkerung von Nanortalik und Umgebung eine Weihnachtsfreude zu veranstalten, und da wir nicht weniger als 400 Gäste erwarten konnten, so mußten ziemlich großartige Vorkehrungen getroffen werden. „Großartige" Vorbereitungen wollen nun allerdings hier nicht viel sagen, denn die Grönländer sind in Bezug auf Vergnügen so wenig verwöhnt, daß nicht viel dazu gehört, sie zu erfreuen. Tannenbäume giebt es hier oben nicht und auch andere Bäume von regelmäßiger Form sind sehr selten. Wir mußten uns deshalb mit einem künstlichen Weihnachtsbaum behelfen. Unser Fest wurde am ersten Weihnachtsabend in der Böttcherwerkstatt des Handelsetablissements abgehalten, dessen kahle, schmutzige Steinmauern mit baumwollenen Stoffen aus den Tauschhandelsvorräthen, mit grönländischen Waffen, dänischen Flaggen und einem Transparent dekorirt waren, das den Gästen in grönländischer Sprache ein fröhliches Weihnachtsfest wünschte. Der Weihnachtsbaum war reich geschmückt mit Lichtern, Figuren und Perlen und in einer Ecke des Raumes war eine Tombola arrangirt, die jedem Grönländer eine Kleinigkeit spendete, entweder etwas Tabak, eine Pfeife, ein Messer u. dergl. Es war wirklich ein wahres Vergnügen, mit der Vertheilung der Gaben betraut zu sein, denn Glückseligkeit und Freude war auf allen Gesichtern ausgeprägt; Mißgunst und saure Gesichter gab es gar nicht. Diese Menschen, die sich schon lange auf diesen Festabend gefreut hatten, konnten sich während zweier Stunden schon damit amüsiren, in einer langen Kette um den Weihnachtsbaum zu marschiren, indem sie abwechselnd Weihnachtspsalmen und ihre eigenen wohlklingenden, aber etwas monotonen Lieder sangen. Sie entzückte der Anblick des im Lichterglanze erstrahlenden Weihnachtsbaumes so sehr, daß sie das ganz vergaßen, was zuerst vor allem den armen Kindern in Europa einfallen würde, nämlich etwas von diesen Herrlichkeiten zu erhalten. Anfänglich wollte der Gesang nicht recht in Fluß kommen; es waren die niedlich geputzten Kleinen, welche mit einem Psalme beginnen sollten, aber trotz der Unterstützung einer Harmonika und einer Violine waren sie zuerst nicht zu bewegen, ihre Stimmen frei ertönen zu lassen, so sehr waren sie von dem ungewohnten Glanz benommen und eingeschüchtert. Erst nachdem die jungen Mädchen mit eingestimmt hatten, ging der Gesang gut und dauerte von nun an ununterbrochen fort. Den Gesang lieben die Grönländer außerordentlich und das um so mehr, da fast alle sehr gute Stimmen und ein feines Ohr für Musik haben. Die ganze Weihnachts- und Neujahrsnacht ziehen Scharen junger Männer und Mädchen in den Kolonien Psalmen singend umher, und auch wir wurden auf diese schöne Weise am Weihnachts- und Neujahrsmorgen geweckt.

Die Bewirthung auf unserm Feste bestand aus Feigen, Schmalzstullen, Punsch und Cigarren. Der Punsch war von dem Chemiker der Expedition bereitet und war aus Branntwein, Wasser, Zucker und ein wenig Rum zusammengesetzt, welches Gebräu den Grönländern ausgezeichnet mundete. Weihnachten ist das froheste Fest der Grön-

länder; in ihrer Festkleidung erkennt man sie kaum wieder, so fein, rein und niedlich sehen sie darin aus, während zum täglichen Gebrauch die Reinlichkeit bei ihnen nicht hochsteht. Unter gewöhnlichen Umständen, wenn keine Fremden etwas für sie thun, verbringen sie die Weihnachtszeit mit Kaffeegesellschaften und am Abend finden in den verschiedenen Häusern Spiele, Tanz und andere Lustbarkeiten statt.

Nach Neujahr begann hier in Nanortalik die Kälte intensiver und die Föhne seltener zu werden. Gegen Ende Januar und im Februar hatten wir häufig bis — 20° C.; am 9. März hatten wir die niedrigste in diesem Winter beobachtete Temperatur, nämlich — 21,5° C. In Folge des großen Unterschiedes im Wasserstande zur Ebbe- und Fluthzeit (ca. 10 Fuß) hat sich längs der Küste ein steiler Eiswall gebildet, der sogenannte „Eisfuß", den erst milderes Wetter wieder entfernen kann. Solange dieser Eisfuß längs der Küste liegt, ist die Frauenbootfahrt unmöglich, und da derselbe noch heute, am 18. März, überall festliegt, so sieht es mit unseren Reiseaussichten noch ziemlich trübe aus. Da indessen unser Chef aus verschiedenen Gründen nicht eher als im April abzureisen gedenkt, so haben wir vorläufig keine Veranlassung, uns über den Eisfuß zu ärgern, obwohl derselbe so mächtig aussieht, daß man versucht sein kann zu glauben, er werde mit größerer Ausdauer warten als wir. Inzwischen beginnen wir nun doch an die Ausrüstung unseres kleinen Schiffsgeschwaders zu denken. Gute Schiffsfelle werden von den Grönländern gekauft, sobald sie Fang gemacht haben; die Zelte werden untersucht und reparirt und der Proviantvorrath soll nach einigen Tagen sorgfältig vertheilt werden. Wenn die Expedition in einem Monat Nanortalik wieder verläßt, dann soll die Hälfte derselben mit allem Nöthigen für ungefähr $1^1/_2$ Jahre und die andere Hälfte für $^1/_2$ Jahr ausgerüstet sein. Es wird angenommen, daß die Mitglieder der Expedition auf der Reise und während des Winteraufenthaltes auf der Ostküste durchgehends jeden zweiten Tag von den Produkten des Landes leben können, denn für die ganze Reise europäische Nahrungsmittel mitzunehmen, würde kaum möglich sein und die Erfahrungen, welche wir auf unserer kurzen vorjährigen Reise gemacht haben, scheinen auch die Richtigkeit dieser Berechnung zu bestätigen.

(Deutsch von W. Finn.)

Die Provinz El Arisch des Sultanats Marokko.

(Nach dem Spanischen[1]) des **Don Teodoro de Cuevas**.)

I.

Das Paschalik Larache (El Arisch, Larisch) bedeckt innerhalb der im Jahre 1860 giltigen Grenzen (seither fanden einige Verschiebungen statt) einen Flächenraum von ca. 550 Quadratkilometer. Seine wichtigsten Flüsse sind der Garifa, der in seinem Oberlaufe den Namen Ayasha führt und nördlich von der Stadt Arsila sich in das Meer ergießt, weiter der Lukkús oder El Ma-eyedid, dann der Uad-el-Macházen, der Uarur, der Uad Drabar und schließlich der beinahe stets trockene Suáir. Alle diese Wasserläufe sind von geringer Bedeutung, da sie weder durch Schiffbarkeit noch durch Wasserreichthum sich auszeichnen; nur der Lukkús und der Uad-el-Macházen verdienen es, daß wir ihnen einige Aufmerksamkeit widmen. Der Lukkús entspringt in dem Scheschäuen-Gebirgszuge nahe dem Rif und ergießt sich, nachdem er die Mauern von Kasr el-Kebir (Alcazarquivir) bespült, bei El Arisch in das Meer. Eine Barre von 10 bis 14 Fuß Tiefe ist der Schiffahrt sehr hinderlich, doch können Fahrzeuge bis zu 150 Tonnen Gehalt noch bis zum Hügel von Schammisch gelangen; eine Regulirung des Flusses würde kleineren Schiffen den Zugang bis Kasr-el-Kebir selbst gewähren, da der Fluß von da an mit nur schwachem Gefälle durch eine weite Ebene fließt. Der Uad-el-Macházen ist ein Nebenfluß des Lukkús, mit dem er sich bei der Záuya des Sidi Embarek vereinigt. Er ist für die Schiffahrt nicht besonders geeignet; zwei steinerne Brücken verbinden seine tief eingeschnittenen Ufer. Außer diesen Flüssen sind noch einige Sümpfe und Seen vorhanden, die eine reiche Fauna an Fischen, Wassergeflügel und Fischottern aufzuweisen haben.

Das Gebirge ist wild zerrissen, doch läßt sich im Ganzen und Großen eine Direktion von Nord gegen Südost konstatiren. Gegen das Meer zu nimmt die Höhe immer mehr und mehr ab; nur der Pico de Sarsar bildet mit seinem alles überragenden Gipfel eine Ausnahme. Das Gebirgsland ist bewaldet; selbst in Gegenden, wo der Mensch schonungslos ausrodet, wie in der Umgebung des Uad Drabar, ist Buschwald vorhanden, während die Höhenzüge von Halserif, Beni-Gorfed, Sumata und Benisef mit einem prächtigen Waldbestande bedeckt sind, bedeckt im buchstäblichen Sinne des Wortes. Unter den Waldbäumen zählt die meisten Individuen die Korkeiche, deren Früchte dem Menschen wie dem Rindvieh zur Nahrung dienen, während ihr Holz ausgezeichnetes Baumaterial liefert. Die Korkeiche war es, aus deren Stämmen jene Schiffe zusammengezimmert wurden, welche in den vergangenen Jahrhunderten die kühnen Piraten Marokkos nach Norden trugen. In den Hainen von Sáhel überwiegt der wilde Oelbaum; man schätzt hier das aus seinen Früchten gewonnene Oel höher, als wie jenes der kultivirten Olive, welche in großen Beständen bei Halserif und Kasr-el-Kebir gepflegt wird. Im Walde von Kurrischa macht der wilde Birnbaum der Korkeiche den Platz streitig, während in den sumpfigen Dickichten von Buscharen verschiedene Weidenarten dominiren. Außer den genannten Bäumen findet man in den Wäldern dieser Provinz noch Eichen-Species, Buchsbaum und (sehr selten) Lärchenbäume, welche von den Eingeborenen Larz genannt werden. Das Oel des Mastixbaumes wird theils zur Seifenfabrikation, theils als Leuchtmaterial verwendet, seine Blätter dienen ebenso wie jene der Myrthe, welche im Sáhelhaine sehr häufig ist, zur Fütterung der Ziegen. Am letztgenannten Orte wächst auch ein Strauch, aus dessen wohlschmeckender Frucht,

[1]) Boletín de la Sociedad geográfica de Madrid, Bd. 15 u. 16.

Madroño genannt, die Juden einen sehr starken und beliebten Branntwein bereiten. Auch die Zwergpalme, welche hier eine Höhe von sieben Fuß erreicht, wird allenthalben angetroffen; während aber die spanischen Bauern und die algerischen Kolonisten diese Pflanze nur ungerne in ihren Aeckern sehen, wird sie von dem marokkanischen Landmanne sehr hoch geschätzt. Da ihre Blätter nämlich immer grün und frisch bleiben, so werden sie dem Rindvieh, ja auch den Kameelen zur Fütterung vorgeworfen, zumal wenn Dürre eintritt. Die Frucht selbst wird von den Schafen gefressen und aus den Fasern der Wurzel weben die arabischen Bäuerinnen ein sehr dichtes grobes Zeug, das gegen den Regen vortrefflich schützt. Eine wichtige Rolle spielt als Schaffutter eine kleine Zwiebel, Namens Bsila. Der Wald beherbergt starke Rudel Wildschweine, deren saftiges Fleisch nicht von jedem Bauer verachtet wird; der Jäger spürt hier auch noch anderem Wilde nach, als Kaninchen, Hasen, Rebhühnern, Schnepfen, Wachteln, Ringeltauben, dem Schakal, dem Fuchs und der Wildkatze. Löwen und Leoparden treten hier nicht auf, dagegen sind Schlangen gefürchtet.

Außer verschiedenen Getreidesorten (Mais, Weizen x.), Gemüse u. s. w. werden noch Orangen-, Citronen-, Aprikosen-, Feigen-, Granatäpfel-, Bergamottpomeranzen-, Aepfel- und Birnbäume kultivirt, ja selbst die Weinrebe erfreut sich menschlicher Pflege. Aloe und indianische Feigen dienen zur Herstellung undurchdringlicher, lebendiger Zäune.

Die Bevölkerung dieser Provinz setzt sich aus Arabern, Berbern (den sogenannten Schelcha oder Scheloch) und Juden zusammen, welch letztere, wie bekannt, ihre Abstammung von jenen Emigranten herleiten, welche um ihres Glaubens willen von Isabel der Katholischen und ihrem portugiesischen Schwiegersohne am Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien und Portugal verwiesen wurden. Die Schelcha sind die Bewohner des Gebirges, während die Araber in den Ebenen wohnen. Die Juden haben sich des gesammten Handels bemächtigt und bewohnen alle größeren Ortschaften, besonders Kasr-el-Kebir. Die Gesammtzahl der Bewohner dieser Provinz wird auf 143 000 Seelen geschätzt und zerfällt in sieben Kabylen: Sáhel, Cholot-Tlig, Beni-Gorsed, Halserif-Dschebel, Halserif-Otáa, Sumata und Benisef. Diese Kabyleneintheilung gilt nicht für die größeren Städte. Wir wollen uns nun mit den einzelnen Kabylen und den Städten dieser Provinz etwas eingehender beschäftigen.

Den nördlichsten Theil der Provinz El Arisch bildet das Kaidat Arsila, welches durch den Fluß Garifa von der Provinz Tanger getrennt wird. Dieser Distrikt umfaßt die gleichnamige Stadt und die Kabyle Sáhel. Als die Portugiesen im Jahre 1477 sich des Sáhel-Territoriums bemächtigten, fanden sie dasselbe nur von wenigen Fischerfamilien bewohnt, welche vor den Christen in das Innere entflohen. So blieb dies Gebiet bis zum Jahre 1689, in welchem Sultan Muley Ismael El Arisch eroberte, eine menschenleere Wildniß; dann aber wurden Schelcha aus dem Gebirge hierher versetzt, um das Land zu besiedeln. Die Bauart der Hütten beweist zur Genüge die berberische Abkunft ihrer Bewohner. Diese Hütten bestehen aus Mauern, zu deren Herstellung Lehm, Stroh und Kuhmist durcheinander gemengt worden sind und einem Dache (hergestellt aus Pfeilkraut), das den Regen gut ablaufen läßt. Ein aus solchen Hütten bestehendes Dorf heißt Tschar (Plural: Tschora); es steht im Gegensatze zu dem arabischen Aduan, welches aus Chiam sich zusammensetzt, d. h. aus Zelten oder Zelthäusern, deren Decken aus jenen Geweben besteht, welche aus den Wurzelfasern der Zwergpalme hergestellt werden.

Die Kabyle Sáhel ist unter zwei Scheiks getheilt, welche wieder dem Gouverneur des Distriktes, welcher zu Arsila residirt, untergeordnet sind. Jedes Tschar oder Dorf besitzt einen Vorsteher, der den Titel Dschari führt. Die Kabyle Sáhel entrichtet dem Sultan einen Tribut in Geld und Naturalien von 2753 Dukaten und stellt überdies im Kriegsfalle ein Kontingent von 350 Mann Fußvolk zum kaiserlichen Heere; doch kann die Kabyle, welche 1740 Hütten (ca. 60 pro Dorf) zählt, im Nothfalle 2000 Bewaffnete aufbringen, sämmtlich Fußvolk, wie dies bei allen Schelcha der Fall ist, während die Araber die Reiterei liefern. Alle Schelcha sind vortreffliche Schützen. Der ehemalige dichte Waldbestand ist durch das Fällen der meisten Korkeichen, welche erst jetzt wieder mehr geschont werden, und durch Waldbrände stark gelichtet worden. Letztere legte man mit Fleiß an, um die Räuberbanden, welche hier ein sicheres Versteck fanden, aus ihren Schlupfwinkeln zu jagen. Die Bauern dieser Kabyle bauen Getreide, Erbsen, Gemüse, Orangen, Kanariensamen, Bohnen, Linsen und Johannisbrot nur zu eigenem Bedarf, so daß nur selten etwas von ihnen auf den Markt von El Arisch gebracht wird. Ihr Viehstand besteht aus schlechtem Hornvieh, aus Schafen und Ziegen. Käse, Milch, Eier, Hühner und Ziegen verkaufen sie nach El Arisch, zuweilen sogar bis nach Tanger.

Die Stadt Arzila ist viereckig angelegt und rings von Mauern umgeben, welche ebenso wie das im Nordosten der Stadt gelegene Kastell halb zerfallen sind. Zwei Thore führen in das Innere, von denen das östliche noch mit dem eingemeißelten Wappen der Könige von Portugal geschmückt ist. Diese von den Römern gegründete Stadt hat äußerst wechselvolle Schicksale erlebt. Im Jahre 713 fiel sie in die Hände der Araber, welche aber nur eine kurze Zeit sich des Besitzes zu erfreuen hatten, denn im Jahre 736 erstürmten die Normannen Arzila, um es vollends auszuplündern. Es blieb dann in Ruinen, bis der erste Chalif von Córdoba, Abderrahmán-ben-Ali, Arzila wieder aufbauen ließ. Die Stadt blieb nun unangefochten in den Händen der Sarazenen bis zum Jahre 1471, wo die Portugiesen den Platz eroberten und bis zum Jahre 1545 behaupteten; zwar gelang es ihnen sich im Jahre 1578 wieder in den Besitz der Stadt zu setzen, aber nur für eine kurze Zeit. Von da an blieb Arzila bis zum Jahre 1860, wo spanische Kriegsschiffe es beschossen, frei von einem christlichen Angriff. Gegenwärtig zählt es nur 400 ruinenhafte Häuser, die 10 Gäßchen bilden; außerdem giebt es noch eine Gasse, welche gleichsam einen Bazar darstellt; dort befinden sich nämlich die Kaufläden der Juden. Die Gesammtzahl der Einwohner übersteigt nicht 2000 Seelen. Außer Wollspinnereien und Goldschmiedekunst wird in dieser für den Handel ganz unbedeutenden Stadt keine Industrie betrieben. Die Goldschmiede mengen den edlen Metallen so viel Kupfer bei, daß dieses in den Legirungen bedeutend überwiegt. Arzila besitzt auch nur ein einziges maurisches Bad, dagegen vier Barbiere. Die Stadt ist ohne Brunnen und Cisternen; alles Wasser muß aus den zahlreichen Gärten, welche die Stadt umgeben, hereingeschafft werden. Zwei Karawanserais, zur Aufnahme von Reisenden und Thieren bestimmt, sind vorhanden, ohne daß sie stark in Anspruch genommen würden, da der Handelsverkehr ein geringer ist. Außer dem Distriktsgouverneur residirt hier ein Kadi mit sechs Adules oder Schreibern, welcher den Mohammedanern, die hier zehn bescheidene Moscheen besitzen, Recht spricht. Ein Rabbiner ist der Richter der Juden, welche zwei Synagogen und einen Friedhof ihr Eigen nennen.

Südlich von der Kabyle Sáhel liegt die Kabyle Cholot

und Tlig. Man hat wegen der Namensähnlichkeit diesen Stamm mit den Autoloten des Alterthums identificiren wollen, aber mit Unrecht, denn die Cholot und Tlig sind erst vom Sultan Muley Ismael nach dem Jahre 1673 aus der Gegend von Marokko hierher versetzt worden. Ein Theil der Cholot ist von dem Sultan Muley Abderrahman wegen verschiedener Unruhen in den Osten von Mekines verwiesen worden. Es sind der Abstammung nach die Cholot und Tlig Araber, welche in ziemlich guten Vermögensumständen leben. Das Territorium bringt dieselben Produkte hervor, die wir bei der Kabyle Sâhel kennen gelernt haben; der Viehstand ist ein reicher, in guten Jahren werden bis zu 4000 Centner Wolle von den Schafen der Kabyle gewonnen. Es giebt hier auch größere Landgüter, von denen einige im Besitze von Schurfas, d. h. hier Abkömmlingen des Muley Dris oder Mesbahiin, sich befinden. Diese Leute genießen nicht nur das Recht persönlicher Immunität, sondern auch ihre Hütten und Höfe theilen das Ansehen ihrer Besitzer, indem flüchtige Verbrecher hier vor den Rechtssprüchen des Kadi ein sicheres Asyl finden. Sogar wenn europäische Konsuln die Auslieferung eines dahin geflüchteten Missethäters verlangen, getraut sich selbst ein Pascha nicht ohne Erlaubniß des Scherifs, als des Eigenthümers, vorzugehen, so daß der Verbrecher während der Unterhandlungen Zeit genug zum Entweichen findet. Die arabischen Bauern sind gewöhnlich ganz verschuldet, indem sie zu ihren Viehkäufen nie über genug Kapitalien verfügen und so an die Börse der Juden appelliren müssen, wobei sie regelmäßig das Opfer der Wucherer oder schlauer Spekulanten werden. Das Ende vom Liede ist, daß der Besitz des Fellahs oder arabischen Bauern in die Hände des Juden fällt. Die Pferdezucht ist jetzt herabgekommen, seitdem der weise Befehl des Sultans Si Mohámed, in jedem Duar einen Vollbluthengst zur unentgeltlichen Deckung der Stuten zu halten, keine strikte Anwendung mehr findet. Trotzdem stehen Pferde und Kameele noch in einem solchen Ansehen, daß der Verkauf dieser Thiere nur unter Abfassung einer Urkunde, welche eine genaue Beschreibung des zu verkaufenden Thieres enthält, stattfinden kann. Der Ackerbau steht hier auf einer niedrigen Stufe, die Geräthe sind sehr unvollkommen und die Bauern leben oft in so dürftigen Verhältnissen, daß sie nicht einmal einen Esel besitzen, so daß der arme Fellah seine Frau und Kinder vor den Pflug spannen muß, um ackern zu können. Der Ackergrund gehört vielfach dem Sultan oder den Moscheen; solche Felder werden in öffentlichen Licitationen an den Meistbietenden verpachtet. Die Ernte wird nicht in Scheunen, die dem arabischen Bauer unbekannt sind, untergebracht; der Fellah gräbt vielmehr in die Erde spitz zulaufende Löcher, die er mit Getreide ausfüllt und dann oft mit einer oft zwei bis drei Fuß dicken Erdschicht verschließt. Solche Gruben werden hier Mers, in anderen Theilen Marokkos Matmora (davon das spanische Wort Mazmorra) und in Algerien Silo genannt. Sie dienen in vielen Gegenden Marokkos auch zum Gefängniß. Es giebt immer viele Mers an einem einzigen Punkte, welcher Ort dann Matmora genannt wird. Zur Bewachung der Matmora wird ein Wächter, der Merrás, aufgestellt, der jedoch nur für Diebstähle verantwortlich ist. In unruhigen Zeiten scharen sich die Besitzer, oft ganze Duares, um ihre Mers, um dieselben gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Die Cholot gehorchen sieben, die Tlig vier Chefs, welche jeden Sonntag in Kasr-el-Kebir Rapport zu erstatten haben. Diese Kabyle der Cholot und Tligs zählt ungefähr 55 000 Individuen, welche 16 300 Dukaten (23 970 Francs) Steuern entrichten. Mitten in diesem Territorium liegen 13 Duars der Kabyle Bedana, welche zur Jurisdiktion der Provinz Tanger gehören. Die Cholot wohnen in 120 (hierzu kommen noch 7 Duars im Distrikte Garb), die Tlig in 107 Duars.

Im Territorium dieser Kabyle liegt die Stadt Kasr-el-Kebir, von den Spaniern Alcazarquivir genannt, in einer fruchtbaren Ebene an dem rechten Ufer des Lukkus. Die Zeit der Gründung ist unbekannt; erwähnt wird sie zuerst im Jahre 1153, doch scheint sie schon damals längere Zeit existirt zu haben; wahrscheinlich war der Gründer dieser Stadt ein Häuptling jener Araber-Kabyle Ketama, welche mit den ersten Einwanderern von Hedschaz nach Marokko kam, darauf deutet wenigstens die älteste Form ihres Namens hin: Elkasr-Abd-el-Kerim-el-Ketami. Daß ihre ersten Bewohner Berber gewesen sind, darauf deuten die schrägen Dächer und dann der Umstand hin, daß das Bindemittel der Steinlagen aus Thon und nicht aus Kalkmörtel besteht. Es scheint übrigens, daß hier vor der mohammedanischen Gründung schon eine römische Niederlassung existirt hat, denn die Bausteine der Moscheen sehen aus, als ob sie antiken Ruinen entnommen worden wären; zwanzig Fuß über dem Erdboden sieht man sogar eine Tafel mit lateinischen, der Römerzeit charakteristischen Buchstaben, doch gestattet die Höhe dem unbewaffneten Auge die Entzifferung nicht. Die alten Mauern der Stadt sind vom Sultan Muley Ismael im Jahre 1673 geschleift worden, doch sind noch einige Ueberreste derselben erhalten, nach welchen zu schließen die Befestigung eine Länge von 30 Minuten (gemessen mit dem Chronometer auf einem Pferde, das jede Minute 120 Schritte machte) besaß. Der innerhalb der Mauern gelegene Raum scheint nie ganz mit Gebäuden besetzt worden zu sein; der freie Raum diente wahrscheinlich in Kriegszeiten zur Beherbergung der Landleute und Hirten der Umgebung. Heute ist die Stadt, wie erwähnt, vollständig offen, so daß sie bei Eintritt von Unruhen jedem Angriffe der benachbarten kriegerischen Bergstämme preisgegeben ist, wie denn auch thatsächlich am 16. Januar 1882 50 Krieger aus dem Gebirge Archona in die Stadt eindrangen, um das Haus eines Juden zu plündern, der — ein britischer Unterthan — sich durch seinen Wucher ihren Haß zugezogen hatte. Die Bande verblieb über eine Stunde in der Stadt, ohne daß es jemand gewagt hätte, für den Bedrohten auch nur die Hand zu heben.

Die Straßen der Stadt sind so enge, daß sie kaum ein Reiter passiren kann und so unrein, daß der Unrath zwei große Bäche bildet, welche sich mitten durch die Stadt schlängeln und endlich im Westen in der offenen Ebene sich verlieren. Wenn große Regengüsse den Lukkus anschwellen machen, dann stehen die Gassen unter Wasser, das dann beim Ablaufen allen Unrath mit wegschwemmt. Diese Ueberschwemmungen kommen auch den Häusern zu gute, indem die aus Thon und Stroh gekneteten Ziegel durch das Wasser wieder kompakter werden. Von den Verandas der Häuser genießt man einen schönen Rundblick auf die lachenden Fluren der Umgebung, welche zahllose Obstgärten aufweist. Die Stadt selbst zerfällt in zwei Distrikte (im Norden der Schereá, im Süden der Bab-el-Uad), welche in elf Quartiere eingetheilt sind. Im Schereá-Distrikte liegt der große Mers der Bewohner von Kasr-el-Kebir, welche sich vielfach mit der Landwirthschaft befassen, ferner der Marktplatz für Vieh, Pferde und Getreide; die Mehrzahl der Juden hat sich im Bab-el-Uad, besonders im Quartier Remar, niedergelassen. An dem Minaret der Dschama-el-Kebir befindet sich die oben erwähnte Römer-Inschrift. Um die offene Stadt, welche keine Garnison von Linientruppen besitzt, vor den Angriffen der zahlreichen Buschklepper zu schützen, werden

zur Nachtzeit die Quartiere durch große zweiflügelige Thore abgesperrt, welche von je 3 bis 4 mit Säbeln bewaffneten Wächtern gehütet werden. Bei Allarm stellt der Distrikt Scherea 350, der andere 500 Mann Naiba, d. h. Irreguläre. Trotz aller Vorsicht hat insbesondere das Quartier Bab-el-Chabbâß viel von den Räubern, die zur Nachtzeit vom Gebirge hierherkommen, zu leiden. Die Bevölkerung der Stadt nährt sich zum großen Theil von dem Ertrage der Feldwirthschaft; diese Leute leben ebenso kärglich wie der Bauer der Kabyle, sie begnügen sich mit wenigem Kuskus, Milch und Brot, Fleisch wird nur selten gegessen, in diesem Falle am Freitag. Alle Geldeinnahmen bleiben in der Tasche des Mauren, der seine erworbenen Schätze ängstlich verbirgt, sie meist dem Schoße der Erde anvertrauend. Auch die Juden leben sehr mäßig, so daß in dieser Stadt, welche eine ständige Bevölkerung von 8700 bis 9000 Seelen besitzt, wöchentlich nur 15 Stück Rindvieh und 65 Hammel von den mohammedanischen, 2 Stück Großvieh von den jüdischen Metzgern geschlachtet werden. Da die Stadt ein sehr ansehnlicher Handelsplatz ist, so wird selbe auch von vielen Reisenden besucht; man schätzt nach dem Verkaufe der Brotbäckereien die Zahl der täglich hier anwesenden Fremden auf circa 1000 Personen. Die 24 Herbergen der Stadt weisen 500 Wohnräumlichkeiten auf, welche nie leer stehen; außerdem besitzt Kasr-el-Kebir 30 Kaffeehäuser, in denen man bei einer Tasse Kaffee sich mit Rauchen, Singen und Kartenspielen die Zeit vertreiben kann. Die Juden kommen in zwanzig Schnapsläden zusammen, wo verschiedene Branntweinsorten kredenzt werden. Im Gegensatze zu Arzila herrscht hier eine rege Industrie; es existiren da vier Wollkrämpelei-Etablissements, welche 750 Arbeiter beschäftigen; mit der Verarbeitung der Baumwolle beschäftigen sich 250 Personen; außerdem zählt man 155 Pantoffelmacher, 60 Schuhflicker, 20 Schneider, 1 Seidensticker, 80 Gerber, 30 Sattler, ebenso viele Zimmerleute, 20 Maurer, 14 Schmiede, 20 Schlosser, 6 Kupferschmiede, 4 Klempner, 11 Gold- und Silberarbeiter, 3 Gewehrschloßfabrikanten, 3 Musikinstrumentenmacher, 4 Brettschneider, 3 Drechsler und 16 Barbiere. Außerdem wären 120 Ziegelstreicher, welche bei 15 Oefen Beschäftigung finden, sowie 24 Töpfer und 100 Wasserträger zu erwähnen. Wichtiger als durch seine Industrie ist Kasr-el-Kebir als der erste Handelsplatz der ganzen Provinz; hier werden alle eingeführten europäischen Waaren gegen Produkte und Industrieerzeugnisse des Inlandes oder gegen Baargeld umgetauscht. Der Handel ist ein förmliches Monopol der Juden geworden, welche seit einigen Jahren auch durch Wuchergeschäfte mit den Bauern und Viehzüchtern der Provinz sich bereichern, so daß heutzutage diese schmutzigen Spekulationen das Hauptgeschäft der Israeliten bilden. Bemerkenswerth ist, daß die Juden dieser Stadt die Handelsgeschäfte nur in Kompagnie mit ihren zu Tanger residirenden Glaubensgenossen führen, ja eigentlich nur als deren Agenten zu betrachten sind. Die Juden besitzen in Kasr-el-Kebir vier Schulen (die Mohammedaner 17). Von den zwei hier lebenden Aerzten ist der eine ein Mohammedaner, der andere ein Jude. Zahlreiche Moscheen legen von der frommen Gesinnung der Moslim Zeugniß ab, welche überdies für die Erhaltung mehrerer öffentlicher Bäder Sorge tragen. Der Friedhöfe giebt es vier, worunter der eine zur Aufnahme der jüdischen Leichen bestimmt ist.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nur allzuschnell ist die Ahnung des Arabienreisenden Charles Huber erfüllt worden (vergl. oben S. 141): am 20. Juni schrieb er aus Dschiddah, daß er von der Küste des Rothen Meeres nach Dschebel Schammar zurückkehre, obwohl er wisse, daß man ihm im Innern Arabiens auflauerte. Und schon am 30. Juli ist er und sein arabischer Diener Mahmud bei Labegh von Beduinen des Stammes Beni Harb erschlagen worden. Das Motiv des Verbrechens soll Raubgier gewesen sein; Huber selbst schreibt fünf Wochen vor seinem Tode: „Ich darf mich in Dschiddah nicht aufhalten, wenn ich mir nicht jeden Weg für die Rückreise durch die Ateibeh versperrt sehen will, welche mich alle erwarten, um mich zu plündern und todtzuschlagen" und weiterhin: „Ich riskire viel, indem ich von hier in die Wüste zurückkehre, ich weiß es; da ich Ihnen mein Tagebuch sende, wird doch, wenn ich getödtet werde, nicht alles verloren sein."

— Die Expedition Prschewalski's hat am 8. November Urga verlassen — so melden zwei Briefe des Reisenden vom 8. Januar und 10. März dieses Jahres — und ist, nachdem 1100 Werst (Kilometer) zurückgelegt worden sind, am 3. Januar in der Stadt Dün-juang-in in Alaschan eingetroffen. Am 9. Januar setzte sich die Expedition abermals in Bewegung, marschirte durch das südliche Alaschan, verbrachte den Monat Februar in den Bergen von Kan-su am Flusse Tetung und langte am 10. März beim Tempel Tscheibsen an. Die Mitglieder der Expedition sind gesund; reichliche Materialien sind unterwegs gesammelt. Prschewalski beabsichtigt nun weiter zum Kuku-Nor, dann nach Tsaidam sich zu wenden, hier am Fuße des Gebirges Burchan-Buda ein Depot zu errichten; dasselbe unter den Schutz von fünf Kosaken zu stellen, und sich dann zu den Quellen des Gelben Flusses (Hoangho) zu begeben. Im August würde die Expedition zum Depot in Tsaidam zurückkehren und, falls es dann von Seiten der Tibeter kein Hinderniß giebt, nach Lhassa ziehen; im andern Falle soll das nördliche Tibet bis zum Lobnor untersucht und dabei so viel als möglich nach Süden vorgedrungen werden.

— Der Asien-Reisende Potanin hatte am 1. April auf der Korvette „Skobelew" Tschifu erreicht, dann den Weg nach Tien-tsin über Land eingeschlagen und war am 1. Mai in Peking eingetroffen. Von hier aus hatte die „Oestliche Rundschau" bereits Nachrichten. Potanin war in Peking im Hause des russischen Gesandten gut versorgt; die Einkäufe und Vorbereitungen zur Weiterreise werden energisch betrieben; Maulesel und Transportmittel mußten gekauft oder gemiethet werden; auch hatte die Expedition sich einen Chinesen engagirt, welcher den sogenannten russisch-kiächtaschen Dialekt redet. Am 25. Mai verließ Potanin Peking und begab sich in das Gebirge Utai, woselbst ein bemerkenswerthes und in der ganzen Mongolei berühmtes Kloster liegt. Von dort wird die Expedition sich nach Kukuchoto wenden; der Weg dahin wird mit gemietheten Mauleseln zurückgelegt werden. In Kukuchoto sollen Kameele gekauft werden, auf welchen die Reise nach Lan-tscheu fortgesetzt werden wird. In Tien-tsin ist ein Theil des bisher gesammelten Materials zurückgelassen worden, um nach Irkutsk an die geographische Gesellschaft

geschickt zu werden. Eine Kiste mit Vogelbälgen ist schon aus Peking abgesandt, gleichzeitig auch Lößproben von Tuntschen und eine Trommel, wie sie von den chinesischen Hausirern zum Anlocken der Käufer benutzt wird.

Afrika.

— Die Annexionen in Südafrika folgen sich jetzt Schlag auf Schlag: Die Regierung des Kaplandes hat St. Johns im Pondo-Lande formell annektirt (wohl das Gebiet des St. Johns oder Umzimvubu-Flusses) und die Regierung von Transvaal hat die beiden Häuptlinge Moschette und Montsioa nebst ihren Unterthanen unter ihren Schutz gestellt und „im Interesse der Humanität" Stellaland besetzt, worüber in Kapstadt gewaltige Aufregung herrscht.

— Dem Büttner'schen Schriftchen über das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena (s. oben S. 158), welches sich hauptsächlich mit dem Lande der Herero beschäftigt, ist soeben von einem Amtsbruder desselben, Johannes Olpp, verfaßt, ein anderes „Angra Pequena und Groß-Nama-Land" (Elberfeld, R. L. Friderichs 1884) gefolgt, welches in knappster Form ein lebenswahres Bild des Landes und Volkes von einem der besten Kenner derselben bietet. Die beigegebene etwas grobe Karte wird zur Orientirung Dienste leisten; sie soll zum Theil auf eigenen Beobachtungen und unedirten Quellen beruhen und ist ethnographisch von Werth, indem sie die Wohnplätze der verschiedenen Stämme genau bezeichnet. — Was Olpp von dem Lande sagt, wird wohl auch den Muthigsten nicht anlocken; man höre! „So sehr ich meine Erwartungen nach dem Rathe eines alten Kollegen auch herabstimmte, die Wirklichkeit (in Angra Pequena) blieb noch unter den bescheidensten Ansprüchen, die man an ein von Menschen bewohntes Land zu machen gewohnt ist" (S. 7). Oder S. 11: „Die verhältnißmäßig wenigen Quellen versinken im Sande schon nach etlichen 1000 Schritten. Bei anhaltendem Regenmangel versiechen manche völlig, und die Zahl der konstanten im Lande ist so gering, daß keine 1000 europäische Ansiedler, deren jeder eine für sich und sein Vieh bedürfte, dort existiren können. Tiefe Binnenteiche, die nie austrocknen, fehlen gänzlich." Oder S. 12: „Es kann geschehen, daß im Frühsommer Blüthen mehrmals erfrieren, neue Triebe von den Strahlen der Sonne versengt werden, und bei heftigen Regengüssen im Nachsommer die Früchte der Gärten ersaufen oder durch Hagelschlag zu Grunde gehen." Das Land wird also wohl in nächster Zeit noch im Besitze der Namas (Namaquas) bleiben, über welche Olpp, der 15 Jahre unter ihnen gelebt hat, vielerlei Interessantes mittheilt. Im Großen und Ganzen bezeichnet er sie als ein in der Christianisirung befindliches Volk; viele der von ihm geschilderten heidnischen Sitten und Bräuche sind im Gebiete der Missionsstationen kaum mehr wahrnehmbar, und das Volk hat in den letzten 20 Jahren sichtbare Fortschritte zu einer höheren Kulturentwickelung gemacht. Möge die neue Zeit, die jetzt für Groß-Nama-Land anbricht, das bis jetzt Gewonnene nicht stören, sondern in gesunder Weise weiter fördern helfen!

— Die Pintaderas von Groß-Canaria. Eigenthümliche Gebilde aus leicht gebranntem Thon, deren flache Unterseite mit allerlei Ornamenten in Hautrelief versehen waren, und die nur auf Gran Canaria gefunden wurden, spotteten bisher jeder Deutung. Dr. Verneau hat jetzt nachgewiesen, daß sie weder Amulette noch Stempel waren, mit denen etwa Stoffe bedruckt wurden, sondern daß sie nur dazu dienten, um die Haut der alten Einwohner mit Farben zu bedrucken, ein Ersatz für die Tatuirung. Nach Boutier und Le Verrier schmückten dieselben ihren Körper mit verschiedenen Figuren; Cadamosto sagt von ihnen: „sie bemalten sich den Leib mit dem Saft von Pflanzen in Grün, Roth und Gelb" und so berichten auch Viera y Clavijo und Millares. Solche Stempel finden sich in den Sammlungen zu Madrid, auf den Canarien und im Trocadero-Museum zu Paris. Dr. Verneau hat auch die Analogie zum Beweise seiner Deutung herangezogen und die ganz gleichen Hautfarbenstempel aus gebranntem Thon bei den alten Mexikanern, bei den Inkateken und den Negern von Assinie nachgewiesen („Revue d'Ethnographie." Mai-Juni 1884).

— Im verflossenen Halbjahre haben Franzosen nur in der Umgebung von Tunis selbst für mehr als 1400000 Francs anbaufähiges Land gekauft. Die Stadt selbst erfährt allmählich große Umwandlungen; es werden Gasthäuser, Läden und Magazine, ein erzbischöflicher Palast, eine Kathedrale, ein neuer Bahnhof gebaut. In nächster Zeit schon wird die Stadt mit Gas erleuchtet sein. — In Kef in Tunesien hat der französische Vicekonsul Roy eine Gesellschaft für Geographie und Archäologie gegründet, welche sich die Beschreibung, Untersuchung und Erhaltung der so zahlreichen antiken Denkmäler, die Beförderung der französischen Einwanderung, die Durchforschung des Bezirks in praktischer Hinsicht u. s. w. zum Ziele setzt. — Man sieht hieran, wie die Erwerbung von Kolonien durch europäische Mächte dem neu erworbenen Lande selbst frommt und wie dadurch neue Arbeit und Verdienst den Bewohnern des Mutterlandes erschlossen wird, selbst in einem Gebiete, welches durch jahrhundertelange türkische Mißwirthschaft so entsetzlich heruntergekommen ist.

Polargebiete.

— Am 5. September lief das dänische Kanonenboot „Fylla" auf seiner Rückkehr aus den arktischen Gewässern die Orkney-Inseln an, nachdem es im Auftrage seiner Regierung eine fast viermonatliche Erforschungsreise längs der grönländischen Westküste bis 70° nördl. Br. erfolgreich ausgeführt hatte. Außer der Untersuchung von Binnenlandgletschern hat es Tiefseeforschungen und meteorologische Beobachtungen an der Westküste, in der Davis-Straße, Baffins-Bai und Disco-Bai angestellt. Die zurückgebrachten Sammlungen, darunter ein Meteorstein von 2000 Pfund Gewicht, sollen sehr bedeutend sein; die größte gefundene Tiefe maß 900 Faden. An Bord befanden sich Prof. Warming als Botaniker, Dr. Topsöe als Mineraloge, Dr. Holm als Zoologe und der Künstler Baron Holmfelda, außerdem 84 Mann Besatzung. Das Schiff hatte Befehl, eventuell der Greely-Expedition nach Kräften beizustehen, fand aber, daß die Ueberlebenden derselben bereits eine Woche früher gerettet worden waren. Am 11. September traf die „Fylla" in Kopenhagen ein und berichtete, daß sie nach der vor Kap Reykjanes bei Island neu entstandenen Insel (s. oben S. 224) Nachforschungen angestellt habe, die indessen ein völlig negatives Resultat ergaben. Entweder ist die Insel also gar nicht vorhanden gewesen oder zur Zeit der Nachforschungen (Ende August) bereits wieder im Meere versunken.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XV.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Als sich die Sonne am 18. September dem Untergange zuneigte, verabschiedete sich das französische Ehepaar von seinen Freunden, damit dieselben noch vor Thoresschluß Dschulfa wieder erreichen konnten, und setzte betrübt ihren Weg fort; ihnen folgte ein Tscharvadar, der die Lastthiere unter seiner Obhut hatte, und ein armenischer Diener Namens Arabet. Unter vielen Thränen hatte sich letzterer von Frau und Kind getrennt und war als Aufseher in den Dienst der Reisenden getreten, um sie bis Buschir zu begleiten, dort mit dem erhaltenen Lohne seine Ueberfahrt nach Bombay zu bezahlen und in Indien sein Glück zu machen.

Sobald die letzten Strahlen der Sonne verschwunden waren, brach mit überraschender Schnelligkeit die Nacht herein; eine Dämmerung ist in diesen Breiten schon nicht mehr vorhanden. Schweigend ritten die Franzosen dahin; nur der einförmige Schrei eines Vogels, der noch einförmigere Gesang des Maulthiertreibers und das Klappern der Hufeisen auf den Steinen des Weges unterbrach die lautlose Stille der Nacht. Bald blieb ein breiter, von zahlreichen Karawanen ausgetretener Weg zur Rechten und das vorderste Maulthier bog auf einen Seitenweg ein, welcher bald in einen bloßen Pfad überging und zuletzt gänzlich ein Ende nahm; eine weite öde Haidestrecke dehnte sich vor den Reisenden aus. Nach vielem Umherirren stießen sie endlich auf einen Bewässerungsgraben und, diesem folgend, auf das Lager der Karawane, das von etwa 10 mit Flinten bewaffneten Leuten bewacht war. Auf den Kisten und Ballen schliefen, in dicke Filzmäntel gewickelt, die Treiber, und ein Gleiches zu thun wurde nun den Reisenden zugemuthet. Dies lehnten sie ab, da die Nächte bereits ziemlich kalt waren, und verlangten nach dem nächsten Karawanserai oder Dorfe geführt zu werden. Aber der Führer behauptete steif und fest, daß auf zwei Stunden im Umkreise keine Unterkunft zu finden sei; seit mehr als einer Woche schaffe man die Waarenballen an diese Stelle und es wäre thöricht, dafür die Nähe besuchter Straßen zu wählen, weil man sich dadurch Diebstählen aussetze. Und als man nach den Reisegefährten forschte, fand sich, daß die auf den Kisten schlafenden Leute nur ein Theil derselben waren; die armenischen Frauen waren unterwegs im Dorfe Tacht-i-pulad geblieben und einige Nachzügler befanden sich sogar noch in Ispahan. Aber Marcel Dieulafoy erklärte dem Führer, daß es in der Nähe eines Lagers stets Wasser geben müsse, und wo Wasser sei, gäbe es auch Ackerland, Dörfer und Bauern; deshalb solle man ihn sofort an eine bewohnte Stätte führen oder er werde stracks nach Ispahan zurückreiten und dort verweilen, so lange es ihm beliebte. Die Ausführung dieser Drohung wäre nun freilich bei der herrschenden Dunkelheit und Dieulafoy's völliger Unkenntniß über die einzuschlagende Richtung nahezu unmöglich gewesen; Orientalen aber sind geneigt, den Franken alle möglichen Eigenschaften und darunter auch diejenige, sich in einem ganz fremden Lande zurecht zu finden, zuzuschreiben,



Dieulafoy's Karawane in Ispahanek.

und so beluden sie die Thiere wieder, brachen auf, führten die Fremden nach kaum einer Viertelstunde zu einem großen Dorfe und klopften an die erste beste Thür. Auf dem offenen Lande indessen haben die Leute wenig Muth und träumen Tag und Nacht von Räubern; kein Wunder deshalb, daß die Bauern nicht öffneten, ja nicht einmal eine Antwort gaben. Zuletzt kam man an das Thor des Ket Choda (Schulzen), der auf Marcel's Drohungen vorsichtig öffnete, aber als er erfuhr, daß Franken bei ihm Unterkunft suchten, deshalb erst seine Weiber um ihre Ansicht befragen zu müssen erklärte. Er ließ also einige Diener zur Bewachung des Thores zurück und verschwand im Anderun, aus welchem bald ein gewaltiger Lärm sich hören ließ, der nichts Gutes verkündete. Ganz bestürzt kehrte das Dorfoberhaupt zurück und meinte, es sei für ihn unmöglich, die Farangis aufzunehmen; aber am Ende des Dorfes stehe eine alte halbverfallene Moschee, wohin er ihnen, ohne seinen Weibern davon etwas zu sagen, Holz und Kohlen schaffen lassen wolle. Dort fanden sie denn in der That ein etwas luftiges Obdach; Teppiche und Lebensmittel wurden abgeladen und gegen elf Uhr Nachts brannte das Feuer, briet der Hammelbraten auf Kohlen und brodelte der Thee in der Kanne.

Als die Reisenden am nächsten Morgen (19. Septbr.) erwachten, war es bereits sieben Uhr. Die Sonne strahlte in ganzer Pracht, Fliegen und Bienen summten umher und



Nach Bombay auswandernde Armenierinnen.

die verfallene Moschee, welche in der Nacht einen so traurigen Eindruck gemacht hatte, ließ durch die Mauerluken den Blick auf die reizendsten Landschaften frei. Wo man in der Dunkelheit nur dürre Haiden gesehen hatte, beschien jetzt die Sonne nur üppigen fruchtbaren Ackerboden. Die Karawane lagerte nur wenige hundert Meter von der Moschee. Niemals hatten die Reisenden bisher auf ihrer ganzen Reise in Persien eine solche Masse von Lastthieren und Waaren zusammen gesehen. Fast 1 km weit zogen sich vom Dorfe aus die Kisten voll Opium und Tabak, mächtige, in Stoffe aus Ziegenhaar gehüllte Ballen, Teppichrollen, Zeltpfosten und -tücher, kurz allerlei für die Ausfuhr bestimmten Waaren hin, welche sich vier Monate hindurch in den Karawanserais von Ispahan angesammelt hatten. Am Fuße dieser Berge von Gepäckstücken saßen Frauen, die sich durch dicke Decken vor neugierigen Augen zu schützen suchten, während die Männer rings um das Lager her Feuer schürten und ihren täglichen Pillaw bereiteten. Etwa sechzig Treiber waren beschäftigt, die Thiere zu striegeln oder an den Bewässerungsgräben zu tränken. Die ungewöhnliche Größe dieser Karawane erklärte sich auf einfache Weise: seit Anfang des Sommers waren Pferde und Maulthiere für die Wegschaffung des Lagers des Schahzadeh requirirt und dadurch der gesammte Karawanenverkehr zwischen Ispahan und Schiraz unterbrochen worden.

Nun stellte es sich auch heraus, wo sich die Reisenden befanden, in Ispahanek nämlich, einem Dorfe, das man ihnen von dem Gipfel des Tacht-i-Suleiman gezeigt hatte; fünf Stunden hatten sie also gebraucht, um wenige Kilometer zurückzulegen und dann nothdürftig in einer ver-

fallenen Moschee zu nächtigen. Als aber Mme. Dieulafoy den Tscharvadar-baschi darüber erzürnt zur Rede stellte, erwiderte dieser ruhig: „Warum ereifern Sie sich, Excellenz? Sie sind ungerecht. Die meisten ihrer Reisegefährten warten hier seit drei Tagen auf den Moment der Abreise und beklagen sich darum doch nicht. Ich kann nicht binnen 24 Stunden eine Karawane von mehr als 400 Maulthieren und 200 Menschen zusammenbringen. Wir müssen eben ein Stelldichein bezeichnen, wohin sämmtliche Waaren geschafft werden und wo sich die Reisenden versammeln, je nachdem sie bereit sind. Unter solchen Bedingungen ist es unmöglich, in einem Karawanserai zu übernachten. Auch gestern Abend sind noch nicht alle Lasten angelangt, aber heute Abend wird sich die Gafila ohne Zweifel in Bewegung setzen. Uebrigens bin ich entschlossen, nicht länger auf die Säumigen zu warten; alle Reisenden zerstreuen sich auf dem Wege nach Ispahan: der eine will seine vergessene Wasserpfeife holen, der andere nochmals Frau und Kinder umarmen, der dritte muß noch ganz dringend etwas Pfeffer und Salz kaufen u. s. w. Was auch kommen mag, ich breche diese Nacht auf. Aber wenn es ihnen in der Moschee nicht gefällt, so begeben Sie sich doch nach dem Karawanserai Ali Chan an dem Wege nach Schiraz; ich werde Sie eine Stunde vor Ankunft der Karawane davon in Kenntniß setzen lassen, daß Sie sich ihr anschließen können."

Diesen Rath befolgten die Reisenden und erreichten in zwei Stunden das prächtige Gebäude, eine Gründung jenes früher erwähnten Beamten, des einstigen Besitzers des



Ansicht von Jezdechast.

Palastes Koladun, den der Schah-zadeh die gefürchtete Reise nach Mekka hatte machen lassen, von welcher es keine Rückkehr giebt. Dort ruhten sie bis Mitternacht und schlossen sich dann der Karawane an, in deren Geleit sie am 20. September nach dem Dorfe Majan gelangten und in einem schönen, aber etwas verfallenen Karawanserai des Schah Abbas abstiegen. Hier sahen sie zuerst die armenischen Damen, welche sich in der Karawane befanden; es waren die Mutter, die Frauen und Schwägerinnen zweier Kaufleute aus Dschulfa, welche vor einigen Jahren in Bombay ein Kontor aufgemacht und nun Vermögen genug erworben hatten, um ihre Familien nachkommen zu lassen. Einer der Brüder war nach Dschulfa gekommen, hatte das väterliche Haus verkauft und führte nun Frauen, Kinder und Diener nach Indien über.

Die Marschordnung war so geregelt, daß die Karawane um Mitternacht aufbrach und dann 8 bis 9 Stunden marschirte. Während der Nacht herrschte eine eisige Temperatur, um die Mittagsstunde dagegen eine große Hitze, die im Verein mit zahllosen Fliegen die Reisenden nicht zum Schlafen kommen ließ. Erst mit Sonnenuntergang fanden sie Ruhe; aber bereits um zehn Uhr Abends wurden sie wieder geweckt, um sich zur Weiterreise vorzubereiten.

Am 21. September gelangte man nach Kumischeh, einem Orte, der wenig Interesse erregt; aber seine Lage ist sehr malerisch inmitten eines weiten grünen Thales, das mit Dörfern, Gärten und zahlreichen Taubenhäusern übersäet ist, die noch höher, aber nicht von so eleganter Bauart sind, als diejenigen von Ispahan. Jenseit der Stadt dehnt sich eine wüste Ebene aus, welche die Karawane von



Der Musikant der Karawane.

Mitternacht an durchzog; gegen Sonnenaufgang jedoch kam sie in sorgfältig bebautes Land mit zahlreichen Dörfern, zwischen denen ein reger Verkehr herrschte. Die Straße nach Schiraz wimmelte von Reitern, Fußgängern und Lastthieren und erschien ebenso lebhaft, wie irgend eine große Verkehrsader in Europa. Um Mittag näherte man sich **Jezdechast**. Aus einem fruchtbaren, in zahlreiche Gärten und Felder getheilten Thale erhebt sich schroff ein Felsen von länglicher Gestalt, der etwa 500 m lang und 160 m breit ist. Derselbe ist mit Häusern bedeckt, deren äußere Mauern die senkrechten Felswände nach oben zu verlängern scheinen. Diese natürliche Festung, welche mit dem höchstgelegenen Theile der Ebene durch eine Zugbrücke in Verbindung steht, wird im Innern von Straßen durchzogen, welche der Längsachse des Felsens parallel laufen. Die Fenster der Häuser gehen der Landessitte zuwider alle nach außen; das erklärt sich dadurch, daß sie hoch über der Ebene liegen und weit ab von den nächsten Berghöhen, sowie durch die Nothwendigkeit, der Luft Zutritt zu schaffen zu den eng an einander gedrängten Behausungen.

Die im Verhältniß zur Ausdehnung des Ortes zahlreiche Bevölkerung von Jezdechast erfreut sich eines ziemlichen Wohlstandes, eine Folge der Fruchtbarkeit des Landes, des reichlichen Wassers, welches zur Winterszeit den Gießbach am Fuße des Felsens erfüllt, und der sorgfältigen Ackerbestellung. Aller Unrath wird einfach über die Felswand hinabgegossen und geschüttet; das Flüssige läuft in das Bett des Gießbaches, das Feste häuft sich allmählich auf und bildet rings um den Ort einen Kranz zackiger Säulen von brauner Farbe, die oben spitz wie eine Nadel auslaufen.



Händler mit Angorakatzen. (Nach einer Skizze Dieulafoy's.)

Wächst ein solcher Stalagmit zu sehr an, so rückt man ihm mit Hacken zu Leibe und schlägt ihn in Stücke, die man auf die Felder schafft, wo sie durch das Rieselwasser bald aufgelöst werden und dem Boden eine sprichwörtliche Fruchtbarkeit mittheilen. Berühmt ist das Brot von Jezdechast und ein iranisches Sprichwort sagt: „Nichts auf Erden läßt sich dem Weine von Schiraz, dem Brote von Jezdechast und den Frauen von Kirman vergleichen.“ Als echte Perser ziehen die Bewohner denn auch Nutzen von dem Rufe ihres Brotes und betreiben allesammt, theils ständig, theils gelegentlich, das Bäckereigewerbe; und alle Reisenden versehen sich gewissenhaft mit ihrem Erzeugniß, wenn dasselbe auch nach Verlauf einer Woche hart ist wie Stein und nur in Wasser aufgeweicht genießbar wird.

In der Karawane waren die verschiedenartigsten Professionen vertreten, darunter sogar ein Katzenhändler und ein Harfner. Dieselben waren einst gute Freunde gewesen und hatten sich zusammen ein Maulthier gemiethet, um dasselbe abwechselnd zu reiten, waren aber bald mit harten Worten an einander gerathen und hatten sich entzweit, weil die Musik angeblich die Katzen zu sehr aufregte und das Miauen der Katzen andererseits die Musik störte. Dann hatte der Katzenhändler als der Wohlhabendere den Tscharvadar-baschi bestochen und sich das Maulthier zusprechen lassen, worauf der unglückliche Harfenist sich an das französische Ehepaar wendete und die Erlaubniß erhielt, sich und sein Instrument auf eines der Lastthiere zu setzen. Die wie ein Bogen gestaltete Harfe war nur mit einer einzigen Saite versehen, die der Künstler mittels eines hölzernen Hammers kraftvoll bearbeitete, während er mit der linken Hand den hölzernen Bogen hielt. Die Linke war mit einem dicken Fetzen Leinwand umwickelt, aber nicht zum Schmucke, sondern zum Schutze gegen den Hammer; denn wenn ihn die Begeisterung ergriff, schlug

er so mächtig darauf los, daß ein Fehlschlag ihm die Knochen in der Hand zertrümmert hätte.

Sein Feind, der Katzenhändler, stammte von Jezd in Kirman und transportirte etwa zwanzig schöne weiße Angorakatzen von Tabriz nach Bombay. Seit mehreren Jahren macht er diese Reise, welche 60 Tage zu Lande und 13 zu Wasser umfaßt, beständig hin und her und scheint dabei einen hübschen Gewinn zu erzielen. Bei der Ankunft in einem Karawanserai sucht sich der Händler einen isolirten Platz, befestigt zwei Eisenkrammen im Boden, verbindet dieselben durch eine Leine und befestigt an derselben in Abständen von je einem halben Meter Schnüre, welche an den Halsbändern der Thiere angenäht sind. Dieselben sind nach der Größe geordnet, das größte zu oberst, und sitzen oder liegen auf den Leinwandsäcken, in welchen sie während des Nachtmarsches sich befinden. Säugende Katzen werden in Holzkäfigen transportirt, deren Stäbe so weit von einander abstehen, daß die Jungen bequem aus- und eingehen können. Während des Tages verharrt die ganze Gesellschaft in einer Art Lethargie, die aber durch ein gewaltiges Getöse, Miauen, Fauchen, Springen u. s. w. unterbrochen wird, sobald die Futterstunde naht. Zur Nahrung erhalten sie ausschließlich Hammelfleisch. Beim Aufbruche wird jede Katze in ihren Sack gesteckt, je zwei Säcke werden zusammengebunden und so über den Rücken eines Pferdes gehängt. In Indien erzielt jedes Thier einen Preis von 40 bis 50 Mark.

Großgriechenland.

Von **W. Kobelt.**

V.

Sobald wir den Sinno überschritten, treten die Berge näher ans Meer heran und es beginnt das eigentliche Calabrien mit seinen Fiumaren und seinen auf den Berggipfeln hängenden Felsennestern. Mit Unrecht hat man in diesen die Akropolen untergegangener Griechenstädte erkennen wollen; die Griechen bauten ihre Städte alle ans Meer und erst die Raubzüge der Araber zwangen die Calabresen, sich auf die Höhen zurückzuziehen. In Südcalabrien fangen sie jetzt wieder an von den Bergen herabzusteigen und an den Bahnstationen erblühen die alten Hellenenstädte wieder; im Norden dagegen herrscht an der Küste die Malaria noch unbedingt und die Städte liegen stundenweit von ihren Bahnhöfen ab. Wenn man den Raganello, den Akalandros der Alten, überschritten hat, weichen die Berge wieder zurück und eine Gegend thut sich auf von wunderbarer Schönheit, das lachende Grün der Campagna felice vereinigend mit der erhabenen Größe der Alpenlandschaften und dem Meer und dem Himmel Griechenlands. Ein unermeßlicher Halbkreis von Bergen scheint einen Circus zu bilden von 30 km Oeffnung und 40 km Tiefe. An der Nordseite erheben sich die schroffen Abhänge des Monte Pollino bis zu 2200 m. Der Schnee verschwindet von seinem Gipfel erst im Juni und erscheint gar häufig schon im Oktober wieder. Den Hintergrund bildet der calabrische Apennin und nach Süden springt der Silawald bis weit ins Meer hinein vor. Buchen, Eichen und Kastanien bedecken die Abhänge mit einem dichten Walde und darüber heben sich dichte Massen von Kiefern und Lärchen fast schwarz gegen den blauen Himmel ab. Nur in Calabrien und Albanien haben die Küstengebirge des Mittelmeeres noch ihren Waldschmuck bewahrt und das verleiht diesen Ländern einen ganz besonderen Reiz. Auf den Höhen finden wir die Pflanzenwelt Mitteleuropas, in der Ebene sprossen Orange, Feige und Lorbeer mit riesigen Oelbäumen und immergrünen Eichen zusammen. Zwei Flüsse bewässern die Gefilde, der Crathi, der den Silawald vom Apennin scheidet, und der Coscile, der vom Monte Pollino herabkommt. Sie vereinigen sich und münden wenige Kilometer weiter ins Meer. Das ganze Gebiet ist mit Dörfern und Meiereien erfüllt, nur die Küste völlig menschenleer. Noch weiden hier die mächtigen weißen Rinder, denen wir so oft auf den Münzen von Sybaris begegnen, aber wo die üppige Griechenstadt stand, dehnt sich eine weite Maremme, der Alleinherrschaft der Malaria überlassen; das Menschentreiben hat sich nach Cassano zurückgezogen, dem alten önotrischen Cossa am Abhange des Pollino, wo Milo, den Cicero vertheidigte, einst einen unrühmlichen Tod fand. Weiter oben liegt San Marco Argentaro, wo Robert Guiscard, als er seine Laufbahn als Räuberhauptmann begann, sich nach alter Normannenweise einen Palissadenring schanzte, von dem aus er das Land erst plünderte und dann unterjochte. Hoch oben aber haben sich noch Ansiedelungen von Waldensern erhalten, die hier in den Dörfern San Sisto und San Vincenzo festen Fuß gefaßt hatten, bis sie 1561 nach verzweifeltem Widerstande mit Feuer und Schwert ausgerottet wurden. Ihre Geschichte, wie die der albanesischen Kolonien in diesen Gegenden, werden von Lenormant eingehend erzählt.

Unten nahe dem Meere zwischen Crathi und Coscile, die damals noch getrennt ins Meer flossen, lag Sybaris. Nur zwei Jahrhunderte hat die Griechenstadt gedauert und trotzdem eine Macht und einen Reichthum erworben, die bis zu unserer Zeit sprichwörtlich geblieben sind. Um das unerhört rasche Aufblühen zu erklären, geht Lenormant zuerst genauer auf die damaligen ethnographischen Verhältnisse Süditaliens ein. Er nimmt an, daß die Peuceter wie die Oenotrier pelasgischen Stammes seien; Peucetios und Oinotros, die Söhne von Lykaon und Enkel des Pelasgos, führten ihre Stämme aus Arkadien zur See oder vielleicht auch zu Lande herüber und besetzten Apulien und die Terra d'Otranto. Von Peucetios stammen die Peuceter, Daunier, Messapier und Japygen. Die Oenotrier drangen in Bruttium, das heutige Calabrien ein, verschmolzen mit den schon früher eingewanderten pelasgischen Chonen und nannten das Land Argessa, ein echt pelasgischer Name; sie drangen bis zum Tiber vor und gründeten das uralte Pallantium, die Stadt des arkadischen Evander. Die Peuceter verehrten das Roß, das Sinnbild des Poseidon, neben dem wir in späterer

Zeit immer den Diomedes finden, die Oenotrier den Stier, das Symbol des Erdgottes, aus dem später der Dionysos chthonios oder tauromorphos wurde. Sie waren Hirten; als aber die ligurischen Siculer von Norden her vordrangen und sie zum Theil unterwarfen, nahmen sie von diesen den Ackerbau an. In diesen sieht Lenormant die Schakalasch der Aegypter, die mit den Tekkaro (Teukriern), den Akaiwasch (Achäern), den Pelasta (kretischen Pelasgern), den Turscha (Tyrrheniern), den Uaschascha (Ausoniern?) und den Schardana (Sarden) unter Menephthah I. und Ramses III. die Aegypter zur See angriffen; sie hatten die iberischen Sikaner nach Trinakrien zurückgetrieben. Ihr Stammheros von Italos oder Vitulus, der Vitelio, den die Samniter noch im Bundesgenossenkriege auf ihre Münzen prägten und gewissermaßen den neulateinischen Gottheiten Roms entgegenstellten. Sein Name ist noch von der Rinderzucht genommen, aber ihm folgt Morges, der Mann der Garben, und diesem Sikelos, der Mann der Sichel, in dem darum die Lateiner den Saturnus sahen. Gegen das zwölfte Jahrhundert drängten die Umbrier und Ausonier die Sikeler nach Süden, während sie selbst von den Rasenen, den späteren Etruskern, die von den Alpen herabstiegen, gedrängt wurden. Mit den Oenotriern vereint trieben die Ausonier die Sikeler bis über den skylacischen Isthmus; ein großer Theil ging nach Sicilien hinüber, aber noch Thucydides kennt in den Bergen des Aspromonte sikelische Städte. — Als die griechische Einwanderung begann, wohnten nördlich vom Apennin Ligurier, illyrische Veneter, Umbrier und Etrusker; in Mittelitalien theilten sich Umbrier und Etrusker; im Apennin wohnten die sabellischen Stämme, an dem adriatischen Abhang die illyrischen Liburner, am tyrrhenischen die opischen Stämme. Japygien und Apulien haben die Japygo-Messapier inne, in der Basilicata und Calabrien wohnen die Oenotrier und jenseits des skylacischen Isthmus halten sich noch die Sikuler.

Für die wenigst kriegerischen Stämme galten die Oenotrier, und gerade diese waren es, bei denen die Achäer sich niederließen, als sie von den siegreichen Doriern aus dem Lande gedrängt wurden. Sie kamen in genügender Zahl, um gleich eine bedeutende Stadt zu gründen und konnten bald schon neue Kolonien aussenden. Der Weizen trug hundertfach, Wein und Oel waren ebenso berühmt, wie das Rindvieh, und das Gebiet der Stadt konnte, selbst als Sybaris 300000 freie Einwohner zählte, immer noch Landesprodukte zum Export liefern. Der Reichthum stammte aber hauptsächlich vom Handel, einerseits mit dem stammverwandten Milet, andererseits mit den kupferreichen Etruskern, denen die Griechen von Sybaris die orientalischen Kunstarbeiten lieferten, welche der späteren etrurischen Industrie als Vorbilder dienten, wie der Autor annimmt, während Helbig diese Zwischenhändler in den Karthagern sucht. Ueber den heutigen Paß von Campo Tenese führte ein bequemer Weg nach dem Tyrrhenischen Meer, wo die Mündung des Laos einen guten Ankerplatz bot. So konnte man die Gefahren der von Rhegion und Messana ängstlich bewachten Meerenge meiden und brauchte weder die Eifersucht der Karthager noch die der Etrusker zu fürchten; die letzteren kamen selbst mit ihren Schiffen, die Waaren abzuholen, und die Sybariten zogen den ganzen Gewinn des Zwischenhandels. Sie waren klug genug, denselben auf jede Weise zu fördern und die wichtigsten Handelsartikel von beiden Seiten zollfrei einzulassen, also ihr ganzes Gebiet gewissermaßen in einen Freihafen umzuwandeln. So deutet wenigstens Lenormant die von den Alten so getadelte Einrichtung, daß Kunst- und Luxusgegenstände in Sybaris keinen Eingangszoll zahlten.

Die Oenotrier hatten die Hellenen freundlich aufgenommen und scheinen rasch mit ihnen verschmolzen zu sein; weder bei Sybaris noch bei Kroton lesen wir von Kämpfen und Empörungen, die Eingeborenen scheinen nach ihren eigenen Gesetzen in nur wenig abhängigen Gemeinden gelebt zu haben, unter Sybaris allein standen 25 önotrische Städte. Das Land war dazumal wohl auch nicht völlig gesund, denn das Orakel hatte den Sybariten im Gegensatz zu Kroton Reichthum, nicht Gesundheit verheißen, aber es gelang den Griechen, die schlimmsten Sümpfe zu beseitigen und die Wasserläufe zu reguliren, so daß wir von ernstlichen Klagen nicht hören.

Zweihundert Jahre blühte Sybaris, dann wurde es von den Krotoniaten überwältigt und völlig zerstört; die Sieger leiteten sogar den Crathis über die Trümmer und verfluchten die Stätte für immer. Der Fall der größten Griechenstadt hatte einen furchtbaren Wiederhall, um so mehr, als er mit der Vertreibung der Könige aus Rom zusammentraf. Die Etrusker, die unter ihrem Lars Porsenna Rom gedemüthigt hatten, drangen nach Kampanien vor, die Lukaner stiegen von ihren Bergen herab und unterjochten die schutzlosen Oenotrier und im Beginn des vierten Jahrhunderts nennt Skylax im Periplus das Land Lukanien.

58 Jahre lang blieben die Griechen für die dem Hellenenthum in Großgriechenland drohende Gefahr blind; erst der weitsehende Perikles veranlaßte die Gründung einer neuen panhellenischen Kolonie, an welcher auch Herodot theilnahm. Die Krotoniaten wagten keinen Widerspruch, aber um die Wirkungen des bei der Zerstörung ausgesprochenen Fluches zu vermeiden (vielleicht auch der eingetretenen Versumpfung wegen), legte man die neue Stadt höher hinauf an das rechte Ufer des Crathis und nannte sie nach einer dort sprudelnden Quelle Thurioi. Die Stadt nahm einen raschen Aufschwung, sie konnte 14000 Hopliten stellen, aber 390 gerieth die ganze Armee in einen Hinterhalt und wurde von den Lukanern in Stücke gehauen und Thurioi mußte die Oberherrschaft der Barbaren anerkennen. Hier faßten die Römer zuerst 302 festen Fuß an der Küste Großgriechenlands; im punischen Kriege standen die Bewohner bald hüben, bald drüben, bis Hannibal die Stadt zerstörte. Die Römer machten aus ihr die Kolonie Copia, die im Bürgerkriege von Sextus Pompejus völlig zerstört wurde und sich nicht wieder erholte.

Von der Römerstadt sind noch kenntliche Reste geblieben; über die Stätte von Sybaris streitet man sich. Lenormant hält sich wesentlich an die Angabe, daß die Krotoniaten den Crathis über die Trümmer leiteten; man kann das trockene alte Bett noch deutlich erkennen, es heißt noch bei den Anwohnern Crathi vecchio; zwischen seinem Beginn und der Einmündung des neuen Bettes in den Coscile muß die Stadt gelegen haben. Der Schlamm bedeckt die Trümmer, aber unter demselben wären vielleicht noch hochwichtige Reste zu finden aus der besten hellenischen Zeit, so gut wie in Olympia.

VI.

Südlich von dem alten Sybaris erhebt sich das mächtige Waldgebirge der Sila. Granit, Gneiß und Glimmerschiefer bildeten hier schon eine Insel, als die ganze italienische Halbinsel noch im Meere begraben lag. Mauerartig nach Westen hin gegen Cosenza und das Thal des Crathi abstürzend, sendet die Sila nach den drei anderen Seiten dichtbewaldete Bergkämme aus, mit fruchtbaren Thälern

dazwischen, deren Bewohner zu den arbeitsamsten und besten Calabriens gehören. Der höchste Theil bildet ein Plateau, rings von hohen Bergen umgeben, in der Mitte durch einen Bergkamm geschieden, nur offen nach Osten hin, wo der Neto durchbricht. Nur ein Dorf, San Giovanni in fiore, liegt oben, sonst bleibt das Waldgebirge verlassen vom Ende Oktober bis zum Juni. Dann aber steigen aus allen Thälern die Hirten mit ihren Herden in die kühleren Regionen hinauf und bringen drei köstliche Monate unter Hütten aus Laub und Stroh zu. Hier in der Sila ist die Wiege der Bruttier, der Zerstörer der Griechenherrlichkeit, an deren Bergen Agathokles von Syrakus und Alexander von Epirus vergeblich ihre Kraft versuchten, der letzten Stützen Hannibal's, des Todfeindes Roms, von dem sie nach seinem endlichen Siege alle als Sklaven verkauft wurden. Die dichten Wälder boten den letzten Kämpfern im Bundesgenossenkrieg und den von den Arabern zur Verzweiflung gebrachten Calabresen ihren Schutz, wie sie ihn bis in die neueste Zeit den Briganten und den Konskriptionsflüchtigen geboten haben. Erst in den letzten Jahren ist es gelungen, das Brigantenwesen auszurotten; Lenormant hat den gefürchteten Wald mit Frau und Tochter ohne jede Eskorte durchwandert und räth dem Strom der Touristen dringend an, sein Beispiel nachzunahmen. Die Sicherheit ist vollständig, obschon heute noch kein Calabrese ohne sein Gewehr ausgeht; der Fremde findet überall herzliche, patriarchalische Gastfreundschaft und, was sonst in Süditalien so selten, stolze Ehrlichkeit und keine Bettler.

Ein enges Defilé verbindet am Fuße der Sila hier Lukanien und Bruttium, Calabria Citeriore und Ulteriore. Den Eingang schließt das festgelegene Rossano, das in allen Kriegen seit dem Kaiserreich eine wichtige Rolle gespielt hat. Es giebt das Lenormant Anlaß zu einer Uebersicht der so wenig bekannten Kämpfe zwischen den Byzantinern und den sicilischen Sarazenen im Anschluß an die Lebensbeschreibung des heiligen Nilus. Aus dieser geht hervor, daß Calabrien damals ganz griechisch war, im Gegensatz zu Apulien, das die byzantinische Herrschaft nur ungern ertrug; selbst die Geistlichkeit stand seit Leo dem Isaurier 733 unter dem Patriarchen von Konstantinopel, und so blieb es bis zu den Zeiten der Anjous.

Vom Trionto ab passirt man das enge Defilé von Labula zwischen den letzten Abhängen der Serra di Riparosa und dem Meere. Hier wohnten die Chonen, die gebildetsten der Oenotrier, und hier läßt die Sage den Philoctetes landen und auf dem Kap Crimisa dem Apollon Halios einen Tempel errichten, dessen Lokalität noch deutlich nachzuweisen ist.

Weiterhin beginnt wieder das Gebiet der Fiumaren, und der Reisende hatte Gelegenheit eine jener Scenen mitzumachen, die der Winterreisende im Süden so oft erlebt, und die ihm unvergeßlich bleiben. Es ist tiefe dunkle Nacht, alles im Coupé schläft; auf einmal hält der Zug mitten im Felde, der Schaffner reißt die Thür auf: scendere tutti! Alles aussteigen! heißt's. Eine Fiumara hat ein Stück des Dammes weggerissen, die Reisenden müssen die Stelle zu Fuß passiren und drüben in einen anderen Zug steigen. Eine Reihe wild aussehender Männer in langen Mänteln und Spitzhüten steht am Wege, Pechfackeln in den Händen, düster und schweigend, denn es sind Calabresen, keine Neapolitaner; wie eine feurige Schlange erscheint die lange Reihe in der Nacht; Lastträger nehmen die Koffer auf die breiten Schultern und fort geht es die Feuerlinie entlang, hinab zum trockenliegenden Bette des Bergstromes, über die Blöcke und Steine, die er herbeigewälzt und den schwachen Wasserfaden in der Mitte; dann klettert man mühsam auf der anderen Seite wieder hinauf zwischen den im rothen Fackellicht gespenstisch aussehenden alten Oliven, bis man den wartenden Zug erreicht. Der Reisende will dem Lastträger ein Trinkgeld geben, aber der Calabrese weist es fast empört zurück: „Die Compagnie bezahlt mich, wie kann ich noch einmal Geld von einem Reisenden nehmen?" Bedarf es mehr um zu beweisen, daß die Calabresen eine andere Rasse sind, wie die Neapolitaner?

Weiterhin folgt Petelia, die einzige Stadt Calabriens, welche den Römern im zweiten punischen Kriege treu blieb und einen Widerstand leistete wie Sagunt; erst nach elfmonatlicher Belagerung ergab sie sich! Wieder aufgebaut von den Römern und mit allen Freiheiten ausgestattet, litt die Stadt von neuem im Sklavenkriege, bestand aber noch zur Zeit Strabo's; im Gothenkriege aber wurde sie durch das Kastell Strongylos ersetzt. Hier ist die berühmte Inschrift gefunden worden, die uns die Existenz der dionysischen Mysterien in Großgriechenland enthüllt, denen Lenormant auch ein interessantes Kapitel widmet.

Einige Kilometer weiter erreicht die Bahn das Thal des Neto, des fischreichen Neaithos, des stärksten der von der Sila herabrauschenden Flüsse, welcher den Zugang zum Inneren des Waldgebirges öffnet. Hier hat das Erdbeben von 1638 furchtbar gewüthet und die Städte haben sich davon heute noch nicht wieder erholt. Je weiter man hinaufsteigt, um so wilder wird das Thal; öde wilde Felsenschluchten wechseln mit grünen Rasenabhängen und Laubwäldern, dann treten Fichtenwälder auf[1]), die Natur wird immer mehr alpin, und schließlich erreicht man die letzte bewohnte Stelle, S. Giovanni in fiore, entstanden aus einem Kloster der Cistercienser, um welches sich erst im sechzehnten Jahrhundert Hirten und Holzarbeiter ansiedelten, denen 1536 Salvadore Rota, der Besitzer der Gegend, ein Asyl eröffnete, wo sie Schutz vor baronialen Bedrückungen und Willkür fanden.

Jenseits des Neto und des sein Thal begrenzenden Bergzuges beginnt wieder eine schmalere Ebene, die sich 13 km weit zum Capo delle Colonne erstreckt; an ihrem Südende springt eine steile Landzunge ins Meer und beschützt mit dem Clibanos zusammen eine Hafenbucht, die einzige zwischen Tarent und Messina. Auf der Halbinsel liegt heute die Stadt Cotrone, im Alterthume trug sie die Akropolis von Kroton. Zehn Jahre nach der Gründung von Sybaris landete auch hier eine achäische Kolonie. Schon damals hatte die Gegend den Ruf der Gesundheit, den sie bis heute bewahrt hat, eine Ausnahme an der fieberschwangeren Ostküste Calabriens. Der Hafen ist heute noch ziemlich belebt, die Umgegend reich an Orangen, Oel und Wein; im Alterthum kamen dazu noch die Viehzucht, der Besitz von Silberminen und der Handel. Wie Sybaris hatte auch Kroton seine Häfen an der Westküste, und seine Bucht gestattete ihm auch die Entwickelung einer eigenen Marine. Dazu kam der Silawald, dessen Holzreichthum die Krotoniaten ausbeuteten. So wuchs die Stadt fast so rasch heran wie Sybaris und war nach dessen Zerstörung zweifellos außer Tarent die mächtigste Stadt Großgriechenlands, bis sie im Kampfe mit dem viel schwächeren dorischen Lokri die furchtbare Niederlage am Sagra erlitt. Lenormant sucht die Stelle dieser Schlacht nicht am Alaro, wie gewöhnlich geschieht, sondern an dem etwas südlicheren Turbolo, an dessen Mündung ein den Thermopylen vergleichbarer Engpaß liegt, der ganz den Beschrei-

[1]) Wohl richtiger Schwarzkiefern, Pinus Laricio.

bungen der Alten entspricht. Hier konnte die kleine, aber aus lauter in der Palästra geübten Leuten bestehende Truppe der lokrischen Dorier ganz gut der ungeheuren Uebermacht der Krotoniaten Stand halten und sie besiegen, auch ohne daß der Schatten des Ajax sich in den Kampf mischte. — Aber die Stadt richtete sich wieder auf durch den Einfluß jener wunderbaren Persönlichkeit, die ihres Gleichen im Alterthume nicht hat, des Pythagoras. Gegen 532, achtundzwanzig Jahre nach der Schlacht am Sagra, kam der Philosoph von Samos nach dem in Schwelgerei und Wollust versunkenen Kroton und gewann bald einen überwiegenden Einfluß. Lenormant hat seine Geschichte mit Vorliebe studirt, aber seine interessanten Ausführungen gehören nicht hierher. Schließlich erhob sich eine Reaktion gegen die drückende theokratische Regierung der Pythagoräer, sie wurden vertrieben und der Meister selbst von Stadt zu Stadt gehetzt, bis er in Metapont die letzte Ruhestätte fand.

Ein interessantes Kapitel ist den Aerzten von Kroton gewidmet, die eine eigene hochberühmte Schule bildeten und zu denen auch Democedes gehörte, der Leibarzt des Polykrates und später des Darius, den Ebers in der „Aegyptischen Königstochter“ auftreten läßt. Dieser, eine vollständig historische Persönlichkeit, benutzte den Feldzug gegen die Hellenen, um sich von Darius mit großen Geldsummen nach Kroton senden zu lassen, angeblich um die dortigen Hellenen gegen ihre Brüder aufzustacheln, aber dort angelangt, ließ er seine Begleiter gefangen nehmen und rief das Volk auf zum Kampfe gegen die Perser, und als die Krotoniaten das nicht wollten, rüstete er allein eine Trireme aus und sandte sie nach Salamis.

Kroton behauptete sein Gebiet bis zur Zeit des älteren Dionysius und schien damals noch seine volle Macht zu haben; als aber der Tyrann von Syrakus sich mit den Bruttiern zusammen gegen sie wandte, zeigte sich auf einmal, daß die Stadt auch nicht die geringste Kraft zum Widerstande besaß. Sie mußte willenlos sich auch dem schlauen Agathokles fügen, ebenso dem Pyrrhus und schließlich froh sein, daß die Römer sie gegen die Bruttier beschützten. Im zweiten punischen Kriege war Kroton der letzte Waffenplatz Hannibal's und unter seinen Mauern war es, wo dieser bei seiner Einschiffung nach Afrika die italienischen Söldner, die ihm nicht nach Karthago folgen wollten, niederhauen ließ, damit sie nicht das Heer der Römer verstärkten.

Die gesunde Lage und der Hafen hielten Kroton auch noch in späteren Zeiten und es blieb ein wichtiger, vielumstrittener Punkt bis in die neueste Zeit. Auch heute noch ist es eine blühende Stadt von 8000 bis 9000 Seelen, ganz im südlichen Stile gebaut, dichtgedrängte Häuser mit flachen Dächern, auch im Inneren sauber und gut gebaut, mit wohlhabender, selbst reicher Bevölkerung. Viele reiche Adelige Calabriens haben hier ihren Sitz, darunter auch Signor Baracco, der reichste Grundbesitzer der Provinz. Die alten Wälle sind geschleift worden und die Stadt kann sich frei nach dem zwei Kilometer entfernt in der Ebene liegenden Bahnhof hin entwickeln. Schon erheben sich überall gewölbte Magazine, in welchen die calabresischen Barone die Erzeugnisse ihrer Güter bis zur Verschiffung aufspeichern. Cotrone hat sogar, ein Unicum in Calabrien, ein gutes sauberes Wirthshaus, sehr geeignet zum Standquartier für Exkursionen in die calabrischen Berge, die man mit voller Sicherheit ausführen kann. Die Vegetation ist wunderbar üppig, auch die Dattelpalme gedeiht, wenn auch ihre Früchte noch nicht völlig reifen wollen. Köstlich ist die Aussicht vom hohen Normannenthurme auf der Höhe des Vorgebirges; nach Süden begrenzt sie das kahle öde Capo delle Colonne, das einstige lacinische Vorgebirge, mit der einsam aufragenden Säule des im Alterthume so berühmten Tempels der Hera Lacinia. Hier müssen gewaltige Veränderungen vorgegangen sein. Die Alten, besonders Plinius, nennen ganz bestimmt fünf Inseln in geringer Entfernung vom Kap; 10 Millien entfernt lagen die Inseln der Dioskuren; weiterhin folgte die sagenberühmte Insel der Calypso, die auch Procopius (De bello gothico) noch erwähnt, und drei kleinere Felsenrisse, Tiris, Eranusa und Meloëssa. Heute sind sie sämmtlich verschwunden; es existirt nur noch ein Felsenriff einige Kabellängen vom Ufer, das die Alten nicht erwähnen. Issel, dem die Stelle bei Plinius entgangen zu sein scheint, möchte die Bildung des Riffes einem Erdbeben zuschreiben, durch welches auch die drei Schloßthürme von Castella östlich vom Kap Rizzuto im Meere verschwanden.

Wann der Tempel auf dem Capo delle Colonne begründet wurde, ist unbekannt; alle Traditionen versetzen seinen Ursprung ins graueste Alterthum, in die Zeiten des Herakles oder spätestens des trojanischen Krieges, wo Thetis das Vorgebirge der Juno schenkte. Lenormant schließt daraus, daß schon die Ureinwohner hier eine weibliche Gottheit verehrten, und sucht diese in der Bitellia oder Bitulia, der weiblichen Hälfte der Erdgottheit, die als Kuh verehrt wurde, wie der sogenannte Dionysos als Stier; er bringt auch das „boopis“ mit der uralten Darstellungsform der Here in Verbindung. Die Achäer machten aus dem Tempel den Mittelpunkt des religiösen Kultus und feierten dort alljährlich eine von allen Städten beschickte Panegyrie; die aufgehäuften Schätze wagte selbst Hannibal in der höchsten Noth nicht anzurühren. Q. Fulvius Flaccus entführte einen Theil der Marmorziegeln des Daches, aber der römische Senat sandte sie mit vielen Entschuldigungen zurück und der Tempelräuber starb im Wahnsinn. Die berühmten Ziegeln konnten aber nicht gelegt werden, sie blieben in einem Magazin und sind dort vor wenigen Jahren gefunden worden. Erst Sextus Pompejus ließ das Heiligthum plündern, aber es erholte sich wieder, denn die Priester waren klug genug, die Schätze nicht todt liegen zu lassen, sondern trieben damit alle möglichen einträglichen Geschäfte. Der Tempel blieb in großer Verehrung, bis die heidnische Götterkönigin der christlichen Himmelskönigin Platz machen mußte; die Madonna del Capo delle Colonne steht heute in der Kathedrale von Cotrone und genießt noch dieselbe Verehrung wie ihre heidnische Vorgängerin.

Die Provinz El-Arisch des Sultanats Marokko.

(Nach dem Spanischen des **Don Teodoro de Cuevas.**)

II. (Schluß.)

In den gebirgigen Theilen der Provinz wohnen die Kabylen der Beni-Gorfed, der Halserif von Dschebel, der Halserif des Otáa, der Sumata und Benisef. Nach den Chroniken des Landes leiten die Bergstämme des nördlichen Marokko ihre Abstammung von jenen arabischen Scharen her, welche der sagenhafte Fürst Ifrikos aus dem Hedschas nach Barka und Aegypten gebracht hatte; es waren dies die fünf Tribus: Senhádscha, Sumáta, Ketáma, Gumára und Huára. Diese ursprünglich arabischen Stämme breiteten sich allmälich über ganz Nordafrika aus, nahmen aber so viel Berberblut in ihre Adern auf, daß sie ganz zu Berbern wurden, sowohl in ihrer Sprache, als auch in ihren Sitten. Einzelne dieser Kabylen haben auch in der Geschichte Spaniens eine Rolle gespielt, so die Senhadscha, welche den Zenegas der alten spanischen Chroniken entsprechen, und die Gumara, einst den Spaniern unter dem Namen der Gomeles bekannt. Von den Kabylen der Provinz El-Arisch gehören die Beni Gorfed zu dem Stamme der Gumara, die Halserif von Dschebel und Otáa zu dem Stamme der Sanhadscha und die Benisef zu den Ketáma; die Sumata wahren noch den alten Stammnamen. Alle diese Kabylen sind, wie alle Berber, von einer unbändigen Freiheitsliebe beseelt, welche sie zu steten Aufständen gegen die Staatsgewalt treibt. Deshalb suchten die Herrscher des Landes diese fast unabhängigen Berberstämme durch Weckung des religiösen Fanatismus zum Kampfe gegen die Christen zu reizen, um so die unruhigen Köpfe anderweitig zu beschäftigen. Sie betheiligten sich denn auch an allen den maurischen Invasionen nach Spanien, sowie an den Kämpfen gegen dieses Reich, als es im XVI. Jahrhundert anfing Marokko anzugreifen. Erst als die Spanier im Lande selbst festen Fuß faßten, begriffen diese Kabylen die Nothwendigkeit der Einigung gegen den gemeinsamen Feind und erklärten sich bereit, dem Sultan Tribut und Zehent zu zahlen und seinen Befehlen Folge zu leisten, ja sogar die von diesem eingesetzten Autoritäten anzuerkennen, obwohl das patriarchalisch-despotische Regiment der Araber in diametralem Gegensatze zu den urdemokratischen Institutionen der Berber steht. Andererseits machten die Sultane der gegenwärtig regierenden, heilig erachteten Dynastie diesen Kabylen erhebliche Koncessionen; die Steuern werden nicht vom kaiserlichen Beamten, sondern von dem Stamme selbst taxirt und eingetrieben und alle möglichen Erleichterungen den trotzigen Söhnen des Gebirges gewährt. Jeder Versuch, der Staatsgewalt volle Anerkennung zu verschaffen, verursacht einen blutigen Aufstand; der von Kabyle zu Kabyle sich fortpflanzt und das ganze Reich in Aufruhr bringt. Der Vater des jetzigen Regenten suchte deshalb nur durch Einwirkung auf ihren religiösen Fanatismus, durch Sendung verehrter Prediger sich die Kabylen geneigt zu machen, was ihm auch gelang. Der regierende Sultan aber trachtete danach, die Kabylen zur regelrechten Steuerzahlung zu zwingen, bewirkte damit aber nur einen heftigen Aufstand, in welchem zwar die Beni-Gorfed erhebliche Verluste erlitten, ohne daß damit der Sultan etwas gewonnen hätte, denn seit dieser Zeit verweigern diese Kabylen allen Gehorsam und sind nurmehr dem Namen nach noch Unterthanen des Herrschers von Marokko. Auch unter einander kämpfen sie ohne Unterlaß; so besteht Blutfehde zwischen den Beni-Gorfed und den Sumáta, den Halserif und Benisef 2c.

Die Beni-Gorfed besitzen zwar nur wenige Tschora oder Dörfer, doch sind dieselben so ansehnlich, daß Chtot neun Moscheen besitzt und Sachará, welches fünf Moscheen zählt, 1000 Schützen ins Feld stellen kann. Die Individuenzahl dieser Kabyle wird auf 25 000 Seelen geschätzt. Da diese Beni-Gorfed sich weigerten, dem Pascha von El-Arisch zu gehorchen, so wurden für sie zwei besondere Kaids eingesetzt, deren Geboten aber nicht immer Folge geleistet wird, und geschieht dies einmal, so wird der empfangene Befehl sehr lässig ausgeführt. Auch die vier Scheiks suchen mehr durch gütige Vermittelung und Zureden, als durch entschiedenes Auftreten sich in ihrer schwierigen Stellung ihr Ansehen zu bewahren. Die Beni-Gorfed bauen Oliven, Wein, Bohnen, Gerste, Durrah und ein wenig Weizen. Ihr Viehstand besteht aus kleinen Rindern, zahlreichen Ziegenherden und geringwerthigen Schafen, aus deren grober Wolle sie ihre einfachen Gewänder weben. Wenn sie sich im Zustande der Botmäßigkeit befinden, zahlen sie dem Sultan 2336 Dukaten Steuer. Sie zählen im Ganzen 13 Tschora oder Niederlassungen.

Die Kabyle der Halserif von Dschebel zählt 27 Tschoras mit circa 10 000 Bewohnern. In ihrem Territorium liegen ausgedehnte Buschwälder, in Folge dessen viel Honig von den (wilden?) Bienen gewonnen wird. Ihre Aecker liefern Bohnen, Durrah, Feigen 2c. Der Viehstand dieser Kabyle ist gering. Steuern werden nur dann gezahlt, wenn eine Heeresmacht sie dazu zwingt. Zwei Scheiks sind die Häuptlinge dieser Kabyle.

Volkreicher als die eben genannte ist die Kabyle der Halserif von Otáa, denn sie zählt 35 Dörfer mit gegen 15 000 Bewohnern, welche den Befehlen eines einzigen zu Das-el-Uzari residirenden Scheiks gehorchen. Was Ackerbau und Viehzucht anbelangt, so sind selbe nicht von den Verhältnissen der anderen Halserif verschieden. Beide Halserif-Kabylen zusammen sollen dem Sultan 2800 Dukaten (10 Napoleons = 32½ Dukaten) an Steuern entrichten.

Die Kabyle der Benisef umfaßt 24 Tschoras mit 16 000 Bewohnern. An Steuern sollte sie jährlich 420 Dukaten zahlen.

Die 9000 Individuen der Kabyle Sumata wohnen in 13 Tschoras, welche dem Sultan 242 Dukaten an Steuern zu zahlen haben, sich aber gewöhnlich von jeder Zahlung frei erhalten.

Die Hauptstadt der Provinz ist jener Ort, der auf den deutschen Karten den Namen El-Arisch führt, im Lande selbst aber El-Araisch genannt wird, während die Spanier sich diesen Namen zu „Larache" zurecht gelegt haben. Sie ist der Sitz des Paschas und besitzt eine Garnison von Linien-

truppen, d. h. sie gehört zu jener Klasse der marokkanischen Städte, welche den Titel Machzén führen. M. Renou verlegt die Zeit der Gründung von El-Arisch in das XIII. Jahrhundert, doch mit Unrecht, denn schon im Jahre 300 der mohammedanischen Aera wurde der Emir Jahya-ben-Edris von seinem Bruder Mohammed, dem dritten Regenten aus dem Hause der Edrisiden, zum Gouverneur von El-Arisch und seiner Dependenzen ernannt. Es hat demnach diese Stadt bereits im IX. Jahrhundert existirt; sie scheint, wie ihr Name beweist, von Arabern gegründet worden zu sein. Die Bedeutung von El-Arisch scheint durch das ganze Mittelalter eine sehr geringe gewesen zu sein, denn als die Spanier im Jahre 1610 sich in den Besitz dieses Punktes setzten, fanden sie nur sechzig Hütten innerhalb der festen Mauern. Letztere wurden, um ein Kastell zu schaffen, von Muley Naser, dem Bruder des Königs von Fez, erbaut. Die Veranlassung hierzu boten die Eroberungszüge der Portugiesen, dieselben hatten im Jahre 1471 Arzila genommen, wodurch die Bewohner von El-Arisch, welche seit dem Anfange des XV. Jahrhunderts vom Seeraube sich nährten, so in Schrecken versetzt wurden, daß sie ihre Vaterstadt gänzlich verließen. Damit nun der Platz nicht in die Hände der Christen fiele, wurden jene Befestigungen errichtet, welche mehr als ein Jahrhundert später erhebliche Verstärkungen erhielten. Voll Furcht vor den Eroberungsplänen Philipp's II. ließ Muley Hámed Déhebi zwei große, äußerst fest gebaute Forts errichten, welche die Stadt von der See- und Landseite her vor jedem feindlichen Angriffe schützen sollten. Die Mühe war vergebens, denn im Jahre 1610 trat Muley Schech El-Arisch an die Spanier ab, welche nun ganz El-Arisch mit einer festen Mauer umgaben. Bis zum Jahre 1689 blieb die Stadt im spanischen Besitze; nach einer hartnäckigen Belagerung, welche durch $3^1/_2$ Monate währte, gelang es dann den Mauren, durch eine Mine mehr als 100 m der Mauer in die Luft zu sprengen. Die 3200 Mann zählende Garnison flüchtete sich in die Obstgärten, wo die Spanier einen Tag und eine Nacht hindurch noch tapfer sich schlugen, dann aber nach dem Verluste von 1200 Mann sich ergeben mußten. Von diesen Gefangenen haben nur wenige ihr Vaterland wiedergesehen, denn erst im Jahre 1691 gelang es, einen Vertrag mit dem Sultan abzuschließen, welchem gemäß für je 1000 Mauren 100 Spanier ausgewechselt werden sollten. Seit dieser Zeit spielte El-Arisch eine unbedeutende Rolle, seine Bewohner widmeten sich wieder der Piraterie, was die Franzosen im Jahre 1769 bewog, eine Expedition gegen dieses Seeräubernest zu entsenden, doch holten sich die Christen nur empfindliche Verluste, da die Barre des Lukkus jede Annäherung von der Seeseite aus erheblich erschwert; dasselbe Mißgeschick traf ein österreichisches Geschwader, das sechzig Jahre später ebenfalls den erfolglosen Versuch unternahm, die Piraten von El-Arisch zu züchtigen. Die letzten Feinde sah El-Arisch im Jahre 1860 vor seinen Mauern, als die Spanier in ihrem marokkanischen Feldzuge einige Kriegsschiffe nach den atlantischen Küsten des maurischen Staates abschickten, welche aber der Stadt nur einen geringen Schaden zufügten. Die Befestigungen sind in verhältnißmäßig gutem Zustande und mit zahlreichen Kanonen, von denen die meisten in den vergangenen Jahrhunderten gegossen oder den Christen abgenommen worden sind, armirt.

Die Stadt zählt ungefähr 750 bis 800 Häuser mit 4000 Einwohnern, unter welchen 70 Christen und 500 Juden leben. Was Handel und Verkehr anbelangt, so steht El-Arisch bedeutend dem großen Handelsemporium der Provinz, Kasr-el-Kebir nach, immerhin ist sein Handel nicht unansehnlich, denn die Zollstätte liefert (durchschnittlich) einen jährlichen Ertrag von 201 024 Dukaten. Nimmt man zu diesem Zollergebniß die Einkünfte der übrigen Steuern ꝛc., so bezieht der Sultan von dieser Stadt jährlich 246 824 Dukaten. Im Konsum zeigt sich die verhältnißmäßige Armuth dieser Stadt, welche einen vorwiegend militärischen Charakter zur Schau trägt, denn es vergehen Wochen, ehe die vier maurischen und vier jüdischen Metzger ein Rind schlachten, gewöhnlich werden in der Woche 20 bis 25 Hammel geschlachtet. Ein Theil der Bevölkerung lebt von dem Ertrage der zahlreichen, gut bewässerten Obst- und Gemüsegärten, welche ringsum El-Arisch umgeben. Andere finden ihren Lebensunterhalt, indem sie auf den eigenen Schultern oder dem Rücken ihres Esels Getreide in eines der 32 Magazine schleppen, von wo aus dasselbe auf die Schiffe gebracht wird. Die Regierung erhält überdies auf ihre eigenen Kosten zwanzig Kalfater. Bemerkenswerth ist, daß hier auch ein europäischer Schuster sein Handwerk ausübt.

Dem Rechtswesen der Mohammedaner steht ein Kadi mit sieben Adules oder Schreibern vor, während über die Juden der Rabbiner, dessen zwei Schreiber Sofrim heißen, Recht spricht. Die Stadt besitzt zwei Moscheen und vier Zauyas für die Bekenner der Lehre des Propheten und fünf Synagogen für die Juden. In den zwei Kerkern schmachten 200 Gefangene, von denen nicht wenig unschuldig sitzen. Der Pascha von El-Arisch steht in direktem Verkehr mit dem Konsularkorps in allen Angelegenheiten, wo zwischen Europäern und Eingeborenen Zwistigkeiten entstehen. Die Vertreter der europäischen Mächte sind Konsularagenten oder unbesoldete Vicekonsuln, eine Ausnahme machen nur Spanien und England. Der spanische Vicekonsul ist ein Berufsbeamter, der zugleich das Zollwesen mit beaufsichtigt, denn zur Tilgung der Kriegskosten muß Marokko an Spanien die Hälfte der Zolleinnahmen gewisser Hafenorte abgeben. Der spanische Beamte ist zugleich Delegirter der Sanitätsbehörde, ihm stehen zwei Dolmetscher, ein Taleb (eingeborener Schreiber) und zwei Gendarmen zur Verfügung.

Die ganze Provinz leidet entsetzlich unter der Habsucht aller Würdenträger vom kleinsten angefangen bis zum größten. Die Steuern und Abgaben sind an und für sich nicht groß, aber der Dschari (Dorfvorsteher), der Scheik, der Kaid und der Pascha, jeder will von dem armen Bauer etwas herausschlagen, so daß dieser von allen Seiten in barbarischer Weise gequält und gedrückt wird. Die arabischen Bauern überlaufen die europäischen Konsuln mit Gesuchen, sich ihrer anzunehmen, was natürlich nicht angeht. Die Bedauernswerthen sagen: „Herr, alle Steuern will ich gerne dem Sultan, meinem Fürsten, voll und richtig zahlen, nur rette mich, o Konsul, vom Dolm!" Unter letzterer Bezeichnung faßt der Landmann alle Erpressungsversuche der Beamten und die Geldstrafen zusammen. Kein Wunder, daß die Leute selbst, wenn sie einiges Geld besitzen, dasselbe ängstlich vergraben und eine entsetzliche Armuth zur Schau tragen, um ja nicht die Habgier der Würdenträger zu reizen. Wenn heute eine europäische Macht den Marokkanern dieser Provinz die Freiheit des Kultus garantirt, die heiligen Gebäude und Stiftungen nicht anzutasten verspricht, so werden die Bauern der Ebene mit Freuden die neue Herrschaft begrüßen. Anders freilich würde es sich mit den Berbern des Gebirges verhalten, deren trotziger Unabhängigkeitssinn nur durch das Schwert gebeugt werden könnte.

Kürzere Mittheilungen.

Westafrikanisches.

Am 21. September d. J. wurde in Eisenach die Generalversammlung des deutschen Kolonialvereins abgehalten, welche durch Ansprachen der Herren Woermann und Lüderitz ein ganz besonderes Interesse erhielt. Ersterer wies (nach der „Allgemeinen Zeitung") auf die merkantile Bedeutung hin, welche deutsche Kaufleute im Auslande errungen[1]). Wenn auch die Person dort Achtung genossen, so sei dieselbe doch nicht auf die Produkte der Deutschen in überseeischen Ländern übergegangen, da dieselben oftmals den Namen einer englischen Firma bedurft hätten. Der Schutz der Deutschen dort habe nur durch fremde Nationen gewährt werden können und andere Nationen hätten sich unserer Arbeit bemächtigt. Der deutsche Kaufmann könne jetzt mit anderem Bewußtsein dort arbeiten. Die Besitzergreifungen Deutschlands hätten an einer Küste stattgefunden, die als eine besonders wüste und sterile verschrieen sei. Erst seit Aufhebung des Sklavenhandels habe sich dort ein legitimer Handel, erst nach gewonnener Freiheit die Arbeit der Neger entwickeln können. Der Elfenbeinhandel, ein sogenannter Raubhandel, sei nicht von so großer Bedeutung. Palmenöl, Farbenhölzer, Gummi elasticum dagegen komme in den letzten 25 Jahren in sehr großer Quantität in den europäischen Handel, Palmenöl z. B. jährlich 125 000 Tons; es könnte sich hieraus noch ein großer Absatz für den deutschen Markt entfalten. An der Westküste sowohl als in Camerun stehe die Bevölkerung noch auf sehr geringer Stufe; um so leichter sei deutscher Einfluß dort zur Geltung zu bringen. In Camerun sei der Boden außerordentlich fruchtbar, Redner selbst habe vortreffliche Proben von dortigen Erzeugnissen erhalten. Wenn der Handel eine feste Basis bekomme, sei schon eher ins Innere einzudringen, was bisher bei der Gehässigkeit der Neger und Bevölkerung kaum möglich gewesen sei. Bisher seien die Arbeitskräfte von anderen Orten beigezogen worden; das sei jetzt sehr schwierig. Man sei daher darauf angewiesen, die Neger zur Arbeit heranzuziehen. Freilich sei dies nicht leicht. An der Liberiaküste seien die Neger schon längere Zeit daran gewöhnt und nach und nach tüchtige Arbeiter geworden. Sie hätten sich dort angebaut und fühlten sich wohl dabei. Auch die deutschen Missionare hätten in dieser Beziehung sehr günstigen Einfluß geübt, welche nicht bloß in abstrakten Theorien, sondern auch in praktischen Unterweisungen einzuwirken gewußt hätten. In Camerun sei Boden und Klima für Plantagen geeignet; die Woermann'schen Besitzungen existirten nun sechs Jahre, aber Erträge seien noch nicht da, jedoch dann reichlich zu erwarten. Bei energischem Vorgehen sei dort für deutsche Besitzungen eine ersprießliche Zukunft zu erlangen. An der Goldküste werde oft der Fehler begangen, daß sich der Einwanderer nicht ausreichende Verpflegung und nicht genug Bewegung schaffe, junge Kaufleute mit Intelligenz und Energie dagegen würden dem Rechnung zu tragen wissen. Die Civilisation Afrikas sei eine so großartige Aufgabe, daß wohl alle Nationen daran arbeiten müßten und Deutschland in dieser Beziehung nicht beeinträchtigen würden. — Dem gegenüber müssen wir bemerken, daß erfahrungsgemäß die Hälfte der neuankommenden Europäer an der afrikanischen Westküste dem Klima erliegen (s. Flegel a. a. O.). Wenn auch z. B. in Camerun das nahe Gebirge als Sanatorium dienen kann, so können sich doch höchstens die Chefs der Faktoreien eine solche Erleichterung verschaffen — die Faktoreien liegen eben unten am ungesunden Strande und müssen der Schiffsverbindung wegen dort liegen; die jüngeren Angestellten müssen deshalb dort aushalten und gehen massenhaft zu Grunde. Daß in solchen Gebieten an Ackerbau seitens Deutscher nicht zu denken ist, liegt auf der Hand.

Einem Privatbriefe aus Madeira, welches durch Lage und Schiffsverkehr (es laufen dort wöchentlich mindestens drei Liverpooler Dampfer an, aber monatlich nur ein Woermann'scher, und das erst seit diesem Jahre) zu einem Centralpunkte für Nachrichten von der afrikanischen Westküste geworden ist, entnehmen wir ferner Folgendes: „Uebrigens sind unter den deutschen Kaufleuten, die hier draußen thätig sind, selbständig oder in englischen Häusern, die Ansichten sehr getheilt. Wenn auch die englische Regierung wirklich keine Ursache hat eifersüchtig zu sein, so sind doch die englischen Kaufleute wüthend und die Deutschen, die bisher unangefochten unter ihnen gelebt und in Handel und Wandel täglich mit ihnen zu thun haben, fürchten doch, zunächst verschiedene Nachtheile davon zu haben."

Leider beherrscht dieselbe ungerechtfertigte Anschauung, daß jeder koloniale Gewinn eines andern Volkes einen Verlust für England bedeute, auch die englischen Blätter, allen voran die „Times" (resp. „Mail"), welche (15. September) mit schlecht verhehlter Schadenfreude die Besitzergreifungen des Konsul Hewett im Niger-Delta (vergl. oben S. 208) besprechen. „Seit Annexion auf der Tagesordnung steht und da das tausendjährige Reich noch nicht angebrochen ist und England an der afrikanischen Westküste sehr solide Interessen zu beschützen hat, so verdient Konsul Hewett's Vorgehen unsere kräftige Unterstützung und Empfehlung", schreibt das Weltblatt. „Was den Handel anlangt, ist der Niger wesentlich ein britischer Strom[1]), und ohne Zweifel beabsichtigt Konsul Hewett seine Protektionsfahrt nach Süden mindestens bis zum Calabar-Flusse fortzusetzen, wo wiederum britischer Einfluß maßgebend ist und wöchentlich 500 Tons Oel verschifft werden. Kurz, das ganze Niger-Delta und alle Oelflüsse an dieser Küste müßten auf der nächsten Ausgabe der Colonial Office List mit derselben Farbe wie die Besitzungen um Lagos und im Zusammenhange mit denselben kolorirt erscheinen" u. s. w. Schließen wir mit einigen Worten Flegels (a. a. O. S. 144): „In Bezug auf die voraussichtliche Zukunft des Niger-Benuë-Handels habe ich die Ueberzeugung, daß diese Wasserstraße die Straße des Welthandelsverkehrs mit dem so sehr produktions- wie konsumtionsfähigen Sudan werden wird. Sie ist der einzig brauchbare wirklich schiffbare Zugang zum Herzen des dunklen Kontinents, ein Wasserweg von der Länge des Rheines von der Mündung bis in die Schweiz, ein Wasserweg, der praktisch gebauten Fahrzeugen das ganze Jahr hindurch kein Hinderniß für den regelmäßigen Verkehr in den Weg legt, dessen zahlreiche Zuflüsse aus allen Himmelsgegenden die Zufuhr von Produkten erleichtern."

[1]) So berichtet der eben vom Benuë nach Deutschland zurückgekehrte E. R. Flegel, daß der Handel der englischen Kolonie Lagos an der Sklavenküste fast ganz in deutsche Hände übergegangen ist (Mitth. der Afrikan. Ges. in Deutschl. IV, S. 134).

[1]) Die „Times" vergessen die Société française d'Afrique équatoriale, welche am Niger acht Faktoreien besitzt und auf demselben zwei Dampfer, zwei Leichter und eine Steamlaunch unterhält, und das Handelsunternehmen Viard's, beides Unternehmungen, welche wahrscheinlich von der französischen Regierung materiell unterstützt werden. Deutscher Handel ist auf dem Niger unseres Wissens noch nicht vertreten.

Das Camerun-Gebiet und die Küste südlich davon.

In den „Annalen der Hydrographie und Maritimen Meteorologie" (XII, Heft 9, S. 488 ff.) ist aus den Berichten des deutschen Kanonenbootes „Möwe", Korvettenkapitän Hoffmann, eine erste officielle Mittheilung über „Die Küste von Ober-Guinea" erschienen, welcher wir Folgendes entnehmen.

Die Ufer des Camerun-Flusses bestehen bis kurz unterhalb King Bell's Town aus Mangroven-Sumpf. Hier steigt das Terrain schnell an, so daß sich hinter einem schmalen Sandufer eine Terrasse findet, auf welcher sich die Ortschaften der Eingeborenen in fast ununterbrochener Reihenfolge hinziehen. Der Boden besteht aus einem gelben, weiter oberhalb röthlichen Lehm. Das Land ist mit üppiger Vegetation bedeckt, zwischen welcher die gelben Wege und Plätze vor den Häusern aus der Entfernung einen sehr freundlichen Eindruck machen. Man ist daher bei der Annäherung von See aus geneigt, hier ein wohl kultivirtes Land mit parkähnlichen Anlagen zu vermuthen, während in Wirklichkeit es an gangbaren Wegen namentlich in der Regenzeit gänzlich mangelt.

Von europäischen Handelshäusern finden sich zwei deutsche und sieben englische, meist kleinere Firmen, vertreten. Die Deutschen haben angeblich mehr als die Hälfte des Handels in der Hand. Die Europäer leben zum größeren Theil auf den im Flusse verankerten Hulks, so daß nur drei deutsche und zwei englische Faktoreien, sowie zwei Missionsstationen am Lande den Ort bilden, welchen man Camerun nennen könnte, der in Wirklichkeit aber noch durch die Eifersucht der beiden Oberhäupter King Bell und King Aqua so scharf in zwei Theile getheilt ist, daß das Haus Woermann für jeden derselben eine Faktorei und die Baptist-Mission je eine Station haben errichten müssen.

Die Bewohner des Landes, dem Stamme der Dualla angehörig, leben ausschließlich von dem lebhaften Tauschverkehr, welchen sie zwischen den Europäern und den Bewohnern des Innern vermitteln. Sie wachen streng darüber, daß ein direkter Handelsverkehr zwischen Europäern und dem Hinterlande unterbleibt und finden dabei ziemlich mühelos reichen Erwerb. Infolge dessen sind alle Lebensmittel, wenn überhaupt zu haben, außerordentlich theuer. Geldeswerth ist ein sehr unbestimmter Begriff, fast alles muß durch Vermittelung der Faktoreien im Tauschhandel erworben werden. Selbst diese waren nicht im Stande, regelmäßige Lieferungen von frischem Fleisch zu übernehmen, weil die Preise zu hoch und die Quantitäten zu gering waren. Ebenso waren Früchte, Eier u. dergl. kaum zu erlangen.

Eine staatliche Ordnung existirt hier wie fast an der ganzen Guineaküste, Dahome ausgenommen, nicht. Die Oberhäupter King Bell, King Aqua 2c. haben über die anderen Häuptlinge sehr wenig Gewalt und thun nichts Wichtiges ohne deren Zustimmung. Ihr Ansehen ist begründet in ihren starken Familien und ihrem Reichthum an Sklaven. King Bell gab an, daß er etwa 350 Frauen habe, einschließlich solcher, welche er seinen erwachsenen Söhnen gegeben 2c. Unter diesen Frauen werden Sklavinnen nicht eingerechnet, sie sind alle aus freien Familien gekauft. Diese Oberhäupter sind eifrige Händler mit entsprechend höherem Kredit als die kleineren Leute. Sie begeben sich mit ihren Kanoes auf Wochen in das Innere, um Landesprodukte einzutauschen gegen die Tauschartikel, welche ihnen von den Faktoreien auf Kredit übergeben sind. Unter solchen Verhältnissen sind Arbeitskräfte aus dem Lande selbst gar nicht zu haben. Die Faktoreien verfügen über zahlreiche Kru-Neger als Arbeiter, welche von Liberia kommen und nach ein bis zwei Jahren wieder in ihre Heimath zurückgehen.

Die Küste südlich von Camerun bis Kap St. John kann nach den Bewohnern eingetheilt werden in drei Abschnitte:

1. Der nördliche Theil von Camerun bis circa 3° nördl. Br., bewohnt von demselben Stamme, welcher am Camerun ansässig ist, den Dualla's. In demselben befinden sich die Handelsplätze Malimba, Small Batonga (3° 10,6' nördl. Br.) und Plantation (3° 3,8' nördl. Br.).

2. Der mittlere Theil von 3° nördl. Br. bis zum Campo-Fluß (2° 22,7' nördl. Br.), bewohnt von den Stämmen der Banoko und Wapuko, mit den Handelsplätzen Kribby, Batonga (2° 53' nördl. Br.) und Campo-Fluß (2° 22,7' nördl. Br.).

3. Der südliche Theil vom Campo-Fluß bis Kap St. John, bewohnt von den Kumbe-Stämmen, mit den Handelsplätzen Campo-Land (Bird Rock 2° 13,3'), Awuni, Bata (1° 52,7'), Benito. Südlich vom Benito finden sich vereinzelt wieder Wapuko-Ortschaften.

Europäische Agenten sind nur vorhanden in Malimba, Small Batonga, Batonga, Bata und Benito. Außer den deutschen befinden sich noch englische Faktoreien in Batonga und Bata. Die ganze Küste hat ein sehr gleichartiges, aber nicht einförmiges, sondern waldiges und hügeliges Aussehen. Ebenso unterscheiden sich die Bewohner in Sprache und Sitten nicht sehr wesentlich von einander. Staatliche Verbände existiren kaum; im Norden giebt es noch erbliche Könige, deren Machtbereich aber räumlich und effektiv ein sehr unsicher begrenzter ist; im Süden lockern sich die Verbände noch mehr. Unter den Häuptern einer Anzahl Dörfer wird zwar oft einer als King bezeichnet; derselbe wird aber abgesetzt, wenn er etwas thut, was den anderen nicht richtig scheint. Der Besitz des Landes, soweit dasselbe nicht mit Häusern bebaut oder kultivirt ist, hat infolge dessen wenig Interesse für die Leute. Alle sind Händler und begierig Handelsvortheile zu erlangen. Das höchste Streben ist, eine Faktorei im eigenen Bezirk zu haben; es erscheint erniedrigend, in das Nachbarland gehen zu müssen, um seine Waaren zu verhandeln. Die Handelshäuser, welche die Faktoreien vertheilen, haben daher schon allein dadurch die Gewalt, das Ansehen eines Häuptlings zu vermehren oder zu vermindern, und alle Verträge, welche an der Küste abgeschlossen sind, drehen sich um die Einsetzung neuer oder Vergrößerung bestehender Faktoreien. Die einsam gelegenen Faktoreien erfreuen sich einer ziemlichen Sicherheit. Sie zahlen an einen der Häuptlinge eine bestimmte Abgabe, wogegen sich dieser für jeden Diebstahl u. s. w. verbürgt, so daß der Agent sein Haus Tage lang verlassen kann, ohne eine Beraubung zu befürchten. Soll aber eine Faktorei verlegt oder aufgehoben werden, so kann das nur allmählich und heimlich geschehen, die Eingeborenen würden sonst offenen Widerstand leisten.

Die Eisverhältnisse im Polarmeere im Sommer 1884.

Kapitän Emil Pedersen, Führer des norwegischen Fischerkutters „Svea", kehrte Anfangs September von seiner zweiten Fangreise nach dem nördlichen Polarmeere zurück. Pedersen besegelt bereits seit vier Jahren diese Gewässer, um den Walroß-, Robben- und Fischfang, sowie die Bärenjagd zu betreiben; in diesem Jahre betrug sein Fang auf der Höhe von Vardö gegen 600 Stück Kabliau, im Weißen Meere fing er 1175 Stück Robben und auf Ostspitzbergen 216 Robben, 9 Walrosse und 12 Bären, mithin ein sehr schöner Ertrag. Einem Bericht über die Eisverhältnisse in den von Pedersen besuchten Gewässern, der kürzlich in norwegischen Blättern veröffentlicht worden ist, entnehmen wir das Nachfolgende:

Ende Juni traf ich das erste Eis unter 73° 21' nördl. Br. und 25° östl. L. von Gr., circa 17 Meilen OSO von der Bäreninsel; es war durch den hohen Seegang am Rande dicht zusammengepackt. Das Wasser war klar, bläulich und $1\frac{1}{2}$ Grad kälter als die Luft. Der Rand des Eises war noch scharf, dagegen war die Oberfläche desselben von der Luft sehr angegriffen. Die Eisstreifen gingen hier von OSO nach WNW, die Treibeisstücke waren dünn, nur 4 bis 5 Fuß dick, und ihr Flächeninhalt betrug bis eine Kabellänge (= 185 m

im Quadrat. Verschiedene Stücke enthielten schmutziges Landeis. Zwischen den Eisstücken sah ich dann und wann größere und kleinere bläuliche Gletschereisstücke. Nachdem ich durch etwas vertheilteres und aus kleineren Schollen bestehendes Treibeis gegen Nordwesten und Norden gegangen war, fand ich das aus altem Wintereise bestehende Packeis. Auf den Banken zwischen Bäreninsel und der Hope-Insel standen sechs große und einige kleinere Eisberge auf Grund (auf circa 15 bis 28 Faden Wasser). Das beständige Knistern der Eisberge ließ erkennen, daß ihre Außenseiten Veränderungen erlitten. Bei der Untersuchung fand ich, daß hier die Strömung mit einer Geschwindigkeit von $2^1/_3$ Knoten lief, bei steigendem Wasser gegen NO bis O und bei fallendem gegen SW bis W. Der Wind war in diesen Tagen WSW. Ich ging dann nach dem Storfjord, den ich von der Dixie-Bay bis nach Agarths-Bay hinüber dicht mit Eis belegt fand. Dagegen war eisfreies Wasser längs des Hornsundlandes bis zum Südkap, bei der Bäreninsel und ostwärts bis 20° östl. L., von wo der Rand des vertheilten Eises sich bis zur Hope-Insel erstreckte, welche letztere ich am 11. Juli erreichte. Oestlich von der Hope-Insel war das Eis dicht zusammengeschoben, jedoch war an der Ostseite ein $^1/_4$ Meile breites Küstenwasser, in welchem ich bis zum nördlichen Ende der Insel hinaufkreuzte. Da eine frische nördliche Brise mit Schnee auftrat und das Eis dicht bis zur Nordspitze lag, so wurde ich gezwungen, um nicht von dem Eise aufs Land gesetzt zu werden, das Küstenwasser wieder zu verlassen. Ich nahm dann einen nordwestlichen Kurs zwischen dem Eise nach Thousands Island zu, wo das Wasser mit Ausnahme von etwas Grundeis ganz eisfrei war. Längs des Landes nach Ryk Yses Island war das Eis auch vertheilt; hier bei King Johns großen Gletschern schossen wir die meisten Eisbären. Nach vielfachem Hin- und Hersegeln im dichten Treibeise zuerst gegen Nordost und dann gegen Süden traf ich endlich am 5. August in ONO von der Hopeinsel unter $76^3/_4$ Grad nördl. Br. und 28 Grad östl. L. von Gr. eisfreies Wasser, nur nach NO zu war dünnes Eis bemerkbar. Ich ging nun nach König Karl's Land, das ich am 10. August unter 77° 50′ nördl. Br. und 34° östl. L. Gr. erreichte. Hier war weder unter der Küste noch auf dem Meere, soweit das Fernrohr reichte, festes Eis zu sehen. Einzelne kleine Eisschollen von nur 1 bis 3 Fuß Stärke trieben wohl umher, hinderten aber das Segeln gar nicht. Von König Karl's Land ging ich WNW nach der Mitte des Hinlopensund zu, sah aber kein Eis, auch nach der Walter Thymens Straße zu war das Wasser eisfrei. Von letztem Punkte südwärts bis Ryk Yses Island lag aber längs des Landes dünnes festes Bay-Eis.

An der Westküste von Spitzbergen soll das Eis in diesem Jahre für die dorthin gegangenen Fangleute sehr beschwerlich gewesen sein; erst Mitte August sollen die Fjorde eisfrei geworden sein. Die Witterungsverhältnisse waren auf Spitzbergen höchst ungünstige; meistens herrschten Nebel bei südwestlichem bis westlichem Winde und rauhes kaltes Wetter. Bei der Hope-Insel traf ich Mitte August einige Schiffe, die von Novaja Semlja kamen. Die Schiffer berichteten, daß sie dort wenig ausgerichtet hätten, da die Eisverhältnisse zu ungünstige waren, um auch nur einigen Fang erwarten zu können. Das Eis lag dort noch Anfangs August in allen Fjorden fest, ebenso auch nordwärts bis zur Admiralitätshalbinsel und südsüdwestwärts bis zum 72° nördl. Br.; später trieb das Eis aber westwärts fort. In der Petschora-Bucht war das Eis etwas vertheilt und war dort das Segeln möglich. Die Eisschollen an der Westseite von Novaja Semlja waren bis $^1/_2$ Meile im Durchmesser und mit Schnee bedeckt. Die von dort kommenden Fangleute, besonders der bekannte H. Johansen von Tromsö, sind der Ansicht, daß es in diesem Jahre unmöglich sein wird, in das Karische Meer hineinzukommen. Johansen hat während seiner vieljährigen Expeditionen keine ungünstigeren Eisverhältnisse gesehen.

Die Ansicht dieser norwegischen mit dem Polarmeere wohlvertrauten Fangleute hat bald nach dem Eingange vorstehenden Berichtes ihre Bestätigung erhalten. Wie nämlich ein am 9. September in Tromsö eingetroffenes, in Archangel aufgegebenes Privattelegramm besagt, war dorthin das Dampfschiff „Nordenskiöld" aus der Jugorstraße zurückgekehrt, weil das Karische Meer mit Eis angefüllt und ein Vordringen nach dem Jenisei unmöglich war. Sibiriakoff verließ das Schiff in Archangel, um über Petschora auf dem Landwege nach Sibirien zurückzukehren.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Uckermark ist der „Angermünder Zeitung" zufolge eine ganze Ortschaft, welche noch vor einem bis zwei Jahrzehnten einen Gemeindevorstand, eine Schule u. s. w. besaß, jetzt völlig vom Erdboden verschwunden. Bei Joachimsthal unweit Schmelze lag das Dörfchen Mellin (auf der alten Generalstabskarte allerdings nur als Vorwerk bezeichnet); die Bewohner desselben sind zum großen Theile ausgewandert, die Häuser wurden zum Abbruch verkauft und heute geht der Pflug über ehemalige Wohnsitze; nur ein kleiner Kirchhof zeigt noch an, daß hier einmal Menschen gewohnt haben.

— Die eben vollzogene Eröffnung der Arlbergbahn giebt uns Veranlassung, auf das Doppelheft 71 — 72 der „Europäischen Wanderbilder" (Zürich, Orell Füßli u. Co.) hinzuweisen, auf „Durch den Arlberg. Von Ludwig v. Hörmann", dessen Text ausnahmsweise anziehend und anregend geschrieben ist und im Verein mit den 26 Abbildungen von Landschaften, Bauwerken und Trachten viele zum Besuche des schönen neuen Schienenweges verlocken dürfte. — Von anderen Heften des trefflichen Sammelwerkes nennen wir noch Nr. 59—61, Noë's „Pusterthaler Bahn", worin der Verfasser, wie so oft, auf manchen stillen reizvollen Winkel der Alpenwelt hinweist, dem die Mängel einer in die Mode gekommenen Sommerfrische noch nicht anhaften; dann Nr. 70, Pasqué's „Bergstraße von Jugenheim bis Auerbach", Nr. 73—74, „Von Paris nach Bern über Dijon und Pontarlier" und Nr. 75—76, „Der Vierwaldstättersee", letzterer mit 40 zum Theil prächtigen Bildern von J. Weber.

— In Schottland ist der „National-Zeitung" zufolge das Projekt eines Schiffskanals zwischen dem Firth of Forth und dem Firth of Clyde bezw. zwischen Edinburg und Glasgow wieder aufgetaucht. Es existirt bereits ein im vorigen Jahrhundert gebauter Kanal zwischen beiden Meerbusen, der jedoch nur für kleine Fahrzeuge schiffbar und daher ohne Bedeutung ist. Die Bodenverhältnisse sind günstig und der alte Kanal würde den Transport der Materialien sehr erleichtern. Für die deutsche Schiffahrt ist das Projekt insofern von Bedeutung, als die aus der Ost- und Nordsee kommenden, nach Westen bestimmten Schiffe

vielfach den Weg um Schottlands Nordspitze herum der gefährlicheren Route durch den Aermelkanal vorziehen. Der neue Kanal würde ihnen demnach die Fahrt bedeutend abkürzen.

— Zu Anfang September hat der Bau der Eisenbahn von Nauplia nach Argos (Peloponnes) begonnen; diejenige von Athen nach Laurion nähert sich ihrer Vollendung.

Afrika.

— In Heft 10 und 11 der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" (VI. Jahrgang) veröffentlicht Dr. F. Umlauft Bruchstücke aus dem Tagebuche A. Schaumann's, welcher im Dienste der Association Internationale du Congo an einer Expedition zur Erforschung des Niadi-Kuilu theilnahm und sich dabei eine tödtliche Krankheit zuzog. Wir lernen daraus die Kehrseite der Medaille kennen, die von den Lobpreisungen des Unternehmens z. B. im „Mouvement Géographique" grell absticht. Es wird dadurch ein geradezu frevelhafter Mangel an Fürsorge für die Angestellten der Association aktenmäßig dargethan; Schaumann klagt wiederholt in seinen Aufzeichnungen über Mangel an Trägern, an Lebensmitteln, Arzneien, ja selbst an wissenschaftlichen Instrumenten. „Wohin kommen — fragt Dr. Umlauft — die reichen Vorräthe an Proviant aller Art, welche aus Europa nach dem Kongo geschafft werden? Offenbar bleibt das meiste davon an der Küste, wo sich etliche der dort Stationirten daran gütlich thun; denn im Innern leiden die Reisenden, welche die größten Beschwerden auf sich nehmen, oft Noth am Nöthigsten. Auch die Aerzte, welche die einzelnen Expeditionen begleiten, thun nicht immer ihre Pflicht und kümmern sich um die Kranken wenig oder gar nicht." — Sollte es da wirklich schon an der Zeit sein, für die neuen „Kongo-Freistaaten", wie es jetzt in Brüssel geschieht, eine Verfassung auf dem Papiere auszuarbeiten?

— Die polnische Expedition unter Herrn von Rogozinski in Camerun ist sehr zusammengeschmolzen, nachdem auch Herr Tomaschek gestorben und Herr von Hirszenfeldt nach Europa zurückgekehrt ist. Sie besteht nur noch aus dem Chef und Herrn Janikowski, welche ihren Aufenthalt auf der Insel Mondoleh genommen haben und, nachdem ihnen neue Mittel aus Polen zugegangen sind, sich zu einer neuen Expedition in das Innere vorbereiten. — Herr Dr. Passavant hat einen neuen Begleiter in Herrn Dr. Pauly (aus Plön) erhalten. Sie sind zunächst auf einige Tage nach Bokunda gegangen und dann auf einem Dampfer nach dem Süden gereist, um die Küste und besonders den Ogowe, soweit es europäische Faktoreien giebt, kennen zu lernen. Von diesem Abstecher zurückgekehrt, werden sie sich darauf vorbereiten, mit dem Schlusse der Regenzeit in das Innere einzudringen. — Die schwedische Expedition ist noch immer auf Mann's Spring (2240 m hoch, südlich vom Camerun-Pik gelegen), wo sie sich eine Blockhütte gebaut hat und von wo aus sie das Camerun-Gebirge erforscht. (Vergl. über diese Expeditionen „Globus", Bd. 45, S. 237.)

— Die Vereinigten Staaten — wird der „Allgemeinen Zeitung" vom 1. Juli aus Antananarivo auf Madagascar geschrieben — haben den Löwenantheil am Handel der Insel, und darauf darf man wohl auch die Entsendung einer Specialmission (Marine-Lieutenant Schufeldt) seitens der Union zurückführen . . . Man sagt in Antananarivo, daß, während die Franzosen sich abmühen, die Nordwestküste zu bekommen, welche sie doch nie kolonisiren werden, und während England mit dem Handel an der Ostküste sich zufrieden zu geben scheint, die Amerikaner im Stillen die Südwestküste erforschen und die natürlichen Reichthümer derselben für sich gewinnen werden. Der von den Amerikanern besuchte Theil der Insel ist bis jetzt fast ganz unbekannt, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß hier ungeheure Naturschätze aufgespeichert liegen, und man darf nicht vergessen, daß der natürliche Ausgang der ganzen Insel auf der Westseite liegt. Dort dachen sich die Gebirge flach ab und dorthin ergießen sich die großen Ströme, von denen manche ein Stromgebiet umschließen, so groß wie das der Elbe oder der Weser.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Mission im niederländischen Theil von Neu-Guinea besitzt nach dem officiellen Handbuch für 1884 vier Stationen: Rou, Doreh, Sumakonoro, Monokwari, auf denen sechs Missionare thätig sind, welche von der Utrecht'schen Missionsgesellschaft ressortiren. Die ersten Missionare, Schüler Goßner's, landeten im Jahre 1855 und arbeiteten unter vielen Mühseligkeiten, bis sie im Jahre 1862 durch Sendboten, welche die Utrecht'sche Missionsgesellschaft ausgeschickt hatte, unterstützt wurden; seit der Zeit ist das dortige Arbeitsgebiet durch holländische Missionare besetzt worden. Ueber den Erfolg der Mission wird sehr verschieden geurtheilt, wiewohl alle Stimmen eins sind, den Missionaren wegen der Hilfe, die sie vielen Europäern und Eingeborenen beweisen, wegen ihrer Aufopferung und ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit Anerkennung zu zollen. Der Name van Hasselt's, der auf Jaesrich's wissenschaftlichen Arbeiten weiter baute, ist in dieser Beziehung zu bekannt, als daß es nöthig wäre, näher hierauf einzugehen.

Nordamerika.

— Die Regierung von Canada hat eine Kommission ernannt, welche sich nach Britisch Columbia begeben und die Chinesenfrage studiren soll; demnächst wird sie über die Einwanderung der Chinesen Bericht zu erstatten haben. Diese Frage erregt mit Rücksicht auf die große Bedeutung, welche in Folge der Vollendung der Canadian Pacific-Eisenbahn die Handelsbeziehungen zwischen Canada und China vermuthlich erlangen werden, die größte Aufmerksamkeit.

— Auch Mexiko sucht wieder deutsche Einwanderer und zwar für die Distrikte Alamos und Guaymas im Staate Sonora und für Gebiete auf der gegenüberliegenden Halbinsel Unter-Californien. Dort sollen Deutsche in Gemeinschaft mit Chinesen gegen allerhand Vergünstigungen den Völkerdünger abgeben, um diese zurückgebliebenen Gegenden zu befruchten und für andere bewohnbar zu machen. So lange noch andere Länder zur Ansiedelung vorhanden sind, wo der Deutschen ein besseres Loos wartet, werden sie hoffentlich nicht nach dem nördlichen Mexiko gehen!

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XLVI.

№ 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XVI.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Am 25. September erreichte die Karawane den ansehnlichen Ort Abâde, den Sitz eines Gouverneurs und einer Telegraphenstation. Der dortige Bazar — denselben pflegten die Reisenden in jedem Orte aufzusuchen, da es der einzige Platz in orientalischen Städten ist, wo man sich einen Begriff von dem Handel und der lokalen Industrie machen kann — zeichnet sich durch Schnitzereien in Birnbaumholz aus, die hier mit viel Geschmack verfertigt werden: reizende Löffel, die bei Tische die Stelle unserer Gläser versehen, Spiegelrahmen, Dintefässer und Schmuckkästen, auf denen vertieft oder erhaben das persische Wappen, Sonne und Löwe, angebracht ist.

Von Abâde aus unternahm das Dieulafoy'sche Ehepaar einen Abstecher nach Süden, nach Eklid, um eine sehr merkwürdige Moschee, von der man ihm in Teheran erzählt hatte, zu besichtigen und zugleich in Erfahrung zu bringen, ob der souveräne Stamm der Bachtijaren wohl Fremde durch die Pässe zwischen Fars und Susiane ziehen ließe. Für diesen Ausflug hatte ihnen der Gouverneur von Abâde seinen eigenen Sohn mitgegeben, einen jungen Mann von etwa 16 Jahren, der offenbar wenig Lust besaß, seinen Anderun, mit dem ihn sein Vater vor drei Monaten beschenkt hatte, zu verlassen, um sich draußen in den Bergen umherzutreiben; doch machte er gute Miene zum bösen Spiele und zeigte sich bemüht, den Fremden zu gefallen. Nach einem sechsstündigen Ritte durch trockene unbebaute Thäler näherte man sich einem natürlichen Felsenthore, jenseit dessen das Gebiet von Eklid begann; hier empfingen sie die Bewohner des Ortes mit schlechtgezielten Flintenschüssen, womit sie erst aufhörten, als der Sohn des Gouverneurs, lebhaft mit den Armen gestikulirend und abwinkend, allein auf sie zuritt.

Eklid ist kein Dorf, sondern eine große Oase von fast 30 km Länge am Fuße der Vorhügel des Luren-Gebirges, wohlbewässert und befruchtet von reichlichen Quellen. In Folge der hohen Lage gedeihen dort Fruchtbäume des gemäßigten Klimas, wie Nuß- und Apfelbäume, das Haupterzeugniß aber ist Getreide und zwar in solcher Menge, daß die Bewohner dieser glücklichen Ebene nie von Hungersnoth zu leiden gehabt haben, welche doch in Persien wegen der schlechten Wege so häufig auftritt. Leider kann aber auch Eklid in Zeiten des Mangels die Umgegend nicht an seinem Ueberflusse theilnehmen lassen; denn aus Furcht vor Räubern unterbleibt jede Ausfuhr. Während der letzten Hungersnoth im Jahre 1878 versuchten die Bewohner von Eklid Korn nach Abâde zu schaffen, aber mußten davon abstehen, obwohl die Entfernung zwischen beiden Orten nicht mehr als 40 km beträgt und der Preis in Abâde viermal höher war als in Eklid. Denn die Leute aus der Umgegend lauerten den Transporten dort, wo dieselben die Oase verließen, auf, plünderten sie und tödteten die Kaufleute, wenn sie sich zur Wehr setzten; als dann die Zeiten besser wurden, behielten sie ihre schlechten Gewohnheiten bei, stahlen den Hirten Hammel und raubten kleine

Karawanen aus. Klagen beim Schah blieben erfolglos, und schließlich errichteten die Bauern der Oase eine Lokalmiliz, welche von den Bergen aus die Ebene und die Straßen nach Ispahan und Schiraz zu überwachen und verdächtige Reiter mittels Flintenschüssen fern zu halten hat. Nach den Bergen von Luristan hin ist diese Bewachung nicht nöthig, da dort die Bachtijaren ohnehin keinem Fremden den Durchweg gestatten. Gleich anfangs erfuhr Dieulafoy, daß es auch ihnen, wenigstens für den Moment, nicht möglich sein würde, das Land derselben zu passiren, da sich ihr Oberhaupt, der mächtige Ilchani, im Norden seines Landes befand und ohne eine Erlaubniß desselben ein Betreten seines Gebietes unmöglich ist. Eine zweite Enttäuschung wartete ihrer, als sie sich, kaum in Eklid angelangt, nach der ersehnten Moschee führen ließen und nichts als ein kleines gewöhnliches Gebäude aus Lehm mit einer unregelmäßigen Kuppel fanden, an welchem nichts Merkwürdiges zu entdecken war, als die sauber mit Kalk geweißten und mit Koransprüchen in apfelgrüner Farbe bemalten Wände. Auch die berühmten Quellen von Eklid, welche in mehreren Armen aus dem Felsen hervorsprudeln und sofort einige tiefe Becken füllen, konnten sie für den Umweg von 70 km ebensowenig entschädigen als die Lehmruinen eines kleinen Sofi-Palastes.

Das Klima der Oase muß sehr gesund sein; reine Luft im Vereine mit klarem, fließendem Wasser und herrlichen Bäumen machen sie zu einem bevorzugten Erdenwinkel. Leider aber haben die Einwohner die Gewohnheit, sich in englische Baumwollstoffe, welche Ispahaner Kaufleute nach Abäde bringen, zu kleiden und außerdem beim Reinigen der Bewässerungsgräben im Wasser zu stehen; in Folge dessen sind Lungenschwindsucht und Rheumatismus häufig.



Sohn des Statthalters von Abäde.

Am 27. September war die Sonne noch nicht aufgegangen, als es schon am Hofthore klopfte und die Vorhalle sich rasch mit allerhand Kranken füllte, welche in der Nacht von ihren Verwandten in der Hoffnung auf Heilung durch die Fremden herbeigebracht worden waren. Unter denselben befanden sich auch zwei stattliche Bachtijarenweiber, Schwestern, welche die ganze Nacht hindurch geritten waren, um ein krankes Kind von fünf Jahren den Franken vorzustellen. Sie hatten in der That einen stolzen Gesichtsausdruck, diese beiden Frauen mit ihrem unverschleierten Gesichte; sie waren mit großer, doch unbewußter Kunst in leichte, dunkelblaue Wollstoffe gehüllt, welche am Kopfe fest anlagen und dann auf den Pyrahan (Art kurzen Hemdes) und auf weite, an den Knöcheln zusammengeschnürte Hosen herabfielen. Das waren in der That Abkommen jener wilden Bergstämme Luristans, der Uxier, denen der Perserkönig Tribut zahlen mußte, so oft er sich von Susa durch ihr Land nach Persepolis begeben wollte, welche selbst Alexander nicht zu unterwerfen vermochte, und die noch heutigen Tages die Oberherrlichkeit des Schah von Persien nicht anerkennen.

Es war schließlich den Reisenden unmöglich, die Klagen sämmtlicher Kranken, welche herbeigeströmt waren, anzuhören; sie mußten daran denken, Eklid zu verlassen, wenn sie anders noch am selben Tage Surmek erreichen und wieder zur Karawane stoßen wollten, und so folgten sie halb widerwillig dem Sohne des Gouverneurs von Abäde und ließen es geschehen, daß die Diener die Kranken mit Stöcken auseinander jagten.

Surmek, das sie nach sechs Stunden Reitens erreichten, ist eine kleine, mit Lehmmauern umgebene Stadt, die früher wohl größere Wichtigkeit besessen haben mag; in ihren Gärten sieht man noch Reste einer sassanidischen, mit 12 Thürmen versehenen Festung, welche sich noch 20 m über dem Erdboden erheben, obwohl ihr Material, wie das der verlassenen Häuser in Ispahan, als Düngung für die Melonenfelder verwendet wird.

Dehbid, welches man am 28. September erreichte, liegt bereits 2400 m über dem Meeresspiegel; es ist der höchste Punkt auf der Straße von Schiraz nach Ispahan. Das kleine und ärmliche Dorf besteht aus einer sehr verfallenen Festung der Sassanidenzeit, einigen Lehmhütten und einer Station des englischen Telegraphen.

Die beiden letzten Nachtmärsche waren lang und mühselig, die Wege mit Geröll bedeckt, steil und schwierig, so daß die Pferde und Lastthiere häufig stürzten und entladen

werden mußten, um wieder auf die Beine zu kommen. Die armenischen Frauen waren gänzlich ermüdet, die Kinder weinten ohne Unterlaß und ein Reisender, der schon krank von Ispahan mitgenommen worden war, lag im Sterben. Es giebt in der That nichts Ermüdenderes, als ununterbrochen auf einander folgende Nachtmärsche. Gern hätte selbst der Tscharvadar-baschi seiner Karawane einen Ruhetag gegönnt, ehe er den schlimmen Marsch von 10 Farsach durch Bergland, der ihn noch von Maderi-Soleiman trennte, antrat; aber er hatte kein Stroh mehr für die Thiere und mußte nothgedrungen vorwärts ziehen.

Der Aufbruch fand um zehn Uhr Abends statt; aber schon um Mitternacht machte die ganze Karawane auf den Ruf der Maulthiertreiber Halt, da jener kranke Reisende gestorben war; man hatte das nur daran bemerkt, daß der Kopf des Leichnams in regelmäßigen Zwischenpausen gegen



Bachtijarifrauen.

das Sattelholz anschlug. Es handelte sich nun darum, den Todten vor Sonnenaufgang zu begraben, worüber sich Jedermann unzufrieden zeigte; nicht Mitleid bewegte die Herzen, sondern nur Aerger, daß man bei dem langen bevorstehenden Marsche eine halbe Stunde mit der Herstellung einer Grube verlieren sollte. Fackeln wurden angezündet und mit Messern und Stöcken machten sich die Tscharvadars daran, mitten auf dem Wege ein Loch zu graben; dann wurde der Leichnam herbeigebracht, seiner besten Kleider entledigt und nach Landessitte fast noch warm in seine letzte Behausung gelegt. Nur dadurch unterschied sich das Begräbniß von dem Verscharren eines Hundes, daß man einen Derwisch, einen schönen Mann, der stets ein Tigerfell als Mantel um die Schultern gehängt hatte, aus seinem Schlafe weckte und ihn bat, das Haupt des Todten in die Richtung nach Mekka hin zu drehen und ihm unter die Achseln Krücken zu legen, daß er sich darauf stützen könnte, wenn einst die Stimme des Engels Azrael

die Todten auferweckt. Dann warf und stieß man mit Händen und Füßen Erde und Steine in das Loch und bedeckte die Stelle mit einigen Steinen; damit war das Begräbniß zu Ende. Die wenigen Neugierigen, welche überhaupt abgestiegen waren, kletterten wieder auf ihre Pferde und Esel, die Schläfer erwachten von dem Schreien der Treiber und die Gafila (Karawane) setzte sich wieder in Gang. Nun konnte sich Dieulafoy auch die zahlreichen Steinhaufen auf den Karawanenstraßen erklären: es sind Gräber.

Bei Tagesanbruch des 29. September erreichte man die Ufer des Pulwar-rud; aber anstatt seinen mächtigen Krümmungen abwärts zu folgen, überschritt ihn die Karawane und stieg in südöstlicher Richtung in das Gebirge hinauf, um nach einem Marsche von 30 km den Fluß weiter unten wieder zu erreichen. Die Sonne stand schon



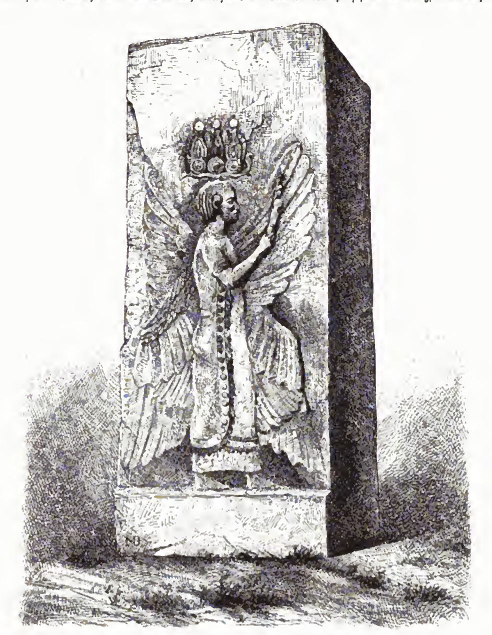
Der Derwisch mit dem Tigerfell.



Pfeiler vom Palaste des Kyros in Pasargadae.

hoch, als man den Paß überstieg, und Mittag war vorbei, als der wegen seiner dunkelblauen Teppiche berühmte Flecken Murghab passirt wurde. Um ein Uhr ward Dehino („Neudorf") erreicht, ein elendes schmutziges Dorf, wo nach 17stündigem Ritte geruht werden sollte. Aber ehe Mr. Dieulafoy vom Pferde stieg, sah er sich noch einmal auf dieser klassischen Stätte des alten Pasargadae, des Herrschersitzes der Achämeniden, um, und als er links vom Dorfe auf einem Berge weißes Mauerwerk erblickte, war alle Müdigkeit vergessen; trotz des Einspruches der Tscharvadars nahm er den photographischen Apparat und ritt langsamen Schrittes zur Höhe hinauf, die mit einem langen Unterbau aus Kalksteinen gekrönt ist. Die Bewohner von Dehino nennen es „Tachti-Maderi-Soleiman" (Thron der Mutter Salomons). Es erinnert an jene mächtigen Terrassen, auf welchen die Könige Babyloniens ihre Paläste errichteten, aber nichtsdestoweniger steht es fest, daß sich niemals ein Bauwerk auf dieser künstlichen Grundlage er-

hoben hat, denn dieselbe ist selbst unvollendet. Das ergiebt sich weniger aus der Unfertigkeit der äußeren Mauern des „Thrones“ — ähnliche Anomalien finden sich an den schönsten Denkmälern Griechenlands, wie den Propyläen oder dem Tempel von Eleusis —, sondern aus dem Zustande der oberen Steinlagen, in denen sich neben vollständig behauenen Steinen andere finden, deren Fugen noch kaum angedeutet sind. Obwohl aber das Gebäude, welches die Untermauerungen zu tragen bestimmt war, niemals errichtet worden ist, so war doch die Lage prächtig gewählt. Im Westen wird das Thal von einem hohen Gebirgsmassiv begrenzt, welches mit dem Berglande der Bachtijaren zusammenhängt, im Süden von einem Ausläufer der Berge, durch welche sich der Pulwar-rud in gewaltigen Krümmungen seinen Weg sucht, um unterhalb der Ruinen von Persepolis im Salzsee Neris sein Ende zu



Denkmal des Kyros. (Nach einer Zeichnung von M. Dieulafoy.)

finden, im Osten von dem wildesten und ödesten Theile Karamaniens und im Norden von stufenförmigen Plateaus, welche zu den hohen, reichbewachsenen Gebirgen von Surmek und Dehbid hinaufführen. Und durch die Ebene schlängelt sich zum Pulwar ein Wasserlauf hin, an dessen Ufern weiße Bauten zu erkennen sind, wie ihre Farbe anzeigt, antiken Ursprungs, denn moderne Dörfer bestehen alle aus grauem Lehme.

Nach gehöriger Nachtruhe nahmen die Reisenden am folgenden Tage (30. September) die Untersuchung der Ueberreste von Pasargadae wieder auf und besuchten zuerst einen viereckigen Thurm, welcher etwa 300 m unterhalb des Tachti-Maderi-Soleiman sich befindet. Die Mauern desselben waren aus Kalksteinen ohne Mörtel, nur mit Verkittung, erbaut; eine Treppe, von welcher noch Spuren vorhanden sind, führte zu einer Thür in halber Höhe der

Façade; vorspringende Pfeiler verstärkten die Ecken und seine Krönung bestand aus einem gezahnten Gesimse. Der Thurm, an welchem vielleicht Griechen gearbeitet haben, bietet trotzdem, von dem Zahnornamente abgesehen, keine hellenischen Architekturformen dar, dagegen überraschende Analogien mit gewissen lykischen Grabmälern, die ihrerseits wieder Nachahmungen alter Holzbauten waren. Vielleicht war es ein Grabmal eines Königs oder sonst einer mächtigen Persönlichkeit.

In der Ebene darunter erregt zunächst ein Trümmerhaufen, welchen eine einzelne noch aufrecht stehende Säule überragt, die Aufmerksamkeit. Dieselbe besteht aus Kalkstein, ist 1,05 m dick und über 11 m hoch; der ganz glatte Schaft ruht auf einer kleinen cylindrischen Trommel von schwarzem Basalte; das Kapitell ist verschwunden oder mag, in tausend Trümmer zerbrochen, am Fuße der Säule umherliegen. Nahe dabei finden sich noch einige andere, symmetrisch aufgestellte Basen aus Basalt, aber die dazu gehörigen Säulen sind verschwunden.

Unweit dieser Säulenstellung erheben sich drei Pfeiler aus Kalkstein, 8 m hoch, je aus drei über einander gestellten Blöcken bestehend und an der einen Seite in Nischenform ausgehöhlt; auf ihrem oberen Theile tragen die Pfeiler die bekannte Keilinschrift in persischer, medischer und assyrischer Sprache: „Ich Kyros der Achämenidenfürst.“ Weiterhin liegen, fast in der Höhe des Erdbodens abgebrochen, vier schwarze Basaltplatten, auf der inneren Seite mit schönen Skulpturen geschmückt, welche die Füße eines Menschen und gegenüber die Fänge eines Riesenvogels zeigen. Wahrscheinlich stellten dieselben den siegreichen Kampf des Gründers des Gebäudes gegen ein Fabelwesen dar, wie er sich häufig auf babylonischen Cylindern



Gabri-Madri-Soleiman, das Grab des Kyros.

findet. Alle diese Reste zusammen gehörten wahrscheinlich einst zu einer großen, von Säulen getragenen und mit einem Holzdache versehenen Halle, an welche eine Vorhalle und rechts und links kleinere, symmetrisch angeordnete Räume angefügt waren; letztere standen durch große Thüren mit dem Hauptraume in Verbindung. Man hat es hier offenbar mit den Trümmern eines Palastes des Kyros zu thun.

Aber noch ein anderes Ueberbleibsel von noch größerem Interesse befindet sich in der Nähe: ein großer, aufrecht stehender Stein von weißer Farbe, welcher in sehr flachem Relief eine, wie die assyrischen Genien und die biblischen Cherubim mit vier Flügeln versehene, menschliche Gestalt in betender Haltung zeigt, die auf dem Kopfe die Insignien des ägyptischen Gottes Kneph als Hauptschmuck trägt. Ueber der Figur stand früher dieselbe dreisprachige Inschrift, wie auf den Pfeilern des Palastes; aber im Jahre 1877 soll der obere Theil des Steinblockes mit der Inschrift herabgestürzt und zu Grabsteinen verarbeitet worden sein. Die dargestellte Persönlichkeit trägt einen ganz europäischen Typus; der Scheitel scheint rasirt oder kahl zu sein, die übrigen Haare reichen in Flechten kaum bis in das Genick; der Bart ist kurz und frisirt. Die Kleidung besteht aus dem langen, inwendig mit Pelz gefütterten und an der Seite zugeknöpften Gewande, welches die Perser noch heute zur Winterszeit tragen und das nach den Perserkriegen Aristophanes zufolge auch in Griechenland Eingang fand. Der Gegenstand, welchen die Figur in der rechten Hand hält, wird für eine Statuette mit doppelter Kopfbedeckung und darüber den heiligen Uraeus erklärt.

Dieses Bildwerk stellt den großen Kyros selbst dar. Wir lassen hier folgen, was Dr. Stolze, der 1875 und 1877 diese Denkmäler und diejenigen von Persepolis photographisch aufgenommen und 1883 zum Theil veröffentlicht hat, darüber urtheilt (s. Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1883, S. 274 f.). „Gegen die Identifikation dieses Reliefs mit Kyros wird verschiedentlich eingewendet, daß

einmal zu dieses Königs Zeiten die Perser wohl noch keine Keilinschrift kannten, und daß ferner Kyros unmöglich sich mit ägyptischem Kopfschmucke hätte abbilden lassen können. Darauf ist zu erwidern, daß der auf dem Relief Abgebildete es schwerlich selbst fertigen ließ. Denn es bezeichnet durch die vier Flügel und die betende Haltung den Dargestellten zweifellos als einen Verstorbenen, wogegen die in der ersten Person redende Ueberschrift natürlich ebenso wenig spricht, wie die, von der uns beim Grabe (s. unten) berichtet wird. Wenn dem Kyros aber dies Denkmal hiernach nur von einem seiner Nachfolger, vielleicht von Darius selbst, jedenfalls aber nach der Eroberung Aegyptens, gesetzt wurde, so schwindet hiermit jedes Bedenken. Denn es war nach antiken Anschauungen ganz in der Ordnung, nun, nachdem das älteste und berühmteste Kulturland dem persischen Reiche einverleibt war, auch den Begründer desselben mit diesen Insignien zu schmücken. Furcht vor Anachronismen kannte man damals noch nicht. Vielleicht ist sogar bei Anfertigung des Denkmals ein ägyptischer Künstler thätig gewesen, was auch die große Flachheit des Reliefs und die sehr abweichende Technik erklären würde, die in der That lebhaft an die der ägyptischen Grabkammern erinnert."

Um Mitternacht, am 1. Oktober, setzte die Karawane nach zweitägiger Rast ihren Marsch nach Schiraz fort, während unsere Reisenden mit ihren Pferden und einem Maulthiere, zwei Dienern und einigen Soldaten, die ihnen der Gouverneur von Schiraz entgegengesandt hatte, zurückblieben. Bei Tagesanbruch stiegen auch sie zu Pferde und ritten, die bisher beschriebenen Ruinen links lassend, auf ein elendes Dorf los unweit der Stelle, wo der Pulwar durch die Berge bricht. Die Lehmhäuser desselben lehnen sich gegen antike Fundamente aus weißem Steine und machen eben durch ihre Existenz eine nähere Untersuchung der Reste unmöglich. Dahinter aber erhebt sich ein kleines Denkmal, dessen warmer goldiger Ton an die schönen pentelischen Marmorblöcke erinnert; es liegt abseits vom Dorfe und ist leicht zugänglich. Doch muß man, ehe man es erreicht, erst einen Kirchhof passiren. Dies ist das Monument, welches unter allen in dieser Gegend am besten erhalten ist und das meiste Interesse bietet; die Perser nennen es Gabri- (oder Meschhedi-) Madri-Soleiman, d. h. das Grab der Mutter Salomo's, während es schon nach seinem ersten Bekanntwerden in Europa allgemein für das Grab des Kyros gehalten worden ist. Der, wie Dieulafoy will, archaische Charakter der griechischen Architektur und der das Tempelchen krönende Giebel, der seines Gleichen sonst in Persien nicht hat, erregen vor allem die Aufmerksamkeit. Das Grabgebäude ruht auf sechs (wie wir sehen werden, sind es deren mehr gewesen) Stufen von nach oben zu abnehmender Größe und diese wieder auf einem Sockel, der weit über die unterste Stufe vorspringt; eine zum Theil zerstörte Treppe diente zum Ersteigen der Stufen. Das Ganze ist aus kolossalen, aber mit größter Genauigkeit gefügten Kalkblöcken erbaut, das Dach massiv und gleichfalls aus Stein. Rings herum lief einst eine Säulenhalle [1]); doch waren nur noch auf drei Seiten Basen und selbst Schäfte von Säulen nachzuweisen. In diesen innern Hof gelangte man durch drei schmale und niedrige Thüren, deren Pfosten noch aufrecht stehen; aber auffallend ist es, daß die beiden sich gegenüber befindlichen Thüren nicht in der Verlängerung der Achse des Grabgebäudes liegen, und daß letzteres nicht den Mittelpunkt des von der Säulenhalle umschlossenen Raumes einnimmt.

Eine kleine hölzerne Thür ist heute an dem Eingange des Grabgebäudes angebracht; sie führt in einen sehr kleinen Raum, in dessen eine Seite in verhältnißmäßig neuer Zeit eine Mirhab-Nische eingegraben worden ist. Die übrigen drei Wände sind glatt und lassen die Größe der Werkstücke erkennen. In die Fugen der Blöcke haben die Dorfbewohner hölzerne Pflöcke geschlagen und daran an Schnüren metallene Lampen und Fetzen von allerhand Farben als Weihgeschenke aufgehängt.

Nachdem Frau Dieulafoy ihrem Gemahl geholfen hatte, die Maße des Denkmals zu nehmen, einige Notizen gemacht und den photographischen Apparat aufgestellt hatte, wurde sie plötzlich von einem heftigen Fieberanfalle ergriffen, der sie zwang, sich niederzulegen. Erst gegen Abend war es ihr möglich, zu Pferde zu steigen und nach Dehino zurückzukehren.

[1]) Eine Rekonstruktion der ganzen Anlage s. in der nächsten Nummer.

Großgriechenland.

Von W. Kobelt.

VII.

Mit dem Capo delle Colonne schneidet der Golf von Tarent nach Süden ab. Der Reisende gelangt mit der Eisenbahn in zwei Stunden von Cotrone nach Catanzaro, entlang einer kahlen, von Fiumaren zerrissenen Küste, die heute vollkommen menschenleer ist. Nur hier und da sieht man an weniger steilen Hängen Bauern mit der Bestellung der Felder beschäftigt, oder einen Ziegenhirten mit spitzem Hut und Fellmantel, umgeben von seiner Herde. Ein mitfahrender Geistlicher unterhält den Reisenden über die Zucht der ghiri, der Siebenschläfer, die sich in dieser abgelegenen Gegend seit der Römerzeit erhalten hat. Man erreicht Policastro, dem die Regierung neuerdings den antiken Namen Petelia wiedergegeben hat, obschon sein Anspruch darauf nichts weniger als unbestreitbar ist. Dann folgt Catanzaro, acht Kilometer von seiner Marine und dem Bahnhof entfernt auf einem Plateau liegend, zu dem man in unzähligen Serpentinen aufsteigt, durch ein mit Oliven, Orangen, Maulbeeren, Feigen und Mandelbäumen erfülltes Thal, auf dessen Grund ein dünner Wasserfaden rieselt, der aber mitunter die furchtbarsten Verheerungen anrichtet. Auf den felsigen Stellen wird der Kaktus zum förmlichen Baum und reift massenhaft seine Früchte; Myrten und fruchtbeladene Erdbeerbäume mischen an geeigneten Stellen ihr tiefes Grün mit seinem Grau.

Die flinken calabrischen Pferde, obschon zu dreien vor eine leichte Droschke gespannt, brauchen zwei gute Stunden bis auf die Hochebene. Im Alterthume scheint hier keine Stadt gestanden zu haben, man findet im Boden nur

byzantinische Reste, wie auch der alte Name Katasaron ein byzantinischer ist. Die Stadt wurde erbaut, als Nicephorus Phocas das den Sarazenen entrissene Calabrien reorganisirte und mit griechischen Kolonisten besetzte. Das feste Normannenschloß erbaute Robert Guiscard 1060; es ist vor einigen Jahren geschleift worden, um den Zugang zur Stadt zu erleichtern.

Catanzaro ist eins der Erdbebencentren von Calabrien und hat gelitten, wie wenig andere Orte. 1626, 1638, 1659, 1693 bezeichnen die ärgsten Verheerungen im siebzehnten Jahrhundert, dann blieb es ruhig bis 1783, wo am 28. März — Messina und Reggio waren am 5. Februar zerstört worden — die ganze Stadt über den Haufen geworfen wurde, so daß auch nicht ein Haus bewohnbar blieb; trotzdem verloren nur 10 Mann das Leben, weil die ganze Bevölkerung, durch die vorausgehenden schwächeren Erdstöße gewarnt, unter Zelten im Freien lagerte. Die Erdbeben dieses Jahrhunderts sind für Catanzaro weniger verderblich gewesen; die von Cosenza 1854 und 1870 wurden zwar empfunden, thaten aber wenig Schaden, und die schreckliche Erschütterung von 1857, welche die Basilicata so entsetzlich heimsuchte, wurde in Kalabrien kaum verspürt.

Heute ist die Hauptstadt von Calabria ulteriore II. eine blühende Stadt von 25000 Seelen, auf einem felsigen Ausläufer der Sila gelegen. Nach drei Seiten umgeben sie tiefe Abgründe, nur nach der vierten hängt das Plateau durch einen etwas niedrigeren Rücken mit dem Gebirge zusammen. Die Enge des Raumes hat die Einwohner gezwungen trotz der Erdbebengefahr doch wieder mehrstöckige Häuser zu erbauen und die Straßen eng zu lassen; nur eine einzige ist fahrbar, die anderen sind schmal und steil, oft mit Treppen. Die Aussicht ist nach allen Seiten hin wunderbar großartig, am großartigsten vielleicht von dem neu angelegten Campo Santo, der in einiger Entfernung von der Stadt liegt. Da die Stadt auch zwei leidliche Hotels und ein ganz erträgliches Restaurant besitzt, ist der Besuch derselben, den man von Messina aus in zwei Tagen machen kann, dem Touristen sehr zu empfehlen. Die Gastfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit der wohlhabenderen Klassen gegen Fremde, ob empfohlen oder nicht empfohlen, übersteigt alle Grenzen; das spanische „Esta alla disposicion de V.“, in seiner Heimath eine bloße Formel, wird hier zur Wirklichkeit und man muß in der Bewunderung von Gegenständen, die einem gefallen, sehr vorsichtig sein. Beim Landvolk der Umgegend herrscht noch ganz die heimische Nationaltracht, in der Stadt ist sie leider längst verschwunden.

Wunderbar ist die Mannigfaltigkeit von Früchten auf dem Markt. Kaktusfeigen, Citronen, die ersten Semprebolce-Orangen, die schon im grünen Zustande genießbar sind, Granaten, Johannisbrot, grüne und schwarze Feigen, frische Mandeln, Bericocci (ein Mittelding zwischen Pfirsich und Aprikose), Mispeln, Sorbusfrüchte, die Beeren von Physalis alkekenga werden ausgeboten zusammen mit köstlichen Aepfeln, von denen die von Gimigliano den besten normännischen nicht nachstehen. Daneben Gurken, Melonen, Kürbisse, Wassermelonen in unzähligen Varietäten, Kastanien, Haselnüsse, Pinienäpfel und Trauben von einer Größe wie in Kanaan. Aus dem Gebirge bringen die Frauen den köstlichen Agaricus deliciosus, den „rosito della Sila“, und im Sommer massenhaft Erdbeeren und Himbeeren. An Gemüsen tritt neben den überall in Italien häufigen Zuchetti und dem Pimiento hier die orientalische Bamieh auf, die Hauptrolle spielen aber die Pomi d'Oro, die Tomaten, und zwar sowohl die wilde (richtiger verwilderte, Lycopersicum cerasiforme) wie die zahme Gartenform. Sie werden in fabelhaften Quantitäten konsumirt und auch für den Winter eingemacht. Zu letzterem Zweck kommen die Frauen aus der ganzen Nachbarschaft zusammen, und die Conserva dei pomi d'oro ist genau ein solches häusliches Fest, wie bei uns das Birnenschälen vor dem Honigkochen oder in den Nüssegegenden das Nußkernen.

Dreizehn Minuten genügen, um von dem Bahnhof von Catanzaro das 7 km entfernte Squillace zu erreichen. Auch hier liegt die Station einsam am Meere; man reitet einen engen Ravin hinauf und gelangt in ein weites Becken, in dessen Mitte die kleine Stadt auf einem zuckerhutförmigen Felsen hängt, überragt von einem mittelalterlichen Schlosse. Die Stadt hat der Landenge den Namen gegeben, welche den südlichsten vom Aspromonte erfüllten Theil der Halbinsel, das eigentliche Italia, vom ehemaligen Oenotrien scheidet. Die Stadt war am bedeutendsten unter den Römern, die sie neu begründeten, und behielt ihren Glanz bis in die Byzantinerzeiten, Dank der reichen und mächtigen Patrizierfamilie der Aurelii, deren berühmtester Sproß der große Cassiodorus war. Die Geschichte dieses Mannes, der Italiens Geschicke unter den Ostgothen lenkte, wird ausführlich erzählt; Lenormant sieht in ihm den ersten italienischen Patrioten, der statt der Weltherrschaft ein einiges, selbständiges Italien, wenn auch unter einem barbarischen König, anstrebte. Als Vitiges unterlag, ging er in seine Heimath nach Scyllacium zurück und wandelte seine Vivarien in der Nähe der Stadt in ein Kloster um, das er Monasterium vivariense nannte. Gothen wie Byzantiner achteten sein Asyl und ungestört konnte er noch dreißig Jahre dort wohnen und die Werke abfassen, welche für unsere Kenntniß der italienischen Zustände im 6. Jahrh. so wichtig sind. Interessant ist die Beschreibung, die er in einem seiner Briefe von den Fischbehältern giebt, die er in Höhlen am Fuße des Moscius angelegt hatte, und in welche das Meerwasser frei eindringen konnte. Unter dem Namen Grotte di San Gregorio sind dieselben heute noch in dem Kap Stalletti nachzuweisen, aber sie sind dem Wasser nicht mehr zugänglich. Lenormant meint, daß ihnen auch früher das Wasser durch künstliche Vorrichtungen zugeführt worden sei, doch könnte möglicherweise auch eine lokale Hebung stattgefunden haben.

Wenige Jahre nach dem Tode des letzten großen Römers verwüsteten die Longobarden die Südspitze Italiens aufs Entsetzlichste; wo uns Squillace im elften Jahrhundert wieder begegnet, ist aus der lateinischen Stadt eine griechische geworden, die ihr Griechenthum zäh behauptet bis zur Zeit der Anjous. Den sarazenischen Raubscharen war das Felsennest zu fest, es hat sich darum bis in unsere Zeiten erhalten und eine ziemlich erhebliche Anzahl bedeutender Calabresen nennen Squillace ihre Vaterstadt. Aber vom Meere abgelegen ist es ein stilles Landstädtchen geblieben, dem auch die Eisenbahn noch kein neues Leben hat einflößen können, und das nur selten von einem Reisenden besucht wird.

Mit der Geschichte von Squillace schließt der zweite Band und damit die erste Abtheilung des Lenormant'schen Werkes, welches sich auf das Litoral des Ionischen Meeres beschränkt. Ueber die zweite Abtheilung, welche nach dem Tode des Verfassers erschienen ist, werden wir später berichten.

Die Sekte der Senusija.

I.

Im zweiten Heft des diesjährigen „Bulletin de la Société de Géographie“ erschien ein von einer Karte begleiteter, sehr interessanter Aufsatz Henri Duveyrier's über die Anhänger des Sidi Mahomed Ben Ali Es-Senusi und ihre geographische Verbreitung, der in mehr als einer Hinsicht Aufmerksamkeit verdient. Bei dem bedeutenden Umfange dieser Arbeit ist es uns nicht möglich hier einen vollständigen Auszug aus derselben zu liefern; wir müssen uns darauf beschränken einzelne Stellen hervorzuheben, die vielleicht bei manchen Lesern des „Globus“ die Lust erwecken werden, sich mit dem Ganzen bekannt zu machen.

Das hier behandelte Thema erscheint nicht nur vom Standpunkte der Geschichte und der Politik wichtig, da wir hier mit einer Sekte bekannt gemacht werden, die mit der größten Entschiedenheit Andersgläubigen entgegentritt, sondern es besitzt auch für die Geographie, resp. für die Erforschung des nördlichen Afrika eine direkte Bedeutung, da die vom Verfasser gemachten Mittheilungen wohl die Aufmerksamkeit aller derjenigen verdienen, die jenes Gebiet betreten wollen, weil dieselben im Stande sind, manchen Ueberraschungen unangenehmer Art gegenüber zur Vorsicht aufzufordern und als Warnung zu dienen.

„Die Türken und die Christen gehören derselben Sorte an, ich werde sie mit ein und demselben Schlage zerbrechen“, einen Ausspruch des Sidi El Achdar Ben Machelus, hat Duveyrier an die Spitze seiner Arbeit gestellt, um den Geist dieser Sekte zu bezeichnen, welche, wenn sie auch eine der jüngsten unter den zahlreichen Verbindungen ist, die sich im Schoße des Islam gebildet haben, doch während ihres siebenundvierzigjährigen Bestehens eine Ausbreitung erlangt hat, deren sich nur wenige der anderen Brüderschaften rühmen können. Gründer derselben war ein einfacher arabischer Rechtsgelehrter aus dem Stamme der Medschaher, Senusi (wie wir ihn der Einfachheit wegen nennen wollen; sein voller Name wurde oben angeführt), der während der letzten Periode der türkischen Okkupation Algiers in der Umgegend von Mostaghanam geboren wurde. Feind der fremden Herrschaft, wurde er nach Marokko verbannt, wo er durch seine Aufnahme in die Sekte der Mulei Taijeb mit der mystischen Grundlage der Philosophie der Schadhelija bekannt wurde. Kurz vor der Eroberung Algiers durch die Franzosen kehrte er in sein Vaterland zurück, welches er als Lehrer der Rechtswissenschaften und der Philosophie durchwanderte; hierauf wendete er sich nach Osten, getrieben durch den Wunsch, sowohl die heiligen Orte zu sehen, als auch die Bekanntschaft der berühmten Lehrer des Islam zu machen, namentlich des Scheich Achmed Ben-Edris, des bedeutendsten Vertreters der Schadhelija. Auf seinem Wege nach den heiligen Stätten Arabiens verweilte er in verschiedenen Orten Nordafrikas, wo er als Lehrer auftrat und sowohl den Mitgliedern der herrschenden Kirche als den Vertretern der Regierung unbequem wurde. In Mekka reihte er sich unter die Schüler des Scheich Achmed Ben-Edris, wurde aber schon nach kurzer Zeit als dessen Nachfolger bezeichnet. Kaum war er in seine Stelle getreten und hatte die Macht in Händen, als er versuchte in Yemen Propaganda für seine Lehre (die wir gleich kennen lernen werden) zu machen. Anfänglich hatte er hier wenig Erfolg; verschiedene Schismatiker, die sich allerdings später ihm anschlossen, wiesen ihn ab. Er kehrte nun nach Mekka zurück, setzte sich mit der Elite der orthodoxen Pilger in Verbindung und suchte sie zu bewegen, den tariqa mahommedija (Weg Mahomed's) zu betreten. So nannte er selbst seine Religion, eine Art reformirten Schadelismus, die er sowohl dem Koran und seinen Erklärern, als seinem eigenen Nachdenken entlehnt hatte, und welche er seinen Schülern als die reine und wahre Lehre des Islam vorlegte, gegründet auf das Wort des Propheten und befreit von allen Auswüchsen, welche sie im Laufe von zwölf Jahrhunderten durch die Arbeiten der Theologen bekommen habe. Später wurde, wie hier gleich bemerkt sein möge, der Name der Sekte, wenigstens im täglichen Leben, verändert, und „tariqat es-senûsija, Weg des Senusi“, nach dem Namen des Lehrers, trat an Stelle der früheren Bezeichnung. Seine Religion, denn auf diesen Namen darf die Lehre des Senusi wohl Anspruch machen, zeichnete sich von ihrem ersten Auftreten an durch ihre Unduldsamkeit und Herrschsucht aus, daher ihr auch der orthodoxe Islam in Aegypten und in Mekka kräftigen Widerstand leistete. Wie dies ebenfalls bei anderen Religionen der Fall ist, erheben auch im Schoße des Islam die geistlichen Orden Ansprüche darauf, daß in ihrer Mitte das religiöse Leben die höchste Vollendung erreiche. Senusi entschloß sich daher im Jahre 1837 dazu, die Auserwählten unter seinen Schülern zu einer Brüderschaft zu vereinigen, in deren Schoß der Geist des Glaubens, die Form des Kultus, die politischen Ansichten, welche er seinen Anhängern einzuflößen verstanden hatte und die er in einer Anzahl von Werken, welche ihn zu einem der fruchtbarsten Autoren des Islam machen, niedergelegt hatte, gepflegt werden sollten. Die wichtigste seiner Arbeiten, gewissermaßen die Quintessenz seiner Werke, trägt den hochtrabenden Titel: „El Schemus El Scharêqa“ oder: „Die aufgehenden Sonnen.“

Die Lehren dieser Sekte lassen sich in Folgendem zusammenfassen: Nur Gott allein soll die Verehrung der Gläubigen gewidmet werden; wohl dürfen sie auch die heiligen Männer ehren, so lange dieselben vom Hauche des Allerhöchsten erfüllt und belebt sind; diese Verehrung soll aber nicht fortdauern, wenn der Gegenstand derselben das Leben verlassen hat, und dann weder in Pilgerfahrten zu ihren Gräbern, noch durch Anrufen ihres Namens und die Bitte um ihre Vermittelung Ausdruck finden. Selbst zu Gunsten des Propheten Mohammed „des vollkommensten Geschöpfes“, wie ihn die rechtgläubigen Mohammedaner nennen, soll keine Ausnahme gemacht werden.

Ehe jemand in den Orden eintreten kann, muß er der Welt entsagt haben. Man verpflichtet sich allein die Autorität desjenigen Beherrschers eines mohammedanischen Staates anzuerkennen, der in seiner Person die gottesdienstliche Gewalt als Chalif mit der weltlichen Macht vereinigt; sobald er aber den Vorschriften des Glaubens, wie die Sekte denselben auffaßt, untreu wird, wird Ungehorsam gegen ihn eine Pflicht, und auch nur diejenigen Priester

werden durch die Senusija als rechtgläubig betrachtet, welche sich mit ihren Lehren im Einklang befinden. Alle Pracht im Anzug der Männer, Seide, Stickereien und Schmuck, Geräthschaften von Gold und Silber sind verboten; die edlen Metalle dürfen nur zur Verzierung des Schwertes dienen, welches ja für den heiligen Krieg bestimmt ist; den Frauen dagegen ist aller dieser Luxus erlaubt. Die Sekte verschmäht eben nichts, was Anziehungskraft üben kann. Der Gebrauch berauschender Getränke, auch des Kaffees sowie Tabak sind verboten, wohl aber Thee mit Farinzucker gestattet; weißer Zucker gilt für unrein, da er mit dem Mehl von Knochen raffinirt wird, die von Thieren herrühren, welche nicht durch Mohammedaner geschlachtet sind!

In Bezug auf den Verkehr zwischen Mohammedanern einerseits, Christen und Juden andererseits hat Senusi äußerst strenge Vorschriften gegeben; es ist nicht erlaubt mit einem solchen Ungläubigen zu sprechen, ihn zu grüßen, mit ihm zu handeln, in seinen Dienst zu treten; wenn er kein Ra'aiya ist, d. h. den Mohammedanern keine Abgabe zahlt, wird er sogar zum Feinde, den das Gesetz nicht nur, wo und wie man kann, zu tödten erlaubt, sondern dessen Tod es geradezu vorschreibt. In diesem Punkte giebt es keinen Mittelweg, entweder muß der Ungläubige Abgaben zahlen, welche die Gesetzgeber des Islam mehr noch als der Koran selbst drückend gemacht haben, oder aber er steht einem wilden Thiere gleich, dem man Fallen stellt, wo man es nicht offen anzugreifen wagt.

Von Anfang an war das Bestreben der Senusija darauf gerichtet, alle Sekten, welche, wie sie selbst, aus der Schule der Schadhelija hervorgegangen sind, d. h. beinahe alle mohammedanische Orden, zum Anschluß an ihre eigene Brüderschaft zu bewegen und diese Taktik, deren politische Folgen sehr groß werden können, ist meist mit Erfolg gekrönt worden. In dieser Weise ist eine große Anzahl von Sekten, Duveyrier zählt ihrer 8 bis 9 auf, jetzt mehr oder weniger unter den Einfluß der Senusija gekommen, nachdem einzelne derselben anfänglich heftigen Widerstand geleistet hatten, und richten jetzt ihre politische Haltung nach den Ansichten des Ordensstifters ein. Dieser Umstand verdient besonders beachtet zu werden, da hierdurch nicht nur der geistige Einfluß, sondern auch die materiellen Mittel und die militärischen Kräfte der Senusija eine ansehnliche Vermehrung erfahren haben.

Im Bewußtsein des Einflusses, welchen sie dadurch erlangen, daß sie sich mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben, haben sie sich sorgfältig enthalten, irgend welche äußere Verbindungszeichen anzunehmen, welche sie auf den ersten Blick verrathen könnten. Andererseits theilen sie nur den bereits affiliirten Brüdern die Gebetsformel mit, welche die Mitglieder an das gewöhnliche Morgengebet anschließen sollen. Dem französischen Vice-Konsul in Ben-ghazi, Herrn Eugen Ricard, ist es geglückt, den Text derselben zu erhalten, welchen wir in der Uebersetzung hier folgen lassen:

Der Ausruf: „Daß Gott vergebe!“ wird hundertmal wiederholt. „Es giebt keinen Gott als Allah.“ „Mohammed ist der Prophet Gottes ganz augenscheinlich und für jede Seele.“ „Er hat Alles geglaubt, was die göttliche Wissenschaft umfaßt.“ Diese Sätze werden hinter einander dreihundertmal wiederholt; hieran schließt sich der hundertmal wiederholte Ausruf: „O Gott, segne unsern Herrn Mohammed, den ungelehrten Propheten, seine Familie und seine Freunde und gewähre ihnen Heil.“

Gewiß lautet dieses Gebet im Gegensatz zu den oben mitgetheilten Grundlehren der Sekte sehr unschuldig, durch die tägliche Wiederholung desselben jedoch wird der Affiliirte an seine Stellung zur Brüderschaft erinnert. Natürlich aber hat letztere auch noch andere Mittel, Gehorsam und Eifer bei ihm zu unterhalten. Sie beruft ihn zu Versammlungen, legt ihm Pilgerfahrten auf, erhebt von ihm Abgaben im Betrage von $2^1/_2$ Proc. von dem Theil seines Vermögens, welcher die Summe von etwa hundert Mark übersteigt; der Schatz, die Ställe, die Vorrathshäuser der Brüderschaft empfangen außerdem reichliche Gaben und Geschenke. Wenn man nur in der Provinz Ben-ghazi die große Zahl der Sklaven, Pferde, Kameele und Hammel sieht, denen mit glühendem Eisen der Name „Allah“ zugleich mit dem Zeichen der Brüderschaft eingebrannt ist, kann man sich von ihrem Reichthum überzeugen. Die Mitglieder, welche zu arm sind, um Geld und Naturallieferungen beizusteuern, müssen Dienste leisten, die sich nicht immer auf eigentliche Arbeitsleistung beschränken, so daß durch die Art derselben manchmal an Zustände früherer Jahrhunderte erinnert wird. Den Senusija sind alle Mitglieder und alle Bundesgenossen recht, wenn sie nur zur Erreichung des Zieles mitwirken, ja diese sonst so strengen Puritaner verschmähen es nicht, zu den Verführungskünsten von Buhlerinnen behufs der Erreichung politischer Zwecke da ihre Zuflucht zu nehmen, wo andere Sendboten keinen Erfolg gehabt haben.

Den Grundsätzen gemäß, die ihr Stifter ihr hinterlassen hat, spricht die Gesellschaft selbst Recht; natürlich ist hierdurch eine ungeheure Macht in ihre Hände gegeben, denn wo der geistliche Gewissensrath gleichzeitig Richter in bürgerlichen und Kriminalsachen ist, müßte derjenige sehr kühn sein, der sich ihm zu widersetzen wagte. Wie bedeutend der Einfluß der Brüderschaft ist, wie sehr sie sich im Volke verbreitet hat, kann man aus allerlei Redensarten erkennen, die namentlich im nordöstlichen Afrika, mit Ausnahme Aegyptens, im Volksmunde vorkommen; die Muselmänner schwören da bei: el haqq Sidi Es-Senusi!“ (bei dem Recht, der Wahrheit des Sidi Es-Senusi!). Bescheiden, wo die Umstände es nöthig machen, erhebt die Gesellschaft stolz ihr Haupt, wo sie sich Herr fühlt. Lange schon, ehe sie die imposante Macht erlangt hatte, über welche sie heute verfügt, als sie selbst noch im Entstehen begriffen war, wagte sie es im Jahre 1861 die Exkommunikation des Beherrschers der Gläubigen Abd El-Medschid auszusprechen, der gleichgültig gegen ihre wachsende Macht von dem von ihr vorgezeichneten Wege abzuweichen gewagt hatte.

Die Organisation der Brüderschaft ist ebenso einfach wie kräftig; der Name aller Brüder (Ichuan oder im gewöhnlichen Leben Chuan) ist im Mutterhause verzeichnet; jeder der Brüder ist dem Moqaddem, dem geistlichen Hirten des Distriktes, dem er angehört — einem Manne, der den Mund kaum anders öffnet, als um zu segnen, einen Glaubenssatz oder einen Fluch auszusprechen — unbedingten Gehorsam schuldig, so auch dem Agha oder Aeltesten und dem Wekil oder Verwalter der Provinz. Alle diese Würdenträger aber, welche in den Augen der einfachen Brüder sich einer großen Gewalt erfreuen, sind ihrerseits nur Sklaven vor dem Großmeister, welcher den Titel Chalif (d. h. Stellvertreter Gottes auf Erden) führt. Wir mit unseren abendländischen Ansichten können uns von der vollkommenen Unterordnung der Brüder, von der ungeheuren Macht des Chalifen, von dem schwindelerregenden Abgrund, der ihn von anderen Menschen trennt, kaum eine richtige Vorstellung machen. 1845 schon verhüllte das damalige Oberhaupt sein Gesicht auf der Straße, um die gewöhnlichen Sterblichen nicht durch den Glanz seiner Herrlichkeit zu erschrecken.

Der Großmeister steht mit den Oberen aller Zauija (Kloster, Schule und Kawanserai) und den bedeutendsten Sendboten in fortwährender, direkter Verbindung. Seine Briefe werden durch besondere Boten überbracht, die sie sorgfältig in ihren Kleidern verbergen; die Art, wie sie zusammengefaltet sind, deutet den Inhalt an; in wichtigen Fällen bedient er sich der mündlichen Nachricht, überbracht von einem vertrauten Boten. Dieser Verkehr ist zu einer außerordentlichen Vollkommenheit entwickelt worden, und 1878 sowie 1881 erfuhr der Moqaddem von Tripoli die Erhebung der Bevölkerung des Dschebel Auras und der Ulad Sidi Esch-Scheich früher, als dieselbe in Algier bekannt war; dabei beträgt die Entfernung bis Tripoli 700 resp. 1200 km in der Luftlinie. In jedem Jahre zur Zeit des Festes Aïd el Kebir, der Ostern des Islam, beruft das Haupt der Brüderschaft alle Moqaddem nach Sherhbub zu einer Synode, wo alle Angelegenheiten der Sekte besprochen werden.

Mit Rücksicht auf das Vorhergehende wird man es leicht erklärlich finden, daß alle mohammedanischen Regierungen — vielleicht nach vergeblichem geheimem Widerstande — sich den Senusija gegenüber sehr zuvorkommend beweisen und sie mit Gaben überhäufen, um die Ruhe zu erhalten. Die englische Regierung hat im Jahre 1882 einen Augenblick lang die Sekte eine feindliche Haltung annehmen sehen, namentlich aber hat letztere der französischen Regierung in Algier vielfach Unannehmlichkeiten bereitet. Es würde zu weit führen, alle durch Duveyrier in Bezug auf diesen Punkt angeführten Belege zu erwähnen; dagegen möchten wir hervorheben, daß nach der Angabe unseres Autors die Senusija es sind, welche oftmals dem Vordringen geographischer Forscher Hindernisse bereiten und daß dieser Sekte das traurige Ende vieler derselben zugeschrieben werden muß. Zahlreiche Namen werden von ihm genannt, Franzosen sowohl wie Ausländer: Flatters, Masson, Beringer und Roche, von Beurmann, von der Decken, Fräulein Tinné kommen auf dieser traurigen Liste vor.

Ein Beweis für das geschickte Vorgehen der Gesellschaft liegt darin, daß sie es verstanden hat, im Laufe von 47 Jahren über so zahlreiche, so verschiedenartige und über ein so großes Gebiet zerstreute Völkerschaften einen so ungeheuren Einfluß zu erlangen. Zum Theil kommt dies daher, daß sie da, wo sie sich überwacht und bekämpft weiß, sehr im Geheimen und sehr vorsichtig einherschreitet. Oft nehmen ihre Mitglieder den Schein an, einer andern Gesellschaft anzugehören, die sich weniger umfassende Ziele gesteckt hat, und suchen sich durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel die ersten Stellen in der Verwaltung, in der Schule, in der Kirche zu sichern. Ihr geheimes Treiben schlägt alle möglichen Umwege ein um zunächst einige wenige, jedoch einflußreiche und bedeutende Personen zum Anschluß an die Sekte zu bewegen und durch dieselben Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. In anderen Fällen, wo dies nicht angeht, suchen sie sich der Schulen zu bemächtigen und begnügen sich damit, ruhig aber sicher auf das kommende Geschlecht zu wirken und benutzen unterdessen jede Gelegenheit ihrem Orden weltlichen Besitz zu verschaffen.

Auch die schwarze Bevölkerung ist ihrem Einfluß nicht fremd geblieben, sie haben angefangen die Tubu zu bekehren und nach den ersten Versuchen schon war es ihnen deutlich, daß sie ihre Angriffe auf das weibliche Geschlecht richten müßten, welches, wie man überall bei den Berbern bemerken kann, eine geistige Ueberlegenheit über die Männer besitzt. Sie eröffneten daher bei den Tubu auch für Mädchen bestimmte Schulen ihrer Brüderschaft und noch jetzt ist an manchen Orten die Zahl der weiblichen Schüler größer als die der Knaben.

Die Insel Jeretike.

Angeregt durch die glänzenden Erfolge, welche die verschiedenen norwegischen Walfängergesellschaften in den Gewässern bei Vardö und Vadsö erzielt haben, sind auch auf russischer Seite neuerdings zwei Gesellschaften gebildet, deren Zweck gleichfalls der Walfang sein soll. Die eine dieser Kompagnien hat sich im vorigen Jahre auf der Insel Jeretike niedergelassen, während die andere sich in diesem Jahre in der Arabucht in der Nähe der norwegischen Grenze etablirt hat. Erstere betreibt den Fang mit einem, letztere mit zwei Walfängerschiffen und einem Schleppdampfer. Das Verdienst, die erste russische Anlage dieser Art geschaffen zu haben, gebührt dem auch als Journalist und Verfasser bekannten Hermann Göbel.

Die Insel Jeretike, nur einige Quadratkilometer groß, war bis zum vorigen Jahre ganz unbewohnt; sie liegt zwischen 33° und 34° östl. L. Gr. in geringer Entfernung von dem Festlande der Murmanschen Küste (Halbinsel Kola), nordöstlich von der Insel Schalim, ist unfruchtbar und klippenreich; nur niedriges Gebüsch von Weiden und Birken lugt hier und dort zwischen den ganz nackten Klippen hervor. Zwischen den Höhenzügen finden sich einige moorige Partien, wo der Pflanzenwuchs weniger kriechend ist, als oben zwischen den Klippen, und der meist aus Multebeeren, Blaubeeren u. s. w. besteht. Auf dem Festlande ist die Vegetation bedeutend reicher, hier findet man sogar dicht am Meere zehn bis fünfzehn Fuß hohe Birken, deren Stämme jedoch nach allen Richtungen gewunden und gebogen sind und deutlich erkennen lassen, wie die Bäume haben streiten und kämpfen müssen, um die für diese Küste ansehnliche Höhe zu erreichen.

Das Thierleben ist, wenigstens was die Anzahl der Individuen betrifft, bedeutend reicher als das Pflanzenleben. Natürlich dominiren hier, wie überall in den arktischen Gewässern, die Vögel. Insbesondere finden sich hier: Haematopus ostralegus, Tringa Teminkii, T. maritima, Phalarops hyperboreus, Acharadrius hiaticula, Strepsilas interpres, Totanus calidris, Colymbus septentrionalis, C. arcticus, Sterna arctica, Larus canus, L. marinus, L. argentatus, Rissa tridactula, Lestris parasitica, Lomateria mollissima, Mergus serrator, Carbo cormoranus, Cephus grylle, Anthus cervinus, A. rupestris, Motacilla alba, Saxicola oenanthe, Accanthis linaria, Corax nobilis, Aquila fulva und Haliaethos albicilla.

Von Vierfüßlern sollen auf der Insel nur Blaufüchse und Hasen vorkommen, während das Festland im Winter von Bären und Wölfen heimgesucht wird. Das Meer ist fischreich, ebenso die Seen und Flüsse des Festlandes; ein

Lachsangler dürfte vielleicht kein besseres Feld für seinen Sport finden können. Das Klima ist, wie erklärlich, rauh, doch nicht so arg, als man meistens wohl annimmt. Erst am 22. Mai machte in diesem Jahre die Kälte einer milderen Temperatur Platz, aber erst am 9. Juni wurde das Wetter wirklich angenehm. Die Durchschnittstemperatur betrug im Juni: Morgens 7 Uhr 8¼° R., Mittags 1 Uhr 13½° R., Abends 9 Uhr 8¾° R. Während des Sommers fällt hier beinahe gar kein Regen und die Winde sind in der Regel nicht so heftig, wie während der anderen Jahreszeiten. Bis Mitte Juli war in diesem Jahre nicht ein einziger Regentropfen gefallen.

Die Murmansche Küste ist im Sommer recht besucht. Es hausen hier in diesem Jahre ca. 10000 Menschen, von denen jedoch kaum 700 auf der Strecke zwischen dem Weißen Meere und der Küste Norwegens überwintern. Seitens der russischen Regierung werden übrigens bedeutende Anstrengungen gemacht, um die Kolonisation der Küste zu befördern; die Kolonisten sind nicht nur vom Militärdienst, den Zöllen und anderen Lasten befreit, sondern jeder sich hier niederlassende Kolonist erhält sogar von der Regierung 250 Rubel ausgezahlt. Ihr Haupterwerb ist die Fischerei, aber auch die Viehzucht müßte man mit Vortheil betreiben können, da die Dungstoffe zur Verbesserung der Wiesen hier umsonst zu haben sind, denn am Strande sind Fischköpfe und Eingeweide, Walfleisch u. s. w. in Menge zu finden.

Das Walfängeretablissement auf Jeretike ist an einem vorzüglichen, von drei Seiten geschlossenen Hafen angelegt. Von diesem aus erhebt sich die Insel gleichmäßig bis zu einer Höhe von 150 Fuß. An der Bucht liegen die Speck-, die Fleisch- und die Graxkochereien (Grax werden die bereits einmal ausgekochten Speckreste genannt), sowie das Thranlager und der von Herrn Göbel erbaute Ofen zur Gewinnung des Thrans aus den Walknochen. Etwas höher belegen sind die Schmiede, die Arbeiterwohnungen und das Magazin und auf dem höchsten Punkte mit der Aussicht auf das Meer die Häuser des Direktors und seines Assistenten.

Das Abspecken der Wale geschieht zur Ebbezeit dicht am Strande, und wird der Speck, wenn die Fluthzeit eintritt, zur Kocherei geschafft. Die langen Speckstücke werden durch ein mit Dampf betriebenes Fallbeil in dünne Scheiben zerlegt, und dann in großen cylindrischen Kesseln ausgekocht.

Die hier gefangenen Wale sind von sehr verschiedener Größe; die in diesem Jahre gefangenen 18 Stück variirten in der Länge zwischen 28 und 85 Fuß und in der Breite von 6 bis 16 Fuß. Im Ganzen ergaben dieselben ca. 1000 Tons Thran. Die zumeist vorkommenden Sorten sind der Blauwal (Balaenoptera Siboldi), der werthvollste von allen, und der Finnwal (B. musculus). Außerdem kommen einzelne Exemplare von Megaloptera longimana vor.

Kürzere Mittheilungen.

Westafrikanisches.

(Das Gebiet von Groß- und Klein-Popo. Deutsche Annektion in Südwestafrika.)

In der Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg am 2. Oktober d. J. sprach Konsul **Brohm** über das Gebiet von Popo. Wir entnehmen dem Berichte darüber, welchen der „Hamburgische Korrespondent“ am 3. und 4. Oktober brachte, das Nachstehende.

Es hat für den Reisenden — begann er — seine Schwierigkeit, die in Rede stehenden Orte aufzusuchen. Leuchtfeuer und sonstige See- und Landmarken sind an der Küste von Ober-Guinea nicht vorhanden. Am Morgen ist das Land für den ankommenden Seemann in dichten Dunstschleier gehüllt; dahinter liegt ein sandiger Küstenstrand und weiter im Innern beginnt der Waldessaum. Bis zu 300 bis 400 Schritt vom Strande ist das Meer tief und die größten Schiffe können soweit heranfahren; dann aber beginnt eine heftige Brandung an dem unter dem Wasser steil aufsteigenden sandigen Ufer, und es bedarf ziemlich bedeutender Geschicklichkeit und Uebung des Bootführers, um den Reisenden glücklich hindurchzuführen. Das Land, von welchem ich rede, ist Popo. Der Ursprung des Namens ist portugiesisch, er bedeutet „Volk“. Die ganze Küste führt den Namen Sklavenküste und war der Schauplatz des portugiesischen Sklavenhandels. Der landschaftliche Charakter des ganzen Küstenstriches ist der gleiche, das Meer bespült eine Art von Sandkopf, an den sich die flache Sanddüne anschließt; dahinter liegt eine Lagune, aus der sich das waldbesetzte wirkliche Festland erhebt. Der Boden ist überall sehr fruchtbar. In den beiden Ortschaften Klein- und Groß-Popo ist die Bevölkerung eine sehr verschiedene. Kein eigentlicher Negerstamm bewohnt die Plätze, sondern sie haben von jeher einem Gemisch von Leuten aus Lagos, Sierra Leona, den englischen Kolonien und Gliedern aller möglichen eingeborenen Stämme als Zufluchtsort gedient. Die Togoleute, welche jetzt den eigentlichen Stamm der Bewohner bilden, sind erst in neuerer Zeit, von Osten kommend, eingewandert, wie sich denn an vielen Orten der Küste eine Wanderung der Stämme von Osten nach Westen nachweisen läßt.

Dieser Zusammenfluß der verschiedensten Elemente hat natürlich einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung von Sitten und Gebräuchen ausgeübt. Unter den eingeborenen Königen existirt eine Erbfolge nicht; wenn der regierende, d. h. mächtigste Häuptling, der sich König nennt, gestorben ist, so wird ein neuer aus der Zahl der übrigbleibenden gewählt. Seine Haupteinnahmequelle sind die Abgaben, die er vom Handel der Europäer erhebt, mit denen unter mehr oder minder günstigen Bedingungen Privatverträge geschlossen werden, da natürlich ein einheitliches Zollsystem und Zollsätze nicht existiren. Von seinen eigenen Leuten erhält er einen Antheil von der Ernte, und bei allen Heirathen, bei Geburt und Tod werden ihm Geschenke dargebracht. Das Familienoberhaupt hat bei den Seinigen fast unumschränkte Gewalt, schlichtet Streit und verfügt über den Familienbesitz. Diebstahl ist ein sehr verbreitetes Laster, aber Mord ist sehr selten und wird an demjenigen, der ihn begangen hat, in derselben Form geahndet, wie er begangen wurde. Die Priester sind sehr einflußreich, da sie als Vermittler zwischen den Menschen und dem höchsten Wesen Mau elui wo (Gott, der hoch oben ist) gebraucht werden müssen. In allen wichtigen Angelegenheiten wird ihr Rath gehört, sie sind auch Wahrsager, und da ihnen die Verhältnisse jedes einzelnen ihrer Volksgenossen genau bekannt sind, so leisten sie viel in Orakelsprüchen, die der Wahrheit nahe kommen. Zu ihren Ceremonien und fantastischen Beschwörungen verwenden sie auch die Bauchredner-

kunst. Krikri, Zaubermittel, besitzt jeder Togo in seiner Hütte. Um den Fetisch günstig zu stimmen, werden ihm Lebensmittel geopfert und Bestreichungen mit Palmöl vorgenommen, auch wohl Hähne für ihn geschlachtet. Die Priester sind auch Medicinmänner, aber heutzutage glauben die Eingeborenen schon nicht mehr recht an ihren medicinischen Hokuspokus, sondern ziehen die wirkliche Medicin der Europäer vor. Den Europäer nennen sie Mauwi, Gotteskind, und halten ihn für ein höheres Wesen.

Die Hauptfesttage des Landes fallen in den April und in den Herbst, zur Zeit der Ernte. Unter unglaublichem Lärm werden dann Opfer von Landesprodukten gebracht und je größer der Lärm, desto höher die Lust. Sechs Tage dauern die Umzüge, an denen der König ebenfalls theilnimmt. Die Faktoreien werden besucht und überall fällt dies oder jenes kleine Geschenk dabei ab.

Eine geheime Verbindung existirt unter den Togo, in welche Männer und Frauen nach zweijährigem Vorbereitungskursus aufgenommen werden können. Es werden in derselben verschiedene Festlichkeiten gefeiert, doch ist über diese Mysterien nichts Näheres bekannt. Bei Verheirathungen und Beerdigungen werden auch mancherlei Festlichkeiten veranstaltet. Die Frauen werden nicht gekauft; es steht sogar einem Mädchen frei, den um sie anhaltenden Mann zurückzuweisen. In der Wohnung hat jede Frau ein besonderes Zimmer, bei Reichen sogar ein besonderes Haus für sich. Die Todten werden in ihrem besten Staate in eine Art von Sarg gelegt und nach mehrtägigem Heulen und Wehklagen und heftigem Schießen mit allen disponiblen Schußwaffen in dem von ihnen bewohnten Raume beigesetzt, der dann nicht weiter benutzt wird. Der nächste Verwandte hält sich in einem dunkeln Raume auf, um in der Abgeschiedenheit zu trauern, bis die Beisetzung erfolgt ist. Nächster Erbe des Verstorbenen ist der Sohn der Schwester, und wenn ein solcher nicht existirt, der entsprechend nächste Verwandte. Mit dem Tode erlischt jedes Schuldverhältniß, die Erben sind nicht zur Bezahlung heranzuziehen.

Ein Sklave hat in Klein-Popo etwa 80 Dollar Werth, er wird durchweg gut behandelt, darf sich auch verheirathen und eine eigene Familie bilden, die aber niemals ganz frei wird. Familiennamen existiren nicht, die Stammes- und Familienunterschiede werden durch Tatuirungen an den Schläfen ausgedrückt. Alle schwere Arbeit wird von Sklaven gethan. Es wächst dort Kassave, Yam, Palmen aller Art, aber kein Reis. Aller Grund und Boden hat feste Eigenthümer, der Grundbesitz ist aber durch Erbschaft und Heirathen vielfach verschoben, so daß einem Besitzer in den verschiedensten Theilen Stücke des Landes gehören. Viehzucht wird gar nicht getrieben und die Industrieerzeugnisse des Landes an Töpfer-, Flecht- und Schmiedewaaren sind sehr unbedeutend. Das Geschäft liegt fast ausschließlich in den Händen der Frauen. Europäisches Geld, am meisten die englischen Zweischillingstücke, kommt immer mehr in Umlauf. Auf dem einige Stunden weit von der Küste im Innern regelmäßig abgehaltenen Markte kommt der Handel immer mehr in Aufschwung, und nach Aufschließung des Innern für den direkten Verkehr der Europäer wird er bisher noch ungeahnte Dimensionen annehmen.

Die Ortschaften sind ohne irgend welchen Plan angelegt. Jeder baut sein Haus, bei dessen Errichtung die ganze Verwandtschaft unter Singen und Tanzen theilnimmt, wo es ihm beliebt. Natürlich ist die Musik nur ein roher Lärm und der Tanz gänzlich ohne Grazie. Der Charakter der Togo ist nicht schlecht, jedoch sind sie überaus lügnerisch und auch faul; sobald sie das Wenige erlangt haben, was sie zum Leben bedürfen, arbeiten sie aus eigenem Triebe nicht weiter, sind aber für ein Trinkgeld doch zu jedem Dienste willig.

Die Tracht ist ein Kleid wie eine Art Toga, welche den rechten Arm frei läßt, und kurze weite Beinkleider. Die Frauen tragen dasselbe, nur bleiben bei ihnen beide Arme frei. Die Haartracht ist der freien Phantasie jedes einzelnen überlassen, auch das Einölen und Bemalen des Körpers wird nicht nach einer gemeinsamen Sitte gemacht.

Der König Lawson ist ein kräftiger Mann im Alter von etwa dreißig Jahren, mit sehr dunkler Hautfarbe. Er kann schreiben und ist der englischen Sprache mächtig. Selbstverständlich haben die Togo keine eigene Schriftsprache, sondern die Schreibkunst des Königs ist die europäische.

Die klimatischen Verhältnisse Klein-Popos sind bekannt, sie werden jedoch schlimmer geschildert, als sie in Wahrheit verdienen. Die sogenannte Malaria, das Fieber, ist nicht gefährlicher als anderswo und durchaus nicht absolut tödtlich. Die trockene Jahreszeit vom September bis April gilt als die gesundeste. Es weht dann am Morgen ein Landwind, und von etwa 11 Uhr ab bis zum Abend ein frischer Seewind, der im December und Januar recht kühl ist. Muskitos, Skorpione und sonstiges Gewürm sind ebenso eine Plage, wie in anderen Tropenplätzen, aber im Ganzen sind die Europäer gern dort und werden unter den jetzigen Aussichten und Verhältnissen wohl in immer größerer Zahl und Behaglichkeit des Lebens sich ansiedeln.

— Wie „Colonies and India" mittheilen, hat Kapitän Schering, Kommandeur des deutsches Kriegsschiffes „Elisabeth", dem Redakteur des „Capland" eine Mittheilung gemacht, aus der folgende Worte, welche mit gesperrter Schrift abgedruckt waren, mitgetheilt werden:

„Um mehrfach ausgesprochene Zweifel, die in der deutschen und englischen Presse laut geworden sind, zu beseitigen, bitte ich Ihnen mittheilen zu dürfen, daß das Gebiet von Angra Pequena, welches sich 20 deutsche (d. h. 80 englische) Meilen landeinwärts ausdehnt, seit dem 7. August annektirt worden ist. Die südliche Grenze dieser Kolonie wird sich bis zur Mitte des Oranje-Flusses und die nördliche Grenze bis zum 26. Grade südl. Br. erstrecken und alle Inseln in Kanonenschußweite von der Küste einschließen."

Recht angenehm für die englische Diplomatie! fügt genanntes Blatt hinzu.

— Ferner erhielt Herr F. A. E. Lüderitz in Bremen am 2. Oktober von seinem Vertreter in Angra Pequena, Herrn H. Vogelsang, folgendes Schriftstück zugesandt:

Angra Pequena, 9. August 1884.

An den Vertreter der Firma F. A. E. Lüderitz
Herrn Heinr. Vogelsang, Wohlgeb., hier.

Ew. Wohlgeboren theile ich ergebenst mit, daß ich auf Befehl S. M. des Kaisers Wilhelm I. das afrikanische Küstengebiet zwischen 26 Grad südl. Br. und der Walfischbai, sowie nördlich der Walfischbai zwischen dieser und Kap Frio unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt habe. Zu diesem Zwecke ist in Sandwichharbour sowie nördlich von Walfischbai und dem Kap Frio die deutsche Kriegsflagge gehißt und sind Grenzpfähle mit den deutschen Nationalfarben aufgestellt worden. Ew. Wohlgeboren bitte ich von Vorstehendem deutschen und englischen Kriegsschiffen, welche in Angra Pequena einlaufen sollten, gefälligst Mittheilung machen zu wollen.

Der Kommandant:
(Stempel.) gez. v. Raven, Korvetten-Kapitän.

Pnom-Penh, die Hauptstadt von Kambodja.

Pnom-Penh liegt an einem Punkte des Mekong-Laufes, der „Quatre Bras" heißt, wo also vier Stromläufe sich vereinigen, unterhalb der Stadt der Fleuve Postérieur und der Fleuve Supérieur und oberhalb der Mekong und der Tonli-sap. Wenn man sich der Stadt im Frühling nähert, so hört man das wirre Durcheinander vieler menschlichen Stimmen und erhält den Eindruck eines großen und sehr gewerbthätigen Ortes; im Sommer dagegen, wenn der Dampfer mühsam gegen den regengeschwollenen Strom ankämpfen muß, ist kaum ein Licht zu sehen, und der einzige Lärm, den man hört, ist das Zirpen der Grashüpfer und

das Brüllen des Ochsenfrosches. Der Ort ist fast durchaus ein Fischerplatz. Längs der ganzen Ufer, hoch über dem Wasserspiegel, sind in dieser Jahreszeit Häuser errichtet, welche nur als Schuppen zum Einsalzen der Fische dienen. Auf dem Dache werden dieselben getrocknet, geöffnet und ausgenommen; unten stehen große Behälter, in welche zerhackte Fische nebst Salz geworfen und in Oel verwandelt werden.

Diese Fabrikation von Fischöl ist für Pnom-Penh etwas durchaus Neues, und da sich während der letzten Jahre der Preis dafür genau verdoppelt hat, so beschäftigt sich eigentlich die ganze Stadt damit. Während der Monate Januar, Februar und März ist die Zahl der gefangenen Fische fast unglaublich groß. Selbst noch Ende Juni, wenn der Strom schon auf die Hälfte seines höchsten Standes gesunken ist, sind jeden Nachmittag und jeden Abend Tausende von Fischerbooten draußen und fangen mit allerhand Netzen eine solche Masse von Fischen, daß es fast unmöglich ist, sie in das Fahrzeug zu schaffen. Späterhin waten Männer, Weiber und Kinder mit Körben, Eimern und Becken in das seichte Wasser hinein und schöpfen die Fische heraus, als ob es Kartoffeln wären. Dann wird die Industrie nach dem großen See Siemrap verlegt, wo man Fische von über 5 Fuß Länge fängt, die so voller Oel stecken, wie ein Seehund oder Walfisch. Erst wenn der Fluß in der Regenzeit steigt, hört diese Thätigkeit auf und mit ihr alles, was etwa irgend welcher Industrie ähnlich sieht. Dann mag auch der Besuch von Pnom-Penh angenehmer sein als früher, wo der ganze Ort wie eine Kloake stinkt.

Von außen sieht derselbe malerisch genug aus; sein Inneres ist, wie stets bei orientalischen Städten, weit weniger anziehend. Es besteht fast nur aus einer einzigen Straße längs des Flußufers, in deren Mitte der Häuserkompler der französischen Beamten sich befindet; von ihm abgesehen giebt es nur Häuser der allergewöhnlichsten Art. Der Königspalast ist im Vergleiche zu denen von Siam und Birma dürftig. König Norodom ist ein faseliger Mensch und hat, wie alle Kinder und Halbwilde, besonderes Vergnügen an neuen Sachen; deshalb suchen alle Kaufleute der Stadt irgend etwas ausfindig zu machen, das seine Neugierde reizt und dann ist ihre weitere Sorge die, daß er gehörig dafür bezahlt. Norodom soll sich in Paris etwas Civilisation angeeignet haben; welcher Art dieselbe ist, sieht man schon aus seinem Palaste, der einen weiten Raum bedeckt. Auf demselben stehen verschiedene Wohngebäude, welche Se. Majestät nach einander sich gebaut und dann wieder verlassen hat, darunter auch eines in französischem Geschmacke, gleichfalls verlassen, umgeben von einem verwilderten Garten, in dem ein prachtvoller französischer Springbrunnen aus Bronze seinem gänzlichen Verfalle entgegen geht. Daneben liegt der jetzige Thronsaal, eine lange Halle in halb chinesischem Stile mit viel Schnörkelwerk, Vergoldung, schönen französischen Spiegeln und Kronleuchtern. Daneben liegt eine andere, große, offene Halle, welche als Raths-, Gerichts- und Theatersaal dient, weiter der Harem mit 300 oder mehr Weibern, ein eiserner Palast, der für den Empfang von Fremden bestimmt ist, weiterhin Hallen, Höfe, Ställe, Musiktempel u. s. w. Norodom raucht den ganzen Tag Opium, trinkt gehörig Champagner und ist in ehelicher Hinsicht ein wahrer Ritter Blaubart. Die prachtvolle Bronzestatue, die er sich von den Franzosen hat errichten lassen und die ihn in einer phantastischen Uniform darstellt, verdient er sicher nicht. Wenn nicht der plötzlich aufgekommene Fischöl-Handel wäre, so wäre der Zustand Kambodjas wahrhaft bedauernswerth. Aber die Nachfrage nach demselben in Europa ist groß, und wenn im Osten nach irgend etwas Nachfrage ist, so sind sofort die Chinesen da und suchen dieselbe zu befriedigen. Wenn die Fische nicht durch das maßlose Fangen vertilgt werden, so ist es leicht möglich, daß bald in Pnom-Penh mehr Geld verdient wird als in Saigon, der Hauptstadt von Französisch-Cochinchina.

Völker und Sprachen in Guatemala.

Dr. med. Otto Stoll, Docent an der Universität Zürich, hat mehrere Jahre in der centralamerikanischen Republik Guatemala gelebt und dieselbe gründlich studirt. Was der französische Abbé Brasseur aus Burburg bei Dünkirchen und unser leider zu früh verstorbener Landsmann Dr. Berendt begonnen, das hat Dr. Stoll in glänzender Weise weiter fortgeführt. Ihm, dem Mediciner, verdankt die vergleichende Sprachwissenschaft die Gewinnung eines umfangreichen grammatikalischen und lexikalischen Materials der zahlreichen in Guatemala gesprochenen Sprachen und Dialekte. Denn Stoll's Werk: „Zur Ethnographie der Republik Guatemala“ (Zürich, Orell Füßli u. Komp. 1884) ist ein wesentlich linguistisches Werk, das seine Ergänzung durch ein nachfolgendes Reisewerk erhalten soll.

Jetzt erst beginnen wir klar zu sehen in dem Völkergewirr Guatemalas, das auch von Stoll auf einer dem Buche beigegebenen Sprachenkarte dargestellt ist, auf der nicht weniger als 19 verschiedene Idiome zur Anschauung und Abgrenzung gelangen. Stoll klagt darüber, daß auch hier durch das Vordringen der spanischen Sprache die Indianersprachen dem Verfalle entgegen gehen. „Es ist das umsomehr zu beklagen, als damit die letzte und einzige Brücke, die uns noch mit jener unbekannten Vorzeit indianischer Kultur verbindet, welche die großen Bauwerke und Hieroglyphentafeln von Kopan, Quiriguá, Santa Lucia Cosumalhuapa und viele andere geschaffen, hoffnungslos abgebrochen wird.“ Soviel nun auch Stoll und sein Vorgänger gethan haben, sind immer noch einige Distrikte Guatemalas sprachwissenschaftlich unerforscht. Gegenwärtig kann man 18 selbständige Sprachen in Guatemala unterscheiden. Von diesen gehören zu der Maya-Quiché-Gruppe: Maya, Mopan, Chol, Quekchi, Pokonchi, Uspanteca, Jril, Aguacateca, Mame, Quiche, Cakchiquel, Tzutujil, Pokomam, Chorti. Durchaus andere Sprachtypen repräsentiren das Sinca, Pupuluca, Pipil und Karibisch. Ausgestorben ist das Alagüilac, von dem wir nur den Namen kennen.

Anthropologische Arbeiten, die Stoll gerne seinen linguistisch-ethnographischen angeschlossen hätte, scheiterten vor der Hand an dem Mißtrauen und dem Aberglauben der Indianer. „Es ist dies eine der vielen faulen Früchte, welche die spanische Eroberung dieser Länder und die Jahrhunderte der Unterdrückung und grausamer Ausbeutung in den Gemüthern der Indianer zur Reife gebracht haben.“ Ungemein reich ist das Werk an Litteraturangaben und man wird in den Zusammenstellungen über dieselben die kostbarsten und oft schwer zugängigen Werke verzeichnet finden, namentlich solche, die in Mittelamerika gedruckt wurden, wobei dann die Schriften der Geistlichkeit eine Rolle spielen. Die Geschichte der einzelnen Völkerstämme und ihre eventuellen Wanderungen sind behandelt und so erfahren wir denn, daß die Pipils an der Südküste mit den toltekisch-aztekischen Völkern im Zusammenhange stehen, was auch die Sprache beweist und worauf die eigenthümlich stilisirten Denkmäler und Skulpturen von Santa Lucia Cosumalhuapa hinweisen, die Bastian vor kurzem publicirte. Von hohem Interesse ist es zu erfahren, daß die alte Sprache der Inselkariben, wie sie einst die spanischen Entdecker trafen, zu Livingstone am Ausflusse des Rio Dulce in die Bai von Honduras noch fortlebt: aber nicht die alten Kariben sprechen dieselbe, sondern Neger, in denen durch Mischung noch das Karibenblut fortlebt. Nach jenem Orte wurden 1796 die Reste der Kariben der Antilleninsel St. Vincent gebracht, wo sie mit Negern sich vermischten, die allmählich die Ueberhand bekamen, aber die Karibensprache annahmen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Während in Norwegen und Schweden viel für die Untersuchung der Gletscher geschehen ist, blieb Schweden bisher darin etwas zurück. Jetzt hat sich aber Dr. F. Svenonius einige Jahre lang mit dem Studium und dem Messen von Gletschern in Narrland beschäftigt und einen Bericht darüber erstattet. Danach giebt es in Schweden etwa hundert Gletscher, aber sie sind sehr klein, da sie alle zusammen nur 9 schwedische Quadratmeilen bedecken. Früher wurde ihr Areal auf 30 geschätzt.

— Wie schnell sich das Land in der Gegend von Piteå in Schweden hebt, lassen einige Zeichen erkennen, die in einer Klippe des Felseneilandes „Stora Rebben“ eingehauen sind. Das erste Zeichen ist im Jahre 1750 eingehauen, das zweite 1851 und das dritte am 12. August 1884. Zwischen dem ersten und zweiten Zeichen ist ein Abstand von 93 cm, zwischen dem zweiten und dritten von 50 cm. Das dritte Zeichen ist nach der Mittelwasserstandsangabe des dortigen Loatsen eingehauen, denn der wirkliche Wasserstand war am betreffenden Tage 23,5 cm niedriger als der Mittelwasserstand. Daß auch die übrigen Zeichen nach diesem eingehauen sind, ist als sicher anzunehmen. Die Hebung des Landes betrug mithin von 1750 bis 1884 143 cm nach dem Mittelwasserstande aber 168,5 cm nach dem wirklichen Wasserstande am 12. August d. J.

— Im Sammer 1883 hat Dr. A. Penck die westliche Seite und den mittleren Theil der Pyrenäen in Bezug auf Gletschererscheinungen untersucht, aber schon hier bemerkenswerthe Unterschiede von den alpinen Gletschern der Eiszeit gefunden. Schon in der Eiszeit verließen die Gletscher das Gebirge nicht weit und spielten am unteren Theile nur eine geringe Rolle; die Gletscherentfaltung ist eine mäßigere als in den Alpen gewesen; in den westlichen Pyrenäen hat es während der Eiszeit keinen einzigen Eisstrom gegeben. Da, wo Gletscherspuren zu ersehen waren, fanden sich auch Spuren von einstigen Seen in Gestalt von Depressionen; die Seen selbst sind meist ausgefüllt warden; nur in der Höhe von 1500 bis 3000 m findet sich noch jetzt eine Anzahl Seen.

— Aus Montenegro berichtet die „Polit. Corresp.“ van einigen materiellen Fortschritten. Die im letzten Kriege erwarbene Stadt Nikschitj wird neu regulirt und erhält einen neuen Bazar, der schan fast vallendet ist. Podgaritza, die bedeutendste Stadt des Ländchens, wird sogar auf dem andern (rechten) Ufer der Moratscha mit Unterstützung der Regierung neu aufgebaut, da sich die Regulirung der alten Stadt als zu theuer und schwierig herausstellte. Ferner sall die bereits bis Grahowo (im Westen des Landes, gerade nördlich von den Bocche di Cattara gelegen) vollendete Fahrstraße über Banjani nach Nikschitj weitergeführt werden; diejenigen von Podgoritza nach Andriewitza und van Nikschitj nach Piwa befinden sich bereits im Bau. Sogar von dem Bau einer Eisenbahn van Plawnitza über Padgoritza und Danilawgrad nach Nikschitj, d. h. vam Scutari-See durch die Thäler der Moratscha und Tzeta wird schon gesprochen.

Asien.

— Ebensa wie in letzter Zeit der Handel der persischen Provinz von Ispahan, Fars ꝛc. mit England, Indien und China, ist auch derjenige zwischen Gilan, Mazenderan ꝛc. und Rußland bedeutend gewachsen. Die beiden letztgenannten Provinzen sind sehr reich an Holz, das in Europa gern gekauft wird, und exportiren außerdem große Mengen van Olivenöl, Cigarettentabak, Baumwalle, Rosinen, Früchten u. s. w. Zuckerrohr wird zwar viel gebaut, aber es giebt keine Zuckerfabriken und der Bedarf an Zucker muß aus Java, Frankreich und Rußland eingeführt werden. Seide, die früher ein Stapelprodukt war und dann einige Jahre hindurch mißrieth, ist im laufenden Jahre in Menge gerathen, so daß man auf ein Wiederaufleben des persischen Seidenhandels hofft. Die Flüsse von Gilan allein bringen durch Verpachtung der Fischerei dem Schah jährlich 80 000 Tamans (540 000 Mark) ein. Der Times-Korrespondent in Teheran, welcher diese Angaben macht, erklärt im Hinblick auf dieselben die Erbauung einer Eisenbahn durch Persien für ein großes Bedürfniß, das den Handel bedeutend fördern müßte.

— Mehr und mehr bemühen sich jetzt hervorragende Eingeborene Ostindiens in wirksamer Weise in Sachen der weiblichen Erziehung. Auf einer großen öffentlichen Versammlung, welche kürzlich in Puna stattfand, wurde beschlossen, dort eine höhere Schule für den Unterricht eingeborener Mädchen in Englisch, Sanskrit ꝛc. zu errichten und die Bombayer Regierung hat versprochen, den Plan zu unterstützen. In dieser Bewegung sollen sich die Mahratten ebensa thätig zeigen, wie die Parsis, auf welche letzteren sich bisher der höhere Unterricht in Bombay fast ganz beschränkte. In Bombay hat kürzlich ein bekannter Chodscha-Kaufmann 15 000 Rupien zur Errichtung einer Mädchenschule gegeben und in Madras der Maharadscha von Travancore gleichfalls eine große Summe zum Besten des medicinischen Unterrichts von Frauen.

— Im Jahre 1883 belief sich nach officiellen Angaben der Werth des Handels von Französisch Cochinchina auf 124 494 700 Mark (1877 auf $97\frac{3}{4}$ Millianen Mark, 1867 auf circa 51 Millianen). Unter den 2062 Schiffen, welche in den Hafen von Saigon einliefen, waren 242 englische, 130 französische und 99 deutsche; annamitische Barken zählte man 1485. Die Einfuhr aus Frankreich in die Kolonie belief sich auf nur 7 200 000 Mark, die Ausfuhr dorthin auf 1 200 000 Mark. Zwischen Cochinchina und den übrigen französischen Kolanien war der Handelsverkehr fast gleich Null. Dagegen wurden an fremden Waaren für 56 Millionen Mark eingeführt, davon 3 Siebentel in französischen Schiffen und für 64 Millionen nach fremden Ländern ausgeführt. Der Hauptimport besteht aus konservirtem Fleisch, Wein, Cement, Kohlen, Tauen, Eisenwaaren, Maschinen, Mehl, Tabak und Pariser Waaren, der Hauptexport aus Reis, Pfeffer, Häuten, Seide und Fischöl. Marseille ist derjenige französische Hafen, welcher den meisten Verkehr mit Cochinchina unterhält; dasselbe hat zu den spanischen und niederländischen Besitzungen in Ostasien fast gar keine direkte Beziehungen, sondern der größte Theil dieses Handels wird durch das britische Singapur vermittelt.

— Das Pariser „Journal Officiel“ meldet die Berufung einer Kommission, welche alles, was auf Minen und Bergwesen in Tongking und Anam Bezug hat, untersuchen soll. Dieselbe besteht aus verschiedenen Beamten, die in Hinterindien Erfahrungen gesammelt haben; dieselben sollen für eine demnächst van Frankreich abgehende Expedition Instruktionen aufsetzen.

Afrika.

— Mit großer Freude ist in den ersten Tagen des Oktaber Eduard Robert Flegel nebst seinen beiden Haussa-

Gefährten in Berlin und Hamburg begrüßt worden. Er kam durchaus unerwartet, und nicht am wenigsten dem Herausgeber dieser Blätter, der gerade mit der Verarbeitung von Flegel's großer Reise zu den Benuë-Quellen (1882—1883) beschäftigt war. Flegel hat auf seiner letzten Reise einige neue Routen gemacht, durch welche wir namentlich über den Charakter des Wasserscheide-Gebirges im Süden des Benuë aufgeklärt werden. Nachdem er dasselbe früher an den Quellen des Benuë überschritten hatte, hat er es jetzt südlich von Gaschaka nochmals gekreuzt und südwestlich von derselben Stadt seinen Fuß erreicht. Dasselbe hat die Richtung von ONO nach WSW und eine Kammhöhe von 4000—5000 Fuß, während seine höchsten Spitzen wohl 10000 Fuß erreichen, und scheint in den Bergen am Alt-Calabarflusse (nördlich vom Camerun-Gebirge) sein Ende zu erreichen. Zahlreiche Aneroid-Beobachtungen Flegel's, welche sofort berechnet werden sollen, werden uns mit den Höhenverhältnissen dieser Bergkette und ihrer nördlichen Abdachung ziemlich genau vertraut machen. Dieselbe ist vielleicht das einzige Gebiet des tropischen Westafrika, in welchem praktisch an Kolonisation gedacht werden kann; die südlichen Zuflüsse des Benuë entspringen auf diesem Gebirge und sind bis an den Fuß desselben schiffbar, so daß man vom Ocean aus unmittelbar in dies fruchtbare Gebiet gelangen kann. — Seinen eigentlichen Plan, vom Benuë in das Congo-Gebiet vorzudringen, mußte Flegel diesmal in Folge kriegerischer Verwickelungen aufgeben. Auf einer neuen Reise aber, die er sobald als möglich antreten will, hofft er von Ngandere aus (an den Quellen des Logone) in dreißig Tagereisen Ngaſa zu erreichen, von wo er entweder in 15—20 Märschen nach dem Congo oder, wenn dies unmöglich ist, an die Küste des Atlantischen Oceans zu gelangen vermag.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der Deputy Commissioner für die Angelegenheiten des westlichen Pacific hat in einem Briefe an den High Commissioner vom 20. November 1883, der in einem im August veröffentlichten Blaubuch Aufnahme gefunden hat, betreffend Forschungsreisen und Niederlassungen in Neu-Guinea, einige Bemerkungen gemacht, die ein eigenthümliches Licht auf dortige Verhältnisse werfen und zur vorsichtigen Prüfung der von dorther zu uns gelangenden Berichte auffordern.

Er sagt etwa Folgendes: Die weiße Bevölkerung von Neu-Guinea besteht augenblicklich aus sieben Personen, richtiger wäre es zu sagen aus nur drei, nämlich den Herren Lawes und Chalmers, zwei Mitgliedern der Londoner Missionsgesellschaft und einem gewissen Herrn Goldie. Letzterer ist ein Spekulant in Ländereien, das heißt, er behauptet 17000 Acre um ungefähr einen Penny per Acre gekauft zu haben. Die übrigen vier Weißen sind mit Trepangfang beschäftigt und haben keinen bestimmten Aufenthaltsort. Mit Ausnahme der kleinen Summe, welche Herr Goldie in seinem sogenannten Landerwerb angelegt hat, ist kein halber Schilling an sonstigem Kapital in Neu-Guinea verwendet. Man kann nicht erwarten, daß Neu-Guinea von dem Besuch gemeiner (disreputable) Weißer so frei bleiben wird, wie es jetzt ist. Der Trepangfang wird vermuthlich reichen Erfolg haben und sollte dieses Geschäft Ausdehnung bekommen, so würde das Land in kürzester Zeit durch den niedrigsten Auswurf der weißen Bevölkerung von Cooktown und anderen australischen Städten heimgesucht werden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Trepangfang die Aufmerksamkeit der ungeordnetsten weißen Männer auf sich zieht.

Die beiden sogenannten Forschungsexpeditionen haben nichts Gutes bewirkt, eine derselben hat unglücklicherweise viel Böses gestiftet. Es ist der Mühe werth zu bemerken, daß die Berichte über ihre Schicksale, welche von den zwei australischen Zeitungen, die sie ausgeschickt hatten, veröffentlicht worden sind, sehr viel Unrichtigkeiten enthalten. Mr. Morrison, ein junger Mann von 21 Jahren von der „Age"-Expedition, erreichte einen Punkt, der vermuthlich 15, gewiß aber nicht weiter als 22 Meilen von der Küste liegt, obwohl er versichert, daß derselbe beinahe 100 Meilen vom Meere gelegen sein müsse. Er erreichte, zweimal verwundet, Port Moresby. Seine Gewehre fielen mit der Munition in die Hände der Eingeborenen. Herr Armit vom „Argus" kam bis zu einer 40 Meilen von der Küste gelegenen Stelle, die früher schon von Herrn und Frau Lawes besucht worden war. Diese privatim unternommenen Expeditionen unter der Leitung von Männern ohne Erfahrung werden, wenn deren noch weitere organisirt werden, viel Unheil stiften. — Es ist wohl beinahe unmöglich eine schärfere Sprache zu führen.

— Eine zweite Expedition, welche durch die unternehmenden Eigenthümer des „Melbourne Argus" nach Neu-Guinea gesendet worden war, kam am 9. Juni wieder auf Thursday-Insel an. Sie bestand aus folgenden Mitgliedern: Kapitän Strahan (Führer), Walker (Berichterstatter), Stewart (Naturforscher), Scott (Goldgräber), Kenny (Matrose). Die Expedition war auf dem Mai Kassa oder Baxterfluß (westlich von der Mündung des Fly) am 7. Mai eingedrungen und hatte das Innere 120 Meilen weit untersucht, wobei sie „prächtiges Land" entdeckt hatte. Man berichtet, daß zwölf neue Flüsse entdeckt und zum Theil untersucht sind, einige derselben sind sehr groß und tief. Am 24. Mai fand eine Begegnung mit feindlichen Eingeborenen statt, so daß man das Boot verlassen und sich nach der Küste zurückziehen mußte, welche am 29. Mai erreicht wurde. Kenny war durch einen Pfeil am Fuße verwundet, und es steht zu befürchten, daß Scott bei einem Versuch, auf einem Bambusfloß vom Festland aus die Insel Saibai zu erreichen, sein Leben verloren hat. Die eingeborenen Missionare von Saibai retteten die anderen Mitglieder und brachten sie nach Mabral, wo man ihnen es ermöglichte, Thursday-Insel zu erreichen.

— Wie holländische Zeitungen berichten, hat das Museum der Utrechter Missionsgesellschaft aus Neu-Guinea von den Missionaren Jens und Woelders einige Steinmeißel von verschiedener Größe erhalten, die größtentheils beim Graben eines Grabes zu Andai, zum kleineren Theil in der Nähe von Doreh gefunden sind. Da die ältesten Leute sich nicht erinnern können, daß solche Geräthschaften im Gebrauch waren, so haben sich die genannten Missionare veranlaßt gesehen, weitere Untersuchungen in Bezug auf etwaige frühere Bewohner der Gegend vorzunehmen. — Die empfangenen Meißel sind polirt und sehr fein bearbeitet.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XVII.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Marcel Dieulafoy folgt der Oppert'schen Ansicht, daß Gabr-i-Mader-i-Soleiman, das „Grab der Mutter Salomo's“, übereinstimmend mit der heutigen persischen Bezeichnung, nicht das Grab des Kyros, sondern ein Frauengrab sei, vielleicht dasjenige seiner Mutter Mandane oder seiner Gattin Kassandane, wofür auch die Form des Grabgebäudes mit dem doppelten Giebel spreche. Dagegen bemerkt Dr. Stolze (Verhandl. der Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin 1883, S. 273) mit Recht, daß kein Grund dafür vorliege, ein Grab mit zwei Giebeln durchaus für ein Frauengrab auszugeben; denn es gebe in ganz Persien kein zweites derartiges Grab, und ein Schluß aus Analogie habe deshalb keine Berechtigung — und was die moderne persische Bezeichnung anlange, so habe dieselbe nicht die geringste Beweiskraft. Nennen doch die heutigen Perser z. B. das erste Königsgrab bei Tacht-i-Dschamschid „die Moschee“, das zweite „das Bad“, das dritte „die Mühle“ u. s. f., und doch sind alle drei Anlagen Gräber und nicht Moscheen, Bäder oder Mühlen. Zum Beweise, daß wir es wirklich bei Gabr-i-Mader-i-Soleiman mit dem Grabe des Kyros zu thun haben, führt Dr. Stolze den Wortlaut derjenigen Stelle des Arrian (VI, 29) an, auf welcher unsere Kenntniß vom Kyros-Grabe überhaupt beruht. Derselbe berichtet wie folgt. „Betrübend aber war für Alexander der am Grabmal des Kyros, des Sohnes von Kambyses, verübte Frevel, welches er erbrochen und beraubt antraf, wie Aristobul erzählt. Es befindet sich nämlich nach seiner Angabe ein Grabmal dieses Kyros zu Pasargadae im königlichen Parke: rings um dasselbe steht ein Gehölz von allerhand Bäumen, es wird von Wasser bespült und hohes Gras wächst auf der Flur. Das Grab selbst war im unteren Theile in viereckigem Grundriß aus Quadern aufgeführt. Darüber erhob sich ein überdachtes steinernes Gemach, das einen engen, nach innen führenden Eingang hatte, dergestalt, daß kaum ein einziger und zwar ein nicht großer Mann mit vieler Mühe hineingelangen konnte. Die Inschrift des Grabes besagt in persischer Sprache: „„Mensch, ich bin Kyros, der Sohn des Kambyses, des Perserreiches Gründer und Asiens Beherrscher. Darum mißgönne mir dies Denkmal nicht!““ Alexander nun .... fand alles fortgeschleppt, außer dem Sarg und der Bahre .... Auch erzählt Aristobul, daß er selbst von Alexander den Auftrag erhalten habe, das Grab des Kyros wieder herzustellen, ... auch die Thür durch theilweises Vermauern und Ueberstreichen mit Lehm unsichtbar machen zu lassen und auf den Lehm das königliche Siegel zu drücken.“

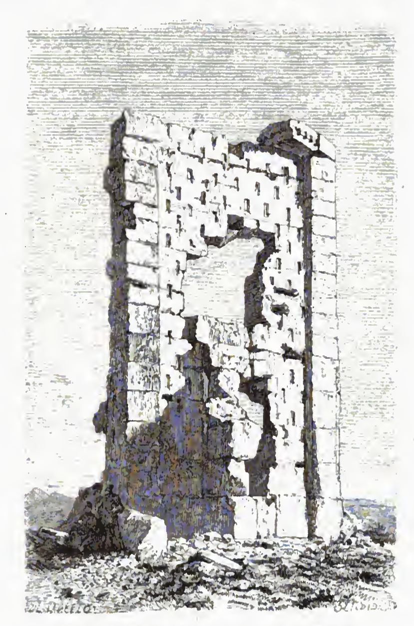
Diese Beschreibung stimmt durchaus zu dem „Grabe der Mutter Salomo's“, nur daß die Inschrift fehlt. Die von Dr. Stolze aufgenommene und herausgegebene Photographie zeigt jedoch deutlich über der Thür eine Stelle, wo eine Tafel, die mit Metallklammern im Steine befestigt war, gewaltsam entfernt worden ist, wie denn auch sonst das ganze Gemach ringsum die Spuren solcher herausgerissenen Klammern erkennen läßt. Dort saß also eine



Gabr-i-Mader-i-Soleiman nach der Rekonstruktion Dieulafoy's.

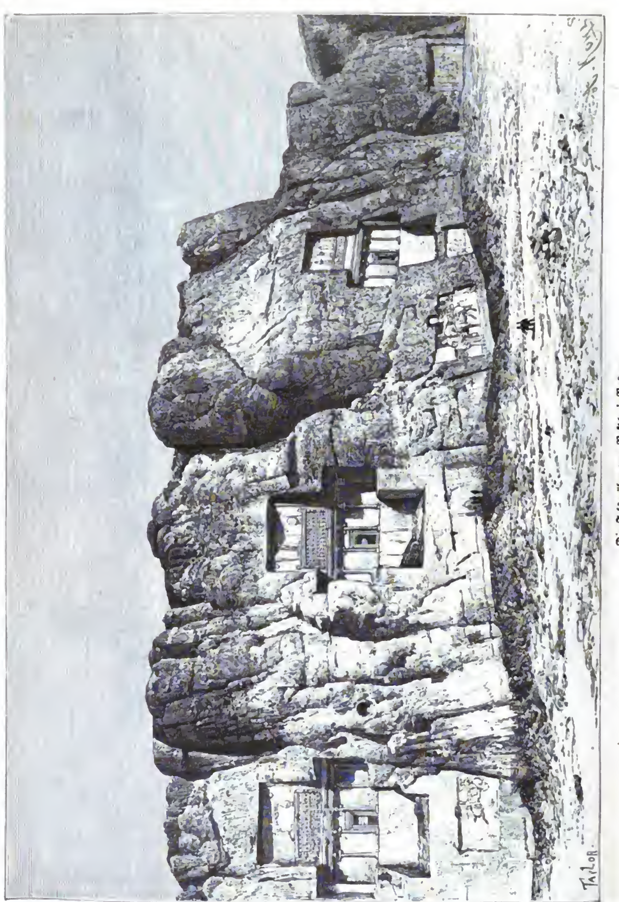
Metalltafel mit der Inschrift. Dieser Stolze'schen Identifikation der ganzen Anlage mit dem Kyros-Grabe stimmen sowohl sein Reisebegleiter Dr. Andreas als auch Prof. Th. Nöldeke durchaus zu. Ebenso stimmt die Beschreibung Strabon's (C. 730) mit der des Arrian: „Dann kam er (Alexander) nach Pasargadae. Auch dies war ein alter Herrschersitz. Dort sah er auch das Grab des Kyros in einem Garten, einen nicht großen Aufbau (πύργον), im Schatten der Bäume verborgen, der unten massiv gebaut war, oben aber ein Stockwerk mit einem Zimmer und sehr engem Eingange trug &c. .... Onesikritos aber sagte, daß der Aufbau zehn Stockwerke habe, und im obersten liege Kyros; die Inschrift, mit persischen Buchstaben geschrieben, laute: „„Hier ruhe ich, Kyros, der König der Könige.““

„Diese Angabe des Onesikritos — fährt Dr. Stolze



Façade eines Grabes unterhalb des Tacht-i-Madr-i-Soleiman.

(a. a. O. S. 274) fort —, die den übrigen offenbar widerspricht, würde an sich wenig Gewicht haben, wenn nicht die Möglichkeit vorläge, daß gerade diese irrthümliche Angabe zu einer unwiderleglichen Bestätigung werden könnte. Wenn man nämlich das Bauwerk, wie es jetzt dasteht und wie die Photographien es wiedergeben, überblickt, so findet man, daß es aus einem stufenförmig ansteigenden Unterbau mit sieben Stufen und dem Häuschen darauf besteht. Nun drängt sich aber dem Beschauer an Ort und Stelle die Ueberzeugung auf, daß man hier nicht die eigentliche Basis des Denkmals sieht, denn die unterste Stufe ist fast vollständig verschüttet; ringsherum befinden sich spätere, in Schutt gesunkene Anlagen und auf diesen ein Kirchhof. Ja im December 1874 fand ich den Raum zwischen der Umfassungsmauer und dem Denkmal selbst ganz mit Winterzelten der Iliats angefüllt, die demnach hier nicht nur ihre Küchenabgänge, sondern auch den Koth ihrer Herden Jahr für Jahr aufhäufen. Ich bin daher davon überzeugt, daß



Die Felsgräber von Naksch-i-Rustam.

außer der untersten sichtbaren Stufe noch andere hier im Grunde verborgen liegen; sollten dies nun zwei mehr sein, so würde für die Stufen die Zahl Neun herauskommen, die dann mit dem oberen Gemach jene zehn „Stockwerke" ergäben, die Onesikritos nach der ihm gegebenen Beschreibung hier annehmen zu müssen glaubte, was abermals ein leicht erklärlicher Irrthum wäre. Leider konnten wir an Ort und Stelle keine Ausgrabung machen, die mit unbedeutenden Kosten die Frage entscheiden würde. Nicht, als ob bei dem geringen Gewicht dieses Gewährsmannes ein negatives Resultat von irgend welchem Belang wäre; wohl aber würde ein positives diesen Streitpunkt ein- für allemal aus der Welt schaffen."

Auf Dieulafoy's abweichende Ansichten über die Bedeutung der einzelnen beschriebenen Monumente gehen wir hier nicht näher ein; er ist dafür weniger kompetent als Dr. Stolze. Doch erkennt auch er an, daß die Ruinen in der Ebene des Pulwar-rud, der Tacht-i-Mader-i-Soleiman, die Façade des Grabes unterhalb des Tacht, welche oben S. 251 f. beschrieben wurde (vergl. die zweite Abbildung), und das er für das Grab des ersten Kambyses erklären möchte, die Reste der Paläste und der Gabr-i-Mader-i-Soleiman der Zeit des Kyros — oder theilweise einer etwas späteren, jedoch immerhin dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert angehören. Er meint, daß sie den ionischen oder griechisch-lydischen Architekturen sehr nahe verwandt, aber doch nicht deren Vorbilder sind; möglich, daß ihr Erbauer sich unter dem Gefolge des Krösos befand, der nach dem



Der Triumph Schapur's.

Falle seines Reiches der Freund und Rathgeber seines Besiegers Kyros geworden war.

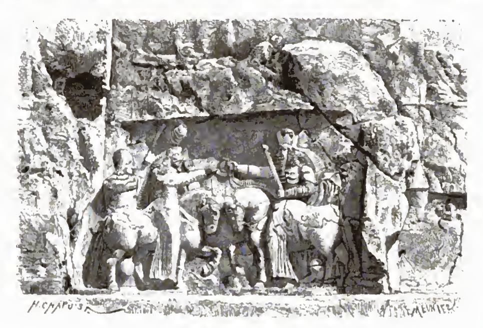
Zwei Tagemärsche brachten die Reisenden nach Kenara, das 5—6 km von den Ruinen von Persepolis oder genauer von Tacht-i-Dschemschid gelegen ist, und unweit dessen sie sich am 5. Oktober in einem Tschapar-chane (Posthause) einquartierten. Es war ein elendes Gebäude, und für ein besseres ist kein Bedürfniß vorhanden, denn der Postverkehr in der Provinz Fars ist nicht sehr lebhaft und Reisende halten sich in der Ebene von Persepolis, heute Merwdescht genannt, nicht auf, weil sie die Fieberluft der Pulwar-Sümpfe scheuen. Nur ein einziges Gemach war in dem ganzen Hause noch bewohnbar; dieses ließen sich die Reisenden in Stand setzen, aber hatten darin Nachts entsetzlich von Muskitos zu leiden, während ihre Begleiter die Fieberdünste für das geringere Uebel erachteten und im Freien schliefen.

Was man für gewöhnlich als die Ruinen von Persepolis bezeichnet, besteht hauptsächlich aus zwei Gruppen, dem Tacht-i-Dschemschid (Thron des Dschemschid), 5—6 km nordöstlich vom Dorfe Kenara, und dem Naksch-i-Rustam (die Zeichnungen des Rustam), ca. 14 km gerade nördlich von Kenara, jenes auf dem südlichen oder linken, dieses auf dem nördlichen, rechten Ufer des Pulwar-rud gelegen. Nach dem Naksch-i-Rustam richteten die Reisenden zuerst ihre Schritte. Als sie sich dem steilen Berge, dessen Wand die vier berühmten Hypogäen enthält, näherten, fiel ihnen außer denselben vor allem ein kleines viereckiges Gebäude auf, das ihnen durchaus bekannt war. Jede Seite desselben

glich auf das genaueste der oben erwähnten Façade des angeblichen Kambyses-Grabes; aber während dort nur noch eine einzige Seite aufrecht steht, fehlt hier an dem ganzen Bauwerke auch nicht ein Stein. Seine Gestalt im Großen und Ganzen ist die eines viereckigen, unten voll ausgemauerten Thurmes; in seinem oberen Theile liegt ein sehr einfacher Saal, dessen Decke aus schönen, neben einander gelegten Platten besteht; die Wände desselben sind kahl, die Ecken abgerundet. Eine kleine Thür setzt diesen Raum mit der Außenwelt in Verbindung und zu derselben führte eine jetzt verschwundene Treppe hinauf, deren Reste noch zu erkennen sind. Zwei parallele Gleitflächen in der Achse der Thür dienten dazu, das Hinein- oder Herausbringen des Sarkophages zu erleichtern. Ein Zahnornament krönt, wie in Meschhed Murgab, das Gebäude, und schließlich sind in den drei der Thür gegenüberliegenden Wänden große Platten schwarzen Basaltes eingelassen, die gleichsam Fenster vorstellen, obwohl das Bauwerk in Wirklichkeit nur eine einzige Oeffnung besitzt. Wegen der Gleitflächen glaubt M. Dieulafoy es mit einem Leichenthurme zu thun zu haben, wo die Körper der Könige, ehe sie in den nahen Felsengräbern beigesetzt wurden, erst die vom Mazdeismus, der Religion Zoroasters, geforderte Zersetzung durchmachen mußten.

Die Façade jener Felsengräber oder Hypogäen des Darius und seiner Nachfolger stellt auf der senkrechten Felswand in Relief ein säulengetragenes Gebäude vor. Das Gebälk, durchweg dem primitiven ionischen Gebälk analog, gleicht dem, welches die Kanephoren vom Portikus des Erechtheion tragen. Auf den glatten Säulen ruht ein Kapitell, welches aus zwei halben, an einander stoßenden Stierleibern gebildet wird; über den Thüren mit ihren vielfachen Stürzen befindet sich eine ägyptische Krönung. Darüber ist der König dargestellt, wie er zu dem in der Luft schwebenden Gotte Auramazda betet.

Die vor den Gräbern angebrachten Plattformen liegen zu hoch (das Darius-Grab 16 m über dem Fußpunkte des darunter befindlichen, ein Turnier darstellenden Reliefs) und der Abfall des Felsens ist zu steil, als daß man von der Ebene aus zu Fuß dorthin gelangen könnte. Will man die Felsgräber besuchen, so muß man sich von Leuten, die oben am Abhange sich aufstellen, an einem festen Seile hinaufziehen lassen, wie es auch Marcel Dieulafoy that. Man findet indessen oben weiter nichts als roh ausgehauene Felsenkammern ohne Skulpturen oder Malereien, mit gewölbten Decken und in dem Felsen ausgehöhlten Sarkophagen. In derselben Weise, wie man heutigen Tages zu den Gräbern gelangt, geschah das schon in alter Zeit, wie die betreffenden Stellen der Autoren beweisen. So sagt Diodor (XVII, 71): „Der Fels aber, in welchem die Königsgräber sich befanden, war glatt behauen und hatte in der Mitte mehrere Gemächer, in welchen sich die Grabstätten der Abgeschiedenen befanden, die aber keinen durch Menschenhände gefertigten Zugang hatten, sondern sie nahmen die mit Maschinen emporgezogenen Leichen in Empfang." Ebenso berichtet eine uns erhaltene Stelle des Ktesias, des griechischen Leibarztes des Königs Artaxerxes Memnon: „Darius befiehlt, ihm ein Grab in einem doppelten Berge herzustellen, und es wird hergestellt. Da er es aber besichtigen will, wird ihm dies von den Chaldäern und seinen Eltern gewehrt. Als aber die Eltern hineinzukommen gedachten, stürzten sie herab und gingen zu Grunde, weil die Priester, die sie in die Höhe zogen, beim Erblicken von Schlangen erschraken und erschreckt die Stricke fahren ließen. Dies bereitete dem Darius ungeheuren Schmerz und die, welche sie emporgezogen hatten, vierzig an der Zahl, wurden enthauptet."



Sassanidisches Relief.

Unterhalb der Achämenidengräber befinden sich die berühmten sassanidischen Skulpturen, denen der ganze Komplex von Alterthümern den Namen Nakschi-Rustam (Zeichnungen des Rustam) verdankt. Die eine derselben, etwa 11 m lang, stellt den Triumph Schapur's über den römischen Kaiser Valerian dar. Der Perserkönig sitzt zu Pferde, während der römische Kaiser mit ausgestreckten Armen, um Gnade flehend, sich ihm zu Füßen wirft; sechs Jahre lang diente er seinem Besieger, wenn dieser zu Pferde stieg, als Fußschemel, dann wurde er gepfählt. Auf dem Hintergrunde des Reliefs berichtet eine Pehlevi-Inschrift von Schapur's

Siege bei Edessa (260 n. Chr.). Das zweite der hier abgebildeten Reliefs stellt zwei Könige zu Pferde vor, die ein Bündniß oder einen Vertrag durch einen Eid bekräftigen, der auf einen „Schwurring“ abgelegt wird (vergl. über diese Sitte „Globus“, Bd. XIII, S. 329 und Bd. XIV, S. 176: „Die Eid- oder Schwurringe bei den arischen Völkern“). Das dritte Relief, ein Turnier darstellend, wurde schon oben erwähnt.

Die monumentale Skulptur der Sassanidenzeit scheint mehr in der römischen als in der griechischen Kunst zu wurzeln. Die seit der mohammedanischen Zeit arg verstümmelten Figuren befinden sich in einem Zustande, welcher freilich nicht erlaubt über die Modellirung und Vollendung der nackten Theile zu urtheilen, aber die oft unverletzten Hände sind plump und ohne Detail, der Faltenwurf ängstlich und ohne Wahrheit ausgeführt. Dafür aber ist die Haltung der Könige einfach und edel und die Pferde sind mit großer Handgeschicklichkeit von talentvollen Künstlern dargestellt, welche mehr von der dekorativen Skulptur verstanden, als die Verfertiger der Basreliefs über den vier Achämenidengräbern.

Die Sekte der Senusija.

II. (Schluß.)

Von hier drangen sie weiter zu anderen Stämmen vor; wo es ihnen möglich war, traten sie gern als Vormund eines derselben auf, um sich da einzunisten. Manche derselben trafen sie noch als Heiden oder nur dem Namen nach zum Islam bekehrt an; bei diesen haben sie Propaganda gemacht und dienen ihnen jetzt als Beschützer. An anderen Orten, wie z. B. am Senegal, wo die Schwarzen des linken Flußufers schon Mohammedaner sind und die Berber und Araber sich lange schon den alten Zauijas, welche anderen Sekten angehörten, unterworfen hatten, suchen die Senusija sich Eingang zu verschaffen, indem sie sich den Einfluß ihrer Vorgänger zu Nutze machen und den durch jene gewonnenen Boden in ihrer Weise weiter bearbeiten. An einer andern Stelle, in Wadai, hat die Bekehrung eines Despoten der Brüderschaft in einer Nation von drei Millionen Menschen ein neues Feld für ihre Arbeit, gleichzeitig aber auch ein wichtiges Handelsgebiet eröffnet; die Weise, wie sie hier vorgingen, ist zu charakteristisch, um nicht kurz erwähnt zu werden. Wadai ist ein kriegerisches Land, welches natürlichen Reichthum besitzt, außerdem aber sich durch die bei den Nachbarn erbeuteten Schätze bereichert; lange war es dem Außenhandel verschlossen. Wieder einmal machten die Kaufleute einen Versuch und schickten eine Karawane, welche Sklaven nach Aegypten führen sollte; der Erfolg war nicht glücklicher als früher, die Nomaden auf der Grenze von Aegypten und Tripoli nahmen die Karawane weg. Nun trat Senusi ein; er kaufte die Sklaven los, ließ sie unterrichten und schickte sie als freie Menschen, aber als Sendboten seiner Lehre nach Wadai. Seit dieser Zeit war sein Einfluß bei den Herrschern des Landes gesichert; reiche Geschenke lohnten den Orden und die vielen Negersklaven, welche sich unter den empfangenen Gaben befanden, wurden und werden vielleicht noch, insofern der Orden sie nicht selbst gebrauchen konnte, nach Aegypten und der Türkei gebracht, obwohl der Sklavenhandel in diesen Ländern officiell abgeschafft ist. Doch der Orden gebraucht sehr viele Sklaven für seine kolonisatorische Thätigkeit, durch welche er seine Macht und seinen Einfluß in einer andern Richtung sehr erhöht. Die Arme seiner Sklaven bearbeiten den Boden, sie schaffen Wasserleitungen, graben Brunnen, so daß die bestehenden Oasen der Wüste Feld abgewinnen, andere, welche seit Jahrhunderten verlassen waren, von neuem aufblühen. Wenn es der Brüderschaft wichtig scheint einen Weg durch die Sahara zu besitzen, werden die Arme der Sklaven ihn herstellen, werden sie Brunnen graben, werden sie dem Handel, aber auch nur dem Handel der Senusija eine Bahn brechen. Mit großem Scharfsinn hat das Haupt der Sekte die hierher gehörigen Maßregeln geleitet; Kyrenaika, Marmarika und verschiedene Punkte der libyschen Wüste sind mit römischen und griechischen Ruinen bedeckt; sehr bald hatte Senusi begriffen, daß es an solchen Stellen möglich sein müsse, aus den Ruinen wieder neues Leben erstehen zu lassen und der Erfolg hat ihm in vielen Fällen recht gegeben.

Wir haben bisher von planmäßigem Vorgehen der Sekte gesprochen, aber sie benutzt die Gelegenheit auch, wo sie sich bietet und sucht auch in folgender Weise auf die Massen zu wirken: Jede Zauija bietet jedem Mohammedaner drei Tage lang gastfreie Aufnahme und dann ist man ihm zur Weiterreise behilflich; während seines Aufenthaltes sucht man Nachrichten über seine Heimath von ihm zu erlangen. Er wird gefragt, ob seine Landsleute eifrig im Glauben, ob sie den Christen gegenüber lau sind, ob sie dieselben grüßen, ihnen die Hand reichen; aber man fragt ihn auch über den Zustand der heimathlichen Felder, die Wohlfahrt der Bevölkerung, die Hoffnung auf die nächste Ernte. So sammelt man nützliche Angaben sowohl hinsichtlich der Aufgaben, welche der Mission erwachsen, als hinsichtlich der zu erwartenden Abgaben; die Gäste aber verlassen die Zauija als freiwillige oder unfreiwillige Sendboten der Senusija und erzählen von ihrer Macht, ihrem Reichthum und ihrer Güte.

Eine andere und gewiß nicht die unwichtigste Seite der Thätigkeit dieser Sekte sind die Vorbereitungen für einen Krieg, den heiligen natürlich, die in den Zauija nicht vernachlässigt werden. Das Beispiel von Sherhbub, dem Orte, wo sich das Mutterhaus befindet, möge genügen. Man trifft da gut versehene Pferdeställe, Waffen- und Pulvervorräthe, fünfzehn in Alexandrien gekaufte Kanonen, Einrichtungen zur Waffenfabrikation, wahrscheinlich auch eine Pulverfabrik an, und der Luftlinie nach 240 km nördlich davon findet man den ausgezeichneten Hafen von Tobruq, dem europäische Schiffe keine Beachtung schenken, wenn sie ihn nicht besuchen um Kriegskontrebande im Interesse der Brüderschaft einzuschmuggeln.

Sherhbub ist der Mittelpunkt und die hohe Schule der Sekte; neben Sidi Mohammed El-Mahedi, dem gegenwärtigen Haupt, stehen seine Minister, jeder an der Spitze eines andern Verwaltungszweiges. Die Summe der

Gäste des Mutterhauses wird verschieden angegeben, doch kann man die Zahl der Fanatiker, welche die Leibwache bilden, auf etwa 750 anschlagen, denen noch etwa 2000 Sklaven, Arbeiter und Diener im Frieden, Kämpfer im Kriege, beigefügt werden müssen. Dies beweist, daß Sidi Mohammed El-Mahedi nicht ganz unbesorgt darüber ist, daß nicht eines Tages eine christliche Macht ihn des geheimen Krieges wegen, den er gegen sie führt, zur Rechenschaft ziehen wird; auch andere Maßregeln, die genommen sind, um die aufgehäuften Schätze in Sicherheit zu bringen, weisen darauf hin.

Der Beiname des gegenwärtigen Khalifen: „Sidi Mohammed El-Mahedi" zeigt an, was unter Umständen von ihm zu erwarten ist. Sein Vater wußte sehr wohl, daß eine mohammedanische Ueberlieferung die Erscheinung des Mahedi für den ersten Moharrem des Jahres 1300 der Hedschra ankündigt, der kommen wird, um alle menschliche Wesen vor dem Weltuntergang zur Lehre Mohammed's zu bekehren. Am genannten Tage würde der Erwartete seine Großjährigkeit erreicht haben, sein Vater werde Mohammed, seine Mutter Fatme heißen. Auf seinem Todtenbette hatte Senusi erklärt, daß sein Sohn der erwartete Mahedi sei, und am 1. Moharrem 1300 (am 12. November 1882) hätte es nur von letzterem abgehangen, mit einem Worte einen Brand zu entzünden, der sich weit über die Welt des Islam verbreitet haben würde. Er hat das verhängnißvolle Wort nicht gesprochen; wird er aber sich immer ruhig verhalten, oder wird er eines Tages, möglicherweise nachdem der Nebenbuhler, der ihm im Sudan erstanden ist, verschwunden sein wird, sich erheben? Die Zukunft muß es lehren.

Duveyrier glaubt nicht zu übertreiben und jedenfalls hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben, wenn er die Zahl derjenigen, welche den Senusija gehorchen und für sie arbeiten, auf ein und eine halbe Million, das Einkommen der Brüderschaft auf etwa drei Millionen Francs anschlägt. Und das geographische Gebiet der Gesellschaft ist ein sehr ausgedehntes, sie selbst ist voll Lebenskraft, jung und versteht es die Menschen an sich zu ziehen, so daß sie jeden Tag neue Sympathien erweckt und sich neue Anhänger erwirbt.

Daß eine Gesellschaft dieser Art, geleitet von den oben mitgetheilten Grundsätzen, unter Umständen zu einer furchtbaren Macht werden kann, liegt so auf der Hand, daß wir alle Ausführungen in dieser Richtung unterdrücken zu können glauben. Wir haben nur noch einige Bemerkungen über die geographische Vertheilung der Sekte hinzuzufügen. Duveyrier theilt das Gebiet derselben in 11 Provinzen mit 121 Zauijas; wir begnügen uns hier die Namen der ersteren folgen zu lassen und die Zahl der letzteren in Klammern beizufügen: 1. Aegypten (17), 2. Europäische Türkei (1), 3. Asiatische Türkei (2), 4. Tripoli und Kyrenaika (66), 5. Baele und Tubu (6), 6. Oestliches Nigritien (1), 7. Tunis (10), 8. Algier (8), 9. Marokko (5), 10. Unabhängige Sahara (4), 11. Westliches Nigritien (1).

Aus der Fülle eines sehr interessanten Details, welches aber eben zu viel Einzelheiten enthält, um abgekürzt in zusammenhängender Form dargestellt werden zu können, greifen wir hier und da einige Punkte heraus, die aus einem oder dem andern Grunde nur besondere Beachtung zu verdienen scheinen.

In Europa ist Konstantinopel der einzige bekannte Punkt, wo die Lehre der Senusija, allerdings unter einer sehr charakteristischen Form, geblüht hat. Vor zwei Jahren leitete ein früherer Lehrer des Sultans, welcher der Gesellschaft angehörte, die Politik, soweit sie den Islam betraf. Damals stand der Großherr Abd-El-Hamid auf sehr gutem Fuß mit der Gesellschaft, behandelte Sidi Mohammed El-Mahedi als Macht, mit der er rechnen mußte, und hatte scheinbar vergessen, daß einer seiner Vorgänger von dem Vater des Mahedi exkommunicirt worden war. Seitdem haben sich die Umstände verändert, das Verhältniß zwischen dem Sultan und der Brüderschaft ist ein ziemlich schlechtes geworden. Ueber die Fortschritte der Sekte in Asien sind die Angaben sehr unbestimmt; nach einer aus dem Schoße der Senusija gekommenen Mittheilung bestehen dort gegenwärtig zwölf Zauijas, Duveyrier weiß mit Sicherheit jedoch nur von einer, der zu Mekka, zu berichten, welche auf großem Fuß eingerichtet war, und wo sich das Ordensarchiv sowie eine reichhaltige Bibliothek (8000 Bände) befinden sollen. Trotz der siebzehn Konvente, die sich in Aegypten befinden, ist das Bestehen der Senusija daselbst vielen, selbst gut unterrichteten Aegyptern unbekannt; bei der Masse des ägyptischen Volkes findet der Fanatismus keinen fruchtbaren Boden und die Propaganda hat sich westlich vom Nil auf die Ulad Ali und auf die Oasen der libyschen Wüste geworfen, wo sie großen Erfolg gehabt hat. Die höchste Blüthe hat die Lehre der Senusija in Tripoli, beinahe mehr noch in Kyrenaika erreicht, wo sie den Türken Gesetze vorschreibt; es ist noch nicht lange her, daß der Pascha von Barqa sich als niedriger Diener des Sidi Mohammed El-Mahedi fühlte und dem Großherrn erst in zweiter Linie gehorchte; die Lehre des Senusi scheint hier mächtiger zu sein als das Wort des Propheten. Man erzählt in Kyrenaika, ein Beduine könne falsch schwören beim Haupte Mohammed's, er werde aber sicher die Wahrheit sagen, wenn der Schwur laute: „Möge ich ausgeschlossen werden von der Zauija, wenn ich lüge." Weiter nach Osten hin werden die Niederlassungen der Senusija seltener, man zählt ihrer achtzehn; sieben Achtel davon sind jedoch in den letzten zwanzig Jahren entstanden. Duveyrier, der dieses Gebiet aus eigener, langjähriger Erfahrung kennt, macht auf die ungeheuren Veränderungen aufmerksam, welche sich gerade hier durch den Einfluß der Senusija bei den Eingeborenen vollzogen haben. Früher verträglich gegen Andersgläubige sind sie jetzt vom Fanatismus der Sekte ganz durchdrungen; zum Beweise für seine Behauptung beruft der Autor sich auf G. Rohlfs, der anfänglich die Gefahren, welche durch den Senusismus drohen, nicht zu erkennen schien, bis ihm im Jahre 1879 in der Oasis zu Kufara in schrecklicher Weise die Augen geöffnet wurden, als er nur mit Aufopferung seiner Pläne und seines Eigenthums sein und Dr. Stecker's Leben rettete.

In Tunis, wo sich europäischer Einfluß mehr oder weniger geltend gemacht hat, sind nur schwache Zeichen von der Thätigkeit der Brüderschaft bemerkt worden; im tunesischen Theil des Tell konnte dieselbe nur wenig Proselyten machen, besser glückte es ihr in der Sahara, wo sie es verstanden hat, einige Nomadenstämme an sich zu ziehen; sie hat hier nur wenige (5) Zauijas, deren älteste 1857 errichtet wurde, dagegen bestehen viele Niederlassungen anderer Brüderschaften, die allem Anschein nach sich bald den Senusija anschließen werden. In Algier verdient zunächst die Zauija zu Mazuna Erwähnung, wo die Wiege des Senusismus gestanden hat; der genannte Ort liegt in der Dahra, 75 km von Mostaghanem im Departement Oran. Gewiß ist die Zahl der Anhänger der Sekte viel größer, als officiell angenommen wird, viele Stämme stehen mit derselben mittelbar oder unmittelbar in Verbindung; auch in den Provinzen Oran und Constantine ist ihr Einfluß sehr groß. Allerdings versteckt sie sich hier größtentheils hinter einer andern Verbindung, der des Sidi Ali Schadheli und

sucht sich durch die Vermittelung der letzteren namentlich im Tell auszubreiten. Besteht so das Vermuthen, daß sie Boden gewonnen hat, so giebt dagegen die officielle Zählung von 1882 in Algier nur einen Moqaddem und vierunddreißig Brüder an, die sie hat entdecken können! Ebensowenig hat man in Constantine Sennsiten gefunden! Auch in Bezug auf die zuletzt genannte Provinz begründet Duveyrier seine Ansicht, daß die officielle Wahrheit nicht immer die ganze Wahrheit ist; wiederholt weist er auf die großen Gefahren hin, die der französischen Herrschaft durch die Brüderschaft erwachsen können, Gefahren, gegen die man sich nicht sichert, indem man die Augen gegen dieselben schließt.

Im Westen von Algier, in Marokko, wo sich der europäische Einfluß wenig geltend macht, würden die Senusiten ein noch fruchtbareres Feld für ihre Thätigkeit gefunden haben, wenn ihnen nicht die Regierung und die orthodoxe Priesterschaft manche Hindernisse in den Weg gelegt hätten; jetzt bestehen da drei Zauijas, von denen zwei nach 1877 gegründet wurden. Zwei weitere Niederlassungen befinden sich in der Oase Figig zu El-Ubbad und in der Oase Tafilelt, die größtentheils von Mitgliedern der kaiserlichen Familie bevölkert ist. Einzelnen Berichten nach soll auch der Hafenort Rabat (der Name bedeutet: „gegen die Ungläubigen befestigtes Kloster") ein Mittelpunkt des Fanatismus sein; vielleicht sind die Senusija auch dort vertreten. Ihre meisten Anhänger in Marokko sollen sich übrigens unter dem Banner der Derkawa verbergen; es ist dies eine Sekte, welche ihnen als Vorläufer zu dienen scheint. Wahrscheinlich gehören verschiedene Stämme des Rif sowie der mehr östlich wohnenden Völkerschaften zu den Schutzbefohlenen der Senusija. Wenden wir uns von hier zum übrigen Theile von Westafrika, so finden wir zunächst in dem westlichen Theile der Sahara einige Zauijas, worunter eine zu Insalah, welche einer der heftigsten Feinde der Franzosen, El-Hadschi Achmed, gegründet hat. Südöstlich von genanntem Orte beginnt das Land der Tuareg, die ebenfalls eifrige Anhänger der Sekte sind; bei einem Theil derselben, den Ahagger, hatten sie schon lange Feld gewonnen und der Tod des Obersten Flatters ist nach Duveyrier ein trauriger Beweis für diese Thatsache. Bei dem andern Theile, den Adzdscher, die vor zwanzig Jahren durchaus nicht fanatisch waren, haben sie sich auch Bahn gebrochen, und dasselbe scheint im Süden bei den Kel-Owi der Oase Aïr der Fall zu sein, die ebenso wie die Auelimmiden ihrem Einfluß zu unterliegen scheinen; ja Timbuktu hat heute eine den Senusija gehörige Zauija, ein Beweis, daß sie mit Erfolg die Macht der Ulad Sidi Mohammed El-Kunti angetastet haben, eine Macht, auf welche die Civilisation so große Hoffnungen setzen zu dürfen glaubte. Auch am Senegal, wohin im Jahre 1873 Sendboten aus Moghar geschickt wurden, um zum Kriege gegen Frankreich zu reizen (von denen jedoch nach der Mittheilung der französischen Behörden nichts bemerkt wurde), scheint der Einfluß der Senusija merkbar zu sein. 1876 schon sah Gerhard Rohlfs in der Oase von Kufara, welche der Luftlinie nach 3900 km von Bakel entfernt ist, fromme Pilger vom Senegal ankommen, welche die Reise gemacht hatten um den Sidi El Mahedi zu besuchen und welche, wenn sie einmal nach dem 585 km weiter gelegenen Sherhbub gekommen waren, wahrscheinlich die Weiterreise nach Mekka aufgaben. Eigenthümlich ist es, daß auch das Siegel des Scheich von Segu, eines Nachbars und Freundes der Franzosen, den Namen El-Madani (d. h. das Zeichen der Mitgliedschaft der Senusija) trägt. Weitere allerdings schwache Spuren der Sekte finden wir in Bornu, wo dieselbe schon vor vierzehn Jahren einzudringen versuchte, aber bei dem Sultan Ali und seinem Rathe Widerstand fand.

Ebenso bescheiden tritt der Senusismus in Tripoli und Fezzan auf. Wir unterlassen es, die Spuren der Brüderschaft weiter nach dem östlichen Afrika bis zu den Somali hin zu verfolgen; für den Augenblick nimmt da ja doch die Bewegung des Mohammed Ben Achmed, des Mahedi der Brüderschaft des Sidi Abd 'El-Qader El-Ghilani, alles Interesse für sich in Anspruch. Es bleibt der Zukunft überlassen, ob es auch noch zwischen den beiden Mahedis zum Streite kommen oder ob sich einer dem andern unterwerfen wird.

Vor vierundzwanzig Jahren schon hat Duveyrier sich durch persönliche Erfahrungen veranlaßt gefühlt, sich eingehender mit der Sekte der Senusija zu beschäftigen; seit der Zeit hat er gesucht immer tiefer in diesen Gegenstand einzudringen, immer neues Material über denselben zu sammeln. Eine am Schluß seiner Arbeit abgedruckte Liste der benutzten Quellen zeigt, wie eifrig er bemüht war seinem Thema gerecht zu werden.

Die Ziffer der Bevölkerung Chinas[1]).

Die Frage nach der Größe der Volksmenge in China hat stets alle diejenigen interessirt, welche sich mit China beschäftigen und welche sich gefragt haben, was für eine Rolle dereinst dies kolossale Millionenreich in der Geschichte der Menschheit spielen werde. Jeder Sinologe hat die Frage berührt; unter den neuen Autoren gebührt die erste Stelle dem bekannten Mandschu-Forscher J. J. Sacharow, nach dessen Berechnungen auf Grundlage der Zählung im Jahre 1842 die Bevölkerungsziffer Chinas mit Einschluß der Mandschurei 414 686 994 Individuen beträgt. Ferner sind besonders zu beachten die Mittheilungen des amerikanischen Missionars Dr. Williams, des Verfassers von „The Middle Kingdom". Im fünften Kapitel des ersten Bandes des genannten Werkes (neue Ausgabe 1883) berechnet Williams unter Zugrundelegung des Census von 1812 die Volksziffer auf 362 447 183 Menschen. In dem Berichte des See-Zollamtes für das Jahr 1881 ist die Volksmenge des eigentlichen Chinas mit 380 Millionen angegeben[1]).

Der Verfasser der vorliegenden Korrespondenz hat während eines jahrelangen Aufenthalts in Peking es sich sehr angelegen sein lassen, genaue Angaben über die Bevölke-

[1]) „Nowoje Wremja" 1884, Nr. 3066; Korrespondenz von Mao-Men aus Peking d. d. 3. Juli.

[1]) Man vergleiche besonders die Zusammenstellungen der verschiedenen Ansichten über die Volksmenge Chinas in Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde, I, S. 38; II, S. 40; III, S. 99; IV, S. 22; VI, S. 32 und VII, S. 30.

rungszahl Chinas zu beschaffen. Nach sechsjährigen Bemühungen gelangte er endlich in den Besitz von nicht officiellen Listen aus dem Jahre 1879 über 10 Provinzen. Schließlich wandte er sich direkt an einen Gehilfen des chinesischen Finanzministers und erhielt von diesem die Bevölkerungsliste des Jahres 1882 für 11 Provinzen; die Listen der übrigen Provinzen waren noch nicht eingeliefert worden und konnten deshalb nicht benutzt werden. — Unter diesen 11 Listen waren 5, welche sich auf Provinzen bezogen, deren Volkszahl schon aus der Erhebung vom Jahre 1879 bekannt war. In Ermangelung officieller Daten mußte sich der Verfasser daher für diese 5 Provinzen mit nicht officiellen Angaben begnügen. Gänzlich unbekannt blieb die Volkszahl nur in drei Provinzen (Ngan-hwei, Kwang-si und Fo-kiën); hier wurden die aus dem Jahre 1842 herstammenden Bevölkerungsziffern unter gewissen Kautelen mit in Rechnung gezogen.

Hiernach ergiebt sich folgende Tabelle:

Das eigentliche China (ohne Mandschurei).

Namen der Provinz	Bevölkerungszahl 1842	Bevölkerungszahl 1879	Bevölkerungszahl 1882	Differenz der Jahre 1842 u. 1882	Flächenausdehnung der Provinz in engl. □ Meil.	Zahl der Individuen auf 1 □ Meil.
Schan-tung [1])	29 529 877		36 247 835	+ 6 717 958	65 104	557
Schan-si	17 056 925		12 211 453	— 4 845 472	56 268	221
Ho-nan	29 069 711		22 115 827	— 6 953 944	65 104	340
Kiang-su	39 646 924		20 905 171	— 18 741 753	44 500	470
Kiang-si	26 513 889		24 534 118	— 1 979 771	72 176	340
Tsche-kiang	30 437 974		11 588 692	— 18 849 282	39 150	296
Hu-pei	28 584 564		33 365 005	+ 4 780 441	70 450	473
Hu-nan	20 048 969		21 002 604	+ 953 635	74 320	282
Sz'-tschwan	22 256 964		67 712 897	+ 45 455 933	166 800	406
Kwang-tung	21 152 603		29 706 249	+ 8 553 646	79 456	377
Jün-nan	5 823 670	11 721 576		+ 5 897 906	107 969	106
Kwei-tschou	5 679 128	7 669 181		+ 1 990 053	64 554	118
Schen-si	10 309 769	8 432 193	} 51 171 138	— 1 877 576	67 400	126
Kan-su	19 512 716	5 411 188		— 14 101 528	86 608	62
Tschi-li	36 879 838	17 937 000		— 18 942 838	58 949	304
Ngan-hwei	36 596 988	20 596 988		— 16 000 000	48 461	425
Kwang-si	8 121 327	5 151 327	} 51 517 871 [2])	— 3 000 000	78 250	65
Fo-kiën	25 790 556				53 480	482
Summa	413 021 452		382 978 840	— 30 942 592	1 297 999	234

Zur Erläuterung der Zahlen seiner Berechnung führt der Verfasser Folgendes an: Die Bevölkerungsziffern der ersten 10 Provinzen sind dem officiellen Berichte des chinesischen Finanzministeriums von 1882 entnommen; die Zahlen für die nächstfolgenden 5 Provinzen hat der Verfasser seinen nicht officiellen Daten für das Jahr 1879 entnommen. Für die 3 Provinzen Ngan-hwei, Kwang-si und Fo-kiën fehlen Zahlenangaben. Der Verfasser ersetzte dieselben durch Kombination. In Erwägung der Regel, daß gleiche Ursachen und Bedingungen auch gleiche Folgen haben, glaubte er schließen zu müssen, daß die Bevölkerung sich im Vergleich zum Jahre 1842 beträchtlich vermindert haben müsse. Die an Ngan-hwei angrenzende Provinz Kiang-su, welche in klimatischer, ethnographischer und ökonomischer Beziehung der ersteren gleichgestellt ist und dieselben Gräuel der Taiping-Rebellion erduldete, hat von 39 Millionen Einwohnern (1842) 18 Millionen verloren (1882: Bestand circa 20 Millionen); mit Berücksichtigung dieser Verhältnisse würde der Verlust an Menschen in Ngan-hwei etwa 16 Millionen betragen, und in der Provinz Kwang-si, wo der Aufstand begann, etwa 3 Millionen. Für die letzte Provinz Fo-kiën behält der Verfasser die Zahl aus dem Jahre 1842 bei.

An die oben in der Tabelle mitgetheilten Zahlen knüpft der Verfasser einige Erörterungen. Er schließt aus dem Vergleich der Ergebnisse des Census von 1842 mit dem von 1882, daß die Gesammtbevölkerung des eigentlichen China im Laufe der 40 Jahre sich nicht vermehrt, sondern bedeutend vermindert habe — fast um 31 Millionen Menschen. Wodurch ist dieses Resultat bedingt? Was für Einflüsse sind dem natürlichen Wachsthum der chinesischen Nation hinderlich gewesen? Was hat sich während jener 40jährigen Periode in China zugetragen? Von 1850 bis 1864 haben unter 18 Provinzen des Reiches 13 alle Schrecken der Insurrektion der Taipings erfahren: die besten und reichsten Provinzen Chinas, Kwang-si, Kiang-si, Hu-pei, Hu-nan, Ngan-hwei, Kiang-su, Tsche-kiang, Ho-nan, der südliche Theil von Schan-si, Schan-tung und zum Theil auch Tschi-li wurden verwüstet und von Grund aus zerstört; alle blühenden Städte und Dörfer

[1]) Der Verfasser spricht von 11 Listen und giebt nur 10 Provinzen; der Grund dafür liegt darin, daß eine Liste sich auf die Provinz Mukden (zur Mandschurei zu rechnen) bezieht.
[2]) Wahrscheinliche Zahl.

wurden in Trümmerhaufen verwandelt, das Blut floß in Strömen, die Leichen thürmten sich zu Bergen auf. Ein sehr lebhaftes Bild der durch die Taipings verursachten Verwüstung entwirft Dr. Williams.

Fast gleichzeitig mit der Taiping-Insurrektion, nämlich im Jahre 1855, begann in der Provinz Jün-nan der Aufstand der dortigen Mohammedaner, dessen Resultat die Bildung eines unabhängigen Sultanats im Jahre 1867 war. Erst 1874 gewann China die Provinz wieder, welche während der ganzen Kriegsperiode unsäglich gelitten hatte. Eine große Menge von Opfern forderte auch eine verheerende Krankheit im Jahre 1872.

Die von den Nan-fey verübten Räubereien und Verwüstungen unter dem Anführer Tschan-tschun, welcher acht Jahre lang (1860 bis 1868) China in Schrecken setzte, verursachten gleichfalls empfindliche und schwere Wunden. Aber damit war der Kelch der Leiden noch nicht geleert: in den nordwestlichen Provinzen brach die Empörung unter den chinesischen Mohammedanern, den Dunganen, aus und verwandelte, 16 Jahre andauernd, fast ganz Kan-su in eine Wüste.

Zu allen diesen schweren Kriegsnöthen kamen die erschrecklichen Hungerjahre 1876 bis 1878, welche die nördlichen Gegenden Chinas, Schan-si, Schensi, Ho-nan, Tschi-li und zum Theil auch Schan-tung verheerten. Wie furchtbar die Hungersnoth in der Provinz Schan-si wüthete, kann aus der Thatsache erschlossen werden, daß im Laufe von 8 Jahren etwa 5 Millionen Menschen zu Grunde gingen. Die Folgen kleiner lokaler Hungersnöthe und Ueberschwemmungen, welche alljährlich hier und da eine oder die andere Provinz heimsuchen, sind daneben auch zu erwähnen. Unter solchen ganz erstaunlich ungünstigen Bedingungen ist es kaum möglich gewesen, daß die Bevölkerung zunehmen konnte.

Untersuchen wir die Veränderung der Volkszahl in einzelnen Provinzen, so fällt vor allem der kolossale Zuwachs der Bevölkerung in der Provinz Sz'-tschwan auf; innerhalb 40 Jahren (1842 bis 1882) stieg die Zahl von 22 Millionen auf 67 Millionen, also um das Dreifache. Doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß die Ursache der Zunahme nicht allein in einer Vermehrung der Einwohner selbst zu suchen ist, sondern auch in einem starken Zuzug aus den benachbarten Provinzen. Sz'-tschwan, fast die reichste Provinz Chinas, genoß Ruhe und Frieden, während in den Nachbarprovinzen der Sturm der Revolution tobte.

Die Zunahme oder Abnahme in einigen anderen Provinzen finden in ähnlicher Weise ihre Begründung. Den größten Rückgang in der Bevölkerungsziffer weisen folgende Provinzen auf: Tschi-li, woselbst die Bevölkerung von 36 Millionen (1842) bis auf circa 19 Millionen gesunken ist, Kiang-su von 40 Millionen bis auf 20 Millionen, Kan-su von circa 20 Millionen bis auf $5^1/_2$ Millionen. Die Ursache ist hier vor allem in den Folgen des verheerenden Dunganen-Aufstandes zu suchen, doch haben die beiden ersten Provinzen noch häufige Ueberschwemmungen und Hungersnöthe auszustehen gehabt. Auch für die Verringerung der Volksmenge in der fruchtbaren, reichen und gesunden, für das Paradies Chinas geltenden Provinz Tsche-kiang kann nur der Aufstand der Taiping verantwortlich gemacht werden, durch welchen die Provinz verwüstet und entvölkert wurde.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Bevölkerungszahl in der Mandschurei. Hier hat sich die Volksmenge um ein Beträchtliches vermehrt und zwar in Folge der starken Einwanderung, welche namentlich während der letzten fünf bis sechs Jahre stattfand; die chinesische Regierung hat durch entsprechende Reformen diesen Zuzug sehr begünstigt und wie ersichtlich mit gutem Erfolg. Nach den officiellen Daten hat die Bevölkerung nur in einer der drei Provinzen der Mandschurei, in Mukden, die anständige Zahl von 4 243 267 Seelen erreicht. Ueber die beiden anderen fehlen dem Verfasser die Zahlenangaben; doch meint er, daß die Zahl keineswegs 12 Millionen erreicht, wie es Wenjukow und Williamson vermuthet haben.

Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

I. Von Vigo nach Braga.

Wer die Wahl hat, Portugal an einer beliebigen Stelle zu betreten, der entscheide sich für die Fahrt von Vigo über Tuy nach Valença do Minho. Die berühmte Bai von Vigo erinnerte mich lebhaft an die romantischen Fjorde Norwegens, die Bahnlinie Vigo-Tuy an Südsteiermark und die ganze Fahrt ist eine würdige Vorbereitung auf die landschaftlichen Reize der schönsten Provinz Portugals: Entre Douro e Minho, gemeinhin „Minho“ genannt. Ist auch Galicien vielleicht wildromantischer, so verdient doch Minho seiner Lieblichkeit und Anmuth halber, ganz besonders aber wegen des leichteren Reisens den Vorzug. In Galicien wird dem Reisenden noch sehr wenig Komfort geboten und daher wird dieses Königreich von den Touristen — sehr mit Unrecht — ganz vernachlässigt.

Vigo selbst ist wohl jedem Gebildeten schon durch die berühmten sechs Silbergallionen bekannt, welche dort im Jahre 1702 versenkt wurden und deren Hebung eine französische Gesellschaft kürzlich erfolglos versuchte. Ob wohl die versunkenen Schätze — nach der geringsten Schätzung 40 Millionen Mark! — jemals dem Schoße des Meeres entrissen werden?

Vigo selbst ist eine ganz hübsch gebaute und malerisch gelegene Stadt. Der Fjord gleicht hier einem Binnensee, da vorliegende Inseln den Ausblick auf den Ocean verwehren. Von Vigo fährt die Bahn längs des Meeres bis Redondela, wobei die Landschaft Erinnerungen an die Strecke Palermo-Bagheria in mir wachrief. Redondela selbst taufte ich scherzhaft „Klein-Venedig“, da ein Dutzend kleiner Brücken, resp. Stege über die durch die Straßen fließenden Bäche führt. Die Lage dieses Städtchens ist sehr anmuthig.

Hinter Redondela überschreitet die Bahn einen Gebirgsrücken und läßt sich dann in das Thal des Loura hinab,

dessen Lauf sie bis zu seiner Mündung in den Minho folgt, was bei Tuy der Fall ist.

Wie man mir sagte, soll der Minho hier schon in diesem Jahre fertig überbrückt werden[1]). Vorläufig mußten wir aber ein ziemliches Stück außerhalb der Stadt aussteigen, da die Bahn hier endet. Ein elender Omnibus, so niedrig, daß ich nur gebückt sitzen konnte, nahm uns auf und führte uns in die Stadt.

Tuy ist eine Festung, welche sich, vom Flusse aus gesehen, höchst malerisch präsentirt; aber die Festungswerke sind veraltet und wenig widerstandsfähig. Die Stadt hatte ein lebhaftes Ansehen, da eben Markt war und daher eine große Menschenmenge durch die Straßen wogte. Ueberhaupt ist die Stadt nicht so klein (circa 3000 Einwohner, aber das Stadtgebiet 11 710 im Jahre 1877) und würde sich recht gut zum Standquartier für Ausflüge in die Umgebung — besonders die berühmte fruchtbare Vega de Loura — eignen. Tuy ist einer der lieblichsten und angenehmsten Punkte Spaniens; eigentliche Sehenswürdigkeiten enthält es nicht, etwa die Kathedrale ausgenommen, deren Thurm eine prächtige Fernsicht bietet. Die Stadt führt ihren Ursprung ins graue Alterthum zurück. Thatsache ist, daß der Gothenkönig Witiza im Jahre 700 hier seine Residenz aufschlug.

Unter den Mauern der hart am Ufer auf einer Anhöhe liegenden Festung schifften wir uns auf Booten ein. In einiger Entfernung gewahrten wir die im Bau begriffene Eisenbahnbrücke und weiter stromab die Wälle der portugiesischen Grenzfestung Valença do Minho, über welche einige Thürme und Dächer hervorguckten.

Während der Ueberfahrt bettelte mich ein Mädchen an, dessen Kleidung einen gewissen Wohlstand verrieth, ganz abgesehen von den schweren Goldringen, welche ihre Ohren fast niederzogen und von einer massiven Silberkette. Natürlich verlieh ich meinem Erstaunen Ausdruck und sagte: „Sie scheinen ja reicher zu sein, als ich! Ihr Schmuck kostet mehr, als ich mit dem Gelde, welches ich eben bei mir habe, zahlen könnte!"

„O das glauben Sie nur!" versetzte die Spanierin eifrig, „der Schmuck ist unecht".

„Wenn dem so ist, werde ich ihn Ihnen abkaufen" bemerkte ich scherzend. Das wollte aber das Mädchen doch nicht. Ein ebenfalls in der Barke sitzender Portugiese meinte darauf verächtlich: „Danken Sie Gott, daß Sie jetzt gleich portugiesischen Boden betreten, wo man den spanischen Bettelunfug nicht kennt."

Das Mädchen, welches als Gallegin portugiesisch leichter verstand als eine gewöhnliche Spanierin, zeigte sich darüber beleidigt und sagte: „Was will der hochmüthige Portugiese? In seinem Lande bettle ich nicht und in Spanien ist es nichts Schlechtes, wenn man einen Caballero um eine Erinnerung an seine Bekanntschaft anspricht."

Diese Episode ist überaus charakteristisch für die Denkungsart der beiden Brudervölker. In Spanien stolpert man bei jedem Schritt über Bettler und wird von Leuten angesprochen, die man nach ihrem Aeußern für vollendete Caballeros halten könnte; in Portugal findet man fast gar keine Bettler und schien mir das Ehrgefühl des niederen Volkes besser entwickelt.

Valença do Minho ist viel kleiner als Tuy (1878: 2808 Einwohner), aber in seinen Straßen herrscht verhältnißmäßig große Reinlichkeit und auch die Festungswerke sind in besserem Zustande. („Wir könnten Tuy ganz gut zusammenschießen", sagte mir ein Major, welcher mich auf den Wällen herumführte — „aber wir thun es nicht", fügte er großmüthig hinzu.) Das Innere der Stadt mit den engen stillen Straßen erinnert an die alten verödeten mittelitalienischen Städte.

Ein Omnibus, der leider nicht viel besser war als die spanischen, brachte uns zum Bahnhof, welcher sich ebenfalls ein Stück außerhalb der Stadt befindet.

Bis Caminha an der Mündung des Minho fährt die Bahn seinem linken Ufer entlang. Beide Ufer des Minho zeichnen sich durch landschaftliche Reize aus. Links ist es besonders die Serra da Estrica, welche in die Augen fällt. Wälder, Felder und Weingärten wechseln auf der portugiesischen Seite ab; auf der spanischen sieht es wilder aus und herrschen die Wälder vor.

Bei der Station Villanova da Cerveira erblickt man jenseits das spanische Kastell Goyan. Gleich darauf kommt das von Weingärten umgebene Dorf Seixas und wir sehen in der Ferne die Mündung des Minho mit der steilen Landspitze Santa Tecla. Bei Caminha selbst wird die ganze Landschaft entzückend malerisch. Vor der Mündung liegt auf der flachen Insel Insua ein altes Kastell, doch wird es von der Punta Tecla beherrscht, so daß die Spanier, wenn sie dort eine gute Batterie bauten, Herren der Minho-Mündung sein könnten.

Bei Caminha wendet sich die Bahn südlich und folgt der Meeresküste bis Vianna. Sie hält sich dabei an dem Fuße des 1700 Fuß hohen Monte Santa Luzia, welcher ziemlich steil gegen den flachen Strand abfällt. Etwa halben Wegs passirt man bei der Station Ancora das gleichnamige Flüßchen. Ueber den Ursprung seines Namens geht eine hübsche Volkssage, welche wissen will, König D. Ramiro II. von Leon habe seine Gattin Doña Urraca, welche mit dem Emir von Gaia, Al Boazar, durchgegangen war, in dem Flüßchen ertränkt. Da er ihr einen Anker an den Hals gebunden, habe man den damaligen Namen des Flusses Spaco in Ancora umgetauft.

Von der Station Ancora gelangt man in einer Viertelstunde zu einem merkwürdigen antiken Baudenkmal, der „Casa do diabo" (Teufelshaus), einem erst 1835 entdeckten Druidenaltar. Derselbe ist kreisförmig und besteht aus ungeheuren Steinen, welche an der Basis schwer und massiv sind, aber nach oben zu dünner und leichter werden. Auf ihnen ruht eine riesige Steinplatte, welche sich nach Süden neigt, wo eine Thür ist. Drei bis vier Personen können auf diese Weise im Innern stehen. Dieser Druidenaltar soll 3000 Jahre alt sein. Weiter stromaufwärts giebt es noch ein Alterthum, eine sehr gut erhaltene Römerbrücke in einem einzigen Bogen.

Mit der Bahn unsere Reise weiter fortsetzend, gelangen wir nach Vianna do Castello (1878: 8816 Einwohner), einer der elegantest aussehenden Städte Portugals. Hier erreicht die Bahn den Lima-Fluß, den sie auf einer fast 2 km langen Brücke überschreitet, von welcher sich uns eine der herrlichsten Rundsichten bietet. Im Westen breitet sich vor unseren Blicken das ungemein nett und rein aussehende Städtchen aus, mit seinem hübschen Bahnhofe (dem schönsten von Portugal), seinen beiden Kastellen, Kirchen und sonstigen in die Augen springenden Gebäuden. Den Hintergrund bildet die Mündung des Lima und der Ocean. Im Osten können wir den Lauf des vielbesungenen Lima fast bis Ponte de Lima verfolgen, ein Anblick, der mich an eine herrliche Illustration einer brasilianischen Urwaldlandschaft erinnerte: die beiden Ufer mit den üppigsten Bäumen dicht bewaldet, welche ihre Zweige wie segnend über das Wasser strecken, in dem sie

[1]) In der That las ich kürzlich in den Zeitungen von der bevorstehenden Eröffnung der Brücke.

sich wiederspiegeln. Im Flusse selbst mehrere Inseln — paradiesische Eilande! Nordwärts die Höhen der Santa Luzia, südwärts anmuthige Hügellandschaft.

Die Stadt selbst besticht, wie schon erwähnt, durch ihre Reinlichkeit und ihr modernes Aussehen. Sie ist überhaupt in raschem Aufblühen begriffen und würde vielleicht mit Porto konkurriren, wenn ihr Hafen besser wäre. Bisher können aber bloß Küstenfahrer von höchstens 200 bis 250 Tonnen einlaufen. Eigentliche Sehenswürdigkeiten kann sie nicht viel aufweisen. Wenn man die Igreja Matriz (ein ganz interessantes Bauwerk), Kirche und Kloster S. Domingos mit dem Grabe des „heiligen" Erzbischofs D. Bartolomeu dos Martyres und die beiden Kastelle gesehen hat, ist man schon fertig. Von letzteren beherrscht das Castello de Santiago die Mündung des Lima, das Fort Rego de Fontes die Nordseite der Stadt. Ersteres stammt noch aus der Zeit Philipp's II. Die Hauptpromenade an schönen Abenden bildet der breite Quai.

Der Name Vianna ist eine Verstümmelung von Diana, wie die Stadt früher nach einem hier gelegenen berühmten Dianatempel geheißen haben soll. Unter den Römern hieß sie Nemetanobriga und später Velobriga.

Auch von Vianna bis Nine durchfährt die Bahn die lieblichsten Landschaften. Man könnte das Land mit einem riesigen Garten oder Park vergleichen. Prächtige Waldpartien, Wiesen, Felder, Gärten, Bäche, Büsche, Dörfer, Viehherden wechseln in rascher Aufeinanderfolge ab. Ehe wir es uns versehen, erreichen wir die Ufer des Cávado, von dessen Brücke sich uns eine herrliche Rundsicht bietet, welche kühn mit jener von der Vianna-Brücke wetteifern darf. Zwar ist der Cávado bedeutend schmäler als der Lima, aber gerade dadurch gewinnt die Fahrt auf seinen Fluthen an Anmuth. Das alte Städtchen Barcellos erhöht noch das Malerische der Landschaft. Hier wäre die Königin D. Maria II. beinahe verbrannt, als sie während ihrer Reise durch Nordportugal hier übernachtete; ihr Haus gerieth in Brand und sie rettete sich im Nachthemde durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster.

Südlich von der Brücke zieht ein seltsames Bauwerk unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist dies eine viereckige, mit einer Kolonnade rings umgebene Kapelle, deren Dach aus einer Pyramide besteht. Dies ist nebst den Ruinen des herzoglichen Palastes und der Kollegiatkirche das einzige nennenswerthe Bauwerk von Barcellos. Bald hinter Barcellos zweigt bei der in reizender Umgebung gelegenen Station Nine eine Flügelbahn nach Braga ab. Diese Strecke wetteifert mit jener bereits geschilderten an Lieblichkeit und Romantik.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach der „Weser-Zeitung" ist beim Bau der unlängst eröffneten serbischen Eisenbahn bei Schuppiastena, vier Stunden südlich von Belgrad, eine Lagerstätte von abbauwürdigen Quecksilbererzen gefunden worden und zwar an einer „Hohler Fels" genannten Stelle, wo eine große Menge von Stollen und Höhlen auf einstigen Bergbau durch die Römer schließen läßt, welche durch „Feuersetzen" in den 15 bis 20 m tiefen Bauen das Erz zu gewinnen gesucht hatten. Bergrath von Grodbeck aus Clausthal hat in diesem Sommer den Fundort untersucht und nach dem Hineintreiben eines Versuchsstollens das quecksilberführende Gestein bereits auf einer Länge von 19 m nachgewiesen; der bei der ersten Untersuchung auf 2 Procent geschätzte Gehalt des Gesteins wurde von ihm weit höher taxirt.

— Die neueste Zählung hat für Rumänien 4 424 961 Einwohner ergeben, davon 2 276 558 männlichen und 2 148 403 weiblichen Geschlechts. Nach dem Glaubensbekenntniß geordnet finden sich 4 198 664 orthodoxe Griechen, 134 168 Juden, 45 152 römische Katholiken, 28 903 Protestanten, 8734 Gregorianer, 8108 Armenier und 1323 Mohammedaner. Das fremde Element in der Bevölkerung setzt sich, von den Juden abgesehen, zusammen aus 28 128 Oesterreichern, 9525 Griechen, 3658 Deutschen, 2822 Engländern, 2706 Russen, 2631 Türken, 1142 Franzosen, 167 Italienern und 539 Leuten verschiedener Nationalität, zusammen 51 318 Personen. Die städtische Bevölkerung beträgt nur 781 170, die ländliche dagegen 3 613 783 Seelen.

— 700 in der Dobrudscha angesiedelte deutsche Familien beabsichtigen nach der „A. Ztg." nach Thessalien auszuwandern. Nachdem zu Anfang des letzten Krieges ihre Ansiedelungen von Tscherkessen niedergebrannt worden waren, kamen sie durch die rumänische Besitznahme aus dem Regen in die Traufe: absolute Rechtsunsicherheit, Brandschatzung durch die rumänischen Steuerpächter und Vertreibung von Haus und Hof zu Gunsten walachischer und moldauischer Bojaren zwingen sie jetzt eine neue Heimath zu suchen. Es ist wahrhaft jämmerlich zu sehen, daß der deutsche Name in einem, von einem Fürsten deutscher Herkunft regierten europäischen Lande noch immer nicht genügt, seine Träger vor der gemeinsten Vergewaltigung zu schützen!

— Das Londoner „Chamber of Commerce Journal" (5. Sept. 1884) klagt darüber, daß der Handel in Thessalien durch übermäßige Zölle erdrückt werde. In Folge dessen nehmen die Einkünfte der Zollhäuser ab und der Schmuggel in beunruhigender Weise zu. Die Zollbeamten selbst räumen ein, daß der erst theilweise in Kraft getretene Tarif die Dinge nur noch verschlimmern wird. — Andererseits knüpft man große Hoffnungen an die Vollendung des Kanals von Korinth. So berechnet das italienische Blatt „Eco", daß sich nach mäßiger Schätzung der Lokalhandel auf griechischem Gebiete allein um 400 Procent steigern wird. Italien ist durch seine geographische Lage besonders berufen, von diesem Aufschwunge Nutzen zu ziehen, da ihm Gebiete, die bisher dem Kaufmanne fast unbekannt waren, nun leicht zugänglich werden.

— Golovackij, Jakov. Geografičeskij Slovár zapadnoslavjanskich i jugoslavjanskich zemel i priležaščich stran (Geographisches Lexikon der west- und südslavischen Länder und der angrenzenden Gebiete). Wilna 1884. 8. XXXII, 371 S. mit Karte. Preis 2 Rub. 50 Kop. — Bekanntlich sind viele Ortsnamen Europas bis weit nach Westen und Südosten hinab ursprünglich slavischer Herkunft, aber nach Zurückdrängung des slavischen Elements von den herrschenden Volksstämmen verändert worden. So wurde aus Drażdżang — Dresden, aus Budyšin — Bautzen. In Ungarn gehen oft sogar drei Namen neben einander her, ein slavischer, ein magyarischer und ein deutscher, z. B. Zvolen, neben Zolyom und Altsohl. In Dalmatien haben sich italienische Namen neben slavischen eingebürgert, auf der Balkanhalbinsel

außer griechischen auch türkische, z. B. Plovdiv (bulg.), Philippopolis (griech.), Filibe (türk.). In Polen und Galizien gehen polnische neben russischen Namen einher. Dabei vollzog sich dieser Proceß nicht nur bei Städtenamen, sondern auch bei den Namen von Flüssen und Bergen. In der Geographie gelten die substituirten Namen des herrschenden Stammes; sie haben sich auch in der russischen Litteratur eingebürgert. Dies schmerzt den Verfasser, einen Russen mit slavophilen Tendenzen, und um nun den russischen Schriftstellern die Möglichkeit zu geben, zu den ursprünglichen slavischen Namen zurückzukehren, hat derselbe das obige Lexikon bearbeitet, wo in einem laufenden Alphabet die slavischen (diese fett gedruckt) und die konventionellen Namen zusammengestellt und durch Verweisungen so mit einander verbunden sind, daß man in bequemster Weise zu jedem konventionellen Namen den entsprechenden slavischen (sowie zugleich magyarischen, italienischen, türkischen u. s. w., falls dergleichen vorhanden) findet und umgekehrt. Aber abgesehen von den national-slavischen Tendenzen des Verfassers, über die er sich in der Vorrede ausführlich ausspricht, hat das Buch doch auch ein allgemein wissenschaftliches Interesse, als zweckmäßiges Nachschlagebuch für jeden, der sich mit der Geschichte und der historischen Geographie der slavischen Länder zu befassen hat. Welche Menge mühsamen und oft erfolglosen Suchens nach dem entsprechenden Namen wird ihm dadurch erspart! Aber freilich das russisch-cyrillische Alphabet, in welchem die Namen geschrieben sind, muß er in den Kauf nehmen. Auch die Nomenklatur der beigegebenen Karte ist russisch.

T. Pech.

— In Bezug auf die noch immer nicht festgesetzte Richtung der Sibirischen Eisenbahn (oder doch von deren Anfangsstrecke innerhalb des europäischen Rußland), meldet die Zeitung „Nowosti": Dem Minister-Comitee ist neuerdings ein Projekt eingereicht, dessen Inhalt im Wesentlichen in Folgendem sich zusammendrängen läßt. Die Linie Samara-Ufa-Jekaterinburg ist unzweckmäßig, weil die Strecke Ufa-Jekaterinburg durch eine äußerst dünn bevölkerte Gegend sich hinzieht. Die Linie Nishni-Nowgorod-Kasan-Jekaterinburg mit einer Länge von 1244 Werst (Kilometer) würde etwa 87 Millionen Rubel (circa 164 Millionen Mark) kosten; ein Theil dieser Summe würde für den Bau von vier großen Brücken über die Oka, Wolga, Wjätka und Kama verwendet werden müssen. Das Ministerium der Wege und Kommunikationen richtet daher seine Aufmerksamkeit auf eine Linie Samara-Tscheljabinsk (südöstlich von Jekaterinburg und östlich des Ural). Diese Linie, welche sich aus zwei Theilstrecken Samara-Ufa (461 Werst) und Ufa-Tscheljabinsk (480 Werst) zusammensetzt, hat eine große Bedeutung, weil sie die produktiven Gebiete Sibiriens nicht nur mit dem gesammten russischen Bahnnetz, sondern gleichzeitig mit der Wolga in Verbindung bringt. Im Vergleich mit der Linie Nishni-Nowgorod-Jekaterinburg würde eine Verkürzung um 303 Werst erzielt und der Bau jener vier großen Brücken umgangen werden, was einer Ersparniß von mindestens 30 Millionen Rubel (60 Millionen Mark) gleichkäme. Es wird daher vorgeschlagen: das Projekt Nishni-Nowgorod-Kasan-Jekaterinburg fallen zu lassen; den Bau einer Linie von dem Punkte, wo die Orenburger Bahn den Fluß Kinel überschreitet, über Slatoust nach Tscheljabinsk zu beschließen und endlich eine Verbindungsbahn zwischen einem Punkte der Linie Jekaterinburg-Tjumen und der Linie Slatoust-Tscheljabinsk zu bauen.

Asien.

— Ueber die deutsche Ackerbaukolonie Sarona bei Jaffa in Palästina bringt „Die Warte des Tempels" (1884, Nr. 38) einige erfreuliche Nachrichten. Die dortigen Ansiedler haben sich gegen die Diebsgelüste der Araber, welche den Weintrauben arg nachstellen, durch Einführung der amerikanischen Isabelltraube zu schützen gewußt. Diese Rebensorte liefert Trauben von erdbeerartigem Geschmack, der den Arabern widerlich ist, dennoch aber einen angenehmen Wein giebt, der in der Stadt Jaffa und in Aegypten Absatz findet. Die Araber stellen diesen Trauben nicht nach, und auch die Schakale, die den gewöhnlichen Sorten viel Schaden thun, verschmähen sie; da überdies diese Rebensorte der Traubenkrankheit nicht unterworfen ist, so ist durch ihre Einführung für den Weinbau eine gute Aussicht geschaffen. — In der Viehzucht ist ein Fortschritt durch Einführung des ägyptischen Klees gemacht worden. Mehr ist geschehen in der Honigbereitung. Schon seit Jahren sind in Haifa und Sarona gute Erfolge in der Bienenzucht erzielt worden; jetzt haben die Herren Baldensperger transportable Bienenstöcke angeschafft, die zur Blüthezeit entsprechender Pflanzen an die betreffenden Orte gebracht werden und einen ausgezeichneten Honig in Menge liefern. Fast das ganze Jahr hindurch giebt es dort blühende Gewächse, unter denen Orangen, Sesam und Kaktusfeigen besonders in Betracht kommen; jede dieser Blüthen liefert einen durch besonderes Aroma ausgezeichneten Honig. Auch ist die Quantität, welche bei gehörigem Betriebe gewonnen wird, wirklich erstaunenswerth; es hat deshalb bereits ein Export von Honig begonnen, der schöne Aussichten eröffnet.

— A. Sibirjakow schreibt der „Oestlichen Rundschau" (Nr. 30): Auf der kürzlich vom Generalstabe herausgegebenen Karte von Russisch-Asien in 8 Blatt sind — wie auf früheren Karten — zu beiden Seiten des Vorgebirges Mate-Sole (östlich von der Jenisei-Mündung) zwei große Busen gezeichnet; der westliche, in welchen sich der Fluß Gyda ergießt, ist Gydojomo genannt, der östliche, der Jenisei-Mündung nähere, ist ohne Bezeichnung geblieben. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß in der Bucht Gydojomo oder Gydansk mein Dampfer „Oskar Dikson" überwinterte, und daß dahin von Obdorsk ein Transport mit Proviant und von Dudinka (am unteren Jenisei) ein Transport mit Kohlen abgefertigt wurde, habe ich Grund Folgendes zu behaupten: Der östliche vom Kap Mate-Sale befindliche Busen, in welchem der Dampfer „Dikson" unter 72° 12' nördl. Br. und 77° östl. L. Gr. überwinterte, das ist der Busen, welchen die Samojeden Gydanski nennen; in diesen Busen ergießt sich der Fluß Gyda, nicht in den westlichen. Auf dem Fluß Gyda gelangte im Jahre 1881 ein Kohlentransport aus Dudinka zum Dampfer. Daß dieser Busen, in welchen der Fluß Gyda einmündet, gleichzeitig der Mündung des Jenisei sehr nahe ist, beweist die Fahrt des Kapitäns Nilson vom Dampfer „Dikson". Derselbe fuhr in einem Boote vom Orte, wo der Dampfer strandete, nahe bei dem Winterlager, nach Sopotschnaja Karga, welches jenseits der Mündung des Jenisei liegt, und weiter stromaufwärts in den Jenisei hinein.

— Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen ein Gerücht, nach welchem die Chinesen, durch die Nachgiebigkeit der russischen Regierung in der Kuldschaschen Angelegenheit veranlaßt worden wären, auch den Possiet-Busen von Rußland zu verlangen. Im Hinblick hierauf ist es nicht ohne Interesse, sich mit der fraglichen Lokalität näher bekannt zu machen. Am Possiet-Busen liegen zwei russische Ortschaften: der Posten Nowgorodski und die Ansiedelung Nowokiewskoje. Beide sind vorwiegend militärisch; nur ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung besteht aus Civilpersonen, Beamten, Kaufleuten. Noch vor einigen Jahren war an der Stelle des heutigen Nowokiewskoje nur nackte Steppe, heute wächst der Ort nicht täglich, man möchte sagen stündlich. Der Possiet-Busen zerfällt in zwei kleinere Buchten: die Nowgorodsche und die Expeditionsbucht. Auf die Geräumigkeit und Bequemlichkeit des Possiet-Hafens kann man daraus schließen, daß im vorigen Jahre ein englisches, aus 10 Schiffen bestehendes Geschwader, ohne im Geringsten beengt zu sein, daselbst Anker geworfen hatte; auch sehr tiefgehende Fahrzeuge

können nahe an das Ufer herankommen. Das Ausladen der Schiffe ist sehr bequem, da der Wellenschlag nur unbedeutend. Die Bucht friert höchstens zwei Monate zu und niemals völlig, so daß die Schiffahrt das ganze Jahr möglich ist. Ohne große Mühe könnte die Bucht derart befestigt werden, daß sie für feindliche Schiffe uneinnehmbar wäre.

Der Erdboden des Küstenlandes ist fruchtbar. Die benachbarten Mansen (Chinesen) und Koreaner bauen mit Erfolg Hafer, Tschumis (eine Art Hirse), Mais und allerlei Gemüse. Leider fehlt es noch an russischen Ansiedlern, denen es hier sehr gut gehen würde. — Wälder sind etwas weit und im Nowgorodski-Posten ist wenig Wasser vorhanden. Dagegen sind in nächster Nähe Kohlenlager, welche bereits in sehr primitiver Weise ausgebeutet werden; auch Eisenerz wird daselbst gefunden. — Gegenwärtig liegt ein beträchtliches Kontingent an Militär in jenen beiden Ortschaften, doch ist ein Kriegsschiff bis jetzt noch nicht daselbst stationirt, was, wie es scheint, ganz unerläßlich ist. Aber ein an gewissen Komfort gewöhnter Mensch begegnet hier großen Schwierigkeiten, um zu leben: Entbehrungen, Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten auf jedem Schritt. Vor allem sind die Wohnungen überaus schlecht; es existiren nur einfache Lehmhütten (Fansen), welche von den Bewohnern freilich mit Stolz als Häuser bezeichnet werden. Im Sommer ist es in diesen Hütten unerträglich heiß, im Winter so kalt, daß Nachts das Wasser im Glase zu Eis wird. Sonst fehlt alles, es existiren keine Gasthäuser, kein Klub, kein Lokal zum Zeitungslesen, nur einige Verkaufsläden, in welchen getaufte Juden Handel treiben — das ist alles! („Sibir." 1884, Nr. 30.)

— Die in Lahore erscheinende „Civil and Military Gazette" veröffentlicht einen Brief des unternehmenden Kaufmanns Dalgleish, welcher wiederum nach Jarkand vorgedrungen ist (vergl. „Globus", Bd. 45, S. 223). Er wurde dort sowohl von dem chinesischen Amban als von den niedrigeren Beamten und dem Volke sehr herzlich empfangen, fand aber die Aussichten für den Handel schlecht, da der Markt mit russischen Waaren überfüllt ist. Er glaubt, daß der englische Handel mit Chinesisch-Turkestan den Schlag, welchen er durch den Vertrag von Kuldscha erhalten hat, nicht lange überleben wird; der russische Konsul Petrowski in Kaschgar thut sein Möglichstes, um den Handel seines Landes zu schützen und zu entwickeln. Dalgleish empfiehlt die Erneuerung eines Konsuls durch die indische Regierung als die einzige Möglichkeit, den indischen Handel mit Turkestan zu retten. Den Zustand des Landes fand er ruhig; die Chinesen waren sehr bemüht, die Stadt Jarkand zu heben und zu verbessern.

— In den letzten Jahren hat die Ausfuhr von Thee und Seide aus China enorm abgenommen. In der Saison 1880—1881 erreichte die Theeausfuhr mit 174 514 000 Pfund ihr Maximum; während sie 1860—1861 nur 90 066 000 Pfund betrug, erreichte sie im letzten Jahre 151 140 000 Pfund, also 23 374 000 Pfund weniger, als 1880—1881. Noch größer ist jedoch der Rückgang in der Seidenausfuhr, welche 1861—1862 mit 79 199 Ballen ihren höchsten Stand erreichte und im letzten Jahre auf 17 869 Ballen sank. Folgendes sind die Ziffern für den Export der letzten sechs Jahre:

	Thee (in Tausenden von Pfund)	Seide (in Ballen)
1878—1879	164 435	26 857
1879—1880	160 686	31 978
1880—1881	174 514	27 429
1881—1882	163 845	22 891
1882—1883	149 101	23 083
1883—1884	151 140	17 869

— Unter dem Titel „Japanische Theegeschichten" veröffentlicht F. A. Junker von Langegg (Wien, Carl Gerold's Sohn 1884, Preis 4 Gulden) einen ersten Cyklus von Volks- und geschichtlichen Sagen, Legenden und Märchen der Japanen, wie solche bei den beliebten, unseren ästhetischen Thees entsprechenden Theegesellschaften von bezahlten öffentlichen Erzählern vorgetragen werden. Der Gastgeber miethet zu einer solchen Gesellschaft gewöhnlich in einem, an einem schönen Aussichtspunkte belegenen Theehause eine Räumlichkeit, welche durch Ausheben der vorderen Papierfensterwände in eine nach der Landschaft offene Loge verwandelt wird und läßt in derselben seine Kunstschätze, wie Wandschirme, Hängebilder, Bronze, Lackgegenstände und Porcellan aufstellen, deren Bilderschmuck, welcher beinahe ausschließlich der vaterländischen Sagen- und Märchenwelt entnommen ist, den Stoff der zu erzählenden Theegeschichten bietet. Dreißig derselben erzählt der Verfasser in seinem Buche nach, wie er sie während eines vieljährigen Aufenthaltes in Japan gehört hat; doch hält er sich nicht streng an die Originale, so daß seine Sammlung weniger für den wissenschaftlichen Sammler und Bearbeiter von folk-lore bestimmt ist, als für einen größeren Leserkreis und namentlich auch für den Freund japanischer Kunstgegenstände. Er flicht den Märchen Beschreibungen von Volkssitten und Gebräuchen des Alltagslebens, der öffentlichen und Familienfestlichkeiten, Schilderungen berühmter Gegenden und Oertlichkeiten ein, die als den Eingeborenen wohlbekannt in den Originalen nicht vorkommen. Doch sucht er in Ausdruck und Satzwendung dem naiven Volkstone stets treu zu bleiben. Der Leser dieser Erzählungen wird bei Betrachtung japanischer Kunstsammlungen die bekannten Märchengestalten vielfach wiedererkennen und zum Verständniß und zur Deutung des Bilderschmuckes auf Schirmen, Fächern, Bronzen, Porcellanen, Lackgegenständen u. s. w. wird das Buch vielfach beitragen.

— Ueber die zu Ende des vergangenen Jahres durch Dr. B. Hagen in das Gebiet der Batta's unternommene Reise bringt der im September veröffentlichte Kolonialbericht folgende Mittheilung:

Für diese Reise war ihm von der Regierung eine Beihilfe von 500 Dollars gewährt worden. In Folge von Unwohlsein, Amtsgeschäften, epidemischen Krankheiten in den Gegenden, die er besuchen wollte, und des Aufstandes des Singa Mangaradscha konnte er erst im December 1883 seine Reise antreten, wobei er von sieben Batta's und fünf Malaien begleitet wurde. Nachdem er Serdang fünf Tage verlassen hatte, erreichte er Nagasaribu am nördlichen Ufer des Toba-Meeres, wo der Radschah ihn sehr gut empfing. Während vierzehn Tagen machte er von dort aus verschiedene Reisen. Seinen Plan, die östlichen und südlichen Ufer des Meeres zu Wasser zu besuchen, mußte er aufgeben, da die Bevölkerung, wie es schien aus Furcht, sich weigerte ihm ein Fahrzeug zu besorgen. Er verfolgte daher seine Reise über Land nach Süden, längs des östlichen Ufers des Sees, erst durch das Gebiet der Orang Timor und dann durch das der Orang Raja. Die zuletzt genannten, die Dr. Hagen als sehr wilde und blutdürstige Anthropophagen beschreibt, nahmen bald eine so drohende Haltung an, daß er, nachdem er sich den Missionsstationen am südlichen Ufer auf drei bis vier geographische Meilen genähert hatte, sich zum Rückzug gezwungen sah.

Dr. Hagen hat seine Sammlungen, bestehend aus Schmetterlingen, Käfern, Pflanzen, Steinen und ethnographischen Gegenständen, der indischen Regierung zur Verfügung gestellt, welche dieselben theils dem Museum zu Leiden, theils dem botanischen Garten zu Buitenzorg und der Sammlung des Bergwesens überwiesen hat. Die ethnographischen Sammlungen sind dem Bataviaasch Genootschap übergeben, um dasjenige für das Museum auszuwählen, was demselben wünschenswerth vorkommt; der Rest soll dem Museum zu Leiden zugeschickt werden. Der Bericht über seine Reisen und die dazu gehörigen Karten wurden noch durch Dr. Hagen bearbeitet und sollen seiner Zeit der Regierung zugehen.

Dr. Hagen hat sich bereit erklärt, weitere wissenschaftliche Reisen in dem Gebiete der Batta gegen eine entsprechende

Entschädigung zu unternehmen, und die Regierung ist dem principiell durchaus nicht abgeneigt.

Afrika.

— Major Serpa Pinto, bekannt durch seine Reise durch das südliche Afrika, unternimmt in nächster Zeit eine Expedition von Mozambique nach dem Niassa- und Tanganjika-See und dem obern Congo. Seine Begleitung wird außer einem portugiesischen Marinelieutenant und einem englischen Photographen aus 250 Trägern und 100 Bewaffneten bestehen, die in Inhambane angeworben werden.

— Mitte Oktober verläßt eine neue belgische Expedition, bestehend aus Lieutenant Becker als Leiter und vier anderen Militärs (Durutte, Dubois, Dhanis und Molleur) Brüssel, um über Zanzibar und Tabora sich nach Karema, der bekannten Station am Tanganjika-See, zu begeben, wo sie zunächst den dort befehligenden Hauptmann Storms ablöst. Dann setzt Lieutenant Becker auf das Westufer des Sees über nach der Station Mommpara, wo wiederum einer seiner Begleiter bleibt, und zieht ungefähr auf den schon von Livingstone, Cameron und Stanley zurückgelegten Wegen durch das Land der Maniema nach Niangwe am Congo, um dort eine Station zu errichten; dieselbe wird nicht ganz 500 km von derjenigen entfernt sein, welche Stanley im December 1883 an den seinen Namen tragenden Fällen des Congo gründete. Es wird dann nicht mehr viel dazu gehören, um jene Kette von 35 bis 40 Stationen zu schließen, welche nach dem Plane der Brüsseler Konferenz vom Jahre 1876 quer durch ganz Afrika angelegt werden sollte. Die neue Expedition nimmt zwei kleine Wagen von neuer Bauart mit sich, von deren Einführung man eine günstige Lösung der schwierigen Transportfrage erhofft; ähnliche Gefährte, Wagen zugleich und Boote, luft- und wasserdicht, sind mit Erfolg bereits bei dem Bau der Eisenbahn von Bakel nach Bafulabe am Senegal benutzt worden. Jedes hat eine Ladefähigkeit von einer Tonne oder 1040 kg und kann von acht bis zehn Menschen gezogen werden, während zum Fortschaffen einer Tonne durch Träger mindestens 35 bis 40 Mann erforderlich sind. Auch für den untern Congo sind sechs solcher Wagen bei dem Erbauer, Lefèvre in Paris, bestellt worden, um auf der Straße längs der Livingstone-Fälle Verwendung zu finden.

— Am 5. September hat die deutsche Korvette „Leipzig" in Porto Seguro (unweit westlich von Klein-Popo) die deutsche Flagge gehißt und der dortige „König" Mensah sich unter deutschen Schutz gestellt.

— Der durch seine Reise in Aegypten bekannte Züricher Zoologe, Professor Dr. C. Keller, wird mit Unterstützung der schweizerischen Gesellschaft für Geographie eine Reise nach Madagascar unternehmen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän Williams, welcher an der Küste von Neu-Guinea bei Bristow Island in 9° 8' südl. Br. und 143° 12' östlich von Greenwich Perlfischerei betreibt, hat, wie er meldet, im Juli dieses Jahres einen bedeutenden Fluß entdeckt, welcher sich 32 km westlich von dem in 8° 33' südl. Br. und 43° 15' östlich von Gr. mündenden Fly R. ins Meer ergießt. Er ist auf 64 km für Schiffe mit einem Tiefgang bis 14 engl. Fuß oder 4,27 m fahrbar, hat eine Breite von 400 m und einen felsigen Boden. An seinen niedrigen Ufern wächst die Sagopalme in sehr großer Menge. Die Eingeborenen in den Dörfern waren durchweg freundlich und sagten aus, daß sie nie zuvor weiße Menschen gesehen hätten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen.

— Der Botaniker und Mineralog Edelfelt beabsichtigt mit Anderen vom Port Moresby aus eine Forschungsreise nach Mount Owen Stanley auf Neu-Guinea in 8° 50' südl. Br. und 133° 20' östlich von Gr. Der hohe Gipfel dieses Gebirges wurde bisher noch nicht erstiegen und die dortige Thier- und Pflanzenwelt ist zur Zeit unbekannt.

— Wie aus Batavia berichtet wird, soll Dr. Hagen, der durch seine Reisen und Forschungen in dem Lande der Battas bekannt ist (vergl. vorige Seite), mit Unterstützung der Regierung eine Forschungsreise nach Neu-Guinea unternehmen. Bekanntlich bringt die niederländische Regierung seit einigen Jahren jährlich 10000 Gulden für wissenschaftliche Reisen auf das Budget, ohne daß dieselben bis jetzt Verwendung gefunden hätten.

Nordamerika.

— Zufolge der Botschaft des Präsidenten der mexikanischen Republik an den gesetzgebenden Körper (4. April 1884) umfaßt das mexikanische Eisenbahnnetz, ungerechnet die städtischen Bahnen, schon 5645 km. An derselben Stelle wurde mitgetheilt, daß die geographischen Erforschungskommissionen 24 weitere Blätter der Generalkarte der Republik vollendet haben, welche die Staaten Puebla, Tlascala und Morelos und Theile von Veracruz, Hidalgo, Tamaulipas und San Luiz Potosí umfassen. Diese Sektionen sollten alsbald in der militärphotographischen Anstalt reproducirt werden. Es ist dies die erste Nachricht, welche wir über die erfreuliche Thatsache der Herstellung einer Generalkarte von Mexiko finden.

Südamerika.

— In der Sitzung der Hamburger Geographischen Gesellschaft am 2. Oktober 1884 gab Dr. W. Sievers einen kurzen Ueberblick einer beabsichtigten einjährigen Erforschungsreise in die Cordilleren von Mérida in Venezuela. Die bisherige geographische Forschung hat diesen Theil des Landes noch nicht berührt. Alexander von Humboldt hat den östlichen Theil von Cumaná bis Carácas, die Llanos von Carácas und Calabozo und das Gebiet des obern Orinoco durchzogen, die Cordillere von Mérida berührte er nicht. Auch die Arbeiten der späteren Reisenden, und das sonst grundlegende treffliche Werk des Italieners Codazzi berühren diesen Punkt nicht; es ist also eine ebenso lohnende als nothwendig auszuführende Aufgabe, welche sich Dr. Sievers gestellt hat. Er wird das Gebirge hauptsächlich geologisch durchforschen und nebenbei möglichst viele Höhenmessungen anstellen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Das letzte von allen Denkmälern der Naksch-i-Rustam-Gruppe und vielleicht auch das interessanteste derselben liegt südlich von den Felsengräbern und besteht aus zwei neben einander befindlichen und aus dem lebenden Felsen gehauenen Feueraltären. Dieselben stellen eine viereckige Tafel vor, welche von vier Bogen getragen wird; die Säulen, auf denen diese Bogen ruhen, bilden zugleich die Ecken der Altäre. Oben schließen dieselben mit einer Reihe dreieckiger Zinnen ab. Alle Ornamente sind barbarisch, roh ausgeführt und Produkte einer Kunst, welche viel weniger entwickelt und deshalb auch älter ist als diejenige, welche die Kyros-Denkmäler geschaffen hat. Die religiösen Erinnerungen und Traditionen, welche sich an diese alten Feueraltäre knüpften, veranlaßten wahrscheinlich den König Darius, sein Grabmal in der nahen Felswand anzulegen und dieselben Beweggründe führten dazu, daß ebendaselbst die Sassanidenfürsten, die ja in allem und jedem an die alte und ruhmreiche Zeit des reinen echten Perserthums anzuknüpfen suchten, ihre Thaten in Reliefs darstellten. Zu allen Zeiten haben die Anhänger der Zoroastrischen Lehre die beiden Feueraltäre von Naksch-i-Rustam aufgesucht und noch heutigen Tages kommen zahlreiche Parsis, denen doch sonst die Erinnerung an ihre glorreiche Vergangenheit fast entschwunden ist, aus Indien gewallfahrtet und besuchen die beiden Altäre und jenen zur vorläufigen Beisetzung der Königsleichen bestimmten Thurm, der im Lande als „Kaaba der Gebern" bekannt ist.

Wir müssen an dieser Stelle wiederum auf eine Ansicht des Dr. F. Stolze aufmerksam machen, welche mit der herkömmlichen Anschauung und auch mit derjenigen Dieulafoy's in Widerspruch steht, aber doch viel für sich hat. Er sucht nämlich (Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1883, S. 256 ff.) in der Nähe von Naksch-i-Rustam und nicht bei Tacht-i-Dschamschid, wie es gewöhnlich geschieht, die von Alexander dem Großen verbrannte Königsburg von Persepolis. Von derselben besitzen wir eine einzige Beschreibung bei Diodor und danach lag sie unweit des Grabes des Darius, nur vier Plethren (400 griechische Fuß) davon entfernt. Dieses aber befand sich, wie wir aus den früher mitgetheilten Beschreibungen des Diodor und Ktesias wissen, in einer unzugänglichen schroffen Felswand und war nur erreichbar, wenn man sich mit Stricken hinaufziehen ließ; die bei Tacht-i-Dschamschid befindlichen Felsengräber jedoch können bequem zu Pferde erreicht werden. Schon dieser Umstand verbietet, die Königsburg bei Tacht-i-Dschamschid zu suchen, ganz abgesehen davon, daß das Dariusgrab inschriftlich bei Naksch-i-Rustam sichergestellt ist.

Dazu kommt ein zweiter Grund, auf welchen Dr. Andreas, Stolze's Reisebegleiter, hingewiesen hat: es widerspricht nämlich den religiösen Anschauungen der Perser und allen Grundsätzen ihrer Leichenbestattung, die eigentlichen Wohngebäude im direkten Anblicke von Gräbern zu errichten. Das wäre aber bei Tacht-i-Dschamschid der

Fall gewesen, bei Naksch-i-Rustam aber nicht. Der Berg nämlich, an und in dessen nach Süden und dem Pulvar-rud gerichteten steilen Abfalle die Gräber von Naksch-i-Rustam sich befinden, biegt gleich darauf nach Norden um und verläuft dort in sanftem, gegen Westen gesenktem Abfalle in die Ebene. Hier an dieser Stelle etwa muß nach Stolze die von Alexander zerstörte Königsburg gelegen haben mit ihrer dreifachen Mauer, 16, 32 und 60 Ellen hoch, ihren ehernen Thoren und eisernen Palissaden. Daß sich dort keine Reste erhalten haben, spricht nicht dagegen; denn wie man an den Reliefs nachweisen kann, hat sich bei Naksch-i-Rustam schon seit der Sassanidenzeit (226 bis 636 nach Chr.) eine Schuttanhäufung von mindestens $2^1/_2$ m Höhe gebildet, welche sehr leicht umfangreiche Trümmer bergen kann. Aber selbst wenn spätere Ausgrabungen nichts zu Tage fördern sollten, so wäre das kein Gegenbeweis. Denn man weiß nur allzu wohl, wie noch heute in Persien und im ganzen Oriente verfallene Gebäude so lange als Steinbrüche benutzt werden, bis sie völlig vom Erdboden verschwinden. Da nun hier nach dem Falle der Achämeniden-Dynastie bis zur Eroberung des Landes durch die Araber die blühende Stadt Istachr in der unmittelbarsten Nähe, ja vielleicht zeitweise auf demselben Boden sich befand, so würde nichts natürlicher sein, als wenn auch die letzten Spuren der Burg verschwunden wären.



Die Feueraltäre von Naksch-i-Rustam.

Seine auf die Lage der Königsburg zu Persepolis bezüglichen Ausführungen schließt Dr. Stolze folgendermaßen. „Ich muß — sagt er — hier noch dem Einwande begegnen, daß man, wenn die Königsburg bei Naksch-i-Rustam gelegen sei, nicht wisse, welchen Zweck denn eigentlich Tacht-i-Dschamschid habe. Nun hatte Dr. Andreas schon in Abuschehr mir seine Zweifel mitgetheilt, die ihm besonders auch nach seinen sorgfältigen Untersuchungen der Sitten und Gebräuche der Parsis in Puna darüber aufgestoßen waren, ob die Baulichkeiten in Tacht-i-Dschamschid jemals eigentlichen Wohnzwecken gedient hätten. Er sprach seine Ansicht dahin aus, daß es den religiösen Anschauungen durchaus zuwiderlaufe, Wohnstätten so in nächster Nähe, im Anblick von Gräbern aufzuschlagen. Nach seiner Ansicht seien die Gebäude in Tacht-i-Dschamschid feierlichen, mit dem Kultus in enger Verbindung stehenden Handlungen gewidmet gewesen, wie z. B. dem Nôrûs-Fest, mit dem ein Ahnenkultus verbunden war, der Krönungsfeier u. s. w. Diese Ansicht nun erfährt eine überraschende Bestätigung durch die obigen Auseinandersetzungen. Man hat in Tacht-i-Dschamschid eben nicht die eigentliche Königsburg, sondern einen Komplex von Gebäuden für feierliche Gelegenheiten zu suchen, der eben deshalb auch abseits von der Stadt und vom großen Wege gelegen war, während das eigentliche Schloß naturgemäß sich dicht bei derselben befand."

Ehe die Reisenden, zu deren Berichte wir jetzt zurückkehren, von dem verfallenen Tschapar-chane aus die nahe Trümmerstätte von Tacht-i-Dschamschid besuchen konnten, wurden sie durch die nächtliche Muskitoplage und das Aus-



Gesammtansicht von Tacht-i-Dschamschid.

gehen der Lebensmittel gezwungen, in dem etwas entfernteren Dorfe Kenara eine bessere Unterkunft zu suchen und sie fanden dieselbe in dem Bala-chane (Oberstube) eines wohlhabenden Bauern. Freilich mußten sie hier andere Uebelstände in den Kauf nehmen: um die Ruinen oder das Quartier zu erreichen, war Morgens und Abends ein längerer Ritt nöthig und bei ihren Mahlzeiten und photographischen Arbeiten, welche sie auf der Terrasse vornahmen, hatten sie stets eine Menge von Zuschauern, indem sich auf allen Dächern der Nachbarschaft die Weiber, alte und junge, drängten. Seit Mader-i-Soleiman hat sich der Typus der Bevölkerung geändert: hier giebt es junge Frauen von schlankem Wuchse und blauen Augen, und zum ersten Male während ihrer Reise sahen Dieulafoy's blonde, weiche Haare, eine Erscheinung, welche nach Angabe der Eingeborenen nach Süden hin immer mehr



Geflügelte Stiere von der Thorhalle des Xerxes.

zunehmen soll. Im Großen und Ganzen wird der Typus der Bevölkerung, wenn man in dieser Richtung vorwärts dringt, schöner; doch sind von dieser Regel die alten Frauen ausgenommen, welche, wie im ganzen Orient, widerwärtig häßlich und in den Dörfern Farsistans obendrein noch von großer Schmutzigkeit sind. Ihre Haare kämmen sie fast nie; nur selten waschen sie sich und ihre Kleider tragen sie, ohne sie zu reinigen, bis sie ihnen in Fetzen vom Leibe fallen. Zudem tragen sie weiter nichts als einen Kattunrock, der unterhalb des Bauches festgebunden wird und kaum bis zu den Knien reicht, und ein vorn weit offenstehendes Hemde, welches den Bauch nicht mehr bedeckt. Während also Brust, Bauch und Unterschenkel nackt bleiben, wird der Kopf dick mit schmutzigen Tüchern und Lappen umwickelt. Die Kinder werden vor dem dritten Jahre nicht gewaschen, weil das für ungesund gilt; auch sie gehen, selbst im Winter, vollständig nackt, nur den Kopf ausgenommen, der ihnen gleichfalls mit einer schweren Last



Südlicher Portikus der Säulenhalle Tschihil-Minar.

von Lumpen, Glasperlen und Amuletten behängt wird. Nimmt man dazu die Sitte, Neugeborenen am dritten Tage zur Ader zu lassen, um ihnen das unreine Blut der Mutter zu entziehen, die Gewohnheit, sie sofort mit wässerigen Früchten zu füttern, zu warten, bis der Schmutz sich in langen Fladen von den kleinen Körpern loslöst und daß der Eiter, der sich rings um ihre Augen bildet, von Fliegen beseitigt wird — so wird man sich nicht wundern, wenn sich jede Mutter für gottbegnadet hält, wenn sie von einem Dutzend Kinder, das sie zur Welt gebracht hat, drei oder vier am Leben erhält.

Nun zurück zu Tacht-i-Dschamschid. Nordöstlich vom Dorfe Kenara und der Ebene Merwdescht erhebt sich das Gebirge Rahmed, von dessen Fuße nach Westsüdwest ein 9 bis 12 m hoher Felsen vorspringt, der die Terrasse mit ihren Prachtbauten trägt. Der aus gewaltigen Blöcken schwärzlichen Marmors sorgfältig gefügte Unterbau erinnert durchaus an die Plattform von Mader-i-Soliman und ist gewiß nach deren Vorbild erbaut worden; sein Umfang ist nicht regelmäßig viereckig, sondern vielfach durch ein- und ausspringende Winkel gezackt und seine Oberfläche nicht wagerecht. Vielmehr steigt dieselbe von Norden nach Süden und senkt sich dann nahe dem Südrande wieder ganz bedeutend, so daß die darauf errichteten Bauwerke in drei verschiedenen Höhenstufen liegen. An der nordwestlichen Ecke führt eine prächtige Doppeltreppe von 106 so niedrigen Stufen, daß man dieselben bequem hinauf- oder hinabreiten kann, von der Ebene auf die Terrasse hinauf. Jede Treppenflucht ist so breit, daß sie von zehn Menschen neben einander bequem benutzt werden kann und besteht aus lauter kolossalen, gut gefügten und polirten schwarzen Marmorblöcken. Oben angelangt, befindet man sich zwei gewaltigen Stieren gegenüber, denen auf der entgegengesetzten Seite dieser quadratischen Vorhalle zwei andere geflügelte Stiere mit menschlichem Antlitze entsprechen; sie haben fast die vierfache Höhe eines erwachsenen Menschen und bilden die Pfosten des Ein- und Ausgangsthores des Bauwerkes, welches der, über den Flügeln in drei Sprachen eingehauenen Keilinschrift zufolge von König Xerxes (485 bis 465) errichtet worden ist. „Ich bin Xerxes, der Großkönig, — heißt es da — der König der Könige, der König reich bevölkerter Länder, der Herrscher dieses weiten Reiches, der fern und nah befiehlt. Ich bin der Sohn des Darius, der achämenidische König. Xerxes, der Großkönig, sagt: Diese Säulenhalle, genannt Visadahju (d. h. von wo man alle Länder überschaut) habe ich erbaut, wie auch viele andere Denkmäler, welche ich in diesem Parsa erbaut habe; ich habe sie erbaut, wie mein Vater sie erbaut hat und dieses prächtige Werk und alle diese herrlichen Bauten, wir haben sie errichtet durch die Gnade des Ahuramazda“ u. s. w.

Die phantastischen Stiere gleichen denen von Ninive (das 605 v. Chr. in Trümmer sank), übertreffen sie aber an Schönheit und Größe; so sind z. B. die Beine gut modellirt, die Flügelspitzen elegant nach oben gebogen und es fehlt ihnen der fünfte Fuß, den die assyrischen Bildhauer ihren Geschöpfen verliehen. Auf dem Haupte tragen sie die königliche Tiara der altchaldäischen Fürsten; vorn an derselben sind sechs Hörner angebracht, das Abzeichen ihres göttlichen Charakters.

Hat man diese Vorhalle durchschritten und wendet sich nach Süden, so ersteigt man eine gleichfalls von Xerxes erbaute marmorne vierflüchtige Treppe und erreicht eine circa $2\frac{1}{2}$ m höher gelegene Terrasse, welche einst eine auf 36 schwarzen Marmorsäulen ruhende und auf drei Seiten von je einem Portikus umgebene Halle trug. Als Carsten Niebuhr vor etwa 120 Jahren Persepolis untersuchte, standen von den im Ganzen einst vorhandenen 72 Säulen noch 17 aufrecht, deren Zahl jetzt sich auf 13 vermindert hat. Von denselben hatte die Ruine den Namen Tschihil Minar (die vierzig Thürme) erhalten, eine Bezeichnung, welche neuerdings Dr. Stolze nicht mehr gehört hat; heute nennen die Perser sie stets „Tacht-i-Dschemschid.“

Die Kapitelle der Säulen bestanden aus den zusammenstoßenden Vorderleibern zweier Stiere; auf diesen ruhte eine hölzerne Decke. Die Perser nämlich, welche seit der Zeit des Kyros sehr zierliche und elegante Säulen von geringem Durchmesser und großer Höhe anwendeten, konnten dieselben nicht mit schweren Steinarchitraven, wie die Aegypter, belasten. Daß die Decke in der That aus jenem leichteren Materiale bestand, beweisen Stücke verkohlten Cedernholzes, die vor einigen Jahren bei Ausgrabungen gefunden wurden. Ueber der Decke lag noch eine Schicht Erde, um die Hitze der Sonne abzuhalten, welche trotz der hohen Lage von Persepolis (das Dorf Kenara liegt fast 1600 m über dem Meere) hier gewaltige Kraft zu entwickeln vermag.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

I.

Die Expedition, welche die deutsche Reichsregierung zur Unterstützung der internationalen Polarforschung nach dem Cumberland-Sunde entsandte, verließ Hamburg am Morgen des 27. Juni 1882. Der kleine Schoner „Germania“, 1869 gebaut für die zweite deutsche Nordpolar-Expedition, auf welcher er sich unter Kapitän Koldewey's kundiger Leitung als tüchtiger Segler bewährt hatte, war zur Ueberführung der aus 11 Mann bestehenden Expedition bestimmt. Die Ladung des Schiffes bildeten der Proviant und die Kohlen für die Station, zahlreiche Kisten mit den nothwendigen wissenschaftlichen Instrumenten, sowie das Material für den Bau des Stationshauses und zweier Observatorien.

Ruhiges Wetter, abwechselnd mit schwachen und widrigen Winden, verzögerten die Fahrt durch die Nordsee. Erst in der Nacht vom 6. zum 7. Juli passirte das Schiff den Pentland Firth. In den folgenden vierzehn Tagen wurde im Atlantischen Ocean die Strecke von der schottischen Küste bis zur Südspitze Grönlands, dem Kap Farewell, zurückgelegt. Wegen eines heftigen Sturmes, der in diesen Tagen wehte, hielt der Kapitän den Kurs des Schiffes soweit südlich, daß wir das Vorgebirge selbst nicht zu Gesicht bekamen.

Beim Durchschneiden der Davis-Straße begegnete das Schiff zum ersten Male dem nordischen Treibeise. Schon aus weiter Ferne machte sich das Herannahen eines Eis-

feldes bemerklich durch dumpfes Brausen, das ununterbrochen die Luft erfüllt und herrührt von dem Branden der Wellen am Eise, von dem Zusammenstoßen und Brechen der Schollen. Noch früher aber als durch dieses Geräusch wurde durch das plötzliche Sinken der Meerestemperatur von 7,2 Grad auf 3,8 Grad die Ankunft des Eises verrathen.

In der Nähe gewährten die schon stark im Schmelzen begriffenen, aber immerhin noch mächtigen Eisstücke dem Auge manche angenehme Unterhaltung und forderten durch ihre wunderbaren Gestalten die Phantasie zu mehr oder minder kühnen Vergleichen mit Thier- und Pflanzenformen heraus. An der Meeresfläche läßt der Reflex des Wassers das blendende Weiß der Schollen in ein glänzendes, durchsichtiges Blau übergehen. Möven hatten einige der Schollen zu ihren Sitzplätzen erwählt, auf anderen ruhten Seehunde, die sich bei der Annäherung des Schiffes eiligst ins Meer begaben. Die dunklen Wasserstraßen zwischen den Schollen belebten kleine Enten, welche nach Nahrung suchend munter im Wasser untertauchten. Die weiße Farbe des Eises rührt her von zahllosen eingeschlossenen Luftbläschen. Eine kleine Scholle, die später behufs Gewinnung von Waschwasser mit vieler Mühe an Bord gebracht wurde, lieferte anfangs brackiges ungenießbares Wasser, der Kern war jedoch vollständig salzfrei, was sowohl am Geschmack als auch am specifischen Gewicht zu bemerken war. Einen Begriff von der Mächtigkeit des polaren Gletschereises erhielten wir in den nächsten Tagen durch mehrere gewaltige Eisberge, die in der Nähe des Schiffes langsam vorübertrieben. Die Höhe eines dieser Riesen schätzten wir auf 200, die Seite des annähernd quadratischen Querschnittes in der Wasseroberfläche auf 600—700 Fuß.

Am 1. August kam Kap Mercy in Sicht, die Südspitze der Insel Cumberland. Dieses Kap präsentirte sich als ein felsiges Massengebirge ohne besonders auffallende Erhebungen. Die Gipfel der Berge zeigten tafelförmige Abdachungen oder rundliche Kuppen. Die dunklen vielfach zerklüfteten Felswände fallen fast lothrecht ins Meer hinab. Zwei kleine öde Felseneilande, die Koburg- und die Leopold-Insel, erheben sich östlich vom Kap aus dem Meere. Ein tiefer Fjord, wegen der dort häufig vorkommenden Eisbären der Bärenfjord genannt, soll sich nach den Angaben der Eskimos, mit denen wir später zusammentrafen, vom Kap Mercy an in nördlicher Richtung tief in das Land hinein erstrecken. Vom Schiffe aus war dieser Wassereinschnitt wahrscheinlich wegen vorgelagerter Inseln nicht zu bemerken. Westlich vom Kap Mercy verschloß eine dichte Eisbarrière den etwa 6—8 Seemeilen breiten Eingang des Cumberland-Sundes. Jenseits desselben erblickte man bei klarem Wetter die westlichen Küsten des Sundes bei Kap Edwards und Harrison-Point als einen niedrigen grauen Streifen am Horizont.

Vorderhand war an weiteres Vordringen in den Cumberland-Sund wegen des Eises nicht zu denken. Der Kapitän hielt das Schiff stets in respektvoller Entfernung südlich von dem mit Ebbe und Fluth aus- und eintreibenden Eisfelde, was um so mehr geboten war, als die vorherrschende Windstille das Manövriren des Schiffes erschwerte. Einige Versuche vorzudringen endigten damit, daß die „Germania“ mit Hilfe eines ins Wasser gelassenen und vorgespannten Bootes wieder zwischen den andrängenden Schollen hinausbugsirt werden mußte. Das Wetter war in dieser Zeit vorwiegend schön, der Himmel klar und wolkenlos, die Sonne spendete wohlthuende Wärme. Ab und an verhüllten plötzlich auftretende dichte Nebel das Land und die weiße schimmernde Eisfläche im Eingange des Sundes.

Die Expedition benutzte die unfreiwillige Muße zu Exkursionen im Boote, bei welchen Gelegenheiten hydrographische und andere Bestimmungen vorgenommen wurden. Meteorologische Beobachtungen waren während der ganzen Dauer der Reise täglich viermal zu festgesetzten Stunden angestellt worden.

Mittlerweile lichtete sich die Zahl der anfangs dicht gedrängten Eisschollen mehr und mehr und, nachdem ein anhaltender Nordost den Rest an die Westseite des Sundes getrieben hatte, zeigte sich am 15. August au der Ostseite eine breite Wasserstraße, durch welche die „Germania“, wenn auch wegen des ruhigen Wetters nur langsam doch ungefährdet in den Cumberland-Sund hineinsegelte. Dieser Meerbusen, der sich in nordwestlicher Richtung vom 64. Grade bis 67. Grade nördl. Br. unter 66 Grad westl. L. Gr. erstreckt, wurde entdeckt und in seinem südlichen Theile zuerst befahren von John Davis in den Jahren 1585 und 1587. In den folgenden Jahrhunderten wurde der Golf wenig beachtet. Allgemein hielt man ihn für eine Straße. Erst im Jahre 1840 durchforschte William Penny den nördlichen Theil des Meeres und stellte den golfartigen Charakter desselben fest. Nach ihm trägt die westliche Küste den Namen Penny-Land. Seit Penny's Entdeckung begannen die Walfischfänger den Sund zu besuchen und später auch dort zu überwintern. In den fünfziger Jahren sollen manchmal sechs bis acht schottische und amerikanische Whaler dort überwintert haben, von denen einige feste Stationen im Lande errichteten, so in Niantilik an der Westseite des Einganges in American Harbour, an der Ostküste und auf Kikkertak, einer Insel etwa in der Mitte der Ostküste.

Die erstgenannten Stationen sind schon seit einigen Jahren aufgegeben; am letzteren Orte befinden sich noch eine schottische und eine amerikanische Niederlassung im Betriebe. Die Station Kikkertak erreichte das Schiff am 17. August. Der Kapitän der „Germania“ begab sich mit einem Theile der Expeditionsmitglieder an Land, um dem Vorsteher der schottischen Station ein Schreiben seines Rheders zu überbringen, wodurch er aufgefordert wurde, der deutschen Expedition beim Aufsuchen eines passenden Landungsplatzes behilflich zu sein. Mr. Jemmy Much, der schottische Kapitän, stellte in Folge dessen seinen Steuermann, Mr. Sandy Hall, nebst zwei Eskimos der Expedition als Lootsen zur Verfügung und überließ ihr außerdem zwei große Whaleboote zur Unterstützung beim Ausschiffen der Ladung.

Die Eingeborenen erregten in ihrer Pelzkleidung natürlicherweise allgemeines Interesse. Der ältere, Roktukkerle (d. i. „der dürftig Einhergehende“) mit Namen, war bei weitem zugänglicher als sein jüngerer Gefährte. Er unterhielt auf Verlangen die Gesellschaft mit Gesang, der allerdings mehr einem heiseren Gekrächze glich, auch spielte er die Handharmonika und tanzte Matrosentänze dazu. Seinem Landsmann Koak (d. i. Gefrorenes) schien dieses Treiben wenig zu gefallen, er ging derweilen ernst auf Deck spazieren und warf ab und an dem Roktukkerle mißbilligende Blicke zu. Wie wir von dem Whaler erfuhren, ist Koak einer der angesehensten und reichsten unter den Eingeborenen, der sich sogar den Luxus zweier Frauen gestattet.

Am 19. August bugsirten zwei Boote die „Germania“ durch den Eingang des Kingawa-Fjordes, des nördlichen Ausläufers des Cumberland-Sundes. Da ein weiteres Vordringen durch den auftretenden widrigen Wind verhindert wurde, hielt es der Kapitän für rathsam, für die folgende Nacht in den offenen Sund zurückzukehren, zumal im vorderen Theile des Fjordes kein sicherer Ankergrund zu finden war. Bei der Rückkehr wurde das Schiff mit

großer Gewalt vom Ebbestrom gefaßt und durch eine schmale Wasserstraße geführt, wo es nur durch schleuniges Ankerwerfen der Gefahr einer unsanften Berührung mit den zahlreichen blinden Klippen entging, welche diesen Ausgang für größere Schiffe unpassirbar machen. Der folgende Tag war ein Sonntag, das Schiff blieb vor Anker liegen. Das helle und freundliche Wetter gestattete einen Besuch der nächsten Felsen und so bot sich Gelegenheit, die Umgegend etwas näher in Augenschein zu nehmen. Von dem Eingange, den wir am vorhergehenden Tage passirt hatten, trennte uns eine niedrige abgerundete Felskuppe. Der Gipfel war glatt abgeschliffen, wie die Spitzen der meisten Inseln und Berge, die wir später Gelegenheit hatten, zu bemerken.

In den Spalten des arg zerklüfteten Gesteins wuchsen Flechten, Moose und spärliches Gras. Am Südabhange fanden sich einige blühende Exemplare von Cochlearia officinalis und Saxifraga oppositifolia. Nach Norden hin erweitert sich zunächst der Fjord zu einem weiten von steilen Granitfelsen eingefaßten Becken, aus welchem ein schmaler Durchgang in den Haupttheil des Fjordes führt, der sich 25 bis 30 Meilen in das Innere des Landes erstreckt. Von Schnee oder Eis war auf den umliegenden Bergen, welche die Höhe von 300 m nur an wenigen Punkten zu übersteigen schienen, keine Spur zu sehen. Vereinzelte Eisschollen trieben mit der Ebbe an uns vorbei in den Sund hinaus. Im Sunde liegen kleine Inselgruppen und an seinem Ufer entlang ziehen sich ganze Ketten solcher Felseneilande, die in ihrer äußeren Form fast alle mehr oder minder sich der halbkugeligen Gestalt nähern. Auf einigen derselben bemerkte man hohe Steinhaufen, welche die Eskimos dort errichtet haben als Wegweiser für ihre Reisen zu Wasser. Am 21. August früh wurden die Anker wieder gelichtet und Abends erreichten wir im nördlichen Ende des Fjordes einen Platz, der alle nothwendigen Bedingungen zum Landen und zur Errichtung der Station bot. Zwischen hohen Felsen eingeschlossen lag ein freundliches Thal, durch welches sich ein kleiner Fluß von Nord nach Süd schlängelte. Zur Rechten des Flusses bildete das Vorland des Felsens eine ebene, mit üppig grünem Moose bewachsene Fläche, deren steile Sandböschung nach Osten zum Flusse, nach Süden in eine Bucht des Fjordes hinabfiel. Ein anderer in Vorschlag gebrachter Platz wurde mit dem Boot aufgesucht und besichtigt, erwies sich aber als ungünstiger; so wurde der erste nach kurzer Berathung gewählt und alsbald mit dem Löschen der Ladung begonnen.

Der Bau des Wohnhauses und der Observatorien beschäftigte zunächst unausgesetzt sämmtliche Mitglieder der Expedition. In den Mittagsstunden wurden vorläufige Bestimmungen der magnetischen Constanten vorgenommen und vom Astronomen die Lage des Ortes annähernd bestimmt. In den nächsten Tagen stellten sich mehrere Eskimofamilien ein, die aus dem nordöstlichen Ende des Fjordes von der Renthierjagd zurückkehrten. Zwei Männer kamen in Kayaks, den leichten Jagdbooten der Eingeborenen, herangerudert. Sie brachten einen erlegten Seehund zum Verkauf an Bord. Unser Schotte aß mit sichtlichem Behagen das Gehirn und sog die Augen aus. Von dem Fleische wurden am Abend einige Stücke wie Beefsteak bereitet und aufgetischt, fanden aber nur wenig Liebhaber. Das Fleisch dieser Thiere ist fast schwarz und schmeckt süßlich thranig und zwar im gebratenen Zustande noch mehr als im rohen. Außer dem Seehunde erhielten wir eine Renthierkeule, die bedeutend besser mundete. Als Bezahlung bekamen die Eingeborenen Tabak und Schiffsbrot.

Zu ihren Wasserreisen bedienen sich die Eskimos jetzt alter Walfischfängerboote, die sie von den Walern gegen Felle und Thran einhandeln oder als Bezahlung für geleistete Dienste erhalten. Der früher gebräuchliche Umiak aus einem Holzgestell mit Ueberzug aus Seehundsfellen ist dadurch verdrängt worden. In einem Whaleboote hausen gewöhnlich zwei Familien, Männer, Frauen, Kinder und junge Hunde, mitsammt dem ganzen Hausrathe an Zeltdecken, Stangen, Schlafdecken, Lampen &c.

Die Familien siedelten sich an der linken Seite des Flusses zwischen hohen Felsblöcken an. Dort war nach wenigen Tagen ein kleines Dorf, bestehend aus sieben Zelten, entstanden. Die männlichen Bewohner meldeten sich sofort zur Arbeit und wurden gern angenommen. Sie arbeiteten langsam aber beharrlich und zeigten sich im Ganzen sehr intelligent. So verstanden sie z. B. bald die Zusammengehörigkeit der mit gleichen Buchstaben bezeichneten einzelnen Theile der Gebäude und brachten die Stücke auch ohne Anleitung an den richtigen Platz. Als Entgeld für die Arbeit erhielten sie Zwiebäcke und Thee nebst etwas Tabak. Nach Feierabend kamen gewöhnlich die Frauen an Bord. Sie tragen wie die Männer Pelzjacke, Beinkleider und Stiefel; nur befindet sich an ersterer hinten ein Schurz, der bis auf die Waden reicht. Ihre weite Kapuze dient in herabgeschlagenem Zustande als Aufenthaltsort der Säuglinge, die man im Sommer meistens nackend darin herumkrabbeln sieht. Man kann unter den Eskimofrauen, obgleich sie im Allgemeinen breite und plumpe Formen haben, doch sehr wohl hübsche und häßliche unterscheiden. Einige zeigten sogar intelligente und ansprechende Gesichtszüge. Nur der allerdings unvermeidliche Thrangeruch wirkt anfangs abschreckend. An übergroßer Reinlichkeit leiden die Frauen auch nicht. Sie sind sehr gesprächig und wenig zurückhaltend gegen Weiße. Uebrigens wollen sie höflich behandelt sein, denn als ich gelegentlich einer Frau in lautem und vielleicht etwas rauhem Tone eine Bestellung machte, wiederholte sie meine Worte mehrere Male mit ruhiger und sanfter Stimme und fügte dann lachend hinzu: „So you speak to ladies." Dieselbe Frau hörte zufällig, wie ein Mitglied der Expedition dem Schotten gegenüber die Befürchtung äußerte, die Eskimos möchten sich an den ohne Bewachung am Strande liegenden Sachen vergreifen. Hierüber aufgebracht, sagte sie mehrmals laut: „Innuits (Selbstbenennung der Eingeborenen) do not steel!" und war schwer wieder zu beruhigen. Mr. Hall gab bei dieser Gelegenheit die Versicherung, daß die Eskimos das Eigenthum der Weißen stets respektiren und sich selten heimlich etwas davon aneignen. Dem Tabaksgenuß huldigen die Frauen ebenso stark wie die Männer. Für geringe Quantitäten, die höchstens einen Werth von 10 oder 20 Pfennig hatten, lieferten sie sehr sauber gearbeitete Stiefel oder Strümpfe aus weichen Seehunds- oder Renthierfellen. Auch im Handel zeigten sie große Ehrlichkeit. Bei einer Frau hatte ich ein Beinkleid von Seehundsfellen bestellt, wie es die Männer tragen, und ihr darauf im Voraus einige Stücke harten Tabak gegeben. Nach mehreren Tagen erkundigte ich mich nach der Arbeit. Sie erwiederte, sie habe noch nicht die nöthige Anzahl Felle zusammen. Der Schotte, welcher uns als Dolmetscher diente, machte ihr Vorwürfe darüber, daß sie unter solchen Umständen Vorausbezahlung angenommen habe. Ohne langes Besinnen ging die Frau auf ihren in der Nähe stehenden Mann zu und nöthigte denselben mit heftigen Reden und Gestikulationen, trotz anfänglichen Widerspruchs seine Unaussprechlichen auszuziehen, die sie mir dann überreichen wollte.

Bei einer Familie befand sich ein kranker Knabe von etwa 14 Jahren. Die Mutter konsultirte den Arzt der Expedition. Ich fuhr als Dolmetsch mit hinüber zur Ansiedelung. Das Kind lag außerhalb des Zeltes auf einem Renthierfelle. Die Mutter und ein Eskimo trugen es auf dem Felle in das Innere des Zeltes, wo der Arzt die Untersuchung vornahm. Am linken Knie hatte sich in Folge einer Verletzung beim Fallen eine eiterige Gelenkentzündung gebildet, die allem Anschein nach schon alt war. Das rechte Bein war bis auf den Knochen abgemagert. Bei dem stark skrophulösen und schwächlichen Knaben schien dem Arzt eine Operation gefährlich. Er begnügte sich deshalb damit, ihm etwas Morphium zur Linderung der Schmerzen zu verabreichen und ließ ihm Krücken anfertigen, damit er sich bewegen könne.

Am 5. September war das Wohnhaus soweit vollendet, daß es bezogen werden konnte. Zwei Tage darauf verließ uns die „Germania“ mit den letzten Briefen und Grüßen in die Heimath. Mr. Hall und die Eskimos, bis auf einen, den wir für die Station dauernd engagirt hatten, fuhren mit dem Schiffe hinunter bis Kikkertak, woselbst sie ihren ständigen Winteraufenthalt haben. Mit der Fertigstellung des Observatoriums für die erdmagnetischen Variationsapparate und der Justirung der Instrumente begannen am 15. September die regelmäßigen Beobachtungsarbeiten der Station, die von diesem Datum an ununterbrochen bis zum 1. September 1883 durchgeführt wurden, gemäß dem Programm der internationalen Polarforschung. Im Wesentlichen bestanden die Beobachtungen in stündlichen Bestimmungen der Temperatur, des Luftdrucks, der Luftfeuchtigkeit, der Windrichtung und Stärke der Bildung und Zugrichtung der Wolken &c. Daneben wurden ebenfalls stündlich die Aenderungen der Deklination, Inklination und Intensität des Erdmagnetismus aufgezeichnet.

Die absoluten Werthe der letzteren drei Größen wurden monatlich zweimal und die Konstanten der magnetischen Variationsinstrumente im Ganzen dreimal bestimmt. Am 1. und 15. jedes Monats mußten während 23 Stunden die Variationsinstrumente von 5 zu 5 Minuten und eine Stunde lang von 20 zu 20 Sekunden abgelesen werden. Auffällige Schwankungen des Erdmagnetismus zuweilen in Verbindung mit dem Erscheinen des Polarlichtes erforderten gleichfalls ein häufigeres Beobachten der Instrumente. Astronomische und geodätische Arbeiten, Polarlicht- und Erdstrombeobachtungen u. s. w. ergänzten das Arbeitspensum der Expedition.

Vollständig eingerichtet war die Station erst im Oktober. Westlich und östlich vom Wohnhause erhoben sich das Variations- und das astronomische Observatorium, letzteres zum großen Theil aus Bruchsteinen aufgebaut. Hundert Schritte nördlich davon befand sich das Observatorium für absolute magnetische Messungen. Zwischen diesem und dem Variations-Observatorium, sowie zwischen der Sternwarte und dem Wohnhause waren elektrische Verbindungen hergestellt. Im Arbeits- und Wohnzimmer der sieben wissenschaftlichen Mitglieder hingen an einem Steinpfeiler die Pendeluhren und zwei Barometer. Auf einem Bord darüber standen die Registrirapparate für die Windgeschwindigkeit und den Luftdruck nebst dem Zeitregistrator der Sternwarte. Ersterer stand in elektrischer Verbindung mit dem Robinson'schen Schalenkreuz, welches oberhalb der Windfahne auf einer hohen Stange an der Ostseite des Hauses angebracht war. Ein sechszölliger Refraktor und das Universalinstrument hatten südlich von dem Hause Aufstellung gefunden. Im Norden unmittelbar hinter dem Hause war das Thermometerhäuschen placirt. Der Proviant lagerte theils im Proviantraume an der Hinterseite des Wohnzimmers, theils zwischen dem Hause und dem Bache im Freien.

Die Witterung begann Ende September unbeständig und unfreundlich zu werden. Häufige Regen- und Schneeschauer wechselten mit wenigen schönen Augenblicken. An den Bergen und über dem Fjord lagerten sich dichte Nebelmassen.

Vom 1. Oktober ab hielt sich die Temperatur unter Null Grad und erreichte am 30. Oktober schon — 24,5 Grad C. Das Monatsmittel ergab sich zu — 10,7 Grad C. Am 20. Oktober war der Fjord zugefroren und bald bedeckte eine mehrere Fuß hohe Schneedecke Eis und Land. Der Bedarf an süßem Wasser, den man bisher mittels Boot von einem Wasserfall am linken Ufer beschafft hatte, weil das Flußwasser in der Nähe der Station wegen der aufsteigenden Fluth brackig schmeckte, wurde nunmehr durch Schmelzen von Schnee gedeckt. Den Schnee holte man aus einiger Entfernung in großen Kisten auf dem Hundeschlitten des Eskimos herbei. Später wurde Eis aus dem oberen Theil des Flusses genommen. Die sternenklaren Nächte der Monate November und December brachten fast regelmäßig die überaus prächtigen Polarlichterscheinungen. Im Januar und Februar traten sie weniger häufig auf, im Frühjahr äußerst selten und in den hellen Sommernächten verschwanden sie natürlich gänzlich. Der Verlauf dieser Erscheinungen war im Allgemeinen stets derselbe. Wenige Grade über dem südlichen Horizont schossen zuerst vereinzelte Lichtgarben zum Zenith empor. Sich schnell vermehrend bildeten die Strahlenbündel schon nach Verlauf weniger Minuten ein ununterbrochenes leuchtendes Band, dessen äußerer Rand sich gegen den dunkelblauen Himmel scharf abgrenzte. Der obere erschien dagegen gefranzt durch die bald mehr bald weniger hoch aufsteigenden Strahlen. Das Band bewegte sich in seiner ganzen Längenausdehnung langsam in der Richtung von magnetisch Süd nach magnetisch Nord und warf sich in mannigfache Falten, die ihm das Aussehen eines langen, glänzenden Vorhanges verliehen. Die Lichtstärke wechselte von der Helligkeit der Milchstraße bis zu der des Mondes und zwar nicht allein bei verschiedenen Bändern, sondern auch im einzelnen Bande selbst. Durch das gleichmäßige Fortschreiten der größten Helligkeit im Bande von West nach Ost und umgekehrt wurde der Eindruck einer wogenden Lichtmasse hervorgebracht. Das Zenith erreichten die Bänder selten. Meist erloschen sie schon in einer Höhe von 45 bis 60 Grad, entweder gleichzeitig in ihrer ganzen Länge oder an verschiedenen Stellen, wodurch sie sich wieder in vereinzelte Strahlenbündel auflösten, die dann nach und nach verschwanden. Eine der schönsten Erscheinungen war es, wenn die Bänder vor dem Erlöschen sich zu einem Kranze aufrollten. Der untere Rand zieht sich hierbei zu einer dichten, häufig flammenartigen Lichtmasse zusammen; aus dieser schießen die glänzenden Strahlen empor und bilden nach oben konvergirend die sogenannte Corona borealis.

War die Erscheinung verschwunden, so entstand meistens bald ein neues Band. Zuweilen zeigten sich auch mehrere gleichzeitig — ich zählte einmal deren fünf — die sich immer parallel zu einander und in gleicher Höhe hielten, niemals aber sich durchschnitten oder berührten. Daneben erglühten an verschiedenen Stellen des Himmels auch vereinzelte Lichtgarben. Irgend welches Geräusch wurde in Verbindung mit dem Polarlichte niemals wahrgenommen. Todtenstille herrschte in der ganzen Natur, und wenn die Bezeichnung der Schneefläche als einer Leichendecke irgendwo

zulässig ist, so ist sie es hier, wo alles und jedes Leben erstorben scheint. Kein Laut ist vernehmbar, kein Lüftchen regt sich, das Rauschen der Wellen im Fjord ist verstummt und das Plätschern des Baches erstickt durch die darauf lagernde mächtige Eisdecke. Doch ab und an unterbricht ein lautes Krachen und Stöhnen die Stille und mahnt uns, daß die Natur nicht erstorben ist, sondern nur schläft. Denn wie die Brust eines Schlafenden hebt und senkt sich die gewaltige Eismasse des Fjordes in regelmäßigen Intervallen unter dem Einflusse von Fluth und Ebbe. Bei jeder Hebung zerberstet das Eis längs des Ufers, die Fluth hebt die Schollen den Strand hoch hinauf und thürmt sie zu wunderlichen Figuren übereinander. In einer ununterbrochenen Reihe bekränzen diese durch einander gewürfelten Schollen den Strand. Um auf das dahinterliegende ebene Eis zu gelangen, muß man sich mühsam über den Eisfuß hinwegarbeiten.

Skizzen aus Algerien.

Von **W. Kobelt.**

I. Nach Boghar. (Erste Hälfte.)

Zur Zeit als Abd-el-Kader auf dem Höhepunkt seiner Macht stand und als Sultan über die ganze Provinz Oran, über die Hochplateaus der Provinz Algier und den weiten Saharaabhang gebot, errichtete er an den wichtigsten Punkten, wo eine Kommunikation zwischen dem kultivirten Tell und der Wüste möglich war, feste Stationen, die er mit regelmäßigem Militär belegte. Sie sollten ihm nicht nur als Stützpunkte dienen in dem heiligen Kriege, den er vorbereitete, sondern auch die unzuverlässigen Wüstenstämme im Zaume halten, welche in der Wüste kaum erreichbar, nur dann gefaßt werden können, wenn die glühende Sommersonne sie mit ihren Herden auf die Hochplateaus hinaustreibt. So entstanden Seddon an der großen Handelsstraße von Tlemcen nach dem Innern, Saida am Ausgange der Schlucht, durch welche der gleichnamige Fluß von der Hochfläche zur Ebene Eghriz herunterfließt, und Boghar am Scheliff, genau da, wo er sich anschickt, den Abhang zur Küstenebene hinab zu durchbrechen. Der Emir hatte die Plätze ausgezeichnet gewählt und nach seiner Unterwerfung konnten die Franzosen nichts Besseres thun als seine Befestigungen zu regelmäßigen Citadellen ausbauen, in deren Schutz nun längst blühende Städtchen entstanden sind. Saida hatte ich im Jahre 1881 einen Besuch abgestattet, Seddon war damals des Aufstandes der Uled Sidi Scheikh halber nicht zugänglich gewesen. Diesmal dagegen war überall in Algerien Frieden und Ruhe und so entschlossen wir uns — meine Frau und ich — Boghar einen Besuch zu machen, um auch in der Provinz Algier das Land in seiner vollen Breite kennen zu lernen. Die Reise von Algier nach Boghar bietet keinerlei Schwierigkeiten, wie ja überhaupt in ganz Algerien das Reisen jetzt ganz bequem geworden ist; eine Diligence geht von la Chiffa an der Metidschabahn bis zur Oase Laghuat (el-Aghuat) und die Unbequemlichkeit des Diligencefahrens ist die einzige auf der ganzen Tour; gute saubere Wirthshäuser findet man bis in die Sahara hinein überall.

Am 10. April ließen wir uns von dem Mittagszuge der Bahn Algier-Oran nach la Chiffa bringen und bestiegen dort die Diligence, die uns zunächst nach Medeah befördern sollte. La Chiffa ist ein aufblühendes Dörfchen, das sich dank seiner fruchtbaren Umgebung wieder von der furchtbaren Katastrophe von 1867 erholt hat. Ein eigenthümlich eng umgrenztes Erdbeben zerstörte damals das Dörfchen und das benachbarte Mouzaïaville beinahe vollständig, während das kaum eine gute Stunde entfernte Blidah nur ganz wenig litt. Die Straße läuft über eine Stunde lang schnurgerade durch die Ebene, dann rücken die Hügel näher, ein paar Mühlen von wunderbar schönen Orangengärten umgeben liegen an der Straße und gleich darauf verengt sich das Thal und die berühmten Gorges de la Chiffa beginnen. Die malerische Schlucht gehört zu den Sehenswürdigkeiten Algiers, deren Besuch für jeden Wintergast obligatorisch ist und schon so oft beschrieben worden ist, daß ich mir hier eine genauere Schilderung ersparen kann. Nur darauf möchte ich jeden Besucher aufmerksam machen, daß der romantischste Theil der Schlucht erst am Hotel des Singes beginnt. Die Fiakerkutscher aus Blidah, welche gewöhnlich die Fremden dorthin bringen, pflegen das Gegentheil zu versichern und drehen nur zu gerne am Hotel um und der Tourist kommt nach Blidah zurück mit einem Gefühl der Enttäuschung, denn er hat wohl ein enges gewundenes Thal mit steilen bewaldeten Hängen gesehen, aber keine Felsen und keine Affen, die ausgenommen, welche al fresco gemalt die Zimmerwand in dem sündhaft theuren Affenhotel zieren. Ist er ein Zoologe, so ärgert er sich auch bei diesen noch darüber, daß der Maler seiner Phantasie allzu freien Spielraum gelassen und statt des Inuus ecaudatus, der doch den Namen vom Mangel des hinteren Anhängsels trägt, lauter langgeschwänzte Meerkatzen abkonterfeit hat. Wer sich mit den gemalten Affen nicht begnügen will, dem wird allerdings ein alter verwetterter Förster — er gäbe eine Prachtfigur für Meister Grützner — anbieten, ihn an eine Stelle im Thal des Ruisseau des Singes zu führen, wo er sicher lebende Affen zu sehen bekommen könne, aber vorsichtige Menschen begnügen sich besser mit dem Anblick der kleinen Octavie, die wirklich ein ganz niedliches Aeffchen ist. Nicht als ob überhaupt keine Vierhänder in der Schlucht vorkämen; der Magot (Inuus ecaudatus) ist durch ganz Nordafrika in felsigen Schluchten anzutreffen und stellenweise so häufig, daß er durch seine unverschämten Räubereien lästig wird, auch an der Chiffa halten sich noch Banden, aber sie sind so scheu und vorsichtig, daß man sie nur unter ganz besonders glücklichen Umständen zu Gesicht bekommt; ich habe frei lebende Affen nicht gesehen, obschon ich fast alle ihre Lieblingswohnplätze in Algerien — außer der Chiffaschlucht die Gorges de Palestro, den Gouraia bei Bougie und Chabet el Akra — besucht und zu Fuß durchforscht habe. Vor dem Verkehr zieht er sich überall zurück, im eigentlichen Kabylenlande dagegen ist er häufiger und frecher, als es den Kabylen lieb ist, gerade als ob er sich eines besonderen Privilegiums bewußt sei. Die Mohammedaner im Allgemeinen tödten nie einen Affen, denn sie wissen, daß der Kadi, wie sie ihn in Algier nennen, ein verwünschter Mensch ist, ein Abkömmling jüdischer Stämme, die,

wie der Koran meldet, ihres Unglaubens wegen von Moses verflucht wurden. Auch der Kabyle theilt diesen Glauben, und wenn er es auch gerne sieht, daß der Europäer dann und wann einen Ibki wegschießt, er selbst wird ihn nie tödten, obschon er seine Obstgärten und Weinberge Tag und Nacht gegen ihn bewachen muß. Wendet der Wächter einen Augenblick den Rücken, so geben die Späher das Signal und in ein paar Minuten ist ein Baum geleert. Mitunter berauschen sich aber die Affen förmlich an Trauben und Feigen und fallen den Wächtern in die Hände. Aber auch dann thut ihnen der Kabyle kein Leid; hier und da verkauft er einen Gefangenen an die Franzosen, aber für gewöhnlich thut er das nicht, sondern näht ihn in eine rothe Weste fest ein, hängt ihm an einem festen Eisendraht ein Schellchen um und läßt ihn dann laufen. Das Thier sucht natürlich alsbald seine Familie wieder auf, aber diese, erschreckt durch das ungewohnte Kostüm und die Schelle, flüchtet vor ihm und verläßt schließlich die Gegend ganz.

Vom Affenhotel ab wird die Chiffaschlucht wirklich großartig, die Abhänge werden zu Felsen und treten so dicht zusammen, daß es keine Kleinigkeit gewesen ist, die Straße hindurchzuführen; häufig ist sie in den Felsen gehauen und an einer Stelle bildet sie eine förmliche Gallerie. Ein verwitterter Steinkoloß hat hier Jahre lang die Passirenden bedroht, bis er im November 1857 zusammenstürzte; noch erkennt man den mächtigen Schuttkegel. Am Ausgange stehen ein paar stattliche Eichen und unter ihnen liegt ein einsames Wirthshaus; dann erweitert sich das Thal etwas, aber nun beginnt die Straße in unzähligen Serpentinen den steilen Abhang zu erklettern, auf dem hoch oben Medeah hängt. Ein guter Fußgänger ist rascher oben als die Diligence. Es war mittlerweile dunkel geworden, der volle Mond goß ein zweifelhaftes Licht über die verworrenen Thäler und die gewaltige Masse des Pik Beni Salah, des Berges von Blidah. Vergeblich suchte ich mich über die Fahrrichtung zu orientiren, der Mond stand bald vor uns, bald hinter uns, bald rechts, bald links. Mitunter schien es, als stände der Wagen still und müsse nächstens zurückrollen, denn die algerischen Pferde laufen zwar einen ausgezeichneten Trab und sind dabei so ausdauernd, daß 30 km als die gewöhnliche Länge einer Postpferd-Etappe angesehen werden, aber auch 35 und 40 km vorkommen, die ohne Halt im Trabe durchfahren werden, aber im Schritt gehen sie ganz erbärmlich und kommen mit einer Last kaum vom Fleck. Die französischen Straßenbaumeister nehmen darauf sorgsamst Rücksicht und scheuen stundenlange Umwege nicht, nur damit die Straße in beiden Richtungen im Trabe befahren werden kann. Hier nach Medeah hinauf hat sich das aber beim besten Willen nicht machen lassen und so braucht man auf 32 km Fahrstraße fünf bis sechs Stunden Fahrzeit.

Endlich war aber doch die Höhe erstiegen und in raschem Trabe ging es nun hinunter nach dem nahen Medeah, wo wir leider mit einem winzigen Stübchen vorlieb nehmen mußten, da das ausgezeichnete Hotel überfüllt war.

Am andern Morgen gingen wir zeitig hinaus, um den als Aussichtspunkt berühmten Dschebel Dakla zu besteigen. Es ist das gerade keine schwere Aufgabe, denn der Dakla ist zwar, von der Ebene aus gesehen, ein sehr respektabler Berg von 1068 m Höhe, da aber Medeah selbst in einer Höhe von mehr als 900 m an seinem Abhange liegt, imponirt er von dieser Seite weit weniger, und die einzige Schwierigkeit für uns bestand darin, daß der ganze flache Rücken nördlich der Stadt Dakla heißt und uns niemand genau sagen konnte, wo eigentlich der berühmte Aussichtspunkt liege. Wir gingen also aufs Gerathewohl bergauf zum nächsten Thore hinaus. Eine ganz andere Natur umgab uns hier als in Algier. Als wären wir in der Heimath, so grünten und blühten hier Kirschen, Birnen und Pflaumen; Silberpappeln, italienische Pappeln und Ulmen standen die Straße entlang und fingen eben erst an ihre Blätter zu treiben; Hainbuche und Weißdorn bildeten mit blühenden Quitten gemischt die Hecken, und mit Freuden begrüßten wir unter ihnen unsern Scharbock (Ficaria ranunculoides) und die doldenblüthige Vogelmilch (Ornithogalum umbellatum). Es war prachtvoll klar, die Sonne schien warm, die Vögel jubilirten, wie bei uns im Mai; sie sind in Algerien viel zahlreicher als in Italien, da der Franzose durchaus nicht in dem Maße die Vogelmörderei betreibt, wie der Italiener, und der Eingeborene die kleinen Vögelchen gar nicht beachtet.

Schon von der Stadt aus hat man einen wunderbaren Rundblick über das nach Süden hin langsam sich senkende Plateau von Medeah, das ein prächtiger Bergkranz von Zaccar und Uaransenis an bis zum Dschebel Dira bei Aumale umfängt. Aber auch in diesem Kranze springen nur wenige Kuppen in die Augen, es ist mehr ein gleichmäßiger Ring, der Abhang der höheren Plateaustufe, nicht eine Gebirgskette. Die ganze nähere Umgebung war mit Weinbergen bedeckt und weiterhin sieht man überall kabylische Tagelöhner beschäftigt, den Boden anzuroden zu neuen Anlagen. Es ist fast unglaublich, welche riesigen Fortschritte der Weinbau in Algerien und damit die allgemeine Landeskultur seit drei Jahren gemacht hat; Algier hat wahrhaftig Ursache, der Phylloxera vastatrix einen Danktempel zu errichten, natürlich unter dem Vorbehalt, daß sie das Land selbst mit ihrem Besuche verschont. Als ich 1881 die Provinz Oran bereiste, wurde mir nur zweimal algerischer Wein vorgesetzt und nur bei Maskara hatte der Weinbau größere Wichtigkeit. Diesmal habe ich in ganz Algerien keinen Tropfen fremden Weines erhalten und ich muß gestehen, ich habe den algerischen arg vermißt, als wir nach Tunis kamen und uns dort wieder mit den Fabrikaten von Cette begnügen mußten. Die mit Reben bepflanzte Fläche ist im Allgemeinen auf das Dreifache, an manchen Stellen aber, wie um Bona, auf das Fünfzehnfache gestiegen und ganz fabelhafte Gewinne sind aus dem Verkauf anscheinend werthlosen Terrains erzielt worden. Der Export hat schon beträchtliche Dimensionen angenommen und die diesjährige Ausstellung in Bordeaux hat sich zu einem wahren Triumphe für die algerischen Weinproducenten gestaltet.

Allerdings fehlt dem glänzenden Bilde auch der Schatten nicht. So lange nur die aus Südfrankreich auswandernden Vignerons Weinberge pflanzten, war alles gut, die Leute verstanden das Handwerk und wußten die Rebe und den Wein zu behandeln. Nun hat sich auf einmal die Spekulation der Sache bemächtigt und Weinberge wie Keller sind Leuten anvertraut, die nichts davon verstehen; ich habe Kabylen das Schneiden mit einer Sichel besorgen sehen. Auch die Kelleranlagen haben mit der Ausdehnung der Weinberge nicht Schritt halten können und so kann eine Reaktion nicht ausbleiben. Ohnehin ist die Weinbereitung in Algerien bedenklicher wie bei uns; Lese und Gährung müssen noch bei hoher Temperatur erfolgen und letztere führt nicht selten zu übermäßiger Säurebildung. Der einzelne Weinproducent ist dagegen machtlos; Aktiengesellschaften haben es mit künstlicher Abkühlung versucht, doch ohne sonderlichen Erfolg; jetzt will man große gemauerte Cisternen anlegen, die innen mit glasirten Platten bekleidet sind in der Weise, wie man sie in Nizza für die Ablagerung des Provenceröles hat. Schließlich wird man sich in den wärmeren Distrikten vielleicht genöthigt sehen, wie in Malaga, zum vorläufigen

Trocknen der Trauben und zur Weinfabrikation aus den Rosinen überzugehen. Die Ausstellung in Rouen hat den algerischen Weinen ein entschiedenes Fiasko gebracht; von circa 1200 ausgestellten Weinproben fand die Jury trotz aller Sympathie mit den Landsleuten in Nordafrika nur einige siebzig gut. Möge diese Lehre in Algerien beherzigt werden und zur Vorsicht und Anpassung an das Klima mahnen! Der französische Kultivateur hängt leider im Durchschnitt noch zäher an seinen ererbten Methoden und Vorurtheilen als unser Bauer, und entschließt sich nur schwer, von dem abzugehen, was sich in der belle France seinen Vorfahren bewährt hat.

Medeah mit seinem relativ kühlen Klima ist für den Wein ganz besonders geeignet und sein Weißwein gilt für den besten im Lande. Aber auch andere Lagen sind nicht zu verachten. Die Weinproduktion ist übrigens hier niemals so ganz unterbrochen gewesen wie in Marokko, wo die fanatischen Herrscher alle Weinstöcke, soweit sie erreichbar waren, vernichten ließen und seitdem nur noch die unabhängigen Uled Rif an der Nordküste die Rebe der Rosinenfabrikation wegen kultivirten. Noch 1732 weiß Shaw von algerischen Weinen zu berichten, sie hätten früher dem besten Hermitage an lebhaftem und lieblichem Geschmack nicht nachgestanden; aber seitdem 1723 und 1724 die Heuschrecken sie so furchtbar verwüstet, sei der Wein ausgeartet und habe seine gewöhnlichen Eigenschaften noch nicht wieder erlangt, obschon er immer noch mit den gewöhnlichen spanischen und portugiesischen Weinen um den Vorzug streite. Im Alterthum war Nordafrika ja als Weinland berühmt; in Tanger, das eine Traube im Wappen führte, rühmt Plinius ellenlange Trauben, und in Tunisien nennt er Gegenden, die an denselben Stöcken zweimal im Jahre Lese hielten.

Um Medeah ist noch Raum genug für Weinberge, denn schon in geringer Entfernung von der Stadt beginnt wieder der Buschwald, hier fast nur aus niederen Eichen (Quercus ilex) bestehend, und zieht sich bis zur Höhe hinauf; dort hat man eine überraschende ausgedehnte Fernsicht bis zum Djurdjura und zum Meere. Dicht gegenüber liegen die beiden Zwillingsberge Beni Salah und Mouzaia, zwischen denen die Chiffa sich ihre Schlucht zur Metidscha hinab gegraben hat. Sie sind auch von dieser Seite her ein paar ganz respektable Berge, durch ein tiefes Schluchtthal von der Hochebene getrennt, von der sie offenbar einstmals einen Theil bildeten. Die Ausbildung selbständiger Bergmassen am Abhange der ersten Plateaustufe wiederholt sich in Algerien mehrfach; sie ist aber nur eine scheinbare Abweichung von der Regel und die Erklärung sehr leicht. Die ständig am Terrassenrande nagenden Flüsse haben hinter den harten Kalkmassen der beiden Berge weichere Schichten gefunden und sich so ein Thal parallel dem Rande gefressen, das sich noch immer vertieft und gegen die Hochebene hin verlängert und mit der Zeit zu einem Längenthal wird, das eine ganze Bergkette von dem Hochplateau lostrennt. Das ausgewaschene Gestein hat den See, der sich einst zwischen Sahel und Beni Salah ausdehnte, in die fruchtbare Metidschaebene verwandelt. Ganz ähnliche Vorgänge sah ich wenige Tage später in der Umgebung von Boghar und nachher noch oftmals an den Rändern und im Innern des afrikanischen Hochplateaus. Ueberall nagen die Wässer an dem ungefügen Riesenblock, und so gering auch ihre Wirkung scheint, sie werden schließlich einmal dahin kommen, die ungegliederte Plateaumasse in ein Hügel- und Bergland mit scharfen Graten und tiefen Thälern umzuwandeln.

Die beiden Berge sind übrigens auch an ihrer Südseite durchaus nicht kahl; wo nicht gerade die Felsen steil abstürzen, sieht man Grün und oben erkennt man deutlich den berühmten Cedernwald. Wirklich kahle Berge sind überhaupt in Algerien selten; selbst an den Kalkmassen, welche den Hochkamm des Djurdjura bilden, wächst noch überall die Ceder (Cedrus atlantica) und kabylische Eiche mit Kastanienblättern (Quercus castaneaefolia), und fast alle anderen Berge, die ich gesehen, und das ist ein hübscher Theil des Landes, haben Buschvegetation bis zum Gipfel hinauf, und bedürfen nur Schutz gegen die Ziegen und gegen die Araber, um sich bald wieder mit Wald zu bedecken. Erstere sucht man durch tüchtige Besteuerung zu vermindern, schwerer ist es mit den Arabern. Im Sommer, wenn der Boden von der Sonne ausgetrocknet und durchglüht ist, genügt ein Funke von einem Hirtenfeuer, die Nachlässigkeit eines Kindes, um Quadratmeilen von Wald in Asche zu verwandeln; der Araber brennt die Wälder auch absichtlich nieder, um Weide für seine Schafe zu gewinnen, oder neuerdings auch um der Regierung einen Possen zu spielen. Vor und nach Aufständen nehmen die Waldbrände darum immer zu und hat man zum Erlaß eines Gesetzes schreiten müssen, welches bei absichtlich angelegten Bränden den benachbarten Gemeinden die Kollektivverantwortlichkeit auferlegt. Das hat denn auch einigermaßen geholfen; im Jahre 1882 kam das Gesetz nur in zwei Fällen zur Anwendung und so furchtbare Brände wie in den früheren Jahren sind überhaupt nicht mehr vorgekommen.

Medeah selbst bietet dem Fremden durchaus nichts, obschon es auf der Stelle einer römischen Niederlassung und theilweise aus deren Trümmern erbaut ist. Der antike Name hat sich auffallend rein erhalten; die Römerstadt hieß ad Medias, heute schreiben die Franzosen zwar offiziell Medéah, aber gesprochen wird es an Ort und Stelle ganz allgemein Médéah. Uebrigens ist die Ableitung doch nicht so ganz direkt, denn aus Medias hatten die Berber zunächst mit der im Süden so häufigen Buchstabenverwechselung Lemdia gemacht und daraus wieder die Araber el Media; ein Eingeborener von Medeah heißt aber im Lande heute noch Lemdani. — Von arabischen Ueberresten ist so wenig vorhanden, wie von römischen, obschon die Stadt im zehnten Jahrhundert von den ziritischen Sultanen neu begründet wurde und von da ab bis zur Eroberung durch die Franzosen immer eine gewisse Wichtigkeit behalten hat. Die Umgebung aber ist noch vielfach in den Händen der Eingeborenen, die sich zwar arabisch tragen, aber echte Berber sind. Ueberall sieht man ihre Steinhäuschen mit Ziegeldächern, meistens in einem Garten gelegen und nur ein paar zusammengruppirt; größere stadtähnliche Ansiedelungen liebt der Kabyle einmal nicht. Die Stadt ist darum ganz den Franzosen und den eingeborenen Juden überlassen und sieht genau aus, wie alle diese algerischen Städte: eine Zinnenmauer in regelmäßigem Viereck, geradlinige Straßen, die sich an dem Hauptplatze schneiden, und an der einen Seite die Soldatenstadt mit den Kasernen; arabisches Gepräge, enge, gewundene Gäßchen, hat sich nur in einigen Ecken erhalten, aber auch da sind die Häuser von französischer Konstruktion. Das Klima gilt für eins der angenehmsten und gesündesten in Algier und die Umgebung für sehr fruchtbar. In dieser Hinsicht kann Medeah noch immer von sich sagen, was der geistreiche und boshafte Vagabund Si Ahmed ben Youssef ihm einst nachrühmte: „Medeah ist eine Stadt des Ueberflusses; wenn etwas Böses am Morgen hineinkommt, geht es vor Abend wieder heraus."

(Schluß folgt.)

Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

II. Braga und Guimarães.

Die alte Bischofsstadt Braga ist die drittgrößte Stadt Portugals (1878 fast 20000 Einwohner). Sie liegt in einer Thalebene und besteht aus einem Kern, von dem aus sich nach drei oder vier Richtungen Vorstädte erstrecken, so daß die Stadt, aus der Vogelperspektive gesehen, einem Seestern gleicht. Das Centrum derselben bildet der riesige Platz Campo de Santa Anna, welcher durch prächtige Anlagen theilweise in einen Volksgarten verwandelt wurde, wo mehrmals wöchentlich eine ganz gute Militärkapelle spielt. Er bildet Abends die Promenade der Bevölkerung; an ihm liegen die meisten — allerdings bescheidenen — Hotels, sowie die Kathedrale, der erzbischöfliche Palast und die Volksbibliothek. Die Kathedrale stammt aus dem 11. Jahrhundert, wurde jedoch seither umgebaut und ist verhältnißmäßig klein. Das Innere ist wunderlich und verwirrt auf den ersten Blick durch seine Unregelmäßigkeit. Zu beiden Seiten des Altars befinden sich die Gräber des Grafen D. Henrique und der D. Thereza. Um sie in jenen Platz zu zwängen, haben die biederen Bragenser dem Grafen die Beine gestutzt. An Merkwürdigkeiten besitzt die Kathedrale unter anderem einen mit Glöckchen behangenen Kelch aus dem 16. Jahrhundert, eine wunderbare Orgel und das Grabmal des berühmten Erzbischofs D. Lourenço de Lourinhã, welcher in der Schlacht von Aljubarrota (1385) sich durch besondere Tapferkeit auszeichnete und schwer verwundet wurde. Für diesen seinen Antheil an der Begründung der portugiesischen Unabhängigkeit wurde er vom König D. João I. sehr ausgezeichnet. Sein Grab wurde 1663 geöffnet und seine Leiche unverwest gefunden, wovon man sich noch heute überzeugen kann.

Außer der Kathedrale giebt es noch viele Kirchen, von denen aber höchstens noch die Santa Cruz erwähnenswerth ist. Alle sind mit dem Doppelkreuz geschmückt, zum Zeichen, daß der Erzbischof von Braga das Patriarchat über ganz Iberien in Anspruch nimmt. Auch sonst fehlt es nicht an Kapellchen und Heiligenbildern, welche die Bigotterie der Bevölkerung verrathen. Darin machen die Bragenser unter den übrigen Portugiesen eine Ausnahme.

Während meines Aufenthaltes in Braga herrschte ganz besonderes Treiben in den Straßen und man sagte mir, es finde eine Romeria (Wallfahrt) statt. Vom Campo de Santa Anna bis zu den Ausläufern der östlichen Vorstadt waren alle Heiligenbilder und Kreuze besonders geschmückt. Einige waren von Lämpchen umgeben, die meisten mit Blumengewinden, Sträußchen, Blumentöpfen, Vasen, Ampeln, Kerzen, ja sogar mit Spiegeln, Theeschalen, Flaschen, Strohhüten und dergleichen Dingen geschmückt, deren Beziehung zum Heiligenbilde mir unerklärlich war. Seit ich übrigens in Lourdes Säbel, Pistolen, Krücken, Strümpfe, Epauletten, Besen, Kautschukbusen, Strumpfbänder und Hosenträger als „Votivgegenstände“ aufgehängt sah, wundere ich mich über nichts mehr.

Durch die erwähnte Straße führt eine Tramwaylinie nach Bom Jesus, berühmt als Wallfahrtsort und mehr noch durch seine unvergleichliche Aussicht. Unter dem Tramway hat man sich aber nicht eine gewöhnliche Pferdebahn vorzustellen — einzelne Waggons wurden von Ochsen gezogen! Warum, weiß ich nicht, da ich nicht mit der Ochsenbahn fuhr, sondern zu Fuß nach Bom Jesus ging. Ebenso benutzte ich auch nicht die Drahtseilbahn, um den 386 m hohen Berg zu erklimmen, sondern den gewöhnlichen Passionsweg, welcher viel interessanter ist.

Bis an den Fuß des Berges geht man stets in der Ebene. Dann hat man die Wahl, sich entweder links von der Drahtseilbahn hinaufziehen zu lassen, oder rechts im Schweiße seines Angesichtes den Passionsweg zu erklimmen. Letzterer ist sehr originell. An den ersten sechs Wegkrümmungen (die Straße führt im Zickzack hinan) liegt je eine Kapelle mit einem Brunnen daneben. Letzterer hat jedesmal ein anderes Aussehen. Der erste ist der „Hoffnungsbrunnen“; das Wasser sprudelt aus einer Arche Noah; der zweite ist der „Nägelbrunnen“ mit der Inschrift: In de fluent aquae vivae“; der dritte der „Passionsbrunnen“ mit den in den Felsen gemeißelten Folterinstrumenten u. s. w.

Die Kapellen sind ebenso originell und sehenswerth. Sie enthalten sehr geschickt zusammengestellte Gruppen von 8 bis 20 Holzfiguren, welche so kunstvoll geschnitzt und bemalt sind, daß sie Wachsfiguren gleichen und der Ausdruck und das Charakteristische einzelner Personen geradezu verblüffend ist. Nach den ersten sechs Stationen kommt eine Riesentreppe mit vielen Statuen und Blumen. Sie fiel mir unwillkürlich ein, als ich heute in des Zaren Lustschloß Peterhof vor der Schloßterrasse stand. Auf diese Riesentreppe folgen abermals sechs Stationen und Brunnen, bis man endlich die auf dem Gipfel stehende eigentliche Wallfahrtskirche erreicht. Diese ist auffallend einfach und nüchtern, aber gerade dadurch wohlthätig für das Auge. Das Altarbild stellt die Kreuzigung vor und besteht aus 20 lebensgroßen in Holz geschnitzten Figuren. Ein mit Elfenbein eingelegtes Ebenholzkreuz, „Bom Jesus dos Navegantes“ genannt, steht besonders bei den Seeleuten in hoher Verehrung.

Da man immer nur von der prächtigen Aussicht von Bom Jesus geschwärmt und mir das Besteigen der Thürme besonders empfohlen hatte, suchte ich den Küster auf. Dieser meinte jedoch, er habe keine Zeit, und so sah ich mich veranlaßt, einen südöstlich von Bom Jesus befindlichen, Sameiro genannten Berg zu ersteigen, von welchem ich annahm, daß er eine noch bessere Fernsicht bieten müsse, als der Bom Jesus. In der That hatte ich mich nicht getäuscht, denn ich machte eine Entdeckung, für welche mir meine Nachfolger gewiß dankbar sein werden.

Hinter der Kirche erstreckt sich ein wahrscheinlich zum Hotel da Boavista gehöriger großer und überaus schöner Park mit Teich, Bächen, Brücken, Felspartien, sorgsam gepflegter Vegetation, hübschen Ausblicken, kurz ein reizender Fleck irdischen Paradieses. Durch diesen Park gelangte ich ins Freie auf eine Straße, welche zu dem Berge Sameiro führte. Dort sah ich bloß eine kleine Kirche und vor

dieser eine vom Blitz zerschmetterte steinerne Marienstatue. Als ich zu dieser hinaufgeklettert war, stieß ich einen Schrei der Ueberraschung und des Entzückens aus. Eine so ausgedehnte Rundsicht hätte ich nicht erwartet! Zu meinen Füßen lag die Thalebene von Braga mit der Stadt und ringsum die bunten, wechselreichen Gefilde der Provinz Minho. Wenn man die Aussichten von der Wartburg und dem Inselberg im Thüringerwalde und vom Johannisberge bei Danzig zusammen vereinigt, so hat man etwa einen Begriff von dem entzückenden Panorama des Sameiro. Und seltsamerweise ist dieser Punkt bisher niemandem bekannt gewesen! Selbst in Braga wußten nur wenige darum, da die meisten sich mit der Wallfahrt nach Bom Jesus begnügen und andere, welche sich etwa gleich mir auf dem Sameiro verirrten, für Naturreize kein Verständniß haben mochten. Natürlich darf man den Sameiro nicht mit Rigi, Schafberg oder einer sonstigen Hochgebirgsaussicht vergleichen.

Braga hat ein hohes Alter; es soll 296 Jahre v. Chr. unter dem Namen Bracara Augusta gegründet worden sein. Unter den Sueven war es Hauptstadt des Reiches. Ebenso residirten bis zur Eroberung Coimbras die portugiesischen Monarchen daselbst. Nach dem 15. Jahrhundert begann jedoch Braga vor Lissabon ganz in den Hintergrund zu treten.

Von Braga sind es nur 20 km nach Guimarães, der „Wiege der portugiesischen Monarchie“. Die Straße führt über den Bom Jesus und Falperra, von welchem Punkte sich ein dem Sameiro ähnliches Panorama erschließt, nach dem Bade Caldas das Taipas. Dasselbe soll für Gicht und Hautkrankheiten gut sein und war schon den Römern bekannt. An diese erinnert ein großer Granitblock mit der Inschrift: „IMP. CAES. NERV. F. TRAIAN“, was die Portugiesen höchst überflüssigerweise auf der andern Seite in ihre Sprache übersetzt haben.

Guimarães (1878 nahe an 8000 Einwohner) ist eine der interessantesten Städte Portugals. Seinen Beinamen „Wiege der portugiesischen Monarchie“ hat es daher, daß der Conde D. Henrique, als er 1095 vom König Alfonso VI. von Leon die Grafschaft Portugal zum Lehen erhielt, hier seine Residenz aufschlug. Sein Nachfolger D. Alfonso Henriquez wurde hier 1109 geboren. Eine der schönsten Stellen der Lusiaden behandelt die Treue des Egas Moniz, welcher 1127 die Stadt gegen Alfonso VII. von Leon zu vertheidigen hatte. Als er sich nicht länger halten konnte, verpflichtete er sich die Oberhoheit des Königs anzuerkennen, wenn dieser sich nach Galizien zurückziehe. Im nächsten Jahre gelang es jedoch dem Grafen D. Alfonso Henriquez, sein kleines Reich wiederzugewinnen und während alle ihrem dem Könige von Leon geleisteten Eid vergaßen, begab sich der einzige Egas Moniz mit Weib und Kind zu D. Alfonso VII., um durch seinen Tod den Zorn des Monarchen zu besänftigen. Gerührt von dieser Gewissenhaftigkeit, schenkte ihm der König das Leben und der Graf von Portugal blieb unangefochten.

Von Guimarães sagen die Portugiesen scherzend, es habe eine Kathedrale ohne Bischof, einen Palast ohne König und eine Brücke ohne Fluß („tem uma Sé sem Bispo, um Paço sem Rei, e uma Ponte sem Rio“). Die „Kathedrale“ wird nämlich fälschlich so genannt, denn es ist nur eine Kollegiatkirche. Ihren Namen „Nossa Senhora da Oliveira“ hat sie von einem in der Kirche verwahrten Olivenbaum, über dessen Ursprung die Sage Folgendes erzählt:

Im Jahre 672 versammelte sich das Volk der Lusitaner, um einen König zu wählen. Die Wahl fiel auf Wamba, welcher jedoch rundweg ablehnte. Als ihn das Volk immer dringender bat, die Krone anzunehmen, stieß er gelangweilt seinen eisenbeschlagenen Stock in den Boden und schwur bei den vier Evangelisten, daß er erst dann König werden wolle, wenn der Stock zu blühen beginne. Andern Tages hatte sich der Stock in einen blühenden Oelbaum verwandelt. Aber Wamba ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen. Er behauptete, es sei mit höllischen Künsten zugegangen und zum Beweise dessen werde er den Oelbaum ausreißen. Aber die Wurzeln saßen zu fest und so blieb dem guten Wamba nichts übrig, als an ein göttliches Wunder zu glauben, in den sauren Apfel zu beißen und König zu werden. Er errichtete also einen Palast an dieser Stelle und das war das erste Haus von Guimarães. Dann baute er die Kirche und der heute in ihr gezeigte junge Oelbaum ist ein Schößling von Wamba's blühendem Stock. Ableger von ihm wurden auch nach Brasilien gebracht und dort angepflanzt. In Anbetracht dieser Sage wurde es auch von D. João's I. Streitgenossen als gutes Omen betrachtet, daß er von hier aus seinen Feldzug gegen Spanien begann, in dem er durch die Schlacht von Aljubarrota (1385) Portugals Unabhängigkeit begründete.

Die Kirche ist auch ohne Oelbaum ganz interessant. An der Außenseite des Südschiffes besagt eine Inschrift vom Jahre 1387, daß D. João I. die Kirche aus Dankbarkeit für den Sieg von Aljubarrota durch Meister João Oare habe erbauen lassen. Die alte von Wamba gegründete Kirche scheint also demolirt worden zu sein, oder nicht mehr existirt zu haben. In der Kirche ist auch das Monument der D. Maria Pinheira sehenswerth, welche in der Schlacht von Aljubarrota tapfer kämpfte, das Schwert in der Rechten, einen Palmzweig in der Linken.

Zum Kastell schreitet man auf einem hübschen Pfade hinan, der sich durch Felsen windet, welche von der üppigsten Vegetation überhangen sind. Die äußeren Mauern sind gut erhalten und an den Ecken und in der Mitte mit viereckigen Thürmen versehen. Ueber eine hölzerne Brücke gelangt man in die ehemalige Königswohnung. Doch ist dies nicht der älteste Palast; dessen Ueberbleibsel befinden sich unweit des Schlosses und sind jetzt in Kasernen verwandelt. Die Aussicht von den Zimmern des Schlosses ist entzückend. Von allen Seiten umgeben dichtbelaubte Hügel die Stadt; das Kloster São Jeronymo und die Kirche N. S. da Penha (letztere auf einem steilen Hügel) sind die am meisten in die Augen springenden Objekte.

In der Stadt selbst kann man mit Genuß spazieren gehen und die alten Gebäude betrachten. Vom Marktplatze (Praça da Feira) hat man hübsche Aussicht. Von den Stadtmauern, die vom Könige D. Diniz errichtet wurden, liegt jetzt ein Theil mitten zwischen den Häusern.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem Vereine für Erdkunde zu Dresden sprach am 2. und 9. Mai d. J. Professor Dr. S. Ruge über die älteste geographische Gesellschaft, als welche nicht wie bisher diejenige in Paris (gegründet 1821), sondern die „Kosmographische Gesellschaft" in Nürnberg zu gelten hat. Etwa um 1740 gegründet, trat sie erst 1746 in die Oeffentlichkeit; sie steht in engem Zusammenhange mit der Homann'schen Officin in Nürnberg. Diese ging nach dem Tode des Gründers, des berühmten Kartographen Johann Baptist Homann (geboren 1662, gestorben 1724) an dessen Sohn Johann Christoph Homann über, der, weil kinderlos, seinen Schwager, den Kupferstecher Ebersberger, und seinen Freund Johann Michael Franz zu seinen Erben ernannte, unter der Bedingung, daß sie das Geschäft unter der Firma „Homännische Erben" fortführten. Franz suchte eine Ehre darin, in seinen Karten Originalzeichnungen zu liefern, trat daher mit verschiedenen Gelehrten in Verbindung und wurde so der Begründer der „Kosmographischen Gesellschaft", die sich in die mathematische, geographische und historische Klasse theilte. In einer 1750 erschienenen, von Begeisterung und patriotischen Gefühlen getragenen Schrift („Kosmographische Nachricht und Sammlung auf das Jahr 1748") erhob die Gesellschaft laute Klagen über den bedauerlichen Zustand der Vermessung und Mappirung der deutschen Länder, kritisirte die vorhandenen einzelnen Karten von Deutschland als sehr unzuverlässig und machte Vorschläge, wie die Erdkunde in Hinsicht Deutschlands zu verbessern sei. Einen Atlas von Deutschland zu schaffen, officielle und zuverlässige Landesbeschreibungen zu veranlassen und überhaupt die Erdbeschreibung Deutschlands gründlich zu reformiren, das waren Ideen, welche die Kosmographische Gesellschaft verwirklichen wollte, Bestrebungen, durch welche man ganz und gar an die Ziele erinnert wird, welche in neuester Zeit die Geographentage aufgestellt haben. Zu den wichtigsten Mitgliedern der Gesellschaft gehörten Mayer, Lowitz, Franz, Büsching, Böhme u. A. Tobias Mayer (geboren 1723 zu Marbach und gestorben 1762 zu Göttingen), Sohn eines Stellmachers und durchaus ein Autodikat, trat 1746 in die Homann'sche Officin, entwarf daselbst mindestens 30 neue Karten, befaßte sich mit astronomischen Studien, besonders über den Mond, und gab durch die Verbesserung der Mondtafeln das Mittel zur Bestimmung zuverlässiger Längen zur See. Johann Georg Lowitz (geboren 1722 in Fürth, ermordet 1774 in Rußland) steht in engster Verbindung mit einem Projekte von Franz zur Beschaffung der Mittel, die zur Gründung einer „Kosmographischen Akademie" nöthig wären. Es sollten durch ihn vollkommenere Erd- und Himmelsgloben hergestellt werden, für welche die Abonnenten den Preis im Voraus zu bezahlen hatten; doch infolge falscher Berechnungen und ungünstiger Zufälle konnten die Versprechungen nicht erfüllt werden. Ebenso mißlang der Plan einer kosmographischen Lotterie, durch welche 20 000 Homann'sche Karten verloost werden sollten, und der Versuch, durch die Kolportage eines Atlasses von Deutschland die nöthigen Geldmittel zu erlangen. Die Berufung von Franz, Lowitz und Mayer als Professoren an die Universität Göttingen förderte die Erreichung des ursprünglichen Zieles ebenso wenig, zumal es Franz nicht einmal möglich war, auch nur die Hälfte der Homann'schen Officin nach dem neuen Sitze der Kosmographischen Gesellschaft zu verlegen. Der Tod von Franz und Mayer und die Berufung Büsching's nach Petersburg löste gegen das Ende des siebenjährigen Krieges die Gesellschaft auf; denn es blieb nur noch Lowitz übrig, der 1765 ebenfalls nach Petersburg berufen wurde, und zwar als Professor der Astronomie. (Verhandl. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1884, Nr. 6 u. 7.)

— Am 21. Oktober wird in Manchester und gleich darauf in Edinburg eine neue geographische Gesellschaft durch eine Rede Stanley's eröffnet werden; es sind das die ersten derartigen Vereinigungen in Großbritannien außerhalb Londons, die voraussichtlich bald in Liverpool und Glasgow Nachfolgerinnen finden werden, wenn auch dort mehr Gewicht auf die sogenannte Handelsgeographie gelegt werden dürfte. Auch Dundee mit seiner Flotte von Walfisch- und Seehundsfängern könnte ganz gut eine eigene Gesellschaft haben, welche arktischer Forschung Unterstützung liehe. So viel derartige Gesellschaften aber auch entstehen mögen, so muß nach Ansicht der „Times", denen wir obiges entlehnen, doch die „Royal Geographical Society in London stets das Centrum geographischer Forschung in England bleiben.

Asien.

— Der englische Reisende Charles M. Doughty hatte seine zum Theil in Bd. 39 bis 41 des „Globus" veröffentlichten Routenskizzen aus dem nordwestlichen Arabien zu einer Gesammtkarte des Gebiets zwischen dem Meerbusen von Akaba, Hail und Mekka zusammengearbeitet, welche im Juliheft der Proceedings of the R. Geographical Society veröffentlicht wurde, doch ohne die letzten Verbesserungen und Zusätze des Autors. Von dieser Karte hat nun die R. Geographical Society eine zweite Auflage unter dem Titel „A sketch map itinerarium of part of North Western Arabia and Negd by Charles M. Doughty „(ungefährer Maßstab 1 : 2000000) veranstaltet, worin nicht nur alle nöthigen Verbesserungen, sondern auch die zahlreichen Routen Doughty's, eine große Menge von Höhenziffern und geologische Grenzen nachgetragen sind. In dieser Gestalt bezeichnet die Karte einen gewaltigen Fortschritt in unserer Kenntniß von der Wiege des Mohammedanismus.

— Die letzten Nachrichten von der meteorologischen Station Sagastyr an der Lenamündung datiren vom 3. Januar und 14. Februar dieses Jahres. Die im vergangenen Jahre aus Jakutsk eingeschleppten Pocken hatten unter der ohnehin schon spärlichen Bevölkerung des Lenadeltas große Verheerungen angerichtet. Fast alle in Bulun lebenden Jakuten, 70 an der Zahl, sind daran gestorben, und in den drei Ansiedelungen am Kap Bykow erlagen 40 Personen; selbst in Kytach, dicht bei der Station, starb im December ein Jakute, der vor der Seuche geflohen war. Die Besatzung der Station befand sich im Februar bei guter Gesundheit und hatte bei ihren reichlichen Vorräthen von frischem Fleische keine Furcht vor dem Skorbut. Die magnetischen Stürme waren nicht so heftig als im vorhergehenden Winter. Die größte im December beobachtete Kälte war — 48° C., und im ganzen war der Winter viel milder als im Vorjahre. Fröste von mehr als — 40° waren selten und Temperaturen von — 52° wurden in diesem Winter nicht beobachtet. Die durchschnittliche Temperatur des Februar betrug nur — 33°, anstatt — 41°, wie im Jahre 1883. Dagegen waren starke Winde häufiger als im Vorjahre.

— Alljährlich entlaufen viele Zwangsarbeiter aus Sachalin und versuchen das Festland zu erreichen; aber nur höchst selten gelangt einer an einen bewohnten Ort des Festlandes. Hier erklärt der Flüchtling, daß er sich seines Namens nicht erinnere, er wird aufs neue nach Sachalin zu-

rückbefördert, jedoch nur auf fünf Jahre. Die Flucht ist daher ein Mittel, eine lange Arbeitsfrist um einen guten Theil zu verkürzen. Zur Flucht wählen die Leute gewöhnlich den Winter, weil dann der Tatarische Golf gefroren ist und die Möglichkeit vorliegt, das Festland bald zu betreten. Aber da die Flüchtlinge sich nicht mit Reisevorräthen versehen können, so sind sie gezwungen sich von Wurzeln (Lauch) zu nähren, welche sie unter dem Schnee hervorholen. Viele kommen schon durch Hunger auf Sachalin selbst um, andere gelangen hungerig und erschöpft auf das Festland, um hier zu sterben. An der ersten Stelle des Tatarischen Golfes springt am Festlande ein kleines Vorgebirge vor, es führt den Namen „Vorgebirge des Todes". Hier ist der Boden besäet mit Knochen umgekommener Flüchtlinge. — Eine Anzahl der entlaufenen Sträflinge geht auch zu Grunde durch die Giljäken, welche mitunter eine regelrechte Jagd auf sie veranstalten, um sich der Kleider der Getödteten zu bemächtigen. Jeder Sträfling besitzt einen Pelz, Filzstiefel und Mütze und danach streben die Giljäken.

Kein Sträfling kehrt von Sachalin zurück; nach Ablauf der festgesetzten Straffrist werden sie auf der Insel angesiedelt, wobei die Regierung ihnen anfangs monatliche Rationen an Naturalien verabfolgt. Zur Einrichtung einer Wirthschaft erhält ein jeder die allernothwendigsten Mittel: Bauholz, ein Pferd, Werkzeuge, Saatgetreide u. s. w. So sind durch Sträflinge bereits zwei große Ortschaften gegründet: Alexandrowskaje und Rykowskoje. Der Ackerbau geht aber nicht sonderlich auf der Insel vorwärts; der Roggen gedeiht schlecht, weil er oft durch Fröste zu leiden hat, nur die Kartoffel giebt erträgliche Ernte. Die Leute haben auch kein Bestreben zu arbeiten, weil die ihnen gelieferten Rationen sie vor dem Hungertode schützen.

— Wenn auch die Bestrebungen, der weiblichen Jugend eine bessere Erziehung zu geben, in Indien vielfach von den verschiedensten Seiten Unterstützung erfahren (vergl. oben S. 271), so leisten doch die orthodoxen Hindus der Sache lebhaften Widerstand. Ihre Ansicht, die sie auf verschiedene Weise zur Geltung zu bringen suchen, geht dahin, daß die Schastras vorschreiben, daß, sobald ein Mädchen mannbar wird, es auch das Leben einer verheiratheten Frau führen soll, und demnach muß die Erziehung mit dem 13. Jahre abgeschlossen werden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Londoner Zeitungen bringen folgende Mittheilung: In Uebereinstimmung mit der Ankündigung, welche Mr. Gladstone im Hause der Gemeinen zu Ende der vorigen Session gemacht hat, wurden Schritte gethan, um das britische Protektorat über alle südlichen Küsten von Neu-Guinea östlich von 141° östl. L. Gr. zu proklamiren. Telegraphisch hat der Commodore auf der australischen Station Befehl erhalten, nach Neu-Guinea sich zu begeben und das Protektorat zu verkünden, welches die dem südlichen Theil von Neu-Guinea vorliegenden Inseln einschließen wird. Ansiedelung innerhalb des Protektorates wird gegenwärtig nicht gestattet werden. Ueberhaupt aber scheint man die Absicht zu haben, dort sehr vorsichtig vorzugehen. Wie die „Proceedings der R. Geogr. Soc." berichten, hat der High Commissioner für den westlichen Stillen Ocean der Geographischen Gesellschaft in Sidney angedeutet, daß eine derartige Expedition, wie sie von General M'Iver geplant wurde, unter jetzigen Verhältnissen viel mehr Schaden als Nutzen haben würde. Die Gesellschaft hat darauf geantwortet, daß sie unter diesen Umständen keine derartige Expedition unterstützen werde.

— Eine frisch und munter geschriebene Schilderung einer Erdumsegelung durch das deutsche Schiff „Elisabeth" bietet das Buch des Marinepfarrers P. G. Heims: „Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs." (Leipzig, F. Hirt und Sohn; Preis 6 Mk.) Außer oft beschriebenen Plätzen in Südamerika und Ostasien besuchte das Schiff von unbekannteren Gegenden namentlich die Nordostküste von Nippon, über welche wir manches Neue erfahren; auch die Schilderungen von Waidah, Ketah und anderen Punkten der Goldküste werden gerade jetzt Interesse erregen. Den Deutschen in den überseeischen Hafenstädten widmet der Verfasser seine besondere Aufmerksamkeit; wir führen als Beispiel an, was er über unsere Landsleute in Hawaii mittheilt (S. 90 f.). „In Honolulu nehmen sie (die Deutschen) eine hohe Stelle in Handel, Wandel und Kultur des ganzen Landes ein. Im Jahre 1878 wurden im Königreich der „Hawaiian Islands" (so der officielle Name) 272 Deutsche gezählt, darunter in Honolulu 139. Ihre Zahl soll sich auf 500 vermehrt haben seitdem; jedenfalls aber sind die größten Handelshäuser deutsche Firmen oder Deutsche haben an ihnen Theil; einem deutschen Forstmanne ist die Verwaltung der arg vernachlässigten Waldwirthschaft übertragen worden; einem Deutschen die Erziehung der Hawaiianer zu regelrechtem Gartenbau; seit über zehn Jahre wird die vortreffliche königliche Militärkapelle von Herrn Kapellmeister Berger vorzüglich dirigirt zur Freude und zum Stolz der Eingeborenen; denn die Bande besteht ausschließlich aus Kanaken, denen die musikalische Begabung, welche bei richtiger Leitung sehr Gutes leisten kann, gar nicht abzusprechen ist.... In deutschen Händen ist ferner eine Einrichtung, die geradezu in ihrer Art großartig und musterhaft genannt zu werden verdient: der Betrieb der Telephonie in seiner Anwendung auf den Privatverkehr, von der wir leider daheim kaum eine schwache Ahnung haben. Die ganze Insel ist mit einem weitmaschigen Netz von Drahtleitungen überzogen, das in Honolulu zu einem so engmaschigen wird, daß in besagter Stadt von 14 000 Einwohnern nicht weniger als derzeit 230 Telephonstationen in Privathäusern errichtet sind.... Ueberhaupt regt sich der Unternehmungsgeist mächtig. Ein Lieblingsplan des Königs ist es, das submarine Kabel, welches zwischen San Francisco und Yokohama projektirt ist, von Honolulu aus legen zu lassen; vielleicht ein etwas kühner und riskanter Plan. Auf der Insel Hawaii ist vor kurzem der erste Eisenbahnwagen abgelassen, ein kleiner, aber vielversprechender Anfang; ein Dock ist geplant für den Hafen und der Handel des Landes, durch den für beide Theile vortheilhaften Handelsvertrag mit Nordamerika begünstigt, nimmt täglich größere Ausdehnung an. Hauptexportartikel ist Zucker, von dem schon 1878 über 80 Plantagen 58 Millionen Pfund producirten, statt 3 Millionen im Jahre 1862. Ein anderer wohlschmeckender Ausfuhrgegenstand ist die köstliche süße Frucht der Banane, die so prächtig zum Schmuck der Gärten beiträgt und jetzt auch rationell gebaut wird.... Im ganzen überstieg 1882 die Ausfuhr um 2 Millionen Dollars — gleich 8 Millionen Mark — die Einfuhr; ein gutes Zeichen für ein Land, auf dem 1820 die ersten Missionare die ersten schwachen Keime der Kultur ausstreuten.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
GLOBUS.
Band XLVI. №20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XIX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

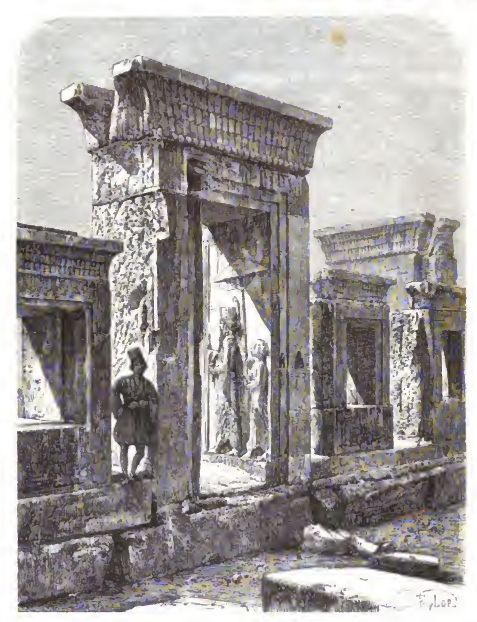
Nur 30 m südlich von der Säulenhalle Tschihil Minar liegen die Trümmer eines andern Prachtgebäudes, zu welchem zwei seiner Façade parallele Treppen von Osten hinaufführen. Durch eine von acht Säulen getragene Halle gelangt man zu dem Palaste, welcher nach Dieulafoy's Ansicht zur Privatwohnung des Herrschers bestimmt war, und durch eine Thür zwischen vier Fenstern tritt man in einen Saal, dessen Decke auf sechzehn Säulen ruhte. Rings um diesen Raum gruppiren sich fünf große Oeffnungen, die der Eingangsthür gleichen und die centrale Halle mit Seitengemächern in Verbindung setzen. Zwischen ihnen sind, jedoch nicht symmetrisch, vier Fenster, welche nach der Säulenhalle hinausgehen, und große viereckige Nischen angebracht, wie man sie ähnlich noch heutigen Tages in den Mauern der persischen Häuser findet. Gurtpfeiler, Oberschwellen der Thüren und Fenster und Säulenbasen bestehen aus wunderbar genau bearbeiteten Blöcken grauen Porphyrs. Um die Nischen und Fenster im Innern der Thüröffnungen wie an den Futtermauern der Treppen sind in der Art von Ornamenten sehr saubere Keilinschriften eingemeißelt, welche berichten, daß Darius der Erbauer dieses Palastes war und daß ihn sein Sohn Xerxes restaurirt oder vollendet hat.

Am meisten ziehen aber den Besucher die Basreliefs an, welche dieses Bauwerk schmücken und, wie die Inschriften, im Innern der Thüröffnungen und auf den Seitenwänden der Treppen angebracht sind; denn diese Skulpturen sind nicht allein wegen ihres künstlerischen Werthes von Bedeutung, sondern auch, weil sie uns mancherlei Einzelheiten über die Tracht und Geräthschaften der Perser offenbaren, Details, welche durchaus mit demjenigen übereinstimmen, was uns die alten Autoren darüber berichten. Bis auf die Zeit des Kyros hatten die Perser jenes mit Pelz gefütterte Gewand getragen, in welchem noch jener König auf dem Basrelief von Mader-i-Soleiman (vergl. oben S. 261) dargestellt ist. Nach der Eroberung Mediens aber nahmen sie die weichlichere Tracht der Besiegten an und die Achämenidenkönige erschienen sogar in dem Weiberrocke, den dreifachen Hosen, doppelten Tuniken und dem Mantel der medischen Frauen. Die obere Tunika war weiß und reichte bis zu den Knien, die zweite mit Blumen gestickt und reichte bis zu den Füßen; im Winter trugen sie einen purpurnen, im Sommer einen mit Blumen gestickten Mantel; die Großen bedeckten ihr Haupt mit einer Tiara, ähnlich den Mützen aus gepreßter Wolle, wie sie die Bauern von Fars heute tragen, während das Volk den Kopf in eine unter dem Kinn geschlossene Kappe von weichem Filze hüllte, deren schädlichem Einflusse Herodot die Dünne und Zerbrechlichkeit der Perserschädel zuschreibt. Vielleicht stellt man sich diese Kappe am besten ähnlich vor, wie den Baschlik der Russen.

Jener von Herodot und Strabon berichtete Modewechsel wird durch einen Vergleich der Monumente von Mader-i-Soleiman und Tacht-i-Tschamschid vollkommen bestätigt;

die Tracht des Darius und seiner Nachfolger weicht durchaus von der des Kyros ab und gleicht ganz der eben beschriebenen medischen — ein Beweis mehr, daß die Ruinen von Persepolis jüngeren Datums sind als die von Madera-i-Soleiman, und daß wir es in dem mehrfach erwähnten Relief mit dem ersten Kyros zu thun haben und nicht mit Kyros dem Jüngeren, wie mitunter vermuthet worden ist.

Gehen wir auf einige der Reliefs näher ein. Eines derselben stellt eine Jagd des Königs dar. Hierbei und wahrscheinlich stets, wo er seine Glieder frei gebrauchen mußte, steckte er den Saum seines obern Gewandes in den Gürtel und warf den Mantel über die Schulter zurück. So ist er in Tacht-i-Dschamschid und auf seinen Goldstücken dargestellt. Ihm gegenüber erhebt sich auf den Hinterfüßen ein Löwe, um sich auf ihn zu stürzen — auf



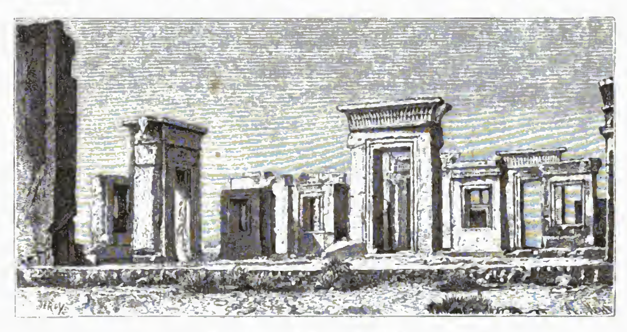
Thür des Dariuspalastes (Tacht-i-Dschamschid).

dem berühmten Relief der „Halle der hundert Säulen“ nordöstlich vom Palaste des Darius tritt an dessen Stelle das aus Bestandtheilen des Löwen, Stieres und Adlers zusammengesetzte Thier des Ahriman, des bösen Princips der Zoroastrischen Lehre — mit jener Ruhe, die den Orientalen eigentlich niemals verlassen darf, bohrt ihm der König einen Dolch mitten in die Brust.

Auf einem andern Bilde geht der Herrscher gravitätisch spazieren und stützt sich dabei auf einen Kommandostock, wie ihn die Großwürdenträger der schiitischen Geistlichkeit noch jetzt in der Hand halten. Hinter ihm wandeln zwei Hofbeamte mit Fächer und Sonnenschirm, wichtigen Dingen in einem Lande, wo die Sonne so heiß brennt, wie in Persien. In dieser Darstellung läßt Darius sein langes Gewand, welches auch die königlichen Leibwächter tragen, auf dem Boden schleppen, während die niederen Diener, die ihr Dienst auch ins Freie rufen kann, nur eine um die Mitte des Leibes zusammengeschnürte Tunika und Hosen

tragen, wie sie auf römischen Bildwerken die parthischen Krieger charakterisiren.

Während die Basreliefs auf den Thürbekleidungen Episoden aus dem Leben des Königs darstellen, haben die Bilder an der Treppe einen viel intimeren Charakter: Männer scheinen die Stufen zum Palaste hinaufzusteigen, welche kleine Ziegen, Schüsseln mit Früchten, Schläuche voll Wein oder Getreidesäcke tragen. Es sind das Leute,



Palast des Darius (Tacht-i-Dschamschid).

welche zum Neujahre ihrem Herrscher Geschenke bringen, ein persischer Brauch, der noch heutigen Tages nach fünfundzwanzig Jahrhunderten in Teheran geübt wird. Unter diesen Menschendarstellungen ist, um den Winkel, welchen die untersten Treppenstufen bilden, auszufüllen, eine der interessantesten Skulpturen von ganz Persepolis eingefügt: ein Stier, der von einem Löwen angefallen wird. Das Raubthier beißt seine Beute in die Hinterschenkel und zer-



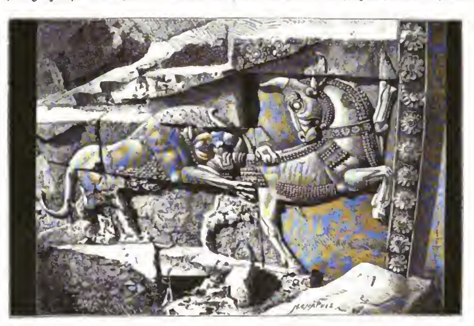
Treppe des Dariuspalastes.

bricht ihm gleichzeitig durch einen gewaltigen Schlag seiner Tatze das Rückgrat. Die Bewegungen sind lebhaft, Schulter und Tatze des Löwen vorzüglich gearbeitet, die Zeichnung klar und elegant; ganz ausgezeichnet ist die geschickte und vollendete Bearbeitung des sehr harten Porphyrs. Die Vorzüge dieses Basreliefs sind um so leichter zu schätzen, als dasselbe bis vor wenigen Jahren mit Erde bedeckt und deshalb nicht solchen barbarischen Zerstörungen ausgesetzt

war, wie die meisten anderen Skulpturen von Persepolis.

Südöstlich vom Darius-Palaste, aber mit der Front nach Norden, der Eingangshalle des Xerxes zugekehrt, liegt ein zweiter Palast, der den König Xerxes zum Erbauer hat, in Trümmern; sein Grundriß ist jedoch noch deutlich erkennbar und derselbe gleicht im Wesentlichen dem des Darius-Palastes. Geht man dann längs des Abfalles des Rahmed-Gebirges wieder nach Norden zurück, so trifft man 500 m vom Südrande der Terrasse auf das großartigste und ausgedehnteste Gebäude der ganzen Anlage, die sogenannte „Halle der hundert Säulen“, welche mit ihrem riesigen Dache fast 5000 qm Bodens beschattete. Thüren und Fenster der vier Façaden stehen hier noch aufrecht; sonst aber hat sich nichts weiter über dem Erdboden erhalten, als die Basen der Säulen. Manche im Innern der Thüren angebrachten Basreliefs stellen ähnliche Vorgänge dar, wie die im Palaste des Darius, andere haben ihren ganz besondern Charakter. Eines der letzteren bezieht sich offenbar auf die Bezahlung der Steuern. Oben sieht man den König auf einem stuhlartigen Throne sitzen, das Haupt von einem Baldachin beschirmt, die Füße auf einem viereckigen Schemel; ein Fächerträger weht ihm Kühlung zu, Leibwachen umgeben ihn von allen Seiten. Ein Beamter, durch den an seinem Gürtel hängenden Säbel als solcher bezeichnet, trägt einen schweren Sack herbei, der wahrscheinlich den gemünzten Tribut einer Satrapie enthält. Darunter sind Leibwächter des Königs, die gefürchteten „Unsterblichen“, dargestellt, kenntlich an ihrem langen Gewande und ihrem Kopfputze; ihre Bewaffnung besteht theils aus Lanzen, theils aus Bogen und Pfeilen.

Diese Basreliefs von Persepolis sind denen von Mader-i-Soleiman entschieden überlegen, wie sich schon aus einer Vergleichung des Faltenwurfes ergiebt, der von den Künstlern aus der Zeit des Darius und seiner Nachfolger mit großem Verständnisse wiedergegeben wird. Ihre Arbeiten harmoniren trotz mancher Mängel vortrefflich mit den Bauwerken, die sie zu schmücken bestimmt waren. Die



Löwe, einen Stier angreifend (Tacht-i-Dschamschid).

Zeichnung ist richtig, die Modellirung ohne jene Uebertreibung, welche für die Skulpturen Chaldäas und Ninives charakteristisch ist, die Arbeit vollendet. Vor allem aber ist anzuerkennen, daß die Perser die wahren Bedingungen des Basreliefs verstanden, auf die perspektivische Darstellung der Landschaften verzichtet und sämmtliche Personen einer und derselben Handlung in dieselbe Fläche verlegt haben. Leider aber hat die persepolitanische Architektur, welche die Achämeniden ihrem Volke brachten, das dafür wenig geeignet war, den letzten dieses Fürstengeschlechtes nicht überlebt. Es konnte nicht anders kommen in einem Lande, wo kein Bauholz wächst und Erde und Lehm die einzigen praktischen Baumaterialien sind. Deshalb wurden die Paläste von Tacht-i-Dschamschid nach dem Sturze des Darius Codomannus niemals nachgeahmt und deshalb bauten die parthischen und sassanidischen Könige wieder mit Backsteinen und bedeckten ihre Bauwerke mit hohen Kuppeln, wie sie für die nationale Architektur Irans charakteristisch sind.

Bekannt ist das Ende, welches die Königsburg von Persepolis — mag man dieselbe nun mit Dr. Stolze bei Nakschi-i-Rustam oder mit den früheren Erklärern in Tacht-i-Dschamschid suchen — durch die Zerstörungswuth des trunkenen Alexander fand. Die Stadt dagegen dauerte noch Jahrhunderte hindurch; nach dem Tode des makedonischen Eroberers wurde dort den Manen Philipp's und Alexander's geopfert; dort wohnte Ardeschan Babegir, als er sich gegen die Parther empörte; von dort versetzte Schapur II. 6000 Einwohner nach dem von ihm zerstörten Nisibin, und noch 632 war Istachr, wie der Ort nun hieß, Residenz des letzten Sassanidenkönigs. Aber bald darauf wurde er von Omar, dem zweiten Khalifen, zerstört, die meisten Einwohner nach Schiraz verpflanzt und die Stätte bald ganz verlassen. Erst in unserm Jahrhundert, vor wenigen Jahren nur, traf die Ruinenstätte ein neuer Zerstörungsversuch: es hatten sich daselbst Räuberbanden festgesetzt und um diese gründlich zu vertreiben, gab ein Hakem von Schiraz Befehl, alles, was noch von Trümmern erhalten war, dem Erdboden gleich zu machen. Aber die riesigen Steinblöcke der Achämenidenpaläste, welche 22 Jahrhunderte

hindurch den zerstörenden Naturkräften getrotzt hatten, machten den Arbeitern des Hakem lange zu schaffen, und inzwischen gelangte die Nachricht von dieser Barbarei nach Teheran, von wo aus derselben sofort Einhalt gethan wurde. Seitdem hat man die Ruinen respektirt und nur zweimal sind geringfügige Nachgrabungen unternommen worden. Solche würden sicherlich zu hochinteressanten Entdeckungen führen; aber bis jetzt hat sich selten ein Reisender dort länger aufgehalten. Die Malaria, die Hitze, die Muskitos und die schlechte Unterkunft im nahen Tschaparchane treiben die wenigen Besucher stets rasch wieder fort.

Als das Dieulafoy'sche Ehepaar am letzten Abend seines Aufenthaltes nach Kenara zurückkehrte, fand es vor dem Dorfe ein Zelt von Gebern, die auf der Pilgerfahrt nach Nakschi-Rustam begriffen waren. Gebern oder, wie



Gebernfamilie.

sie in Indien heißen, Parsis, welche auch fälschlich „Feueranbeter“ genannt werden, sind die letzten Anhänger der altpersischen Religion, schöne kräftige Leute und echte Repräsentanten der altarischen Bevölkerung des Landes; denn während die übrigen Perser mit arabischen, türkischen, mongolischen, afghanischen Elementen stark versetzt sind, haben sich die Parsen, die der Ehe mit Andersgläubigen durchaus abgeneigt sind, stets rein und unvermischt erhalten. Das Familienhaupt fand Dieulafoy gekleidet, wie die Perser der armen Klasse, nur daß sein Rock sehr sauber war. Derselbe war von gutem Tuche und offenbar ganz neu, dennoch aber auf der Schulter mit einem Stücke andersfarbigen Stoffes geflickt; durch dieses erniedrigende Abzeichen müssen sie sich von den Mohammedanern unterscheiden; ebenso dürfen sie in den Städten nicht reiten und ihren Kultus nicht unter freiem Himmel ausüben; doch ist es ihnen gestattet, ihre Todten von Raubvögeln verzehren zu lassen. Die noch junge hochgewachsene Frau trug ein

Kostüm ähnlich wie Schapur auf dem Relief von Naksch-i-Rustam; es fanden sich darin die drei Hosen, die Tunika mit Aermeln, wie sie die Meder des Mittelstandes trugen, und die Mitra mit dem leichten Turban wieder, welchen die Bewohner Irans seit den ältesten Zeiten um den Kopf wickeln. Die Zahl der Gebern betrug Ende 1879 fast 8200 Köpfe, wovon 6483 auf Jezd und Umgebung, circa 1500 auf Kirman, die übrigen auf Schiraz, Buschehr, Kaschan und Teheran entfallen. Es sind fleißige, intelligente, sittenreine Leute, die sich vor ihren Landsleuten vortheilhaft durch Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit auszeichnen und darum einen ansehnlichen Theil des Handels in den südlichen Provinzen in Händen haben ....

Am 8. Oktober trafen die Reisenden in Schiraz ein.

Eine Fahrt auf dem Flusse Amgun[1]).

An den Flüssen Amgun und Bureja, welche von links her in den Amur fallen, wurden vor kurzem einige Goldwäschereien eröffnet. Im Sommer des Jahres 1883 erhielt Herr Dolgolewitsch, der Verfasser der nachfolgenden Skizze, den Auftrag, die Tiefe und Breite der Flüsse zu untersuchen, in Rücksicht auf die Möglichkeit einer Dampfschiffahrt. Die Ergebnisse dieser Reise geben wir stark verkürzt hier wieder.

Im Juni 1883 erreichte Herr Dolgolewitsch mittels eines Dampfschiffes der Amurkompagnie das Dorf Tyr, welches am rechten Amurufer, 90 Werst von Nikolajewsk liegt. Dasselbe wird zur Hälfte von Russen, zur Hälfte von getauften Giljäken und Golden bewohnt. Hier am steil abfallenden Felsufer ist eine Missionskirche erbaut, in welcher Gottesdienst in der Sprache der Golden gehalten wird. Es befindet sich dort auch eine Elementarschule zum Unterricht der Golden- und Giljäkenkinder, die als sehr gelehrig und fleißig geschildert werden. Vom Dampfschiffe aus, bei der Thalfahrt, erscheint die Lage Tyrs entzückend. Der Amur hat hier eine sehr beträchtliche Breite, 300 Saschen (über 600 m) und eine sehr starke Strömung. Die Kirche steht auf einem 40 Saschen (circa 8,4 m) hohen Abhang und daneben erheben sich zwei steinerne mit mandschurischen Inschriften bedeckte Säulen. Die Schriftzüge besagen, daß die Säulen Grenzsteine sind und daß einst ein bedeutender Mandschubeamter hier anwesend war.

In einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Werst unterhalb Tyr ergießt sich von links her in den Amur der Fluß Amgun, in welchen Herr Dolgolewitsch auf dem Dampfer „Zobel" einfuhr. Die Gegend ist ein prächtiges 10 Werst weites Thal, bedeckt mit hohem Grase, durchzogen von zahlreichen kleinen Strömen und Seen, welche unter einander kommuniciren, belebt von unzähligen wilden Gänsen und Enten. An der Mündung ist die Stromgeschwindigkeit des Amgun etwas größer als weiter hinauf, das Fahrwasser hat hier nur eine Tiefe von 7 bis 8 Fuß (2,1 bis 2,4 m). Weiter stromaufwärts macht der Fluß einen Bogen nach Westen, während das Fahrwasser bis auf 10 Fuß (3 m) sich vertieft.

Weiter aufwärts (ca. 20 Werst oder Kilom.) liegt am Amgun ein kleines Dorf Keurty von nur 5 bis 6 Jurten. Die hier wohnenden Giljäken sind alle getauft und beschäftigen sich ausschließlich mit Fischfang und mit der Jagd auf wilde Gänse und Enten. Uebrigens ist der Ertrag der Jagd nicht immer ausreichend, sie und die zahlreichen Hunde, deren sie benöthigen, zu ernähren. Die Jagd betreiben sie ohne Waffen, nur mittels ihrer Hunde. Frühmorgens, am besten unmittelbar nach einem Regen, begeben sich die Jäger mit einem oder zwei Hunden an einen See; ehe noch der Vogel Zeit hat, aus dem dichten und hohen Ufergrase aufzufliegen, hat ihn der Hund schon gefaßt und überbringt ihn dem Jäger. Die Giljäken sind klein von Wuchs, schwach, schmutzig und gegen alles, was sie umgiebt, gleichgültig; sie leben unbekümmert um ihre Zukunft wie die Vögel unter dem Himmel. Giebt es nichts mehr zu essen, so geht der Giljäke und fängt sich einige Fische, um sich daran satt zu essen; den Rest bekommen die Hunde; so treibt er es Tag für Tag. Der Giljäke liegt Sommers im Zelte und Winters in der Jurte ruhig einen ganzen Tag lang, bis schließlich der Hunger sowie das heftige Bellen der hungrigen Hunde ihn bestimmen sich zu erheben; dann geht er auf eine bis zwei Stunden zum Flusse und kehrt mit großer Beute an Fischen heim. Der Reichthum an Fischen ist hier im Amgun wie in anderen sibirischen Flüssen kolossal; in gehöriger Weise betrieben, könnte die Fischerei außerordentlich lohnend werden.

45 Werst von der Mündung ergießt sich rechterseits das Flüßchen Juschlaty in den Amgun; hier liegt das Winterquartier des Goldwäschers T. Der Amgun macht viele Windungen und bildet 60 Werst von der Mündung eine große Insel, auf welcher Korkeichen, Linden, Silberpappeln und der wilde Weinstock gedeihen. 75 und 80 Werst von der Mündung haben die Goldwäscher besondere Niederlagen errichtet. Hier wurden zahlreiche Giljäken angetroffen, welche lebende Gänse, Enten und mannigfaltige Fische um sehr billige Preise anboten. Für einen halben Theeziegel gaben sie zwei Gänse, für ein kleines Gläschen Branntwein und ein Pfund Zucker einen großen Stör von 48 Pfund (circa 20 kg). Der Branntwein ist dem Giljäken alles, für Branntwein thut er alles und duldet alles; das wissen die Händler vortrefflich auszunutzen; der Giljäke arbeitet für sie im Schweiße seines Angesichts nicht um Brot, sondern um Branntwein.

Im Dorfe Gaga, 180 Werst von der Mündung, leben getaufte Giljäken, die sogar eine kleine Kapelle haben. Gegenüber auf dem rechtsseitigen Ufer des Amgun wohnen in drei Jurten Negidalen, welche in ihrem Aussehen den Giljäken vollkommen gleichen, aber eine fremde, jenen unverständliche Sprache reden. Nach den Mittheilungen des Missionars Protodiakonow, welcher jene Gegend und ihre Bewohner gut kennt, sind die Negidalen nur in geringer Anzahl vorhanden, leben in Gruppen von drei oder vier Jurten an den Seen und Nebenflüssen des Amgun und beschäftigen sich mit Jagd und Fischerei, sind einfacher und umgänglicher, aber viel ärmer als die Giljäken und werden durch die zureisenden jakutischen Händler, welche Fuchs- und Zobelfelle einkaufen, entsetzlich übervortheilt.

Während anfangs die Flußufer niedrig sind, werden sie weiter stromaufwärts höher; 205 Werst von der Mündung erhebt sich fast unmittelbar am Ufer ein unbewaldeter Hügel, welchen die Anwohner Daban-Chadany, d. h. Schlangen-

[1]) Nach dem Russischen: „Sibir" 1884, Nr. 21.



Giljäken vom Amur. (Aus „Roskoschny, Das asiatische Rußland“. Leipzig, Greßner und Schramm.)

berg, nennen. Im Innern desselben befindet sich eine viereckige Höhle von etwa 5 Arshin (circa 3,5 m) Höhe mit glatten Wänden, welche der Reisende besuchte. Er fand darin zahlreiche Thier- und Menschenknochen liegen, darunter auch zwei wohlerhaltene Menschenschädel. Der jakutische Führer erzählte, daß bis vor fünf oder sechs Jahren in der Höhle eine große 3 Sashen (2,1 m) lange und baumdicke Schlange mit gelbem Kopfe gehaust habe; Abends hätte sie einen Laut von sich gegeben, als ob man mit einem Stock an einen Baum schlage. Sie habe Menschen und Thiere geraubt und in ihrer Höhle verzehrt. Die Giljäken hatten nicht gewagt, das Ungeheuer zu tödten. Vor etwa fünf Jahren sei die Schlange verschwunden und nun kämen die Giljäken wieder hierher zur Jagd.

Am linken Ufer des Amgun (250 Werst) liegt das große Giljäkendorf Gaksanga, in welchem die Hälfte der Bewohner noch Heiden sind. In besonderen Käfigen wurden drei junge Bären gehalten, um am großen Feiertage der Giljäken geopfert zu werden.

10 Werst weiterhin mündet von rechts der Fluß Oldshikin, welcher aus dem See Guktschagor (Teufelssee) entspringt. An letzterem wohnen die Guktschagoren, welche in Lebensweise und Gebräuchen den Giljäken gleichen, aber eine denselben unverständliche Sprache reden. Von dem See wurde dem Reisenden eine Legende erzählt. Die Anwohner beschäftigten sich wie gewöhnlich auf dem See mit Fischfang; plötzlich am hellen Tage taucht ein schwarzer Teufel aus dem Wasser und verschlingt einen Mann mit seinem Birkenboote. Es geschah das vor aller Augen und flößte den Fischern ein solches Grausen ein, daß sie von jener Zeit an das Fischen im See aufgaben und an die nächsten Seen übersiedelten; seit jener Zeit führt der See den Namen Teufelssee. Es wird behauptet, daß der Guktschagor überaus reich an Fischen sei, und daß man nicht selten Welse und Hechte bis zu 40 Pud (640 kg) Gewicht antreffe; es ist nicht unglaublich, daß ein so großer Wels einen Menschen verschlingen könnte.

270 Werst von der Mündung liegt etwa $^1/_2$ Werst vom Ufer ein Hügel, aus welchem bisher die Giljäken Schleifsteine holten, um sie an den Amur zu bringen und bei den Mandschu gegen Hirse und andere Sachen einzutauschen. Seit zwei Jahren ist jedoch der Hügel unzugänglich, weil sich eine große Menge kleiner Schlangen in der ausgearbeiteten Grube gezeigt hat.

Auf der 315. Werst liegt am linken Ufer Blis-Kerbinski, ein Depot der Brüder B., das Ziel der Fahrt. Von Kerbinski an ist der Amgun noch 100 Werst aufwärts schiffbar; die Entfernung bis zum Ursprung beträgt nach Aussage der Giljäken ebenso viel wie bis zum Amur; das heißt die Länge des Amgun ist etwa 600 Werst, wovon 400 Werst schiffbar und völlig ungefährlich sind, wie die bereits gegenwärtig auf dem Flusse betriebene Dampfschiffahrt beweist.

In der Nähe der Niederlassung wurde von den Giljäken gefischt und Jukal bereitet; so heißt der zum Wintervorrath aufgespeicherte getrocknete Fisch. Die Fische, denen man die Eingeweide herausgenommen, werden einfach auf Stangen getrocknet, bis sie vollständig hart werden. Ist der Sommer trocken, so trocknen auch die Fische sehr schnell und es verdirbt wenig; während eines regnerischen Sommers aber fängt der Fisch an zu faulen und muß dann in das Wasser zurückgeworfen werden. Zu dieser Zeit ist der Aufenthalt in den Giljäkendörfern unerträglich — so stark ist der Fischgeruch.

Mit dem Besuche der Giljäkendörfer endigte die Forschungsreise.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

II.

Der Eskimo Okkeituk (d. h. der mit dem Wolfsrachen), den die deutsche Expedition für ihren Dienst engagirt hatte, siedelte sich bald nach dem Fortgange seiner Landsleute etwa 200 Schritte südlich von der Station an. Als Arbeitslohn erhielt er wöchentlich 5 Pfund Schiffszwieback, ein kleines Quantum Thee, einen Becher Syrup und etwas Tabak. Beim Fortgange der Expedition überließ man ihm noch ein Mausergewehr mit den nöthigen Patronen. Er bewohnte mit seiner jungen Frau und einem $1^1/_2$ jährigen Kinde ein Zelt aus Seehundsfellen. Zwei am Boden stehende Thranlampen erwärmten die enge Behausung und gaben das nöthige Licht. Im Hintergrunde auf Renthierfellen, die den kalten Boden bedeckten, lagerte die Familie.

Eine Seekiste an der linken Seite des vorderen Zeltes diente den Besuchern als bequemer Sitzplatz. Zum Schutz des Zelteinganges gegen den Wind errichtete Okkeituk am 25. November eine Vorhalle aus harten Schneeplatten. Den Schnee hatte er am Tage zuvor mit den Füßen festgestampft. Der Bau repräsentirte sich als ein Kuppelgewölbe. Die einzelnen Platten, Paralleltrapeze, deren Seiten 30 bis 50 cm lang und etwa 6 bis 8 cm dick waren, wurden hochkant aufgestellt und bildeten vom Boden bis zum Schlußsteine des Gewölbes eine Schneckenlinie, die nur durch den niedrigen Ein- und Ausgang unterbrochen wurde. Nachts diente diese Vorhalle als Aufenthaltsort der Hunde. Ein heftiger Schneesturm zerstörte am 9. December dieses erste Bauwerk, doch konnte sofort ein neues errichtet werden und zwar aus besserem Material.

Der Sturm hatte durch einiges Zusammenpressen der außerordentlich feinen Krystalle, die sich dann durch den Proceß der Regelation noch fester verbinden, an den meisten Stellen eine dichte und harte Schneedecke gebildet.

Aus dieser Masse wurde das eine Haus gebaut. Wir benutzten unsererseits den harten Schnee zu Schutzmauern für die Observatorien, um eine gleichmäßige Temperatur im Innern zu erhalten. Um ferner die Kommunikation zwischen dem Wohnhause und dem Variations-Observatorium auch bei starkem Unwetter aufrecht erhalten zu können, verband man beide Gebäude mit einander durch einen Gang aus dicken Schneequadern. Die horizontale Abdachung des Ganzen bestand aus Platten von gleichem Material, die

mittels einer Fuchsschwanzsäge aus der Schneefläche herausgeschnitten wurden. Am Nachmittage des 5. Decembers wurde der Arzt der Expedition zu der erkrankten Frau des Eskimo gebeten. Der Ingenieur und ich begleiteten ihn. Durch das Knirschen des Schnees von unserer Annäherung benachrichtigt, trat Okkeituk aus dem Zelte, begrüßte jeden mit kräftigem Händeschütteln und lud uns ein, näher zu treten. Ein großer Schlitten, der aufrecht im Schnee stak, und viele fremde Hunde belehrten uns, daß Besuch von Okkeituk's Landsleuten angekommen sei. Wir krochen auf allen Vieren einer nach dem andern in die Schneevorhalle und von dort in das Zelt, wo wir auf der bereits erwähnten Seekiste Platz nahmen. Außer Okkeituk, seiner Frau, die an starkem Bindehautkatarrh litt, und ihrem Kinde kauerten im Hintergrunde noch drei fremde Eskimos, darunter Okkeituk's Schwiegervater. Diese waren am Morgen von Ananatuk gekommen, einer kleinen Insel im nördlichen Theile des Cumberland-Sundes, unweit vom Ausgange des Kingawafjordes.

Wir schenkten ihnen Tabak und bald qualmten sämmtliche Anwesende mit alleiniger Ausnahme des Säuglings aus den bekannten holländischen Thonpfeifen. Zum Ablassen des Rauches wurde ab und an der Eingang des Zeltes aufgesperrt, was auch in Anbetracht der Treibhauswärme, die im Innern herrschte, sehr wohlthuend war. Das Gespräch drehte sich zunächst um die Seehunds- und Renthierjagd. Wir erfuhren, daß ein Theil der Bewohner von Ananatuk wöchentlich mehrmals mit Okkeituk am Ausgange des Fjordes zur Seehundsjagd zusammentrifft. Dort an einer schmalen Stelle, wahrscheinlich in der Passage, in welcher die „Germania“ am 20. August lag, hindert die heftige Fluth- und Ebbeströmung das Gefrieren des Wassers. Diese Oeffnung dient einer großen Zahl von Seehunden als Zufluchtsstätte für den Winter.

Von der Renthierjagd hörten wir wenig Erfreuliches. Im Winter wandern die Thiere nach Süden und kehren erst spät im Frühjahr zurück. In der nächsten Umgebung der Station sollen sie sehr selten vorkommen, zahlreich dagegen im nordöstlichen Theile des Fjordes, wo ein fischreicher Fluß mündet, der aus einem weiten ebenen Lande kommt.

Der Aufforderung, zu singen, kam der älteste von den Eingeborenen, Abbok mit Namen, nach und trug einen monotonen Gesang vor, dessen Bedeutung wir nicht verstanden. Später spielte er einige leichte Melodien auf einer Blechflöte, wie man sie bei uns auf den Jahrmärkten kauft. Das Instrument wird er von irgend einem Matrosen eingetauscht haben. Abbok ist unter den Eingeborenen der Weitgereiste. Er hat als Matrose eine Fahrt nach New York gemacht und kennt Eisenbahnen und Dampfschiffe aus eigener Anschauung. Der Begriff des Geldes ist ihm ebenfalls nicht fremd. Nachdem wir etwa anderthalb Stunden in angenehmer Unterhaltung bei den guten Leuten zugebracht hatten, verabschiedeten wir uns mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Am folgenden Morgen fuhren die drei fremden Eskimos nach Ananatuk zurück. Sie saßen zu dreien auf einem Schlitten, der von 12 Hunden gezogen wurde. Decken, Schlafsäcke, Gewehre ꝛc. wurden mit Seehundsriemen am Schlitten befestigt. Zur Reise nach Ananatuk brauchten sie im December mindestens zwei Tage, da sie wegen der Dunkelheit nur wenige Stunden des Tages zur Fahrt benutzen konnten. Des Nachts ist das Reisen gefährlich. Hindernisse, wie tiefe Spalten im Eise oder aufliegende Schollen lassen sich auf der weiten Schneefläche schon im Dämmerlicht nur in großer Nähe erkennen.

Im November hatten die meteorologischen Beobachtungen eine Erweiterung erfahren. In Erkenntniß des Umstandes, daß in dem Thale der Station die Ost- und Westwinde durch die umliegenden Berge aus ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt werden mußten, war von vornherein die Errichtung einer meteorologischen Nebenstation auf einer benachbarten Felsenspitze in Aussicht genommen. Dort wurde ein Mastbaum errichtet, dessen Spitze ein Wimpel zierte. Mit Hilfe eines Fernrohrs konnte die Windrichtung von der Station erkannt werden. Am untern Theile des Mastbaumes wurden zwei Kästen mit Barometer, Thermometer und Hygrometer befestigt, außerdem lag in der Nähe ein Thermometer zur Bestimmung der Schneetemperatur. Diese letzteren Instrumente wurden täglich einmal um 10 Uhr abgelesen. Der Weg zu der Bergstation war im Winter nach starkem Schneefall sehr beschwerlich. Die Felswand, auf deren höchster Erhebung 220 m über dem Fjord der Wimpel sich erhob, zog sich parallel dem Flusse an der rechten Seite das Thal hinauf. Nur an zwei Stellen war die im übrigen schroff abfallende Granitwand durch Felsstürze unterbrochen und hier konnte man zwischen mächtigen Felstrümmern sich durcharbeitend auf das Plateau gelangen. Der südliche Aufstieg wurde als der weniger steile am meisten benutzt. Er bildete zugleich den Abfluß eines Wasserbeckens, das sich oben in einer Thalsenkung gebildet hatte. Solche hochgelegene kleine Seen waren charakteristisch für das Bergland unserer Umgebung. Sie sammeln im Sommer das Schmelzwasser der höheren Bergspitzen und geben ihren Ueberfluß durch kleine Bäche an das Thal ab. Ohne Zweifel sind diese Abflüsse auch die wesentliche Ursache der erwähnten Felsstürze. Vor ihrer Entstehung mußte das Wasser mühsam einen Weg durch die Spalten und Schichtungsflächen des Gesteins suchen. Aus den Fugen heraustretend fiel es dann an der steilen Wand hinab. Die Zersetzung des Gesteins in Verbindung mit der Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren erweiterte allmählich die Fugen, lockerte die Felsen und brachte sie endlich zu Falle.

Ein interessantes Beispiel der so beginnenden Zerstörung zeigte dieselbe Felswand eine halbe Stunde thalaufwärts von der Station. Von unten gesehen erschien auf dem Scheitel der an dieser Stelle schon zurückgetretenen Wand ein kräftiger Wasserstrom, verschwand dann auf eine kurze Strecke in den Felsen, um unterhalb aus einer Schichtungsfläche wieder herauszutreten. Die Felspartie, hinter welcher er verschwand, war bereits einen halben Meter aus der Wandfläche hervorgeschoben und neigte dem Einsturze zu. Der obere Theil des Felsens war bereits zu Bruch gegangen, was ein großer Schuttkegel bewies, in dem das herabfallende Wasser plätschernd verschwand. Aus dem Schuttkegel am Fuße der Wand, in welchen der Wasserfall hinabstürzte, konnte man schließen, daß ein höherer Theil des Felsens schon zu Bruch gegangen sei.

Am 30. November hatte uns die Sonne verlassen. Wenngleich sie auch noch oberhalb des Horizontes blieb, so trat sie doch nicht mehr über die niedrigen Berge hervor, welche am gegenüberliegenden Ufer des Fjordes den südlichen Horizont begrenzten. Die Tage bestanden Mitte December nur aus Morgen- und Abenddämmerung, die unmittelbar aneinander anschlossen. Zum Arbeiten im Zimmer bedurfte man auch Mittags des Lichtes, woran aber auch die von fingerdickem Eise überzogenen Fenster mit Schuld waren. Die Instrumente der Bergstation konnten um 10 Uhr stets ohne künstliche Beleuchtung abgelesen werden.

Am 22. December kamen wieder Eskimos aus Ana-

natuk. Sie wollten Tabak gegen Seehunds- und Renthierfelle eintauschen. In der Frühe des folgenden Tages fuhren sie zurück. Das Weihnachtsfest brachte für die meisten Mitglieder der Expedition eine freudige Ueberraschung. Auf Veranlassung des Präsidenten der Polarkommission waren die Geschenke von den Angehörigen der Expeditionsmitglieder ohne Vorwissen der letzteren der Expedition mitgegeben. Als daher die große Weihnachtskiste geöffnet wurde und sich für einen Jeden allerhand nützliche und angenehme Geschenke darin fanden, war die Freude allgemein. Am ersten Festtage wurde ein Renthierbraten aufgetischt, den Tags zuvor ein Eskimo gebracht hatte. Er hatte eine zweitägige Reise darum gemacht und in diesen zwei Tagen nichts gegessen, weil er unterwegs keinen Seehund erlegt hatte und das Renthierfleisch nicht angreifen wollte.

Um die Weihnachtszeit erkrankte Okkeituk's Tochter am Brechdurchfall. Das Kind war etwa 1½ Jahre alt und mußte von der Brust entwöhnt werden, zumal die Mutter schwach und leidend war. Auf Verordnung des Arztes erhielt sie kondensirte Milch aus unserm Vorrathe und filtrirtes Schmelzwasser. Mit Benutzung eines Gummifingers gelang es sogar, eine Saugflasche für das Kind herzustellen. Leider waren diese Bemühungen vergeblich. Die Kräfte des Kindes nahmen langsam ab. Am 5. Januar starb es. Die Leiche wurde in eine Kiste gelegt und diese auf dem Schlitten vom Vater und zwei anderen Eskimos über den Fjord nach einem Vorgebirge gefahren, wo sie in halber Höhe des Berges in den Schnee eingegraben wurde. In den letzten Tagen der Krankheit waren viele fremde Eskimos zum Besuch gekommen, am 29. December sogar zwei Eingeborene aus Kikkertak, die drei Tage zur Reise gebraucht hatten. Vermuthlich waren unter diesen Leuten Angekoks oder Zauberer, welche die Krankheit beschwören wollten. Man hörte des Nachts im Zelte häufig singen. Ihr übriges Treiben hielten sie so geheim, daß man nicht dahinter kommen konnte. Am Tage vor dem Tode des Kindes baute Okkeituk's Schwiegervater unter beständigem Weinen ein großes Schneehaus, zehn Schritte vom Zelte entfernt. In dieses Haus zog die Familie sofort nach der Beerdigung des Kindes. Das alte Zelt mitsammt seinem Inhalte mußten die Bewohner, ihrer Stammessitte folgend, verlassen.

Bis zum letzten Augenblicke bemühte sich der Arzt, den Eltern die Hoffnung auf Genesung ihrer Tochter aufrecht zu erhalten, weil zu befürchten war, daß sie anderenfalls, um das Zelt mit den Sachen zu retten, das Kind aussetzen würden, wie es die Eskimos nach Erzählungen von Reisenden (Klutschak: „Als Eskimo unter den Eskimos"), die uns auch von den Walfischfängern bestätigt waren, zu thun pflegen. Doch glaube ich, daß in diesem Falle die Befürchtung unbegründet war, denn einestheils zeigte Okkeituk, indem er einen Theil seiner Decken rechtzeitig aus dem Zelte schaffte, daß er die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Krankheit doch schon aufgegeben habe, und anderntheils hielt es auch schwer, angesichts der aufrichtigen Theilnahme und Sorge der Eltern für das Leben des Kindes an die Möglichkeit eines so grausamen Verfahrens zu glauben. Um sich und seiner Frau neue Kleidung und Geräthe zu verschaffen, ging Okkeituk am 7. Januar mit seinen Landsleuten nach Ananatuk.

Das neue Jahr begann mit starker Kälte. Am 8. Januar fiel das Thermometer gegen 5 Uhr Morgens auf — 40,7° C., während es sich bis dahin immer zwischen 30° und 40° gehalten hatte; das Monatsmittel war — 30,8° C. Bei ruhiger Luft — im Januar herrschte 20 Tage lang absolute Windstille — war die niedrige Temperatur ohne Beschwerde zu ertragen. Nur wer andauernd und ohne Bewegung im Freien zu beobachten hatte, bediente sich der Pelze. Im übrigen genügte starke Wollkleidung, besonders wenn sie im Zimmer vorher gut durchwärmt war. Einige Aufmerksamkeit mußte man allerdings auf Nase und Ohren verwenden. Die Berührung von Metallen mit bloßen Händen rief sofort Frostblasen hervor.

Die Sonne war am 14. Januar wieder erschienen und stieg mit jedem Tage höher. Meist war sie umgeben von einem weiten glänzenden Ringe, in dem sich zwar die Farben des Spektrums erkennen ließen, doch niemals so ausgeprägt, wie am Regenbogen. Vier Nebenringe schlossen sich oben und unten, wie rechts und links von außen tangirend an die Peripherie des ersten Ringes. Sie zeigten sich immer unvollständig ausgebildet, meistens als hörnerartige Ansätze des primären Ringes oder auch nur als eine Verstärkung der Lichtintensität an den vier Stellen, wo sie sich mit dem primären Ringe decken. Diese Stellen werden bisweilen als Nebensonnen bezeichnet, obgleich sie weder den Charakter als solche, noch kreisförmige oder überhaupt scharfe Konturen haben.

Zu den interessantesten Erscheinungen am polaren Himmel gehören unstreitig die Dämmerungserscheinungen, auf welche Prof. Bezold in München neuerdings wieder die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Dieselben lassen sich in der arktischen Zone vorzüglich studiren. Leider war die Wahl des Beobachtungsortes für alle Erscheinungen am Firmament (Bewölkung, Wolkenform, Nordlicht, Farbenphänomen, Refraktionserscheinungen in der Atmosphäre) eine sehr ungünstige, da der Gesichtskreis nach keiner Seite hin frei, nach Osten und Westen sogar durch ganz nahe etwa 200 m hohe Hügel außerordentlich eingeengt war. Die einschlägigen Beobachtungen konnten deshalb nur bei gelegentlichem Besteigen der oben erwähnten Hügel oder noch höherer benachbarter Bergspitzen angestellt werden. Das „helle und dunkle Segment", wie Bezold sich ausdrückt, war jedesmal bei unbedecktem Himmel in der Dämmerungszeit deutlich zu erkennen. Das helle Segment leuchtete in der, dem Horizont benachbarten Partie in gelblichem Lichte, das dunkle glich einem in der Complementärfarbe — grauviolett — gefärbten Schatten. War der Farbenton des hellen Segments mehr ins Grünliche — ein Hervortreten der grünlichblauen Firmamentsfarbe, die bekanntlich den größten Theil des Jahres über die Himmelsfarbe in unseren gemäßigten Klimaten ist — spielend, so ging derjenige des dunklen Segments ins Dunkelkarminrothe (Mischfarbe von Violett und Spektralroth) über. Zeigten einige Cumulus- oder Cirruswolken im hellen Segment die Färbung des Abend- oder Morgenrothes, so waren die entsprechenden Wolken im dunkeln Segment weiß, silberglänzend auf dem dunkelvioletten Schatten. Auch dieses Farbenverhältniß ist dem von Complementärfarben entsprechend, da die Bestandtheile der ersten Mischfarbe (Orange und Violett) zu Complementärfarben solche Spektralabschnitte in Blau und Gelb haben, welche ihrerseits Weiß geben. Herr Dr. Schliephake, der diese Erscheinungen eingehend und auf seinen späteren Seereisen weiter studirte, wobei er den Vortheil eines uneingeengten Horizontes hatte, theilte mir mit, daß er sie nie wieder so deutlich als am Polarhimmel sah. Auch auf unserer Hinreise, während welcher wir im August bei klarem Wetter häufig Gelegenheit hatten die Dämmerung zu beobachten, habe ich niemals so intensive Farbenerscheinungen bemerkt, als in den Wintermonaten.

Das schöne Wetter des Januar wurde benutzt, um auf

dem Eise des Fjords eine Kabelschleife für Erdstrombeobachtungen zu legen. Die Enden des Kabels führten in das Wohnzimmer der Station und endigten in einem Galvanometer, nach dessen Ausschlägen die Stärke der, durch die Aenderungen der Vertikalintensität des Erdmagnetismus im Kabel inducirten elektrischen Ströme bestimmt wurde. Das Kabel zerriß in Folge der Bewegungen des Eises häufig und mußte Mitte April außer Gebrauch gesetzt werden. Die anstrengenden Arbeiten auf der blendenden Eisfläche verursachten bei mehreren Mitgliedern der Expedition vorübergehende Schneeblindheit. Später wurden Schneebrillen mit feinem Drahtgeflecht oder gefärbten Gläsern in Gebrauch genommen. Die letzteren sind aber mißlich, weil sie zu häufig beschlagen. Die Eskimos haben hölzerne Schneebrillen, bei denen sie durch schmale horizontale Schlitze sehen. Ein weit vorstehender Schirm beschattet außerdem die Augen.

Der Februar erreichte mit — 36,2° C. das niedrigste Monatsmittel. Das Minimum betrug — 45,5 am Nachmittage des 4. Februar. Selbst auf der Bergstation, wo im allgemeinen die Temperatur einige Grade höher als im Thale war, fand man mehrere Male das Quecksilber im Barometer gefroren.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

I. Nach Boghar. (Fortsetzung und Schluß.)

Die Diligence nach Boghar verläßt Medeah Morgens um fünf Uhr. Wir fuhren erst der aufgehenden Sonne gerade entgegen, dann langsam nach Süden herum an den Berglehnen hin, immer bergauf. Trotz der frühen Stunde waren die Eingeborenen schon überall auf den Beinen, überall hockten sie an den arabischen Cafés in und außer der Stadt herum, aber ganze Trupps zogen auch mit der Hacke auf der Schulter hinaus, um beim Anroden der Weinberge zu helfen. Noch vor wenigen Jahren beschränkte sich die europäische Kultur auf ein paar kleine Dörfer in der Nähe der Stadt, aber seit der Aufschwung des Weinbaues begonnen, schiebt sie sich der Straße entlang immer weiter vor und ein Dörfchen nach dem andern wird gegründet. Mit der zunehmenden Meereshöhe verschwinden die Weinberge und treten Weizenfelder an ihre Stelle, Bäume sieht man nur sehr wenig, wohl aber in der Umgebung der Quellen grüne Wiesen. Die Straße zieht hoch oben dem Schiffathal entlang, der Beni Salah bleibt immer gegenüber, hier und da sieht man durch eine Berglücke Medeah in ganz geringer Entfernung hinter sich; endlich nach Zurücklegung von 25 km verschwindet der Berg und die Straße wendet sich nach dem Innern. Hier liegt nahe dem Kulminationspunkte Ben Chikao, eine Smalah der Spahis, d. h. ein Ort, wo die verheiratheten eingeborenen Polizeireiter ihre Wohnungen und Familien haben. Die Spahis sind in Algerien genau das, was in der Türkei die Zaptiehs, in Tunisien die Hambas, in Marokko die Mokhasnis sind und entsprechen ziemlich unserm Gensdarmeriekorps, nur daß ihre Funktionen bei einer Bevölkerung, die dem Gesetze nur dann zu gehorchen pflegt, wenn sie es verkörpert in Uniform und hoch zu Roß vor sich sieht, viel mannigfacher und schwieriger sind als bei uns. Sie zerfallen in mobile Bataillone, denen der Führerdienst bei Truppenmärschen, die Herbeischaffung von Proviant und Fourage und dergleichen zufällt, und Garnisonsbataillone, welche mit ihren Familien zusammen in solchen Smalahs wohnen, Land und Herden besitzen und nur innerhalb des Bezirks verwendet werden. Die auf Avancement dienenden Europäer ausgenommen, die höchstens ein Zehntel ausmachen, bestehen sie ausschließlich aus Arabern, denen das Leben als Spahis außerordentlich behagt; sie können ja als solche auf schönen Pferden im feuerrothen Mantel umherreiten und draußen auf dem Lande kommandiren nach Herzenslust. Man findet darum auch ganz wohlhabende Leute unter ihnen und die Lieutenants sind gewöhnlich Araber „von großem Zelte“, d. h. aus den vornehmsten Familien. Neben ihnen bestehen seit Errichtung der Communes mixtes noch die Derrer, durch einen blauen Mantel unterschieden; sie sind die Vollstrecker der Befehle des Administrateurs, der höchsten Autorität in der Commune mixte, die oft ein ganzes Stammgebiet umfaßt.

Bei Ben Chikao hatte man früher, als man noch alles Heil für Algerien von der Einführung fremdartiger Kulturen und Zuchtthiere erwartete, eine Musterschäferei angelegt, in welcher neben Angoraziegen auch Lamas und Alpacos an das algerische Klima gewöhnt werden sollten. Ich sah mich vergebens nach solchen Thieren um; man wird wohl das kostspielige Experiment aufgegeben haben. Allem Anschein nach hat man sich in Algerien überhaupt überzeugt, daß die Entwickelung der heimischen Kulturen, die Veredelung der einheimischen Hausthierrassen von unendlich größerm Werthe ist, als die Einführung von neuen. Alle die kostspieligen Versuche, so interessant sie sind, haben das Land eigentlich nur um zwei Gewächse bereichert, die Kasuarine und den Eukalyptus; höchstens könnte man für die heißesten Küstenlagen noch die Banane hinzufügen; Baumwolle, Kochenille, Ramieh, Muskatnußbaum und dergleichen sind längst wieder aufgegeben worden, oder werden höchstens noch hier und da als Spielerei gezüchtet. Weizen, Gerste und Wein, die einheimischen Hülsenfrüchte, der Tabak, und von wildwachsenden Pflanzen die Zwergpalme, das Halfagras und etwa noch die Aloe sind für das Land wichtiger, als alle Tropengewächse zusammengenommen. Nur schade, daß unter der Reaktion auch der prächtige Garten von Hamma bei Algier zu leiden hat.

Kurz hinter Ben Chikao erreicht die Straße mit über 1500 m den höchsten Punkt und führt dann in ziemlich gleicher Höhe weiter, in endlosen Windungen den Kämmen folgend, welche zwischen den tief eingefressenen Thälern stehen geblieben sind. Das Gebiet der Uled Ali-ben-Hassen ist zwar anscheinend ein Bergland, aber bei genauerer Betrachtung sieht man doch, daß es nur ein zer-

fressenes Plateau darstellt, an welchem der Proceß schon seinem Ende zuneigt, den man an anderen Stellen noch in seinen ersten Anfängen sehen kann. Alle Berghänge sind aber bis oben hinauf fruchtbar und anbaufähig, stellenweise auch recht gut kultivirt. Quellen rieseln überall. Weiterhin ging es hinab zu den obersten Zuflüssen des Isser, der durch die Gorges de Palestro dem Meere zuströmt. Hier ist das Land gut bewaldet, in den Schluchten stehen sogar recht hübsche Eichen; neben der immergrünen Quercus ballota, welche von dem Kabylen ihrer süßen eßbaren Eicheln wegen als Fruchtbaum geschont wird, und der ebenfalls immergrünen Korkeiche, welche durch ihren Rindenpanzer gegen Hitze wie gegen Kälte geschützt gleich gut am glühenden Meeresstrande und auf den eisigen Kämmen des Djurdjura gedeiht, trat hier die Zenueiche (Quercus Mirbecki) auf, welche eben ihre ersten Blättchen austrieb. Sie ist für Algerien ein sehr wichtiger Forstbaum; ihr schweres festes Holz reißt leider selbst beim vorsichtigsten Trocknen, aber unter Wasser oder in der Erde hat es eine fast unbegrenzte Dauer.

In einem weiten Thalgrunde auf üppig fruchtbarem Boden liegt Berruaguia, das Kolonisationscentrum für das obere Issergebiet. Farmen schieben sich von ihm bereits nach allen Richtungen hin die Straße entlang, ein ansehnlicher arabischer Markt wird hier jede Woche gehalten, vielleicht noch eine Erinnerung an die Zeiten, in denen hier die wichtige Römerstadt Tanamarusa Castra lag. Nach kurzem Halt geht es wieder bergauf, diesmal mehr westlich; im tollen Galopp stürmen die Pferde dahin, obschon sie bereits 35 km im Trabe gemacht haben; noch ist ihnen kein Haar naß und sie wissen den Stall in der Nähe. Das Land ist fruchtbares Schuttland, aber noch wenig kultivirt; in den Thälern liegen die Duars der Uled Yahia oder Schürsa, wie sie die Franzosen nennen, eines ganzen Stammes, der sich der Abstammung von Mohammed rühmt. Sein Ahn Yahia ben Sliman, einer der zahllosen Abkömmlinge des marokkanischen Muley Idris, ließ sich im sechzehnten Jahrhundert hier auf einem Gebiet nieder, das ihm die umwohnenden Stämme freiwillig abgetreten hatten, die Kubbah seines Sohnes Si el Khelfa liegt dicht an der Straße, umgeben von einem ausgedehnten Todtenfelde, zu welchem drei Stämme, die Beni Hassen, die Hassen ben Ali und die Beni Sliman — sämmtlich arabisirte Berber — ihre Todten bringen. Die Schürsa waren bis in die neueste Zeit von allen Abgaben befreit, erst die Republik hat ihnen dieses Privilegium genommen.

Jenseits der Kubbah Si el Khelfa's verschwinden die Eichen, aber Strandkiefern treten an ihre Stelle. Der Boden, von Berruaguia an mit Kalklagen durchzogen, wird nun zu reinem Schuttland und an der Straße merkt man bald, daß die Steine selten geworden. Die Hänge nach dem Scheliffgebiete hinab sind entsetzlich zerfressen; besser als irgendwo kann man hier im thonigen Boden die Wirkung der Erosion studiren, wie sie die Schluchtenwandungen erst in parallele Kämme zerlegt, dann die Kämme durchbricht und aus ihnen spitze Piks bildet, im Kleinen ganz die Vorgänge nachahmend, wie wir sie am Chiffathal im Großen gesehen. Aber auch an den zerfressensten Abhängen hat sich die Strandkiefer erhalten und oft sieht man stattliche Stämme die kleinen Piks krönen. In unzähligen Windungen geht es hinab ins Thal des Uëd el Haloum, der auf einer Brücke kurz vor seiner Einmündung in den Scheliff überschritten wird. Gegenüber auf hochragendem Hang wird Boghar sichtbar, aber nicht es ist das Ziel unserer Diligence, sondern das unten im Thale liegende Städtchen Boghari, das sich im Schutze der Festung an der Straße entwickelt hat. Noch eine Stunde lang fahren wir das Schelifthal aufwärts. Zur Linken erheben sich steile kahle Wände, aus abwechselnden Lagen von Kies und mächtigen Steinblöcken so regelmäßig aufgeschichtet, als hätten Riesen hier ein Mauerwerk errichtet, oft wunderbar gebogen und die lehrreichsten geologischen Profile bildend. Nach rechts streckt sich eine nicht sehr breite, anscheinend ununterbrochene Ebene bis zum Fuße des Berges, welcher Boghar trägt; sie ist mit halbkugelförmigen weißgrünen Salbeibüschen so dicht bewachsen, daß man glauben möchte, eine Wiese mit Heuhaufen zu sehen. Keine Spur aber verräth, daß hier der Hauptstrom Algeriens von dem Hochplateau herabkommt; der Scheliff hat sich sein schmales Bett so tief in den Lehm gegraben, daß man es erst sieht, wenn man unmittelbar an seinem senkrechten Rande steht. Endlich, als wir um eine Ecke biegen, liegen Häuser vor uns und gleich darauf erscheint auf einem kahlen, niederen, steil abstürzenden Hügel ein weißes ummauertes Städtchen, bei dessen Anblick man sich nach Mittelitalien versetzt wähnen könnte, so enggeschlossen hängt es droben auf der Höhe. Handelnde Oasenberber aus Laghuat, die Nebenbuhler der Mozabiten im westlichen Nordafrika, haben sich 1829 hier eine Niederlage gegründet, die als Stützpunkt für den Handel mit dem Tell dienen sollte, und sie haben sie ganz in der Weise erbaut, wie die Festungsstädte (Ksors) in den Saharaoasen. Schon früh haben einzelne handeltreibende Europäer sich ihnen angeschlossen und seit die Franzosen ihre Herrschaft dauernd hier etablirt haben, hat sich 200 m tiefer in der Scheliffebene ein ganzes französisches Städtchen gebildet, in dem die Beamten und die Vertreter der wichtigsten Händler wohnen. Eine bedeutende Zukunft ist ihm sicher, denn durch die Pforte von Boghar, die sich nur 500 m hoch zwischen die Plateauberge einsenkt, wird einmal die Bahn nach Laghuat, die erste Abtheilung des „Transsaharien", hindurchgeführt werden. Heute schon ist der Montagsmarkt von Boghari, oder wie es nach einem Marabut, der an der Gründung theilnahm, eigentlich heißt, Boukhrari, der wichtigste im Süden; viele Tagereisen weit kommen die Stämme von den Hochplateaus und selbst aus der Sahara, um ihre überzähligen Hammel gegen Getreide und europäische Produkte umzusetzen. Dem regen Verkehre hatten wir es auch zu danken, daß wir hier am Rande der Sahara noch zwischen ein paar guten Hotels wählen konnten und in dem Hotel du Midi ein ganz leidliches Quartier und ausgezeichnete Verpflegung fanden.

Die Umgebung von Boghar ist zwar für den Zoologen und Botaniker hoch interessant, denn hier greift in der tiefen Einsenkung Fauna und Flora der Sahara weiter herein als sonst irgendwo und finden sich Reptilien, Mollusken und Insekten, wegen deren man sonst weit nach Süden hin gehen muß. Schön kann aber die Gegend nicht genannt werden. Nur die Berge von Boghar sind bewaldet, sonst erstreckt sich überall die Formation, die wir oben geschildert, abwechselnde Lager von Grus und mächtigen Blöcken, oder ein rasch verwitternder mergeliger Sandstein mit dazwischen liegenden festeren Bänken. Viele von diesen haben der Verwitterung siegreich widerstanden, während die weichere Umgebung weggewaschen wurde; als seltsam gestaltete Felsenrücken, mit mächtigen Blocktrümmern bedeckt, erstrecken sie sich stundenweit durch die Gegend, meist nur wenige Schritte breit und nach beiden Seiten hin senkrecht abfallend. Sie folgen genau den Streichen der Schichten und durchsetzen das Thal in schräger Richtung, wieder mannigfach an schwächeren Stellen von den

vom Berge herunterkommenden Schluchten durchbrochen. Nach Osten hin thürmen sich Felsenberge übereinander, oben von Kämmen und Zinnen festeren Gesteins gekrönt, eine schauerliche Oede, selbst jetzt im Frühling nach einem regenreichen Winter fast aller Vegetation bar, trauriger und kahler als selbst die Sahara. An den festen Felsenrücken sieht man hier und da Baumstümpfe, Reste eines ehemaligen Waldes und bisweilen hat sich noch eine Eiche oder eine Pistazie erhalten; an den Hügeln östlich von Boukhrari aber sieht man keine Spur davon. Der Boden ist nicht unfruchtbar; in den Thalgründchen, wo die fleißigen Berber jeden Fußbreit Land anbauen und durch Dämme und kleine Gräben bewässern, sehen wir Weizenfelder mit wunderbar reicher Bestockung; 20 bis 25 Halme aus einer Wurzel waren keine Seltenheit. Aber an dem Hange arbeitet die Verwitterung rascher, als die Vegetation Wurzel schlagen kann; der weiche mergelige Sandstein zerfällt unter dem Einfluß des Wassers in feinen thonigen Sand, die härteren Blöcke werden von allen Seiten umspült, bis sie nach einem stärkeren Regen endlich einmal in dem sie umhüllenden Sandbrei zu gleiten anfangen und ins Thal hinabschießend zerschellen. Bis tief hinein sind die anscheinend festen Felsenbänke zerfressen und man hat sich beim Klettern sehr in acht zu nehmen. Nur nördlich des Städtchens tritt festerer Kalk auf und damit etwas Vegetation, aber auch hier gestatten die zwischenliegenden Grusschichten der Verwitterung das Eindringen und nicht selten bestehen die Thalwände aus einer festen, nackten Kalkbank, welche durch die regelmäßige Zerklüftung in Quadern fast wie Menschenwerk erscheint. Meine Hoffnung, durch Versteinerungen einen bestimmten Anhalt über die Formation zu bekommen, welcher diese Schichten angehören, blieb unerfüllt, der Analogie mit anderen Lokalitäten nach sind sie zum Jura oder zur Kreide zu rechnen.

Nach Süden hin wird das Schelifthal eingefaßt von einem steilen Felsrande; steigt man an einem der Hügel hoch genug empor, so sieht man, daß es der Abfall der höchsten Plateaustufe ist, und dann schweift der Blick über ihn hin fast ohne Grenze in unendliche Ferne. Von Boghar aus ist die Aussicht nach Süden hin fast unbegrenzt; eine kahle dürre Ebene erstreckt sich bis zum Horizont, an dem nur ganz undeutlich die Gipfel des Dschebel ben Ammade schimmern. Am Abhange lag die Vorgängerin von Boghar, das römische Municipium Usinaza, das den Scheliffpaß gegen die unabhängigen Wüstenstämme deckte; die Stadtmauer ist noch sichtbar und behauene Steine und Säulentrümmer finden sich in Menge; eine Ansiedelung von Eingeborenen hatte sich dort erhalten bis zur Gründung von Boukhrari.

Im oberen Schelifthale wohnen die Uled Antar, einer der reinen Araberstämme, welche nach Nordafrika einwanderten, als 1050 der fatimidische Khalif auf den Rath des Veziers el Yazuri die Raubstämme aus Hedschas, die Hilal und Soleïm, gegen die empörten Zeiriten losließ. Die Stämme hatten Theil genommen an der großen Empörung der Karmat, welche die in dem ketzerischen Nordafrika emporgekommenen Fatimiden nicht als Khalifen anerkennen wollten. Sie wurden mit Hilfe der Berber niedergeworfen und in dem Raume zwischen dem Nil und dem Rothen Meere eingesperrt, machten sich aber dort sehr unbequem und belästigten das Nilthal fortwährend durch ihre Räubereien. Da rief sie der Vezier zum heiligen Kriege gegen die empörten Berber auf; mochten sie siegen oder erschlagen werden, er wurde sie damit los. Abenteurer aus allen Stämmen Arabiens schlossen sich ihnen an und warfen sich wie ausgehungerte Wölfe zunächst auf die Cyrenacia, dann auf das Reich der Ziriten in Kairouan, das ihrem Anprall erlag. Dann trennten sich die Stämme; der eine zog dem Südrande der Plateaus entlang, drängte die Wüstenberber nach Süden zurück und machte die Oasen tributpflichtig; von ihm stammen die Wüstenaraber, die typischen Beduinen, deren Führer sich heute noch stolz Djouêd, Edle, nennen und ihren Stammbaum und den ihrer Pferde und Slugis bis zu den Zeiten des Propheten und darüber zurück nachweisen können; ein anderer Theil setzte sich auf den Hochebenen bis zum Dschebel Amour fest und hält sich dort heute noch. Den Gebirgskabylen konnten sie wenig anhaben, aber indem sie in den ewigen Bürgerkriegen zwischen den verschiedenen Dynastien bald dieser, bald jener Partei beistanden, bemächtigten sie sich nach und nach aller ebenen Flächen und ihre Nachkommen haben heute noch die Ebene Eghriz, die Metidja und die Scheliffebene, sowie den größeren Theil der Provinz Oran inne. In die Berge sind sie nie eingedrungen; wohl aber ist es ihnen gelungen, die Berber zum guten Theil zu arabisiren und selbst zum Aufgeben ihrer Sprache zu bringen. Die Arabisirung erfolgte theils durch einzelne arabische Familien, namentlich solche aus der Nachkommenschaft Mohammed's, welche von den Bergstämmen mit abergläubischer Verehrung aufgenommen wurden, noch mehr durch Heirathen. Reiche Kabylen setzten einen Stolz darein, Araberinnen aus dem Stamme des Propheten in ihr Gurbi zu führen; ihre Nachkommen gewannen dadurch das Recht, sich auch Schürfa zu nennen und mußten als solche natürlich auch Tracht und Sitte der Araber annehmen. Am leichtesten ging das bei den Maurusiern und anderen Hirtenstämmen, die schon vor der Einwanderung der Araber eine nomadische Lebensweise, wie sie allein den Aufenthalt in der Sahara und auf den Hochflächen ermöglicht, geführt hatten; von ihnen gelten heute viele und gerade die mächtigsten, die Hanenscha, die Abd en Nur, die Righa, die Amamra und in Tunis die Worghamma, die Faraschisch und andere für echte Araber, obwohl sie fast reinblütige Berber sind und ansässige Ackerbaustämme selbst als ihre nächsten Verwandten anerkennen. Auf die Bergstämme dagegen ist der arabische Einfluß verschwindend klein geblieben und selbst der Islam hat sich den alten Sitten anpassen müssen; unbeschadet der Frömmigkeit und des religiösen Fanatismus wird der Berber von dem Araber immer mit Mißtrauen angesehen und viele Stämme gelten, wie die Beni Mzab und die Djerabis geradezu für Ketzer, die man in keiner Moschee duldet, während die Tuareg ja bekanntlich sich gegen den Islam wie gegen das Christenthum unbedingt ablehnend verhalten haben. In civilrechtlichen Beziehungen haben aber selbst die allerfanatischsten Berberstämme den Koran niemals als Gesetzbuch anerkannt.

Die Uled Antar rechnen sich zu den edelsten Araberstämmen, denn kein geringerer als Antar, der große Held und Dichter der vorislamitischen Zeit, ist ihr Stammvater, und sie haben ihre alten Sagen nicht nur bewahrt, sondern in ihren Stammsitzen auch neu lokalisirt und zeigen im Schelifthale alle die Punkte, wo Antar seine Heldenthaten verrichtete und wo er endlich seinen Feinden erlag.

Dem Scheliff sieht man bei Boghar wahrhaftig nicht an, daß er schon gute dreihundert Kilometer weit herkommt und seine Quellen in den Bergen des Dschebel Amour am Sahararande liegen. Freilich bekommt er auf der ganzen Strecke kaum soviel Wasser, als er durch die Verdunstung verliert, und seinen Nebenflüssen von Westen her geht es nicht besser, obschon sie der ganzen Kette des Uaransenis entlang fließen, denn auch das „Auge der Welt“,

von Norden her ein imposantes Gebirge, das im Juni noch Schnee trägt, hat nach Süden hin nur eine schwache Abdachung und seine sämmtlichen Thäler führen dem Scheliff ihr Wasser erst im untersten Theile seines Laufes zu. Doch versiegt der Scheliff auch bei Boghar niemals ganz und beherbergt sogar eine, wenn auch bescheidene, Fischfauna. Erstreckt sich einmal die Kolonisation bis hier herauf, so wird es nicht schwer halten, durch Barragebauten einen Theil der Hochebene für regelmäßige Kultur zu gewinnen. Einstweilen sind aber die Flußufer noch sich selbst überlassen und es ist nicht uninteressant, ihnen entlang zu wandern und zu sehen, in welcher Weise der Fluß hier arbeitet. 30—40 Fuß tief fallen die Wände senkrecht ab; in einer Entfernung von 8—10 Fuß geleiten sie tiefe Sprünge und schneiden hohe schmale Erdmassen ab, die bei der nächsten Regenzeit zum Opfer bestimmt sind. Dazwischen sind tiefe brunnenartige Erdlöcher ausgewaschen, die unterirdisch mit dem Flußbette kommuniciren und neue Ablösungen vorbereiten. Was in der Regenzeit zusammenstürzt, wird fein zertheilt mit fortgeschwemmt und befruchtet die untere Scheliffebene, und für einen aufmerksamen Beobachter dürfte es nicht schwer fallen zu bestimmen, wie viel Zeit der Fluß brauchen wird, um sein ganzes Thal auf die Tiefe seines gegenwärtigen Bettes abzutragen. Dann beginnt für ihn eine neue Epoche; das Gefäll verändert sich und eine Verlängerung der Austiefung rückwärts nach der Hochebene zu ist die nächste Folge.

Wir blieben vier Tage in Boukhrari, emsig bemüht, die Schätze der Molluskenfauna auszubeuten, und unsere Ernte war trotz der sterilen Umgebung sehr befriedigend. Weniger angenehm war das Klima; nach einem glühend heißen Südwinde folgte in wenigen Stunden eine so intensive Kühle, daß am 14. April Feuer im Speisesaal angemacht wurde und wir die Hüte festbinden mußten, um sie gegen den wüthenden Nordsturm zu schützen. In der tiefen Einsenkung zwischen der Sahara und dem Küstenlande sind naturgemäß die Luftströmungen besonders heftig, und wenn auch die Fieber hier nur im höchsten Sommer vorkommen, so sind Rheumatismen um so häufiger; Fremde haben sich sehr vor ihnen zu hüten. Schwere Gewitter sind auch hier keine Seltenheit; wenige Tage vor unserer Ankunft hatte ein solches mit einem wolkenbruchartigen Regen die ganze Gegend unter Wasser gesetzt und in dem Thonboden jede Kommunikation unmöglich gemacht. Im Winter wird es manchmal erheblich kalt, aber Palme, Aloe und Kaktus gedeihen um Alt-Boukhrari trotzdem ganz gut und in geschützten Gärtchen hat man sogar Citronen und Orangen mit Erfolg angepflanzt. — Wir waren nach Boghar gegangen in der Hoffnung, von dort nach Aumale gelangen zu können; aber umsonst fragten wir nach einem Wege dahin; es existirt nicht einmal eine route stratégique, höchstens ein den Eingeborenen bekannter Saumpfad, und so blieb uns nur die Rückfahrt nach Algier auf demselben Wege übrig, auf dem wir gekommen. Die Diligencen schließen in dieser Richtung ziemlich gut an einander; wir mußten freilich schon um ein Uhr Nachts aufbrechen, aber dafür erreichten wir auch noch am selben Abend Algier und konnten von den gehabten Strapazen ausruhen.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien von Dr. H. Ploß. (Leipzig, Grieben's Verlag 1884.)

Der Verfasser, ein Leipziger Arzt, hat seit einem Menschenalter sich eine besondere Specialität in der Anthropologie geschaffen, in der er mit Erfolg thätig ist. Es sind dieses die mehr dunkeln und verborgenen Seiten, zumal die auf sexuelle Verhältnisse des Menschen bezüglichen Dinge, die er mit regem Sammeleifer kultivirt. Lage und Bettung der Frau bei der Geburt, die operative Behandlung der weiblichen Geschlechtsorgane bei verschiedenen Völkern, das Männerkindbett oder die Couvade, die Art der Abnabelung des Kindes bei verschiedenen Völkern, über künstliche Deformirung der weiblichen Geschlechtsorgane, das sind Themata, welche Ploß mit vieler Sachkenntniß in Einzelschriften und Aufsätzen behandelte, und denen seine beiden Werke über das Kind und über das kleine Kind folgten. Nun liegt auch das größere Werk über das Weib vor. Es ist ihm hierbei nicht um eine kulturhistorische oder ethnographische Schilderung zu thun, wie wir sie z. B. von G. Klemm in seinem fleißigen Buche „Die Frauen" (6 Bände, 1854) besitzen, sondern mehr um eine anthropologische Darstellung, um die naturgeschichtliche Seite des behandelten Gegenstandes. Ploß hat sehr fleißig gesammelt und gearbeitet, namentlich diente ihm die vorhandene gynäkologische europäische Litteratur in sehr umfassender Weise als Grundlage; dazu gesellen sich Notizen aus verschiedenen sehr ungleichwerthigen deutschen Zeitschriften und endlich die in der deutschen anthropologischen Litteratur vorhandenen Arbeiten. Zwar ist hier und da die französische anthropologische Litteratur herangezogen, aber nur mehr zufällig und gelegentlich und doch würde gerade sie und die kaum benutzte englische dem Verfasser noch eine sehr reiche Ausbeute geliefert haben. Erkennen wir aber dankbar an, was zunächst geleistet wurde.

Der Inhalt ist ein sehr reicher, kann aber hier nur angedeutet werden. Mit der anthropologischen Auffassung des Weibes beginnt Ploß und wir begegnen hier einer vernünftigen Auseinandersetzung der Frauenfrage, welche, weil naturwissenschaftlich aufgebaut, von den Phantasien à la Bebel oder dem Unsinn der extremen Frauenrechtler nichts wissen mag. Es wird dann über weibliche Schönheit, über die Anschauung des Weibes unter abergläubigen und religiösen Gesichtspunkten gehandelt, um auf das Hauptthema: die sexuellen Beziehungen, einzugehen. Hier handelt es sich nun allerdings um Darstellungen, die nicht zur Lektüre für ein Mädchenpensionat geeignet sind, aber nicht übergangen werden durften. Bei der Schilderung der Sexualorgane des Weibes in ethnographischer Hinsicht hätte Ploß auch auf die Deformirungen eingehen können, die mit den weiblichen Brüsten vorgenommen werden, so das Ausschneiden der Brustwarzen, welches Cameron zu Akalunga am Tanganjikasee beobachtete, wie der Engländer vermuthete „als Strafe", wie die Frauen sagten „zur Zierde" (Cameron, Quer durch Afrika I, 252), ein Verfahren, welches

übrigens an das Ausschneiden dieser Organe bei den weiblichen Skopzen erinnert.

Sehr reich ist das Kapitel über die Pubertät des Weibes, über die Menstruation und die weitverbreitete Anschauung, daß die Menstruirende „unrein" ist. Wie weit diese Anschauung geht und wie sehr das Weib als „giftig" und schädlich für den Mann zur Zeit jenes physiologischen Processes angesehen wird, dafür will ich als Ergänzung des (übrigens völlig genügenden) Materials bei Ploß noch das nachstehende Faktum mittheilen. Im Jahre 1870 tödtete ein Australier in der Nähe von Townsville sein Weib, weil es sich zur Zeit der Menstruation in die Decke des Mannes gehüllt hatte und so diesem Schaden brachte (Armit im Journ. Anthropol. Instit. IX, 459).

In dem Kapitel „Beziehung des Weibes zum männlichen Geschlecht" läßt es Ploß noch fraglich, ob die „kommunale Ehe" im ursprünglichen Zustande des Menschengeschlechts die herrschende gewesen sei (S. 209). Wir glauben aber doch den sich häufenden Beweisen für diese ursprüngliche allgemeine sexuelle Vermischung gegenüber daran nicht mehr zweifeln zu müssen; interessant erscheint uns in dieser Richtung, was Lorimer Finson von den Nanga-Mysterien auf den Fidschi-Inseln berichtet, mit denen wir erst jetzt bekannt werden, bei denen in jeder Beziehung der vollste Kommunismus herrscht und die widerlichsten Scenen auf offener Straße sich abspielen. The nearest relationships — even that of own brother and sister — seem to be no bar to general licence, the extend of which may be indicated by the expressive phrase of an old Nandi chief, who said: While it lasts, we are just like pigs!" (Journ. Anthropol. Instit. XIV, 28, auch S. 24) und das noch heute bei einem der am weitesten vorgeschrittenen Südseevölker, was sicher als „Ueberbleibsel" aus der Zeit „kommunaler Ehe" aufgefaßt werden muß.

Daß der Begriff der Keuschheit kein ursprünglich angeborener, sondern ein nur anerzogener ist, steht wohl fest, und unter diesem Gesichtspunkte erscheint denn auch die Sitte, die Ehefrau dem Gastfreunde anzubieten, weniger schlimm. Und hier möge uns der Verfasser gestatten, sein Material etwas zu ergänzen. Schon A. von Chamisso, dessen Blick auf seiner Weltreise geschärft wurde, ist auf diesen Punkt eingegangen. „Die Keuschheit", sagt er, „ist nur nach unseren Satzungen eine Tugend. In einem der Natur näheren Zustande wird das Weib in dieser Hinsicht erst durch den Willen des Mannes gebunden, dessen Besitzthum es geworden ist. Der Mensch lebt von der Jagd. Der Mann sorgt für seine Waffen und den Fang; das Weib dient und duldet. Er hat gegen den Fremden keine Pflicht; wo er ihm begegnet, mag er ihn tödten und sein Besitzthum sich aneignen. Schenkt er aber dem Fremdling das Leben, so schuldet er ihm fürder, was zum Leben gehört. Das Mahl ist für alle bereitet und der Mann bedarf eines Weibes. Auf einer höheren Stufe wird die Gastfreundschaft zu einer Tugend und der Hausvater erwartet am Wege den Fremdling und zieht ihn unter sein Zelt oder sein Dach, daß er in seine Wohnung den Segen des Höchsten bringe. Da macht es sich leicht zur Pflicht, ihm sein Weib anzubieten, welches dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde. Das sind reine unverderbte Sitten." (Chamisso's Werke, Leipzig 1836, I, 217.) Und so nahm es denn auch Adolf Erman auf, als ihm ein kamtschadalischer Häuptling Nachts das Weib mitleidig ins Bett schickte, um ihm die Einsamkeit zu kürzen (Reise um die Erde. Histor. Bericht III, 425). Die hyperboräischen Regionen scheinen der beste Boden für diese Art der Gastfreundschaft zu sein, denn Kraschenninikow (Beschreib. v. Kamtschatka, Lemgo 1766, 271) bestätigt die Angaben Erman's mit dem Hinzufügen, es gelte für die größte Beleidigung, wenn der Gast die Frau ausschlage, und von den Eskimos wissen wir ähnliches, wie dieses Hall (Narrative of the Second Arctic Expedition, Washington 1879, 102) nach eigenen Erfahrungen erzählt. Hearne, der vor hundert Jahren die nördlichen (Tinné-) Indianer besuchte (Journey from Prince of Wales Fort to the Northern Ocean 1767—1772, p. 129) sagt, daß es ein gewöhnlicher Brauch bei jenen sei, die Nacht bei der Frau des Gastfreundes zuzubringen, but this is so far from being considered criminal, that it is esteemed one of the strongest ties of friendship. Noch als von Middendorff in Sibirien reiste (Sibirische Reise, St. Petersburg, 1875, IV, 1407) gehörte es bei den Samojeden zu den Pflichten der Gastfreundschaft, den Gast durch freie Verfügung über Frau und Tochter zu ehren. Doch auch in anderen Gegenden findet oder fand man dasselbe. Marco Polo berichtet (ed. Pauthier, Paris 1865, 384) genau diesen Brauch aus Tibet; Bestätigung erhält seine Angabe durch Biddulph, der von den Bewohnern Hunsas im westlichen Himalaya angiebt, daß ein Mann seine Frau zur Verfügung des Gastes zu stellen hat (von Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaya. Leipzig 1884, 294).

Wieder zu Ploß uns wendend, erwähnen wir ferner das höchst interessante Kapitel über die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Weiber und den damit verknüpften Aberglauben, wozu wir dem Herrn Verfasser gleichfalls einige Nachträge liefern wollen. Einer kinderlosen Nischinamfrau in Kalifornien wird von ihren Freundinnen eine Puppe aus Gras geschenkt, welche sie an die Brust legt, als ob sie dieselbe säugen wolle; dazu singt sie Wiegenlieder. Das soll Fruchtbarkeit erregen (St. Powers in Contribut. to North American Ethnology. Washington 1877, III, 318). Bei Bourg-d'Oueil in den Pyrenäen steht ein $1^1/_2$ m hoher Stein von Menschengestalt, éra peyra dé Peyrahita genannt. Unfruchtbare Frauen begeben sich zu demselben, umfassen ihn mit den Armen, küssen ihn und reiben sich an demselben, um so Kinder zu bekommen. (Bullet. soc. d'Anthropologie 1879, 167.) Solchen Stein vertrat auf Java eine alte holländische Kanone, die auf freiem Felde bei Batavia lag, und der man Opfergaben an Reis, Früchten &c. darbrachte. Wollte ein Weib fruchtbar werden, so hatte es sich rittlings auf die Kanone zu setzen. „Zu jeder Tageszeit konnte man einige Weiber auf der Kanone sitzen sehen, mit Blumen geschmückt und in ihren besten Kleidern, manchmal zwei gleichzeitig. Solcher Brauch dauerte Jahre lang, zum Besten der Priester, welche die Opfergaben einsteckten." (Riehl im Journ. Anthropol. Instit. VI, 359.)

Der Rest des Werkes beschäftigt sich mit Schwangerschaft und Geburt und gerade durch die überall durchgeführten Vergleiche, durch die Berücksichtigung der Kultur- wie der Naturvölker gewinnt die Arbeit des Autors hier auch ihren hohen Werth. Sie ist einzig in ihrer Art und darf von Niemandem übergangen werden, der mit dem Weibe in anthropologischer Beziehung sich beschäftigen will.

R. Andree.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Von dem Kabel, welches England mit seinen westafrikanischen Besitzungen und dem Kaplande verbinden soll, ist die Strecke zwischen Cadiz und Teneriffe gelegt und im Betriebe. Am 22. Oktober hat nun die „Silvertown“, das größte unter den großen, eigens für Kabellegen erbauten Dampfschiffen von fast 5000 Tonnen Tragkraft mit 1200 engl. Meilen Kabel an Bord die Themse verlassen, um zunächst ein kurzes Kabel von 200 bis 300 engl. Meilen zwischen Teneriffe und Lanzerote, einer anderen der Canarischen Inseln, zu legen und dann das Hauptkabel nach der französischen Ansiedelung Dakar und der britischen Bathurst fortzuführen. Von letzterem Punkte aus wird unzweifelhaft bald eine Verbindung mit der Insel Santiago (Capverden) hergestellt werden, welche über S. Vicente bereits mit den Linien der Eastern and Brazilian Companies verbunden ist; man gewinnt dadurch eine Nebenlinie, welche verfügbar bleibt für den Fall, daß die Hauptlinie, welche Kolonien verschiedener Nationalität berührt, in Folge kriegerischer Verwickelungen unterbrochen wird. Die Wichtigkeit solcher Vorsichtsmaßregel hat sich bei dem jüngsten Kriege an der Westküste Südamerikas ergeben, wo bald von Chile und bald von Peru der Kabel durchschnitten wurde und der telegraphische Verkehr häufige Unterbrechungen erfuhr.

Nordamerika.

— In Nr. 1 und 2 des vorigen Bandes des „Globus“ veröffentlichte Prof. A. Bastian Beschreibung und Abbildungen einer Anzahl neuer Erwerbungen der Ethnographischen Abtheilung des Berliner Museums, welche Kapitän Jacobsen von seinen höchst erfolgreichen Reisen an der Nordwestküste Nordamerikas zurückgebracht hatte. Den Gang dieser Reisen nach Jacobsen's Tagebuch hat jetzt A. Woldt unter dem Titel: „Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881 bis 1883 zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse“ (Leipzig 1884. Max Spohr) veröffentlicht und damit die deutsche Reiselitteratur um ein an neuen ethnograpischen Details und spannenden Schilderungen sehr reiches Werk vermehrt, das durch zahlreiche Originalabbildungen und einige Karten besonderen Werth erhält, und auf welches wir bald ausführlich zurückkommen werden. Für heute wollen wir nur zwei Stellen aus demselben hervorheben, welche weitere Belege für die weit verbreitete Steinkocherei (über die der „Globus“ letzthin verschiedenes veröffentlichte) enthalten. Auf S. 58 wird ein Fest bei den Queka-Indianern in Britisch-Columbia geschildert; dann heißt es: „Nach Beendigung der Reden wurde ein Festessen bereitet, indem zwei fette Seehunde in der großen hölzernen Trommel gekocht wurden. Es herrscht dort der eigenthümliche Gebrauch, die große Tanztrommel, möge sie nun aus einer gewöhnlichen viereckigen Kiste oder aus einem geschnitzten hohlen Thierkörper bestehen, bei feierlichen Gelegenheiten als Kochtopf zu benutzen. Die Trommel wurde also zuerst mit Wasser gefüllt und alsdann glühendheiße Steine hineingeworfen, bis das Wasser kochte. Hierauf legte man das Seehundsfleisch hinein und es dauerte gar nicht lange, bis dasselbe gar gekocht war.“ Ganz ebenso geht es bei den Festen der Bewohner von West-Vancouver zu (S. 110): „Nachdem alle Eingeladenen rings um das Feuer Platz genommen haben, wird das Essen gekocht. Dieses geschieht dadurch, daß man in eine große, mit Wasser gefüllte hölzerne Kiste heiße Steine hineinlegt, bis das Wasser ins Kochen geräth und alsdann die nöthigen Ingredienzien, namentlich das Fleisch hineinthut, worauf dasselbe sehr schnell gar kocht.“

— Der bekannte Missionar und Reisende E. Petitot hat kürzlich ein Lexikon der Sprachen der Tschippewä, Hasen-Indianer und Loucheux und in der Einleitung dazu die Ergebnisse seiner langjährigen Studien über die Legenden, welche diese Völker über ihren Ursprung besitzen, veröffentlicht. Er findet nun im Gegensatze zu seiner früheren Ansicht reichliche Beweise für die asiatische Herkunft derselben. Sein interessantester Schluß ist aber vielleicht der, daß man in diesen lebenden Sprachen des äußersten Nordens nicht nur die Sprache der Navajos, eines Apachen-Stammes, der sich linguistisch von den anderen unterschied, sondern auch die ursprüngliche Azteken-Sprache wiederfindet, welche dem noch in Südamerika gesprochenen Quichua nahe verwandt ist. Welches neue Licht diese Behauptungen, falls sie von anderen Gelehrten als richtig anerkannt werden, über die Besiedelung Amerika's verbreiten können, das bedarf nicht erst weiterer Erläuterung.

Polargebiete.

— Ueber die auf S. 176 dieses Bandes berichtete Auffindung von Gegenständen, die der untergegangenen „Jeannette“ angehörten, finden wir Näheres in den „Deutschen Geographischen Blättern“ (VII, Heft 3, S. 299). Danach haben am 18. Juni d. J. Grönländer, welche sich auf der Seehundsjagd befanden, in der Nähe der Kolonie Julianehaab in Westgrönland auf einer Scholle Reste einer Holzkiste, Papiere, ein Checkbuch und ein Paar mit „Louis Noros“ gezeichnete Hosen aus Oelzeug gefunden. Einzelheiten über den merkwürdigen Fund enthält eine Broschüre des Herrn Ch. Brooks in San Francisco; man vermuthet, daß die betreffende Eisscholle im Norden von Sibirien durch das Grönlandsmeer längs der grönländischen Ostküste und dann mit der bekannten Strömung an der Westküste hinaufgetrieben sei. Mr. Brooks gründet auf diesen Fund den Vorschlag, an verschiedenen Stellen auf Eisschollen des Polarmeeres eine größere Anzahl besonders gezeichneter Kisten zur Vervollständigung unserer Kenntniß von den Polarströmungen auszusetzen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen [1]).

V.

Am 18. Januar 1880 hatten Montano und Rey die Rhede von Sulu verlassen, um bereits am 20. d. M. nach einer vom Wetter wenig begünstigten Ueberfahrt die Bai von Sandakan zu erreichen, an deren Gestaden die Hauptstadt des der North-British-Borneo-Company gehörigen Territoriums Saba liegt. Sie führt den Namen Elok-Pura, was im Malaischen so viel als „die schöne Stadt" bedeutet, und ist die Residenz des Direktors der Kompagnie, welche Stellung damals Herr W. B. Pryer bekleidete, der den Forschungsreisenden mit großer Zuvorkommenheit eines der neuesten Häuser jener aufblühenden Hafenstadt anwies. An diesem Orte bot sich hinlänglich Gelegenheit, das bunte Völkergemisch, das die Gewinnsucht hier zusammengebracht, eingehend zu beobachten. Neben dem eigentlichen Malaien fielen insbesondere die Biadjaws auf, jene echten Zigeuner des Ostindischen Archipelagus, die sich nur auf dem Wasser heimisch fühlen, für die es eigentlich keine andere Heimath giebt als das Meer; sie sind in anthropologischer Hinsicht den Malaien überlegen. Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß überall, wo Montano in Luzon, Mindanao wie Borneo Volksstämme traf, welche von den (eigentlichen) Malaien wie den Negritos sich unterschieden, selbe trotz ihrer anthropologischen Vorzüge eine niedrigere Stellung einnehmen als die Malaien. Ziemlich häufig in Elok-Pura und Umgebung waren die von der Nachbarinsel Celebes zugewanderten Bugis. Einen anderen interessanten Volksstamm, die Buled Upi, besuchte Montano in den ersten Tagen des Februars. Diese wohnen in den von Elephanten, dem Rhinoceros und von Orang-Utangs belebten Wildnissen, welche die Ufer des in die Bai von Sandakan mündenden Flusses Sagaliud begleiten. Die Buled Upi, in deren armseligem Dorfe Montano eine sehr höfliche Aufnahme fand, sind von verhältnißmäßig heller Hautfarbe, ihre Körperhöhe erreicht 1583 mm im Durchschnitt. Sie sind leidenschaftliche Jäger, die sich mit ihren elenden Feuergewehren muthig an die größten Dickhäuter ihrer Wälder heranwagen.

Nachdem Elok-Pura und Umgebung den Forschungsdrang Montano's und seines Gefährten hinlänglich befriedigt hatten, schifften sich die beiden auf einem französischen Kreuzer nach Sulu ein, wo sie Anfangs März anlangten. Hier verbrachten die Reisenden einige, durch die Zuvorkommenheit der spanischen Officiere angenehm verlebte Wochen, bis endlich die Ankunft des Dampfers „Pasig" ihnen die lang ersehnte Möglichkeit bot, nach dem Südwesten Mindanaos abzureisen (6. April). An Bord des Dampfers lernten sie den Major Don Joaquin Rajal y Larre kennen, welcher die Regierung der südlichsten Provinz der Philippinen — Dávao — übernehmen sollte. Derselbe bot den Franzosen alle seine Dienste und Unterstützung an, was den Reisenden um so angenehmer sein mußte, als in den Provinzen jenes Archipels die Gouverneure mit der Machtfülle eines absoluten Monarchen ausgestattet sind. Insbesondere ist dies auf der Insel Mindanao der Fall, wo sämmtliche Distriktspräfekten (denn die Unterabtheilungen des „Gobierno militar de Mindanao"

[1]) Vergl. oben S. 49.

führen den Titel „Distritos") dem Officierskorps des stehenden Heeres oder der Kriegsmarine entnommen sind. Es ist dies hier um so nothwendiger, als diese Insel, deren Küsten sich ganz im Besitze der Spanier befinden, nicht nur von den, den Spaniern seit Jahrhunderten ergebenen und christianisirten Bisayas, sondern auch von feindseligen mohammedanischen Malaien (den sogenannten „Moros" d. i. Mauren) und blutdürstigen, der Institution der „Kopfjagd" huldigenden Heiden bewohnt wird. Montano schätzt die Zahl der Bisayas auf 150 000, jene der Mauren und Heiden zusammen auf 300 000 Seelen, eine Schätzung, welche er selbst als eine nur annähernd richtige bezeichnet, und die in der That mit den Angaben anderer Autoren nicht übereinstimmt.

In dem Kanale, welcher die Sarangani-Inseln von der Südspitze Mindanaos trennt, kamen die Reisenden mit dem Schiffslieutenant Ramos zusammen, der hier mit drei Goeletten die Piraten überwacht und eine Karte jener genannten Eilande aufnimmt. Ramos war durch einen Brief des französischen Konsuls in Manila auf die Ankunft der Reisenden aufmerksam geworden, die er jetzt an Bord des „Pasig" aufsuchte, um sie zu begrüßen und darauf hinzuweisen, daß die Provinz Dávao sie in jeder Hinsicht befriedigen würde. Und in der That, sobald der „Pasig" in den Golf von Dávao hineindampfte, entrollte sich ein herrliches Landschaftsbild vor den Augen der Franzosen: hohe Bergketten, mit aus Cogongras gebildeten Prärien abwechselnde Waldbestände zeigten sich auf der Abendseite, im Hintergrunde erblickte man den Matutun, während bei Dávao selbst der Vulkan Apó sich majestätisch vom Horizonte abhob. In der Entfernung von $1\frac{1}{2}$ Meilen von Dávao, dessen gleichnamiger Fluß bei der Mündung eine Barre bildet, ließ der „Pasig" am 9. April um 2 Uhr Nachmittags seine Anker fallen. Dank der Zuvorkommenheit des Lieut. Ramos ging die Ausschiffung der umfangreichen Bagage rasch von statten, so daß Montano sich alsbald nach einer passenden Wohnung umsehen konnte, welche er bald durch die Gefälligkeit der spanischen Freunde



Malaie Biadjaw Bugi
von der Bai von Sandakan (Nordost-Borneo). (Nach Photographien von Montano und Rey.)

fand. Ebenso rasch hatte man „Muchachos", d. h. junge Leute als Diener, Pferdewärter, Ruderer 2c. angeworben und eine „Banca", d. h. ein Boot, und endlich Pferde sich verschafft. So nach allen Richtungen hin versehen, hatte man alle Muße, in der neuen Station Umschau zu halten.

Dávao, dessen zweiter Name Bergara lautet, ist die unansehnliche Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche den südlichsten Theil der Insel Mindanao bildet und vordem den Namen Nueva Guipúzcoa führte. Sie ist erst seit kurzem den Spaniern unterthan, denn erst im Jahre 1847 sammelte ein tapferer spanischer Officier Namens Oyanguren, welchen Montano nicht mit Unrecht den letzten Conquistador der Philippinen nennt, mit Bewilligung der Regierung in dem benachbarten Caraga einen Haufen Freiwillige, mit denen er den durch die Piraterie verrufenen Mauren Dávao abnahm. Oyanguren wurde zwar zum Gouverneur ernannt, mußte aber bald das Schicksal aller spanischen Conquistadoren theilen, er wurde abberufen und starb in Armuth und Elend zu Manila 1859. Seine That aber schlug zum Besten des Vaterlandes aus; heute beugen sich die Küstenbewohner der Provinz vor der spanischen Herrschaft, welche durch eine Flottendivision und eine Kompagnie Landtruppen ihr Prestige zu wahren versteht. Die mit dichten Wäldern bedeckten Gebirgslandschaften sind mehr oder minder unabhängig. Der Reichthum, welchen diese Provinz an Naturprodukten aufweist, wird leider noch wenig ausgebeutet; auch bieten sich dem Schiffsverkehre große Schwierigkeiten dar, indem die Küsten des Golfes den heftigen Winden, besonders zur Zeit des Monsunwechsels, schutzlos preisgegeben und wegen vorgelagerter Sandbänke und Korallenriffe nur schwer anzulaufen sind. Es ist nicht allein die unermüdliche Baulust der letzterwähnten Polypen, welche das Fahrwasser stetig ändern, auch die beinahe täglich, wenn auch nur schwach sich bemerkbar machenden Erdbeben tragen dazu bei, die Karte jener Küste anders zu gestalten. So soll denn nur die einzige Bai von Malalac einen sicheren Ankerplatz gewähren. Auch die Flüsse dieser Provinz sind, wenn nicht Stromschnellen schon die Schiffahrt erschweren, durch Mündungsbarren für einen regeren Handelsverkehr halb



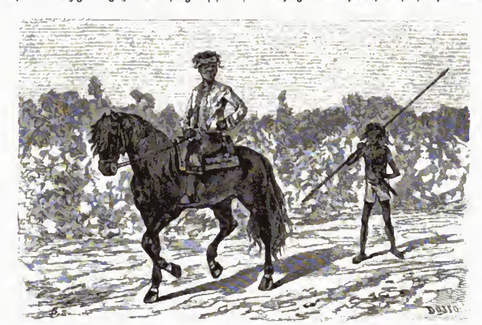
Eine Straße der Stadt Davao. (Nach einer Skizze Montano's.)

untauglich gemacht; dies gilt auch von dem Rio de Dávao, an dessen Ufern in kurzer Entfernung vom Meere die gleichnamige Hauptstadt des Distriktes liegt. Die hohe Gebirgskette, welche diese Provinz im Westen begrenzt, wird von dem gewaltigen Vulkan Apó beherrscht, wie denn überall am Golfe von Dávao vulkanischer Boden zu Tage tritt. Auch bezeugen Höhlen und Korallenklippen in ziemlich bedeutenden Höhenlagen die erfolgte Hebung des festen Landes und das damit korrespondirende Zurückweichen des Meeres. Der fruchtbare Ackerboden besteht zumeist aus dem Detritus von Eruptivgesteinen.

Das Klima von Dávao wird als ein verhältnißmäßig gutes angesehen, wenn auch Diarrhöen, Dysenterie und intermittirende Fieber häufig genug auftreten. Bei den Europäern stellt sich oft Anämie ein. Dr. Paul Rey, der treue Gefährte Montano's, mußte hier seine unermüdliche Jagd- und Sammellust schwer büßen; er erkrankte plötzlich und so schwer, daß die schleunige Rückkehr nach Europa für ihn der einzige Weg zur Genesung erschien. Nur mit schwerem Herzen schied Montano von seinem treuen Reisegefährten, um von nun allein die Aufgaben der Expedition durchzuführen.

Montano begann nun von Dávao aus, wo er sein Gepäck zurückließ, die Umgebung der Stadt fleißig zu durchstreifen. Da die Regengüsse den Rio de Dávao zu einem breiten, tiefen und reißenden Strome gestaltet hatten, so waren die Ausflüge in südlicher Richtung wegen des nothwendigen Flußübergangs mit erheblichen Anstrengungen verbunden; nichtsdestoweniger streifte Montano gerne in jener Gegend herum, denn die Landschaftsbilder waren in der That entzückend, besonders reizend aber das Mündungsgebiet des Rio Matina.

An den Ufern des Rio de Dávao in der Nachbarschaft der Stadt liegen einige Hütten, welche von Infieles, d. h. halb barbarischen Heiden bewohnt werden. Die Nähe der spanischen Bajonnette hat diesen Söhnen der Wildniß einigen Respekt eingeflößt, so daß sie einige ihrer unmenschlichen Bräuche gemildert haben, doch ist ihr Leben und Treiben



Ein Häuptling der Bagobos auf der Reise. (Nach einer Photographie Montano's.)

im Ganzen und Großen dasselbe geblieben, wie bei ihren im Binnenlande hausenden Stammesgenossen. Alle besitzen Sklaven, was nicht so auffällig ist als der Umstand, daß keiner von diesen Unfreien den Versuch macht zu entfliehen oder die Intervention der spanischen Behörden anzurufen; vielleicht haben sie kein Zutrauen zu diesen oder ergeben sich mit der den Asiaten eigenthümlichen Resignation stumpfsinnig in ihr Schicksal. Merkwürdig ist auch, daß die wenigen christlichen Visayas (meist entlassene Sträflinge), welche sich in der Nähe dieser Halbwilden angesiedelt haben, ebenfalls Sklaven halten. Als Montano einem dieser Christen hierüber Vorwürfe machte, erwiderte dieser: „Herr, wenn ich meine Sklaven entlasse, so finde ich keine Achtung mehr und bin ein ruinirter Mann, ganz abgesehen davon, daß ich vereinzelt dastehend mich selbst der Gefahr aussetze, gefangen genommen und als Sklave verhandelt zu werden."

Jene Halbwilden, von denen eben die Rede war, gehören zu den Bagobos, welche unter den heidnischen Stämmen dieses Landes, welche sämmtlich Pferdezüchter sind, im Rufe stehen, die besten Rosse zu besitzen. Alles zeigt sich hier beritten, selbst die Weiber und Kinder, und jenes edle Thier erfreut sich einer ebenso sorgfältigen Aufmerksamkeit und Pflege, wie in den Duars der algerischen Araber. Trotz dieser Vorliebe für das Pferd sind diese Leute ungeschickte Reiter, woran hauptsächlich der plumpe Bau ihres Sattels schuld trägt, welcher dem Reitenden nicht gestattet, seine Knie zum festen Sitz zu verwenden, so daß man durch Balanciren sich im Gleichgewicht erhalten muß, was im Verein mit dem Reißen des Sattelgurtes öfters zu einem Sturze vom Pferde Anlaß giebt. Da diese Heiden immer mit blanken Waffen ausreiten, so sind Unglücksfälle bei solchen Anlässen nicht gar zu selten; Montano selbst war Augenzeuge eines Unfalles. Der Franzose begab sich mit zwei Häuptlingen aus der Nachbarschaft Dávaos auf die Jagd und zwar galt selbe Hirschen und Wildschweinen. Der Jagdplatz lag am Rande einer sanftgewellten ausgedehnten Prärie, welche von einer dichten Waldmauer begrenzt war. Ein Heer von Sácopes (Hörige) und Sklaven begann mit schrillem Geschrei das Wild aufzutreiben. Dieses ließ nicht

lange auf sich warten, ein Hirsch brach hervor und die Jäger setzten ihm im Galopp nach. Ein solcher Ritt durch eine mit hohem Cogongrase bestandene Prärie ist nicht ohne alle Gefahr, denn versteckt unter dem dichten Grün finden sich garstige Schlammlöcher. Die Pferde der Bagobos erkennen an der Witterung diese Gefahr und suchen mit einem Sprunge hinüber zu setzen. Hier aber verrechnete sich das Pferd eines Häuptlings, indem es einen Fehlsprung machte und zusammenbrach, der Reiter flog in einem Bogen aus dem Sattel, fiel aber so unglücklich, daß er seine Lanze sich in den Leib rannte. Zum Glück war die Verwundung nicht lebensgefährlich.

Was die heidnischen Stämme der Umgebung von Dávao anbelangt, so sind sie von einander gänzlich verschieden. Das nächste Interesse erregen die Atas, denn diese gehören zu jener merkwürdigen Rasse, welche in Luzon



Atas vom Vulkan Apó. (Nach einer Photographie Montano's.)

den Namen der Negritos führt, hier aber nur mit jener der Bisaya-Sprache entlehnten Bezeichnung benannt wird. Montano lernte einzelne Individuen dieses Stammes kennen, welche sich im Zustande der Sklaverei befanden; dann traf er aber auch Tribus freier Leute im Nordwesten des Apó. Diese letzteren zeichneten sich sowohl durch ein stattlicheres Aeußere, als auch durch mehr vorgeschrittene sociale Verhältnisse aus. Die unabhängigen Atas sind die einzigen Heiden dieses Distrikts, welche sich vor den Mauren oder Mohammedanern, mit denen sie in ewiger Fehde stehen, nicht fürchten; ihre Kriegszüge sind denn auch mit Erfolg belohnt.

Ein anderer Stamm führte den Namen der Tagabawas; es ist dies eine Mischrasse der Bagobos und Guiangas, mit deren Sitten und Bräuchen auch die ihren übereinstimmen, ja Montano besuchte eine Tagabawas-Tribus, welche sogar an munterem und freundlichem Wesen ihrer Individuen die anderen Stammesgenossen hinter sich ließ.

Für gewöhnlich trägt der Tagabawa nur wenige Gewandung, bei festlichen Anlässen aber wird in dieser Hinsicht desto mehr geleistet, insbesondere die Häuptlingstöchter schmücken sich da mit einer wahrhaft erdrückenden Last von Halsbändern und Armringen. Einen Begriff von dieser Festtracht giebt die beigegebene Abbildung, welche die Töchter eines Häuptlings in dem Augenblicke darstellt, wo sie sich dem Tanzvergnügen hingeben. Montano bewunderte die Ausdauer dieser braunen Grazien, welche in der Tageshitze, beschwert mit dem gewichtigen Schmucke, unermüdlich durch mehrere Stunden hindurch cancanartig herumsprangen.

Die Guiangas und Bagobos bewohnen die östlichen Abhänge des Apó. Auffallend erscheint an ihnen das weibische Aussehen. Sie sind sehr gewandt und geschickt, trotz ihrer zarten Erscheinung auch sehr kräftig. Ihre mittlere Körperhöhe erreicht 1631 mm, Montano traf aber Personen von 1715 mm Höhe.

Eines der merkwürdigsten Völker, welche diesen Theil der Insel Mindanao bewohnen, sind die Samals. Dieser kleine Stamm ist nur auf der im Golf von Dávao liegenden Insel Samal seßhaft und zeichnet sich sowohl durch hohe Intelligenz, als auch durch Tapferkeit und Arbeitslust aus. Mit allen Stämmen des festen Landes stehen sie auf dem Kriegsfuße, wie sie denn durch ihre Mitwirkung den Spaniern die Eroberung Dávaos sehr erleichtert haben. Dr. Montano fand auf der größten der Malipano-Inseln eine Grabstätte dieses Stammes. Das Eiland selbst erregte schon die Aufmerksamkeit des französischen Forschers,



Töchter eines Tagabawahäuptlings im Ballkostüme. (Nach einer Photographie Montano's.)

denn es war ein Korallenriff, das erst vor kurzer Zeit aus dem Meere sich erhoben hatte, da der Vegetationsdecke alte, hochentwickelte Bäume fehlten. Der Golf von Dávao und seine Küstengebiete liegen eben in einer vulkanischen Region, wo täglich Schwankungen des Erdbodens eintreten. In der Mitte jener Insel, wenige Schritte vom Meere entfernt, unter einer Nische von ungefähr vier Meter Höhe und zwei bis drei Meter Tiefe entdeckte Montano den Begräbnißplatz, der den Anblick einer wahren Schädelstätte bot: denn auf der Erde bleichten im wirren Durcheinander menschliche Gebeine, über denen sich ein Gerüst, hergestellt aus dem Holze der Palma brava (Corypha minor), erhob. Auf diesem Gerüste ruhten neben einander zwei Särge. Diese hatten die Gestalt jener philippinischen Schiffe, welche „Vintas“ genannt werden, und waren wie diese aus einem einzigen Baumstamm harten Holzes ausgehöhlt. Der Deckel selbst schloß genau an, war übrigens mit Schnüren aus Bejuco (Rotang) fest mit dem eigentlichen Sarge verbunden. Die Leichen selbst waren wie Mumien in Baumwollenzeug und Matten eingewickelt. Die Beigaben, welche oben auf den Sargdeckeln lagen, bestanden in einem Spinnrad, dann in Quantitäten von zum Verspinnen zurechtgelegten Manilahanfes, einem Körbchen mit Buyo, d. h. einer Betelportion, und endlich in zwei chinesischen Porcellangefäßen, in denen offenbar einst sich Reis befunden hatte, den aber längst die Vögel verzehrt hatten.

Zu den Pariahs dieses Landes sind die Tagacaolos zu zählen, welche von ihren überlegenen Nachbarn viel zu

leiden haben. Sie bewohnen die Vorberge des Apó, in der Nähe der Bilâns oder Bilanes, zwischen Cauit und Malalac. Ihre Ansiedelungen sind klein und unansehnlich. Die mittlere Manneshöhe beträgt bei ihnen 1594 mm.

Alle diese heidnischen Stämme werden von christlichen Bisayas sowohl, wie von den mohammedanischen Moros auf das Unverschämteste ausgebeutet und betrogen. Hier nur ein Beispiel: Bei den Ehen der Wilden kann nur aus ganz gewichtigen Gründen der Mann die Gattin verstoßen, die Bisayas-Händler aber schließen mit den heidnischen Schönen Ehen ab, die selten lange dauern; wird der Gatte seiner ehelichen Hälfte überdrüssig, so vertauscht er sie gerne gegen einige Hektoliter Reis, ohne aber seinem Schwiegervater jene Geschenke zurückzugeben, welche derselbe dem Manne seiner Tochter in Gestalt von Pferden, Harzen ꝛc. gegeben hat. Wäre der untreue Gatte ein Stammesgenosse, er würde der Blutrache verfallen; der edle Christ aber entzieht sich den Verfolgungen durch Uebersiedelung in eine andere Gegend oder er stellt sich unter den Schutz der spanischen Bajonnette.



Begräbnißstätte der Samals auf dem Eilande Malipano. (Nach einer Skizze Montano's.)

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

III.

Okkeituk kehrte mit seiner Frau nebst einem leidlich hübschen jungen Mädchen, die den schönen Namen Avingak, d. i. Maus führte, von Ananatuk zurück und bezog die von seinem Schwiegervater erbaute Schneewohnung. Die Frau sah noch immer bleich und leidend aus. Der Verlust des einzigen Kindes schien sie stark angegriffen zu haben. Sie ist, wie wir in Erfahrung brachten, bereits die zweite Gattin Okkeituk's; die erste hat er den Schwiegereltern zurückgeschickt. Hierzu sind die Eskimos berechtigt, wenn ihre Frauen den Anforderungen nicht entsprechen, welche die Führung des Haushalts, insbesondere die Anfertigung der Kleider, an sie stellt. Um diese Berechtigung dürfte mancher weiße Ehemann die Eskimos beneiden. Anfangs März schien die Kälte noch zunehmen zu wollen. Am 2. Abends gegen 8 Uhr zeigte das Thermometer — 49,4, den niedrigsten überhaupt erreichten Grad. Die folgenden Tage waren etwas gelinder. Am 9. März stieg die Temperatur unerwartet schnell bis auf 3,7° um 5 Uhr Nachmittags. Dabei wehte starker und trockener Nordost. Die angenehme Wärme war höchst willkommen, man konnte doch endlich wieder einige Stunden im Freien zubringen, ohne sich mit Kleidung überladen und dabei noch für Nase und Ohren besorgt sein zu müssen. Das Thauwetter wich allerdings bald wieder der Kälte. Das Monatsmittel des März betrug — 21,3°. Die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Schneefläche machte sich bereits im März bemerklich. Allmählich traten an den steilen Südostabhängen der Berge die dunkleren Farben des Gesteins wieder hervor. Okkeituk's Iglu, der im Innern vollständig vereist war, schmolz auch von außen zusammen und wurde Ende des Monats verlassen, doch war der Schnee in der Ebene noch immer hinreichend hart, um das Material für einen Neubau liefern zu können. Mit dem Frühjahre begann für die Eskimos der Fang der jungen Seehunde, deren weiches weißes Fell besonders zu Strümpfen benutzt wird. Früh morgens fahren die Jäger auf ihren Hundeschlitten hinaus und kehren abends selten ohne Beute nach Hause zurück.

Das Fleisch der Thiere ist weniger thranig als das der alten und wird daher auch von Walfischfängern gegessen. Mit Rosinen gefüllt und gebraten erschien ein solches Exemplar auch einmal auf unserem Tische und wurde von einigen Mitgliedern mit sichtlichem Behagen verzehrt. Am 21. März erhielten wir unerwarteten Besuch. Gegen Mittag zeigte sich im Südosten auf der Eisfläche des Fjordes ein dunkler Punkt, der sich mit großer Geschwindigkeit auf die Station zu bewegte. Allmählich erkannte man eine Anzahl Hunde, die einen Schlitten zogen, auf dem zwei Personen saßen und bald darauf zogen die Hunde mit lautem Geheul, getrieben durch die Peitsche eines Eskimos, den Schlitten die steile Böschung zum Stationsplatze hinauf.

Die Insassen waren abgestiegen. Einer von ihnen kam auf das Wohnhaus zu und begrüßte uns in unserer Muttersprache. Er war ein Altpreuße, aus Gumbinnen gebürtig, Scherden mit Namen und seines Zeichens ein Schmied, der, nachdem er Deutschland durchwandert hatte, nach Amerika gegangen und dort vom Schicksal schließlich auf einen Walfischfänger geführt worden war, auf dem er zur Zeit als erster Steuermann fungirte. Da Mr. Scherden gehört hatte, daß wir Deutsche seien, so war er von Kikkertak, wo sein Kapitän überwinterte, gekommen um die Landsleute in der Einsamkeit zu begrüßen. Die Reise, die er in Begleitung eines Eskimos unternommen, hatte drei Tage beansprucht. Als Landsmann wurde Mr. Scherden natürlich herzlich bewillkommt und während der zwei Tage seines Aufenthaltes auf das beste bewirthet. Den Einrichtungen der Station, insbesondere des Observatoriums, schenkte er viel Interesse und trotz seiner durch die Reise stark angegriffenen Augen ließ er es sich nicht nehmen, noch am Tage seiner Ankunft auch die Bergstation in Begleitung des Leiters der Expedition zu besichtigen. Nach seiner Erzählung ist unser Freund seit 14 Jahren auf dem Walfischfänger und hat die letzten vier Jahre ununterbrochen im Cumberland-Sunde zugebracht, aber ohne besonders günstigen Erfolg, denn in diesen vier Jahren sind seiner Mannschaft nur zwei große Wale als Beute zu Theil geworden, während noch vor acht Jahren in zwei Monaten deren neun erlegt wurden. Im Sommer pflegt sein Kapitän mit dem Schiffe in den Fjord zu kommen, um Jagd auf weiße Wale zu machen, die hier besonders zahlreich sein sollen. Mit dem Versprechen uns alsdann häufiger zu besuchen, schied Scherden wieder, nachdem ihm vom vorsorglichen Proviantmeister noch einige Flaschen Cognac zur Erquickung auf der Reise mitgegeben waren.

Dieser Besuch war nicht der einzige, den wir erhielten. Am 6. April kam zu aller Freude auch unser alter Bekannter Mr. Hall aus Kikkertak, blieb jedoch nur einen Tag auf der Station. Sein Schlitten wurde von 16 wohlgenährten Hunden gezogen. An der Rückseite war ein Renthiergeweih mit den Enden auf den Kufen befestigt, dessen Zinken zum Anhängen der Jagd- und Provianttaschen dienten.

Auch Mr. Hall klagte über die schlechten Ergebnisse des Walfanges der letzten Jahre und lobte die früheren Zeiten, besonders das Jahr 1870, in dem er 900 weiße Wale gefangen hat. Der weiße Wal (Beluga catodon) lebt gesellig in Herden von 5 bis 8 Stück. Er erreicht eine Länge von 4 m. Fischbein besitzt er nicht und wird nur des Speckes halber gejagt. Eisbären sind auch in diesem Winter, wie überhaupt seit langen Jahren, nicht bis Kikkertak hinaufgekommen; auf einer südlicheren Insel sind dem Schotten jedoch drei Faß Walfischspeck von den Bären zerschlagen und ihres Inhalts beraubt worden. Man hat aber von den Thieren weiter nichts gesehen als ihre Spuren im Schnee. Mr. Scherden sowohl als Mr. Hall erschienen vollständig im Eskimokostüm, da diese Kleidung den besten Schutz gegen die Unbilden des arktischen Winters gewährt. Das Aprilwetter war hauptsächlich gegen das Ende des Monats beständig heiter, bei andauernder

Windstille. Die Wirkung der Sonnenstrahlen wurde am Tage manchmal schon recht lästig. Dennoch erreichte das Monatsmittel der Temperatur nur die Höhe von — 15,2°. Das absolute Minimum betrug — 30,6°, das Maximum + 2,2. Das Längerwerden der Tage empfand man besonders bei den Nachtwachen als eine große Annehmlichkeit, da nunmehr die Instrumente bis abends 10 Uhr ohne künstliche Beleuchtung abgelesen werden konnten. Die Fälle von Schneeblindheit mehrten sich sowohl bei den Mitgliedern der Expedition als auch bei den Eingeborenen, von denen eine große Anzahl den Arzt der Expedition konsultirte.

Das animalische Leben wurde im Frühjahre auch etwas lebhafter als im vergangenen Winter, wo uns außer zwei Kolkraben und einer Schneemaus, die der Zimmermann fing, nichts zu Gesicht gekommen war. Zwei weiße Füchse wagten sich bis in die unmittelbare Nähe der Station und wurden erlegt, der eine von Okkeituk, der andere von Herrn Ambronn, dem Astronomen der Expedition. In den letzten Tagen des April machten sich auch Wölfe des Nachts durch anhaltendes Heulen bemerkbar. Die 20 Hunde Okkeituk's erwiderten dieses mit ebenso gräßlichen klagenden Tönen, so daß manchmal ein ohrzerreißendes Koncert entstand, welches einen zur Verzweiflung bringen konnte, zumal wenn man schlafen wollte. Gesehen haben wir keinen der Wölfe.

Am 28. April ging Okkeituk zum ersten Male in diesem Frühjahre auf die Renthierjagd. Morgens um 7 Uhr fuhr er mit seinem Schlitten nach dem nordwestlichen Ende des Fjords, ließ den Schlitten sammt den Hunden auf dem Eise zurück und ging dann allein, bewaffnet mit einem Mausergewehr, in das Innere des flachen Landes, wo sich nach den Aussagen der Eskimos im Sommer zahlreiche Renthiere aufhalten müssen. Okkeituk war auch so glücklich zwei große Thiere zu erspähen und sich unbemerkt an sie heranpürschen zu können. Nachdem ein sicherer Schuß das erste getödtet hatte, blieb das andere erschrocken noch eine Weile mit erhobenem Haupte stehen, augenscheinlich unschlüssig, wohin es seine Flucht richten sollte; doch ehe es noch den Jäger erblickt hatte, wurde es vom zweiten Schusse niedergestreckt. Okkeituk war ungemein erfreut über diesen Erfolg, den er hauptsächlich dem Mausergewehr zuschrieb. Seinem Vorderlader wäre wahrscheinlich die zweite Beute entgangen. Die vier hinteren Keulen der Renthiere bildeten in der nächsten Woche eine höchst willkommene Vermehrung unserer Mittagsmahlzeiten. Es war das erste frische Fleisch, das wir seit langer Zeit genossen, und mundete daher besonders gut. Die Felle behielt Okkeituk zur Anfertigung von Winterkleidern, die Geweihe hatte er leider zurücklassen müssen, da der Transport des Fleisches und der Felle bis zum Schlitten ihn schon genügend beanspruchte.

Das zweite Schneehaus Okkeituk's war kaum einen Monat alt geworden, als es Ende April eines schönen Tages theilweise zusammenstürzte. Der Schnee hatte sich mittlerweile erweicht, und durfte er deshalb nicht daran denken einen neuen Iglu zu erbauen. Da die nöthigen Seehundsfelle fehlten um eine Zeltdecke anzufertigen, so mußte unser Freund sich vorläufig mit einem alten Segel behelfen, das ihm von der Expedition geliehen wurde. Er zog von außen die Stangen aus seinem verlassenen alten Zelte, welches die Hunde inzwischen arg verwüstet hatten, und errichtete daraus das neue an einer höher gelegenen Stelle, wo unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen die Schneedecke bereits dem grünen Moosteppich gewichen war. Um seine Frau für den Verlust ihres Kindes zu trösten, nahm Okkeituk ein etwa dreijähriges Mädchen bei sich auf, für welches er den Eltern zwei alte und einen jungen Hund nebst etwas Tabak als Entschädigung zahlte. Später gesellte er diesem Mädchen noch einen kleinen Knaben bei.

Im Monat Mai wurden von der Station zwei Schlittenreisen unternommen, um die Umgebung, insbesondere den Kingawa-Fjord aufzunehmen. Die erste Expedition, bestehend aus dem Astronomen Ambronn, dem Ingenieur Boeklen, dem Segelmacher Hevicke und dem Eskimo Okkeituk, verwandte zehn Tage auf die Erforschung des nordwestlichen Theiles des Fjordes. Der erforderliche Proviant, die Kochapparate, die geodätischen Instrumente, ein Zelt aus Segeltuch nebst den nöthigen Stangen, die Schlafsäcke u. s. w. wurden auf einem Schlitten mitgeführt, den die Hunde des Eskimos zogen. Das Zelt, welches hinreichenden Schutz gegen den Wind gewährte, schlug man des Nachts auf dem Eise auf und kroch dann in die pelzgefütterten Schlafsäcke, die vollständig hinreichten, jede künstliche Erwärmung überflüssig zu machen, zumal die vier Reisegenossen in dem kleinen Raume dicht bei einander liegen mußten. Den Hunden schien das Reisen am wenigsten zu behagen, denn zweimal brannten des Nachts einige von ihnen durch und kehrten zur Station zurück, trotzdem Okkeituk die Vorsicht gebraucht hatte sie anzubinden und je ein Vorderbein durch den Riemen des Geschirres zu stecken, der um ihre Brust ging. Die Leine, welche sie hielt, fraßen die Hunde durch und liefen auf drei Beinen davon. Okkeituk hatte dann die Mühe ebenfalls zurückzukommen und sie aufs neue einzufangen, wobei er sie durch einige derbe Fußtritte über das Ungehörige ihrer Handlungsweise zu belehren suchte.

Das Ziel der zweiten Expedition, an welcher der Leiter der Expedition Dr. Giese, der Mechaniker Seemann, der Zimmermann Weise und Okkeituk theilnahmen, war der östliche Theil des Fjordes, bis zu seinem Ausgange in den Cumberland-Sund. Die Expedition ging am 14. Mai fort und brauchte 14 Tage bis zur Rückkehr. Das Wetter war für diese Schlittenreise schon bedeutend ungünstiger als für die vorige im Anfang des Monats. Die Temperatur stieg am Tage immer einige Grade über den Gefrierpunkt, wodurch der Schnee weich und feucht und das Vordringen unmöglich wurde, weil die Hunde und der Schlitten zu tief einsanken. Man zog es daher vor des Nachts zu reisen, dagegen am Tage einige Stunden zu schlafen. Die Nächte waren um diese Zeit schon so hell, daß man um 12 Uhr im Freien auch bei bedecktem Himmel ohne Anstrengung lesen konnte.

Außer den geodätischen Arbeiten machte Dr. Giese unter Assistenz von Seemann täglich Bestimmungen der Intensität, Deklination und Inklination des Erdmagnetismus auf dem Eise zu einer Stunde, die vorher mit den auf der Station Zurückgebliebenen verabredet war, damit diese gleichzeitig die Variationen der genannten Größen, die in den Rechnungen zu berücksichtigen sind, an den Instrumenten der Station beobachten konnten.

Beim Besteigen eines Berges am Ende des Fjordes glaubten Dr. Giese und Seemann im südlichen Theile des Cumberland-Sundes offenes Wasser gesehen zu haben, was auch mit Angaben eines Eingeborenen stimmte, den ich am 22. Mai sprach, und der erzählte, daß die Whaler auf Kikkertak bereits ihre Boote ins Wasser gelassen hätten, um auf den Walfang zu gehen. Am Eise des Fjordes zeigte sich noch keine besondere Veränderung. Der Schnee schmolz zwar mehr und mehr zusammen und bildete an einigen Stellen große Wasserlachen, die jedoch des Nachts, da die Temperatur noch bis — 6° fiel, wieder gefroren.

Die Eingeborenen aus Ananatuk besuchten uns im Mai häufiger als sonst und brachten auch zuweilen Renthierfleisch, wofür sie Brot, Thee, Tabak, Pulver und Blei erhielten. Die Walfischfänger pflegen für eine Renthierkeule das halbe Gewicht derselben in Brot zu geben. Später entwickelte sich zwischen der Station und den Eskimos ein reger Tauschverkehr von ethnographischen Gegenständen, als Waffen, Pelzkleidern u. s. w. gegen Wollzeug, Ketten, Messer und Tabak.

Wie alle uncivilisirten Völker, so haben auch die Eskimos eine große Vorliebe für die Kleidung der Weißen und fühlen sich in ihrem Selbstbewußtsein ungemein gehoben, wenn sie statt ihres hübschen und praktischen Jacketts den alten Rock eines Europäers anziehen können, in dem sie sich dann bei der ersten Gelegenheit eine tüchtige Erkältung zuziehen. Die Frauen tragen über ihren Beinkleidern gern einen Rock von Kattun, über den hinten der lange Schurz des Jacketts herabhängt, was der ganzen Figur ein wunderliches Aussehen verleiht. Von einigen der Eskimos erhielten wir sauber gearbeitete Modelle ihrer Kayaks und Uniaks nebst den zugehörigen Waffen in Miniatur. Die einzelnen Rippen und Langhölzer dieser Modelle werden äußerst geschickt durch Lederriemchen mit einander verbunden. Außerdem schnitzten sie kleine Puppen aus Holz, zuweilen mit Arm- und Beingelenken, die von den Frauen mit Pelzkleidung versehen wurden und als Insassen für die Boote bestimmt waren. Aus Walroßzahn und Renthiergeweih verstehen die Eskimos allerlei Thierfiguren, wie Hunde, Robben, Enten, Walfische u. s. w. in einer Vollendung nachzubilden, die unser Erstaunen hervorrief. Die zahlreichen Stücke, die ich von diesen Sachen gesammelt und mitgebracht habe, übertreffen in ihrer Ausführung die ähnlichen Kunsterzeugnisse, welche Prof. von Nordenskiöld bei den Tschuktschen gefunden hat. Freilich bleiben sie noch zurück hinter verschiedenen Schnitzereien der Labrador-Eskimos, welche ich Gelegenheit hatte bei Dr. Koch zu sehen und die den besten chinesischen Elfenbeinarbeiten gleichzustellen sind.

Die Eskimos benutzen zur Anfertigung solcher Gegenstände allerdings längst die eisernen Werkzeuge der Weißen und wissen mit Meißel und Feile sehr wohl umzugehen. Doch muß man nicht glauben, daß diese eigenartige Industrie erst durch die Weißen hervorgerufen ist, denn schon Davis fand auf seiner ersten Reise in den Cumberland-Sund im Jahre 1585 auf einer Insel, deren Bewohner gerade abwesend waren, außer einem Schlitten, der aus Fischbein, tannenen und eichenen Brettern zusammengesetzt war, auch allerlei geschnitzte Bilder und das Modell eines Bootes.

Das anhaltend schöne und warme Wetter des Monats Mai, dessen mittlere Temperatur nur noch — 0,8° betrug, hatte den Schnee an den den Sonnenstrahlen zugänglichen Orten vollständig vertrieben. Begünstigt wurde das Schwinden der Schneedecke besonders durch die außerordentlich trockene Luft — das Haarhygrometer zeigte an manchem Tage nur 48 Proc. Feuchtigkeitsgehalt. Ueberraschend schnell entwickelte sich jetzt die Flora, von deren Reichthum man sich in der Regel keine Vorstellung macht. Wo nur kurze Zeit es der Sonnenwärme gelingt, den Eis- und Schneeüberzug des Felsenbodens aufzuthauen, in erster Linie also an den Südabhängen der Berge, findet man mindestens Flechten und zwar an allen bis jetzt besuchten Punkten der Polargegenden.

Bekanntlich hat die neuere Forschung in den Flechten botanische Doppelwesen erkannt, die aus einer Pilz- und einer Algenspecies bestehen, bei welchen die Alge die physiologischen Funktionen der Ernährung übernimmt, der Pilz vorwiegend das die Form der Flechte bestimmende Element abgiebt. Wir können also diese Lichenenflora als eine Flora von Landalgen und auf ihnen schmarotzenden Pilzen bezeichnen. Es fanden sich von den Flechten die verschiedensten Arten vor, unter welchen hier an das isländische Moos, die Renthierflechte und die scharlachrothe Köpfe tragende Cladonia corallifera erinnert werden soll.

Der zunächst durch physikalische Einflüsse, besonders Temperaturwechsel, verwitternde Felsboden geht durch die unmerkliche aber stetige Zersetzungsarbeit der bescheidenen, aus Flechten bestehenden Pflanzendecke in seiner Dekomposition immer weiter und so entsteht im Laufe der Jahre eine dünne Schicht lockerer Erde. Wo eine solche sich bilden konnte, d. h. nicht wieder abgeschwemmt wurde, entwickelt sich sofort eine reichere Flora, Laubmoose, Binsenarten, darunter das Wollgras und mehrere zu den Vaccineen (Heidelbeerarten) und Ericaceen (Haidekräuter) gehörige Species. Wie letztere beiden Familien die ersten Repräsentanten der höheren Phanerogamen der arktischen Flora darstellen, so geben sie auch die ersten Daten für den arktischen Blüthenkalender, indem sie schon Ende April an den Südabhängen den Wanderer durch ihre Blüthen erfreuen. Ihnen gesellt sich fast überall der einzige Repräsentant eines Strauches, die in mehreren Fuß langen Stämmen auf dem Boden hinkriechende, sich jedoch nur ein paar Zoll erhebende Polarweide zu, welche ebenfalls zu den am frühesten blühenden Pflanzen gehört, da die Knospen ihrer Kätzchen in sehr günstigen Lagen schon Ende März erkennbar sind.

Für weitaus den größten Theil des Landes machen nun die oben genannten Pflanzenordnungen und Gattungen, denen wir für den moorigen Boden der kleinen Süßwassersee noch das gewöhnliche Torfmoos zuzählen müssen, die gesammte Flora aus. Namentlich etwas entfernt von der Küste kann man meilenweit wandern, ohne eine andere Pflanze als die genannten anzutreffen.

Anders an gewissen bevorzugten Plätzen. Die Süd- und Südostabhänge der felsigen Küste beginnen schon im März schnee- und eisfrei zu werden. Während an einzelnen Nord- und Nordwestabhängen der Gebirge im Jahre 1883 der Schnee überhaupt nicht vollständig verschwand, rieselte an jenen seit Mitte Mai eine Anzahl kleiner Bäche in Furchen, die sich das Wasser in den harten Granit eingenagt hat, zum Thale nieder. Diese Bächlein werden, je mehr die Masse des schmelzenden Schnees abnimmt, desto wasserärmer. Eine Anzahl von ihnen verschwindet bald ganz; nur diejenigen, welche Abflußkanäle der hoch gelegenen kleinen Bergseen darstellen, dauern auch während der eigentlichen Sommerzeit aus. An den Rändern und in der Umgebung dieser Süßwasserbäche, noch mehr im Bette der im Frühjahre austretenden und etwa im Juli verschwindenden kleinen Wasserläufe, tritt nun später als die oben erwähnte, nämlich eine Mitte Juni sich bemerkbar machende Flora — die eigentliche arktische Blumenflora — auf, wenn wir unter Blumen solche phanerogame Blüthen verstehen, welche durch ihre Größe und Farbe das Vegetationsbild der Landschaft beeinflussen. Weiß ist zwar hier auch die vorherrschende Farbe; es hebt sich vom dunkeln Felsgrunde oder dem schmutzig gelbgrauen Flechtenüberzug, beziehungsweise dem grünlichbraunen Teppich der Vaccineen- und Ericaceensträuchlein deutlich genug ab. Wir haben hier besonders Repräsentanten der Steinbrecharten, der Stellarien und andere mehr vor uns. Dazwischen zeigen sich grell schwefelgelbe Beete, die von weitem einander vollständig gleich sehen, aber aus Vertretern zweier verschiede-

nen Gattungen bestehen. Eine Ranunkelart, die auch in den Polargegenden der Butterfarbe ihrer Blüthen, welche den verschiedensten Species in unseren Gegenden einen und denselben Volksnamen zugezogen hat, treu bleibt, sowie eine zierliche Mohnblüthe, die auf einem dünnen blätterlosen Stiele sitzt (Papaver nudicaule), sind es, welche jene gelben Blumenbeete bilden. Zählen wir noch die purpurvioletten, großen, weithin auffallenden Blüthen einer Art Weidenröslein (Epilobium) hinzu, so haben wir zwar den Pflanzenkatalog jener Gegenden noch lange nicht erschöpft, aber doch diejenigen Blüthenpflanzen angeführt, welche gewissen, besonders günstig gelegenen, aber leider an Ausdehnung nur sehr beschränkten Oertlichkeiten charakteristisch sind.

Der neueste centralasiatische Reisende.

Von H. Vambéry.

I.

Herr Heinrich Moser auf Charlottenfels bei Schaffhausen verdient von Rechts wegen nicht zu den neuesten, sondern zu den ältesten, d. h. frühesten Reisenden Centralasiens gerechnet zu werden. Es war im Spätjahre 1866, als mein Landsmann Graf M. mich ersuchte, ich möchte seinem in Orenburg weilenden Schwager, einem unternehmungslustigen, für Reisen in fremde Länder begeisterten jungen Manne, ein Empfehlungsschreiben nach Bochara geben. Nach Bochara, dachte ich mir, dort mag die Rekommandation des Exderwisches, der sich glücklich schätzte, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, wohl wenig frommen. Doch da man in mich drang, so schrieb ich an Hussein Ischan, den Vorsteher des damals berühmtesten Klosters, wo ich selbst Gastfreundschaft genossen, einige warm gehaltene Zeilen mit der Bemerkung, man möge dieses Briefes sich nur im äußersten Falle bedienen, da, wie ich dem Grafen M. sagte, ich für den Erfolg meines Schreibens nicht einstehen könne. Dieser Brief nun war für Herrn Moser, einen damals kaum zwanzigjährigen Jüngling bestimmt, der in Folge der langjährigen Geschäftsverbindungen seines Vaters mit Rußland in der Hauptstadt an der Newa keinesfalls zu den Fremdlingen zählte und nun, von dem Rufe der neuen Eroberungen im Süden angelockt, einer der ersten Europäer sein wollte, die auf dem jungfräulichen Boden Innerasiens ihr Glück versuchten. Eine Reise in das damalige russische Turkestan gehörte noch nicht zu den sichersten Unternehmungen. Die Scharte der russischen Waffen bei Irdschar war allerdings schon ausgewetzt, die Tollkühnheit Tschernajew's hatte der besonnenen Politik Romanowski's und Kaufmann's Platz gemacht. Man brütete in Taschkend über neuen Eroberungen, die man vor den Augen Europas, namentlich aber Englands, sorgfältig verhüllen wollte. Und unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß General Krishanowski dem thatendurstigen jungen Schweizer, wie gut er auch immer angeschrieben war, den Zutritt in das russische Turkestan kategorisch verweigert hat. Herrn Moser aber scheint dies Verbot, sowie seinen späteren Nachfolger Mac Gahan wenig inkommodirt zu haben. Er unternahm daher das Wagestück — denn für ein solches kann es angesehen werden — auf eigene Faust in Begleitung eines Kirgisen nach Taschkend zu reisen. Als er an den Ufern des Jaxartes auftauchte, wurde er aber wider seine Erwartung von den Russen freundlichst aufgenommen; ja, Herr Moser, von Beruf Soldat, schloß sich als Freiwilliger bald jenem Armeekorps an, das unter Leitung General Kaufmann's 1868 gegen Samarkand vorgedrungen war und diese Stadt dem Emir von Bochara entrissen hatte. Moser war somit der erste Europäer, der mit den Siegern in die alte Residenz Timur's eingedrungen war. Seine diesbezüglichen Erlebnisse müssen von besonderem Interesse sein und wir erwarten auch von ihm, daß er dieselben, schon des geschichtlichen Momentes halber, der Welt nicht vorenthalten wird. Er war Augenzeuge, als die Russen des berühmten kufisch geschriebenen Koranexemplares von kolossaler Dimension sich bemächtigten, eines Korans, der aus der Zeit der ersten Khalifen herstammt und heute als Kleinod in St. Petersburg aufbewahrt wird; ja ein Kleinod, dessen Rückgabe der Fürst von Bochara gelegentlich der Czarenkrönung durch seinen Sohn sich erbitten ließ, welche Bitte natürlich nicht gewährt wurde. Herr Moser drang ins Grabmal Timur's gerade im Momente ein, als russische Soldaten den aus Nephrit bestehenden berühmten Grabstein zertrümmern wollten, welch herostratisches Werk er theilweise verhinderte; einige Bruchstücke von diesem merkwürdigen Steine sind abgelöst später nach Europa gekommen und der glückliche Zufall hat es gewollt, daß ein Stück, von Freundeshand verehrt, mir zugekommen ist. Allerdings ein sonderbarer Zufall! Vier Jahre noch vorher hatte ich, umgeben von meinen Pilgergefährten vor diesem Steine mehrere Stunden betend und singend zugebracht. Ich konnte nur mit tausendfachen Gefahren zu ihm gelangen und einige Jahre später hat der Stein mich selbst in Pest aufgesucht und bildet selbstverständlich eine der werthvollsten Reliquien meiner centralasiatischen Erinnerungen.

Nachdem Herr Moser an den mannigfachen Abenteuern dieses merkwürdigen Zuges sich gesättigt, dachte er auch mit Recht, sein Unternehmen von der praktischen Seite zu verwerthen und durch Einführung der bocharischen Seidenkultur in Europa unserer Industrie zu dienen. Doch die russischen Amtswege sind dunkel und, als der unternehmende Schweizer auf dem Punkte stand, sein unter riesigen Schwierigkeiten begonnenes Unternehmen heranreifen zu sehen, griff plötzlich die russische Behörde ein, und nach Verlust von bedeutenden Summen enttäuscht und erbittert, kehrte er Ende der sechziger Jahre wieder nach Europa zurück, fest entschlossen, Mittelasien und Rußland nie mehr zu besuchen. Doch wer einmal das freie, an bunten Abenteuern reiche Leben im Inneren Asiens gekostet, dem fällt es überaus schwer, in den durchaus prosaischen Rahmen unseres europäischen Alltagslebens sich hineinzugewöhnen. Herrn Moser hatte überdies seine während der ersten centralasiatischen Reise unerfüllt gebliebene Sehnsucht, nämlich von Orenburg aus durch Centralasien nach Indien vorzudringen, zu neuen

Thaten angespornt und um diesen Lieblingsgedanken auszuführen, brach er 1882 das zweite Mal auf. Dieser Zug von Orenburg nach Peschawer hat merkwürdigerweise trotz der völligen Eröffnung Turkestans bis heute noch nicht seinen Mann gefunden und nur in umgekehrter Richtung können wir die Reise des Dr. Honigberger verzeichnen, der als ehemaliger Leibarzt Rendschid Singh's über Kabul und Bochara 1834 nach Rußland und Europa gereist war. Den Ueberlandweg von Indien nach Rußland haben in einer westlicheren Richtung, nämlich über Chiwa und das Kaspische Meer, auch die englischen Officiere Abbot und Richmond Shakespeare gemacht, während nach Osten hin, nämlich von St. Petersburg nach Calcutta, der Ueberlandweg nur einem einzigen Reisenden geglückt ist. Es ist dies der in geographischen Kreisen wenig bekannte Ungar Berzenczey, ein merkwürdiger Kauz und Tollkopf sondergleichen, ein Mann, der ohne jegliche Vorbereitung und Kenntniß der Sachlage, um die Wiege des magyarischen Volkes aufzusuchen, ins Innere Asiens sich begeben hatte. Des Türkischen nur halbwegs mächtig, reiste er von St. Petersburg über Wjernoi bis an die Grenze der damaligen Besitzungen Jakub Kuschbegi's, wo er wahrscheinlich von Räubern überfallen und von einer ostturkestanischen Grenzwache arg zugerichtet aufgefunden wurde. Mit gebrochenen Händen und Füßen und eingeschlagenem Kopfe soll der Mann schon zwei Tage in einem Graben gelegen haben. Die tatarischen Soldaten hoben ihn auf und so langte der verstümmelte Frengi in Kaschgar an. Glücklicherweise traf eben zur selben Zeit die Gesandtschaft des Herrn Forsyth aus Indien an. Die Engländer nahmen sich selbstverständlich des verlassenen Europäers an und brachten ihn auf ihrem Rückwege nach Calcutta, von wo er an Geist, nicht aber an Körper gebrochen, nach Ungarn zurück kam. Er starb bald darauf im Irrenhause. Den letzten Versuch zu einem Ueberlandweg hat, soweit wir wissen, der russische geheime Agent Paschino 1873 gemacht, wurde jedoch in seinem Vorhaben von den englischen Behörden im Pendschab verhindert und mußte unverrichteter Dinge umkehren.

Das Bemühen des Herrn Moser, diesen Plan nun einmal auszuführen, war daher vollauf berechtigt und seine Hoffnung auf Erfolg war diesmal um so mehr begründet, da er zur selben Zeit, nämlich 1882, mit seinem alten Freunde und Bekannten General Tschernajew, der eben damals zum Gouverneur von Turkestan ernannt worden war, in St. Petersburg zusammentraf, ja von demselben aufgefordert die Reise nach Taschkend mit ihm zusammen machen konnte. Die Fahrt durch die Steppe war diesmal ein Festzug; der Empfang des neuen Generalgouverneurs im Centralsitze der russischen Verwaltung ein überaus prachtvoller, denn Tschernajew, den die Mittelasiaten Schir-najeb (d. h. der Löwenrepräsentant) nennen, ist seiner Leutseligkeit wegen unter Sarten, Tadschiken und Oezbegen eine beliebte Persönlichkeit. Herr Moser ist voll des Lobes für den Eroberer Turkestans, der, was die Energie und den Biedersinn anbelangt, in der That hoch über seinen Vorgänger, General Kaufmann, gestellt zu werden verdient. Dieser russische General hätte den schrecklichen Augiasstall russischer Verwaltung am Jaxartes wohl auch zu reinigen vermocht, doch administrative Maßregeln dünkten ihm nur eine Nebensache. Dem panslavistischen Heißsporne lagen hochfliegende Zukunftspläne mehr am Herzen. Er begann sein Lieblingsspiel der Intriguen gegen England, verrieth bald dieselben unter dem Einflusse des Champagners in seinen Toasten und mußte, wie bekannt, nach kurzer Herrschaft wieder das Land verlassen. Warum er unserem Reisenden, seinem Günstlinge, den direkten Zug durch Afghanistan nach Indien verweigert hatte, ist uns nicht ganz einleuchtend, da ein Empfehlungsschreiben an Abdurrahman Khan, mit dem Tschernajew auf gutem Fuße stand, den Zug über den Hindukusch und den Chaiberpaß leicht ermöglicht hätte. Herr Moser sah sich daher gezwungen, nach 14tägigem Aufenthalte in Taschkend die Reise nach Indien auf einem Umwege, d. h. über Bochara, Chiwa und Merw auf eigene Faust zu versuchen, was ihm um so leichter schien, da er von Tschernajew die Erlaubniß erhalten hatte, den eben damals in außerordentlicher Mission nach Bochara sich begebenden Prinzen Wittgenstein begleiten zu dürfen. Letzterer hatte, wie es sich nun nachträglich herausstellt, vom Emir Muzaffareddin die Erlaubniß zu einer russischen Telegraphenlinie über Bochara und Tschihardschui nach Merw zu erwirken, wozu der Emir aber damals, d. h. vor zwei Jahren, seine Einwilligung noch nicht gab. „Verlange von mir alles, was in meiner Macht steht“, sagte der Emir, „nur nicht solche Neuerungen, die an den Aberglauben und die Vorurtheile meiner Unterthanen anstoßen.“ Die Opposition gegen den elektrischen Draht schien damals im edlen Bochara noch überaus groß gewesen zu sein; doch die Furcht vor dem Czaren, dem weißen Padischah an der Newa, scheint noch größer zu sein; denn was Tschernajew mißlungen ist, hat General Rosenbach glücklich der Vollführung entgegengebracht, und in der allerneuesten Zeit geht die telegraphische Kommunikation von Samarkand über Bochara, Karaköl und Tschihardschui nach Merw hin, um von da über Aschkabad, Michailowsk und Baku mit der kaukasischen Linie sich zu verbinden.

Die abschlägige Antwort, die der Emir damals dem Prinzen Wittgenstein gegeben, hatte selbstverständlich auf den ceremoniellen Empfang, auf den Austausch reicher Geschenke und Freundschaftsbezeugungen keinen Einfluß. Man ist sich in dieser Beziehung in Bochara trotz des immer mehr und mehr zunehmenden Kultureinflusses der benachbarten russischen Welt immer treu geblieben. Die europäischen Gäste — denn außer Herrn Moser nahm an der Mission auch der französische Militär-Bevollmächtigte in St. Petersburg Antheil — wurden von der endlosen Reihe der Desturchane (Gastmähler) und Chalate (Ehrenkleider) förmlich erdrückt; auch Ordensverleihungen seitens des Emirs hatten stattgefunden, denn Muzaffareddin, den ich seiner Zeit als den Grundpfeiler moslemischer Religionsreinheit gekannt, hat sich auch hierin dem christlichen Westen genähert, indem er einen Orden gegründet, welcher den Namen Nischani dar es Saltanat Bocharai scherif, d. h. der Orden oder das Andenken an die Residenz des edlen Bocharas führt. Das Exemplar, das ich gesehen, stellt eine große achteckige Platte mit ziemlich primitiver Verzierung und grotesker Färbung dar; nur, scheint mir, hat sich dabei ein kleiner chronologischer Fehler eingeschlichen; denn die mohammedanische Jahreszahl, welche oberhalb des Sternes sich befindet, will uns einreden, daß der Orden noch vor der Ankunft der Russen gegründet worden sei, was mir keinesfalls einleuchten kann. Das Ehrenzeichen selbst ist aus gutem und massivem Golde angefertigt, hat also mehr reellen Werth als der Sonnen- und Löwenorden der persischen Majestät, welcher bekanntermaßen stark vergoldet, aber aus sehr zweifelhaften Mineralien zusammengesetzt ist. Ob meine guten Bocharioten nun das Knopflochfieber schon bekommen haben, ist mir nicht bekannt. In Europa ist, so weit ich weiß, mit diesem Embleme nur Herr Moser geziert, und unsere Ordensjäger sollten schon der Kuriosität halber dieser Rarität nachsetzen. Aber auch bezüglich der Person des Emirs selbst erfahren wir durch Herrn Moser so manche interessante Neuigkeiten. Emir

Muzaffareddin, heute, wenn ich nicht irre, 62 Jahre alt, ist körperlich sehr gebrochen und herabgekommen: sein grell gefärbter Bart und Augenbrauen stechen von der fahlen, kränklichen Gesichtsfarbe ab und sind ganz in Uebereinstimmung mit seiner bizarren, man könnte sagen theatralischen Kleidung. An Stelle des rituellen Gewandes ist eine Art Uniform in ziegelrother Sammtseide getreten, welche, mit breiten russischen Bändern besetzt, ihm bis zum Knie reicht. Auf den Schultern dieses kurzen Schlafrockes sitzen zwei große Epauletten, auf der Brust, richtiger auf dem Magen, trägt er seinen eigenen Orden, rechts und links die russischen Dekorationen des St. Stanislaus- und St. Andreasordens. Ueberdies hängt ihm vom Halse noch ein anderes Muster bocharischen Ordens herab, in dessen Mitte sich ein Diamant in der Größe eines Taubeneies befindet; um kein Plätzchen seiner Brustbekleidung unbedeckt zu lassen, hat der Emir ein halbes Dutzend Exemplare seiner eigenen Auszeichnung sich angeheftet, über deren Bedeutung, wie man sieht, er noch ganz im Unklaren ist. Was die Politik dieses Fürsten anbelangt, so hat er bekanntermaßen, den Verhältnissen Rechnung tragend, sich den Russen mit ganzer Seele angeschlossen. Sein ältester Sohn, der gegen ihn revoltirte und heute als englischer Schützling in Indien lebt, ist ganz vergessen und an dessen Stelle ist als Thronfolger sein zweitältester Sohn Töre-Dschan, ungefähr 24 Jahre alt, getreten. Dieser, sowie der dritte Sohn, der in St. Petersburg erzogen wird, sind schon der russischen Sprache einigermaßen mächtig, und russisch ist selbstverständlich die Losung des Tages, russisch auch die Organisirung der Armee, die, nebenbei gesagt, alle erdenklichen Monturen der Welt trägt und nach der Aussage des Herrn Moser, der hier als Fachmann spricht, keine besonderen Fortschritte gemacht hat. In administrativer Beziehung ist Bochara, wie vorher, streng mittelasiatisch geblieben, alles geht hier noch seinen alten Weg, daher auch die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes wenig Veränderung erfahren. Der Wohlstand ist hier ein viel größerer als im eigentlichen russischen Turkestan; in den Augen der Mittelasiaten ist das Centrum am Zerefschan noch immer das Nonplusultra weltlicher und religiöser Vollkommenheit, und hier hat die russische Administration nicht jenen Krebsschaden hervorrufen können, wie unter den Kirgisen im nördlichen Steppengebiete, wo durch Abschaffung der alten Sultane und durch Einführung des Amtes der Wolosten die Nomaden einer gänzlichen Verarmung mit Riesenschritten entgegengehen. Dies ist übrigens das Los sämmtlicher von der asiatischen Kultur in die Hände russischer übergegangenen Nomaden und Halbnomaden. Es macht sich auch in Taschkend und in Samarkand fühlbar und der Wohlstand Bocharas wird nur so lange als seine heutige, allerdings nur nominelle Selbstständigkeit dauern.

Um zu der Reise des Herrn Heinrich Moser zurückzukehren, wollen wir hervorheben, daß seine Angaben sowohl über das politische und sociale Leben als auch über den Handel und die Industrie, soweit dieselben in den Aufsätzen des „Journal de Genève“, wo er seine Reiseeindrücke auszugsweise veröffentlicht hat, vorliegen, uns in jeder Beziehung werthvoll erscheinen. Erstens war Herr Moser kein Neuling auf diesem Felde und die angestellten Vergleiche zwischen Bochara 1868 und Bochara 1883 sind von besonderem Interesse. Zweitens zeichnen seine Nachrichten sich durch Aktualität aus, indem sie wie seine Schilderungen das allerneueste Bild der dortigen Zustände kennen lehren. Drittens war die hohe officielle Empfehlung, die er mitgebracht, am meisten geeignet, ihm Einsicht in solche Zustände zu verschaffen, die von seinen jüngsten Vorgängern nur oberflächlich berührt oder gar nicht gekannt wurden. Mit einem Worte, wir erwarten mit lebhaftem Interesse das Buch, welches der Schweizer Reisende zunächst zu veröffentlichen gedenkt, dies um so mehr, da es ihm gelungen, einige hundert photographische Aufnahmen mitzubringen, mit welchen er seinen Reisebericht zu illustriren beabsichtigt.

Nachdem Herr Moser die Gastfreundschaft des Emirs von Bochara reichlich genossen, verließ er am 6. November vergangenen Jahres die Stadt am Zerefschan, um seine Route über Tschihardschui nach Chiwa fortzusetzen. Obwohl er mit Empfehlungen an Töre-Dschan, den präsumtiven Thronerben Bocharas, der heute als Gouverneur in Tschihardschui sich aufhält, versehen war, war es ihm doch nicht leicht von seinen europäischen Gefährten sich zu trennen und nun ganz allein inmitten eines rauhen Winters die Reise fortzusetzen. Die Soldatennatur unseres Reisenden hatte natürlich über manche Unannehmlichkeiten und Beschwerden sich hinwegzusetzen und abgesehen von der kargen Konversation mit dem des Russischen kundigen Kirgisen Tursum Bai, den ihm Prinz Wittgenstein als Begleiter mitgegeben, mußte er Tage, ja Wochen lang in Einsamkeit zubringen. Von Tschihardschui ging es nach der Uferstadt Ildschik und von da auf einer dort bereit stehenden Barke flußabwärts nach Petro-Alexandrowsk, eine Route, die von jeher als Hauptkommunikation zwischen den beiden Chanaten gedient und nur durch die zeitweiligen Ueberfälle der räuberischen Tekke-Turkmenen einigermaßen gefährlich war. Letztgenannte Raubritter pflegten nämlich auf Schläuchen schwimmend das abwärts gleitende Fahrzeug anzugreifen, es nach Niedermetzelung der Mannschaft ans Ufer zu ziehen und auszuplündern. Auch unserem Reisenden drohte die Gefahr einer solchen Ueberrumpelung und nur durch die äußerste Vorsicht, indem dem Steuermann befohlen wurde mitten im Flusse zu halten, das Feuer auf der Barke auszulöschen und die Ruder mit Leinwandlappen zu umwickeln, damit sie kein Geräusch verursachten, gelang es ihm glücklich zu entkommen. Er erreichte Petro-Alexandrowsk und setzte nach einigen Ruhetagen seinen Weg nach Chiwa fort, wo er gegen Ende November eintraf und auf Empfehlung des russischen Kommandanten der früher erwähnten Festung freundlichst aufgenommen wurde.

Mehrehim Khan (eigentlich Mehemed Rehim Khan), der Sohn desselben Fürsten, dem ich vor mehr als 20 Jahren meine Aufwartung gemacht, ist ein junger Mann von höchstens 30 Jahren. Zur Zeit meiner Reise in Chiwa war er ein recht munter aussehender, schwarzäugiger und schwarzhaariger Knabe, der im Sommerpalaste von Gendumgian, wo ich ihn gesehen und gesegnet, mich minutenlang angestarrt hat. Seit jener Zeit sind gar traurige Stunden über ihn hereingebrochen, denn der unglückliche Einfall, gegen den Willen des weißen Padischah an der Newa sich aufzulehnen, hat ihn die Unabhängigkeit seines Thrones, ja seine ganze Glückseligkeit gekostet. Als General Kaufmann 1873 Chiwa eroberte und den besiegten jungen Fürsten vor sich laden ließ, da ward der Arme todtenbleich, zitterte wie Espenlaub und dachte, daß er nun more patrio durch Henkersknechte ins Jenseits befördert zu seinen Ahnen heimgehen werde. Er hatte sich glücklicherweise getäuscht; das Leben wurde ihm belassen, aber ein trauriges, mühseliges Leben, denn nach Punkt 18 des Friedensvertrages muß der arme Chan von Chiwa 2 200 000 Rubel an den russischen Staatsschatz in harten Münzen bezahlen und zwar 100 000 während der ersten zwei Jahre, 125 000 während der folgenden zwei

Jahre, 175000 in den nächstfolgenden zwei Jahren und dann weiter jährlich 200000 Rubel, bis die ganze Schuld sammt 5 Proc. Zinsen getilgt ist. Nur wer den armseligen Zustand der Chiwaer Staatsfinanzen kennt, wer da weiß, wie schwer und mühselig jeder Pfennig den halsstarrigen Turkmenen abgepreßt werden muß, die bei Herannäherung des Steuereinnehmers sich flüchten und Schritt für Schritt verfolgt werden müssen, der wird es leicht begreiflich finden, daß Seine Hoheit Medrehim Chan (der Titel Majestät ist ihm seit der russischen Okkupation abhanden gekommen) sich keinesfalls in blühenden finanziellen Zuständen befindet. Die Armuth des Fürsten von Chazezm macht sich selbst in seiner Haushaltung bemerklich, und als der schweizer Reisende die üblichen Empfangsgeschenke präsentirte, mußte Seine Chiwaische Majestät mit Hinweisung auf die Dürftigkeit seiner Mittel um Entschuldigung bitten, die dargereichten Geschenke nicht in gebührender Weise erwidern zu können. Herr Moser ist übrigens voll des Lobes über die Liebenswürdigkeit und die geistige Begabung Medrehim's. Was erstere anbelangt, stimmen auch andere europäische Reisende damit überein; doch mit Bezug auf letztere dünkt uns die Kritik des Herrn Moser etwas zu wohlwollend. Der junge Chan hat eine viel zu mangelhafte Erziehung genossen und seine Erscheinung in Moskau während der Czarenkrönung hat alles, nur nicht den Eindruck eines geistig begabten Menschen zurückgelassen. Er spielt heute die Rolle eines ganz kläglichen Schattenkönigs, richtiger eines Oberzolleinnehmers des Czaren und hat eine ganz gewaltige Furcht vor dem am rechten Oxusufer wohnenden russischen Fortkommandanten, der mit ihm auch in einer höchst barschen, ja groben Weise umgehen soll. Der Rahmen der alten chiwaischen Regierung steht daher nur dem Namen nach und der erste Minister, d. h. Diwanbegi, eine Stelle, die heute Met Murad (richtiger Mohammed Murad) einnimmt, hat nichts Anderes zu thun als mit der Einsammlung der zur jährlichen Kriegskontribution nöthigen Summe sich zu befassen. Unser Reisende scheint in den Augen des jungen Fürsten besonderes Wohlgefallen gefunden zu haben, denn man veranstaltete ihm zu Liebe Wettrennen, Widderkämpfe und sonstige Belustigungen; doch als er nach zehntägigem Aufenthalt in Chiwa auf die weite Reise sich begeben wollend, um die nöthige Eskorte ansuchte, mußte er zu seiner Verwunderung hören, daß er dieselbe nur durch Vermittelung des Diwanbegis, nämlich Met Murad's, erhalten könne. Doch Met Murad war wie gewöhnlich von der Residenz abwesend. Er befand sich auf der üblichen Reise der Steuerexekutionen unter den Jomut-Turkmenen, und Herrn Moser blieb nichts Anderes übrig als sich auf die Suche nach diesem ersten Würdenträger des Reiches zu begeben und einen Ritt durch das Chanat von Chiwa zu unternehmen. In der Abschiedsaudienz versicherte Medrehim Chan unseren Reisenden aufs neue seiner Gefühle der Freundschaft gegen den Westen, indem er seinen innigsten Wunsch ausdrückte, Europa sobald als nur möglich persönlich besuchen zu wollen, was der gute Mann auch thäte, wenn seine Mittel es erlaubten, richtiger, wenn dies der Regierung des weißen Czaren angenehm wäre.

Sibiriakow's diesjährige Expeditionen nach Sibirien.

Das königlich schwedische Departement des Aeußern hat von dem schwedisch-norwegischen Generalkonsul in Archangel folgendes, in der amtlichen „Post- och Inr. Tidn." vom 13. Oktober d. J. veröffentlichte Schreiben erhalten:

Um einige kürzere Nachrichten zu vervollständigen, welche dann und wann in schwedischen und norwegischen Zeitungen über die von Herrn Sibiriakow nach Sibirien ausgerüsteten Expeditionen zu lesen waren, erlaube ich mir wegen des allgemeineren Interesses der Sache das Nachfolgende mitzutheilen, was mir von dem hiesigen Vertreter Sibiriakow's, Herrn Tscherepanow, dem die Leitung dieser Expeditionen übertragen und der während der beiden letzten Jahre an denselben theilgenommen hat, berichtet worden ist.

Es dürfte bekannt sein, daß Sibiriakow's Dampfschiffe „Nordenskiöld" und „Ob" im vorigen Sommer auf der Reise nach dem Jenisei auf halbem Wege umkehren mußten. Ersteres nahm in der Jugorstraße die Mitglieder einer holländischen wissenschaftlichen Expedition sowie die Besatzung des von dieser gefrachteten und im Karischen Meere während des Winters 1882—1883 verunglückten norwegischen Dampfers „Varna" an Bord und ging dann mit dem havarirten russischen Dampfer „Louise" im Schlepptau nach Tromsö, wo die Ladung magazinirt wurde und das Schiff überwinterte.

„Nordenskiöld" ging alsdann in diesem Jahre in den ersten Tagen des Juli von Tromsö nach dem Jenisei ab und traf auf der Höhe von Swetnose bei dem Eingange zum Weißen Meere den Dampfer „Ob"; am 12. Juli kamen beide Schiffe bei Novaja-Semlja an. „Nordenskiöld" wurde indessen durch eine Beschädigung der Maschine zur Umkehr gezwungen, ging nach Drontheim und von dort nach beendeter Reparatur nach Archangel. Die Abreise von dort, mit Herrn Sibiriakow an Bord, erfolgte am 14. August. Unterwegs wurde das auf einer Insel im Weißen Meere gelegene Kloster Solovetsk besucht. Nach einigen Stunden Aufenthalt daselbst wurde die Reise von dort fortgesetzt; am 20. August traf man bei der Insel Kolgujew wieder den „Ob", der inzwischen auf dem Petschoraflusse eine Reise bis zu der ca. 100 Werst von dessen Mündung belegenen Stadt Kuja gemacht hatte. Dort wurde die hauptsächlich aus Zucker und Tabak bestehende Ladung gelöscht und verschiedene sibirische Waaren wieder eingeladen.

Als „Nordenskiöld" bei Kolgujew ankam, fand man das Fahrwasser zwischen dieser Insel und dem Festlande mit großen Eismengen angefüllt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen hindurchzudringen, glückte es schließlich beiden Schiffen, indem sie der Küste des Festlandes folgten, die Jugorstraße zu erreichen; da aber deren Mündung ins Karische Meer dicht voll Eis gepackt war, so mußten in Anbetracht der späten Jahreszeit alle Versuche, die Reise fortzusetzen, aufgegeben werden. Man war deshalb gezwungen, nach dem ungefähr mittweges zwischen der Jugorstraße und der Petschora belegenen Insel Varandei zurückzukehren, wo die Umladung der an Bord des „Nordenskiöld" befindlichen Waaren erfolgte, welche von „Ob" in Kuja magazinirt worden waren, um dieselben später weiter zu bringen, bis wohin das Fahrwasser es gestatten würde.

Alsdann wurden die vom „Ob“ aus Kuja mitgebrachten ca. 1800 Pud sibirische Waaren, bestehend aus Weizenmehl, Leinsamen, Häuten, Schweinsborsten, Viehhaaren, Matten, Thee ꝛc. an Bord des „Nordenskiöld“ gebracht. Diese Waaren waren im vorigen Winter von Tobolsk nach Oranets am Petschoraflusse (700 Werst von dessen Mündung) geschafft worden und von dort auf Barken bis Kuja. Die Transportkosten von Tobolsk bis Kuja haben ca. 1,32 Silberrubel per Pud betragen, nämlich 1,20 Silberrubel für den Land- und 12 Kopeken für den Wassertransport, was aber zu theuer war. Herr Sibiriakow hat deshalb einen Kontrakt wegen Beförderung von 10 000 Pud verschiedener sibirischer Produkte abgeschlossen, welche bereits im Herbst in Barken verladen, von einem Dampfer auf dem Obflusse nach Beresow (63° 56′ nördl. Br.) geschleppt werden sollen; von dort gehen dieselben per Dampfer weiter auf den Flüssen Sigva und Sosva nach Ljapinsky-Jurti und von hier im kommenden Winter, mit Pferden und Renthieren befördert, nach Oranets. Da die Fracht von Tobolsk nach Ljapinsky auf 75 Silberrubel per Tag festgesetzt ist und die Reise einen Monat dauern dürfte, so würde sich die Fracht auf höchstens 25 Kopeken per Pud belaufen.

Im nächsten Jahre sollen die Waaren auf Barken bis Kuja befördert werden, hier vom „Ob“ aufgenommen und entweder nach Archangel geschafft oder, wenn es „Nordenskiöld“ nicht bis zum Jenisei vorzudringen glückt, auf letzteren Dampfer zur Weiterbeförderung nach Europa umgeladen werden.

Die Entfernung von Ljapinsky bis Oranets beträgt gegen 170 Werst. Der Weg geht durch waldiges Land mit guten Weiden. Die Bergkette des Ural ist in dieser Gegend nicht besonders hoch und von Oranets ist Pferdebeförderung zu bekommen. Die Anlage eines Weges würde auf keine großen Schwierigkeiten stoßen, und da die Entfernung ja auch nicht bedeutend ist, so scheint man hier einen brauchbaren Transportweg gefunden zu haben, der, wenn die begonnene Kanalanlage zur Verbindung der Flüsse Jenisei und Ob nach einigen Jahren fertig sein wird, eine große Bedeutung erlangen dürfte.

Zum Theil unter der Voraussetzung, daß von Obdorsk nach dem Jugorsunde eine Eisenbahn, die auch während längerer Zeit projektirt war, gebaut werden würde, ließ Herr Sibiriakow im vorigen Jahre bei Chabarova ein Packhaus bauen; da aber das von der Bahn zu passirende Terrain eine Tundra ist, so dürfte wohl das Bahnbauprojekt nicht zur Ausführung kommen.

Vor der Petschoramündung liegt eine Barre mit nur 12 Fuß Wasser, aber der Fluß ist bis Kuja schiffbar. Seegehende Schiffe würden also bis zu diesem Orte kommen können, was auch bereits vor einigen Jahren bei der Verschiffung von Lärchenholz aus dieser Gegend geschehen ist.

Herr Sibiriakow ist nun nach Sibirien zurückgereist; er geht mit dem Dampfer „Ob“ den Petschorafluß hinauf, soweit das Fahrwasser es zuläßt, dann per Boot weiter bis nach Oranets und von dort auf dem oben beschriebenen Wege nach Tobolsk und weiter nach seinem Wohnorte Irkutsk. Der Dampfer „Ob“ wird wahrscheinlich in der Petschora oder in Archangel überwintern, wenn die begonnenen Untersuchungsarbeiten auf dem genannten Flusse so früh beendet werden, um die Reise nach hier fortsetzen zu können. „Nordenskiöld“, der vor zwei Wochen in Archangel ankam, wird dort überwintern. W. F.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber den glücklichen Fortgang von Prshewalski's Expedition ist folgende vom 20. August datirte Depesche über Kiachta eingegangen: „Die schwierige Aufgabe der Expedition ist mit Erfolg gelöst worden. Während der drei Sommermonate reisten wir 1000 Werst in Nordost-Tibet. Zuerst stiegen wir von Tsaidam 400 Werst südlich über die Quellen des Hoang-ho (Gelben Flusses) zu dem Blauen Flusse hinab, den zu überschreiten sich als unmöglich herausstellte, und erforschten dann die großen Seen am Oberlaufe des Gelben Flusses. Einer derselben wurde „Russischer See“, ein anderer „Expeditionssee“ genannt. Ihre Höhe betrug 13 500 Fuß, die Umgebung ist ein Bergplateau von 1000 Fuß Höhe mehr. Längs des Blauen Flusses (Jang-tse-kiang) liegt ein gebirgiges, aber baumloses Alpenland. Das Klima des durchwanderten Gebietes war schrecklich; der ganze Sommer war kalt mit Regen und Schnee; Ende Mai trat scharfer Frost ein, im Juli herrschten Schneestürme wie im Winter, und dabei ist der Betrag der Niederschläge, welche die Südwest-Monsune vom Indischen Oceane herbeiführen, so groß, daß im Sommer das nördliche Tibet fast ganz in einen zusammenhängenden Sumpf verwandelt wird. Wilde Thiere und Fische giebt es in Menge, Vögel und Flora wenig, aber originell.

Am Blauen Flusse und bei den Seen des Gelben Flusses leben die Tanguten. Hier wurden wir zweimal von etwa 300 berittenen Räubern angegriffen; aber die tapfere Haltung meiner mit Berdangewehren bewaffneten Gefährten rettete die Expedition. Den ersten Angriff am 25. Juli schlugen wir rasch ab und zerstörten dann das tangutische Lager. Eine Woche später griff uns ein zweiter Haufen aus einem anderen Stamme an. Zwei Stunden lang hielten wir uns an den Ufern des Gelben Flusses die berittenen Räuber durch wiederholte Salven aus unseren Gewehren vom Leibe, und als wir dann die Offensive ergriffen, zogen sich die Tanguten hinter die Hügel zurück und begannen ihrerseits Salven abzugeben. Wir hatten das große Glück, sämmtlich heil und gesund davon zu kommen; doch wurden uns zwei Pferde verwundet. Dagegen wurden den Räubern in beiden Gefechten 40 der ihrigen getödtet oder verwundet.

Wir gehen nun nach dem westlichen Tsaidam, legen in Gast ein Depot an und werden während des Winters die dortige Umgegend durchforschen.“

— In Wladiwostok in Ost-Sibirien hat sich eine Gesellschaft gebildet zu dem Zwecke, den Amur-Bezirk zu erforschen und später in Wladiwostok ein naturgeschichtliches Museum für dieses Gebiet zu gründen.

— Aus dem reichen Inhalt des vierbändigen Werkes „Reisen in Indien und Hochasien“, welches der bald darauf verstorbene Hermann von Schlagintweit-Sakünlinsky 1880 vollendete, und in engem Anschlusse an den Originaltext hat W. Werner unter dem Titel „Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer“ (Jena, H. Costenoble, 1884) einen für weitere Kreise bestimmten illustrirten Auszug verfaßt, der von vielen dankbar auf-

genommen werden wird. Da die Reisen der Brüder Schlagintweit fast 30 Jahre zurückliegen, so suchte Werner in zwei kurzen Schlußkapiteln eine Uebersicht der neueren Reisen und Entdeckungen in Hochasien zu geben, die aber unvollständig ausgefallen ist. Der Leser mag sich mehr an die ersten 550 Seiten halten, die ihm des Lehrreichen und Interessanten in Fülle bieten.

— Ueber Chantabun, den siamesischen Hafen an der östlichen Küste des Meerbusens von Siam theilt der amerikanische Konsul zu Bangkok Folgendes in seinem Rapport mit. Die gemischte Bevölkerung, aus Chinesen, Annamiten und Siamesen bestehend, wird auf 30 000 geschätzt. Von dort wird Pfeffer im Betrage von 25 000 Pikul jährlich exportirt, ebenso Edelsteine, Kardamom und Elfenbein in kleinen Quantitäten. Kaffee wir auf den angrenzenden Hügeln gepflanzt. In der 20 Meilen landeinwärts gelegenen sich ebenso weit nach Nordwest erstreckenden Alluvialfläche werden Saphire gefunden, die denen von Ceylon nicht nachstehen. Die Franzosen bemühen sich, anscheinend mit Erfolg, um eine Dampferlinie von Bangkok über Chantabun nach Saigon zu Stande zu bringen.

— Im vorigen Jahre sind, soweit Angaben vorliegen, in Niederländisch-Indien 40 243 Personen auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen, wovon 283 durch den Blitz getroffen, 17 durch Schlangen, 133 durch Krokodile, 140 durch Tiger, 54 durch wilde Schweine und andere Thiere getödtet wurden; 37 408 ertranken, 138 wurden ermordet und 1810 kamen durch andere Unglücksfälle um. Von den Ertrunkenen zählte man 12 500 in den Lampongs, 2389 in Batavia und 21 538 in Bantam; bei weitem die meisten waren Opfer des Ausbruchs von Krakatau.

— In Holländisch-Indien scheint man sich jetzt die Kultur von Guttapercha-Bäumen angelegen sein lassen zu wollen. Der Adjunkt-Direktor des botanischen Gartens zu Buitenzorg hat eine dreimonatliche Reise nach den Padangschen Hochlanden gemacht, um dort Nachforschungen nach den Guttapercha liefernden Pflanzen anzustellen. Er hat etwa 80 junge Pflanzen von da mitgebracht; außerdem hat man zu Buitenzorg aus von Banka erhaltenem Samen eine große Anzahl Pflanzen gezogen. Man war den letzten Berichten nach beschäftigt in den Preanger Regentschaften geeigneten Boden für Anpflanzungen auszusuchen, die man für unbedingt nöthig hält, um die Guttaperchakultur vor gänzlichem Untergang zu behüten.

Australien.

— Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Regierung von Queensland damit umgeht, die Einführung der Kanakas von den Südsee-Inseln auf die Zuckerplantagen dieser Kolonie möglichst zu beschränken. Es geschieht dies, um dadurch den vielen dortigen unbeschäftigten Weißen Arbeit und Verdienst zuzuwenden, obwohl es Thatsache ist, daß letztere im Freien eines tropischen Klimas unbeschadet ihrer Gesundheit nicht lange arbeiten können. Nachdem in neuester Zeit bekannt geworden, daß auf Neu-Britannien, Neu-Irland und auf anderen bei Neu-Guinea gelegenen Inseln wieder Menschenraub betrieben worden, hat die Regierung streng untersagt, von dort Eingeborene für den Dienst auf den Zuckerplantagen dieser Kolonie überhaupt anzuwerben. Die Pflanzer erhoben darüber viel Geschrei und warfen der Regierung vor, daß sie die Zuckerindustrie „stranguliren" wolle.

Es standen in Queensland im Jahre 1883/84 (die Agrikulturstatistik in Australien schließt mit dem 31. März des Jahres) 36 568 Acres oder 14 795 ha unter Zuckerrohr. Dann konnten 24 881 Acres oder 10 068 ha geschnitten werden und lieferten einen Ertrag von 34 237 engl. Tonnen Zucker. Die Kolonie exportirte im Jahre 1883 Zucker im Werthe von 538 785 Pfd. St. gegen nur 152 188 Pfd. St. im Vorjahre, wo eine Mißernte war. Natürlich reichte dieser Export bei weitem nicht hin, die übrigen Kolonien mit ihrem Bedarf an Zucker zu versorgen, so daß von einer Ausfuhr nach anderen Ländern nicht die Rede sein kann.

Die Zuckerplantagen Australiens gehören eigentlich nur dem Norden von Queensland an. Zwar existiren auch im nördlichen Neu-Süd-Wales, namentlich in dem an Queensland grenzenden Clarence-Distrikte, auf kleineren Farmen Anpflanzungen, welche nur von Weißen betrieben werden, allein das dortige Klima sichert keine guten Ernten. Versuche an der Nordküste des sogenannten Northern Territory unweit Port Darwin haben wenig Erfolg geliefert. Die dortige Delissaville Sugar Plantation Company, welche ein Areal von 10 000 Acres oder 4046 ha besitzt, hat zwar schon 20 000 Pfd. St. auf ihre Plantage verwendet, aber erst im vorigen Jahre die ersten sieben Tonnen Zucker mäßiger Qualität gewonnen, und die diesjährige Ernte verspricht kaum fünf Tonnen. Wie verlautet, soll die Pflanzung eingehen. Zwei andere Versuche wurden von Mr. Owsten am Daly R. und von Mr. Sergison am Adelaide R. gemacht, sind aber wieder eingestellt worden. Weitere Versuche sind nicht des Nennens werth. Im übrigen Australien wird und kann kein Zuckerrohr producirt werden und alle gegentheiligen Angaben sind nicht begründet. Hingegen verspricht die Kolonie der Fidschi-Inseln nach Verhältniß ihrer Größe in der Zuckerindustrie viel zu leisten. Im Jahre 1875 exportirte sie die ersten 96 Tonnen Zucker im Werthe von 3418 Pfd. St., im Jahre 1882 aber schon 1731 Tonnen zu 58 857 Pfd. St. Zucker bildet dort jetzt, nächst Copra, den bedeutendsten Exportartikel.

Südamerika.

— Die Expedition des Dr. med. Karl von den Steinen, welche sich die Erforschung des Xingú-Gebietes im inneren Brasilien zum Ziel gesetzt hatte (vergl. „Globus", Bd. 45, S. 286), ist nach einem Telegramme aus Para an der Mündung des Amazonenstromes angelangt. Die letzte Nachricht von ihr datirt vom 20. Juli und kam vom Rio Batovy, einem kleinen, von ihr erst entdeckten und benannten nach Norden strömenden Flusse, auf welchem sie sich einschiffen wollte, obwohl es unentschieden war, ob derselbe zum Rio Manoel und dadurch zum Gebiete des Tapajoz oder zu demjenigen des Xingú gehörte. Hoffentlich ist letzteres der Fall gewesen, denn der Tapajoz ist bereits etwas bekannt, während der Xingú der größte noch unerforschte Nebenfluß des Amazonenstromes war.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. GLOBUS № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

VI.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Nach der Rückkehr von der Insel Samal fand sich eine günstige Gelegenheit den Vulkan Apo zu besteigen, welchen die Bagobos für den Wohnsitz des Dämons Mandarangan ansehen, weshalb die Eingeborenen eine große Scheu vor diesem Berge hegen. Mani, der Datto der mächtigsten Bagobo-Tribus von allen, welche den Fuß jenes Vulkanes bewohnen, hielt es insbesondere für seine Pflicht, allen Weißen wie Farbigen den Zugang zu dem gigantischen Göttersitz zu wehren, um nicht der Rache der erzürnten Gottheit zu verfallen. Da zwei von den Spaniern, in der Absicht den Vulkan zu ersteigen, unternommene Expeditionen gescheitert waren, so gab sich der Datto dem Glauben hin, der Apo wäre ebenso wie sein eigenes kleines Reich den Spaniern unerreichbar. Auf diesen Glauben hin wurde der Datto in seinen Raubzügen immer kühner, bis endlich das Maß seiner Thaten voll war: eines schönen Morgens sah er sich in seiner Residenz von einem spanischen Truppenkorps umzingelt und mußte nun wohl oder übel sich unterwerfen. Mit genügender Intelligenz begabt fügte sich Mani willig in die neue Sachlage und erschien jetzt auch in Dávao selbst, um dem neuen mit Montano angelangten Gouverneur Rajal seine Aufwartung zu machen. Dieser beschloß den Eifer des jüngst Unterworfenen zu erproben; so wurde ihm denn angekündigt, daß man den Vulkan besteigen wollte. Der Datto erhob keinen Einwand, ja er erbot sich sogar als Führer zu dienen. Der liebenswürdige Gouverneur lud nun den durch die Abreise seines erkrankten Kollegen Rey vereinsamten Dr. Montano ein, an dieser Expedition theilzunehmen, was natürlich mit lebhaftem Danke acceptirt wurde.

Die Zurüstung währte nicht lange. Um die Höhe des Vulkans möglichst genau bestimmen zu können, erklärte sich der Kommandant der in Dávao stationirten Flottendivision Don Enrique de Ramos bereit, täglich sechsmal zu vereinbarten Stunden den Baro-, Thermo- und Hygrometerstand zu Dávao zu notiren, während gleichzeitig dasselbe von Montano während seiner Tour gemacht werden sollte. Am 5. Oktober 1880 um 6 Uhr morgens saß die Reisegesellschaft zu Pferde; sie bestand aus dem Gouverneur mit seinen Dienern, dem Jesuitenmissionar P. Mateo Gisbert, einem Infanterielieutenant und drei Spaniern; Montano hatte außerdem seine „Muchachos“ oder eingeborene Diener Lorenzo und Marcello mitgenommen. Der Weg führte durch dichte Wälder, in denen einige Ansiedelungen von Guiangas lagen, denen man einen kurzen Besuch abstattete. Dann ging es im Galopp auf dem ebenen sandigen Boden der Küste hin, bis endlich in Binugao Halt gemacht wurde. Hier erwartete eine Abtheilung Soldaten unter der Führung eines europäischen Sergeanten die Expedition, um derselben als Eskorte zu dienen, aber auch der Datto Mani hatte sich bereits mit circa hundert Kriegern seines Stammes eingefunden, welche theils beritten, theils zu Fuß gleichmäßig mit Lanze und Waldmesser bewaffnet waren.

Von da an begann der Aufstieg nach der Rancheria (Niederlassung) des Datto Mani; der Weg bot keine besonderen Schwierigkeiten dar: zuerst ging es durch einen Wald, hierauf über sanft gewellte Cogon-Prärien, welche von tiefen Schluchten durchfurcht waren, deren Bette von vulkanischem Gestein ausgefüllt erschienen. Endlich um 7 Uhr abends erreichte man Sibulan, die Residenz Mani's, welche mitten im Walde in einer Höhe von 613 m über dem Seespiegel liegt. Diese Niederlassung besteht aus einem sehr großen Hause, welches ringsum von einigen kleinen Hütten und entsprechenden Flächen Neulands umgeben ist. Alle diese Wohnhäuser stehen hoch über dem Erdboden auf Pfählen von Baumfarnen. Als das größte Weltwunder dieser Rancheria wird die kleine Schmiede mit ihrem Amboß angesehen, um dessen Besitz der Datto Mani (der selbst ein tüchtiger Schmied ist) von allen Nachbarstämmen lebhaft beneidet wird. In dieser Werkstätte werden gute Dolche (Krisse) und Waldmesser erzeugt.

An den obersten Sprossen jener leiterartigen Treppe, welche in das Haus des Dattos führt, wurden die Reisenden von den Frauen und dem mehr als achtzigjährigen Vater des Häuptlings empfangen. Dieser am Stare erkrankte Greis ließ seine jüngste Gattin, ein vierzehnjähriges Bagobomädchen nicht einen Augenblick von seiner Seite. Hier in Sibulan nun wurde das Nachtquartier aufgeschlagen; zeitig am anderen Morgen sollte es weitergehen. Als man aber um 6 Uhr früh aufbrechen wollte, zeigten sich unerwünschte Schwierigkeiten: ein Theil der Bagobos, welche die Gesellschaft am Tage vorher von Binugao nach Sibulan eskortirt hatte, war in der Nacht desertirt, offenbar in der richtigen Vorahnung, daß sie sich an dem



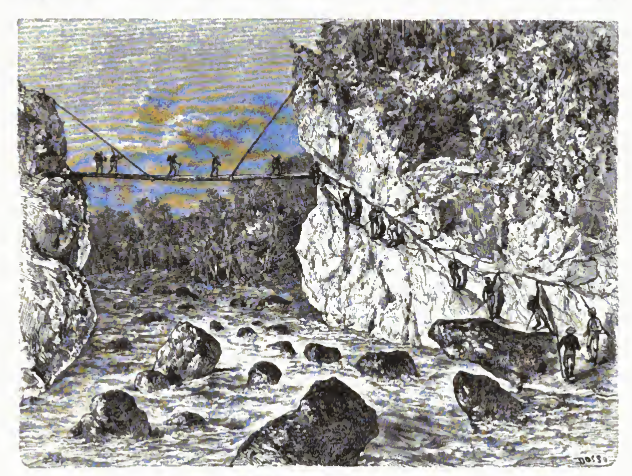
Sibulan, die Residenz des Bagobohäuptlings Mani.

Tragen des für die Expedition nöthigen Mundvorrathes betheiligen müßten, vielleicht auch aus Furcht vor dem Mandagaran. Mani, der öffentlich einen großen Eifer für seine Gäste entwickelte, förderte heimlich die Unlust der Träger, bis endlich nach langem Verzuge die Sache zu beiderseitiger Zufriedenheit geregelt wurde. So konnte man erst um Mittag aufbrechen.

Der Weg führte zunächst über einen tief eingeschnittenen Gießbach, eine Passage, welche den Pferden viele Anstrengungen kostete, dann aber kam man hinab auf eine Ebene, welche mit einem Walde bedeckt war, in welchem die Bäume von Bambugebüschen, die sich bis zu 10 bis 13 m Höhe erhoben, verdrängt wurden. Hier überraschte die Reisenden ein heftiger von einem starken Sturm begleiteter Platzregen. Als man den Marsch wieder aufnahm, sah man sich an dem Rande einer steilen, für Pferde nicht passirbaren Schlucht, so daß man sich mit schwerem Herzen entschließen mußte, die edlen Reitthiere, ohne die Hoffnung sie wiederzusehen, hier zurückzulassen. Ein Theil des Gepäckes, der bisher von den Pferden getragen worden war, mußte nun den mitgenommenen Soldaten der Disciplinar-Kompagnie aufgehalst werden. Nun kletterte man den jähen Abhang herab, auf der anderen Seite wieder hinauf, um dann wieder bergab zu wandern, bis man endlich an den Ufern des Rio Tagulaya Halt machte. Dieser gerade angeschwollene und verhältnißmäßig breite und tiefe Fluß strömt über gewaltige und kantige Felsblöcke zwischen zwei steilen Wänden dahin, so daß der Uebergang nur durch eine Brücke vermittelt werden kann. Eine solche war in der That auch hier vorhanden, sie bestand aber in nichts Anderem als einem mächtigen Bambustamme, über welchen die barfüßigen Bagobos mit der Gewandtheit geborener Akrobaten hinüberbalancirten, während die Europäer mit größeren Schwierigkeiten beim Passiren des schwindel-

erregenden Steges zu kämpfen hatten. Mit dem Ueberschreiten dieser merkwürdigen Brücke war aber noch nicht viel gewonnen; nun galt es längs der steilen Felswand zum Flußufer hinabzusteigen und zwar in der Weise, daß man mit der Hand sich an einer an dem Felsen befestigten Liane anklammerte, während die Füße an Bodenvorsprüngen sich einen Halt suchen mußten. Diese halsbrecherische Kletterpartie war sehr ermüdend und besonders für die Soldaten, welche außer ihren Waffen und der herkömmlichen Ausrüstung noch, wie erwähnt, die Bagage der Reisenden trugen, sogar nicht ohne Gefahr. Da bei dem Flußübergang naturgemäß immer nur ein Mann hinter dem anderen marschiren konnte, so hatte sich der Zug übermäßig ausgedehnt; erst auf einer schmalen Landzunge, die sich nur wenig über das Niveau des wilden Bergstromes erhob, kam die Gesellschaft allmählich wieder zusammen; hier entschloß man sich das Nachtlager aufzuschlagen. Das Landschaftsbild, belebt von Calaos (Nashornvögeln) und Wildtauben, war reizend. Troß dem Heulen des Wassers des Tagulaya brachten die Reisenden die Nacht verhältnißmäßig gut zu; selbst einige heftige Regengüsse vermochten nicht ihren Schlaf erheblich zu stören.

Am anderen Morgen (7. Oktober) brach man zeitig morgens auf. Der Weg am Ufer verschwand und man sah sich genöthigt, im Bette des reißenden Flusses, der hier durch eine gewundene, von steil abfallenden hohen Ufern gebildete Schlucht fließt, den Marsch fortzusetzen. Offenbar wollte der schlaue Datto Mani, da es ihm unmöglich



Bambubrücke über den Rio Tagulaya.

war, dem Gouverneur die Führung abzuschlagen, der Gesellschaft die Reise so sehr als möglich erschweren, um sie entweder zur Rückkehr zu bewegen oder wenigstens allen Nachahmern die Lust an Apó-Besteigungen zu verleiden. Fünf entsetzliche Stunden wateten die Reisenden in dem scheinbar eiskalten Wasser, das ihnen mitunter bis an die Schultern reichte. Mit Mühe kämpfte man gegen den Anprall der schäumenden Wogen an, während der Fuß auf dem glatten Gestein nur mit Anstrengung einen Halt fand. Bei alledem fesselte die landschaftliche Schönheit der durchwanderten Strecke die Aufmerksamkeit der Europäer und entschädigte so für die erlittenen Beschwerden und Mühseligkeiten. Beide Ufer steigen senkrecht bis zu einer Höhe von 50 bis 100 m empor; sie bestehen aus einem dunkelfarbigen Gestein, über welches Wasserfälle herunterstürzen oder Lianen und Orchideen einen bunten Vorhang ziehen, der bis zum Wasserspiegel reicht und halb und halb jene eigenthümlichen und großen Höhlen dem Auge des Beschauers entzieht, welche mit Gerölle ausgefüllt, in den Uferwänden des Tagulaya sich nicht selten vorfinden. An manchen Stellen war der Himmel selbst durch die reiche Vegetation der Uferränder verdeckt, so daß die Sonne nur durch die Blätterlücken der hochstämmigen Farnkräuter und Amentaceen sichtbar wurde. Denkt man sich dies reizende Bild von den braunen, bis auf die grellfarbigen Hosen nackten Gestalten der Bagobos belebt, welche mit der Lanze in der Hand von Block zu Block sich durch das schäumende Wasser vorwärts bewegten, so wird man es

begreiflich finden, daß Montano versichert, daß ihm der Anblick jener Landschaft (freilich aber auch die ausgestandene Mühe) ewig unvergeßlich bleiben wird.

Endlich kam der Augenblick, wo man den Tagulaya verließ; man kletterte nun einen steilen Abhang, wo stellenweise Andesit zu Tage trat, hinan und erreichte so todmüde mittags einige Hütten, die inmitten von mit Mais bepflanzten Feldern lagen. Es war dies die Rancheria Tagaydaya, welche dem Datto Bitil, einem Bundesgenossen Mani's, gehörte. Diese Bagobos hatten noch keine Europäer gesehen; doch schwand ihr anfängliches Mißtrauen bald und sie brachten so viel Lebensmittel, als sie selbst überflüssig hatten, zum Verkaufe dar. Da alle Mitglieder der Reisegesellschaft sehr erschöpft waren, so blieb man in Tagaydaya über Nacht. Den folgenden Tag konnte die Expedition die Rancheria noch nicht verlassen,



Der Vulkan Apó, aufgenommen in der Seehöhe von 2000 m.

denn es war einer von den Reisenden von einem heftigen Fieberanfalle erfaßt worden. Die Situation wurde jetzt kritisch: die Bagobos von Tagaydaya konnten der vielköpfigen Expedition nicht viel bieten; diese aber hatte, um nicht die Leute zu stark zu belasten, nur wenig Mundvorrath mitgenommen; es galt demnach sobald als möglich den Apó zu ersteigen. Eine Folge dieser Erwägungen war, daß man sich entschloß, den Erkrankten in der Rancheria zurückzulassen; bei ihm blieben die zwei am meisten ermüdeten Soldaten und einer seiner Freunde mit einer Dosis Chinin zurück.

Am 9. Oktober bewegte sich der Zug gegen den Monte Pupuc, einen plateauartigen Vorberg des Apó (789 bis 1080 m hoch), der mit rothblühenden Lianen (Melastomeen), Bejuco (Rotang) und niederem Strauchwerke bedeckt war. Hier schon wies der Erdboden eine höhere Temperatur auf, während die Luft etwas nach Schwefel roch. Hier am Nordabhange des Pupuc überschritten

die Reisenden einen der Quellflüsse des Tagulaya. Die Vegetation bot jetzt einen anderen Anblick dar: baumartige Farne erhoben sich bis zu einer Höhe von 10 bis 20 m, ihre Stämme waren sowie der Boden mit einer dichten Decke von Moos und Flechten (Hypnum, Usnea, Sticta ꝛc.) bedeckt. Alles troff von Feuchtigkeit; das Wasser sammelte sich auf dem Boden und rieselte von den Baumstämmen, Zweigen und Blättern. Um zwei Uhr nachmittags erreichte man bei 1680 m Seehöhe das halb trockene Bett eines Gießbaches, welchen die Bagobos Baclayan oder Siriban nennen. Hier wurde eine halbe Stunde gerastet.

Nun folgte man dem Bette des Siriban aufwärts klimmend. Der Lauf dieses Bergwassers hat eine tiefe Rinne in den Bergabhang eingerissen, welche bei ausgiebigem Regen wohl den Anblick eines von Kaskade zu Kaskade eilenden Stromes gewährt. Damals aber war in dem Rinnsal fast gar kein Wasser vorhanden, so daß die Reisenden den Siriban als ihre Straße benutzen konnten. Es war dies freilich kein bequemer Weg, denn es galt über große Felsblöcke und von Aralien beschattete Klüfte hinüberzukommen. Die Situation wurde nicht unerheblich durch die Ermüdung der schwerbepackten Soldaten und die versteckte Böswilligkeit der Bagobos verschlimmert, deren einer überdies plötzlich zusammenbrach und das Bewußtsein verlor, so daß man ihn nur mit Mühe nach dem Platze schaffen konnte, den man in der Seehöhe von 2229 m sich zum Nachtlager ausersehen hatte. Während die Vegetation bisher hauptsächlich durch Melastomen und Rhododendron-Species vertreten war, herrschten hier niedrige Farnkräuter vor. Die allenthalben vorhandene Nässe machte sich um so mehr in unangenehmer Weise fühlbar, als das Thermometer in der Nacht bis auf + 8° C. fiel.

Von dieser Stelle an hörte die Ortskenntniß der Bagobos auf und die Reisenden waren auf sich selbst angewiesen, den richtigen Weg zum Gipfel des Vulkans zu finden. Uebrigens konnte man von hier aus den Apó ganz deutlich wahrnehmen; er zeigte sich mit seinem südlichen Abhang, welcher durch eine gähnende, breite Kluft,



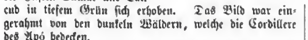
Panorama des Golfs von Dávao, aufgenommen vom Apó (in der Höhe von 2400 m).

aus welcher dichte Dampfwolken aufstiegen, gespalten erscheint. Man sah sofort ein, daß dieser Riß unmöglich zu passiren wäre und so entschloß man sich denn am östlichen Rande der Schlucht den Marsch fortzusetzen, was ein sehr glücklicher Gedanke war, denn auf der entgegengesetzten Seite wäre man nicht weit gekommen.

Am 10. Oktober setzte man den Aufstieg fort, der sich sehr böse gestaltete. An Stelle der hochstämmigen Farnkräuter, welche schon bei 1900 m Seehöhe verschwunden waren, traten niedere Dickichte derselben Pflanzenfamilie, deren knorrige und nachgebende Aeste die Reisenden zwangen, von Zweig zu Zweig zu springen, was nicht ohne manchen Fall ablief. Die Vegetation wurde nun immer krüppelhafter und spärlicher, dagegen zeigten sich vulkanische Asche und Andesitblöcke, vielfach bedeckt mit einer 1 bis 2 cm starken Schwefelschicht. In Felshöhlungen stieß man auf frisches, trinkbares Wasser, ein wahres Labsal für die erschöpfte Reisegesellschaft. Nach zweistündiger, mühseliger Wanderung erreichte man endlich jene Spalte, die man schon tags vorher vom Lagerplatze aus gesehen hatte. Ihre senkrecht abfallenden von Andesit und erhärteter Asche gebildeten Wände waren an einzelnen Stellen 60 m hoch, an anderen niedriger, bis zu 20 m herab. Aus diesen Seitenwänden drangen zischend Schwefeldämpfe hervor, deren Weiße lebhaft gegen die gelbe Farbe der Schwefellage, welche den Boden der 50 m breiten Kluft bedeckte, abstach. Eine romantische Episode trug sich hier zu: einer der Bagobos behauptete den Dämon des Vulkans, Mandarangan, zu erblicken, wie er aus dem Krater in Wolken gehüllt vor den Weißen fliehe; sofort wollten auch andere Bagobos diese Erscheinung, welche ihnen Muth zum weiteren Vordringen einflößte, gesehen haben. Endlich erreichte man mittags den Fuß des Kraters, dessen steilen Rand man, Dank den in die Asche stufenartig eingestreuten Andesitblöcken, ohne sonderliche Beschwerden erklomm. Die Hoffnung, von hier aus eine schöne Rundsicht zu genießen, erfüllte sich nicht; die dichten Wolken, in denen man bereits den letzten Theil des Weges zurückgelegt hatte, ballten sich zusammen und ein tüchtiger Regen ging auf die Gesellschaft nieder. Montano mußte sich begnügen, den Krater

nur flüchtig zu besichtigen: er hat einen Durchmesser von 500 m, seine Innen- wie Außenwände sind mit verkrüppelten Wachholderbüschen bedeckt. Nach den Beobachtungen Montano's betrug die erreichte Seehöhe 3133 m.

Das schlimme Wetter trieb zur raschen Umkehr. Als man wieder bis zu 2400 m Seehöhe herabgestiegen war, klärte sich plötzlich das Wetter auf und man genoß einen wunderbaren Ausblick: Im Hintergrunde erhob sich die Kraterwand wie ein gigantischer in Ruinen zerfallener Wall mit seinen vom Himmel sich scharf abhebenden zackigen Konturen; zu Füßen der Reisenden, die auf einem gelben Schwefelteppich standen, zeigte sich über dem violett schimmernden Nebelmeere, das den nächsten Abhang verhüllte, das Panorama des Golfes von Dávao; seine blauen Fluthen, aus denen die Vorgebirge von Dumalac und Malalac und die Inseln Sámal und Talicud in tiefem Grün sich erhoben. Das Bild war eingerahmt von den dunkeln Wäldern, welche die Cordillere des Apó bedecken.



Der Muchacho Lorenzo, ein Bisaya.
(Nach einer Photographie Montano's.)

Das schöne Wetter hielt nicht lange an; kaum war man in das oben erwähnte Farnkrautgestrüpp gekommen, als ein heftiger mit Sturmwind gepaarter Regen die Reisenden durchnäßte. Montano verlor hier einen großen Theil der beim Aufstieg gesammelten Pflanzen. Man brachte nun eine bitterkalte Nacht in dem Lager zu, das man des Morgens verlassen hatte. Der weitere Abstieg gestaltete sich um so angenehmer, als man nicht mehr den schlimmen Weg durch das Bett des Tagulaya nahm. Der Datto Mani führte sie nämlich jetzt einen ganz praktikabeln Pfad herab, den er deshalb (so suchte er sich auszureden) zum Aufstieg nicht gewählt hätte, weil die Reisenden mit dem Ersteigen des Berges geeilt hätten, weshalb von ihm die kürzeste Route eingeschlagen worden wäre. In der Rancheria des Datto war inzwischen eines seiner Weiber gestorben; die Reisenden befürchteten, daß die Bagobos diesen Todesfall der Rache des Mandarangan zuschreiben möchten, denn bisher hatten diese, wenn sie den Apó um Schwefel einzusammeln bestiegen, dem Berggeist einen

Bincuñgan, maurisches Dorf am Tágum.



Sklaven geopfert, was bei dieser Expedition unterblieben war. Es gelang den Europäern, dem Datto jeden Zusammenhang zwischen diesem Sterbefalle und der Außerachtlassung des üblichen Menschenopfers auszureden, ja dieser schwur, nie mehr den alten barbarischen Brauch zu befolgen, welchen Schwur, wie Montano später erfuhr, Mani auch treulich gehalten hat. Am Morgen des 13. Oktobers langte die Gesellschaft zwar ein wenig ermüdet, sonst aber wohlgemuth wieder in Dávao an, zum Erstaunen der Eingeborenen und Bisayas, welche die Besteigung des Apó für eine Unmöglichkeit erklärt hatten.

Nun beschäftigte sich Dr. Montano mit neuen Plänen, seine Absicht war, von dem Golf von Dávao landeinwärts bis zur Bai von Butúan vorzudringen, dann jene nordöstliche Halbinsel Mindanaos, auf welcher die Stadt Surigao liegt, zu besuchen, um von dort aus längs der Küste um das Kap S. Augustin herum wieder nach Dávao zurückzukehren. Diese Route ist nicht ohne Schwierigkeiten, wie Montano von den Jesuiten P. J. Heras und P. J. Minoves erfuhr, welche dieselbe Tour, wenn auch in entgegengesetzter Richtung, zurückgelegt hatten und nun in zuvorkommender Weise dem französischen Forscher ihre Erfahrungen zum besten gaben. Ueberdies war auch die Jahreszeit (es trat der Monsunwechsel ein) dem Unternehmen nicht günstig, doch Montano ließ sich durch nichts von seinem Vorhaben abschrecken, und verließ so in einer großen Banca (Ruderboot mit Segel) am 4. November 1880 Dávao. Seine Bedienung hatten bisher die Muchachos Marcello und Lorenzo besorgt; nun nahm er noch zwei neue zu diesen auf: Flores, einen ausgedienten Matrosen der philippinischen Kriegsmarine, und Francisco, einen Cuadrillero (Milizsoldaten) von Dávao, dem der Gouverneur Urlaub gegeben hatte; alle diese Muchachos oder Diener gehörten der Rasse der Bisayas an. Außerdem miethete Montano noch einen Krämer, der viele Verbindungen mit den Mandayas zu haben behauptete, welcher als Dolmetsch zu fungiren hatte. In der Hoffnung, unter dem Schutze des Weißen gute Geschäfte machen zu können, hatte der Handelsmann auch Waaren mitgenommen; doch auch Montano selbst war mit einem genügenden Vorrath von Zeugen und anderen Artikeln versehen, um mit den Wilden in Tauschverkehr treten zu können.

Die Fahrt gestaltete sich nicht angenehm, denn heftige Windstöße wechselten mit Windstillen, so daß man nicht weiter als bis zur Mündung des Rio Lasán kam; hier in der Nähe wurde die Nacht vor Anker zugebracht. Am 6. November lief das Boot, den Anprall der Strömung überwindend, nicht ohne Schwierigkeiten in den Rio Tagum ein, auf dem man in das Innere der Insel eindringen wollte. Der Tagum windet sich in unzähligen Krümmungen durch eine aus Alluvionen gebildete Ebene; seine Ufer sind mit Röhricht und Cogongras bestanden. Erst oberhalb Bincuñgan beginnen dieselben etwas höher zu werden. Der eben erwähnte Ort ist eine Rancheria der Moros oder Mauren, welche früher den Ruf unverbesserlicher Piraten genossen. Diese heimtückischen Gesellen hatten vor einigen Jahren den Gouverneur von Dávao, Don José Pinzon, mit einem Theile seiner Begleitmannschaft verrätherisch niedergemetzelt. Die Strafe folgte auf dem Fuße; seitdem verhalten sich diese Mauren ruhig. Man bot einem von ihnen für Lebensmittel sechs Realen (3 Frcs. 75 Ctms.) an; er wollte aber aus Mißtrauen kein Silbergeld annehmen, sondern verlangte eine Elle Coco crudo (ein Baumwollenzeug), worauf der Reisende sehr gern einging, denn der Stoff hatte ihm nur zwei Realen gekostet.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

IV.

Das Wetter zeigte im Juni ganz den wenig freundlichen und unbeständigen Charakter des verrufenen Aprilwetters in Deutschland. Schnee-, Regen- und Hagelschauer wechselten mit einigen freundlichen Stunden am Tage. Morgens und abends lagerten dichte Nebelwolken über dem Fjorde und an den Gipfeln und Abhängen der Berge. Die Temperatur hielt sich zwar durchgehends über dem Gefrierpunkte, doch traten noch häufig Nachtfröste ein. Am 11. sank die Temperatur sogar noch bis — 5,1 Grad.

Das Tagesmittel blieb vom 6. ab stetig über Null Grad. Das Monatsmittel ergab sich zu + 2,5 Grad.

Das Eis des Fjordes wies immer noch keine wesentliche Aenderungen auf; hier und da traten zwar Spalten ein und längs der Küste bildete sich ein schmaler Wasserkanal, doch hinderte dieses nicht, daß die Eskimos nach wie vor mit ihren Schlitten den Fjord befuhren. Anfangs Juni erhielten wir außer mehreren Renthierkeulen auch 30 große Lachse, die in einem der in den Cumberland-Golf mündenden Flüsse gefangen waren, dazu 20 Dutzend Enteneier von den kleinen Inseln des Golfes. Die Lachse, deren wir später noch eine große Menge erhielten, wurden theils zur Mittagsmahlzeit gekocht, theils geräuchert, um als Auflage zum Frühstück und Abendessen zu dienen. Für die Räucherung erbaute der Segelmacher, der sich dieser Aufgabe mit Vorliebe widmete, einen besonderen Ofen, dessen Feuerungsanlage aus Ziegelsteinen hergestellt wurde, während als Räucherkammer eine alte Kiste diente, in welcher die Fische an eisernen Stangen hingen. Zur Feuerung nahm man Sägespäne, welche als Verpackungsmaterial für die Blechdosen der Proviantvorräthe in reichlicher Menge in den Kasten sich vorfanden. Die Resultate der Räucherung fielen zu aller Befriedigung gut aus.

Am 1. Juli ging der Zimmermann Weise mit Okkeituk auf die Renthierjagd. Sie fuhren westlich den Fjord hinauf, mußten die Fahrt aber häufig unterbrechen, um über Spalten und Sprünge des Eises hinwegzuklettern, wobei der Schlitten als Brücke benutzt wurde. Zwei Renthiere und zwei Seehunde brachten sie als Beute zurück. Dr. Giese schoß zwei Schneehühner in der Umgebung der Bergstation.

An den wenigen schönen Tagen des Juli machte Dr. Schliephake Excursionen zur Erforschung des Landes in botanischer und geologischer Beziehung. Ueber die Flora

ist bereits oben berichtet. Die geologischen Verhältnisse sind einfacher Natur. Vom Kap Mercy bis hinauf nach Kingawa bestehen die meist steil, oft senkrecht aufsteigenden, seltener sich allmählich erhebenden oder flachen Felsufer ebenso wie die kleinen Inseln (Scheren) im Golf und seinen Fjorden aus Gesteinen der Granitgruppe: Granit, Granitit, Gneiß, Syenit. Am häufigsten findet sich ein auf der frischen Bruchfläche graulich-fleischrother, an der verwitterten Oberfläche grau werdender grobkörniger Granit, aber auch nicht selten ein schön gestreifter Syenit. Die freie Oberfläche der Gesteine ist fast durchgehends von Flechten überzogen und zeigt deshalb wechselnde Farben: Grau, Schwarz, Bräunlich, Gelbgrünlich. Auch sieht man mannigfaltige Zeichnungen, insbesondere hervorgerufen durch die „geographische Flechte".

Ueberall macht sich eine starke Verwitterung des Gesteins durch den Einfluß der Kälte, der Atmosphärilien und endlich der Flechtenvegetation geltend. Besonders bemerklich durch tief klaffende Sprünge an den freien Felsenwänden ist die für die Granitarten charakteristische parallelepipedische Zerklüftung, deren Ursache vorwiegend im Temperaturwechsel zu suchen ist. Am Fuße der Felswände lagern herabgerollte Trümmerhaufen, theils große, mehrere Kubikmeter haltende Felsblöcke, theils grobes Geröll und feinerer Grieß, theils ganz feiner Sand, in welchem nur die widerstandsfähigeren groben Quarzkrystalle zu rundlichen Kieselsteinen abgerollt, und die Glimmerplättchen aus der feinen, scheinbar homogenen Masse erkennbar sind. Daß verwitterter Granit guten Boden giebt, ist bekannt; deshalb zeigen die mit verwittertem Gestein angefüllten resp. bedeckten Schluchten und Abhänge während des kurzen Sommers eine relativ üppige Vegetation.

Soweit unsere Streifzüge ins Innere des Landes sich erstreckten, fanden sich immer nur die genannten Gesteine. Eskimos brachten zum Tauschhandel aber auch Muschelkalkversteinerungen, ohne daß sich, da die betreffenden Objekte, wie es scheint, meist durch mehrere Hände gegangen waren, genau feststellen ließ, woher diese Proben einer anderen geologischen Formation stammten. Nicht unwahrscheinlich findet sich diese Schicht Sedimentärgesteine in der Gegend des Lake Kennedy, eines ausgedehnten Süßwasserbeckens im Penny-Lande, zwischen Fox-Channel und dem Cumberland-Golf.

Ebenso erhielten wir massenhafte Proben von Brauneisenstein und einige Stücke fast gediegenen Eisens, ob tellurischen oder meteorischen Ursprungs, ist unbestimmt. Eisen findet sich dort überall, indem alles Wasser Eisenoxyd absetzt. Einige Meilen nördlich von der Station lag ein großer Sumpf, in dem sich Torfeisenstein bildet. Auch von Schwefelkies erhielten wir durch Eskimos einige Proben. Ohne Zweifel haben die in dem Sandlager, auf welchem die Station sich befand, reichlich vorhandenen Eisenmengen — mit einem Magnet zog man beim Durchstreichen des Sandes sofort eine Menge Splitterchen heraus — die absoluten Bestimmungen stark beeinflußt. Scherden erzählte bei seiner Anwesenheit von Kohlen, die an einigen Stellen des Landes zu Tage treten, sich aber nicht zum Brennen eignen sollen. Wahrscheinlich wird es sich hier um Torf handeln, obgleich es immerhin möglich ist, daß so gut wie Grönland auch der arktisch-amerikanische Archipel seinerzeit eine Flora besessen habe, welche reich und stattlich genug war, um als Braun- oder Steinkohlenlager zu persistiren. An verschiedenen Stellen, einige Kilometer weit von der Station, bemerkte man Ansammlungen von Granitgeröll von moränenartigem Ansehen; doch glaubte Dr. Schliephake aus deren Vorhandensein nicht ohne Weiteres den Schluß auf frühere Gletscher ziehen zu dürfen — jetzt sind solche überhaupt nicht mehr vorhanden —, da die oben erwähnte parallelepipedische Zerklüftung auf der geneigten Felsoberfläche eines Thales und nachherige Abschleifung der so gesonderten würfelartigen Stücke durch das zwischen den Blöcken überall sich durchdrängende Schmelzwasser genügt, um die Erscheinung zu erklären. So finden sich nicht nur einzelne oder wenige, sondern zuweilen sehr massenhafte, große Flecken bedeckende Ansammlungen abgeschliffenen, cubusförmigen Steingerölles hart unter dem Gipfel der Berge auf glatten Flächen, die geneigt genug sind, um das Schmelzwasser zum Abfluß zu bringen, doch aber nicht steil genug abfallen um die Steintrümmer in die Tiefe rollen zu lassen. Für diese ist natürlich die Entstehung an Ort und Stelle anzunehmen.

Am 5. Juli kamen nach langer Pause wieder Eskimos zum Besuch und zwar fünf an der Zahl, auf einem Schlitten, der nur von drei Hunden gezogen wurde. Die Strecke von Ananatuk bis zum festen Eise im Fjorde hatten sie im Boote zurückgelegt. Sie brachten Eier, Waffen, ein Bärenfell und dergleichen. Einem von ihnen, Abbok, hatte ich bei seiner letzten Anwesenheit Papier und Bleistift gegeben, damit er von dem Fjorde und seiner Umgebung Karten zeichnen könne.

Es ist bekannt, daß Parry und andere Polarfahrer, welche den amerikanischen Archipel besuchten, sich von den Eingeborenen solche Karten anfertigen ließen und bei weiterem Vordringen erstaunt waren über die Genauigkeit, mit welcher die Küstenlinien, Inseln u. s. w. von den Eskimos lediglich nach dem Gedächtnisse angegeben waren. Diese Auffassungsgabe wollte ich auch bei unseren Freunden erproben. Von den Karten, die er mit selbstzufriedenem Lächeln überreichte, verdienen nur zwei besonderes Interesse. Die eine stellt den Kingawa-Fjord dar. Die einzelnen Buchten der Küsten sind mit Sorgfalt verzeichnet. Die Theilung des Gewässers am westlichen Ende ist unverkennbar. Der Stationsort ist angegeben und sind die einzelnen Gebäude auf dem Platze markirt, auch der Fluß an der östlichen Seite fehlt nicht. Die Gebirge sind jedoch nicht hervorgehoben. Am Ausgange des Fjordes scheinen die vielen Inseln dem Verfertiger der Zeichnung Sorge gemacht zu haben, denn hier verliert die Karte durch ein Gewirre durcheinander gehender Linien jede Klarheit. Die zweite Karte stellt den Lake Kennedy dar, in welchem sich nach der Zeichnung viele kleine Inseln befinden müssen. Man bemerkt auch die beiden Abflüsse nach dem Cumberland-Golf und Fox Channel. Ein wunderliches Gekritzel an der einen Seite soll andeuten, daß sich dort viele Renthiere aufhalten. Bemerkenswerth auf den anderen Karten, die einzelne Theile des Cumberland-Golfes darstellen sollen, aber jeder Deutlichkeit entbehren, sind einzig die eingezeichneten Schlitten, vor welchen auch die Hunde durch Strichelchen markirt sind. Abbok will damit die Richtungen angeben, nach welchen sie auf den Seehundsfang fahren. In einer Bucht der Insel Kikkertak hat er sogar das Schiff des amerikanischen Walers eingezeichnet.

Eine bessere Karte des Cumberland-Golfes nebst Beschreibung von einem Eingeborenen findet man in der illustrirten Zeitschrift „Atuagagdliutit" („Etwas, das zu lesen ist"), welche von den in der Kultur schon weiter vorgeschrittenen Eskimos Grönlands seit 1861 in monatlichen Heften herausgegeben wird.

Abbok und seine vier Landsleute waren die letzten, die mittels Schlitten das Eis passirten. Zwischen dem 15. und 21. Juli verschwand die Eisdecke vom Fjord. Nachdem sich anfangs, wie schon bemerkt, die Verbindung mit

dem Eisfuße längs der Ufer gelöst hatte, trieb die mittlere große Fläche mit Fluth und Ebbe auf und ab und löste sich allmählich in einzelne Schollen auf, die dann der Ebbestrom aus dem Fjord gen Süden führte. Den mächtigen Eisfuß, der am Strande liegen blieb, hatte das Wasser mit der Zeit so stark unterwaschen, daß man in einzelnen Höhlungen aufrecht umhergehen konnte. Schließlich zerbrach ihn eine Springfluth und führte die einzelnen Brocken fort.

Sobald es die treibenden Schollen erlaubten, wurde das Boot der Expedition ins Wasser gelassen und in Dienst gestellt. Am 22. Juli machte ich in Gesellschaft von Herrn Ambronn mit zwei Leuten von der Mannschaft eine Segelfahrt mit der Absicht, auf den Inseln am Ausgange des Fjordes nach Eiern zu suchen. Trotzdem wir schon um 9 Uhr morgens abgefahren waren, kamen wir, durch widrigen Wind aufgehalten, doch erst um 7 Uhr abends an die gewünschte Stelle, wo im Jahre vorher bei der Einfahrt in den Fjord die „Germania“ vor Anker gelegen hatte. Die Insel, auf welcher Eier vermuthet wurden, zeigte sich von dichtem Packeis umlagert und war daher ohne Gefahr für das Boot nicht zugänglich. Wir glaubten auch zu bemerken, daß die anhaltenden südwestlichen Winde der letzten Tage schwimmende Eisblöcke vor den Ausgang des Fjordes gelagert hatten, deren mächtige Dimensionen die Vermuthung nahe legten, daß sie nicht aus dem Golf oder Fjord, sondern aus der Davisstraße stammten. Bei der verhältnißmäßigen Ruhe der beiden ersten von drei Seiten eingeschlossenen Wasserbecken und der gänzlichen Abwesenheit von Gletschern ist die Bildung von Eismassen, die durchgehends acht bis zehn Meter aus dem Wasser emporragen, nicht wahrscheinlich. Wir mußten also unverrichteter Sache unsere Heimreise zur Station antreten, wo wir gegen Mitternacht wieder anlangten. Auf der Hin- und Herfahrt zeigten sich viele weiße Wale, in Schaaren von fünf bis sechs Stück, munter im Wasser sich umhertummelnd. Der Zimmermann Weise, sonst ein guter Schütze, feuerte verschiedentlich nach den Thieren, sowie nach Seehunden und Möven, aber jedesmal ohne Erfolg.

Mehr Glück hatte Okkeituk, der am 25. Juli vom Kayak aus einen weißen Wal mit zwei wohlgezielten Schüssen erlegte. Er warf dann noch eine Harpune hinein, die mit einem langen Riemen versehen ist, an deren anderem Ende als Boje ein aufgeblasenes Seehundsfell sitzt. Nachdem hierdurch das Thier vor dem Niedersinken bewahrt war, rief er unsere Leute herbei, denen es mit dem großen Boote auch gelang, den Kadaver an den Strand zu ziehen. Die lineare Länge des Thieres betrug 3,53 m, sein größter Umfang 2,15 m. Die Haut, welche glänzend weiß ist, etwa wie emaillirtes Blech, wird von Walfischfängern als Leckerbissen gepriesen. Uns war die Zubereitung unbekannt, sonst wäre sie vielleicht auch auf den Tisch gekommen. Die Eskimos essen das Fleisch und füttern die Hunde damit. Den Speck löste Okkeituk sorgfältig vom Körper, um ihn später an die Walfischfänger zu verkaufen.

Der weiße Wal (Beluga catodon) und der gewöhnliche Seehund (Phoca) waren die einzigen größeren Seethiere, welche im Fjord vorkamen. Von den Fischen fand sich am zahlreichsten der Salmo alpinus, von dem wir, wie schon erwähnt, große Vorräthe von den Eingeborenen erhielten. Er wandert zur Thauzeit zum Laichen die Flüßchen nach den Bergseen hinauf und kehrt im August zurück. Bei diesen Zügen wird er von den Eskimos gefangen und zwar gestochen mit einer Harpune, die einer dreizinkigen Gabel gleicht. Die mittlere Zinke durchbohrt den Fisch, die beiden anderen klammern ihn fest. Zum Anlocken bedient man sich künstlicher Köder in Gestalt kleiner, aus Bein geschnitzter Fische, welche der Fischer an dünnen Riemen im Wasser spielen läßt. Es mag hier erwähnt werden, daß die Verwendung künstlicher Insekten beim Fischfang und die Wahl dieser Phantome je nach der erwünschten Fischart von den Indianern an den Flüssen Guayanas stammt.

In der See fanden sich massenhaft die „Shrimps“, kleine garnelenartige Krabben, die den Walen als Hauptnahrung zu dienen scheinen, denn der Mageninhalt sowohl eines geöffneten Seehundes als auch des erwähnten weißen Wales bestand nur aus diesen Shrimps.

Von Säugethieren, die in der Umgebung der Station vorkamen, mögen außer dem Renthier noch Polarfuchs, Schneehase, Lemming und Wiesel hervorgehoben werden. Der Eisbär hält sich weiter im Süden, dem offenen Ocean näher, auf. Von den Vögeln bemerkten wir mehrere Entenspecies, Möven, das im Winter weiße, im Sommer bräunlich gefleckte Schneehuhn, Kolkraben und die Schneeammer. Eigentliche Raubvögel, die Kumlien erwähnt, bekamen wir nicht zu Gesicht, auch bei ausgelegtem Fleischköder zeigten sich nur Raben. Von den Insekten verdienen besonderer Erwähnung die Stechfliegen, ein Falter der Genus Vanessa, eine Spinne, die in Erdlöchern lebt, und die Renthierbremsen. Die Stechfliegen, welche Ende Juli und Anfang August massenhaft auftreten, bilden eine wahre Plage. An manchen heißeren Tagen wurde man von diesen Thieren so sehr gepeinigt, daß es unmöglich war im Freien zu arbeiten. Am 20. August waren sie schon wieder verschwunden.

Der neueste centralasiatische Reisende.

Von H. Vambéry.

II. (Schluß.)

Nachdem Herr Moser am 8. December auf der Suche nach dem Diwanbegi Chiwa verlassen, reiste er über Tasch-Hauz nach Jilali auf einer zur Genüge bekannten Straße, mußte jedoch von hier noch sieben Meilen weiter in die Steppe vordringen, bis er endlich mit dem Premierminister des Chans im Fort Sekiz-Atlik (8 Reiter) zusammentraf und wie leicht erklärlich, auch warm empfangen wurde. Met-Murad ist, wie so mancher seiner Vorgänger, dem Ursprunge nach ein persischer Sklave, der zu der hohen Würde infolge seines iranischen Scharfsinnes und jener Geschmeidigkeit, mit welcher die Kinder Irans über die schlichten özbegischen Einwohner stets triumphiren, gelangt

ist. Als Perser von Geburt ist er in Politik und diplomatischen Kunstgriffen bewandert; er kennt sich in manchen Angelegenheiten des wunderbaren Frengistans gut aus und interessirt sich für die staatlichen Angelegenheiten unseres Welttheiles. Unserem Reisenden gegenüber hat er übrigens die Rolle des Diplomaten ganz geschickt gespielt. Er gab ihm einen Serdar (Anführer) sammt der nöthigen Eskorte mit und nur, als Herr Moser auf dem Punkte war, die Reise von Sekiz-Atlik nach Aschkabad anzutreten, nur dann erst konnte er zu seiner nicht geringen Verwunderung erfahren, daß dieser Plan nicht genehmigt wurde, und daß er die Route von Sekiz-Atlik nach Kizil-Arwat einschlagen müsse, d. h. anstatt der gehofften hundert Meilen nur auf einem Umwege von 130 Meilen nach Aschkabad gelangen könne. In der hierauf bezüglichen Ausrede hieß es, daß jener Theil der Steppe, den Herr Moser zu durchreisen beabsichtige, von solchen Tekke-Turkmenen bewohnt sei, die vor der russischen Zuchtruthe sich geflüchtet und dort sich niedergelassen hätten. Die Reise des reichen Europäers wäre zu sehr bekannt geworden, es könnte sich leicht eine Alaman (Raubzug) von 400 Reitern auf dem Wege befinden, und da der Kopf eines Gastes viel zu theuer sei, so wolle man ihn der Gefahr einer Ueberrumpelung nicht aussetzen.

Wie der Leser sieht, ist unser Reisende in der Ausführung seines Planes einigermaßen gehindert worden. Der Zug von Sekiz-Atlik nach Aschkabad wäre allerdings ebenfalls ein neuer gewesen, doch auch der Weg vom erstgenannten Orte nach Kizil-Arwat ist, so weit uns bekannt, noch von keinem Europäer zurückgelegt worden. Die Reisenden, die in den letzten Jahren von Bochara in das transkaspische Gebiet der Russen sich begeben haben, haben theilweise wohl dieselbe Strecke zurückgelegt, aber meistens Krasnowodsk als den Endpunkt ihres Steppenrittes genommen. Die Franzosen Bonvalot und Capus sind 1881 über Karaköl, Ildschik, Petro-Alexandrowsk und das Plateau des Uest-Jurt nach Krasnowodsk gelangt. Desgleichen der englische Missionar Henry Lansdell, der von Sibirien, namentlich von Tobolsk aus über die Steppe nach Bochara resp. Karschi reiste und hier ebenfalls via Chiwa, Taschhauz, Jilali und Alt-Uergendsch im November 1882 nach Krasnowodsk gelangt war. Nur ein Russe, nämlich Lieutenant Kalitin, hat im Februar 1881 die von Herrn Moser zurückgelegte Route annähernd gemacht, indem er von Alt-Gök-Tepe nach dem Chanate von Chiwa in gerader, nördlicher Richtung den Weg von 356 englischen Meilen in 14 Tagen zurückgelegt hat. Herr Moser hat daher bei seinem Ritte durch die Steppe, was die ganze Ausdehnung anbelangt, noch keinen europäischen Vorgänger gefunden. Ueber die Einzelheiten dieses mühsamen Zuges inmitten eines rauhen Winters, wo die Temperatur zwischen — 15 bis — 20° variirte, erfahren wir aus den kargen Notizen, die in den Briefen des Herrn Moser enthalten sind, vorderhand nur sehr wenig. Er beginnt seine Route bei Kizildsche-Kala am selben Punkte, wo Lieutenant Kalitin seinen Weg von dem Süden nach dem Norden hin beendet, und geht über Orta-Kuduk (Mittelbrunnen), den er am 19. December erreicht, nach dem Brunnen Demirdschan (28. December), von wo er bald darauf in Kizil-Arwat, bekanntermaßen der Endstation der transkaspischen Eisenbahn, eintrifft. Den ganzen Steppenweg hat unser Reisende, wie gesagt, mit Hilfe seiner guten Pferde in 12 Tagen zurückgelegt, was natürlich nur im Winter auszuführen ist; ja, wie ich mir seiner Zeit sagen ließ, haben gut berittene Turkmenen die Strecke von Chiwa bis zum Etrek selbst in zehn Tagen gemacht. In dieser Jahreszeit fallen nämlich die Furcht vor unerträglicher Hitze und Durstesqualen sowie auch die Beschwerden eines Rittes durch den Sand gänzlich weg. An deren Stelle tritt hingegen der erstarrende Nordostwind, der das Verbleiben im Sattel ganz unerträglich macht, hier auf der hyrkanischen Steppe aber bei weitem nicht so gefährlich ist, wie im Norden des Jaxartes und auf dem Plateau von Uest-Jurt. Die Strapazen einer Winterreise in letztgenannter Gegend hat uns Kapitän Abbott gelegentlich seiner Reise nach Mangischlak geschildert, während der Winterritt über die Kirgisensteppe mit all seinen grauenvollen Episoden von Burnaby ausführlich beschrieben wurde. Was wir bei Herrn Moser, abgesehen von den ausgestandenen Strapazen, am meisten bewundern, das ist die Geschicklichkeit, mit welcher er, der alleinstehende Europäer, inmitten einer Steppe seine aus Oezbegen, Turkmenen und Kirgisen bestehende Karawane befehligen und in Schach halten konnte. Ohne der Landessprache mächtig zu sein, genügte ein Blick des kühnen Europäers, diese an Gehorsam nicht sehr gewöhnten Asiaten zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bewegen. Dabei galt es noch gegen etwaige Ueberfälle seitens herumirrender Tekke-Turkmenen sich zu schützen und Herr Moser mußte häufig die halbe Nacht bei grimmiger Kälte wachend zubringen, wenn er bemerkte, daß seine Leute, vom Tagesritt ermüdet, in Schlaf verfallen waren. Mit einem Worte, der Ritt von Sekiz-Atlik nach Kizil-Arwat ist ein seltenes Bravourstück und wir erwarten die Details dieser Route mit leicht begreiflichem Interesse.

In Kizil-Arwat angekommen, konnte unser Reisende seitens der Russen sich nicht einer besonders guten Aufnahme erfreuen. Seine Empfehlungsbriefe lauteten nach Aschkabad und nicht nach Kizil-Arwat und als besonderes Glück kann er es sich anrechnen, daß er in letztgenanntem Orte einen in russischem Dienste stehenden Landsmann antraf, der ihm zur Weiterreise nach Aschkabad behilflich war. Außer General Meyer, dies war der Name des Schweizers, begegnete Herr Moser auch einem anderen europäischen Forschungsreisenden, nämlich Herrn Lamberto Loria aus Florenz, mit dem er ein bescheidenes Gemach in einem der Kizil-Arwater Hotels (sit venia verbo) getheilt hatte. Kizil-Arwat ist eine der jüngsten Kolonien russisch-europäischer Elemente im Inneren Asiens und besteht nächst Russen aus Armeniern und Persern, die sich zumeist mit Handel beschäftigen. Es giebt auch einige Branntwein-Fabriken, ja sogar Champagner wird in dem neugegründeten transkaspischen Gebiete bereitet und zwar durch eine Mischung von Limonade-Gazeuze mit Cognac. Der moussirende Effekt dieses schaudervollen Getränkes ist ein vollkommener, noch vollkommener aber das bald darauffolgende Kopfweh. Doch Turkmenen und Perser haben einen starken Magen und schwelgen im Genusse dieses turkmenischen Veuve Cliquot.

Von Kizil-Arwat nach Aschkabad reiste Herr Moser am 17. Januar 1884 in Begleitung eines ehemaligen Räuberhauptmanns, den er Basi-Serdar (vielleicht richtiger Serdar-Baschi) nennt, eines wahren Prototyps turkmenischer Rinaldini's, der heute aber nach der russischen Lektion von Gök-Tepe ganz mürbe und nach dem türkischen Sprichwort: „Die Hand, die du nicht abhauen kannst, küsse und lege sie auf deinen Kopf“ den Russen ein ganz ergebener Diener geworden ist. Er erzählte unserem Reisenden so manche Momente seiner früheren Heldenlaufbahn während der Raubzüge in Persien, ja er gab ihm als freundschaftliches Angedenken ein schweres Halseisen und Fußschellen mit — Gegenstände, in welchen früher so mancher Perser geschmachtet und zu Grunde gegangen ist.

Auch in Politik läßt sich der Exräuber ein — doch hat dieselbe schon ein entschieden russisches Kolorit, denn er sagt: „Wir haben Jahre lang mit Erfolg gegen Chiwa und Bochara gekämpft, wir haben die Perser jämmerlich geschlagen und zu Paaren getrieben, auch die Russen hatten einen harten Strauß mit uns zu bestehen; doch da sie uns besiegt haben und unsere Herren geworden sind, so wollen wir ihnen treu und ergeben dienen. Wir betrachten sie als brave Sieger und schätzen sie viel höher als die Engländer, die uns zwölf Jahre hinter einander zum Kampfe angeeifert und schließlich im Stiche gelassen haben." Die Umgestaltungen, welche die russische Eroberung im Leben der Turkmenen hervorgerufen hat, geben sich übrigens nicht nur in den persönlichen Anschauungen des ehemaligen Räubers kund, sondern der Reisende begegnet denselben auf Schritt und Tritt und zwar in einer nicht immer gefälligen Weise. Die Achal-Tekkes, vor 20 Jahren infolge des kulturfähigen Bodens ihrer Heimath als die Wohlhabendsten bekannt, eilen in der Neuzeit mit raschen Schritten der Verarmung entgegen und viele derjenigen, die ehemals Hunderte von Kameelen und Tausende von Schafen besessen, nagen heute förmlich am Hungertuche. Von besonders erschreckender Dimension ist die Abnahme der Bevölkerung. Der Kampf mit den Russen hat dieser Fraktion der Turkmenen das Leben von mehr als 30000 Menschen gekostet, von welchen beinahe zwei Drittel waffenfähige Männer waren. Heute sollen auf einen Mann 10 bis 15 Frauen fallen und die Polygamie nimmt in solcher Weise zu, wie sie nirgends in der moslimischen Gesellschaft anzutreffen ist. Für einen Spottpreis kann man Mädchen und junge Wittwen heirathen, und der Diener unseres Reisenden hatte gleich am Tage seiner Ankunft auf einmal mit mehreren hübschen Turkmeninnen einen Ehevertrag abgeschlossen; denn die Armen, für welche früher ein beträchtliches Kalim (Morgengabe) zu bezahlen war, gehen heute den Ehebund ein, nur um nicht zu verhungern.

Die Hausindustrie der Achal-Tekkes ist total ruinirt. Die russischen Soldaten haben während ihrer Plünderungen alle die schönen Stickereien, alle die kostbaren Teppiche weggenommen und mit denselben dermaßen den russischen und kaukasischen Markt überschwemmt, daß einzelne persische Kaufleute selbst bis nach Wien und Budapest gelangten, um an den Ufern der Donau die Kunstschätze der Hausindustrie vom Achalgebiete abzusetzen. Ohne Waffen, ohne Vieh, ohne Geräthschaften leben die spärlichen Ueberreste dieses ehemals reichen Stammes gebeugt, gebrochen, muthlos, aber im Inneren nach Rache schnaubend, unter russischer Herrschaft; und diese Herrschaft ist eine strenge und gewaltige. Jeder gemeine Soldat erlaubt sich dem ehemaligen stolzen Sohn der Wüste die gröbsten Beleidigungen zuzufügen und kein Wunder, wenn der Turkmene im bitteren Gefühle des vae victis seinen früheren Charakter gänzlich umgestaltet. Aus dem freien Räuber ist ein Dieb geworden und, wie Herr Moser erzählt, sind die Diebstähle hier so zahlreich wie noch nie. Stark demoralisirend wirkt auch der Einfluß des russischen Branntweins. Die Spitzen der Tekke-Turkmenen haben in russischer Gesellschaft mit dem Gläschen Bekanntschaft gemacht und das früher so stark verpönte Naß hat beinahe schon in jedem Zelte Eingang gefunden, ja Rußland ist auf dem besten Wege, bei gänzlichem Untergange der ehemaligen patriarchalischen Verfassung sich aus den Turkmenen gute Unterthanen und gefügige Werkzeuge seiner zukünftigen ehrgeizigen Pläne im Inneren Asiens zu bilden. Lieutenant Lopatinski hat versuchsweise eine Eskadron turkmenischer Reiter aus den verschiedenen Klans der Tekke zusammengestellt und dermaßen einexercirt, daß ihre Haltung und Bewegung, ihr Handhaben des Hinterladers und präcise Befolgung des russischen Kommandos unseren Reisenden, der von Fach Soldat ist, in Verwunderung gesetzt hat. Bisher ist es nur eine Eskadron, doch es werden keine fünf Jahre ins Land gehen und die russische Regierung wird aus dem turkmenischen Materiale eine Kavallerie sich erschaffen, die namentlich in ihren Feldzügen in Asien Erstaunliches zu leisten vermag und das vertrauensselige Albion ganz unsanft aus dem Schlafe rütteln wird.

Doch wir wollen zu unserem Reisenden zurückkehren. Als Herr Moser von Kizil-Arwat in Aschkabad anlangte, überraschte ihn der Anblick der weiß getünchten russischen Häuser und der Kirche überaus angenehm. Desgleichen auch der Empfang seitens des Generals Komarow, des jetzigen Militärkommandanten des transkaspischen Bezirkes, der nicht nur ein gewiegter Politiker ist, wie seine neueste Transaltion mit Merw beweist, sondern auch als Mann der Wissenschaft sich hervorthut. Der General, dessen Name schon während des letzten russisch-türkischen Krieges bekannt wurde, ist Entomolog von Fach und leidenschaftlicher archäologischer Sammler. Auf dem Gebiete seiner jetzigen Thätigkeit hat er ein genügend reiches Feld gefunden und seine Kollektionen müssen von besonderem Interesse sein. Herrn Moser gegenüber war er die Leutseligkeit selbst, seine Gastfreundschaft war eine tadellose; doch als der Reisende ihm von seinem Vorhaben, einen Abstecher nach Merw zu machen, gesprochen, gab er seinem Bedauern Ausdruck, hierein unter keinen Umständen willigen zu können. In Merw spielte sich eben damals die Komödie der freiwilligen Unterwerfung unter die russische Herrschaft ab, eine höchst unlautere Transaktion, bei der man die Augen eines ungebetenen Gastes nicht haben wollte. Es wurde daher Herr Moser unter dem Vorwande der Gefährlichkeit eines Besuches inmitten der noch nicht stabilisirten Gegend dahin beschieden, entweder seinen Weg wieder über Chiwa und Bochara, oder was wohl zweckmäßiger wäre, über Budschnurd nach Teheran zu nehmen. Umsonst versuchte der schweizer Russenfreund wenigstens die Erlaubniß zu erwirken, über das Etrek-Gebiet nach Tschekischlar reisen zu dürfen. Doch der gelehrte russische Kommandant war unerbittlich, denn erstens traute er dem russophilen Reisenden nicht ganz, und zweitens hatten die Empfehlungen General Tschernajew's, der mittlerweile abgesetzt worden war, wovon Herr Moser nichts wußte, ihre Wirkung verloren. Es blieb daher nichts Anderes übrig, als inmitten des Winters die hohe Gebirgskette des iranischen Nordrandes, der eben damals mit tiefem Schnee bedeckt war, zu überschreiten und durch pfadlose Gebirgspässe nach Iran zu gelangen, deren Uebersteigung selbst im Sommer nicht ohne Gefahr bewerkstelligt werden kann. Der Weg, den Herr Moser genommen, ist, was die ganze Ausdehnung anbelangt, d. h. von Aschkabad bis nach Schahrud, bisher noch von keinem Europäer zurückgelegt worden, und nur in einzelnen Theilen war Kapitän Napier 1874 gelegentlich seiner Forschungsreise an der Nordgrenze Chorasans sein Vorgänger geworden. Von Aschkabad ging Herr Moser in südöstlicher Richtung bis zum Fuße des Kuhi-Germab, überschritt den gleichnamigen Paß bis zur Station Germab und gelangte, den 7770 englische Fuß hohen Berg Dschiffan rechts zur Seite lassend, nach Rabat, von wo er auf einer in den bis heute vorliegenden Karten nicht genau bezeichneten Route nach Budschnurd, dem Hauptorte des Kurdendistriktes im Norden Irans, gelangte. Auch in dieser Gegend haben seit der russischen Okkupation sich

bedeutende Veränderungen zugetragen. Die um Budschnurd und Kutschan herum wohnenden Kurden sind bekanntermaßen von Schah Abbas dem Großen aus dem westlichen Iran hierher angesiedelt worden, um einen militärischen Grenzkordon gegen die zu jener Zeit räuberischen Turkmenen zu bilden, welchem Zwecke die Kurden auch insofern entsprachen, als sie nicht minder räuberisch als ihre Nachbarn in der Steppe, mit denselben in ewiger Fehde lebten, die Einfälle auch hinderten oder durch Gegenbesuche vergalten. Den größten Nutzen zogen hieraus die Chane der Kurden, die in Folge ihrer Wichtigkeit beinahe als unabhängige Fürsten sich geberdeten und einerseits von den Turkmenen, andererseits von der Regierung in Teheran den Lohn ihrer Arbeit erhielten. Durch die russischen Eroberungen im Achalgebiete haben diese Chane von ihrer ehemaligen Wichtigkeit viel eingebüßt; die heutige Sachlage gefällt ihnen nicht mehr und da sie von Iran keinen Lohn für ihre Dienste mehr erwarten, so wenden sie sich allmählich den russischen Behörden zu und kokettiren in auffälliger Weise mit dem Kommandanten in Aschkabad. Der russische Einfluß dehnt sich hier von Astrabad bis nach Meschhed immer mehr und mehr aus, russische Handelsartikel überschwemmen schon längst die ganze Gegend und da russische Mode und russische Lebensweise zum guten Ton gehören, hat der Hof von St. Petersburg den Nordrand Irans mit bestem Geschick zu seinen zukünftigen Plänen vorbereitet.

Der Chan von Budschnurd, an den unser Reisende empfohlen war, war eben damals in seinem Hauptsitze nicht anwesend, denn er befand sich auf dem Feldzuge gegen die Jomut-Turkmenen, die einige Zeit vorher einen Raubzug auf iranisches Gebiet unternommen und 100 000 Schafe weggetrieben hatten. Es sind dies die Jomuten am Görgenflusse, die sogenannten persischen Turkomanen, Unterthanen, um die seiner Zeit der König von Persien sich wohl vergebens bemüht hatte, denn wie man sieht, ist ihre Einverleibung dem persischen Staate eine Quelle des Unheils geworden. Den russischen Turkmenen ist die Lust zu Raubzügen schon allmählich benommen, während ihre Brüder unter persischer Herrschaft noch wie zuvor das edle Handwerk des Raubes und der Plünderung üben. Das Resultat des persischen Feldzuges gegen die Turkomanen ist nicht genau bekannt, doch von den geraubten hunderttausend Schafen mögen nur wenige in den Besitz ihrer früheren Herren gelangt sein.

Von Budschnurd ging Herr Moser durch das Gebiet der Schadilu-Kurden über die Stationen Firuze, Tawar, Derbend und Dschurbad nach Dschadscherm; das Gebirg Ala-Dag (Buntes Gebirge) ward überschritten, unser Reisende befand sich in der Ebene und wie in einem Nu verwandelte sich das früher rauhe kalte Winterklima in ein lieblich sanftes Frühlingswetter. Auf der Ebene von Isferain brennt die Sonne im Monate Februar schon recht heiß und mit Ausnahme einzelner Berge zwischen Schahrud und Simnan hatte er zumeist einen ebenen Weg mit ziemlich guten Posthäusern vor sich. Am 20. Februar dieses Jahres langte er denn auch in Teheran an, glücklich inmitten von Europäern an die großen Strapazen zu denken, welche die Zurücklegung des Rittes durch die Steppe und durch die Berge inmitten des Winters gekostet. Die Reise war wohl beendet, doch Herr Moser war körperlich gebrochen und es kostete einige Wochen, bis er in der persischen Hauptstadt seine zerrüttete Gesundheit wieder herstellen konnte. Von Teheran in seine Heimath zurückgekehrt, hat Herr Moser bis jetzt nur einige Notizen in der Form von Feuilletons und Briefen in den Spalten des „Journal de Genève" veröffentlicht. Den eigentlichen ausführlichen Bericht seiner Reise behält er sich für die nächste Zukunft vor, und wir sehen dieser Publikation mit einem um so begründeteren Interesse entgegen, als sein Buch vor allem das jüngste Bild von den heutigen Zuständen Centralasiens uns bringen soll. Herr Moser war im Inneren Asiens kein Neuling; er reiste überdies mit Empfehlungen der obersten russischen Behörden, er hat als Waidmann und Soldat von Fach für so manche Naturerscheinungen, politische und sociale Verhältnisse ein kundiges Auge wie nur wenige seiner jüngsten Vorgänger und was er über Bochara, Chiwa und die Turkmenensteppe zu berichten hat, wird den Freunden der centralasiatischen Litteratur eine willkommene Gabe sein.

Die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten.

F. M. Ueber die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten verbreitet sich Prof. Carl Mohr zu Mobile (Alabama) in einem Aufsatze in Nr. 9 des zweiten Bandes der New Yorker Pharmaceutischen Rundschau (Sept. 1884). Von den sieben im südlichsten Theile des östlichen Nordamerika vorhandenen Pinusarten sind vorzüglich Pinus australis Michx., P. Cubensis Griesebach und P. Taeda L., welche über weite Strecken sich ausdehnende Waldungen bilden, durch reichen Gehalt an harzigen Säften ausgezeichnet. Unter diesen drei Arten nimmt wieder P. australis hinsichtlich ihrer Verbreitung und ökonomischen Bedeutung den ersten Rang ein. Die Bestände derselben erstrecken sich fast ohne Unterbrechung über viele Tausende von Quadratmeilen. Bei der grenzenlosen Verwüstung des Waldes aber, die in jenen Gegenden üblich ist, darf man auf einen zukünftigen Bestand dieses nützlichen Baumes nicht rechnen. Da die jungen Bäume sehr langsam wachsen (sie erheben sich in den ersten 4 bis 5 Jahren kaum über das umgebende Gras), so werden sie meist durch die diese Wälder alljährlich heimsuchenden Feuersbrünste oder die zahlreichen frei umherstreifenden Viehherden wieder vernichtet. Wo die P. australis entfernt wurde, tritt theils P. Taeda, theils P. Cubensis an ihre Stelle. Beide sind durch rasches Wachsthum besser gegen zerstörende Einflüsse geschützt als ihre Verwandte. Während P. Cubensis weniger harzreich ist, steht P. Taeda der australis in dieser Beziehung nur wenig nach und wird daher nach der Ausrottung der letztgenannten Art die größte Wichtigkeit besitzen.

Während bis zur Einführung der kupfernen Destillationsgeräthe im Jahre 1834 die Terpentinöl-Industrie auf die zwischen dem Kap Fair und dem Tar-Flusse belegenen Distrikte beschränkt war (der größte Theil des Terpentins ging nach England), hat sie seitdem mächtig an Ausdehnung gewonnen und sich über Süd-Carolina, Florida,

Louisiana, Mississippi und Alabama verbreitet. Der Aufschwung wurde wesentlich befördert durch die um sich greifende Fabrikation von Kautschukwaaren, sowie die stets sich mehrende Verwendung des Oeles als Beleuchtungsmittel (Pineoil, Camphin rc.). Infolge der mit der Steigerung der Terpentinölerzeugung verknüpften Ueberproduktion des rückständigen Harzes (Rosin, Kübelharz, Kolophonium), welche eine Entwerthung dieses Nebenproduktes mit sich führte, sah man sich veranlaßt, den Destillationsbetrieb in die unmittelbare Nähe der Orte zu verlegen, welche das Rohmaterial lieferten. Billige Verkehrsmittel und genügendes Vorhandensein von fließendem Wasser zur Abkühlung bei der Destillation sind für derartige Anlagen nothwendige Bedingungen. Erforderlich ist sodann eine Strecke von 4000 Acker Waldlandes vom besten Bestande. Diese wird in 20 Parzellen von je 4000 bis 5000 Bäumen getheilt. Jede Parzelle enthält 10000 „Boxes", d. h. in die Stämme ausgehöhlte Behälter zum Ansammeln des Harzes, deren bis vier an einem Baume angebracht werden. Sie werden im Winter circa einen Fuß über dem Boden schief nach innen eingehauen, bis zu einer Länge von 14 Zoll und einer Tiefe von 7 Zoll; jeder dieser Einschnitte hat etwa 1/4 Gallone Gehalt. Das auf dem Boden zerstreute brennbare Material wird Ende des Winters in Haufen geschichtet und angezündet, um dem Ausbruch von Feuer während der trockenen Jahreszeit vorzubeugen. Freilich wird gerade durch diese Vorsichtsmaßregel dem Walde ein unermeßlicher Schaden zugefügt; die dadurch veranlaßten Waldbrände erstrecken sich oft auf Hunderte von Meilen, eine Stockung im Wachsthum der Bäume und Zerstörung des jungen Nachwuchses mit sich führend.

Sobald im Frühling der Saft in den Bäumen zu strömen beginnt, wird oberhalb der Boxes eine Partie bis zu 8 Zoll Höhe bis zum Splinte bloßgelegt. Alle vier Wochen werden die Behälter entleert; die Qualität des Harzes wird dabei immer geringer. 10000 Boxes geben jedesmal 40 bis 50 Fässer von je 280 Pfd. Rohharz. Nach dem letztmaligen Ausschöpfen wird das noch anhängende Harz sorgfältig abgekratzt; dies ist ein Produkt von sehr geringem Werthe.

Aus den im ersten Betriebsjahre durchschnittlich gewonnenen 270 Faß Schöpfharz und 70 Faß Scharrharz werden 2200 Gallonen oder 50 Faß Terpentinöl nebst 260 Faß Kolophonium gewonnen. Im zweiten Jahre des Betriebes werden die Anritzungen der Bäume etwas breiter gemacht, ebenso in den beiden folgenden Jahren. Die Quantität sowohl wie die Qualität des Schöpfharzes nehmen stetig ab. Die 120 Faß Schöpfharz und 125 Faß Scharrharz des vierten und letzten Betriebsjahres geben 900 Gallonen Terpentinöl und 100 Faß Kolophonium. Letzteres gehört den niedersten Sorten an und wird hauptsächlich in den Seifenfabriken verwendet. Im Durchschnitt werden aus jedem Faß Harz 5 Gallonen Terpentinöl gewonnen. Der jährliche Ertrag eines Baumes berechnet sich auf 21 Pfund. Die Gesammtproduktion einer solchen Anlage während der vier Jahre ihres Betriebes beläuft sich auf 120000 Gallonen Terpentinöl und 12800 Faß Kolophonium, zusammen im Werthe von etwas über 56300 Dollars. Neuerdings beschäftigt man sich verschiedenerseits mit Versuchen, das Terpentinöl durch Destillation der Holzabfälle, z. B. im Anschluß an Sägemühlen, zu gewinnen, eine Neuerung, die jedenfalls von großem Einfluß auf die Entwickelung dieser Industrie werden wird. Es sind besonders zwei deutsche Techniker, die Herren Messau in Atlanta (Georgia) und Maas in Meridian (Miss.), welche diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben.

Die hydrographischen Vermessungen der Engländer im Jahre 1883.

Außer an der heimischen Küste wurden im vorigen Jahre hydrographische Aufnahmen gemacht: an der Westküste von Korea und der Küste von China, der Nordostküste von Borneo, in der Sunda- und Malakkastraße, in der Magelhaensstraße und am La Platafluß, in den Bahama- und den Salomoninseln, wozu drei Dampfschiffe und zwei Schoner der Marine verwendet wurden; außerdem waren noch ein gemietheter Dampfer an der Küste von Neufundland und ein Segelschiff an derjenigen von Westaustralien beschäftigt; an der heimischen Küste war ein Dampfer der Marine und ein gemietheter Dampfer thätig. Im ganzen wurden 57 Officiere und 468 Mannschaften bei den Aufnahmen verwendet.

Was zunächst die Thätigkeit in den englischen Gewässern betrifft, so hat sie Bezug auf das Aestuarium der Themse, Lothungen zwischen Sea Reach und Hope Reach und Messungen der Stromgeschwindigkeit im „Herzog von Edinburgs Schiffahrtskanal". Auch die Shetlandsinseln sowie die Ostküste von Schottland wurden besucht und verschiedene Arbeiten dort ausgeführt. Ein anderes Schiff besuchte die Küste von Irland und die Westküste von England; namentlich waren der Zugang zu Barrow in Furneß, der Grangekanal und der Bristolkanal Gegenstand besonderer Untersuchungen. Die Aufnahme der Swanseabai wurde wieder aufgenommen und beinahe beendet. In Neufundland wurde im Anschluß an die frühere Arbeit die Aufnahme der Südküste der Fortunebai beendigt und auch auf der Nordküste wurden die Vermessungen fortgesetzt. In Westindien wurde der Providence-Nordwestkanal im Interesse der telegraphischen Verbindung untersucht, die Aufnahme der kleinen Bahamabank beendet und außerdem einige andere Vermessungen ausgeführt.

Trotz der ungünstigen Witterung glückte es, die Vermessung der Magelhaensstraße auf einer Länge von 60 Meilen und zwar von der Ballenabucht bis zu Felix Point auszuführen. Hierbei wurde die bis jetzt nur unvollkommen bekannte Küstenlinie aufgenommen und durch die Vermessungen einige in den bestehenden Karten vorzunehmende Verbesserungen festgestellt, u. a. zwei neue Kanäle (Crigglesund Sylviakanal) östlich und nördlich von Kap Providence gefunden. Außerdem wurden sieben Ankerplätze im Detail vermessen und die Triangulation bis zum Eingange der Magelhaensstraße fortgeführt und dort an früher ausgeführte Arbeiten angeschlossen. Im April, als die ungünstige Jahreszeit eintrat, begab sich das für die Aufnahme bestimmte Schiff nach Montevideo, um die Bänke zu vermessen, welche den Eingang in den La Plata erschweren. Auf Rouenbank wurden in minimo 3 1/2 Faden Wasser ge-

funden, die Existenz von „Frenchbank", welche noch seichter sein sollte, konnte nicht nachgewiesen werden. Dann wurde — vergeblich — nach einer Bank im Süden der Lobosinseln gesucht, auf welcher die österreichische Barke „Antonietas" gestoßen sein sollte. Gegenüber Maldonado wurde eine kleine Bank mit 5 Faden Wasser gefunden. Im ganzen erstreckten sich die Lothungen vor der Mündung des La Plata auf 2800 engl. Quadratmeilen, und es ergab sich, daß seit den 1859 und 1871 ausgeführten Untersuchungen die Tiefe bedeutend abgenommen hatte; dagegen waren in den Kanälen, wo starker Strom herrscht, nur weniger ausgedehnte Ablagerungen bemerkbar. Im Oktober wurden die Vermessungen in der Magelhaensstraße wieder aufgenommen.

Im östlichen Asien verließ die „Magpie" Japan, ging nach Hongkong um zu repariren und dann ihrer Bestimmung nach dem östlichen Borneo zu folgen. Von der Reise nach und dem Aufenthalt in Hongkong wurde im Interesse der Vermessungen ein möglichst ausgiebiger Gebrauch gemacht. Der Eingang des Flusses von Brunei wurde zum Theil aufgenommen, weil da eine Kohlenstation etablirt ist; die nahen Minen, welche diese Kohlen liefern, sind ausgedehnt und leicht zugänglich, die Kohlen selbst sind gut und die Schichten außerordentlich dick. Hierauf wurde die Labukbai vermessen, in welche ein hübscher von der See leicht zugänglicher Fluß mündet. Wahrscheinlich wird dieser Fluß sich sehr nützlich für den Transport der Produkte erweisen, welche aus der Umgegend des hohen, gut bevölkerten Berges Kinibalu erwartet werden, da die Eingeborenen friedfertig und fleißig sein sollen. An der Mündung des Flusses wurde damals gerade eine neue Station errichtet. Dann wurde die Seeküste von Sandakan nach der Sibutupassage kartirt, Lothungen bis zu 7 Meilen Entfernung von der Küstenlinie vorgenommen und alle Gefahren genau verzeichnet. Die ganze Küstenlinie war beinahe nur Moorboden, durchschnitten von vielen Flüssen, die mit Ausnahme des Kinabatangan für die Schiffahrt unbrauchbar sind. Dieser Fluß führt zu den Höhlen von Gormanton, bekannt als Lager ungeheurer Massen von Fledermausguano (siehe oben S. 31). Hier hörte man die von dem Ausbruche des Krakatau herrührenden Detonationen und bald empfing das Schiff den telegraphischen Befehl, nach der Sundastraße abzugehen, um den Zustand derselben zu untersuchen. Hier fand man die holländischen Schiffe bereits in Thätigkeit; auf den Bericht über den Zustand der Straße brauchen wir hier nicht näher einzugehen, da derselbe den Lesern des „Globus" nichts Neues bringt. Die „Magpie" ging hierauf zur Reparatur ihrer Kessel nach Singapure und von dort nach Penang, um die für die Aufnahme der Inselgruppe zwischen Pulu-Bouton und der Sayerinsel nöthigen astronomischen Bestimmungen vorzunehmen; diese Vermessungen sind im Interesse der Schiffahrt zwischen British Burmah und den Straits Settlements höchst nöthig.

Das im östlichen Asien thätige Schiff „Flying Fish" kam im Anfang des Jahres nach Hongkong, um Reparaturen vorzunehmen; diese unfreiwillige Muße wurde benutzt, um den Zustand des Hafens zu untersuchen. Man fand an der Mündung der sich in denselben ergießenden Gewässer einige Ablagerungen, doch der eigentliche Hafen war hiervon frei geblieben. Hierauf ging das Schiff nach Korea, um die im vorhergehenden Jahre angefangene Aufnahme zu vollenden, welche die Mündung des Saleeflusses bis zum Hafen Jintschuen (in der Nähe der Hauptstadt) zum Gegenstande hatte. Trotz der großen Schwierigkeit dieser Arbeit und der vielen zufällig eingetretenen Hindernisse wurden die Zugänge des Saleeflusses, welche das Insel-Labyrinth zwischen Jintschuen und den Tsia-Jung-Inseln im Norden, bis zu den Cliffordinseln im Süden bilden, nach allen Richtungen durchforscht und im Detail in Karte gebracht.

Eines der Resultate der Aufnahme besteht darin, daß man einen Tiefwasserkanal vom Meere bis Jintschuen gefunden hat, der für Schiffe von großem Tiefgang brauchbar ist. Hierauf wurden die der Westküste gegenüberliegenden Inseln näher untersucht und ihre Lage genau bestimmt. Später fand man am südlichen Eingange der Mündung des Yang-tse-kiang die Bank, auf welche J. M. S. „Audacious" gestoßen hatte; diese Bank hatte sich in den letzten vier Jahren neu gebildet, ein Beweis, daß diese wichtige Straße fortwährende Beobachtung erfordert.

In Westaustralien wurde die Aufnahme der Küstenlinie vervollständigt und verbessert, der westlich vom Dampierarchipel gelegene Theil derselben in Angriff genommen und einige Arbeiten in der Nähe des Ashburtonflusses und König Georg-Sundes angefangen. Im westlichen Pacific wurde die Aufnahme der Ostküste von San Cristoval fortgesetzt. Nachdem man der Mannschaft eines verunglückten amerikanischen Schiffes Hilfe geleistet hatte, wurden noch einige weitere Aufnahmen im Salomonarchipel ausgeführt. Ein anderes Schiff war in den Neuen Hebriden thätig, wo Skizzen von mehr als zehn Baien und Ankerplätzen verfertigt wurden.

In Indien arbeitete eine selbständige Abtheilung in der Bai von Bengalen, später auf der Westküste von Hindostan und an der Flußmündung zu Rangun. Einige kleinere Abtheilungen vermaßen den Zugang zum Hafen von Akyab, die Häfen von Karratschi, Bati, Ouilon und Vizagapatam.

Auch die Regierung von Kanada wünschte die Georgianbai wieder aufnehmen zu lassen; das zu diesem Zwecke erforderliche Material wurde zu ihrer Verfügung gestellt.

Sehr viel nützliches Material gewann das hydrographische Büreau durch Austausch von Aufnahmen und Beobachtungen mit ähnlichen in anderen Staaten bestehenden Aemtern und durch die an Bord der Kriegsschiffe geführten Journale; außerdem aber hat die Borneogesellschaft eine Aufnahme vom Hafen zu Kudat und Sandakan, sowie vom Sapagayafluß eingeschickt und Kapitän J. Kalder, Kommandant eines chinesischen Kanonenbootes, lieferte Verbesserungen zur Karte des Tonkingolfs und der Küste bis zum Kantonfluß. Auch von Seiten der Telegraphengesellschaften, welche mit der Legung submariner Kabel beschäftigt waren, sind wichtige Mittheilungen, Lothungen im Meere von Biscaya, im Mittelländischen und Rothen Meere und dem Busen von Aden, ferner zwischen Nagasaki und Wladiwostock, zwischen Panama und San Franzisco, zwischen Cadix, Madeira und Gran Canaria eingegangen. Bei Ausführung der zuletzt erwähnten Lothungen wurde eine Bank in 31° 8' nördl. Br., 13° 40' westl. L. mit 50 Faden Wasser gefunden, die sich aus einer Tiefe von 600 bis 1100 Faden plötzlich erhebt (sie ist Doniabank genannt worden).

Bei der im vorjährigen Rapport erwähnten „Seinebank" wurden weitere Lothungen gemacht und eine Tiefe von 81 Faden gefunden. Auch die Bank am westlichen Eingang der Straße von Gibraltar wurde weiter untersucht; bis jetzt war sie auf der Karte durch eine einzelne Lothung von 45 Faden angedeutet.

95 neue Platten von Karten und Plänen wurden gedruckt, 31 Platten durch Zufügung neuer Pläne verbessert; 2947 Verbesserungen wurden durch den Graveur auf 181 Karten angebracht, auf 38 500 Karten wurden kleine Korrekturen eingezeichnet und im ganzen sind für die

Marine und für das Publikum im Jahre 1883 262 595 Karten gedruckt worden. Außerdem sind 376 Notizen für Seefahrer, 45 hydrographische Notizen und 12 Leitfäden verschiedener Art veröffentlicht worden, und 15 Segelanweisungen werden vorbereitet. (Bericht des Hydrographen Ferd. J. Evans an das Parlament.)

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein Aufsatz des Reisenden Eduard Glaser (vergl. „Globus“ Bd. 45, S. 336) über den Aufstand in Südarabien (Wiener Allgem. Zeitung Nr. 1667) enthält folgende Schilderung des Gebietes, in welchem die kriegerischen Operationen sich abspielen; Glaser hat dasselbe um Neujahr 1884 als erster Europäer bereist. „Nachdem man die circa zwei Tagereisen (7 bis 8 deutsche Meilen) breite Küstenebene (Tihama) überschritten hat, erreicht man den arabischen Alpenzug des Serat, welcher parallel der Küste sich bis nach Syrien hinzieht. Der Aufstieg vom Westen ist an allen Stellen außerordentlich steil und romantisch. Bei 2700 Meter Seehöhe erreicht man den Kamm des Gebirges, der mit Ausnahme der heißen Jahreszeit (Mitte April bis Mitte Juni), welche man Djahr nennt, ein äußerst gemäßigtes, ja im Winter (December und Januar) sogar kaltes Klima besitzt. Temperaturen von 3 bis 5 Grad Celsius unter dem Gefrierpunkte sind hier nichts Seltenes. Während die Tihama und die östlich vom Serat gelegenen Tiefländer außerordentlich hohe Temperaturen aufweisen, dazu stets große Feuchtigkeit im Westen und übermäßige Trockenheit im Osten des Serat, erfreut sich der Westabhang des Alpenzuges in allen seinen Theilen (nach der Höhenlage von unten begonnen in folgender Weise benannt: Ghaur, Khadt, Nedjd und Zahir, das letztere mit der Bedeutung Gebirgsrücken), besonders aber im Nedjd eines geradezu paradiesischen Klimas mit glücklicher Vereinigung von mäßiger Feuchtigkeit und geringer Temperatur-Amplitude. Ich habe in jenen Gegenden fast zu allen Jahreszeiten eine gleichmäßige Temperatur gefunden, bei Tage nicht zu hoch, bei Nacht nicht zu niedrig. Wenn man vom Kamm des Serat nach Westen wandert, dann sieht man regelmäßig in der Mittagszeit dichte Dunstwolken aus der Tihama aufsteigen, die bis dahin wie unter ein Meer von Wolken vergraben unsichtbar waren. Die Temperatur sinkt, ein erquickender Thau oder Niederschlag bedeckt die Vegetation, die hier üppig gedeiht. Wir sind in der Kaffeeregion. Bis 2000 Meter Seehöhe und darüber erstrecken sich die Kaffeeplantagen, in horizontalen Terrassen die steil abfallenden Wadis amphitheatralisch ausfüllend. Jedes kleine Wadi hat sein Bächlein, Ghail genannt, und hoch oben auf unzugänglichen Felsen thront der Kaffeefürst, der mit dem Erlöse seiner Mokkabohne ganze Vorrathskammern mit Rialat (Maria Theresia-Thalern) anfüllt. Berauschend, wie der Mokkasaft selbst, wirken diese Kaffeegärten, und ich dachte nie intensiver an Arabia felix als hier. Und diese glückliche Region erstreckt sich vom 13. bis zum 18. Breitengrade und könnte sich, wenn die türkische Regierung ihren Vortheil besser verstände, ganz in den Händen der Türken befinden. Das glücklichste und reichste Land, der herrlichste Diamant in der Krone des osmanischen Padischah könnte hier geschaffen werden, wenn man in Stambul einsehen würde, daß man um jeden Preis die Verbindung von Yemen mit Asyr herstellen muß. Denn der größte Theil der Kaffeeregion, von Suda und Hadje angefangen, bis über Saba nach Asyr befindet sich in den Händen der Insurgenten. Wer auch nur einmal diese herrlichen Gegenden gesehen, wird sie des Schweißes der Edelsten werth gefunden haben, und ich glaube nur im Interesse der türkischen Regierung zu handeln, wenn ich sie auf ein Kleinod aufmerksam mache, das sie mit Unrecht verschmäht. Der Hafen von Hodeidah trägt, trotzdem er nicht im entferntesten einen Vergleich mit dem von Aden aushalten kann, jährlich über 400 000 Thaler, zumeist Kaffeezoll. Ein zweiter Hafen, mehr im Norden, würde das Doppelte einbringen.“

— Der Marine-Chef zu Batavia hat am 18. August d. J., infolge eines Berichtes des Kommandanten des Regierungsdampfers „Argus“, bekannt gemacht, daß in der Sunda-Straße, zwischen den Inseln Krakatau und Sebesie, von Neuem Veränderungen stattgefunden haben, so daß den Seefahrern angerathen wird, diesen Theil der Straße zu vermeiden.

Afrika.

— In aller Stille haben die Engländer zwei wichtige, bisher von Aegypten besetzte Positionen annektirt: Berbera an der Somaliküste und Harrar im Innern des Landes. Man hat von diesem Vorgehen in Aegypten selbst erst etwas erfahren, als sämmtliche dort stationirten Truppen und Beamten und sogar die dorthin verbannten Verbrecher plötzlich in Suez anlangten.

— Am 5. März d. J. verließ eine Karawane unter Leitung von Léon Chefneux die französische Kolonie Obock und traf am 22. Mai in Schoa ein. Derselben hatte sich Kapitän Longbois, der Gesandte der französischen Republik an den König Menelik von Schoa, angeschlossen, welcher zugleich den Auftrag hat, den Lauf des Hawasch-Flusses aufzunehmen; ferner Kapitän Pinot mit einer Ladung Waaren. Am 26. Mai wurde der Gesandte und am selben Tage der Reisende Paul Soleillet nach zweijährigem Verweilen im Lande in Abschiedsaudienz von Menelik empfangen und letzterer mit einem Ehrenschild, Lanzen und Orden beschenkt. Demnächst soll auch eine Gesandtschaft Menelik's nach Frankreich abgehen. Das alles (ebenso wie die eben gemeldete Besetzung des westsüdwestlich von Obock gelegenen Tadschura) sind Anzeichen dafür, daß die Republik keineswegs gewillt ist, die Küstenländer des Rothen Meeres ausschließlich englischem Einflusse zu überlassen.

— Die amerikanischen Missionare, welche seit länger als fünf Jahren unter dem Schutze des portugiesischen Gouverneurs von Benguela in Bailunda und Bihé gewirkt haben, sind im Mai auf Anstiften eines portugiesischen Händlers, welchem ihre Gegenwart bei seinen Geschäften unangenehm war, von den Schwarzen vertrieben worden. Es ist das ein Beweis, wie gering die Macht der portugiesischen Regierung im Inneren ist; daß dieselbe jene Vertreibung gewünscht oder gar verursacht habe, ist ausgeschlossen, so intolerant sie sich sonst auch gegen Andersgläubige zeigt.

— Einer der ältesten Angestellten der Association Internationale du Congo, der Oberingenieur Francesco Flamini aus Rom, ist am 31. Juli d. J. in Boma dem Fieber erlegen. Er befand sich schon am Congo, als Stanley dort gegen Ende 1879 ankam, wurde sofort engagirt und war der erste, welcher mit dem seinem Befehl unterstellten „Royal“ den unteren Congo zwischen Isangila und Manjanga (14° und 15° östl. L. Gr.) befuhr. Vier Jahre lang hat er dem afrikanischen Fieber widerstanden, ehe er davon

ergriffen wurde. Einer der Fälle im unteren Congo ist von Stanley nach Flamini benannt worden.

— Der „Globus“ hat im Bd. 44, S. 269, eingehender über die Bereisung des unteren Kongo durch den englischen Naturforscher H. H. Johnston, denselben, welcher jetzt die Flora und Fauna des Kilimandscharo erforscht, berichtet. Sein 1884 erschienenes Reisewerk ist unseres Wissens das einzige größere über jene Gebiete, die augenblicklich im Vordergrunde des europäischen Interesses stehen, und es wird deshalb vielseitig mit Freude begrüßt werden, daß davon eben eine deutsche Ausgabe erschienen ist: „Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884). Elf Kapitel beschreiben die Reise, dann folgen sechs weitere über Klima, Naturgeschichte, Bevölkerung und Sprachen. Wie überhaupt das Naturwissenschaftliche in dem Buche eine große Rolle spielt, so auch unter den 78 Illustrationen, denen eine ganz besondere Vollendung nachzurühmen ist; dieselben sind direkt nach Johnston's Zeichnungen photographirt und dann in Holz geschnitten worden. Für Beurtheilung des Stanley'schen Unternehmens ist übrigens Johnston kein klassischer Zeuge, sondern Partei; er fand bei Stanley wohlwollende Aufnahme und äußert sich darum über Brazza und die Franzosen in abfälliger Weise. Die Uebersetzung des Buches liest sich gut. Aber komisch ist das Mißverständniß Seite 349, die aus Affenfellen zusammengenähten „Karosse“ — eine südafrikanische Bezeichnung für Fellmäntel der Eingeborenen — für kleine Wagen zu halten.

— Uns wurden aus Lübeck gütigst folgende Auszüge aus Privatbriefen mitgetheilt:

Camerun, den 13. Sept.

Wie wir hören, haben die Franzosen, nachdem die „Möwe“ alles Land von hier bis Waterfall bei Small Batanga in Besitz genommen hat, wegen des Landstriches Malemba Protest eingelegt und behaupten, daselbst schon früher mit den Eingeborenen Verträge abgeschlossen zu haben. Von Waterfall bis Small Batanga ist das Land französisch, dagegen südwärts bis Big Batanga wieder deutsch, dann alles bis zum Gabun französisch. Die „Möwe“ ging bis zum Gabun, kehrte dann nach hier zurück und versuchte, die nördlich vom Camerungebirge gelegenen Küstenstriche zu annektiren, was ihr aber leider nicht gelang, da die Engländer bereits die Hand darauf gelegt hatten. Die „Möwe“ ist an zwei verschiedenen Plätzen gewesen, nämlich in Yange River (Rumbi?) und Dibunde (Bibundi?), woselbst aber schon die Engländer Verträge mit den Eingeborenen geschlossen, und diese sich ihrem Protektorate unterworfen hatten. Weil hier also nichts mehr zu thun war, ging die „Möwe“ von hier nach Fernando Poo, um sich von dort nach der Kapstadt zu begeben. Uebrigens werden hier die Eingeborenen schon wieder schwieriger, da sich außer der „Möwe“ noch kein anderes deutsches Kriegsschiff gezeigt hat, während mehrere englische, darunter selbst größere, die die Barou nicht passiren konnten, hier eintrafen. Die Engländer reden den Negern ein, daß die Deutschen keine größeren Schiffe hätten. Es wird Zeit, daß diese Täuschung widerlegt wird. Uebrigens hat das Geschäft der deutschen Häuser seit der Besitznahme einen wesentlichen Aufschwung genommen.

Von wissenschaftlichen Expeditionen ist nichts besonderes zu melden. Dr. Passavant und Dr. Pauli sind noch immer hier und warten auf das Ende der Regenzeit. Herr v. Rogoczinski ist augenblicklich in Fernando Poo. Er hat von Manchester Waaren auf Kredit bekommen und scheint sich jetzt auf den Handel legen zu wollen. — Mit dem Dampfer „Professor Woermann“ kam auch die deutsche Expedition unter Lieutenant Schulze an, welche den Kongo erforschen will. Alle Mitglieder waren wohl und gesund.

Australien.

— Wenn auch die Goldfelder Australiens alle Jahre immer geringere Erträge liefern, so werden doch noch dann und wann große Goldklumpen zu Tage gefördert. So wurde im August d. J. auf den Temora Goldfeldern der Kolonie Neu-Süd-Wales in 34° 12' südl. Br. und 147° 20' östlich von Gr. ein Goldstück im Gewichte von 93 Unzen gefunden.

Nordamerika.

— Vielem Interesse begegnet in Kanada und den Vereinigten Staaten das Unternehmen des Lieutenants W. R. Gordon, welcher im Auftrage des Meteorologischen Dienstes in Kanada sechs Stationen an der Hudsonsstraße und eine am Westufer der Hudsonsbai errichtet. An denselben sollen während 15 Monaten außer den gewöhnlichen meteorologischen Beobachtungen solche über starke Fluthen, Strömungen und den Zustand des Eises angestellt werden; auf dem wichtigsten Punkte, Kap Hope, ist außerdem eine temporäre magnetische Station errichtet worden. Die Besatzung jeder Station besteht aus einem Officier, zwei Leuten und einem Eskimo-Dolmetscher und ist mit Lebensmitteln und Brennstoff für 15 Monate versehen. Die Regierung der Dominion hat für dieses Unternehmen 70 000 Dollars bewilligt, um genauen Aufschluß über die Schiffbarkeit der Hudsonsstraße und über die Möglichkeit zu erlangen, durch dieselbe die Produkte ihres Nordwestens im Sommer exportiren zu können. Auf dem Schiffe „Neptune“, welches die sieben Besatzungen an ihre Bestimmungsorte bringt und am 22. Juli Neufundland verließ, befindet sich außer Lieutenant Gordon noch der Geologe Dr. Robert Bell und der Historiograph Charles R. Tuttle.

Polargebiete.

— Dr. Franz Boas, dessen Reise nach den Ländern im Norden und Nordosten der Hudsonsbai der „Globus“ im Bd. 43, S. 208, erwähnte, schreibt am 24. September d. J. aus Alma Farm am Lake George an Professor Bastian: „Vielleicht ist es Ihnen schon bekannt, daß ich aus dem Lande des ewigen Eises zurückgekehrt bin, und ich bin glücklich sagen zu dürfen: nicht erfolglos. Meine Erkundigungen über alle Stämme des Baffinlandes haben viel neues Material zu Tage gefördert; interessant aber sind die Resultate, welche ich unter den beiden Stämmen, mit denen ich lebte, gefunden habe. Ihre religiösen Vorstellungen, Gebräuche und Sagen habe ich möglichst zu ergründen gewußt und auch mancherlei erreicht. Ich bringe den Urtext und die Melodien zu vielen ihrer uralten Sagen mit, die sich mitunter verstellt und verstümmelt in Grönland wiederfinden und hier bei den Anhängern des alten Glaubens sich wohl klarer und reiner erhalten haben. Gegen Ende dieses Jahres gedenke ich nach Deutschland zurückzukehren.“

(Schluß der Redaktion: 7. November 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLVI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

VII.

Am 7. November wurde die Fahrt weiter fortgesetzt. Der Lauf des Tágum wurde immer mehr mäanderartig, dabei nahm seine Tiefe ab, so daß die „Banca" häufig auflief. Eine Folge dieser Erscheinung war, daß man nur langsam und vorsichtig sich vorwärts bewegen konnte. So kam es, daß man erst um 6 Uhr abends vor Babao, der ersten Rancheria der Mandayas, ankam. Diese letzteren flüchteten beim Nahen der Reisenden sofort in die Wälder, wodurch Montano in nicht geringe Verlegenheit gerieth, denn mit seiner „Banca" konnte die Fahrt bei der Seichtigkeit des Flusses nicht weiter fortgesetzt werden; sie mußte nach Dávao zurückgeschickt werden und es galt nun neue Boote und Ruderer bei den Mandayas aufzutreiben. Montano schickte den Dolmetscher den Flüchtlingen nach, dessen Kenntniß der Mandayasprache aber, wie es sich nun herausstellte, sehr viel zu wünschen übrig ließ. Zum Glück aber ist ihr Idiom jenem der Bisayas nahe verwandt und so gelang es endlich Montano, drei Kähne und sechs Ruderer zu miethen, welch letztere gegen eine Entlohnung von Reis, Tabak und allerlei Tand sich verpflichteten, die Schiffe bis zu dem Punkte, wo die Schiffbarkeit des Sálug (Oberlauf des Tágum) aufhört, zu rudern. So schien alles zum besten geordnet; als aber Montano am Morgen des 8. November aufbrechen wollte, verschwanden nicht nur die Ruderer, sondern auch alle Männer der Rancheria im Walddickicht, die Weiber allein blieben zurück, doch war aus diesen stumpfsinnig dreinblickenden Personen kein Wort herauszubringen. So blieb denn nichts Anderes übrig, als die Muchachos den Entflohenen nachzusenden, sie kehrten aber von ihrer Jagd resultatlos um die Mittagszeit wieder zurück. Da die Mandayas nicht kamen, so entschloß sich Montano mit seinen vier Muchachos und dem Pseudodolmetscher die drei am Ufer liegenden gemietheten Kähne zu besteigen und ohne die Hilfe der Einheimischen die Fahrt fortzusetzen. Dies geschah denn auch, die ungeübten Ruderer hatten aber mit der reißenden Strömung viel zu kämpfen. Der am meisten beladene Kahn begann mit einem Male zu sinken; in diesem Augenblick erblickte Montano einen am Ufer stehenden Mandayajüngling, der die Reisenden stumpfsinnig anglotzte. Montano, welcher inzwischen das bedrohte Fahrzeug durch Hinauswerfen alles überflüssigen Gepäckes erleichtert hatte, nahm den jungen Mann an Bord auf und drückte ihm ein Ruder in die Hand; der Mandaya begriff, was man von ihm wollte und begann kräftig zu rudern, so hatte also jedes Boot wenigstens seine drei Ruderer.

Montano setzte nun ohne allen Unfall seine Reise fort, um erst in dem großen Mandayadorfe Mapaoa Halt zu machen. Die Eingeborenen umgaben, eine gewisse Entfernung einhaltend, den Franzosen und starrten ihn unausgesetzt an; in ihren Zügen las man weder Feindseligkeit noch eine freundliche Gesinnung, für sie war der Weiße lediglich der Gegenstand ihrer Neugierde, eine Art Wunderthier, das man anstaunte und bewunderte. Anders verhielt es sich mit den dunkelfarbigen Muchachos Montano's; diese mischten sich ohne Scheu unter die Söhne der Wildniß, welch letztere ihnen gleichfalls freundlich entgegenkamen. Ein Schuß, welchen der Franzose auf einige Vögel richtete,

brachte die ganze Rancheria in Aufruhr, es bedurfte erst langen Zuredens und Spenden von Spiegeln, Halsketten und einer Flasche Weins (welchen diese Wilden dem Rum vorziehen), bis wieder Ordnung und gegenseitiges Vertrauen hergestellt war. Ein Weib erschien nun und erwiderte die Spenden mit zwei Eiern und Sklaven eilten herbei, um den Muchachos beim Kochen des Mittagsmahles zu helfen. Noch lange nach Sonnenuntergang tönte aus den Hütten Lachen und Gesang herüber, als aber vollkommene Stille eingetreten und der Mond bereits mit seinem geheimnißvollen Lichte die schweigsamen, von Bananen umgebenen Wohnhäuser beschien, da erhob ein greiser Seher seine Stimme und begann eine lange Litanei, offenbar an die keusche Luna gerichtet, anzustimmen. Die feierliche Stimmung, in welche man durch dieses Gebet versetzt wurde, machte bald ein profanes Ereigniß schwinden: in einer der Hütten gerieth ein Ehepaar in Zank, das Toben und Schreien wurde immer stärker, bis schließlich alles in der Rancheria wach wurde und in dem Streite Partei nahm.

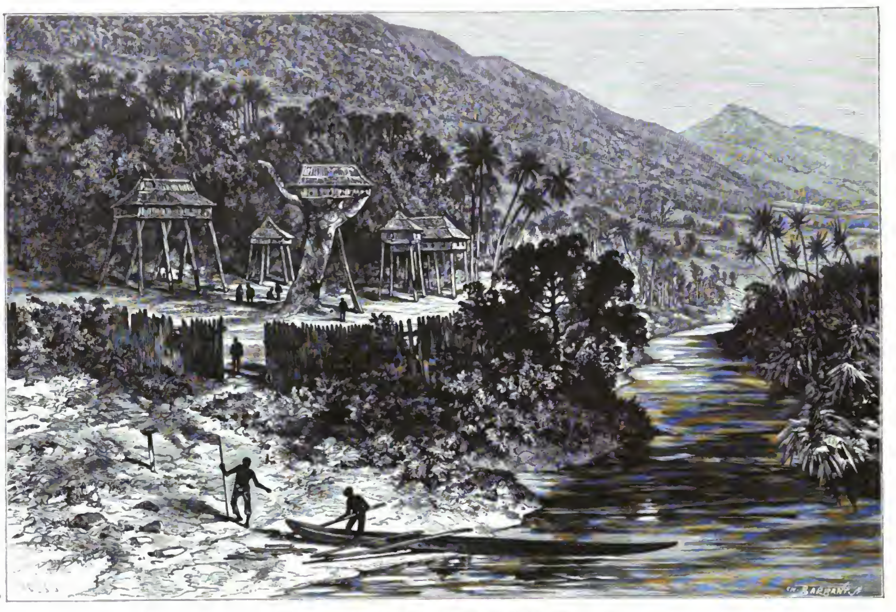
Bei Mapaoa vereinigen sich die beiden Flüsse Sálug und Libagánum zu jenem Tágum, auf welchem Montano bisher gefahren; es galt nun jene Route sich zu wählen, welche am kürzesten zum Ziele führte, und so entschied er sich denn, seine Reise auf dem Sálug fortzusetzen. Man brach also am 9. November morgens auf. Die Fahrt ging recht gut von statten, da das Wasser eine genügende Tiefe besaß. Das einzige Hinderniß, welches von Zeit zu Zeit aufstieß, waren umgefallene oder herabgeschwemmte Baumstämme, welche die Fahrstraße versperrten, aber leicht beseitigt werden konnten. Aergerlicher war der Umstand, daß der Lauf des Sálug unzählige Krümmungen beschreibt, so daß die hierdurch gebildeten Halbinseln oft nur mit einem 50 bis 60 m breiten Isthmus mit dem übrigen Lande zusammenhingen. Am Ufer erblickte man nicht selten Hütten, umgeben von kleinen Batatenpflanzungen und Reisfeldern, auch begegnete man Kähnen, welche pfeilschnell an unseren Reisenden vorüberschossen. Um $3^1/_2$ Uhr nachmittags erreichte die Expedition das Mandayadorf Kalibuhasan; es umfaßt fünf Häuser, ist also eine ziemlich ansehnliche Rancheria, denn die Niederlassungen dieses Stammes pflegen sonst nur aus wenigen Hütten zu bestehen. Dieser Ort liegt auf einer vom Sálug gebildeten Halbinsel, welche ein schmaler Isthmus mit dem Hinterlande verbindet. Die Hütten stehen 12 bis 15 m hoch über dem Erdboden auf Pfählen und Baumstämmen, das kantige Dach ist sehr niedrig, aus Bambusrohr und Bambusschindeln hergestellt; an demselben sind Sparren befestigt, von welchen Haarbüschel zur Beschwörung böser Geister herabwehen. Das Dorf umgiebt eine Palissadenmauer, deren einzelne Pfeiler zugespitzt sind. Sowohl innerhalb als auch außerhalb dieser Pfahlreihe sind tiefe, mit Bambusspitzen bewehrte Wolfsgruben hergerichtet, welche durch Flechtwerk, Kehricht und Blattzweige maskirt sind. An dem Ufer steht eine dreiarmige Stange, welche ein Brett trägt, auf diesem erblickt man Bananen und Reis, Opfergaben, welche dem Limbucun, einer von allen Heiden Mindanaos für heilig gehaltenen Taubenspecies, dargebracht wurden.

Auch hier erregte die Ankunft Montano's großes Aufsehen, doch wurde die Aufregung durch Vertheilen von Geschenken bald beschwichtigt. Der Franzose stieg dann zum Flusse hinab, um durch ein Bad sich zu erfrischen; ein dichter Kranz von Zuschauern umgab ihn hierbei, die Leute wollten sich eben überzeugen, ob der Weiße auch am übrigen Körper so hellfarbig wäre, wie im Gesichte.

Leider war keine Möglichkeit geboten, den Mundvorrath durch Ankauf von Hühnern und Eiern zu ergänzen, denn diese Leute haben selbst sehr wenig, auch getrauten sie sich nicht ohne Vorwissen ihres Häuptlings, der sich bei seinem Lehnsherrn, dem maurischen Datto von Bieuñgan, zu Besuch befand, etwas wegzugeben. Damals, als Montano sich in Kalibuhasan befand, waren die Mauren trotz dem Verluste ihres alten Prestiges noch immer mächtig genug, daß die Mandayas, welche doch jenen weder an Kraft noch an Muth nachstanden, sich willig den Plackereien der maurischen Dattos unterwarfen; seitdem ist es freilich anders geworden, die Heiden am Tágum und Sálug haben sich, hauptsächlich durch den Einfluß der Jesuitenmissionare, von der maurischen Herrschaft vollständig emancipirt.

Das östliche Mindanao.

Die Mandayas sind kräftige Gestalten, häufig von schlanker Körperform und bärtig, obwohl sie sich gewöhnlich sowohl den Bart als auch die Augenbrauen auszureißen pflegen. An ihrem breiten Gesichte fallen insbesondere die hervorspringenden Backenknochen ins Auge, doch hat ihr



Mandayaniederlassung am Tágum. (Nach einer Skizze Montano's.)

Antlitz nichts Unangenehmes, was dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie große schwarze, von langen Wimpern beschattete und dabei lebhafte Augen besitzen.

Montano beschenkte einige Kinder, welche im Uferschlamme sich herumbalgten, mit diversen Halsbändern, was einen guten Eindruck auf die Bewohner der Rancheria zu machen schien; wenigstens nahte sich ein Verwandter des Häuptlings dem Reisenden mit den Worten: „Ich merke, du bist ein Lumun (Bruder), besuche du nur mein Haus und schlafe dort in Frieden." Montano ließ sich dies nicht zweimal gesagt sein, sondern folgte sofort der Einladung. Man kletterte über eine Bambuleiter, deren Sprossen aus festen Bejuco- oder Rotangschnüren bestanden, zu dem eigentlichen Wohnraume hinauf. Diese Leiter fungirt nur bei Tage, nach Sonnenuntergang wird sie hinaufgezogen, um ein nächtliches Einschleichen feindlicher Krieger zu vereiteln. Oben angelangt konnte Montano mit Muße die Einrichtung eines Mandayahauses studiren. Was vor



Töchter eines Mandaya-Datto. (Nach einer Photographie Montano's.)

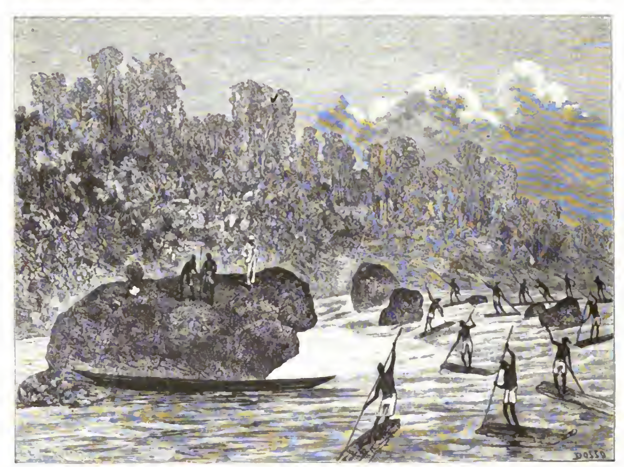
allem Anderen in die Augen fiel, war der Umstand, daß die aus grob mit dem Bolo (Waldmesser) zugehauenen Balken und Brettern zusammengefügten Wände der Hütte nicht bis zum Dache hinaufreichten, sondern ringsum einen Zwischenraum offen ließen, wodurch die Wand des Hauses mehr den Charakter einer Brustwehr erhielt, welche Auffassung um so richtiger erscheint, als grobe Schießluken, deren Form an die bei Burgmauern des 13. Jahrhunderts übliche erinnerte, in gleichmäßigen Abständen darin eingeschnitten waren. Eine Folge dieser eigenthümlichen Bauart ist, daß keine Fenster nothwendig sind, denn jener Zwischenraum, welcher die Brustwehr von dem Dache scheidet, genügt zum Einlaß des Tageslichtes, sowie denn auch der Rauch auf diesem Wege ins Freie gelangt. Das Innere der Hütte ist nicht in Zimmer abgetheilt, sondern bildet einen einzigen Raum mit Bretterboden, in der Mitte wird auf einer aus Steinen und Thon hergestellten Unterlage das Herdfeuer angezündet. Möbel fehlen, sie werden



Inneres einer Mandayahütte. (Nach einer Skizze Montano's.)

hier durch Matten ersetzt; dagegen erblickt man Vorräthe an Lebensmitteln, ferner Spinnrad und Webstuhl. Die Mandayas wissen nämlich gleich den Guiangas und Bagobos ganz solide Webwaaren, besonders die „Tagmay“ genannten Zeuge herzustellen. Woran aber in jeder Mandayahütte großer Ueberfluß herrscht, das sind Waffen: Bogen, Pfeile (mit Bambusspitzen), eiserne Dolche und Bolos, sowie Lanzen stecken in den Sparren des Daches und bilden so ein förmliches Arsenal.

Am 10. November wurde die Reise fortgesetzt, doch sah sich Montano vorher genöthigt, den jungen Mandaya, der ihn bis hierher begleitet hatte, nach Hause zu entlassen, denn dieser fürchtete für sein Leben, wenn er unter fremde Stämme käme. Sein Flehen war so inständig, daß der Franzose schließlich der Bitte Gehör gab und von ihm schied. Die Boote fuhren nun zwischen ganz einsamen menschenleeren Ufern den Sálug aufwärts, seinen scharfen und zahlreichen Krümmungen folgend. Ueberall bedeckte eine undurchdringliche Pflanzendecke und Walddickicht den Boden, nur an einer sehr kurzen Uferstrecke trat das nackte Erdreich zu Tage, es bestand aus horizontal geschichtetem Thone. Erst um 4¼ Uhr nachmittags erblickte man die ersten menschlichen Behausungen, es war dies die Ortschaft Nagta, deren Hütten und Bewohner sich in nichts von jenen von Kalibuhasan unterschieden. Der folgende Tag mußte nothgedrungen zur Rast verwendet werden, denn in der Nacht war Hochwasser eingetreten und dadurch die Strömung des Flusses eine so reißende geworden, daß die



Mandayas auf Flößen die Stromschnellen des Sálug passirend. (Nach einer Skizze Montano's.)

Kähne unmöglich dagegen aufkommen konnten. Montano vertrieb sich die Zeit mit der Jagd, die leicht für ihn hätte verhängnißvoll ausfallen können; er erblickte nämlich einen halb von Blättern und Gezweig versteckten Vogel, rasch wurde dieser aufs Korn genommen, der Schuß ging los und das Thier fiel zur Erde. Mit Schrecken nahm aber jetzt der Jäger wahr, daß seine Kugel einen Limbuenu, d. h. den heiligen Vogel der Mandayas getödtet hatte. Diese waren wohl zuerst erzürnt, doch legte sich die Aufregung wieder, sei es, daß die Geschenke ihren Groll beschwichtigten, sei es, daß sie vor den Waffen des weißen Mannes einen viel zu großen Respekt besaßen, um mit ihm Streit zu beginnen.

Am 12. November war der Sálug so weit gefallen, daß man wieder die Kähne bestieg, um stromaufwärts zu rudern. Die Ufer des Flusses wurden immer steiler, jene an der linken Seite steigen bis zu 12 m auf; die Vegetation war wie bisher üppig. Am Nachmittag wird bei der Rancheria des Mandayahäuptlings Daug oder Dahog Halt gemacht. Die Hütten stehen in schwindelerregender Höhe über dem Erdboden, doch gewinnt man von diesen Warten eine weite Aussicht, die aber dem spähenden Auge des Reisenden nichts als steile waldbedeckte Hügel offenbarte. Obwohl nur ganz kleine Felder die Rancheria umgaben, so war der Datto dennoch mit hinlänglichem Vorrathe an Reis versehen, um dem Franzosen einiges hiervon überlassen zu können. Froh, seinen Proviant vermehrt zu haben, brach Montano den folgenden Tag um 7¼ Uhr morgens auf, doch ging die

Fahrt nicht mehr so glatt ab, denn zahlreiche quer über den Sálug gestürzte Baumstämme versperrten den Weg und mußten erst entfernt werden, um die Fahrt fortsetzen zu können. Ganz ermüdet langte man an der Mündung des Flusses Magao oder Maggum an, in dessen Nähe zwei Mandayadörfer liegen, von denen die Rancheria Tilacan die bedeutendere Ortschaft ist. Hier suchte Montano die kürzeste Route nach dem Thale des Agúsan zu erkunden, doch wußten ihm die Eingeborenen hierüber gar keine sichere Auskunft zu ertheilen. So entschloß er sich denn, dem Sálug noch weiter stromaufwärts zu folgen, besonders aus dem Grunde, weil bei einem längeren Landwege seine Instrumente leicht schadhaft werden konnten. Am 14. November verließ die Expedition die Rancheria Tilacan, um nun mit allen Schwierigkeiten, welche ein Fluß in seinem Oberlaufe der Schiffahrt entgegensetzt, ohne Unterlaß ankämpfen zu müssen. Der Sálug behielt nicht nur die starken Krümmungen seines Mittellaufes bei, sondern auch eine Reihe von Stromschnellen und Kaskaden zwang die Reisenden jedesmal, die Boote auszuladen und unter großen Mühseligkeiten über die natürlichen Hindernisse hinauf zu hissen, um hier wieder der reißenden Strömung mit aller Kraftanstrengung entgegen zu arbeiten. Die Felsen, welche durch ihren Treppenabsturz diese Wasserfälle und Schnellen hervorriefen, bestanden aus festem, weißem Kalkstein, in welchem große Korallenblöcke eingeschlossen waren. Diese letzteren schienen den Sternkorallen (Astraea) anzugehören, die noch heute im Golfe von Dávao massenhaft vorkommen. Dies beweist, daß das vom Sálug durchströmte Gebiet der Insel Mindanao erst in recenter Zeit sich aus dem Meere erhoben hat. Diese Korallenblöcke fand Montano auch am 15. und 16. November ziemlich häufig. Es regnete in Strömen, die Leute wurden ganz marode, Blasen und Geschwüre zeigten sich an ihren Füßen. Dagegen war die Landschaft prachtvoll; eine dicht bewaldete Schlucht, durch welche Montano am 14. November um 4 Uhr 25 Min. passirte, begeisterte ihn durch die majestätische Hochwaldvegetation, sowie durch die erhabene Stille, welche hier herrschte. Drei volle Tage hindurch gab es nichts als Regen, Stromschnellen und Kaskaden, so daß die Ermüdung nicht durch die herrlichen Naturansichten wett gemacht werden konnte. Während dieser ganzen Zeit bekam man nur einen einzigen Menschen zu Gesicht; es war dies ein reinblütiger Negritosklave.

Am 17. ging es in der alten Weise fort. In den Schnellen bemerkte man wieder die schon erwähnten Korallenblöcke, sie schienen die Hälfte der im Bette des Sálug befindlichen Klippen auszumachen. An einer schwierigen Stelle erwachte die Jagdlust Montano's, er schoß nach einigen Vögeln. Angelockt durch den Knall des Gewehres erschienen plötzlich drei mit Lanzen und Dolchen bewaffnete Mandayas, welche in der Nähe gefischt hatten. Montano trat mit ihnen sofort in Verkehr; sie waren sehr freundliche Leute, freiwillig erboten sie sich, die Fahrzeuge in glattes Fahrwasser zu bringen und den Reisenden mit Lebensmitteln zu versehen. Mit letzteren kamen sie nach einer halben Stunde zurück, es war aber sehr wenig: sie hatten nur ein Dutzend Bananen und ein junges Huhn von der Größe einer Taube zu bieten. Einer von ihnen ließ sich gegen eine in Messing und Baumwollzeugen bestehende Entlohnung anwerben, den Rest der Tagereise noch mitzumachen. Er hatte hierbei genug Gelegenheit, seine Muskeln anzustrengen, doch war es nicht die übergroße Arbeit, welche den Mandayakrieger bewog, am Abend seine Entlassung zu fordern. Er motivirte seine Bitte mit den Worten: „So lange ich bei Dir bin, habe ich nichts zu fürchten; ich werde aber nicht immer in Deiner Gesellschaft bleiben können und in dem Augenblicke, wo ich Dich verlassen haben werde, wird mir Husip den Kopf abschlagen, derselbe Husip, der große Datto, welchen Du an jener Stelle des Sálug antreffen wirst, wo dieser Fluß aufhört schiffbar zu sein." Auf die Frage Montano's, ob er vielleicht mit dem Datto auf dem Kriegsfuße stände oder jenem einen Sklaven geraubt hätte, erwiderte der Mandaya: „Nein, aber dennoch wird mir Husip das Haupt abschlagen lassen." Man war eben im Lande der Kopfjäger, wo jedem Manne, der sein Haus verläßt, die Aussicht winkt, entweder erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt zu werden. Die Unsicherheit, welche in diesen Gegenden herrscht, ist die Ursache, warum die Rancherias der Mandayas zwar nur wenige Hütten zählen, in welchen aber viele Einwohner sich zusammendrängen, damit auf solche Weise ein feindlicher Angriff leichter zurückgeschlagen werden könnte, denn die Höhe der Hütten, die mindestens 10, mitunter bis zu 20 m von dem Erdboden entfernt sind, genügt nicht, um sie vor einem Ueberfall zu sichern. Der Feind erscheint gewöhnlich im Dunkel der Nacht, steckt durch Brandpfeile die Hütten in Brand oder bringt sie durch Fällen der Bäume oder Pfähle, auf welchen sie ruhen, zum Sturze. Seltener wird kämpfend das Haus erstiegen. Solche Kriegszüge werden nicht aus bloßer Beutelust veranstaltet, sondern sind eine Folge jener grausamen Sitte dieser Völker, nach welcher alle jene Krieger, die recht viele Mordthaten begangen haben, eine besondere Auszeichnung genießen; speciell jener, der schon sechzig Feinden den Kopf abgeschlagen hat, erfreut sich eines besonderen Titels: Bagani, d. h. so viel als der Mörder, doch ist der Sinn des letzteren Wortes bei den Mandayas mit unseren: „Held, Tapferer ɪc." identisch. Wer den Titel eines Bagani erlangt hat, macht sofort auch von dem Privilegium dieser Klasse Gebrauch, d. h. er trägt von nun an einen Kopfbund von scharlachrothem Zeuge. Es muß hervorgehoben werden, daß alle Dattos der Mandayas zugleich Baganis sind, was uns hinlänglich die Entvölkerung des Sáluggebietes erklärt. Aehnliche Sitten herrschen auch bei den übrigen heidnischen Stämmen der Insel. Bemerkenswerth ist, daß die Mandayas von allen ihren Nachbarn als der edelste und vornehmste Stamm Mindanaos angesehen werden; eben deshalb suchen die Manobos, sei es durch Gewalt, sei es durch Raub, sich in den Besitz von Mandayaweibern zu setzen.

Den 18. und 19. November wurde unter denselben Schwierigkeiten die Fahrt fortgesetzt, es blieb alles beim alten, d. h. man mußte Stromschnellen und Kaskaden passiren und wurde dabei von einem abscheulichen Regenwetter heimgesucht. Menschen bekam man nur selten zu Gesichte; einzelne Mandayas hatten die Reisenden eine kurze Strecke begleitet, dann aber selbe aus Furcht vor dem gewaltigen Datto Husip wieder verlassen, was dem Dr. Montano sehr ungelegen kam, da seine Leute offene Wunden an den Füßen bekamen und seine bisher unangegriffene Gesundheit den Anstrengungen der Reise und den Unbilden der Witterung zu erliegen anfing. Am 20. November stieg die Noth der Expeditionsmitglieder aufs höchste; unter solchen Umständen schickte Montano die zwei am wenigsten maroden (es waren dies der Muchacho Marcello und der Cuadrillero Francisco) mit dem leichtesten Boote ab, um den Datto Husip, dessen Rancheria sich nicht mehr weit entfernt befinden mußte, aufzusuchen. Am Morgen des 21. erblickten die Zurückgebliebenen ein ganzes Geschwader von mit Mandayas bemannten Flößen die schäumenden Stromschnellen passirend dem Lager des Fran-

zosen zusteuern. Der grimmige Datto hatte die Bitte des Weißen wohlgefällig aufgenommen und kam ihm nun mit allen seinen Leuten zu Hilfe. Interessant waren die erwähnten Flöße der Mandayas; sie bestanden aus drei Stücken Bamburohr, welches mit Rotang zusammengehalten wurde; ein solches Fahrzeug hatte nur für einen einzigen Mann Platz, welcher aufrecht stehend und die Lanze als Ruderstange gebrauchend das gebrechliche Fahrzeug weiter bewegt.

Husip zeigte sich sehr entgegenkommend; seine Leute mußten die Schiffe des Reisenden aufwärts ziehen, was unter fürchterlichem Geschrei, welches das Brausen des Sálug übertönte, geschah. So langte man glücklich in der Rancheria des gefürchteten Dattos an. Dieser zeigte sich dem Reisenden von der liebenswürdigsten Seite, er verschaffte ihm Träger, welche das Gepäck über die Wasserscheide zum Rio Agúsan herabbrachten. Hier schiffte sich Montano am 24. November ein, um dem Laufe dieses großen Stromes folgend am 8. December in Butúan an seiner Mündung anzulangen, von wo er sich nach Surigao begab, das er am 16. d. Mts. betrat.

Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas[1]).

Der Zweck der von Kapitän Jacobsen in den Jahren 1881 bis 1883 unternommenen Reise, die hohe Bedeutung derselben für die Ethnographie, die großen Resultate, welche der Reisende erreicht hat, sind bekannt und auch im vorigen Bande dieser Zeitschrift (S. 8 und S. 24) von Professor A. Bastian in eingehender Weise hervorgehoben worden. Wenn wir heute, nachdem der Reisebericht Kapt. Jacobsen's erschienen ist, diesem Thema wieder näher treten, können wir also die früher berührte Seite desselben ruhen lassen und uns damit begnügen, eine allgemeine Uebersicht über die Reisen zu geben und hier und da einen Ruhepunkt zu machen, um die Völker, welche der Reisende kennen gelernt, etwas näher zu betrachten.

Am 27. Juli 1881 reiste Jacobsen von Berlin ab;



Das Haidadorf Masset (Königin Charlotte-Archipel).

sein Weg führte ihn über New York nach San Francisco, wo er am 26. August anlangte; schon am 30. August trat er seine Reise nach den Königin Charlotte-Inseln, dem ersten ihm von Bastian's kundiger Hand gesteckten Ziele, an. Am 3. September landete er im Hafen von Victoria, wo er seinen gezwungenen Aufenthalt benutzte, sich mit den in der Nähe der Stadt lebenden Indianern bekannt zu machen. Der erste Besuch galt den Cowichan-Indianern, die in einem etwa 20 Meilen von der Stadt entfernten Lager lebten. Im Verkehr wird, wie auf der ganzen Küste von Britisch-Columbia, der Chinook-Jargon gebraucht, ein Sprachengemisch, welches sich allmählich an der Westküste aus internationalen

[1]) Unter obenstehendem Titel für den deutschen Leserkreis bearbeitet von A. Woldt. Leipzig 1884. Max Spohr.

Handelsbeziehungen entwickelt hat; daß letztere recht lebhaft sind, zeigt sich aus dem ziemlich hohen Grade, den die Entwerthung des Geldes hier erreicht hat; 50 bis 60 Dollar Monatslohn sind hier während der Fischerei-Saison nichts Ungewöhnliches; allerdings aber sind alle Bedürfnisse sehr theuer, die kleinste in Victoria gangbare Münze ist das 10-Centstück, bei vielen in der Nähe lebenden Indianern das 25-Centstück; als Reisebegleiter erhält ein Indianer täglich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Dollar, ein Weißer $2\frac{1}{2}$ bis 3 Dollar, außerdem noch freie Verpflegung. Erst am 10. September konnte Jacobsen seine Reise auf einem alten Dampfer fortsetzen, welcher die Verbindung mit den Küstenplätzen bis zu dem schon in Alaska gelegenen Fort Wrangel hin unterhielt; an Bord befand sich eine zahlreiche Indianergesellschaft, welche aus Victoria kam und ihre Heimath wieder aufsuchte, unter ihnen, ein Zeichen der Zeit, eine Gesellschaft von Indianermädchen, welche nach der bei manchen Stämmen als ehrenvoll geltenden Gewohnheit sich in den Sommermonaten des Gelderwerbes wegen in Victoria aufgehalten hatte und jetzt die Heimath aufsuchte, um sich bei den vollen Thrantöpfen derselben für die Kampagne des nächsten Jahres vorzubereiten. Die Fahrt führte auf dem St. Georgs-Kanal zwischen dem Festlande und der Vancouver-Insel an unzähligen kleineren und größeren Inseln vorüber. Zwischen dem üppigen Baumwuchs, der das Land bis zum Wasserspiegel bedeckt, sieht man hier und da ein malerisch gelegenes Indianerdorf. Die südlich lebenden Indianer auf der Ostseite der Insel gehören zu den Flatheads, die nördlichen zu den Quakult-Indianern. Da die Häuser und Dörfer aller sich bis hinauf nach Alaska erstreckenden Stämme eine gewisse Aehnlichkeit haben, dürfte es nicht unangemessen sein, eine Beschreibung derselben einzufügen.

Im allgemeinen besteht jedes Dorf aus 4, 6 bis 12 Häusern; in jedem derselben leben 4 bis 6 Familien, deren jede Jacobsen zu 6 bis 10 Personen berechnet. Die Häuser sind meist aus Cedernplanken gebaut und stehen in der Nähe des Ufers, gewöhnlich nicht über 30 bis 50 Schritt vom Meere entfernt. Jedes Haus beinahe besitzt nach der Wasserseite zu eine hölzerne, 4 bis 8 Fuß über dem Hochwasserstand erhöhte Plattform, auf welcher sich die Männer des Hauses versammeln, um hier täglich einige Stunden mit dem Meere zugewendetem Gesicht in hockender Stellung zu verbringen. Interessant ist es, wie von den erwähnten Plattformen aus die Kjökkenmöddinger (Muschelhügel) gebildet werden; man wirft nämlich die zahlreichen Schalen von Seethieren, welche bei den Mahlzeiten abfallen, auf den Strand, wodurch sich allmählich anwachsende zusammenhängende Haufen bilden.

Bei den Quakults und nördlich von ihnen bei allen Indianerstämmen findet man fast neben jedem Hause einen sogenannten Wappenpfahl. Es ist dies ein Pfahl von etwa 30 bis 50, manchmal auch 80 Fuß Höhe, der zierlich geschnitzt ist und erkennen läßt, welchem Theile des Stammes der Besitzer des Hauses angehört. Wie eigenthümlich der Anblick eines solchen Dorfes sich ausnimmt, zeigt die beigefügte Abbildung von Masset. In Queen Charlotte Sund z. B., wo sich ein neues ethnologisches Gebiet öffnet, nämlich die Region der nördlichen Indianer, welche sich durch höhere Kultur, kräftigere Entwickelung, größere Kunstfertigkeit, bedeutendere Intelligenz und hervorragendere Arbeitslust auszeichnen, sind die Stammgottheiten der Hauptstämme (man unterscheidet die Bella-Bella, die Tschimsian, die Haida und die Tlinkit) der Bär, der Adler, der Wolf und der Rabe. Jede Familie gehört einem dieser vier Götter und der ganze Stamm zerfällt demnach in vier Unterabtheilungen, denen gewisse Sitten und Gewohnheiten eigenthümlich sind (z. B. dürfen sie nicht unter einander heirathen); diese Zugehörigkeit wird nun auch äußerlich durch Anbringung des Wappenthieres am Wappenpfahl dokumentirt. Am prächtigsten sind die Pfähle bei den Haida-Indianern auf den Königin Charlotte-Inseln, die riesigen, mehr als zweihundert Fuß hohen Cedern liefern prächtiges Material für dieselben. An der konvexen Außenseite sind sie ganz und gar mit geschnitzten Figuren bedeckt; die Breite der Säulen ist oft so groß, daß der geöffnete Mund eines der Thierreliefs als Eingangsthür für Menschen dient; auf der eben genannten Insel erhöht eine bunte Bemalung den eigenthümlichen Eindruck. Ein gewisser Unterschied besteht allerdings bei diesen Pfählen: je älter sie sind, desto kunstfertiger sind sie bearbeitet und es scheint, wie der Kunstsinn in demselben Maße abzunehmen anfängt, wie die Stämme sich ihrem Untergange nähern, denn sie, trotzdem sie so lange allen verderblichen Einflüssen des weißen Mannes Widerstand geleistet haben, schon dadurch unwiderruflich entgegen zu gehen scheinen, daß sie infolge der den Frauen und Mädchen gegönnten Freiheit sich sehr stark mit amerikanischem Blute vermischt haben und Individuen mit heller Hautfarbe, Kinder mit blauen Augen und blonden Haaren, bei den Haida-Indianern wenigstens, durchaus nicht zu den Ausnahmen gehören.

Ueber die Entstehung des Gebrauches, Wappenpfähle zu errichten, wird Folgendes erzählt: Die Haida wie alle Küsten-Indianer wissen von der großen Fluth zu erzählen, die einmal über die Erde ging und welche nur wenige Menschen überlebten. Einer der Erretteten war eines Tages an der Ostküste der Königin Charlotte-Inseln beschäftigt, Seeigel zu sammeln; es war ein schöner Tag und der Indianer paddelte gemüthlich längs der Küste, indem er unverwandt in das durchsichtige Wasser blickte, und wenn er eine Beute erspäht hatte, dieselbe aufnahm. Plötzlich sah er auf dem Meeresboden ein ganzes Dorf und außerhalb eines jeden Hauses sah er einen schön geschnitzten Pfahl, von denen einige so hoch waren, daß sie beinahe die Oberfläche des Wassers berührten. Vergnügt über seine Entdeckung fuhr der Indianer nach Hause und ahmte die Wappenpfähle, die er gesehen, nach. Seit jener Zeit hat sich der Brauch erhalten.

Wenn heutzutage ein Haida den Entschluß gefaßt hat einen solchen Pfahl zu errichten, so betheiligt sich beinahe das ganze Dorf an der Ausführung, was in technischer Beziehung keine Schwierigkeiten bietet, da beinahe jeder Indianer ein geschickter Holzbildhauer ist. Der Erfahrenste von allen übernimmt die Oberaufsicht über die ganze, oft mehrere Jahre dauernde Arbeit. Dieselbe beginnt mit der Auswahl eines geeigneten Baumes; man benutzt nicht die ganze Ceder, sondern nur das Stammende bis zu einer Höhe von 90 bis 100 Fuß, wovon die untersten zehn Fuß, die später in den Boden kommen, unbearbeitet bleiben. Zunächst wird auf dem Baume ein Parallelstreifen von etwa 4 bis 8 Fuß Breite, der etwa den dritten oder vierten Theil des Umfangs einnimmt, bezeichnet. Dieser Streifen nun wird etwa einen Fuß dick aus dem Stamme des Baumes herausgearbeitet, so daß er eine cylinderförmige Holzmulde bildet. Die Außenfläche des Halbcylinders wird nun durch Querstriche in einzelne Abtheilungen getheilt, deren jede für eine der Hauptfiguren bestimmt ist; die Bearbeitung jeder derselben wird durch den leitenden Meister unter die zur Theilnahme an der Arbeit eingeladenen Künstler vertheilt. Jedem wird mitgetheilt, welche Figur und in welcher Weise er dieselbe auszuführen hat,

damit sich dieselbe dem Plane des Ganzen harmonisch einreiht. Nun wird die Arbeit begonnen, viele fleißige Hände rühren sich und unter dem unaufhörlichen Geklopf der einfachen Werkzeuge — die Indianerhandäxte und ein paar Stemmeisen sind alles, was diese Künstler benutzen — entsteht die so wunderliche Komposition von Menschen- und Thierbildern. Nach Ablauf der Arbeit werden benachbarte und befreundete Stammesgenossen zu einem großen Feste eingeladen. Der Pfahl, für den ein einige Meter tiefes Loch gegraben ist, wird mit Hilfe aller anwesenden Männer, Frauen und Kinder in die Höhe gezogen, worauf dann die eigentliche Feier beginnt. Alle Mitarbeiter werden mit wollenen Decken beschenkt, auch die eingeladenen Gäste empfangen ähnliche Gaben, so daß die Errichtung eines Wappenpfahles dem glücklichen Besitzer 600 bis 1600 Decken, d. h. die Arbeit vieler Jahre kostet. Ein solcher Pfahl wurde durch Jacobsen erstanden und er gelangte unbeschädigt in das Berliner Museum, dessen größtes Schaustück aus Amerika er jetzt ist. Ein Jahr nachdem dieser Handel abgeschlossen war, empfing Herr Jacobsen auf seinen Wunsch von Herrn Mackenzie in Masset folgende Beschreibung:

„Solch ein Pfahl, wie Sie bekommen haben, heißt Kee-ang, d. h. geschnitzter Hauswappenpfahl; dies ist die allgemeine Bezeichnung, aber jeder einzelne Pfahl hat außerdem noch einen individuellen, ihn von anderen unterscheidenden Namen und zwar heißt der betreffende Pfahl Cwee-till-leh-zoo, d. h. ein Seher oder Wächter für die Kommenden oder ein Gesichtspunkt und Merkzeichen für die, welche sich nähern. Welche Bedeutung die richtige ist, kann ich nicht entscheiden, da meine Kenntniß der Haidasprache nur wenig umfassend ist. Der Pfahl wurde auf der Stelle, wo Sie ihn gesehen haben, vor sechs Jahren von einem Häuptling Stilta errichtet, als er den Entschluß faßte, ein neues Haus zu erbauen; die Fertigstellung des Pfahles wurde mit einem Feste gefeiert, bei welchem viele Geschenke vertheilt wurden. Da der Häuptling unter dem Schutze des Adler-Gottes stand, gehörten alle Empfänger von Geschenken einem anderen Gotte an, die dem Adler-Gotte gehörigen Stammgenossen empfingen keine Geschenke. Bald nachher starb er und sein Bruder, der ihm nachfolgte und der den im Berliner Museum befindlichen Pfahl verkaufte, errichtete ihm einen Begräbnißpfahl, welcher anders als ein Hauswappenpfahl aussieht. Die Zeichnung

1



2



3



1. Tanzmaske aus Masset, einen Wolfskopf darstellend. — 2. Doppelgesichtige Tanzmaske in geschlossenem Zustande, ein Seeungeheuer darstellend. (Fort Rupert, Vancouver.) — 3. Innere Ansicht der doppelgesichtigen Tanzmaske in geöffnetem Zustande, ein Menschengesicht darstellend. (Fort Rupert, Vancouver.)

am Fuße bezeichnet den Walfisch, der übernatürliche Unterhaltung mit dem indischen Medicinmanne hat; dieser Walfisch heißt Cw-oon; oberhalb desselben befindet sich eine Haida-Medicinfrau (Sah-Gah). Das Weib pflegte den Indianern vorherzusagen, wenn ein Wal an der Nordküste stranden würde; dies war möglich durch ihren Helfershelfer, den erwähnten Walfisch. Uebrigens ist hiermit nur die unterste Gruppe der figürlichen Darstellungen auf dem bewußten Pfahle erklärt; es befinden sich über derselben einschließlich des an der Spitze befindlichen Adlers noch 7 bis 8 Skulpturen, in denen die Figuren des Walfisches und des Medicinmannes sich wiederholen."

Eines der größten Ereignisse bei den Indianern sind die großen Tanzfestlichkeiten, deren Jacobsen an einigen Stellen gedenkt. Dieselben sind bei den verschiedenen Stämmen verschieden; auch wird ein Unterschied zwischen Sommer- und Wintertänzen gemacht. Bei den Indianern der Nordküste soll es gar 53 Arten von Tänzen geben. Die Theilnehmer erscheinen entweder auf das festlichste geschmückt, die Männer schwarz und roth, die Weiber beinahe alle roth bemalt oder mit Masken, die bei der Darstellung verschiedener Pantomimen gebraucht werden. Die Leitung befindet sich bei größeren Festlichkeiten in den Händen eines förmlichen Tanzmeisters, Rundtänze und scenische Aufführungen wechseln miteinander ab. Wir schließen hier die Beschreibung der Weise an, in welcher man den großen Adler oder Feuervogel Hotloxom, der den Donner, Tootosch, repräsentirt, vorführte. Kopf, Schwanz und beide Flügel des Vogels bestanden aus Holz, der Körper, in welchem ein Indianer steckte, war mit Zeug bedeckt und das Ganze gewährte in der matten Beleuchtung einen täuschenden Anblick; einfacher waren die Vorbereitungen, einen Wolf vorzustellen, sie bewiesen zugleich, wie wenig dazu gehört, um den Indianern eine Illusion zu verschaffen. Drei unbekleidete Indianer traten auf, von denen der vorderste einen aus Holz geschnitzten, sehr gut angefertigten Wolfskopf in der Hand hielt, die anderen hatten sich mit dem Segel eines Kanoes bedeckt und gingen ganz krumm, durch dieses Segel wurde der Leib vorgestellt; der dritte Mann, dessen halber, nackter Leib unter dem Segel hervorsah, hielt eine eiserne Handsäge (einen sogenannten Fuchsschwanz) wie einen Schwanz an seinen Hintertheil und führte mit demselben allerlei Bewegungen aus. Dieses Kleeblatt bewegte sich so gleichmäßig, daß

die dunkeln Beine wie die eines sechsbeinigen Thieres marschirten. Dieser riesenhafte Wolf klappte seinen Rachen auf und zu und drang brüllend und heulend auf die Anwesenden ein, welche die größte Angst heuchelten und im Hause umherliefen. In anderen Scenen äußerte sich ein wüster Kannibalismus: ein gänzlich unbekleideter Indianer, der einen Sklaven oder Kriegsgefangenen vorstellte, wurde rund um das Feuer geführt; der Mann, welcher ihn leitete, hatte einen großen Dolch in der Hand, mit welchem er Bewegungen ausführte, als ob er jenem den Leib aufschlitzen wolle. Das Opfer that sehr ängstlich, flehte um sein Leben, aber der verhängnißvolle Stoß wurde geführt; dann machte der Mörder mit zusammengehaltenen Händen die Bewegung, als ob er das Blut ausschöpfe und mit vollen Zügen tränke. Alle Zuschauer heulten und tanzten mit. Die letztere Darstellung erinnert an eine Art des Kannibalismus, die sich bei einigen Stämmen auf der Vancouver-Küste und den daran grenzenden Inseln erhalten hat. Wie Jacobsen mittheilt, gehören dieselben zu den wildesten und rohesten Menschen, die die Erde trägt, und nur dem energischen Einschreiten der englischen Marine ist es zu danken, wenn die Kundgebungen des Kannibalismus ziemlich darniedergehalten werden. So z. B. haben die Quakult-Indianer eine Reihe socialer Rangstufen, unter denen die der „Hametze" oder Menschenfresser obenan steht. Die Mitglieder dieser Kaste werden von ihren Stammgenossen hoch verehrt. Wohl ist für sie die gute alte Zeit vorüber, in der sie Sklaven und Kriegsgefangene verspeisen durften; doch haben sie sich in gräßlicher Weise hierfür entschädigt: sie verzehren bei ihren Festlichkeiten menschliche Leichen und zwar vorzugsweise solche von Personen, die schon einige Jahre todt sind.

Man darf diesen Kannibalismus nicht etwa als eine zur Befriedigung des Bedürfnisses vorgenommene Handlung auffassen, da ihnen ja in dieser Beziehung eine so nahrhafte Fisch- und Fleischnahrung wie wenigen anderen Völkern der Erde zur Verfügung steht, sondern es gilt vielmehr die Erlaubniß Menschenfleisch zu essen als ein besonderes und ausgezeichnetes Vorrecht, welches nur durch eine Reihe der schwierigsten Vorbereitungen und Kasteiungen erworben wird. Ein Indianer aus gewöhnlichem Geschlecht wird gar nicht zugelassen, sondern nur Abkömmlinge von berühmten Männern und Stammeshäuptern werden in die Geheimnisse der „Hametze" eingeweiht. Die Vorbereitung dauert vier Jahre, während welcher die Lehrlinge ein Band aus Cedernbast als Abzeichen über die Schulter tragen; in den letzten vier Monaten ihres Noviziats verlassen sie Haus und Familie, um in stiller Waldeinsamkeit und unter körperlichen Entbehrungen sich zur letzten großen Ceremonie vorzubereiten. Jetzt schon werden sie als Wesen höherer Art betrachtet und mit ehrfurchtsvoller Scheu geht jeder aus dem Wege, der den aus dem Gebüsch kommenden Ton ihrer Pfeifen und Flöten hört, mit dem sie ihre Anwesenheit in der Nähe der Dörfer kundgeben. Endlich ist der Augenblick für die Aufnahme des Jüngers gekommen; ehe dieselbe aber stattfinden kann, muß derselbe Menschenblut genossen haben; er verschafft sich dasselbe auf eigenthümliche Weise: unvermuthet springt er aus dem Walde mitten in das Dorf hinein, stürzt sich auf einen der Anwesenden, beißt ihn in den Arm oder das Bein und saugt ihm Blut aus.



Der alte Oberhäuptling Negetze nebst Tochter, Oberhäuptlingin in Quatsino an der Westküste von Vancouver.

Trotz der primitiven Zustände wird ein solcher Akt nur nach vorhergegangenem Uebereinkommen der betheiligten Parteien vorgenommen; die Einwilligung des Opfers wird mit vielen wollenen Decken erkauft. Die Sache soll übrigens nicht besonders schmerzhaft sein, die Bißnarben sind nur klein. Die Hametze genießen ausgezeichnete Vorrechte; ihre Tanzmasken, ihr Schmuck, ihre Rasseln sind besonders schön; wenn man ihre Gegenwart bei einem großen Tanzfeste wünscht, müssen vier Häuptlinge viermal

hinter einander erscheinen, ehe sie zusagen. Dann kommt für den Hametz eine traurige Zeit; der Volksglaube will, daß er bleich und hager aussieht und durch Hunger und Abgeschiedenheit sucht er das zu erreichen. Wenn der Festtag aber angebrochen ist, begiebt er sich unter Vortritt von vier Häuptlingen zu dem Orte der Zusammenkunft. Langsam, einen Fuß vor den anderen setzend, schreitet er näher und gebraucht einige Stunden, um den vielleicht nur wenige hundert Schritte entfernten Schauplatz der Festlichkeit zu erreichen. Die eigentliche Ceremonie der Aufnahme in die Brüderschaft wird in tiefster Abgeschlossenheit gefeiert, mit derselben wird der Genuß von Menschenfleisch verbunden und jedesmal, wenn der Hametz einem solchen Mahle beiwohnt, erhält er das Recht, einen neuen aus Holz geschnitzten Schädel an seiner Maske zu befestigen. Wenn die Leiche, von der diese Leute essen, genügend alt oder mumificirt ist, soll der Genuß des Fleisches unschädlich sein, sonst aber schon öfters Blutvergiftung veranlaßt haben. Vor nicht allzulanger Zeit machten sich die Hametze durch ihren Kannibalismus viel mehr bemerkbar, als jetzt, Dank den Bemühungen der Hudsonsbay-Gesellschaft und der Europäer im allgemeinen, der Fall ist.

Eine eigenthümliche Gewohnheit, die Schädel zu deformiren, wurde bei manchen der Stämme bemerkt, u. a. auch bei den Quatsino, deren Häuptlingin, die Tochter des Oberhäuptlings Regetze, mit ihrem Vater wir uns dem Leser in der beigefügten Abbildung vorzustellen erlauben; der alte Regetze wird als eine Art Philosoph geschildert, der sich freundlich zu dem weißen Manne stellt.

Der Raum fehlt uns, auch nur die bedeutenderen Erscheinungen, deren Jacobsen gedenkt, an dieser Stelle zu erwähnen; wir überspringen daher eine ganze Periode und führen den Leser zu einem anderen Volksstamme, dem der Eskimos und zwar zu einem Fest derselben, dem unser Reisende auf seiner Schlittenreise zum Kap Prince of Wales beiwohnte.

Es darf wohl außergewöhnlich genannt werden, daß in einer der nördlichsten Ortschaften (Igniktok) sich mehr als zweihundert Eskimos zusammengefunden hatten, um da eine volle Woche lang ihre eigenthümlichen Schmausereien und Festlichkeiten abzuhalten; wenn man von allem anderen abstrahiren will, muß man doch eingestehen, daß die Lebensmittel- und Wohnungsfrage trotz der in Bezug auf die letztere bescheidenen Ansprüche nicht eben leicht zu lösen war.

Rings an den Wänden des Festhauses waren drei Reihen von Plätzen amphitheatralisch angebracht, wobei infolge der eigenthümlichen Bauart der Eskimohäuser alle vier Seiten des inneren Raumes benutzt werden konnten. Der einzige Eingang dieser Festhäuser befindet sich nämlich in der Mitte des Bodens und besteht aus einem kleinen runden Loch, welches nur so groß ist, daß von unten her ein Mann darin aufsteigen kann. Die unteren Reihen waren dem schönen Geschlecht überlassen, die mittlere Gallerie den erwachsenen Männern und den Ehrengästen eingeräumt und im „Paradies“ amüsirte sich die hoffnungsvolle Jugend. Die Tänze sollten in dem Mittelraume, rings um die Eingangsöffnung hin, stattfinden.

Die Akteure traten ein, entledigten sich vor aller Augen ihrer gewöhnlichen Pelzkleidung und zogen ein Kostüm von leichtem Baumwollenzeug an. Die eigenthümlichen Tanzrasseln, die bei den Indianern den Tanz begleiten, sind hier nicht gebräuchlich, sondern werden durch lange, aus Fischhaut verfertigte und bis zur Schulter reichende Handschuhe ersetzt; dieselben sind mit Schnäbeln des Papageientauchers geschmückt, so daß durch die Bewegungen des Tänzers ein rasselndes Geräusch erzeugt wird. Außer den Tänzern nahmen auch einige Frauen in vorn geschlossenen Kapuzenhemden an der Aufführung theil; in jeder Hand trugen sie eine Adlerfeder.

Es war dies ein Fest zur Ehre eines Verstorbenen. Nachdem der Kostümwechsel vollzogen war, gab ein Signal auf der Trommel das Zeichen zum Anfang, worauf zunächst in einem Gesang die Heldenthaten des Verstorbenen der Reihe nach aufgezählt wurden. Die Männer machten darauf mit den Armen heftige Bewegungen, wobei sie allerlei Fechterstellungen annahmen; die Frauen standen beinahe fortwährend in halber Kniebeuge auf derselben Stelle und führten mit den wagerecht gehaltenen Händen zitternde Bewegungen aus. Nach wenigen Tänzen begann das Festmahl, wobei das weibliche Element das Amt der Bedienung übernahm; kleine Stückchen der Speisen wurden zuerst, gewissermaßen als Opfer, zu Boden geworfen, wobei sich die Lippen der Eskimos leise bewegten. Angenehm scheint es in der eigenthümlichen Atmosphäre nicht gewesen zu sein und auch nicht besonders appetitlich, da aus Mangel an Raum die Wände als Spucknapf gebraucht wurden, während überdies in Zwischenräumen Zuschauer und Mitwirkende an ihrem Körper eine kleine Jagd veranstalteten. Nach Beendigung des Mahles wurden die Geschenke vertheilt, alle in Partien von 20 Stück, da die Eskimos nach Fingern und Zehen rechnen. Das Fest wurde einige Tage lang fortgesetzt.

Wir schließen hieran einige Mittheilungen über ein Dankfest, welches in dem Dorfe Kawiarick abgehalten wurde; drei Eskimos, die mit Jacobsen gereist waren, veranstalteten dasselbe nach erfolgter glücklicher Ankunft, wobei sie im Kussigit (Tanzhaus) feierlich empfangen wurden. Einer nach dem anderen hielten diese Männer in eigenthümlicher Weise ihren Einzug in die Kussigit; erst streckte der erste seine Hand in die Oeffnung, zog sie aber schnell zurück, worauf er so schnell, wie es ihm möglich war, mit einem Satz in die Oeffnung sprang; die beiden anderen folgten seinem Beispiel. Jeder hatte einen eigenthümlich geschnitzten, besonders für diesen Zweck verfertigten Stab in den Händen. Drei festlich geschmückte einheimische Eskimos folgten und führten einen Tanz auf; plötzlich hörten sie auf und stellten den Fremden, wie es schien, einige Fragen, worauf mit dem Essen der zweite Theil der Festlichkeit begann. Drei Eskimofrauen bedienten die Fremden, worauf deren Reisesäcke hereingebracht und zum Schein von den jungen Leuten geplündert wurden, welche danach allerlei Scherze trieben. Nur die drei Gäste saßen, wie es die Sitte verlangte, stumm und bewegungslos, und nach manchen vergeblichen Versuchen, sie zum Lachen zu bringen, hatten die Festlichkeiten ein Ende. Gewissermaßen als ein Gegenstück lassen wir noch ein Bild voll Elend und Armuth folgen, welches der Reise Jacobsen's über die Tundra von Alaska, die er anfangs April 1883 unternommen hatte, entlehnt ist.

Die Tundra, die hier immer vorwärts schreitet und dem Meere Feld abgewinnt, war mit vielen kleinen Wasserspiegeln durchzogen, aber es war sowohl hier als späterhin unmöglich zu wissen, ob die Schlitten sich gerade über Land oder über eisbedecktes Wasser bewegten; in der unmittelbaren Nähe des Yukonstromes bestand die Vegetation noch aus Nadelholz und Buschwerk. Die Schwierigkeit, in dieser Einöde einen Weg zu finden, zeigte sich bald; immer elender wurden die Orte, die man antraf, aber dem unermüdlichen Sammler glückte es doch, interessante ethnographische Gegenstände zu erwerben. Die Bewohner dieser Gegenden zeigen die größte Unsauberkeit und leben in elender Weise; an den meisten Punkten der an Brennmaterial

armen Tundra können sie weder Feuer anmachen noch kochen; sie wohnen in elenden Hütten, deren Inneres namentlich im feuchten Frühjahre eher einem Sumpf oder Morast als dem Wohnort von Menschen gleicht. Die Höhle eines Thieres kann kaum einen unbehaglicheren Eingang haben als diese elenden Wohnungen; aus der Höhe fallen bei feuchter Witterung fortwährend Wassertropfen auf die Schlafenden und durchnässen die Decken, daß sie am Morgen ausgerungen werden müssen. Wo die letzteren den Körper berühren, schlägt sich eine Art Schlammkruste nieder, die, wenn sie trocknet, eine unangenehme Rinde bildet. In diesem Zustande leben die Bewohner in elenden, zerrissenen Kleidern einen großen Theil des Jahres, gequält von Krankheiten, die oft die Einwohnerschaft ganzer Dörfer wegraffen. Dementsprechend ist der Charakter der Menschen wenig energisch gegenüber dem Schicksal und gegenüber anderen Menschen. Doch fehlen einzelne Züge eines höheren Volkslebens nicht ganz; sie errichten den Todten Denkmäler, sie besitzen eine, wenn auch geringe Kunstfertigkeit; so manche Zeugen vergangener Eskimoherrlichkeit finden sich in den Gräbern.

Erst am 22. September 1883 kehrte Jacobsen nach San Francisco zurück, von wo er sich nach Arizona begab, um auch dort seine Sammlungen zu bereichern. Am 23. November 1883 traf er in Berlin ein, um es jedoch nach kurzem Aufenthalt wieder zu verlassen; auf Kosten derselben opferfreudigen Männer, welche die Mittel zu der hier besprochenen Expedition verschafft hatten, ist er wieder in die weite Welt, diesmal quer durch Asien nach den Amurländern gezogen, um auch hier durch seine unermüdliche Thätigkeit neue ethnographische Schätze zu erwerben. — Man muß es aber auch Herrn Woldt Dank wissen, daß er jene kurze Zeit bestens benutzte, um nach Jacobsen's Tagebuchblättern ein so hochinteressantes Buch zu schreiben.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von **H. Abbes.**

V. (Schluß.)

Am Vormittage des 27. Juli erblickten wir von der Station aus einen Schoner, der langsam in nordwestlicher Richtung vorbeisegelte. Die Vermuthung, daß es der amerikanische Walfischfänger aus Kikkertak sei, wurde noch am selben Abend durch einen Besuch des Kapitäns Roche und unseres Landsmannes Scherden bestätigt, die in einem Segelboote vom Schiffe herüberkamen. In ihrer Begleitung waren vier Matrosen, ein Deutscher, ein Spanier, ein Kanake und ein Australier, außerdem zwei Eskimos und eine eingeborene Frau, die Gattin des Kapitäns Roche. Dieser ist eine hohe hagere Gestalt, in seinen wettergebräunten Zügen steht zu lesen, daß das Leben eines Walfischfängers im Norden ein Leben voller Entbehrungen und harter Kämpfe ist. Der rechte Arm ist ihm, als er noch als Harpunier die Geschosse zu werfen hatte, von einer ablaufenden Leine ausgerissen worden.

Roche hält sich seit 1855 im Cumberland-Golf auf. Er hat 22mal dort überwintert und zweimal im Eise Schiffbruch gelitten. Er ist einer der Matrosen, die im Jahre 1855 unter Kapitän Walker das englische Expeditionsschiff „Resolute", welches im Jahre vorher unter 74° 40′ nördl. Br. und 101° 20′ westl. L. Gr. von der Mannschaft unter Kapitän Kellet verlassen war, einige Meilen östlich vom Kap Mercy auffanden und nach New London brachten. Die „Resolute" wurde, wie bekannt, von der amerikanischen Regierung angekauft, restaurirt und der Königin von England geschenkt.

Kapitän Roche ist zum zweiten Male mit einer Eskimo verheirathet. Die erste Frau starb und hinterließ ihm zwei Kinder, eine Tochter, die wieder im Stamme der Mutter verheirathet ist, und einen Sohn, den sein Vater jetzt in Kanada erziehen läßt.

Scherden erzählte, daß sie im Frühjahr außer einigen weißen Walen nichts gefangen hätten. Vor zwölf Tagen war das Schiff von Kikkertak fortgesegelt, aber kurz nach der Abfahrt wurde es vom Treibeise eingeschlossen und mit diesem bis zum vorhergehenden Tage hin- und hergetrieben. Dann gelang es ihnen, nahe am Eingange des Fjordes vom Eise loszukommen und in diesen hineinzusegeln, wie ursprünglich beabsichtigt war.

Vierzehn Tage gedachten die Amerikaner im Fjord zu bleiben und ihn nach weißen Walen abzusuchen; nach ihrer langjährigen Erfahrung wird Ende Juli das Eis aus dem Golfe verschwunden sein. Ferner hörten wir, daß zwei Eingeborene, Vater und Sohn, im Frühjahr bei Kap Mercy 18 Eisbären erlegt und die Felle der schottischen Ansiedelung in Kikkertak verkauft hätten.

Hinsichtlich der Dauer ihres Aufenthaltes hatten die Amerikaner sich doch arg verrechnet, der anhaltende Südwestwind ließ das Eis nicht aus dem Golf und trieb sogar eine Anzahl Schollen und kleine Eisberge in den Fjord. Am 7. August kam Scherden wiederum zur Station und bat um Ueberlassung einiger Kisten mit Brod, das bei ihnen auf die Neige ging. Der Bitte wurde gern entsprochen, da wir glaubten, reichlich damit versehen zu sein. Bei Gelegenheit der Ablieferung der Kisten kam ich an Bord der „Lizzie P. Simmons" und war erstaunt über die Ordnung und außerordentliche Reinlichkeit, welche auf dem Schiffe herrschte, und über die komfortable Einrichtung der Kajüte. Dieselbe wurde außer vom Kapitän und seiner Frau auch vom Steuermann, dem ersten Harpunier und dem Koche bewohnt. Seitwärts an die Kajüte schlossen sich die Schlafkabinen der genannten Personen. Die Küche lag gleich hinter der Kajüte, mittschiffs war der Lagerraum der Thranfässer, in welchem auch die auf dem Schiffe angestellten vier Eskimos schliefen, und im Vordertheil lag die enge und dunstige Kajüte für die übrigen zehn Matrosen. Die Eingeborenen mit den weißen Matrosen in einem Raume unterzubringen ist nicht rathsam, da die letzteren sich dadurch verletzt fühlen und leicht Händel suchen. Aus demselben Grunde speisten auch die Eskimos in der Kajüte des Kapitäns, nachdem dieser mit den Kajütsgenossen den Platz geräumt hatte. Die Matrosen mußten sich das Essen in ihre Kajüte holen. Unser Diner bestand aus Schinken

und Renthierfleisch mit eingemachtem Mais. Statt der Suppe wurde vorher Kaffee eingenommen. Nach Tisch erklärte mir Kapitän Roche seine Apparate zum Walfischfang.

Besonders interessant war ein Bronzegewehr, das an einem langen hölzernen Stiele befestigt ist. Ueber den Lauf hinaus ragt seitlich dem Bajonett vergleichbar eine Harpune. Sobald diese bis zur bestimmten Tiefe, etwa 18 Zoll, in den Körper eingedrungen ist, löst sie mechanisch den Hahn des Gewehres und aus dem Laufe wird eine zweite Harpune in das Thier geschossen, welche mit einer explodirenden Ladung gefüllt ist und die, falls der Apparat richtig funktionirt, sofort den Tod des Thieres herbeiführt. Versagt das Gewehr und geht der Wal mit der ersten Harpune davon, so löst sich diese vom Schaft und zieht die im Boote aufgerollte Leine nach sich. Das Gewehr ist mit einer Leine am Boote befestigt und wird sofort wieder aufgefischt. Eine kleinere Flinte für Sprengharpunen wurde ebenfalls vorgezeigt und zur Probe abgeschossen.

Am Abend schieden wir wieder von einander. Roche segelte am folgenden Tage zum Ausgange des Fjordes hinunter, um dort das Fortgehen des Eises abzuwarten.

Ende Juli wurde die Reihe der regelmäßigen Beobachtungen durch Einfügen der Pegelablesungen vermehrt. Der flache Strand vor der Station erforderte die Aufstellung von fünf Pegeln, zu denen man alle zwei Stunden hinausging, um den Wasserstand zu notiren. Die Höhendifferenzen der einzelnen Pegel untereinander mußten vorher genau bestimmt werden. Der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser ergab sich zu 25 bis 27 Fuß.

Mitte August kamen mehrere Eskimofamilien aus dem Golf und hielten sich einige Tage bei der Station auf. Dann siedelten dieselben nach dem nordwestlichen Ende des Fjordes über, um in dem dortigen Flusse zu fischen und die Gegend nach Renthieren zu durchstreifen, wie sie es alljährlich zu thun pflegen. Von der neuen Ansiedelung aus, die an einem Tage mit dem Boote von der Station aus zu erreichen war, versorgten sie uns ab und an mit frischem Fleisch und mit Fischen. Okkeituk hatte sich seinen Landsleuten angeschlossen, uns aber als Stellvertreter einen alten Eskimo, Metek, „das Treibholz“, genannt, zurückgelassen. Dieser widmete sich besonders der Reinhaltung und Ordnung des Platzes vor dem Wohnhause. Freiwillig spedirte er den Kehricht, der sich dort stellenweise angehäuft hatte, in den Fluß, suchte die leeren Blechdosen zusammen und zerschlug die alten Kisten zu Brennholz für den Koch. Der Freund der Ordnung ist der Feind der Verschwendung. Dieses bewies auch Metek. Stundenlang sah man den alten Herrn vor den Körben mit leeren Weinflaschen stehen und bedächtig eine nach der anderen hervorziehen, um sie gegen das Licht zu halten. Erkannte bei langsamem Neigen der Flasche sein prüfendes Auge hinter dem grünen Glase die Bewegung einer Flüssigkeit, so verklärte freundliches Grinsen seine thranglänzenden Züge und schmunzelnd ließ er das Schlückchen in die durstige Kehle rinnen. Metek besaß auch gesunden Humor, wie folgender Vorfall zeigt. Jemand versuchte einen ins Wackeln gerathenen Telegraphenpfahl durch Anhäufen von Steinen, die offenbar für den Zweck zu klein waren, wieder zum Stehen zu bringen. Metek, das Vergebliche dieses Bemühens erkennend, deutete es dem Betreffenden in ironischer Weise dadurch an, daß er Korkpfropfen mit ernster wichtiger Miene, hinter der aber der Schelm unverkennbar hervorlachte, zu den Steinen legte. Darauf faßte er den Pfahl mit beiden Händen, sich stellend, als wenn es bei Anwendung aller Kraft unmöglich sei, die Stange ferner zu erschüttern. Mit selbstzufriedenem Nicken ließ er wieder los, brach dann aber über seinen gelungenen Scherz in lautes Lachen aus.

Am 3. August erreichte die Temperatur den höchsten beobachteten Stand + 20,1°. In der wärmsten Periode, vom 31. Juli bis 7. August, lag das Tagesmittel über 10°, gegen Ende des Monats fiel die Temperatur schnell. Das Monatsmittel liegt bei + 7°.

Von Mitte des Monats ab erwarteten wir mit begreiflicher Spannung die „Germania“, welche bestimmt war, die Expedition in die Heimath zurückzuführen. Wir wußten, daß das Schiff nicht zur Station hinauf könne, so lange die südlichen und westlichen Winde das Eis im Golfe festhielten und hofften daher von Tag zu Tag auf eine Drehung der Windfahne, deren Bewegungen wohl im ganzen Jahre nicht so andauernd und mit so großer Aufmerksamkeit verfolgt worden waren.

Aber der August ging hin, ohne daß sich auch nur eine Neigung zur Besserung verspüren ließ.

Am 5. September unternahm ich mit zwei Leuten von der Mannschaft eine Rekognoscirungsfahrt nach dem unteren Ende des Fjords. Trotzdem wir um 9 Uhr morgens von der Station fortsegelten, hatten wir dieselbe um 2 Uhr noch in Sicht. Es wehte ein kräftiger Westwind, der auf dem Wasser zwischen den Felswänden genau der Richtung der Ufer folgte und daher auch das Laviren erfolglos machte. Kalter, feiner Regen, untermischt mit Schnee, erhöhte das Unbehagliche der Reise. Nachmittags drehte sich der Wind und auch das Wetter klärte sich etwas auf. Gegen 7 Uhr abends erreichten wir das Ende des Fjords, fanden dort die „Lizzie P. Simmons“ und blieben die Nacht an Bord.

Kapitän Roche war am Tage zuvor mit seinen Leuten von einem zehntägigen Jagdausfluge zurückgekehrt, durch welchen sie ihre Vorräthe um einige Renthierkeulen und eine große Anzahl Lachse vermehrt hatten. Seine Eskimos hatte er mit einem Boote nach Kikkertak geschickt, um einige Esser los zu sein.

Er selbst gedachte mit der übrigen Mannschaft in acht Tagen ebenfalls in Booten den Fjord zu verlassen, falls sich bis dahin die Eisbarriere nicht öffnen würde. Mit Booten war es auch unter den obwaltenden Umständen möglich, aus dem Fjord in den Golf nach Kikkertak zu gelangen, wenn man sich im Golf an der westlichen Küste hinter den kleinen Inseln hielt, welche sich wie eine Kette längs des Ufers hinziehen. Die schmale Passage zwischen der Inselreihe und dem Festlande kann vom Eise nicht zugesetzt werden, sie ist an manchen Stellen für ein Boot nur zur Fluthzeit passirbar. Kapitän Roche war erbötig, von den Mitgliedern unserer Expedition einige nach Kikkertak mitzunehmen, von wo sie, falls die „Germania“ ausblieb, auf dem Proviantschiffe, welches er von New London erwartete, nach Amerika und von da nach Hause zurückkehren könnten. Den Zurückbleibenden glaubte er keinen besseren Rath ertheilen zu können als den, Mädchen von den Eingeborenen zu heirathen und mit diesen in kleinen behaglichen Schneehäusern ein beschauliches Eskimoleben zu führen. Dieser Vorschlag war gar so übel nicht, zumal unsere Kohlen höchstens noch einen Monat gereicht hätten. Nachdem wir die Nacht auf dem Schiffe geschlafen, bestiegen wir am folgenden Morgen einen nahe gelegenen Felsen, von dem aus man den Golf übersehen konnte. So weit der Blick schweifte, sah man nichts, als dicht geschlossenes Eis, nur an der westlichen Küste schien ein Wasserkanal bis in die Mitte des Golfes einzuschneiden. Dahinter wieder die weiße schimmernde Eisfläche. Der Himmel zeigte jedoch am Horizont eine auffallend dunkle Färbung, woraus Scherden schloß, daß

unterhalb des Horizontes offenes Wasser sei, das nach seiner Schätzung etwa bis Kikkertak reichen könne. Wir kehrten zum Schiffe zurück und überbrachten dem Kapitän diese Meldung. Roche hielt es für gerathen, seinen Ankerplatz so nahe dem Ausgange des Fjordes zu verlassen, da einzelne mächtige aus- und eintreibende Schollen das Schiff gefährdeten. Ein Anker war ihm bereits zerbrochen. Er wollte daher das Schiff eine Strecke den Fjord hinaufführen und es an einer geschützten Stelle vor Anker legen, dann verlassen und nach seiner Station in Kikkertak zurückkehren. Mittags wurde der Anker gelichtet, das Schiff segelte mit leichtem Südost den Fjord hinauf bis in anderthalb Meilen Entfernung von der Station, wo Roche hinter einer kleinen Insel den Anker wieder fallen ließ. Wir verabschiedeten uns und ruderten zur Station zurück, da der Wind mittlerweile aufgehört hatte.

Während die Mitglieder der Polarstation sich bald mit Hoffnungen und Zweifel über die Heimkehr, bald mit Plänen für die zweite Ueberwinterung beschäftigten, lag die „Germania“ längst in Kikkertak und wartete nur auf den Umschlag des Wetters, um hinauf zur Station zu gehen. Es war bislang dem Kapitän Mahlstedt auch nicht möglich gewesen, der Expedition Nachricht von seiner Ankunft zukommen zu lassen, denn die Bewohner Kikkertaks waren auf der Renthierjagd abwesend und unter seinen Leuten befand sich kein des Weges Kundiger. Als jedoch die von der „Lizzie P. Simmons“ fortgeschickten Eskimos auf der Insel anlangten, wurden diese sofort durch die Zusicherung guter Belohnung an Tabak, Brod, Rum u. s. w. für die Reise zur Station gewonnen. Zur Begleitung der Eingeborenen erbot sich Herr Dr. Boas aus Minden, der mit der „Germania“ hinausgekommen war, um ein Jahr im Golf zu bleiben und bei den eingeborenen Stämmen auf Baffinsland ethnographische und andere Studien zu machen. Den Eskimos wurden einige Tage Ruhe gegönnt, dann machte sich die kleine Expedition in einem Boote auf den Weg, der größtentheils rudernd zurückgelegt werden mußte. Das Boot wurde des Nachts den Strand hinauf aus dem Bereich der Fluth gezogen. Man schlief auf dem felsigen Ufer, zugedeckt mit Renthierfellen. Dr. Boas hatte sich für die Reise mit vollständigem Eskimoanzug versehen.

Gegen Mittag des dritten Tages, am 7. September, wurde das Boot von dem Walfischfänger im Fjord bemerkt und angerufen, als es gerade im Begriff war, vorbeizufahren. Sobald Kapitän Roche und Mr. Scherden hörten, um was es sich handle, schlossen sie sich der Expedition an; nachmittags vier Uhr erreichte man die Station.

Hatten schon die zwei Boote von Weitem unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, so wuchs das Erstaunen noch mehr, als wir in denselben einen uns fremden Europäer erblickten. Aber schnell verwandelte sich das Erstaunen in helle Freude, wie wir vernahmen, was ihn hergeführt, daß die „Germania“ glücklich angelangt und die Erlösung von der Station, die Rückkehr in die Heimath, nunmehr nahe bevorstehe. Es war der Wunsch des Kapitäns Mahlstedt, daß die Station sofort abgebrochen werden möge und daß sich die Mitglieder in Booten nach Kikkertak begeben sollten, falls bis dahin der Ausgang des Fjordes noch nicht passirbar sei. Für die „Germania“ war es ohne großen Zeitverlust nicht möglich, zur Station zu kommen, denn wenn auch nördliche Winde das Eis vertrieben hätten, so mußte sie doch erst wieder südliche Winde abwarten, um hinaufsegeln zu können, und Zeit durfte unter keinen Umständen verloren werden, wollte man nicht Gefahr laufen, ein zweites Jahr im Norden zuzubringen, welche Aussicht, da die Expedition nur für ein und ein halbes Jahr verproviantirt gewesen war, wenig verlockend schien. Es wurde demnach sofort mit Kapitän Roche ein Vertrag abgeschlossen, wonach er gegen bestimmte Vergütung in Baarem und Ueberlassung einiger Bedarfsartikel sich verpflichtete, die Sachen der Expedition und die Mitglieder mit seinem Schiffe nach Kikkertak zu führen, im ungünstigsten Falle in Booten auf dem Wege, den die Eskimos schon zweimal zurückgelegt hatten. Dr. Boas reiste am zweiten Tage nach seiner Ankunft wieder ab, um Kapitän Mahlstedt von diesem Uebereinkommen und unserer bevorstehenden Ankunft zu benachrichtigen.

Am 8. September ging die „Lizzie P. Simmons“ angesichts der Station vor Anker, gleichzeitig begann das Einpacken und Hinüberschaffen der Sachen. Die regelmäßigen stündlichen Beobachtungen wurden am 9. September abgebrochen, nachdem sie somit 359 volle Tage ununterbrochen gedauert hatten. Als an demselben Tage Dr. Giese und ich zum letzten Male die Konstanten der magnetischen Instrumente bestimmten, wurde durch einen heftigen Windstoß das Dach des Observatoriums abgehoben und mußte aufs Neue befestigt werden, um die Bestimmungen vollenden zu können. Unmittelbar nach der Beendigung der Bestimmungen packten wir die Instrumente in die Kisten und ließen sie an Bord bringen. Am 12. gegen 11 Uhr nahm das Schiff die letzten Ladungen und die Mitglieder der Expedition auf. Der Anker wurde gelichtet und bald darauf verschwanden die Häuser der Station, in welcher wir ein Jahr einträchtig im Dienste der Wissenschaft gearbeitet hatten, unseren Blicken auf Nimmerwiedersehen. Die Eskimos — sie waren während unseres Ausbruches von der Renthierjagd heimgekehrt — verblieben bei der Station, um sich aus den vielen zurückgelassenen Gegenständen das Brauchbare auszusuchen, welcher Arbeit sie sich schon in den letzten Tagen mit großem Eifer gewidmet hatten.

Ein günstiger Westwind brachte uns noch am Abend zum Ausgang des Fjordes, der vollständig eisfrei erschien und ohne Gefahr passirt wurde. Dieses war dem heftigen Nordwestwinde zu verdanken, welcher in den letzten drei Tagen geweht hatte. Um 11 Uhr des folgenden Tages fuhren wir in den Hafen von Kikkertak ein, bewillkommnet von der „Germania“, zu welcher wir alsbald hinüberfuhren, um Kapitän Mahlstedt zu begrüßen und die Briefe in Empfang zu nehmen — die Briefe, welche uns nach 15 Monaten die ersten Nachrichten von den Lieben und Freunden in der Heimath brachten. Zwei Tage beanspruchte das Uebernehmen der Ladung seitens der „Germania“ und das Verstauen der Kisten auf derselben. Inzwischen besuchten wir die Insel. Sie ist ein hufeisenförmiger, kahler Granitfelsen, der sich etwa 200 Fuß aus dem Meere erhebt. In der Einbuchtung liegen auf dem flach ansteigenden Strande die beiden freundlichen Häuser der Ansiedler. Sie enthalten außer einer geräumigen Wohnstube, in deren Innenwänden zugleich die Schlafkojen angebracht sind, nur Vorrathsräume für den Proviant, die Jagdmaterialien und die Ergebnisse der Jagd. Ein großer Kessel hinter dem Hause dient zum Auskochen des Speckes. Rings um die Ansiedelung zerstreut sind die Zelte der Eskimos aufgeschlagen, die im Dienste der Walfischfänger stehen. Dort fanden wir den kranken Knaben wieder, der vor einem Jahre vom Arzt behandelt worden war. Er ging jetzt an Krücken und sah wohler aus als vor zwölf Monaten. Unser Freund Mr. Gall hat sich an den langen Winterabenden bemüht, ihm Lesen und Schreiben beizubringen. Eine kleine Schiefertafel mit großen Buchstaben bemalt gab Zeugniß von dem Fleiße des Knaben. Auch der alte Noktukkerle kam gebückt aus

seinem Zelte hervorgeeilt, um den „Katlunaks“ vor ihrer Abreise Lebewohl zu sagen. Koak war abwesend, wie die meisten jungen Männer, um Renthiere zu jagen. Von der Höhe des Felsens aus erblickte man den schneebedeckten Gipfel des Kikkertakmak (d. i. große Insel) am Eingange des Kingaite-Fjordes. Letzterer steht durch Binnenseen und deren Abflüsse mit dem Kangianga-Fjord, der von der Davisstraße her in das Land einschneidet, in Verbindung. Dieser Wasserweg vermittelt den Verkehr zwischen den Bewohnern des Cumberlandgolfes und denen der Westküste der Davisstraße.

Am 16. September morgens vereinigte ein feierlicher Abschiedstrunk den Kapitän Jemmy Much und Mr. Hall von der schottischen Station, Kapitän Roche und Mr. Scherden von der „Lizzie“, sowie den Kapitän einer englischen Brigg „Catherine“, die am Tage vor unserer Ankunft in den Hafen eingelaufen war, um die schottische und amerikanische Station mit frischem Proviant zu versorgen, mit Dr. Boas, Kapitän Mahlstedt, dem Steuermann der „Germania“ und den Mitgliedern der deutschen Expedition in unserer Kajüte, während die vereinigten Mannschaften das Schiff langsam aus dem Hafen bugsirten. Um 12 Uhr schieden unsere Gäste mit herzlichem Händeschütteln, allen glückliche Heimkehr wünschend. Nach einer fünfwöchentlichen überaus stürmischen Reise langten wir am 17. Oktober wohlbehalten in Hamburg an. Der freundliche Empfang der Expedition von Seiten der Deutschen Polar-Kommission wird wohl den sämmtlichen Mitgliedern der Expedition in dauernder Erinnerung bleiben.

Kürzere Mittheilungen.

Roskoschny's „Das asiatische Rußland“.

In zwei stattlichen Prachtbänden liegt Hermann Roskoschny's Buch: „Das asiatische Rußland“ (Leipzig, Greßner und Schramm) abgeschlossen vor uns, wohl geeignet durch die Fülle seiner Bilder und den anziehenden Text, der besonders auf historische und ethnographische Verhältnisse eingeht, ein Bild von dem riesigen Reiche zwischen dem Schwarzen Meere und der Beringsstraße zu vermitteln. Sehr richtig erscheint uns die Vertheilung des Raumes; ethnographisch und landschaftlich ist entschieden der Kaukasus am hervorragendsten und ihm ist denn auch fast die Hälfte des Werkes gewidmet. Hervorgehoben zu werden verdient, daß zu diesem Abschnitte auch Friedrich Bodenstedt 36 Jahre nach dem Erscheinen seines Werkes über die Völker des Kaukasus ein Kapitel „Erinnerungen an den Kaukasus“ beigesteuert hat. Ueber ein Viertel der beiden Roskoschny'schen Bände behandelt sodann die Vasallenstaaten Chiwa, die Turkmenen, Buchara und das russische Turkestan, der Rest das transkaspische Gebiet und Sibirien. Unter den Illustrationen zeichnet sich eine ganze Reihe künstlerisch vollendeter Vollbilder nach Originalen von Karasin, Aiwasowsky, Horschelt, Meschtschersky, Huhn, Simm, Mai und anderen aus. Neben manchem bekannteren Bilde finden sich, um nur einiges hervorzuheben, eine Anzahl prächtiger Ansichten von Tiflis, interessante Veduten von Merw, Chiwa, dem unteren Amu-Daria, sowie große sibirische Landschaften, Städteansichten und Volkstypen (vergl. oben S. 311 „Giljäken vom Amur“) nach Photographien, lauter Dinge, welche das lebhafte Interesse selbst des Fachmannes erregen müssen.

Das Buch ist übrigens von einem durchaus unparteiischen Standpunkte aus geschrieben. Neben der großen Kulturarbeit, welche die Russen z. B. in Georgien geleistet haben (S. 83), indem sie namentlich für Schulen sorgten, wird (S. 228) ebenso nachdrücklich auf das Räuberunwesen in den Gouvernements Jelisawetpol und Baku hingewiesen. „Die Russen sind — sagt Roskoschny S. 23 — obwohl sie etwa eine Million Seelen zählen, im Kaukasus noch nicht recht heimisch geworden. Soldaten und Beamte bleiben in der Regel ebenso wenig ihr ganzes Leben lang im Kaukasus wie der Handwerker und Kaufmann; die ersteren trachten sobald als möglich nach einer europäischen Stadt versetzt zu werden und der Handwerker und Kaufmann kehrt in die Heimath zurück, sobald er eine bestimmte Summe verdient hat, so daß das Russenthum als Kulturelement im Kaukasus eine ziemlich untergeordnete Rolle spielt und überwiegend aus einer fluctuirenden Bevölkerung besteht, welche, vom wirthschaftlichen Standpunkte betrachtet, dem Lande nicht von Vortheil ist. Russische Bauern sind im Kaukasus selten; nur die Sektirer, die ihrer Lehre wegen aus Rußland verbannt wurden und schon nach dem Frieden von Adrianopel Land in der Nähe von Achalkaliki angewiesen erhielten, die Malakanji und Duchoborzi, treiben Ackerbau und sind durch denselben wohlhabend geworden. Die Hauptmasse der russischen Bevölkerung im Kaukasus bilden von Beginn der russischen Invasion an die Kosaken, die schon vor Peter dem Großen am nördlichen Abhange des Kaukasus sich angesiedelt hatten und später in die beiden großen Kosakenheere des Kuban und Terek vereinigt wurden.“

Wir müssen es uns leider versagen, hier näher auf den Text einzugehen und verweisen daher unsere Leser auf das Werk selbst, namentlich auf die Abschnitte über den Kaukasus, Chiwa, Buchara und Russisch-Turkestan.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

VIII. (Schluß.)

Wie überall auf den Philippinen wurde Montano auch in Surigao von allen Spaniern auf das zuvorkommendste in seinen Bestrebungen unterstützt. Durch die Missionare auf die Existenz einer Grabhöhle bei dem benachbarten Taganaán aufmerksam gemacht, begab sich der französische Forscher nach dem genannten Orte, in dessen Nähe, auf einem Inselchen, er die gesuchte Grotte fand, welche Schädel von Bisayas, Manobos und Negritos enthielt, also die Vertreter der drei Hauptrassen Mindanaos in dieser Schädelstätte vereinigte.

Von Surigao brach der Reisende nach dem See von Maïnit auf, um dann seinem Abflusse, dem Rio Túbay zu folgen, in der Absicht, auf diesem Wege wieder die Bai von Butúan zu erreichen. Dieses Vorhaben wurde aber vorläufig vereitelt, denn ein heftiger Fieberanfall fesselte den Forscher vom 20. December bis zum 3. Januar 1881 an die Ortschaft Túbay, welche an dem gleichnamigen Flusse liegt. Das um Neujahr eingetretene stürmische Wetter hatte sich inzwischen gelegt; da auch das Fieber nachgelassen hatte, so drang Montano bis zum Meere vor, um sich dort nach Surigao einzuschiffen. Hier angelangt, erlitt er einen neuen heftigen Fieberanfall, der ihn zwang, das Bett zu hüten. Zum Glück fand er hier eine sorgfältigere Pflege als in Túbay, denn die Missionare nahmen ihn in das Pfarrhaus auf und sorgten für ihn in jeglicher Beziehung aufs beste. So erholte sich denn Montano ziemlich rasch und bereits am 11. Januar bestieg er ein gut gebautes und mit trefflichen Matrosen bemanntes Schiff, um längs der Ostküste Mindanaos herumsegelnd nach Dávao zurückzukehren. Der Gouverneur des Distrikts Dávao hatte ihm nicht nur dies Fahrzeug verschafft, sondern ihm auch Empfehlungsschreiben an alle Gobernadorcillos (Bürgermeister) jener Küstenorte mitgegeben, welche Montano anzulaufen beabsichtigt.

Gleich zu Anfang der Reise machte er die Erfahrung, daß die besten Seeleute Surigaos durchaus unzuverlässig waren: die erste Nachtstation wurde auf der Rhede von Placer gemacht; Montano ließ seine Mannschaft am Lande übernachten, er selbst zog es vor, mit zweien seiner Muchachos im Schiffe zu schlafen. Als er am Morgen erwachte, fand er sich mutterseelenallein auf dem Fahrzeuge, das sich überdies von seinen hölzernen Ankern losgerissen hatte und nun in der offenen See trieb. Es war ein guter Zufall, daß ein kräftiger Seewind blies und so Montano glücklich wieder die Küste erreichte. Seine Matrosen hatten in der Nacht alles erhaltene Geld vertrunken und die Muchachos hatten ihnen dabei Gesellschaft geleistet. Eine heftige Colla (Regenwetter mit Sturm) hielt den Reisenden zwei volle Tage bei dem kleinen Eiland Cabgan fest. Kaum war es mit der Witterung etwas besser geworden, als Montano auf die Mündung des Rio Gigaquit den Kurs seines Fahrzeuges lenkte, um dort seinen Mundvorrath zu ergänzen, der durch die Naschhaftigkeit und Freßlust seiner Leute erheblich geschmolzen war. Ein starker Nordost trieb das Schiff rasch dem Ziele zu, man befand sich nur noch einige Kabellängen von der Mündung des Gigaquit entfernt, als mit einem Male die Wellen sich erheblich vergrößerten. Montano, der bereits

sich hinlänglich von der Kopflosigkeit seiner Leute überzeugt hatte, zog alle Segel bis auf eines ein, sein Schicksal nun dem Walten der Gottheit anheimstellend, denn von seinen Matrosen hatte er nichts zu hoffen. Schon war man an der Barre angelangt, da sah man eine schaumgekrönte Wogenmauer sich mit außerordentlicher Schnelligkeit von rückwärts heranwälzen; Montano hielt sich schon verloren. Die Riesenwelle brauste über das Fahrzeug, so daß dieses in derselben völlig verschwand, doch sank es zum Glück nicht unter; die Ausleger hatten eine Katastrophe verhindert, die sonst unvermeidlich gewesen wäre, da das Schiff ganz mit Wasser erfüllt war. Ehe die zweite Welle heulend herankam, hatte die Mannschaft zum Ausschöpfen Zeit genug. Acht bis zehnmal wiederholte sich dieser Vorgang, bis der letzte Wogenprall das Boot in das ruhige Fahrwasser des Rio Gigaquit schlenderte, eines ganz kleinen Flüßchen, dessen Aestuarium aber vielen Schiffen zum Hafen dienen könnte, wenn eben nicht das Einlaufen gar so gefahrvoll wäre.

Die schlimmen Erfahrungen, welche der Reisende auf dieser kurzen Küstenfahrt durchgemacht hatte, schreckten ihn von der Ausführung seines Planes nicht zurück. Da aber das Wetter sich beharrlich ungünstig zeigte und eine Aenderung desselben vor dem Eintritt der nächsten Jahreszeit nicht zu erwarten war, so entschloß sich endlich Montano, bei der Punta Tugas umzukehren, zumal auch bei einem Unwetter einer seiner Muchachos von den Wogen ins Meer gespült und nur mit Mühe vom Tode errettet worden war. Durch diesen Vorfall abgeschreckt, änderte Montano seinen Plan; er beschloß von Butúan nach Bunáuan zu reisen, von hier aus über die Küstencordillere sich nach Bislig zu begeben, um hier erst sich wieder nach Dávao einzuschiffen.

Die Fahrt zur See von Surigao nach Butúan ging rasch von statten; Montano fand hier wieder Gelegenheit, die Beobachtung anzustellen, daß die Gezeiten an der Ostküste Mindanaos und der Bai von Butúan einander entgegengesetzt sind. Nun hieß es den schon wohlbekannten



An der Barre des Rio Gigaquit. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

Rio Agúsan, diesmal aber stromaufwärts, zu beschiffen; man kam aber nur langsam vorwärts, denn es war Hochwasser eingetreten. Die am Ufer des Agúsan gegründeten Dörfer der erst jüngst zum Christenthum bekehrten Manobos waren der Ueberschwemmung halb zum Opfer gefallen: alle Saatfelder standen unter Wasser und es drohte eine Hungersnoth einzutreten. Den Pueblo Amparo fand Montano ganz verlassen vor, doch trug der Agúsan keine Schuld daran; der Reisende erfuhr vielmehr, daß er selbst die Ursache wäre, weshalb Amparos Bewohner die Niederlassung verlassen hätten, um ihr früheres ungebundenes Waldleben wieder von neuem aufzunehmen. Bei seiner ersten Reise den Agúsan stromabwärts hatte nämlich Montano an jenem Orte an mehreren Manobos anthropologische Messungen vorgenommen. Dies hatte den Argwohn der abergläubischen Leute erweckt und ein ehemaliger Häuptling, der die Einbuße seiner früheren Würde, sowie die Institution der Monogamie als eine schwere Last empfand, benutzte die Abwesenheit des Jesuitenmissionars und die Aufregung der Dorfbewohner, um dieselben zur Flucht in die Wälder zu bewegen. Amparo ist seitdem nicht wieder aufgebaut worden, obwohl seine ehemaligen Insassen sich wieder unterwarfen; sie wurden in anderen Pueblos angesiedelt. Diese ehemaligen Dattos sind in der That den Bestrebungen der Missionare sehr hinderlich, da sie durch den Uebertritt ihrer Leute zum Christenthum alle Sklaven verlieren und keine Kopfjagden mehr veranstalten dürfen und dabei oft einem ehemaligen Feinde, der nun zum Bürgermeister gewählt ist, Gehorsam leisten sollen. Die anderen der Plebs angehörigen Conquistas oder Reducidos (neue Christen) werden andererseits durch die „alten Christen“, d. h. Bisayas, zur hellen Verzweiflung getrieben, welche im Auftrage der Behörden sich unter diesen Söhnen der Wildniß niederlassen, um dieselben in das civilisirte Leben einzuführen, welche aber ihre Stellung meist dazu ausbeuten, daß sie, den Leichtsinn und die Unwissenheit der Conquistas benutzend, so lange Waaren auf Kredit liefern, bis alles Hab und Gut des Wilden dem Blutsauger verfällt; kein Wunder, daß dann der so Betrogene mit seiner Familie in den Schoß der Wildniß zurückkehrt. In

Talacógon traf Montano mit dem Pater Urios zusammen, der eben zwei Baganis (s. oben), welche mehreren Neuchristen den Kopf abgeschlagen hatten, mit den Cuadrilleros (s. oben) des Pueblos eingefangen hatte.

Nach achttägiger Fahrt erreichte der Franzose am 27. Januar Bunánan; hier mußte die große Banca mit zwei leichten Kähnen vertauscht werden, mit denen man nun den Rio Simulao, der zwischen dicht bewaldeten, aber menschenleeren Ufern dahinströmt, hinauffuhr, bis man das von neubekehrten Mandayas[1]) bewohnte Tudela erblickte.

Hier hieß es wieder unterhandeln, denn es galt, die beiden Kähne, auf denen man nach Tudela gekommen, gegen Fahrzeuge von geringerem Tiefgange auszutauschen, da der Rio Simulao in seinem Oberlaufe seicht und voll von Stromschnellen ist. Nicht ohne Schwierigkeiten setzte sich



Manobohäuptling aus dem Innern von Mindanao.
(Nach einer Photographie von Montano und Rey.)



Mandayakrieger aus dem Innern von Mindanao.
(Nach einer Photographie Montano's.)

Montano endlich in den Besitz des Gewünschten, um unter strömendem Regen den Simulao bis zu dem Punkte zu befahren, wo der Miaga in denselben einmündet, welchem man bis zu der Stelle, wo sich der Bach Dugan in denselben ergießt, verfolgte. Der Dugan springt von Cascade

[1]) Wohl ein Irrthum des Autors, denn der Padre Saturnino Urios berichtet (Carta al R. P. Superior Juan B. Heras, de dato Bunáuan 1 de Noviembre de 1879), daß er Tudela durch Ansiedelung mehrerer bisher in der Nähe Bunáuans seßhaften Manobo-Tribus gegründet hätte. Es ist jedenfalls möglich, daß unter den Manobos von Tudela sich auch Mandayas befinden, denn die Missionare streben danach, die Stammesunterschiede unter den Neubekehrten zu verwischen; dies geschieht eben am besten durch gemeinsame Niederlassung in einem Orte. Montano dürfte zufällig nur mit Mandayas in Tudela zusammengekommen sein; daher seine Annahme.

zu Cascade, welche durch Andesitblöcke, welche das Bett erfüllen, hervorgerufen werden. Am Fuße des Monte Bucan (auch Monte Bislig) genannt, wurde übernachtet. Den folgenden Tag (31. Januar) erstieg Montano die Höhe, den Paso de Sanguijuelas der Spanier, so benannt, weil zahlreiche Landblutegel die Reisenden hier stark belästigen, von welcher Plage aber der Reisende verschont blieb. Durch die Böswilligkeit oder die Unkenntniß des von Tudela mitgenommenen Führers gestaltete sich der Abstieg zum Rio Bislig schwieriger, als dies sonst der Fall zu sein pflegt; da es überdies stark regnete, so erreichte Montano erst am 31. Januar den gesuchten Fluß, der trotz der Kürze seines Laufes eine ansehnliche Tiefe und Breite besitzt. Die Fahrt ging nun zu Schiffe weiter und bald langte die Expedition glücklich in Bislig selbst an. Diese Stadt ist eine der ältesten Bisaya-Niederlassungen an der Ostküste Mindanaos; leider wird ihre Lage an der Mündung eines tiefen Flusses durch den Umstand beeinträchtigt, daß die Rhede dem Anprall der Nordostwinde schutzlos preisgegeben ist, so daß zur Zeit der nördlichen Monsuns der Seeverkehr beinahe gänzlich eingestellt werden muß. Dasselbe ist bei allen pacifischen Küstenplätzen des Distrito Surigao und der Comandancia Bislig der Fall; erst im Distrito Dávao gelangt man zu einer gegen den Nordost geschützten Bucht, der Ensenada de Pujaga (Pujada).

Montano verbrachte in Bislig zwei sehr angenehme Tage Dank der freundlichen Aufnahme des Gouverneurs, welcher gern den europäischen Gast noch länger bei sich



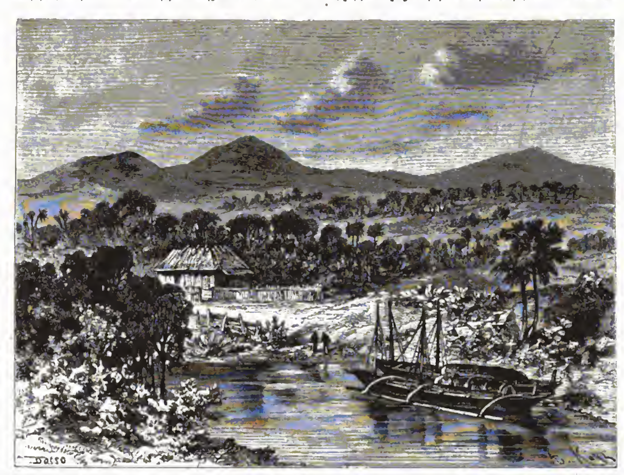
Marsch an der Ostküste Mindanaos. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

behalten hätte. Diesen aber drängte es, seine Mindanaoreise bald abzuschließen, denn er begann bereits zu kränkeln. Als das bisher unfreundliche Wetter sich aufzuheitern begann, ließ Montano sich nicht weiter von seinem spanischen Wirthe fesseln; unter Beihilfe desselben miethete er eine große mit fünf Matrosen bemannte Banca, um nun der Küste folgend gegen Süden zu steuern. Bei der Einmündung eines kleinen Flüßchens südlich der Punta Saneó wurde gelandet; Montano's Leute benutzten die Nacht, um den Proviant der Expedition zu vermehren: mit Fackeln versehen wateten sie in dem Wasser jenes Estero (so nennt man auf den Philippinen sowohl selbständige kurze Flußläufe und -arme als auch Kanäle) herum; durch das Licht angelockt, schwammen die Fische so nahe heran, daß sie leicht mit einem Schlage des Bolo (Waldmesser) getödtet werden konnten.

Ohne einen Zwischenfall langte der Reisende glücklich in Catel Nuevo an (4. Februar). Von der Punta Tambog bis hierher liegen Korallenbänke bis zur steil abfallenden Küste, die aus Melaphyr besteht. Catel Nuevo heißt bei den Eingeborenen Dacuang Banua, d. h. die große Ortschaft; es wurde erst vor kurzer Zeit gegründet, indem die Jesuiten einen großen Theil der Bewohner von Catel Viejo bewogen, ihre alte Heimath zu verlassen und hier sich anzusiedeln. Solche Uebersiedelungen bieten in diesem Theile der Philippinen keine Schwierigkeiten dar, denn die Rohrhütten sind schnell fertig und herrenloser Ackerboden in reichlicher Fülle vorhanden. Die Missio-

nare hatten diese Uebersiedelung aus dem Grunde veranlaßt, um die neubekehrten Mandayas gleich in fertige Hütten zu schaffen und ihnen schon bebauten Boden zu übergeben; die Visayas von Catel Viejo waren aber gern auf den Tausch eingegangen, weil der Ankerplatz von Dacuang Banua ein besserer ist als jener ihrer ersten Heimath. Am 5. Februar segelte der Reisende nach Catel Viejo ab, ein heftiger Wind und hoher Wellenzug zwang ihn aber zu landen und zu Fuße nach dem genannten Orte zu marschiren. Der Weg führte hier durch einen Wald von Dagtap (Casuarineen [1]).

Es wurde beschlossen, die Reise nunmehr zu Lande fortzusetzen; man mußte demnach sich nach Gepäckträgern umsehen; diese waren aber schwer aufzutreiben, denn die in Catel Viejo angesiedelten Mandayas hatten keine Lust, dem Weißen in ferne Länder zu folgen. Endlich gelang es, vier Männer und zwei Büffel zu miethen. Letztere waren an Schlitten vorgespannt, welche recht rasch über den Sand des Strandes glitten. Dieses Transportmittel that anfangs gute Dienste, bald aber blieben die Schlitten überall hängen, so daß nichts Anderes übrig blieb, als sie auseinander zu nehmen und das darauf befindliche Gepäck den Büffeln mit Lianen auf den Rücken zu binden. In strömendem Regen ging es nun weiter durch Wälder, welche aus Baletes (Ficus indica, L.), Talisays (Terminalia Catappa, L., eine Combretacea), Bitoons (Barringthonia speciosa, L.) und Casuarineen sich zusammensetzten, auch Rhizophoren zeigten sich an dieser Küste, deren Saum von

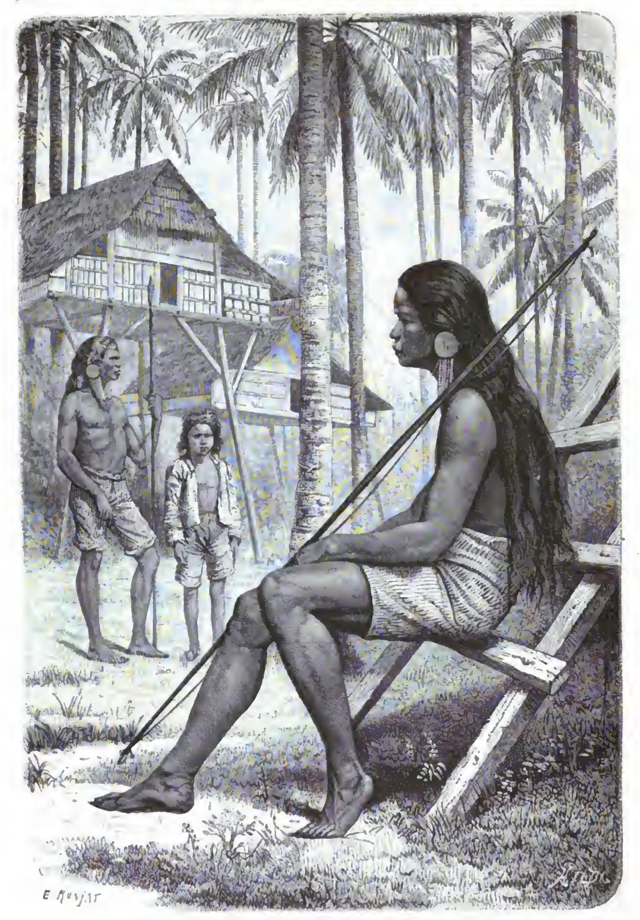


Landschaft in Ost-Mindanao, im Vordergrunde zwei Bancas vor Anker. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

zertrümmerten Korallenbänken gebildet wurde, an denen sich die Wogen des Stillen Oceans hochaufbäumend brachen. Affen und Wildschweine belebten die Landschaft. Von dem Einbruche der Dunkelheit in der Wildniß überrascht, sah sich die Gesellschaft genöthigt, auf einem Felsen die Nacht ohne Feuer, ohne Lebensmittel in strömendem Regen zuzubringen.

Am anderen Tage, den 7. Februar, erreichte man die Mandayaniederlassung S. Juan, deren Kapitän oder Vorsteher dem Reisenden einen mageren Gaul lieh. Das Thier war aber so schwach, daß es den Reiter nicht tragen konnte und da es auch sonst sich nur mit Mühe weiter zu schleppen vermochte, so verfiel Montano auf die originelle Idee, die gebrechliche Rozinante von einem der Büffel ziehen zu lassen, was in der Weise geschah, daß man die Zügel des Rosses an den Schweif des Wiederkäuers festband. In dieser Ordnung schlängelte sich der Zug durch den Wald, durchnäßt von dem unaufhörlichen Regen. Der Pfad, welcher den Grat des in die Punta Bagoso auslaufenden Höhenzuges überschreitet, bot viele Schwierigkeiten dar, denn er war nicht nur steil und mit spitzigen Felsstücken besäet, es durchkreuzten ihn auch tiefe Bäche und noch tiefere Schlamm- und Wasserpfützen und Löcher. Man war gerade bei einem der letzterwähnten Hindernisse angelangt und Montano fragte sich im Stillen, ob die

[1]) Auch an der Ostküste Luzons findet man Casuarineendickichte.



Guiangakrieger. (Nach einer Photographie Montano's.)

Thiere hinüber kämen, als mitten im Tümpel plötzlich der stärkste der Büffel zusammenbrach und verendend immer tiefer in den Schlamm sank, trotz allem Rütteln und Schreien der Treiber. Während Montano zwei der Muchachos nach dem nächsten Orte vorausschickte, ließ er den verunglückten Büffel abladen; mit einem Male kam wieder Leben in das todt geglaubte Thier, so daß man es endlich wieder glücklich ans Land bringen konnte. Seine Last, die durch das eingedrungene Wasser doppeltes Gewicht erlangt hatte, wurde verringert und bald konnte man Quinablangan erreichen, von wo aus auf die Nachricht von dem Unfalle der Missionar P. Peruga einige Visayas dem Reisenden entgegengeschickt hatte.

Von hier aus marschirte Montano nach der Visayaniederlassung Tapnan (8. Februar), die er in einer großen Aufregung antraf; denn vor zwei Tagen hatten Mandayakrieger einige zu dem Orte gehörige Hütten überfallen, sechs Visayas niedergemetzelt und mit mehreren Gefangenen das Weite gesucht, ohne mehr als drei ihrer Leute verloren zu haben. Es lag hier ein Akt der Blutrache vor. Am Abend desselben Tages wurde in Baganga Halt gemacht, einem von „Altchristen" bewohnten Orte; die Insassen (1500 an der Zahl) sind größtentheils Mischlinge von Visayas und Mandayas. Von dem hier stationirten Missionspfarrer lieh sich Montano ein Pferd, das ihm sehr zu statten kam, denn der Weg wurde von Tag zu Tag schlimmer. Die Ostküste von Mindanao wird nämlich von einer von Nord nach Süd streichenden Gebirgskette durchzogen, von welcher sich eine Reihe von Aesten gegen Ost abzweigen. Von der Punta Bagoso an werden diese Nebenketten immer schroffer und steiler und greifen immer mehr ins Meer hinaus. Dadurch entsteht eine Reihe von Buchten und Baien, von einander getrennt durch schroffe Höhenzüge, über welche elende Pfade führen, wo es beständig gilt, über Bäche zu setzen, Schluchten zu erklettern, Schlammlöcher zu durchwaten oder zu umgehen und die Lianen zu durchhauen, welche den Weg im Walde versperren. Unter solchen Schwierigkeiten ging es nun weiter; man pries sich nur glücklich, daß von Manoligao und Santa Fé an der Regen aufhörte.

Bei Caraga erblickte Montano seit langer Zeit wieder einmal eine Cogon-Prärie, aus welcher Bäume hervorragten. Hier wurde zwei Tage gerastet. Es war nicht allein die Ermüdung, welche den Reisenden verhinderte, die an hohen Wasserfällen reiche Umgebung der alten Stadt zu durchstreifen; ein heftiger zwischen den Caragueños (Bewohnern von Caraga) und den Mandayas entbrannter Krieg lud zur Vorsicht ein: in Caraga sprach man von nichts Anderem, als niedergebrannten Hütten und abgeschlagenen Köpfen.

Am 12. Februar wurde wieder aufgebrochen; Santa Maria und Zaragoza[1]) sowie Manay boten nichts Interessantes: die Niederlassungen der unterworfenen Mandayas gewährten einen traurigen Anblick, denn Nachlässigkeit und Trägheit trat überall zu Tage. In Mampanon (14. Februar) miethete sich Montano einen neuen Gaul, mußte ihn aber ebenfalls durch einen Büffel ziehen lassen. Die Leute des Franzosen bewegten sich nur mit Mühe vorwärts, denn ihre Füße waren wund und zu allem Ueberfluß begann es wieder zu regnen. Auch mit den Lebensmitteln sah es schlecht aus, denn da die Eingeborenen sehr genügsam sind und nur für den eigenen Konsum bauen, so war in den Dörfern, die man bisher passirte, nur wenig zu bekommen. So langte man ermüdet am Rio Bagnan an (14. Februar), einem durch seine Wasserfülle sehr ansehnlichen Flusse. Der Versuch, mit schnell zusammengefügten Flößen hinüber zu setzen, mißlang und so blieb bei der Erschöpfung der Leute nichts Anderes übrig, als am nördlichen Ufer des Bagnan im Freien zu kampiren. Am anderen Morgen kam die Gesellschaft glücklich über den Fluß. In der Wildniß stieß man auf einige Mauren, welche eben auf der Hirschjagd begriffen waren. Sie geleiteten Montano nach ihrem Dorfe Lucatan, das auf ihn wegen der Munterkeit und des lebhaften Treibens seiner Bewohner einen besseren Eindruck machte, als die stillen und öden Niederlassungen der unterworfenen Mandayas. Der Datto von Lucatan suchte dem Reisenden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; er setzte ihm sogar einen durch den Koran verpönten Wildschweinsbraten vor, dem Montano aber zu seinem eigenen Bedauern nicht zusprechen konnte, da ihn wieder ein heftiger Fieberanfall packte.

Der schmale Isthmus, welcher die Ensenada de Mayo von der Bucht von Pujaga trennt, bot den Wanderern keine Schwierigkeiten dar; dennoch bewirkte die Erschöpfung der Leute, daß man nur langsam vorwärts kam. In Mati wurde trotz der Ermüdung aller Mitglieder der Expedition kein längerer Aufenthalt genommen. Man setzte über die Wasser der herrlichen Ensenada de Pujaga hinüber nach dem Puerto Balete, der vortrefflich zur Anlage von Quais und Docks geeignet wäre, die bei der natürlichen Beschaffenheit des Platzes nicht viel Kosten erfordern würden. Von hieraus marschirten die Reisenden über den schmalen Landrücken, welcher die Bai von Pujaga von dem Golf von Dávao trennt. In Sumlug, an den Ufern des letztgenannten Meerbusens, stieß Montano auf flüchtige Mauren vom Rio Hijo, welche hier vor den Nachstellungen der Mandayas Schutz zu finden hofften. Etwas weiter von diesem Orte begegnete er anderen Emigranten; es waren Guiangas, welche, verdrängt von feindlichen Nachbarn, hier ein Asyl suchten. Am 22. Februar endlich erreichte die Expedition den Ausgangspunkt ihrer Kreuz- und Querfahrten durch das östliche Mindanao, die Stadt Dávao. Damit war die eigentliche Forschungsreise Montano's beendet. Ueber Polloc, Basilan, Zamboanga, Ilo-ilo begab sich der französische Gelehrte nach Manila, wo er sich im April 1881 einschiffte, um in sein Vaterland zurückzukehren.

[1]) Seither ist Zaragoza südlicher verlegt worden.

Musik und Gesang bei den Chinesen.

Von **Emil Metzger.**

Wenn man von den Wanderversammlungen der Gelehrten und Künstler, der Kaufleute und Gewerbetreibenden absieht, sind wohl die Ausstellungen, die in den verschiedensten Ländern unter den verschiedensten Namen gehalten werden, eins der charakteristischsten Zeichen unserer Zeit. Wiewohl scheinbar den verschiedensten Zwecken dienend, ist doch allen, besonders in neuerer Zeit, ein gemeinschaftlicher Stempel aufgeprägt: welchem speciellen Zweige des menschlichen Gewerbefleißes, der menschlichen Kunst, des menschlichen Wissens sie auch dem Namen nach gewidmet sein mögen, in Wirklichkeit dürfte es schwer sein, irgend einen Gegenstand zu ersinnen, dem die Schranken irgend welcher beliebigen Ausstellung verschlossen blieben.

So kann man sich auch nicht wundern, daß die erste Anregung zu diesem Aufsatz durch die Health Exhibition zu London gegeben wurde, wo man Gelegenheit hatte, chinesische Musik zu hören, während auch der Katalog der chinesischen Abtheilung manche interessante Belehrung über Chinesen und Chinesisches gab[1]). Dieses kleine, vom Generalinspektor der chinesischen Zollbehörde, Sir R. Hart, herausgegebene Buch darf warm empfohlen werden.

Vierzig und einige Instrumente sind auf der Ausstellung vertreten gewesen; eine Aufzählung derselben ohne nähere, durch Abbildungen erläuterte Beschreibung kommt mir ziemlich zwecklos vor, weshalb ich mich begnüge, einzelne Bemerkungen über dieselben mitzutheilen. Beinahe die Hälfte der ausgestellten Instrumente gehörte zur Klasse der Schlaginstrumente, die wieder in vier Abtheilungen[2]), Trommeln (6), Holzinstrumente (4), Steininstrumente (1) und Metallinstrumente (6) zerfallen. Die Trommeln kommen in den verschiedensten Abmessungen und Formen vor, von der kleinen, wenige Zoll im Durchmesser haltenden Trommel der Hausirer, welche damit das eigenthümliche Erkennungszeichen ihrer Kaste geben, bis zur großen Orchestertrommel, dem Tamburin und der blumengeschmückten Trommel des fahrenden Sängers. Von den Holzinstrumenten sind nur die Kastagnetten bei der weltlichen Musik im Gebrauch, der Tschu dagegen, ein viereckiger Kasten, auf dem das Zeichen zum Anfang, sowie der „kriechende Tiger" (Wu), auf dem das Zeichen zum Aufhören gegeben wird, der kaiserlichen Musik, der „hölzerne Fisch" (Mu Yu), endlich den Bonzen zum Angeben des Taktes bei dem Hersagen ihrer Gebete vorbehalten. Eigenthümlich sind die Te Tsch'ing, tönende Steine, über die einige Worte eine Stelle finden mögen. Die Chinesen waren die ersten, welche entdeckten, daß gewisse Steine das Vermögen haben, musikalische Töne hervorzubringen und so bearbeitet werden können, daß sie die Töne der Oktave wiedergeben. Einige alte Instrumente wurden von Nephrit gemacht und für den kaiserlichen Gebrauch reservirt; jetzt werden dieselben von einem schwarzen Kalkstein verfertigt. Steininstrumente sind ungemein selten, werden vom Volke als Heiligthümer betrachtet und nur bei kaiserlichen Ceremonien gebraucht. Die hierher gehörigen Metallinstrumente bestehen aus Gongs (Lo) und den verschiedenartigsten Glocken und Glockenspielen, die je nach der Bestimmung verschiedene Formen und Namen haben.

An die Schlaginstrumente reihen sich die Blasinstrumente, die entweder aus Bambu, Rohr und Holz (6), aus Stein (3), Metall (4) und Holz und Metall (2) verfertigt sind. Unter ihnen findet man ebenfalls Instrumente, welche ausdrücklich für den Gebrauch bei kaiserlichen und religiösen Festlichkeiten vorbehalten werden. Auch die Saiteninstrumente, die entweder mit der Hand oder einem Plektrum angeschlagen oder mit einem Bogen gestrichen werden, sind in großer Anzahl und mannigfachen Formen vertreten; auf der Ausstellung zählte man von den ersteren acht, von den letzteren zwei Arten. Unter ihnen verdienen besonders erwähnt zu werden die Pi-Pá, eine ballonförmige Guitarre, welche in den volksthümlichen Kapellen unentbehrlich, und die mondförmige Guitarre, welche ein Lieblingsinstrument des schönen Geschlechtes ist; ferner zwei Arten von Violinen, die Hu Tsch'in und Erh-Hsien, erstere vier-, letztere zweisaitig, welche ebenfalls sehr verbreitet sind.

Noch ein eigenthümliches Instrument möge hier erwähnt sein, wenn es auch streng genommen nicht hierher gehört: die Taubenpfeife zum Verscheuchen von Raubvögeln. Diese Instrumente werden je einer Taube von jedem Schlage an den Schwanz gebunden; wenn sie herumfliegen, pfeift der Wind durch die Röhre, welche die Form einer Orgelpfeife hat und bringt einen traurigen, klagenden Ton hervor, der, wenn das Ohr sich etwas an denselben gewöhnt hat, durchaus nicht unangenehm klingt.

Nachdem wir zunächst die gebrauchten Instrumente im allgemeinen kennen gelernt haben, gehen wir auf die mit denselben ausgeführte Musik etwas näher ein. Die Chinesen nehmen für dieselbe ein sehr hohes Alter in Anspruch; nach ihren Annalen hat sie Kaiser Fussi, etwa 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, erfunden, doch erst unter Huang-Ti (2700 v. Chr.) kam man zu einer gewissen Theorie der Musik, die sogar mit Maß, Gewicht und Münze im Zusammenhang stand, wie Dr. Wagener in einem vor einigen Jahren in der deutsch-asiatischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage auseinandergesetzt hat. Da neulich noch an diesen Zusammenhang erinnert worden ist[1]), möge derselbe hier angedeutet sein.

Der Gelehrte Lyng-lun, vom Kaiser mit der Feststellung eines musikalischen Systems beauftragt, begab sich nach Sipung, wo eine für Blasinstrumente besonders geeignete Bambusorte wächst; er verfertigte ein Instrument und als er es versuchte, gab es einen Ton, dem seiner eigenen Stimme gleich, wenn er nicht aufgeregt war, und auch die Wellen des Hoang-Ho murmelten im gleichen Tone. Während der Gelehrte sich seiner Erfindung freute, erschien der fabelhafte Vogel Fung Hiang, ließ sich, von seinem Weibchen begleitet, auf einem Zweige in der Nähe Lyng-lun's nieder und beide ließen je sechs Noten ertönen; die tiefste,

[1]) Chine, Imperial Maritime Customs. Illustrated Catalogue of the Chinese Collection of Exhibits for the International Health Exhibition. London 1884.

[2]) Die eingeklammerten Ziffern geben die Zahl der auf der Ausstellung vertretenen Instrumente an.

[1]) „Nature" vom 9. Oktober 1884.

welche das Männchen sang, war genau derjenigen gleich, welche das Instrument gab; der Gelehrte bildete nun die elf anderen Töne auf Bambu von verschiedener Länge nach, und nun kam es darauf an, die Länge derselben zu fixiren, um den Ton zurückfinden zu können.

Hierzu benutzte Lyng-lun das Korn einer Gerstenart (Sorghum rubrum). Die Länge des Rohres, welches den Grundton gab, wurde gleich der Breite von 100 oder der Länge von 81 Körnern gefunden (9 × 9 und 10 × 10); daraus ergaben sich die Maße: 1 fen (die Breite des Korns), 10 fen = 1 tsun, 10 tsun = 1 tsche, 10 tsche = 1 tschang, 10 tschang = 1 ny. Der innere Umfang des Rohres wurde auf neun Längen des Korns festgestellt; dabei betrug der Inhalt 1200 Körner, und diese in zwölf Theile für die zwölf Noten getheilt, gaben für jede 100 Körner. Das Gewicht dieser 100 Körner bildete die Einheit (wurde jedoch noch in 10 × 10 Theile, ein Theil gleich dem Gewichte des einzelnen Korns, getheilt). Später wurde auch das Münzsystem hiermit in Zusammenhang gebracht; der Leang, der etwa der englischen Unze entspricht, gab das Metallgewicht an, welches für ein Tael verbraucht wurde. Die Musik gelangte nun zu großem Ansehen; doch als später Tsin-shih-Huangti (246 v. Chr.) die Zerstörung aller Bücher und Musikinstrumente dekretirte, schien sie ihrem Verfall entgegenzugehen. Spätere Kaiser, namentlich Yuentsung und Kanghsi (720 und 1721 n. Chr.), suchten ihr zwar ihren früheren Glanz zurückzugeben; einander widersprechende Ansichten der Gelehrten jedoch scheinen eine bedenkliche Verwirrung in das System gebracht zu haben. Die zwölf Töne des Lyng-lun, die in zwölf Halbtöne vertheilte Oktave, waren einfach zwölf große Quinten, die in den Raum einer Oktave zusammengelegt waren, c, d, e, fis, g, a, h, c; übrigens wurden bis zur Yin-Dynastie nur die Töne c, d, e, g, a, gebraucht. Später wurde durch Hublai-Chan, den Schwiegersohn von Tschimgis-Chan, f anstatt fis in die Skala eingeführt, so daß dieselbe mit der unserigen ganz identisch war. Es würde zu weit führen, alle die Modifikationen hier mitzutheilen, die einander folgende kunstsinnige Herrscher eingeführt haben; es genüge die Mittheilung, daß die jetzt gebräuchliche Skala aus den Noten Ho (c), Sze (d), Yi (e), Shang (f), Tsche (g), Kung (a), Fan (h), Lui (c) zusammengesetzt ist.

Namentlich durch den Gebrauch des f ist die Stellung der halben Töne im Vergleich mit der klassischen Musik verändert, doch muß bemerkt werden, daß die Chinesen es nur ausnahmsweise verstehen, von den halben Tönen den richtigen Gebrauch zu machen; thatsächlich gebrauchen auch sie nur fünf Töne: c, d, f, g, h, c, als auch eine von der alten Skala abweichende Folge. Die Musik wird wie die gewöhnliche Schrift in Vertikalreihen von rechts nach links geschrieben, kann aber, wie sich aus folgendem ergiebt, nicht vom Blatte gelesen werden. Man kann nämlich den Werth der einzelnen Note nicht andeuten, da man keine unterscheidende Zeichen für halbe, viertel ꝛc. Noten hat. Hier und da wird wohl der Versuch gemacht, eine Note von längerer Dauer etwas breiter zu schreiben, doch geschieht dies nur ausnahmsweise und ziemlich willkürlich. Dazu kommt, daß Ruhepunkte, Pausen, Eintheilung in Takte beinahe ganz unbekannte Dinge sind; ein kleiner Winkelhaken, der gelegentlich angewendet wird, kann für jedes Intervall gebraucht werden und hat keinen bestimmten Werth. Endlich gebrauchen die Chinesen keine chromatische Tonleiter und haben nichts, was unserem ♯ und ♭ gleicht, d. h. Zeichen, die in einem Musikstück gewisse Noten erhöhen oder erniedrigen, wodurch unserer Musik ein so eigenthümlicher Reiz verliehen wird. Daß der chinesische Musiker bei dem Lesen eines ihm unbekannten Stückes häufig in Verlegenheit kommen muß, kann man sich nach obigem leicht erklären; auch der geübteste Dirigent kann die Form eines neuen Stückes nur muthmaßen, die Bedeutung der geschriebenen Noten aber vermag er erst zu entziffern, wenn er das Stück spielen hört. Man lernt daher alle Melodien nur mit Hilfe der Ueberlieferung, außerdem aber werden sie fortwährend nach dem persönlichen Geschmack des Vortragenden verändert, so daß nach Verlauf einiger Zeit die Weise manchmal eine ganz andere geworden ist. Kaum wird man zwei Musiker finden, welche bei Ausführung desselben Stückes genau dieselben Noten spielen. Im allgemeinen scheint man jedoch auf genaue Einhaltung der Tonstufe und der Intonation keinen besonders hohen Werth zu legen; man ist mit einer gewissen Annäherung zufrieden und in dem Umfange von zehn oder zwölf unveränderten Noten finden die Musiker eine unendliche Zahl von Melodien, welche den Anforderungen des bescheidenen Geschmacks vollkommen genügen.

Ein großer Unterschied besteht zwischen der kirchlichen und volksthümlichen Musik. Erstere begreift alle Musik, die am Hofe oder bei den religiösen Ceremonien der Jutschiao, der Religion der Litteraten, deren oberstes Haupt der Kaiser ist, aufgeführt wird, in sich; diese Festlichkeiten werden an bestimmten Tagen zur Verehrung der verschiedenen Geister begangen und finden meistens in den frühen Morgenstunden statt, so daß sie mit Sonnenaufgang beendet sind. Der Kaiser erscheint bei solchen Gelegenheiten selbst oder sendet einen Prinzen, auch wohl einen hohen Beamten als Stellvertreter. Alles bis zu den kleinsten Einzelheiten, die Zahl der Musikanten und Tänzer, der Instrumente, der Geräthschaften aller Art, der Bewegungen, der Kniebeugungen, sogar die Worte, die gesprochen werden, ist genau bestimmt. Die bei solchen Gelegenheiten ausgeführte Musik besteht gewöhnlich aus Hymnen, welche unisono von sechs Vorsängern gesungen werden; die Begleitung, auch unisono oder in der Oktave, wird vom ganzen Orchester exekutirt. Die Noten der Hymnen sind alle von gleicher Länge, die Bewegung ist äußerst langsam. Die Tänzer sind würdige Leute, welche durch ihre Haltung und Bewegungen dem Auge die Gefühle der Anbetung und Verehrung, welche durch die Hymne ausgedrückt werden, ebenfalls zur Anschauung bringen sollen.

Die bei diesen Ceremonien gebrauchten Instrumente werden vom Volke mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet; man würde es als eine Profanation ansehen, wenn man dieselben bei der volksthümlichen Musik verwenden wollte. Die Kirchenmusik wird von Musikanten, die zu dem an der Spitze des Gottesdienstes stehenden Kollegium gehören, ausgeführt. Die wichtigsten bei diesen Ausführungen gebräuchlichen Instrumente sind folgende:

Steinernes Glockenspiel, bestehend aus an einem Gestell aufgehängten steinernen Platten; gewöhnliches, ebenfalls an einem Gestell aufgehängtes Glockenspiel; siebensaitige Laute, eine solche mit 25 Saiten; Panflöte, bestehend aus 16, in einem Gestell befestigten Bamburöhren; Mundharmonium bestehend aus 17 in einem Flaschenkürbis befestigten Bambu; eine Flöte, die am oberen Ende gespielt wird, ferner eine Querflöte und die oben schon erwähnte Tschu, eine viereckige Holzkiste, welche nur am Anfange jeder Strophe angeschlagen wird, und Wu, der auf einer Holzkiste liegende Tiger. Dazu gehören noch Trommeln in verschiedener Größe, theilweise in einem Gestell aufgehängt, theilweise auf einem Tische ruhend; andere wieder werden in der Hand gehalten; alle sind reich bemalt und verziert.

Mit sehr viel weniger giebt sich die volksthümliche Musik zufrieden, unter welcher Bezeichnung wir alle auf dem Theater, bei Aufzügen und auf der Straße gesungenen Musikstücke und Balladen zusammenfassen wollen. Theateraufführungen sind vielleicht das Lieblingsvergnügen der Chinesen. Das Theater trat in China unter der Tang-Dynastie an die Stelle des Tanzes, welche Kaiser Yuen Tsung (720 n. Chr.) verbot, da er zu zügellos geworden war. Der genannte Kaiser widmete der Leitung des Theaters und der Musik die größte Sorge, er versammelte Künstler jeder Art um sich, richtete Schulen für den Unterricht der Sänger und Schauspieler ein und wählte mehrere hundert Mädchen aus, denen er selbst Unterricht im Gesang gab.

Chinesische Dramen und Stücke von einer gewissen Länge sind gewöhnlich in Akte (che) getheilt; häufig geht ihnen ein Prolog voraus, in dem die verschiedenen handelnden Personen auf die Bühne kommen und ihre Namen, Eigenschaften und die Rolle, welche sie im Stück haben, bekannt machen. Der Gesang ist das Privilegium der Hauptperson des Stückes. Gewöhnlich hat dieselbe eine überaus tugendhafte Rolle; sie trägt in ihrem Liede pomphafte Lobeserhebungen auf alles, was gut und lobenswerth ist, vor. Häufig ist der Gesang eine Art Recitativ und die Art, wie das Orchester in gebrochenen, kurzen Akkorden oder in langen getragenen Tönen denselben begleitet, ist dem sogenannten Recitativstyl des Abendlandes sehr ähnlich. Im allgemeinen besteht der Grundgedanke der chinesischen Stücke darin, daß den Schuldigen früher oder später die gerechte Strafe treffen wird, und daß Ehrlichkeit, kindliche Ehrfurcht und Fleiß ganz gewiß durch Reichthum, Ansehen und Ehre ihren Lohn finden werden; mit einem Worte, die Tugend triumphirt, das Laster wird bestraft.

Da die chinesische Sprache zu Wortspielen sehr geeignet ist und die chinesischen Schauspieler es nie unterlassen, ihre Rolle mit derartigen Verzierungen zu schmücken, so spielen namentlich die unglaublichen Fehler eine große Rolle, welche durch die verschiedene Betonung ähnlicher Worte hervorgebracht werden. Diese Wortspiele sind manchmal von der kindischsten Art, doch das Vergnügen, welches sie dem chinesischen Zuschauer verschaffen, zeigt sich deutlich in dem lauten herzlichen Lachen derselben; für den Fremden sowie in der Uebersetzung gehen sie natürlich zum größten Theil verloren.

Chinesische Gesänge und Balladen gleichen in mancher Beziehung den unserigen; wie diese sind sie in Strophen eingetheilt und auch die in denselben behandelten Gegenstände sind so ziemlich dieselben wie in unseren Gesängen; bald sind sie sentimental oder erzählen traurige Ereignisse, bald sind sie komischen Inhalts; viele sind bedeutungslos und schmeicheln dem Ohre nur durch den Rhythmus. In den meisten Städten bestehen Konzerthallen, wo es dem Publikum für wenige Kasch (ein Kasch etwa gleich einem Pfennig) erlaubt ist, ein Lied oder eine Ballade anzuhören; man überzeugt sich da leicht, daß Musik eine der beliebtesten Unterhaltungen der Chinesen ist; der anhaltende Zulauf der Zuschauer, der ausdauernde Muth, den sie beweisen, indem sie stundenlang in einem peinlich ungemüthlichen Raume aushalten, die gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie dem Sänger durch jede Phase eines aufregenden Abenteuers folgen, die große Bewegung, die sie bei der rührenden Darstellung des Schmerzes zeigen, die kindliche Fröhlichkeit, der sie sich hingeben, wenn der Gegenstand lustiger Natur ist, beweisen es deutlich.

Das Orchester ist gewöhnlich ziemlich einfach; es besteht aus einem Sänger, einer Guitarre oder Pip'a Pip'a, einer dreisaitigen Guitarre, einer Violine, einer Flöte, Trommeln und Kastagnetten. Alle diese Instrumente spielen unisono mit der Stimme.

Es ist anfänglich schwer, chinesische Melodien aufzufassen; sie hinterlassen keinen bleibenden Eindruck, da sie sich fortwährend von Dur in Moll und umgekehrt bewegen, so daß sie keine entschiedene Klangfarbe zeigen. Eine natürliche Folge dieser Unsicherheit ist der Mangel an Kraft, an Majestät, an Lebhaftigkeit der Dur-Tonarten, aber in Folge der fortwährenden Abwechselung fehlen auch die klagende Trauer, die sanfte Melancholie der Moll-Tonarten; außerdem aber der Wechsel des Ausdrucks und der Bewegung und aus allen diesen Gründen muß, von unserem Standpunkte aus, die Musik monoton erscheinen.

Dem oben erwähnten Kataloge sind verschiedene Musikbeilagen beigefügt, deren erste die Nationalhymne mit vollständiger Begleitung (in b-dur) enthielt; vielleicht interessirt es den Leser, die Worte derselben kennen zu lernen, die wir in möglichst treuer Uebersetzung folgen lassen. „Großer Sohn des Himmels! Der Abglanz Deiner Herrlichkeit scheine in Deinem göttlichen Lande! Durch der Welten weite Räume ist Deine Stimme bekannt und wird gehört, erscheint Deine Macht. Weise Gesetze, unverfälschte Gerechtigkeit — seltene Segnungen — mögen durch Dich Deinem Lande zu Theil werden. Möge das Glück lächelnd Deine Regierung segnen mit dem Segen der reichsten Ernte! Es sei Dir beschieden, die Tugenden zu entfalten, welche die Patriarchen in den ältesten Zeiten zierten, indem Du durch Gesetze und weisen Rath Dich hoch über die Monarchen der früheren Zeit erhebst, während ferne Nationen Tribut bringen als ein Versprechen und eine Gabe des Friedens."

Die anderen beigegebenen Lieder sind alle einstimmig in C-dur gesetzt, entweder im $^2/_4$ oder im $^4/_4$ Takt; ob die Melodien sich viele Freunde erwerben werden, dürfte fraglich sein. Die Sänger selbst, die sich auf der Health Exhibition producirten, schienen auch einigermaßen daran zu zweifeln; ihre Aufforderung zum Eintritt in das Konzert schloß mit dem Refrain:

„Und wollt Ihr nun hören, so macht's Euch bequem
Und wenn Ihr nicht wollt, nicht übel ich's nehm!"

Worauf sie allerdings folgen ließen: „Wenn Euch dieses Lied nicht gefällt, werde ich ein anderes anstimmen, bis es Euch gefällt." Von besonderem Interesse sind die kurzen Inhaltsangaben der gesungenen Lieder, von denen wir einige hier folgen lassen, da dieselben einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß des Geisteslebens der Chinesen bilden.

Den Reigen eröffnet das Lied: Chin lan Fang, Allein zu Hause; es entspricht den fünf Nachtwachen und enthält die zarten Klagen und kummervollen Gedanken einer jungen Frau, deren Mann sich im Kriege befindet. Unerwartet kehrt er zurück, und ihre Freude könnte, wie sie sagt, nicht mit einer Tonne Goldes erkauft werden.

Ganz anderen Inhalts ist ein zweites Lied: Wang Ta Niang, Frau Wang genannt. Eine junge Dame, die krank ist, wird von ihrer Nachbarin, Frau Wang, besucht. Letztere will um Hilfe schicken, sie schlägt erst einen Doktor, dann einen buddhistischen, dann einen taristischen, hierauf einen Lama-Priester, endlich eine Zauberin vor; die junge Dame hat für diese Vorschläge kein offenes Ohr: Der Doktor mit aller Medicin, der Buddhist mit seinen Gebeten, der Tarist mit seinen Beschwörungen, der Lama mit seinen Gesängen, die Zauberin mit ihrem Zauberwesen, sie alle können ihr nicht helfen. Sie ist von der

Liebe Pfeil schwer getroffen; dies ist die Wahrheit und Frau Wang soll die nöthigen Schritte thun, um eine Heirath zu Stande zu bringen. Wenn sie sich weigert oder wenn dieser Wunsch nicht erfüllt werden kann, will die Schöne gebrochenen Herzens sterben. Hierauf folgt „Der Wittwe Klage“, welche die traurige Stellung, in der sich eine Wittwe in China befindet, schildert; ferner „Fächermalen“, ein Lied von einer Fächermalerin in Tien-tsin, deren Zustand zunächst beschrieben wird, woran sich eine Schilderung der auf den Fächern vorgestellten Scenen anreiht, und „Der Spiegel“, dessen Inhalt ziemlich naiv ist.

Eine junge Schöne befindet sich allein, ihr Mann hat sich nach der Hauptstadt begeben, um das litterarische Examen abzulegen; seit sechs Jahren hat er nichts von sich hören lassen und die ganze Zeit hindurch hat die untröstliche Strohwittwe nicht aufgehört, das Haus mit ihren Klagen zu erfüllen. Der anhaltende Kummer hat sie endlich im höchsten Maße reizbar gemacht; einmal, als sie ihr Gesicht im Spiegel sah, forderte sie denselben auf, ihr des Gatten Bild zu zeigen, was natürlich unterblieb. Sie glaubt, daß vielleicht der Spiegel der Reinigung bedarf. Auf ihren Befehl reibt ihre Dienerin denselben sorgfältig ab, aber alles ist vergebens. Endlich wird die Dame über den widerspenstigen Spiegel so zornig, daß sie ihn mit aller Kraft gegen die Mauer wirft, worauf derselbe in tausend Stücke bricht.

Wenn auch in vielen Liedern die Liebe eine Rolle spielt, so kommen doch auch in anderen ganz andere Sachen vor; wir finden unter den mitgetheilten Proben eine Geschichte von der Entdeckung eines verbotenen Opiumhauses; von der sterbenden Heuschrecke, zu deren prächtigem Begräbniß sich viele ihrer Stammesgenossen versammelten, die jedoch von einem großen Vogel verschlungen wurden; von einem Knaben, dem die Wahrsager einen frühzeitigen Tod prophezeit haben; die tiefbetrübten Eltern wenden sich an den südlichen und nördlichen Stern; diese, durch die rührenden Bitten erweicht, verändern das Schicksal und schenken dem Knaben eine Lebensdauer von hundert Jahren.

Andere Gesänge enthalten Anklänge an auch in Europa allgemein bekannte Legenden. Eine z. B., welche „Die verliebte Schlange“, Pien Kuan T'ino heißt, hat folgenden Inhalt: Herr Hsü-hsuan, ein junger Student, befindet sich auf dem Wege, um sein Staatsexamen zu machen; unterwegs wird er von einer jungen Dame angeredet; da es regnet, bittet dieselbe sich unter den Schutz seines aufgespannten Regenschirmes begeben zu dürfen. Beide verlieben sich in einander und verheirathen sich. Zufällig erfährt der Jüngling, daß seine Gattin eine Schlange in Menschengestalt ist und, um ihren Verfolgungen zu entgehen, zieht er sich in ein Buddhistenkloster zurück. Ebenfalls einen bekannten Stoff behandelt ein Lied: Erh Tsien Tsai Yao, die zwei Kräuter sammelnden Geister. Zwei Vettern gingen zu den Bergen, um Kräuter zu pflücken, doch während ihres Ausfluges wurden sie durch eine Fee in den Himmel geführt. Als sie nach Hause zurückkamen, fanden sie alles verändert; kein Mensch war da, der sie erkannt hätten. Als sie ihre Namen nannten, hörten sie mit Erstaunen und Schrecken, daß die Träger derselben vor vierhundert Jahren verschwunden seien. Unter solchen Umständen fassen sie den Entschluß, in die Berge zurückzukehren, von wo sie wieder in den Himmel geführt werden.

Auch die Ironie ist vertreten: Ein Ehemann bittet auf dem Todtenbett seine bessere Hälfte, sich nicht wieder zu verheirathen, bis die Erde auf seinem Grabe ganz trocken geworden ist. Die Frau versprach es; kaum aber war die Leiche des Gatten der Erde übergeben, als sie fand, daß die Erde zu langsam trocknete. Jeden Tag nun besuchte sie das Grab und half mit ihrem Fächer der Natur nach, so sehr wünschte sie wieder zu heirathen. Der Inhalt einiger musikalisch-theatralischen Aufführungen wird ebenfalls mitgetheilt; einige derselben mögen hier folgen. Am Tage seiner Hochzeit muß ein junger Mann sich der Armee anschließen, um gegen die Feinde seines Landes zu fechten. Nach zehn Jahren (und während dieser langen zehn Jahre ist seine Frau, trotz aller Versuchung, ihm treu geblieben) kommt er mit den Abzeichen eines Generals zurück. Er begegnet seiner Frau, die er jedoch nicht erkennt und findet sie so liebenswürdig, daß er nicht unterlassen kann, seine Bewunderung zu äußern; als er einige Minuten später dieselbe Dame in seinem eigenen Hause trifft und vernimmt, daß dies seine jungfräuliche Gattin ist, da überwältigt ihn die Freude und er eilt sie zu umarmen. Doch ehe sie ihm dies erlaubt, muß er eine lange Predigt über seine Untreue und seinen Wankelmuth anhören, weil er ja dem ersten besten hübschen Gesicht, dem er begegnet ist, Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ebenso wie dieser behandeln auch die meisten anderen Texte mit Vorliebe lächerliche Scenen des ehelichen Lebens und der Vorbereitungen zu demselben. Zwei verheirathete Freunde beschuldigen einander, unter dem Pantoffel zu stehen; beide leugnen es und es kommt zu einer Wette. Jeder von ihnen zieht im Geheimen seine Frau ins Vertrauen und, um die Wette zu gewinnen, stimmen beide Damen zu, sich eine Zeit lang zum Scheine schlecht behandeln zu lassen. Soweit geht alles gut; beide Männer sind überzeugt, daß der andere seine Frau nicht fürchtet; da aber das erwartete Geld nicht eingeht, prügeln beide Gattinnen ihre respektiven Ehemänner und werfen sie zur Thür hinaus, nachdem sie ihnen ein Plakat auf dem Rücken befestigt haben, worauf geschrieben steht, daß sie ihre Frauen in Wirklichkeit doch fürchten. Ist in diesem Stücke die Frau von der schlimmen Seite aufgefaßt, so wird sie in einem anderen „Der Wurf des Apfels“ in günstigerem Lichte gezeigt. Die Tochter eines reichen Beamten hat öffentlich ihre Absicht ausgesprochen, sich in die Ehe zu begeben, und zu diesem Zwecke sind alle jungen Männer des Distriktes aufgefordert, sich in ihrem Hause einzufinden, um sie in Stand zu setzen, eine Wahl zu treffen. Der bestimmte Tag ist gekommen, die jungen Männer sind erschienen und erwarten ängstlich die Entscheidung, denn die Dame ist nicht nur schön wie ein Engel, sondern auch ungeheuer reich. Zur bestimmten Stunde erscheint sie auf dem Balkon, vor dem die Freier sich versammelt haben. Der Blick der Schönen überfliegt die Reihen der jungen Adeligen und der übrigen Bewerber, die im schönsten Putz da vor ihr stehen; plötzlich sieht sie unter ihnen einen Jugendfreund, den Sohn eines früheren Staatsministers, der ärmlich in Kattun gekleidet ist. Ihm wirft sie den Apfel zu und trotz des Widerspruchs ihrer Familie und ihrer Freunde beharrt sie auf ihrem Entschluß und heirathet ihn.

Diese Proben dürften genügen, um nachzuweisen, daß sich in dem Gedankengang selbst durchaus keine besonderen Eigenthümlichkeiten zeigen, und da, wo solche vielleicht angedeutet sind, wie z. B. in der Nationalhymne, sie dem Geiste des Volkes nicht zur Unehre gereichen; dabei muß man berücksichtigen, daß der Katalog, der den vorliegenden Zeilen als Grundlage dient, durch europäische Autoren zusammengestellt ist, die einestheils mit chinesischen Zuständen sehr gut bekannt, andererseits aber über den Verdacht erhaben sind, mit zu günstigen Farben gemalt zu haben; abgesehen von allen anderen Gründen schützt sie schon der trockene, geschäftsmäßige Ton ihres Berichtes vor

demselben. Wenn aber das eben Gesagte richtig ist, müssen wir in mancher Beziehung das landläufige Urtheil über die Chinesen modificiren, wozu allerdings vor kurzem schon eine Anregung durch die zuerst in der „Revue de deux Mondes“ erschienene Arbeit[1]) des Kolonel Tscheng-Ki-Tong gegeben wurde, die trotz allem, was gegen dieselbe gesagt werden kann und auch gesagt worden ist, jedenfalls Beachtung verdient und vielleicht noch gelegentlich einmal besprochen werden soll, die ich mir aber vorläufig der Aufmerksamkeit des sich für Chinesisches interessirenden Lesers zu empfehlen erlaube. Der Verfasser hat sein Buch geschrieben, um sein Vaterland dem Europäer im besten Lichte erscheinen zu lassen, vielleicht auch, um dem europäischen Hochmuth hier und da eine nicht ganz unverdiente Lektion zu geben. Einerseits sucht er die Verhältnisse und Zustände in seiner Heimath in ein sehr günstiges Licht zu setzen, und dies ist doppelt gefährlich, da er sich als guten Kenner europäischer Verhältnisse und europäischer Ansichten zeigt, der es sehr gut versteht, seine Farben für den europäischen Leser zu wählen; andererseits aber ist er zu genau mit chinesischen Verhältnissen bekannt, als daß man nicht, wenn man mit Rücksicht auf das eben Gesagte einen, meinetwegen sehr starken, Uebertreibungskoeffizienten auf seine Mittheilungen anwendet, doch noch recht brauchbares Material bei ihm finden könnte.

[1]) In Buchform Les Chinois Peints par eux mêmes Calman Lévy 1884.

Der jetzige Stand der Sklavenfrage in Brasilien.

Von Dr. **Wilhelm Breitenbach.**

Seit etwa zwei Jahren geht durch das brasilianische Volk eine immer riesiger anschwellende sociale Bewegung, welche es wohl verdient, auch bei uns beachtet zu werden, schon deshalb, weil sie darauf hinzielt, einen Akt der Humanität zu verwirklichen oder doch beschleunigen zu helfen. Es handelt sich um die möglichst baldige Beseitigung der Sklaverei. Der erste wirksame gesetzliche Anstoß zur Aufhebung der Sklaverei geschah am 28. September 1878 durch das Gesetz Rio Branco's; dieses weise Gesetz besagt, daß von genanntem Tage an im Kaiserreiche kein Sklave mehr geboren wird: also die Kinder der noch vorhandenen Sklaven sind frei, d. h. von dem Tage ihrer Volljährigkeit an. Durch dieses Gesetz war die Sklaverei auf den Aussterbe-Etat gesetzt, und es ließ sich ja leicht berechnen, daß am Anfang des nächsten Jahrhunderts die Sklaverei gänzlich oder doch bis auf minimale Reste verschwunden sein würde. Damit war der Forderung der Humanität vollkommen Genüge geleistet und zugleich ein großes Uebel, wenn nicht ein Bürgerkrieg, dem Lande erspart. Wieso? Wenn die Sklaverei plötzlich mit einem Male aufgehoben worden wäre, so würden nothwendigerweise, namentlich in den Nordprovinzen des Reiches, die größten Schädigungen hervorgebracht worden sein. Die Besitzer der großen Kaffee-, Zucker-, Tabak- oder Baumwollplantagen, die oft mehrere Tausende von Sklaven besitzen, hätten zunächst einmal einen enormen Verlust erlitten an Kapital, denn jeder Sklave repräsentirt doch eine gewisse Summe, zwischen 1000 bis 2000 Mark oder auch noch mehr. Allein diesen Verlust hätten die Leute wohl noch allenfalls ertragen, zumal dann, wenn die Regierung sich zu einer angemessenen Entschädigung verstanden hätte. Viel schlimmer war jedenfalls der Umstand, daß den Plantagen die meisten Arbeitskräfte entzogen wurden; denn es ist sicher, daß die meisten der freigelassenen Sklaven nun nicht mehr auf den Plantagen arbeiten würden. In der That würde die plötzliche Aufhebung der Sklaverei mit einem Ruin der großen Produktion des Landes (Kaffee, Zucker, Tabak 2c.) verbunden gewesen sein, und darum müssen wir das Gesetz vom 28. September 1878 als ein sehr weises bezeichnen.

Was die Zahl der Sklaven Brasiliens anbelangt, so verhalten sich die einzelnen Provinzen sehr verschieden. Die folgende Tabelle, die ich einer neueren Nummer von „Koseritz' Deutschen Zeitung“ von Porto Alegre entnehme, giebt über den Bestand im Jahre 1873 und den im Jahre 1882 Auskunft:

Provinzen	Zahl d. Sklaven 1873	Zahl d. Sklaven 1882
Amazonas	1 515	1 716
Pará	31 537	25 393
Maranhao	74 598	60 059
Piauhy	23 434	18 691
Ceará	33 409	19 588
Rio Grande do Norte	13 634	10 051
Parahyba	25 817	20 800
Pernambuco	106 236	84 700
Alagôas	36 124	29 439
Sergipe	33 064	16 173
Espirito Santo	22 297	20 717
Bahia	165 403	132 200
Rio de Janeiro (Stadt)	47 084	35 568
Rio de Janeiro	301 352	268 831
S. Paulo	174 622	139 500
Paraná	11 249	7 668
S. Catharina	15 250	11 049
Rio Grande do Sul	98 450	68 703
Minas Geraes	311 304	279 010
Goyaz	8 800	6 899
Matto Grosso	7 051	5 600
Total	1 542 230	1 272 355

Wie der Leser sieht, hat seit 1873 die Zahl der Sklaven nicht gerade sehr bedeutend abgenommen; aber das Gesetz Rio Branco's hat doch seine erkennbare Wirkung gehabt. Seit dem Jahre 1882 ist nun aber diese Emancipationsangelegenheit in ein anderes Stadium getreten. Der Kaiser wünschte aus irgend welchen Gründen damals die gänzliche Beseitigung der Sklaverei bis zum Jahre 1890. Es wurde auch ein diesbezügliches Gesetz entworfen, welches aber (mit Recht) nicht in Kraft getreten ist. Allein wenn auch dieser Plan des Kaisers gescheitert ist, so ist doch seit zwei Jahren die Abschaffung der Sklaverei mit Riesenschritten vorwärts gegangen und es ist im ganzen Lande eine diesbezügliche Bewegung entstanden, die namentlich in der jüngsten Zeit geradezu großartige Dimensionen angenommen hat. Diese Bewegung geht von Privatkreisen aus. Zeitungen, junge Schriftsteller, Redner, die sich schnell einen Namen machen oder die Deputirte werden wollen, preisen die große Emancipation, die sofortige Abschaffung der Sklaverei als ein

höchst verdienstvolles, humanes Werk, stellen es als Schmach und Schande für Brasilien hin, daß es noch Sklaven besitze, daß noch Menschen, die doch unsere Brüder seien, nicht das herrliche Gut der Freiheit besäßen. Mit einem Worte, man schwelgt im Humanitätsdusel, ohne an die wirthschaftlichen und socialen Folgen zu denken, welche die schnelle Beseitigung der Sklaverei mit sich bringt. Ueberall im Lande haben sich Emancipationsvereine gebildet, die Geld zum Loskaufen von Sklaven sammeln oder deren Mitglieder sich verpflichten, ihre Sklaven freizulassen. Dieses freiwillige Freilassen von Sklaven ist aber meistens ein bedingtes; nämlich die Neger erhalten unter der Bedingung ihre Freiheit, daß sie noch etwa vier Jahre bei ihren Herren, natürlich gegen Lohn, arbeiten. Sie treten also aus der Sklaverei zunächst in ein mehrjähriges Dienstverhältniß zu ihrem Herrn über und erst nachher gelangen sie in den Besitz ihrer vollen Unabhängigkeit. Diese Bestimmung oder dieser Brauch ist sehr gut, denn dadurch wird einem plötzlichen Mangel an Arbeitskräften vorgebeugt und die Sklaven selbst gewöhnen sich weit eher an ihr neues Leben, so daß gegründete Aussicht vorhanden ist, daß sie auch nach Ablauf ihrer Miethszeit bei ihren Herren oder selbständig weiter arbeiten werden. In Rio Grande do Sul, wo bekanntlich etwa 120000 Deutsche wohnen, ist in den letzten Monaten der Enthusiasmus in Sachen der Sklavenbefreiung geradezu großartig geworden. Ich setze eine Stelle aus einer der letzten mir zugegangenen Nummern von „Koseritz' Deutschen Zeitung" aus Porto Alegre hierher: „Ein großer Theil der Hauptstraßen der Stadt ist schon ganz frei und Maueranschläge verkünden dem Publikum das freudige Ereigniß. Am 14. August wurden abermals viele Straßen und Plätze frei erklärt und die Beamten der verschiedenen öffentlichen Büreaux gaben alle ihre Sklaven frei. Die Zahl der in acht Tagen ausgefertigten Freibriefe beläuft sich auf mehr als 600 und die Bewegung ist in stetigem Fortschreiten. Jeden Abend finden Freudendemonstrationen statt und die ganze Stadt scheint von einem wahren Abolitionsfieber ergriffen zu sein.

Jeder Widerstand gegen den Strudel ist unmöglich und es ist fast sicher anzunehmen, daß am 28. September kein einziger Sklave mehr in der Stadt Porto Alegre existiren wird. Der Werth des Sklaven ist auf ein Minimum gesunken, es sind in den letzten Tagen viele Sklaven gerichtlicherweise auf 40, 60 bis 100 Mark avaluirt und dafür befreit worden. Die 57 Sklaven der Erbschaft des Herrn João Porto, die noch vor acht Tagen einen Werth von ca. 100000 Mark repräsentirten, sind am 14. allesammt so niedrig avaluirt worden, daß sie keine 6000 Mark brachten. Alle wurden sogleich vor Gericht freigemacht, da die meisten das Geld hatten und es den anderen von Anwesenden vorgeschossen wurde. Der Wille des Volkes feiert da einen glänzenden Triumph. Manches Mal steigen in uns sehr ernste Bedenken wirthschaftlicher Art auf, aber — die Sache ist einmal im Gange und an Einhalt ist jetzt nicht mehr zu denken."

Am 7. September fand in Porto Alegre ein überaus großartiger Bazar statt zum Besten der Sklaven. Die vornehmsten Damen der Stadt hatten in eleganten zahlreichen Verkaufspavillons, die auf einem großen Platze gegenüber der Präsidentur aufgestellt waren, den Verkauf der sehr zahlreich eingegangenen Geschenke übernommen. Es wird eben alles gethan, um die Provinz in möglichst kurzer Zeit sklavenfrei zu machen und dieses Ziel dürfte, was Rio Grande do Sul betrifft, in der That innerhalb Jahresfrist gelingen. Hier im Süden Brasiliens hat die schnelle Befreiung von der Sklaverei kaum nachtheilige Folgen; hier hat, namentlich durch die deutsche Einwanderung, die Arbeit des freien Mannes längst Bürgerrecht erworben, hier galt es schon längst nicht mehr für schimpflich, Arbeiten zu verrichten, die in den Nordprovinzen nur von Sklaven ausgeführt werden. In Folge dessen wird auch die Bevölkerung des Südens beim gänzlichen Aufhören der Sklaverei viel weniger unter einem Mangel an Arbeitskräften zu leiden haben wie die des Nordens. Dazu kommt dann noch, daß die freigelassenen Sklaven im Süden wenigstens in den meisten Fällen weiter arbeiten werden. Das Klima zwingt sie schon dazu, denn die Natur ist doch nicht in dem Maße verschwenderisch wie im Norden, wo der Boden auch ohne Arbeit stets so viel Nahrungsmittel hervorbringt, wie die nichtsthuenden Neger brauchen. In Rio Grande giebt es schon jetzt Hunderte, ja wohl Tausende von Negern, welche sich an stetige Arbeit gewöhnt haben; sie arbeiten in Fabriken, lernen ein Handwerk &c.; kurz sie sind zu ganz brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft geworden. Freilich ein großer Theil gefällt sich lieber im Nichtsthun und sucht durch Betteln sich seinen Unterhalt zu verschaffen.

Ganz anders wie im Süden, wo man den kommenden Ereignissen immerhin ruhig und unbesorgt entgegensehen kann, liegen die Verhältnisse in den Nordprovinzen, in denen die Sklaven bisher das einzige Arbeitsmaterial waren und in denen dieses Material durch Weiße wenigstens niemals ersetzt werden kann. Es ist kaum anzunehmen, daß die freigelassenen Neger in großen Mengen bei der Arbeit verbleiben werden; es stellt sich also ein höchst bedenklicher Mangel an Arbeitskräften ein, unter dem die große Produktion des Landes unfehlbar bedeutend leiden muß. Daß ein solcher Mangel an Arbeitskräften eintreten wird, kann nicht bezweifelt werden, und einige Plantagenbesitzer haben schon jetzt versucht, durch Einführung von Kulis sich einen billigen Ersatz der Negerkräfte zu verschaffen.

Das ist im allgemeinen der gegenwärtige Stand der Sklavenfrage in Brasilien, die gerade jetzt die Gemüther so gewaltig erregt. Wir wollen nun zum Schluß auf einige bemerkenswerthe Uebelstände aufmerksam machen, welche die Abschaffung der Sklaverei mit sich bringt. Da die Kinder der Sklaven, falls sie nach dem 28. September 1871 geboren wurden, frei sind, nur bis zu einem gewissen Alter im Hause des Herrn ihrer Mutter verbleiben, dann aber thun und lassen können, was ihnen beliebt, so werden sich die allermeisten Sklavenbesitzer um diese Kinder selbstredend gar nicht kümmern; sie nützen ihnen ja wenig oder gar nicht, sind ihnen vielmehr nur eine unbequeme Last. So wächst denn nun in Brasilien eine ganze Generation von Negern auf wie das liebe Vieh. Die Kinder lernen nichts; sie stellen erwachsen nur eine Rotte von Strolchen dar, die Leben und Eigenthum anderer Staatsbürger gefährden.

Um dieses Uebel abzuwenden oder doch nach Möglichkeit zu vermindern, haben einige Zeitungen Vorschläge gemacht, von denen mir namentlich einer in hohem Grade beherzigenswerth erscheint, der in Brasilien aber natürlich spurlos verhallen wird. Der Vorschlag geht dahin: man solle die Gelder, die man jetzt sammelt, um Sklaven loszukaufen, vielmehr zur Gründung von Negerschulen verwenden; man solle die Sklavenkinder gesetzlich zwingen, diese Schulen zu besuchen und nachher solle man die Kinder irgend ein Handwerk lernen lassen oder sonstwie zu geregelter Beschäftigung anhalten. Allein um solche Dinge kümmert man sich in Brasilien nicht, alles geht seinen Schlendrian weiter, bis eines Tages das Ungewitter über dieses von der Natur so überaus reich gesegnete Land hereinbricht, das auf allen

Seiten durch die verschiedensten Anzeichen sich nur zu deutlich bemerkbar macht.

Für eine gewisse Klasse von Brasilianern ist die Aufhebung der Sklaverei sehr schlimm oder sehr gut, ganz wie man es nehmen will. Es giebt nämlich zahlreiche Familien oder einzelstehende Personen, welche im wahren Sinne des Wortes von ihren Sklaven ernährt werden, während sie selbst irgend welche Arbeit gar nicht zu kennen scheinen. Die Sklaven arbeiten als Handwerker, Tagelöhner, Wäscherinnen ꝛc. außer dem Hause und das auf diese Weise verdiente Geld fließt in die Tasche des Herrn. Ja, es kommt sogar häufiger vor, als man vielleicht glauben sollte, daß Sklaven für ihre Herren betteln. In Porto Alegre sind uns mehrere Brasilianer bekannt, deren Sklaven bei Tage betteln gehen, und diese müssen jeden Abend eine bestimmte Summe Geldes abliefern, von der die Herren dann ein ganz gutes Leben führen. Diese Leute werden jetzt natürlich vor eine böse Alternative gestellt: entweder verkommen oder selbst arbeiten! Wer weiß, ob es für das Land nicht besser wäre, wenn das erstere einträte? Andere arbeitsfreudige Menschen würden ihren Platz doch doppelt und dreifach besser ausfüllen.

Auch für die Brasilianerin dürfte mit der Aufhebung der Sklaverei eine neue Zeit beginnen. Sehr viele kleine Leute besitzen heute noch einen Sklaven oder eine Sklavin; Frau und Töchter kümmern sich selbstverständlich nicht um den Haushalt, Arbeit ist für sie ein unbekanntes Ding. Wie viele dieser Leute aber werden sich nach Verlust ihrer Sklaven bezahlte Dienstboten halten können, die schon jetzt sehr theuer sind? Den meisten brasilianischen Frauen und Mädchen, die heute sorgenlos ihre Toilette machen und den langen lieben Tag im Schaukelstuhl verträumen oder zwecklos zum Fenster hinausschauen, wird dann weiter nichts übrig bleiben, als auf manche heute noch selbstverständliche Bequemlichkeit zu verzichten und selbst zu arbeiten. Viele Familien werden tief, tief hinuntersinken, wie man es schon jetzt nicht nur in den Städten sieht, sondern auch im Innern des Landes, wo sie ein Stück Land nach dem anderen verkaufen, zumeist an deutsche Kolonisten, die es mit ihrer Hände Arbeit fester zu halten vermögen.

Ob nun die jetzt so mächtig in Fluß gekommene Emancipationsbewegung in gleichem Maße weitergeht, oder ob eine Ernüchterung bald eintritt, jedenfalls bereitet sich ein Eingriff in das innerste Leben der Brasilianer vor, der manches umgestalten wird im socialen Leben. Möge die Bewegung und Wandlung nicht Aehnliches im Gefolge haben wie in Nordamerika; Brasilien würde sich von einem solchen Schlage nicht sobald wieder erholen.

Kürzere Mittheilungen.

Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete. Von E. Frhrn. von Tröltsch.

(Mit zahlreichen Abbildungen und 6 Karten in Farbendruck. Stuttgart, Enke, 1884.)

Daß die Prähistorie mit Hilfe der induktiven Methode bereits zu einer exakten Wissenschaft herangereift ist, mag man aus dem vorliegenden Werke erkennen, welches den württembergischen Major von Tröltsch zum Verfasser hat, der bereits mehrfach durch die Anfertigung prähistorischer Karten sich verdient machte. Es ist ein Werk echt deutschen Fleißes, in dem Tausende von zerstreuten Daten mühsam gesammelt und unter den verschiedensten Gesichtspunkten rubricirt sind. Der Verfasser hat alle Museen des Rheingebietes und der Nachbargebiete studirt, massenhaft Fragebogen versandt und schließlich über 4000 Fundorte in seine Karten eingetragen. Die Fundobjekte der vorrömischen Metallzeit zeigen vier streng von einander getrennte Typen: 1) eine reine Bronzezeit mit wenig Eisen in den Terramaren der Poebene, in den Pfahlbauten der Westschweiz und verschiedenen Gegenden des Rheingebietes; 2) die ältere Eisenzeit (Hallstätter Periode); 3) jüngere Eisenzeit mit vorherrschendem Eisen (la Tène-Periode) und 4) italische Fabrikate. An der Basis des deutschen Rheingebietes gelegen verbreiten sich die Erzeugnisse dieser vier Hauptgruppen nach allen Richtungen über dasselbe, besonders über den südlichen Theil.

Tröltsch ordnet die Fülle des vorhandenen Materials in Tabellen nach zwei Gesichtspunkten, einmal geographisch und dann nach den Objekten, in einer Weise, die neu und originell genannt werden muß. Jeder Rubrik steht die typische Abbildung des Gegenstandes voran, so daß man — klar wie in einer Bilderfibel — gleich überschaut, um was es sich handelt. Schließlich faßt Tröltsch die Ergebnisse seiner mühseligen Arbeit in sechs Karten zusammen, welche (immer auf das Rheingebiet und seine Nachbarländer beschränkt) die Verbreitung der Kupfergeräthe und der Funde aus der Bronzezeit, die Verbreitung der Hallstätter Funde, der la Tène-Funde, der altitalischen Funde, die Verbreitung der nachgewiesenen Gußstätten und der vorrömischen Münzen (Regenbogenschüsselchen ꝛc.) zur Anschauung bringen. Wenn über andere Gebiete und aus anderen prähistorischen Perioden erst ähnliche Arbeiten von der Vollkommenheit und der Uebersichtlichkeit jener des Freiherrn von Tröltsch vorliegen, dann werden sich noch mehr, als schon jetzt, interessante Aufschlüsse über kulturhistorische wie ethnographische Verhältnisse längst vergangener Völker ergeben.

Adrianow's Forschungsreise im Altai.

In der ethnographischen Abtheilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft hat vor kurzem Jadrintsow, der Herausgeber und Redakteur der „Oestlichen Revue“, einen Vortrag über die im Jahre 1881 von dem russischen Gelehrten Adrianow nach dem Altai- und sajanischen Gebirge unternommene Forschungsreise gehalten. Die Reise ist unter nichts weniger als günstigen Bedingungen ausgeführt worden; da Adrianow nur geringe Geldmittel zur Verfügung standen, so konnte er nicht mehr als vier Begleiter mitnehmen. Trotzdem gelang es dem Reisenden, überraschende Resultate zu erzielen und bis in Gegenden vorzudringen, die bislang gänzlich unbekannt waren. Obgleich die südlichen Abhänge des Altaigebirges schon früher von verschiedenen Koryphäen der Wissenschaft, wie Pallas, Ledebur, Humboldt ꝛc. zum Gegenstande der Forschung gemacht worden sind, so ist doch der östliche Theil dieses Gebietes, die großen Länderstrecken zwischen dem Flusse Tom und dem Gouvernement Jenisei, bisher so ziemlich eine terra incognita geblieben. Die Expedition Adrianow's nahm ihren Anfang von der Stadt Kusnetsk aus, passirte den Fluß Lebed, untersuchte den See Teletsk, berührte Tschulschman, Jan und Agalan, überschritt den Schapschalpaß, drang bis zum Flusse Kemtschik vor, suchte und fand die Quellen des Jenisei und

durchwanderte das ganze Gebiet dieses Flusses bis zur Stadt Jeniseisk, wo die Expedition ihr Ende erreichte. Auf dieser langen Wanderung traf Adrianow überall Völkerschaften an, die nur durch Einwanderung in diese Gegenden gekommen sein konnten. Wirkliche Russen fand man nur im Quellgebiet des Jenisei und am Flusse Usg. Die Bevölkerung des Altaigebirges und jenseits des sajanischen Gebirges ist im vorigen Jahrhundert eingewandert und besteht aus Sektirern. Ihre Existenz blieb bis zum Jahre 1868 gänzlich unbekannt und wurde erst durch einen russischen Beamten, der in jenen Gegenden Vermessungen ausführte, ermittelt. Aehnliche Kolonien, wie in den eben erwähnten Gegenden, hat Adrianow bei Tobut am Kuku-Nor angetroffen. Wie die von ihm erworbenen Dokumente nachweisen, sind dieselben im Jahre 1800 gegründet worden. Die Kolonisten sind überaus wild und räuberisch; dieselben haben unzählige Male die Magazine überfallen und ausgeplündert, welche russische Kaufleute in ihren Gebieten anlegten; auch Adrianow wurde von ihnen angegriffen. Außer diesen Kolonisten besuchte der Reisende auch die sogenannten schwarzen Tataren an den Flüssen Kondoma und Luida, einen Stamm, der bis dahin nur von Radloff besucht und beschrieben worden ist. Die schwarzen Tataren werden für Abkömmlinge der großen finnischen und turanischen Stämme gehalten. Ihre Lebensweise bietet verschiedene interessante Eigenthümlichkeiten dar. Es macht sich z. B. bei ihnen ein unverkennbares Bestreben geltend, das nomadisirende Leben durch den Aufenthalt in festen Wohnsitzen zu ersetzen; ihre Wohnungen sind viereckig gebaut und den russischen Bauernhäusern ähnlich, man findet thönerne Oefen, sowie mancherlei sonstige Zeichen einer gewissen Kultur bei ihnen. — Von Jadrintsow, welcher über die Kulturstufe dieser eingewanderten Völkerschaften eingehende Untersuchungen angestellt hat, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß das oben erwähnte kulturhistorische Moment gerade den finnischen und turanischen Stämmen eigenthümlich sei, und man außerdem bei ihnen die Anfänge der Gewerbe des Ackerbaues, der Spinnerei und Weberei vorfinde. Diese bisher in anthropologischer Beziehung fast gänzlich unerforschten Volksstämme führen gleich den die Abhänge des sajanischen Gebirges bewohnenden Sajanen den gemeinschaftlichen Namen „Tuba", der wahrscheinlich mongolischen Ursprunges ist, da man denselben als „Tuba" bei den Volksstämmen der nördlichen Mongolei, sowie bei Stämmen am Kossogolsee wiederfindet. Jadrintsow machte weiter auf die bemerkenswerthe Vermischung aufmerksam, welche zwischen den verschiedenen sibirischen Volksstämmen und dem russischen Elemente stattfindet; die Assimilation vollzieht sich am leichtesten zwischen Russen einer- und Finnen oder Turaniern andererseits, am schwersten dagegen zwischen Russen und Mongolen. Man hat zu konstatiren vermocht, daß bei der Vermischung von Russen und Finnen oder Turaniern jeder charakteristische oder bestimmt ausgeprägte Typus sehr rasch verschwindet, wogegen sich derselbe bei Mischung der Russen mit Mongolen merkwürdig lange erhält. Außer sonstigen Forschungen hat Adrianow auch solche auf archäologischem Gebiete ausgeführt und eine bedeutende Anzahl Abbildungen von Steinarbeiten und Denkmälern, die er bei den Sajanen und in der Mongolei vorgefunden, angefertigt. Sehr interessant sind die Abbildungen von Grabdenkmälern, von denen einige nur aus konischen Steinhaufen bestehen, während andere ganz flach angelegt und von einem Kreise größerer Steine umgeben sind, noch andere eine primitive Steinmetzarbeit aufweisen und zwar derart behauen sind, daß sie eine entfernte Aehnlichkeit mit einem menschlichen Körper besitzen. Sehr häufig fand man auf den Grabstätten Knochen und andere Ueberreste von Pferden, welche als Todtenopfer dargebracht waren. Auch hat man Runenschriften vorgefunden, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem altnordischen (?) besitzen sollen. Herr Jadrintsow wird demnächst ein umfangreiches Werk über die uralo-altaischen und ugro-turanischen Stämme Sibiriens beendet haben, das wahrscheinlich in russischer und deutscher Sprache erscheinen und von den Ethnographen ohne Zweifel mit Freude begrüßt werden wird.

H. Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im Oktober 1884 ist die Vermessung Bosniens vollkommen beendet worden, wie Minister von Kallay im Budgetausschuß der österreichischen Delegation anfangs November mittheilte, und bis zum Juni sollen auch die auf die Vermessung basirten Katasterkarten fertig gestellt werden. Die Vermessung, an welche sich nun unmittelbar die Anlegung von Grundbüchern anschließen soll, hat eine Zeit von vier bis fünf Jahren in Anspruch genommen und hat 3 Millionen Gulden gekostet, welche aus den Mitteln des Landes selbst bestritten wurden. Ueber die Kolonisation machte derselbe folgende Mittheilung. Es sind von Südtirolern an drei Punkten Kolonien etablirt worden, und zwar bei Banjaluka, Priedor und Konjica. Die ersten Kolonisten, nämlich jene bei Banjaluka, haben einen Waldboden zur Ausrodung überantwortet bekommen, und hier ist natürlich eine entsprechende Zeit nothwendig, bis diese Kolonie sich kräftig entwickeln kann. Es geht ihr jedoch auch jetzt nicht schlecht. Bei Priedor haben die eingewanderten Kolonisten von Seite der Begs Ländereien zugewiesen erhalten, und diese Kolonie hat sich auf das vortheilhafteste entwickelt. In Konjica sind jedoch zwei Drittel der Eingewanderten nicht Landleute, sondern Handwerker oder Tagelöhner gewesen, die mit dem Landbau gar nicht vertraut waren und denselben erst von den Einwohnern lernen wollten. Daß diese sich unter solchen Verhältnissen in einem fremden Lande nicht behaupten konnten, ist wohl an sich selbst leicht verständlich, und es blieb der Mehrzahl derselben daher auch nichts übrig, als nach der Heimath zurückzukehren, wobei sie von der Regierung nachhaltig unterstützt worden sind. Die Zurückgebliebenen aber, welche dann in den Besitz des von der Regierung beigestellten Viehes auch der Zurückkehrenden gelangt sind, haben sich allmählich eingewöhnt, und es geht ihnen ganz erträglich. Es wäre daher nur zu wünschen, daß bei weiteren Kolonisirungsversuchen schon in der Heimath eine geeignete Auswahl unter den Leuten getroffen werde, damit dieselben die für eine gedeihliche Kolonisation nothwendige Vorbedingung mitbringen.

— Auf S. 240 dieses Bandes brachten wir die Angabe, daß das dänische Kanonenboot „Fylla" Ende August die bei Kap Reykjanes neu entstandene Insel nicht gefunden habe. Ebenso erging es einem französischen Kriegsschiffe, und trotzdem war die Insel vorhanden, denn bald darauf hat sie der englische Konsul in Reykjavik, Mr. Spence Paterson, durch ein Teleskop gesehen (s. „Nature", 13. November 1884). Bei trübem Wetter ist sie von dem Leuchtthurme auf Kap Reykjanes auch einem bewaffneten Auge nicht sichtbar, während der Wächter sie bei hellem Wetter wiederholt ohne Teleskop erblickt hat. Seit dem 29. Juli, wo er sie zuerst

sah, hat sie durch Einsturz der Südseite ihre Gestalt wesentlich verändert; vielleicht ist sie schon früher entstanden und ruhig und ohne Geräusch aus dem Meere aufgetaucht, denn keine der üblichen vulkanischen Erscheinungen, wie Erdbeben, Rauch, Feuer u. s. w. begleiteten ihre Entstehung. Bis Ende September hat sie noch niemand besucht, weil stets stürmisches Wetter herrschte und die See dort sehr gefährlich ist.

Afrika.

— Am 6. August ist Kapitän Hanssens von einer Fahrt nach dem oberen Kongo, welche 136 Tage in Anspruch nahm, nach Leopoldville am Stanley-Pool zurückgekehrt. Mit zwei Dampfern und zahlreicher Begleitung hat er die entfernteste Station an den Stanley Falls verproviantirt und mit zwei Beamten, dem Schweden Wester und dem Belgier Amelot, versehen. Ueberall wurde er von der Bevölkerung gut aufgenommen, hat mit den Häuptlingen zahlreiche Verträge abgeschlossen und an der Mündung des Aruwimi eine Station errichtet. (Uebrigens soll dieser Strom von seinen Anwohnern Ubingi genannt werden und ersterer Name sich auf einen Theil des Kongo selbst beziehen.) Auch mehrere Nebenflüsse des Kongo hat Hanssens untersucht. Leider verlor er unterwegs am 26. Juni den Apotheker Ernest Courtois am Gallenfieber; derselbe hatte Europa im August 1883 verlassen und war im März zum Chef der Station an den Stanley-Fällen ernannt worden —; es ist der zweite Todesfall binnen kurzer Zeit, der für die Schädlichkeit des Klimas am Kongo Zeugniß ablegt.

— Der italienische Marinelieutenant Massari, welcher in Matteucci's Begleitung 1880 bis 1881 Nordafrika von Aegypten über Dar-Fur, Wadai und Bornu bis zum Niger und der Küste von Oberguinea durchzogen hat, trat später in die Dienste der „Association internationale" und erhielt den Befehl über die Station Manjanga am unteren Kongo. Kürzlich wurde er nun von dem Generalverwalter de Winton beauftragt, an der Spitze einer Expedition den Koangofluß, der oberhalb des Stanley-Pool von Süden in den Kongo mündet, zu erforschen. De Winton selbst hat bereits den Unterlauf des Koango einige Tagereisen weit befahren und mit seinen Anwohnern freundschaftliche Beziehungen angeknüpft; Massari soll dieses Werk fortsetzen, den Strom soweit aufwärts befahren, als dies für seinen Dampfer möglich sein wird und vielleicht eine oder mehrere neue Stationen errichten. Bekanntlich hat Major A. von Mechow den Koango von Süden her bis etwa 5° 6' südl. Br. befahren, wo die Steinbarre Kingunschi etwa auf der Grenze der Stämme Majakalla und Makunde seinem Vordringen ein Ende bereitete. Von der Mündung des Koango bei Kuamouth bis zu dieser Steinbarre beträgt die Entfernung in der Luftlinie etwas über 200 km. (Hierbei sei erwähnt, daß A. von Mechow's „Karte der Koango-Expedition" soeben in 26 Blättern von eleganter Ausführung, freilich zu dem enormen Preise von 60 Mark bei Asher u. Co. in Berlin erschienen ist.)

— Ein sehr vielseitiges und vollständiges „Handbuch für Madeira" hat der seit Jahren auf der Insel lebende Professor Dr. P. Langerhans unlängst auf Grund des besten englischen Handbuches, desjenigen von James Yate Johnson veröffentlicht (Berlin 1884). Neben allen nur wünschenswerthen praktischen Angaben enthält es Kapitel über Geographie, Geschichte, Bevölkerung, Verwaltung, den Wein, Zoologie, Botanik, Geologie u. s. w., besonders aber zwei eingehende Abschnitte über Meteorologie und Aerztliches, in welchen der Verfasser viel Neues nach seinen eigenen Beobachtungen bietet. Litteratur-Verzeichniß, Index, Uebersichtskarte der Insel und Plan von Funchal, nichts fehlt, um das Buch in jeder Hinsicht zu einem äußerst brauchbaren zu machen, und das nicht nur für den kranken Besucher der herrlichen Insel.

— Die „Association Internationale" erfährt jetzt selbst von belgischer Seite einen heftigen Angriff. Das Brüsseler Blatt „La Réforme" veröffentlicht nämlich aus dem Briefe eines Belgiers, datirt Stanley Falls (Pool?), 18. September, folgendes: „Ich höre soeben, daß wir uns mit den Eingeborenen zwischen Lutib (Lutete?) und Mayanga in offenem Kriege befinden. (Dieser Angabe, aber nur dieser allein, wird in No. 19 von „Le Mouvement Géographique" widersprochen.) Oberst Sir F. de Winton, der die Truppen befehligt, soll mehrere Dörfer niedergebrannt und zahlreiche Gefangene gemacht haben. Wir befinden uns in Afrika auf einem Vulkane, der stets ausbrechen kann. Unser Leben hängt an einem Faden; denn wenn die Eingeborenen entschlossen sind, bleibt kein einziger Weißer hier noch drei Tage lang am Leben. Vor einigen Tagen wurde ein Plan, sämmtliche Weißen in Leopoldville zu vergiften und dann die Station zu plündern und zu verbrennen, entdeckt. Früher oder später wird dergleichen bestimmt vorkommen. Eingeborene, die von Bolobo kommen, berichten, daß die Schwarzen die Station angegriffen und einen Mann, wahrscheinlich einen Zanzibarer, getödtet haben. — Veröffentlichen Sie diesen Brief nicht oder thun Sie es wenigstens so, daß mein Name nicht bekannt wird. Denn die Association versteht sich an denen, welche die Wahrheit sagen, zu rächen. Verschiedenen Belgiern sind Träger verweigert worden, mit deren Hilfe sie nach Europa oder wenigstens an die Küste zurückkehren wollten; dieselben waren krank und wünschten den Dienst der Association zu quittiren."

Da diese Enthüllung nicht von portugiesischer oder französischer Seite kommt, die der Parteilichkeit geziehen werden könnte, sondern von einem Belgier und aus dem eigenen Lager der Association, so muß man ihr eine erhöhte Bedentung beimessen, zumal in Verbindung mit den Anklagen, welche die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik" nach dem Tagebuche A. Schaumann's gegen die Association erhoben hat (s. „Globus", Bd. 46, S. 256) und die bisher unwiderlegt geblieben sind. Aber zu bedauern wäre es, wenn die Association, welche durch Convention vom 8. November vom Deutschen Reiche anerkannt worden ist, und welcher die Berliner Konferenz so bedeutende Rechte einzuräumen im Begriffe steht, wirklich nicht auf festeren Füßen stände, als wie obiges Schreiben andeutet.

Australien.

— Nach amtlicher Angabe stand die Bevölkerung der australischen Kolonien am 30. Juni 1884 in runder Zahl auf folgender Höhe: Viktoria 940000; Neu-Süd-Wales 880000; Queensland 260000; Südaustralien 313000; Westaustralien 35000 und Tasmanien 125000; zusammen 2553000.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.





